UTSA Libraries
1 0000 00233400 9

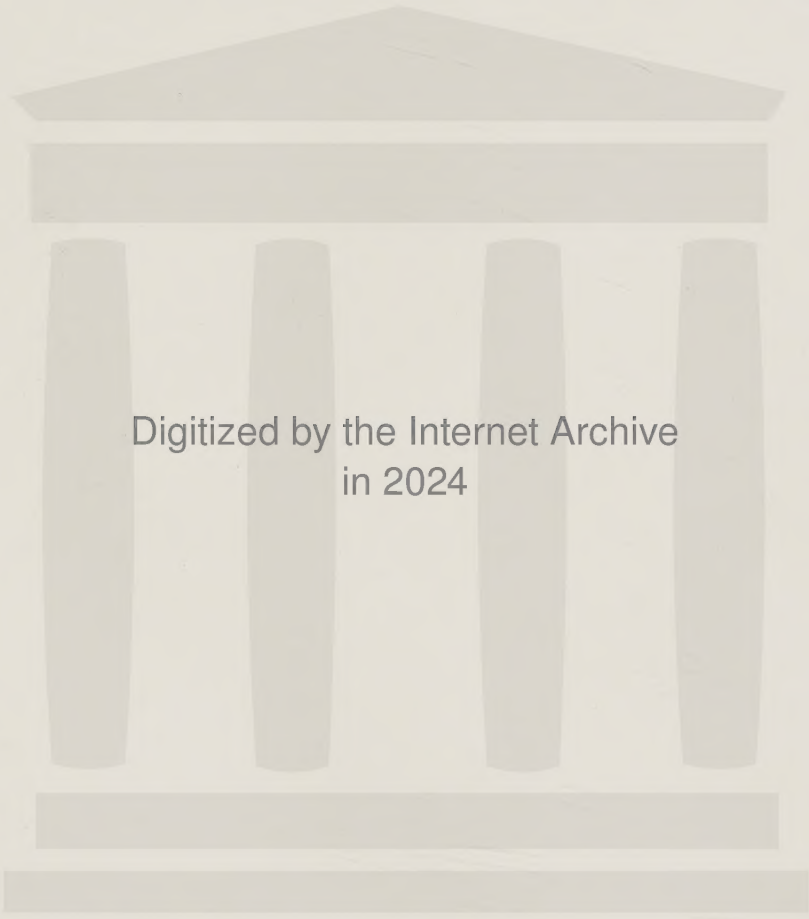
STAFF:
CHECK FOR CD-ROM
IN ~~FRONT~~ POCKET
BACK

Uli Otto und Eginhard König

„Ich hatt' einen Kameraden..."

Militär und Kriege in historisch-politischen Liedern in den Jahren von 1740 bis 1914

ConBrio Verlagsgesellschaft


Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/ichhatteinenkame0000ulri

Uli Otto und Eginhard König

Ich hatt' einen Kameraden...

WITHDRAWN
UTSA Libraries

Uli Otto und Eginhard König

Ich hatt' einen Kameraden...

Militär und Kriege in historisch-politischen Liedern in den Jahren von 1740 bis 1914

WITHDRAWN
UTSA Libraries

Herausgegeben von der
Folk- & Volksmusikwerkstatt
Regensburg und Ostbayern e.V.

1999 ConBrio Verlagsgesellschaft

„Da die Kriege in den Köpfen der Menschen beginnen, ist es notwendig, in den Köpfen der Menschen Vorsorge für den Frieden zu treffen."
UNESCO-Präambel vom 16.11.1945

WITHDRAWN
UTSA Libraries

© 1999 by ConBrio Verlagsgesellschaft
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise bedarf der Genehmigung des Verlages. Printed in Germany

Umschlaggestaltung unter Verwendung von Gustav Graefs „Auszug der ostpr. Landwehr 1860/61"

DTP
Monika Angerer, Lektorat und DTP, Regensburg

Druck
Erhardi-Druck, Regensburg

ISBN 3-932581-14-8
CB 1114

Inhaltsverzeichnis

VORWORT 21
Militärgeschichte als Sozialgeschichte 32
Lieder als historische Quelle 34
Auswahl der Lieder – Chronologie und Aufbau 37
Die historischen Einleitungen – Die Melodien – Liedkommentare 39
Anmerkungen 43

Das Zeitalter der Kabinettskriege 49
Militär und Gesellschaft im Zeitalter der Kabinettskriege 49
Der Militärstaat Preußen unter dem Soldatenkönig 51
Kriegsführung und Kriegstechnik im 18. Jahrhundert 55
Desertionen 58
Die Schlesischen Kriege 60
Der Siebenjährige Krieg 61

LIEDER AUS DER ZEIT DER KABINETTSKRIEGE 68
1. Gespräch zwischen Maria Theresia und König Friedrich über den Frieden 69
2. Auf, ihr tapfre Kriegssoldaten 1741 70
3. Hahnengeschrei 1742 71
4. Rückzug der Franzosen vor Prag 1742 72
5. Bayrfürst und du ä, Frantzoß 73
6. Schlacht bei Hohenfriedberg (4.6.1745) 74
7. Schlacht bei Kesseldorf (15.12.1745) 75
8. Rückmarsch nach Schlesien 1745 75
9. Auweh, das ist halt ein Leben 77
10. Ein Soldat muß leiden viel 78
11. Und morgen lauf ich wieder fort 79
12. Und machten mich zum Soldaten 80
13. Menschä, was soll das mehr seyn 81
14. Menscher, was stelln wir an 82
15. Mit List hat man mich gefangen 83
16. O König von Preußen 85
17. Ist einer weil dort wohl in der Stadt drin 86
18. Bin doch ein Sklav', ein Knecht 87
19. Grenadierlied 88
20. Schlacht bei Lowositz 1756 89
21. Schlacht bei Lowositz an der Elbe (1.10.1756) 90
22. Auf die beym Königs-Stein eingeschlossenen Sachsen (Oktober 1756) 91
23. Schlacht bei Prag (Mai 1757) 92
24. Die Prager Schlacht 93

25. Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag 1757 94
26. Schlachtgesang vor dem Treffen bei Kollin (18.6.1757) 95
27. Schlacht bei Collin 95
28. König aus Preussen, was bildest dir ein 96
29. Lusti Curäschi 97
30. Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach (5.11.1757) 98
31. Spottlied auf Friedrichs Gegner 1757 101
32. Spottlied auf Soubise 102
33. Prostemahlzeit Soubise 103
34. Schlacht bei Leuthen (5.12.1757) 103
35. Spottlied auf Prinz Karl 105
36. Friedrich der Große und Daun 105
37. Nach der Bataille bei Lissa 106
38. Spottlied auf die Franzosen 1758 106
39. Kriegslied der Preußen im Siebenjährigen Krieg 1758 107
40. Schlacht bei Zorndorf (25.8.1758) 108
41. Schlacht bei Zorndorf 108
42. Schlacht bei Zorndorf 109
43. Elegie auf die Schlacht bei Kunersdorf 110
44. Schlacht bei Kunnersdorf 111
45. Gefangennahme des Finkschen Corps 1759 113
46. Berennung von Breslau 1760 113
47. Auf die Schlacht bei Torgau (3.11.1760) 113
48. Feldzug 1761 114
49. Soll denn gar kein Frieden werden 115
50. Fridericus Rex 116
51. Testament Friedrich's des Großen 119
52. Die Invaliden an Friedrich's II. Grabe († 1786) 120
53. Der Invalid 121
54. Folgt nicht der Trommel Ton 122
55. Der Musketier 123

Exkurs: Der bayerische Erbfolgekrieg 124

56. Lied eines Bayerischen Grenadiers auf den Jahrtag Churfürst Maximilian III. 125
57. Lied eines Bayerischen Grenadiers (Regensburg 1779) 127
58. Lied eines Straubinger Bauern 1778 129
59. Lied eines Lechrainer Bauern bei der Ankunft des Churfürsten von der Pfalz zu Rain den 8. October 1778 130
60. Vertrautes Abschieds-Gespräch zwischen einem Preußen und Sachsen bey dem Abmarsch der preußischen und sächsischen Armeen 1779 131

Anmerkungen 132

DAS ZEITALTER DER VOLKSKRIEGE 139
Die Französische Revolution 139
Die Revolutionsarmee: Freiwilligenheer – Demokratisierung – Kampfmoral 140
Kriegsführung – Wehrpflicht 144
Die Kriege der Revolutionsarmeen (1. und 2. Koalitionskrieg) 147
Das Heer Napoleons: Gliederung – Kriegsführung – Versorgung 150

Alltag des Soldaten: Rekrutierung – Ausbildung – Plünderungen – Kranken„versorgung" – Kriegsgefangenschaft 154
Die Napoleonischen Kriege bis 1812 158
Die Armeen des alten Europa 161
Zustände in der preußischen Armee vor 1806 161
Die preußische Katastrophe 163
Anfänge der Heeresreform in Preußen, Österreich und Bayern 167
Widerstandsaktionen in Norddeutschland 171
Bayern zum Exempel 174
Bayerns Weg ins napoleonische System 174
Bayerisch-französische Waffenbrüderschaft 175
Die bayerische Herrschaft in Tirol 176
Der Tiroler Aufstand 178
Der Rußlandfeldzug 1812 179
Patriotismus und Befreiungskriege: Die Wende 185
Der Patriotismus der Deutschen 185
Freikorps – Landwehr – Landsturm 189
Die Schlacht von Leipzig 194
Von Leipzig nach St. Helena 196

LIEDER AUS DER ZEIT DER VOLKSKRIEGE 200
61. Unser Korporal, der gestrenge Mann, den klag ich an 205
62. Ach Brüder, wie es uns geht, erbärmlich um uns steht 206
63. Bei Valmy auf der Höh, da fing das Unglück an 207
64. Belagerung von Landau 208
65. Das Springeser Schlachtlied 209
66. Gespräch von der Verteilung der Länder und Friedensschluß zu Regensburg 1803 211
67. Friedensgespräch auf dem endlich geendigten Friedensschluß 213
68. Deren verlassenen und verrathenen Hannoveranern Klagpsalm 214
69. Schlacht bei Austerlitz (2.12.1805) 215
70. Die Bayern bei Iglau (Dezember 1805) 217
71. Der boarische Kanonier 218
72. Schlacht bei Jena (14.10.1806) 219
73. Saalfeld, Jena 1806 220
74. Prinz Louis Ferdinands Tod (10.10.1806) 221
75. Prinz Louis bei Saalfeld 222
76. Die Bayern vor Glogau 223
77. Der König von Graudenz 1807 224
78. Verteidigung von Colberg 1807 224
79. Das Lied von Gneisenau 1813 225
80. Schlacht von Preußisch-Eylau (8.2.1807) 227
81. Schlacht bei Eylau 1807 228
82. Neues Gespräch über den letzten Krieg zwischen Kaiser Napoleon, König von Preußen, Kaiser von Rußland und den andern großen europäischen Mächten 229
83. Ach wie geplagt sind wir Soldaten 1808 232

84. Schlacht bei Regensburg 1809 233
85. Schlachten bei Regensburg (19.-24.4.1809) 237
86. Kriegs-Lied über die große und blutige Schlacht bei Regensburg den 23. April 1809 237
87. Schill bei Dodendorf (4.5.1809) 238
88. Schill 239
89. Schills Freischaar 1809 239
90. Schill im Tode (31.5.1809) 242
91. Das Lied vom Schill 242
92. Tod der Schillschen Offiziere 1809 243
93. Das Kriegsgericht zu Wesel 244
94. Schill (Eine Geisterstimme) 245
95. A neus Liadl 1805 246
96. Tirolergesang vom Jahr 1809 249
97. Als frühmorgens der Tag anbrach 250
98. Andreas Hofer 252
99. Schützenlied 253
100. Nun hört uns, ihr Bayern 253
101. Speckbacher 1809 255
102. Andreas Hofer 1810 256
103. Zu Mantua in Banden 257
104. Kornprinz Ludwig in Tirol 1810 259
105. Schlacht bei Smolensk (17.8.1812) 260
106. Polozk 1812 260
107. Tod des Bayerischen Generals Deroi (18.8.1812) 261
108. Napoleons russischer Feldzug 1812 263
109. Der alte Napoleon 264
110. Wie kommst du, großer Kaiser, von Rußland nach Paris? 264
111. Spottlied auf Napoleons Rückzug aus Rußland 1812 265
112. Kaiser Napoleon's Abendlied 1813 266
113. Soldaten aus Rußland 267
114. Der Napoleon 268
115. Napoleonslied (Napoleons Rückzug) 269
116. Fluchtlied 1812 271
117. Der gute Kamerad 272
118. Kriegslied 274
119. Geständnis des Königs an die Kasselaner 276
120. König Friedrich Wilhelm lebe 1813 278
121. Gebhard Leberecht von Blücher 279
122. Blüchers Gedächtnis 280
123. Der Freiheit Schlachtruf 281
124. Marschlied der Jäger 283
125. Kriegselend 284
126. Gebet während der Schlacht 285
127. Männer und Buben 287
128. Lützows wilde verwegene Jagd 288
129. Schwertlied 290
130. Körner's Tod (26.8.1813) 292

131. An die Lützower Jäger 293
132. D'Salzburger Landwehr 293
133. Der Krähwinkler Landsturm 295
134. Die sächsische Landwehr bei Courtray (30.3.1814) 296
135. Der Invalide von 1809 297
136. Aufgebot 1813 298
137. 's ist Alles lauter Falschheit 299
138. Der Landsturm 300
139. Abmarsch der österreichischen Jäger 1813 301
140. Schlacht bei Lützen (2.5.1813) 301
141. Auf Scharnhorsts Tod (28.6.1813) 302
142. Schlacht bei Großbeeren (23.8.1813) 303
143. Das Lied von Großbeeren 304
144. Die Schlacht bei Großbeeren 304
145. Die Schlacht an der Katzbach (26.8.1813) 307
146. Schlacht bei Kulm (29.-30.8.1813) 308
147. Aufforderung an König Max 309
148. Übergang der Bayern zu den Alliierten (8.10.1813) 309
149. Die Schlacht von Dennewitz (6.9.1813) 310
150. Die Schlacht bei Leipzig (18.10.1813) 311
151. Schlacht bei Leipzig 311
152. Soldat bin ich gewesen 312
153. Die Feldflasche 313
154. Die Schlacht bei Leipzig 314
155. Bombardement von Würzburg (24.10.1813) 316
156. Schlacht bei Hanau 317
157. Wo aus Napoleon? Wo aus, wohin? 1813 318
158. Preußen und Napoleon 1813 319
159. Das große Gespräch bei Dresden 1813 320
160. Die verbündeten Mächte 1813 322
161. Marsch der Bayern gegen Frankreich 324
162. Der Landsturm 324
163. Rheinübergang 325
164. Marschieren wir ins Franzosenland 1814 326
165. Auf Brüder, zum Streit 326
166. Blücher am Rhein 327
167. Das Lied von Brienne 328
168. Bayern in der Schlacht von Brienne 328
169. Ich bin der Schlächter Bonapart 329
170. Einnahme von Paris 1814 331
171. Friedensunterhandlungen der Potentaten mit Napoleon den 1. März in Paris 1814 331
172. Einmarsch der Deutschen in Paris 1814 335
173. Napoleon's Rückkehr von Elba (1.3.1815) 337
174. Napoleon in den Niederlanden 1815 338
175. Also lustig, ich bin froh 339
176. Ihr lustigen Soldaten 340
177. Waterloo 1815 340

178. Schlacht bei Waterloo 341
179. Der letzte Gang 1815 342
180. Schlacht bei Schönbund (18.6.1815) 343
181. Die Schlacht von Waterloo 344
182. Der Preußen Gruß an die Pariser 347
183. Abmarsch aus Lothringen 349
184. Auf Murats Tod 1815 350
185. Hellauf mit frohem Rundgesang 351
186. Du großer Napoleon, du mußt übern Rhein 352
187. Die Friedensfeier 353
Anmerkungen 358

DER VORMÄRZ UND DIE REVOLUTION VON 1848/1849 373
Die Folgen des Wiener Kongresses 373
Die französische Julirevolution 1830 und ihre Wirkungen auf Deutschland 375
Das Krisenjahr 1844 378
Der „bayrische Paukenschlag" – Ludwig I. und Lola Montez 380
Die Revolution von 1848/1849 382
Die Lage in Wien und Berlin im März 1848 382
Versuch einer Weiterführung der Revolution 1848 in Baden 384
Die Frankfurter Nationalversammlung 385
Sieg der Reaktion in Wien und Berlin 387
Die Kämpfe um die Reichsverfassung im Jahr 1849 –
Endgültiges Scheitern der Revolution 390
Das Militär im Vormärz und während der Revolution von 1848/1849 –
Das Verhältnis zwischen Militär und Bürgertum 393
Das Militär während der Revolution von 1848/1849 397

LIEDER AUS DER ZEIT DES VORMÄRZ UND DER REVOLUTION VON 1848/1849 405
188. Man gab uns viele schöne Worte 1815 406
189. Der Invalide im Irrenhaus 408
190. Michelsode 409
191. Der Herzog von Braunschweig ist auch fortgejagt 1830 410
192. Das Blutgericht 411
193. Soldatenlied (im März 1848) 413
194. Zum 18. März 1848 414
195. Denkst du daran 416
196. Rache 417
197. Prinz von Preußen, wir woll'n dich mit Steinen schmeißen 418
198. Wir wollen ihn nicht haben 419
199. Wir wollen ihn nicht haben 420
200. Reichet uns die Hand, Soldaten 420
201. Brudermord 421
202. Das Guckkasten-Lied vom großen Hecker 423
203. Ein schönes neues Lied von dem weltberühmten Struwwel-Putsch 426

204. Steh' ich in finstrer Mitternacht 428
205. Die Fahnen wehn, die Fahnen wehn 429
206. Ja, frühmorgens zwischen vier und fünfen 430
207. Nun hütet euch, ihr Fürsten 431
208. Zu Deutschlands Schmach und Schande 432
209. Der Freiheit Fahnenträger 433
210. Berlin im Belagerungszustand 435
211. Gebet der belagerten Berliner 1849 437
212. Deutschlands größter Schweinehund 438
213. Wach auf, mein Volk, es naht der Tag der Rache 439
214. Wir lieben die Freiheit und brauchen keinen König 440
215. Badisches Wiegenlied 440
Exkurs: Die Bayern in Griechenland 442
216. Ins Griechenland 444
217. Jetz reisen wir nach Griechenland 445
218. Lied der nach Griechenland ausziehenden Bayern beim Ausmarsch aus Augsburg 1833 446
219. Abfahrt der Bayern nach Griechenland 1833 447
220. Der Freiwilligen Loblied auf Griechenland 448
Anmerkungen 450

DAS ZEITALTER DER EINIGUNGSKRIEGE 459
Heerwesen und Kriegsführung im 19. Jahrhundert 459
Von Clausewitz zu Moltke 459
Technische Neuerungen 461
Primäre Neuerungen 462
Sekundäre Neuerungen 463
Heeresorganisation und Heeresreform in Preußen 465
Die deutschen Einigungskriege 466
Der Krieg von 1864 466
Die Vorgeschichte 467
Stärke und Gliederung der gegnerischen Armeen 469
Der Kriegsverlauf 469
Der Krieg von 1866 470
Der Weg in den Krieg 470
Operationspläne und Stärkeverhältnisse 472
Der Kriegsverlauf 477
Die militärische Neuordnung nach 1866 482
Der deutsch-französische Krieg von 1870/1871 483
Der Kriegs„ausbruch" 483
Stärkeverhältnisse und Operationspläne 487
Die ersten Schlachten: Weißenburg – Wörth – Spichern 489
Die Schlacht um Metz 492
Sédan 493
Die Situation nach Sédan 495
Der weitere Verlauf der Krieges 496
Das Ende des Krieges: Paris und Versailles 500

LIEDER AUS DER ZEIT DER DEUTSCHEN EINIGUNGSKRIEGE 502
Dänischer Krieg 1848 und 1864 506
Die Auseinandersetzungen des Jahres 1848/1849 506
221. Wat is den Dän sin Vaaderland? 506
222. Die Reise nach Jütland 508
223. Der Eckernförder Spaß (5.4.1849) 509
224. Der Sturm auf die Düppeler Schanzen (13.4.1849) 510
225. Sturm auf die Düppeler Schanzen (13.4.1849) 511
226. Zur Erinnerung an den 15. April 1849 512
227. Der Friedhof zu Satrup 1849 513
Der Krieg von 1864 514
228. Schleswig-Holstein 1863 514
229. Düppeler Schanzen schwer errungen 1864 515
230. Die Erstürmung der Düppler Schanzen und des Brückenkopfes durch die Preußen am 18. April 1864 516
231. Lied von Düppel 516
232. Der Tag von Düppel 517
233. Friedrich Carl vom Zollernstamme 520
Preußisch-österreichischer Krieg 1866 522
234. Die Schlacht bei Langensalza (27.6.1866) 522
235. Soldatentod (27./28.6.1866) 524
236. Das freudige Wiedersehen 1866 524
237. Sächsisches Kriegslied 1866 526
238. Ein heimatloses Heer 527
239. Hingebung 1866 528
240. Auf der Freiheit Feld 529
241. Deutscher Held 1866 530
242. Der Kronprinz Albert in Böhmen 1866 530
243. Schlacht bei Königgrätz (3.7.1866) 531
244. Die Schlacht bei Königgrätz 531
245. Königgrätz 1866 532
246. Das Begräbnis eines sächsischen Reiters 533
247. Wo soll ich setzen meinen Pflug in die Erde? 533
248. Und als die Nachricht kam nach Berlin 536
249. Schlacht bei Kissingen (10.7.1866) 536
250. Wir ziehen jetzt hinaus ins Feld 537
251. Bei Tauberbischofsheim (24.7.1866) 537
252. Gefecht bei Roßdorf 1866 538
253. Bruderkrieg 1866 540
254. Europäisches Welttheater 541
Deutsch-französischer Krieg 1870/1871 545
Nationale Begeisterung beim Kriegsausbruch 545
255. Die Wacht am Rhein 545
256. Unser Losungswort 548
257. Vom Fels zum Meer 548
258. Napoleon und die Süddeutschen 549
259. Allgemeines Kriegslied 1870 550

260. Er ruft uns ans Gewehr 551
261. Klagelied eines Franzosen (Mitte Juli 1870) 552
262. Wir sind da (den 55ern gewidmet) 554
263. Heldenthaten von 1870 555
Emser Episode 556
264a. Benedetti der Franzose 556
264b. Ems 1870 556
265. Der Franzmann ist toll 558
266. Der Lügenkaiser 559
267. Hat ihn schon 560
Personenkult (Anfang des 70er Jahres) 562
268. O Kaiser Napoleon, zieh nicht in den Krieg 562
269. Ein lustiges Marschlied 1870 562
270. Vater Blücher 564
271. Noch lange nicht genug! 564
272. Napoleon und Bismarck 567
273. Vater Moltke 568
Kriegerische Ereignisse der Jahre 1870/1871 569
Saarbrücken 569
274. Die Garnison von Saarbrücken 569
275. Wie Napoleon Saarbrücken nahm (2.8.1870) 571
276. Saarbrücken 571
277. Lied der Vierziger bei Saarbrücken 572
278. Die Wacht bei Saarbrücken 573
279. Die Feuertaufe 573
Weißenburg und Wörth 575
280. Die Schlacht bei Weißenburg (4.8.1870) 575
281. Die bayrischen Knedel bei Weißenburg 575
282. Bei Weißenburg 576
283. Der erste gefangene Turco 577
284. Schlacht bei Wörth (6. 8.1870) 577
285. Kronprinz und Marschall Mac Mahon 577
286. Siegeslied 578
Von Wörth nach Sedan 581
287. Sturm der Bayern auf die Festung Marsal (14.8.1870) 581
Metz 582
288. Die Preußen vor Metz 582
289. Marschall Bazaine 584
290. Bazaine 585
291. Schlacht bei Mars la Tour (16.8.1870) 586
292. Mars la Tour (16.8.1870) 586
293. Der deutsche König (Schlacht bei Rezonville 18.8.1870) 587
294. Schlacht bei Gravelotte oder Rezonville (18.8.1870) 588
295. Saint-Privat (18.8.1870) 588
296. Beaumont (30.8.1870) 590
297. Schlacht bei Beaumont (30.8.1870) 590

Die Schlacht bei Sedan 591
298. Schlacht bei Sedan (1.9.1870) 591
299. Sedan 593
300. Wir Bayern ziehn ins Feld! 593
301. Was gibt es in der Welt? 1870 594
302. Als in Frankreich die Fackeln des Krieges entbrannten 595
303. Die lustige Jagd (29.8.-1.9.1870) 596
304. Die Sachsen in der Schlacht bei Sedan 597
305. Sedan 597
306a. Bei Sedan auf den Höhen 599
306b. Bei Sedan auf den Höhen 599
306c. Bei Sedan auf den Höhen 600
307. Denkst du daran? 601
308. Bazaine's Abschied 602
309. Brandenborschet Landwehrlied 602
310. Lithauisches Soldatenlied 605
Napoleon in Wilhelmshöhe 606
311. Louis ist gefangen 606
312. Der gute Kaiser 608
313. Napoleon's Abschied 608
314. Napoleon vor seiner Abreise nach Wilhelmshöhe 609
315. Das Lied von den Franzosen 610
316. Napoleon, laß die Deutschen in Ruh! 611
317. Wer sitzt dort vor das jelbe Haus? 611
318. St. Helena von 1870 oder Napoleon in der Berliner Gerichtslaube 612
319. Louis Katzenjammer auf Wilhelmshöhe 614
320. Das Czarenlied (nach alter Melodie in neuer Fassung) 615
321a. Das Kutschkelied 1870 615
321b. Kutschke auf Feldwache 616
321c. Füsilier Kutschke's Einsprache 616
322. Lauf, Louis lauf! 617
323. Sie sollen ihn behalten 618
324. Auf Napoleon III. 1870 618
Bayerische Kriegsschnaderhüpfeln und Moritaten 619
325. Boarische Kriegs-Schnaderhüpfln 620
326. Oberbayerische Feld-Schnadahüpfln 621
327. Schnadahüpfln eines bayerischen Soldaten im Felde 622
328. Napoleon als Kriegsheld (in Schnaderhüpfln dargestellt) 623
329. Das Fingerhackeln 625
330a. Siebziger Auszug 626
330b. Im Juli Siebzig sind wir abgereist 628
330c. Der Siebziger Krieg 630
330d. Siebziger-Auszug 637
Der Krieg gegen die französische Republik 639
331. Es streiten nicht mehr Cabinette 639
332. Volkskrieg 640
333. Im Walde von Fontainebleau 640
334. Ein Franctireur 642

Straßburg 644
335. O Straßburg 644
336. Übergabe von Straßburg (28.9.1870) 644
337. An Straßburg 645
338. Straßburg wiedergewonnen 646
339. Lied der deutschen Soldaten im Elsaß 646
340. An die Kellerlochschützen und ihre Freunde im Elsaß 649
Metz 650
341. Kriegslied 650
342. Wie wir Metz erobern 1870 651
343. Vorposten-Poesie vor Metz 1870 652
344. Auf einem Heuboden vor Metz 1870 652
345. Auf einer Verbandstation 1870 652
346. Friedrich Karl, er lebe hoch! 654
Orléans 655
347. Schlacht bei Orléans (11.10.1870) 655
348. Schlacht bei Artenay (9.11.1870) 656
349. Prinz Friedrich Karl vor Orléans (4./5.12.1870) 656
350. 'Z Orleangs wohl an der Kirchhofsmauer 657
Paris 660
351. Das Lied von Bougival 660
352. Der tapfern Schwaben Lob 661
353. Gefecht am 2. und 3. December 1870 beim Dorfe Champigny 662
354. Württembergisches Kriegslied 1870 662
355. Die Bayernschanze 663
356. Fransecky hoch! 663
357. Die Badenser bei Nuits (18.12.1870) 663
358. Kutschke an Garibaldi 665
359. Das deutsche Heer vor Paris 665
360. Bei der Nachricht von dem eröffneten Bombardement vor Paris 1870 665
361. Von der schönen Josephine 1870 666
362. Die Sachsen in der Schlacht bei Saint Quentin (19.1.1871) 666
363. Uebergabe von Paris (27.1.1871) 667
364. Uebergabe von Paris 667
365. Uebergabe von Paris 668
Die Niederlage der französischen Ostarmee 676
366. Die letzten Kämpfe bei Belfort (30.1.-1.2.1871) 676
367. Bourbakis Flucht in die Schweiz (1.2.1871) 677
368. Aus Neufchatel (aus dem „Kladderadatsch") 677
Friedensschluß und Gründung des Deutschen Kaiserreichs 679
369. Im Schloßhof zu Versailles (18.1.1871) 679
370. Der Friede 679
371. Am Friedenstage 680
372. Friedenslied (1.3.1871) 680
373. Ein ganz neues Bundeslied für den Süden und Norden 681
374. Hoch Deutschland! Hurrah! 681
375. Die guten Kameraden 682
376. So is es zu Kriegeszeeten 682
Anmerkungen 687

DAS ZEITALTER DER IMPERIALISTISCHEN KRIEGE 701
Das deutsche Reich als weltpolitischer Machtfaktor zwischen 1871 und 1914 701
Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich 703
Die verfassungsrechtliche Sonderstellung des Militärs 704
Militarisierung der Gesellschaft 705
Aufbau und Organisation des deutschen Reichsheeres:
Die Einteilung der deutschen Armee 714
Die Waffengattungen 716
Die Infanterie 716
Die Kavallerie 718
Die Artillerie 719
Die Sondertruppen 719
Rekrutierung 719
Militärleben im Deutschen Kaiserreich 720
Militärstrafen 725
Die wirtschaftliche Situation des Soldaten 726
Die innenpolitische „Ordnungs"funktion des Militärs 726
Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894 728
Die Zabern-Affäre 1913 733
Der deutsche Imperialismus 737
Exkurs: Die Rolle deutscher Soldaten bei der Besiedelung und verschiedenen Konflikten Nordamerikas 741
Die deutsche Kolonialpolitik in Afrika 746
Togo 746
Kamerun 748
Deutsch-Südwestafrika 751
Erste Auseinandersetzungen 752
Die weitere deutsche Politik gegenüber den Eingeborenen 755
Der Hereroaufstand 760
Das militärische Aufgebot der Deutschen 761
Der Verlauf der Kämpfe 763
Der Nama-Aufstand 768
Deutsch-Ostafrika 770
Der Araber-Aufstand 1888 771
Der Maji-Maji-Aufstand 772
Die deutschen Südsee-Schutzgebiete 775
Die deutsche Kolonialpolitik in China: Tsingtau 778
Der Boxeraufstand 780
Die Befreiungsmaßnahmen der alliierten Expeditionskorps 783
Strafmaßnahmen und Friedensschluß 786

LIEDER AUS DER ZEIT DER IMPERIALISTISCHEN KRIEGE 789
Soldatenalltag 795
377a. Ich bin Soldat 795
377b. Ich bin Soldat 795
378. Hint'n moga und vorn dürr 797

379. He, Buam uns haben's g'haltn 798
380. Was ham die Buam jetzt für a Leben 799
381. Soldat 800
382. Soldatenlied 801
383. I bitt' Herr Hauptmann, bitt' recht schön 802
384. Auf der Wildbahn 802
385. Herr Hauptmann 803
386. Mein Schatz, willst du zum Tanze gehn? 804
387. I bin Soldat – vallera 805
388. Und wann i mein Schimmal verkauf 806
389. Jetz bin i beim Militär 807
390. Soldatenleiden 808
391. Nur kurz und gut 809
392. Soldatenlust 809
393. Drum bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin 811
394. Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland 812
395. Um uns ist es geschehen 815
396. Freinderl, kennst du das Haus (Zuchthauslied) 815
397. Da muß ich mein Leben beschließen 816
398. Der Wirtssepperl z' Garching 817
399. Kriegslied 819
400. Kein schöner Tod ist in der Welt 819
401. Morgenrot 820
402. Wenn alles grünt 821
403. Traurig klingt das Abendglöcklein 821
404. Verabschiedung 823
405. Der abgerüstete Rekrut 823
Waffengattungen 825
406. Musketier 825
407. Jäger sind zu allem gut 827
408. Wir sind die Füsiliere 827
409. 1. Infanterieregiment „König" 828
410. Mein Regiment, mein Heimatland 829
411. Der bayrische Marsch 830
412. Husarenlust 831
413. Kürassierlied 831
414. Der Schwalangschér 832
415. Weißt du noch die schönen Maitage 833
416. Artilleristenlied 834
417. Die Leute vom Genie 835
418. Pioniere sind stets munter 836
419. Die Sanität 837
420. Die deutsche Meereswacht 838
421. Weiß-Blau 839
Die innenpolitische „Ordnungsfunktion" des Militärs 841
422a. Fuchsmühler Sechserlied 841
422b. Fuchsmühler Holzlied („Das 6er-Lied") 842

422c. Wir sind die tapfern Bayern (Fuchsmühler Lied) 844
423a. Das „Fuchsmühler Waldvögerl“ 845
423b. D'Fuchsmühl'na 846
424. Zu Fuchsmühl war's in Bayern 847
425. Wo Fichtelgebirg' und Böhmerwald 849
426. Wia bin i vowicha 850
427. Fuchsmühler Glaubensbekenntnis 851
Deutsche Uniformgläubigkeit 851
428. Der Räuber-Hauptmann von Köpenick 851
Exkurs: Deutsche Soldaten in ausländischen Diensten 853
429. Stets in Trauern muß ich leben, weil ich ein Soldat jetzt bin 853
430. Schießt Arm' und Beine man uns ab, so zahlt sie England Dir 854
431. Und alle Tag' dieselbe Plag' 854
432. Gesang bei Abmarsch der Höchfürstlich Brandenburg-Ansbach-Bayreuthischen Auxiliartruppen nach Amerika 854
433. Jetzt bist du ganz verkauft 855
434. Er schleppt mich nach der Hauptwach fort 856
Kampf gegen die Indianer 859
435. Lied der Neu-Ulmer (Minnesota-Aufstand 1862) 859

LIEDER ZUM DEUTSCHEN IMPERIALISMUS 860
436. Das deutsche Reich geht in der Welt voran 860
437. Dem Kaiser 862
438. Deutsche Colonie-Polka 862
439. Heia Safari 864
440. Der Negerknab' in Kamerun 865
441. Bibel und Flinte 866
442. In den fernen deutschen Zonen 868
443. Nach Südwest hinzugehn war mein Begehr 869
444. Ich zog zum fernen Afrika 870
445. Der Feind wird gesucht 871
446. Orlog im Südwesten 872
447. Fern in Deutschlands Kolonien 873
448. Die Deutschen in Ostafrika 874
449. Ene, meine Mongo 875
450. Li Hung Tschang 875
451. Li Hung Tschang in Kiautschau 881
452. Kiautschou-Lied 890
453. Mein deutsches Volk vernahmst du nicht den feigen Meuchelmord? 890
454. China, ach China läßt mir keine Ruh 891
455. Wir sind Berlina, wir ziehn nach China 892
Anmerkungen 893

BIBLIOGRAPHIE 913
I Liedersammlungen, Sammlungen und Untersuchungen 913
II Ausländische Liedsammlungen 918
III Allgemeine Darstellungen, Handbücher und Lexika zu Geschichte und Militärgeschichte 919
IV Literatur zu den Themen „Lied“ und „Bild“, Nachbardisziplinen, Hilfsmittel 922
V Ausgewählte Bibliographie zum Soldatenlied 924
VI Literatur zur Zeit der Kabinettskriege 925
VII Literatur zur Zeit der Volkskriege und der Napoleonischen Kriege 926
VIII Literatur zum Vormärz und der Revolution von 1848/1849 928
IX Literatur zur Zeit der Einigungskriege 929
X Literatur zur Zeit des Imperialismus und der Militarisierung der Gesellschaft 930
XI Tonträger 933

Vorwort

Als wir Anfang der 80er Jahre mit den Vorarbeiten zu unserem „Militärliederbuch" begannen, war die welthistorische Lage noch eine völlig andere. Der „Eiserne Vorhang" teilte die Welt noch in zwei sich anscheinend unerbittlich verfeindet gegenüberstehende Teile und in Deutschland wurden erbitterte Diskussionen wegen der geplanten und später durchgeführten Nachrüstung US-amerikanischer Pershing-Raketen und Cruise Missiles geführt, die als Antwort auf die sowjetischen SS20 Mittelstrecken-Raketen auf dem Gebiet der Bundesrepublik stationiert werden sollten. Äußerer Anlaß für unser Projekt waren dabei dann nicht zuletzt die Bemühungen verschiedener Politiker und Parteien, in unserer Gesellschaft „Traditionspflege" für die Bundeswehr zu betreiben und wieder in aller Öffentlichkeit Feierliche Gelöbnisse von Soldaten mit Großem Zapfenstreich durchführen zu lassen, für uns Anlaß genug, kritisch zu hinterfragen, auf welche Traditionen man sich hier eigentlich berufen wolle, welche Tradition eigentlich gepflegt werden solle. Die Tradition der deutschen Wehrmacht des „Tausendjährigen Reiches", die sich zumindest in Teilen im geplanten Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Osten mitschuldig gemacht hat,[1] konnte und durfte es doch wohl nicht sein. Dabei haben das Bundesverteidigungsministerium sowie sonstige verantwortliche Kreise der deutschen Bundeswehr sich lange Zeit sogar – nicht zuletzt auch was die Pflege des Soldatenliedgutes anbelangt! – insofern nicht von dieser Zeit distanziert beziehungsweise nicht eindeutig von der Pflege der unseligen Tradition der Jahre 1933 bis 1945 gelöst, als doch zum Beispiel im bei der Bundeswehr verbreiteten Liederbuch mit dem Titel „Hell klingen unsere Lieder" über lange Jahre hinweg Lieder nationalsozialistisch belasteter Autoren mitgeschleppt und tradiert wurden und die verantwortlichen Stellen auch auf kritische Stimmen nicht reagieren wollten, die auf diesen Mißstand hinwiesen.

So schrieb Eberhard Otto, der Vater des Autors der vorliegenden Zeilen und damalige Direktor der Städtischen Musikschule in Weiden/Opf. schon am 06./07. Januar 1966 mahnend und besorgt in einem Presseartikel:

„Leider vermittelt bereits ein erster Blick auf die Autoren (des Bundeswehrliederbuches – der Verfasser) geradezu erschreckende Aspekte. Ist es dem Bundesverteidigungsminister bekannt, daß der hier mit nicht weniger als sechs Wort-Ton-Beiträgen vertretene Hans Baumann ab 1934 als Hauptreferent und Sachbearbeiter für Jungvolkfragen im Amt für weltanschauliche Schulung der Reichsjugendführung wie auch als Editor der berüchtigten Heimabend-Schriftenreihe ‚Die Jungenschaft' tätig war und ab 1937 im selben Amt als Referent für auslandsdeutsche Kulturarbeit fungierte? Hat der verantwortliche Herausgeber Baumanns frühere Lieder wie ‚Es zittern die morschen Knochen' (...denn heute da hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt), ‚Nun laßt die Fahnen fliegen', ‚Böhmen, bleibe treu', ‚Nur der Freiheit gehört unser Leben' oder gar ‚Hohe Nacht der klaren Sterne' – jenes als Ersatz für ‚Stille Nacht' im Sinne der atheistischen Bestrebungen gegen das Weihnachtsfest gedachte Machwerk – völlig vergessen. Auf die ‚schöpferischen' Beiträge Baumanns im Rahmen des Bundeswehrliederbuches wird noch an anderer Stelle einzugehen sein.

Es fällt schwer, an ein Versehen oder gar an Unkenntnis zu glauben, wenn wir die Reihe der Autoren weiter verfolgen. Hier findet sich neben Georg Blumensaat, dem einstigen Referenten der Reichsjugendführung und ständigen Mitarbeiter der offiziellen Hitler-Jugend-Führer-

Zeitschrift ‚Wille und Macht', etwa der durch seine Schlüsselstellung in der Münchner Hitler-Jugend-Rundfunkspielschar bekannt gewordene Cesar Bresgen, der 1938 in der ‚Zeitschrift für Musik' schrieb: ‚Dann das unvergeßliche Kulturlager der Hitler-Jugend 1936 in Heidelberg! Ich sah, wohin der Weg führte. Eine Fülle von Plänen strömte auf mich ein, – freilich eilte das meiste der Wirklichkeit voraus; aber eines empfand ich erstmalig: Das Glück, meine Leistung voll und ganz in den Dienst der Gemeinschaft einsetzen zu dürfen'! Weiterhin stößt man auf Namen wie Georg Götsch, der im Auftrag der Reichsjugendführung zusammen mit Carl Hannemann und Ludwig Kelbetz, dem Musikreferenten der illegalen österreichischen Hitlerjugend vor der Annexion, die Herausgabe der Schriftenreihe ‚Männerchor oder singende Mannschaft' und ‚Neues Singen und Musizieren' besorgte, auf den Musikreferenten des Hitler-Jugend-Obergebietes Mitte, Reinhold Heyden, der Veröffentlichungen wie ‚Volk musiziert' und ‚Kein schöner Land' eine bemerkenswerte Karriere an den Musikhochschulen in Weimar und Graz zu danken hatte, oder auf Herbert Napiersky, den Autor von Liedzyklen und chorischen Spielen (‚Wohlan, die Zeit ist kommen', ‚Junges Bekenntnis' und andere) wie auch des textstilistisch und musikalisch gleichermaßen erheiternden Liedes ‚Lasset im Winde die Fahnen wehn'. Nicht fehlen durfte ferner Fritz Sotke, – an sein ‚Auf, hebt unsre Fahnen' denkt man noch mit Grausen, – Heinrich Spitta, der den Liederzyklus der Hitler-Jugend mit ‚Nicht kann uns rauben', ‚Erde schafft das Neue', ‚Alle sind wir auf der Wacht', ‚Wir sind die junge Bauernschaft' anreicherte und dessen gleichfalls für die Hitler-Jugend geschriebenes ‚Morgensonne lächelt auf mein Land' sich jetzt im Liederbuch der Bundeswehr wiederfindet, ferner Reinhold Stapelberg, der ebenfalls zum Mitarbeiterstab der Reichsjugendführung gehörte".[2]

Und etwaigen möglichen Einwänden zu seiner Kritik begegnet Eberhard Otto damals wie folgt: „Es geht hier keineswegs darum, etwa ein verspätetes Spruchkammerverfahren einzuleiten. Die einstige Rolle der genannten Autoren ist in diesem Zusammenhang vielmehr deshalb aufschlußreich, weil sich ganz zwangsläufig Vergleiche zwischen ihren damaligen geistigen Erzeugnissen und ihren jetzigen Beiträgen in ‚Hell klingen unsere Lieder' aufdrängen. Hätten sie heute etwas Belangvolles zu sagen, so brauchte der Kritiker nicht – wie es zweifellos geschehen wird – sich vorwerfen zu lassen, ihrer politischen Vergangenheit nachgespürt zu haben. Jedoch lassen ihre in das Bundeswehr-Liederbuch aufgenommenen Texte wie auch Vertonungen klar erkennen, daß hier lediglich versucht wurde, das alte Hitler-Jugend-Gedankengut in nur unwesentlich gewandelter Form wieder salonfähig zu machen. Aus räumlichen Gründen können nur wenige Beispiele herangezogen werden. So spricht etwa aus dem Lied ‚Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit' (Worte und Weise: Hans Baumann) der gleiche primitive Geist von ehedem, der auch – zumal in den Zeilen ‚Alle kleinen Sorgen sind nun ausgemacht ... nun ist gefallen das Tor der Nacht' – vor den billigsten Plattitüden im Sinne des ‚Reim dich oder ich freß' dich' nicht zurückschreckt. Ähnlicher textlich-musikalischer Dilettantismus wird in ‚Jetzt müssen wir marschieren, ich und mein Kamerad' (Worte und Weise: Hermann Napiersky) vor allem aus der Wort-Ton-Verbindung ‚Wissen wir auch nicht, wohin es geht, wenn nur die Fahne vor uns steht' erkennbar – eine Anspruchslosigkeit des Einfalls, die jedem Schnulzenverfertiger ein mitleidiges Lächeln abnötigen könnte. Gleiches gilt von ‚Nun laßt um die Masten die hellen Segel schlagen' (Worte und Weise: Hans Baumann). Was mag der Verfasser sich bei den Zeilen ‚Die Flut ist kühl am Grund. Im wandernden Sande, da wartet unsre Stund. Heho'! wohl gedacht haben".[3]

Wie wenig Erfolg dem Kritiker damals zunächst beschieden war, beweisen verschiedene Artikel der folgenden Jahre, in denen Eberhard Otto erneut auf die Problematik hinwies: „Obwohl Anfang Juni 1967 in einer Fragestunde des Deutschen Bundestages der damalige Parla-

mentarische Staatssekretär beim Bundesminister der Verteidigung, Eduard Adorno (CDU), gegenüber einer diesbezüglichen Interpellation des Abgeordneten Josef Felder (SPD) die Richtigkeit der in jener Veröffentlichung" (gemeint ist der Artikel Eberhard Ottos in der Februar/März-Ausgabe 1966 der „Musikalischen Jugend" – der Verfasser) „bekundeten Auffassung zu bestreiten versuchte, beschloß der Verteidigungsausschuß des Bundestages am 20. Juni 1967 im Sinne eines von Felder gestellten Antrages einstimmig, ein neues Liederbuch für die Bundeswehr vorzubereiten und vor dessen endgültiger Abfassung der Ausschuß begutachtend zu hören sei. Die aus diesem Ergebnis zu ziehenden Konsequenzen ließen bisher ungewöhnlich lange auf sich warten. Als Grund für die Verzögerung nannte das Bundesministerium der Verteidigung im Jahre 1968 – also nach Jahresfrist! – zunächst angebliche Unterschiede zwischen dem genannten Beschluß und den hier zugrundeliegenden Fakten, um schließlich nach einem weiteren Jahr (!), – im August 1969 – , seinem Bescheid auf eine entsprechende Rückfrage des Wehrbeauftragten nach den bisher getroffenen Maßnahmen eine völlig neue Lesart zu geben: Es verzichtete jetzt auf den Versuch, die grundsätzlichen Bedenken gegen den Inhalt des Liederbuchs zu bagatellisieren oder gar zu widerlegen, führte aber plötzlich finanzielle Erwägungen ins Feld. Nach seiner Ansicht stünden einer Überarbeitung und Neuausgabe des Buches Kosten in Höhe von angeblich einer Million Mark im Wege. Auch sei schon in der Vergangenheit die Suche nach zeitgerechten und singbaren Soldatenliedern praktisch ergebnislos geblieben; so seien anläßlich einer Ausschreibung für die Zusammenstellung des derzeitigen Liederbuches zwar über 80 Vorschläge eingegangen, von denen aber nur fünf als brauchbar in das Buch hätten einbezogen werden können. Darüber hinaus bestünde für den Bundesverteidigungsminister keine Möglichkeit, etwa Kompositionsaufträge unmittelbar zu vergeben oder Lieder von den Autoren anzukaufen; vielmehr müsse er auf Angebote der Verlage zurückgreifen. (...) Es wäre sicher vermessen, unter solchen Voraussetzungen von der seit dem Regierungswechsel im Herbst 1969 tätigen neuen Leitung des Ressorts auf der Bonner Haardt-Höhe über Nacht ein Wunder zu erwarten, obwohl der jetzige Parlamentarische Staatssekretär Karl Wilhelm Berkhan sich der Fragwürdigkeit des bisherigen Liederbuches durchaus bewußt schien. Allerdings gibt auch die von ihm in dieser Richtung bekundete Auffassung vorerst noch Anlaß zur Skepsis: Zwar verneint er nicht die Notwendigkeit, in den kommenden Jahren ein neues Liederbuch zu planen, und konzedierte entsprechende inhaltliche Vorschläge, – sie wurden ihm bereits zugeleitet – , doch glaubte auch er darauf hinweisen zu müssen, daß die Rolle des Singens in einer heutigen hochtechnisierten Truppe dazu zwinge, den für eine Neuauflage des Buches erforderlichen Aufwand sehr sorgfältig zu prüfen... So wird wohl noch einiges Wasser den Rhein hinunterfließen, ehe man sich auch in diesem Bereich bereit zeigen wird, den Ballast der Vergangenheit endgültig abzuwerfen".[4]

Als es dann schließlich und endlich 1976 zu einer Neuausgabe des Bundeswehr-Liederbuches[5] kam, konnte Eberhard Otto zwar feststellen, daß „der Führungsstab der Bundeswehr als verantwortlicher Editor hier zwar noch nicht sämtlichen entbehrlichen Ballast abzuwerfen, so doch aber en bloc mannigfache Verbesserungen zu realisieren vermocht hat. (...) Ebenso fehlen markige Geleitworte jener Art, wie sie seinerzeit von den Verteidigungsministern Strauß und von Hassel ‚ihren' Ausgaben vorausgeschickt worden waren; statt dessen findet sich" – an seinen Vorbildern gemessen – „ein wohltuend nüchtern-instruktiver Aufschluß über die für die neue Struktur des Buches bestimmenden Gesichtspunkte, wie z.B. Verminderung der Feierlieder und dafür Erweiterung ausländischen Liedgutes. Kaum weniger bedeutsam erscheint hier auch der Hinweis, daß die im folgenden präsentierten Lieder nicht allein an den Empfindungen der Gegenwart gemessen werden, jedoch auch nicht den geistigen und politischen Maßstäben unseres Staates widersprechen sollten.

Noch deutlicher wird es später in unmittelbarem Zusammenhang, mit dem nicht unproblematischen ‚Westerwald'-Lied formuliert: ‚Trotz seiner Eignung für den Marschgesang sollte es nur als wichtiges Glied in der Entwicklung des deutschen Soldatenliedes angesehen werden.' (Im positiven oder negativen Sinne? – Der Verfasser)".[6]

Doch waren nach Erkenntnis Eberhard Ottos auch jetzt noch einige frag- und kritikwürdige Lieder enthalten geblieben: „Der noch verbliebene, bereits erwähnte Ballast sei nur ganz kurz abgehandelt: Warum man glaubte, auch in dieser Edition mit ‚Ob's stürmt oder schneit' wiederum die Vorstellung vom Panzer als ‚ehernem Grab' heraufbeschwören zu müssen, bleibt ebenso unerfindlich wie die erneute Einbeziehung etwa des SA-Liedes ‚Märkische Heide' oder des zumal textlich unerträglichen Pseudo-Landsknechtsgesanges ‚Wilde Gesellen'".[7]

Immerhin war der HJ-Barde Hans Baumann jetzt nur mehr mit „Gute Nacht, Kameraden" vertreten und die Lieder eines Walter Gättke, Reinhold Heyden, Herbert Napiersky und Heinrich Spitta waren gänzlich verschwunden. Das vom Führungsstab der Streitkräfte 1991 herausgegebene Liederbuch „Kameraden singt"[8], das unter anderem auch ein Kapitel „Soldatenlieder im Wandel der Zeiten"[9] enthält, hat wenigstens auf den Abdruck der „Märkischen Heide" verzichtet, wenngleich das unsägliche „Panzerlied" auch in diesem Liederbuch immer noch Aufnahme und Abdruck gefunden hat.[10]

Da die Autoren des vorliegenden Buches sich seit nunmehr über 25 Jahren immer wieder sowohl theoretisch als auch praktisch mit dem Medium historisch-politisches Lied auseinandersetzen und von daher um die Existenz zahlloser Lieder wissen, die sich mit dem Sujet „Militär und Kriege" befassen, was lag da also näher, als sich dem gewählten Thema mit ebendiesem Medium historisch-politisches Lied anzunähern und auf diese Weise zu versuchen, einen Beitrag zur „Traditionspflege" der deutschen Bundeswehr zu leisten. Inzwischen, nach langjähriger umfassender Beschäftigung mit dem Thema, können wir das Resümee ziehen, daß die gesamte Vergangenheit des deutschen Militärs zutiefst „fragwürdig", das heißt es wert ist, *kritisch* hinterfragt zu werden. Eigentlich gibt es keine einzige Epoche, in der man auf unsere militärische Vergangenheit uneingeschränkt stolz sein könnte. Dies aber hat wohl nicht nur für unser Land zu gelten, wenn wir hinsichtlich fragwürdiger Militärtraditionen auch mit am meisten belastet zu sein scheinen.

Obwohl seit Beginn unserer Arbeiten einige Jahre ins Land gegangen sind und die allgemeinpolitische Lage sich in der Zwischenzeit grundlegend geändert hat, hat unser Thema denn auch nichts von seiner grundsätzlichen „Aktualität" und Wichtigkeit verloren, ganz im Gegenteil! Zwar ist inzwischen der Eiserne Vorhang gefallen und sind die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik zu einem Deutschland zusammengewachsen, wenn es wohl auch noch sehr lange dauern wird, bis auch die geistige Kluft endgültig überwunden sein wird.[11] Das neue Deutschland liegt inmitten von Bündnispartnern, es ist von befreundeten Staaten umgeben. Gleichwohl ist unsere Welt keineswegs sicherer und friedlicher geworden. „Es klingt erstaunlich aber es ist wahr. Noch nie hat es seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs soviele kriegerische Auseinandersetzungen gegeben, wie zu Beginn der 90er Jahre. Über 40 laufende Kriege sind durchschnittlich pro Jahr in dieser begonnenen Dekade von der Hamburger Forschungsstelle für Krieg, Rüstung und Entwicklung weltweit registriert worden".[12] Wurden in den 1950er Jahren durchschnittlich nur 12 Kriege, in den 60er Jahren 22, in den 70er Jahren 32 und in den 80er Jahren durchschnittlich 40 Kriege geführt, so waren es 1992 schon 44, ein Jahr später 45 und 1994 mindestens 43 Kriege, „wobei noch nicht einmal die Vielzahl weiterer gewalttätiger Auseinandersetzungen, die ohne Beteiligung regulärer militärischer Kräfte, in Form von sogenannten ‚Stammeskriegen' oder regionalen ‚Unruhen' mitgezählt wurden. Insgesamt sind seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs mindestens

187 Kriege bis zum Ende des Jahres 1994 gezählt worden. Während 1993 kein neuer Krieg begonnen hatte, waren es 1994 schon wieder drei: Im Jemen, im mexikanischen Chiapas sowie in Tschetschenien. Auch das Jahr 1995 verzeichnet keinen wesentlichen Rückgang der kriegerischen Aktivitäten: So trat beispielsweise Kroatien als neue Militärmacht in Erscheinung, deutsche Kampfflugzeuge waren nach 50 Jahren im Rahmen von UNO und NATO-Aktionen wieder im Einsatz, und in der pakistanischen Stadt Karachi geht schon seit Jahren ein von der Weltöffentlichkeit weitgehend unbeachteter ethnischer Kleinkrieg seinen täglichen Gang".[13] Ethnische Zwistigkeiten in Afrika haben zu massenhafter Hinschlachtung ganzer Bevölkerungsgruppen geführt, und gerade der afrikanische Kontinent scheint sie zu einem „Haupt-Kriegs-Lieferanten" der Zukunft zu entwickeln. „Die Zahl der Todesopfer der 186 Kriege[14] in knapp fünfzig Jahren wird auf 16 bis 25 Millionen Menschen geschätzt. Allein das Kriegsjahr 1994 hat nach vorliegenden Schätzungen ca. 6,5 Millionen Todesopfer erbracht, wovon nur zwei Kriegsmonate in Ruanda schon mit einer halben Million beigetragen haben. Die Zahl der Todesopfer in den vorausgegangenen hundert Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wird auf 40 Millionen Menschen geschätzt. Kaum noch zu schätzen sind die Kriegsverletzten und -flüchtlinge sowie die Höhe der Kriegsschäden und Folgekosten. Bosnien, Ruanda, Kurdistan oder Nordirland[15] sind die alltäglichen Stichworte, die uns an diese Kriege erinnern. Andere, wie Afghanistan oder Sudan, Tadschikistan oder Kaschmir, sind schon vergessene Alltäglichkeiten".[16]

Deutschland selbst hatte in den vergangenen Jahrzehnten das große Glück, nicht aktiver Teil einer kriegerischen Auseinandersetzung sein zu müssen. Leider hatte dieser Zustand keinen Bestand. So findet sich Deutschland gerade in den letzten Tagen – nicht zuletzt angesichts der neuen weltpolitischen Rolle, die der Bundesrepublik gerade nach der Wiedervereinigung zukommt – im Rahmen seiner NATO-Mitgliedschaft urplötzlich in eine kriegerische Auseinandersetzung, in einen Angriffskrieg verwickelt, der durchaus kritisch gesehen werden muß, zumal die in die Auseinandersetzung involvierten westlichen Bündnispartner einschließlich Deutschlands sich zum einen nicht gegen einen Angriffskrieg verteidigen müssen und ihr Angriff auch nicht durch ein UN-Mandat gedeckt ist. Hier dürfte ein krasser Verstoß gegen unsere Verfassung vorliegen und vielleicht auch ein Präzendenzfall geschaffen werden, der uns nicht unberührt lassen kann. Obwohl die mißliche Lage der Kosovo-Albaner und ihre brutale Unterdrückung durch die Serben zu sehen und zu kritisieren ist, bleibt eine Unsicherheit, ob die gegenwärtige Politik gerechtfertigt ist und vorallem, ob sie Abhilfe zu schaffen in der Lage ist. Es macht sich Ratlosigkeit ob dieser Situation breit, trotzdem muß man wohl mit Recht besorgt darüber sein, ob hier nicht eine Hemmschwelle abgebaut und Deutschland nicht in Zukunft vermehrt in ähnliche Krisensituationen involviert wird. Diese Entwicklung muß große Sorge bereiten, da auch eine endgültige Einbindung Deutschland in die Europäische Union, auch ein wirklich Vereintes Europa die Welt ja nicht unbedingt von vorneherein friedlicher macht.

In den letzten Jahren zählten die deutsche Industrie und Wirtschaft, zumindest in Teilbereichen, oftmals insofern zu den „stillen Nutznießern" von Kriegen in aller Welt, als Deutschland mit zu den führenden Waffenexporteuren der Erde zählte – und wohl noch immer zählt.[17] Deutsches militärtechnisches Know How ist durchaus gefragt und der Tod ist also auch heute oftmals immer noch – oder schon wieder? – ein „Meister aus Deutschland". Vor diesem Hintergrund verstehen die Autoren ihr Buch nicht zuletzt auch als einen Beitrag zur „geistigen Abrüstung", denn, wie es in der Unesco-Präambel vom 16.11.1945 heißt: „Da die Kriege in den Köpfen der Menschen beginnen, ist es notwendig, in den Köpfen der Menschen Vorsorge für den Frieden zu treffen". Dabei wird die Militärgeschichte ganz bewußt in den Rahmen des

sozialen und politischen Kontextes gestellt, d.h. Militärgeschichte wird immer auch als Sozialgeschichte aufgefaßt. Wir zitieren zum Inhalt und zur Intention unseres Buches aus einem Gutachten Professor Dr. Wilhelm Scheppings vom Institut für Musikalische Volkskunde der Universität zu Köln, der sich eingehender mit dem Manuskript auseinandergesetzt hat:

„Als erste Komponente die Auswirkung des Krieges auf konkrete Lebensbedingungen der direkt und indirekt Betroffenen, der Soldaten und ihrer Familien wie der Gesamtbevölkerung, dann aber vor allem in den Volkskriegen mit ihren Massenheeren und Massenschlachten, ferner die von Kriegen direkt und indirekt ausgelösten Mobilisierungsprozesse: ein in der Forschung bisher kaum berücksichtigter, aber besonders wichtiger kulturhistorischer Aspekt, der hier in seiner ‚vertikalen' – d.h. schichtenspezifischen – wie in horizontal-regionaler Perspektive berücksichtigt wird, weil er sich in Liedern besonders nachhaltig niederschlägt; zum dritten die Rolle des Heeres als Mittel der ‚Sozialdisziplinierung', d.h. bis hin zum Einsatz des Militärs in innenpolitischen Krisen und Konfliktsituationen ebenso wie durch den Transfer soldatischer Ideale und Vorstellungen auf die Gesellschaft; schließlich die Auswirkung von Kriegshandwerk, aber auch von Kriegspropaganda auf die Mentalität der Menschen. In der Tat erweist dieses Buch (...) von welch außergewöhnlichem, unmittelbaren, schichtenübergreifenden und authentischen Quellenwert (das) Lied (...) in der Tat ist, wenn auch zum Teil weniger im Einzelbeleg als in ihrer Totale. Erkennbar wird auch, wie weitgehend Lieder (...) nicht nur Spiegel der Zeit und historische Quelle sein zu vermögen, sondern immer wieder auch zu Motiven, Impulsen für die Aktion: für soziales und politisches Handeln geworden sind – und durchaus werden wollten oder doch werden sollten.

So wird das blamable wissenschaftliche Defizit, daß bisher eine wirklich umfassende Auswertung und Edition solcher Quellen unterblieb, von dieser Publikation endlich zu einem wesentlichen Teil ausgeglichen. Denn für den beachtlichen Zeitraum zwischen 1740 und 1914, das heißt vom Zeitalter der ‚Kabinettskriege' bis zum Beginn des ersten Weltkrieges, oder anders: von der Epoche Friedrichs des Großen und seiner zahlreichen Kriege über die napoleonische Ära, den Vormärz, den Wiener Kongreß, die erste und zweite französische Revolution und die deutschen Einigungskriege bis hin zum Imperialismus und Kolonialismus vor dem ersten Weltkrieg, macht dieses Buch solche aufschlußreichen ‚kollektiven Quellen' des zeitgenössischen Liedes (...) in einer ebenso umfassenden wie treffsicheren Auswahl zugänglich. Das Material ist sorgfältig recherchiert, weitgehend datiert – teilweise auf den Monat oder Tag genau: ein besonderer Glücksfall für die Liedforschung – , dabei erfreulich informativ kommentiert – Wort- und Sacherklärungen nicht ausgenommen – und in den umfangreichen Einleitungskapiteln zu jedem historischen Abschnitt und den Einzelerläuterungen in seiner Aussage und im sozialen und historischen Kontext gründlich und perspektivreich analysiert, oft sogar noch durch unterschiedlichste parallele Quellen abgestützt. (...) Trotz dieser Schwerpunktsetzung erscheint die Anthologie sowohl in der Aussagetendenz ihrer zahlreichen, ausschließlich Militär und Krieg thematisierenden und dabei teils Affirmation, teils Kritik formulierenden Lieder (...), aber auch in ihrer Thematik und Chronologie ausgewogen, ja sie ist durchaus als repräsentativ zu werten. (...) So erfährt man, hört man, betrachtet, ja erlebt man eine ereignisreiche, schicksalsschwere Geschichte ‚von unten': aus der Sicht der Betroffenen, d.h. aus einem denkwürdigen, manche überraschenden Erkenntnisse vermittelnden Blickwinkel, der in der älteren Geschichtsschreibung weitgehend, in der Geschichtspädagogik sogar fast völlig ausgespart wurde, obwohl er für wirklich umfassende und tiefgreifende historische Erkenntnisse und nicht zuletzt für ein heute weltweites politisches Anliegen, das auch das der Autoren ist, nämlich Konsequenzen aus dieser Leidensgeschichte der Menschheit zu ziehen, absolut unverzichtbar ist".[18]

Daß unser Buch trotz dieser wohlwollenden und positiven Einschätzung eines der bekanntesten und renommiertesten Fachleute auf dem Gebiet der Liedforschung, – und er war dabei nicht der einzige – , erst heute, d.h. 1999 auf den Büchermarkt kommt, obwohl es zu einem großen Teil bereits seit Anfang bzw. im Verlauf der 80er Jahre geplant und geschrieben wurde, rührt zum einen von den bisweilen sehr zeit- und kostenaufwendigen Recherchen des Autors bezüglich der Quellen her. Daneben fanden sich trotz intensivster Bemühungen des Verfassers jahrelang keinerlei Sponsoren oder Mäzene, die zu einer Förderung des Buchprojektes bereit gewesen wären. Dabei wäre eine Ablehnung des Manuskriptes durch die jeweiligen Adressaten nach deren ernsthafter und objektiver Prüfung der zugesandten Auszüge durchaus zu akzeptieren gewesen, nur wurde ein Druckkostenzuschuß wohl in den allermeisten Fällen von vorneherein aus purem Desinteresse abgelehnt, ohne daß sich die betreffenden angeschriebenen Ansprechspartner jeweils wirklich auch nur ansatzweise in seriöser und angemessener Weise mit dem Projekt auseinandergesetzt und das Manuskript einer auch nur oberflächlichen Durchsicht geschweige denn einer intensiveren Untersuchung und Analyse unterzogen hätten.

Interessant ist in diesem Zusammenhang einer Förderung bzw. Nicht-Förderung unseres Buches vor allem auch die Tatsache, daß beispielsweise sogar seitens des Bundesverteidigungsministeriums sowie des Militärhistorischen Forschungsamtes, zweier doch gewiß nicht zuletzt auch der Traditionspflege unserer Bundeswehr verpflichteter Institutionen, schon in den 80er Jahren keine Unterstützung unseres Projektes erfolgte, ohne daß man dort ebenfalls überhaupt die geringsten Anstalten gemacht hätte auf unser diesbezügliches Angebot zu reagieren und Einsicht in das Manuskript zu nehmen, obgleich wenigstens der prinzipielle Wert und Nutzen unserer Arbeit damals theoretisch durchaus anerkannt und nicht einmal in Abrede gestellt wurde. „Finanzielle Erwägungen" ließen eine Förderung in dieser Zeit dennoch nicht zu, die sich nach Vorstellung des Verfassers im Übrigen in einer Höhe von vielleicht DM 10.000 bis maximal DM 15.000 bewegt hätte. Dagegen wurde auf einen erneuten Förderungsantrag vom 14. März 1998 – dies seitens des auch für das Bundeswehrliederbuch verantwortlichen Streitkräfteamtes – die Ablehnung einer Förderung wie folgt begründet: „(...) Für das von Ihnen beabsichtigte Werk wird weder im Ministerium noch im nachgeordneten Bereich ein Interessentenkreis gesehen, der eine finanzielle Beteiligung oder eine Vorabbestellung in einer entsprechenden Größenordnung ermöglichen würde".[19]

Auch nach dem Regierungswechsel im Herbst '98, diesmal also unter einem SPD-Bundesverteidigungsminister, kam es Ende des vergangenen Jahres zu einer erneuten Absage, ohne daß man hier ebenfalls ein prinzipielles Interesse für unser Buch und dessen Thematik gezeigt hätte: „(...) Auch nach erneuter Prüfung (!) sehe ich keine Möglichkeiten, Ihr Anliegen finanziell zu fördern. Im Bereich der Bundeswehr könnte Bedarf nur an einigen ausgewählten Einrichtungen für die in Ihrem Buch begründete Thematik bestehen. Hierzu zählen Akademien, Universitäten, Offizierschulen, das Militärgeschichtliche Forschungsamt sowie das Fachinformationszentrum der Bundeswehr. Zu wissenschaftlichen Zwecken wird jedoch nur eine geringe Stückzahl erforderlich sein. Daher sehe ich zum derzeitigen Zeitpunkt allenfalls die Möglichkeit des Ankaufes weniger Exemplare".[20]

Diese Ablehnungen erfolgten zu einem Zeitpunkt, als gerade immer wieder vehement die mangelnde politische Bildung sowie fehlende historische Kenntnisse seitens vieler junger Wehrpflichtiger und Zeitsoldaten angesichts verschiedener rechtsradikaler Vorkommnisse in verschiedenen Bundeswehreinheiten ins Gerede gekommen und als Problem erkannt waren.[21] Hier hätte unseres Erachtens eine Publikation wie die unsere wenigstens *ein* Angebot, *einen* Beitrag zur Abhilfe dieses offenkundigen Mißstandes darstellen können, wobei man von offizieller Seite eine derartige Chance überhaupt nicht sah oder sehen mochte.

Während man also – wenigstens in unserem Falle – hinsichtlich eines Druckkostenzuschusses in doch relativ geringer und überschaubarer Höhe zu keiner Förderung bereit war und ist, sieht man andererseits trotz derzeit äußerst angespannter finanzieller Lage seitens des Bundesverteidigungsministeriums offensichtlich keinerlei Grund zu Einsparungen in anderen Bereichen: „So viele milliardenteure Großprojekte wie in den letzten Jahren sind schon lange nicht mehr auf den Weg gebracht worden. Die Militärs bestellen wie im Kaufrausch: 180 Eurofighter für die Luftwaffe (23 Milliarden Mark); drei neue Fregatten und vier U-Boote für die Marine (8 Milliarden Mark); Panzerhaubitzen und Kampfhubschrauber für das Heer (8 Milliarden Mark)". Außerdem noch „ein Multi-Milliarden-Geschäft für die Panzerindustrie: 3000 Radpanzer (Kürzel GTK) sollen her, für knapp drei Millionen Mark das Stück. (...) Viele weitere Milliarden kommen noch dazu für die Bewaffnung, für Munition, für neue Gewehre, Fernmeldegeräte und Feldhospitäler",[22] und dies alles, obwohl derzeit keinerlei Bedrohung vorliegt und Deutschland über keinen einzigen feindlich gesinnten Nachbarn verfügt.

Deprimierend und desillusionierend war im Zusammenhang mit den Zuschußanträgen des Verfassers vor allem auch das offenkundige Desinteresse, das dem Buch seitens des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien beim derzeitigen Bundeskanzler entgegengebracht wurde. Hier ließ man lediglich verlauten, daß „der Beauftragte der Bundesregierung (...) grundsätzlich keine Druckkostenzuschüsse für Bücher" gewähre und machte im Anschluß daran den gewiß „phantasievollen" und durchaus nicht „unoriginellen" Vorschlag, daß die Bitte um einen Zuschuß erneut dem Bundesministerium der Verteidigung vorgetragen werden solle.[23] Und in einem Schreiben des Hauses an Herrn Ludwig Stiegler, MdB, das dieser an den Verfasser weiterreichte, wurde – als Reaktion auf dessen Nachfrage auf Betreiben des Autors – aber plötzlich eine anderslautende Begründung für die Ablehnung des Druckkostenzuschußes angegeben. Hatte man vorher geschrieben, daß grundsätzlich keine Druckwerke gefördert würden, hieß es jetzt plötzlich: „Leider besteht hier nach Prüfung der verschiedensten Aspekte unter keinem Gesichtspunkt eine Fördermöglichkeit; *vielmehr handelt es sich um ein Projekt, das der Militärgeschichte und -forschung zuzurechnen ist"* (Hervorhebung seitens des Autors). Hiermit manifestiert der Schreiber dieses Briefes, Ministerialdirektor Dr. Knut Nevermann, einen anscheinend doch sehr engen und „beschränkten" Kulturbegriff seines Hauses, der negiert, daß zum einen Militärgeschichte immer auch ein Teil Sozialgeschichte und Kulturgeschichte ist und von diesen nicht völlig isoliert betrachtet werden kann, und daß es sich daneben bei den in unserem Buch vorgestellten und untersuchten Liedern eben auch um *direkte Kulturäußerungen im engsten Sinne* handelt – hierbei oftmals gerade des „kleinen Mannes", welcher „Geschichte erleidet". Diese sollte auch im Erkenntnisinteresse eines Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien liegen.

Ähnlich traurige Erfahrungen mußte der Verfasser aber auch mit verschiedenen anderen von ihm angeschriebenen Stellen machen, etwa mit der Bayerischen Landesstiftung, die dabei aber nicht einmal Fördermittel und Druckkostenzuschüsse zu verteilen hat, sondern lediglich für eine Verteilung von Büchern an öffentlichen Büchereien zuständig ist. Sogar ein derartiger Antrag wurde abschlägig beschieden, ein diesbezügliches Anschreiben des Autors wurde von besagter Stiftung wie folgt „realsatirisch" beantwortet: „Bei der Publikation dürfte es sich um ein wissenschaftlich interessantes, teilweise Neuland betretendes und moderne militärgeschichtliche Forschungsansätze berücksichtigendes Werk handeln. Allerdings behandelt das Werk inhaltlich den gesamten deutschen Sprachraum, ist also nicht auf historisch politische Lieder Bayerns beschränkt. Der für eine Förderung durch die Bayerische Landesstiftung wichtige besondere bayerische Bezug der Publikation steht damit in Frage. Außerdem ist das Werk in

erster Linie dem Bereich der Geschichtsforschung zuzuordnen und sollte damit vor allem in wissenschaftlichen Bibliotheken greifbar sein. Die bei der Förderung von Publikationen durch die Bayerische Landesstiftung angestrebte Verteilung an den öffentlichen Büchereien erscheint dagegen nach Einschätzung der Fachbehörden nicht sehr sinnvoll. Zusammenfassend sehen wir deshalb keine Erfolgsaussichten für Ihren Antrag auf Förderung der Publikation durch die Bayerische Landesstiftung. Wir bitten um Ihr Verständnis".[24]

Zu unserem großen Bedauern wurde uns auch seitens der „Regensburger Kulturstiftung der REWAG" eine Absage zuteil: „ (...) zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß das Kuratorium *der Regensburger Kulturstiftung der REWAG* in der Sitzung am 29. Oktober 1998 beschlossen hat, Ihren Antrag auf Förderung der Drucklegung" (in Höhe von DM 10.000; der Verfasser) „eines Manuskriptes (...) abzulehnen. Im Namen des Kuratoriums bitte ich Sie um Verständnis, wenn die Stiftung angesichts ihrer Zielsetzung und ihrer geringen zur Verfügung stehenden Mittel diese vor allem schwerpunktmäßig vergeben möchte. Ich kann Ihnen allerdings auch mitteilen, daß ich in meiner Eigenschaft als Mitglied im ‚Beirat der III. Bayerischen Musikakademie Schloß Alteglofsheim' (...) dafür geworben habe, daß Lieder aus Ihrer Arbeit im Rahmen des Jubiläums ‚190 Jahre Schlacht bei Eggmühl' vorgetragen werden sollen. Ich bitte Sie herzlich, sich mit Herrn (...)" (in unserem Falle dem Gutachter der REWAG-Stiftung – der Verfasser) „in Verbindung zu setzen. Leider gibt es aber auch dafür kein Honorar".[25]

Überhaupt erst ermöglicht wurde die Drucklegung unseres Buches durch Zuschüsse des „Bayerischen Musikfonds" und immerhin – durch Vermittlung des Regensburger Kulturdezernenten – der Stadt Regensburg, des Energieunternehmens OBAG und des Regensburger Verlags Pustet, die auf unsere diesbezüglichen Anschreiben positiv reagierten und denen wir hiermit noch einmal ganz ausdrücklich unseren Dank abstatten wollen. Größte finanzielle Unterstützung wurde dem Projekt dabei aber vor allem seitens Imogen Pfarr-Otto zuteil, der deswegen auch unsere größte Dankbarkeit zu gelten hat!

Außerdem sei an dieser Stelle auch ein ganz besonders herzliches Dankeschön an Eginhard König ausgesprochen, einen engagierten langjährigen Mitarbeiter an dem vorliegenden Opus, das ohne ihn – zumal in der vorliegenden Form – wohl kaum zustandegekommen wäre. Wenn er sich auch in den letzten Jahren wegen vermehrter beruflicher Belastungen und familiärer Pflichten weitgehend von der Arbeit am Buch zurückziehen mußte, ist seinem ursprünglichen Engagement, seiner Phantasie und seiner akribischen Mitarbeit, die sehr viel zum Wert und Nutzen der vorliegenden Arbeit beigesteuert haben, doch das Zustandekommen unseres Manuskriptes zu danken, zumal er auch an der ursprünglichen Konzeption des Buches maßgeblich mitbeteiligt war und zahlreiche wichtige und wertvolle, dabei überaus sachkundige Liedinterpretationen beigesteuert hat. Auch hat er sich – neben seinem Gymnasiallehrerberuf und hier vor allem auch seiner Tätigkeit als Fachbetreuer in Geschichte ebenfalls ein sehr aktiver und engagierter Volksmusikant – trotz vieler anderweitiger Verpflichtungen spontan bereit erklärt, aktiv an einigen Liedern für Demonstrations-CDs zu den vorliegenden Büchern mit immerhin 36 Liedbeispielen mitzuwirken, die auch dem des Notenlesens unkundigen Benutzer wenigstens in Ansätzen akkustische Eindrücke in das behandelte Liedgut vermitteln sollen.

An dieser Stelle sei für ihre engagierte Mitarbeit an den Begleit-CDs auch den folgenden Personen ganz besonders gedankt: Michael Kellner – ansonsten Mitglied der oberpfälzischen Volksmusikgruppe „Borduniak", sowie der Volksmusik- bzw. Folkformationen „Balfolk" und „Zeitenspiel" –, Rainer Hasinger – Teil des bekannten niederbayerischen Liedermacher-Duos „Hasinger und Döberl" und Mitglied des „Trio Salato", das sich dem italienischen Liedgut

verschrieben hat, aber auch meinen Kindern Nikola und Till Otto, die trotz ihrer jungen Jahre sehr gute Musiker sind und neben ihren schulischen und zahlreichen sonstigen Verpflichtungen und Aktivitäten nicht zuletzt auch im musischen Bereich unentgeltlich einiges an Freizeit für die CD-Aufnahmen geopfert haben.

All diese Musiker haben sich für diese Aufnahmen in der freien, zunächst extra wegen dieses Projekts gegründeten Deutschfolk-Gruppe „Passepartout GmbH." zusammengeschlossen, nicht etwa um sich hier etwa als Vokalisten oder Instrumentalisten zu „profilieren", sondern um wenigstens einige Lieder aus dem vorliegendem Buch auch als akkustische Tondokumente vorzustellen. Den größten Zeitaufwand aber hatte wohl Helmut Köppl zu verzeichnen, idealistischer Mitproduzent und Toningenieur und daneben ein echter Freund, der viele Stunden Arbeit, Sorgfalt und Mühe für die Aufnahmen verwandte und auch sonst immer ein Ansprechpartner des Verfassers war. Sie alle haben quasi „nebenberuflich", d.h. in ihrer oftmals sehr knappen Freizeit am Zustandekommen der Tonaufnahmen mitgewirkt, die zudem unter Zeitdruck – und trotz der Erkrankung eines Mitmusikanten – an wenigen Wochenenden über die Bühne gehen mußten. Bei mehr Zeit für Proben sowie für die Aufnahmen hätten manche der Lieder zweifellos besser und professioneller eingespielt werden können, doch für CDs zu Demonstrationszwecken erschienen uns die Aufnahmen durchaus befriedigend.[26]

Nicht vergessen werden sollen an dieser Stelle aber auch die Kollegen der Hamburger Deutschfolk- und Kabarett-Gruppe „Liederjan", hier insbesondere Anselm Noffke sowie daneben Erich Schmeckenbecher, früher Mitglied des Deutschfolk-Duos „Zupfgeigenhansel", die uns erlaubten, verschiedene Melodien ihrer früheren Plattenproduktionen für diverse unserer Lieder zu verwenden. Außerdem steht zu vermuten, daß einige dieser Musiker, mit denen der Verfasser über lange Jahre immer wieder in befreundetem Brief- und Telephonkontakt stand, schon ziemlich ungeduldig auf das Erscheinen des Buches warten, an dessen Entstehen sie – zumindest aus der Ferne – teilhatten.

Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle auch Peter Heigl, der – ausgehend von unserem ursprünglichen Konzept, in unserem Buch neben den angebotenen Liedern auch zeitgenössische Gemälde und Karikaturen zu den behandelten Themen abzudrucken und zu kommentieren – seinerzeit zeitaufwendige Photoarbeiten für uns erledigt hat. Da aber zum Einen die Rechte an vielen der Abbildungen noch nicht geklärt waren, es hier mithin erneuter langwieriger und kostspieliger Recherchen bedurft hätte und die Abdruckgenehmigungen in vielen Fällen auch erneut einiges an Geld gekostet hätten, über das wir ganz einfach nicht verfügen, und da der Druck in diesem Fall ebenfalls noch kostenintensiver gewesen wäre, was unser Buch für den normalen Rezipienten vollends unerschwinglich gemacht hätte, haben wir schweren Herzens auf einen Abdruck verzichtet, wenn diese Entscheidung bei manch einem Gutachter oder Nutzer unserer Arbeit auch einiges Bedauern hervorrufen mag.

Vielleicht kann unser Buch, das sowohl für Wissenschaftler der verschiedensten Fachdisziplinen, hier wohl vor allem der Volkskunde, der Geschichte, der Literatur- sowie der Musikwissenschaften, aber auch für interessierte Lehrer und nicht zuletzt auch für Musiker und Musikanten gedacht und konzipiert ist, trotzdem eine Art Pilotfunktion ausüben und andere Autoren – und hoffentlich auch möglichst viele Leser sowie auch *aktive* Musiker – für das Thema „Soldatenlied" interessieren. Vielleicht könnten irgendwann einmal auch internationale „Militärliederbücher"[27] erscheinen, in denen die einzelnen kriegerischen Ereignisse von beiden Seiten beleuchtet, d.h. durch Lieder jeweils beider Kriegsparteien kommentiert werden, und vielleicht werden sich dann auch Musiker aus verschiedenen Ländern zu internationalen CD-Produktionen zum Thema zusammenfinden. *Die Kriege der Vergangenheit sollten nämlich als gemeinsame Geschichte der Völker Europas verstanden werden, aus der es ge-*

meinsam im Sinne der Völkerverständigung und des Friedens zu lernen gelte.[28] So könnten von daher – um hier nur ein erstes Beispiel zu benennen – etwa die napoleonischen Kriege anhand deutscher, französischer, spanischer, englischer[29], polnischer und russischer historischer Lieder erforscht werden, wobei die Arbeit der entsprechenden Liedforscher und eventuell ausübender Musiker/Musikgruppen der einzelnen Länder in eine gemeinsame Publikationsreihe mit entsprechenden Beispiel-CDs einmünden könnte. Vielleicht wird dann auch das kulturelle Klima in diesem unserem Lande anders und damit die Aufnahmebereitschaft auch offizieller Stellen wieder größer, um sich Projekten unserer Art zu öffnen und sie angemessen zu fördern. Wir hätten – soviel sei am Schluß noch gesagt – unser Buch lieber gekauft, anstatt uns einer derart mühevollen langjährigen, oft frustrierenden Arbeit unterziehen zu müssen, letztendlich einem sehr zeit- und kostenaufwendigen „Hobby" zu frönen, als das unsere Veröffentlichung bisher immer wieder von nur allzu vielen Menschen angesehen und „apostrophiert" wird.

Gewidmet ist das vorliegende Werk in erster Linie meinen Eltern, besonders auch meinem Vater, der sich in vielen Jahren – dabei ebenfalls oftmals mißverstanden und angefeindet – immer wieder unter anderem auch mit historisch-politischen Themen auseinandergesetzt und damit auch mein erstes Interesse an ebendiesen Sujets geweckt hat, daneben meiner Frau und meinen Kindern, die durch ihr Verständnis nicht zuletzt auch für die mannigfachen Ausgaben zur Verwirklichung des vorliegenden Buches sowie ihre Geduld und aktive Mithilfe ebenfalls wesentlich zum Zustandekommen des beiliegenden Projektes beigetragen haben.

„Die Jagd ist beendet, das ‚Tier' ist erlegt", können wir in Anlehnung an eine Karikatur mit dem Titel „Treue Bundesbrüder 1870" von C. Schweitzer[30] nach der endgültigen Fertigstellung unserer Arbeit sagen, die uns – wie bereits angedeutet – viel Mühe und Schweiß gekostet hat. Das Resultat aber kann sich – wie wir meinen – durchaus sehen lassen, wenn unser Opus aber auch noch durchaus manche Irrtümer und Fehler aufweisen kann, um deren Berichtigung wir den geneigten Leser/Benutzer unseres Buches bitten.[31]

Regensburg, 30. März 1999 *Dr. Uli Otto*

Militärgeschichte als Sozialgeschichte

Die Militärgeschichte kann aufgrund ihrer Entwicklung nur bedingt eine Teildisziplin der Geschichtswissenschaft genannt werden. Militärgeschichte ist ein neuerer Ausdruck für die Disziplin der Kriegsgeschichte; mit der neuen Bezeichnung haben sich auch Selbstverständnis und Anspruch des Faches gewandelt. Bis zum Zweiten Weltkrieg gehörte Kriegsgeschichte als Lehrfach zu den Kriegswissenschaften, wie sie an den Kriegs- und Offiziersschulen gelehrt wurden. Schlachten und Kriege dienten als empirisches Reservoir, das als Erfahrungssammlung für Lehrbeispiele im strategischen und taktischen Unterricht genutzt werden konnte. „In diesem Sinne wurde Kriegsgeschichte auf den Kriegsakademien in Berlin und München im Rahmen der Generalstabsausbildung in applikatorischer Methode als Hilfswissenschaft der Taktik gelehrt".[32] Entsprechend eng blieb der Horizont dieser Art von Historiographie, die sich im technizistischen Nachvollzug erfolgreicher oder erfolgloser Schlachten, in der Kommentierung strategischer Operationen und in der Beschreibung waffentechnologischer Standards erschöpfte. Nach dem Zweiten Weltkrieg stagnierte verständlicherweise in Deutschland die Kriegsgeschichte. Erst durch die Gründung der Bundeswehr kam es zu einer Renaissance der „Wehrgeschichte", wie die Disziplin zunächst genannt wurde, bevor sich die Bezeichnung „Militärgeschichte" durchsetzte.[33]

In der Geschichtswissenschaft begann die wissenschaftliche Diskussion um Krieg und Kriegswesen mit Hans Delbrück, der als „erster die Militärgeschichte systematisch im Rahmen ihres sozialen und politischen Bedingungsgeflechts untersucht und damit unser Wissen nicht nur über militärische Vorgänge, sondern auch über den gesamten geschichtlichen Prozeß, von dem sie ein Teil waren, einen Schritt weiter gebracht hat".[34] Seit Delbrück nennt sich die neue Teildisziplin der Geschichtswissenschaft in bewußter Abkehr von der alten Kriegsgeschichte: Militärgeschichte. Diese Militärgeschichte orientiert sich, wie der damalige Leitende Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt Manfred Messerschmidt betont, an einer „neuen Auffassung von Militärgeschichte", mit der man „Anschluß an die Geschichtswissenschaft zu finden" hofft.[35] Neu aufgefaßt wurde vor allem der Gegenstand militärgeschichtlicher Betrachtung, der ans Leerformelhafte grenzend abstrakt, so definiert wird: „die bewaffnete Macht als Institution und aller ihrer Erscheinungsformen in ihren Beziehungen zueinander und zu den Gegenständen der allgemeinen Geschichte".[36] Militärgeschichte in neuer Auffassung habe zu fragen nach dem Militär als Mittel der Politik in der Hand der Staatsgewalt und nach der bewaffneten Macht als Faktor und politische Kraft im Rahmen des Staates",[37] dem schon so oft verarbeiteten Aspekt „Das Militär als Kriegsinstrument" könne nicht mehr der Monopolcharakter zugestanden werden, den er für das Militär selbst und im älteren Schrifttum besessen habe: „Ja er muß zugegebenermaßen quantitativ hinter die zeitgemäßen Fragen nach dem *Militär als ein Strukturelement der Gesellschaft und als ein in Rückkoppelung von der Gesellschaft strukturiertes Element zurücktreten*".[38] Mit dieser Wendung in sozialgeschichtliche Fragestellungen ist, wiederum sehr abstrakt, zumindest die Richtung angedeutet, die unserem Verständnis von Militärgeschichte nahekommt.[39]

Wir fassen Militärgeschichte als *Sozialgeschichte* auf. „Militär ist ein Teil dieser Kultur und Gesellschaft. Wer zum Verständnis dieser Kultur beiträgt, leistet zugleich einen Beitrag zur Analyse der gesamten Kultur. Denn es wäre eine Verkürzung der Perspektive, wollte man alles, was mit Soldaten und Heereswesen zusammenhängt, als einen von der übrigen Gesellschaft klar abgegrenzten soziokulturellen Bereich auffassen. Dagegen steht, daß militärische Prinzipien (...) ihren Geltungsanspruch zumindest in Teilen schon frühzeitig auf die gesamte Kultur und Gesellschaft ausgeweitet haben".[40]

Die sozialgeschichtliche Relevanz der Themen Militär und Kriege wird unserer Ansicht nach vorrangig durch vier Komponenten begründet: *durch die Wirksamkeit des Krieges auf (1.) konkrete Lebensbedingungen und (2.) Mobilitätsprozesse, durch (3.) die Rolle des Militärs als Mittel der Sozialdisziplinierung und (4.) durch die Erzeugung oder Veränderung von Mentalitäten.*

1. Zu allen Zeiten haben Kriege die konkreten Lebensbedingungen einschneidend verändert, wenn auch nicht immer in gleicher Intensität. Während im Zeitalter der Kabinettskriege die Zivilbevölkerung vom Kriegsgeschehen weitgehend verschont blieb, die militärischen Aktionen mithin vom bürgerlichen Leben noch relativ ausgegrenzt werden konnten, ist seit den Revolutions- und Volkskriegen der Krieg eine alle Bevölkerungsschichten betreffende machtvolle soziale Realität. Die sozialen Auswirkungen von Militär und Krieg sind ein Hauptthema unseres Buches, so daß wir uns an dieser Stelle auf eine knappe thesenartige Zusammenfassung beschränken können.

„Betroffen" waren zur Zeit der Kabinettskriege vor allem die Unglücklichen, die in die Hände der Werber gefallen waren und nun die Brutalität des Soldatenlebens in Krieg und Frieden auszuhalten hatten, aber auch deren Angehörige, vor allem ihre Eltern, deren Alterssicherung nicht selten durch die Werbung oder Einberufung ihrer Kinder gefährdet wurde. Sichtbar betroffen waren die Invaliden, die sich hungernd und bettelnd durch ein kümmerliches Leben schlugen. Indirekt betroffen waren im 18. Jahrhundert alle Steuerzahler, denen jeder Krieg spürbare Lasten auferlegte und alle Untertanen, die nach einem geglückten Länderraub plötzlich einem neuen Landesherrn huldigen durften. Diese sozialen Realitäten erhielten nun zum Ende des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Ausweitung. In der Folge der Revolutionsereignisse wurden die vormaligen Privatkriege der Fürsten zu Volkskriegen. Die allgemeine Wehrpflicht griff in jede Familie: damit war Militär und Krieg als soziale Realität *allgemein* geworden. Mit dem Wegfall des Magazinsystems kam auf die Zivilbevölkerung die Last der Kontributionen, Truppendurchzüge und Einquartierungen zu; verstärkt auch Ausschreitungen plündernder und marodierender Soldateska. Zum neuen Gesicht des Krieges gehörten jetzt die Massenheere und der Massenmord auf dem Schlachtfeld, das Massenelend in den Spitälern.

2. Inwieweit Militär und Kriege soziale Mobilitätsprozesse bewirkt haben, ist, soweit wir die Literatur überblicken konnten, bisher kaum untersucht worden. Im 18. Jahrhundert kam die Werbung zum Militär eher einem sozialen Abstieg gleich; das Volksheer bot die Chance zum Aufstieg, die freilich, auch nach dem Wegfall des Adelsprivilegs, nur theoretisch vorhanden war; im kleindeutschen „militaristischen" Kaiserreich schließlich zählte das Militär zu den protegierten und privilegierten Ständen der Gesellschaft. Mehr Bedeutung als der vertikalen kommt vermutlich der regionalen Mobilität zu. In Friedenszeiten bedeutete der Umzug in den Garnisonsort einen entscheidenden, weil prägenden Einschnitt im Leben der Wehrpflichtigen. Die Verpflanzung vor allem der aus bäuerlichem Milieu stammenden Rekruten in Garnisons*städte* bewirkte eine Erweiterung des sozialen Umfeldes mit nicht nur positiven Erscheinungen. Im Krieg gleichen die Bewegungen der Massenheere modernen Völkerwanderungen; die sozialen Kontakte bei Einquartierungen sind hierbei ebenso zu beachten wie die Tatsache, daß die Feldzüge sich für die allermeisten als die einzige Gelegenheit zu „Auslandsreisen" erwiesen, deren nachhaltiger Eindruck sich später in unzähligen Kriegserzählungen der Heimgekehrten niederschlug.

3. Neben der primären Funktion als Mittel der Außenpolitik kann dem Militär eine sekundäre innenpolitische Funktion zugesprochen werden: als Instrument der Sozialdisziplinierung. Wir unterscheiden dabei zwischen zwei Aspekten: einmal den direkten Einsatz des Militärs gegen Staatsbürger des eigenen Landes, wie es in dem von uns bearbeiteten Zeitraum von 1740 bis 1914 am auffälligsten durch die Unterdrückung der revolutionären Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 geschehen ist; zum anderen die indirekte Disziplinierung durch die Übertragung spezifisch militärischer Ideale, wie „Befehl und Gehorsam", „Pflicht", „Treue" auf Bereiche des zivilen Lebens, Erscheinungen, die im Deutschen Reich seit 1871 verstärkt anzutreffen sind und die berechtigen, von einer militaristischen Gesellschaft zu sprechen.

4. Schließlich erzeugen Militär und Kriege eine bestimmte Sorte von Mentalität. Der „Korpsgeist" der aktiven Soldaten ist oft beschworen worden. Der unter den Etiketten „Kameradschaft" und „Zusammenhalt" wuchernde Männlichkeitskult ist erst in jüngerer Zeit ins Blickfeld geraten.[41] Durch die allgemeine Wehrpflicht kommen weite Kreise der Bevölkerung mit der militärischen Mentalität in Berührung. Inwieweit durch den Wehrdienst Bewußtseinslagen verändert werden, können wir wegen des fehlenden Materials nur vermuten; wir neigen dazu, dem Militär prägende Kraft zuzuschreiben. Was den Kriegsfall betrifft, so dürfte die Wirksamkeit der „Sozialisationsagentur Krieg" nicht zu bestreiten sein: viele autobiographische Berichte zeigen, wie das „Fronterlebnis" die Mentalität eines Individuums verändern kann. Von Beeinflussungen des Bewußtseins ist auch die Bevölkerung nicht verschont: jeder Krieg, zumindest seit dem 19. Jahrhundert, ist von heftiger Kriegspropaganda begleitet, deren Breitenwirksamkeit kaum bestritten werden kann, deren Intensität jedoch schwer einzuschätzen ist. Konkrete Lebensbedingungen, Mobilitätsprozesse, Sozialdisziplinierung, Mentalität – mit diesen Stichworten glauben wir die sozialgeschichtliche Relevanz der Militärgeschichte in groben Zügen umrissen zu haben. Lange Zeit haben sich Sozialhistoriker fast ausschließlich mit ihrem Lieblingsthema „Industrielle Revolution" und „Arbeiterbewegung" beschäftigt; es ist wohl Zeit, daß sie ihre Scheu vor der Militärgeschichte, ihre Berührungsängste vor den Themen Militär und Krieg überwinden.

Lieder als historische Quelle

Erst eine Militärgeschichte, die sich nicht zuletzt auch als Sozialgeschichte auffaßt, kann auf den Gedanken kommen, zeitgenössische Lieder,[42] welche sich mit dem Soldaten, seinem Leben, den einzelnen von ihm geführten Kriegen auseinandersetzen, als ernsthafte Quelle heranzuziehen.[43] Dissens mag allerdings darüber bestehen, wie hoch der Quellenwert zu veranschlagen ist, den man den Soldatenliedern zusprechen kann. Sind sie eher illustratives Beiwerk, nur geeignet, die bereits aus den „Akten" gezogenen Kenntnisse anschaulich und lebensnah zu erläutern? Ist also das Interesse, das historischen Liedern entgegengebracht werden kann, mehr didaktischer als fachwissenschaftlicher Natur, das vor allem dem Mittelstufen-Geschichtslehrer auf der Suche nach lebendigem Unterrichtsmaterial anzuempfehlen ist? Eignet Liedern wegen ihres *subjektiven Charakters* überhaupt nur ein sehr begrenzter Quellenwert?

Bereits 1836 urteilte F.L. v. Soltau hinsichtlich der Lieder: „Wenn es jemals dahin käme, alle auffindbare (...) historische und kulturhistorische Volkslieder zu vereinigen, so müßte (...) der historische Überblick einzig werden: ein poetischer Geschichtsspiegel, der auch in dem, was er nicht berührt, unterrichtend sein würde, eine historische vox populi, die ferner Geschichtsschreiber nicht unberücksichtigt lassen dürfte".[44] Eine Doppelbedeutung weisen

Karl Steiff und Günter Mehring ihren geschichtlichen Liedern für den Historiker zu, dem geschichtliche Dichtung „die Schilderung von Ereignissen durch einen Augenzeugen oder Teilnehmer, mindestens einen Zeitgenossen" biete.[45] Sie könne den „Gang der Dinge in seinem ganzen Verlauf oder auch in Einzelheiten aufklären. Und sie gibt gleichzeitig Kenntnis von dem Urteil, das die Zeitgenossen oder die handelnden Personen gehabt haben. Ob sie damit eine wertvolle Quelle ist, wird in jedem einzelnen Fall besonders zu untersuchen sein".[46] Liliencron geht darüber noch insofern hinaus, als er der betreffenden Dichtung einen mitgestaltenden Einfluß auf das Geschehen, zumindest auf das diesem zugrunde liegende geistige Klima zubilligt: „Zu der bestimmenden Eigenthümlichkeit aber der (...) Dichtungen gehört es eben, daß sie nicht, auf einen schon abgeschlossenen Verlauf zurückblendend, geschichtliche Begebenheiten in objektiver Auffassung darstellen, sondern daß sie aus den Begebenheiten selbst als eine unmittelbare Folge hervorwachsen und daß ihre nächste Absicht dahin gerichtet ist, auf den weiteren Gang der Dinge einzuwirken, indem sie die Gemüther stimmen und die Geister im Volk für eine bestimmte Auffassung der Sachlage gewinnen. Darum sind sie in ihrem innersten Kern nach nicht historischer, sondern vielmehr politischer und politisierender Natur".[47] Trotz derartiger Postulate und Erkenntnisse kam es lange Zeit zu keiner breiter angelegten Untersuchung über das Wesen, die Funktion, die Aussagekraft des Mediums Lied als Quelle, ja man versäumte es im 20. Jahrhundert zunächst sogar, an Sammlungen wie jenen eines August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Ludwig Erk – gemeint ist seine dreizehnteilige Heftreihe, die er in den Jahren von 1838 bis 1845 herausgab –, Ludolf Parisius, Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth und August Hartmann anzuknüpfen.[48] Wolfgang Steinitz blieb es vorbehalten, mit seinem zweibändigen Werk,[49] welches jahrelang in der breiteren Öffentlichkeit kaum Beachtung fand und erst in den 70er Jahren zu einem Bestseller in der deutschen Folkszene geworden ist, auf das bislang Unterlassene und Vernachlässigte hinzuweisen. Der Autor befaßt sich dabei nicht nur mit den verschiedenen vorhandenen Varianten der Texte und Melodien einzelner Lieder des werktätigen Volkes, die „den sozialen und politischen Interessen der durch Feudalismus und Militarismus unterdrückten Werktätigen einen klaren Ausdruck geben", wobei „der Grad der Bewußtheit der eigenen Interessen sehr verschieden sein und von der Klage über die elende Lage bis zur flammenden Anklage der Unterdrücker und zum Fanal des Aufstandes reichen" kann,[50] sondern belegt diese mit umfangreichem Dokumentenmaterial und Aufzeichnungen von Zeitgenossen. Zwar haben sich zahlreiche Liederbuch-Herausgeber der letzten Jahre Wolfgang Steinitz' „Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters" zum Vorbild genommen[51] und lange Zeit unterdrücktes und nahezu vergessenes Liedgut, darunter auch Beispiele oppositioneller Soldatenlieder bei ihm entlehnt und – zumindest mit kurzen Erläuterungen versehen – abgedruckt.[52] Doch zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem „Soldatenlied" ist es bisher trotz alledem nicht gekommen, sieht man einmal von älteren volkskundlichen Untersuchungen zu bestimmten Einzelaspekten ab, „wobei diese Arbeiten vor allem Ergebnis positivistischen Sammelfleißes und kanonorientierter Klassifikation waren".[53]

Zurück zur Ausgangsfrage: *Welcher Quellenwert eignet Militärliedern? Wir beantworten die Frage in drei Thesen: Der Quellenwert unserer Medien liegt (1.) in der Entindividualisierung, (2.) in ihrer ambivalenten Perspektive und (3.) in der sozialgeschichtlichen Qualität.*

1. Historische Lieder können als kollektive Quellen gelten. Zwar haben sie einen, oftmals anonymen, Verfasser: doch wurden die Lieder nach ihrer Entstehung oftmals sehr schnell von anderen Personen aufgenommen, zurechtgesungen, um- und weitergedichtet, mit Motiven anderer Lieder kombiniert und spiegeln insofern Stimmungen, Meinungen und Werthaltungen

größerer Gruppen wider. Je verbreiteter ein Lied war, als desto repräsentativer kann es angesehen werden. Die Entindividualisierung schafft hier ein hohes Maß an Repräsentativität. „Historisch-politische Lieder sind Wirkung und Ursache in einem: indem sie starke gemeinsame Gefühle einer breiten Öffentlichkeit ausdrücken, wirken sie dahingehend zurück, daß sie die ihnen zugrundeliegenden Meinungen ihrerseits stark beeinflussen und verfestigen können. Sie sind umso wirkungsreicher, als sie einer einheitlichen Anschauung über gewisse Begebenheiten einer bestimmten Zeit Ausdruck verleihen, diese umreißen und durchaus in der Lage sein können, einer breiteren Masse ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zu vermitteln und sie fester ‚zusammenzuschweißen'," [54] eine Tatsache, die sich auch das offizielle Soldatenlied gerne zunutze macht. „Mehr aber noch dadurch, als sie in der Lage sind, direkte Aktionen auszulösen, vermögen sie auf das Bewußtsein von Menschen einzuwirken und diese in gewissen vorgefaßten Meinungen zu bestärken, wobei man jedoch gerechterweise einschränkend feststellen muß, daß sie Einfluß nur auf denjenigen nehmen können, der in innerster Seele bereits Parteigänger ist. (...) Politische Lieder (...) sind demnach als ein Ausdruck fast allgemeiner und auch allgemein angesehener Anschauungen, Vorurteile und populärer Ausdrucksformen zumindest bestimmter Gruppen im Volk zu erachten, und wir können sie in jedem Fall zumindest als Kommentar zum jeweiligen politischen Geschehen – nicht als offizielle, sondern von unten her wirksame und wirkende Erläuterung zum Zeitgeschehen und ‚Meinungsmache' (...) – werten." [55]

2. Gelegentlich wird den Liedern auch heute noch ein nur bedingter Quellenwert zugesprochen, da in ihnen subjektive Wertungen, zumal oft vergröbert und pauschal, zum Ausdruck kommen. Dies gilt gleichermaßen für affirmative und kritische Tendenzen. Für das einzelne Lied mag dieser Vorbehalt durchaus angebracht sein, nicht jedoch für die Gesamtheit der Lieder, die ein historisches Ereignis positiv oder negativ kommentieren; denn wie kaum ein anderes Medium erfassen sie die offizielle Kriegspropaganda und die vorhandene Antikriegstendenz gleichermaßen. Ein Sozialhistoriker, der sich um die Erfassungen von „Stimmungen" bemüht, müßte geradezu dankbar sein, daß ihm so konträre Stimmungen, Meinungen in einunddemselben Quellentyp begegnen. Die ambivalente Perspektive, die somit der Gesamtheit der Lieder eignet, sie kennzeichnet, ist durchaus geeignet, die im Einzelfall zweifellos vorhandene Subjektivität zu relativieren bzw. zu neutralisieren.

3. Der dritte Aspekt, der zum Quellenwert unseres Mediums anzumerken ist, führt zur Auseinandersetzung um den Stellenwert der Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft. Der Historismus des 19. Jahrhunderts, die einseitige Fixierung auf Herrscherpersönlichkeiten, auf Haupt- und Staatsaktionen darf heute als weitgehend überwunden gelten. Sozialgeschichte ist inzwischen als eigenwertige, die politische Geschichte ergänzende und korrigierende Disziplin und Methode anerkannt und hat auch Eingang in die Geschichtsbücher gefunden. Historische Lieder sind – obgleich sie sich auf den ersten Blick nur zu oft mit den Herrscherpersönlichkeiten einzelner Staaten und den Haupt- und Staatsaktionen zu beschäftigen scheinen – als sozialkritische Quelle zu werten, als Beitrag zu einer Geschichtsperspektive von unten, als Korrektiv zu einer zu lange vorherrschenden Geschichtsschreibung, da sie zum einen den Alltag und die Denkweise beispielsweise einfacher Soldaten, der „kleinen Leute", welche „Geschichte erleiden" unmittelbar erfassen, zum anderen die „hohen Herren", auf welche sie Bezug nehmen, mit all ihren etwaigen Fehlern und Schwächen bloßstellen und sie zu „vermenschlichen", d.h. auf ein menschliches Maß zu reduzieren bestrebt sind. Daß unsere Quellen dabei die offizielle Kriegspropaganda ebenso widerspiegeln wie Kritik an jedweden militaristischen Bestrebungen, am Kriegswesen und am Kriegerstand überhaupt üben können, daß sich chauvinistische Selbstüberhöhung und Gedanken an Völkerverständigung, Kriegsbe-

geisterung, blinde Heldenverehrung, Friedensliebe und Abscheu vor militärischem Drill und militärischer Gewalt oft sehr eng nebeneinander finden, tut ihrer sozialgeschichtlichen Qualität keinen Abbruch.

Unsere Thesen beziehen sich auf das Lied als Quellen*typus*: für die *einzelne konkrete* Quelle ist der Wert ihrer Aussage in jedem einzelnen Fall kritisch zu untersuchen. Bei den Liedern ist zunächst die Textintention und Tendenz, erst von daher ihr Aussagewert zu bestimmen. Chauvinistische, kriegsverherrlichende Haßlieder beispielsweise taugen kaum als objektive Quelle für militärische Ereignisse, geben aber einen ausgezeichneten Einblick in Methoden der Kriegspropaganda. Ein Vergleich mit den tatsächlichen Ereignissen zeigt, daß die (zumeist anonymen) Liedautoren in der Regel aufmerksame und kundige Beobachter des militärischen Geschehens waren; viele von ihnen dürften Augenzeugen gewesen sein, in einigen Fällen weist dies die Verfasserstrophe ausdrücklich als solche aus. Betrachtet man die Lieder in ihrer Gesamtheit, so ist ihnen – trotz aller perspektivischer Subjektivität – ein überraschend hoher Grad an historischer Wahrheit zuzuschreiben. Natürlich bestimmt sich die *Authentizität*, die den Quellenwert ausmacht, nicht nur nach der Frage, wie unverfälscht historische Ereignisse wiedergegeben sind: ginge es nur um die Wiedergabe von Ereignissen, wären andere Quellensorten vorzuziehen. Die hohe Authentizität der meisten unserer Lieder wird vielmehr in erster Linie dadurch begründet, daß *Stimmungen* und *Mentalitäten unverfälscht* wiedergegeben werden. In dieser Beziehung wird das historisch-politische Lied von anderen Quellensorten nicht übertroffen.

Auswahl der Lieder – Chronologie und Aufbau

Die Überfülle an Liedmaterial zwingt zu einer disziplinierten Auswahl. So haben wir normalerweise solchen Liedern den Vorzug gegeben, bei denen eine *Melodie* überliefert ist, sind jedoch von dieser Regel beispielsweise bei einigen Liedern aus dem 18. Jahrhundert abgewichen, da viele Melodien aus dieser Zeit verlorengegangen sind. Im übrigen haben wir einen Text ohne Melodie nur dann aufgenommen, wenn er uns thematisch oder formal besonders interessant erschienen ist.

Daneben waren wir um *tendenzielle, thematische und chronologische Ausgewogenheit* bemüht, ohne dabei den Gesichtspunkt der *Repräsentativität* aus den Augen zu verlieren – ein schwieriges Unterfangen. Von der Tendenz her lassen sich zwei Hauptgruppen (im Einzelfall nicht immer ganz eindeutig) unterscheiden:

a.) *affirmative* Lieder, in denen Krieg und Soldatentum verherrlicht werden; es sind im besten Fall patriotische Lieder, meist jedoch chauvinistisch-militaristische Lieder, die mitunter in Haßgesänge ausarten;

b.) *kritische* Lieder, in denen das Elend und Leid des Krieges und des Soldatenlebens vorrangig zum Ausdruck kommt; nicht wenige von ihnen tragen konsequent pazifistischen Charakter.

Wir haben Lieder beider Tendenz ausgewählt. Quantitativ mag der affirmative Teil übergewichtig erscheinen. Der Grund dafür liegt zweifellos in der Überlieferungssituation: Die affirmativen Lieder, in der Garnison gemeinsam eingeübt und beim Marsch zum Singen befohlen, waren in den Soldatenbüchern abgedruckt und wurden offiziell verbreitet, während die kritischen Lieder (meist in vielen unterschiedlichen Fassungen) mündlich verbreitet überliefert wurden und – wenn überhaupt – erst relativ spät in Sammlungen aufgenommen wurden. Mit

der Tendenz korrespondiert häufig die Thematik. Affirmative Lieder schildern meist siegreiche Schlachten, diffamieren den Gegner, preisen den eigenen Feldherrn und die eigene Tapferkeit; kritische Lieder beklagen den Abschied von den Angehörigen, die Bedrückung des Dienstes, Schrecken und Leid der Schlacht, Todesopfer und Invalidität. Auch hinsichtlich der Thematik war unsere Auswahl vom Bemühen um Repräsentativität geleitet. Allerdings – und es ist wichtig darauf hinzuweisen – präsentieren wir keine Sammlung von „Soldatenliedern" schlechthin: eine Sammlung von Liedern, die je von Soldaten gesungen werden, müßte selbstverständlich Liebeslieder, erotische Lieder und Saufgesänge mit aufnehmen. Wir haben, dem historisch-politischen Interesse entsprechend, die Lieder aufgenommen, in denen *Militär und Krieg thematisiert* werden. Liebeslieder, Erotika und Sauflieder haben wir weggelassen, obwohl ihnen manchmal ein indirekter sozialgeschichtlicher Wert nicht abzusprechen ist. Andererseits wurden die Grenzen des Themas „Militär und Krieg" nicht zu eng gezogen. Kriegsfolgen und Kriegsursachen sollen neben den unmittelbaren Kriegsereignissen selbst ebenfalls, wenn auch nicht hauptsächlich, Berücksichtigung finden.

Der gezogene zeitliche Rahmen von 1740 bis 1914 mag willkürlich erscheinen. Der weitgespannte Rahmen kann als Letztmögliches dessen, was in einer Publikation zu leisten ist, angesehen werden. Schwieriger ist es, die Grenzmarken zu rechtfertigen. Der Endpunkt mag manchen als berechtigter Einschnitt überzeugen: Der Erste Weltkrieg mit seinen alle bisherigen Dimensionen sprengenden Vernichtungsqualitäten markiert einen deutlichen Einschnitt in der Kriegsgeschichte. Wir müssen zugeben, daß es gerade diese „Qualität" war, die in uns eine eher gefühlsmäßige, als rational erklärbare Scheu erzeugt und uns von der Aufarbeitung bereits gesammelter Lieder vorerst abgehalten hat. Lieder aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg mögen einer späteren Publikation vorbehalten bleiben.

Der gewählte Anfangspunkt 1740 gilt zwar, als Jahr des Regierungsantritts Maria Theresias und Friedrichs II. von Preußen, als ein Epochenjahr in der deutschen Geschichte. Für den engeren Bereich der Militärgeschichte gilt dies nur bedingt. Für das Zeitalter der Kabinettskriege läßt sich kein Stichjahr (auch nicht als Gedächtniskrücke) für dessen Beginn fixieren. Doch bedeutet immerhin das Jahr 1740 den Beginn von kriegerischen Auseinandersetzungen, die mit Unterbrechungen bis 1763 dauerten und in denen der *Typus* der Kabinettskriege seine weitestgehende Ausprägung fand. So gesehen dürfte das Jahr 1740 als chronologischer Fixpunkt einigermaßen gerechtfertigt sein.

Nach der Masse des überlieferten Liedmaterials ergeben sich in chronologischer Ordnung folgende Hauptblöcke:

1. Das Zeitalter der Kabinettskriege (1740-1763)
2. Die Zeit der Volkskriege einschließlich der Napoleonischen Kriege (1792-1815)
3. Das Militär im Vormärz und während der Revolution 1848/1849 (1815-1849)
4. Die Zeit der deutschen Einigungskriege (1864-1871)
5. Das Zeitalter der imperialistischen Kriege (1871-1914)

Daneben haben wir zwei kleinere Kapitel eingeschoben:

- Der bayerische Erbfolgekrieg (1777-1779)
- Bayern in Griechenland (1833-1862)

Der bayerische Erbfolgekrieg wurde wegen des zeitlichen Abstandes zum Siebenjährigen Krieg und wegen seines eigentümlichen Charakters abgegrenzt. Die Bayern in Griechenland waren in keinem der größeren Blöcke unterzubringen: sie blieben zwar Episode, haben aber in der Volksliedliteratur bemerkenswerte Spuren hinterlassen, so haben wir ihnen ein eigenes Kapi-

tel gewidmet. Innerhalb der Kapitel haben wir die Lieder in der Regel nach der *Chronologie der Ereignisse, nicht* nach der Chronologie der Entstehungszeiten der Lieder, angeordnet. Von dieser Regel wurde nur in begründeten Ausnahmefällen abgewichen.

Dem geneigten Leser wird auffallen, daß der historischen Einleitung zur deutschen Kolonialpolitik in Afrika sowie in Asien relativ viel Platz eingeräumt ist, obwohl uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur wenige Lieder zu den dortigen Ereignissen vorlagen. Wir möchten mit unseren Ausführungen aber darauf hinweisen, wie wenig erschlossen und im Bewußtsein der meisten jetzigen Zeitgenossen verankert dieses Epoche bis heute ist. Hier wären nicht zuletzt auch andere Liedforscher gefordert, sich dieses Kapitels anzunehmen und nach weiteren Liedern zu suchen.[56]

Historische Einleitungen – Melodien – Liederkommentare

Jedes Kapitel beginnt mit einer ausführlichen historischen Einleitung, der dann jeweils ein kommentierter Liedteil folgt. Den Einleitungen kommt dabei eine doppelte Funktion zu: Sie sollen zunächst die notwendige systematische Verbindung des Gesamtthemas herstellen. Anders ausgedrückt: nimmt man die historischen Einleitungen für sich heraus und setzt sie hintereinander, so entsteht ein nach Epochen gegliederter, gedrängter Aufriß der deutschen Militärgeschichte. Die zweite Funktion ist arbeitsökonomischer Natur: die Einleitungen fungieren auch als Sammelkommentar zu den folgenden Liedern; überflüssige Wiederholungen konnten so bei den Einzelkommentaren vermieden werden, in vielen Fällen genügte dort ein Verweis auf die Einleitung, um den historischen Hintergrund zu erhellen.

Wir haben uns dabei auch stets bemüht, da wo es möglich erschien, Augenzeugen sprechen zu lassen[57] und bekennen uns in diesem Zusammenhang tendenziell zu einer Geschichtsauffassung aus der Perspektive der Betroffenen, zu einer verstärkten Hinwendung zu den Objekten der Geschichte, zu einer Geschichtsschreibung von unten, ohne diese Perspektive verabsolutieren zu wollen. Wir verkennen keineswegs die Rolle des Subjekts in der Geschichte, glauben aber, daß durch die Geschichtsschreibung von unten eine notwendige Korrektur der bisher häufig betriebenen subjekts- und herrscherorientierten Geschichtsauffassung zu leisten ist.

Die historischen Einleitungen erfassen Ereignis- und Situationsgeschichte gleichermaßen, wobei natürlich die militärische Thematik im Vordergrund steht. Daß wir Militärgeschichte als Sozialgeschichte auffassen, haben wir an anderer Stelle bereits ausgeführt.

Der Schwerpunkt der Einzelkommentare zu den Liedern liegt in der historisch-kritischen Interpretation. Die Überlieferungsgeschichte der Lieder, die vergleichende Analyse verschiedener Liedfassungen und Lesarten berühren wir nur dann, wenn es der historische Erkenntniswert erforderlich macht. Lesarten sind für uns also kein Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Die Entscheidung, welche von mehreren überlieferten Fassungen auszuwählen war, gestaltete sich oft schwierig. Wir haben versucht, eine pragmatische Lösung zu finden und uns meistens an die großen Volksliedersammlungen von Erk / Böhme, Ditfurth, Hartmann, Kiem, Schmidkunz, Steinitz gehalten, auch dann, wenn wir die Lieder aus eigener Erinnerung kannten, die von den gedruckten Fassungen abwichen. In Einzelfällen haben wir Melodien verglichen und der (subjektiv) „schöneren" den Vorzug gegeben. Die angegebene Quelle bezieht sich *immer* auf den Text und, sofern nicht anders angegeben ist, *auch* auf die Melodie. Der Benutzer unserer Liedsammlung wird sehr bald feststellen , daß es sich bei vielen der abgedruckten Lieder um Kontrafakturen handelt, d.h., daß den Texten alte, bekannte Melodien unterlegt waren, ging es doch weniger darum, neue und originelle Formen zu erfinden, sondern sich „auf den pragmatischen Einsatz bewährter Formen zu konzentrieren".[58] Zeitgenössi-

sche Rezipienten brauchten die Melodien nicht erst mühsam zu erlernen; sie waren ihnen bereits bekannt, und mithin konnten sie sich von Anfang an voll auf den Text konzentrieren und versuchen ihn zu erfassen. Die bekannte Melodie, zumindest aber ein vertrautes Klangbild erleichterten ihnen den Zugang, ließen sie unwillkürlich aufhorchen, und oft wurde ein neues Lied vielleicht auch gerade einer bekannten Melodie wegen akzeptiert. Lars Ulrich Abraham spricht – was die Melodieführung anbelangt – von „immanenter Harmonik". „Der ‚immanenten Harmonik' liegt die (...) Erkenntnis zugrunde, daß melodische Fortschreitungen für sich im Hörer gewisse stereotype Harmonievorstellungen hervorrufen. Fast unerforscht ist allerdings der Weg, auf dem es zur Herausbildung solcher Harmonievorstellungen kommt, meist bleibt es (...) dabei, die Kohäsion von Akkordbestandteilen dafür verantwortlich zu machen. Dies ist aber nur die Außenseite der Sache und überdies weder der häufigste noch gar der wichtigste Fall immanenter Harmonik".[59] Diese Harmonievorstellungen können beim Rezipienten bestimmte Gefühle aktivieren; „durch die Benutzung einer alten Weise gehen auch die mit ihr verbundenen emotionalen und geistigen Assoziationen auf die neue Fassung mit über. So verändert natürlich der neue Text das Lied, macht es aber nicht zu etwas vollkommen Neuem. Die Melodie hat nicht nur Transportfunktion für neue sprachliche Inhalte, sie beeinflußt vielmehr in starkem Maße die direkte Wirkung des Liedes auf Singende wie Zuhörer. Anhand der Melodie läßt sich bei der Kontrafaktur so recht häufig die Intention und nicht zuletzt die Haltung des Verfassers erkennen".[60]

Dies ist jedoch nicht der einzige und ausschließliche Grund für die Verwendung bereits bekannter Melodien. Der Zwang zur Aktualität erfordert eine Schnelligkeit, die das oftmals mühsame Komponieren einer Melodie, die zudem noch volkstümlich sein sollte, kaum zuließ, sondern es von vorneherein für geraten erscheinen ließ, auf vertraute Melodien und Melodiemuster zurückzugreifen, um eine möglichst schnelle und weite Verbreitung zu garantieren. Hans Niehaus weist der Kontrafaktur letztlich drei Funktionen zu: 1. „ein Lied möglichst schnell einer breiten Öffentlichkeit verfügbar zu machen, 2. seinen Inhalt pathetisch anzureichern (...), 3. die Parodie als solche kenntlich zu machen (...)".[61] Die meisten Liedautoren aber bedienten sich wohl des Kontrafakturverfahrens und machten sich ältere beliebte und bekannte Melodien zunutze „aus der Erkenntnis des eigenen Unvermögens heraus, neue und zündende Melodien zu schaffen. Immerhin waren Notenkenntnisse nur bei einem Teil von ihnen vorhanden, kaum indessen die Fähigkeit zu komponieren. In letzterem Fall bedienten sich viele einer bekannten Melodie ganz einfach deswegen, weil sie sich von ihr emotional angesprochen fühlten, und unterlegten ihr einen eigenen Text".[62]

Bei den Kontrafakturen findet man in den Liedersammlungen in aller Regel nur den neuen Text mit einem Hinweis auf die erste Liedzeile, seltener auf den Liedtitel der Vorlage. Viele der auf solche Weise angezeigten Originalmelodien sind heute nicht mehr geläufig, wir mußten uns also auf eine zeitraubende Suche begeben. Wertvolle Hilfe erhielten wir von Dr. Jürgen Dittmar vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i.Br., der auf unsere zahlreichen Anfragen immer bereitwillig antwortete. In einigen wenigen Fällen – es betrifft vor allem Lieder aus dem 18. Jahrhundert – konnte uns auch diese renommierte Sammelstelle nicht weiter helfen: diese Melodien müssen wohl als verschollen gelten, es sei denn einer unserer kompetenten Leser hütet entsprechende Schätze in seinem Archiv.[63]

Wir haben versucht, den kontrafaktierten Text jeweils auf die Originalmelodie zu übertragen. Daß dabei manchmal Diskrepanzen zwischen Versmaß bzw. Versfuß des Textes und Rhythmus bzw. Notenwerten der Melodie auftreten, kann angesichts der oft komplizierten Überlieferungssituation nicht verwundern. Wir haben der Versuchung widerstanden, die Melodien auf die Texte oder die Texte auf die Melodien zurechtzubiegen, sondern die Texte und Melo-

dien unverändert übernommen. Die „Werktreue" war uns wichtiger als die reibungslose Singbarkeit der Lieder.

Die meisten Lieder werden einzeln kommentiert; nur mitunter haben wir motivgleiche Texte zu einem Block zusammengefaßt und einer vergleichenden Analyse unterzogen. Intention des historisch-kritischen Kommentars ist es, den geschichtlichen Hintergrund der Liedertexte, auch in den Einzelheiten, zu erfassen, um so den Text in den Ablauf der militärischen und/oder politisch-sozialen Ereignisse und Situationen einzuordnen. Anspielungen und Hinweise auf Zeitereignisse haben wir, soweit es uns möglich war, in jedem einzelnen Fall erläutert. Weiterhin wird im Kommentar versucht, Standpunkt und Wirkungsabsicht des Verfassers herauszuarbeiten und den Charakter und die Tendenz des Liedes zu bestimmen. Ob ein Lied als *„Volkslied"* oder als *„Kunstlied"* anzusehen ist, kann nicht immer eindeutig gesagt werden. Abgesehen von der begrifflichen Problematik dieser Unterscheidung[64] trifft man nicht selten auf fließende Grenzen. Ob ein Lied anonym verfaßt ist oder ob ein Verfasser namentlich bekannt ist, kann nur einer oberflächlichen Verortung dienen. Manche anonymen Lieder wurden, weil zu zeitbezogen nie „volksläufig" und gerieten in Vergessenheit, manche von namentlich bekannten Verfassern gedichtete Lieder wurden zu „richtigen" Voksliedern. Im allgemeinen eignet den anonym verfaßten Liedern ein höherer Grad an Authentizität als den „Kunstproduktionen".

Wichtig für die Bestimmung des Quellenwertes ist die zeitliche Nähe zu den Ereignissen. Wir haben uns dort, wo es möglich war, um eine möglichst *genaue Datierung* bemüht. Das Entstehungsjahr der Lieder bekannter Verfasser ist in den meisten Fällen in den einschlägigen Sammlungen angegeben. Schwieriger gestaltet sich die Datierung bei den anonymen Produktionen, bei denen von den berichteten Ereignissen auf den Entstehungszeitpunkt rückgeschlossen werden muß. Eine angegebene Jahreszahl bezeichnet das mehr oder weniger gesicherte Entstehungsjahr, auf jeden Fall aber den *terminus post quem*. In einigen Fällen haben die im Lied mitgeteilten Fakten sogar eine monatsgenaue Datierung ermöglicht.

Schwierigkeiten bereitet der Versuch, unsere Publikation einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin zuzuordnen. Die Arbeit trägt interdisziplinären Charakter und umfaßt die Bereiche der Geschichte, speziell der Sozial- und Militärgeschichte, der Volkskunde und berührt Fragestellungen, die der Literatur- und Musikgeschichte zuzuordnen sind. Angesichts der fortgeschrittenen Spezialisierung in den Wissenschaften, der Publikationsflut zu Detailproblemen, mag ein derartiger interdisziplinärer Ansatz als Wagnis erscheinen. Skrupel dieser Art haben bei uns von Anfang an bestanden, vermochten uns aber nicht von der Arbeit abzuhalten; eine Arbeit, die viel Mühe, aber auch sehr viel Spaß und Freude bereitet hat. Gerade weil wir sehr lange und viel daran gearbeitet haben, wissen wir, daß unsere Arbeit Lücken und Irrtümer aufweist; und wir bitten den Kenner der Detailforschung, ob Volksliedforscher oder Militärhistoriker, um Wohlwollen, Nachsicht und Verständnis. Dabei sind wir allen Lesern, die uns helfen, die vorhandenen Lücken zu schließen und eventuelle Irrtümer zu korrigieren, zu großem Dank verpflichtet.

Unser Dank gilt daneben vor allem Carsten Lenk für seine Ausführungen zum Fuchsmühler Holzlied, auf die wir uns – neben neuester, erst kürzlich erschienener Literatur – im Kapitel zur „innenpolitischen ‚Ordnungsfunktion' des Militärs im wilhelminischen Deutschland" im wesentlichen gestützt haben, Randolf Jeschek und Reinhard Gecke für deren Durchsicht der Melodien, Peter Heigl für die Durchführung notwendiger Photoarbeiten und die Bereitstellung zahlreicher Photographien, die allerdings leider unserem Entschluß, uns nur auf Lieder zu beschränken und auf die Untersuchung und den Abdruck von Gemälden und Karikaturen zum Thema „Militär und Kriege" zu verzichten „zum Opfer gefallen sind", last not least noch

einmal Dr. Jürgen Dittmar vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg/Br., der uns sehr viele unserer Melodien zugänglich gemacht hat. Ein weiteres Dankeschön geht an Professor Dr. Bernhard Gajek und Dr. Adolf Eichenseer, die sich um einen Druckkostenzuschuß für unser Buch bemüht haben. Gedankt sei hier zuletzt auch Wolfgang Reger von der Computer-Firma Rebentrost, der uns in allen computertechnischen Fragen beraten hat und Monika Angerer, die den Umbruch des Manuskripts gestaltete.

Anmerkungen

1 Leider führt sogar diese an sich banale Erkenntnis und Anerkennung einer historischen Tatsache in unserem Lande immer noch zu erregten Auseinandersetzungen und massivsten Angriffen seitens ultrakonservativer und neonazistischer Gruppen unserer Gesellschaft, wie man erst in allerjüngster Vergangenheit an den Reaktionen anläßlich einer Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung zum Thema „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" in München, Regensburg und zahlreichen anderen bundesdeutschen Städten sehen konnte. Wie sehr sich manche der verantwortlichen bundesrepublikanischen Politiker und hohen Militärs lange Zeit aber gerade auch den unseligen Traditionen des Dritten Reiches verpflichtet sahen, mag nicht zuletzt auch aus der Tatsache hervorgehen, daß noch jahrzehntelang nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs, das heißt bis in unsere Tage, manch eine Kaserne nach hohen Nazi-Offizieren benannt war, zum Beispiel nach einem General Dietl, der im Zweiten Weltkrieg für die sogenannten Feldstraflager truppendienstlich verantwortlich war. Erst in den allerletzten Tagen hat der neue Verteidigungsminister Scharping nach einer dpa-Meldung hier Abhilfe versprochen. Umstrittene Kasernennamen der Bundeswehr aus der Zeit der Wehrmacht oder des Ersten Weltkrieges sollen demnach geändert werden. Wie Norbert Frei in einem sehr instruktiven Artikel im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" 16/1997, S. 64 darlegt, waren dabei „die Verbrechen der Wehrmacht kein Geheimnis. Die Legende der aus dem Felde zwar besiegt, aber unbefleckt zurückgekehrten Soldaten entstand erst in den Anfängen der Ära Adenauer. (...) Als in Nürnberg das Internationale Militärtribunal gegen die Hauptkriegsverbrecher zu Ende ging, war der ‚Kommissarbefehl' gefunden, waren völkerrechtswidrige Erschießungen von Zivilisten und der Hungertod sowjetischer Kriegsgefangener massenhaft dokumentiert, und auch die Mitwirkung der Wehrmacht am Judenmord stand außer Frage". Und er führt weiter aus: „Telford Taylor, der amerikanische Ankläger, brachte den Erkenntnisstand in seinem Schlußplädoyer auf den Punkt. ‚Selbstverständlich behaupten wir nicht, daß die Hände jedes deutschen Soldaten in unschuldiges Blut getaucht wurden oder daß jeder deutsche Befehlshaber die Regeln des Krieges und die Gesetze des Anstandes mißachtet habe. Wohl aber behaupten wir, daß die Art und der Umfang der von den Spitzen der Wehrmacht angeordneten und danach in vielen Ländern Europas verübten Greuel eine bewußt in Rechnung gestellte Gleichgültigkeit dieser militärischen Führer gegenüber der Begehung von Verbrechen zeigen und beweisen'" (ebenda, S. 64f.). Und wie er weiterhin darlegt: „Mochte die Bestrafung von ‚Hauptkriegsverbrechern', Parteibonzen und SS-Oberen zunächst noch eine gewisse Zustimmung finden, so galt dies nicht im Blick auf die Wehrmacht. Denn der sprichwörtliche ‚Mitläufer' fühlte sich in seiner Ehre als Soldat verletzt und im Geiste mitangeklagt, wenn seinen militärischen Idolen, Vorgesetzten oder Kameraden der Prozeß gemacht wurde. Die dann reflexartig ausgestoßene Invektive ‚Siegerjustiz' war nicht nur Ausdruck politischer, sondern vor allem psychischer Abwehr". (S. 66) „Im Zeichen von Wiederbewaffnung, Westintegration und der bevorstehenden Wahl zum zweiten Bundestag ging die Reinwaschung der Wehrmacht zügig voran. (...) Die Unschuld nicht nur der Generale galt jetzt als ausgemacht. Als die Amerikaner 1958 Landsberg aufgaben, war die von der Mehrheit der Deutschen nie akzeptierte Wahrheit des auch von der Wehrmacht geführten Vernichtungskrieges längst passé. Was lebte, war die Legende eines ‚normalen Krieges': das Ehren-Epos vom ‚unbefleckten Schild' der Wehrmacht, das es Millionen deutscher Landser erlaubte, das Andenken ihrer gefallenen Kameraden zu wahren und im eigenen opferreichen Einsatz einen Sinn zu erblicken" (ebenda, S. 67). Dabei hat sich das Ansehen und die Autorität Adolf Hitlers bei der Wehrmacht erst im Laufe des Krieges gefestigt, was als *eine* Erklärung der Komplizenschaft der Armee bei den im Osten verübten Verbrechen dienen kann. Zu Kriegsbeginn hatte die Armee noch deutlich Distanz zu den durch SS- und Polizeiverbände verübten Verbrechen gezeigt. Erst ab 1941 kam es hier zu einer Änderung, wie etwa Hermann Graml: Die Wehrmacht im Dritten Reich, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, München 3 1997 analysiert hat. Man könne sagen, schreibt der renommierte Historiker, daß fast alle Soldaten einschließlich Generalität und Generalstab, zu diesem Zeitpunkt „gegen Führerwillen und Führerbefehl in sich kein politisches, kein fachliches und kein moralisches Widerlager mehr fanden. Auch hatten nur allzu viele Hitlers Gleichsetzung von jüdisch und bolschewistisch akzeptiert". Andererseits führt Graml weiter aus, daß „Millionen von Soldaten der Ostarmee nie mit den Aktivitäten der SS- und Polizeiverbände in unmittelbare Berührung kamen oder gar daran teilnahmen", was mit dazu führte, daß nur zu viele aktive Kriegsteilnehmer bis zum heutigen Tag die Vorstellung von der reinlichen Scheidung zwischen der guten Wehrmacht und der bösen SS bewahren konnten. Und Richard von Weizsäcker, der ehemalige Bundespräsident, läßt zur Wehrmachtausstellung und zu den Verbrechen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg verlauten: „Es ist schwer, vor den Texten und Bildern der Ausstellung standzuhalten. In einem Befehl an die Truppe über ihr Verhalten ‚im Ostraum' hatte der Feldmarschall von Reichenau verordnet, das wesentliche Ziel des Feldzuges richte sich gegen das ‚jüdisch-bolschewistische System'; es ginge um die Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis. Es gab Führungsstäbe und Einheiten der Wehrmacht, die sich an barbarischen Gewalttaten gegen wehrlose Juden, Zivilbevölkerung und Kriegsgefangene beteiligten. Ganz gewiß nicht erst durch diese Ausstellung wissen wir, daß wir von keiner insgesamt integren Wehrmacht sprechen können, die sich inmitten böser Mächte allein als heile Zufluchtsburg des Anstandes bewahrt hätte". (Der Spiegel, Nr. 35 vom 25.8.1997, S. 68). Und zusammenfassend zieht er das Resümee: „Schwere und notwendige Einsichten sind es, die (...) zwei unterschiedliche Anmerkungen nach sich ziehen. Etwas ganz anderes und Falsches wäre es, von *der* verbrecherischen Wehrmacht zu sprechen (ebenda, S. 68). Leider war die ultrakonservative Anschauung seitens des derzeitigen

letztendlichen Entscheidungsträgers der Kulturstiftung der REWAG hinsichtlich der Rolle des deutschen Militärs vermutlich wohl auch mitverantwortlich dafür, daß – anscheinend unter seinem diesbezüglichen Votum – ein Antrag des Verfassers auf einen Kostenzuschuß zur Drucklegung des vorliegenden Buches durch diese Stiftung von vorneherein aussichtslos war und abschlägig beschieden und damit einem namhaften anderen Vertreter dieser Institution rechtgegeben wurde, der schon im Vorfeld die Vermutung geäußert hatte, der Antrag würde sicherlich zurückgewiesen. Zwar hieß es offiziell, seitens der Regensburger Kulturstiftung der REWAG würden ob der begrenzten finanziellen Mittel diesmal keine Druckwerke gefördert, doch scheint nach vertraulicher telephonischer Auskunft gegenüber dem Autor der Entscheidungsträger, immerhin Schwiegersohn eines höheren Offiziers und aktiver Reserveoffizier, eine Förderung des Buches wegen dessen „ideologischer Ausrichtung" abgelehnt zu haben, obwohl er unser Manuskript vermutlich niemals in Händen gehalten geschweige denn ausführlich geprüft hat.

2 Eberhard *Otto:* Nun singen sie wieder... Ein Kommentar zum Liederbuch des Bundeswehr mit schwerwiegenden Bedenken, in: Der Neue Tag (Weiden i.d.Opf.) vom 15. Januar 1966. Siehe auch derselbe: Nun singen sie wieder.../ Zum Liederbuch der Bundeswehr, in: Fränkische Presse (Bayreuth) vom 06./07.01.1966; derselbe: Nun singen sie wieder... Ein Kommentar zum Liederbuch der Bundeswehr, in: Musikalische Jugend, München-Regensburg, Februar/März 1966; derselbe: Meine Meinung. II, in: Israel Forum, Dezember 1966; derselbe: Briefe an die Herausgeber. Seltsames Liederbuch, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 302 vom 29. Dezember 1966, S. 6; dsgl. derselbe: „Nun singen sie wieder...", in: Berliner Stimme vom 07. Januar 1967; dsgl. derselbe: Ein garstig Lied – drei, vier! Die Bundeswehr-Soldaten haben das falsche Liederbuch, in: Vorwärts vom 18. Mai 1967.

3 Derselbe: Nun singen sie wieder..., in: *Der Neue Tag* vom 15. Januar 1966.

4 Derselbe: Ein neues Liederbuch für die Bundeswehr, in: Neue Musikzeitung, Juni/Juli 1972, S. 5. Siehe auch derselbe: Nun singen sie wieder. Wann erhält die Bundeswehr ein neues Liederbuch, in: Bayerische Staatszeitung vom 31. Juli 1970.

5 Hell klingen unsere Lieder. Liederbuch der Bundeswehr, hrsg. vom Bundesministerium der Verteidigung, Führungsstab der Streitkräfte, Bamberg 1976.

6 Eberhard *Otto*: „Hell klingen unsere Lieder". Nach langer Prozedur: Das Bundeswehr-Liederbuch in neuer Form, in: *Der Neue Tag* (Weiden/Opf.), 1976.

7 Ebenda.

8 Kameraden singt! Liederbuch der Bundeswehr hrsg. vom Bundesministerium der Verteidigung, Führungsstab der Streitkräfte, Bonn 1991.

9 Ebenda, S. 53-76. Weiterhin weist es folgende Gliederung auf: Auf dem Marsch – Soldatenlieder im Wandel der Zeiten – Am Lagerfeuer: Volkslieder; Folksongs; Balladen-Bänkellieder-Parodien, Keyboard-Akkorde, Tips zur Gitarre.

10 Ebenda, S. 61.

11 Der Einsatz der Bundeswehr anläßlich der Oder-Hochwasserkatastrophe 1997 war ein wichtiger Beitrag zum Zusammenwachsen der west- und ostdeutschen Bevölkerung und ein positives Beispiel für einen Militäreinsatz zur Schaffung neuer, nachahmenswerter Traditionen.

12 Erwin *Orywal,* Aparna *Rao,* Michael *Bollig* (Hrsg.): Krieg und Kampf. Die Gewalt in unseren Köpfen, Berlin 1996, S. 7.

13 Ebenda, S. 7.

14 Inzwischen sind in der allerletzten Zeit militärische Auseinandersetzungen im Kosovo sowie im Irak hinzugekommen, um hier nur zwei aktuelle Beispiele zu benennen, doch dürften auch die allerneuesten Zahlen immer wieder nur allzubald von der kriegerischen Realität eingeholt und übertroffen werden.

15 Zwar gibt es in Nordirland derzeit erfreuliche Anzeichen für einen möglichen endgültigen Friedensschluß, doch kann sich die Situation auch hier immer noch sehr rasch zum Schlechteren wenden, da sich auf beiden Seiten noch immer unversöhnliche konfessionelle Feinde gegenüberstehen, die einander vorwiegend mit Haß und Mißtrauen begegnen. Hier würde „ein Zündholz" ausreichen, erneut ein „Pulverfaß" zu entzünden.

16 Erwin *Orywal,* Aparna *Rao,* Michael *Bollig* (Hrsg.): Krieg und Kampf. Die Gewalt in unseren Köpfen, S. 8.

17 Wirtschaftliche und arbeitsmarktpolitische Erwägungen müssen hierfür immer als zynische Rechtfertigung dienen. Schließlich hingen *deutsche* Arbeitsplätze an diesen Exporten, und *wenn wir es nicht machten, fänden sich andere Exporteure.*

18 Gutachten Professor Dr. Wilhelm *Schepping* vom 5.2.1990.

19 Schreiben an den Verfasser vom 14.5.1998. Sollte diese Einschätzung realistisch sein, hat der Verfasser den Angehörigen der diversen Bundeswehrstellen kein gutes Zeugnis hinsichtlich ihrer berufsspezifischen Interessen ausgestellt. Der Förderungsantrag hatte im Übrigen auch hier auf eine vergleichbar geringe Summe von DM 15.000 gelautet. Dieses Desinteresse – und dies stellen wir *sine ira et studio* fest – erscheint umso fragwürdiger, als es sich bei dem damaligen Bundesverteidigungsminister Volkes Rühe (CDU) um einen ehemaligen Oberstudienrat mit der Fächerverbindung Englisch und Deutsch handelt, der für unser Thema eigentlich zumindest ein prinzipielles geisteswissenschaftliches Interesse hätte aufbringen müssen, hat ihm unser Anschreiben jemals vorgelegen, und uns auch seitens des damaligen Bundeskanzlers – bei Herrn Dr. Kohl handelt es sich immerhin um einen promovierten Historiker! – keinerlei materielle oder auch nur ideelle Unterstützung zuteil wurde, obwohl beide Herren nach eigenem Bekunden profilierte Befürworter einer „offensiven militärischen Traditionspflege" darstellen, wie man in den letzten Jahren immer wieder anhand von diversen Bekundungen dieser Herren sowie von verschiedenen Ereignissen wie Öffentlicher Feierlicher Gelöbnisse feststellen konnte.

20 Schreiben an den Verfasser vom 19.11.1998.

21 Geradezu skandalös war in anderem Zusammenhang, und dies noch unter der damaligen CDU/CSU/FDP-Regierung, auch die – offensichtlich auch auf Mitempfehlung des Auswärtigen Amtes in Bonn zustandegekommene – zur-Verfügung-Stellung von, wenn auch ausgedienten, Militärfahrzeugen seitens des damaligen Bundesverteidigungsministeriums an einen dubiosen rechtsextremistischen Verein zur Förderung des Deutschtums in Kaliningrad – dem ehemaligen ostpreußischen Königsberg – um den wegen rechtsradikaler Gewalttaten vorbestraften ehemaligen Rechtsanwalt Manfred Roeder, der zudem auch seitens der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg als Vortragsredner eingeladen war, ohne daß dies bei den verantwortlichen Stellen lange Zeit den geringsten Anstoß erregt hätte.

22 *Der Spiegel*, Nr. 26/22.6.1998 „Alles bestellt", S. 54.

23 Schreiben an den Verfasser vom 2.12.1998. Realistischerweise schloß der betreffende Brief mit den Worten: „Ob dies aussichtsreich wäre, vermag ich allerdings nicht zu beurteilen". Und als krönender, zynisch anmutender Abschluß: „Zu Ihrer Information lege ich Ihnen die Broschüre ‚So fördert der Bund Kunst und Kultur' bei".

24 Schreiben an den Verfasser vom 19.11.1998, der hierauf am 20.11. mit einem geharnischten Antwortschreiben reagierte, wo es unter anderem hieß: „Eine derartige Beschränkung" (auf historisch-politische Lieder Bayerns) „a priori erscheint mir zum einen völlig fragwürdig und widersinnig: Sollen in Zukunft nur mehr ausschließlich Bavarica Eingang in bayerische öffentliche Bibliotheken finden? Zum anderen haben wir, was Ihrer geschätzten Aufmerksamkeit ja leider entgangen zu sein scheint, in unserer Untersuchung sehr wohl unser *Augenmerk immer wieder auch auf das bayerische Liedgut, das bayerische Militär und seine Entwicklung und die Rolle der bayerischen Soldaten in den Auseinandersetzungen des 18. und 19. Jahrhunderts gelegt.* (...) Hinzu kommt, daß wir – was die herangezogenen Quellen anbelangt – immer wieder auch auf die Sammlungen historisch-politischer Lieder eines Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth und eines August Hartmann zurückgegriffen haben, dies Namen, die Ihnen ja, wie wir hoffen, nicht ganz unbekannt sein dürften. Beides waren ja bayerische Liedsammler. (...) Darüber hinaus haben wir das *Opus ganz bewußt nicht nur für die Wissenschaften* geplant, sondern es für eine mögliche *aktive und praktische Heranziehung und Nutzung beispielsweis durch Lehrer, aber auch durch Musiker und Musikanten* angelegt. Von daher haben wir uns vielfältiger Mühen und einem immensen Kostenaufwand unterzogen, um beispielsweise die Lieder jeweils in Gänze, d.h. mit allen Strophen und – soweit verfügbar – mit ihren Melodien und mit Einzelkommentaren abzudrucken. Und dies ist auch der eigentliche Grund, warum wir für jede ideelle und finanzielle Unterstützung sehr dankbar wären, wie Sie uns beispielsweise seitens des Bayerischen Musikfonds zuteil wurde". (...) Darüber hinaus ist nicht einzusehen, warum eine Verteilung eines derartigen Buches an öffentlichen Bibliotheken nicht durchaus sehr sinnvoll und nützlich sein sollte, auch wenn es sich *ausschließlich* um ein wissenschaftliches Buch handelte, was eben ganz bewußt nicht der Fall ist. Wissenschaft sollte allen Menschen dienen, und auch jedermann sollte einen möglichst einfachen Zugang zu wissenschaftlichen Erkenntnissen haben – eben gerade auch in öffentlichen Bibliotheken. Oder halten Sie die Besucher und Nutzer öffentlicher Bibliotheken für so ignorant und träge, sich nicht auch bisweilen an wissenschaftliche Werke heranzuwagen? Ich erneuere von daher meinen Antrag auf Förderung der Publikation durch die Bayerische Landesstiftung!" Daraufhin ging uns am 03. Dezember 1998 folgendes Antwortschreiben der Bayerischen Landesstiftung zu: „(...) aufgrund Ihres Schreibens vom 20.11.1998 werden wir eine nochmalige Stellungnahme des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst einholen und Ihren Antrag den Beschlußgremien der Bayerischen Landesstiftung zur Entscheidung vorlegen. Bis dahin bitten wir um Geduld".

25 Undatiertes Schreiben an den Verfasser. In einem anderen Schreiben eines weiteren Mitglieds im „Beirat der III. Bayerischen Musikakademie Schloß Alteglofsheim" wurde dem Verfasser mitgeteilt, daß dort im Rahmen der Planung des Jahresprogramms 1999 inzwischen der Auftrag erteilt wurde, verschiedene Veranstaltungen zu entwerfen, darunter auch eine für den 22.4.1999, dem 190. Jahrestag der Übernachtung Napoleons im Schloß. „Der Förderkreis (Vorsitz B. Zierer, MdB) hat für dieses Projekt bereits Zuschuß bei der Kulturstiftung der REWAG beantragt". Leider war auch der besagte CSU-Bundestagsabgeordnete Benno Zierer – seine Fachgebiete im Bundestag: *Verteidigung*, Verkehr und Sport – in der Vergangenheit wenig kooperativ, was Unterstützungsanträge für das Buch in der Vergangenheit anbelangt. So sah er sich auf diesbezügliche Anschreiben, zuletzt im vergangenen Jahr, nicht einmal zu einer – vielleicht auch ablehnenden – Antwort an den Verfasser imstande und bereit, obwohl er dann auf seinem Wahlkampfplakat im letzten Bundestagswahlkampf zu verkünden wußte: „(...) – Immer für Sie da". Daß allerdings auch zwei namhafte SPD-Bundestagsabgeordnete unserer Region, an die der Autor ebenfalls mit der höflichen Bitte um Rat und eventuelle Unterstützung, etwa um Vermittlung beim Bonner Verteidigungsministerium sowie beim neueingerichteten Staatsministerium für Kultur und Medien herangetreten war, nach den Bundestagswahlen nicht – bzw. in einem Fall erst nach erneuter dringlicher Aufforderung – einmal mehr zu einem kurzen Antwortschreiben bereit waren, sei an dieser Stelle ebenfalls kritisch vermerkt.

26 Ehrlicherweise und als Entschuldigung für etwaige „Puristen" sei angemerkt, daß wir uns die vorgestellten Lieder dabei jeweils nach unserem Gusto „zurechtgesungen" , und daß wir uns dabei verschiedentlich auch anderer Melodien bedient haben, und zwar dies nicht nur in Fällen, wo uns keine Angaben zu den ursprünglichen Weisen vorlagen. Wir haben einige Male anderen uns bekannten Melodien den Vorzug vor der Originalvertonung gegeben und uns dabei unter anderem ausgiebig auch aus ausländischen Folkloreschätzen bedient. In

diesem Zusammenhang geht unser ausdrücklicher Dank an Andy Irvine, Paul Brady, Christy Moore, Donal Lunny sowie Liam O'Flynn, aber auch an Loreena McKennitt und die Rankin Family.

27 Eine wissenschaftliche Abhandlung, die sich mit der deutschen und französischen Kriegslyrik des Krieges von 1870/1871 befaßt, wurde 1980 mit Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite. Die Legitimation politischer Vorgänge mit lyrischen Mitteln in den deutschen und französischen Kriegsgedichten von 1870-71 (= Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie der Freien Universität Berlin) vorgelegt.

28 Nachdem etwa die europäische Landwirtschaft sowie verschiedene Industriezweige mannigfache Förderung aus EU-Töpfen erfahren, könnte ein Europäischer Kulturfonds der Finanzierung derartiger Projekte gelten. Wenn Europa nicht auch kulturell zusammenwächst, steht eine vereintes Staatengebilde nämlich auf „tönernen Füßen".

29 Schon anhand englischsprachiger Lieder ließen sich vielleicht interessante Unterschiede und Details herausarbeiten, wurde Napoleon I. doch beispielsweise von den Engländern als „Erzfeind" angesehen, von vielen politisch bewußten Iren dagegen als potentieller Befreier begrüßt, was sich auch in der Liedproduktion niedergeschlagen haben dürfte.

30 Die Abbildung ist u.a. abgedruckt bei Manfred *Sievritts:* Lied-Song-Chanson 2: „Politisch Lied, ein garstig Lied"?, Wiesbaden 1964 – Schülerband, S. 172. Ein preußischer und ein bayerischer Soldat, letzterer an seinem Raupenhelm zu erkennen, reichen sich über dem ausgestreckten Körper des niedergeworfenen Feindes, des besiegten Franzosen brüderlich die Hand. Die Rechnung des „Eisernen Kanzlers" ist aufgegangen, die deutsche Einheit als Folge des Krieges der deutschen Staaten gegen den „französischen Erbfeind" besiegelt.

31 Etwaige diesbezügliche Anmerkungen, Ergänzungen und Kritik wären zu richten an den Verlag oder aber an Dr. Uli Otto, Eichendorffstraße 34, 93051 Regensburg, Tel. (09 41) 99 87 27, email: Dr.UliOtto@T-Online.de

32 Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939, München 1983, Bd. 1, Abschnitt 1, S. I.

33 Bereits seit 1952 arbeitete Oberstleutnant i.G.a.D. Dr. Phil. Hans Meier-Wecker als Referent für Militärwissenschaft in der Dienststelle Blank. 1957 wurde in der Bundeswehr eine „Militärgeschichtliche Forschungsstelle" eingerichtet und 1958 in „Militärgeschichtliches Forschungsamt" umbenannt. Das Amt gilt heute als das größte historische Institut der Bundesrepublik Deutschland.

34 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte. Vom Ritterheer zur Atomstreitmacht, übersetzt von Karl Heinz Siber, München 1981. (Original: „War in European History, Oxford 1976), S. 7.

35 Deutsche Militärgeschichte, I, S. V.

36 Ebenda, S. III.

37 Ebenda, S. III.

38 Ebenda, S. VII. Hervorhebung durch Eginhard König und Uli Otto.

39 Zum Verständnis der Disziplin siehe Manfred *Messerschmidt* u.a. (Hrsg.): Militärgeschichte. Probleme – Thesen – Wege,

40 Albrecht *Lehmann:* Militär als Forschungsproblem der Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde, 78. Jg., 1982/ II, S. 230.

41 Klaus *Theweleit:* Männerphantasien, 2 Bde, Freiburg i.Br. 1977.

42 Ursprünglich hatten wir unsere Untersuchung auf Lieder, Bilder und Karikaturen angelegt. Aus Kostengründen sahen wir uns dann jedoch veranlaßt, uns in dem vorliegenden Buch auf die Untersuchung und Herausgabe von Liedern zu beschränken, wäre die ursprünglich geplante und bereits in Angriff genommene Ausgabe doch für den Normalrezipienten unerschwinglich geworden.

43 Wir betreten hier offensichtlich totales Neuland. Wie wenig beispielsweise unserer Quellensorte Lied innerhalb der Militärgeschichte Aufmerksamkeit geschenkt wird, läßt die „Deutsche Militärgeschichte" erkennen: Das überreiche, 107 Seiten umfassende Sachregister verzeichnet keines der Stichwörter wie Lied, Militärlied, Soldatenlied oder dergleichen. (Vgl. Deutsche Militärgeschichte, 6. Bd, S. 53ff.)

44 F.L. *von Soltau:* Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet, Leipzig 1836, S. LXV.

45 Karl *Steiff* und Günter *Mehring:* Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, Stuttgart 1912.

46 Ebenda, Vorwort.

47 Rochus *Freiherr von Liliencron:* Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. Bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert, 4 Bde und Ergänzungsband, Leipzig 1865ff., hier Bd. II Vorwort S. I.

48 August Heinrich Hoffmann *von Fallersleben* und Ernst *Richter:* Schlesische Volkslieder, Leipzig 1842; Ludolf *Parisius:* Handschriftliche Sammlung um 1850 in Sachsen-Anhalt, Universitäts-Bibliothek Halle Yi5a (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde Bd. 10); Franz Wilhelm Freiherr *von Ditfurth:* Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, 1763, bis zum Brande von Moskau, 1812, Berlin 1872; derselbe: Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons ... 1815, bis zur Gründung des Nordbundes, Berlin 1872; derselbe: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Berlin 1872; August *Hartmann:* Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jahrhundert, 3 Bde, München 1907-1913.

49 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, 2 Bde, Berlin 1954/62.

50 Ebenda, Bd. I, S. XXII.

51 „Zupfgeigenhansel": Es wollt ein Bauer früh aufstehn – 222 Volkslieder, Dortmund 1978; Hein und Oss *Kröher:* Das sind unsere Lieder, Frankfurt 1977; Andreas *Kettel* (Hrsg.): Volksliederbuch, Reinbek 1977.

52 Zur Rezeption von Wolfgang *Steinitz* siehe auch Rolf W. *Brednich:* Die Rezeption von Wolfgang Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters in der Bundesrepublik, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 23 (1980), hier S. 141-148.

53 Albrecht *Lehmann:* Militär als Forschungsproblem der Volkskunde, S. 235; zur älteren volkskundlichen Literatur vgl. Adolf *Bach:* Deutsche Volkskunde, 3. Aufl., Heidelberg 1960. S. 246.

54 Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/49, Köln 1982, S. 14f.

55 Ebenda, S. 15.

56 Für Hinweise auf weiteres derartiges Liedgut bzw. sogar die Zusendung wären die Autoren sehr dankbar"

57 Dankbar haben wir die einschlägigen Bände der zuerst im Karl Rauch Verlag Düsseldorf erschienenen Reihe „in Augenzeugenberichten" verwendet. Wir zitieren aus der Taschenbuch-Ausgabe, die bei dtv erschienen ist. Wir haben auch sonst sehr häufig aus Taschenbuch-Ausgaben zitiert, da wir annehmen, daß diese unseren Lesern leichter zugänglich sind. Der elitäre Brauch der etablierten Historikerzunft, nur aus den gebundenen Ausgaben zu zitieren, erscheint uns überholt.

58 Horst *Denkler:* Zwischen Julirevolution (1830) und Märzrevolution (1848), in: Walter *Hinderer* (Hrsg.): Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland, S. 186.

59 Lars Ulrich *Abraham* / Carl *Dahlhaus:* Melodielehre, Köln 1972, S. 85.

60 Hans *Niehaus:* In der Tradition des historischen Volksliedes (Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen), Freiburg 1977, S. 84.

61 Ebenda, S. 84.

62 Das Phänomen der Kontrafaktur ist nicht nur auf das historisch-politische Lied des 18./19. Jahrhunderts, welches uns interessiert, beschränkt, sondern ist wohl zu jeder Zeit anzutreffen und für alle Liedgattungen nachzuweisen. So verwendeten beispielsweise die Reformatoren häufig Kirchenliedmelodien der katholischen Kirche als „Transportmittel" für ihre Texte. Vgl. Rolf W. *Brednich:* Die Liedpublizistik im Flugblatt des 15. bis 17. Jahrhunderts, Baden-Baden 1974, Bd. I S. 79ff.; dsgl. Walter *Hinderer:* Versuch über den Begriff und die Theorie politischer Lyrik, in: derselbe (Hrsg.): Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland, S. 11; dsgl. Marlies *Polster:* Luther und die Reformation im berichtenden und agitierenden Lied seiner Zeit. (Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen), Regensburg 1976; Rosa *Kroll:* Untersuchungen zum Zeitlied des böhmisch-pfälzischen Krieges 1618-1622/23, (Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen) München o.J., S. 49-56; Klaus *Gülker:* Lied und Geschichte. Napoleonlieder in Baden, (Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Höheren Schulen), Freiburg i.Br. 1978; Hans *Niehaus:* In der Tradition des historischen Volksliedes, S. 63f. zeigt am Beispiel von Hermann Rolletts „Republikanischem Liederbuch" aus dem Jahr 1848 auf, daß nur 11 von 45 darin befindlichen Liedern, die überhaupt Melodieangaben enthalten, neue Weisen bekamen, d.h., daß es sich bei über Dreiviertel der hier abgedruckten Lieder um Kontrafakturen handelt. Zur Zeit des Vormärz siehe auch Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/49, S. 65-73. Hier heißt es in Anm. 2 von S. 72: „In diesem Zusammenhang wäre es interessant zu untersuchen, inwieweit es zur Übernahme von Gedanken, Motiven oder gar ganzen Textzeilen kommt, inwieweit es sich bei den neuen Texten evtl. um Parodien zu den ursprünglichen Liedern handelt. Hierbei kann man verschiedene Methoden feststellen, wie dies etwa Günter *Hofmeyer:* Die Lieder der Revolution 1848 in Deutschland, S. 247 tut. Zum einen kann der ursprüngliche Text eines Liedes in gewissem Sinne erhalten bleiben und erfährt hinsichtlich seiner Wortgestaltung verhältnismäßig geringe Abweichungen, dafür wesentliche inhaltliche Veränderungen. Der Zweck dieser Methode ist eine möglichst schnelle Popularisierung sowie die Möglichkeit, das betreffende Lied bei einem bestimmten Anlaß sofort zu singen. Bei einer Parodie im eigentlichen Sinne wird die originale Textvorlage ins Gegenteil verkehrt und verspottet. Zum Dritten kann der originale und der neue Text in keiner Beziehung zueinander stehen; lediglich der Gefühlsgehalt der Musik wird in diesem Falle mehr oder weniger berücksichtigt. *Kaufmann* (ohne Vornamensangabe) unterscheidet in seiner/ihrer Arbeit „Formen des Zeitliedes im 30-jährigen Krieg" (Unveröffentlichte Staatsexamensarbeit für das Lehramt an Gymnasien), München o.J., S. 9 „unter dem Aspekt des Stils die vier Grundtypen: Vollparodie, Initialparodie, Toposparodie und Affektparodie". Zu diesen Begriffen siehe auch Walter *Lipphardt:* Über die Begriffe Kontrafaktur, Parodie, Travestie, in: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie, Kassel 1968, Bd. 12 S 104f., dsgl. Friedrich *Gennrich:* Die Kontraktur im Lied des Mittelalters, Langen 1965, ebenso Michael *Curschmann:* Typen inhaltsbezogener formaler Nachbildungen eines spätmittelalterlichen Liedes im 15. und 16. Jahrhundert, in: Werk, Typ, Situation, Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur, hrsg. von Ingeborg *Glier* u.a., Stuttgart 1969, wo Curschmann aufzeigt, daß eine derartige Aufteilung – wie sie oben etwa Kaufmann vornimmt – nicht als „Schablone einer allgemeinen Typologie" angesehen werden kann, „denn die Grenzen von Typ zu Typ sind immer in Fluß".

63 Wir sind daran interessiert, die vorhandenen Lücken in unserer Liedersammlung zu schließen. Für jeden Hinweis, der uns diesem Ziel näherbringt, sind wir sehr dankbar.

64 Zur Problematik des Volksliedbegriffes siehe z.B. Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I S. XXVff. bzw. die einschlägigen Ausführungen im von Lutz *Röhrich* und Rolf W. *Brednich* herausgegebenen Handbuch des Volksliedes, 2 Bde Freiburg i.B. 1974.

Das Zeitalter der Kabinettskriege

Militär und Gesellschaft im Zeitalter der Kabinettskriege

Im Dreißigjährigen Krieg wurde Deutschland im doppelten Wortsinn „verheert": von Heeren durchzogen und verwüstet. Die deutschen Länder waren zum Spielball ausländischer und deutscher Truppen geworden, eine wüste Soldateska zog plündernd und mordbrennend durch das Land, bis der Erschöpfungsfriede von Münster und Osnabrück dem unseligen Geschäft ein Ende setzte.

Der Westfälische Friede setzte aber auch einen verfassungsgeschichtlichen Schlußpunkt: Die Territorialisierung des Reiches, deren Anfänge ins Hochmittelalter reichen, war beendet, der alte feudalistische Personenverbandsstaat endgültig der Landesherrschaft gewichen. Nach der Abwehr ständischer Mitbestimmung war eine neue absolutistische Staatlichkeit geboren. In Deutschland bildete sich die Landesherrschaft in den Territorien aus, von denen nur der habsburgische Länderverband genügend Realmacht besaß, um in den Auseinandersetzungen der europäischen Hegemonialpolitik eine entscheidende Rolle zu spielen. Aus dem buntscheckigen Konglomerat des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation ragten noch einige Staaten mittlerer Größe heraus, die Kurfürstentümer Baiern und Sachsen etwa, und Brandenburg-Preußen, seit 1701 Königtum, das sich schließlich als kleinste und jüngste europäische Großmacht einen Platz an der Seite Rußlands, Frankreichs, Englands und Österreichs erkämpfte. Dieses System der fünf Mächte sollte das politische Gesicht Europas bis zum Ende des Ersten Weltkriegs prägen.

Im 18. Jahrhundert stellte Europa ein System von Staaten dar, deren Fürsten als absolute Herrscher regierten. Etwaige Kriege wurden jeweils nach festgelegten protokollarischen Regeln und mit Berufsheeren geführt, deren Soldaten aus ganz Europa zusammengeworben waren und deren Offiziere einer beinahe ebenso internationalen Gemeinschaft aristokratischer Familien entstammten. „Vom 18. Jahrhundert an wurden die europäischen Kriege von professionellen Streitkräften geführt. (...) Die Offiziere dieser Streitkräfte zeichneten sich nicht in erster Linie durch die Zugehörigkeit zu einer Kriegerkaste aus, die im Zeichen von Ehrbegriffen oder feudalen Verpflichtungen kämpfte; und sie waren auch keine bloßen Vertragspartner, die sich und ihre Söldner jedem Zahlungswilligen zur Verfügung stellten. Sie waren Diener des Staates, der ihnen regelmäßige Beschäftigung, reguläre Bezahlung und Aufstiegschancen garantierte".[65]

Die entscheidende Neuerung bestand also darin, daß die alten Söldnerheere, die nichts anderes waren als Privatarmeen der Söldnerführer, ersetzt wurden durch die stehenden Heere[66] der absolutistischen Staaten: die Söldnerheere wurden verstaatlicht. Das neue System wurde natürlich nicht schlagartig und in allen Staaten gleichzeitig eingeführt. Entscheidende Etappen waren das Heer Gustav Adolfs, das aus langdienenden Soldaten bestand und von der schwedischen Krone besoldet, ausgerüstet und versorgt wurde, und die Schaffung einer zivilen Militärverwaltung in Frankreich unter Ludwig XIV. Die wesentlichen Grundzüge des verstaatlichten Militärwesens waren um 1700 ausgebildet: ein Staatsapparat, verantwortlich und fähig zur Unterhaltung eines stehenden Heeres in Kriegs- und Friedenszeiten – eines Heeres, das bezahlt, ernährt, ausgerüstet und eingekleidet werden mußte; und eine hierarchisch klar

gegliederte Truppe mit einer unverwechselbar eigenen Subkultur, abgehoben vom Rest der Gesellschaft nicht nur durch ihre Funktion, sondern auch durch Lebens- und Umgangsformen, Uniform, Weltanschauung, durch genau definierte interpersonelle Beziehungen, durch Gruppenprivilegien und durch die Verantwortlichkeiten, die ihr durch ihre Aufgabe zugewiesen waren.[67] Erst das stehende Heer konnte sich so zum Staat im Staate entwickeln. Die Isolierung des Militärs von der Gesellschaft sollte zwar später durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht abgeschwächt werden, doch finden sich bis heute in allen Armeen der Welt Elemente einer nach außen hin abgeschotteten Subkultur: ein eigener Tagesablauf, besondere Zeremonien und Sprachgewohnheiten, die Uniform und nicht zuletzt eine besondere Art von Musik und Liedern.

Die übrige Bevölkerung nahm am Militär wenig Anteil, weder im Frieden noch im Krieg. Die Isolation des Militärs war dabei von oben durchaus gewollt. Die einzige Anteilnahme des begüterten Bürgers bestand darin, pünktlich seine Steuern zu entrichten, mit denen die Ausgaben für das Militär bestritten wurden; dafür war das Bürgertum in der Regel von Aushebungen verschont, die fast ausschließlich unter der bäuerlichen Bevölkerung vorgenommen wurden.[68] Ruhe war schon damals die erste Bürgerpflicht: „Der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn die Nation sich schlägt", so lautete etwa die Devise zur Regierungszeit Friedrichs II. von Preußen. Die Isolierung und Protektion des Militärs durch den Staat rief bald eine Gegenreaktion hervor. „In dem Maß, wie Europa an Wohlstand zunahm, wuchs auch der Reichtum und das Selbstbewußtsein eines Bürgertums, das für dieses militärische Element in seiner Gesellschaft, für diesen Fremdkörper mit seiner aristokratischen Offizierskaste und seiner Soldateska nicht die geringste Sympathie hegte: für diese Bürger waren die Militärs bestenfalls eine Truppe von Spezialisten, mit deren Angelegenheiten sie selbst nichts zu tun hatten" noch zu tun haben wollten, „und im schlimmsten Fall ein Gegenstand ihres Spottes und ihrer Verachtung".[69]

Gustav Freytag berichtete: „Mit Mißtrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Civilist jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirtshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürgersmann und der Handwerksgesell, jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirt galt es für ein Unglück, von Soldaten besucht zu werden. So war der Mann auch in seinen Freistunden auf den Verkehr mit Schicksalsgenossen und mit den entwürdigten Weibern angewiesen".[70] Jürgen Kuczynski[71] hat Wolfgang Steinitz' „Deutschen Volksliedern demokratischen Charakters" ein Lied entnommen, in welchem „der ganze Abscheu der Bevölkerung" vor den Soldaten zum Ausdruck kommt:

„Kommt man ins Bauernquartier hinein,
So wird schon alles verschlossen sein.
Sie wollen uns ja gar nichts geben,
Als könnten wir vom Winde leben.
Da heißt es gleich: geschwind und lauf!
Für unser Geld müssen warten auf.
Macht uns die Tochter ein freundlich G'sicht.
So heißt's: ‚Trau'keinem Soldaten nicht!'
Da heißt es gleich: ‚Was tust du denken?
Willst dich an ein Soldaten henken!'
Als wenn man's gar nicht würdig wär',
Ein solches Mädchen anzusehn."[72]

Die Soldaten revanchierten sich ihrerseits für diese Missachtung von Seiten breiter Bevölkerungsschichten mit Brutalität. Bis nach dem Siebenjährigen Krieg durften friderizianische Offiziere sogar ungestraft Bürger auf der Straße schlagen.

Die soziale Ächtung des einfachen Soldaten, die, wie der obige Bericht Gustav Freytags anschaulich belegt, keinen Einzelfall darstellt, kam der kriegswilligen Obrigkeit durchaus nicht ungelegen. Der von der übrigen Gesellschaft ausgestoßene Soldat mußte, je mehr er sich seiner Isolation bewußt wurde, eine umso stärkere Bindung zu seinem Regiment, seinen Vorgesetzten und Kameraden bekommen. So mag dem sozial heimatlos Gewordenen die Kaserne –

trotz der elenden Lebensverhältnisse, die ihn dort erwarteten – als seine wahre und eigentliche Heimat vorgekommen sein. Daß die so entstandene innere Bindung an den Soldatenberuf durchaus positive Auswirkungen auf die Kampfmoral im Krieg haben konnte, liegt auf der Hand.

Der Militärstaat Preußen unter dem Soldatenkönig

Seit jeher galt Preußen als Hort des Militarismus, als Prototyp eines Militärstaates. „Andere Staaten besitzen eine Armee, Preußen ist eine Armee, die einen Staat besitzt", schrieb Mirabeau in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts, und fast 200 Jahre später bemerkt Hans Delbrück: „Die Geschichte der Entstehung des Heeres (...) ist zugleich die Geschichte des preußischen Staates".

Der Schöpfer der modernen preußischen Armee war Friedrich Wilhelm I., dem es gelang, das – mit 80.000 Mann – viertgrößte Heer in Europa aufzubauen, indem er die Staatsausgaben zugunsten des militärischen Ausbaus rigoros zusammenstrich. Eduard Vehse beschreibt die Knausrigkeit des preußischen Königs, mit der dieser bereits bei seinem Regierungsantritt für die Durchsetzung seiner Pläne vorging:[73]

„Kaum hatte der neue König, der bis zum letzten Augenblick bei seinem sterbenden Vater gewesen war, seine Zimmer wieder betreten, als er seinen Obermarschall von Printzen durch seinen Kammerdiener Abt den Befehl hinaussagen ließ, den Hofetat ihm zu überbringen. Als er die Liste ein wenig überlaufen hatte, verlangte er seine Feder, und durchstrich den ganzen Etat, indem er dem bestürzten Marschall erklärte, daß er hiermit sämtliche Hofchargen aufhebe und kassiere, doch solle niemand sich vom Hof entfernen, bis das Begräbnis des verstorbenen Herrn gehalten worden sei. Als Printzen voller Angst aus dem Kabinett des Königs wieder herauskam, riß ihm der durch seine Sarkasmen renommierte General Tettau den durchstrichenen Etat aus der Hand und rief aus: ‚Meine Herren! unser guter Herr ist tot, und der neue König schickt euch alle zum Teufel!' Namentlich ward der Zeremonienmeister mit Eklat zum Teufel geschickt. (...) Von einem Hofe in gewöhnlichem Sinne war unter Friedrich Wilhelm I. gar nicht die Rede, nur die Soldaten bildeten ihn; (...) Beinahe die ganze Nation trug blaue Röcke, lange Degen und Zöpfe, wie ihr König. Selbst die Minister erschienen vor ihm in weißen Gamaschen und stumpfen Schuhen. Wer mit französischen Modekleidern erschien, war ganz sicher, ausgelacht zu werden. Die goldbrokatenen Kleider, die ungeheuren Perücken verschwanden unerbittlich samt und sonders".

Auch die Empfehlungen, die der „Soldatenkönig" seinem Nachfolger, dem Kronprinzen Friedrich, in seinem „Politischen Testament" von 1722 zugedacht hatte, geben Aufschluß über das oberste Ziel des preußischen Monarchen, nämlich ein starkes, den europäischen Großmächten ebenbürtiges militärisches Machtzentrum zu schaffen, ein Vorhaben, welches nur durch die Errichtung einer zentral gesteuerten, allein dem Staatsinteresse dienenden Verwaltung möglich war:

„(...) daß Ihr alle Zivilbediente in Berlin und in den Provinzen platt unter Euer Subordinacion bringen werdet, daß sie alle müssen von Eure Gnade dependieren und nicht von Euere Ministris oder Favoriten. (...) Die Etats zu streichen und die Besoldungen zuzulegen, müsset Ihr alleine (...) tun und an keinen die Disposition davon geben, daß die ganze Welt weiß, daß es von Euch herkomme und nicht von andere. (...) Wenn Ihr aber einen braven gespickten Tresor habet, Ihr diese Unglücke soutenieren könnt. Also müsset Ihr jährlich zum jetzigen großen Tresor 500.000 Taler beilegen, denn eine formidable Armee und ein großer Tresor, die

Armee in der Zeit von Not mobil zu machen, kann Euch ein groß Respekt in die Welt geben und Ihr ein Wort wie andere Puissancen mitreden könnt".[74]

Der König rückte seine höchsten Offiziere an die Spitze der Rangfolge bei Hofe. Mit der Vereinheitlichung der Landesverwaltung schuf er die notwendigen Voraussetzungen für die Finanzierung und Versorgung einer Großarmee und setzte mit dem „Kantonsreglement" von 1733 ein neues Rekrutierungssystem durch. Jürgen Kuczynski erläutert dieses „Kantonierungssystem" und das diesem vorangehende „Enrollierungssystem" wie folgt: „Das Kantonierungssystem regelte die Werbung im Inland, insofern, als nun die verschiedenen Kompanie- und Regimentschefs sich nicht mehr gegenseitig Konkurrenz machen konnten, sondern auf Grund einer schon zuvor theoretisch festgestellten ‚Dienstpflicht' aller Untertanen jedem Regiment ein Kanton als Werbungsgebiet zugewiesen wurde. Auf 1 Infanterieregiment kamen im allgemeinen 5000 bis 8000 Feuerstellen, auf 1 Kavallerieregiment 1800 bis 3800 (...) ‚Das Enrollierungssystem bedeutet im einzelnen folgendes: Die Regimenter trugen junge Burschen im Bereich ihrer Standquartiere bis herunter zum Alter von 14 oder 15 Jahren, ja manchmal bis in das früheste Kindesalter hinein, in Listen ein. Dadurch wurden die Burschen keineswegs Soldaten. Sie erhielten ‚Laufpässe', mit denen sie nach Hause gehen konnten. Nur ein einzelnes Uniformstück, eine rote Halsbinde oder auch ein Hutbüschel in der Farbe des Regimentes, zeigten an, daß sie in erste Berührung mit dem Militärdienst gekommen waren. Die rechtliche Folge der Enrollierung war, daß die Burschen dem Regiment ‚obligat' wurden. Sobald sie das wehrfähige Alter erlangt hatten, konnte die Truppe jederzeit auf sie zurückgreifen. Das Regiment besaß so einen Stamm von ‚Überkompletten', aus denen der Nachwuchs genommen werden konnte und in denen insbesondere auch das Material zur Verstärkung der Truppe für den Bedarfsfall zur Verfügung stand. Früher hatten die Regimenter sich auf die Enrollierungsfähigen begierig gestürzt. Die Furcht vor der Konkurrenz anderer Regimenter hatte sie dabei zu den gröbsten Exzessen verleitet. Diese Auswüchse wurden durch die Einführung des Kantonreglements von 1733 abgestellt, das bis in die Zeit der Freiheitskriege die Form der preußischen Heeresergänzung bestimmte. Das ganze Land wird jetzt in Kantone eingeteilt, die einzelnen Kantone werden den Regimentern als ausschließliche Rekrutierungsgebiete überwiesen. Damit ist der Wettlauf der Regimenter nach Enrollierungsfähigen ausgeschaltet. Die Aushebung selbst vollzieht sich in der Weise, daß man aus den Enrollierungslisten diejenigen, die in das wehrfähige Alter eintreten und vom Regiment gebraucht werden, aushebt. Mit dieser Regelung war das Werbesystem entscheidend zurückgedrängt".[75] Neben der durch das Kantonsreglement geschaffenen Zwangswerbung bestand weiterhin die überkommene Werbung Freiwilliger, zumeist Ausländer, da die eigenen Landeskinder sich der drohenden Kasernierung nur zu oft durch Flucht zu entziehen trachteten.

„Zu roh und gewaltthätig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Beschlagnahme ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelm's I. von Preußen gekreuzt durch die Nothwendigkeit seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Ersatzes durch die gezwungene Rekrutierung gedeckt, die andere Hälfte des Abhanges mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher als sie sonst gewesen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Uebelstände dieses Verfahrens offenkundig zu Tage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, welche dabei

stattfand, beunruhigte die Regierenden durchgängig viel zu wenig, wol aber die Unsicherheit, die Kostspieligkeit, die Beschwerden und Rückforderungen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeoffiziere selbst waren oft unsichere, ja schlechte Menschen, deren Thätigkeit und Ausgaben nur ungenügend überwacht werden konnten. (...) Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten bald die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewaltthat geübt. Die Obersten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja ganze Dorfschaften von unterthänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Offiziere wurden so sehr bei ihren gewaltthätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Jagd angestellt, die Stadtthore mit Wachen besetzt, und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im siebenjährigen Kriege wurde von den Preußen in Schlesien sogar auf die vielen Knaben der oberen Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Großeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: ‚Wachse nicht, dich fangen die Werber'.

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Der bekannte Kunstgriff war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen, und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerthen Burschen wurden Tage lang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für solchen Dienst angestellt waren, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im Ueberlisten hatten; Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbegeschäft erlaubt war, sich in Uniform zu zeigen, und suchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu fassen. Greulich sind einzelne Schändlichkeiten, welche bei solcher Menschenjagd geübt und von den Regierungen nachgesehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der That, denn der geworbene Soldat konnte erst dann seine Dienste in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnung, ohnmächtige Wuth gegen die Gewaltthätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben".[76]

Friedrich Wilhelm I. von Preußen war dabei besonders versessen darauf, möglichst großwüchsige Männer unter seine Soldaten zu pressen. Diese Vorliebe für „lange Kerls" artete schließlich zu einer regelrechten Manie, ja zu einer verhängnisvollen Leidenschaft aus. Das Leibregiment, drei Bataillone zu je 800 Mann, bestand aus lauter Soldaten mit „Gardemaß",

d.h. ein jeder mußte mindestens 5 Fuß 6 Zoll aufweisen, wollte er vor des Königs Augen bestehen. Die „langen Kerls", seine „lieben blauen Kinder", wohnten in Potsdam in kleinen Häusern in unmittelbarer Nähe des Königsschlosses. Diese Hünen durften sich selbst gegen ihren Monarchen manch freies Wort erlauben und genossen darüber hinaus den Vorzug, ihn, wenn er von Gichtschmerzen geplagt darniederlag, unterhalten zu dürfen. „Einige der besonders großen ‚Kerls' beschäftigten jahrelang die öffentliche Meinung. Allerlei Geschichten wurden z.B. von dem Riesen Müller der Potsdamer Garde erzählt, der sich früher in Paris und London für Geld – à Person 2 Groschen – hatte sehen lassen, von Jonas, einem Schmiedeknecht aus Norwegen, von dem Preußen Hohmann, dem der König August von Polen (= August der Starke von Sachsen), der doch gewiß kein kleiner, sondern ein sehr stattlicher Mann war, mit der ausgestreckten Hand nicht bis zum Kopf reichen konnte. Am berühmtesten war wohl der Ire James Kirckland, den der preußische Gesandte am Londoner Hof, von Borcke, mit Gewalt aus England hatte entführen lassen, und der den sonst knickerigen König von Preußen 9000 Taler kostete, und wegen dem beinahe die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Höfen abgebrochen wurden".[77]

Über die Grausamkeiten und Gewalttätigkeiten, die damals bei den Werbungen verübt wurden, sowie über die vielen Lächerlichkeiten und die unfreiwillig komischen Eigentümlichkeiten der „langen Kerls" und des maßlosen Drills überhaupt, existiert eine ganze Literatur, und natürlich hat sich auch das Lied, die Satire und die Karikatur nur zu gerne dieses überaus ergiebigen Sujets bemächtigt.[78] Selbst der Kronprinz Friedrich sprach in seinen Briefen an Vertraute unverhohlen mit Abneigung und Hohn von der Marotte seines königlichen Vaters. Zum letzten Mal bildete die Riesengarde bei der Leichenparade ihres königlichen Gönners die Augenweide der Zuschauer, dann wurden die Kolosse von ihrem neuen Herrn heimgeschickt.

Die in ganz Europa zusammengeworbenen oder zum Kriegsdienst gepreßten und von ihren Vorgesetzten scharf unter Kontrolle gehaltenen Soldaten wurden „im Dienste eines reaktionären, niedergehenden Systems in die für die Armee notwendige Disziplin hineingepeitscht".[79] Gleichsam wie Automaten sollten sie dem Willen ihres Kriegsherrn gehorchen. Der harte Drill in der Kaserne sollte sie auf das Schlachtfeld „vorbereiten", wo sie in der Lage sein mußten, wie Automaten „jene planmäßigen Manöver auszuführen, die allein geeignet waren, ihren langgezogenen starren Linien Beweglichkeit zu verleihen oder auch – was noch wichtiger war – stundenlang unbewegt zu verharren und dem gegnerischen Feuer selbst auf Kernschußweite nicht zu weichen".[80] „Um sie an die Fahne zu fesseln und zu gehorsamen, willenlosen Werkzeugen zu machen, wurden die Rekruten härtester Disziplin, barbarischem Drill und grausamen Strafen unterworfen. Im Dienst und in der wenigen freien Zeit herrschten die Fuchtel des adligen Offiziers und der Stock des Unteroffiziers. Schon kleinste Delikte wurden äußerst streng bestraft: auf Widersetzlichkeit und Desertion stand fast ausnahmslos die Todesstrafe. Der Terror gegen die völlig rechtlosen Soldaten fand oftmals nur darin seine individuelle Schranke, daß der Ersatz für einen totgeprügelten Söldner schwer und kostspielig war und daher der Soldat auch nach der Strafe dienstfähig bleiben sollte".[81] Hauptmann von Witzleben, der Auszüge aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison aus der Zeit Friedrichs II. veröffentlicht hat, schreibt in seinen Erläuterungen dazu:

„Die Unteroffiziere waren die würdigen Handhaber des Stockes, dieser einfachen, aber vorzüglichen Disziplinierungsmaschine, und wandten sie schon bei kleinen Unaufmerksamkeiten im Dienst gern an, weshalb sie auch stets in und außer demselben mit einem Stock versehen waren. Während sie aber bei den Gemeinen die Disziplin mit starkem Arme aufrechterhielten, mußten sie selbst nicht selten ihren Rücken den Fuchtelklingen der Adjutanten beugen und teilten dieses Schicksal mit den Gefreiten-Korporalen, welche etwa den Rang der

Fähnriche einnahmen. Außer dem Stocke und der Fuchtel war für Unteroffiziere und Gemeine das Krummschließen eine gefürchtete Strafe, denn hierbei wurde der rechte Arm und der linke Fuß oder der linke Arm und der rechte Fuß oder gar beide zugleich in so enge Verbindung gebracht, daß die hieraus hervorgehende Lage eine wenig beneidenswerte gewesen sein muß".[82]

Friedrich II. von Preußen legte in seinem Testament von 1786 offen, wie das Verhältnis der Soldaten zu ihren Offizieren beschaffen sein müsse, damit das Heer für den Zweck seiner Kriegsführung wirklich „vorbereitet" und geeignet sei:

„Da die Offiziere sie (die Soldaten) unter Umständen in die größten Gefahren führen müssen, so sollen sie (da der Ehrgeiz auf sie nicht wirken kann) ihre Offiziere mehr fürchten als alle Gefahren, denen sie ausgesetzt werden. Sonst wird niemand imstande sein, sie gegen dreihundert Geschütze, die ihnen entgegen donnern, zum Angriff zu führen. Guter Wille wird den gemeinen Mann nie solchen Gefahren Trotz bieten lassen. So muß es denn die Furcht tun".[83]

Kriegsführung und Kriegstechnik im 18. Jahrhundert[84]

Der Drill war notwendig geworden durch den Fortschritt der Schlachtentechnik im 17. Jahrhundert. Die Pikenierbataillone, rechteckig aufgestellt, von Musketierformationen an den Flanken gegen Kavallerieangriffe geschützt, hatten noch den Charakter der Schlachten im Dreißigjährigen Krieg bestimmt; jetzt verloren sie ihre zentrale Bedeutung in der Schlacht. An ihre Stelle traten mit der Verbesserung der Feuerwaffen die Gewehrschützen, die tief gestaffelt in versetzter Anordnung marschierten. Verbessert wurde die Feuerkraft vor allem durch die Einführung des Steinschloßgewehres, das eine Feuerrate von drei Schuß in der Minute ermöglichte. Die Pike wechselte im Rollentausch an die Flanke und schützte nun die Muskete; sie verschwand in der Folgezeit gänzlich vom Schlachtfeld, als die Erfindung des Ringbajonetts „jeden Infanteristen zu seinem eigenen Pikenier machte".[85] Dieser Fortschritt in der Schlachtentechnik erforderte einen weitaus höheren Grad an Kontrolle über das Geschehen auf dem Schlachtfeld selbst: über die Bewegungen etwa oder aber über den Rhythmus des Ladens und Schießens; vor allem aber erforderte sie – nun, da die Truppe nicht mehr als dichte, massierte Horde in die Schlacht zog, sondern in verwundbareren Linienformationen – die Selbstkontrolle des einzelnen Soldaten. Diese setzte den Drill voraus und über den Drill hinaus einen hohen Grad an Disziplin".[86]

Fähnrich von Scheelen überliefert in seinem Tagebuch aus dem Jahr 1755, wie der Gewehrdrill ablief: „Um 9 Uhr exerzirte das 1te Bataillon ganz allein bataillonsweise im Garten, der König war dabei. Wenn ein Peleton blind chargirt, so muß es von der Zeit, da Feuer! kommandirt wird, 3 Sekunden haben, bis Hahn in Ruh ist, 1 Sekunde zur Ladung werfen, 2 zum Ladestock heraus, 2 in Lauf, 4 an seinem Ort und hoch zu nehmen, 12 Sekunden in allem. Die meisten von uns kommen mit 9 bis 10 hoch. Wenn es aber Patronen hat, so gehen: 6 Sekunden bis Pulver aufgeschüttet ist, 2 bis zur Ladung schwenken und Patrone in Lauf, 2 der Ladstock heraus, 4 in Lauf, 5 zum Ort schultern, also in allem 20 Sekunden. (...) Der Unterschied also zwischen blind laden und mit Patronen ist 8, höchstens 10 Sekunden. In 1 Minute kann also ein Peleton ohne die Kommandos dreimal feuern".[87]

Im Gefecht bevorzugten die Preußen die dreigliedrige Aufstellung, wobei das erste Glied niederkniete und alle Gewehre auf Kommando gleichzeitig ihre Feuerkraft entfalteten. „Durch unausgesetzte Übung wurde dabei die Geschwindigkeit des Feuers aufs äußerste gesteigert. Bei der großen Unsicherheit des einzelnen Schusses verzichtete man von vornherein auf das

Zielen und sogar auf jede Ausbildung im Zielen und suchte die Wirkung in dem möglichst schnell hintereinander abgegebenen Massenfeuer, der auf Kommando abgegebenen Salve".[88]

Drill und Disziplin waren die Voraussetzung für das reibungslose Zusammenwirken der drei Waffengattungen Infanterie, Artillerie und Kavallerie: „Um diese sehr schwierigen Operationen auszuführen, bedurfte es nicht nur klarsichtiger und geistesgegenwärtiger Kommandeure, sondern auch einer ausgebildeten hierarchischen Kontrolle und Befehlsstruktur und einer die umgehende Befolgung von Anordnungen gewährleistenden Disziplin".[89] Nicht nur bei der Infanterie, sondern auch bei den anderen Waffengattungen brachte das 18. Jahrhundert durch die Fortentwicklung der Waffentechnik und Kriegstaktik einschneidende Veränderungen. Die Kanonen erhielten kürzere und leichtere Rohre; damit wurde die Artillerie beweglich und zum taktischen Instrument auf dem Schlachtfeld. „Man verfügte nun über Geschütze, die man – notfalls von Hand – auf dem Schlachtfeld bewegen konnte, die je nachdem es die Umstände erforderten, massive Kugeln oder Schrapnellgeschosse in die gegnerischen Infanterielinien feuern konnten und die sich in bezug auf die Feuerfolge, die früher bei zwei oder drei Schuß pro Minute gelegen hatte, nach und nach mit der Muskete messen konnte".[90] Wenn das Artilleriefeuer die gegnerischen Infanterielinien gelichtet hatte, war der Augenblick für den Kavallerieangriff gekommen. Die Kavallerie gewann damit neue Bedeutung als Angriffstruppe. Vorher pflegte man die Caracole zu reiten, eine elegante aber wirkungslose Reiterattacke, bei der mehrere Reiterreihen nacheinander auf den Feind zuritten, aus nächster Nähe Pistolen abfeuerten und dann nach links oder rechts abdrehten. Jetzt lernte die Kavallerie „wieder die *arme blanche*, den Säbel, zu gebrauchen und mit gezogener Waffe in massierter, aber disziplinierter Formation anzugreifen. So wurde sie wieder zu einer gefürchteten, weil im Vergleich zu den Ritterheeren des Mittelalters konzentrierteren und kontrollierteren Sturmtruppe".[91] Neben diesen „Schweren Reitern" entwickelten sich berittene Spezialtruppen, die leichte Kavallerie beispielsweise, die Vorhut- oder Erkundungsaufgaben zu erfüllen hatte, oder die Dragoner, die mit einer leichten Muskete bewaffnet vormals als berittene Infanterie nur abgesessen kämpften, ab der Mitte des 18. Jahrhunderts als mobile Schützentruppe fast ausschließlich vom Pferd aus feuerten. Dragoner wurden häufig auch als innere Ordnungstruppe eingesetzt; die Gefahr der Desertionen während einer Schlacht war naturgemäß recht groß.

Das Kriegsgeschehen im 18. Jahrhundert war durch die Ermattungsstrategie gekennzeichnet. Da Soldaten teuer waren und Verluste durch mühsame Werbung ersetzt werden mußten, ließ man es nur selten auf Gefechte ankommen. Friedrich II. schrieb 1747 in seiner „Instruktion für die Generäle":

„Das größte Geheimnis des Krieges und die Meisterleistung eines geschickten Generals ist die Aushungerung seines Gegners. Mit den Menschen wird man durch Hunger eher fertig als mit Tapferkeit, und Euer Erfolg ist mit weniger Wagnis erkauft, als wenn Ihr Euch schlagt. Da es aber höchst selten vorkommt, daß man dem Krieg durch die Wegnahme eines Vorratslagers ein Ende macht, muß man alle diese Mittel zur Erreichung seines Ziels anwenden. (...) Der Krieg wird nur durch Schlachten entschieden und beendigt. Man muß sich also schlagen, aber im richtigen Augenblick und unter Wahrung aller Vorteile".[92]

„Das Problem, ein Heer von bis zu 70.000 Mann beim Marsch durch feindliches Territorium kontinuierlich mit Nahrung, Tierfutter und Munition versorgt zu halten, war das erste, was die Generale zu meistern lernen mußten, und viele kamen gar nicht dazu, mehr als dies zu leisten. Ein Feldzug konnte nur eröffnet werden, wenn man zuvor ab den Grenzfestungen genügend Nachschubmaterial für die ganze Saison zusammengetragen hatte; und da das Futter für die Pferde und Maultiere einen wichtigen Teil des Bedarfs eines marschierenden Heeres darstellte, konnte kein Feldzug vor dem Frühsommer beginnen. Die Geschwindigkeit des

Vormarsches hing sodann nicht nur von den Strecken ab, die schwerbeladene Truppen auf schlechten Wegen in einem Tag zurücklegen konnten, sondern auch von dem Tempo, mit dem es gelang, entlang den Verbindungswegen im Rücken der Truppe Magazine einzurichten, und von der Zeit, welche die Nachschubtrecks benötigten, um von der Nachschubbasis zum Magazin und vom Magazin zur Front zu gelangen".[93] Die Militärstrategie des 18. Jahrhunderts erforderte also eine genaue Analyse und Kontrolle der Rahmenbedingungen des eigentlichen Kriegsgeschehens, der bewaffneten Auseinandersetzung auf dem Schlachtfeld: Wahl der Marschwege, Nachschub und Versorgung, Geländeerkundung, Beobachtung und Berechnung der gegnerischen Truppenbewegungen und logistischen Aktionen.

Gewöhnlich war das Heer nur während ca. 5 Sommermonaten im Feld. In der übrigen Zeit des Jahres blieben die Soldaten in der Garnison oder im Winterquartier. Der Schweizer Ulrich Bräker, der 1756 zur preußischen Armee geworben wurde, schildert den Auszug aus der Garnison:

„Jetzt wurde der Marsch geschlagen, Tränen von Bürgern, Soldatenweibern, Huren und dergleichen flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmut und Kummer; die Fremden jauchzten heimlich vor Freude und riefen: Endlich ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt, dann die Patronentasche über der Schulter mit einem fünf Zoll langen Riemen; über der anderen Achsel der Tournister, mit Wäsche und so weiter bepackt; item der Habersack mit Brot und anderer Furage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen; Flasche, Kessel, Haken oder so was, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs ein jeder glaubte, unter solcher Last erstikken zu müssen. Dazu kam die eng gepreßte Montur und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal deuchte, ich geh auf glühenden Kohlen. Wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, kam ein Dampf heraus wie aus einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib und verschmachtete bald vor Durst".[94]

Hans Delbrück legt die Dialektik, die die preußische Armee in ihrer Wirksamkeit bestimmt, offen, wenn er feststellt: „In die durch Disziplin und Exerzierübungen fest zusammengeschmiedeten taktischen Körper konnte man auch Mannschaften von wenig gutem eignen Willen einstellen; sie mußten dem Kommandowort des Offiziers gehorchen und mittun. Je besser die Disziplin wurde, und je mehr man sich auf sie verlassen konnte, desto weniger Wert legte man auf den guten Willen und die sonstigen moralischen Qualitäten des Rekruten. So schraubten sich die verschiedenen Eigenschaften des stehenden Heeres sozusagen gegenseitig in die Höhe: die Masse brachte Elemente, die an sich unkriegerisch und widerwillig waren, die Disziplin machte sie brauchbar und ermöglichte die Einstellung immer größerer Massen dieser Art; je schlechter das Material wurde, desto nötiger war wieder die feste Form, die Disziplin, die den Einzelnen in dem taktischen Körper fast verschwinden ließ. Wiederum das Exerzieren erzeugte die Disziplin und die Disziplin ermöglichte eine Exaktheit und Feinheit des Exerzierens, die immer weiter getrieben wurde und den Einzelnen als ein fast beliebig auswechselbares Stück der Maschine ansah und behandelt. Auch diejenigen, die ursprünglich ganz gegen ihren Willen selbst durch offenen Betrug oder brutale Gewalt eingereiht worden waren, gewöhnten sich vielfach an dieses Dasein und nahmen mehr oder weniger den Geist und den Ehrgeiz ihres Truppenteils in sich auf".[95]

Desertionen[96]

Daß sich nicht jeder zum Militär Gepreßte gottergeben mit seinem Schicksal abfand, beweisen die vielen Desertionen, die gerade und vor allem auch im preußischen Heer vorkamen. Es war oft nicht einfach, zu entlaufen, denn im Manöver und sogar auf Feldzügen „marschierten die Infanteriekolonnen unter Bedeckung der eigenen Kavallerie, damit die Reiter ausbrechende Deserteure sofort wieder einfangen konnten".[97] Ulrich Bräker schildert seine Desertion vom preußischen Heer während der Schlacht von Lobositz:

„(...) Um diese Zeit, es mochte etwa drei Uhr sein, da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen; wo es dann auf das Städtchen selber losging; um diese Zeit war ich freilich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch im Weinberg droben, von denen mancher (...) weit behender als ich von einer Mauer über die andre hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und in die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah, in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde loseilenden Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite! dacht' ich, sonst ist's nur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf die linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei, ‚Komm', komm' Bruder!' sagten sie, ‚Viktoria!' Ich ripostierte kein Wort, tat nur ein wenig blessiert, und ging immer allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem, zum letztenmal in meinem Leben, morden und totschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölz vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag, rannte eines Rennens gerade dem Fluß nach hinunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte als den Entschluß, gerad' auf sie zuzulaufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr Hunde, dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowositz gezeigt! Als ich zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwärts wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatroniert hatte, verlor sich bald darauf, und nahm das Füsil mit. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf Schenisek, eine starke Stunde unter Lowositz. (...) Morgens darauf, den zweiten Oktober, ging ich mit einem Transport ins kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich zweihundert andrer preußischer Deserteurs, von denen, so zu reden, jeder seinen eigenen Weg und sein Tempo in Obacht genommen hatte; neben anderen auch unsern Bachmann".[98] Wer beim Versuch, zu desertieren ertappt wurde, wurde aufgegriffen und zurückgebracht. Zur Strafe mußte er Spießruten laufen:

„Fast alle Wochen hörten wir ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie auch noch so viel List gebraucht, sich in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, und dergleichen dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man

sie durch 200 Mann, achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruthen laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken – und des folgenden Tages aufs neue dran mußten; die Kleider vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch drauflos gehauen wurde, bis die Fetzen geronnenen Blutes ihnen über die Hosen herabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander todtblaß an, und flüsterten einander in die Ohren: Die verdammten Barbaren".[99]

Nach einer anderen Schilderung pflegte die schauerliche Prozedur wie folgt zu verlaufen:

„Dreihundert Soldaten, selten weniger, standen sich in zwei Reihen gegenüber und bildeten eine 6 bis 7 Fuß breite Gasse; alle waren mit 6/4 Ellen langen und ½ bis ¾ Zoll dicken Haselstöcken bewaffnet. Durch die Gasse mußte nun der Verurteilte mit entblößtem Körper ganz langsam drei bis sechsmal, oft aber noch mehr, hindurchgehen, wobei ihm die Hände auf der Brust zusammengebunden waren und ein ihn führender Unteroffizier dafür sorgte, daß er nicht zu schnelle Schritte machen konnte. Rechts und links erhielt er jedesmal von jedem der aufgestellten Soldaten einen kräftigen Hieb, also bei sechsmaligem Durchgange, was das gewöhnlichste war, 6 mal 300 = 1800 Hiebe auf den entblößten Körper. Dieser wurde dabei natürlich furchtbar zerfleischt. War er zuletzt durch Blutverlust so entkräftet, daß er nicht mehr gehen konnte, so wurden ihm die noch fehlenden Hiebe liegend gegeben, indem man die Soldaten reihenweise an ihm vorbeiziehen ließ. Oft ließ der König durch persönlichen Befehl einen Schuldigen statt sechsmal sogar 12- und 24 mal durch 300 Mann laufen; mit der Beifügung, wenn derselbe dem Tode nahe sei, solle man den noch übrigen Teil der Strafe aussetzen, bis der Mann etwas geheilt worden und dann von neuem wieder anfangen. Die Unterbrechung solle so oft wiederholt werden, als nötig sei, damit nur keiner sterbe, ehe er seine volle Strafe empfangen. So dauerten die Leiden mancher Verurteilten jahrelang".[100]

Ganz abgesehen von der grausamen Bestrafung, die man dem Flüchtigen, im Falle, daß er wieder eingefangen wurde, angedeihen ließ, wurde auch derjenige hart bestraft, der den Unglücklichen unterstützte.

„Wer einem Deserteur half, verlor das Bürgerrecht, wurde ohne weiteren Prozeß ins Zuchthaus abgeführt und hier, unter wiederholtem Willkomm (d.h. Stockprügeln) zu langer Arbeit angehalten. Um das Entkommen der Ausreißer zu verhindern, wurde befohlen, daß die Nachtwächter auf den Nebenwegen längs den Dörfern alle Nächte streichen mußten. Wenn Lärm gemacht wurde, so hatte die aufgerufene Gemeinde augenblicklich alle Straßen, Brücken, Nebenwege und Fußsteige zu besetzen und wenigstens vierundzwanzig Stunden lang besetzt zu halten. Wegen eines einzigen Ausreißers hatte in solchen Fällen Tübingen 106, Hamburg 92, Böblingen 101, Besigheim 48 Mann auszuschicken; der kleine aus fünfzig Familien bestehende Ort Dachtel stellte in einem Jahr 1488 Mann auf die Alarmplätze. Nicht selten verloren beim Widerstand bewaffneter Ausreißer arme Familienväter Leben oder Glieder. Derjenige Ort aber, auf dessen Gemarkung ein Deserteur nicht aufgehalten wurde, obgleich es hätte geschehen können, mußte einen Mann von der Größe des Entwichenen stellen, und namentlich sollte dann bei den Söhnen des Ortsvorstehers der Anfang gemacht werden".[101]

Dennoch ließen sich – trotz aller diesbezüglichen Verordnungen und Zwangsmaßnahmen von Seiten der Obrigkeit – die Desertionen nicht begrenzen: „Die Rekrutentransporte waren öfters, noch ehe sie die Standquartiere erreichten, unterwegs durch Desertion (...) auf die Hälfte herabgeschmolzen. (...) Lange Zeit war daher auch das Desertieren und Rekrutieren die größte Kompagnieneuigkeit und Desertion der gewöhnliche Frührapport. (...) Unter den Soldaten der hanauischen Kompagnie Kornrumpf entstand dagegen am 25. März auf dem Rhein bei S'Gravendael in Holland eine Meuterei. Sieben Männer sprangen über Bord. Vier von ihnen wurden von ihren Verfolgern wieder eingefangen, die drei übrigen retteten sich in ein Haus. Die Bauern der Ortschaft nahmen ihre Partei und verteidigten sie gegen die ihnen

nachsetzenden Offiziere und Soldaten, so daß diese sich, um nicht tot geschlagen zu werden, unverrichteter Sache zurückziehen mußten. (...) Überhaupt scheint der Respekt der Zerbster vor Serenissimus nicht zu groß gewesen zu sein, denn sie redeten den Soldaten zu, daß sie doch nicht marschieren möchten, da sie schnöde verkauft wären und elendiglich umkommen würden. Da die Grenze nicht weit war, so wurde es den Bürgern auch nicht schwer, den Desertionslustigen zur Freiheit zu verhelfen. (...) Am 3. März meldete der Oberst Rauschenplatt dem damals in Hannover weilenden Faucitt, daß er in den ersten zehn Tagen nach dem Abmarsch durch Desertion nicht weniger als 334 Mann verloren habe. Am 21. März waren sogar nur noch 494 Mann bei der Fahne. ‚Was soll ich tun?' fragte Faucitt am 23. März bei Suffolk an, ‚wenn die Übrigbleibenden nicht mehr stark genug sind, um ein Bataillon daraus zu bilden. Die Lücken sind zu groß, als daß sie zur rechten Zeit ausgefüllt werden könnten. Ich fürchte, daß der größte Teil des Regiments vor der Ankunft in Stade desertiert sein wird. Ich hoffe aus den Resten wenigstens ein Bataillon formieren zu können'".[102]

Obwohl die letzten Aussagen sich durchwegs auf die Verhältnisse im nicht-preußischen Ausland bezogen, war auch im Königreich Preußen selbst die Situation keineswegs besser.[103] Friedrich II., der die elende Lage seiner Soldaten nur zu gut kannte, schilderte er ihr Alltagsleben doch einmal sehr treffend mit den Worten „Die Soldaten bekommen mehr Schläge als Bissen Brot"[104] äußerte sich an anderer Stelle aber hinsichtlich der in seinem Heer dienenden Unglücklichen mit kaum zu überbietender Menschenverachtung:

„Wen nimmt man zum Soldaten? Die Hefe des Volkes, Freiwillige, die lieber müßig gehen als arbeiten, liederliches Gesindel, das die Ungebundenheit im Soldatenrock sucht, junge Taugenichts, die daheim nichts tun und sich deshalb anwerben lassen; diese Leute hegen ebensowenig Treue und Anhänglichkeit für ihren Herrn als selbst Feinde. *Darum ist das Desertieren bei unserem Heere gang und gäbe*".[105]

Die Schlesischen Kriege[106]

Während es unter seinem Vater Friedrich Wilhelm I., dem „Soldatenkönig", zu keinerlei militärischen Auseinandersetzungen gekommen war, – aus jener Zeit stammt bekanntlich das Sprichwort: „So schnell schießen die Preußen nicht!" – war Friedrich II. nach seinem Regierungsantritt im Jahr 1740, offensichtlich von Anfang an fest dazu entschlossen, die von seinem Vater bestens durchorganisierte Armee als Instrument preußischer Machtpolitik zu benutzen. In seinem „Antimachiavell" hatte er kurz zuvor geschrieben, daß das Lebensgesetz großer Monarchien von jeher unablässige Vergrößerung sei: Angriffskriege seien zwar abscheulich, wenn sie aus unzureichenden Gründen unternommen würden, ließen sich aber rechtfertigen, wenn die Abschätzung der Staatsinteressen sie fordere. Eine derartige Situation aber sah er gegeben,[107] als in Österreich nach dem Tode Kaiser Karls VI. dessen Tochter Maria Theresia den Thron bestieg. Friedrich bot sich plötzlich die unerwartete Chance, Österreich unter Druck zu setzen, dessen reiche Provinz Schlesien im Handstreich zu erobern und die Machtposition Preußens im Spiel der europäischen Mächte auszubauen. Sein eigenes Bekenntnis vom 3. März 1741 verdeutlicht, daß der damals achtundzwanzigjährige Preußenkönig einzig und allein eigennützige Absichten verfolgte:

„Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, das Verlangen nach Ruhm, ja, um offen zu sein, sogar Neugier, endlich ein geheimer Instinkt, haben mich von den Annehmlichkeiten der Ruhe hinweggetrieben. Die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und später in den Geschichtswerken zu lesen, hat mich verführt".[108] Diesen Intentionen Friedrichs II., des „Gro-

ßen", wurden Abertausende preußischer Untertanen geopfert, verloren ihr Leben oder büßten zumindest ihre Gesundheit ein.[109] Letztere mußten im Regelfall fürderhin ein Leben in Armut und Elend fristen.

Am 16. Dezember 1740 marschierten die ersten preußischen Truppen in Schlesien ein, zur ersten Schlacht der Schlesischen Kriege kam es am 10. April 1741 bei Mollwitz.[110] Von den Schlachten, die unter der persönlichen Führung Friedrichs geschlagen wurden, gingen immerhin zwölf mehr oder weniger glücklich für Preußen aus. Die anderen drei – Kolin, Hochkirch und Kunersdorf – waren schwere Niederlagen, die um ein Haar dem Höhenflug des preußischen Monarchen ein jähes und endgültiges Ende bereitet hätten.

Der *Friede von Dresden* vom 25.12.1745, der die erste Etappe des Kampfes zwischen Österreich und der aufstrebenden Großmacht Preußen beendete, bestätigte Friedrichs schlesische „Erwerbungen", während er auf der anderen Seite Franz I. von Österreich, den Gatten Maria Theresias, als Kaiser anerkannte.

Der Siebenjährige Krieg (1756-1763)

Der nächste große Konflikt war jedoch bereits beim Friedensschluß vorprogrammiert. Der Verlust Schlesiens schmerzte Maria Theresia zu tief, als daß sie ihn ruhig hätte ertragen können. Nach Reorganisation des österreichischen Heeres, – wobei man sich von preußischem „Vorbild" leiten ließ –,suchte die Regentin Verbindungen anzuknüpfen, die ihr bei der Wiedererlangung der verlorenen Territorien hilfreich sein sollten. Zarin Elisabeth von Rußland, durch des Preußenkönigs Spott über ihren sittenlosen Lebenswandel persönlich tief gekränkt und bis zur Todfeindschaft gereizt, versprach ihren Beistand, dies um so lieber, als sie aus einem Krieg mit Preußen auch persönlichen Nutzen ziehen wollte, erhoffte sie sich doch eine leichte Eroberung der Ostseeprovinzen. Die Spottlust Friedrichs trieb auch den von ihm ebenfalls beleidigten Minister Brühl – und mit diesem den sächsischen Hof – auf die Seite Österreichs; auch mit Frankreich kam es zu einem Bündnis.

Da zwischen Frankreich und England wegen Grenzstreitigkeiten in Amerika bereits 1755 Feindseligkeiten ausgebrochen waren und letzteres einen Angriff auf seine deutsche Besitzung, Hannover, befürchtete, schloß es mit Friedrich, obschon kurz zuvor noch mit ihm in Zerwürfnis, am 6. Januar 1756 einen Allianz- und Freundschaftsvertrag, kraft dessen sich England und Preußen verpflichteten, sich allen fremden, deutschen Boden betretenden Truppen zu widersetzen und sich gegenseitig ihre Länder zu garantieren.

Dieses Bündnis zog am 1. Mai desselben Jahres einen Neutralitäts- und Freundschaftsvertrag zwischen Österreich und Frankreich nach sich, nach welchem letzteres der Kaiserin 24.000 Mann Hilfstruppen zu stellen versprach, die aber in der Folge in Wirklichkeit noch um ein Vielfaches vermehrt wurden, wollten die Franzosen doch den Engländern lieber Hannover entreißen, als Österreich durch Wiedererlangung Schlesiens zu vergrößern und zu stärken.

Friedrich, der von diesen geheimen Verträgen erfahren hatte, forderte vom Wiener Hof eine Erklärung, wurde aber mit Ausflüchten abgespeist. Die Äußerung des österreichischen Ministers Kaunitz gegenüber dem sächsischen Gesandten in Wien, den preußischen König durch unbestimmte Antworten zum ersten Schritt bei der Eröffnung von Feindseligkeiten zu treiben, wurde Friedrich ebenso kolportiert wie die Nachricht von dem zwischen Wien und dem sächsischen Hof abgeschlossenen Vertrag, wonach sich Sachsen verpflichtete, im nächsten Jahr 40.000 Mann Hilfstruppen für Österreich zu stellen. Als zudem noch an der preußisch-russischen Grenze ein Heer von 50.000 Russen stationiert wurde und darüberhinaus auch in Böh-

men bedeutende Streitkräfte zusammengezogen und Magazine errichtet wurden, verlangte der preußische König vom Hof in Wien unumwundene Erklärung. Da auch hierauf nur unbestimmte, zugleich hochfahrende Rückäußerung erfolgte, entschloß er sich, seinen Gegnern nunmehr selbst rasch und energisch zuvorzukommen. So drang er im August 1756 mit drei Heersäulen von 60.000 Mann in Sachsen ein, um hier eine schnelle Entscheidung zu erzwingen.

Waren die Schlesischen Kriege an großen Teilen der preußischen Bevölkerung weitgehend unbemerkt vorübergegangen, so bekam im Verlauf des Siebenjährigen Krieges auch der preußische Durchschnittsbürger sehr bald zu spüren, daß seine „Nation" in diesem Krieg um ihr Überleben, um ihren zumindest politischen und militärischen Fortbestand kämpfte.

Zunächst aber entwickelte sich der Kriegsverlauf zugunsten Preußens: Friedrich besetzte zunächst Leipzig, Wittenberg, Torgau und Dresden und ließ das sächsische Korps von 15.000 Mann, welches das Herannahen des österreichischen Ersatzheeres unter Feldmarschall Browne erwartete, in Pirna einschließen. Er selber zog den Österreichern entgegen. Es gelang ihm, den Entsatz zu vereiteln, und der sächsische Hof war in einer so ausweglosen Lage, daß er die Bedingungen des Siegers annehmen mußte, nach welchen das eingeschlossene Korps – mit August III. an der Spitze – sich kriegsgefangen zu ergeben hatte und Sachsen unter preußische Verwaltung kam.

Dieser rasche Angriff und Sieg Friedrichs rief bei den Großmächten große allgemeine Aufregung hervor, sah man hierin doch eine gravierende Verletzung des Westfälischen Friedens, für dessen Aufrechterhaltung sich vor allem Frankreich und, durch dieses bewogen, Schweden einsetzten und gegen Preußen wandten. Ihnen folgte Rußland nach, und darüberhinaus sprach der Reichstag zu Regensburg den Exekutionskrieg gegen den Aggressor aus.

Während Preußen mit einem 150.000 Mann-Heer, welches seine Operationsbasis zudem im feindlichen Sachsen hatte, nur über einige wenige Hilfskontingente aus Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Gotha und Bückeburg, alles in allem weitere 40.000 Mann, daneben über Subsidiengelder Englands verfügen konnte, standen auf feindlicher Seite nunmehr 450.000 Österreicher, Franzosen, Russen, Schweden und Soldaten aus dem Reich unter Waffen.

Auch diesmal kam der preußische König jedoch den von allen Seiten heranziehenden Feinden zuvor, indem er im April 1757 unversehens mit vier Heersäulen in Böhmen eindrang. Nach wechselhaftem Kriegsglück und einer verheerenden Niederlage bei Kolin am 18. Juni konnte Preußen sich schließlich gegen die Übermacht behaupten. Nach den glänzenden Siegen bei Roßbach (5. November 1757) und Leuthen (5. Dezember 1757) glaubte Friedrich sogar Friedensvorschläge in Wien machen zu dürfen, die jedoch weiterhin nur mit Schweigen beantwortet wurden.

Die reale Situation stellte sich für Preußen Ende des Jahres 1757 wie folgt dar: Schon die ersten beiden Feldzüge der Jahre 1756 und 1757 hatten den Kriegsschatz weitgehend aufgezehrt. Da die von England gezahlten Hilfsgelder bei weitem nicht dazu reichten, weitere Feldzüge zu finanzieren, mußten die Bevölkerungen der eigenen sowie der besetzten Länder die Kriegskassen durch erhöhte Steuern und Abgaben ständig wieder auffüllen. Schließlich griff der König als letztes Hilfsmittel auch noch zur Münzverschlechterung, um die verfügbare Geldmenge zu vergrößern. Das bot auf der einen Seite einige Bereicherungsmöglichkeiten, führte aber auf der anderen Seite zu erheblichen Preissteigerungen und allgemeinen Versorgungsschwierigkeiten, unter denen vor allem wieder die Zivilbevölkerung zu leiden hatte. Ihr wurden darüberhinaus auch noch die Lasten der Heereslieferungen an Lebensmitteln und Futter, Fahrzeugen, Spann- und Geschützpferden aufgebürdet, was den Krieg nicht gerade populärer machte. Nach den verlustreichen Schlachten mußten zudem die Regimenter durch neue

Mannschaften aufgefrischt werden, da Friedensaussichten nicht bestanden. Auch im dritten Feldzug – vom Frühjahr bis zum Herbst 1758 – ergriff Friedrich die Initiative und suchte seinen Feinden zuvorzukommen. Er vertrieb zunächst die Österreicher aus der Grafschaft Glatz und erstürmte am 15. April Schweidnitz. Eine Verfolgung der abziehenden Österreicher mußte er jedoch aufgeben, da ihn die Nachricht erreichte, daß inzwischen die Russen in die Neumark eingefallen waren.

Bereits im Januar hatten die russischen Truppen Königsberg und das übrige Ostpreußen besetzt, waren dann über die Weichsel nach Posen gezogen und schossen am 15. August Küstrin in Brand. Da der preußische König nur einige wenige Truppenkontingente unter Graf Dohna in Pommern zurückgelassen hatte, vermochten diese den Feind nicht aufzuhalten, zumal sie sich – durch einen gleichzeitigen Angriff der Schweden – in einen Zweifrontenkrieg verwickelt sahen. Friedrich gelang es dennoch am 25. August 1858 bei Zorndorf, in der Nähe von Küstrin, die Russen – trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit – vernichtend zu schlagen und somit wieder die Handlungsfreiheit gegenüber den Österreichern zu gewinnen. Obwohl er in der Folge bei Hochkirch gegen letztere eine empfindliche Niederlage einstecken mußte, wurden die Österreicher dennoch unter Aufbietung aller Kräfte wieder nach Böhmen und die Schweden nach Stralsund zurückgedrängt.

Da sich außerdem in Niedersachsen, Westfalen und Hessen ebenfalls Erfolge abzeichneten, – so gelang es Herzog Ferdinand von Braunschweig doch, mit einem Heer von Preußen und Verbündeten die Franzosen unter Clermont und Soubise über den Rhein zurückzuwerfen –, stand der preußische König am Schluß dieses dritten Feldzuges fast überall siegreich da. Nur Königsberg war noch in russischer Hand.

Noch im Winter des Jahres 1758 rückte Prinz Heinrich in Böhmen ein, um die Österreicher nicht zur Ruhe kommen zu lassen und zu vertreiben. Auch mußte Franken von der Reichsarmee geräumt werden, und Mecklenburg wurde von preußischen Truppen besetzt.

Die russische Armee, die unter Soltikof erneut in die Neumark eingefallen war, wollte sich mit den heranziehenden Österreichern an der Oder verbinden, um Friedrich auf diese Weise von Berlin und Sachsen abzuschneiden. Obwohl Friedrichs Truppen unter General Wedell diesen Plan zu vereiteln suchten, vermochten die Preußen dieses Zusammengehen letztendlich nicht zu verhindern (Züllichau, 23. Juli 1759). Vielmehr erlitt Friedrich selbst, der sich am 12. August 1759 den verbündeten Armeen bei Kunersdorf entgegenstellte, eine vernichtende Niederlage, die seinen Mythos als unbesiegbarer Feldherr empfindlich erschütterte. Trotzdem gelang es ihm, den Feind von Berlin abzulenken, womit das eigentliche Ziel der Alliierten gescheitert war. In der Folge zwang sie zudem Lebensmittelmangel dazu, sich zu trennen; die Russen und die Österreicher zogen sich in der Folge auf ihre Ausgangspositionen an der Weichsel und in Mähren zurück. Insofern endete der vierte Feldzug doch noch mit preußischen Erfolgen, als die nach der Schlacht bei Kunersdorf erneut ins preußische Pommern vorgerückten Schweden abermals nach Stralsund zurückgeworfen werden konnten und auch die Reichstruppen wieder aus Leipzig, Wittenberg und Torgau weichen mußten, wo sie zwischenzeitlich hatten Fuß fassen können. So stellte sich die Lage für Friedrich am Ende dieses Feldzuges von 1759, trotz großer Rückschläge, doch nicht so ungünstig dar, wie es zunächst zu befürchten stand. Preußen hatte insgesamt lediglich Dresden – und diesmal auf Dauer – eingebüßt, welches Daun weiterhin besetzt hielt.

Vergeblich versuchte Friedrich II. in der Folge die Allianz seiner Gegner zu sprengen. Es glückte ihm zudem auch nicht, die Türkei zu einem Einfall in Ungarn zu bestimmen und Sardinien und Spanien als Verbündete zu gewinnen, um so zu einer militärischen Entlastung bzw. Unterstützung zu kommen. Das preußische Heer war im vierten Kriegsjahr durch die vorange-

gangenen verlustreichen Feldzüge sehr dezimiert und geschwächt. An die Stelle der kampferprobten, in jahrelangem Drill geschliffenen Truppen waren meist junge, unerfahrene Soldaten – aus aller Herren Länder geworben – getreten. Darüberhinaus mangelte es nicht zuletzt auch an tüchtigen Offizieren, die imstande waren, die Truppen ordentlich auszubilden oder gar für die Schlacht zu motivieren. Außerdem machte sich der große Geldmangel immer deutlicher bemerkbar.

Preußens Gegner aber hatten umso eifriger und umfangreicher gerüstet, verfolgten sie doch nunmehr das Ziel, Friedrich mittels ihrer großen Übermacht zu „erdrücken" und zu „erstikken". Ihren 200.000 Mann konnte der Preußenkönig nicht einmal die Hälfte – zudem mangelhaft ausgebildete und ausgerüstete – Soldaten entgegenstellen.

Die Erkenntnis der eigenen Schwäche veranlaßte Friedrich, sich im nunmehr folgenden vierten Feldzug weitgehend defensiv zu verhalten. Die Initiative ging jetzt fast völlig an die Feinde über. Bereits zu Beginn des neuen Feldzuges erlitten die Preußen schwere Rückschläge. So wurde am 23. Juni 1760 General Fouquet bei Landshut von Laudon vernichtend geschlagen, er selbst geriet in Gefangenschaft; Glatz fiel am 25. Juli erneut in Feindeshand, und Laudon rückte von dort wiederum gegen Breslau vor, um ganz Schlesien in Besitz zu nehmen. Friedrich, der seinerseits vergeblich versucht hatte, Dresden wiederum in Besitz zu nehmen, – dies ein Vorhaben, das von den herannahenden, weit überlegenen Österreichern verhindert wurde – eilte sofort seinem bedrängten Heer in Schlesien zu Hilfe, wo drei österreichische Armeen unter Daun, Laudon und Lacey, zusammen etwa 90.000 Mann, und ein Heer von 80.000 Russen gerade im Begriff waren, sich zu vereinen, um den preußischen König mit einem Gewaltschlag völlig zu besiegen. Friedrich nahm mit 30.000 Mann bei Liegnitz Lager. Die Alliierten beschlossen für den 15. August einen Angriff auf den preußischen Truppenverband: Laudon sollte das Lager von hinten überfallen, Daun von vorne einen Frontalangriff gegen die Preußen führen und Lacey deren rechten Flügel umgehen. Als Friedrich durch einen Überläufer von diesem Plan erfuhr, riß er mit dem Mut der Verzweiflung die Initiative an sich und kam seinen Gegnern zuvor, indem er noch in der Nacht den auf dem Vormarsch befindlichen Daun plötzlich und völlig unerwartet angriff und in die Flucht schlug, noch bevor die beiden anderen Verbände zum Entsatz herankommen konnten. Dieser Sieg brachte Friedrich aber insofern kaum Entlastung, als inzwischen die Mark Brandenburg und Berlin von den Russen unter Tottleben genommen worden waren und schwer gebrandschatzt wurden. Als Friedrich sich gegen diese neue Gefahr wandte, hatte sich dieser Feind bereits wieder zurückgezogen. Der Preußenkönig wandte sich daher rasch nach Sachsen, um die Österreicher von dort endgültig zu vertreiben und sich Quartiere für den kommenden Winter zu sichern. Als Daun, Laudon und Lacey ihm nachsetzten, um dieses Vorhaben zu vereiteln und die Preußen nicht zur Ruhe kommen zu lassen, stellte sich Friedrich ihnen am 3. November 1760 bei Torgau entgegen. Ein kühner Husarenangriff der Ziethenschen Husaren sicherte den Preußen den Sieg in dieser äußerst erbitterten und verlustreichen Schlacht. Diese Niederlage nötigte die Österreicher zum Rückzug. In der Folge gelang es den Preußen auch, die Russen, die in der Zwischenzeit Kolberg belagert hatten, zu vertreiben.

Im Ganzen zeigte sich also auch der Abschluß dieses Kriegsjahres 1760, besonders durch den Sieg bei Torgau, für Friedrich nicht ungünstig, wenn die Gefahr für sein Land allerdings auch jetzt noch bei weitem nicht gebannt war. Friedrichs Heer war durch den letzten Feldzug weiter zusammengeschmolzen; hinzu kam, daß der Mangel an Geld immer drückender wurde, zumal die Zahlungen englischer Subsidiengelder nach Pitts Ausscheiden aus dem Londoner Ministerium ausblieben. Friedrichs einzige Hoffnung lag in dieser Situation in der etwaigen Zwietracht der feindlichen Führer, der Animosität zwischen Laudon und Butturlin bei den

Österreichern und Russen, sowie zwischen Soubise und Broglio bei den Franzosen, die bereits in der Vergangenheit immer wieder zutage getreten war. Zunächst aber sah es keineswegs so aus, als ob sich seine diesbezüglichen Erwartungen in naher Zukunft erfüllen würden.

Da die Alliierten aus Friedrichs passivem Vorgehen während des zurückliegenden Feldzuges deutliche Anzeichen für eine Erschöpfung der preußischen Truppen und Machtmittel herauslesen zu können glaubten, setzten sie auch jetzt ihre Rüstungsanstrengungen unvermindert fort und bereiteten sich auf einen neuen – und wie sie hofften: letzten – Waffengang mit dem preußischen König vor.

Der Feldzug von 1761 begann daher mit einer großangelegten Offensive der gegen Preußen verbündeten Mächte. Die österreichischen Truppen unter Daun rückten erneut in Sachsen ein, um sich hier mit den Reichstruppen zu vereinen. Laudon, der in Glatz einen Brückenkopf besaß, drang mit 60.000 Mann in Schlesien ein, und die Russen, 70.000 Mann stark, hatten bereits über die Oder gesetzt, um sich mit seinen Truppen zu vereinen. Auch von Westen her, aus Frankreich, zogen zwei große Heersäulen zu 150.000 Soldaten heran, und zu allem Unglück für die Preußen hatte sich nunmehr sogar Spanien den Verbündeten gegen Friedrich angeschlossen. Zwar gelang es Prinz Ferdinand von Preußen zeitweilig, die Gefahr aus dem Westen zu mindern, als er am 14. Februar bei Langensalza ein Korps, welches aus sächsischen und französischen Truppen bestand, schlug, doch gelang es den Preußen trotz aller Anstrengungen nicht, Hessen zu halten, so daß dem Feind nunmehr der Weg nach Hannover offen stand.

Friedrich selbst überließ Sachsen seinem Bruder Heinrich und eilte angesichts der im Osten drohenden Gefahr nach Schlesien, wo er von Mitte August bis Mitte September mit 50.000 Mann ein Lager bei Bunzelwitz bezog und von dort aus den doppelt so starken Feind in Schach hielt, der es – trotz seiner erdrückenden Überlegenheit – nicht wagte, einen Angriff gegen ihn zu unternehmen. Die Situation der Preußen verbesserte sich insofern erheblich, als Mangel an Lebensmitteln und Fourage die Russen schon am 16. September zum Rückzug über die Oder nötigte. Zwar vermochte sich inzwischen auch in Sachsen Prinz Heinrich, der von Daun hart bedrängt wurde, durch große Gewandtheit und Ausdauer zu halten, doch drangen – und zwar diesmal aus dem Norden – neue Hiobsbotschaften an Friedrichs Ohr. So hatten in Pommern die Russen in verschiedenen Gefechten die Oberhand über die Preußen behalten, und am 16. Dezember 1761 fiel sogar Kolberg, das den feindlichen Angriffen so lange hatte trotzen können. Obwohl die Schweden erneut nach Stralsund zurückgeworfen werden konnten, war die Lage Friedrichs angesichts der weit überlegenen Streitmacht der Feinde und seiner eigenen erschöpften Kräfte am Jahresende nicht anders als verzweifelt zu nennen.

Ein neuer Feldzug würde wohl unausweichlich die Ostseeprovinzen an Rußland und Schlesien an Österreich ausliefern, und Preußen mußte mithin zum bloßen Markgrafentum „degradiert" werden. Obwohl Friedrich diese Gefahr nur zu gut kannte, sah er keinerlei Möglichkeiten, sie etwa durch verstärkte Rüstung zu bannen. Die Komplettierung und Ausrüstung seines Kriegsheeres konnte nur mehr höchst mangelhaft erfolgen, waren doch die Länder des mehrjährigen Kriegsschauplatzes verwüstet, ausgeplündert und gebrandschatzt, im wahrsten Sinne des Wortes ausgeblutet, daß selbst aus dem vormals blühenden und reichen Sachsen keine Mittel mehr zu erwarten waren.

In dieser für Friedrich schier hoffnungslosen Lage, und während seine Feinde schon zum alles entscheidenden Endkampf rüsteten, um Preußen endgültig den Todesstoß zu versetzen, starb am 5. Januar 1762 Kaiserin Elisabeth von Rußland, neben Maria Theresia die wohl erbittertste Todfeindin des preußischen Königs. Ihr Tod veränderte mit einem Schlag die gesamte politische Weltlage, denn ihr Nachfolger Peter III., ein großer Verehrer und Bewunderer Friedrichs

II., schloß am 16. März 1762 Waffenstillstand und schon am 5. Mai Frieden mit ihm. Da seine Friedensvermittlung zwischen Friedrich und Maria Theresia zurückgewiesen wurde, führte er ersterem sogar 24.000 Mann Hilfstruppen zu. Schon kurz darauf, am 27. Mai, schloß auch Schweden mit dem Preußenkönig Frieden. Als Peter III. schon im Juli des gleichen Jahres verstarb, zog zwar Katharina II., seine Gemahlin und Nachfolgerin, das russische Hilfskorps wieder zurück, doch bestätigte sie den Frieden. Friedrich, nunmehr zweier Gegner entledigt, konnte seine Truppen jetzt konzentrierter gegen die verbleibenden Heere des Feindes führen. Am 21. Juli 1762 gelang es ihm, die Österreicher unter Daun bei Burkersdorf zu schlagen und zum Rückzug zu zwingen. Am 9. Oktober mußte der Feind Schweidnitz räumen. Niederlagen mußten die Österreicher – zusammen mit den mit ihnen verbündeten Reichstruppen – aber auch am 29. Oktober bei Freiberg einstecken, ein Sieg, der den preußischen König erneut zum Herrn über ganz Sachsen machte – sieht man wieder von Dresden ab.

Auch Herzog Ferdinand, zu Anfang wenig erfolgreich gegen die Franzosen, besiegte diese am 24. Juni 1762 bei Wilhelmstal und eroberte am 1. November Kassel. Die wichtigsten gegen Preußen zu Felde stehenden Reichsstädte wurden schließlich durch General Kleist zur Neutralität gezwungen. So endete auch das letzte Kriegsjahr günstig für Friedrich. Bald darauf, am 10. Februar 1763, kam es zum Friedensschluß zwischen England und Frankreich. Da hierdurch Preußen ein bedeutendes Übergewicht über Österreich zu erhalten drohte, kam am 15. Februar 1763 in Hubertusburg auch der Friede zwischen diesen beiden Ländern zustande, welcher Schlesien endgültig im Besitz Preußens ließ.

Die Hauptschlachten der „Schlesischen Kriege“ und des Siebenjährigen Krieges

Mollwitz	Preußen	22.000 Soldaten	4850 Tote
(10.4.1741)	Österreich	18.100	4551
Chorusitz	Preußen	24.500	4819
(17.5.1742)	Österreich	29.000	6332
Hohenfriedberg	Preußen	50.000	4737
(4.6.1745)	Österreich	41.000	10.332
	Sachsen	25.100	2844
Soor	Preußen	22.562	3876
(30.9.1745)	Österreich	41.000	7444
	Sachsen		
Kesselsdorf	Preußen	31.000	ca. 5000
(15.12.1745)	Sachsen	31.200	6630
Lobositz	Preußen	29.000	2906
(1.10.1756)	Österreich	34.500	2873
Prag	Preußen	65.000	14.300
(6.5.1757)	Österreich	62.000	13.400
Kolin	Preußen	32.000	13.768
(18.6.1757)	Österreich	44.000	9000
Großjägerndorf	Preußen	25.600	4520
(30.8.1757)	Russen	70.000-75.000	ca. 5250
Rossbach	Preußen	ca. 22.000	549
Reichsarmee	10.900	3552	
Breslau	Preußen	ca. 28.000	6350
(22.11.1757)	Österreich	84.000	2851

Leuthen	Preußen	ca. 33.000	11.589
(5.12.1757)	Österreich	65.000	22.000
Zorndorf	Preußen	ca. 36.000	12.797
(25.8.1758)	Russen	ca. 43.000	ca.18.500
Hochkirch	Preußen	ca. 31.000	9097
(14.10.1758)	Österreich	ca. 80.000	ca.18.500
Kay	Preußen	ca. 28.000	ca. 8300
(23.7.1759)	Russen	40.000	4804
Kunersdorf	Preußen	ca. 50.900	ca. 19.100
(12.8.1759)	Russen	ca. 41.000	13.477
	Österreich	18.523	ca. 2000
Liegnitz	Preußen	ca. 30.000	3394
(15.8.1760)	Österreich	ca. 90.000	ca. 8500
Torgau	Preußen	ca. 50.000	16.670
(3.11.1760)	Österreich	ca. 53.000	15.697

Der Siebenjährige Krieg brachte insgesamt England in Nordamerika und Indien große Vorteile. Weiterhin enthüllte er die militärische Kraft und die politische Bedeutung Rußlands und bestätigte endgültig die durch die Schlesischen Kriege geschaffenen Kräfteverhältnisse. Dies war nicht zuletzt ein Triumph für den preußischen König, der eine bedeutende Steigerung des Ansehens sowohl seines Staates als auch seiner Person verbuchen konnte. Vor allem die Nachwelt hat den „alten Fritz" immer wieder verherrlicht und idealisiert, die dunklen Seiten und Aspekte seines Staatswesens dagegen weitgehend in Vergessenheit geraten lassen.

Lieder aus der Zeit der Kabinettskriege

Viele Lieder jener Jahre haben sich auf diese für viele Menschen einschneidenden Kriegsereignisse bezogen (siehe S. 69 bis S. 132). Aber auch die Instrumentalmusik des 18. Jahrhunderts nahm Bezug auf aktuelle Geschehnisse, wobei sich verschiedene Komponisten durchaus auch gerne zu aktuellen kriegerischen Ereignissen musikalisch äußerten. „So verfolgte etwa Wolfgang Amadeus Mozart den zweiten Türkenkrieg (1787-1792), den die Österreicher im Bündnis mit Rußland führten, und der anfangs unglücklich für Österreich verlief, bis es 1789 gelang, Belgrad zu erobern und 1791 mit den Türken Frieden zu schließen, mit großer Anteilnahme".[111] Viele Lieder mögen im Lauf der Zeit verlorengegangen sein. Daß dies jedoch nicht der einzige Grund für das bisweilen fast völlige Fehlen derartiger Quellen für jene Epoche ist, hat Eduard Fuchs am Beispiel der Karikatur dargelegt:

„Weil die große Masse der bürgerlichen Bevölkerung in dem Zeitalter des fürstlichen Absolutismus meistens gar nichts, und jedenfalls nirgends sehr viel, in die Politik dreinzureden hatte, weil sich weiter die Kriege im Zeitalter der Ermattungsstrategie fast niemals katastrophenartig abspielten und deshalb auch nicht die gesamte Bevölkerung eines Landes auf einmal von einem Krieg betroffen wurde, so ergab sich auch hieraus eine besondere Konsequenz für die karikaturistische Betätigung der Zeit. Die satirische Betätigung war im Verhältnis zum neunzehnten Jahrhundert überall eine überaus bescheidene. Wenn heute selbst das kleinste kriegerische Ereignis alsbald viele Dutzende, ja sogar Hunderte von Karikaturen hervorbringt, so brachte damals selbst ein sehr langer Krieg insgesamt immer nur sehr wenige Karikaturen hervor; ja, manche Kriege haben überhaupt nicht eine einzige Karikatur hervorgebracht. Bei der Betrachtug dieser Zeiten darf man auch nie der Zensur vergessen, die damals überall allmächtig war und deshalb niemals eine unfreundliche Kritik der eigenen Landespolitik zuließ. In einer solchen Kritik ist von den absolutistischen Potentaten stets Landes- und Hochverrat erblickt worden, und dementsprechend, also mit schwerem Kerker und harten körperlichen Strafen wurden die Pasquillanten und Verfasser von ‚Schmähschriften' bestraft, sofern sie bekannt wurden. Von derartigen Bestrafungen sind aus verschiedenen Ländern eine ganze Reihe bekannt. Und auch besondere Erlasse, die sich gegen die Hersteller von solchen ‚Schandbildern und Schmähschriften' richteten. Da aber die absolutistische Anschauung darauf hinausging, daß sich die Kanaille überhaupt nicht um Politik zu bekümmern habe, so kam es nicht selten vor, daß jede politische Karikatur verpönt war, also auch solche, die sich gegen den Landesfeind richteten; das sind Dinge, um die sich ‚unsere Völker' nicht zu kümmern haben, der Schuster bleibe bei seinem Leisten; er hat zu gehorchen und nicht zu denken, – lautete die absolutistische Regierungsweisheit".[112]

Beispiel 1

Gespräch zwischen Maria Theresia und König Friedrich über den Frieden 1754

Worte: Anonym (1745) / Weise: „Dorchen, guck zum Fenster raus, weil wir abmarschieren“[113]
Quelle: Ditfurth, Die historischen Volkslieder vom Ende des 30-jährigen Krieges bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges, S. 340ff.

Maria Theresia

1. Friedrich, willst du haben Fried
Und zur Ruhe kommen,
Gleich heraus uns Schlesien gieb,
So mir hast genommen!
Denn ich werde itzt mit Macht
Deinen Trutz bekämpfen,
Durch die deutsche Kaisermacht
Deinen Hochmuth dämpfen.

König Friedrich

2. Maria Theresia,
Solch's kann nicht geschehen;
Weil ich steh ein Sieger da,
Kann ich was absehen.
Meine Truppen seynd allert,
Und sehr wohl geübet;
Darum fürcht ich nicht das Schwert,
So der Kaiser ziehet.

Maria Theresia

3. Ich hab itzt stark rekrutiert,
So wie auch der Sachse,
Daß man dir schon zeigen wird
Wie mein Glück thut wachsen,
Hast du was gewonnen gleich,
Das willl gar nichts heißen;
Denn ich hab ein großes Reich,
Du ein kleines Preußen.

König Friedrich

4. David nur ein Schäfersjung,
Hat doch obsieget;
Weil er gut die Schleuder schwung,
Goliath gleich erlieget.
Große Leiber machen's nicht,
Liebe Kaiserinne,
Wie man alle Tage sieht –
Also dich besinne.

Maria Theresia

5. Lieber will ich meinen Rock,
Als das Schlesien lassen,
Und mit einem Bettelsack
gehen auf die Gassen;
Als von meinem Recht abstehn.
Und vor dir mich neigen.
Doch ich weiß, es soll geschehn,
Daß du dich mußt beugen.

König Friedrich

6. Ei, mit ein so tapfrem Heer
Hat man nicht zu zagen
Ich verhoff zu siegen mehr,
Tapfer dich zu schlagen.
Komm du nur mit deiner Macht
Frisch hervor gerücket,
Friederich dazu nur lacht.
Hat sich nie gebücket.

Maria Theresia

7. Vierzigtausend seynd parat,
Gleich zu avancieren,
Und Prinz Carol ist nicht von der Art,
Der sich läßt turbieren.
Du kannst zwanzigtausend kaum
Auf die Beine bringen;
Also laß den Hochmuthstraum,
Du mich könntst bezwingen.

8. Gieb mein Schlesien heraus,
Und bezahl Kriegskosten,
So kannst wieder gehen nach Haus
Mit der nächsten Posten.
Willst nicht, so kriegst Spott zum Schad'
Weil ein Zaunkönig
Sich an Adler hat gewagt
Und geprahlt nicht wenig.

König Friedrich

9. Ist denn also stolz dein Sinn,
Blind von Übermuthe,
Sollst du's haben schlecht Gewinn.
Büßen mit dem Blute.
Denn ich will dich schlagen bald
Und dein Heer versprengen;
Alsdann Frieden mit Gewalt
Von dir gleich erzwingen.

Das Lied dürfte gegen Ende des zweiten schlesischen Krieges entstanden sein und beschreibt die Situation zwischen Österreich und Preußen im Herbst des Jahres 1745 unmittelbar vor der Schlacht von Soor.
Der zweite schlesische Krieg hatte für Preußen wenig verheißungsvoll begonnen. Friedrich mußte Ende 1744 Böhmen verlassen; kurz darauf schlossen Österreich, England, Holland und Sachsen in Warschau ein Bündnis zur gegenseitigen Verteidigung, und vor allem Sachsen verstärkte seine Werbetätigkeit, da englische Hilfsgelder zuflossen. Am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII.; sein Sohn, der bayerische Kurfürst Max III. Joseph verzichtete im Frieden von Füssen auf die Kaiserwürde und erhielt dafür seine wittelsbachischen Stammlande zurück. Von Frankreich erhielt Preußen wenig Unterstützung, da es mehr an Flandern als an Böhmen oder Schlesien interessiert war. Der fällige Waffengang fand im Sommer 1745 statt und endete überraschend mit dem preußischen Sieg bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745,[114] auf den sich die zweite Strophe bezieht. Friedrich brachte dieser Sieg nur kurze Erleichterung: ungarische Truppen fielen in Oberschlesien ein, Sachsen traf Kriegsvorbereitungen und, was noch wichtiger war: Maria Theresia errang mit der Frankfurter Kaiserwahl vom 13. September endlich die Kaiserwürde für ihren Gemahl Franz von Lothringen. Deshalb kann Maria Theresia *„itzt"* daran denken, mit der *„deutschen Kaisermacht"* Friedrichs *„Hochmuth"* zu *„dämpfen"*. Das Lied trifft genau Maria Theresias Motive: dem legitimistischen Selbstverständnis der Habsburgerin mußte der Raub Schlesiens als die Tat eines rebellischen, hochmütigen Untertanen erschienen sein, die eine Bestrafung nachgerade als kaiserliche Pflicht erforderte.
Obwohl sich England aus dem Konflikt zurückzog, mit Friedrich verhandelte und Österreich und Sachsen zum Frieden überreden wollte, lehnte Maria Theresia alle Verhandlungen mit Friedrich kategorisch ab. Ihr Ausspruch, daß *sie lieber ihren Rock lasse als Schlesien* (vgl. Str. 5), ist verbürgt. Hätten solche Verhandlungen je stattgefunden, sie wären wohl kaum anders verlaufen als das fiktive Wechselgespräch im Lied: hier der selbstbewußte Hinweise auf die eben errungene Anerkennung als Kaiserin, vor allem auf das durch den Länderraub verletzte Recht, dort die stolze Selbstgefälligkeit des militärischen Siegers.
Zweierlei ist an diesem Lied ungewöhnlich: die Form des Wechselgesangs, die bei Soldatenliedern nicht besonders häufig anzutreffen ist,[115] und die damit zusammenhängende „Neutralität": Position und Gegenposition werden im großen und ganzen ohne Tendenz für eine der beiden Seiten vorgebracht, höchstens daß eine leichte, kaum wahrnehmbare Sympathie für Friedrich durchzuschimmern scheint, der immerhin das letzte Wort behält.
Erwähnenswert ist die Detailtreue: die in Strophe 7 genannten Truppenstärken entsprechen korrekt der historischen Wirklichkeit: Kugler gibt die Truppenstärken bei der Schlacht von Soor (30. September 1745) mit 40.000 bzw.. 18.000 Mann an.[116] Mit *Prinz Carol* (Str. 7) ist der österreichische Truppenführer Prinz Karl von Lothringen gemeint, der die vereinigten österreichischen und sächsischen Truppen befehligte.

Beispiel 2
Auf, ihr tapfre Kriegssoldaten 1741

Worte: Anonym (1741) / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten (ges.u.hrsg.v.), Leipzig 1884, S. 270f., Nr. 61

1. Auf, ihr tapfre Kriegssoldaten,
Rucket herzhaft in das Feld,
Weil die größten Potentaten,
Ihren Sinn auf Krieg gestellt!
Nehmt Stuck, Zelt, Roß und Wagen
Und was man zum Krieg muß haben,
Nehmet Musketen, Pulver, Blei,
Provianten auch darbei.

2. Der Franzos thät schon einrucken
In das schöne Österreich,
Will der Kaiserin Haus zerstucken,
Treiben sie aus Böhmen gleich.
Drum so wehrt euch tapfer, Brüder,
Strecket alle Feind darnieder,
So dem kaiserlichen Haus
Machen wollen ein Garaus.

3. Freche Hahnen, laßt euch sagen:
Vor eu'r Rauben, Plündern schwer,
Werdet ihr den Lohn noch tragen,
Bei dem Teufel im Quartier!
Jetzo aber sollt ihr sehen,
Wie's euch wird im Felde gehen,
Weilen Gott in Räubershand
Giebt kein Glücke noch Bestand.

4. Vivat hoch die Kaiserinne,
Maria Theresia!
Unser Feldzug so beginne,
Daß sie hat Viktoria;
Auch die Feinde alle weichen
Aus dem kaiserlichen Reichen,
Und der räuberische Franzos
Hat nur Schimpf und Schaden groß!

Nach dem Regierungsantritt Maria Theresias (1740) erhoben Bayern und Sachsen-Polen Ansprüche auf den böhmischen Thron; mit ihnen verbanden sich Frankreich und Spanien. Franzosen und Bayern drangen in Böhmen ein und nahmen Prag, worauf Karl Albert von Bayern 1742 zum König von Böhmen gekrönt wurde. Von den Ungarn unterstützt eroberte die junge Königin jedoch bald wieder ihr Land.[117]
Der unbekannte Verfasser von „Auf, ihr tapfre Kriegssoldaten", ein Österreicher und Anhänger von Maria Theresia, ruft die *„tapferen"* österreichischen *„Kriegssoldaten"* zum Kampf für die Sache ihres Landes auf. Sein erklärter Hauptfeind ist hier Frankreich, – *„der Franzos thät schon einrucken in das schöne Österreich* –, der gallische Hahn *(„freche Hahnen")*, gegen das es sich zu wehren gelte, welches zum Teufel gejagt werden solle *„vor dem Teufel im Quartier"*. Der Autor ist sicher, daß Kaiserin Maria Theresia den Sieg davontragen werde, da ihre Sache im Gegensatz zu jener der französischen „Räuber" und „Plünderer" gerecht sei.

Beispiel 3
Hahnengeschrei 1742

Worte: Anoym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder (ges.u.hrsg.v.) Hans Ziegler, S. 271f., Nr. 62

1. Parbleu, wie ändert sich die Zeit!
Wer hätte das gemeinet?
Es regnet, hagelt, friert und schneit,
Statt daß mein Glücksstern scheinet
He foudre, quel malheur ici!
Kikiriki! Kikeriki!

2. O hätt ich mein Lebtag doch
Kein fremdes Huhn bestiegen,
So könnt' ich wenigstens doch noch
Den Weg nach Hause fliege
O misérable que je suis!
Kikiriki! Kikeriki!

3. Der Nachbar Görg schleicht um mich her,
Mit ziemlich hohen Beinen,
Er trägt die beiden Taschen schwer
Von aufgelesnen Steinen,
Und murmelt stets von Garantie –
Kikiriki! Kikeriki!

4. Der Nachbar Fritz, den ich beschützt,
Läßt mich in größten Nöten;
Ich glaub' er denkt, daß es ihm nützt,
Wenn man mich würde töten,
Le diable emporte sa fourberie!
Kikiriki! Kikeriki!

5. Und endlich kommt des *Stephans Frau*
Mit einem dicken Prügel;
Sie wirft und trifft mich sehr genau
Und lähmt mir meine Flügel;
Enfin je pleure, enfin, je crie –
Kikiriki!Kikeriki!

6. Ein Blitzmann stehet vorn am Haus,
Der weiß mich zu ertappen;
Er zieht sein langes Messer raus,
Und fängt mich an zu klappen.
Peste soit de cette chirurgie,
Kikiriki! Kikeriki!

7. Ein Stück vom Kamm ist nunmehr ab,
Und dieses wächst nicht wieder;
Der Schwanz, so mir mein Ansehn gab,
Senkt sich schon wirklich nieder.
A Dieu couillons, mes chers amis!
Kikiriki! Kikeriki!

8. Die deutschen Hühner stehn bereit,
Und gackeln mir zum Hohne;
Die Wälschen gleichsam voller Freud:
Chazzo che bel capone.
Et moi je fais mon dernier crie.
Kikiriki! Kikeriki!

Worterklärungen
Parbleu (frz.) = Aber klar / He foudre, quel malheur ici (frz.) = He Blitzschlag, was für ein Unglück hier; Potzblitz, / O misérable que je suis (frz.) = Oh wie elend bin ich dran / Le diable emporte sa fourberie (frz.) = Der Teufel nehme seine ?? / Enfin je pleure, enfin je crie (frz.) Schließlich weine ich, schließlich schreie ich / Peste soit de cette chirurgier (frz.) = Die Pest komme über diese Chirurgie / A Dieu couillons, mes chers amis (frz.) = Machen wir uns bei Gott lustig, meine lieben Freunde / Chazzo che bel capone (ital.) = Was für ein schöner Kapaun ist dieser Schwanz / Et moi je fais mon dernier crie (frz.) = Und ich, ich mache meinen letzten Schrei

Statt der erhofften militärischen Erfolge sahen sich die Franzosen bald einer äußerst mißlichen Lage ausgesetzt, d.h., der Gallische Hahn hatte wenig Erfolg darin, „ein fremdes Huhn zu besteigen". Mit dem *Nachbarn Görg* von Strophe 3 ist Georg II. von Hannover-England gemeint, der in diesem Konflikt auf Seiten Maria Theresias stand. Er war schon dabei, seine Taschen für den zukünftigen Konflikt zu füllen und besiegte die Franzosen ein Jahr später, 1743 bei Dettingen. Auch der andere Nachbar *Fritz*, gemeint ist natürlich Friedrich II. von Preußen, erfüllt die in ihn

gesetzten Hoffnungen bei weitem nicht. Der Liedautor unterstellt dem preußischen König dabei die Absicht, einer Schwächung oder gar militärischen Vernichtung Frankreichs wohlwollend gegenüberzustehen. *Stephan* ist natürlich der Gemahl Maria Theresias, Kaiser Franz Stephan, militärischer Widersacher der Franzosen in der anstehenden Auseinandersetzung.

Beispiel 4
Rückzug der Franzosen von Prag 1742

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder (ges.u.hrsg.v.) Hans Ziegler, S. 273f., Nr. 63

1. Franzosen, was lauft ihr so förchtig davon,
Und macht erst so große Paraden?
Man meint ihr bekommt vom Laufen ein Lohn,
Und seid zum Rennen geladen.
Ihr fahrt ja dahin
Durch dick und durch dünn;
Es heißt wohl noch gar, ihr thätet fliehn,
Bringt euer Ehr groß Schaden.

2. Euch gefallet nit wohl das Retirier,
Möchtet gern in Böhmen drin bleiben;
Bei die Weiberleut spielen groß Monsier,
Die Zeit mit Schlemmen vertreiben;
Die Leut noch mehr
Mit Schlägen dribbelier
Bis sie ihr Geld schaffen zentnerweis her,
Solch's könnt ihr sakrisch betreiben.

3. Ihr Teufelsgesellen, packt euch übern Rhein,
Das Spiel habt ihr verloren,
Maria Theresia herrschet hier ein,
Sie hat es schon geschworen:
Euch Räubersbrut
Schlagt sie aufs Blut,
Bis ihr um Gnad schön bitten thut,
Hundsfüttisch seid geschoren.

4. Vor Hunger und Frost, da seid ihr ganz schwach,
Die erst so dapfer gefressen,
Und auch aufs Reißaus itzt so jach,
Wo vor ihr so feste gesessen.
Bei Regen und Schnee
Da schreit ihr Auweh,
Und hüpfet und springt als wie die Flöh,
Meint daß die Husaren euch fressen.

5. Als wie ein Zigeuner, so schauet ihr aus,
Voll Läus und Schmutz und voll Lumpen,
Bei Fürth hat euch noch Radasti gelaust,
Bis euch der Kamm ganz gesunken.
Ach lauf drauf los,
Musje Franzos!
Vor Ängsten fahrt's noch hinten los,
Daß bis Paris gestunken.

Worterklärungen
förchtig = furchtsam, ängstlich / hundsfüttisch = hundsföttisch, wie ein Hundsfott / Retirier, das Retirieren = der Rückzug / dapfer = tapfer / Monsier, Monsieur (frz.) = Herr / jach = mit Schlägen dribbelier (traktieren) / Musje Franzos, Monsieur Franzos = Mein Herr Franzose

„Wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen" ist der Tenor des Liedes **„Rückzug der Franzosen vor Prag"** eines österreichischen Parteigängers,[118] das unmittelbar nach der kampflosen Aufgabe der böhmischen Hauptstadt entstanden sein dürfte. In diesem bösen Spottlied werden die „Verlierer", nachdem sie doch als Sieger zunächst herrisch aufgetreten seien und die Bevölkerung malträtiert hätten, der Angst vor den österreichischen Husaren geziehen, denen in der Tat die Verfolgung der Flüchtenden oblag. Letzteren sei vor Angst nicht nur das Herz in die Hose gefallen.

Beispiel 5

Bayrfürst und du ä, Frantzoß

Worte: Anonym vermutlich Linz (1743) / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Klier: Historische Lieder des 18. Jahrhunderts aus Österreich, S. 30, Nr. 6

1. Bayrfürst und du ä, Frantzoß,
Könts enck wohl kratzen in Kopf,
Habts gmaint, habts Böhmer-Land,
Aber es müßts fort mit Schand,
Zu Prag wards lenger gern blibn,
So hat enck der Hunger vertribn.

2. Der Frantzos, der ist dir ä Ma,
Hungä leyden ist er schon gwohnt,
Wann er kommt an ein Orth,
So geht er ehe nicht fort,
Biß ihn der Hungä vertreibt,
Er ist ja warlä nicht gscheid.

3. Z' Prag ists ihm auch ä so gschehn,
Z' Eger wird's wieder so wern,
Dann der Fürst Lobkowitz,
Ja Bruder, glaub mirs gwiß,
Hat schon umrungä die Stadt,
D' Frantzosen leyden größte Not.

4. Es wird nicht gar lang anstehn
D' Frantzosen, die werden dir bald gehen
Mit dem hungringä Bauch,
Wern Eger beurlaubn,
Wern dä quittirn das Böhm,
Weil mä von ihna nichts will hörn.

5. Vil tausend Frantzosen in Prag
Seynd dir erhungert, i sag,
Afft seynd's auf Eger fort,
Habnt gmaint, an selben Orth
Wern s' dä bekömmä Brod und Fleisch,
Aber es ist ä weit gfehlt.

6. Der General Fürst Lobkowitz
Zaigt ihnen den lären Spiß,
Laßt ihnä kain Vogl zu,
D'Frantzosen, liebä Bue,
Schreyen dir von Hunger so sehr,
Daß mäs auf zwo Stund weit hört.

7. Unsre Generaln und Officir
Können d' Frantzoßen kuriern,
D' Medicin ist nit gut,
Man laßt ihnä nichts z' Essen zu,
Stuck Kugel, Bommen, glaub mir,
Das ist des Frantzoßsen Cur.

8. Von Bayrfürsten habnts dä nechst gredt.
Er sollt sich gfangä haben gebn,
Ist's wahr oder dälogn,
Das kann i dir nicht sagn,
Man thut jetzt wohl öffta was redn.
Von Loign darf mä kai Maut niemals gebn.

9. Fiat, es bleibt schon dabey,
Ich wünsch all unsern Generaln
Gesundheit und langs Leben.
Dazu bräff Beut darneben,
Und allen Soldaten zugleich,
Daß sie kein Hunger thaint leydn.

Wie bereits mehrfach erwähnt, hatte Maria Theresia seit Beginn ihrer Regierungszeit um ihr Erbe zu kämpfen. Anfangs schien die Lage hoffnungslos: Friedrich II. von Preußen nutzte die Gelegenheit und überfiel Schlesien, Frankreich nahm seine alte habsburgerfeindliche Politik wieder auf, Erbansprüche erhoben die spanischen Bourbonen und der bayerische Kurfürst Karl Albrecht, der seine Bewerbung um die Kaiserkrone mit seiner Abstammung von Kaiser Ferdinand I. begründete.
1741 marschierte ein vereinigtes französisch-bayerisches Heer nach Böhmen und eroberte am 26.1.1741 Prag. Karl Albrecht konnte sich als König von Böhmen huldigen lassen und wurde am 12.2. des folgenden Jahres in Frankfurt als Karl VII. zum deutschen Kaiser gekrönt. Doch inzwischen hatte Maria Theresia zum Gegenstoß angesetzt; noch während der Krönungsfeierlichkeiten besetzten österreichische Truppen das bayerische Stammland des neuen Kaisers. Gegen Ende 1742 rückte ein österreichisches Korps unter dem Kommando des Fürsten Lobkowitz nach Prag vor, das noch von französischen Truppen besetzt war, ohne jedoch die Stadt einzuschließen und zu belagern. Der Kommandant der Besatzungsarmee Marschall Belleisle zog daraufhin mit 13.000 Soldaten von Prag ab und marschierte, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, in Richtung Eger. „Nachdem seine Nachhut am 18. December Abends bei Tuchlowitz einen Angriff der österreichischen Husaren glücklich abgewiesen hatte, marschierte Belleisle am 19. December nach Jechnitz, am darauffolgenden Tag nach Steben. Einen Tag später dirigierte er seine Reiterei über Karlsbad, seine übrigen Truppen auf der Route Luditz-Einsiedl-Königswart auf Eger, woselbst er am 27., nach äusserst anstrengendem Marsche über verschneite und vereiste Gebirgswege, mit dem größten Theil der

aus Prag geführten Armee einlangte. Hunger, Kälte und die Säbel der verfolgenden österreichischen Husaren hatten viele Opfer gefordert. Mehr als die Hälfte der Mannschaft war wegen erfrorener Gliedmaßen undienstbar, die ganze Bagage und 900 Mann waren in die Hände des verfolgenden Feindes gefallen.
FM. Fürst Lobkowitz hatte schon am 20. Dezember mit Chevert, dem Commandanten der noch in Prag verbliebenen französischen Besatzung wegen Uebergabe der Festung Unterhandlungen angeknüpft. Am 26. December kam ein Capitulations-Vertrag zu Stande. Der gesunden Mannschaft wurde freier Abzug mit kriegerischen Ehren nach Eger zugestanden; die Kranken und das Kriegsmaterial sollten in der Stadt zurückbleiben, Erstere als Kriegsgefangene gelten.
Am 28. December besetzten österreichische Truppen den Wischehrad, am 2. Januar 1743 marschierte Chevert mit 4000 Mann ab. In Prag blieben über 2000 Franzosen krank zurück.
Belleisle führte Anfang Januar die Reste seiner Armee von Eger nach Amberg und verlegte sie sodann in Cantonnierungen westlich der Vils. Chevert, der nur mit 2400 Mann Eger erreichte (der Rest desertierte) folgte Belleisle bald nach. Bis auf Eger war nunmehr ganz Böhmen vom Feinde frei".[119]
Bezeichnend ist, daß Kaiser Karl VII. im Lied nicht als Kaiser angesprochen wird, sondern als schlichter *„Bayrfürst":* natürlich war für den patriotischen österreichischen Liederdichter einzig und allein Maria Theresia die legitime Erbin das Kaiserthrones. Daß sich der Kaiser ergeben habe, ist natürlich, wie der anonyme Autor selbst vermutet, ein bloßes Gerücht. Die vorletzte Strophe spielt wohl auf die Besetzung Bayerns durch österreichische Truppen an, die wohl Mitte des Jahres 1743 durchgeführt wurde.
Die beiden Schlesischen Kriege gegen Friedrich verliefen dagegen weniger glücklich. Schweren Herzens mußte die österreichische Monarchin – sowohl 1742 als auch 1745 – auf die blühende Provinz Schlesien verzichten.

Beispiel 6
Schlacht bei Hohenfriedberg (4.6.1745)

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder (ges.u.hrsg.v.) Hans Ziegler, S. 274, Nr. 64

Matz Pump von Dresden
Ist hier gewesen,
Und muß mit Schande
Aus unserm Lande
Voll Angst entfliehen.
Fragt man die Ursach,
So ist ein Freitag,
Der ihn zum Frühstück
Nahm allgeschwinde;
Und ließ ihn ziehn,
Nach vielem Prügeln
Durch Berg und Hügeln,
Durch Berg und Hecken,
In Furcht und Schrecken.
Vor einigen Wochen
Habt ihr gesprochen
Wie ihr wollt schmeißen
Die armen Preußen,
Ohn alle Gnad;
Nun es kommt zum Werke,
Besteht die Stärke
In wackeren Rennen,
Und kurz zu nennen:
In Gasconad.
Solch grausam Prahlen
Muß man bezahlen
Mit barem Gelde
Auf Friedrichsfelde.

Dort in fünf Stunden
Habt ihr empfunden
Wie Friedrichs Waffen
Die Feinde strafen
Mit billiger Hand.
Wie ihr's begehret,
Wird euch gewähret;
Nehmt hin die Schläge,
Und sucht die Wege
Nach eurem Land.
Falsche Nachbaren,
Ihr habt erfahren,
Wie wir begegenen
Denen Verwegenen.
Ihr armen Teufel
Habt sonder Zweifel
Zu früh vernommen,
Wie euch bekommen
Der schles'sche Schmaus.
Nun ihr geschlagen,
Wird man euch jagen.
Das End vom Liede
Heißt: Macht ihr Friede
Und geht nach Haus;
Sonst möchte' es heißen:
Die Herren Preußen
Sind frömde Gäste
In Brühl's Paläste.

Am 4. Juni 1745 schlug Friedrich, nach den Sachsen, welche die Vorhut gebildet hatten, die Österreicher unter Prinz Karl von Lothringen bei Hohenfriedberg und zwang sie nach bedeutenden Verlusten – siehe hierzu S. 66 – zum Rückzug. **„Die Schlacht bei Hohenfriedberg"** hat die Vorhutgefechte mit den sächsischen Truppen zum Thema.

Beispiel 7

Schlacht bei Kesselsdorf (15.12.1745)

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten und Kriegslieder (ges.u.hrsg.v.) Hans Ziegler, S. 275, Nr. 65

1. Mars ruft mit der Kriegsposaune
Wiederum ins Schlachtenfeld,
Wo mit Stücken und Kartaunen
Sich der Feind entgegenstellt.
Ja bei Hohenfriedberg blutig
Und bei Sorr in Böhmerland
Hat er sich bezeuget gütig
Friedrichen Sieg zugewandt.

2. Und bei Kesseldorf jetzunder
Hat er erst mit Donnerstimm
Angestiftet große Wunder
Und gewütet arg und schlimm.
Denn der alt Schwerenöter dorten
Hat so tapfer kommandiert,
Daß zu sagen nicht mit Worten,
Wie er hat die Tat vollführt.

3. Prächtig hat victorisiret
Dieser Held im Waffentanz,
Und sein Löwenhaupt gezieret
Mit eim neuen Lorbeerkranz.
Friedrich selbst voller Freuden,
Als die Schlacht itzt war vollbracht,
Thät ihm gleich entgegenschreiten,
Hat ihm sein Compliment gemacht.

4. Vivat hoch, der edle Degen,
Dem die Siegessonne scheint,
Der mit Jovis Donnerschlägen
Hat gestürzt den starken Feind!
An das Kesselsdorf gedenken
Wird hinfüro mancher Mann,
Ob es ihn mag freun oder kränken,
Was der Held alldort gethan.

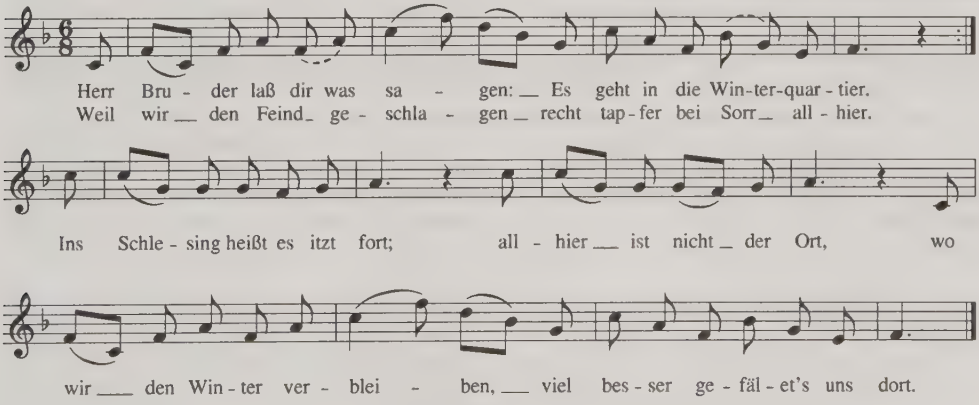
Enthusiastisch feiert unser anonymer Liedautor, offensichtlich klassisch vorgebildet, den Beistand des römischen Kriegsgottes Mars, der am 15. Dezember 1745 bei Kesselsdorf den preußischen Truppen gegen den zahlenmäßig in etwa gleich starken österreichischen Feind beigestanden habe. Auch Jovis, d.h. Jupiters Donnerschläge hätten mit zum „Sturz des starken Feindes" beigetragen. Unter Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer", wie er später im Volksmund hieß, – hier „der alt Schwerenöter" – wurde das österreichische Heer vollständig geschlagen. Die Folge dieses Sieges, den auch der oberste preußische Kriegsheer Friedrich gebührend zu feiern wußte, war der Dresdener Friede vom 25. Dezember 1745. Erwähnung findet in Strophe 1 außerdem die Schlacht bei Soor (im Lied „Sorr") am 30.9.1745, in welcher sich die Preußen gegenüber einer mehr als doppelt so großen Übermacht ebenfalls siegreich behaupten konnten.

Beispiel 8

Rückmarsch nach Schlesien

1745

Text: Anonym
Melodie: Was helfen mir tausend Dukaten



aus: Ditfurth: Die historischen Volkslieder vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges, S. 342f.

1. Herr Bruder, laß dir was sagen:
Es geht in die Winterquartier,
Weil wir haben den Feind geschlagen
Recht tapfer bei Sorr hallhier.
In's Schlesing heißt es itzt fort;
Allhier ist nicht der Ort,
Wo wir den Winter verbleiben,
Viel besser gefället's uns dort.

2. In Böhmen seynd die Leute so schmutzig,
Ihr Fressen vor die Schweine zu schlecht;
Viele Juden und Diebe nichtsnutzig
Betrügen und stehlen auch recht,
Hat man sich tapfer gerührt
Und wird wo einquartiert.
So will man sich doch was erlaben,
Heiß aber: in's Schmutzloch spaziert.

3. Wir haben zwar prächtig gesieget,
Viel Ehren und Ruhm darvon,
Den Feind in sein Land bekrieget,
Das ist uns ein schöner Lohn.
Hergegen eine gute Verpfleg
Ist nöthig dabei alleweg,
Wobei man sich kann verlustieren,
Vor Noth und böse Täg.

4. In's Schlesing gefället's uns besser,
Seynd reinlich und brav alle Leut;
Da kriegt man auch was vor das Messer,
Und leid't doch kein Durst auch darbei.
Drum Brüder, seyd lustig, frisch auf!
In's Schlesing geht unser Lauf;
Ihr Böhmerleut bleibet dahinten,
Kehrt all' euren Schmutz auf ein Hauf!

Das Rückmarschlied ist offensichtlich Anfang Oktober 1745 entstanden und gibt Einblick in den Kriegsverlauf des Zweiten Schlesischen Krieges, in Probleme der Truppenverpflegung im feindlichen Land – was auch bereits in den Liedern Nr. 4 bis 6 (S. 72ff. der vorliegenden Arbeit) thematisiert wurde, und in rassistische Vorurteile gegenüber den Feindvölkern.
Nach der für Preußen siegreichen Schlacht bei Soor in Böhmen am 30. September 1745 ging Friedrich mit seinem Heer über Trautenau nach Schlesien zurück. Trotz beachtlicher Anfangserfolge der Österreicher unter Karl von Lothringen war die Schlacht am 30.9.1745 von den preußischen Truppen siegreich beendet worden, die gleichwohl keinen größeren militärischen oder politischen Nutzen daraus zu ziehen vermochten. In Schlesien nahmen Friedrichs Truppen wie schon im Vorjahr Ende 1744 Winterquartier. Am 19. Oktober langte das Heer in Schlesien an, der König begab sich von dort nach Berlin.
Die Freude der Soldaten ob dieser willkommenen Ruhepause ist mehr als verständlich: zwei Sommer hatte das Heer in wenig glücklichen Umständen in Böhmen verbracht. Kugler erzählt: „Friedrich befand sich in einem Land, welches nur geringe Mittel zur Ernährung seiner Truppen und zur Fortschaffung der Magazine bot. Den Bauern war von seiten der österreichischen Regierung befohlen worden, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihre Getreidevorräte zu vergraben und in die Waldungen zu flüchten. So erblickte die Armee auf ihren Wegen überall nur Wüsteneien und leere Dörfer; niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf ins Lager. Der Adel, die Geistlichen und die Bauern waren treue Anhänger des Hauses Österreich; religiöse Ansichten gaben ihnen einen unüberwindlichen Haß gegen die ‚ketzerischen' Preußen. Endlich wurde die preußische Armee durch ein großes Husarenkorps umschwärmt (...)".[120] Die habsburgtreuen Böhmen betrieben damals eine Art der verbrannten Erde, woran auch die preußischen Siege bei Hohenfriedberg und Soor nicht viel ändern konnten. Kein Wunder, daß die Soldaten übel auf die Einheimischen zu sprechen waren. Schlesien dagegen, seit 1740 in preußischer Hand und von der Regierung besonders gefördert – schließlich galt es die alte österreichische Untertanentreue durch die neue preußische zu ersetzen –, war auf die Einquartierung von Truppen gut vorbereitet und ausgerüstet. Die Soldaten kannten die Verhältnisse ja schon vom letzten Winter her. Es ist noch nachzutragen, daß die Freude der Soldaten auf ein bequemes und ruhiges Winterquartier sich bald als verfrüht herausstellen sollten. Schon am 15. November war Friedrich wieder bei der schlesischen Armee, als erneute Truppenbewegungen der Sachsen und Österreicher bekanntgeworden waren. Der König führte die Truppen nach einem kurzen Gefecht in der Lausitz wieder ins sächsische Feld nach Meißen, während der „alte Dessauer", Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, in einer der seltenen Winterschlachten die sächsische Armee bei Kesselsdorf am 15. Dezember 1745 entscheidend schlug (Siehe hierzu auch Lied Nr. 7).

Beispiel 9

Auweh, das ist halt ein Leben

Worte: Anonym, vermutlich Linz (ca. 1760) / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Klier, Historische Lieder des 18. Jahrhunderts aus Österreich, S. 30, Nr. VI

1. Auweh, das ist halt ein Lebn,
   Daß die Herrn kein Fried können gebn,
   Ist einer geschert und plagt
   Ja alle liebe Tag
   Mit dem Fürspann und Futter hergebn,
   Wie haben nicht die Bauern ein elendes Lebn.

2. Ich weiß nicht, was das bedeut,
   Daß d' Herren das Kriegen so gfreut,
   Ein jeder will gelten mehr,
   Ein jeder will sein ein Herr,
   Ein jeder will Herr sein im Land,
   Das Ding geht einmal nicht an.

3. Bist vom Fürspannen quittirt,
   So hast d' Soldaten im Quartier,
   Da heissts: hollä Bauer,
   Gib her, was hast im Haus,
   Oder, beym Mostfigrament,
   Ich mach dir dein Stuben schier z' eng!

4. Kein Wasser-Suppen, kein Kraut
   Därfst ihm nicht fürtragn, wär aus
   Schwein-Fleisch und weiß Brad,
   Bier gnue, daß haben satt;
   Das reist dir in Beutel, mein Bue,
   Der Soldat, der lacht ihm noch gnue.

5. Muß der Soldat wieder marschieren,
   Da heists: Bauer, du must mir spendieren,
   Spendier, du Lumpel-Hund,
   Oder ich bring dich um;
   Da hilft kein Bitt und kein Wahln,
   Du must den Soldaten noch zahln.

6. Wann das Ding länger noch daurt,
   So mag ich halt bleiben kein Bauer.
   Gib ein Soldaten geschwind,
   Laß sitzen Weib und Kind.
   Wann mich die Höppin schön bitt,
   So nihm ichs halt dennä a mit.

7. Weiberl, wärst mir nicht so lieb,
   Ich gieng dir wärlä in Krieg
   Auweh, du Lumpel-Hund,
   Du gfreust mi alle Stund,
   Wann nur der Krieg nihmt ein End,
   So wär ich schon wieder content.

Worterklärungen
Fürspann = Spanndienst, gehörte neben dem Handdienst zu den Frondiensten der hörigen Bauern / Quittiert sein = frei sein / Mostfigrament = „Fluch, in dem abgebogen Sakrament steckt" (Klier, S. 41) / wahln = sich winden Höppin = „verächtliche Benennung einer Weibsperson" (Schmeller, I, 1140) / content = glücklich, zufrieden

Die Klage eines Bauern über das Schicksal der leibeigenen Bauern und über die durch durchziehende Truppen vermehrte Drangsal. Klier teilt noch eine motivgleiche Strophe eines Liedes mit dem Titel „Der geplagte Bauer" mit:

Bald kriegn ma Soldaten ins Quartier
Dö fetzent mit Sabln und Stöcka,
Und willst nit vor Prügln varöcka,
So haißts halt: Dam auf und spendier!
In aller Früh fressen dö Dinga
Du kannst ieh nit z' essn gnug bringa,
Z' letzt scheltns gut heydisch: Cujon!
Gib Geld her, bey Gott is Pardon.

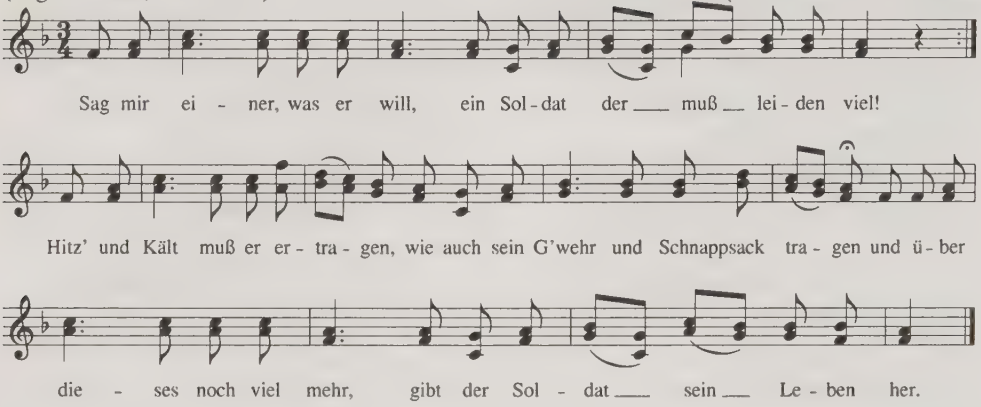
Worterklärungen
Cujon (frz.) = Hundesohn / Pardon (frz.) = Verzeihung, Vergebung

Klier verweist in diesem Zusammenhang auf einen „Bericht des Pflegers vom Stift Herzogenburg, betreffend dem Überfall den Überfall des Dorfes Gedersdorf im Dezember 1741 durch Husaren und Kroaten, wobei Einwohner getötet und verwundet, Pferde und Rindvieh weggeführt, Häuser geplündert und in Brand gesteckt wurden".[121] Daß aber die Soldaten im allgemeinen auch nicht gerade „auf Rosen gebettet" waren, sondern ihr Alltag eine Kette von Plackerei, Mühsal und Verachtung darstellte, dokumentiert das folgende Lied:

Beispiel 10

Ein Soldat muß leiden viel
(Sag mir einer, was er will)

Text: Anonym
Melodie: Komponist unbekannt



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters (Bd. 1)

1. Sag mir einer, was er will,
   Ein Soldat muß leiden viel!
   Hitz' und Kält' muß er ertragen.
   Wie auch sein G'wehr und Schnappsack tragen;
   Und über dieses noch viel mehr,
   Gibt der Soldat sein Leben her.

2. Kommt man ins Bauernquartier hinein,
   Da wird schon alles verschlossen sein,
   Sie wollen uns ja gar nichts geben,
   Als könnten wir vom Winde leben,
   Da heißt es gleich: geschwind und lauf! stehn,
   Für unser Geld müssen warten auf.

3. Macht uns die Tochter ein freundlich G'sicht,
   So heißt's: „Trau keinem Soldaten nicht"!
   Da heißt es gleich: „Was tust du dnken?
   Willst dich an ein Soldaten henken"?
   Als wenn man's gar nicht würdig wär'
   Ein solches Mädchen anzusehn.

4. Zu fruh, zu fruh, wann der Tag anbricht,
   Der Herr Korporal ins Zimmer tritt.
   „Steht auf, steht auf, tut euch rasieren,
   Und auf das Best', wie's euch gebühret,
   Und zieht euch hübsch und sauber an,
   So kommt vielleicht der Herr Hauptmann",

5. Zu fruh, zu fruh, wann die Sonn' aufgeht,
   Müss'n wir schon auf'n Exerzierplatz
   Da heißt's bald dies, bald jenes putzen,
   Da darf man sich kein Wort nicht trutzen;
   Und trutzt man nur ein einzig Wort,
   So heißt's: „Marsch, auf die Stockwach fort"!

6. Und wenn der Geldtag kommt herbei,
   Da hört man gleich ein groß Geschrei.
   Denn kaum hat man das Geld empfangen,
   Da kommt die Wäsch'rin schon gegangen
   Der Wirt, der tritt ins Zimmer ‚nein:
   „Mein Herr, ich will bezahlet sein"!

7. Die Menaschkost ist ziemlich schlecht,
   Weil man vier Kreuzer dazu legt.
   Da gibt es Supp'n, wenig Brocken,
   Ein wenig Fleisch und ziemlich Knochen,
   Und auf den Abend leid't man Durst:
   Das ist die ganze Menaschkost.

8. Das Tractement ist ziemlich klein,
   Die Hemder, die sein ziemlich lodder,
   Das Tuch am Rock ist auch nicht fein;
   Die Hosen ham kein Unterfutter;
   Die Strümpf'und Schuh'sind auch nichts nutz;
   Das Haar am Kopf ist abgestutzt.

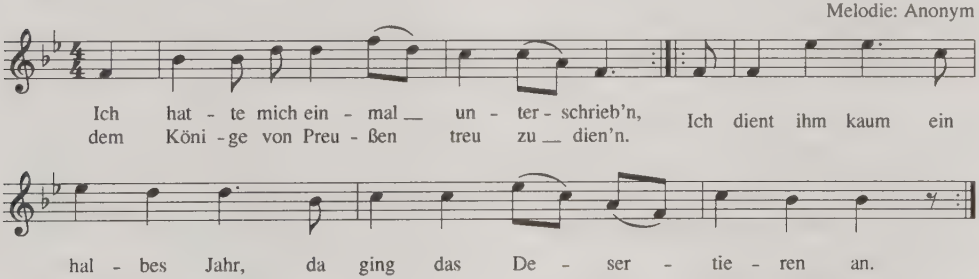
9. Den Feind den seh' ich aufmarschier'n
   Und die Soldaten avancieren.
   Mein Kamerad ist jetzt erschossen,
   Und ich soll jetzt mein Leben lassen,
   Und meinen Geist soll ich aufgeb'n –
   Da hol' der Teufel 's Soldatenleb'n!

Die Angehörigen der Söldnerheere hatten ein denkbar schlechtes soziales Ansehen. Sie waren von der übrigen Bevölkerung isoliert, wegen ihrer Grobheit gefürchtet und verachtet (vgl. Einleitung S. 50f.). Ein Soldat kam für ein halbwegs anständiges Mädchen nicht als Freund in Betracht. Laukhard berichtet:
„In Rücksicht der Liebschaften ahmen unsere Soldaten den Jenischen Studenten nach. Denn gleich wie diese fast alle ihre Scharmanten haben, so haben unsere Leute, die Ledigen, auch fast alle ihre Liebchen. Was das aber auch immer für welche sind, läßt sich leicht denken. Herr von Müffling moralisierte einst über diese Kreaturen und schloß seine Rede mit den Worten: ‚So geht's aber! Wenn die Beester das halbe Land ausgehurt haben, dünken sie sich noch für einen Soldaten gut genug und mehr als zu gut zu sein. Einen Achtgroschenmann denken sie, kriegen wir noch immer!' Dieses Urteil, welches sich auf Erfahrung gründet, ist sehr wahr. Die Mädchen, welche von den Soldaten karessiert werden, sind größtenteils aus der niedrigsten Klasse und von der schlechtesten Lebensart (...)".[122]
Und Bräkers Erzählung bestätigt die Klage über das schlechte Essen und den geringen Sold:
„Hierauf ging ich in eine Garküche und ließ mir ein Mittagessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußte ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt ich vier Tage wirtschaften, und sie reichten doch bloß für zwei hin. Bei dieser Überrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentieren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: ‚Es wird dich schon lehren. (...) Und dann der Menage wegen nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis fünfe miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirnen und kochen selbst. Des Morgens um e'n Dreier Fusel und e'n Stück Kommißbrot. Mittags holen sie in der Garküche um e'n andern Dreier Suppe und nehmen wieder e'n Stück Kommißbrot. Des abends um zwei Pfennig Konvent oder Dünnbier und abermals Kommiß'. ‚Aber das ist, beim Strehl, ein verdammtes Leben', versetzt' ich, und er: ‚Ja! So kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn es braucht noch viel andre Ware: Kreide, Puder, Schuhwachs, Öl, Schmiergel, Seife und was der hundert Siebensachen mehr sind'. Ich: ‚Und das muß einer alles von den sechs Groschen bezahlen'? Er: ‚Ja! und noch viel mehr, wie zum Beispiel den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn Er solche Dinge nicht selber kann'."[123]
Viele Soldaten, vor allem landfremde, die durch die Werber zum Kriegsdienst gepreßt worden waren, aber auch zahlreiche zwangsrekrutierte Landeskinder, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um desertieren zu können. Friedrich II. schrieb in seiner Instruktion für Generale:
„Unsere Regimenter bestehen halb aus Landeskindern und halb aus Ausländern (...), diese letzteren (...) versuchen bei der ersten Gelegenheit wieder wegzulaufen. Deshalb ist es besonders wichtig: Daß man vermeidet, nahe an einem Wald zu lagern (...) Daß man bei Nacht nicht marschiert (...) Daß wenn man zum Rückzug genötigt ist, man dies den Truppen verbirgt".[124]

Beispiel 11

Und morgen lauf ich wieder fort

Text: Anonym, Ende des 18. Jhds
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I S. 468ff

1. Ich hatte mich einmal unterschrieb'n,
   Dem König von Preußen treu zu dien'n;
   Ich dient' ihm kaum ein halbes Jahr,
   Da ging das Desertieren an.

2. Und wie ich hinter die Stadt 'naus kam,
   Begegnete mir ein Bauersmann,
   Der sprach: „Mein Freund, wo kommt er her?
   Er ist fürwahr ein Deserteur".

3. Ich aber resolvierte mich
   Und sprach: „Mein Freund, glaub' er sicherlich,
   Ich bin von Berlin ausmarschiert
   Und hab den rechten Weg verliert".

4. Er führte mich vor des Scholzen Haus,
   Da kamen drei hübsche Burschen 'raus,
   Die banden mich an Bein und Arm
   Kreuzweise, daß es Gott erbarm'!

5. Sie führten mich vor den Offizier,
Der sprach: „Mein Freund, wen bringet ihr“?
Der sprach: „Mein Freund, wen bringt ihr hier“?
Wir bringen einen preuß'schen Deserteur.

6. Man führte mich vor den General,
Da bat ich um das einzige Mal.
Der sprach: „Bist du getreu?
Mußt zweimal laufen, bist wieder frei“.

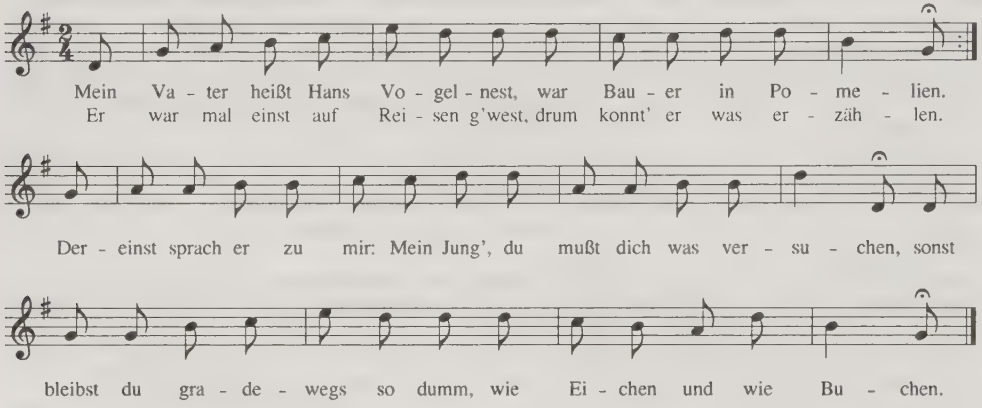
7. Und als ich hinter die Stadt'naus kam,
Schaut ich mir die armen Preußen an;
Zweihundert Mann mit frischem Mut,
Die hieben mich bis auf das Blut.

8. Und als ich in die Stadt'nein kam,
Schaut' ich mir meinen Buckel an:
Gerechter Gott, bist du mir gut,
So lauf' ich morgen wieder fort.[125]

Beispiel 12[126]

Und machten mich zum Soldaten

Text: Anonym, vor 1800
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Bd. I, S 148ff, Nr. 148

1. Mein Vater heißt Hans Vogelnest,
War Bauer in Pomellen.
Er war mal einst auf Reisen g'west,
Drum konnt er was erzählen.
Dereinst sprach er zu mir: „Mein Jung',
Du mußt dich was versuchen,
Sonst bleibst du gradewegs so dumm,
Wie Eichen und wie Buchen“.

2. Das ließ ich mir denn auch wohl nicht
Vom Vater zweimal sagen,
Beim Dreschen hielt ich eh nicht mit,
Wie auch an Pflug und Wagen.
Drum schnürt ich mir mein Bündelchen
Und fing an zu marschieren.
An einem Tag bis zu der Stadt,
Da hört ich Kommandieren.

3. Was denkt ihr wohl, wer das nun war?
Ihr braucht nicht lang zu raten;
Das war ein Unteroffizier,
Besah mir Kopf und Waden.
Da waren auch so zwanzig Mann,
Die kriegten mich zu packen;
Sie zogen mir 'n bunt's Röcklein an
Und machten mich zum Solaten!

4. Faßt ich's Gewehr nicht richtig an,
So gab's mehr Schläg' als Essen drein;
Ich mußt', nachdem ich exerziert
Zu den Franzosen an den Rhein.
Die konnten keinen Spaß verstehn,
Begannen gleich zu schießen -
Und eh ich es mich recht versah
Hatt' ich ein' Schuß in' Füßen.

5. Sie schleppten mich ins Lazarett,
Um mich dort zu kurieren.
Da war kein Stroh, da war kein Bett,
Da mußte ich recht frieren;
Da gab es nichts als Haferschleim,
Ich krieg't nicht mal zu triken -
Doch kriegten sie den Fuß nicht heil,
Ich muß nun immer hinken.

6. Da dacht' ich denn in meinem Sinn:
‚Geht ihr doch all an' Galgen!
Was hätt' ich denn da fürn Gewinn,
Mit euch mich rumzubalgen.'
Und als ich es mir noch einmal
So recht besah bei Lichte,
Ging ich nach Hause, nahm mir ein Weib,
Zuend' ist die Geschichte.

Worterklärungen
Pomellen = Dorf im Kreis Randow, südwestlich von Stettin in Pommern

Die Zustände im Lazarett (vgl. Str. 5) sind eher untertrieben. Friedrich Christian Laukhard (1758-1822), der mehrere Lazarette besucht hat, berichtet:
„Ich hörte, daß mein Freund, der Unteroffizier Koggel, zu Longwy im Lazarett krank läge. Ich wollte ihn also besuchen und ging hin und hinein, ohne von der Schildwache angehalten oder auch nur über etwas befragt zu werden. Dieses ließ mich gleich anfangs nicht viel Ordnung im Lazarette selbst erwarten. Aber wie entsetzte ich mich, als ich gleich beim Eingange alles von Exkrementen blank sah und nicht einmal ein Fleckchen finden konnte, um unbesudelt hinzutreten. Der gemeine Abtritt reichte für so viele ruhrhafte Kranke unmöglich zu, auch fehlte es den meisten an Kräften, ihn zu erreichen, und Nachtstühle sah ich beinahe gar nicht. Die Unglücklichen schlichen also nur bis vor die Stube und machten dann alles hin, wo und wie sie konnten. Es ist abscheulich, daß ich sagen muß, daß ich sogar tote Körper in diesem Unflate liegen sah. (...) Das Lager der Kranken war dem vorigen ganz angemessen: die meisten lagen auf dem blanken Stroh, wenige auf Strohsäcken, und viele lagen gar auf dem harten Boden. An Decken und andere zur Reinlichkeit dienliche Dinge war vollends nicht zu denken. Die armen Leute mußten sich mit ihren elenden kurzen Lumpen zudecken, und da diese ganz voll Ungeziefer waren, so wurden sie von diesem beinahe lebendig gefressen. Ich stund da und wußte nicht, was ich vor Mitleid und Ärger sagen sollte. Ich fragte endlich nach der Krankenpflege, erfuhr aber, daß hier außer einem bissel Kommißbrot nichts vorfalle. An Arznei fehlte es beinahe ganz! (...) Ich beschloß (...), mehrere Feldlazarette zu untersuchen, um ein richtiges Urteil darüber fällen zu können. Ich tat dies schon in Trier, aber da sah ich noch mehr Greuel. Die Lazarette waren ebenso schmutzig, die Pflege ebenso elend und die Lagerstätten ebenso abscheulich als in Longwy. Außerdem mußten noch vom 30. bis zum 31. Oktober mehr als 280 Kranke in Trier unter freiem Himmel auf der Gasse liegenbleiben; in die Hospitäler war für sie kein Platz mehr, und niemand wollte sie in die Häuser aufnehmen, weil es allgemein hieß, die Preußen hätten die Pest. Es krepierten, ja, es krepierten diese Nacht mehr als 30 auf der Gasse. Seht, Menschen, soviel gelten euresgleichen im Kriege!
Die anderen Lazarette, die ich weiter sah, waren alle von dieser Art".[127] Sarkastisch kommentiert Kuczynski: „So rundet sich das Bild des niedergehenden Feudalismus im Alltag mit verwundeten Soldaten, die im Gestank der eigenen Exkremente oder auf der Gasse liegend sterben".[128]

Beispiel 13
Menschä, was soll das mehr seyn

Worte: Anonym, vermutlich Linz 1743 / Melodie: Nicht überliefert
Quelle: Klier, S. 32 Nr. IX

1. Menschä, was soll das mehr seyn,
   Die Sach thut mi wohl nit gfreun,
   Daß die Kerln seynd verschlagen,
   Gebn Soldaten, thains halt wagen,
   Gehen so vil in den Krieg,
   Und wir müssen bleiben hier.

2. Wie vil Kerln waiß i schon,
   Daß ichs maist all nennen kan,
   Die da habnt Soldaten geben,
   Seyn verwegen, wagnt ihr Leben,
   Und vil Buem, glaubt meine Wort
   Nihmt mit Gewalt die Herrschaft fort.

3. Merck nur auf, mein liebe Lena,
   I will dir gar vil hernennä:
   Steltznedtä sein Tobiesl,
   Der Zachriesl, der lange Hiesl,
   Lautä bräff tolli Buem,
   Habns dä jetzt schon gnommä fort.

4. S' Müllnä Bärtl ist ä däbey,
   Und des Lackä-Baurn sein Veit,
   Und s' Colbergä Simändl,
   Der Geigä Fräntzl, der dick Hänsl,
   Wer waiß, kommt sein Lebtä mehr,
   Ainä von den Buemen her.

5. S' Grumpen Schustä sei Lorentz,
   Mensch, den hast ja ä gut kennt,
   Den habns des nächsten ä schon gfangä,
   Und s' Jägä Tomä, ach, was Jammä,
   Hats ä Dienä in Kottä gesteckt,
   Ja, Mensch, das Ding hat mi gschröckt.

6. Menschä, was fangä mir an,
   Wann die Buem gehen all dävon,
   Zimmt mi, offt muß mi värennä,
   Thu offt flenä, gelt, mei Lenä,
   I glaub, daß d ä sehr kränckt,
   Wannst auf dein Hießl ä denkckst.

7. S' Stricker Everl, die arme Haut,
   Waint ihr schier von Kopf die Augn,
   S' Botten Sändl thut si klagn,
   Thu's nur fragen, wird dirs sagn,
   Weiß nicht, was solt stellen an,
   Weil ihr Kerl ist dävon.

8. S' Schneider Miedl ist gar ä Narr,
   Räfft ihr aus ganz Zottn Haar,
   Hat si dä nächst schon wolln aufhenckä,
   Was thuts denckä, um ihrn Micheln,
   was wär das,
   Ist nichts an ihm als die große Naß.

9. Menschä, last enck seyn nicht bang,
Buemä gibt's no gnue im Land,
Aba ains thue i enck rathen,
Thue enck sagen, thuts nit fragen:
Wann ainä kimt, so sagts geschwind ja,
Sonst ist grad ein andere da.

10. Wie vil Heyrath hätt i scho g'habt,
Und bin gwest ä solcherer Lapp,
Ho gmaint, wird ä schönerer kömmä,
Wird mi nemmä, jetzt lassens mi rennä;
Menschä, so folgts meinen Rath:
Wann ainä kommt, so sagts gschwind ja.

Worterklärungen
Menschä, Menscher = Mädchen / Dienä, Diener = Herrschaftsbüttel (Unger-Khull: Steirischer Wortschatz, S. 153) Kotter = Gefängnis (Schmeller: Bayerisches Wörterbuch I Sp. 1312) / flenä, flennen = weinen / Zottn = (Haar-) Büschel, Strähne / Lapp = törichter Mensch

Die Rekrutierung zum österreichischen Erbfolgekrieg wird hier aus der Perspektive junger, heiratsfähiger Mädchen geschildert. Die Burschen werden zum Kriegsdienst geholt, die Männer werden rar, die Mädchen spüren empfindlich den Männermangel. Ein Mädchen spricht zu ihren Geschlechtsgenossinnen („Menschä") allgemein und zu einer „Lenä" im besonderen; die bereits Rekrutierten werden namentlich aufgezählt, ebenso erfährt man die Namen trauriger Mädchen, denen der Krieg die Freunde genommen hat. Die letzten beiden Strophen halten einen Trost und eine Mahnung bereit: Noch gibt es viele Burschen im Land; nur darf man jetzt nicht mehr wählerisch sein („wann ainä kommt, so sagts gschwind ja").

Beispiel 14
Menscher, was stelln wir an

Worte: Anonym, vermutlich Linz oder Steyr vor 1745 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Klier, S. 38f. Nr. XVII

1. Menscher, was stelln wir an,
Sagts mirs doch recht.
S' Buem fangä hat kein End,
Das Ding ist schlecht.
Wird ma recht Angst und Bang,
Möchte ainer ja wain,
Menschä, gebts her än Rath,
Was ma den thain.

2. Mei liebe Eva
I kann dir leicht glauben,
Du hast gwiß zimlä gwaint,
Hat rote Augn,
Kan dirs niemt für übl haben,
Ist wol ä Plag, Haben no gut wartn
Wans än Buem wegnemä,
Den mä gern hat.

3. S' Bethstaffel Regerl,
Die hät nächst ä Glück,
Hat just den Hund,
Und den Caspä dablickt,
Wolt ihren Hänßl holn,
S' Mensch ist so bhend,
Steckt ihn ins Budäfaß,
Find ihn kein Mensch.

4. Wie er zurück ist kemä
Vom Budäfaß,
Ist er Dragonä worn,
Ist gleich eben das,
Nach drei Jahr kimt er schon,
Das wär ä Freud.
Wann er sein Kopf noch hat,
Wird sie sein Weib.

5. D' Menschä, die jung seynd,
Und saubä ä gar,
Haben no gut wartn
Än etlich Jahr.
Aber än alte Waar
Läßt mä halt stehn,
Mei Fränzl ist jetzt hin,
Wie wird's mir gehen.

6. Wolt eine etwaan
Ein Wittiber haben,
Leicht kriegt mä ä kain,
Habs scho däfahrn,
Geld und Gut solt mä haben,
Und ä guths Beth,
Wann er ä nix hat,
sonst nihmt mä än nit.

7. Menschä, was raths dann ös,
Was woll mä thain,
Ich wird auf Wienn raisen,
Trau mir allein,
Geh für die Königin,
Ist ä gute Frau,
Läßt mich halt ansagn,
Ich han bekannt Leuth.

8. Wolts ä Post mit schickä,
So sagt mäs heut,
I und der Holzlegä
Bärtl seynd Freund,
Er sagts der Königin,
Gilt alls bey ihr,
Wanns nit beym Essen ist,
Last ihn gleich für.

9. Wann halt dä Vöttä kimt,
Wirts gleich haissen,
Ich solt nur fort,
In mein Haimät raisen,
D' Königin hat mä
Mein Fräntzel verehrt,
Denn ins Feld taugt er nit,
Weil er nit hört.

10. Everl, viel tausend Glück,
Leb fein vägnigt,
Weilst jetzt dein törischen
Fräntzl hast kriegt:
Wir seynd nit so verzagt,
Warten mit Ruh,
Bis der Krieg hat ein End,
So gibt's Buem gnue.

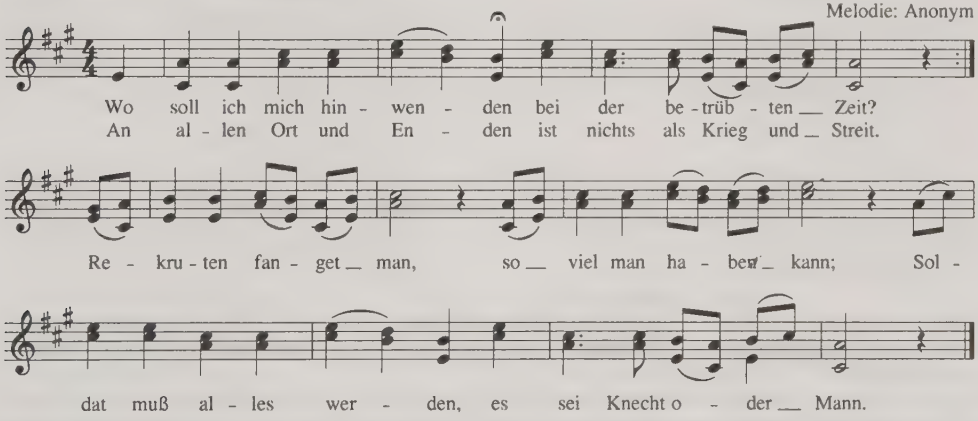
Worterklärungen
sauba = hübsch / Wittiber = Witwer / törisch = schwerhörig

Wir finden hier das gleiche Motiv wie im vorhergehenden Lied: die Mädchenklage über das Rekrutenfangen. „Eva zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges im Kreise ihrer Freundinnen. Der Werbung wird durch Rekrutenfang nachgeholfen. Auch die Eva hat ihren schwerhörigen Franzl eingebüßt; aber sie weiß sich zu helfen, ihr Verwandter, der Holzleger-Bartl, ist in Wien in der Hofburg bedienstet. Ihn wird sie aufsuchen, er wird bei der Königin (= Maria Theresia) vorsprechen und die Freigabe erlangen. Die Holzleger gehörten zu der untersten Gruppe der Hofbediensteten; sie hatten die Holzscheiter aus einem abgelegenen Hof der Burg auf die Gänge zu den entsprechenden Ofentüren zu tragen. Hierzu bedienten sie sich eigentümlicher Traggestelle, die jeweils drei Scheiter faßten".[129]

Beispiel 15[130]

Mit List hat man mich gefangen

Text: Anonym, 2. Hälfte 18. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Bd. I, S.334ff

1. Wo soll ich mich hinwenden,
Bei der betrübten Zeit?
An allen Orten und Enden
Ist nichts als Krieg und Streit.
Rekruten fanget man,
So viel man haben kann;
Soldat muß alles werden,
Es sei Knecht oder Mann.

2. Mit List hat man mich g'fangen
Als ich im Bette schlief
Da kam der Hauptmann gegangen,
Ganz leise auf mich griff:
„Ei Bruder! Bist du da?
Von Herzen bin ich froh!
Steh' nur auf, Soldat mußt werden,
Das ist nun einmal so"!

3. So bin ich nun gefangen,
Mit Eisen angelegt;
Als wär' ich durchgegangen,
So hat man mich belegt.
Ach Gott, verleih' Geduld,
Ich bitt' um deine Huld!
Mein Schicksal will ich tragen,
Vielleicht hab ich's verschuld't.

4. Der König hat's beschlossen
Zu streiten für sein Land;
Viel Kinder werden erschossen
Durch der Feindlichen Hand.
Das ist des Krieges Lauf:
Rekruten hebt man auf,
Viel tausend Kinder müssen
Ihr Leben geben drauf.

5. Dem König muß ich dienen,
So lang ich's Leben hab';
Werd' ich einmal erschossen,
Wirft man den Leib ins Grab,
Allwo in einer Schicht –
Ach Gott, erbarme dich!
Viel Kamerad begraben;
Vielleicht betrifft's auch mich!

6. Man hört Kanonen knallen,
Daß es die Luft erschallt.
Viel tausend Brüder fallen,
Verlieren ihr' Gestalt,
Seufzen in ihrem Blut,
Das stromweis fließen thut,
Müssen den Geist aufgeben;
O du unschuldig's Blut!

7. „Adje nun, Vater und Mutter,
Adje, mein lieber Freund!
Muß mich zur Reis' begeben,
Zur Residenz noch heut'.
Der Himmel schütze euch!
Wann ich im Felde bleib,
Betet für meine Seele,
Daß sie komm' ins Himmelreich!

8. Ach Vater, Schwester, Bruder,
Stellt euer Weinen ein!
Es kann nichts Anders helfen,
Soldat muß ich jetzt sein.
'S regieret in der Welt
Die Falschheit und das Geld;
Der Reiche kann sich helfen,
Der Arme muß ins Feld".

9. Der Vater weint um seinen Sohn,
Die Mutter um ihr Kind;
Das Weib bedauert ihren Mann,
Weil sie geschieden sind;
Die Schwester um den Bruder,
Die Kinder um den Vater;
Das ist ein Lamentiren,
Das man nicht hören kann.

10. Mein Schätzlein steht von weiten,
Schaut mich ganz traurig an;
Ich sag' es allen Leuten,
Was sie mir Gut's getan.
Ob ich gleich fortmarschier',
Bleibt doch mein Herz bei dir
Und bis zum Tod ergeben,
Gib mir das dein' dafür!

11. Noch einen Kuß wirst geben
Zum Zeugnis deiner Treu;
Ich geb' dir zwei dagegen
Und liebe dich aufs Neu.
Leb' wohl, denk' oft an mich!
Und glaube sicherlich:
Wann ich einst wiederkome,
Gewiß heirat' ich dich!

12. Man hört die Vöglein singen,
Die liebliche Musik;
Ich wünsch' vor allen Dingen
Ein angenehmes Glück.
Leb' wohl, denk' oft an mich!
Und glaube sicherlich:
Wann ich zu Hause komme,
Gewiß heirat' ich dich!

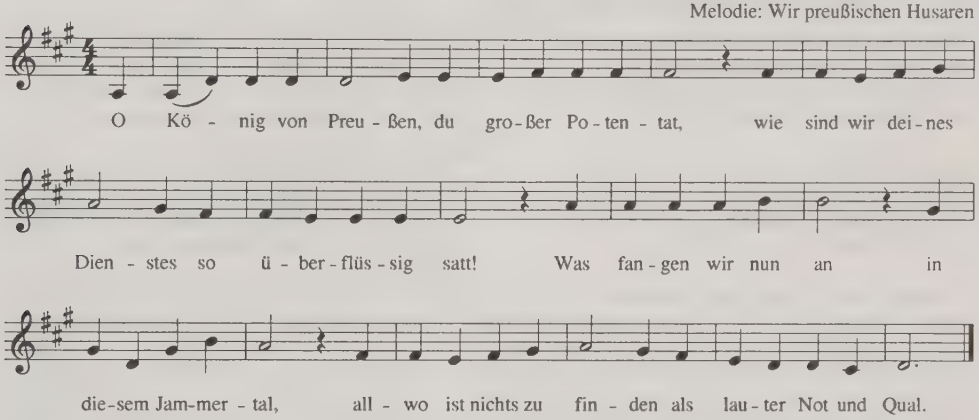
Hier handelt es sich um das Abschliedslied eines zwangsrekrutierten preußischen Soldaten, vermutlich aus dem Siebenjährigen Krieg. Das Abschiedsmotiv findet sich sehr häufig in den Soldatenliedern; hier ist besonders ausführlich gestaltet:
Der eben zum Krieg gepreßte Soldat berichtet zunächst von seiner Rekrutierung, dem „Rekruten fangen"; aus Angst vor Desertion fesselt man ihn, ein damals durchaus übliches Verfahren: 1725 berichtete die Schweizer Justiz-Kanzlei: Die Werber brechen nachts in „Häuser und Güter feindlich ein, stoßen, prügeln, binden, knebeln, und führen anständige Menschen räuberischerweise fort, so daß es kein Wunder wäre, wenn das ganze Land sich wider sie armierte und ein jeder diese Bösewichte, als allgemeine Menschenfeinde und Verächter Gottes und der Obrigkeit, wo er sie finden möchte, niederschlüge". Den Kommandos gingen als Bettler oder Musikanten verkleidete Spione voraus, die die Leute ausfindig machten und deren Häuser rekognoszierten. Die Gebäude wurden dann von den im Menschenraub perfektionierten Werbern umstellt und die Ausgänge gesperrt. Darauf drangen in die vorgesehenen Häuser mehrere ‚Experten' ein, die zugleich jeden Alarmierungsversuch der Bewohner unterdrückten. Die überrumpelten Opfer wurden geknebelt abgeführt. Um ein Sturmläuten von vornherein zu verhindern, hatte man gleich nach dem Betreten des Ortes die Seile der Kirchenglocken abgeschnitten".[131]
Der Arme ergibt sich in sein Schicksal, das er mit Gottes Hilfe geduldig tragen will. Warum es gerade ihn erwischt hat, weiß er nicht. Es war offensichtlich Gottes Wille – vielleicht als Strafe für irgendeine Schuld. Aus den Strophen 4 bis 6 spricht die Angst vor dem möglichen Tod auf dem Schlachtfeld, dem massenhaften Tod Unschuldiger. Auffällig ist, daß der Verfasser nicht nur sein eigenes Schicksal beklagt, sondern auch das aller seiner Leidensgenossen, der „vielen Kinder". Derselbe altruistische Zug findet sich auch nach den Abschiedsworten an seine Familie, wo das individuelle Leid verallgemeinert wird: „Der Vater weint um seinen Sohn (...)" (Strophe 9). Das „Schätzlein", das verlassen werden muß, ist verständlicherweise die häufigste Ausgestaltung des Abschiedsmotivs und wird vielfach kitschig und rührselig dargeboten. Davon ist in diesem Lied nichts zu spüren: Abschiedsschmerz und Heiratsversprechen wirken in ihrer Natürlichkeit ungekünstelt und glaubhaft.

Von sozialkritischer Bedeutung ist Strophe 9; der Stoßseufzer über die Falschheit der Welt, die vom Geld regiert wird, hat seine Berechtigung. „Der Reiche kann sich helfen": Von der Enrollierung war das Besitzbürgertum befreit; manch einer konnte sich durch Bestechung freikaufen. „Der Arme muß ins Feld": Arme Bauern, Knechte, Tagelöhner, Gesellen, von den Werbern ergriffene oder durch List und Versprechungen angelockte fremde Reisende sowie in den Soldatenrock gepreßte Insassen der fürstlichen oder städtischen Armenhäuser und Gefängnisse bildeten die Masse der Södner".[132]

Beispiel 16[133]

O König von Preußen

Text: Anonym, um 1800
Melodie: Wir preußischen Husaren



aus: Steinitz: Bd. I, S. 317ff

1. O König von Preußen
   Du großer Potentat,
   Wie sind wir deines Dienstes
   So überflüssig satt!
   Was fangen wir nun an
   In diesem Jammertal,
   Allwo ist nichts zu finden
   Als lauter Not und Qual.

2. Und kommt das Frühjahr an,
   Da ist die große Hitz',
   Da muß man exerzieren,
   Daß eim der Buckel schwitzt.
   Da muß man exerzier'n
   Vom Morgen bis Mittag,
   Und das verfluchte Leben,
   Das währt den ganzen Tag.

3. Vom Exerzieren weg
   Geht's wieder auf die Wacht,
   Kein Teufel tut nicht frag'n,
   Ob man gefressen hat.
   Kein Branntwein in den Flaschen,
   Kein weißes Brod dabei;
   Ein schlechtes Tabakrauchen
   Das ist der Zeitvertreib.

4. Dann kommt ein falsch Parad';
   Tut man ein falschen Tritt,
   So fängt man an zu rufen:
   Der Kerl muß aus dem Glied!
   Patronentasche runter,
   Den Säbel abgelegt,
   Und tapfer drauf geschmissen,
   Bis er sich nicht mehr regt.

5. Ihr Herren, nehmt's nicht Wunder,
   Wenn einer desertiert,
   Wir werden wie die Hunde
   Mit Schlägen strapleziert;
   Und bringen sie uns wieder,
   Sie henken uns nicht auf,
   Das Kriegsrecht wird gesprochen:
   Der Kerl muß Gassen lauf!

6. Und wann wir Gassen laufen,
   So spielet man uns auf
   Mit Waldhorn und Trompeten,
   Da geht es tapfer drauf;
   Da werden wir gehauen
   Von einem Musketier,
   Der eine hat's Bedauern,
   Der andre gönnt es mir.

7. Und werden wir dann alt,
Wo wenden wir uns hin?
Die Gesundheit ist verloren,
Die Kräfte sind dahin!
Und endlich wird es heißen:
Ein Vogel und kein Nest!
Geh', Alter nimm den Bettelsack,
Bist auch Soldat gewest!

Hier handelt es sich um die Kontrafaktur eines bekannten Soldatenliedes aus dem Siebenjährigen Krieg mit dem Titel *„Wir preußischen Husaren"* oder *„Husarenbraut"*

Wir preußischen Husaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müssen ja marschieren ins weite Feld;
Wir müssen marschieren dem Feind entgeg'n,
Daß wir ihn können den Paß verleg'n.

Wir haben ein Glöcklein das läutet so hell,
Und das ist überzogen mit gelbem Fell,
Und wenn man das Glöcklein so läuten hört,
So heißt es: Husaren, auf eure Pferd!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt
Das lebet und schwebet ins weite Feld;
Das Bräutlein, das wir die Standarte genannt,
Das ist uns Husaren gar wohl bekannt.

Und als nun die Schlacht vorüber war,
Da einer den anderen sterben sah,
Schrie einer zum anderen: Ach Jammer, Angst und Noth!
Mein lieber Kamerad ist geblieben todt!

Die *Husaren* waren ursprünglich das ungarische Aufgebot zu Pferd (magy. Husz: „zwanzig"). Nach dem spanischen Erbfolgekrieg wurden in den meisten europäischen Staaten Husaren-Regimenter gebildet, zuerst als gepanzerte schwere, dann als leichte Reiter für die Aufklärung und den „kleinen Krieg". Die Uniform der Husaren bestand aus einem querverschnürten Waffenrock, der Attila, und einer hohen Pelzmütze mit einem zipfelmützenartigen Oberteil, der Kalpak genannt wurde; die charakteristische Waffe der Husaren war der Säbel.
Der neue Text, der zu der alten Husarenmelodie verfaßt wurde, beschreibt sehr anschaulich und eindringlich den Alltag des Soldaten in der Garnison. Wir haben bereits in der Einleitung auf die Prozedur des Gassenlaufens hinwiesen. Ergänzend zitieren wir hier noch einmal aus dem bereits an anderer Stelle (S. 32) auszugsweise angeführten Augenzeugenbericht Ulrich Bräkers: „Da mußten wir zusehen, wie man sie durch zweihundert Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken – wie sie des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wie wieder frisch drauflosgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Blutes ihnen über die Hosen herabhingen. Dann sahen Schärer und ich uns zitternd und todblaß an und flüsterten einander in die Ohren: ‚Die verdammten Barbaren'! Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelnden Junkerleins und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es tat uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und selber jahrein, jahraus so kujoniert zu sehn: oft ganzer fünf Stunden lang, in unsrer Montur eingeschnürt, wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quer pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit furiosem Gesicht und aufgehobnem Stock vor uns stund und alle Augenblicke wie unter Kabisköpfe dreinzuhauen drohte. Bei einem solchen Traktement mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm und der geduldigste rasend werden. Kamen wir dann todmüde ins Quartier, so ging's schon wieder Hals über Kopf, unsere Wäsche zurechtmachen und jedes Fleckchen auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentasche, Koppeln, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigt sich an einem dieser Stücke die geringste Unrat oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel".[134]

Beispiel 17
Ist einer weil dort wohl in der Stadt drinn

Worte: Anonym, vermutlich Linz ca. 1758/59 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Klier, S. 35 Nr. XIV

1. Ist einer weil dort wohl in der Stadt drinn.
Hat einer etwas zu g'winna, so lassens eim kein Fried,
Da trommelns auf und ab,
Wenn sie ein Bauern Buebn sehn, so greiffens gleich darnach.

2. Hand-Geld gebns ein fünf Gulden, ä Joppen und ä G'säß,
Ä Gürtel auch von Leder und dran ein eisernes G'fräß,
Ä Schiessen gebns eim ä,
Das heist man ein Muscöten, da sät man's Pulver drauf.

3. Aft gebns ein Tag fünf Kreutzer, da soll man sich ernähren,
Da kann man sich beym Preussen vor Hunger nicht erwehren,
S' Stehln thut man ä nit leiden,
Wär Noth, wir fanget d' Hüner beym Bauern aus der Steign.

4. Geht einer heimli durchi, da wolln sie ein schon zwagn,
Da kommen sie gleich nacher, und nehmen ein beym Kragn,
Und wolln ein hangen gschwind,
Oder gar derschiessen, daß Ding geht mir um in Grind.

5. Aft thains aufn Platz hersetzen, hat vier Füß und ein Kopf,
Ist das ein artliche Fröttn, hat hint und vorn ein Schopf,
Hat lange, lange Ohren,
Aft wenn man nur drauf reit, so thuts eim bitter zorn.

6. Muß einer a Weil drauf jucka, ä Stund ä zwey ä drey,
Da wird eim's Maul so truckä, das G'säß so heiß darbey,
Daß mans nicht glauben kann,
Der Teixel hohl den Esel, reit ohne Zaum darvon.

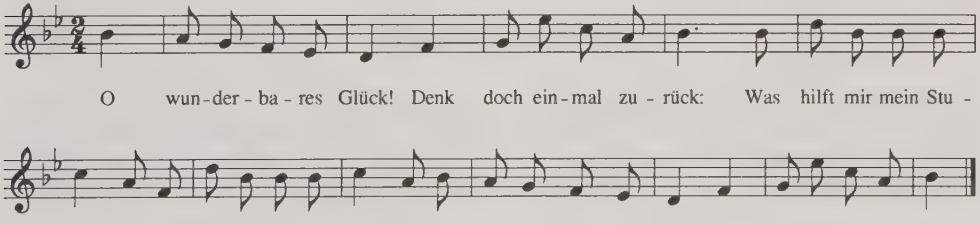
Worterklärungen
G'säß = Hosen („die Bekleidung jenes Theils, auf, oder besser, mit dem man sitzt"; Schmeller II, 330) / G'fräß = Seitenwaffe (vgl. Klier, S. 35); ä Schiessen = ein Gewehr / Steign = Hühnerstall (Schmeller II, 743) / zwagn = waschen, zurechtweisen / Grind = Kopf; zoren = abzehren (Schmeller II, 1149) / Fröttn = „Einrichtung, Vorrichtung, Anstalt, die nur kümmerlich ihrem Zweck entspricht" (Schmeller I, 829)

Die Österreicher standen in der Brutalität der Werbemethoden und in der Schärfe der Militärstrafen den Preußen offensichtlich in nichts nach. Auf Desertion steht die Todesstrafe. Anschaulich beschreiben die Strophen 5 und 6 die Strafe des „Eselreitens". Die Delinquenten mußten dabei auf einem hölzernen Gestell mit dachartigen Seitenflächen sitzen. Das Eselreiten war eine in ganz Deutschland verbreitete Militärstrafe. Karl Bauer vermerkt beispielsweise für die Regensburger Stadtgeschichte: „Die Strafe des Sitzens auf einem hölzernen Schandesel wurde in Regensburg gegen Angehörige der Stadtgarnison bei kleineren Vergehen gegen Anstand und Disziplin verhängt. Bei Bedarf kam der Esel vor der Hauptwache auf dem Neupfarrplatz zur Aufstellung. Ein Kupferstich des Neupfarrplatzes von F.B. Werner um 1735 zeigt zwei Soldaten vor der Hauptwache auf dem Esel reitend".[135]

Beispiel 18[136]

Bin doch ein Sklav, ein Knecht
(O wunderbares Glück)

Text und Melodie: vermutlich
Christian-Friedrich D. Schubart



aus: Steinitz: Bd. I, S. 357ff

1. O wunderbares Glück!
   Denk doch einmal zurück:
   Was hilft mir mein Studieren,
   Viel Schulen absolvieren?
   Bin doch ein Sklav, ein Knecht!
   O Himmel ist das recht?

2. Vor diesem konnt ich gehen,
   So weit mein Aug mocht sehn;
   Jetzt hat sichs ganz verkehret,
   Die Schildwach mir verwehret
   Den freien Lauf ins Feld:
   O du verkehrte Welt!

3. Schildwache muß ich stehn.
   Davon darf ich nicht gehn -
   Ja, wenn die Runde käme
   Und wenn sie mich vernähme,
   So heißt es: in Arrest,
   Geschlossen hart und fest!

4. Des Morgens um halb vier
   Da komt der Unteroffizier,
   Der thut mich kommandieren
   Vielleicht zum Exerzieren;
   Hab nicht geschlafen aus,
   Muß doch zum Bett heraus.

5. Dann kommt der Herr Sergeant,
   Befiehlet von der Hand:
   Polieret eure Taschen
   Und wichset die Kamaschen,
   Den Pallasch blank poliert,
   Daß man kein Fehler spürt.

6. Nun sieht uns der Offizier
   Und sagt uns mit Manier:
   Wirst du nicht deine Sachen
   In Zukunft besser machen
   So wird der Gassenlauf
   Ohnfehlbar folgen drauf.

7. Ihr Brüder, habt Geduld!
   Wer weiß, wers hat verschuldt,
   Daß wir so exerzieren,
   Mit steifen Knien marschieren
   In diesem Sklavenhaus!
   Ach wär ich einmal raus!

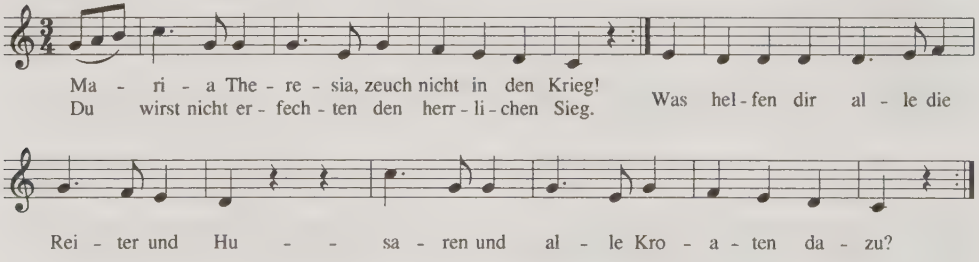
8. Die Schreibfeder und Papier
   Die führ ich stets bei mir,
   Das Tintenfaß daneben,
   Ein Glas Wein ist mein Leben,
   Hübsche Jungfern an der Hand:
   So ist mein Glück im Stand!

Das Lied führt ebenfalls eine bewegte Klage über den brutalen Soldatenalltag. Hier ist es ein ehemaliger Student, den das harte Los getroffen hat: ihm, der viele Schulen absolviert hat, kommt der eintönige Dienst besonders hart an; er führt – wie die letzte Strophe aussagt – stets Schreibfeder, Papier und Tinte mit sich, die besondere Tragik des Intellektuellen im Soldatenrock. Text und Musik werden Christian Friedrich Daniel Schubart (1739-1791), dem Dichter und Musiker, der zehn Jahre seines Lebens auf der Festung Hohenasperg eingekerkert war, zugeschrieben. Musikalische und poetische Qualitäten sprechen durchaus für Schubarts Autorschaft, obwohl er unseres Wissens nie Soldat war. Doch hatte er, wie er in seiner Autobiographie berichtet, Gelegenheit, während seiner Kerkerhaft das grausame Leben der Soldaten, zumal das Spießrutenlaufen, zu beobachten.

Beispiel 19

Grenadierlied
(beim Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756)

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 139

1. Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg!
   Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg,
   Was helfen dir alle die Reiter und Husaren und alle Kroaten dazu.

2. Marschieren auch dir zu Gefallen ins Feld
   Alle die großen Nationen der Welt,
   Wollen doch sehn, ob der Russ' und der Franzose was gegen uns ausrichten kann.

3. Glaubst du etwa, daß der preußische Staat
Gar sich zum Kriege gerüstet nicht hat
Komm nur ins Zeughaus viel hundert Stück Kanonen und Mörser die stehen schon da.

4. Und der Soldat ist zu jeglicher Zeit
Für seinen König zu sterben bereit.
Kannst du es glauben? Allein schon die Berliner Besatzung sie schlägt ein Heer.

5. Wenn man bei dir noch die Strümpfe sich flickt,
Sind wir die schon in dein Land nein gerückt.
Dein Heer wird geschlagenwir rufen das Victoria, und es zieht sich sehr eilig zurück.

6. Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Scheuen die Teufel in der Hölle wir nicht.
Muthig zum Kampfe! so rufen die Trompeten und Pauken, wer Lust hat, der komm!

7. Ei, wer hat denn solchen feinen Verstand
Daß er dies Lied von den Preußen erfand?
Drei Mann von der König-Grenadier in der Wachtstube, die haben das Liedlein erdacht.

Drei wachhabende Soldaten eines preußischen Grenadierregiments, wie uns die „Verfasserstrophe" (Str. 7) glauben machen will, raten der Kaiserin Maria Theresia, nicht in den Krieg zu ziehen.
Seit Beginn des Jahres 1756 war die Kriegsgefahr erneut bedrohlich gewachsen. Dem Schutzbündnis zwischen Preußen und England vom 16. Januar 1756 folgte die Annäherung Österreichs und Frankreichs am 9. Mai – eine „diplomatische Revolution", die zur Umwälzung des bisherigen europäischen Bündnissystems führte. Die antipreußische Koalition wurde ergänzt durch Rußland, dessen Zarin Elisabeth über Friedrich II. verärgert war, da dieser sich respektlos über ihren Lebenswandel geäußert hatte, und durch Schweden, das durch französische Hilfszahlungen gewonnen wurde, und dies obwohl Friedrichs Schwester Ulrike mit dem schwedischen König verheiratet war. Sachsen war als unmittelbarer Nachbar Preußens und aufgrund der Erfahrungen in den ersten beiden Schlesischen Kriegen ohnehin kaiserlich gesinnt. So marschierten tatsächlich „alle großen Nationen" mit Ausnahme Englands gegen Preußen ins Feld.
Das **„Grenadierlied"** drückt Besorgnis und Siegeszuversicht in gleicher Weise aus: Besorgnis vor den österreichischen Eliteregimentern (Str. 1) und der übermächtigen Koalition (Str. 2), Vertrauen auf die Stärke der eigenen Rüstung (Str. 3) und die eigene Tapferkeit (Str. 6). Den ersten Schlag führte aber nicht Maria Theresia, sondern Friedrich, der überraschend in Sachsen einfiel. Mit dieser Präventivmaßnahme begann der Siebenjährige Krieg, der den preußischen Staat an den Rand seiner Existenz bringen sollte,
Text und Melodie des „Grenadierliedes" wurden von dem Verfasser einer der bekanntesten Friedrich-Biographien, Franz Kugler, 1845 in Berlin aufgezeichnet, also knapp 100 Jahre nach der mutmaßlichen Entstehung des Liedes. Die Herausgeber des „Leibhaftigen Liederbuches", die das Lied ebenfalls abgedruckt haben (S. 201f.),[137] vermuten, daß die Melodie auf ein süddeutsches Tanzlied zurückgeht, was durch den fröhlichen ¾ -Takt naheliegt. Die Strophen 3 bis 7 werden ohne Auftakt gesungen. Eine komische Wirkung rufen die Enjambements jeweils am Ende der dritten Zeile hervor, die durch zwei Viertelpausen besonders hervorgehoben werden.

Beispiel 20
Schlacht bei Lowositz 1756

Worte: Anonym, 1756 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder (ges.u.hrsg.v.) Hans Ziegler, S. 285f. Nr. 75.1

1. Vivat der König Friederich.
Der tapfren Preußen Held,
Zieht itzt zu Feld mit tapfern Mut,
Er schont ja nicht sein Leib und Blut,
Acht weder Hitz noch Kält.
Mit großer Macht und frischen Mut
Er seinen Marsch nach Böhmen thut;
Er stellt in Observanz,
Spielt Österreich auf zum Tanz,
Mit Pauken und Tompetenschall;
Mit Trommeln und Kanonenschall
Führt er es prächtig auf.

2. Die ganze preuß'sche Kriegsmacht
Auf rüstet sich zu einer Schlacht,
Voll Wuth, voll Mut, voll Tapferkeit,
Zu schlagen sich mit Österreich;
Frisch auf zum Kampf und Streit!
Ein tapfrer Graf und Kriegesheld,
Feldmarschall Schwerin wird gemeldt,
Der rückte tapfer an
Mit etlich tausend Mann;
Er schlug des Feindes ganze Macht,
Gott gab ihm Glück zum Sieg der Schlacht
Durch Mut und Tapferkeit.

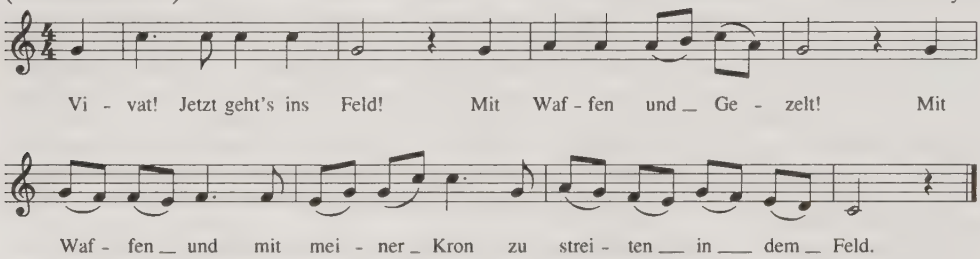
3. Der tapfern Preußen Grenadier,
Dragoner, Reuter, Musquetier,
Die ganze preuß'sche Kriegesmacht,
Die haben's recht und gut vollbracht
In dieser großen Schlacht.
Dort lag ein sterbender Soldat,
Wohl auf der blut'gen Lagerstatt,
Dragoner, Reuter, Roß.
Vom Blut sehr häufig floß;
Dort lag ein Kopf, Arm, Leib und Bein,
Das war zerschossen kurz und klein
Zu sehn erbärmlich war.

4. Von großer Zahl und Kriegesmacht
Viel tausend blieben in der Schlacht,
Blessieret und getötet ward
Viel tausend Mann, gefangen hart
Von Östreichs Volk und Macht.
Auf, Preußen, ruft Viktoria!
Gottlob, der Sieg ist völlig da,
Getrost und seid vergnügt,
Der Wahlplatz ist besiegt
Durch Preußens Mut und Tapferkeit,
Triumph, Viktoria!

Beispiel 21

Schlacht bei Lowositz a. d. Elbe
(1. Oktober 1756)

Text: Anonym, 1756
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 138

1. Vivat! Jetzt geht's ins Feld!
Mit Waffen und Gezelt!
Mit Waffen und mit meiner Kron
Zu streiten in dem Feld.

2. Und Friederich der Große
Er zeigt's den Sachsen an
Und reiset dann gen Sachsen aus,
Zwei Schwerter in der Hand.

3. Gen'ral Daun, der steht vor Prag
Und der ist wol postirt
Und Friedrich ruckt in Böhmen ein,
Und wird schon attakirt.

4. O Held, o Held! – sprach Friederich,
O Held wo steht dein Sinn?
Ich nehm dir dein Geharnisch weg,
Und dein' Kanonen all.

5. In drei Kolonn' frisch aufmarschiert!
Der König geht voran.
Er giebt uns gleich das Feldgeschrei
Und kommandirt: heran!

6. Schlagt an! schlagt an! schlagt an!
Schlagt an in schneller Reih,
Und weichet nicht von diesem Platz
Bis sich der Feind zertheilt!

7. Groß Wunder ist zu sagen,
Was Friedrich hat gethan:
Genral Daun der ist geschlagen
Mit hunderttausend Mann.

Der Siebenjährige Krieg hatte mit dem Präventivschlag Friedrichs II. gegen Sachsen begonnen. 60.000 Mann preußischer Truppen trafen kaum auf nennenswerten Widerstand, die sächsische Armee, mit August III. an der Spitze wurde bei Pirna eingeschlossen und mußte sich kriegsgefangen ergeben. In Böhmen hatte sich das österreichische Heer gesammelt, um den Sachsen zu Hilfe zu eilen. Friedrich zog mit einem Teil seiner Truppen gegen Böhmen, um die Vereinigung der Österreicher mit den Sachsen zu verhindern. Bei Lobositz an der Elbe trafen die feindlichen Armeen aufeinander, und Friedrich konnte am 1.10.1756 in einer verlustreichen Schlacht das österreichische Entsatzheer unter Feldmarschall Browne zurückschlagen, der zehn Tage später einen zweiten, ebenfalls erfolglosen Entsatzversuch unternahm, worauf das sächsische Heer bei Pirna entmutigt kapitulierte. Der österreichische Truppenführer Daun, von dem in Lied Nr. 21, Str. 7 die Rede ist, war an der Schlacht bei Lobositz nicht beteiligt; dieser

brachte vielmehr im Frühsommer des folgenden Jahres den Preußen die erste Niederlage bei. Hier also irrt der anonyme Lieddichter. Die beiden Lieder zur Schlacht von Lowositz sind von Parteigängern des preußischen Königs verfaßt, die Friedrichs Sieg herbeisehnen bzw. begrüßen. Immerhin geht der anonyme Verfasser von Lied 20 auch auf die Opfer der blutigen Schlacht ein (Str. 3 und 4).

Beispiel 22

Auf die beym Königs-Stein eingeschlossenen Sachsen[138] (Oktober 1756)

Worte: Anonym / Melodie: Wo soll ich fliehen hin[139]
Quelle: Historische Volkslieder des sächsischen Heeres (ges.u.hrsg.v.) Ernst Richard Freytag, Dresden 1892, S. 50 Nr. 20

1. Wo solln wir fliehen hin, weil wir umzingelt sind
   Mit viel und großen Preußen und haben nichts zu beißen?
   Wann Rußland, Frankreich kämen, die Angst sie uns wegnähmen.

2. O Österreich voller Gnad, auf Brühls Gebot und Rat
   Gehen wir ins Preuß'sche Lager und werden dürr und mager,
   Brühl nimmt's auf sein Gewissen, wenn wir verhungern müssen.

3. Ich, eines Königs Kind[140], werf alle meine Sünd,
   So viel ihr in mir stecken und mich mit Vorwurf schrecken,
   Auf Brühlens breiten Rücken, die werden ihn schon drücken.

4. Der Sachsen redlich Blut ergrimmt in Zorn und Wut,
   Ein jeder wollt es wagen und mit dem Preußen schlagen,
   Doch Brühl wußt es zu lenken, fürs Geld uns zu verschenken.

5. Brühl weiß schon, was ihn tröst', den Preußen hat erlöst
   Viel Geld und eine Gabe, die Brühl empfangen habe,
   Uns vollends zu beschließen, daß wir uns fangen ließen.

6. Ist Brühlens Bosheit groß, wird man ihn doch nicht los,
   Er darf den Fürst nur fassen, so kann er ihn nicht lassen,
   Wer sich bei Brühl befindet, keine Not nicht weiter empfindet.

7. Uns mangelt zwar sehr viel, doch was Brühl haben will,
   Kömmt alles ihm zu gute aus Sachsens Mark und Blute,
   Der uns mit überwindet, den Bürger und Bauern schindet.

8. Und wenn der Sachsen Heer dem Brühl entgangen wär',
   So wird er nicht verzagen, kein Prinz darf ihm was sagen.
   So oft er sich thut zeigen, muß jeder Rat bald schweigen.

9. Sein Ruhm und seine Pracht hat so viel Stärk und macht,
   Daß er durch neue Scheine die Kassen machet reine,
   Wer will's aus seinem Rachen frei, los und ledig machen.

10. Nur Brühl allein auf dich verläßt der König sich,
    Drum kannst du nicht verderben, sein Reich willst du erwerben,
    Bei ihm hast du's erworben, wär er nur schon gestorben.

11. Führ, Himmel, doch den Sinn des Königs bald dahin,
    Daß er den Brühl mag meiden und sich stets von ihm scheiden,
    Damit Brühl samt dem Leibe am Galgen ewig bleibe.

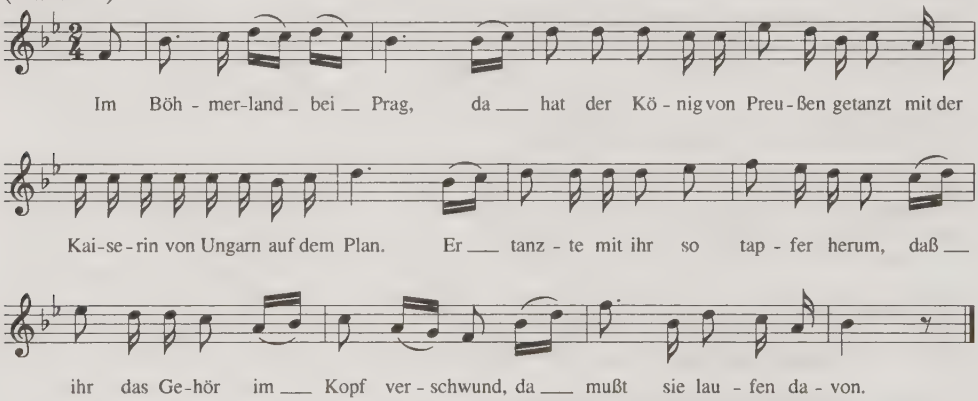
Friedrich II. versuchte im Anschluß an den Sieg bei Pirna am 16. Oktober 1756, die soeben noch feindlichen sächsischen Truppen in die preußische Armee zu integrieren, ein Versuch, der jedoch fehlschlug:
„Diese Handlung Friedrichs, das ganze Heer eines fremden Fürsten zu zwingen, daß es dem Eroberer in geschlossenen Kriegsschaaren diente, ist in der Weltgeschichte ohne Beispiel. Man (...) achtete nicht auf die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterland und ihrem Fürsten. Dies zeigte sich jedoch bald zu Friedrichs Verwunde-

rung. Man hatte wohl auf Entläufer gerechnet, allein daß ganze Bataillone mit Entschlossenheit und Ordnung davon gehen würden, kam unerwartet. Die Meisten zogen regelmäßig, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt oder erschossen hatten, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ab; sie nahmen die Brod- und Munitionswagen, die Regmentskassen, kurz alles zum Troß gehörige mit, und marschierten entweder nach Polen oder stießen zur französischen Armee. (...) In Leipzig öffnete ein Theil der Garnison mit Gewalt die Thore und ging am hellen Tag davon. In Wittenberg, in Pirna und anderen Städten zwangen die sächsischen Soldaten die peußischen Kommandeurs, sich dem Feind zu ergeben; ja bei manchen Gefechten gingen ganze Kompagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Oesterreichern über und richteten ihre Waffen gegen die Preußen".[141] Für viele sächsische Untertanen, so auch den Verfasser unseres **„Liedes wider Brühl"** bedeutete die Einschließung und Kapitulation der sächsischen Armee am Lilienstein bei Pirna am 16. Oktober 1756 und der anschließende Versuch ihrer Übernahme und Eingliederung ins preußische Heer eine Katatrophe sowie Demütigung, für die unser unbekannter Liedautor den sächsischen Premier-Minister Heinrich Reichsgraf von Brühl verantwortlicht macht, der am Hofe Augusts des Starken und Augusts III. großen Einfluß hatte. „Auf Brühls Gebot und Rat" hätten die sächsischen Soldaten sich den Preußen übergeben, wobei der Minister – so der Vorwurf – von den Preußen gekauft worden sei. Str. 4: „Doch Brühl wußt es zu lenken, fürs Geld uns zu verschenken"; Str. 5: „Brühl weiß schon, was ihn tröst', den Preußen hat erlöst / Viel Geld und eine Gabe, die Brühl empfangen habe, / Uns vollends zu beschließen, daß wir uns fangen ließen". Die Vorwürfe gipfeln schließlich in der letzten Strophe in der Forderung, der „Verräter Brühl" möge seinen gerechten Lohn empfangen, „damit Brühl samt dem Leibe am Galgen ewig bleibe".

Beispiel 23

Schlacht bei Prag
(Mai 1757)

Text und Melodie: Anonym,
mündlich aus Lippehne in der Neumark



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, Nr. 329

1. Im Böhmerland bei Prag,
   Da hat der König von Preußen
   Getanzt mit der Kaiserin von Ungarn
   Auf dem Plan.
   Er tanzte mit ihr so tapfer herum,
   Daß ihr das Gehör im Kopf verschwund,
   Da mußt sie laufen davon.

2. Ein solcher Tanz kostet Muth,
   Wenn man hin und wieder sieht
   Seinen Kameraden liegen im Blut.
   Da heißt es nicht: „Hans komm herein,
   Wir woll'n fressen, saufen, woll'n lustig sein,
   Da kost't es Leib und Blut.

3. Das war ein wunderlicher Krieg,
   40.000 Mann gegen 100.000 Mann
   Behielten doch den Sieg.
   So sei (er) auch davor gepreist,
   Der König von Preußen hat das Glück erweist,
   Sein Ruhm bleibt ewiglich.

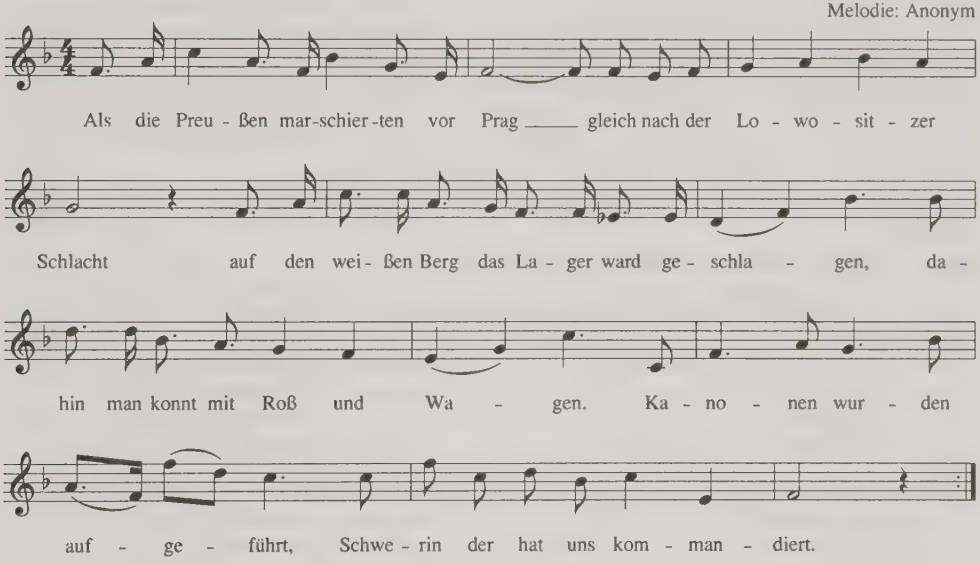
4. Kotz tausend, ei, ei, ei!
   Bald hätt ich was vergessen:
   Die Sachsen waren auch dabei;
   Sie thaten im Ritt sehr weite Schritt,
   Daß kaum der Zehnt' konnt kommen mit,
   Da war der Tanz vorbei

Lied Nr. 23 spielt auf die Schlacht bei Prag 1757 an. Im zweiten Kriegsjahr des Siebenjährigen Krieges war Friedrich II. mit vier Heeressäulen in Böhmen einmarschiert; er besiegte am 6. Mai 1757 bei Prag ein Heer Karls von Lothringen und schloß die Stadt ein. Gegen die von Daun herangeführte Entsatzarmee erlitt Friedrich bald darauf seine erste große Niederlage bei Kolin (siehe S. 76ff.), die ihn den Ruf der Unbesiegbarkeit kostete. Die eigenartige Metapher des „Tanzes" für eine blutige Schlacht ist auffällig und bekommt im Kontext eine besondere Aussagekraft: Mit den Augen des einfachen Soldaten gesehen, ist das Kriegsführen nur ein Tanz, ein Spiel zur Ausdehnung der Besitztümer; für den Tanz der gekrönten Häupter haben die Soldaten zu bluten, was der historischen Wirklichkeit durchaus nahekommt, denn die Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts waren nichts anderes als Privatkriege der Fürsten. Strophe 2 weist eine Antikriegstendenz auf, die jedoch etwas abgeschwächt wird („hin und wieder"). Insgesamt vertritt das Lied deutlich den preußischen Standpunkt. Bezeichnend ist, wie die spöttische Bemerkung über das Kopfbrummen Maria Theresia zugeschrieben wird. Die weiteren Strophen enthalten wiederum typische Muster: Darstellung des eigenen Kriegsruhms, hier besonders wirksam gemacht durch den gegen eine sehr starke Übermacht errungenen Sieg, und den Spottgesang, in diesem Fall ein Seitenhieb auf die Sachsen, die schon im zweiten Schlesischen Krieg ein hartnäckiger Gegner Preußens waren. Die Bezeichnung „Kaiserin von Ungarn" in Strophe 1 ist unkorrekt – Maria Theresia war Königin von Ungarn – und möglicherweise ironisch aufzufassen.

Beispiel 24

Die Prager Schlacht

Text: Anonym, 1757
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 139f

1. Als die Preußen marschierten vor Prag
Gleich nach der Lowositzer Schlacht,
Auf dem weißen Berg das Lager ward geschlagen,
Dahin man kommt mit Roß und Wagen.
Kanonen wurden aufgeführt,
Schwerin der hat uns kommandirt.

2. Ein'n Trompeter schickten sie hinein:
Ob sie Prag wollten geben ein?
Oder ob sie's wollten lassen beschießen?
„Ihr Bürger, laßts euch nicht verdrießen!
Wir wollen gewinn' wol mit dem Schwert
Es ist ja viel Millionen werth".

3. Der Trompeter hat die Order gebracht,
Er hat's dem König selber gesagt:
„Großer König Friedrich auf Erden,
Dein Ruhm wird dir erfüllet werden!
Sie wollen das Prag nicht anders geben ein,
Es soll und muß beschossen sein."

4. Darauf rückte Prinz Heinrich heran,
Wol mit vierzigtausend Mann;
Als Schwerin nun das hat vernommen,
Daß der Seccurs war angekommen
Da schossen sie fein brav darein,
Bataille muß gewonnen sein!

5. Die Bürger schrien: „Daß Gott erbarm!
Wie macht uns doch der Fritz so warm!
Wir wollen ihm das Prag gern eingeben,
Verschont er uns doch nur das Leben"!
Der Kommandant der ging darauf nicht ein:
Es soll und muß geschossen sein.

6. Darauf ward ein Ausfall gemacht,
Schwerin führt an die Schlacht.
Potz Donner, Hagel, Feuer und Flammen,
So schossen sie die Festung zusammen!
Bei einer so großen Angst und Noth
Schwerin der ward geschossen todt

7. Da fing der König wol an:
„Ach, ach, was hat der Feind gethan!
Meine halbe Armee wollt ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wär am Leben,
War mir ein tapferer Kriegesgeld,
Stund allezeit bereit im Feld".

8. Ei wer hat denn das Liedlein erdacht?
Drei Husaren wol auf der Wacht;
Bei Lowositz sind sie gewesen,
In Zeitungen haben sie's gelesen.
Triumph, Triumph, Victoria!
Es lebe der große Friedrich allda!

Hier erfahren wir verschiedene Einzelheiten über die Schlacht bei Prag und die Belagerung der Stadt. Die Reihenfolge der Ereignisse ist den „drei Husaren", die sich in der „Verfasserstrophe" als Autoren des Liedes ausgeben und die nach eigenem Bekunden an der Schlacht nicht teilgenommen, sondern ihre Informationen aus „Zeitungen" bezogen haben, etwas durcheinandergeraten. Die Schlacht, bei der Schwerin sein Leben verlor, fand am 6. Juni statt und endete mit einem preußischen Sieg. Der größte Teil des österreichischen Heeres rettete sich hinter die Mauern der Stadt Prag. Daraufhin faßte Friedrich den Entschluß, die Stadt zu belagern und die eingeschlossene Armee zur Übergabe zu zwingen. Im übrigen entsprechen die mitgeteilten Einzelheiten der historischen Wirklichkeit. Noch am Abend nach der Schlacht ließ Friedrich die Prager Besatzung zur Übergabe auffordern, was zurückgewiesen wurde. Belagerungswerke wurden errichtet, die Beschießung der Stadt entfachte verheerende Brände; Krankheiten, Hunger und Tod bedrückten die verzweifelt standhaltende Bevölkerung. Friedrich war durch geheime Kundschafter[142] über die Situation in der belagerten Stadt genaustens unterrichtet. Die Belagerug dauerte fünf Wochen, ohne daß es den Preußen gelungen wäre, eine Entscheidung herbeizuführen. Endlich nahte das Entsatzheer unter Feldmarschall Daun und schlug die preußische Armee bei Kolin[143] vernichtend.

Beispiel 25
Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag 1757

Worte: J.W.L. Gleim / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder (ges.u.hrsg.v.) Hans Ziegler, S. 288 Nr. 77

1. Was kannst du, Tolpatsch und Pandur,
Soldat und Offizier.
Was kannst du? Fliehen kannst du nur;
Und siegen können wir.

2. Wir kommen; zittre! Deinen Tod
Verkündigt Roß und Mann!
Wir kommen, unser Siegesgott,
Held Friedrich[144] ist voran.

3. Auch mit seiner Heldenschar,
Der Held Schwerin nicht fern,
Wir sehen ihn, sein graues Haar
Glänzt uns als wie ein Stern!

4. Was hilft es, Feind, daß groß Geschütz
Steht um dich her gepflanzt?
Was hilft es, daß mit Kunst und Witz
Dein Lager stets umschanzt.

5. Gehorsam feurigem Verstand
Und alter Weisheit nun,
Stehn wir, die Waffen in der Hand
Und wollen Taten tun.

6. Und wollen trotzen deiner Macht
Auf hohem Felsensitz,
Und deinem Streich, uns zugedacht,
Und deinem Kriegeswitz.

7. Und deinem Stolz und deinem Spott;
Denn diesen bösen Krieg
Hast du geboren: drum ist Gott
Mit uns und giebt den Sieg!

8. Und läßt uns herrlichen Gesang
Anstimmen nach der Schlacht.
Schweig, Leier! Hört Trompetenklang!
Still, Brüder! gebet Acht!

Ein typisches Beispiel autosuggestiver Kriegslyrik. Der Verfasser des **„Schlachtgesangs vor der Schlacht bei Prag"**, Johann Wilhelm Ludwig Gleim, gebürtig am 2.4.1719 in Ermsleben, verstorben am 18.2.1803 in Halberstadt, war ein Mann von friderizianischer Gesinnung, überzeugter Parteigänger Friedrichs II. Seit 1747 als Domse-

kretär tätig war er zu seiner Zeit ein beliebter Anakreontiker[145]. Gleim sieht die Verantwortung für den derzeitigen Krieg natürlich nur beim Feind angesiedelt (Str. 7: „Denn diesen bösen Krieg / Hast du geboren"). Nicht zuletzt aus diesem Grund steht Gott natürlich auf Seiten der Preußen (Str. 7: „drum ist Gott / mit uns und giebt uns Sieg"). Daneben ist es vor allem der Mut und das militärische Geschick der Befehlshaber der eigenen Truppen, allen voran Friedrichs (Str. 2: „Wir kommen, unser Siegesgott, / Held *Friedrich* ist voran"!) sowie des „Helden Schwerin" (Str. 3), das ist Kurt Christoph (seit 1740) Graf von Schwerin, preußischer General, der am 26.10.1684 in Löwitz/Pommern geboren wurde und am 6. Juni bei Prag fiel. Er stand seit 1720 in preußischen Diensten, wurde 1740 General und ist vor allem als Sieger von Mollwitz (im ersten Schlesischen Krieg) in die Geschichte eingegangen. Überliefert ist das enge und vertraute Verhältnis Friedrichs II. zu Schwerin, der ein enger Vertrauter des Königs war, worauf auch in Gleims Lied angespielt wird (Str. 5: „Gehorsam feurigem Verstand / und alter Weisheit nun").
Gleims Feder entstammt auch das folgende Lied:

Beispiel 26
Schlachtgesang vor dem Treffen bei Kollin (18.6.1757)

Worte: J.W.L. Gleim / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 290, Nr. 79

1. Seht, wie sie, die Geschlagenen,
   Noch trotzig Rache glühn!
   Da stehn! Nicht zittern, denken: Geh,
   Geh, Preuße! doch nach Wien.

2. Auf hohen Felsen stehen sie,
   In ihrem Adlernest,
   Hohnlachend, Brüder, sehet sie,
   Sie träumen Siegesfest!

3. Sie wollen, hunderttausend Mann,
   Uns überwinden; ha!
   Auf Friedrich, auf! mit uns hinaus!
   Mit uns, Viktoria!

Beispiel 27
Schlacht bei Collin

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: von Ditfurth, Die historischen Lieder des Siebenjährigen Krieges, S. 27

1. Bei Collin da hat gesieget
   Daun, der edle Kriegsheld:
   Friederich ganz unterlieget
   Ist geschlagen in dem Feld.

2. Prag das ist noch nicht genommen,
   Wie er solches hat geglaubt;
   Ihm ist sein Glück zerronnen,
   Und der Siegeskranz geraubt,

3. Fliehe fort nur eilig wieder
   Friedrich in dein Preußenland,
   Sonsten fällst du noch mehr nieder
   Von des Daunens tapfrer Hand!

4. Auf und laßt uns fortmarschieren,
   Vor das Prag nun zum Entsatz!
   Friedrich muß das Spiel verlieren
   Hat allhier mehr keinen Platz.

Nach der schweren Niederlage bei Kolin, östlich von Prag am 18.7.1757, einem der schwärzesten Tage für das Preußen unter Friedrich II,, mußten die Preußen die Belagerung Prags aufgeben und das nördliche Böhmen räumen. Friedrichs Hoffnungen, den Krieg schnell beenden zu können, waren mit dieser Niederlage jäh dahin. Friedrich hatte mit einem überaus gewagten Angriff nicht nur die Entsetzung Prags verhindern wollen. Ein Sieg bei Kolin hätte vielmehr seine volle Überlegenheit über die Österreicher bewiesen und auf die Reichsstände gewirkt, die jetzt ihre Truppen gegen ihn aufboten. Die Franzosen hätten es sich ebenfalls noch einmal überlegt, ob sie wirklich gegen ihn marschieren sollten, die Schweden hätten gezögert, sich gegen Pommern in Marsch zu setzen, und vielleicht wären sogar die Russen zurückgeschreckt. Deshalb hatte er bei Kolin angegriffen – in dem stolzen Gedanken, daß er bisher noch in jeder Schlacht den Sieg davongetragen hatte – aber nun war dieses Kolin vielleicht der Anfang vom Ende.
Zunächst hatte es für die preußischen Truppen dabei durchaus hoffnungsvoll ausgesehen. Gegen Dauns 54.000 Mann, ein Drittel davon Reiter und darunter wiederum drei sächsische Schwadronen, die darauf brannten, mit den Preußen abzurechnen, und 145 Geschütze konnte Friedrich zwar nur 20.000 Mann Infanterie und 14.000 Reiter sowie 90 Geschütze in die Schlacht führen, doch verlor der österreichische Befehlshaber zunächst den Kopf und befahl seinen Truppen schon den Rückzug. Dieser hatte schon begonnen, da wehrten sich Generale und Oberste

gegen dieses Zurückgehen und stimmten Marschall Daun um. Drei sächsische Reiterregimenter brachen ohne einen Befehl abzuwarten los und stürzten sich mit Todesverachtung auf die Preußen. Sie gaben kein Pardon und hieben alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Tausend Potsdamer Grenadiere hielten noch stand, die einmal den langen Kerls angehört hatten. Als alle anderen schon geflohen waren, schossen sie immer noch und wehrten sich anschließend mit dem Bajonett gegen die anstürmenden Österreicher, bis auch sie schließlich tot auf der Erde lagen. Zu den Opfern von Kolin zählten auch der General von Krosigk, die Obersten von Lepel, Herwarth von Bittenfeld, von Münchow, von Schwerin. Schwer verwundet waren die Generale von Pannwitz, von Ingersleben, von Hülsen, von Manstein, von Manteuffel sowie von Ziethen. Als die Infanterie ins Wanken kam und die Brigade Krosigk von der Übermacht umzingelt wurde, hatte der preußische König immer wieder seine Adjutanten zu dem General Penevaire geschickt, er solle mit seinen Schwadronen losbrechen und setzte sich schließlich, als der erhoffte Entlastungsangriff ausblieb, selber an deren Spitze. Die Kavallerie rückte vor, geriet aber rasch in ein mörderisches Geschützfeuer, dem sie nicht gewachsen war. Dennoch ließ Friedrich die Reiterei weiterhin vorrücken, bis er sich schließlich nur mehr in Begleitung seiner Adjutanten befand. Erst jetzt ließ er den Rückzug befehlen. Die preußische Kavallerie hatte zwar nur ein Zehntel ihrer Stärke eingebüßt, doch hatte die Infanterie zwei Drittel auf dem Schlachtfeld verloren. Nachdem Friedrich zunächst völlig verzweifelt war, hatte er sich schon am nächsten Tag wieder weitgehend in der Gewalt. So schrieb er am Abend des 20. Juni:
„Ich bin heute ohngeachtet des großen Unglücks mit klingendem Spiel und der größten Fiertät (Gepränge) um drei Uhr von Prag aufgebrochen. Bei unserem Unglück muß unsere gute Contenance (Haltung) die Sache soviel wie möglich reparieren. Das Herz ist mir zerrissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen".[146]
In dem Lied Gleims, **„Schlachtgesang vor dem Treffen bei Kollin"**, das noch vor der preußischen Niederlage entstanden ist, gibt der Verfasser seinen Hoffnungen auf einen glänzenden Sieg Friedrichs Ausdruck. Zwar hätten die Verteidiger Prags die Stadt halten können und lachten den Belagerern ob ihrer bisher vergeblichen Bemühungen Hohn, doch würden die preußischen Soldaten, mit Friedrich an der Spitze das heranrückende Entsatzheer schlagen und die Stadt und die Festung letztendlich erstürmen.
In der **„Schlacht bei Collin"** dagegen wird die preußische Niederlage im Treffen bei Kolin von österreichischer Sicht aus kommentiert. Friedrich ist dem *„edlen Kriegshelden Daun"* unterlegen, der ihm den *„Siegerkranz geraubt"* hat (Str. 1 u. 2). Dem Preußenkönig wird der gute Rat gegeben, Böhmen schleunigst zu verlassen und sich in die preußischen Stammlande zurückzuziehen, da Daun ihm ansonsten weitere Niederlagen bereiten werde (Str. 3). Die letzte Strophe bezieht sich auf den Entsatz von Prag, welches sich durch den österreichischen Sieg von der feindlichen Besatzung befreit sah.

Beispiel 28
König aus Preussen, was bildest dir ein

Worte: Anonym, vermutlich Linz ca. 1758/59 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Klier, S. 34 Nr. XII

1. König aus Preussen, was bildest dir ein,
   Daß du in Sachsen gefallen bist ein?
   Meinst vielleicht, Römischer Kaiser zu wern,
   Nein, die Cron soll dem Prinz Johann zukehrn.

2 Du schleichst in Böhmen um, es ist ein Grauß,
   Meinst du findest bey Glatz schon hinaus,
   Aber Nadasti, der hat dich gut kennt,
   Hat dir aldorten den Paß gleich verrent.

3. Glatz, Neuß, Breslau seynd drei schöne Ort,
   Aber die Oesterreicher jagen dich fort,
   D' Ungarn, Croaten, die greiffen gut an,
   Weil's General Nadasti gut anführen kann.

4. General Daun, ein tapferer Held,
   Er hat den Prinz Bevern geschlagen in Feld,
   Er hat es gethan, und hat es probirt,
   General Nadasti hat auch mit schargirt.

5. Dort auf dem weissen Berg hast dich postirt,
   Und auf die Prager-Stadt bräv bombardirt.
   Schiest auf die Häuser, die Vestung last seyn,
   Denkst, du willst bauen, wannst kommest hinein.

6. Du hast zwar schöne Leut, wann mans betracht,
   Aber die mehrsten mit Gwalt darzu bracht,
   Ja, ja, mein König, du wirst es noch sehn,
   Wann dir die mehrsten davon desentern.

7. Vivat, Maria Theresia soll leben,
   Auch die Prinzen und Prinzeßinnen darneben,
   Und der römische Kaiser insg'samt,
   Auf daß wir den Feind bald jagen aus dem Land.

Worterklärungen
zukehrn = zugehören / desentern = desertieren

Der Verfasser kommentiert die Ereignisse zu Beginn des Siebenjährigen Krieges aus österreichischer Sicht. Es ist die Rede vom Überfall auf Sachsen im Sommer 1756, vom böhmischen Feldzug im Frühjahr und Sommer 1757, der nach der erfolglosen Belagerung von Prag und der Schlacht bei Kolin mit dem preußischen Rückzug endete. Friedrich wandte sich daraufhin nach Westen gegen die Franzosen und die Reichsarmee, die er am 5.11.1757 bei *Roßbach* besiegen konnte. Währenddessen waren die Österreicher unter Daun in Schlesien einmarschiert und eroberten am 12.11. die Feste Schweidnitz. Am 22.11. wurde der Herzog von Braunschweig-Bevern bei Breslau geschlagen und kurz darauf gefangengenommen. Breslau ergab sich und wurde von den Österreichern besetzt. Bei dem im Lied genannten „Nadasti" handelt es sich um den Feldmarchall und Ban von Kroatien Franz Nádasdy (1708-1783). Die Schilderung der Ereignisse folgt nicht der chronologischen Reihenfolge: das Bombardement von Prag lag zeitlich vor der Einnahme Breslaus.

Beispiel 29
Lusti Curäschi

Worte: Anonym, nach 1757 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Klier, S. 37f., Nr. XI

1. Lusti Curäschi,
   Heunt ist mein Jährl aus,
   Bauer, richts Läschi
   Und zahl mi aus,
   Ich dien, mein Aichel, kein Bauern nicht mehr,
   Will ein Soldaten abgeben,
   Ist ja ä besseres Leben,
   Und bin ä Herr.

2. Allwä nur lustig,
   Bauer, zehl's Geld aufn Tisch,
   Ich bin schon giftig,
   Wills wagen frisch,
   Will mit dem Preußen eins rauffen herum,
   Bis ich Schläg oder Geld
   Draussen im weiten Feld
   Zur Beut bekomm.

3. Dann den Preussen
   Scheuch ich kein Teuffel nicht,
   Zittern ihm d' Hosen,
   Wenn er ein Croaten sieht,
   Der mit Curäschi wie Teuffel drein haut.
   Man weiß vor Chotzemitz,
   Wies ihm dort gangen ist,
   Wer häts entraut.

4. Den Preussen schwör ich
   Bei meiner Treu,
   Es wird ihn reen,
   Ich schwör ihm glei,
   Er muß mit mir tanzen als wie ich ihm pfeif,
   Ich schlag ihn, daß ihm graust,
   Wann ich mit meiner Faust
   Ihn einmal ergreif.

5. Man kennt die Teutschen,
   Was sie für Brüder seyn,
   Wie sie zupeitschen
   Und schlagen drein.
   Solt auch nichts regnen als Feuer und Bley,
   Stehn sie doch Mauer-fest,
   Wehren sich aufs allerbest,
   Seynd frisch darbey.

6. B'hüt dich Gott, Gredl,
   Jetzt reis ich schon darvon,
   Gilts gleich mein Schedl,
   Was ligt daran,
   Will mir das Glück, daß ich bekomm bräv Beut,
   Sollst du mein Weiberl sein,
   Und ich der Riepel dein,
   Bis der Tod scheidt.

7. Johannes-Seegen
   Ällo Wirth, Wein herauf,
   Bin schon verwegen,
   Es gilt eines drauf,
   Der Königin Soldaten zu Fuß und zu Pferd
   Sollten bräf schlagen drein,
   Und alzeit siegreich seyn,
   Vivat, es wird!

Worterklärungen
Läschi, Laschi = Geld (nach Schmeller I,1520 von l'argent; Schmeller zitiert Zeile 3 und 4 des Liedes ohne Quellenangabe) / mein Aichel = „vermutlich ein verkapptes mein Aid", Beteuerungsausdruck (Schmeller I, 23) / wer häts entraut = wer hätte es nicht vermutet („en-" ist eine alte Verneinungspartikel; vgl. Schmeller I, 636) / Johannes-Segen = „Wein, gesegnet in St. Johannis Namen, der das Gift ohne Schaden getrunken. Man pflegt solchen *Johannissegen* an St. Johann des Evangelisten Tag, auch bei Hochzeitsfeyerlichkeiten, auch wol beym Urlaubnehmen vor weitern Reisen zu trinken" (Schmeller I, 1206)

Die dritte Strophe ermöglicht eine zeitliche Zuordnung von **„Lusti Curäschi"**: das Dorf „Chotzemitz" (= Chocenic) liegt westlich von Kolin. Hier am 18. Juni 1757 erlitt Friedrich seine erste Niederlage, die ihm den Nimbus der Unbesiegbarkeit raubte, gegen die Österreicher, die von Marschall Daun geführt wurden. „Der kriegslustige Bauernknecht Riepel (Ruprecht) nimmt Abschied von seinem Dienstgeber, dem Mädchen Gretl und den bisherigen Kameraden. Die Absicht des ungenannten Verfassers ging wohl dahin, die Werbung zu unterstützen".[147] Wir haben es hier also mit einem österreichischen Propagandalied aus den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges zu tun.
Die österreichischen, die sie unterstützenden französischen Truppen , sowie ein auf Befehl des Reichstages aufgestelltes Reichsheer hatten den Auftrag, nach der schweren Niederlage Friedrichs bei Kolin die Preußen nunmehr auch aus Sachsen zu vertreiben und die Elbefestungen zu nehmen. Friedrichs Lage angesichts der feindlichen Übermacht, darüberhinaus in einem ausgesogenen und verheerten Land, das keine geregelte Versorgung seiner Truppen zuließ, war keineswegs beneidenswert. Das preußische Heer teilte sich auf dem Rückzug auf, wobei die Armee am rechten Ufer der Elbe unter August Wilhelm, dem Prinzen von Preußen, die die Lausitz und Schlesien verteidigen sollte, geschlagen wurde und fast die Hälfte ihrer 30.000 Mann einbüßte. Der preußische König hatte erneut die wirkliche militärische Lage auf dem rechten Elbufer verkannt und sich die Aufgabe, die er seinem militärisch unbegabten Bruder zugewiesen hatte, als zu leicht vorgestellt.
Nunmehr war auch Berlin direkt bedroht. Am 14. Oktober marschierte ein österreichisches Korps von – dem Vernehmen nach – etwa 20.000 Mann unter dem Feldmarschallleutnant Hadik auf die preußische Hauptstadt los, dem der Berliner Stadtkommandant von Rochow mit seinen knapp 4500 Mann kaum etwas entgegenzusetzen hatte. Zwar war Fürst Moritz von Anhalt, der Sohn des alten Dessauers, zur Rettung der Stadt unterwegs – aber in dem Wettlauf nach Berlin war ihm Hadik zwei Tage voraus. So wurde die Preußenmetropole aufgegeben. Nachdem die Österreicher, die mit nur 1200 (!) Mann in Berlin eingerückt waren, nach dem Kassieren von 215.000 Kontributionstalern wieder abgezogen waren, und Berlin wieder in den Besitz der Preußen gelangt war, zog Friedrich II. sämtliche Regimenter, die er zum Schutze der Stadt in Marsch gesetzt hatte, wieder ab und ließ sie bei Roßbach, einem kleinen Dorf zwischen Merseburg und Weißenfels Aufstellung nehmen.
In der Folge gelang seinem Feldherrngeschick, der Disziplin seiner Truppen, vor allem aber durch das Eingreifen des Reitergenerals Friedrich Wilhelm von Seydlitz, „des wahren Siegers von Roßbach", von dessen Angriff die folgenden Zeilen berichten

Hervor mit seiner Reiterei
Brach Seydlitz mörderisch
Welch ein Gemetzel, welch Geschrei:
Wer kann, der rette sich.

die vollständige Niederwerfung und Zerstreuung der Feinde, obwohl er die Hauptarmee in Schlesien zurückgelassen hatte und mit nur 20.000 Mann durch Sachsen marschiert war, um den Franzosen und der Reichsarmee den Weg über die Elbe und nach Berlin zu verlegen und sie zu einer Schlacht zu zwingen, ehe sich alles ins Winterquartier verkroch.

Beispiel 30
Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach (5.11.1757)

Worte: J.W.L. Gleim / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten und Kriegslieder, S. 290ff.

1. Erschalle, hohes Siegeslied,
   Erschalle weit umher!
   Daß dich der Feind, wohin er flieht,
   Vernehme hinter her.

2. Den, welcher unsern Untergang
   In bösem Herzen trug,
   Den schlage, mutiger Gesang,
   Wie Friederich ihn schlug.

3. So, wie ein junger Löwe liegt,
   Und lauert auf seinen Feind,
   Der stolz ist, in Gedanken siegt,
   Ihn leicht zu zwingen meint;

4. So, tapfre Brüder! lagen wir,
   Wir kleiner Hauf im Thal.
   Der Abend kam, da schliefen wir
   Nach langem Marsch einmal.

5. Vom Pulverdonner eingewiegt,
   Und von der Waffen Last
   Ermüdet, schliefen wir vergnügt
   Und hatten gute Rast.

6. Nur Friederich, welcher immer wacht,
   Nur unser Held durchritt,
   Voll Anstalt zu der nahen Schlacht,
   Die Felder, Schritt vor Schritt.

7. Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld,
Bewundern den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

8. Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Herren Krieg,
Er wog, und Preußens Schale sank
Und Östreichs Schale stieg.
9. Der Neid, der neben Thronen sitzt
Im ungetreuen Wien,
Knirscht mit den Zähnen, Rache blitzt
Aus Augen, welche glühn;

10. Der hatte wider deine Macht
Und Weisheit, Friederich!
Der Erde Fürsten aufgebracht,
Gott aber blieb für dich.

11. Nun mögen sie bei ihrem Krieg
Verraten im Gesicht,
Der Himmel gebe solchen Sieg
Dem Ungerechten nicht.

12. Der große Morgen brach hervor,
Und bracht' den großen Tag;
Den Morgengruß in unser Ohr
Trug mancher Donnerschlag.

13. Wir aber hörten kaum darauf,
Wir dachten keinen Tod;
Wir stunden ausgeruhet auf,
Und kochten Morgenbrot.

14. Die Feinde kommen, sagte man,
Wir aber blieben still,
Wir sahn sie kommen, nah heran,
Wir aber blieben still.

15. Denn Friedrich war noch nicht zu sehn,
Bis Moritz sagte: Marsch!
Und allen war er nun zu sehn,
Und alle sagten: Marsch!

16. Aus unser aller Augen stieg
Ein rechter Freudenstrahl,
Wir wurden alle lauter Sieg,
Und lachten ihrer Zahl.

17. Wir liefen alle Mann bei Mann,
Ein jeglicher ein Held!
Als wollten wir, bergab, bergan,
Durchlaufen alle Welt.

18. Was meinte da der dumme Feind?
Er meint', es wäre Flucht,
Spricht sich einander, was er meint',
Schwillt auf von Siegessucht.

19. Zieht einen großen halben Mond
Um unsere Flucht herum.
Ruft laut: der Hunde nicht geschont!
Wie dumm war er, wie dumm!

20. Wir liefen auf der Siegesbahn,
Die Friedrich in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan
Den er allein gemacht.
21. Es war ein rechter Wettelauf,
Schnell aber hörten wir:
Halt! richtet euch! marschieret auf!
Steht: plötzlich stunden wir.

22. Mit einem Blick konnt'uns der Feind
Querüber übersehn.
Verspottend sah er uns vereint,
Uns kleinen Haufen stehn.

23. Da dacht' ein witziger Franzos,
Unrühmlich sei die Schlacht,
Sein Ludewig sei viel zu groß,
Zu wenig Friedrichs Macht.

24. Als aber Keith drauf vor uns her,
Der Tapfre, Feuer! rief,
Und Feuer ward; o da war er
Der erste, welcher lief.

25. Was dacht' er doch in seinem Lauf?
Er dacht', erstarrt und stumm,
Der Hölle Rachen thut sich auf,
Lief fort, sah sich nicht um.

26. Welch einen Sieg, o Friederich!
Gab Gott uns bald und du!
Acht Haufen[148] stritten nur für dich,
Die andern sahen zu.

27. Sie stritten, angefeurt von dir
Und Heinrichs Heldenmut,
Er blutete, wir sahn es, wir,
Und rächeten sein Blut.

28. Ja, welcher Donner! welcher Kampf!
Wir speiten Flamm' und Tod;
Wir wandelten in Rauch und Dampf,
Schwarz wie der Höllen Gott.

29. Du, Frankreichs großer Donnerer[149],
Verstummest! rächte sich
An deiner Kunst ein Stärkerer,
War Müller über dich?

30. Hat seines Donners Schlag auf Schlag
Dir nicht ein Haar verbrannt?
Die drohende Kolonne lag
Stracks hingestreckt im Sand.

31. Mit seinem Häufchen Reiterei
Hieb Seydlitz mörderlich;
Welch ein Gemetzel, welch Geschrei,
Wer kann, der rette sich.

32 Franzose, nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmut gebricht's,
Was hilft dir nun dein langes Schwert
Und großer Stiefel? Nichts!

33. Dich jagt' der schwärmende Husar
Mit seinem wilden Blick.
Nur drohend bracht er eine Schar
Gefangener zurück.

34. O, welch ein Schlachtfeld, welche Flucht!
Wo blieb der große Mond[150],
Wo rufen sie voll Siegessucht:
Der Hunde nicht verschont!

35. Willkommen war die dunkle Nacht
Dem Reuter und dem Roß,
Der langsam anfing, seine Schlacht,
Geschwinde sie beschloß.

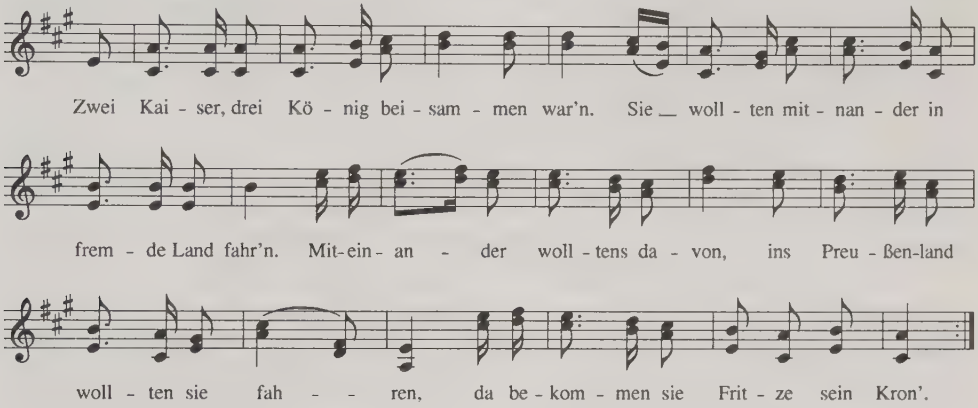
Geradezu euphorisch begrüßt Gleim den preußischen Sieg in der Schlacht bei Roßbach, nachdem sein verehrter König kurz zuvor bei Kolin eine vernichtende Niederlage hatte hinnehmen müssen.
Bei Roßbach lieferte Friedrich II. den Franzosen ein einziges Mal persönlich eine Schlacht. Sein Gegenspieler Charles von Rohan, Fürst von Soubise (1715-1787), Korpsführer unter d'Estrées und General des französischen Heeres, der seine jetzige hohe Stellung der Madame Pompadour zu verdanken hatte, verließ sich weitgehend auf die vermeintliche Übermacht seiner Soldaten und der verbündeten Reichsarmee.[151] Verhängnisvollerweise unterließ es sein Verbündeter, der Befehlshaber der Reichsarmee, Josef Maria Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Feldzeugmeister des Heiligen Römischen Reichs, kaiserlicher und königlicher Feldmarschall und Ritter vom Goldenen Vlies die anliegenden Höhen besetzen zu lassen, von denen man einen freien Ausblick gehabt hätte. „Der Reichsfeldzeugmeister war sich dessen nur zu bewußt, in welchem jammervollen Zustand sich die Truppen befanden, die er zu befehligen hatte. In den einzelnen Kompanien, die von Reichsständen, geistlichen Fürsten, Ländern und Ländchen aufgeboten waren, hatten die durchaus unlustigen Soldaten ganz verschiedenartige Waffen, ja sie waren zum Teil mit Säbeln aus alten Rüstkammern erschienen. Der oberrheinische Kreis hatte seinem Kontingent keine Geschütze mitgegeben, denn sie hätten ja verloren gehen können, und es war kein Geld vorhanden, neue zu beschaffen. Außerdem klappte es mit der Verpflegung nicht, weil jeder Reichsstand für die Soldaten, die er ins Feld schickte, selbst sorgen mußte, und so hatten viele der armen Kerle seit fünf Tagen kein Brot mehr gesehen. Daheim waren sie aus den Betten geholt oder geschnappt worden, als sie sonntags aus der Kirche kamen, dann hatte man sie in die Montur gesteckt und in aller Eile mit ihnen exerziert, ohne daß dabei viel herausgekommen war. Mißvergnügt und darauf bedacht, bei der ersten guten Gelegenheit sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, marschierten sie dahin wie ein Aufgebot aus Krähwinkel, ein lebender Beweis, daß das Heilige Römische Reich Deutscher Nation nicht nur staatsrechtlich ein Unding geworden war, sondern auch militärisch. Das waren die Truppen, die Friedrich die Myrmidonen genannt hatte".[152] Hinzu kam die zögerliche Haltung des Heerführers. So kam es, daß man den Feind nicht eher sah, als bis die preußischen Batterien ihre Kugeln in die tiefgestaffelten Marschkolonnen der Franzosen feuerten. General von Seydlitz fiel mit mehreren Regimentern Reiterei über die ungeordneten Massen her und verhinderte einen planmäßigen Aufmarsch. Obwohl Prinz Heinrich mit sechstausend Mann Infanterie den entscheidenden Angriffsstoß führte, gebührt ihm mithin der größte Anteil am preußischen Sieg, da nur sieben preußische Bataillone überhaupt zum Feuern kamen und zwei von ihnen nur zwölf bis fünfzehn Patronen verschossen. Die Verwirrung wurde allgemein und Franzosen und Reichstruppen eilten in wilder und ungeordneter Flucht davon. Während die Preußen nur 549 Tote zu beklagen hatten, blieben auf Seiten des Feindes 3552 Tote zurück. Die Preußen machten 5000 Gefangene, darunter fünf Generäle und 300 Offiziere, und erbeuteten mehr als die Hälfte der feindlichen Geschütze. Schier unermeßlich schien das Kriegsmaterial, das ihnen in die Hände fiel. „Mit den Schäften der Gewehre, die der Feind weggeworfen hat, unterhalten die Grenadiere in dieser Nacht die Biwakfeuer, Was sich von den Franzosen gerettet hat, geht hinter der Werra in die Winterquartiere, und von der Reichsarmee ward nichts mehr gesehen".[153]
Gleims **„Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach"** feiert natürlich zunächst einmal, nachdem er das Ruhelager der preußischen Soldaten in der Nacht zum 5. November geschildert hat (Str. 1 bis 5) das strategische Geschick seines Königs, der – als einziger wach – das Kampffeld durchreitet, um seine Planungen für den nächsten Tag zu treffen (Str. 6). Vom Himmel herab schauen ihm die toten Generale und Kriegshelden Schwerin und Winterfeld zu und heißen sein Vorhaben gut (Str. 7). Vor allem aber ist es der Hergott selber – nach Gleim augenscheinlich wieder einmal auf Seiten der Gerechten – in dessen Hand sich die Wagschale zugunsten Preußens senkt (Str. 9). Gleims Gedicht kann insofern historische Wirklichkeit für sich in Anspruch nehmen, als es der Rolle der preußischen Artillerie Rechnung trägt (Str. 25, 26 bis 30), desgleichen dem Angriff der Seydlitzschen Husaren (Str. 31).[154]

Beispiel 31[155]

Spottlied auf Friedrichs Gegner, 1757

Text und Melodie: Anonym,1757

(Altes gedrucktes Liederbuch, nebst anderen Musikalien in die Erbschaftsmasse der Familie Kretschmann zu Theres 1830 gehörig)



aus: von Ditfurth: Deutsche Volks- und Gesellschaftlieder des 17. und 18. Jhs, Nördlingen 1872, S. 133f

1. Zwei Kaiser, drei König beisammen war'n
   Sie wollten mit'nander in fremde Land fahr'n
   Mit einander da wollten's darvon,
   Ins Preußenland wollten sie fahren
   Da bekommen sie Fritzen sein' Kron'.

2. Sie brachten zusammen viel Roß und Wagen,
   Darzu auch Mannschaft, den König zu verjagen
   Sie hatten ein' frischen Mut.
   Verhofften groß Ruhm und Ehren –
   Die Sache, die war gut.

3. Und als sie waren auf halbem Weg,
   Da begegnet' ihn Fritze schon auf dem Steg,
   Sie schauten sich sauer an:
   Hilf Gott, hilf ew'ger Herre,
   Wir müssen uns greifen an.

4. Darunter da war ein trutz'ger Kumpan,
   Der hatte ein feines Röcklein an,
   Der sprach: „Ick förchte mir nik sähr,
   Brauk nik mein zarte Tägen
   Pack die Könik mit ein Schär".

5. So ziecht er sein bisamet Handschuh an:
   „Trutz wen ick treff in die Feld allhier an".
   Ick werd ihn – Swerinot!
   Rekt tüktik abkuranze,
   Daß er sein mausetot.

6. „Eh foudre, diable vite vite!
   Ick förcht er hält mit still nit,
   Lauft wie ein Has hinweck -
   Die Sieck, die sein dann verlore,
   Fallt in die tiefe Träck".

7. Friederikus der schauet den Hahnen an,
   Weil er so stolz prangieren kann.
   Drauf klopft er bloß auf die Hos,
   Da schweigt der freche Hahne,
   Reißt aus der Musje Franzos.

8. Auweh, auweh? durch Distel und Dorn
   Laufen alle geschwinde so hinten und vorn,
   Die schreien: die Sache, die geht krumm,
   Diable, wir seind verloren!
   Kein einziger kucket mehr um.

9. Der Franzosen Kikeltakel
   Und Windbeutelei
   Ist der Welt itzt zum Spektakel
   Unerhöret neu:
   Sechzigtausend seind geloffen,
   Ehe einer nur getroffen
   Von der Preußen Blei.

Worterklärungen

Eh foudre, diable vite vite = Eh Blitzschlag, Teufel schnell schnell

„Zwei Kaiser, drei König": die Zahl und der Rang der Gegner erhöht den eigenen Ruhm. Der anonyme Lieddichter nennt die große Koalition, die sich im Siebenjährigen Krieg gegen Preußen gebildet hatte. Es handelt sich um Kaiserin Maria Theresia (genau genommen: römische Kaiserin, daneben aber auch noch deutsche (!), böhmische und ungarische Königin), Zarin Elisabeth von Rußland, König Ludwig XV. von Frankreich, Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, der in Personalunion das Königreich Polen regierte, und König Adolf Friedrich von Schweden, der weniger aus eigenem Antrieb handelte,[156] sondern unter dem Druck der „Mützenpartei" in den Krieg getrieben wurde.

Aus dem Kreis der Gegner wird ein Franzose als Spottbild ausgewählt. Mehrere Motive mögen für diese „Bevorzugung" ausschlaggebend gewesen sein: zum einen dürfte das gebrochene Französisch seit der Aufnahme der Hugenotten durch den Großen Kurfürst in Brandenburg-Preußen recht bekannt gewesen sein, zum anderen hatte man als Preuße Grund genug, den Franzosen wegen ihres Frontwechsels an die Seite Österreichs vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Kieges gram zu sein. Letztlich haben geschlagene Gegner im Lied niemals Anspruch auf Mitleid, und die empfindliche Niederlage der Franzosen bei Roßbach mußte das preußische Triumphgefühl und die damit verbundene Spottlust noch steigern.

Spottlieder auf den Gegner waren während des Siebenjährigen Krieges sehr verbreitet bis in gutbürgerliche Familien hinein, wie die, in der der junge Johann Wolfgang Goethe aufwuchs. Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit":

„Kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60.000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite. Mein Vater, von Karl dem Siebenten zum kaiserlichen Rat ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen teilnehmend, neigte sich mit der kleineren Familienhälfte gegen Preußen. Und so war ich denn auch preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten".[157]

Goethes Familie war als Frankfurter Patriziergeschlecht in der Krönungsstadt am symbolischen Brennpunkt der Reichspolitik und bietet ein eindrucksvolles Beispiel für die Anteilnahme des Bürgertums am Kriegsgeschehen.

Spottlieder wie dieses stellen eine sehr typische Form des Soldatenliedes dar; sie sind in allen Epochen sehr häufig anzutreffen und haben die Funktion, durch die Geringschätzung und offene Verhöhnung des Gegners die eigene Position zu überhöhen, dies ein wichtiges psychologisches Mittel, um den Zusammenhalt der eigenen Truppen zu sichern.

Beispiel 32[158]
Spottlied auf Soubise

Worte: Anonym, 1757 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 294 Nr. 81

1. Soubise – bise – bise –
   Ach diese – diese – diese –
   Schläge thun dir weh!
   Und deiner großen – großen –
   Armee Franzosen – zosen –
   Samt der Reichsarmee.

2. Ach wäre – wäre – wäre –
   Ick par honneure – neure –
   Doch gewesen weit,
   Eh mire – mire – mire –
   Fritz so abschmiere – schmiere –
   Wär' von mir gescheit!

Worterklärungen
par honneure = auf Ehrenwort

Das **„Spottlied auf Soubise"** sowie die folgende **„Prostemahlzeit Soubise"** sind zweifellos unmittelbar nach der Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757 entstanden, der einzigen direkten Konfrontation Friedrichs II. mit den Franzosen. Der Eindruck des preußischen Sieges war ungeheuerlich, über die unglücklichen Feldherrn ergoß sich

Hohn und Spott. „Die Pariser Damen haben ein Bild des Preußenkönigs neben ihrem Bett stehen, für die Herren werden Tabakdosen verkauft, die mit demselben Porträt geschmückt sind, und den Schnupftabak bietet man mit den Worten an: ‚Eine Prise für Soubise'?[159]
Außerdem liefen in Paris und Berlin die bösen Verse um:

„Du hoffst umsonst, liebreizende Marquise,
In weiße Laken bettest du Soubise,
So viel du auch vermagst – die Flecken
Wäschst du nicht ab, die seine Stirn bedecken.
Umsonst ist deiner Liebe Fleiß,
Es bleibt doch stets das Wort geflügelt:
Wäscht ihn die Pompadour auch weiß,
So ist es Friedrich, der ihn bügelt".[160]

Beispiel 33
Prostemahlzeit Soubise

Worte: Anonym, 1757 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 294f., Nr. 82

1. Prostemahlzeit Soubise! Wolltet uns traktieren,
So thäten wir Euch zum Frühstück führen,
Ganz fein und delikat.
Das Tischlein war sauber gedeckt;
Wenn das Euch nicht hat gut geschmeckt,
Das ist doch jammerschade.

2. Was ist Euch denn nur angekommen,
Daß Ihr so schnell habt Abschied genommen,
Konfekt nicht 'mal versucht?
Und Eure Prinzen und General'
Die haben verlassen auch das Mahl,
Das Gratias gar geflucht.

3. Ja, ja mein werter Herr Soubise,
Reist zur Madam nur nach Parise,
Die höret gern was Neu's:
„Die Sackermundiös von unsern Mesjös,
Madam, die make die Katz nix bös,
Die seind nur vor die Mäus"!

Beispiel 34
Schlacht bei Leuthen (5.12.1757)

Worte: Anonym, 1757/58 / Melodie: „Ihr Brüder seyd lustig, wir haben gesiegt"[161]
Quelle: von Ditfurth, Die historischen Volkslieder des Siebenjährigen Krieges, S. 48

1. Vivat, es lebe der König von Preußen!
Seine Feinde, die thut er alle zerschmeißen
Mit seinem scharfen Schwert.
Sie seynd daher von allen Enden gelaufen,
Auch Russen, Franzosen, in dicke, dicke Haufen,
Ganz wütherig unerhört.

2. Ach Karol, wärst du davon geblieben,
Und hättest der Geis das Schwänzlein gerieben,
Hättest jetzt nicht den Spott zum Schad!
So kamst du ganz stolz daher gegangen,
Vermeintest den König wol gar zu fangen,
Nebst seiner Wachtparad[162]

3. Also das Schlachtfeld wieder behauptet
Friederikus der Held, wie sehr auch geschnaubet
Der Feind voller Hohn und Spott.
Die tapfern Preußen aber, sie sungen,
Daß es hat die Nacht zum Himmel geklungen:
Nun danket Alle Gott!

Nach der verlorenen Schlacht von Kolin schien die Katastrophe für Friedrich II. bevorzustehen. „Sie seynd daher von allen Seiten gelaufen, auch Russen, Franzosen (…)": Am Niederrhein rückte ein französisches Heer nach Westfalen ein, schlug ein hannoverisches Heer unter dem Herzog von Cumberland und zwang es zur Auflösung; weiter südlich vereinigte sich in Thüringen ein zweites französisches Heer mit der Reichsarmee. Nach dem Gefecht bei Moys gingen die Lausitz und Niederschlesien an die Österreicher verloren, ein österreichisches Erkundungskorps drang sogar bis nach Berlin vor und kassierte dort eine Kriegskontribution. Damit nicht genug marschierten die Russen in Ostpreußen ein und siegten in der Schlacht bei Großjägersdorf, und schließlich waren die Schweden nach Stralsund übergesetzt und unternahmen Streifzüge nach Pommern und nach der Uckermarck. „So war Friedrich an

allen Stellen seines Reichs ohne Ausnahme bedroht, und fast überall standen die feindlichen Heere auf dem Boden seiner Provinzen. Der furchtbaren Übermacht hatte er nur ein kleines, schon zusammengeschmolzenes Heer entgegenzusetzen (...)".[163] Friedrich meisterte diese Krise mit Bravour.

Am Vorabend der Schlacht von Leuthen berief der Preußenkönig seine Generale und Stabsoffiziere zu sich und hielt ihnen eine Rede, um sie für den Entscheidungskampf des kommenden Tages zu motivieren:

„Ihnen, meine Herren ist es bekannt, daß es dem Prinzen Carl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen, und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt, und alle meine darin befindlichen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gesteigert seyn, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oestreicher in dem Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt seyn: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppe, und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich – so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. (...) Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben, und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager, und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben".[164]

Mit Hilfe einer „schiefen Schlachtordnung" errangen die preußischen Truppen einen vollständigen Sieg über die zahlenmäßig weit überlegenen Österreicher,- es standen etwa 33.000 Preußen 65.000 Österreichern gegenüber –, die ihr Heil in zielloser Flucht suchten: „ (...) ganze Bataillone werfen die Gewehre von sich, und alles eilt dem schützenden Abschnitt der Weistritz zu. Mitte und linker Flügel folgen, als nun die preußische Infanterielinie von Süden her wieder vorrückt, um mit Bajonetten und Kolben nachzuhelfen, wo noch ein Versuch gemacht wird, standzuhalten. Einen Augenblick wähnten die österreichischen Führer, zwischen Frobelwitz und Lissa eine neue Verteidigungslinie herstellen zu können, aber die Ausführung scheitert beim ersten Versuch. (...) Unaufhaltsam drang die siegreiche preußische Kavallerie nach in den wirren Strudel der Flüchtigen".[165]

In der Nacht nach der Schlacht sangen die Soldaten auf dem Marsch von Leuthen nach Lissa den volkstümlichen Choral:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden".

Leuthen gilt als ein Paradestück friderizianischer Kriegsführung. Napoleon urteilte: „Diese Schlacht ist ein Meisterstück von Bewegungen, Manöver und Entschlossenheit; sie allein würde genügen, Friedrich unsterblich zu machen und ihn in die Reihe der größten Generale zu stellen".[166]

Der Spott des Liedes **„Schlacht bei Leuthen"** trifft vor allem Prinz Karl von Lothringen, der im Vertrauen auf die eigene Überlegenheit unbedachterweise vor der Schlacht hatte verlauten lassen, er werde mit der „Berliner Wachparade" sehr schnell fertig werden. Auf diesen Ausspruch Karls spielt ein damals sehr verbreiteter und populärer Spottvers an:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachparade
Noch einmal 80.000 Mann".[167]

Auch das folgende **„Spottlied auf Prinz Karl"** spielt auf den unvorsichtigen Ausspruch Karls von Lothringen an.

Beispiel 35
Spottlied auf Prinz Karl

Worte: Anonym, 1757/58 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 297f., Nr. 85

1. Die Berliner Wachparad' –
Rototumtum – Wachparad' –
Karlchen, giebt dir einen Rat –
Rototumtum – einen Rat:
Laß dich künftighin nicht mehr,
Mehr, mehr mit ihr ein,
Denn sie schaffet dir Beschwer,
Daß du ganz labet mußt sein.
Rototumtum tum tum tum

2. Friederikus, lieber Prinz –
Rototumtum – lieber Prinz –
Zahlet Kapital und Zins –
Rototumtum – Zins und Zins –
So du ihme, wie zum Schreck,
Aufgekündigt dieser Zeit,
Und verhofft, er laufe weck,
Jagest ihn Gott weiß wie weit.
Rototumtum tum tum tum.

3. Karlchen, 's geht nicht so geschwind –
Rototumrum – so geschwind –
Solches Prahlen ist nur Wind –
Rototumtum – Wind und Wind –
In die Flanken fährt er dir,
Dir, dir, daß du wankst,
Nimmst der Hasen ihr Panier,
Der zu siegen doch verlangst.
Rototumtum tum tum tum

4. Kennst du itzt die Wachparad' –
Rototumtum – Wachparad'?
So sich kecklich unterstaht –
Rotoumtum – unterstaht –
Daß sie dir dein Konto streicht,
Streicht mit dem Schwert,
Und dir einen Kehraus geigt,
Wie ein solches Prahlen wert.
Rototumtum tum tum tum.

5. Vivat! Friederikus siegt –
Rototumtum – siegt und siegt –
Über alle seine Feind',
Rototumtum – seine Feind' –
So herschickt die ganze Welt
Auf uns Preußen allzugleich.
Friederikus, starker Held,
Dein Ruhm geht ans Sternenreich!
Rototumtum tum tum tum.

Beispiel 36
Friedrich der Große und Daun

Worte: Anonym, 1757/58 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hildebrand, Soltaus Historische Volkslieder 2. H.

1. Vivat! Jetzt geht's ins Feld
Mit Waffen und Gezelt,
Mit Waffen und mit meiner Kron'
Zum Streiten in die Welt.

2. Und Friederich der Große
Er zeigt's den Feinden an,
Er reiset dann gen Sachsen aus,
Zwei Schwerter in der Hand.

3. General Daun der steht vor Prag.
Und der ist wohl postiert,
Und Friedrich rückt in Böhmen ein
Und wird schon attakiert.

4. O Held, o Held, sprach Friederich,
O Held, wo steht dein Sinn?
Ich nehm' dir dein Geharnisch weg
Und dein' Kanonen all.

5. In drei Kolonnen aufmarschiert!
Der König geht voran,
Er giebt nun aus das Feldgeschrei,
Und kommandiert: heran!

6. Schlagt an, schlagt an, schlagt alle an,
Schlagt an in schneller Eil,
Und weichet nicht von diesem Platz,
Bis sich der Feind zerteilt.

7. Groß Wunder ist's zu sagen,
Was Fredrich hat gethan,
General Daun der ist geschlagen
Mit hunderttausend Mann.

In diesem Lied ist der Gegenspieler Friedrichs der österreichische Heerführer Leopold Joseph Graf Daun (1705-1766), nach 1748 Reorganisator des österreichischen Heeres, ab 1752 Gründer und Leiter der Militärakademie in der Wiener Neustadt und ab 1762 Präsident des Hofkriegsrats in Wien. Der überaus vorsichtige Stratege Daun brachte Friedrich II. im Siebenjährigen Krieg bei Kolin, Hochkirch und Maxen in eine schwierige Lage, zögerte aber – übervorsichtig – dann jeweils mit der Ausnutzung seiner Erfolge. 1760 sollte er Friedrich bei Torgau unterliegen.

Beispiel 37
Nach der Bataille bei Lissa

Worte: Anonym, 1757 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 299f., Nr. 87

Friedrich tanzte jüngst bei Collin
Und fiel im Tanzen nieder,
Jedoch er fiel nicht ganz dahin,
Er steht und tanzt schon wieder:
Bei Roßbach eine Menuett
Bei Lissa hielt er ein Ballet.
Theresia fiel nieder
Und tanzt seitdem nicht wieder.
Theresia ist frei,
Behutsam, willig, schlau,
Jedoch bei alledem
Ist sie nur eine Frau.

Elisabeth ist mild
Anhaltsam und geschwind
Jedoch wie alte Jungfern sind.
Die Bombadour ist keusch
Und redt nicht selten dumm.
Tres faciunt collegium.
Wenn unser großer Friedrich kömt
Und klatscht nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee
Noch mehr als die Franzosen.

Die **„Bataille bei Lissa"** bezieht sich auf den glorreichen Sieg Friedrichs gegen die vereinte Übermacht von Österreichern, Russen und Franzosen bei Leuthen am 5. Dezember 1757, wobei Friedrich hier nach Auffassung des unbekannten Verfassers nach dem Menuett von Roßbach „die Puppen hat tanzen lassen". Die gegnerischen Armeen werden hier mit ironischem Spott in Maria Theresia, der russischen Zarin Elisabeth sowie der Pompadour, der Maîtresse des französischen Königs Ludwigs XV., die großen Einfluß auf ihren Geliebten hatte, vorgestellt. Friedrich der Große hat sich hinsichtlich der genannten Damen zu Beginn des Siebenjährigen Krieges einmal wie folgt geäußert: „Gestehen Sie, meine Herren, mir geht es recht sonderbar! Man weiß, wieviel Respekt ich vor den Damen habe und daß ich diesen niemals außer acht setze. Und doch bin ich zu offenem Kriege mit ihnen verdammt. Sie sehen mich gegen die drei galantesten Damen Europas im Felde liegen, gegen die Kaiserin Elisabeth in Petersburg, gegen die Kaiserin Maria Theresia in Wien und gegen die Marquise de Pompadour in Versailles. Und was habe ich ihnen gethan? Können Sie sich etwas Widersinnigeres denken? Die drei ersten H... Europas thun sich zusammen und bekämpfen bis aufs Messer einen Mann, der ihnen höchst gleichgültig sein sollte".[168]

Beispiel 38
Spottlied auf die Franzosen 1758

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 298f., Nr. 86

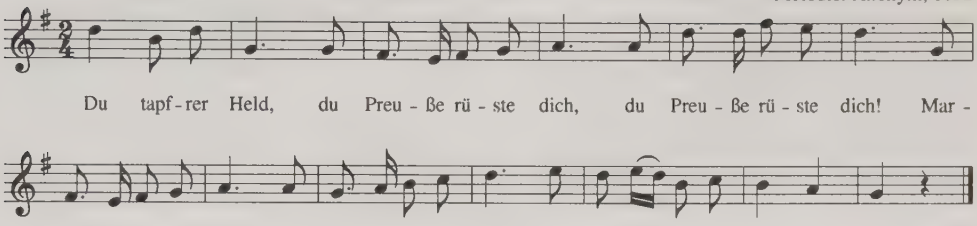
1. Lutchen, Lutchen, laß dir sagen:
   Deine Prinzen woll'n wir jagen
   Daß sie kriegen die Schockschwerenot!
   Deinen Clermonts und Soubisen,[169]
   Ist der Weg schon mal gewiesen,
   Hat's zum andernmal keine Not.
2. Meinst, dein allerliebste Prinzen,
   Können schon mit Augenblinzen
   Preußen in die Pfanne hau'n?
   Ha ha ha? Das ist zum Lachen!
   Gott ist stark zwar in den Schwachen,
   Aber nicht in solchen Pfau'n.
3. Für die Prinzen von Pomade,
   Wär'es doch auch jammerschade,
   Wenn man sie so strapaziert.
   Mit dem Spielen und Maitressen,
   Ist es besser auch gesessen
   Als wo Friedrich kommandiert.
4. Na, so kommt mal her, laßt schauen,
   Wie ihr's Pulver nun könnt verdauen,
   Aber nehmt euch wohl in Acht!
   Denn nochmalen ihr Herrn Franzosen,
   Klopfen wir euch so die Hosen,
   Daß der Teufel selber lacht.

Die Nennung des Namens von Clermont in der ersten Strophe des **„Spottliedes auf die Franzosen"** läßt vermuten, daß der Text im Sommer 1758 nach dem Gefecht vom 23. Juni bei Krefeld verfaßt wurde, wo die Franzosen unter General Clermont eine empfindliche Niederlage einstecken mußten.

Beispiel 39

Kriegslied der Preußen im Siebenjährigen Kriege 1758

Text: Anonym, 1758
Melodie: Anonym, 1852



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 142, Nr. 331

1. Du tapfrer Held,
Du Preuße rüste dich,
Marschiere in das Feld,
Du tapfrer Held!

2. Die Bäume blühn,
Der Wind ziert das Gras:
Komm laßt uns nicht verziehn!
Die Bäume blühn.

3. Marschieret fort!
Marschieret und geht von hier
Wol an ein'n andern Ort!
Marschieret fort.

4. Ergreift das Schwert
Und nehmt die Flint zur Hand!
Und treibt die böhmsche Herd!
Ergreift das Schwert!

5. Frisch auf, Soldat!
Dein König ist bei dir,
Und wagt es in der That:
Frisch auf, Soldat!

6. Was Friedrich will,
Muß alles wohl ergehn;
Doch Alles in der Still,
Was Friedrich will.

7. Die Reichsarmee
Hat Friedrich bezahlt,
Das sie ruft Ach und Weh!
Die Reichsarmee.

8. Ach bleibt zu Haus,
Ihr Kinder aus dem Reich!
Was treibt euch denn raus?
Ach bleibt zu Haus!

9. Nehmt euch in Acht,
Für's Preußen Listigkeit;
Er kommt mit kleiner Macht,
Nehmt euch in Acht!

10. Wir lachen schon,
Daß ihr euch habt postiert,
Wollt streiten für die Kron:
Wir lachen schon.

11. Erschrecket nicht,
Wenn Frankreich kommen will,
Und Rußland auch aufbricht;
Erschrecket nicht.

12. Der Adler wetzt
Im Grimm und voller Wuth
Sein'n Schnabel wohlgemuth
In Frankreichs Blut.

13. Sie stunden fest
Bei Micheln und Roßbach
Mit achtzig-tausend Gäst;
Sie stunden fest.

14. Es wird nun kalt,
Franzose, packe dich.
Wenn die Kanone knallt;
Es wird nun kalt.

15. Victoria!
Der Preußisch' Adler siegt,
Bald hier, bald dort, bald da:
Victoria!

Der Text spielt offensichtlich auf den Feldzug des Jahres 1758 an, den Friedrich II. im Frühjahr („die Bäume blühn") mit einer Offensive gegen Mähren eröffnet. Die Schlacht bei Roßbach war vor einem halben Jahr siegreich für Preußen beendet worden; Micheln (Mücheln) ist der Nachbarort von Roßbach.
Auffällig ist der überhebliche Spott auf die Reichsarmee. Der Hintergrund ist folgender: Anfang 1757 hatte die Mehrheit der Regensburger Reichstagskollegien als Antwort auf den Präventivschlag Friedrichs gegen Sachsen die Reichsbewaffnung und Exekution gegen Preußen beschlossen. Die daraufhin aufgestellte Reichsarmee war ziemlich buntscheckig zusammengewürfelt und militärisch schlecht organisiert und wurde zusammen mit den Franzosen bei Roßbach vernichtend geschlagen.
Dem Lied eignet ein chauvinistischer Grundton. Es sollte den ausziehenden preußischen Truppen neuen Kampfgeist verleihen. Das missglückte Bild des preußischen Adlers, der seinen Schnabel im Franzosenblut wetzt (!) spricht nicht gerade für die literarische Qualität des Liedes.

Beispiel 40
Schlacht bei Zorndorf (25.8.1758)

Worte: Anonym, 1758 / Melodie: Was hilft dir Mensch dein Ungeduldt[170]
Quelle: von Ditfurth, Die historischen Volkslieder des Siebenjährigen Krieges, S. 38f.

1. Victoria! Der zehnte Sieg,
   Gott lob, der ist gescheh'n!
   Nein, Friedrich wird nicht unterdruckt,
   Gott hat ihn viel zu schön geschmuckt
   Mit Weisheit, Muth und Kraft.

2. Vier Mächte wider Friedrichs Arm
   Von großer Anzahl sind;
   Jedoch er hat den frechen Schwarm
   Der Neider überwindt.
   Er ging aus Böhmen in die Mark,
   Die Russen waren stolz und stark
   In Preußens neue Mark.

3. Seht Friedrich kommt mit großer Macht,
   Dringt Feindes Glieder ein;
   Er wirft sie nieder in der Schlacht,
   Die Reuter hieben drein,
   Der König schont sich selber nicht,
   Seht, wie er in die Feinde bricht,
   Sein Schwert trennt Muth und Macht.

4. Der Höchste läßt durch diesen Krieg
   Viel große Wunder seh'n.
   Friedrich schont nicht der Kugeln Saat,
   Sein Kriegesvolk that Heldenthat,
   Durch Gott vor's Vaterland.

5. Husar, Kurmärk'r und Pommer stritt
   Mit rechtem tapfern Muth,
   Sein Schwert war roth, auf jedem Schritt
   Floß schwarz Kalmückenblut.
   Hier haut Dragoner, Reuter zwar
   Mit Säbeln scharf in's Feindes Schaar,
   Schlägt ihre stolze Macht.

6. Hier liegt Kopf, Arm und Bein getrennt,
   Zerhaut, zerstreut umher.
   Ja was man noch erschrecklich nennt
   Von Feindes Völker mehr;
   Dort liegt ein Held mit halbem Mund
   Tödlich an seinem Leib verwundt,
   Er ringt schon mit dem Tod.

7. Bei diesem Krieg, Schlacht oder Kampf,
   Durch Stück und Donnerton,
   Erblickt man schwarz den Rauch und Dampf,
   Bis daß die Feinde flohn.

Beispiel 41
Schlacht bei Zorndorf

Worte: Anonym / Melodie: Glück und Heil sey jetzt auf Erden[171]
Quelle: von Ditfurth, Die historischen Volkslieder des Siebenjährigen Krieges, S. 39

1. König Friedrich siegt schon wieder,
   Groß mit Muth und Tapferkeit,
   Dringt in Feindes Macht und Glieder,
   Als ein Held zum Kampf und Streit,
   Hier schlägt Friedrich Rußlands Schaaren,
   Ihre stolze Kriegespracht,
   Die Anzahl viel tausend waren,
   Jetzt in dieser großen Schlacht.

2. Hier liegt Kopf und Arm getrennet,
   Leib und Bein zerstreut umher,
   Ja was man erschrecklich nennet
   Liegt von Feindes Völkern mehr;
   Ach, was hört man hier von Klagen,
   Schrecken stürzt den größten Muth:
   Hier muß der Beherzte zagen,
   Hier erstarrt das Herz und Blut.

3. Hier schießt Feuer, Mordmetallen,
Donner, Blitz, Kanonenknall;
Hier sieht man viel Menschen fallen
Ganz erschrecklich überall.
Was vor Schmerzen, Angst und Plagen,
Jammer, Schrein und große Noth!
Man hört viel Bleßierte klagen,
Die schon ringen mit dem Tod.

4. Was noch lebt, muß flüchtig werden,
Regimenter fliehn zertrennt,
Viele stürzen noch zur Erden,
Weil der Sieger nach ihm rennt.
O was für ein ängstlich Wimmern,
Großes Schreien, Angst und Noth,
Pferde gehen auf Leichentrümmern,
Es regiert der bittre Tod.

5. Friedrichs muntre Kriegeshelden
Tapfer Fußvolk, Grenadier,
Von den kann man itzo melden,
Und die Herren Officier,
Wie sie ritterlich gestritten
Und den Feind hier nicht geacht,
Musquetier, die viel gelitten,
Dragoner, Reuter, Sieg gebracht.

Beispiel 42
Schlacht bei Zorndorf

Worte: Anonym / Melodie: Alle Welt schaut itzt vergnügt[172]
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 300, Nr. 88

1. Habt ihr'n Fritz noch nicht gekennt,
Ihr mordbrennerischene Russen,
Er itzt also euch anrennt,
Daß ihr habt ein rechte Buße,
Und der Kitzel wird vergehn,
Nochmals hier euch umzusehn.

2. Gelt, das ist ein leichters Ding:
Euer Plündern, Rauben, Morden,
Was ihr achtet vor gering,
Als so sein gehauen worden,
Daß darvon das Feld ganz rot,
Viele Tausend liegen tot!

3. Ach, du große Kaiserin,
Seind das deine besten Trümpfe,
Daß du solches Raubgesind
Schickest her! das ist zum Schimpfe
Für dich selbst, und rechte Schand
Ehrlichem Soldatenstand.

4. Wäre Friedrich so wie ihr,
Ließ er rädern euch und spießen,
Daß ihr, wie die wilden Tier',
Euer Mordgelüst müßt büßen;
Aber Friedrich ist ein Held,
Deme solches nicht gefällt.

Den Feldzug des Jahres 1758 eröffnete Friedrich, der sich durch ein Abkommen mit London finanziell sichergestellt sah, mit einer neuen Offensive, diesmal gegen Mähren. Sie blieb indessen vor Olmütz stecken und endete mit dem durch Verlust der Verpflegungszufuhren nötig gewordenen Rückzug in die Ausgangsstellungen. Während des Königs militärisch begabter Bruder Heinrich die Reichsarmee von Sachsen aus in Schach hielt und im Westen Ferdinand von Braunschweig in kühnem Vorstoß über den Rhein am 23. Juni eine französische Armee bei Krefeld schlug,[173] sah sich Friedrich zum erstenmal einer Gefahr aus dem Osten gegenüber, da die Russen sich diesmal nicht mit der Besetzung Ostpreußens begnügten, sondern auf Küstrin marschierten. Damit aber war das brandenburgische Kernland unmittelbar bedroht. Küstrin wurde belagert und beschossen, konnte sich aber halten, bis Friedrich am 21. August mit seiner schlesischen Armee eintraf. Bei Zorndorf kam es zur Schlacht, die Friedrich durch die erneute – schon bei Leuthen erfolgreiche – Anwendung der schiefen Schlachtordnung gegen den zahlenmäßig überlegenen Gegner, wenngleich mit großen Verlusten, für sich entschied. Etwa 36.000 preußischen standen 43.000 russische Soldaten gegenüber. Während Friedrich fast 13.000 Mann verlor, büßten die Russen ca. 18.500 Mann ein. Die drei letzten Lieder sind Kontrafakturen auf andere Melodien; es finden sich inhaltliche Parallelen, z.T. wörtliche Übereinstimungen. Auffällig ist an den Texten die Schilderung der Grausamkeiten der Schlacht. Und in der Tat handelte es sich bei dieser Schlacht um eine der blutigsten und brutalsten des Siebenjährigen Krieges, in der über ein Drittel der preußischen Soldaten den Tod fand. Wir übernehmen die Schilderung von Franz Kugler: „Als nun die Russen in Unordnung ihren Gegnern nachsetzten, gab Seydlitz, den richtigen Moment scharf erfassend, das Zeichen zum Angriff, und augenblicklich stürmten seine Scharen in gesammelter Kraft auf die feindlichen Haufen ein. Jetzt

erhob sich ein fürchterlicher Kampf, der in der europäischen Kriegsgeschichte fast unerhört ist. Denn obwohl die ersten Reihen der Russen niedergeschmettert wurden, so standen die nachfolgenden doch unerschütterlich fest. Auch diese wurden geworfen, aber immer ballten sich neue Massen zusammen, die nicht anders als durch gänzliche Niedermetzelung besiegt werden konnten. Obwohl sie ihre Pulvervorräte verschossen hatten, wichen die Russen nicht. Sie sanken von der Klinge des Gegners durchbohrt nieder. Stundenlang währte dieses Morden. (...) Gefangene waren am Tag der Schlacht von Zorndorf auf beiden Seiten nur wenig gemacht worden. Man hatte Pardon weder gegeben, noch genommen. Man sagt, Friedrich selbst habe es verboten gehabt. Erst am folgenden Tag war eine größere Anzahl der versprengten Russen in die Hände der Preußen gefallen. Die Verluste im ganzen waren sehr bedeutend".[174]

Entscheidend zum Sieg der Preußen hat oftmals – wie auch aus den Liedern 40 und 41 hervorgeht – vor allem die Kavallerie beigetragen, d.h. Friedrich Wilhelm von Seydlitz und Joachim Hans von Zieten. Von Seydlitz geht die Sage, er habe in der Schlacht von Zorndorf den vom König befohlenen Einsatz der Kavallerie gegen die russischen Karrees als zu früh verweigert mit den Worten; „Nach der Schlacht gehört mein Kopf Ew. Majestät. In der Schlacht hoffe ich, ihn noch für Ew. Majestät verwenden zu können".

Beispiel 43
Elegie auf dem Schlachtfeld bei Kunersdorf

Worte: Christoph August Tiedge (1752-1841) / Melodie: unseres Wissens nie vorhanden
Quelle: Kurt Fassmann (Hrsg.), Gedichte gegen den Krieg, München 1961

1. Nacht umfängt den Wald. Von jenen Hügeln
   Stieg der Tag ins Abendland hinab;
   Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
   In den Seen ihren Frieden ab,
   Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
   Wo der Fichtenschatten mich verbirgt;
   Hier soll einsam meine Seele trauern
   Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.

2. Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
   Hüllt mich ein wie eine tiefe Gruft!
   Seufzend, wie das Atmen schwerer Träume,
   Weh' um mich die Stimme dieser Luft.
   Hier an dieses Hügels dunkler Spitze
   Schwebt, wie Geisterwandeln, banges Grauen,
   Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
   Jene Schädelstätte überschauen.

3. O sie können sich nicht mehr verdammen,
   Die hier ruhn; sie ruhen Hand in Hand,
   Ihre Seelen gingen ja zusammen,
   Gingen über in ein Friedensland.
   Haben gern einander dort erwidert,
   Was die Liebe gibt und Lieb' erhält;
   Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
   Weist den Himmel weg aus dieser Welt.

4. Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen.
   Seine Väter sahn die grause Schlacht:
   O sie schlafen ruhig und verträumen
   In den Gräbern jene Flammennacht!
   Von den Hütten, die der Asch' entstiegen,
   Ragt der alte Kirchenturm empor,
   Hält in seinen narbenvollen Zügen
   Seine Welt noch unsern Tagen vor.

5. Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen:
   Aber ruhig wie der große Sinn
   Seiner Stiftung sah er auf die Flammen
   Der umringenden Verwüstung hin.
   Finster blickt er, von der Nacht umgrauet
   Und vom Mondesanblick halb erhellt,
   Über diesen Hügel und beschauet
   Wie ein dunkler Geist das Leichenfeld.

6. Hier der See und dort des Stromes Fluten
   Spiegelten zurück das Todesschwert.
   Dieser Himmel sah das Opfer bluten,
   Dieser Himmel war ein Opferherd;
   Wie ein Bach hat Menschenblut geflossen,
   Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
   Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
   Nach der Heimatgegend hingeblickt.

7. War es Klang von einer fernen Quelle,
   Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
   Oder schwebt Geseufz um jede Stelle,
   Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe brach?
   Ist es Wandeln einer düstern Trauer,
   Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
   Und nun schweigt und wie ein dunkelgrauer
   Nebelstreif im Nachtgeflüster lauscht?

8. Dieser Staub am Wege hing um Seelen.
   Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz.
   Gott! Und hier aus diesen Augenhöhlen
   Starrete zu dir hinauf der Schmerz.
   Welch ein Anblick! Hierher, Volksregierer,
   Hier, bei dem verwitterten Gebein,
   Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
   Deiner Welt ein Friedensgott zu sein.

9. Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt entfürstet
In die Stille niederlegen wird.
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Graun!
Ist es denn so herrlich, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubaun?

10. Einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück.
Cäsar fiel an einem dunklen Tage
Ab vom Leben wie entstürmtes Laub,
Friedrich liegt im engen Sarkophage,
Alexander ist ein wenig Staub.

11. Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt:
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stillesteht und sinnt.
Katharinens Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bessre retten ihre Gruft und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

12. Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme
Wie ein Strahl der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegenspricht:
Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt.
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt.

Ein wunderschönes Beispiel echter Friedenslyrik. Christoph August Tiedge, zu Beginn des Siebenjährigen Krieges gerade erst vier Jahre alt, nimmt einen Besuch in Kunersdorf zum Anlaß, der dortigen blutigen Schlacht am 12. August 1759 zu gedenken und sich, eingedenk einmal der sinnlosen Opfer sowie der Vergänglichkeit des Lebens an sich, grundsätzlich ablehnend zu jeglicher Kriegshandlung zu äußern.

Beispiel 44
Schlacht bei Kunnersdorf

Worte: Anonym, 1759 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 301f., Nr. 89

1. Friedrich, ob auch schon was krumm
Gehen im Felde unser Sachen,
Annoch stürzt nicht Alles um,
Und wird schon sich besser machen.
Glaubes dieses sicherlich
Kommt es wiederum zum Schlagen,
So verschaffen wir dir ein Sieg
Daß dir soll das Herze lachen.

2. Blitz und Donner Hagel schlag
Gleich darein, wenn wir nicht siegen,
Und den Laudon für den Tag
Und sein Prahlen unterkriegen!
Wär' der wie ein Teufel klug,
Und hätt' Stärke auch desgleichen,
Solches ist noch nicht genug,
Uns ins Hasengarb zu scheuchen.

3. La- la- la- la- Laudon soll
Doch sein Prahlen nicht ausführen,
Daß er uns den Buckel woll'
Noch einmalen blau ausschmieren.
Geht es öfters auch im Krieg
Anderst als man sich so denket,
Doch hat sich noch nicht der Sieg
Ganz von unser Fahn' geschwenket.

4. Friederikus, König, Herr,
Wovor wären wir Preußen,
Wenn wir nicht verstünden mehr,
Unsre Feinde zu zerschmeissen?
Mohrentausendelement,
Thu du uns nur kommandieren,
Wie man auf ein' Hochzeit rennt,
So woll'n wir an'n Feind marschieren!

Friedrich II. ereilte bei Kunersdorf gegen die vereinigten Armeen der Russen und Österreicher eine schwere Niederlage, die an sich einer völligen Vernichtung fast gleichkam. Lediglich durch die Uneinigkeit der beiden feindlichen Heerführer wurde es ihm möglich, die Trümmer seines Heeres zu sammeln und zu ergänzen.[175] Die siegreichen Alliierten konnten den Sieg insofern nicht ausnützen, als Soltikof sich einfach weigerte, gegen Berlin zu marschieren. Die russische Armee hatte sich nach der Niederlage bei Zorndorf reorganisiert. Unter Soltikof war sie erneut in die Neumark eingefallen, um sich mit den heranziehenden Österreichern an der Oder zu verbinden und Friedrich auf diese Weise von Berlin und Sachsen abzuschneiden.
Als sich der Preußenkönig den verbündeten Truppen entgegenstellte, kam es am 12.8.1859 zur Schlacht von Kunersdorf bei Frankfurt a.d. Oder. Friedrich erlitt hier gegen Soltikof und Laudon die schwerste Niederlage im Sie-

benjährigen Krieg. Dabei war die Schlacht zunächst bereits zu Friedrichs Gunsten entschieden, sodass er auf einer Trommel die Meldung davon niederschrieb, die sofort von einem Eilkurier nach Berlin gebracht wurde.[176] Aber Friedrich missbrauchte sein Glück, er wollte den geschlagenen Feind gänzlich vernichten und befahl unnötigerweise die „Judenberge" bei Frankfurt zu stürmen. Dabei wurde eine Division seines Heeres nach der anderen vernichtet. „Der Sturm auf die befestigte Stellung des Gegners muß die Entscheidung bringen – aber wie die Grenadiere gegen die losstürmen, finden sie Schanzen vor sich, Wälle, Palisaden, Wolfsgruben – sie kommen nicht weiter, und das Kartätschenfeuer zerschmettert sie. Flucht... Flucht... Flucht..."[177]

Sofort brach Laudon, seine Chance witternd, mit seinen Österreichern aus einem Hinterhalt hervor und verwandelte Friedrichs Sieg in eine furchtbare Niederlage.[178] Als das preußische Heer sich in völliger Flucht auflöste, suchte er vergeblich den Tod. Er hielt unbeweglich im Feuer der russischen Batterie, an der sich der preußische Angriff gebrochen hatte. Einer seiner Pagen mußte schließlich sein Pferd beim Zügel nehmen und ihn aus dem Gefecht führen, wobei Friedrich verzweifelt ausgerufen haben soll: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen". Das Einzige, was jetzt noch die Rettung bringen könnte, wäre – wie im Falle von Zorndorf – ein rettender Angriff der Kürassiere. Aber es war keine Schwadron mehr da, die noch in der Lage wäre, einen Angriff zu führen, der die Entlastung und entscheidende Wende der Schlacht hätte bringen können. Friedrich, der in dieser verzweifelten Situation bis zum bitteren Ende mit dem Rest des Regiments Lestwitz standhielt, schrieb unmittelbar nach der Schlacht nach Berlin: „Von einem Heer von 48.000 Mann habe ich keine dreitausend mehr. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles. Ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Es ist ein grausamer Schlag. Ich werde ihn nicht überleben. (...) Ich glaube alles verloren".[179]

In jeder einzelnen Minute des siebenstündigen Kampfes fielen 100 Mann. Der peußische Musketier Dominicus notierte am 25. August 1759 in sein Tagebuch: „Unter wunderbarer Führung Gottes bin ich noch gesund. Wir haben diesen Sommer große und schwere Strabazen ausstehen müßen sowohl wegen Marschirens als auch Hunger und Durst. Wir sind bis nach Pohlen hinein (...) marschirt, ehe wir die Russen angetroffen. Wir haben immerfort mit ihnen attaquirt. Den 12. Juli lagen wir den gantzen Tag unter ihrem Geschütze, sie feuerten immer auf uns mit Haubitzen Granaten, wodurch sehr viele von uns blesirt wurden. Sie haben vielerey Geschütz allerley Schelmezeug, welches nicht zum Kriege erlaubt ist; sie laden die Canonen mit Kettenkugeln, Stücke Roheysen, auch mit ganzen Beutels voll kleine Paskugeln (Büchsenkugeln), welcher sie über 100, und in die schwere Canonen 2 bis 300 laden; und wenn solches losgehet, gibt es ein recht Gesäuße. Wir sind unterdeßen durch götliche Fügung mit ihnen zu zwey Batailen gekommen. Die erste ist gewesen den 23. Juli bey Zülichau (Kay). (...) Von da marschierten wir wieder bis den (...) 9te Sonntag nach Trinitatis. War wieder ein harter Sontag, und um 10 Uhr, anstatt das man hätte sollen in die Kirche gehen, fing ein groß Blutvergießen an und wehrte biß abendts 7 Uhr. Erstlich fing unser rechter Flügel mit Canonen an. Wir hatten 30 Canonen, wo 12 Pferde vor waren, ohne die anderen welcher,noch 6 mahl mehr waren. Wir schlugen ihren linken Flügel zurück, bis zuletzt hatten sie sich stark verschantzet, wo wir sie aus zwey Schantzen treiben musten. Die Russen waren alle geschlagen, da kamen noch 8 Battalions österreichische Grenadiere, welche uns unmöglich waren zu zwingen. Der König ist allzeit vornn gewesen, und gesagt: ‚Kinder, verlast mich nicht'! Dem Könige sind zwey Pferde unterm Leibe erschoßen. (...) Zuletzt soll er selber ‚Rechts um'! commandirt haben und gesagt: ‚Ziehet euch zurück Kinder'!"[180]

Friedrich schrieb angesichts der verheerenden Niederlage an den Grafen Finckenstein: „Alles flieht, und ich bin nicht Herr meiner Leute mehr. (...) Es ist ein fürchterlicher Schlag, ich werde ihn nicht überleben. (...) Ich habe keine Hilfsquellen mehr und (...) ich halte alles für verloren".[181]

Doch die Unentschlossenheit der Kriegsgegner sowie die schlechte Koordination zwischen ihnen wurde Preußens Rettung. „Bereits am 1. September 1759 verkündete Friedrich II. seinem Bruder Heinrich das ‚Mirakel des Hauses Brandenburg'. In der Zeit, da der Feind die Oder überschritten hatte und eine zweite Schlacht hätte wagen können, ist er von Düllrose nach Lieberose marschiert".[182]

Unser Text **„Schlacht bei Kunersdorf"** ist ein Beispiel von Aufmunterungslyrik, spricht unser unbekannter preußischer Patriot seinem unglücklichen König doch Trost in dieser für ihn verzweifelten Situation zu (Str. 1: „Annoch stürzt nicht Alles um"). Friedrich möge „seine Kinder" nur erneut gegen Loudon führen, dem ein erneuter Sieg nicht vergönnt sein werde (Str. 2 und 3), man werde sich durch die derzeitige Lage nicht einschüchtern lassen sondern unter des Königs Führung das Blatt zugunsten Preußens wenden und den Feind niederwerfen (Str. 3 und 4), weshalb sei man den ansonsten ein Preuße.

Beispiel 45
Gefangennahme des Finkschen Corps 1759

Worte: Anonym, 1759 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 302, Nr. 90

1. Bei Maxen, bei Maxen,
Da ist ein Holz gewachsen,
Darin man Finklein sieht.
Zwölftausend seind daher im Flug,
Es ist des Futters dar genug,
Die Kloben seind gericht.

2. Das ware doch ein schöner Fang,
Der freut uns unser Leben lang,
Daun hat jetzo das Feld.
Er simelieret Tag und Nacht,
Wie man den Feind zu nichte macht,
Und ihm Schlingen stellt.

3. Was sagt der Fritz denn da dazu?
„Auweh, wie zwicket mich der Schuh!
Mein Glücke ist wie Schaum.
Ach, hätt' ich doch ein Priem geschluckt,
Eh daß es mich also gejuckt,
Ein Deubel ist der Daun"!

4. Du großer König Friederich,
Dasmalen ließ dein Witz in Stich,
Wir seind nun an den Tanz.
So geht es halt in dieser Welt:
Wann einer steigt, der andre fällt –
Heunt ziegst du ein dein Schwanz.

Auf eine weitere für Friedrich ungünstige Kriegsepisode, nämlich die Gefangennahme eines ganzen preußischen Korps am 21. November 1759 bei Maxen durch die Österreicher unter Daun spielt der unbekannte österreichische Verfasser von Lied 45 an, der für den preußischen König nur Spott übrig hat.

Beispiel 46
Berennung von Breslau 1760

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 303, Nr.91

1. Der König von Preußen hat Leut,
Die sind dem Teufel gleich – kohlrabenschwarz.
Blaue Röcklein haben's an,
Westen, sind keine Schöße dran,
Wie's jedermann wohl weiß.

2. Der General Bärenklau
Kam vor die Stadt Breslau – kohlrabenschwarz!
Er ließ den Kommandanten 'nein sag'n:
Er müßt' die Festung gleich hab'n,
Es sollt' sie ihm geben.

3. Der Kommandant von der Stadt
Der viel Kurasche hat – kohlrabenschwarz.
Der ließ ihn wieder 'naus sag'n
Er thät sein Leben dran wag'n
Er gäb sie ihm nicht.

4. Drauf fing das Bombardement an,
Wie man's nur wünschen kann – kohlrabenschwarz!
Hundert und neununddreißig
Bomben haben sie eingeschmeißt.
Etsch! Haben's aber nicht kriegt.

In dem für Friedrich sich ungünstig anlassenden Jahr 1760 wurde auch Breslau von Laudon belagert. Die Besatzung aber leistete so tapfer Widerstand, daß die Österreicher nach mehrtägiger Beschießung durch Artillerie und Berennung wieder erfolglos abziehen mußten.

Beispiel 47
Auf die Schlacht bei Torgau (3.11.1760)

Worte: Karl von Holtei (1798-1880) / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 303f., Nr. 92

1. Schwerin der hat uns kommandiert, ja kommandiert,
Und hat die Truppen angeführt:
Potztausend Donnerwetter! hieben wir nicht drein;
Bei Prag aber büßten wir den Feldherrn ein.
Trallerallala!
Bei Prag aber büßten wir den Feldherrn ein.

2. An Zorndorf denk' ich all mein' Tag ja all mein' Tag,
   Da kriegt' ich ein'n Musketenschlag,
   Deshalb ward ich von Zorn entbrannt,
   Und hab' das Dorf „Zorndorf" genannt.
   Trallerallala!
   Und hab' das Dorf „Zorndorf" genannt.

3. Se. Exzellenz der Kaiserliche-Königliche Generalfeldmarschall Laudon kam zur schlimmen Zeit,
   Wir glaubten ihn wer weiß wie weit,
   Bei Kunnersdorf herangehatzt!
   Da hat sich der Fritz im Kopf gekratzt.
   Trallerallala!
   Da hat sich der Fritz im Kopf gekratzt.

4. Aber bei Torgau machten die grünen Husaren unter Ziethen erst recht fett das Kraut!
   Die hab'n den Fritz herausgehaut!
   Die Feinde stehn; drum hab' ich doch:
   „Wie Ziethen aus dem Busch"! das Sprichwort noch.

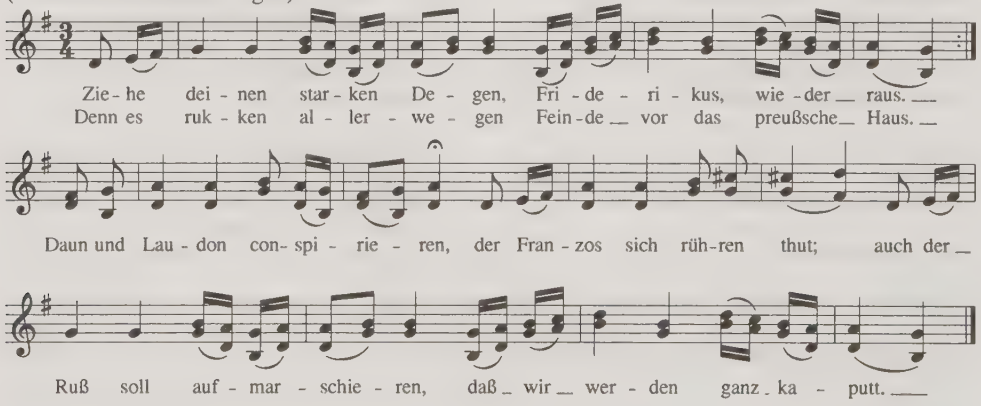
Einen Rückblick auf den Kriegsverlauf bietet das Lied **„Auf die Schlacht von Torgau"**, das der Breslauer Theaterleiter und Schriftsteller Karl von Holtei (1798-1880) verfaßte, der zahlreiche Unterhaltungsromane und Erzählungen sowie zugkräftige Bühnenstücke schrieb. Der Bogen spannt sich dabei von der Schlacht bei Prag am 6.5.1757, in der Schwerin sein Leben habe lassen müssen, über die Schlacht bei Zorndorf am 25.8.1758, Friedrichs großer Sieg über die Russen, bis hin zur Schlacht bei Torgau am 3.11.1760, in der „Ziethen aus dem Busch" sowie dessen „grüne Husaren" den preußischen König „herausgehaut" hätten.

Beispiel 48

Feldzug 1761

Text und Melodie: Anonym, 1761

(Ziehe deinen starken Degen)



aus: von Ditfurth: Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jhs, S. 135

1. Ziehe deinen starken Degen,
   Friderikus, wieder 'raus!
   Denn es rucken allerwegen
   Feinde vor das preuß'sche Haus.
   Daun und Laudon conspirieren,
   Der Franzos' sich rühren thut;
   Auch der Ruß' soll aufmarschieren,
   Daß wir werden ganz kaputt.

2. England will kein Geld nicht geben,
   Jetzund bleiben ganz neutral;
   Doch kost't das nicht gleich das Leben,
   Ob es ist schon was fatal.
   Nur recht tapfer drauf geschmissen,
   Wie es sich für uns gebührt,
   So wird man kein'n Sieg vermissen,
   Wo Friderikus kommandiert.

Friedrich II. hatte zwar den vierten Feldzug im Jahr 1760 mit der Schlacht bei Torgau siegreich beenden können. Ein kühner Angriff der Ziethenschen Husaren hatte den Preußen den Sieg in dieser Schlacht gesichert, der sie gleichwohl fast 17.000 Menschenleben gekostet hatte. Dennoch war die Lage Preußens in der Folge trostlos. Diese Situation gibt auch das Lied vom **„Feldzug 1761"** wieder; es ist zugleich ein Zeugnis des Durchhaltewillens. 1761 war bereits der sechste Kriegssommer des Siebenjährigen Krieges; bei allen Beteiligten machte sich Kriegsmüdigkeit bemerkbar. Der Feldzug des Jahres 1761 war infolgedessen arm an spektakulären Schlachten. Friedrich II. konnte mit seinem erschöpften Heer keinen Angriff gegen die österreichischen und russischen Truppen unternehmen, die sich unter der Führung von Loudon und Butturlin in Schlesien vereinigt hatten, und verschanzte sich daher im zur Festung ausgebauten Lager Bunzelwitz. Zwar konnten Friedrichs Mitkämpfer, Prinz Heinrich gegen die Österreicher und die Reichsarmee in Sachsen, die von Daun befehligt wurden, und Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen in Westfalen sich in der Defensive erfolgreich halten; doch war nach dem Fall von Schweidnitz und Kolberg, der Österreichern und Russen gestattete, ihre Winterquartiere auf preußischem Boden zu beziehen, die Lage sehr bedrückend, Geradezu aussichtslos wurde die Situation durch die Hiobsbotschaften, die aus England, dem bisherigen Verbündeten, eintrafen. Dort wurde, nachdem Georg III. die Regierung angetreten hatte, der Preußenfreund Pitt gestürzt und durch Lord Bute ersetzt, dem ein baldiger Friede am Herzen lag, und der deshalb den Unterstützungsvertrag zwischen England und Preußen nicht erneuerte. England stellte infolgedessen seine Hilfszahlungen an Preußen ein.
Daß es angesichts der verzweifelten Lage noch Liederdichter gab, die Friedrich – wie im vorigen Lied – auffordern, nochmals seinen Degen zu ziehen, d.h. eine Schlacht zu wagen, zeigt den verbissenen Durchhaltewillen und das unerschütterliche Vertrauen auf den obersten Truppenführer. Es ist der Mut der Verzweiflung, der nach einem „untätig" verbrachten Sommer alle Hoffnung auf eine letzte, vielleicht den Krieg endlich beendende letzte Schlacht setzen läßt.

Beispiel 49
Soll denn gar kein Frieden werden

Worte: Anonym, vor 1763 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I S. 422, Nr. 155

1. Soll denn gar kein Frieden werden,
   Nimmt der Krieg denn noch kein End?
   Unsre Länder sind verheeret,
   Städt' und Dörfer abgebrennt.
   Jammer überall und Not,
   Und dazu auch mehr kein Brot.

2. Friedrich, o du großer König,
   Stecke doch dein Schwert nur ein,
   Denn wir haben nur noch wenig,
   Was dir könnte dienlich sein.
   Alles wüste, alles leer –
   Länger geht das so nicht mehr.

Die Kehrseite des vorigen Liedes: Gegen Ende des Siebenjährigen Krieges entstanden, zeigt das Lied nicht mehr die geringste Spur von Durchhaltewillen. Friedrich, dem immerhin noch „Größe" zugesprochen wird, soll endlich den Krieg beenden, sein „Schwert einstecken". Die Not, die Verwüstungen und Zerstörungen, die der Siebenjährige Krieg mit zunehmender Dauer mit sich brachte, sind durch viele zeitgenössische Berichte ausführlich belegt.
Friedrich II. selbst zieht Bilanz:
„Um sich einen Begriff von der allgemeinen Zerrüttung zu machen (...) muß man sich völlig verheerte Landstriche vergegenwärtigen (...) Städte, die von Grund auf zerstört (...), 13.000 Häuser, die bis auf die letzte Spur vertilgt waren. Nirgends bestellte Äcker, kein Korn zur Ernährung der Einwohner; 60.000 Pferde fehlten den Landleuten zur Feldarbeit und im ganzen hatte sich die Bevölkerung um 500.000 Seelen gegenüber dem Jahre 1756 vermindert (bei 4,5 Mio. Einwohnern) (...) Adel und Bauern waren (...) so (...) ausgeplündert (...), daß ihnen nur das nackte Leben blieb (...) Die Gerichte und Finanzbehörden waren infolge der häufigen Einfälle so vieler Feinde außer Tätigkeit gesetzt. Das Verstummen der Gesetze zeitigte im Volke die Neigung zur Zuchtlosigkeit".
Die Feldbriefe des Obersten von Möllendorff vermitteln uns Einblicke, wie kritisch die Situation für Preußen geworden war:
„Breslau, 12. Dezember 1761: (...) Es ist ausgeschlossen, daß es noch ein Jahr so weitergeht. Wir sind am Ende, und ich sage Dir, ich befürchte eine Tragödie, nicht wegen der Zahl unserer Feinde, nein, lieber Freund, wegen unserer inneren Zustände. Hätten unsere Feinde bezahlte Leute in unserem Ministerium, so wunderte es mich nicht, aber so wie die Dinge liegen, bin ich erstaunt, und mir scheint, sie haben alle eine Binde vor den Augen, entweder aus Selbstsucht oder Dummheit (...). Breslau, 2. Januar 1762: Die Umstände sind wirklich traurig. Ich fürchte nicht den Feind, aber ich fürchte für den Staat. (...) Eine gewaltige Zahl von Offizieren sehnt das Ende des Krieges herbei, lediglich aus privaten Interessen (...). Breslau, 16. Januar 1762: (...) Der Soldat kann nicht leben, das Notwendigste fehlt ihm. So kommt es zu Räubereien, und ein Räuber ist ehrlos, und der Ehrlose ist feige. Dadurch sinkt auch die Manneszucht, die wahre und fast einzige Stütze der Heere. Der Offizier ist in der gleichen Lage. Es ist schon so weit

mit ihm gekommen, daß er das Wort Ehre und Reputation nicht mehr kennt. Er raubt das Land aus und betrügt schließlich den König, und der Ehrenmann kann ihn nicht mehr daran hindern; denn er erkennt die Unmöglichkeit, das Leben zu fristen. Der Hauptmann muß das Doppelte für die Kleidung des Soldaten bezahlen, der König gibt nicht mehr her. Woher es also nehmen? Natürlich auf unerlaubte Weise, der keine Schranken zu ziehen sind. Und so wird es denn von Tag zu Tag ärger".[183]

Das Ergebnis der Jahres 1861 für Preußen: Zwar ist keine Schlacht verlorengegangen, doch wurde auch keine gewonnen. Das preußische Heer lag hinter den Wällen und Gräben des festen Lagers von Bunzelwitz in Schlesien. Zwar erfolgte seitens des vosichtigen österreichischen Heerführers Daun kein Angriff, doch verzichteten auch die Preußen auf jeglichen Vorstoß. Man lag sich gegenüber „wie zwei Hammels, von denen keiner beißen will",[184] wie Friedrich II. die Situation beschrieb. Und er beklagt in verschiedenen Briefen seine Lage:

„Der ewige Jude hat nicht ein solches Landstreicherleben geführt wie ich, wenn er überhaupt jemals gelebt haben sollte. Man wird schließlich wie die Dorfschauspieler, die nicht Haus noch Herd haben. Wir ziehen hin in alle Welt, um unsere blutigen Tragödien aufzuführen, wo es unseren Feinden gefällt, die Bühne aufzuschlagen".

Oder in einem anderen Schreiben:

„Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben, wie es, den Don Quichotte ausgenommen, niemand außer mir geführt hat. Dieser ewige Wirrwarr hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wiedererkennen würden. An der rechten Seite ist mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht hat Runzeln gleich den Falten eines Weiberrocks, und mein Rücken ist krumm geworden wie ein Fiedelbogen (...)".[185]

Zum Glück für Friedrich II. und Preußen war jedoch inzwischen die antipreußische Koalition zerbrochen. Als nämlich am 5. Januar 1762 die Zarin Elisabeth von Rußland überraschend gestorben war, beendete ihr Nachfolger, Peter III., ein Bewunderer Friedrichs II. den Kriegszustand zwischen Preußen und Rußland. Zwar regierte Peter III. nur sechs Monate, denn kurz nach der Unterzeichnung des Vertrages mit Friedrich zwang ihn seine Gattin, die Zarin Katharina, zu ihren Gunsten abzudanken. „So wenig die neue Alleinherrscherin für Friedrich eingenommen war, so wenig neigte sie dazu, den Krieg fortzusetzen. Sie brauchte Frieden, um im Lande selbst die innere Ruhe wiederherzustellen. Was den König am meisten gequält hatte, die Furcht vor der Gefahr im Osten, war damit geschwunden".[186]

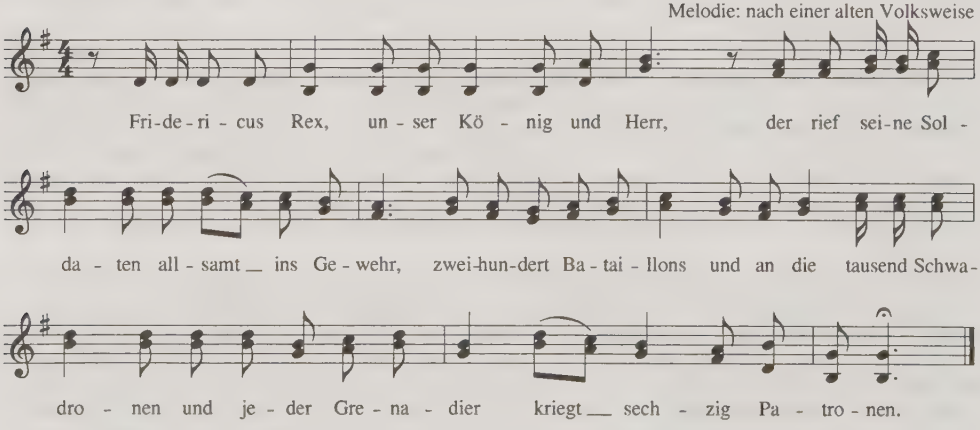
Im Mai schlossen auch die Schweden Frieden mit Preußen. Unter diesen Umständen wollten auch die restlichen Kriegsgegner – angesichts der allgemeinen Erschöpfung – nicht mehr weiterkämpfen. Am *5. Februar 1763* fanden die Friedensgespräche mit dem *Vertrag von Hubertusburg* ihren Abschluß.

Obwohl – nach sechseinhalb blutigen und verlustreichen Kriegsjahren – lediglich der Vorkriegszustand wiederhergestellt wurde, galt Friedrich II. von Preußen als Sieger der Auseinandersetzungen, war es ihm doch gelungen, dem Ansturm der übermächtigen Feindmächte zu trotzen und den in den Schlesischen Kriegen zusammengeraubten Besitzstand zu wahren. „Friedrich, der später bekannte, Preußen hätte den Frieden nötiger gehabt als das übrige Europa, erwies sich bei den Verhandlungen als ein unerbittlicher Partner. Vergebens mühten sich die Sachsen ab, eine Kriegsentschädigung herauszuschlagen, und vergebens versuchten die Österreicher, wenigstens die Grafschaft Glatz wiederzubekommen – der König gab keinen Groschen und keinen Fußbreit Landes her".[187]

Beispiel 50

Fridericus Rex

Text: Willibald Alexis, 1829
Melodie: nach einer alten Volksweise



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 42f

1. Fridericus Rex, unser König und Herr,
   Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr
   Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadron'n,
   Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patron'n.

2. „Ihr verfluchten Kerls", sprach seine Majestät,
   Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht!
   Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz -
   Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

3. Die Kais'rin hat sich mit den Franzosen alliiert
   Und das Römische Reich gegen mich revoltiert;
   Die Russen seind gefallen in Preußen ein:
   Auf, laßt uns zeigen, daß wir brave Landeskinder sein!

4. Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
   Und der Generalmajor von Ziethen seind allemal bereit.-
   Potz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
   Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt.
5. Nun adieu, Luise, wisch ab dein Gesicht,
   Eine jede Kugel, die trifft ja nicht;
   Wenn träf jede Kugel apart ihren Mann,
   Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

6. Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
   Die Kanonenkugel macht ein weit größeres noch;
   Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
   Und manche Kugel geht manchem vorbei.

7. Unsre Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber,
   Und von den Preußen geht keiner zum Feind nicht über,
   Die Schweden, die haben verflucht viel Geld,
   Wer weiß, ob der Östreicher besseres hält.

8. Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
   Wir kriegens alle Wochen bei Heller und Pfennig,
   Potz Mohren Blitz und Kreuzsakerment,
   Wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktement!

9. Fridericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
   Ach hätt'st du nur öfters zu plündern permittiert:
   Fridericus Rex, mein König und Held,
   Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt.

Worterklärungen
Traktement = Lohn / permittiert = erlaubt

„Fridericus Rex" hat den Beginn des Siebenjährigen Krieges zum Inhalt, entstammt aber einer späteren Zeit: es ist außerdem nicht anonym entstanden, sondern wurde von Willibald Alexis verfaßt. Alexis hieß in Wirklichkeit Wilhelm Häring (1798-1871). Er nahm am Feldzug von 1815 teil, wurde nach juristischem Studium Schriftsteller und verfaßte unter anderem acht große Romane über Themen der brandenburg-preußischen Geschichte.
Der Autor gibt sich alle Mühe den Volkston zu treffen, indem er in die Rolle des gemeinen Soldaten schlüpft und „aus dessen Sicht" den Beginn des Siebenjährigen Krieges kommentiert. Ein Vergleich mit den zeitgenössischen Liedern zeigt, daß der Versuch von Willibald Alexis nur teilweise gelungen ist; es gibt einige Indizien für die „Künstlichkeit" des nachempfundenen Soldatenliedes. Der Autor kannte sich zwar in den Motiven , die sich in den Liedern der fiktiven Entstehungszeit üblicherweise finden, recht gut aus: das Lob des eigenen Kriegsherrn, der Hinweis auf die eigene Stärke, das Aufzählen der Gegner, der Abschied von der Liebsten, der Spott über den Feind, das Lob der Waffengattungen – alle diese Motive sind Bestandteil der zeitgenössischen Lieder; gerade ihre Vielzahl

aber ist es, die Zweifel an der Authentizität rechtfertigte, auch wenn der Name des Verfassers und seine Lebensdaten nicht überliefert wären. Der Inhalt des Liedes ist zu perfekt konstruiert: die genauen Stärkeangaben der preußischen Armee, das Aufzählen der Generale mit differenzierter Rangangabe lassen vermuten, daß das Lied nicht, wie suggeriert werden soll, von einem einfachen Soldaten gedichtet wurde. Das eingeschobene Abschiedsmotiv wirkt künstlich. Auch ist viel von der späteren Friedrich-Legende in das Lied eingegangen: der „Fritz" genauso wie der lorbeerumkränzte „Fridericus Rex", – obschon sich dieser bereits auf einem zeitgenössischen Flugblatt zum Frieden von Hubertusburg findet – sowie der mit Pomade bezahlende Franzosenkönig. Diese Anspielung nimmt Bezug auf eine bekannte Anekdote, die Kugler folgendermaßen erzählt:

„Als nunmehr die Franzosen und Reichstruppen, nachdem sie Gotha besetzt hatten, zur Schlacht ausrückten und die langen Linien sich gegenüber sahen, auch Infanterie zwischen den Reitern zu bemerken glaubten (es waren einige Schwadronen Husaren, die Seydlitz, um den Feind zu täuschen, hatte absitzen lassen), zweifelten sie nicht, daß sie die ganze preußische Armee vor sich hätten. Seydlitz gab das Zeichen zum Angriff, und bald wichen die Feinde zurück. Eine Schar preußischer Husaren und Dragoner sprengte mit verhängten Zügeln nach der Stadt, wo eben Soubise und seine Generäle an der herzoglichen Tafel festlich bewirtet wurden. Diese schwangen sich in Eile auf ihre Pferde, und nur mit Mühe entgingen sie der Gefangenschaft. Den Preußen fiel außer einer Schar feindlicher Soldaten der ganze Troß und das Gepäck der Franzosen in die Hände. Die Husaren ergötzten sich an den Pomaden, den Pudermänteln, Haarbeuteln, Schlafröcken, Sonnenschirmen und Papageien, die sie in großer Masse unter dem Gepäck der französischen Offiziere gefunden hatten; die Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseure, Mätressen, Feldpater und Komödianten aber, die den Troß ausmachten, sandten sie unentgeltlich zurück. Bis Eisenach hin hatte Seydlitz die feindliche Armee verfolgt. Friedrich spendete ihm für das kühne Unternehmen reichliches Lob. An sich war dasselbe ohne erhebliche Folgen, aber es hatte den Charakter des Feindes kennen gelehrt; und die ganze Weise, wie der letztere sich Friedrichs kleiner Armee gegenüber benahm, war sehr wohl geeignet, den alten preußischen Mut wieder lebendig werden zu lassen".[188]

In den Bereich der Legende muß auch die Ansicht des Liedautors verwiesen werden, daß der Preußenkönig „Plünderungen" ablehnend gegenübergestanden sei (Str. 9). Vielmehr wurden – vor allem im vor dem Krieg wohlhabenden Sachsen – verschiedentlich „Sonderabgaben" erhoben, eine Art „Plünderung" auf Friedrichs Geheiß. Allein die vier sächsischen Städte Chemnitz, Naumburg, Merseburg und Zwickau mussten jeweils zwischen 80.000 und 215.000 Talern an Sonderabgaben entrichten. Leipzig, das sich den Unwillen Friedrichs in besonderem Maße zugezogen hatte, sollte sogar 1,1 Millionen Taler aufbringen, nachdem es schon in früheren Jahren 500.000 Taler hatte zahlen müssen. Archenholtz, der sich als verwundeter preußischer Offizier zu jener Zeit in Leipzig aufhielt, berichtet, daß der preußische Monarch auch mit drastischen Maßnahmen nicht zurückhaltend war, wenn es darum ging seine Kriegskasse aufzufüllen:

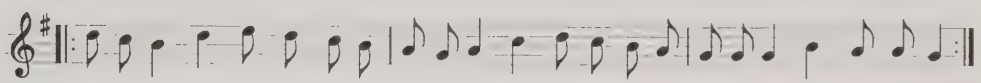
„Friedrich nahm nach dem Siege bei Torgau seinen Winterstand in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden waren. Die Stadt mußte für ihre Vaterlandsliebe hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichstruppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen. Es geschahen daher von den Preußen neue und verstärkte Forderungen. Ungeheuere Geldsummen sollten bezahlt und unermeßliche Lieferungen an Landeserzeugnissen gereicht werden. Der Magistrat schützte sein Unvermögen vor, das Verlangte zu verschaffen (...) Die Vorstellungen aber halfen nichts; und als man fortfuhr, sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht (...) Die vornehmsten obrigkeitlichen Personen und die reichsten Kaufleute wurden in das Gefängniß geworfen und wie Missethäter behandelt. Man sperrte sie auf einander gehäuft in Behältnisse ein, wo sie auf dem Stroh lagen. Die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warmen Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, sodann ließ man sie los, bis auf siebzehn der Vornehmsten, die vier Monate lang im Kerker aushalten mußten (...) Sie lebten in gezwungener großer Unreinlichkeit und hatten lange Bärte wie die Juden. ‚Nun ihr Hunde! wollt ihr zahlen'? war der gewöhnliche Morgengruß des Steuermeisters, der seine besonderen Vortheile bei dieser grausamen Behandlung fand. Durch ihre Absonderung von einander hätte man vielleicht bald den Endzweck erreicht; allein in Gesellschaft sprachen sie einander Muth und Geduld ein. Es wurde ein sogenannter Esprit de Corps erzeugt, der allen Beleidigungen und Grausamkeiten trotzte. Nur erst als man die sinnreiche Drohung äußerte, die Häupter dieser sehr reichen Stadt, Hausväter, deren Familien Tag und Nacht in Thränen schwammen, als Werblinge nach Magdeburg zu liefern und sie zu Fuße mit Ränzeln auf dem Rücken dorthin zu schleppen, und man wirklich Anstalten dazu machte, da erst sank ihnen der Muth. Man bewilligte alles, was nur zu leisten möglich war".[189]

„Fridericus Rex" ist ursprünglich kein „Volkslied", sondern ein Lied im Volkston, *ex eventu* geschrieben. Später wurde es allerdings vom „Volk" angenommen und zu einem beliebten Studentenlied, das seine Dienste bei der Herausbildung eines preußisch-kleindeutschen Nationalbewußtsein tat.

Beispiel 51

Testament Friedrich's des Großen

Text: Anonym
Melodie: Prinz Eugen, der edle Ritter



1. Weil ich nun bald werde sterben,
   Und hab weiter keine Erben,
   So mach ich mein Testament:
   Meines Bruders Wilhelms Sohne
   Wird besteigen meinen Throne,
   Und so hat der Streit ein End.

2. Keine Glocken laßt mir läuten,
   Stille mit der Leiche schreiten,
   Wenn die Glocke Achte schlägt;
   Auch ist dieses mein Begehren,
   Welches ihr mir sollt gewähren,
   Daß mich meine Garde trägt.

3. Laßt mir keine Musik machen,
   Laßt auch keine Stücke krachen,
   Machet auch kein Trauermahl;
   Doch kann sich ein Tambour rühren
   Und die Garde paradieren,
   In dem großen Trauersaal.

4. Ihr sollt mich nicht balsamieren,
   Nur so in's Gewölbe führen,
   Zu was dienet diese Pracht?
   Gott befehl' ich meine Seele,
   Meinen Leib der düstern Höhle,
   Die schon lang für mich gemacht.

5. Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,
   Lobt mich nicht in einer Ode,
   Nach dem Tod ist niemand schön.
   Redet nicht von meinem Namen,
   Schließt mein Bild in keine Rahmen,
   Eitler Ruhm muß doch vergehn.

6. Sagt man gleich von mir viel Lügen,
   So bleibt dies doch mein Vergnügen,
   Daß die Seele reiner ist.
   Viele Sieg' hab' ich erhalten
   Gott thät über mich stets walten,
   Trotz der Feinde schlauer List.

7. Brauchet Räthe vom Verstande,
   Suchet sie in eurem Lande,
   Die getreu und ehrlich seyn;
   Wählet keine fremden Männer,
   Sie sind keine Landeskenner,
   Dienen nur aus falschem Schein.

8. Hier habt ihr nun meinen Willen;
   Suchet ihn nun zu erfüllen,
   Dieses wünsch' ich für und für,
   Ich geh' nun zu meinen Helden,
   Die in jenen Himmelszelten
   Meiner warten mit Begier.

9. Zu Schwerin und Winterfelden
   Geh ich dann in jene Welten,
   Hier kann ich nicht länger seyn.
   Meinen Ziethen wird' ich sehen,
   Und mit Keith und Moritz gehen,
   Ewig mich mit ihnen freun.

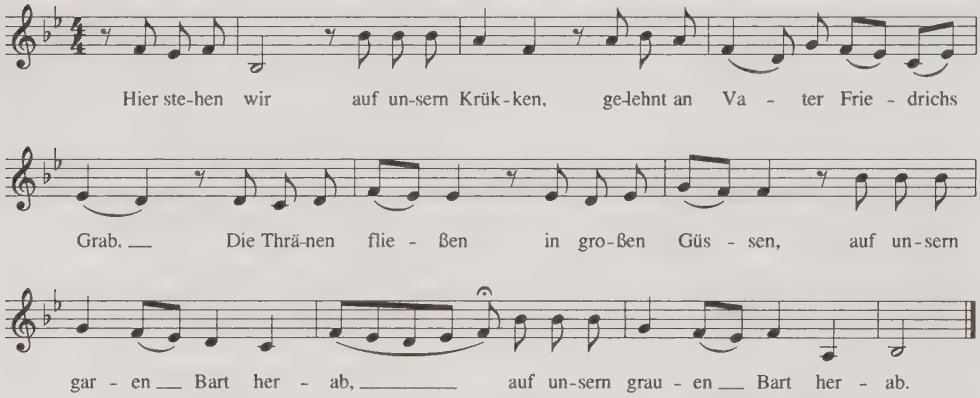
Friedrich II. starb am 17. August 1786 einige Stunden nach Mitternacht. Das feierliche Leichenbegängnis fand am 8. September in der Garnisonskirche in Potsdam statt.
In seinem Testament rechtfertigt Friedrich seine Regierungstätigkeit und trifft die üblichen Verfügungen. Der Verfasser des Liedes scheint den Inhalt des Testaments gekannt zu haben, hat ihn jedoch phantasievoll ausgestaltet und ausgeschmückt. Wir zitieren die entsprechenden Passagen:
„Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen

müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen. (...) Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamiert werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. (...)[190] Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen."
Das Testament schließt sodann mit den Worten: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis ans Ende der Zeit fort dauern".[191]

Beispiel 52

Die Invaliden an Friedrichs II. Grabe
+ 1786

Text: J. Phil. Conz aus Schwaben
Melodie: zwei Vertonungen (Berlin, vor 1840, sowie Elsaß, 1888)



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 145f

1. Hier stehen wir auf unsern Krücken,
   Gelehnt an Vater Friedrichs Grab!
   Die Thränen fließen in großen Güssen
   Auf unsern grauen Bart herab.

2. Er war so edel, sanft und bieder,
   Er war der Einzige so gut:
   Nein, nein, mein Friedrich kommt nicht wieder,
   Und kauften wir ihn mit dem Blut.

3. Ja Vater, könnten wir dich kaufen
   Mit unserm Blute, ja bei Gott!
   Wir Invaliden würden raufen,
   Wir würden raufen, und gält's den Tod!

4. Wir die wir einst bei Friedrich lebten,
   Erhielten unsern Sold so wohl,
   Uns wird nur magres Brot gegeben
   Und leben jetzt so kummervoll.

5. Hier stehen wir verlaßnen Waisen
   Und schauen uns mit Thränen an.
   Wir wünschen, daß wir bald nachreisen,
   Hin, wo uns nichts mehr trennen kann.

6. Ein Stücklein Erd' von deinem Grabe,
   Ein Stücklein, Vater, nehm ich mir.
   Und wenn ich einst begraben werde,
   So lege man es auch zu mir.

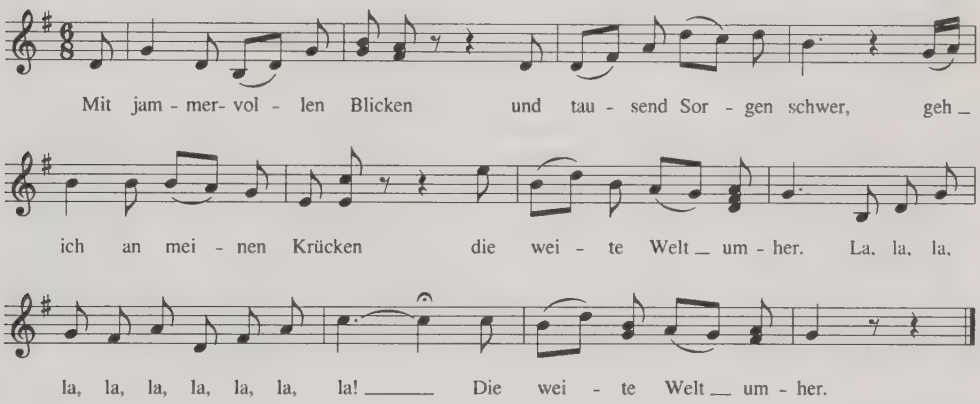
Ein bezeichnendes Beispiel für den Friedrich-Mythos.[192] Hier also führen die fiktiven Invaliden, die natürlich kein „Stücklein Erd" mitnehmen können, ihre bewegte Klage über den Tod des großen Königs, der als Soldatenvater verherrlicht wird. Es handelt sich bei diesem Lied um ein rührseliges, unechtes Produkt posthumer Friedrich-Verehrung. Diese schon textimmanent zu gewinnende Erkenntnis wird durch einen Blick auf den Verfasser bestätigt: Natürlich waren es keine Invaliden, die das Lied gedichtet haben. Autor ist der aus Lorch in Württemberg stammende Jugendfreund Schillers Karl Philipp Conz (1762-1827), den der Tod Friedrichs im Jahr 1786 zu seinem kitschigen Lied veranlaßt haben wird.

Wie es um die Liebe der preußischen Untertanen zu ihrem König wirklich bestellt war, daß Friedrich zwar gefürchtet und respektiert, aber nicht wirklich geliebt wurde, schildert der französische Graf Mirabeau, der beim Tode Friedrichs II. in Berlin zugegen war:
„Ich, der ihn sah und hörte, ich, der bis zum Grabe den holden Stolz hegen wird, ihn gefesselt zu haben, ich bebe noch, und meine Seele entrüstet sich über das unwürdige Schauspiel, das Berlin meinen erstaunten Augen am Todestag des Helden bot, *der die Welt vor Staunen schweigen oder vor Bewunderung reden hieß*. Alles war düster, niemand traurig; alles war geschäftig, niemand betrübt. Kein Bedauern, kein Seufzen, kein Wort des Lobes!
Damit also enden so viele Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von fast einem halben Jahrhundert, erfüllt von so vielen Wundern. Man war dessen müde bis zum Haß".[193]
Das nächste Lied kommt der historischen Wirklichkeit bedeutend näher:

Beispiel 53

Der Invalid

Text und Melodie: Aus dem Elsaß 1889 und Odenwald 1839



aus: DVA KiV; Erk/Böhme: Deutscher Liederhort 1406

1. Mit jammervollen Blicken
Und tausend Sorgen schwer
Geh ich an meinen Krücken
Die weite Welt umher!
Lalala, lalala, lalala la!

2. Ich war ein tapfrer Krieger
Und manchem Soldaten lieb,
Ein auserwählter Sieger:
Jetzt aber – Invalid.
Lalala, lalala, lalala la!

3. Gott weiß, hab viel gelitten
In manchem schweren Kampf.
In manchem Streit gestritten,
Gefühlt den Pulverdampf.
Lalala, lalala, lalala la!

4. Ich stand bei Sturm und Regen
In grauser Mitternacht,
Bei Blitz und Donnerschlägen
Ganz einsam auf der Wacht.
Lalala, lalala, lalala la!

5. Mir drohten oft Geschütze
Den fürchterlichen Tod,
Bald trank ich aus der Pfütze,
Bald aß ich Schimmelbrot.
Lalala, lalala, lalala la!

6. Und nun nach vieler Schauung
Noch fern von meinem Grab
Erhielt ich die Belohnung
Mit diesem – Bettelstab.
Lalala, lalala, lalala la!

Das eindrucksvolle Lied spiegelt das trostlose Schicksal alter ausgedienter und verkrüppelter Soldaten, die zumeist keinen Grund hatten, ihren ehemaligen Kriegsherrn zu lieben oder ihm nachzutrauern. Nach dem Siebenjährigen Krieg wurden zwar zur Unterstützung und gesellschaftlichen Eingliederung nach und nach eine Reihe von Versorgungseinrichtungen geschaffen, die eine gewisse Anzahl von Verletzten, Invaliden und Militärwaisen aufnehmen konnten. Wer keine Aufnahme in solchen Anstalten fand, und das war die Mehrzahl, war auf Mildtätigkeit und

Selbsthilfe angewiesen. Bettelnde Kriegskrüppel und Soldatenwitwen gehörten nach den verlustreichen Schlachten der Schlesischen Kriege und auch später noch durchaus zum Straßenbild preußischer Städte.
Vermutlich wurde dieses Lied von bettelnden Invaliden zur Drehorgel gesungen. Die Geschichte dieses Liedes hat Wolfgang Steinitz eingehend untersucht.[194] Es geht zurück auf ein Gedicht von Christian Friedrich Daniel Schubart (**vgl.??** Kommentar zu Nr. 18) und ist in 60 Fassungen überliefert. Durch eine spezifische Art von Zusatzstrophen bzw. umgedichteten Strophen entstanden vier unterschiedliche Typen. Das von uns wiedergegebene **„Invalidenlied"** (Typ I) bezeichnet Steinitz als „abgeschwächte Form, die nur das Schicksal der Invaliden behandelt, freilich in scharf anklägerischem Ton".[195] Kennzeichnend für das „Anti-Söldnerlied" (Typ II) ist folgende Zusatzstrophe:

Ich rat' euch's, Brüder alle,
Folgt nicht der Trommel Ton
Und dem Trompetenschalle,
Sonst kommt ihr in meinen Lohn!

Aus zwei weiteren Zusatzstrophen „spricht ein glühender demokratischer Patriotismus, der zwar entschieden gegen Söldnerdienste und ungerechte, den Interessen der Herren dienende Kriege ist, sich aber ebenso entschieden für den gerechten Krieg, die Verteidigung der Heimat gegen Interventen und deren Vernichtung ausspricht".

Nur wenn dem Vaterlande
Ein Feind mit Kriegesnot,
Und eurem Volk die Schande
Der Unterjochung droht

Dann, Kinder, greift zum Schwerte!
Dann schont nicht Blut, nicht Feu'r
Dann reiniget die Erde
Von solchem Ungeheu'r!

Diese patriotische Form (Typ III) wurde nicht „wirklich volksläufig". Schließlich gibt es noch eine Umdichtung im militaristischen Sinn (Typ IV), von der nur vier Fassungen bestehen; offensichtlich hat die Kriegspropaganda nicht den von der Obrigkeit gewünschten Erfolg beim „Volk" erzielt.

Man lohnet jedem Sieger
Der treu gedienet hat;
Drum folget junge Krieger!
Des Invaliden Rath:

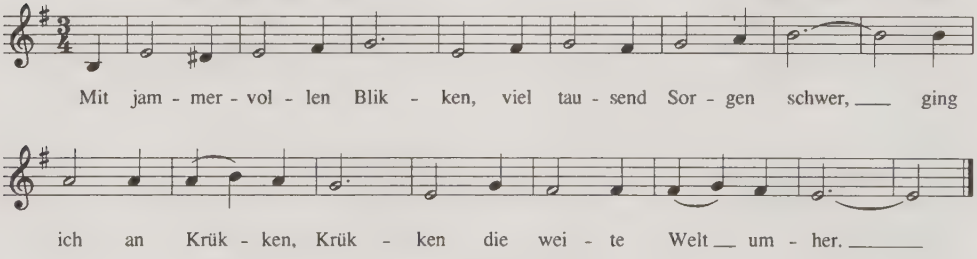
Wagt mutig euer Leben
In dem Soldatenstand.
Der Himmel wird euch geben
Den Sieg fürs Vaterland.

Zu der von uns aus Erk/Böhmes „Liederhort" zitierten Melodie bringt Steinitz weitere drei Melodien. Wir machen auf eine moderne musikalische Bearbeitung aus dem Jahr 1978 von Anett Janke aufmerksam:

Beispiel 54

Folgt nicht der Trommel Ton

Text: siehe oben
Melodie: Anett Janke, 1978



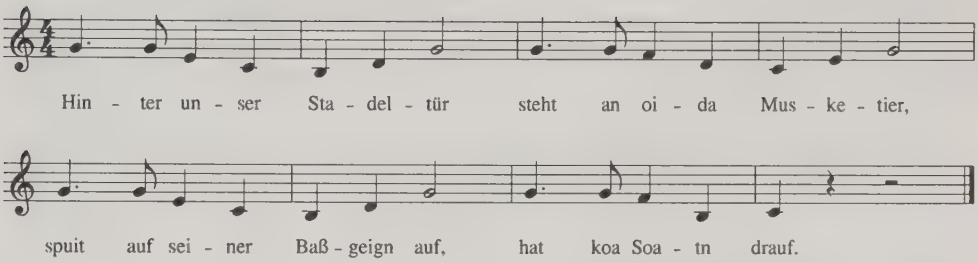
aus: Heide Buhmann/Hanspeter Haeseler: Das kleine dicke Liederbuch. Lieder und Tänze bis in unsere Zeit, Darmstadt (Eigenverlag) 1981, S. 428f

Von den oben aufgezählten vier Typen haben die Herausgeber des „Kleinen dicken Liederbuches" die „Anti-Söldnerform" übernommen. Wir beschließen das Kapitel mit einem weiteren Lied über das Schicksal der Invaliden, diesmal aus der bayerischen Überlieferung:

Beispiel 55

Der Musketier

Text und Melodie: Anonym,
vermutlich vor 1800



Quelle: Eginhard König nach eigener Erinnerung

Hinter unser Stadltür
Steht an oida Musketier,
Spuit auf seiner Baßgeign auf,
Hat koa' Soatn draf.

Der alte, ausgediente Musketier spielt bei den Bauern als Bettelmusikant. Dem Armen fehlen Saiten auf seinem Instrument; bescheiden und demütig steht er nicht vorne am Hoftor, sondern hinter der Stadeltür".[196]
Die Frage, warum Friedrich II. von Preußen den übermächtigen Feinden allen Schwierigkeiten zum Trotz so lange standhalten konnte, hat die Historiker ausführlich beschäftigt und zumeist zu individualisierenden Antworten geführt, die dem preußischen König, seinem Feldherrntalent, seiner Entschlußkraft und seinem Beharrungsvermögen, kurz seiner historischen Größe überhaupt huldigten. Erst jüngere Publikationen bemühen zur Erklärung des brandenburgischen Mirakels Ergebnisse der Militärgeschichte: „Als Ergebnis der hier aufgestellten Überlegungen muß noch einmal unterstrichen werden, daß die alliierte Kriegspolitik neben offenkundigem persönlichem Versagen auch an den strukturellen Grenzen der spätabsolutistischen Kriegskunst gescheitert ist. Die Barrieren, vor die sich das Heerwesen des vorrevolutionären 18. Jahrhunderts gestellt sah, wurden während des Siebenjährigen Krieges mit ganzer Schärfe sichtbar und haben die verbündeten Mächte zweifellos entscheidender beeinträchtigt als den König".[197]

Exkurs: Der bayerische Erbfolgekrieg

Nach dem Frieden von Hubertusburg, der dem Siebenjährigen Krieg ein Ende setzte und den territorialen Besitzstand unverändert beließ, folgte eine Phase relativer äußerer Ruhe. Zunächst galt es, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte; große Anstrengungen erforderten die Umstellung der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft und die Beseitigung der Schäden in den vom Krieg besonders betroffenen Provinzen. Nach wie vor galt jedoch die besondere Aufmerksamkeit des Preußenkönigs dem Heer: Er hat es auf über 200.000 Mann verstärkt, für deren Unterhalt mehr als die Hälfte der Einkünfte eingesetzt wurden.[198] Auch Österreich wandte sich wieder seinen inneren Problemen zu, setzte in der östlichen Reichshälfte die alte Germanisierungspolitik fort, in deren Zuge sich deutsches Bauerntum in Südungarn, in Siebenbürgen und im Banat ausbreiten konnte.

Obwohl das politisch-militärische Kräftefeld Gesamteuropa nicht zur Ruhe kam – bereits fünf Jahre nach Hubertusburg waren die Russen in einen neuen Krieg gegen die Türken verwickelt – gönnten die deutschen Monarchen ihren Untertanen gute zwei Jahrzehnte Frieden. Einen sehr brüchigen Frieden allerdings, wie sich zeigen sollte, denn keine der Großmächte war zum Verzicht auf die Annexionspolitik bereit. Man suchte und fand neue Wege zum Länderraub – ohne Krieg. Das Jahr 1772 brachte die sogenannte *„erste polnische Teilung"*: der zynischen Kumpanei der Großmächte hatte das schwache Polen nichts entgegenzusetzen. Einen entscheidenden Anteil an der Beteiligung Österreichs am gemeinschaftlich begangenen Länderraub hatte der aufgeklärte Sohn und seit 1765 Mitregent Maria Theresias, Joseph II. „Während seit dem Siebenjährigen Krieg sowohl Maria Theresia, als auch Friedrich eine neue Auseinandersetzung scheuten, war Joseph gewillt, jede Gelegenheit zur Machtausdehnung und zu einer Revision der durch den preußischen Aufstieg geschaffenen Lage zu nutzen".[199] Das Kernstück der josephinischen Politik, „die Wiederaufnahme der Versuche, durch Erwerb Bayerns das Übergewicht in Mitteleuropa herzustellen, mußte auf den Widerstand Preußens stoßen".[200] Am Ende des Jahres 1777 starb der „vielgeliebte" Kurfürst Max III. Joseph von Bayern kinderlos. Nächster Erbverwandter war Kurfürst Theodor von der Pfalz. Sofort erhob auch Österreich Ansprüche auf bayerische Landesteile: auf den größten Teil Niederbayerns, die Herrschaft Mindelheim und auf böhmische Lehen in der Oberpfalz. Daß die den Erbansprüchen zugrundeliegenden Argumente ziemlich fadenscheinig waren,[201] kümmerte den im Geist der Staatsräson handelnden Joseph erst in zweiter Linie. Den österreichischen Plänen kam entgegen, daß der neue Herrscher Bayerns, der über ein reichlich zersplittertes Herrschaftsgebiet von der Salzach bis zum Niederrhein gebot und dem die Übersiedelung von Mannheim nach München nachgerade als „Zug in die Verbannung"[202] erschien, ein altes Tauschprojekt in Vorschlag brachte, den Tausch der kurbayerischen Gebiete gegen die österreichischen Niederlande, um so ein rheinisches Königreich mit den Zentren Mannheim, Düsseldorf und Brüssel zu gründen. „Die Möglichkeit eines solchen *Tauschprojekts* ist nur *aus der Zeit* zu verstehen und fügt sich sehr wohl in den Rahmen der postfeudalen Epoche, auch wenn damals bereits manche vorausschauende Geister von anachronistischem absolutistischen Länderschacher und vom Verrat an der ‚bayerischen Nation' sprachen.[203] Österreich beharrte jedoch auf seinen Gebietsansprüchen, erpreßte mit der Drohung einer Okkupation ganz Bayerns die Anerkennung der österreichischen Forderungen; Karl Theodor blieb nur die Option auf eine spätere Verwirklichung des Tauschprojekts. Unmittelbar nach Abschluß des Vertrages ließ Joseph II. seine Truppen in Niederbayern und die Oberpfalz einrücken. Eine Welle von Empörung ging durch das ganze Land, die sich nicht zuletzt in zahlreichen Liedern niederschlug. Man sah sich „verraten und verkauft, sah das Land zerstückelt, die eigene Staatlichkeit gefähr-

det (...) Diese bayerische Erbfolge war wirklich imstande, die europäischen Kabinette in Bewegung zu bringen. Für Preußen wie für Frankreich war ja die bayerische Souveränität mehr wert als ein paar gewonnene Provinzen, denn ein geschlossener bayerisch-österreichischer Staat hätte zur entscheidenden europäischen Großmacht werden müssen".[204]

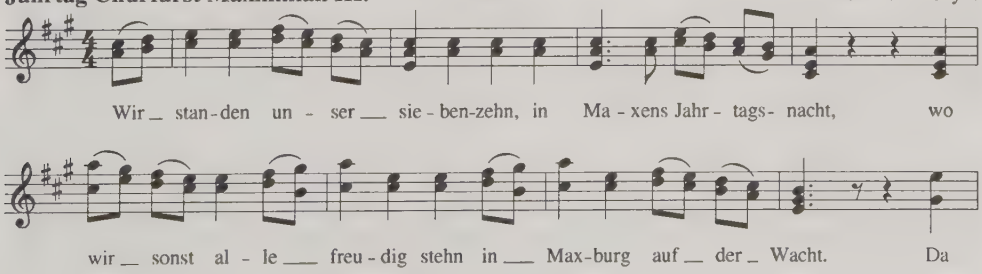
Beim Regensburger Reichstag wurde Protest eingelegt, und Friedrich II. von Preußen erklärte sich zum Anwalt bayerischer Interessen. Noch liefen zeitraubende und verwirrende Verhandlungen, denen der Preußenkönig durch einen militärischen Einmarsch in Böhmen (5.7.1778) vorläufig ein Ende setzte. Karl Theodor erklärte sich in diesem „bayerischen Erbfolgekrieg" für neutral. Der böhmische Feldzug sollte zu einem ins Groteske verzerrten, aber gerade deswegen typischen, Kabinettskrieg werden: „Die Armeen standen einander gegenüber, ohne mehr als Scharmützel zu riskieren; beide Seiten suchten einem entscheidenden Treffen auszuweichen. Das preußische Heer, durch Seuchen dezimiert, zog sich bereits im Oktober 1778 wieder aus Böhmen zurück. – Während man über diesen böhmischen ‚Kartoffelkrieg' allenthalben spottete, tobte ein ungleich erbitterterer und vernehmlicherer Kampf zwischen den Archivaren, Historikern und Publizisten der beiden Parteien".[205] Als sich schließlich Rußland und Frankreich vermittelnd einschalteten, wuchs die Friedensbereitschaft. Die alten Kontrahenten Maria Theresia, die mäßigend auf ihren Sohn einwirkte, und Friedrich II., waren zu einer Neuauflage ihrer kriegerischen Auseinandersetzungen nicht mehr bereit. Weisheit des Alters?

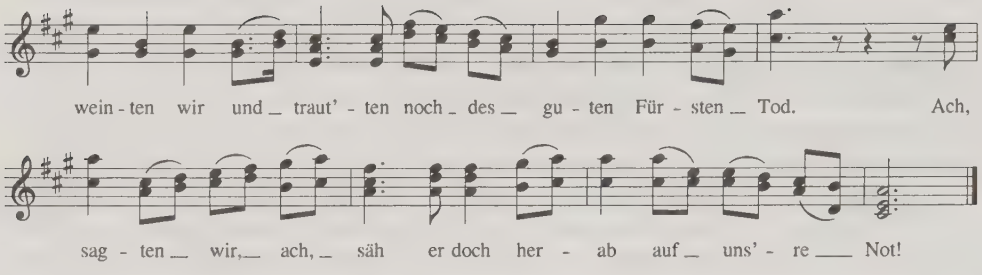
Man einigte sich schließlich im *Frieden zu Teschen* (10.3.1779) die territoriale Integrität Bayerns blieb gewahrt, mit Ausnahme des „Innviertels", das an Österreich kam. Der „Zwetschgenrummel", wie man den bayerischen Erbfolgekrieg in Österreich nannte, war beendet. Das alte Tauschprojekt war damit allerdings noch nicht gestorben. 1784 wurde es nochmals, diesmal mit wohlwollender Duldung Rußlands, aufgenommen, und wieder konnte sich Friedrich II. von Preußen, der einen „Deutschen Fürstenbund" gegen das Tauschprojekt zustandebrachte, als „Retter Bayerns" fühlen, ein Jahr vor seinem Tod. Das Jahr 1789 entzog dann endgültig dem Lieblingsplan Karl Theodors die Grundlage, als sich die Niederlande von der österreichischen Herrschaft freimachten. Für Bayern zeigte sich in den Auseinandersetzungen ein in die Zukunft wirkendes Phänomen: „ein durch alle Klassen und Schichten lebendiges, eindeutiges, von der Bindung an eine bestimmte Dynastie letztlich unabhängiges spezifisch *bayerisches Nationalbewußtsein*, dessen Auswirkung schwerlich zu überschätzen ist".[206]

Beispiel 56

Lied eines Bayerischen Grenadiers auf den Jahrtag Churfürst Maximilian III.

Text: Anonym
Melodie: Anonym





aus: August Hartmann: Historische Volkslieder, 3/34

1. Wir standen, unser siebenzehn,
In Maxens Jahrtagsnacht,
Wo wir sonst alle freudig stehn,
In Maxburg auf der Wacht.
Da weinten wir und traur'ten noch
Des guten Fürsten Tod,
Ach, sagten wir, ach säh er doch
Herab auf unsre Not!

2. Gleich tönte ober uns ein Schall
So wie ein Donnerschlag.
Die Burg war Feuer auf einmal
Und um uns her war Tag.
So hell war unser Auge nie,
So reg nie unser Sinn.
Ein' Stimm' – wir alle kannten sie –
Sprach mit der Herzogin.

3. „Dank, Freundin, für dein'n weisen Rat
Treu vor und nach dem Tod!
Fahr fort! Die Welt krönt unsre Tat;
Es ist mit Bayern Gott".
Max kehrte schnell zum Himmel hin;
Wir blieben staunend stehn.
Wie freute sich die Herzogin,
Daß sie ihn hat gesehn!

4. Verklärter Fürst, du Gottes Bot'!
Nun wissen es auch wir,
Daß du schon dachtest Bayerns Not
Noch eh du gingst von hier.
Lang dachtest schreckenlos dein Grab
Nun wünschest Heil von Gott herab
Und uns und deinen Stamm.
Und Stamm und Land zusamm.

5. Ihr Brüder dankt getröstet nun!
Was kaum ein Held getan,
Was Väter kaum für Kinder tun,
Tat Maximilian.
Sagt, wo es bessre Fürsten gibt
Als bei uns Bayern hier?
Wer so die guten Fürsten liebt
Als wie sie lieben wir?

„Churfürst Max" ist Maximilian III. Joseph von Bayern, der am 30.12.1777 an den Pocken gestorben ist und der schon zu seinen Lebzeiten den Ehrentitel des „Vielgeliebten" getragen hat: „Ein Mann von fast bürgerlichem Zuschnitt, weder außerordentlich begabt noch besonders willenskräftig, aber beseelt vom ehrlichsten Wollen. (...) Nie aber zeigte sich das Wesen des Kurfürsten in hellerem Licht, als in jenem Hungerjahr von 1770, wo Mißwachs, Kornwucher und verfehlte Handelsspekulationen eine schreckliche Not heraufbeschworen hatten. Max III. Joseph legte überall selbst Hand an, ging mit ungewohnter Strenge gegen jeden Wucherer vor, ließ in seinen Gehegen das Wild abschießen und für seine letzten Juwelen Getreide einkaufen. – Unerwartet, von hoch und niedrig aufrichtig betrauert, ist Max III. Joseph 1777 gestorben, erst 53 Jahre alt. Mit ihm ging ein Herrscher, dem sein aufrichtiges Streben und seine beispielhafte Mildtätigkeit den Ehrentitel des „Vielgeliebten" eingetragen hatten. Noch Montgelas nannte ihn den besten und erleuchtetsten unter den bayerischen Fürsten: ‚le meilleur et le plus éclairé de ses princes'".[207] Es gab also Grund genug dem verstorbenen bayerischen Kurfürsten am Jahrestag seines Todes ein Preislied zu widmen. Das Lied stammt natürlich nicht von einem unbekannten bayerischen Grenadier, der am Jahrestag des Verstorbenen in der Münchner Maxburg mit sechzehn anderen Kameraden Ehrenwache hielt, wie es uns die Überschrift glauben machen möchte. Von der Himmelserscheinung einmal abgesehen: die hochdeutsche Diktion, die allzu glatten Verse, das artifizielle Pathos lassen einen geübten Schreiber vermuten, der in der Umgebung der Herzogin Maria Anna, Witwe des Herzog Clemens von Bayern und Schwägerin Karl Theodors zu suchen sein dürfte. Maria Anna stand an der Spitze des Widerstandes gegen das Tauschprojekt Karl Theodors, versuchte auf den nächsten Erben, Herzog Karl August von Zweibrücken, in diesem Sinn einzuwirken und nahm Verbindung mit

Friedrich II. von Preußen auf. Sie ist es auch, der der Verstorbene unter Donner und Feuer erschienen sein soll, um sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen.
In der Hartmannschen Sammlung findet sich ein Lied mit dem Titel **„Traurlied auf weiland Joseph Maximilian"**, das auf pathetische und rührselige Weise den Tod des beliebten Kurfürsten beklagt (Hartmann, S. 22f.). Zwei Strophen mögen als Textprobe genügen:

Ach! auf zweiunddreißig Jahre
Bricht nun Maxens Fürstenstab
Und der Churhut auf der Bahre,
Löwen! ruft euch in das Grab.
Blattern, die sonst Kinder morden,
Raffen uns den Fürsten hin.
Pocken, seid ihr irre worden?
Himmel! ruft als Unschuld ihn.

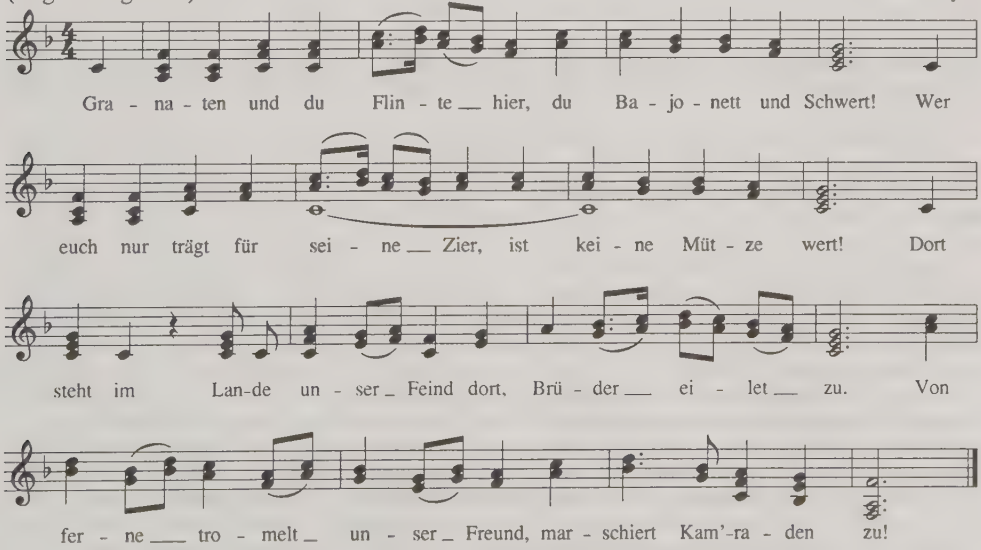
Seufzer, schluchzet aus indessen!
Zum Gebet ruft Pflicht heran.
Ja, du seiest unvergessen,
Bester Maximilian!
Baym wird dein Bild noch küssen.
Öttings Frau behält dein Herz;
Und wird aber dies zerrissen.
Löwen schweigt! nun brüllt der Schmerz.

Das Lied läßt sich – eine Seltenheit – sehr genau datieren. Der Jahrtag des Todes war am 30. Dezember 1778; bereits am 10. März 1779 versammelte sich zu *Teschen* der Friedenskongreß: das Lied muß also in den Anfangsmonaten des Jahres 1779 entstanden sein, und genau in die Zeit vor dem Teschner Frieden fällt der Höhepunkt der propagandistischen Auseinandersetzungen um die bayerische Erbfolge, in die das Lied einzuordnen ist. *„Unsere Not"*: das ist die Besetzung durch die Österreicher und der drohende Verlust der Eigenstaatlichkeit Bayerns, die zum Willen Gottes erhoben wird. Auffällig und befremdend wirkt freilich die kolportagehaft geschilderte Erscheinungsszene, die so gar nicht ins Zeitalter der Aufklärung passen will. Doch hatte im ländlich-katholischen Bayern die Aufklärung nie so recht Fuß fassen können. Das Volk „lief in hellen Scharen dem Vorarlberger Bauernpfarrer Johann Gaßner zu, der in Regensburg seine berühmten Wunderkuren und Teufesbeschwörungen übte. Wenn Mensch und Vieh krankten, wenn die Kühe rote Milch gaben oder die Rührkübel verhext waren, wandte man sich immer noch vertrauensvoll an den Benefiziaten von Mariabichl oder die Kapuziner von Traunstein, die mit geweihten Lukaszetteln und Hexenrauch, mit Benediktion und Exorzismus helfen mußten".[208] Zur gleichen Zeit verkündete auch der berühmte Mühlhiasl seine Prophezeiungen vom Ende der Welt, die sogar heute noch lebendig sind und von gar nicht so wenigen auch heute noch geglaubt werden. So gesehen mutet die Geistererscheinung gar nicht mehr so befremdend an. Hartmann gibt als Fundstelle des Liedes an: „alter Druck in der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden". Auch Sachsen stand im bayerischen Erbfolgekrieg auf der Seite der Gegner Österreichs und stand mit Herzogin Maria Anna in Verbindung, was den Fundort erklären könnte.

Beispiel 57

Lied eines Bayerischen Grenadiers
(Regensburg 1779)

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: August Hartmann, Historische Volkslieder, 3/63

1. Granaten und du Flinte hier,
Du Bajonett und Schwert!
Wer euch nur trägt für seine Zier,
Ist keiner Mütze wert.
Dort steht im Lande unser Feind;
Dort, Brüder, eilet zu!
Von ferne trommelt unser Freund;
Marschiert, Kam'raden, zu!

2 Wir schützten sonst, zur Väterzeit,
Mit glücklich kühner Hand,
Mit unserm Blut in fremdem Streit
So oft ein fremdes Land.
Wir pflanzten Lorbeer Andern an
Noch blühend heutzutag,
Zu Wien, zu Mochaz, Ofen, Gran;
Die teur'sten stehn bei Prag.

3. Itzt schleicht vermummt, an Freundes Hand,
Durch Schreiberkunst und Trug
Der Tolpatsch sich ins Vaterland
Auf einen Federzug.
Dem sollen wir itzt nachbarlich
Aus allen Wegen gehn
Und still und stät und ruhiglich,
Gewehr im Arme, stehn.

4. Ihr Brüder! tragt ihr das Gewehr
Dem Feinde nicht zum Trutz?
Tragt ihr es nicht von Ahnen her
Dem Vaterland zum Schutz?
Wir hassen ja das fremde Joch
Und sagen öffentlich:
Es leben unsre Führer noch,
Gott, Karl und Friederich.

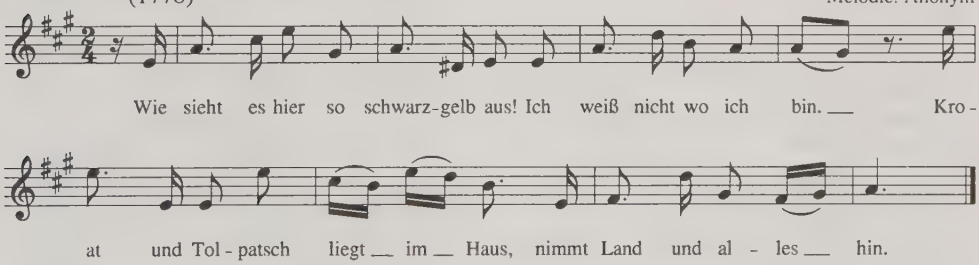
Wie das vorhergehende Lied stammt auch dieses aus einem Flugblatt, das in der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt war. Die Überschrift *„Regensburg 1779"* bezeichnet Ort und Jahr des Druckes. Regensburg lag nicht auf dem Territorium des Kurfürstentums Bayern, sondern befand sich als Freie Reichsstadt in einer Art Insellage. Regensburg war zudem Sitz des Immerwährenden Reichstages, der sich ab 16.3.1778 offiziell mit dem Bayerischen Erbfolgekrieg beschäftigte. Damals legte Herzog Karl III. August von Pfalz-Zweibrücken als nächster Verwandter und Erbberechtigter Karl Theodors, gedrängt von der bayerischen Oppositionspartei um die Herzogin Maria Anna und vom preußischen Gesandten, Protest beim Reichstag gegen die Besetzung bayerischer Gebiete durch österreichische Truppen ein.
Gegen diese Besetzung, die am 10. Januar 1778 durchgeführt wurde, protestiert der unbekannte Liedverfasser in der Rolle eines bayerischen Grenadiers: *„dort steht im Lande unser Feind"*, die Kameraden werden gegen die Okkupanten zu den Waffen gerufen. Freilich war das damalige bayerische Heer in keinem besonders guten Ausbildungsstand. „Die Geschichte des bayerischen Heeres unter den Kurfürsten Max III. Joseph und Karl Theodor entbehrt äußeren Glanzes und spektakulärer Erfolge", stellt das Spindler-Handbuch lapidar fest.[209] Der geringe Kampfwert war vor allem auf die Zusammensetzung des bayerischen Heeres zurückzuführen; es hatte die Funktion einer landesweiten Besserungsanstalt für arbeitslose, arbeitsscheue und kriminelle Elemente. Ein kurfürstliches Mandat aus dem Jahr 1769 zählt auf, wer ins Heer zu nehmen sei:
„Vaganten und Müßiggänger überhaupt, sonderbar aber die Dienst- und Herrnlose Bursche, herumgehende Schreiber, Studenten und Jäger, item sowohl inn- als ausländische Handwerksbursch, welche ohne Legitimation, oder vor der Zeit aus dem Dienst trettende Ehehalten, und nicht minder auch andere liederlich, ungehorsam und incorrigible Leut (...)".[210]
Nicht immer war es um das bayerische Heer so schlecht bestellt; es hatte im Gegenteil in früheren Zeiten glänzende militärische Erfolge aufzuweisen. Und an diese mehr als ein Menschenalter zurückliegende Siege erinnert der Verfasser. Die *Siege von Wien, Mohács, Ofen und Gran* wurden zusammen mit den verbündeten Österreichern gegen die Türken erfochten – ausgerechnet mit den Österreichern, die jetzt als Feinde im Land stehen. Nur zu verständlich wirkt die Klage, daß bayerische Soldaten mit ihrem „Blut in fremdem Streit so oft ein fremdes Land" schützten. Und in der Tat war die bayerische Beteiligung an den Türkenkriegen eine außerordentlich wertvolle Hilfe für das kaiserlich-österreichische Heer: im Mai 1683 zogen die Türken unter Kara Mustafa mit 200.000 Mann vor Wien. Die bayerischen Truppen waren die ersten, die zu Hilfe eilten, neben dem Hilfskorps des Polenkönigs Sobieski war das der Bayern das stärkste; beim entscheidenden Kampf um den Entsatz der eingeschlossenen Stadt Wien standen die Bayern im Zentrum, und bei der Verfolgung erstürmten sie unter der Führung ihres Kurfürsten die türkische Hauptstellung; die bayerischen Truppen hatten den Hauptanteil an der folgenden Eroberung der Stadt Gran, die zwei Jahre später von den Türken belagert, und, wieder unter bayrischer Beteiligung, entsetzt wurde. Der gleiche Feldzug brachte die Eroberung von Ofen (2.9.1685), das seit 1541 in türkischer Hand gewesen war: bayerische Truppen stürmten die Zitadelle der Stadt. Die spektakulärsten Erfolge fielen ins Jahr 1687. Der bayerische Kurfürst Max Emanuel trat entscheidend in Aktion. Gegen den Willen des vorsichtigen und zaudernden Oberbefehlshabers Karl von Lothringen ließ Max Emanuel am Berg Harsán bei Mohács die Türken angreifen und errang einen glänzenden Sieg. „Der Sieg legte dem Kaiser ganz Ungarn zu Füßen, Siebenbürgen und Slawonien wurden in raschem Zug unterworfen, der ungarische Reichstag erkannte die Erblichkeit der Königswürde im Hause Habsburg an".[211] Den Höhepunkt und die Vollendung der Türkenkriege – die Eroberung Belgrads – erwähnt der anonyme Liedverfasser eigenartigerweise nicht, obwohl hier der bayerische Kurfürst den alleinigen Oberbefehl innehatte. Max Emanuels Ehrgeiz und Ruhmsucht hatte jedoch eine schlimme Kehrseite: Nach den Türkenkriegen war die bayerische Armee

ruiniert, die Verluste waren unersetzlich, der Großteil der bayerischen Truppen war durch Krankheiten und Seuchen dahingerafft oder im Kampf verblutet. Die teuersten Lorbeerpflanzen sollen nach dem Verfasser bei Prag stehen, es sind auch die ältesten: am 8.11.1620 besiegte der mit dem kaiserlich-habsburgischen Heer verbündete Herzog Maximilian I. von Bayern den zum König gewählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz.
Zurück zum Anliegen unseres Lieddichters. Die Österreicher scheinen jetzt vergessen zu haben, was sie den Bayern verdanken: jetzt schleicht sich „durch Schreiberkunst und Trug der Tolpatsch (...) ins Vaterland auf einen Federzug". Der „Tolpatsch" (von ungarisch talpacs = Plattfuß) ist der ungarische Fußsoldat. Die Österreicher versuchten ihre Gebietsansprüche auf bayerisches Land reichs- und lehensrechtlich zu begründen; eine Reihe von Denkschriften sollte den Forderungen Nachdruck verleihen. Noch zu Lebzeiten Max' III. Joseph faßte die Reichskanzlei zu Wien den Beschluß, beim Tod des kinderlosen bayerischen Kurfürsten Ober- und Niederbayern als heimgefallene Reichslehen zu kassieren, und Joseph II. leitete entsprechende Dekrete dem Reichstag zu Regensburg und der Münchner Regierung zu. 1776 erarbeitete der österreichische Staatskanzler Kaunitz eine modifizierte Denkschrift, in der die Ansprüche auf das ehemalige herzoglich-straubingische Gebiet, die Grafschaft Mindelheim, den Distrikt von Burghausen, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die königlichen Lehen in der Oberpfalz begründet wurden. „Schreiberkunst" förderte z.B. alte Urkunden aus der Zeit Kaiser Sigismunds, der 1429 die bayerischen Teilherzöge zu gleichen Teilen mit dem Straubinger Gebiet belehnt hatte zu Tage. Überhaupt war der Bayerische Erbfolgekrieg in erster Linie ein Krieg der Feder: „In den Archiven zu Wien, München, Mannheim und Zweibrücken fahndete man fieberhaft nach Dokumenten, welche den jeweiligen Rechtsstandpunkt untermauern sollten".[212]
Der Federzug, der die Österreicher ins Land brachte, stammt vom bayerischen Sondergesandten Baron Ritter, der am 3.1.1778 eine Konvention unterzeichnete, in der Bayern die österreichischen Gebietsforderungen anerkannte. Die Rittersche Konvention wurde kurze Zeit später von Karl Theodor ratifiziert. Dies scheint der Liedverfasser nicht zu wissen, verdrängt zu haben oder bewußt zu verschweigen, wenn er in der letzten Zeile den bayerischen Kurfürsten als Führer preist. Der im gleichen Atemzug genannte Friedrich II. von Preußen hat dagegen das Lob schon eher verdient, da er sich, wenn auch aus vorwiegend egoistischen Gründen, nachdrücklich für die bayerische Eigenständigkeit eingesetzt hat.
Als Quelle des folgenden Liedes nennt Hartmann ein „Flugblatt in der Münchner Staatsbibliothek (...) Auch in Litteratur- und Theaterzeitung 2. Jahrgangs 1. Teil, Berlin 1779 (Münchner Universitätsbibliothek)".

Beispiel 58

Lied eines Straubinger Bauern
(1778)

Text: Anonym 1778
Melodie: Anonym



aus: August Hartmann; Historische Volkslieder, Bd. III

1. Wie sieht es hier so schwarzgelb aus!
Ich weiß nicht, wo ich bin,
Kroat und Tolpatsch liegt im Haus,
Nimmt Land und Alles hin.

2. Wir saßen um den Feuerherd
Und droschen unser Stroh.
Wir hielten alle Nachbarn werth
Und lebten alle froh.

3. Dem guten Maxen weihten wir,
Wie Waisen, noch den Schmerz.
Dem guten Karl dem weihten wir,
Wie Bayern schon das Herz.

4. Da kamen sie im Trauerkleid
Mit Waffen in der Hand,
Als teilten sie mit uns das Leid,
Und teilten unser Land.

5. So schnell, so listig, so bereit,
So stark wie Sand am Meer
Stürzt' ehemals kaum, zur Heidenzeit,
Der Hunn von Osten her.

6. Getrennt von Brüdern liegen wir,
Des alten Feindes Spott,
Im freien Land gebunden hier,
Beweinen unsre Not.

7. Ihr Brüder – ach! – vom alten Blut,
Wo ist das alte Band?
Wo Freiheit? wo der Väter Mut?
Wo Recht? wo Vaterland?

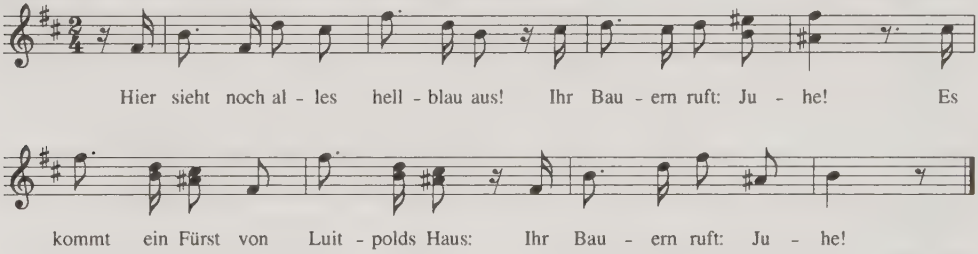
8. Lebt denn kein Sohn von Luitpold mehr,
Der Bayern Held und Zier?
Er führ' euch an die Donau her!
Wir alle warten hier.

Das Lied ist „Zornig und mit verbissenem Schmerz" zu singen. Schauplatz ist Straubing, einer der Landstriche, die unmittelbar nach Abschluß der Ritterschen Konvention von österreichischen Truppen besetzt wurden. Dort sieht es jetzt „schwarzgelb" – das sind die kaiserlich-österreichischen Landesfarben – aus. Str. 3 nimmt auf den Regierungswechsel des Jahres 1777 Bezug.
Der Verfasser beschwört uralte Zeiten, als der „Hunn von Osten" kam. Gemeint sind die ungarischen Reiterschwärme, die seit 900 den Osten des bayerischen Stammesherzogtums bedrohten. Dagegen bot der bayerische Markgraf Luitpold den bayerischen Heerbann auf – und erlitt 907 bei Preßburg eine vernichtende Niederlage, bei der er den Tod fand. Der Bedrohung wurde erst sein Sohn und Nachfolger Herzog Arnulf Herr, den die mönchischen Annalenschreiber wegen seiner Klostersäkularisation den „Bösen" nannten; er konnte die Ungarn in mehreren Schlachten zurückdrängen. Er, Arnulf ist es, der in der letzten Strophe beschworen wird.

Beispiel 59

Lied eines Lechrainer Bauern bei der Ankunft des Churfürsten von der Pfalz zu Raim den 8. October 1778

Text: Anonym 1778
Melodie: Anonym



aus: August Hartmann: Historische Volkslieder, Bd. III

1. Hier sieht noch Alles hellblau aus,
Ihr Bauern, ruft: juhe!
Es kommt ein Fürst von Luitpolds Haus;
Ihr Bauern ruft; juhe!

2. Wir alle küssen deine Hand,
Du Fürst und Landsmann du!
Hier hast du unser Herz und Hand:
Nun hör dem Wunsche zu!

3. Der Lech, so heftig als wie wir,
Tritt über das Gestad,
Das er für deinen Stamme hier
So lang bewahret hat.

4. Nach Aichach hin weist er die Spitz
Vom hohen Wittelsbach.
Schon neigte sich der Heldensitz,
Als er dich kommen sah.

5. Dort rühmte er dein Erbrecht an
Zum großen Ahnengut
Und daß man es behaupten kann
Mit bayerischem Mut.

6. Nun wallet in uns allen um
Der alten Bayern Blut,
So für das alte Herzogtum,
Der Fürsten alles tut.

7. Der Bürger steht schon im Gewehr.
Wir Bauern sind bereit
Nur blaue Röck' und Flinten her!
Zu streiten deinen Streit.

8. Ist Gott und Friederich mit dir
Und ziehst du vor uns hin,
So sterben oder retten wir
Naab, Donau, Regen, Inn.

9. Wenn Mut gelingt, wenn Recht noch gilt,
Das Land sich ganz erhält,
So werde auch dein Ebenbild
Zum Otto hingestellt.

Das Lied beginnt als Herrscherlob, doch ändert sich bald der Ton: der zunächst überschwänglich Begrüßte wird mit dem hartnäckigen Wunsch konfrontiert, das „alte Herzogtum" zu retten. „Hier sieht *noch* alles hellblau aus", in Niederbayern und in der Oberpfalz sieht es seit über einem halben Jahr schon „schwarz-gelb" aus (Vgl. Lied Nr. 57), und die nahegelegene Herrschaft Mindelheim ist in der Ritterschen Konvention auch schon den Österreichern versprochen. Die Rainer scheinen zu wissen, welch unsicherer Kantonist ihr Kurfürst ist, der so gerne das ganze altbayerische Gebiet gegen die österreichischen Niederlande tauschen möchte.
Da wird auch der naheliegende *genius loci* beschworen: die Burg Wittelsbach bei Aichach, die dem Herrschergeschlecht den Namen gegeben hat. (Heute erinnert nur noch eine kleine Kirche und ein neugotisches Denkmal aus der Zeit König Ludwigs I. an den geschichtsträchtigen Ort). Der erste Bayernherzog aus dem Geschlecht der Wittelsbacher, Otto (+1183), wird als Vorbild für Karl Theodor bemüht; ja noch weiter zurück reicht die Mahnung an „Erbrecht" und „Ahnengut": der Kurfürst wird daran erinnert, daß er „von Luitpolds Haus" abstamme. Die moderne Forschung gibt dem anonymen Lieddichter recht: „Die Abstammung der Wittelsbacher von den Luitpoldingern darf (...) als gesichert gelten".[213]
Neben den historischen Reminiszenzen steht der Ausdruck der Kampfbereitschaft angesichts der aktuellen Notlage: „Der Bürger steht schon im Gewehr, Wir Bauern sind bereit". Im Bayern des ausgehenden 18. Jahrhunderts gab es noch die sogenannte „Landesdefension" oder „Landfahnen", d.h. milizartige Bürgerwehren, ganz im Gegensatz zu Preußen, das 1713 die Landmiliz abgeschafft hatte.[214] Neben dem stehenden Werbeheer gab es in Bayern seit 1762/63 einen „engeren Landesausschuß" mit acht Bataillonen, der in der regulären Armee dienen mußte, und einen „weiteren Landesausschuß" mit zwölf Bataillonen,[215] der die eigentliche Bürgermiliz darstellte.
Noch steht in diesem Lied die Herrscherperson in ihrer dynastischen Tradition im Vordergrund; doch kündigt sich zwischen den Zeilen – und gerade im Rückgriff auf die dynastische *Tradition*, die den *zeitgenössischen* Dynasten zu relativieren vermag – das Neue an: ein „nationaler", volksbezogener, also vom Herrschaftsindividuum abstrahierter Patriotismus, der später in den französischen Revolutionsheeren und auch in den sogenannten Befreiungskriegen seine volle Ausprägung erhalten sollte.

Beispiel 60
Vertrautes Abschieds-Gespräch zwischen einem Preußen und Sachsen bey dem Abmarsch der preußischen und sächsischen Armeen 1779

Text Anonym, 1779 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: August Hartmann, Historische Volkslieder, S. 40ff.

Preuße

1. Auf, Brüder, laßt uns lustig sein!
Der Friede ist nun da.
Die Rede ist nun allgemein
Und, wen man fragt, sagt ja.
Selbst Friedrich, unser größter Held
Hat uns bekannt gemacht;
Brecht auf! nach Haus! aus eurem Zelt!
Es geht nicht mehr zur Schlacht.

Sachse

2. Monbleu! was hör ich! Bruder mein,
Was sagst du mir jetzt her?
Es kann ja nimmer möglich sein;
Die Rüstung ist zu sehr.
Ich glaubt', es ging gewiß ins Feld
Das preuß' und sächssche Heer,
Und trink ein Gläschen Bier!
Schlag ein, mein Freund und Patriot,
In meine rechte Hand!
Es glaubt es auch die ganze Welt.
Was sagst du mir jetzt her?

Preuße

3. Ja! ja! es sagt's die ganze Welt:
Der Krieg ist nun zum End.
Wir ziehen nunmehr nicht ins Feld;
Es hat sich abgewendt.
Der Russe, unser bester Freund,
Hat es soweit gebracht,
Daß Östreich wieder unser Freund.
Wer hätt' es wohl gedacht?

Sachse

4. So komm den nun, mein bester Freund
Mit mir in mein Quartier!
Du hast es allzeit gut gemeint –
Auch die, wo wohnet Rübezahl!
Sag, ich wär noch ihr Freund!
Wir Brüder suchten einen Tod,
Den Tod fürs Vaterland.

Preuße

5. Adieu, mein Bruder! lebe wohl!
Die Order ist schon hier,
Daß ich nach Haus marschieren soll,
In mein altes Standquartier,
Grüß alle Schöne tausendmal,
Die's mit mir gut gemeint!

Sachse

6. Komm! gib mir einen Abschiedskuß!
Soll's ja nicht anders sein,
Daß ich von dir jetzt scheiden muß
Aus Gliedern und aus Reih'n,
So bleib du mein Freund immerfort,
So lang die Welt noch steht!
Komm glücklich wieder an den Ort,
Wo es dir stets wohl geht.

Das Friedens- und Freundschaftslied mit dem hübschen spätbarocken Titel entstand nach dem Frieden zu Teschen, wo am 10. März 1779 der Friedenskongreß begann. Entscheidenden Einfluß auf die Beendigung des bayerischen Erbfolgekrieges hatte die russische Zarin Katharina II., die durch verwandtschaftliche Bande mit Zweibrücken verbunden war. „Eine drohende Note Katharinas erweckte in Wien die Besorgnis vor russischem Eingreifen, während Friedrich seinerseits zu der Überzeugung gelangte, daß die Zarin ihn aktiv nicht unterstützen werde".[216] Das gegen Österreich verbündete preußisch-sächsische Heer hatte allerdings schon im Herbst 1778 Böhmen verlassen. In den Kreisen einfacher Soldaten rechnete man offensichtlich mit einem neuen Feldzug im Frühjahr 1779; umso größer war die Freude, als die Friedensnachricht kam.

Anmerkungen

65 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 76f. Siehe hierzu auch Albrecht *Lehmann:* Militär als Forschungsproblem der Volkskunde, S. 232
66 Zur Problematik des Begriffes siehe Deutsche Militärgeschichte Bd. 1, S. 154ff.
67 Vgl. Albrecht *Lehmann:* Militär als Forschungsproblem der Volkskunde, S. 232ff.
68 Die Bauern hatten dabei zwar nicht das ganze Jahr hindurch zu dienen, doch mussten sie darüber hinaus auch weiterhin für die Versorgung des Heeres dienen, d.h. sie wurden jeweils zur Aussaat und zur Erntezeit auf ihren Hof zurückgeschickt; dabei erhielten sie in der Armee nur einen Hungerlohn, und man legte ihnen nahe, ihren Sold durch die Ausübung eines Handwerks in der Kaserne aufzubessern.
69 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 100.
70 Gustav *Freytag:* Gesammelte Werke, 21. Bd., Leipzig 1888, S. 188f.
71 Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2, Köln 1982, S. 339.
72 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 1 Berlin 1955, S. 350f. Hier findet sich das Lied unter dem Titel „Ein Solat muß leiden viel" und mit Melodie abgedruckt. Siehe auch Lied Nr. 10 auf S. 78 des vorliegenden Buches.
73 Eduard *Vehse:* Geschichte der deutschen Höfe, 4 Bde, hier zitiert aus Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 17f.
74 Zitiert nach: Preußen. Versuch einer Bilanz, S. 157f.
75 Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2 S. 334.
76 Gustav *Freytag:* Gesammelte Werke, 21. Bd., S. 182-185.
77 Siehe hierzu Franz *Conring:* Das deutsche Militär in der Karikatur, Stuttgart 1907, S. 70.
78 Siehe hierzu ebenda, S. 68ff. Siehe auch die Lieder Nr. 10ff. dieses Buches.
79 Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2, S. 340.
80 Das Produkt dieses Drills war der „Friedrich-Wilhelms-Offizier", wie er noch 1790 genannt wurde, ein großer hagerer Mann „in kurzem blauen Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der alle seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte, und aus derselben Zeit klagte Lafontaine, Feldprediger im Regiment zu Thadden in Halle, wie gering die Bildung der Offiziere sei"; zitiert nach Franz *Conring:* Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 70.
81 H. *Schnitter:* Desertion im 18. Jahrhundert, in: „Militärgeschichte", Heft 1, Berlin 1974, S. 55, hier zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2, S. 341.
82 A. *von Witzleben:* Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen, Berlin 1851, S. 57.
83 E.R. *Huber:* Heer und Staat in der deutschen Geschichte, Hamburg 1938.
84 Ausführlichste neue Darstellung in Deutsche Militärgeschichte, Bd. IX, S. 11-138.
85 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S, 84f.
86 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 79.
87 Zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, S. 374.
88 Hans *Delbrück:* Geschichte der Kriegskunst, 4. Teil, Berlin 1920, S.307f.
89 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 83.
90 Ebenda, S. 83.
91 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 82.
92 R. *Fester:* Die Instruktion Friedrichs des Großen für seine Generäle von 1747, Berlin 1936, hier zitiert nach Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 97f.
93 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 98.
94 Peter *Lahnstein:* Report einer „guten alten Zeit". Zeugnisse und Berichte 1750-1805, S. 545f.
95 Zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2, S. 345f.
96 Zur Desertion siehe etwa Lied Nr. 11 auf S. 79 unserer Arbeit.
97 Preußen, Versuch einer Bilanz, S. 180.
98 Peter *Lahnstein:* Report einer „guten alten Zeit", S. 549f.
99 Preußen: Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 41.
100 Zitiert nach Otto *Rühle:* Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, S. 529f.; siehe auch Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 1, S. 465ff.
101 Friedrich *Kapp:* Der Solatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, 2. Aufl. Berlin 1874, S. 94f., hier zitiert nach Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 1, S. 463f.
102 Derselbe, S. 163, 145, 173, zitiert nach Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd . 1, S. 464.
103 Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2, S. 350 zitiert hierzu H. *Kathe:* Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I., Berlin 1976, S. 65: „Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. desertierten 30 216 Mann. Das bedeutete nicht nur einen empfindlichen Verlust an militärischer Schlagkraft, sondern auch an Werbegeldern. Zur Minderung der Desertion wählte der Borussenkönig nicht den humanen

Weg: die progressive Reform von Militärwesen und Gesellschaft, im Gegenteil, bei Fahnenflucht befahl er drakonische Strafen, ohne die eigentlichen Ursachen dafür zu ermitteln".

104 Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2, S. 342.

105 Zitiert nach Franz *Conring:* Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 81, Hervorhebung durch die Autoren.

106 Es soll an dieser Stelle – ebenso wie im folgenden Kapitel zum Siebenjährigen Krieg – nicht detailliert auf einzelne kriegerische Ereignisse und den Hintergrund einzelner Schlachten eingegangen werden. Dies soll vielmehr in Verbindung mit einzelnen Liedern im Liedteil geschehen.

107 In einer Denkschrift zu den Kriegsvorbereitungen heißt es: „Die Überlegenheit unserer Truppen, die Schnelligkeit, mit der wir sie in Bewegung setzen können, mit einem Wort: der klare Vorteil, den wir über unsere Nachbarn haben, gibt uns in dieser unerwarteten Glückslage eine ungeheuere Überlegenheit über alle anderen europäischen Mächte"; zitiert nach Preußen. Versuch einer Bilanz, S. 195.

108 Ebenda, S. 195.

109 So fiel in den 18 Schlachten der Regierungszeit Friedrichs rund ein Viertel der preußischen Soldaten, d.h. 146 621 von 610 562 Mann. Weitaus größer noch aber war die Zahl der Verwundeten, von denen viele ihr ganzes zukünftiges Leben hindurch an den Kriegsfolgen zu leiden hatten. Dazuzurechnen wären hier natürlich auch noch die Opfer auf der Gegnerseite, die durch Friedrichs II. Aggression Leben oder Gesundheit verloren.

110 Dieser lange Zeitraum, bis es zur ersten großen Feindberührung kam, rührte daher, dass die Militärstrategie des 18. Jahrhunderts sich vor nicht unerhebliche Probleme gestellt sah. Zunächst einmal musste das Heer beim Marsch durch feindliches Territorium kontinuierlich mit Nahrung, Futter für die Tiere und Munition versorgt werden. Zwar war die preußische Armee auf den Feldzug optimal vorbereitet, in den über das ganze Land verteilten Magazinen waren Lebensmittel und Nachschubgüter gelagert, aus denen die Truppen versorgt wurden. Darüber hinaus waren die Soldaten so lange gedrillt worden, bis sie in der Lage waren, auch auf dem Schlachtfeld alle von ihrem Feldherrn gewünschten Manöver wie Automaten auszuführen. Trotzdem zögerte Friedrich das erste große Treffen hinaus, bis er sich in einer strategisch günstigen Ausgangsposition wähnte. Das „Menschenmaterial" war zu kostbar, um sofort in einer Entscheidungsschlacht geopfert zu werden, deren Ausgang ungewiss war. Die politischen Ziele, für die dieser reine „Kabinettskrieg" geführt wurde, rechtfertigte außerdem kein zu rasches und unbedachtes Vorgehen. Zunächst suchten sich die Gegner durch Bündnisse außenpolitisch abzusichern. Unterstützung wurde ihnen dabei zum einen durch die Entsendung von Armeekorps sowie durch „Subsidien" (Hilfsgelder), zum anderen durch die politische Anerkennung der jeweiligen Kriegsziele zuteil.

111 Wie Eva *Rieger:* Friedenserziehung im Musikunterricht, Regensburg 1979, S. 21 ausführt, zeigen dies „seine Kompositionen ‚Ein deutsches Kriegslied' (KV 539) und ‚Beim Auszug in das Feld' (KV 539) ebenso wie sein Kontretanz (KV 535), als ‚la bataille' bekannt, der damals den Titel ‚Die Belagerung Belgrads' führte".

112 Eduard *Fuchs:* Der Weltkrieg in der Karikatur, München 1916, S. 117-119.

113 Das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg (DVA) gab auf eine entsprechende Anfrage die Liedmelodie als verloren an. Möglich, dass ein kundiger Leser die Weise kennt; für einschlägige Informationen wären die Herausgeber sehr dankbar. Diese Bitte gilt auch für die anderen noch folgenden Defizite.

114 Vgl. „Schlacht bei Hohenfriedberg", Text: Anonym 1745; Musik nach „Frisch auf ihr Reuter" usw., Quelle: Die Historischen Volkslieder vom Ende des 30jährigen Krieges bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges, Heilbronn 1877, S. 339f., siehe auch S. 66 der vorliegenden Arbeit. Friedrich II. siegte bei Hohenfriedberg – einer Kleinstadt im Kreis Jauer in Niederschlesien – am 4.6.1745 über das österreichisch-sächsische Hauptheer im Zweiten Schlesischen Krieg.

115 Ein ähnliches Lied findet sich in der von Karl M. *Klier* publizierten Sammlung von 20 Liedtexten aus dem 18. Jahrhundert. Das Lied II „Frantzos, was bildst dir ein" nimmt Bezug auf den polnischen Erbfolgekrieg und enthält eine fiktive Wechselrede zwischen Kaiser Karl V. und einem Franzosen.

116 Franz *Kugler:* Die Geschichte Friedrichs des Großen, Bayreuth 1981 (Neubearbeitung der Erstausgabe von 1840 durch G. Stier), S. 208.

117 Siehe hierzu auch die Erläuterungen zu „Bayrfürst und du ä, Frantzoß" auf S. 73 der vorliegenden Arbeit.

118 Siehe auch den Kommentar des folgenden Liedes, „Bayrfürst und du ä, Frantzoß".

119 Oscar *Criste:* Österreichischer Erbfolgekrieg, IV. Bd., Wien 1900, S. 657f.

120 Franz *Kugler:* Die Geschichte Friedrichs des Großen, S. 192.

121 Karl M. *Glier:* Historische Lieder des 18. Jahrhunderts aus Österreich, .S. 31.

122 Friedrich Christian *Laukhard:* Leben und Schicksal von ihm selbst beschrieben, Leipzig 1955, S. 148, zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2 S. 356.

123 Bräker, S. 81f., zitiert nach ebenda: Bd. 2 S. 352f.

124 Friedrich der Große: Militärische Schriften, Dresden 1891, S. 3f., hier zitiert nach Heinz Dieter *Schmid:* Fragen an die Geschichte, Bd. 3, Frankfurt a.M. 19980, S. 36.

125 Hervorhebung durch Fettdruck in der Quelle.

126 Eine plattdeutsche Version dieses Liedes findet sic auf der LP „Liederjan": He, ik mach di. Plattdeutsche Lieder, Dortmund, Verlag „pläne" 1982, LC0972.

127 Friedrich Christian *Laukhard:* Leben und Schicksale, S. 271ff., hier zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd, 2 S. 363f.

128 Ebenda, S. 364.

129 Karl M. *Klier:* Historische Lieder des 18. Jahrhunderts in Österreich, S. 33.

130 Eine Version dieses Liedes findet sich auf der LP von *Hannes Wader:* Volkssänger (Philips 6305 254), die Mitte der 70er Jahre erschien. Hannes Wader singt den Text aber in einer gekürzten Fassung und auf eine andere Melodie.
131 H. *Kathe:* Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I., Berlin 1976, S. 61f., hier zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2 S. 336f.
132 H. *Schnitter:* Desertion im 18. Jahrhundert. – In: „Militärgeschichte" 13. Jg., H. 1. Berlin 1974, S. 55.
133 Versionen dieses Liedes finden sich u.a. auf der LP „Soldatenlieder" von *Hein und Oss Kröher*, dsgl. Bei *Hannes Wader:* Volkssänger, sowie *Liederjan* live aus der Fabrik. Das Lied wurde für das vorliegende Buch auch von der Regensburger Gruppe „Passepartout GmbH" für die CD: „Ich hatt' einen Kameraden..." eingespielt (siehe hierzu die Diskographie).
134 Ulrich Bräker, hier zitiert nach Jürgen *Kuczynski:* Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. 2 S. 343.
135 Karl *Bauer:* Regensburg. Aus Kunst-, Kultur- und Sittengeschichte, Regensburg, 3. Aufl. 1980, S.606.
136 Das Lied findet sich mit einer anderen Melodie unter anderem auf der ersten LP der Gruppe „Zupfgeigenhansel". Volkslieder 1, Dortmund, Verlag „pläne" 1976. Die jüngste uns bekannte Einspielung erfolgte seitens der Gruppe „Passepartout GmbH für die Begleit-CD des vorliegenden Buches.
137 Leibhaftiges Liederbuch, S. 201.
138 „Lied wider Brühl". Im handschriftlichen Nachlass von Kiefhaber. Hof- und Staatsbibliothek zu München.
139 Die Melodie, Weise eines Kirchenliedes, lag uns leider nicht vor.
140 gemeint ist Graf Rotewsky
141 I.W. *von Archenholtz:* Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland, 7. Aufl., Berlin 1861, S. 26f. (Nr. 39, 43), hier zitiert nach Preußen: Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 52.
142 Bekannt ist ein witziger Ausspruch Friedrichs II. nach der Schlacht bei Roßbach: „Herr von Soubise hat zwanzig Köche und keinen einzigen Spion; ich habe zwanzig Spione und nur *einen* Koch", zitiert nach: Dieudonné *Thiébault:* Friedrich der Große und sein Hof, 2 Bde, Stuttgart o.J., hier Bd. 2 S, S. 200.
143 Siehe S. 76f. der vorliegenden Arbeit.
144 Hervorhebung durch Fettdruck bereits in der Quelle.
145 So entstammt seiner Feder ein „Versuch in scherzhaften Liedern", 1744/45, seine patriotische Gesinnung kommt besonders in seinen „Preußischen Kriegsliedern von einem Grenadier" 1758 zum Ausdruck, eine Liedsammlung, welcher unser obiges Lied entstammen dürfte. Daneben schrieb „Vater Gleim", der vielen Schriftstellerkollegen ein freundlicher Anreger und Helfer war, zahlreiche Fabeln, Epigramme, Oden und Balladen und regte altdeutsche Studien an.
146 Zitiert nach Herbert *Kranz:* Der Alte Fritz. Erzählte Geschichte, Stuttgart 1959, S. 113. In dieser Situation aber traf Friedrich ein erneuter schwerer Schlag, als er vom Ableben der Königin-Mutter erfuhr.
147 Karl M. *Klier:* Historische Lieder des 18. Jahrhunderts in Österreich, S. 37.
148 Es kamen tatsächlich auf preußischer Seite nur acht Bataillone zum Kampfeinsatz.
149 Gemeint ist hier Graf d' Aumale, der Chef der französischen Artillerie.
150 wohl „Mund".
151 Soubis hatte die strikte Order erhalten, die Elbe nicht zu überschreiten und sich tunlichst abwartend zu verhalten, da der französische Kriegsminister möglichst wenig riskieren und seine Truppen intakt erhalten wollte.
152 Herbert *Kanz:* Der Alte Fritz, S. 131.
153 Ebenda, S. 133.
154 Böse Zungen behaupteten dagegen, dass der Prinz von Hildburghausen während der Schlacht Verrat geübt habe, weswegen eine Besetzung der Höhenzüge unterblieben sein soll. Siehe *Thiébault:*Friedrich der Große, S. 200.
155 Da sich bei Hans *Ziegler:* Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S.295f. Nr.83 eine 9. Strophe findet, haben wir unsere Fassung diesbezüglich ergänzt.
156 Schließlich war der schwedische König mit Friedrichs II. Schwester Ulrike verheiratet.
157 Zitiert nach: Preußisches Lesebuch, S. 70.
158 Zur Person Soubises siehe die Ausführungen auf S. 102 der vorliegenden Arbeit.
159 Zitiert nach Herbert *Kranz:* Der Alte Fritz, S. 134.
160 Ebenda, S. 134.
161 Die Melodie lag uns leider nicht vor.
162 Siehe hierzu auch das „Spottlied auf Prinz Karl", der vorliegenden Arbeit.
163 Franz *Kugler*: Die Geschichte Friedrichs des Großen, S. 297.
164 J.A. *von Retzow:* Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges, Berlin 1802, hier zitiert nach Friedemann *Bedürftig:* Preußisches Lesebuch, S. 74.
165 Ebenda, S. 75.
166 Thomas *Carlyle:* Friedrich der Große, Berlin 2. Aufl. 1908, S. 399.
167 Hans-Joachim *Schoeps:* Preußen. Geschichte eines Staates, Frankfurt a.M. 1966, S. 75.
168 Zitiert nach Dieudonné *Thiébault:* Friedrich der Große und sein Hof, S. 195.
169 Zu Soubise siehe S. 102 und 103 der vorliegenden Arbeit.
170 Die Melodie lag leider nicht vor.
171 Die Melodie lag leider nicht vor.
172 Die Melodie lag leider nicht vor.

173 Siehe hierzu das „Spottlied auf die Franzosen".
174 Franz *Kugler:* Die Geschichte Friedrichs des Großen, S. 345f.
175 Die Russen waren nicht willens, für Österreich Eroberungen zu machen. Soltikof sagte zu Laudon: „Je n'ai ni ordre ni envie, d'écraser le Roi" („Ich habe weder den Befehl noch Lust, den König zu vernichten").
176 Nach Landesbrauch wurde, wie Dieudonné *Thiébault:* Friedrich der Große und sein Hof, Bd. 2, S. 197 mitteilt, „die Siegesbotschaft von dem Überbringer unter Begleitung von dreißig hörnerblasenden Postillonen in den Straßen der Hauptstadt ausgerufen".
177 Herbert *Kranz:* Der Alte Fritz, S. 148.
178 Friedrich II. empfand für Laudon denn auch große Hochachtung. „Als Friedrich lange nach dem Kriege Joseph dem Zweiten einen Besuch in Mährisch-Neustadt bei Austerlitz abstattete, bat er bei der Tafel Laudon, neben ihm zu sitzen: ‚Seien Sie so gut, Herr Marschall, und nehmen Sie bei mir Platz – ich sehe Sie lieber mir zur Seite, als mir gegenüber'. (...) Friedrich nannte bei diesem Besuch (...) Laudon stets ‚Herr Feldmarschall', obwohl er erst acht Jahre später zu dieser Würde befördert wurde". So Dieudonné *Thiébault*, ebenda S. 200.
179 Zitiert nach Herbert *Kranz:* Der Alte Fritz, S. 150.
180 D. *Kerler* (Hrsg.): Tagebuch des Musketiers Dominicus. Neudruck der Ausgabe 1891, Osnabrück 1972, S. 61-64, hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 53.
181 Ebenda, S. 53f.
182 Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 54,
183 J.D.E. *Preuß*: Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Vierter Band. Mit einem Urkundenbuch, Berlin 1834, S. 408f., hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates.
184 Zitiert nach Herbert *Kranz*: Der Alte Fritz, S. 161.
185 Ebenda, S. 161f.
186 Ebenda, S. 168.
187 Ebenda, S. 170.
188 Franz *Kugler:* Die Geschichte Friedrichs des Großen, S. 303.
189 I.W. *von Archenholtz:* Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland, S. 404-406, hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 58f.
190 Entgegen dem ausdrücklichen Wunsch Friedrichs wurde er unter Wilhelm II. in der Potsdamer Garnisonskirche neben dem verhassten Vater bestattet, der ihn zeitlebens kujoniert hatte. 1943 barg Hitlers Reichsmarschall Göring die einbalsamierten Leichname vor den drohenden Fliegerangriffen in seinen Kellern, zwei Jahre danach entdeckten amerikanische Soldaten die Sarkophage in einem Kalibergwerk bei Bernterode im Eichsfeld und schafften sie dann unter dem Codewort „Leichenklau" nach Marburg in die Elisabethkirche. Prinz Louis Ferdinand holte die Überreste seiner Ahnen 1952 schließlich aufs Stammschloss, die Burg Hohenzollern bei Hechingen, bis der Leichnam nach der deutschen Wiedervereinigung im August 1991 in die Gruft zu Sanssouci umgebettet wurde. Dies geschah allerdings auch ganz entgegen Friedrichs Willen mit großem Pomp: Zunächst hielten acht Stabsoffiziere an den Särgen im Hof der Burg Hohenzollern Ehrenwache. Nach dem Choral *„Nun danket alle Gott"* (Preußens Siegeshymne nach der Schlacht bei Leuthen 1757) erklang der von Louis Ferdinand eigens komponierte Trauermarsch *„Fridericus Rex"*. Danach ging es unter „Trommelwirbel" und „Glokkengeläut" zum Bahnhof Hechingen. Trauermarsch und „Ehrenformation der Bundeswehr", anschließend wieder „Trommelwirbel", Offiziere hievten die Särge von den zwei „Lafetten" in den historischen Sonderzug (angehängt: der Kronprinzenwagen Nummer 10 375). Auch in Potsdam großer „Preußen-Pomp": Das Musikkorps der 1. Panzerdivision Hannover begrüßte den Trauertross mit Dampflok am einstigen Kaiserbahnhof Wildpark mit der Weise *„Was Gott tut, das ist wohlgetan"*, dann übernahmen zwei schwarze Kutschen des altehrwürdigen Berliner Bestattungsunternehmens Grieneisen (Slogan: „Traurigkeit hat keinen Zweck, Grieneisen schafft die Leiche weg") die 13 Zentner schwere Fuhre. Im Schritttempo zog der Kondukt sodann durch Potsdam nach Sanssouci. Am Samstagnachmittag, während Schaulustige im Schlosshof Gelegenheit zum Defilee hatten, wachten abermals Offiziere am Sarg Friedrichs II. In zwei Gottesdiensten wurde des längst Verblichenen gedacht, den Religion nicht kümmerte. Gegen Mitternacht dann als Abschluss und Höhepunkt Gruftgang der Hohenzollern mit dem Ehrengast dem damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl, letzterer immerhin studierter und promovierter Historiker, der den letzten Willen Friedrichs II. gleichwohl nicht respektierte.
191 Franz *Kugler:* Die Geschichte Friedrichs des Großen, S. 303.
192 Daß der „Friedrich-der-Große-Mythos" auch heute weiterlebt mag die Tatsache erhellen, daß der Preußenkönig anlässlich einer Umfrage nach sieben Persönlichkeiten der Geschichte, nach „großen Deutschen" im August Sommer 1991 nach Konrad Adenauer, Martin Luther und Otto von Bismarck immerhin noch den vierten Platz belegte. Siehe hierzu „DER SPIEGEL" Nr. 33/45. Jahrgang vom 12. August 1991, S. 32.
193 G.B. *Voltz:* Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit. Dritter Band, Berlin 1901, S. 17f., hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 22.
194 Wolfgang *Steinitz:* Ein deutsches Volkslied gegen den Söldnerdienst und seine Geschichte, in: Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 2) Berlin 1953, S. 39ff.
195 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 456. Die von uns zitierten Zusatzstrophen b.z.w. Umdichtungen entstammen ebenfalls dieser Quelle (S. 451 und 456f.)
196 Der „Musketier" wird meistens in einer dreistrophigen Fassung gesungen. Die beiden anderen Strophen haben mit dem Invalidenschicksal nichts zu tun; wir haben sie deshalb weggelassen. Auf die Melodie des „Musketier"

singt die „Biermöslblasn" ihr „Rundfunklied", eine bissige Satire auf Zensurpraktiken beim Bayerischen Rundfunk: „Oba mir der Redakteur, wird oiwei mehr zum Kontrolleur...". Das Lied liegt in einer Fassung mit Eginhard König und der „Passepartout GmbH" für das vorliegende Buch auf Tonträger vor.

197 Johannes *Kunisch:* Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegsführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges, München/Wien 1978, S. 93.

198 Max *Braubach* in Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 10, S. 170. Der Militäretat hat schon seit dem Großen Kurfürsten einen bedeutenden Posten im preußischen Staatshaushalt eingenommen. Eckert nennt folgende Zahlen: (Quellen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 17./18. Jahrhunderts (Hrsg.v.) G. *Eckert*, Limbach Verlag, Braunschweig 1949, S. 10f.):
Unter dem Großen Kurfürsten betragen die Kriegsgefälle 2 500 000 Tlr., das sind zwei Drittel der gesamten Staatseinnahmen. Von ihnen wurden allerdings noch einige andere als militärische Ausgaben (für Diplmatie, Schloßbau usw.) bestritten, andrerseits standen für Heereszwecke noch die Subsidien und die Schulden zur Verfügung.

Unter Friedrich III. (I.)

Gesamteinnahmen:	4.000.000 Tlr.
Ausgaben für Heereszwecke:	2.200.000 Tlr.

Unter Friedrich Wilhelm I. setzt die große Aufwärtsbewegung ein

Reineinnahmen im Jahre 1739/40:	6.917.192 Tlr. 10 Gr. 4 Pfg.
davon für Militärzwecke:	5.039.663 Tlr. 22 Gr. 5 Pfg.
in den Kriegsschatz:	914.416 Tlr. 00 Gr. 0 Pfg.
macht zusammen:	5.954.079 Tlr. 22 Gr. 5 Pfg.

Die Militärausgaben belaufen sich auf 86% der Gesamtausgaben.

Friedrich gibt aus in den letzten drei Jahren durchschnittlich

für Militärzwecke:	12.419.457 Tlr.
für Hof- und sonstige Zivilzwecke:	3.946.676 Tlr.

Die Militärausgaben belaufen sich auf 75,7% der Gesamtausgaben.

Unter Friedrich Wilhelm II. (1797/98)

Gesamteinnahmen:	20.499.382 Tlr. 22 Gr. 7 Pf.
Militäraufwand:	14.606.325 Tlr. 17 Gr. 3 Pf.

Die Militärausgaben machen 71% der Gesamtausgaben aus.

Unter Friedrich Wilhelm III. (1805/06)

Gesamteinnahmen:	29.956.858 Tlr.
Militärausgaben:	17.185.112 Tlr.
Verzinsung der Staatsschuld	1.896.296 Tlr.
Staatsschatz	1.100.000 Tlr.

Die Militärausgaben belaufen sich auf 75% der Gesamtausgaben

199 Max *Braubach:* in *Gebhardt:* Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 10 S. 162.
200 Ebenda, S. 162.
201 Zur Begründung der Ansprüche vgl. *Hammermayer* in *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 2, S. 1042, Anm. 1.
202 Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, München 6. Aufl. 1977, S. 318.
203 Max *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 2 S. 1045.
204 Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, S. 319.
205 Max *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. II S. 1049.
206 Ebenda, S. 1053.
207 Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, S. 280ff.
208 Ebenda, S. 315.
209 L. *Hammermayer* in Max *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. II, S. 1078.
210 Ebenda, S. 1079, Anm. 2.
211 Andreas *Kraus* in ebenda, Bd. II, S. 431.
212 L. *Hammermayer* in ebenda, Bd. II S. 1049.
213 Max *Spindler* in derselbe: Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. II, S. 16.
214 Friedrich Wilhelm I. von Preußen dekretierte 1713: „Nachdem wir nicht nöthig befinden, daß ferner in unseren Ämbtern einige Land-Miliz gehalten werde, Als befehlen wir euch hiermit in Gnaden, die zureichende Anstalt zu machen, damit diese überall auffgehoben und das Gewehr denen Leuten abgefordert, auch jedes ohrts in die Aembter gebracht und allda verwahret werde, biß Wir verordnen, wohin es ferner geliefert werden sollen", so zitiert in W. *Lautemann* **und** M. *Schlenke* (Hrsg.): Geschichte in Quellen, Bd. III, München 1966, S. 588.
215 Vgl. L. *Hammermayer* in Max *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. II, S. 1080.
216 Max *Braubach* In: Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 10, S. 163.

Das Zeitalter der Volkskriege

Die Französische Revolution

Zu einer – auch für den mitteleuropäischen Raum – grundlegenden und grundsätzlichen Umwälzung kam es in Frankreich durch die Französische Revolution (14.7.1789-9.11.1799), die das überkommene Staatensystem in Deutschland auf immer zerstören sollte. Dadurch, daß sie unter sämtlichen Völkern Europas einen Strukturwandel hervorrief, da das „Volk" sich seiner Bedeutung in der Geschichte bewußt wurde und Einfluß auf das politische Geschehen zu nehmen trachtete, schuf sie mit den Forderungen des Liberalismus und der Demokratie in Gesellschaft, Wirtschaft und Recht die Voraussetzung für die Gestaltung der Industriegesellschaft sowie für die Entwicklung der sozialen Bewegung während des 19. Jahrhunderts.

Das Ancien régime in Frankreich war schon seit langem reformbedürftig. Der Anlaß für den Ausbruch der Revolution war eine Wirtschafts- und Finanzkrise der Regierung; am 5.5.1789 erfolgte die Einberufung der Generalstände, die in Versailles zusammentraten. Adel und Klerus hatten je 300, der dritte Stand, das Bürgertum, entsprechend einer königlichen Verfügung 600 Deputierte gewählt; letztere stellten die Forderung nach einer Abstimmung nach Köpfen anstatt nach Ständen auf. Schließlich erklärten sich die Abgeordneten des Dritten Standes am 17.6.1789 zur verfassunggebenden Nationalversammlung; am 20.6.1789 leisteten sie im Ballhaus den Schwur, vor Vollendung einer Verfassung nicht auseinanderzugehen. Die Nationalversammlung arbeitete als ersten Schritt eine neue Verfassung aus, worin die Freiheit und Gleichheit aller Bürger erklärt und die alten Privilegien des Adels und des Klerus abgeschafft wurden; am 26.8.1789 erfolgte die Erklärung der Menschenrechte, nachdem bereits am 14.7.1789 der Sturz der absoluten Monarchie erfolgt war. Am 10.8.1792 kam es zum Sturz der konstitutionellen Monarchie, am 2.6.1793 zum Sturz der parlamentarischen Republik und zur Errichtung der Diktatur der Jakobiner (bis zum 28.7.1794). Am 21.1.1793 bereits war König Ludwig XVI., der ab 1774 regiert hatte, hingerichtet worden. Um einer durch das Ausland drohenden Intervention zuvorzukommen, sowie auch der wachsenden inneren Schwierigkeiten Herr zu werden und der „revolutionären Missionsidee" zu dienen, wurde schließlich am 20.4.1792 durch die Girondisten die Kriegserklärung an Österreich, welches seinerseits nunmehr mit Preußen verbündet war, durchgesetzt. Hieraus entwickelte sich der. 1. Koalitionskrieg (1792-1797).

Die Diktatur der Jakobiner fand ihr Ende, als am 27.7.1794 – am „9. Thermidor" – Robbespierre, der seit dem 27.7.1793 im Wohlfahrtsausschuß tätig war, infolge einer Verschwörung seiner ehemaligen Anhänger gestürzt und hingerichtet wurde. Nach Annahme der Direktorialverfassung am 23.9.1795 löste sich der Nationalkonvent, der 1792 an die Stelle der Legislative getreten war, auf. Die neue Verfassung brachte die Rückkehr zu einer bürgerlichen Klassengesellschaft, die auf dem Zensus-Wahlrecht aufbaute. Das Ende der 1. Republik wurde schließlich durch Napoleon Bonaparte herbeigeführt, der am 18. Brumaire – am 9.1.1799 – die Macht übernahm und die Revolution für beendet erklärte.

Die Revolutionsarmee: Freiwilligenheer – Demokratisierung – Kampfmoral

„Die Art und Weise der Kriegsführung im 18. Jahrhundert war so innig mit dem Wesen der die Kriege führenden Gesellschaft verknüpft, daß die Revolution der einen auch eine Revolution der anderen herbeiführen mußte. Hatten die Menschen erst einmal aufgehört, im Staat das persönliche Eigentum einer Herrscherfamilie zu sehen, gleich mit welcher Kraft und Hingabe sich der eine oder andere Fürst sich auch für die Interessen seines Volkes einsetzen mochte, und hatten statt dessen mächtige gesellschaftliche Kräfte, die sich abstrakten Zielen wie Freiheit, Nation oder Revolution verschrieben hatten, den Staat für ihre Zwecke vereinnahmt und große Teile der Bevölkerung dafür gewonnen, in ihm die Verkörperung eines absoluten Wertes zu sehen, für den kein Preis zu hoch, kein Opfer zu schade war, so wirkte auch die zurückhaltende und zaudernde Kriegsführung des Rokoko auf einmal wie ein absurder Anachronismus".[217] Und in der Tat finden die Erfolge der französischen Revolutionsheere und der Armeen Napoleons gegen die übermächtig erscheinenden Koalitionen ihre Erklärung in der neuen militärischen Qualität der Volksheere, die sich den verstaatlichten Söldnerheeren gegenüber als überlegen erwiesen.

Frankreich befand sich nach dem Ausbruch der Revolution, was seine militärische Lage anbelangt, in einer prekären Situation, da nur ein Teil des alten königlichen Heeres der Regierung treu zu bleiben versprach. Außerdem aber galt dieser Teil als wenig zuverlässig. Es mangelte vor allem an disziplinierten Infanterietruppen. „Es waren keinerlei Vorbereitungen getroffen, und die durch drei Jahre Disziplinlosigkeiten und Meutereien völlig heruntergekommene Armee hielt im Feuer nicht stand. Zu einer Erhöhung der Effektivstärken fehlten sogar die Gewehre. Die Manufaktur in Charleville, in der das Modell 77 erzeugt wurde, fertigte nur mehr 5000 jährlich gegenüber 25.000 im Jahr 1788; ferner waren die in den Kaserne eingelagerten Reserven an Decken und Material stark geplündert worden".[218]

Die gelichteten Reihen der Soldaten mußten mit Freiwilligen aufgefüllt werden, die nicht im Traum daran dachten, die traditionelle blinde Disziplin zu akzeptieren. Außerdem bestand angesichts einer drohenden militärischen Auseinandersetzung mit Österreich und Preußen keine Zeit, die Verbände auch nur ansatzweise zu drillen. So machten die revolutionären Armeen aus ihrer Notlage das Beste, indem ihre Soldaten als freie Männer kämpften, „um ihre Freiheit zu verteidigen, und die natürliche Kampfart für freie Männer war eine Verbindung aus dem Einzelkampf im Scharmützel und dem massierten Angriff im Kolonnenverband zum Schlachtruf *‚à la baionette'*. Es war dies in der Tat die einzig mögliche Kampfweise für Soldaten, die ein oder zwei Tage vor der Schlacht zum ersten Mal eine Muskete in die Hand bekamen, und sie bewährte sich durchaus nicht schlecht".[219] Die Freiwilligen sahen sich selbst nicht als Soldaten im Wortsinn: als Söldner, sondern als jemand, der aus „freiem Willen" einer Armee für eine begrenzte Zeit und für einen bestimmten Zweck dient. Diesem Selbstbild entspricht auch, daß sich der Freiwillige aus eigenen Mitteln verpflegt und ausrüstet.

Thiébault, Angehöriger der Nationalen Freiwilligen, berichtet: „Veranlaßt durch den Marsch der Preußen auf Paris, brach ich am 1. Oktober 1792 von dieser Stadt als freiwilliger Grenadier im 1. Bataillon der Butte des Moulins auf. (...) Ich möchte noch bemerken, daß der Dienst in dem Bataillon der Butte des Moulins unverbindlich war. (...) Überhaupt war immer nur davon die Rede gewesen, so weit zu kämpfen, wie nötig, um den Feind aus Frankreich zu vertreiben, und ich legte meinerseits großen Wert darauf, nicht als Soldat zu gelten, sondern als Freiwilliger in der vollen Bedeutung des Wortes; ich wollte niemals Sold

oder Verpflegung empfangen, wie ich mich auch auf meine Kosten bewaffnet und ausgerüstet hatte. Schließlich hatte ich auch, als ich Paris verließ, meine Stelle unter Monsieur Dufresne de Saint-Léon behalten, und das war, glaube ich, sogar durch ein Dekret garantiert worden. – Aus diesen Tatsachen geht hervor, daß sogar im Bataillon keiner von uns als Militärperson galt".[220]

Zu stark war die Erinnerung an die Unterdrückung in den Heeren des Absolutismus, zu stark das Selbstbewußtsein und der Stolz der Freiwilligen, als daß man sich mit den herkömmlichen Militärpersonen hätte vergleichen lassen. Das Selbstbewußtsein findet nicht zuletzt seinen Niederschlag im demokratischen Brauch der Vorgesetztenwahl: „Reglement der Nationalen Freiwilligen: Die Verwaltung der Bataillone (...). Artikel 2. – Die Offiziere, Unteroffiziere und freiwilligen Mitglieder des (Verwaltungs-)Rates werden vom ganzen Bataillon gewählt, in persönlicher geheimer Abstimmung und nach dem Verhältnis der Stimmenmehrheit; sie werden auf ein Jahr gewählt; ihre Amtszeit kann durch Wiederwahl verlängert werden. Auf dieselbe Weise werden ein Offizier, je ein Unteroffizier der verschiedenen Grade und vier Freiwillige gewählt, um Mitglieder des Rates, die abwesend oder krank sind, zu ersetzen".[221]

Mit dem Recht zur Vorgesetztenwahl ist auch das Recht zur Abwahl verbunden: „Der Bürger Moulin, Unteradjutant des Bataillonskommandeurs meldet der Kommission, daß das Bataillon, das morgen kampieren soll, heute seinen Generalstab abgesetzt hat und dieses Ereignis den Abmarsch zum Lager möglicherweise verzögert".[222]

Die Prinzipien der Freiwilligkeit und der innermilitärischen Demokratie müssen auf die Zeitgenossen, die bisher nur die Berufsheere mit ihren abschreckenden Werbe- und Disziplinierungsmethoden kannten, revolutionär gewirkt haben. Den demokratischen Geist, der in der Revolutionsarmee geherrscht hat, spiegelt auch eine Episode wider, die der „Moniteur" am 14. November 1792 seinen Lesern berichtete: „General Dumouriez versammelt alle Grenadiere seiner Armee um sich und redet sie ungefähr mit diesen Worten an: ‚Kameraden, wir kämpfen für die Freiheit der Völker; ihr wißt, daß die Soldaten der Despoten die blanke Waffe fürchten. Ich habe euch zu mir gerufen, um euch zu fragen, ob wir diesen Posten (den Mont Panisel) nicht im Nahkampf nehmen können; wenn wir ihn nehmen, werden wir bald Herren von Mons sein'. Kaum hatte der General das gesagt, riefen die Grenadiere: ‚Jawohl, General, vorwärts'! Sie warfen Gewehre, Patronentaschen und Gürtel ab, und mit dem Säbel in der Faust erkletterten sie heldenmütig die hohen Verschanzungen, drangen darin ein und richteten ein Blutbad an, für das die Geschichte wenig Beispiele bietet".[223]

Der modern anmutende kollegiale Führungsstil war die Folge eines neuen soldatischen Selbstverständnisses. Aus dem gedrillten Objekt, das zum Kampf gezwungen werden mußte, wurde das freiwillig kämpfende Subjekt, das die Sache des Krieges zu seiner eigenen machte. Diese neuen Soldaten scheuten sich nicht, Missstände in der Armee öffentlich anzuprangern: „Man läßt unsere tapferen Verteidiger ohne Waffen, ohne Kleidung, ohne Schuhe; die Kanoniere sind so schlecht ausgerüstet, daß sie keine einzige Pistole haben und die meisten keinen Säbel; ein sehr großer Teil des Heeres hat kein Gewehr; der Rest ist sehr schlecht dran, es fehlt Hahn wie Pfanne, obgleich man für unsere Feinde, von denen man annimmt, daß sie zu unserem Heer überlaufen werden, sehr viel davon bereithält (...)".[224]

So berichtet die Bürgerin Favre, die im Revolutionsheer mitkämpfte und am 1. März 1793 gefangengenommen wurde. Daß es auch Frauen im Heer gab, entsprach dem neuen Geist der Armee. Die militärischen Operationen waren nicht mehr allein Gegenstand der Überlegungen der Truppenführer. Die Offiziere trugen keine Bedenken, dem Kriegsminister den Verlauf der Operationen direkt zu melden, und schonten dabei auch ihre Generale nicht:

„Die äußerst großen Anstrengungen und die beständigen Biwaks nahmen uns seit langem so mit, daß ich General Stengel um ein Quartier bitten mußte, wo sich das Bataillon einige Zeit würde erholen können. Meine Bemühungen waren vergeblich, der General antwortete sogar mit Schroffheit und beleidigte mich mit der Frage, ob ich Furcht hätte. Unwillig über solche Antwort, erwiderte ich, wir würden das Gegenteil beweisen, und da er es befehle, würden wir auf unserm Posten bleiben, sollten wir auch dabei sterben. Die folgenden Ereignisse haben das gründlich bestätigt. (...) Ich kann nicht umhin, in meinem Schmerz eine Menge Überlegungen über das traurige Ereignis anzustellen. Wieso hatte der General keine Kenntnis von dem Aufbruch der Feinde? Warum hatte man nicht alle Posten längs des Flusses verstärkt, als die Wasser sanken? Warum waren nur höchstens 6000 Mann vorhanden, um 15 Meilen Land zu bewachen? Warum hatte man uns sechs Meilen vom Hauptquartier entfernt im Stich gelassen? Warum läßt man Bataillone vor dem Feind isoliert? (...) Ich appelliere an Ihre Erfahrung, Bürger Minister; kann man nicht wenigstens demjenigen oder derjenigen, welche die Vorhut befehligten, eine verbrecherische Nachlässigkeit vorwerfen? Ich bitte Sie, den Nationalkonvent von diesem Schriftstück in Kenntnis zu setzen. Eine Abschrift davon schikke ich den Bürgern Kommissaren".[225]

Daß trotz des Aufbrechens der traditionellen Befehlsstruktur im Revolutionsheer eine eiserne Disziplin herrschte, belegt die Tagebucheintragung des Kanoniers Bricard: „Thermidor, Jahr II. Seit sechs Tagen regnet es von morgens bis abends, und dennoch lagen wir immer im Biwak (...) Am 25. gingen sechs kleine Trommler unseres Bataillons auf Plünderung aus; die kleinen Bengel drangen in die Wohnung einer alten Frau und nahmen aus der Schublade eines Schrankes silberne Ringe und andere kleine Schmuckstücke. Die Frau wollte sie ihnen wegnehmen, die durchtriebenen kleinen Kerle schlugen sie aber und trugen ihre Beute ins Lager. Am Abend stritten sie sich bei der Teilung. Als der Bataillonsadjutant ihren Streit hörte, ließ er alle sechs zur Lagerwache bringen. Er wollte ihnen eine strenge Strafe erteilen, als die alte Frau sich beim General beklagte und dieser forderte, die Trommler vor ein Kriegsgericht zu stellen. Am nächsten Tag sprach das Kriegsgericht das Urteil; die beiden älteren wurden zum Tode verurteilt und die vier anderen, die zu jung waren, um mit dem Tod bestraft zu werden, wurden verurteilt, Zeugen der Hinrichtung ihrer Kameraden zu sein. Am 28. wurden die armen Jungen vor versammelter Truppe erschossen. Der ältere der beiden war achtzehn Jahre alt. Er starb ziemlich mutig; aber der jüngere rief aus Leibeskräften nach seiner armen Mutter. Die vier anderen ließen die Ebene von ihrem Geschrei widerhallen. Alle Soldaten, die Zeugen waren, weinten".[226]

Zudem wachten Kommissare der Heeresverwaltung über die Disziplin der Truppen. Und natürlich darf bei alledem nicht vergessen werden, „daß die revolutionären Armeen über ein tragfähiges Skelett von Berufssoldaten, Unteroffizieren und jungen Offizieren verfügten, die die ihnen unter dem alten Regime vorenthaltenen Chancen und Aufgaben mit Freude ergriffen, und ganz besonders galt dies für die Artillerie- und die leichten Infanterieeinheiten, über die die Hofaristokratie die Nase rümpfte".[227]

Im Jahre 1793 wurde das französische Heer neu formiert: „Elemente der alten und der neuen Ordnung wurden nach einem formalen System miteinander verbunden, indem je ein reguläres Bataillon mit zwei Freiwilligenbataillonen zu einer Brigade zusammengefaßt wurde; entsprechend fand die weiße Farbe der alten königlichen Uniform in der Trikolore zwischen dem Rot und dem Blau der neuen Nationalgarde ihren Platz. Das Erfolgsgeheimnis der neuen französischen Armeen bestand in dieser Kombination des Professionalismus der alten königlichen Armee mit dem Enthusiasmus eines Volkes in Waffen".[228] Über den Enthusiasmus, den die Revolutionssoldaten im Kampf bewiesen, gibt es unzählige Berichte.

Wir beschränken uns auf zwei Beispiele: Brigadegeneral Bernadotte an den Divisionskommandeur Kléber:

„Den 5. Messidor (23. Juni): Da Du im gestrigen Gefecht dabeiwarst, erübrigt es sich, Dir darüber zu berichten, aber was ich Dich wissen lassen muß, ist die Unerschrockenheit und Tapferkeit von vier Kompanien Grenadiere unter meinem Befehl. Auf mein Signal sind sie mit einer Begeisterung in den Wald gestürmt, die schwer zu beschreiben ist. (...) Hauptmann Levasseur warf sich auf drei, die einen Grenadier seiner Kompanie zu Boden schlugen, befreite diesen, tötete einen Feind, machte den zweiten kampfunfähig und schlug den dritten in die Flucht; dieser Offizier hat sich übrigens durch seine Intelligenz ausgezeichnet und durch die Begeisterung für seinen Beruf. Der Bürger Couvène, Grenadier des 47. Regiments, hat sich ganz allein in einen Zug Österreicher gestürzt, hat sich durchgehauen, zwei Feinde getötet und die übrigen mit Hilfe seiner Kameraden in die Flucht geschlagen; der Bürger Alexandre, Hauptmann der 71. Halbbrigade, der von sieben oder acht Tirolern angegriffen wurde, war der Übermacht schon fast erlegen, als der Bürger Evrard, Freiwilliger in seiner Kompanie, ihm zurief: ‚Hauptmann, ergeben Sie sich nicht, ich komme zu Hilfe'! Er feuerte sogleich sein Gewehr ab, tötete einen, stürmte mit dem Bajonett auf die anderen ein, machte zwei von ihnen kampfunfähig und schlug die anderen in die Flucht. Ich muß mich zu den Grenadieroffizieren und Unteroffizieren sehr beglückwünschen; sie haben gezeigt, daß sie das Zeug haben, ihre Reputation zu behaupten. Auch dem 1. Bataillon der 71. Halbbrigade, die ich befehlige, habe ich Lob zu spenden. Ich wünschte, der Eifer und die Tapferkeit des Bürgers Levasseur würden belohnt".[229] Bericht eines Kommissars bei der Heeresverwaltung an den Nationalkonvent:

„Dreimal war unsere Infanterie zurückgeworfen worden; sogar die Kavallerie begann zu weichen, und der Erfolg unserer Waffen wurde schon ungewiß, als der Bürger Baptiste, dessen Tapferkeit Sie so gebührend belohnt haben, zu Dumouriez lief und ihm zurief: ‚General, packen Sie den Säbel! Greifen Sie an, dann ist der Sieg unser'! Das sind seine eigenen Worte, und kaum hatte er sie gerufen, als er den General eiligst verließ, fünf Schwadronen und vier Bataillone Infanterie zusammenraffte und sie zum Sieg führte, während Dumouriez an der Spitze mehrerer Detachements von Dragonern, Jägern und Husaren sich in die Reihen der Feinde stürzte. Offiziere, Generale, Adjutanten, alle eilten, um die verstreuten Korps zu sammeln, und führten sie wieder zum Angriff. Einer von ihnen mit Namen Dufresse, Adjutant des Generals Moreton, sang inmitten eines in wilder Flucht begriffenen Bataillons von Freiwilligen: *‚Amour sacré de la Patrie (...)'*, und alle hielten an und stimmten in das wundervolle Lied ein. Schnell sammelten sie sich, erklommen den Berg, stießen wieder zum Heer und stürmten mit aufgepflanztem Bajonett in die Verschanzungen der Feinde, die, erschrocken von dem heftigen Angriff, langsamer feuerten; sie wurden in die Enge getrieben, von allen Seiten angegriffen, und schon waren sie auf der Flucht".[230]

Die Quelle zeigt zudem in beeindruckender Weise die Wirkung des Soldatenliedes, das keineswegs nur auf dem Marsch oder in der Etappe gesungen wurde, sondern auch und gerade auf dem Schlachtfeld, und das dort Gemeinschaftsgefühl und Kampfbegeisterung entfachen konnte. Die Gegenseite, die verbündeten Armeen des alten Europa, war von der Kampfmoral und von der Kriegstechnik der Revolutionsarmeen überrascht, zumal man den Soldaten eingeredet hatte, daß es sich bei den französischen Truppen um kriegsuntaugliches Gesindel handle. Enttäuscht schreibt ein preußischer Offizier: „Die französischen Emigranten haben unsern guten König und alle Ausländer auf infame Weise getäuscht. Sie hatten versichert, die Gegenrevolution würde stattfinden, sobald wir uns zeigten; sie hatten gesagt, die Linientruppen seien ein Haufen hergelaufenes Gesindel und die Nationalgarden liefen beim

ersten Schuß davon. Nichts davon ist wahr. Die Emigranten haben uns nichts geliefert, und die französischen Truppen ähneln keineswegs dem Bild, das man von ihnen entworfen hatte. Wir haben schöne Menschen gefunden und vollendet gut berittene Kavallerie. Ihre Disziplin ist ebenso gut wie die unserer Truppen; wir haben sie Manöver ausführen sehen, die unsere Generale nur bewundern konnten. Ihre Artillerie wird sehr gut bedient; das haben wir am 20. September erfahren, denn sie hat viele tapfere Leute von uns getötet".[231]

Kriegsführung – Wehrpflicht

Durch das Volksheer waren andere Voraussetzungen für die Kriegsführung gegeben. Neue Waffen, die den Siegeszug der Franzosen erklären könnten, gab es keine. „Von der Bewaffnung her gab es zwischen dem Heer Napoleons und dem Friedrichs des Großen kaum Unterschiede. Es gab einige wichtige taktische Neuerungen, aber keine, die nicht schon vor den Revolutionskriegen von Militärtheoretikern weithin diskutiert und bis zu einem gewissen Grade im Feld erprobt worden wären. Von diesen Neuerungen können wir vier besonders herausheben: zum einen die Einteilung der Armeen in selbständige *Divisionen*, die sich, da sie parallel auf verschiedenen Wegen marschieren konnten, rascher und flexibler manövrieren ließen; zum zweiten der Einsatz frei beweglicher, in freier Formation feuernder Schützenkorps – ‚leichter Infanterie'; zum dritten ein flexiblerer Einsatz der Artillerie auf dem Schlachtfeld; um an einem gegebenen Punkt Konzentration und Feuerüberlegenheit herstellen zu können; und schließlich der Übergang von der Linienformation zur Kolonne, einer Formation, die mehr auf den Sturmangriff als auf das Abwehrfeuer zugeschnitten war – der Schritt von der *ordre mince* zur *ordre profonde*".[232] Das neue Selbstverständnis des Revolutionssoldaten ermöglichte die optimale Ausnutzung der taktischen Neuerungen. Maßnahmen gegen zu erwartende Desertionen waren im Volksheer weitgehend überflüssig. Es ist zwar vorgekommen, daß Freiwillige nach den ersten Strapazen des Militärdienstes ihren Dienst wieder quittierten:

„Ein paar Tage marschierte ich mit diesem Bataillon; aber die Märsche strengten mich an, ich blieb zurück. (...) Zweihundert junge Leute hatten das Bataillon schon verlassen, ehe es in Belgien einmarschierte, und darunter befanden sich: Monsieur Odiot, Goldschmied, der nur bis Châlons mitging und Grenadierleutnant war; Bertaux, der Graveur; Grasset, jetzt Orchesterdirigent der Buffes, Hauptmann in der Grenadierkompanie; ebenso Monsieur Lafargue und Monsieur Devismes, de Vigearde und andere, die das Bataillon nach mir verließen".[233]

In der Schlacht bestand dagegen wenig Gefahr, daß Angehörige des Revolutionsheeres desertierten. Sie wußten schließlich, welcher Dienst ihnen bei den Heeren alter Art blühte. Eher bestand schon die Gefahr, daß von dort die Soldaten zu den Revolutionsheeren überliefen, für die französischen Heere eine Chance, die propagandistisch genutzt wurde. „Den Deserteuren der feindlichen Armeen wurde durch ein Dekret eine Pension zugesprochen. Tausende von Exemplaren dieses Gesetzestextes wurden ins Deutsche und Spanische übersetzt und verbreitet; man schlug es an Mauern und Bäume an, warf es in Wagen und beklebte damit Branntweinflaschen, die man bei den Vorposten niederlegte".[234]

Die fehlende Desertionsgefahr bei den Revolutionsarmeen ließ es auch zu, den Truppenkörper je nach Gefechtslage aufzulösen. Der sichernde Kordon von Offizieren, der bei den staatlichen Söldnerheeren um die in Linienformation zum Kampf angetretene Truppe gelegt werden mußte, um Desertierwillige mit vorgehaltener Pistole in die Schlacht zurückzutrei-

ben, war bei einem Freiwilligenheer nicht mehr vonnöten. Zwar gab es schon im 18. Jahrhundert militärische Verbände, die außerhalb der Truppenhauptmacht mehr oder weniger frei agierten: es waren Truppen, denen die Aufgaben der Erkundung, der Vorhut, der Flankengefechte zufielen. „Für solche Aufgaben bedurfte es selbstbewußter, geistesgegenwärtiger und zuverlässiger Männer, und an diesen haperte es in einer Truppe, die darauf gedrillt war, in Linienformation unter den wachsamen Augen ihrer Offiziere zu kämpfen. Wenn es ein europäisches Heer gab, das über viele hierfür talentierte Soldaten verfügte – eine Folge anhaltender Kämpfe gegen die Türken auf dem Balkan –, so war es das österreichisch-ungarische. Es hatte sich für die Verteidigung der Grenzen des Kaiserreichs örtliche Spezialtruppen herangezogen, die in ihrer Art unvergleichlich waren: die kroatischen *Panduren,* die ungarischen *Husaren* und die albanischen *Stradioten,* die als vorwiegend leichte Kavallerie für Spähdienste und Stoßtruppunternehmen eingesetzt wurden".[235] Diese Spezialtruppen aus der alten österreichisch-ungarischen Armee sind quasi die Ahnherren einer neuen Kampfesweise, die später in den französischen Revolutionsheeren erstmals ihre volle Ausprägung finden sollte. Die anderen europäischen Heere mußten, widerwillig zwar, mit den Österreichern gleichziehen und stellten ebenfalls für den „kleinen Krieg" spezielle Truppen auf: Chasseurs- oder Jägerbataillone, Husarenbrigaden und Freibataillone. Preußische Freibataillone mußten sich von ihrem Kriegsherrn Friedrich II. noch das abfällige Urteil gefallen lassen, sie seien „Abenteurer, Deserteure und Vagabunden, die sich von der regulären Infanterie nur durch den Mangel dessen unterschieden, was die Infanterie stark gemacht hat, nämlich Disziplin".[236]

Die Möglichkeit der Auflösung des Truppenkörpers kann in ihrer Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Solange sich zwei Linienformationen gegenüberstanden und sich mit ungezieltem Salvenfeuer bekämpften, entschied die größere Feuerkraft und die höhere Feuergeschwindigkeit, ceteris paribus, wenn man vom taktischen Einsatz von Kavallerie und Artillerie absieht. Wenn der Gegner im Stande war, die festgefügte Formation aufzulösen, ging die hohe Feuerkraft der salvengedrillten Linie ins Leere. Folgerichtig erfand schon Guibert die *ordre mixte,* die zur Grundlage der französischen Heeresrichtlinien von 1791 wurden. Je nach Bedarf konnten jetzt die Truppen entweder in kleinen Schlachtkolonnen oder in der traditionellen Linienformation kämpfen. Die Auflösung des Truppenkörpers ermöglichte zudem eine weitaus freiere Wahl des Kampfgeländes. Mußten sich die Führer der traditionellen Heere, eben wegen der Desertionsgefahr, sorgsam davor hüten, ihre Truppen in unübersichtlichem Gelände oder gar in der Nähe von Waldgebieten aufzustellen, so waren die Führer der neuen Heere dieser Sorge enthoben und konnten die Möglichkeit der Dekkung in unübersichtlichem Gelände voll für sich ausnützen.

Obwohl der Kampf in der Linienformation als Möglichkeit auch in den Revolutionsarmeen noch gegeben war und auch geübt wurde, trat dessen Bedeutung in der Praxis immer mehr zurück. Das Gesicht des Kampfes wurde jetzt zunehmend vom Einzelkampf im Scharmützel und dem massierten Sturmangriff im Kolonnenverband bestimmt. An die Stelle des gleichmäßigen Linienfeuers trat der keilförmig vorangetriebene Angriff mit maximaler Stoßkraft. Und an die Stelle der Ermattungsstrategie trat die Vernichtungsstrategie. „Das Element der nackten, barbarischen Gewalt, das im 18. Jahrhundert beinahe aus der Kriegsführung verschwunden war, trat nun wieder in den Vordergrund. ‚Der Krieg ist ein Zustand der Gewalt', schrieb Carnot. ‚Man muß ihn auf Biegen und Brechen führen, oder man kann heimgehen'. Und solange zu Hause der Terror an der Tagesordnung war, sollte er es auf dem Schlachtfeld umso mehr sein. ‚Wir müssen vernichten', mahnte er, ‚vernichten bis zum bitteren Ende'! Schluß also mit den vorsichtigen, blutleeren, den Entscheidungskampf scheu-

enden Kriegen".[237] Der Krieg gewann damit zusehends den Charakter der Unversöhnlichkeit. Das schreckliche Antlitz des modernen Vernichtungskrieges wird hier zum erstenmal in aller Deutlichkeit sichtbar.

Dieser Vorform des totalen Krieges entspricht die Ausrichtung und Indienstnahme des zivilen Lebens für den Zweck des Krieges. „Wenn man Männer zwangsweise einziehen konnte, dann konnte man dies auch mit den nationalen Vorräten tun, die zu ihrer Bewaffnung, Ausrüstung, Einkleidung und Ernährung benötigt wurden; in Verfolgung dieser Absicht versuchten Carnot und seine Mitarbeiter eine dem Krieg dienende Privatwirtschaft durchzusetzen, wobei die Angst vor der Guillotine als politisches Druckmittel diente. Alles Getreide bis das für den lokalen Verbrauch erforderliche wurde beschlagnahmt. Ein landeseinheitliches Brot, genannt pain d'égalité, wurde eingeführt und gegen Brotkarten ausgegeben. Für alle Verbrauchsgüter wurden Höchstpreise festgesetzt. Die Vorräte an Luxusgütern wurden requiriert, um im Austausch gegen kriegsnotwendige Materialien exportiert zu werden; eine Zentralkommission regulierte den gesamten Außenhandel. Das Transportwesen und die industrielle Erzeugung wurden verstaatlicht und den Kriegsbedürfnissen angepaßt. Wer sich diesen Beschränkungen entzog, etwa indem er Waren hortete oder auf den Schwarzen Markt brachte, wurde mit dem Tode bestraft. Die Herstellung von Waffen, Munition, Uniformen und Kriegsausrüstung wurde auf nationaler Grundlage organisiert. Man ging sogar soweit, Wissenschaftler auf die Arbeit an Problemen der Metallurgie, der Explosivstoffe, der Ballistik und anderer für die Rüstungsproduktion wichtiger Forschungsbereiche zu verpflichten. In Meudon wurde ein Forschungslabor eingerichtet, das die ersten militärischen Beobachtungsballone entwickelte. Zwischen Paris und der Grenze wurden optische Telegrafen installiert. Zum ersten Mal in der Geschichte wurde der Wissenschaftsbetrieb eines ganzen Landes für die Kriegsführung eingespannt".[238] Nun also merkte es jeder Bürger, wenn die Nation sich schlug.

Die Bürger merkten es vor allem seit dem 23.8.1793, als die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Die durch die mangelhafte Ausbildung begründeten Schwächen wurden mehr als wettgemacht durch die zahlenmäßige Überlegenheit der französischen Revolutionsarmee. Während die alten Monarchien ihren Militärhaushalt sehr sorgfältig kalkulieren mußten und der Unterhalt von regulären Truppen eine sehr schwere Belastung für den Staatssäckel darstellte, spielten „für ein revolutionäres Volk (...) Zahlen keine Rolle".[239] Am 23. August wurde – als der Strom der Freiwilligen dennoch zu verebben drohte – die allgemeine Wehrpflicht eingeführt:

„Vom heutigen Tage an bis zu dem Tage, an dem die Feinde vom Boden der Französischen Republik vertrieben sein werden, sind alle Franzosen dauernd zum Wehrdienst verpflichtet.

Die jungen Männer ziehen in den Kampf; die Verheirateten schmieden Waffen und tragen Lebensmittel herbei; die Frauen fertigen Zelte und Kleider und dienen in den Lazaretten; die Kinder zupfen altes Leinen zu charpie (Fäden; Watte); die Greise lassen sich auf die öffentlichen Plätze tragen, um den Mut der Krieger anzuspornen, sie mit Haß gegen die Könige und Liebe zur Einheit der Republik zu erfüllen.

Niemand kann sich dem Dienst, zu dem er eingezogen wird, vertreten lassen; die Staatsbeamten bleiben auf ihren Posten. Die Aushebung wird allgemein sein; die Bürger, die nicht verheiratet sind, sowie kinderlose Witwer im Alter von 18 bis 25 Jahren werden zuerst marschieren; sie werden sich unverzüglich in den Hauptort ihres Distrikts begeben, wo sie bis zum Marschbefehl täglich in der Handhabung der Waffen ausgebildet werden".[240]

Die Einziehung der wehrfähigen Männer hatte nach den Vorschlägen Barères in mehreren Wellen zu erfolgen, da es nicht möglich war, ein 27-Millionen-Volk auf einen Schlag zu

mobilisieren. Nach den 18- bis 25jährigen sollten die Männer im Alter von 25 bis 30 Jahren marschieren, danach in Abständen die weiteren Altersgruppen bis zu 50 Jahren. Um eine schnelle Bildung der Armee zu ermöglichen, war jeder Distrikt verpflichtet, ein Bataillon aufzustellen. Um die neuen Soldaten unterzubringen und auszurüsten, wurden alle öffentlichen Gebäude zu Kasernen oder Rüstungsfabriken erklärt. Das französische Heer umfaßte schließlich über eine Million Soldaten, nahezu vier Prozent der Gesamtbevölkerung Frankreichs.

Die Kriege der Revolutionsarmeen (1. und 2. Koalitionskrieg)

Nachdem am 20.4.1792 die Kriegserklärung Frankreichs an Österreich erfolgt war, an dessen Seite sich unmittelbar darauf das verbündete Preußen gestellt hatte, ging die Initiative zunächst auf die Alliierten über. Den Oberbefehl über die preußisch-österreichische Invasionsarmee übernahm Herzog Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dessen noch von Koblenz aus erlassenes Manifest eine krasse Fehleinschätzung und hochmütige Unterschätzung des Gegners erkennen läßt:
„Erklärung Sr. Durchlaucht, des regierenden Herzogs von Braunschweig und Lüneburg, Befehlshaber der vereinigten Kaiserl. Königl. und Königl. Preussischen Armeen, an die Einwohner Frankreichs:

(...) Ueberzeugt davon, daß der bessere Theil der Nation die Gewaltthätigkeiten einer Parthey verabscheuet, die ihn unterjochen wollte, und daß der bey weitem gröste Theil der Einwohner mit Ungeduld den Augenblick der Hülfe erwartet, um sich öffentlich gegen die verhaßten Unternehmungen ihrer Unterdrücker zu erklären, ruffen Ihre Majestäten der Kaiser und der König von Preussen sie auf, und laden sie ein, ohne Aufschub zur Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Ordnung, und des Friedens zurückzukehren. (...) Die Bewohner der Städte, Schlösser und Dörfer, die sich erdreusten werden, sich gegen die Truppen Ihrer Maj. des Kaisers, und des Königs zu wehren, und auf sie zu schiessen, sey es auf offenem Felde, oder durch die Fenster, oder Haußtüren, sollen auf der Stelle nach der Strenge des Kriegsrechtes ihre Strafe empfangen, und ihre Wohnungen niedergerissen, oder abgebrannt werden. (...) Ihre Majestäten, der Kaiser und der König wollen, daß sämmtliche Mitglieder der Nationalversammlung, des Departements, des Districts, der Municipialität und der Nationalgarde von Paris , wie auch die Friedensrichter, und was dahin gehört, persönlich mit ihrem Leben, und unter Bedrohung, unnachlässig einem Militairgerichte heimzufallen, für alle Ereignisse Gewähr leisten sollen. Auch erklären beyde Majestäten der Kaiser und der König, auf ihr Wort, und auf ihre Ehre, daß wenn das Schloß der Tuilerien bedrängt, mißhandelt oder gegen den König oder die Königl. Familie die geringste Gewaltthätigkeit, und die geringste Beschimpfung ausgeübt würde, wenn nicht die genauesten Vorkehrungen für ihre Sicherheit, für ihre Erhaltung, und für ihre Freyheit getroffen würden, sie eine exemplarische, und ewig merkwürdige Rache nehmen, die Stadt Paris durch militairische Macht gänzlich zerstören lassen, und die schuldigen Rebellen zu der verdienten Strafe ziehen würden. (...). Zu diesem Endzwecke ermahne (ich) alle Einwohner des Königreiches auf das nachdrücklichste, dem Marsch, und den Bewegungen der Truppen, die ich anführe, nichts in den Weg zu legen, sondern ihnen vielmehr überall einen freyen Eintritt, einen guten Willen, Hülfe und Beystand, wie es die Umstände erfordern könnten, zu gestatten. Gegeben im Hauptquartier zu Coblenz den 25. July 1792. Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Lüneburg“.[241]

Des Herzogs Manifest fand nicht überall in Deutschland Beifall. Ein deutscher „Jakobiner" antwortete mit folgendem Epigramm:

„Um eines einzigen Gerechten willen
Ließ einst der Herr des Himmels, Sodom stehn
Um eines einzigen gekrönten Pinsels willen,
Soll, spricht ein deutscher Fürst, ganz Frankreich untergehn.
Die Weltgeschichte hört's und schaudert – und der Deutsche,
Nennt ihn wie Attila der Hunnen, Gottes Peitsche".[242]

Unter dem Kommando des Herzogs von Braunschweig standen 131.000 Mann, darunter 9000 Emigranten: es standen ihnen 82.000 Franzosen gegenüber.

Im Sommer 1792 drang ein preußisches Heer, dem die Hauptaufgabe des Marsches nach Paris zugedacht war, nach der Einnahme von Longwy und Verdun in die Campagne vor und stieß bei Valmy auf das revolutionäre Heer. Über die erfolglose Kanonade von Valmy berichtet Goethe, der am Feldzug im Gefolge des Herzogs von Weimar teilnahm:

„Unbeweglich standen die Franzosen, (...) unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man an nichts anderes gedacht, als die sämtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Teilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden, die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urteil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: ‚Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen".243

Und von der Gegenseite meldete der kommandierende General des mittleren Abschnittes, Kellermann, weniger weltmännisch und weltgeschichtlich denkend als Goethe, aber mit dem Stolz des Siegers, seinem Kriegsminister: „Trotz des sehr großen zahlenmäßigen Unterschiedes wagten sie nicht, mich anzugreifen. Der Tag verging unter einer Kanonade von nahezu vierzehn Stunden, die uns viele tapfere Leute gekostet hat. Es wird erzählt, die Feinde hätten ungeheure Verluste gehabt, besonders an Kavallerie und Artillerie. (...) Ich habe meine Stellung bis zehn Uhr abends gehalten und dann ein anderes Lager auf dem rechten Flügel der Feinde bezogen. Sie ließen mich, ohne anzugreifen, einen Stellungswechsel durchführen, der erst heute morgen beendet war. Ich kann den Mut und Eifer aller Offiziere, der höheren wie der niederen, sowie die Haltung der Truppen nicht genug rühmen (...)".[244]

Nach der erfolglosen Kanonade von Valmy entschloß sich der preußische Feldherr zum Rückzug. „Valmy ist nur ein Treffen mit schwachen Kräften, das keine fünfhundert Tote gekostet hat. Aber daß die Soldaten des Großen Friedrich vor einer Truppe zurückgewichen sind, die Europa bisher nur als zusammengelaufenes Räubergesindel betrachtet hatte, bedeutet für das revolutionäre Frankreich einen glänzenden moralischen Sieg".[245]

Die Franzosen gingen nun ihrerseits zum Angriff über. General Dumouriez gelang es am 6.11.1792 bei Jemappes die Österreicher zu besiegen, was zur Besetzung der österreichischen Niederlande führte. Etwa zur gleichen Zeit war General Custine in die Pfalz eingedrungen und hatte am 21.10. Mainz, einen Tag später Frankfurt am Main, immerhin die Krönungsstadt des Reiches, erobern können. Ein weiterer Erfolg wurde durch eine Erweiterung der gegen das revolutionäre Frankreich gerichteten Koalition durch den Anschluß Englands,

Hollands und Spaniens an Österreich und Preußen während des Jahres 1793 verhindert. Dieser Machtzuwachs gab den monarchistischen gegenrevolutionären Staaten die Initiative zurück und führte zu ihrer erneuten Offensive: Durch den Sieg bei Neerwinden am 18.3.1793 gewannen die Österreicher die Niederlande zurück, und den preußischen Truppen gelang es, am 23.7.1793 Mainz zurückzuerobern.

Die Tatsache, daß sich die Kriegslage nicht zuletzt auch durch die Landung der Engländer in Südfrankreich und die Besetzung des Kriegshafens von Toulon weiter verschlechterte, führte dazu, daß die Revolutionsregierung durch L.N. Carnot ihre Rüstungsanstrengungen, wie oben bereits erwähnt, weiter verstärkte und bedeutend größere und besser ausgerüstete Armeen ins Feld führte. Durch diese Maßnahmen kam es zu erneuten französischen Erfolgen. So fielen durch den Sieg J.B. Jourdans bei Fleurus am 26.6.1794 die österreichischen Niederlande erneut an die Franzosen, während vor allem auf die Initiative von General Moreau hin das gesamte linke Rheinufer in ihre Hände fiel. Nachdem Preußen durch den Baseler Frieden (5.4.1795), an welchem auch Spanien beteiligt war, aus dem Krieg ausgeschieden war, wodurch Mittel-, Nord- und Ostdeutschland bis 1806 von kriegerischen Handlungen verschont blieben, setzte Österreich den Krieg während der Jahre 1795 und 1796 und bis in das Jahr 1797 in wechselvollen Kämpfen fort. Erzherzog Karl von Österreich schlug in den Feldzügen von 1795 und 1796 durch die Siege bei Wetzlar (15.6.1796), Amberg (24.8.1796) und Würzburg (3.9.1796) die Vorstöße der Franzosen auf das rechte Rheinufer zurück.

Trotz dieser Erfolge Erzherzog Karls endete der 1. Koalitionskrieg insgesamt mit einer Niederlage Österreichs, als in Oberitalien, wo die Franzosen bis zum Frühjahr 1796 recht glücklos gekämpft hatten, Napoleon Bonaparte den Oberbefehl übernahm und hier den entscheidenden Feldzug des Krieges führte: Er zwang den König von Sardinien zum Verzicht seiner Lande Savoyen und Sardinien, ließ die Lombardei und Ferrara besetzen sowie die Festung Mantua belagern. Österreichische Entsatzversuche wurden am 5.8.1796 bei Castiglione, vom 15.-17.11.1796 bei Arcole und am 14.1.1797 bei Rivoli erfolgreich abgewehrt. Als Napoleon schließlich nach der Kapitulation von Mantua (2.2.1797) Klagenfurt und Laibach besetzte und gegen Wien vorrückte, sah sich Österreich zum Einlenken gezwungen. Am 18.4.1797 kam es zum Vorfrieden von Leoben; im *Frieden von Campo Formio* (17.10.1797) schied Österreich aus dem Krieg aus.

Der einzige ernsthafte Gegner Frankreichs blieb England, welches auf See die Überlegenheit besaß. Als Napoleon seine „Ägyptische Expedition" unternahm, um England Indien zu entreißen und dort seine Herrschaft zu bedrohen, erfocht der britische Admiral Horatio Nelson am 1.8.1798 bei Abukir den entscheidenden Sieg, welcher die französischen Expeditionspläne jäh beendete.

Für Frankreich kam es nach 1794 nicht in Frage, sein riesiges Heer zu demobilisieren, wäre das Land dadurch doch in ein inneres Chaos gestürzt worden. Ebensowenig war es aber in der Lage, seine Truppen ausreichend zu ernähren. Der Krieg, der als reiner Abwehrkampf zum Schutze Frankreichs und der Errungenschaften seiner Revolution begonnen hatte, verwandelte sich daher zusehends in einen Plünderungs- und dann in einen Eroberungskrieg großen Stils. Um der französischen Ausdehnungspolitik und dem „Missionierungsgedanken" der Franzosen, die ihre Revolution exportieren wollten, widerstehen zu können, bildete sich bereits 1798 eine 2. Koalition gegen den „Unruhestifter", an deren Spitze diesmal der russische Zar Paul I. trat. Ihm schlossen sich Österreich, England, die Türkei, Portugal, Neapel sowie der Kirchenstaat an. Im Frühjahr 1799 wurden die Franzosen durch Erzherzog Karl wiederholt geschlagen (am Oberrhein), gleichzeitig siegten die Truppen der Koalition unter

dem russischen Marschall Suworow in Italien. Als jedoch im Dezember 1799 Rußland aus der Koalition ausschied, und Napoleon, welcher aus Ägypten zurückgekehrt 1. Konsul geworden war, die Österreicher in Oberitalien bei Marengo (14.6.1800) schlug, wendete sich das Blatt wieder zugunsten Frankreichs. Moreau drang in Bayern vor und siegte entscheidend am 3.12.1800 bei Hohenlinden über Erzherzog Johann. Hierauf kam es zwischen Österreich und Frankreich am 9.2.1801 zum *Frieden von Lunéville*, welcher Frankreich den Besitz des linken Rheinufers und die Vorherrschaft in Italien bestätigte. Mit England, das die Franzosen noch 1801 aus Ägypten vertrieben hatte und somit seinen Besitzstand gesichert sah, schloß Frankreich am 27.3.1802 den *Frieden von Amiens*.
Auf den Frieden von Lunéville dichtete Hölderlin:

Versöhnender der du nimmer geglaubt
Nun da bist, Freundes Gestalt mir
Annimmst Unsterblicher, aber wohl
Erkenn' ich das Hohe
Das mir die Knie beugt,
Und fast wie ein Blinder muß ich
Dich, himmlischer fragen wozu du mir,
Wozu du seiest, seliger Friede.

Und tatsächlich schien die Person Napoleons einen dauerhaften Frieden zu verbürgen. Der Göttinger „Revolutionsalmanach von 1802" schrieb damals: „Nie erschien der Revolutionsalmanach unter helleren Aussichten, als jetzt der Lunéviller Friede gewährt. Die großen Zukkungen von Parteiwut sind in Europa vorüber. Neue Ereignisse haben Monarchien, haben Republiken gelehrt, wie wenig Sicherheit der Sieg gibt und wie kraftlos die Kabale der Umwälzung und Wiederumwälzung ohne den deutlich ausgesprochenen Willen des Volkes ist. (...) Bonaparte war's der die Könige den Republiken näherte, die Anarchie erdrückte, den Frieden gebot, der der Republik, Europen, der Welt wohltätig war und bleibt".[246]
Die Friedenszuversicht trog. Schon ein Jahr nach dem Friedensschluß von Amiens „brach" der Krieg von neuem aus. Französische Truppen besetzten das englische Hannover.

Das Heer Napoleons: Gliederung – Kriegsführung – Versorgung

Die Zeit nach 1801 wurde von Frankreich, wo man wußte, daß der entscheidende Konflikt nur aufgeschoben war, zur Reorganisation des Heeres genutzt: „In den vier Friedensjahren zwischen 1801 und 1805, der einzigen längeren Atempause zwischen seinen Kriegen, reorganisierte Napoleon das französische Heer nach einem Muster, das sich alle europäischen Streitkräfte zu eigen machen und an dem sie die folgenden eineinhalb Jahrhunderte festhalten sollten. Diese neue Heeresorganisation ermöglichte einen fast beliebig dezentralisierten Aufmarsch und Einsatz der Truppen unter einem einheitlichen Oberbefehl. Jede Armee wurde in Korps aufgeteilt, von denen wiederum jedes zwei oder drei Divisionen Infanterie und Kavallerie zu je 8000 Mann umfaßte, Eine Division zerfiel in zwei Brigaden, eine Brigade in zwei Regimenter, jedes Regiment in zwei Bataillone".[247] Die einzelnen Truppenteile konnten getrennt oder zusammengezogen werden, ein flexiblerer Einsatz war möglich. Dabei kam den größeren Verbänden innerhalb des Heeres eine vermehrte Selbständigkeit zu. „Die Gliederung des Heeres in organische Einheiten niederer Ordnung gewährte die Mittel, um jegliche Zahl von Streitern nach *einem* Gedanken zu leiten. An die Mehrzahl seiner Divi-

sionen oder Armeekorps verteilte der Feldherr die verschiedenen Rollen im Kampfe, gab ihnen an, wo und wann sie angreifen, wo sie etwa nur ihre Stellung behaupten sollten. Das Gelände in seiner unendlichen Verschiedenheit wurde dabei ebenso berücksichtigt wie die jeweiligen Unterschiede in der feindlichen Aufstellung. Eine starke Infanteriereserve mit viel Artillerie und der Masse der Reiterei blieb zur Verfügung des Feldherrn".[248] Die Verselbständigung von Truppenteilen war dabei beileibe kein neuer Gedanke: sie war schon durch die Kampfweise der Revolutionstruppen vorgegeben, in der Theorie sogar noch älter. Bereits 1775 hatte der französische General Pierre de Bourcet in seiner militärtheoretischen Schrift „Principes de la Guerre des Montagnes" vorgeschlagen, die Armee nicht mehr als geschlossenen Block mit einigen abgesonderten Spähtrupps marschieren zu lassen, sondern sie in selbständige *„Divisionen"*, die alle Waffen enthalten sollten, aufzuteilen. Diese Formationen könnten auf getrennten Wegen marschieren und sowohl sich gegenseitig unterstützen als auch aus eigener Kraft operieren. Als solche taktische Einheiten höherer Art, denen der Feldherr seine Aufträge geben konnte, ohne jede Einzelheit der Ausführung vorschreiben zu müssen, fungierten die Divisionen in den ersten beiden Koalitionskriegen. „Als unter Napoleon dann die Heeresstärken zunahmen, traten die Armeekorps von mehreren Divisionen an die Stelle im Heeresganzen, die die Divisionen anfänglich innegehabt hatten".[249] Im Krieg gegen Preußen 1806 setzte Napoleon eine Armee von fast 200.000 Mann ein, die folgendermaßen gegliedert war:

1. Armeekorps (Marschall Bernadotte) = 20.549 Mann
   1. Division (Dupont)
   2. Division (Rivaut)
   3. Division (Drouet)
   9 Eskadronen leichte Kavallerie = 30.193 Mann
3. Armeekorps (Marschall Davout) = 30.193 Mann
   1. Division (Morand)
   2. Division (Friant)
   3. Division (Gudin)
   9 Eskadronen leichte Kavallerie (Vialannes)
4. Armeekorps (Marschall Soult) = 32.523 Mann
   1. Division (St. Hilaire)
   2. Division (Leval)
   3. Division (Legrand)
   9 Eskadronen leichte Kavallerie (Guyou und Margaron)
5. Armeekorps (Marschall Lannes) = 20.949 Mann
   1. Division (Suchet)
   2. Division (Gazan)
   9 Eskadronen leichte Kavallerie (Treillard)
6. Armeekorps (Marschall Ney) = 19.508 Mann
   1. Division (Marchand)
   7. Division (Marcognet, später Vandamme)
   6 Eskadronen leichte Kavallerie (Colbert)
7. Armeekorps (Marschall Augereau) = 17.106 Mann
   1. Division (Desjardins)
   2. Division (Heudelet)
   2 Bataillone Hessen-Darmstadt
   1 Bataillon Hessen-Nassau
   6 Eskadronen leichte Kavallerie (Durosnel)
8. Armeekorps (Marschall Mortier) = 9153 Mann
   (nahm an den Kämpfen nicht teil, sondern wurde zur Besetzung des Kurfürstentums Hessen-Kassel und Hamburg verwandt)

Reservekavallerie (Joachim Murat, Großherzog von Berg) = 17.550 Mann
Husarenbrigade Lasale
Jägerbrigade Milhaud
1. Husarenregiment (bei der Person des Kaisers)
1. Division schwere Kavallerie (Nansouty)
2. Division schwere Kavallerie (d'Hautpoul)
1. Dragoner-Division (Klein)
2. Dragoner-Division (Grouchy)
3. Dragoner-Division (Beaumont)
4. Dragoner-Division (Sahuc)
Garde = 9800 Mann
Infanterie (Marschall Lefèbre)
Kavallerie und Artillerie (Marschall Bessières)

Zum französischen Heer des Jahres 1806 gehörten zudem noch 31.187 Soldaten der Rheinbundtruppen: knapp die Hälfte davon stellte Bayern. Kavallerie und Artillerie der Garde stießen erst nach der Schlacht von Jena und Auerstedt (14. Oktober 1806) zur Gesamtarmee.[250]

Von Caemmerer beschreibt den idealtypischen Ablauf einer napoleonischen Schlacht: „Nun entspinnt sich auf der ganzen Front der Artilleriekampf, während die Infanterie zunächst noch zurückgehalten wird. Dann folgt das Vorgehen der Divisionen oder Korps der vorderen Linie gegen die verschiedenen Abschnitte der anzugreifenden Front, und je nach Maßgabe der erhaltenen Weisungen nimmt das Gefecht einen verschiedenen Charakter an. Hier wird sofort zum Sturmangriff geschritten, obgleich der betreffende Teil der feindlichen Front ganz besonders stark ist: es gilt den Gegner glauben zu machen, daß hier die Entscheidung fallen soll. An anderen Stellen wird mit schwachen Vortruppen um einzelne Geländepunkte, Gehöfte, Ortschaften, Waldstücke gerungen, deren Besitz das spätere Vorgehen erleichtern kann und von denen aus man die Verteidigungsartillerie durch Infanteriefeuer zu belästigen und zu gefährden vermag. Dort endlich stehen die Massen der Angreifer noch außerhalb der Reichweite der Verteidigungsartillerie ruhig da mit Gewehr bei Fuß und haben nur einzelne Punkte ihrer Front mit Schützen besetzt. Sie drohen mit Angriff und halten den Gegner fest. Von einem überhöhten Punkt aus überschaut der Schlachtenlenker alle Vorgänge, empfängt die Meldungen seiner Unterführer, sendet ihnen seine Befehle und sorgt dafür, daß sein Wille maßgebend bleibt. Als Napoleon einmal nach dem Geheimnis seiner wunderbaren Schlachterfolge gefragt wurde, antwortete er: ‚Man fängt überall an zu fechten, und dann sieht man'. Das führt in der Tat auf den Kernpunkt. Bei der Linearschlacht lag die Entscheidung fast immer in dem Erfolg oder Nichterfolg des ersten Stoßes, mit dem das Ganze gegen das Ganze traf. Jetzt fanden Einleitungskämpfe auf weiter Ausdehnung statt, und nach ihrem Verlauf erhielt erst der Plan des Feldherrn den letzten Abschluß. – Das ‚Ereignis' nannte Napoleon den Akt der Entscheidung, der in dem Einsatz der großen Reserve bestand. Lange Artillerielinien fahren nahe an den Gegner heran, um ihn mit Kartätschen zu überschütten; dichte Massen von Infanterie setzen sich in Bewegung, nicht nur etwa Bataillonskolonnen auf Entwicklungsabstand, sondern festgeschlossene Kolonnen ganzer Brigaden und Divisionen, aus vier bis sechs, ja acht bis zwölf Bataillonsfronten hintereinander gebildet, wahre Kolosse, für die das Gewehr nur als blanke Waffe in Betracht kam, deren wuchtiger Anmarsch aber einen gewaltigen Eindruck zu machen vermochte. Die Reiterei der Reserve schließt sich dem Angriff an, ganze Divisionen von Panzerreitern und schweren Dragonern, gleichfalls in Massen zusammengehalten, deren stärkste Gangart der Trab ist; aber doch wahrhaft furchtbar für Infanterielinien, die die moralische Kraft zur ruhigen Abgabe ihrer Salven nicht mehr besitzen".[251]

Der machtvolle Ansturm der großen Reserven führt in der Regel zur Entscheidung der Schlacht. Die Schlacht war für Napoleon nicht mehr das notwendige Übel, sondern der letztendliche Zweck und Abschluß des Feldzuges. Das napoleonische Heer war ein Erbe des Revolutionsheeres, in dem die Elemente der Überlegenheit gegenüber den staatlichen Söldnerheeren der alten Monarchien bereits ausgeprägt waren. Napoleon hat diese Elemente übernommen und verfeinert. Er „hat reproduziert, allerdings gescheit reproduziert"![252] Die verselbständigten Armeeteile konnten dann ihre höchste Wirksamkeit entfalten, wenn sie möglichst schnell zu agieren imstande waren. Und das galt nicht nur für die Schlacht, sondern schon für den Aufmarsch. Und das bedeutete den Verzicht auf den herkömmlichen Troß. Für die alten Heere war ein entscheidendes, oft schlacht- ja kriegsentscheidendes Kalkül die Planung und Durchführung der Versorgung nach dem Magazinsystem. Die Reduzierung der Logistik, auch bereits vorgeformt in den Revolutionsheeren und für Napoleons Massenheere geradezu lebensnotwendig, ermöglichte ein Maximum an Schnelligkeit. „Man warf das strenge Magazinverpflegungssystem des 18. Jahrhunderts über den Haufen, bei dem die regelmäßige Lieferung von zwei Pfund gut ausgebackenem Brotes pro Mann und Tag das erste Gesetz der Kriegsführung war. Man nahm die Lebensmittel, wie man sie gerade im Lande fand, und kümmerte sich nur wenig darum, wenn auf Tage des Überflusses in guten Quartieren auch Tage empfindlichen Mangels folgten. Der nationale Soldat, der Bürger in Waffen, mußte bereit sein, die Feste zu feiern, wie sie eben fielen, und durfte nicht wie der Söldner das Ausbleiben der Brotlieferung als einen Kontraktbruch von seiten des Kriegsherrn ansehen".[253] Am 11. Oktober 1805 schrieb Berthier, Chef des französischen Generalstabs an Marmont:

„In allen Briefen, welche General Marmont schreibt, spricht er zu mir über die Versorgung. Ich wiederhole, daß es in den Bewegungs- und Angriffskriegen, die der Kaiser führt, keine Magazine gibt, es ist Sache der Generale an der Spitze der Armeekorps, sich die Unterhaltsmittel aus den Ländern zu verschaffen, durch die sie hindurchziehen".[254]

Die Requirierung, die das Magazinsystem ablöste, brachte für die Zivilbevölkerung eine arge Belastung; vor allem in Deutschland:

Als die Franzosen aus Frankreich kamen
Und in Deutschland rückten ein,
Da mußt man ihnen ja verschaffen
Schuh und Strümpf und auch Gamaschen
Und die Hemden dutzendweis',
Weil die ihren sein zerreißt.

Kamen sie zum Bauern ins Quartier:
Hundsfott! Schaff uns Wein und Bier!
Und was sie nicht können saufen
Lassen sie ins Wasser laufen,
Traten oft das liebe Brot
Mit den Füßen in den Kot.

Jetzt kommt die französische Freipartie
Die nahm den Bauern all ihr Vieh;
Sie nahmen Kleider, Hemd und Ziechen,
Lassen die Federn um sich fliegen,
Und nahmen alles mit sich
Sprachen: ‚Das ist bon für mich'.

Zu den „durchziehenden" Heeren kamen später die Besatzungstruppen, die eine Dauerbelastung mit sich brachten. Napoleon betrachtete erobertes Gebiet als tributpflichtig und überzog es mit einem System von Abgaben, Konfiszierungen und Requisitionen, dazu eine häufig marodierende und plündernde Soldateska – all das fand Niederschlag in vielen erhaltenen Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, Liedern und Gedichten aus den Tagen, die als „Franzosenzeit" nachhaltig im Gedächtnis der Bevölkerung eingegraben war. Diese ökonomischen Bedrückungen waren wohl oftmals die stärkste Quelle des Fremdenhasses, stärker jedenfalls als das oftmals überschätzte „Erwachen des deutschen Nationalgefühls".

Alltag des Soldaten: Rekrutierung – Ausbildung – Plünderungen – Kranken„versorgung" – Kriegsgefangenschaft

Napoleons Massenheere verlangt einen unausgesetzt fließenden Zustrom neuer Soldaten. Die Revolution hatte den Militärdienst zur allgemeinen Bürgerpflicht erklärt, ganz im Geist der *égalité*. Es gab allerdings Freistellungen für Familienernährer und geistliche Seminaristen, auch Verheiratete und Witwer wurden meist geschont. Napoleon führte durch ein Gesetz vom 18. Mai 1802 das Ersatzmännersystem ein, nach dem sich Begüterte vom Wehrdienst freikaufen konnten. „Förderhin ruhte die Last des Militärdienstes wieder auf den Armen, mit dem Unterschied freilich, daß früher das Soldatsein der letzte Ausweg für den Armen war, während er unter Napoleon dazu verurteilt war. Wir kennen die Preise für die Ersatzleute. Sie schwankten gebietsweise erheblich und stiegen mit den Jahren an, vor allem gegen Ende des Kaiserreichs: die niedrigste Summe, über die wir Angaben besitzen, beläuft sich auf 1500 Francs, die höchste auf 15.000".[255]

Der Bedarf an Soldaten nahm von Jahr zu Jahr zu, und Napoleon war gezwungen, außerhalb der bisher geltenden gesetzlichen Regelungen Aushebungen vornehmen zu lassen. Er zog bereits 19jährige ein, dazu Dienstpflichtige, aber Zurückgestellte früherer Musterungen, schließlich auch ältere Jahrgänge. Freigestellte und die durch Ersatzleute Freigekommenen, die dann wieder neue Ersatzleute kaufen mußten. „Kein Wunder, daß Unzählige sich der Dienstpflicht widersetzten. Viele Wege standen dafür offen. Man konnte zum Beispiel heiraten. (...) Je größer die Aushebungen, desto mehr Heiraten. Ein Witwer mußte achtgeben und überstürzt eine zweite ‚mariage antimilitariste' schließen, sonst fiel er doch noch herein. Keine Frau brauchte als alte Jungfer zu sterben. Männer von 18 Jahren schreckten nicht davor zurück, eine Lebensgefährtin, die bereits in den Sechzigern war, zu freien. – Ein zweites populäres Mittel war die Verstümmelung: Abhacken des rechten Zeigefingers, Verstümmelungen an Beinen und Füßen, innere Quetschungen, das Ausbrechen der Zähne, wodurch das Aufreißen der Kartusche unmöglich wurde. Ein drittes Mittel war die Bestechung von Beamten, wodurch Statusveränderungen von Jungen in Mädchen oder Herabsetzung des Lebensalters bewerkstelligt werden konnten".[256] Viele stellten sich gar nicht erst und versteckten sich vor den Musterungskommissionen.

Die Ausbildung der neu ausgehobenen Rekruten mußte angesichts des enormen Menschen„verbrauchs" in den napoleonischen Kriegen in denkbar kurzer Zeit geschehen. Auch hier griff Napoleon auf das System der Revolutionsheere zurück. Dubois-Crancé hatte die Methode des „amalgame" und „embrigadement" erfunden: „Der Gedanke war, daß zwei neu aufgestellte Bataillone sich mit einem Bataillon im Felde ‚vermischen' sollten, wodurch die brüderlichen Bande enger geknüpft, Lektionen von Zucht und Ausbildung einer-

seits, von reiner Bürgertugend und Hingabe an das Vaterland andererseits erteilt werden sollten. (...) Dieser ‚Misch-masch'-Gedanke wird von Napoleon übernommen. Der junge Rekrut brauchte nur acht Tage und wird dann in Marsch gesetzt. Unterwegs lernt er schon das Wichtigste, weil er im Regiment von Veteranen vereinnahmt wird, die sich des Guckindiewelt erbarmen. Übungen sind nicht nötig. Er lernt schon beim Kämpfen. Er braucht ja nicht viel zu wissen. Der improvisierte Charakter dieser Ausbildung, ein Überbleibsel der Revolution, drückt dem Heer den Stempel auf".[257] In den letzten Jahren der napoleonischen Herrschaft war allerdings der Kern des Heeres bereits so dezimiert, daß das Mischsystem nicht mehr funktionieren konnte: die kampferprobten und erfahrenen Lehrmeister der Jungen liegen tot auf den Schlachtfeldern. 1809 schickte Napoleon erstmals reine Rekrutenregimenter ins Feld. Zusehend geht auch der nationale Charakter des napoleonischen Heeres verloren. War noch 1806 der Anteil der Nichtfranzosen im napoleonischen Heer, Hessen und Rheinbundtruppen, noch auf ein gutes Sechstel beschränkt, so bildeten in der Großen Armee des Jahres 1812 die Franzosen die Minderheit. „Mit Ausnahme von England lieferte fast jedes Land Soldaten bis hin zu den Illyrern, Kroaten, Albaniern und Ägyptern. Auch aus Kriegsgefangenen wurden Regimenter gebildet".[258]

Das Verhältnis Napoleons zu seinen Soldaten ist stark von der Legende umwoben. Unbestritten ist, daß er Begeisterung bei den Soldaten zu entfachen vermochte, daß er von vielen einfachen Soldaten als einer der ihren, als der „kleine Korporal" angesehen wurde, ein Image, um dessen Wirksamkeit der Kaiser wohl wußte und das er entsprechend pflegte und propagandistisch auswerten ließ. Bezeichnend ist die folgende Anekdote: Auf dem Weg von Ulm nach Wien wurde ein eben erst eingezogener, kleiner Tambour verwundet und findet im Quartier einen Platz am Ofen, wo er sich niederläßt. Kurze Zeit später kommt der Kaiser mit seinem Gefolge in ebendasselbe Quartier. Der Tambour weigert sich, seinen Platz am Ofen dem Kaiser abzutreten. Napoleon läßt ihn gewähren. Ähnliche Geschichten, erfunden oder authentisch, machten damals häufig die Runde.

Verbreitet ist die Vorstellung der französischen Soldaten als grummelnde, maulende Brummbären, die aber nichtsdestotrotz ihrem Kaiser willig folgen. „Ils grognaient et le suivaient toujours" heißt ein populäres Bild Raffets, das den Kaiser zu Pferd und hinter ihm grimmig dreinblickende, schnurrbärtige Soldaten auf dem Marsch zeigt. Vieles an den Schilderungen über Mentalität und Leben des napoleonischen Soldaten ist Legende, die Wirklichkeit sieht nüchterner aus. Die Legende: „Eine Tapferkeit ohnegleichen, eine Unermüdlichkeit, die seine Feinde zum Verzweifeln bringt, Begeisterung und Beseelung, unerschütterliche Treue gegenüber den Führern, Kameradschaft gegenüber seinesgleichen, väterliche Zuneigung für die Rekruten, Bescheidenheit, mit einem Bewußtsein des eigenen Wertes gepaart, Aufrichtigkeit, Ritterlichkeit und Edelmut, Selbstbeherrschung und spartanische Askese. Seine geringe Bildung stempelt ihn zu einem unkomplizierten, einfachen Menschen".[259] Das ist sie, die Legende, an der auch Zedlitz und Heine mitgestrickt haben.

Die nackte Wirklichkeit spiegelt sich in den Desertionsziffern des napoleonischen Heeres: „Von dem Heer für Norditalien, das am 26. November 1799 150.000 Mann auf dem Papier zählt, stehen 56.253 Mann unter Waffen, und am 11. März 1800, als Bonaparte seinen Siegeslauf beginnen soll, 39.156".[260] Hier zeigt sich wieder, und zwar schon relativ früh, das alte „Übel" der Desertion, das den monarchischen Heeren so zu schaffen machte und das Napoleon mal durch strenge Strafen mal durch eine Generalamnestie zu bekämpfen versuchte, was aber vor allem in den letzten Jahren wenig Wirkung zeigte. Es ist längst an der Zeit, mit der Legende der napoleonischen Grenadiere aufzuräumen, deren Leben wie in allen Kriegszeiten grausam war: „In ungeahntem Tempo wird er nach vorn gejagt, schlecht

gekleidet, obgleich er überall seine Parade-Uniform mitführt, mit ungenügendem Schuhwerk ausgerüstet, miserabel ernährt und Opfer der vielen Entbehrungen, welche das Los des Kriegsmannes sind. Anspannung bis zur äußersten Erschöpfung, eine elende Umgebung, Langeweile, Schmutz, das Entbehren des gewohnten Komforts, wie einfach er auch sein mag, Trennung von Familie und Freunden, sexuelle Enthaltsamkeit, Lieblosigkeit, vor allem im Krankheitsfalle, fortgesetzte Gefahr, entsetzliche Angst vor Tod und Invalidität mit ihren fürchterlichen Aussichten, das Unrecht, der Verlust der persönlichen Freiheit, die Sorge für die eigene Zukunft. (...) Dieser Soldat hat ein Hundeleben".[261]

Natürlich waren Plünderungen an der Tagesordnung. Die Legende von der Ritterlichkeit französischer Soldaten trifft nur in den wenigsten Fällen zu. Zwar gibt es Beispiele disziplinierten Auftretens im eroberten Land: nach der preußischen Niederlage von 1806 zeigten die französischen Truppen in Leipzig und Berlin eine vorzügliche Disziplin. Die Regel aber war das nicht. „Der französische Soldat ist großmütig. Er plündert, um sich zu versorgen, niemals um sich zu bereichern", kommentierte Napoleon das Verhalten seiner Truppen und dürfte sich des Zynismus seiner Aussage wohl bewußt gewesen sein. Es gibt eine Vielzahl von Berichten über plündernde französische Soldaten. Wir haben zwei Beispiele ausgewählt.

Über die Besetzung Weimars im Oktober 1806 berichtet Johanna Schopenhauer: „Die Stadt ist förmlich der Plünderung preisgegeben; die Offiziere und Kavaliere blieben frei von Greueln und taten, was sie konnten, um zu schützen und zu helfen. Aber was konnten sie gegen 50.000 wütende Menschen, die diese Nacht hier frei schalten und walten durften, da die ersten Anführer es, wenigstens negativ, erlaubten! Viele Häuser sind rein ausgeplündert; zuerst natürlich alle Läden; Wäsche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbel, und was sich nicht transportieren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieser Nation, ihre wilden Lieder: ‚Mangeons, buvons, jouions, brûlons tout les maisons'! (‚Lasst uns essen, trinken, spielen, alle Häuser verbrennen!') hörte man an allen Ecken".[262]

Schlimme Szenen spielten sich beispielsweise auch in Lübeck ab, das, wiewohl neutral, nach der Schlacht von Jena und Auerstedt zwischen die Rückzugsgefechte des Blücherschen Korps und der verfolgenden Franzosen unter Bernadotte und Soult geriet. Die Stadt, von den Preußen im Häuserkampf verteidigt, wurde schließlich von den Franzosen erobert. Der ausführlichste Bericht stammt von einem Franzosen, Charles de Villers, ehemaliger Artillerie-Hauptmann und nun seit einigen Jahren Korrespondent des französischen Nationalinstituts in Lübeck; er berichtet in einem Brief an die Gräfin Fanny de Beauharnais zunächst über die Straßenkämpfe: „In der Straße vor unserem Haus begann hierauf das erbittertste Gefecht oder vielmehr Gemetzel. Die Streiter waren einander so nahe, daß sie im Schießen sich beinahe das Gewehr auf die Brust hielten. Die ziemlich tiefen Eingänge der Dielen, die Läden, die Keller, alle Einschnitte in den Häusern gaben den Angreifenden und ihren sich immer im Zurückziehen schlagenden Feinden Schutzwinkel her, aus denen sie bedeckt herausfeuern konnten. Einmal war schon dieses ganze Mordgetümmel vor uns vorbeigezogen und die Franzosen bis in den Mittelpunkt der Stadt gedrungen; ein Angriff von Reiterei treibt sie wieder zurück und erneuert unter unsern Fenstern diese schreckliche Szene. Endlich sollte es eben zu einem dritten Angriffe kommen, als die mit Heereskraft anlangenden französischen Bataillone diesen letzten Widerstand der Preußen zurückdrängten. – In dem übrigen Teile der Stadt war das Handgemeng gleichfalls mörderisch und dauerte ziemlich lange; es hörte nicht eher auf als wie alles, was sich von Preußen nur noch in der Stadt befand, tot oder gefangen oder in die Flucht getrieben war. Man schlug sich im Innersten der Häuser sogar, in denen unsere Landsleute die preußischen Scharfschützen bis in die entlegensten Winkel und selbst auf die Dächer hinauf verfolgten".[263]

Der „Schlachtenbericht" ist insofern bemerkenswert, als in ihm die „Modernität" des Krieges zum Ausdruck kommt. Im Straßen- und Häuserkampf, wo um jedes Haus und um jeden Schlupfwinkel einzeln und verbissen gerungen wird, wo das Feuern aus der Deckung und dem Hinterhalt die Regel ist, wird ein Kampftypus sichtbar, der den Charakter der Kriege des 20. Jahrhunderts nachhaltig bestimmen sollte. Nachdem die Kämpfe zwischen Franzosen und Preußen beendet sind, fängt das Plündern an. De Villers fährt in seiner Schilderung fort:

„Welch eine Nacht! Die meisten Häuser aufgebrochen; mit Lichtern, Getümmel, Gehenden und Kommenden angefüllt; andre auch verschlossen, aus denen man verwirrtes Getöse hervorkreischen, sogar Flintenschüsse darin fallen hörte. So ging ich unter Tränen, unter Stößen, womit die Haustüren eingesprengt wurden, unter Verzweiflungsgeschrei, wildem Geheul, klirrenden Gläsern, Hausgeräte, welches die Verwüster zerbrachen, unter Truppen zu Pferde und zu Fuß, die sich durchkreuzten, auf einem mit stinkendem Kote und Blut besudelten Pflaster; stolpernd über die in den Straßen herumliegenden Menschenleichname und Pferdeäser (...) ‚All dein Geld her oder du stirbst'! war die gewöhnliche Formel, mit Auf-die-Brust-halten einer Flinte, einer Säbelspitze, eines Pistolenlaufs unterstützt! Gar manche Unglückliche sind erwürgt worden, weil sie nicht schnell genug gehorchten; Männer, ehrwürdig durch ihr Alter, ihre Sitten, ihren Stand, Diener der Religion sind geschlagen worden, haben Ohrfeigen bekommen; man hat sie unter die Füße getreten, verwundet, mit Stricken um den Hals fortgeschleppt, aufgehängt, und beinahe wären sie auf ihrer Diele erdrosselt worden, wäre man nicht eiligst hinzugeeilt, sie zu befreien. Ein gewisser Greis, ein reicher Weinhändler, Herr Greel, den man in seiner Behausung beim Leibe gepackt, hatte gleich anfangs alles, was er besaß, hergegeben. Da die Plünderer wahrscheinlich fanden, es sei zu wenig, fingen sie an, ihn durchzusuchen, und glaubten, an seinen Weichen einen Gürtel mit Gold angefüllt zu fühlen; sie rissen ihm die Kleider ab, statt des Goldes aber entdeckten sie an dem Unglücklichen ein Bruchband. Über den Mißgriff erbittert, stößt einer dem Greise den Säbel ins Eingeweide, er stürzte vor den Augen der Seinigen tot nieder! Überall, wo ich hinging, hörte ich ähnliche Auftritte erzählen. (...) Allein ein noch betrübenderes Unglück als der Brand, als die Beraubung, als der Tod selbst, weil es eine Verletzung der geheiligtsten Rechte, eine Entweihung des Ehrwürdigsten, Süßesten und Reinsten, so das Leben besitzt, eine schändliche, an der Freiheit und dem Willen mit wilder Verachtung der ganzen Menschheit verübte Gewalttätigkeit ist, sind die von viehischer, keinen Zügel mehr erkennender Roheit dem schwächeren Geschlecht widerfahrenen Schmählichkeiten. Blutbesudelte Elende benutzen die Ängste des Schreckens, um mit ihren greuelvollen Wohllüsten unglückliche Schlachtopfer, halbtote Weiber zu vergiften. Die meisten von diesen werden ihre Entehrung nicht lange überleben".[264]

Ein Soldat, der verwundet wurde, hatte wenig Chancen wieder hergestellt zu werden. Die Krankenversorgung im französischen Heer spottet jeder Beschreibung. In einer Woche starben mehr in den Lazaretten, als der ganze Terror Robespierres an Opfern gefordert hatte! Schmutz, Gestank, Verrottung, Ungeziefer, dazu Typhus, Ruhr und Wundfieber – das war der Alltag der Verwundeten, sie krepierten im Lazarett, wenn sie nicht schon vorher durch Kälte und Erschöpfung gestorben waren. „Und dann begegnen wir dem Los der Kriegsgefangenen, deren Zahl allein in England im Jahre 1811 ungefähr 60.000 betragen haben muß. Verurteilt zum Aufenthalt auf den abscheulichen Galeeren, mißhandelt und ausgehungert, vegetierten sie dahin, bis sie moralisch und physisch vollkommene Wracks geworden waren. Ihre Aufseher waren der Auswurf der englischen Marine, leibhaftige Teufel, die die ärgsten Quälereien gegen diese Hilflosen begingen, zu viele und zu erbarmungslos, um hier aufgezählt zu werden. Waren sie dann erst einmal unheilbar krank geworden, am Rande des Todes, dann warf

sie die englische Regierung einfach an die französische Küste zurück, wo die französische Verwaltung auch keinen Rat mit ihnen wußte: Als im Jahr 1812 57 von diesen armen Schlukkern im Département von Beneden-Maas eintrafen, waren sie völlig auf private Mildtätigkeit angewiesen. Da sich niemand um sie kümmerte, stopfte man sie einfach ins Gefängnis von Maastricht. So behandelte der Kaiser mit dem Herz aus Gold die Menschen, die für ihn durchs Feuer gegangen waren. Ein Gefallener, schreibt Morvan, war ihm ebenso gleichgültig wie eine faule Frucht, die von einem Baum fällt".[265]

Die Napoleonischen Kriege bis 1812

Zu erneuten Kampfhandlungen kam es, als England am 18.5.1803 Frankreich erneut den Krieg erklärte, mit der Besetzung Hannovers, welches durch Personalunion mit der englischen Krone verbunden war, und der Konzentrierung eines französischen Landungskorps in Boulogne, welches das englische Mutterland erobern sollte. Die englische Seeüberlegenheit, die trotz eines Bündnisses Frankreichs mit Spanien am 12.12.1804 nicht beeinträchtigt wurde, brachte dieses französische Vorhaben einer Landung in England zum Scheitern. Die französische Flotte erlitt am 21.10.1805 bei Trafalgar eine vernichtende Niederlage, über die auch der Tod des Oberkommandierenden der englischen Flotte, Admiral Nelson, nicht hinwegzutrösten vermochte. Eine neue Koalition, welcher neben England, Schweden und Rußland auch wiederum Österreich angehörte, ließ Frankreich auch auf dem Festland nicht zur Ruhe kommen. Unmittelbarer Anlaß dafür war der Bruch des Friedens von Amiens und der Machtanspruch Napoleons. Die Kapitulation von Ulm (17.10.1805) und der Sieg Napoleons in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz, über die vereinigten russisch-österreichischen Armeen bedeuteten das Ende der 3. Koalition. Das geschlagene Österreich sah sich zum *Waffenstillstand zu Znaim* (6.12.1805) und zum *Frieden von Preßburg* (26.12.1805) gezwungen. Der russische Zar zog sich zurück, und der preußische Unterhändler Graf Haugwitz ließ sich, anstatt nach dem *Potsdamer Vertrag* vom 3.11.1805 zu handeln, der eigentlich ein preußisches Eingreifen vorgesehen hatte, durch die Nachricht von Napoleons Sieg zum Abschluß des *Vertrages von Schönbrunn* bestimmen, in welchem Napoleon Preußen alle deutschen Besitzungen des Königs von England, insbesondere Hannover zusicherte, wofür Preußen das Fürstentum Ansbach, das Herzogtum Kleve und das Fürstentum Neuchâtel an Frankreich abtrat. Napoleon vertauschte seinerseits das Fürstentum Ansbach an Bayern gegen das Herzogtum Berg. Der Berliner Hof hatte sich also nach Austerlitz und Preßburg zu einem unrühmlichen und demütigenden „Schulterschluß" mit Frankreich bestimmen lassen. In der deutschen Öffentlichkeit herrschte allenthalben Unmut und Unbehagen gegen diese „deutsch-französische ‚Koalition'". Die Annexion Hannovers durch preußische Truppen und die Schließung der Nordseehäfen zur Errichtung einer „Kontinentalsperre" hatten erneut den Krieg mit England zu Folge.

Zwischen Preußen und Frankreich sollte es zum Bruch kommen, als eine Meldung aus Paris anscheinend die Rückgabe Hannovers an die Engländer ankündigte. Bereits vorher hatten Nachrichten über Zwischenfälle an der Grenze zwischen dem neuen Großherzogtum Berg und den dort Preußen verbliebenen Gebieten und über französische Gegenmaßnahmen gegen preußische Versuche zur Errichtung eines norddeutschen Bundes zur Mißstimmung in Berlin geführt. Im Glauben, daß Napoleon ein falsches Spiel mit ihm treibe, befahl der preußische König am 9. August 1806 die Mobilisierung des größten Teils seiner Armee. Napoleon traf daraufhin seinerseits ebenfalls militärische Maßnahmen, was wiederum in

der preußischen Hauptstadt als akute Vorbereitung zu einem Kampf gedeutet wurde. Hinzu kam, daß der russische Zar Berlin zu einem gegen Frankreich gerichteten Bündnis drängte. Überstürzt entschloß man sich zum Kampf. Die Nachricht vom Kriegsausbruch wurde von großen Teilen der preußischen Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen.

Die Entschlossenheit der napoleonischen „Führung und der Wendigkeit seiner Truppen, standen auf preußischer Seite, wo man den Oberbefehl dem alten Herzog von Braunschweig übertragen hatte, Zerfahrenheit und Langsamkeit gegenüber".[266] Die preußischen Versäumnisse hinsichtlich einer rechtzeitigen Reorganisation der Armee wirkten sich nunmehr verhängnisvoll aus".[267] Als ein schlechtes Omen wirkte es, daß bereits bei dem ersten überraschenden Treffen der preußischen Vorhut mit den Franzosen am 10. Oktober 1806 bei *Saalfeld* der junge und tatenlustige preußische Prinz Louis Ferdinand, Exponent und Hoffnungsträger der napoleonfeindlich gesinnten Partei am Berliner Hof, in einem Scharmützel fiel. Vier Tage später, am 14. Oktober 1806, stießen, schon bei dem Versuch, sich einer drohenden Einkesselung zu entziehen, die von dem Fürsten Hohenlohe geführte preußische Gruppe mit Napoleon selbst bei *Jena* und die Hauptarmee mit dem Marschall Davout bei *Auerstedt* zusammen. Der französischen Übermacht war Hohenlohe nicht gewachsen; hinzu kam, daß das Reservekorps zu spät eingriff. Zu allem Unglück wurde auch gleich zu Beginn der Kämpfe der Herzog von Braunschweig verwundet und starb bald danach. Da der im Hauptquartier anwesende preußische König nicht wagte, die Führung seiner Soldaten zu übernehmen, endete der Tag auf beiden Schlachtplätzen mit der völligen Niederlage der Preußen. In den Schlachten von Jena und Auerstedt zerbrach nicht nur der Mythos von Preußens Unbesiegbarkeit. Viel schlimmer war die hastige Kapitulation der Festungen und vieler im Land stationierter Truppen, die bewirkten, daß mit der ersten Schlacht auch schon alles entschieden war. In kürzester Frist hatten die französischen Truppen den größten Teil der Monarchie besetzt. Bereits am 27. Oktober 1806 zog Napoleon an der Spitze seiner Truppen im Triumphzug in Berlin ein und verhängte von dort aus die Kontinentalsperre gegen England. Der preußische König aber hatte sich – zusammen mit seiner Familie – nach Ostpreußen abgesetzt. „Unser Dämel ist in Memel" sangen darob respektlos die Berliner Straßenjungen.

Obwohl Napoleon im weiteren Verlauf dieses Feldzuges in der blutigen Schlacht bei *Preußisch-Eylau* am 7./8.2.1807 – zum Teil infolge des überraschenden Eingreifens eines preußischen Korps – zum erstenmal keinen Sieg über die verbündeten Russen und Preußen zu erringen vermochte, gelang es den Alliierten nicht, die Gunst der Stunde für sich auszunützen. Als die Russen dann am 14.7.1807 bei *Friedland* vernichtend geschlagen wurden, was zu einem jähen Stimmungs- und Meinungsumschwung bei Alexander von Rußland führte, der nunmehr bereit war, die Hand Napoleons zu ergreifen, war der Feldzug endgültig zugunsten der Franzosen entschieden.

Preußen existierte zwar nach den Friedensverhandlungen weiter, erlitt im *Frieden von Tilsit* – am 9.7.1807 – aber so große Gebietsverluste, daß es zu einer zweit- oder gar drittrangigen Macht herabsank. Der preußische Reststaat – östlich der Elbe – wird nur durch russisches Eingreifen gerettet. Königin Luise, die Gattin Friedrich Wilhelms III. von Preußen schrieb über die Niederlage gegen Napoleon: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns". Von Napoleon selbst sind am Grabe Friedrichs II. die Worte überliefert: „Wenn der noch lebte, dann stünden wir nicht hier".

In Berlin wurde Napoleon selbst von einem großen Teil der Bürger mit Jubel und Begeisterung empfangen, galt er ihnen doch nicht nur als Eroberer und Unterdrücker, sondern

auch als ein Vollstrecker der Revolution, der in den unter französischer Verwaltung stehenden Gebieten mit dem „Code civil" die Rechtsgleichheit aller und bürgerliche Freiheiten einführte. Dadurch wurden vor allem in den Rheinbundstaaten aber auch in Preußen mannigfachste Hoffnungen geweckt. Die Erfahrungen der militärischen Niederlage und ihre als drückend empfundenen Folgen führten in „Restpreußen" zur Einsicht in die unbedingte Notwendigkeit von Veränderungen und einer in der Verwaltungsbürokratie sich ausbreitenden „Reformstimmung". Selbst Friedrich Wilhelm III. sprach nunmehr davon, daß Preußen durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was es an physischen verloren habe.

Dringendstes Nahziel der Reformpolitik war die Wiederherstellung der völlig darniederliegenden Wirtschaftskraft und Zahlungsfähigkeit des Staates, um die von Frankreich geforderten Kontributionen zahlen zu können und die Neuorganisation des preußischen Heeres, um möglicherweise eine Korrektur der von Napoleon geschaffenen Verhältnisse herbeiführen zu können.

Das Kriegsgeschehen verlagerte sich in der Folge auf die Pyrenäenhalbinsel (1808-1814). Rußland war mit Napoleon ein Bündnis eingegangen und hatte sich der Kontinentalsperre angeschlossen. Das Eingreifen der Franzosen auf der Pyrenäenhalbinsel wurde dadurch hervorgerufen, daß Portugal sich der Kontinentalsperre gegen England widersetzte, sowie durch Thronstreitigkeiten in Spanien, die Napoleon für sich zu nutzen suchte, indem er König Karl IV. sowie den Kronprinzen zur Abdankung zwang und seinen Bruder Joseph Bonaparte zum spanischen König ernannte. Womit er jedoch nicht gerechnet hatte, war die Heftigkeit des Widerstandes gegen die französische Fremdherrschaft, der vor allem vom spanischen Adel und vom Klerus unterstützt wurde. England landete als Antwort auf die französischen Maßnahmen unter Wellington eine Armee auf der Pyrenäenhalbinsel. Die französische Armee sah sich zudem auch ungeahnten und bis dahin nicht gekannten Schwierigkeiten gegenüber, als die spanischen Patrioten sich einer ganz neuen Kampftaktik, nämlich des Guerillakampfes befleißigten. Es gelang Napoleon in der Folge nicht, die iberische Halbinsel zu „befrieden". Nach wechselvollem Ringen, in welches sich Napoleon zeitweilig selber einzugreifen gezwungen sah, etwa im November/Dezember 1808, konnte Wellington schließlich am 21.6.1813 bei *Victoria* einen entscheidenden Sieg über das französische Hauptheer und König Joseph erringen und Spanien von der Herrschaft der Franzosen befreien.

Napoleons Grundsituation hatte sich nach 1806 insofern zum Schlechteren verändert, als die Qualität seiner neu eingezogenen Rekruten immer mehr nachließ. Es bestand keine Zeit mehr, sie im Marschieren oder im Manövrieren zu drillen, bisweilen konnten sie kaum in der Handhabung ihrer Waffen unterrichtet werden. Was sie an grundlegenden Fertigkeiten für den Kampfeinsatz benötigten, mußten sie auf dem Marsch von ihren altgedienten Kollegen abschauen. Napoleon konnte daher in der Folge immer weniger sein strategisches Genie ausspielen. Seine Taktik näherte sich immer mehr der Suche nach dem direkten, offenen, alles entscheidenden Schlagabtausch an.

Ermutigt durch die französischen Schwierigkeiten in Spanien erklärte Österreich am 9.4.1809 Frankreich erneut den Krieg, da es sich von der Situation Napoleons auf der iberischen Halbinsel einen Erfolg versprach. Zwar konnte Napoleon die Hauptmacht der Österreicher unter Erzherzog Karl bei *Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg* – am 20.-22.5.1809 – schlagen, erlitt aber andererseits am 21./22.5.1809 bei *Aspern* eine schwere Niederlage durch die Österreicher. Der Hauptgrund für diese Niederlage lag wohl darin, daß Napoleon sich bei diesem Treffen das „Spiel" des Gegners aufdrängen lassen und seine Truppen fast unvorbereitet gegen die Österreicher in die Schlacht werfen mußte. Für diese Niederlage aber revanchierte er sich wenige Tage später am 5./6.7.1809 bei *Wagram*, wobei er

in dieser Schlacht jedoch 30.000 Mann verlor – gegenüber nur 8000 Mann in der Schlacht bei Austerlitz. Napoleon versuchte in der Folge zwar, die zurückgehende Qualität seiner Truppen durch eine erhebliche Vermehrung der Geschütze wettzumachen, aber auch seine so errungenen Siege waren in der Folge mit zunehmend schweren Verlusten erkauft. Im *Frieden von Schönbrunn*, der am 14.10.1809 zwischen den kämpfenden Parteien geschlossen wurde, verlor Österreich seine Küstenländer an der Adria sowie Galizien. Eine Unterstützung von Seiten der deutschen Staaten, auf die man österreichischerseits gehofft hatte, kam nicht zustande, sieht man davon ab, daß einzelne Heißsporne die Stunde der Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft gekommen sahen.[268]

Die Armeen des alten Europa

Während Napoleon, wie gezeigt wurde, den neuen Typ von Armee und die neue Art der Kriegsführung, wie sie in der Revolutionszeit entstanden waren, fortentwickelte, blieben die alten Mächte mit ihren Söldnerheeren vorerst auf dem alten Stand stehen. Der Unterschied läßt sich am besten am preußischen Heer vor 1806 zeigen. Während die österreichischen und russischen Armeen und auch die Truppen der kleineren deutschen Staaten bis hin zu Austerlitz zumindest, wenn auch negative, konkrete Erfahrungen mit der neuen Art Krieg zu führen sammeln konnten, war Preußen bereits nach dem *Baseler Frieden* 1795 aus der Front der Verbündeten ausgeschert und nahm bis 1806 an keinerlei Kampfhandlungen mehr teil.

Zustände in der preußischen Armee vor 1806

Preußen nutzte die Ruhepause, die ihm seine Neutralität nach 1795 verschafft hatte, nicht aus, um aus den Erfahrungen des 1. Koalitionskrieges praktische Nutzanwendung zu ziehen, indem es die längst fällige Heeresreform in die Wege geleitet hätte. Obschon aus der Interessenslage heraus, den Status quo in Europa zu erhalten und zu sichern beziehungsweise in Frankreich eine Restauration einleiten zu wollen, ein „natürlicher" Gegner Frankreichs, verharrte Preußen in Unschlüssigkeit und sah untätig zu, wie Frankreich eine Eroberungspolitik einleitete, die ihm die Vormachtstellung auf dem Kontinent sichern sollte.
Ein anschauliches Bild von den Missständen im preußischen Heer gibt Gustav Freytag aus der Rückschau von 50 Jahren im 1. Band seiner „Bilder aus deutscher Vergangenheit":

„An der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das untilgbare Leid des preußischen Heeres. Die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudiert war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchste Greisenalter konserviert. Fast nichts war geschehen, die veränderte Methode der Kriegsführung, welche in der Revolution aufgekommen war, dem alten preußischen System anzupassen. Der Offiziersstand war noch eine geschlossene Kaste, welche fast ausschließlich durch den Adel ergänzt wurde; nur wenige nichtadlige Offiziere standen bei den Füsilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Husaren. Nur bei der Artillerie war schon 1806 die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber sie galten eben deshalb nicht für vollberechtigt.

Es war derbe Ironie, daß ein französischer Artillerie-Offizier als Kaiser Frankreichs in derselben Zeit darauf sann, das preußische Heer und seinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen noch darum stritt, ob ein bürgerlicher Offizier in den Generalstab

aufzunehmen sei, und den bürgerlichen Oberstleutnant Scharnhorst um diese Bevorzugung sehr beneidete. Es war natürlich, daß sich in dem preußischen Offizierskorps alle Fehler eines privilegierten Standes im Übermaß zeigten. Hochmut gegen den Bürger, Roheit gegen die Untergebenen und Mangel an Bildung und guten Sitten, und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. an, sich ihrer altfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und sie wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, Stulpstiefeln und einem Stockdegen einher zu schlendern. (...) Der Offiziersstand, der als privilegierte Klasse dem Volk gegenübersteht, abgeschlossen, mit dem Gefühl einer bevorzugten Stellung im Staat, wird stets in Gefahr sein, zwischen Übermut und Schwäche zu schwanken. Nur der Offizier, der außer seiner Fahnentreue und Treue zu seinem Landesherrn noch vollen Teil hat an dem, was den Bürger seiner Zeit erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden".[269]

Nun hat man nicht erst 50 Jahre später die Mängel in der preußischen Armee entdeckt. Es gab, wenn auch nur vereinzelt, aufmerksame zeitgenössische Beobachter, denen die Unterschiede zum französischen Heer nicht verborgen geblieben waren. Hauptmann von Müffling, der vor Ausbruch des preußisch-französischen Krieges Ansbach besuchte, schreibt: „Ich sah die französische Armee in Ansbach, die Leichtigkeit der Bewegung ihrer Infanterie und erkannte, daß ohne bedeutende Veränderungen in der unsrigen wir in einem Krieg unterliegen müßten. Alle Infanterie-Offiziere zu Fuß mit dem Tornister auf dem Rücken, bis auf den Bataillons-Kommandeur und Adjutanten, während unsre Bataillons fünfzig Luxus-Pferde bedurften! General Rüchel war mein Gönner; ich sendete ihm ein Memoire über diesen Gegenstand. Er antwortete mir: ‚Mein Freund! Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß'"![270]. Derselbe General von Rüchel protzte bei einer anderen Gelegenheit: „Meine Herren, Generale wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen".[271] Da haben wir ihn, den dünkelhaften, elitären Übermut preußischer Generale des alten Heeres. Man vertraut dem legendären Ruf, den die preußische Armee zur Zeit Friedrichs II. besaß; der Rückzug aus der Campagne bleibt Episode, gern und schnell vergessen; man sonnt sich im Ruhm der Vergangenheit.[272]

Es war tatsächlich noch die *alte* friderizianische Armee, die 1806 gegen den Kaiser der Franzosen antrat. Sie enthielt zahlreiche ausländische, zum Wehrdienst gepreßte Söldner, „die das Desertieren von einem Dienst zum anderen, um im neuen Handgeld sich berauschen zu können, zu dem Gewerbe ihres Lebens machten".[273] Desertionen waren nach wie vor das Hauptübel; Scharen von Offizieren und Unteroffizieren waren ausschließlich damit beschäftigt, entlaufene Soldaten wieder einzufangen. Die Soldaten blieben in der Kaserne eingesperrt. „Man legte je einen Unsicheren und einen Sicheren in eine Schlafstelle zusammen, der letztere mußte für das Dableiben des ersteren stehen, und hatte das Recht, ihm des Nachts die Schuhe zu verschließen, und wurde gewöhnlich mit Spießruten bestraft, wenn trotz dieser Vorkehrungen doch sein Bettgefährte einen Augenblick des Schlafes zum Entweichen benutzt hatte. Natürlich steigerte sich im Umgange mit solchen Menschen die gewaltsame Behandlung unaufhörlich; die Willkür erhielt einen unangemessenen Spielraum".[274]

Und natürlich gab es noch die alten brutalen Militärstrafen, Fuchtel, Stockschläge und das berüchtigte Spießrutenlaufen, willkürlich und häufig auf offenen Plätzen vollzogen. Die Gegner der brutalen Behandlungsweise, die es immerhin schon gab, Feldmarschall Möllendorf zumal, blieben in der Minderheit. Verpflegung und Bekleidung der Soldaten waren denkbar mangelhaft. Das Magazinsystem funktionierte kaum, bei der Austeilung gab es häufig Unregelmäßigkeiten; die Kommissäre der Magazine bereicherten sich schamlos. Das preußische Heer war glänzend für Paraden gedrillt, aber kaum felddiensttauglich. Das Offizierskorps

war überaltert, eine wurmstichige Gesellschaft, die ihre Pfründen liebte, der Oberbefehlshaber, Herzog Carl Friedrich Wilhelm von Braunschweig, ein 72jähriger mißtrauisch und übermäßig vorsichtig gewordener Truppenführer aus dem vorigen Jahrhundert, dem kleinliche Äußerlichkeiten den Sinn des Soldatischen ausmachten.

Napoleon wußte um die Zustände im preußischen Heer. Am 12. September 1806 ließ er seinem Außenminister Talleyrand eine „Bemerkung über die gegenwärtige Lage meiner Angelegenheiten" zustellen. Darin heißt es: „Der Gedanke, Preußen könnte sich allein mit mir einlassen, scheint mir so lächerlich, daß er gar nicht in Betracht gezogen zu werden verdient".[275] Napoleon konnte seiner Sache sicher sein, kam doch zum höheren Kampfwert der französischen Truppen noch deren zahlenmäßige Überlegenheit hinzu. Gegen die 208.563 Mann zählende Armee Napoleons vermochten die Preußen und die mit ihnen Verbündeten Sachsen nicht mehr als 142.000 Soldaten ins Feld zu stellen. In Preußen mischte sich überhebliche und blinde Siegeszuversicht mit Franzosenhaß. Der französische Oberleutnant Marcellin de Marbot, der sich als Kurier in Berlin aufhielt, erzählt von den Tagen der Mobilmachung:

„Vor meiner Abreise aus Berlin konnte ich mich noch selbst überzeugen, wie der Haß gegen Napoleon die sonst so ruhige Bevölkerung in einen wahren Taumel der Aufregung versetzte. Die Offiziere von meiner Bekanntschaft wagten nicht mehr das Wort an mich zu richten oder mich zu grüßen; mehrfach wurden Franzosen vom Pöbel tätlich angegriffen; und schließlich trieben die Offiziere des Regiments Gensd'armes die Prahlerei so weit, daß sie ihre Säbel an den Steinstufen des französischen Gesandtschaftsgebäudes wetzten".[276] Rührend und erschreckend zugleich mutet der Brief eines erst fünfzehnjährigen preußischen Fähnrichs an seine Mutter an: „O geliebte Mutter, wie segne ich den Tag, der mich zum Soldaten erschuf; ich will aber an dem Unmenschen, dem Kaiser Napoleon, schon meine gerechte Rache auslassen und durch mein Zureden den schon erbitterten Soldaten zur Wut anreizen".[277]

Die preußische Katastrophe

Wir haben auf S. 158f. in anderem Zusammenhang Gliederung und Stärke des napoleonischen Heeres aufgeschlüsselt und bringen nun im Vergleich dazu die Aufstellung der preußischen Armee des Jahres 1806:

Hauptarmee (Feldmarschall Herzog von Braunschweig) = 58.300 Mann
- Division der Avantgarde (Herzog Carl August von Sachsen-Weimar)
- 1. Division (Generalleutnant Prinz von Oranien)
- 2. Division (Generalleutnant Graf von Wartensleben)
- 3. Division (Generalleutnant Graf von Schmettau)

Reservekorps (General der Kavallerie Graf von Kalkreuth)
- 1. Division der Reserve (Generalleutnant Graf von Kunheim)
- 2. Division der Reserve (Generalleutnant von Arnim)

Armeekorps des Generals der Infanterie Fürst Hohenlohe-Ingelfingen = 46.500 Mann
- 1. Division (Generalleutnant von Grawert)
- 2. Division (General der Kavallerie von Zezschwitz)

Korps Tauentzien

Reserve-Division (Generalleutnant von Prittwitz)

Armeekorps des General von Rüchel = 22.000 Mann

Reservekorps des Generals der Kavallerie Herzog Eugen von Württemberg = 16.000 Mann[278]

Über den wirklichen Grund des Krieges von 1806 ist viel gerätselt worden. Sicher ist, daß beide Seiten ihn eigentlich nicht wollten: „Es liegt nicht in meinem Interesse, den Frieden des Festlandes zu stören“,[279] schrieb Napoleon am 12. September an Talleyrand, und am gleichen Tag gibt er dem Preußenkönig zu verstehen: „Ich würde diesen Krieg als einen Bürgerkrieg betrachten, so eng sind unsere Staatsinteressen miteinander verbunden. Ich will nichts von Eurer Majestät, habe auch nichts von Ihnen verlangt. So oft die Feinde des Festlandes falsche Gerüchte verbreiteten, habe ich Ihnen die ausdrücklichste Versicherung gegeben, stets an unserem Bündnis festhalten zu wollen. An Ihnen ist es, zu untersuchen, ob Sie nicht der Partei an Ihrem Hofe, die die Absichten unserer gemeinsamen Feinde so eifrig unterstützt, zuviel Vertrauen geschenkt zu haben“.[280]

Napoleon wollte den Krieg also nicht, viel weniger noch wollte ihn der König von Preußen: „Was Friedrich Wilhelm betraf, so war er die Friedensliebe selbst“.[281] Zwar gab es eine „Partei am Hofe“, deren Patriotismus eine Kriegsbereitschaft begünstigt haben mag, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, die Generale Rüchel und Blücher, Minister Stein gehörten dazu, wohl auch Hardenberg; mehr als „Stimmungen“ waren es aber nicht, die Preußen in den Krieg brachten, wie Louis Ferdinand selbst in sein Tagebuch notiert: „Der Krieg war weniger eine Sache des Willens als die Wirkung des Hingerissenseins, das Ergebnis einmal getroffener Maßregeln, denen andere folgen müssen (sic!)“.[282]

Hier treffen wir auf die verhängnisvolle Eigendynamik kriegsvorbereitender Maßnahmen, wie sie oft im Vorfeld vieler Kriege zu beobachten ist, und die in der geläufigen Vokabel des Kriegs„ausbruchs“ einen zynischen, weil Naturgesetzlichkeit suggerierenden Ausdruck gefunden hat. Kriege werden von Menschen gemacht, heute wie damals, von Menschen, deren blinder Irrationalismus die mit Begriffen wie Ehre und Vaterland verbrämte kollektive Eitelkeit höher achtet als Menschenleben. „Mißtrauen auf der französischen, Verärgerung auf der preußischen Seite, auf beiden gekränkte Eigenliebe – ein Krach unter Verbündeten; und dann ein Kurzschluß“.[283] So banal entstand der Krieg, der soviele Menschenleben kosten sollte, der beinahe Preußen ausgelöscht hätte. Die erste Berührung der feindlichen Heere erfolgte am 9. Oktober, als französische Infanterie vom Korps Bernadottes, unterstützt von Murats Kavallerie, bei *Schleiz* auf preußische Truppen unter General Tauentzien stieß. Tauentzien hat 566 Tote, Verwundete und Gefangene eingebüßt, meldet aber trotzdem dem Kommandanten seines Armeekorps:

„Ew. Durchlaucht melde ganz untertänigst, daß alles glücklich und ehrenvoll beendet; wo sich die Franzosen gezeigt haben, sind sie zurückgeschlagen worden, und nach den vorgefundenen Montierungsstücken und Gepäck zu urteilen, in Eil. Ich weiß nur von wenigen verwundeten Jägern und Füsilieren“.[284]

In diesem Stil traten die Preußen zur *Entscheidungsschlacht von Jena* an, „die Bonaparte zu gewinnen die Impertinenz gehabt hatte“ (Heinrich Heine). Wichtiger war die *Schlacht bei Auerstedt*; eine Tatsache, die von der Napoleon-Legende verdrängt wurde. Der Kaiser hatte bei Jena mit seinen 95.000 Mann gegen die 50.000 von Hohenlohe leichtes Spiel; Davoust mußte dagegen mit 25.000 gegen die 63.000 Soldaten des Herzogs von Braunschweig standhalten. „Das gelang ihm dank der glänzenden Führung und der Hingabe seiner Armee, aber ebenso dank der Panik auf der anderen Seite, wo Braunschweig tödlich verwundet wurde und der König den Rückzug befahl. Die Flüchtlingsströme aus Auerstedt prallten gegen die aus Jena an, was zu einem unkontrollierten ‚Rette sich wer kann‘ führte, mit dem König an der Spitze“.[285]

Wie es dazu kam, schildert als Augenzeuge Leutnant von Borcke vom Korps Rüchel: (Am Morgen des 14. Oktober. Die Soldaten befinden sich noch im Lager. Geschützdonner kündigt

an, daß die Schlacht bereits begonnen hat.) „Schillers Reiterlied ertönt aus tausend Kehlen; die Starken, und die es vorgaben zu sein, ermuntern die Schwachen und Verzagten. So erwarteten wir jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch. Jetzt übersah man die Chaussee und bemerkte, daß, während noch immer lange Reihen von Fuhrwerken aller Art nach Jena hinzogen, eine andere Masse in wilder Eile und Verwirrung von dort kam, um an unserem Lagerplatze vorüber nach Weimar zu fliehen. (Erst gegen 10 Uhr nach langem unbegreiflichen Zögern setzt sich General von Rüchel mit seinem Korps in Marsch. Die Chaussee füllt sich zusehends mit zurückdrängenden Verwundeten.)

Um die Aufmerksamkeit unsrer Soldaten von diesem unangenehmen Schauspiel abzuziehen, bemühten sich Generale und Offiziere, eine nur noch größere Strenge der Marschordnung zu beobachten. Die Bataillone mußten im Tritt mit gehöriger Distanz marschieren. Wehe dem Unteroffizier, der seine Distanz, dem Soldaten, der Tritt oder Richtung verlor; Fuchtel und Stock regierte nach gewohnter Art wie auf dem Exerzierplatz. So trieb man das Wesen eine Zeitlang fort und versuchte dazwischen auch durch einen anderen Hebel Ordnung, Geist und Ausdauer zu erhalten. Generale, Stabs- und andere Offiziere, die sonst selten oder nie mit den Soldaten sprachen, verschwendeten Worte, um Ehrgefühl zu erregen, zur Pflicht und Ausdauer zu ermuntern; alles bemühte sich, ihn in fröhlicher Stimmung zu halten, und der Gesang war und blieb am Ende das beste Mittel dazu. (Stimmung und Haltung sind gekünstelt, bis ein Adjutant eine fingierte Nachricht des Fürsten Hohenlohe überbringt, wonach der Sieg schon halb errungen sei.)

Von diesem Augenblick an wurde der pedantische Schneckenmarsch des Korps beschleunigt, ja es hätte nun fliegen mögen. (...) Frohen Muts, durch die empfangene Nachricht mit neuen Hoffnungen erfüllt, schritt der Soldat unter lautem Gesang vorwärts. Das beliebte ‚Frisch auf, Kameraden' ertönte in beständiger Wiederholung und wurde, je näher wir dem Orte der Entscheidung kamen, mit steigender Begeisterung gesungen, bis endlich das Pfeifen der Kugeln dem Schwanengesang ein Ende machte. (Auf dem Sperlingsberg nahe der Ortschaft Kapellendorf sehen die Truppen erstmals das Schlachtfeld.)

Auf den Höhen angekommen, übersah man endlich das Schlachtfeld, entdeckte aber leider nur noch schwache Linien und Reste des Hohenloheschen Korps, sowie die feindlichen Massen in weiter Entfernung. Sowie die Bataillone den Berg erstiegen hatten, entwickelten sie sich rechts und links durch den Aufmarsch en éventail (fächerförmig), wobei wir schon mit schwerem Geschütz des Feindes begrüßt und auch recht hübsch erreicht wurden.

Wir hielten uns indessen nicht lange auf diesem Punkte auf, sondern rückten, nachdem sich ungefähr sechs Bataillone, nämlich unser Regiment und die Regimenter Winning und Strachwitz, formiert hatten, einige hundert Schritt vor, wodurch wir der Wirkung des Artilleriefeuers zum Teil entgingen, indem nun die Kugeln (...) über uns weggingen und den hinter uns in zweiter Linie aufmarschierenden Truppen viel Schaden zufügten. Dagegen erreichten uns in einer sehr großen Entfernung schon die Kugeln der feindlichen Tirailleurs, die in dem vorliegenden Feldgestrüpp und hinter einzelnen Deckungen, ohne daß wir sie sahen, so vortrefflich aufgestellt waren, daß uns Unkundigen die Kugeln aus der Luft zu kommen schienen. So beschossen zu werden, ohne den Feind zu sehen, machte auf unsere Soldaten einen üblen Eindruck, denn, unbekannt mit dieser Art des Gefechts, verloren sie zu ihren Gewehren das Vertrauen und fühlten die Überlegenheit des Feindes sofort. Sie büßten daher in dieser ohnehin schon bedenklichen Lage schnell an Mut, Ausdauer und Ruhe ein und konnten die Zeit nicht abwarten, wo sie selbst zum Schießen kamen, was sich bald zu unserem Nachteil zeigte. Die übrigen Truppen waren hinter uns noch im Aufmarsch begriffen, als General von Rüchel, der wohl fühlen mochte, hier sei nicht viel Zeit zu verlieren, sich an die

Spitze unserer Linie setzte und, von seiner Lebhaftigkeit und seinem Mut hingerissen, ‚Marsch'! kommandierte. Der Angriff erfolgte, und die Linie avancierte einige hundert Schritt in musterhafter Ordnung gegen das Dorf Vierzehnheiligen. Das feindliche Artillerie- und Tirailleurfeuer wurde immer heftiger, schon fielen viele Menschen, und wir hatten dem nichts entgegenzusetzen, als ein paar Regimentsgeschütze, die, nach wenigen Schüssen demontiert oder in Unordnung gebracht, verstummten und zurückblieben. So gingen wir mit einigen mühsam entwickelten, auf zwei Glieder gesetzten schwankenden Bataillonen ohne Artillerie dem Feinde entgegen, der, vom Terrain begünstigt und kaum zu sehen, nur seine Artillerie und Tirailleure gegen uns wirken ließ. (Der Versuch, die schiefe Schlachtordnung anzuwenden, mißlingt, da die Lücken zwischen den Bataillonen immer größer werden. Das zweite Bataillon, das vorgezogen am linken Flügel kämpft, kommt in Unordnung.)

Hier fehlte die nötige Hilfe, denn der Kommandeur, Major von Pannwitz, war nicht mehr zu Pferde und verwundet, der Adjutant, Leutnant von Jago, bereits erschossen. Während ich mich nun bemühte, das zweite Bataillon rechts heranzutreiben und zusammenzuhalten, was Oberst von Walther vor der Front tat, sank dieser tödlich getroffen vom Pferde. Gleichzeitig waren auch General von Rüchel und mehrere Stabsoffiziere verwundet worden. So ohne regelmäßige Führung und ohne Kommando begannen die Leute in diesem Augenblick ein Plakkerfeuer, das sich schnell in der ganzen Linie fortpflanzte und das Signal zur Auflösung wurde. Zwar drangen die Bataillone während dieses Feuers in einer Art Wut und Verzweiflung immer noch vorwärts, aber das Geschrei der Braven wie der Verzagten: ‚Vorwärts! Vorwärts!', das Wehklagen der Verwundeten und Fallenden, von denen mancher unstreitig durch die Kugel eines Kameraden niedergestreckt wurde, alles das machte die Unordnung immer größer, bis sie den höchsten Grad erreicht hatte und an kein Halten mehr zu denken war. Als die Verzweiflung den schon zerrissenen Bataillonen den letzten Versuch eingab und einzelne schwache Abteilungen mit dem Bajonett drauflosgingen, verdoppelte der Feind sein mörderisches Kartätschenfeuer, was uns den Rest gab. Die Flucht der ersten Linie war allgemein. Anfangs gelang es zwar, unter dem Schutz des nachrückenden zweiten Treffens einzelne Abteilungen wieder zum Stehen zu bringen, allein es waren regellose Haufen, und alle Versuche einer Menge braver Offiziere und Unteroffiziere blieben fruchtlos. Als der Feind uns fortwährend mit Kartätschen bediente und endlich Kavallerie auf die regellosen Haufen einhieb, suchte alles Schutz hinter dem zweiten Treffen. (...) Das zweite Treffen wurde so gut wie das erste einzeln geschlagen, aufgerieben, und das Unglück war entschieden".[286]

Wir haben dem Augenzeugen bewußt lange das Wort erteilt, weil in dem Bericht des Leutnants von Borcke – neben der Unmittelbarkeit des persönlichen Erlebens – einige wesentliche Aspekte des Kriegswesens der napoleonischen Zeit zum Ausdruck kommen. Schlaglichtartig erhellen sich die Nachteile der preußischen Kriegsführung: die Umständlichkeit der Bewegungen beim Anmarsch und im Gefecht; das „mustergültige" Vorgehen in geschlossener Linienformation; der rührende Versuch, alte friderizianische Schlachtrezepte wie die „schiefe Ordnung" anzuwenden; die Hilflosigkeit der Linie, wenn die salvenkommandierenden Offiziere ausfallen; der mangelhafte Zustand der Artillerie. Geradezu idealtypisch das Gefechtsverhalten der Franzosen: sie hüten sich, den Preußen „in Linie" gegenüberzutreten; Kartätschenartillerie und aus der sicheren Deckung feuernde zerstreute Schützen besorgen das Geschäft. Die Tirailleurtaktik verurteilt die Linienformation zur Wirkungslosigkeit; die säbelschwingende Kavallerie findet schon fast keine Arbeit mehr vor. Nicht zuletzt zeigt Borckes Schilderung auch sehr anschaulich Funktion und Wirkung des Soldatenliedes.

Die Bilanz des Krieges, den „eigentlich" niemand wollte: „Bei Jena machen die Franzosen 15.000 Gefangene und erbeuten 100 Kanonen; bei Auerstedt fallen 3000 Gefangene und

115 Kanonen in die Hände Davouts. Die Zahl der toten und verwundeten Preußen und Sachsen in der Schlacht von Jena liegt bei 10.000, ebensoviele Preußen sind es in Auerstedt. Napoleons Armee verliert bei Jena 5000 Tote und Verwundete, bei Auerstedt 7052".[287] „Überraschend war, was dann folgte: die völlige Widerstandslosigkeit, ja Beflissenheit, mit der die Entscheidung von Jena und Auerstedt in Preußen akzeptiert wurde; die schnelle Kapitulation der geschlagenen, aber keineswegs vernichteten Armeen, die kampflose Übergabe der Festungen, die Flucht des Königs nach Ostpreußen, der beinahe jubelnde Empfang des Siegers in Berlin, die bereitwillige ‚Kollaboration' des gesamten Staatsapparates mit dem Sieger; die preußischen Beamten leisteten Napoleon sogar eine Art Treueid".[288] Daß nicht nur sie sich dem französischen Heer unterwarfen, beweist die Nachricht, daß 120 sächsische Offiziere nach der Schlacht bei Jena einen Revers unterschrieben, wodurch 6000 in Kriegsgefangenschaft geratene Sachsen von Napoleon wieder freigelassen wurden:

„Wir unterzeichneten sächsischen Generäle, Obristen, Obristleutnants, Capitaine und Offiziers, wir schwören auf unser Ehrenwort, nie wieder die Waffen gegen Seine Majestät den Kaiser von Frankreich und König von Italien und seine Alliierten zu ergreifen. Wir schwören diesen Eid auch im Namen aller Unteroffiziere und Soldaten, welche mit uns gefangen sind, und von welchen die Liste hier beigefügt ist, sogar wenn wir die förmliche Order dazu von unserem Oberbefehlshaber, dem Kurfürsten von Sachsen, erhielten".[289]

Anfänge der Heeresreform in Preußen, Österreich und Bayern

Die bitteren Erfahrungen der Niederlage gegen den „Korsen" hatten vor allem eine Gruppe jüngerer Offiziere im preußischen Heer davon überzeugt, daß sie hier mit einem völlig neuen Element in der Kriegsführung konfrontiert waren.

Sprecher dieser Gruppe waren Gernhard von Scharnhorst, Hermann von Boyen, August von Gneisenau und Carl von Clausewitz. Scharnhorst, ihr führender Kopf, wurde zum Präsidenten der Kommission für eine Heeresreform berufen, die nach der Schlacht von Jena eingerichtet wurde und die eine Neuorganisation der preußischen Armee in die Wege leiten sollte. Ihm war es klar, daß es nicht einfach ausreichen würde, französische Prinzipien und Techniken, wie das System der Divisionen und die Aufstellung leichter Infanterie, schematisch auf das preußische Heer zu übertragen. Solange dieses nämlich aus langdienenden Berufssoldaten bestand, denen aus der übrigen Bevölkerung zumeist nur Verachtung und Ablehnung, oftmals Haß entgegenschlug und deren Disziplin durch den Stock erzwungen war, war an eine ernsthafte und erfolgversprechende Militärreform nicht zu denken. Für das Heer neuen Zuschnitts bedurfte es überzeugter, intelligenter und verläßlicher Patrioten, die sich als Verteidiger ihres Vaterlandes verstanden und von der übrigen Gesellschaft auch als solche akzeptiert wurden. Das Problem aber bestand darin, daß es kein Staatsgebilde gab, welches von den Menschen, die ihr Vaterland verteidigen sollten, auch als solches angesehen werden konnte, wie August von Gneisenau einmal bemerkte. Dieser Gedanke an einen deutschen Nationalstaat, für den sich der Einsatz lohnte, wurde aber sowohl von den Hohenzollern als auch von den Habsburgern abgelehnt, die die Unterdrückung derartiger Gedanken als ein Hauptziel ihres Kampfes gegen Frankreich betrachteten. „Das Ansinnen, Feuer mit Feuer bekämpfen zu wollen, war kaum geeignet, in Preußen Anklang zu finden, und Scharnhorst und seine Gesinnungsgenossen fanden sich mit erbittertem Widerstand des Hofes und starker Kräfte im Heer konfrontiert. Manche gaben entmutigt auf und verdingten sich, wie Clausewitz, beim russischen Heer".[290] Unter diesen Vorzeichen also war mit einem baldigen,

erfolgversprechenden Widerstand gegen die französische Besatzung kaum zu rechnen, zumindest was die preußischen „Restlande" anbelangt.
Zu den entscheidenden Reformen im preußischen Heer sollte es erst nach der Niederlage Napoleons in Rußland kommen. Vorerst gelang es Scharnhorst jedoch wenigstens, die strikten Bestimmungen des Tilsiter Friedens zu unterlaufen, die Preußen lediglich 42.000 Mann unter Waffen zugestanden. Scharnhorst ist der Vater des sogenannten „Krümpersystems", nämlich der neuen Methode der Rekruten-Ausbildung. Um eine größere Zahl Soldaten auszubilden und gewissermaßen den Grundstein für ein „Volksheer" zu legen, wurden die Soldaten, die spottweise „Krümper" genannt wurden, nach mehrmonatiger Ausbildung wieder entlassen und durch neue ersetzt. So kam es, daß im Jahre 1813 jedes Regiment auf 5-6000 ausgebildete Reservisten zurückgreifen konnte, und als es galt, die französische Herrschaft abzuschütteln, konnten 12 Musketier- und 39 Reservebataillone neu aufgestellt werden. Vorerst jedoch war der Graben zwischen Militär bzw. Adel und Bürgertum noch so groß, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt an ein Volksheer nicht zu denken war. Nettelbeck schildert eine bezeichnende Episode aus der Festung Kolberg:

„Der alte Glaube war: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, und wer nicht Soldat ist, hat auch nicht das Recht, sich um militärische Angelegenheiten zu kümmern. Aber bei uns in Kolberg war das anders. Von alten Zeiten her waren wir schon immer die Verteidiger unserer Wälle und Mauern gewesen. (...) Davon hatte der (Kommandant) Oberst Loucadou entweder nie etwas gehört, oder es war ihm lächerlich, weil er es als eine Nachäffung des Militärs ansah. Das erfuhr ich, als ich mich einige Tage später bei ihm vorstellte und zu ihm im Namen meiner Mitbürger sagte: ‚Wir sind mit Gott entschlossen, in diesen bedenklichen Zeiten mit den Soldaten die gleiche Last und Gefahr zu tragen. Wir wollen ein Bataillon mit 7-8000 Bürgern mit vollständiger Ausrüstung bilden. Ich bitte den Herrn Oberst, daß wir uns aufstellen dürfen, damit er uns mustern und unsere Posten anweisen möchte. Wir werden unsere Schuldigkeit tun'! – Ein Major, der daneben stand, ließ mich kaum ausreden, sondern fuhr mich an: ‚Aber Herr, was geht das Ihn an'? Der Oberst aber verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln und sagte, wir möchten uns immerhin versammeln und aufstellen. Das taten wir auch sehr bald. Wir traten bewaffnet mit unseren Offizieren in guter Ordnung auf dem Markt an, und ich ging zum Kommandanten und meldete ihm, daß wir bereit ständen und seine Befehle erwarteten. Er machte wieder ein Gesicht, das mir nicht gefiel. ‚Macht dem Spiel ein Ende, ihr guten Leute', sagte er endlich zu mir. ‚Geht in Gottes Namen nach Hause! Was soll's mir helfen, daß ich euch sehe'? – Da hatte ich also meinen Bescheid! Als ich aber den andern erzählte, was er mir geantwortet hatte, da waren alle empört über diese Geringschätzung. Alle murrten und gingen ärgerlich auseinander".[291]

Das Verhältnis von Bürgerschaft und Militär in Kolberg wandelte sich erst, als 1807 Gneisenau, der während der Belagerung eintraf, die Festungskommandantur übernahm und zum „Vater und Freund der Soldaten und Bürger" wurde. Kolberg konnte sich bis zum Waffenstillstand halten. Die fällige Heeresreform stieß schon im Planungsstadium auf den hartnäkkigen Widerstand nicht nur der Konservativen. Selbst Männer aus der Umgebung des Freiherrn vom Stein widersetzten sich. Ludwig von Vincke bezeichnete sie gar als „Grab aller Kultur". Das Jahr 1808 brachte immerhin zwei zukunftweisende Edikte. In der „Verordnung wegen der Militärstrafen" vom 3. August heißt es: „Seine Königliche Majestät versehen sich zu den Offizieren, daß sie eine ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Anführer eines achtbaren Teils der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen und, wenn auch durch den Weg der Konskription, ein rohes Individuum unter ihre Befehle kommen sollte, lieber suchen werden, solches im Anfange durch zutrauliches Zureden und Verdeutlichung der ihm oblie-

genden Pflichten und erst dann, wenn dieses sanftere Verfahren nichts fruchtet, durch verständige Anwendung der erlaubten Bestrafungsarten in ihren verschiedenen Abstufungen zu bessern. Die Erfahrung lehrt, daß Rekruten ohne Schläge im Exerzieren unterrichtet werden können. Einem Offizier, dem dies unausführbar erscheinen möchte, mangelt entweder die nötige Darstellungsgabe oder der klare Begriff vom Exerzierunterricht in seinem Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, folglich die für seinen Posten unentbehrliche Ausbildung. Die höheren Befehlshaber und die der Kompanien und Eskadrons sind dafür verantwortlich, daß ihre Untergebenen weder den Soldaten auf eine rohe Art behandeln noch sich fernerhin das hie und da übliche Schimpfen desselben erlauben".[292] Damit war endlich das Spießrutenlaufen abgeschafft und, wie Gneisenau sagte, die „Freiheit der Rücken" gesichert. Und gegen den Widerstand Altkonervativer wie General Yorck oder Marwitz wurde am 6. August das „Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepéefähnriche und über die Wahl zum Offizier bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie" erlassen, das nun auch den Bürgerlichen im Prinzip den Zugang zu den Offizierschargen eröffnete:

„Ein Anspruch auf Offiziersstellen sollen von nun in Friedenszeiten die Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. Daher können alle Individuen aus der ganzen Nation, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, jeder hat gleiche Pflichten und Rechte".[293]

Nun hatte also auch der preußische Soldat seinen Marschallstab im Tornister, allerdings nur in der Theorie. Denn in Wirklichkeit blieb das Offizierskorps – bis 1918 und noch darüber hinaus – ein aristokratisch-elitärer Klüngel, der sich auf dem Wege der Kooptation den Nachwuchs aus den eigenen Kreisen holte: Hauptleute und Stabsoffiziere wählten nach den vorgeschriebenen Prüfungen den Fähnrich zum Offizier und präsentierten ihn dem König. Aber schon die theoretische Möglichkeit der Existenz bürgerlicher Offiziere, von denen es immerhin einige als „Feigenblätter" gab, war ein Fortschritt.

Auch für Österreich, das sich, anders als Preußen, mit Frankreich seit 1792 lange Jahre im Krieg befunden hatte, wurde die Heeresreform zum drängenden Problem. Österreich hatte bereits 1796 in Oberitalien die Stärke der napoleonischen Kriegsführung kennengelernt und nach dem Frieden von Lunéville zaghafte Reformen eingeleitet, die aber erst nach der Niederlage von Austerlitz konsequenter in Angriff genommen wurden. Motor der Reformen war Erzherzog Carl, der in realistischer Einschätzung der österreichischen Stärke den Krieg von 1805 für verfrüht hielt und aus Protest gegen die Politik seines kaiserlichen Bruders im März 1805 sein Amt als Präsident des Hofkriegsrates niederlegte. Erst nach Austerlitz verstand Kaiser Franz seinen Bruder besser. Erzherzog Carl übernahm wieder sein altes Amt und ging daran, sein 1804 unterbrochenes Reformwerk fortzusetzen. Die Zustände im alten österreichischen Heer glichen denen in Preußen im Prinzip; die innere Struktur war wohl nicht ganz so verkrustet, das Heer des Vielvölkerstaates war aber insgesamt inhomogener. Wie seine preußischen Kollegen fand Carl anfangs nicht viel Gegenliebe mit seinen Neuerungen. „Er verfaßte Schulungsbriefe für Generale und verlangte von so manchem kampferprobten Offizier, daß er auf ‚seine alten Tage' gewissermaßen, noch Kartenlesen lernte. Er gründete die Kadettenkompanien; der traditionsreiche Name allein galt nicht länger als Befähigungsnachweis für ein Offizierspatent. Er reduzierte den ‚Train'. Das war jener Rattenschwanz von Fuhrwerken und Packpferden, deren einziger Zweck darin bestand, dem Offizier auch im Felde sein ‚standesgemäßes' Leben zu ermöglichen; ein schwerfälliger Troß, der die Bewegungen lähmte; so hatte Kutusov eben vor der Schlacht bei Austerlitz für eine Strecke von 60 Kilometern fünf volle Tage gebraucht. In Zukunft war erst vom Stabsof-

fizier aufwärts ein Fuhrwerk erlaubt, und nicht mehr jeder Offizier durfte für die Bagage ein eigenes Packpferd beanspruchen. Auch die Reitpferde der Infanterieoffiziere hatten zurückzubleiben; an der Front sollte der Infanterieoffizier dem Feind nunmehr zu Fuß entgegengehen. Das hatte den praktischen Sinn, die Offiziere weniger als bisher den feindlichen Kugeln auszusetzen, doch die ‚Entprivilegierten' verstanden es als eine Zurücksetzung".[294] Es war dem Erzherzog jedoch nicht vergönnt, seine Reform erfolgreich zu Ende zu führen. Er scheiterte an seinem Bruder und an den zivilen Beratern des Kaisers, der seinen verlorenen Erblanden nachtrauerte und sie so schnell wie möglich wiederhaben wollte. Ausgerechnet zwei Rheinländer waren es, Johann Philipp Karl Stadion aus Mainz und Clemens Lothar Wenzel Metternich aus Trier, die den neuen Krieg von 1809 vorbereiteten. Erzherzog Carl war dagegen, mußte ihn aber führen. Und er war es auch, der dem bis dahin unbesiegten Kaiser der Franzosen bei Aspern die erste Niederlage beibrachte, die für den Ausgang des Krieges freilich wirkungslos blieb.

Abschließend noch ein Blick auf Bayern, das durch zweimaligen Frontwechsel es schaffte, ein respektables mittleres Königreich zu werden und zu bleiben, was es allerdings zum wenigsten der Güte seiner Armee verdankte, zumindest anfangs nicht. Eine Denkschrift des Generalmajors von Gaza aus dem Jahr 1800 fast noch einmal die Mißstände einer vornapoleonischen Armee zusammen:

1. daß es der Baier für keine Ehre mehr, sondern fast für eine Unehre hält, zu dienen; dies kommt aber daher, weil so viele der Correktion willen ad militiam condemniert worden; weil man nur die ärmste, und so zu sagen den Abschaum des Pöbels entweder aufhob oder engagierte; weil man 2. und 3. Mal meyneidig gewordene wieder zu den Fahnen schwören ließ; und weil gute Purschen, die einiges Vermögen haben, sich loskaufen konnten.
2. daß die Offiziers, auch manchmal Stabsoffiziers wenig Achtung und Sorge für den Soldaten haben, und oft ihr Mißvergnügen, oder Unlust im Dienst zu erkennen geben.
3. daß der Unteroffizier selbst unzufrieden ist, weil er nicht bestehen kann; und ist er verheiratet, so plagt das Weib die Soldaten, wenn Sie ihr nichts zu lösen, oder sonst was geben.
4. daß er (der einfache Soldat) alle ausgetragenen Montirungsstücke (diese Klage ist allgemein) einliefern muß.
5. daß die Montirung, so schön sie neu, und für jeden, der sich nicht trägt, kommode aussieht, im Sommer zu warm, im Winter zu kalt, und zum Tragen auf dem Marsch zu allen Zeiten zu beschwerlich ist.
6. daß er öfter keine drey Nächte zum Ausruhen hat.
7. daß das Brod immer schlechter, die Nahrungsmittel aber immer theurer werden.[295]

Eine erste Verbesserung führte der neue Kurfürst Max IV. Joseph bald nach seinem Regierungsantritt ein, indem er die Käuflichkeit der Offiziersstellen abschaffte. Durchgreifende Reformen wurden ab 1804 betrieben. Das „Allgemeine Reglement über die Ergänzung der kurfürstlichen Armee" vom 30. April 1804 und das daraus folgende „Militärkantonsreglement" vom Januar 1805 brachten für Bayern die allgemeine Wehrpflicht für Kleinbürger, Handwerker und Bauern; Adelige, höhere Staatsbeamte, Ärzte, Rechtsanwälte und Lehrer waren ausgenommen. Soldatenmisshandlungen wurden verboten, den Mannschaften ein Beschwerderecht eingeräumt, Protektionismus rigoros unterbunden, der Offiziersnachwuchs bewußt gefördert, das Sanitätswesen verbessert. Einige Missstände blieben jedoch weiterhin bestehen: die Ausrüstung war nach wie vor ungenügend. In den Kasernen herrschten schlimme Zustände: „Es gab nur zweimännige Betten. Einen Schrank besaß der Soldat nicht, seine Sachen lagen auf einem Brett über dem Bett. Waffen und Kleidungsstücke hingen an Nägeln. Die verheirateten Unteroffiziere waren nur durch einen Verschlag getrennt, die Frauen der Soldaten lagen zwischen den Mannschaften, nur hatten ihre Betten Vorhänge. Kinder wurden wohl meist in dem Verschlag zur Welt gebracht".[296]

Widerstandsaktionen in Norddeutschland

Die Jahre zwischen dem Tilsiter Frieden und dem Beginn des Rußlandfeldzuges zeigen ein eigenartiges Doppelgesicht: Napoleonbegeisterung und Widerstand gegen den Fremdherrscher finden sich oft eng benachbart. Da gibt es den Erfurter Fürstentag, ein byzantinistisches Schaustück besonderer Art,[297] das sogar dem Schmeicheleien gewohnten Napoleon zuviel war. Von solchen Übertreibungen einmal abgesehen, gab es damals genug Deutsche, „die in der Herrschaft Napoleons keine Schmach für ihr Vaterland sahen, die ihr vielmehr zustimmten als der Verwirklichung einer dem alten Reich überlegenen Ordnung und der Anbahnung einer europäischen Gemeinschaft".[298] Diese nicht selten anzutreffende Zustimmung zur napoleonischen Hegemonie, die in Geschichtsbüchern auch heute noch gern vergessen wird, mag mit ein Grund dafür gewesen sein, daß der österreichisch-französische Krieg des Jahres 1809 nicht zum Signal für einen allgemeinen Aufstand in Deutschland geworden ist, wie man in Wien wohl gehofft hatte.

Neben dem hartnäckigen Widerstand der Spanier, den wir hier vernachlässigen, gab es vor dem Rußlandfeldzug Napoleons nur mehr vereinzelte Aktionen in Norddeutschland und den Volksaufstand in Tirol, worin der immerhin auch schon vorhandene Widerstandswille zum Ausdruck gekommen ist. Diese Ereignisse haben einen reichen Niederschlag in zeitgenössischen Bildern und Liedern gefunden, einen überaus reichen Niederschlag, der bisweilen den Blick für die Dimensionen verstellt; denn man darf bei aller Popularität der Volkshelden Schill und Hofer nicht vergessen, daß es sich um letztlich unbedeutende Aktionen gehandelt hat, die die napoleonische Herrschaft in keiner Weise ernsthaft gefährden konnten. Ob Dörnberg, Schill oder Friedrich Wilhelm von Braunschweig – es waren einzelne, vom Volk isolierte Unternehmungen, die von vorneherein zum Scheitern verurteilt waren. Anders stand es in Tirol, wo es sich um eine wirkliche Volkserhebung handelte, die ihre Erklärung in politisch-geographischen Besonderheiten und in den Spezifika der bayerischen Herrschaft in Tirol findet.

Am 9. April 1809 begann der Krieg Österreichs gegen Frankreich. Als die ersten Nachrichten davon nach Norddeutschland drangen, brach im Königreich Westfalen ein Aufstand los. Westfalen war 1807 aus Hessen-Kassel, Minden, Osnabrück, der Altmark mit Magdeburg, Braunschweig und den südlichen hannoverischen Landen neu gebildet worden, „unbekümmert um historische Zusammenhänge und Rechte ein Neubau auf der Grundlage der durch Napoleon gewandelten Grundsätze der Revolution";[299] regiert wurde das neue Königreich durch Napoleons Bruder Jérôme, den gutmütigen und leichtsinnigen „König Lustik". Der Aufstand wurde angeführt von einem Offizier der westfälischen Armee, Oberst Dörnberg, der selbst über sein Unternehmen berichtet: „Als sich das Gerücht verbreitete, daß die Feindseligkeiten mit den Österreichern begonnen hätten, bat ich meinen Bruder Fritz, nach Frankfurt zu gehen, um Gewißheit zu erhalten; ehe er aber wieder zurückkommen konnte, erhielten wir auch die Bestätigung jenes Gerüchts und den Befehl, in einigen Tagen ebenfalls (nach Österreich) abzumarschieren. Nun war also keine Zeit zu verlieren".[300]

Dörnberg legt die Nacht vom 21. zum 22. April als Termin des Aufstandes fest und benachrichtigt die Mitverschworenen, darunter auch Schill in Berlin. In Homberg und Wolfhagen schlägt man verfrüht los; Dörnberg, dessen Rolle inzwischen bekannt geworden ist, begibt sich nach Homberg, um sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen. Als Kürassiere unter der Führung des Obersten von Marschall anrücken, gelingt es Dörnberg immerhin, die regulären Truppen zur Neutralität zu bewegen: „Als der Oberst von Marschall vorkam, war er ganz außer sich, mich an der Spitze der Rebellen, wie er sie nannte, zu finden. (...) ich wollte

ihn überreden, gleich gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, und versicherte ihm, daß an diesem Tage das ganze nördliche Deutschland gegen die Franzosen aufstünde usw. Er wollte sich aber auf nichts einlassen, und alles, was ich von ihm erhalten konnte, war, daß er mir versprach, neutral zu bleiben und nach Melsungen zurückzumarschieren".[301]

Beim Versuch den Aufstand in die Hauptstadt Kassel zu tragen, hat Dörnberg weniger Glück: „Als wir uns näherten, feuerte die Artillerie, wie es mir schien, blind – ich sagte dies den Leuten und daß unsere Landsleute wahrscheinlich nicht auf uns schießen wollten; sie sollten nur suchen, auch die Kanonen zu nehmen, worauf wir uns in Trab setzten. Aber nun kamen sehr wohlgerichtete Kartätschenschüsse, von denen gleich mehrere Leute fielen und die anderen auseinandersprengten. Als nun die Kavallerie auch eine Bewegung vorwärts machte, floh alles zurück. (...) Die Bauern, die noch bei uns waren, ermahnten wir, für jetzt nach Hause zu gehen und sich bis zu einer besseren Gelegenheit ruhig zu verhalten".[302]

Auch an anderen Orten wurde die Revolte binnen kurzem niedergeschlagen. Die westfälische Armee hielt ihrem König die Treue, die Bevölkerung blieb im großen und ganzen passiv. Am Morgen des 28. April 1809 führte der preußische Major von Schill, der sich wenige Jahre vorher bei der Verteidigung von Kolberg einen Namen gemacht hatte, sein Husarenregiment aus Berlin, um dem Obersten Dörnberg zu Hilfe zu eilen. Die „Desertion" Schills erregte ungewöhnliches Aufsehen. So schrieb am 29. April Berlins Polizeipräsident Gruner an den preußischen Innenminister Graf Dohna: „Wir leben hier in höchster Spannung. Die Gerüchte von den (österreichischen) Kriegsereignissen wechseln stündlich. Die Entweichung des Majors v. Schill mit seinem Regiment erzeugt die lebhafteste Sensation. Es kostet viel Mühe, die öffentliche Ruhe zu erhalten".[303] Und am 1. Mai meldet Oberpräsident Sack aus Berlin dem gleichen Adressaten: „Wie groß die Sensation ist, welche die Expedition des Major von Schill hier macht, läßt sich nicht beschreiben. Heute spricht niemand von etwas anderem als von ihm und seinem Plane. Im allgemeinen urteilte man nicht über den Schritt, indem man voraussetzte, daß er ihn nicht ohne höheres Vorwissen unternommen habe. (...) Bei diesen Vorfällen spricht man hier ganz laut, daß der Krieg bald auch von unserer Seite aus erklärt und der König an der Spitze seiner Armee und seines Volkes hier nächstens erscheinen werde".[304]

Das Volk sollte sich in seinem König täuschen. Friedrich Wilhelm dachte nicht daran, sich an die Spitze seiner Armee zu setzen. Im Gegenteil: der Preußenkönig sah Schills Unternehmung als unerhörte Unbotmäßigkeit, als Hochverrat an, der keinesfalls unterstützt werden konnte. Schills Unternehmen findet auch sonst keineswegs überall Beifall. Christian Gottfried Körner etwa schreibt am 13. Mai: „Wenn im Jahre 1806 das Volk zum Widerstand gegen Frankreich aufgeboten worden wäre, so würde sich sehr viel dagegen haben einwenden lassen, und ich hätte die Folgen einer solchen Maßregel nicht verantworten mögen. Aber jetzt ist die Sache viel schlimmer. Ein Teil der Nation hat sich in die Notwendigkeit gefügt, hat sogar Pflichten übernommen, und ein bürgerlicher Krieg von Deutschen gegen Deutsche ist nun unvermeidlich. Es gibt einen wütenden Parteigeist, der sich um die Folgen nicht kümmert, wenn nur seine Rache befriedigt wird. Aber es gibt auch edle Menschen, die aus achtungswürdigen Beweggründen sich selbst und andere ins Unglück stürzen und dabei den inneren Vorwürfen nicht entgehen, daß sie von der deutschen Redlichkeit und Treue sich entfernt haben. Sachsen wird hoffentlich von Volksaufwieglern etwas nicht zu befürchten haben".[305]

Trotz derartiger Distanzierungen ist die Popularität des Major von Schill so groß, daß der Berliner Polizeipräsident „ganz in der Stille" in allen Bilderläden Porträtdarstellungen des zum Volkshelden Avancierten beschlagnahmen läßt. Schill wandte sich mit seiner Truppe zunächst nach Westfalen, ging aber dann, als die Nachricht bekannt wurde, daß die Elbüber-

gänge längs der westfälischen Grenze sorgfältig bewacht waren, nach Sachsen und besetzte am 2. Mai Dessau, am 4. Mai Bernburg. Schill ist zwar populär, der Zulauf aber dennoch eher mäßig. Neugebauer, der Schills Zug mitmachte, schildert, wie zurückhaltend die Bevölkerung im ehemals preußischen Gebiet um Magdeburg war: „Unsere rege Einbildungskraft und falsch erhaltene Nachrichten hatten den Glauben erzeugt, wir brauchten uns nur diesen vor kurzem noch preußischen Provinzen zu zeigen, um einen ungeheuren Zulauf zu erhalten. Die nackte Wirklichkeit hingegen ließ diese schon gemalten Bilder unausgemalt. Wir wurden zwar teilweise mit Freuden empfangen, man scheute sich aber, diese Gefühle laut werden zu lassen. Obgleich wir uns als Befreier ankündigten, Proklamationen austeilten und die Zuschauer ermahnten, tätig teilzunehmen, gelang es uns doch nicht, diese trägen deutschen Gemüter zu entflammen; denn die meisten äußerten gerade heraus, sie wollten erst sehen, wie es ablaufen würde. Ja, als der Major beim Durchmarsch durch ein großes Dorf die versammelte Gemeinde selbst anredete, ihnen mit lebhaften Farben die großen Bilder der Spanier, der Tiroler malte und sie zur Nachfolge aufrief, gab ein Bauer zur Antwort: ‚Sie haben recht, es muß anders werden; lassen Sie uns nur noch abwarten, bis die Ernte vorbei ist'"![306]

Bei *Dodendorf* gelang es Schill, bei schweren eigenen Verlusten angreifende Franzosen zurückzuschlagen, doch mußte er, als die österreichischen Niederlagen bei Abensberg, Eggmühl und Regensburg (20.-23.4.1809) bekannt geworden waren, erkennen, daß er auf eine tätige Hilfe nicht mehr hoffen konnte und daß sein Unternehmen zum Scheitern verurteilt war. Schill entschloß sich daraufhin nach Norden zum Meer durchzuschlagen und bei den Engländern Schutz zu suchen. Am 21. Mai besetzte die Schillsche Truppe *Wismar*, und am 25. Mai nach heftigen Kämpfen *Stralsund*, in dem sich drei Kompanien französischer Besatzung befanden. Am 31. Mai wurde Stralsund von holländischen und dänischen Regimentern gestürmt, Schill fand im Straßenkampf den Tod. „Die Überlebenden des Korps kommen in Gefangenschaft, und Napoleon befiehlt, ein Exempel zu statuieren. Gerade weil sehr viele zwielichtige Existenzen sich Schill angeschlossen hatten, sodann wegen der Exzesse in Stralsund, endlich aber, weil Schill auf eigene Faust, gegen den Willen seines Königs gehandelt hatte, befiehlt der Kaiser, Schills Anhänger nicht als Soldaten, sondern als Straßenräuber vor Gericht zu stellen. Elf Offiziere werden in Wesel erschossen, sechzehn Unteroffiziere und Soldaten in Braunschweig füsiliert, die aus dem Königreich Westfalen stammten, da ein königlich-westfälisches Dekret vom 9.1.1808 jedem Westfalen verbot, ohne Erlaubnis des Königs fremde Kriegsdienste zu nehmen".[307]

Nach Dörnberg und Schill machte ein drittes Unternehmen von sich reden: Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, den man seines Landes beraubt hatte, fiel von Böhmen aus mit einem Freikorps in Sachsen ein und unterstützte dort die österreichischen Aktionen. Nach dem Waffenstillstand von Znaim (12. Juli 1809) war der Herzog auf sich allein gestellt, der sich nun wie Schill nach Norden durchschlug, allerdings mehr Glück hatte. Am 29. Juli stürmte er mit seiner Truppe Halberstadt, schlug dort ein westfälisches Infanterie-Regiment und gelangte schließlich über Braunschweig zur Wesermündung auf englische Schiffe.

Bayern zum Exempel

Bayerns Situation und politische Haltung vor, während und nach der napoleonischen Vorherrschaft sind in mehrfacher Weise interessant. Und das nicht einmal so sehr deswegen, weil es sich um den nach Österreich und Preußen bedeutendsten deutschen Staat handelt; im Gegenteil: von dieser Bedeutung war nicht viel zu spüren. Das Fürstentum und spätere Königreich mußte durch diplomatisches und vorsichtiges Lavieren um die eigene Selbständigkeit bedacht sein. Bayern Verhalten kann dabei als typisch angesehen werden für die Rheinbundstaaten, denen spätestens nach Austerlitz kaum mehr etwas anderes übrig blieb, als sich in den Schatten des mächtigen Korsen zu begeben, denen aber auch mit territorialen Zugeständnissen und Rangerhöhungen gedankt wurde, für die es aber dann im Jahr 1813 darauf ankam, den Anschluß an die Sieger nicht zu verpassen. Wir wollen versuchen, die Stellung Bayerns im napoleonischen System nachzuzeichnen, wobei wir der bayerischen Herrschaft in Tirol und dem Tiroler Aufstand des Jahres 1809 verstärkte Aufmerksamkeit schenken.

Bayerns Weg in das napoleonische System

Bis 1793 hatte Kurfürst Karl Theodor mit Erfolg versucht, Bayern aus den Verwicklungen des ersten Koalitionskrieges herauszuhalten, indem es Pfalzbayern zum neutralen Gebiet erklärte. Aber am Ende des Jahres 1793 standen die Franzosen am Rhein – und blieben 20 Jahre lang dort. Der bayerische Kurfürst wurde, eher widerwillig, zum Verbündeten Österreichs gegen die französische Republik. Die rechts des Rheins gelegenen altbayerischen Gebiete wurden in den folgenden zwei Jahrzehnten häufig zum Kriegsschauplatz. „Eine verzweifelte Lage 1796: während die französischen Armeen ganz Süddeutschland überschwemmten, floh der Kurfürst nach Sachsen und schickte dem General Moreau die bayerische Landschaftsverordnung entgegen, die sich den Waffenstillstand von Pfaffenhofen erkaufte. Die Siege Karls bei Amberg und Würzburg ersparten dem Kurfürsten freilich die eigene Unterschrift, und 1797 machte der General Napoleon Buonaparte den Frieden von Campo Formio. Die Geheimklauseln sicherten Frankreich das linke Rheinufer, Österreich das Erzstift Salzburg und die Innlinie zu“.[308]

Im gleichen Jahr, in dem Napoleon das Direktorium stürzte, starb der bayerische Kurfürst Karl Theodor. Nachfolger wurde Max IV. Joseph aus der Linie Zweibrücken-Birkenfeld. Wieder war ein „Erbfall“ eingetreten, der wie 1777 den österreichischen Nachbarn begehrlich machen mußte. Noch kurz vor seinem Tod hatte Karl Theodor mit dem Kaiser einen Vertrag geschlossen (12.1.1799), der die bayerischen Truppen unter österreichisches Kommando stellte, Bayern war von 109 000 Mann österreichischer Truppen besetzt worden, die sich zum zweiten Koalitionskrieg rüsteten. Die bedrohte bayerische Selbständigkeit war noch am ehesten in einem Bündnis mit Österreich zu retten, „weil man von diesem Staat stärker bedroht wurde als von Frankreich, obwohl man andererseits in München vom Sieg der kaiserlichen Waffen nicht überzeugt war“.[309] Und so kam es auch, bereits im Frühsommer 1800 zog General Moreau in München ein, und am 3.12. erlitten die österreichischen und bayerischen Truppen die vernichtende Niederlage bei *Hohenlinden* im Ebersberger Forst bei München. Nach dem Frieden von Lunéville kam es noch zu einem besonderen französisch-bayerischen Vertrag (24.8.1801), in dem die Regierung des Ersten Konsuls Bayern die vollständige Entschädigung für die linksrheinischen Verluste „in aller Anständigkeit“ zusicherte, was dann auch im Reichsdeputationshauptschluss vom 25.2.1803 geschah: für den Verlust von

ca. 200 Quadratmeilen mit 730.000 Einwohnern gewann der bayerische Kurfürst 288 Quadratmeilen mit 843.000 Einwohnern; noch bevor der Reichstagsbeschluß verkündet war, hatte Bayern die neuen Gebiete, Hochstifte und Reichsstädte militärisch besetzt.

Bayerns Politik wurde maßgeblich von dem aufgeklärten und francophilen Graf Montgelas bestimmt, der zielstrebig und konsequent auf ein Bündnis mit Frankreich hinarbeitete. „Bonaparte unterstützte Bayern wirksam bei allen Streitfällen mit dem österreichischen Nachbarn seit 1801, obwohl es im Krieg auf der Gegenseite gestanden hatte. (...) Eine Anlehnung an das konsularische Frankreich entsprach der Meinung der geistig aufgeschlossensten und reformfreudigsten Teile des bayerischen Adels, des Bürgertums und der Beamtenschaft, ebenso wie der Österreich ablehnend gegenüberstehenden Landbevölkerung Altbayerns".[310] Der frankreichfreundliche Kurs wurde allerdings durch eine Gruppe um die Kurfürstin Karoline und den Kronprinzen gebremst, die einer zu starken Annäherung an Napoleon aus Furcht vor Österreich widersprachen. Am Vorabend des Krieges von 1805 wäre Max IV. Joseph am liebsten neutral geblieben. Der von Napoleon ausgeübte Druck und die Furcht vor einer österreichischen Invasion führten schließlich zum *Vertrag von Bogenhausen* (25.8.1805), den zu ratifizieren der vorsichtige Kurfürst solange hinausschob, bis die Österreicher im Land standen und das Militärbündnis als reines Defensivbündnis angesehen werden konnte. „Der Feldzug selber ging in einem Anlauf von Ulm (17.10.) bis Mähren hinein. ‚Wir sind wie eine Überschwemmung der Donau; wir kommen plötzlich, und wir verschwinden plötzlich', konnte Napoleon scherzen, als er mit seinem Sechsspänner in München einfuhr (24.10). Am 2. Dezember fiel die Entscheidung: während die Bayern ein österreichisches Seitenkorps bei Iglau festhielten, gewann Napoleon die Dreikaiserschlacht von Austerlitz.[311]

Bayerisch-französische Waffenbrüderschaft

Von 1805 bis 1812 nahmen bayerische Truppen an den Feldzügen Napoleons teil. Nach den Angaben von Ernst Aichner bestand die bayerische Infanterie im Jahr 1805 aus zwölf Linien-Regimentern zu je 2000 Mann und aus sechs leichten Bataillonen zu je 1000 Mann, zusammen also ca. 30.000 Mann Soll-Stärke. Bei der Kavallerie gab es zur gleichen Zeit zwei Dragoner- und vier Chevaulegers-Regimenter, deren Kriegsstärke je 800 Mann und 660 Pferde, zusammen über 3600 Reiter betragen sollte. Die veraltete bayerische Artillerie wurde unter General Manson reorganisiert; 1806 errichtete man ein Artillerie-Fuhrwesen-Bataillon".[312]

Im bayerischen Heer wurden nach französischem Vorbild bewegliche Kolonnen gebildet. Dabei wurden die Linien jedoch nicht vollständig aufgelöst; die Bayern bevorzugten eine Art gemischtes System: jede Kompanie erhielt 20 Scharfschützen, die mit gezogenen Flinten ausgerüstet waren und im zerstreuten Gefecht eingesetzt wurden. Nach dem Krieg gegen Österreich 1805 konnte sich Bayern an dem Sieg, an dem es partizipierte, nicht so recht freuen, da die im Land stehende französische Armee die Bevölkerung mit Requisitionen und Kontributionen belastete. Die nächste militärische Belastungsprobe kam im Krieg gegen Preußen 1806/1807. Bayern nahm mit zwei Divisionen, die von Wrede und Deroy kommandiert wurden[313], an den Kämpfen teil, allerdings nur auf Nebenkriegsschauplätzen. Nach der Einnahme der Plassenburg bei Kulmbach hatten die Bayern während der *Schlacht bei Jena* und Auerstedt wiederum, wie schon bei Austerlitz, die Flankensicherung zu übernehmen, kamen über Sachsen nach Schlesien, wo sie sich an der Einnahme der Festungen Glogau,

Breslau und Brieg und der Schanze Glatz beteiligten. Ein Chevaulegers-Regiment nahm an der *Schlacht bei Preußisch-Eylau* teil, eine Brigade kam als Besatzungstruppe auf die Insel Rügen. Die 2. Division unter Wrede war nach Polen abgezogen worden und bestand dort bei *Pultusk* (16.5.1809) einen erfolgreichen Abwehrkampf gegen die zahlenmäßig überlegenen angreifenden Russen. Am 1. Mai 1808 wurde die bayerische Verfassung verkündet, in der die allgemeine Wehrpflicht festgelegt war. „Die Not des Jahres 1809 hat dann die Gründung der Nationalgarde beschleunigt, welche in drei Klassen eingeteilt war: Die I. Klasse stellten die Reservebataillone der regulären Armee, die II. Klasse waren die Mobilen Legionen, die in Zeiten der Gefahr nur innerhalb der Landesgrenzen eingesetzt werden sollten, und die III. Klasse war die Bürgerwehr, welcher innerhalb des Landesgerichtsbezirkes hauptsächlich Polizeiaufgaben zu übertragen waren. Zur Miliz konnten auch die Jägerkorps gezählt werden, welche 1805 und 1809 errichtet wurden, sowie die Gebirgsschützenkorps, die 1805, 1809 und 1813/14 gebildet worden sind. Bei letzteren erfolgte dies meist unter Zeitdruck, und dazu kamen ungenügende Vorbereitungen, so daß es Schwierigkeiten vor allem dann gab, wenn ihr Einsatz über den rein defensiven Verwendungszweck zum Schutze der engeren Heimat hinausging".[314]

Die Feindseligkeiten des Krieges von 1809 begannen am 10. April, als Erzherzog Karl ohne Kriegserklärung mit 120.000 Soldaten den Inn überschritt, einen Tag darauf wird Passau besetzt, am 17. April erreichen die Österreicher Landshut und wenden sich dann Richtung Regensburg. Napoleons Deutschlandarmee ist, da die Grande Armée in Spanien festgehalten wird, ein aus hetereogenen Bestandteilen zusammengesetzter Verband. Der geringe Zusammenhalt der Truppe und die Tatsache, daß der Kriegsschauplatz sich in einem verbündeten Land befand, machten besondere logistische Maßnahmen[315] notwendig. Bayerische Truppen kämpften unter Deroy hinhaltend bei Landshut, bevor sie sich bei Abensberg mit den Franzosen vereinigten, die mit drei Armeekorps in Eilmärschen herangekommen waren. Die Armee wurde von Marschall Berthier kommandiert, am 17. April langte Napoleon in Donauwörth an und übernahm selbst das Kommando. Vom 19. bis 23. April drängten die Franzosen und ihre Verbündeten die Armee der Österreicher in den *Schlachten von Thann, Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg* zurück. Die geplante Umfassung mißlang jedoch, da die Armee des Erzherzog Karl über das ungenügend gedeckte Regensburg an das linke Donauufer gelangte und sich von dort nach Böhmen zurückziehen konnte. Danach marschierten die bayerischen Divisionen Wrede und Deroy nach Tirol, um den dortigen Aufstand niederzuwerfen. Nach der Besetzung Innsbrucks wurde die Division Wrede wieder abgezogen, die später an der Schlacht bei Wagram teilnahm. Erst nach dem *Waffenstillstand von Znaim* (12.7.1909) zog man erneut gegen Tirol.

Wie die anderen Rheinbundstaaten und wie die zwangsverbündeten Preußen und Österreicher mußte auch Bayern für den Rußlandfeldzug 1812 seine Truppen der Großen Armee eingliedern. Die Rolle Bayerns im Rußlandfeldzug und in den sogenannten Befreiungskriegen behandeln wir im Zusammenhang der folgenden Kapitel und wenden uns jetzt der Situation in Tirol zu.

Die bayerische Herrschaft in Tirol

Im Frieden von Preßburg, der auf Austerlitz folgte, wurde die seit 1363 mit dem Haus Habsburg verbundene gefürstete Grafschaft Tirol samt den ihr inkorporierten Hochstiften Brixen und Trient Bayern zugeschlagen, das gleichzeitig zum Königreich erhoben wurde. Bayern

beeilte sich, das neu erworbene Tirol in den Staat zu integrieren und scheiterte völlig damit. Die Voraussetzungen waren auch ungünstig genug. Die Tiroler, deren Zuneigung sich der Kaiser stets sicher sein konnte, genossen seit alters her Privilegien, die ihnen eine bevorzugte Stellung innerhalb der habsburgischen Gebiete sicherten. Dazu gehörte die eigentümliche Wehrverfassung, die im Landlibell von 1511 schon festgelegt war und die allgemeine Wehrpflicht für Männer zum Inhalt hatte, charakteristischerweise eingeschränkt auf die Verteidigung der Landesgrenzen. Weiterhin besaß Tirol eine landständische Verfassung, die auch den Bauern politische Mitbestimmung ermöglichte, und war kaum mit Steuern belastet. „Aus der besonderen Stellung des Landes Tirol, derer sich die Bevölkerung bewußt war, resultiert die Hochschätzung des eigenen ‚Vaterlandes', das den Tirolern in selbstbewußter Gesinnung vielleicht mehr ‚Heimat' sein konnte als ein anderes habsburgisches Erbland für die dortige Bevölkerung".[316] Dazu kamen noch historische Erinnerungen an frühere militärische Auseinandersetzungen mit dem nördlichen Nachbarn, vor allem an den sogenannten „Bayerischen Rummel" des Jahres 1703, als Kurfürst Max Emanuel, im Spanischen Erbfolgekrieg mit Frankreich verbündet, in Tirol einmarschierte und die Hauptstadt Innsbruck besetzte.

Waren die Voraussetzungen für eine bayerische Herrschaft in Tirol schon ungünstig genug, so tat die bayerische Verwaltung aus gutwilliger Unkenntnis der örtlichen Bedingungen oder aus böswilligem Trotz das ihrige dazu, um den Widerstand der Tiroler zu reizen: „Versetzung der fanatischsten Aufklärer der ersten Zeit, die man in Bayern teilweise loswerden wollte, als Landrichter nach Tirol, Verletzung der religiösen Gefühle durch eine kleinlich-bürokratische Kirchenpolizei, sofortige Klosteraufhebung, die hier auf noch größere Ablehnung stieß als in Bayern, Abschaffung der landständischen Verfassung, in der in Tirol die Bauern mit vertreten waren, Aufteilung des Landes auf drei unorganisch gebildete Kreise, nachdem bereits Vorarlberg administrativ abgetrennt worden war. Dazu kamen Härten und Taktlosigkeiten der unteren Beamten".[317]

Böses Blut machten bei den konservativen und tiefgläubigen Tirolern vor allem die kirchenpolitischen Maßnahmen: Schon zum Weihnachtsfest 1806 wurde die um Mitternacht abgehaltene Christmette durch Verbot abgeschafft, es folgten das Verbot bäuerlicher Feiertage, Bittgänge und Prozessionen. Fanden letztere dennoch statt, wurden Kreuzträger und Vorbeter mit Arrest bestraft; zwei Mädchen, die verbotenerweise zum Feierabend läuteten, erhielten die Strafe der öffentlichen Prügelung. Das Misstrauen der Tiroler gegen die neuen aufgeklärten Herren wurde durch Gerüchte noch verstärkt, bald werde, so hieß es, der Zölibat abgeschafft, die freie Ehe eingeführt usw."[318] Zu den politischen und religiösen Neuerungen kamen finanzielle Lasten: die Steuern wurden erhöht, Abgaben zum Unterhalt der im Lande stehenden Truppen erhoben; der umlaufende österreichische Papiergulden wurde abgewertet und schließlich gegen geringe ca. 20 Kreuzer umgewechselt, für viele Bargeldbesitzer ein deutlicher Vermögensverlust; der neue Staat zog auch sämtliche Salz- und Mauteinnahmen, Postgefälle und Straßengelder an sich. Und natürlich hatte das Land unter den Truppendurchzügen zu leiden, die sich zwangsläufig stets durch die gleichen Täler bewegten und immer die gleichen Dörfer mit Requisitionen, Einquartierungen und Kontributionen belasteten.[319] Auslöser für den Aufstand waren Konskriptionen, die Napoleon 1809 für den bevorstehenden Krieg mit Österreich durchführen ließ. Zur Komplettierung der in Tirol stationierten bayerischen Truppen sollten 1000 Mann ausgehoben werden. Das entsprechende Dekret datiert vom 8. Februar 1809.

Der Tiroler Aufstand

Als am 10. April 1809 die österreichischen Truppen in Bayern eindrangen, brach in Tirol der Aufstand los. Dort standen nur ein paar tausend Mann bayerische Truppen unter dem achtzigjährigen General Kinkel, die dem Ansturm der Tiroler Bauern nicht gewachsen waren. Der Überraschungseffekt war auf seiten der Aufständischen, und es gelang ihnen bis zum 13. April die Bayern bis Kufstein zurückzudrängen und Tirol zu befreien. Daraufhin marschierten zwei bayerische Divisionen unter dem Oberbefehl des französischen Marschalls Lefebvre in Tirol ein und besetzten das Land wieder. Lefebvre hielt das Land für befriedet und zog die Division Wrede ab. Sie nahm später an der Schlacht bei Wagram teil. Am 25. Mai griffen die Tiroler, die bereits vom Sieg der Österreicher bei Aspern wußten, unter Andreas Hofer erneut an und siegten in der zweiten *Schlacht am Berg Isel*; Deroy mußte sich nach Kufstein zurückziehen. „Die Tiroler und Vorarlberger beunruhigten mit kleineren Truppen Oberbayern bis Wolfratshausen und vor allem Bayerisch Schwaben, besetzten zeitweise Kempten und Kaufbeuren, wichen aber vor einer rasch zusammengefaßten Miliz wieder zurück.

Napoleon hatte auch noch die Division Deroy zum Entscheidungsschlag an sich gezogen. Nach dem Waffenstillstand von Znaim (12. Juli) setzte Napoleon 40 000 Mann Rheinbundtruppen von drei Seiten gegen Tirol in Marsch. Die Tiroler glaubten nicht an den Waffenstillstand und daran, daß der Kaiser sie im Stich lassen könnte".[320] Immerhin hatte Kaiser Franz im Schärdinger Manifest und vor allem im Wolkersdorfer Handbillet vom 29. Mai Unterstützung versprochen; letzteres wurde als Flugblatt verbreitet, der Kaiser bekräftigte darin, „daß Ich keinen anderen Frieden unterzeichnen werde als den, der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft".[321]

Der Plan des Kapuzinerpaters Joachim Haspinger, den Aufstand weiterzutragen, nach Kärnten und in die Steiermark, scheiterte. Trotzdem errangen bei der jetzt fälligen Auseinandersetzung die Tiroler einen glänzenden Sieg. Im August griffen sie das Korps Lefebvre an und zwangen es in der dritten Schlacht am Berg Isel zum Rückzug. Verzweifelt schreibt der Marschall an Napoleon: „Mein guter Stern hat mich immer aus der Verlegenheit der Feldzüge gezogen, besonders aber aus diesem, wo die Natur für die Bewohner kämpfte, welche niederträchtiger und rasender sind als die Wilden. Diese Wilden in Tirol stiegen mit rasendem Geschrei ins Inntal hernieder, das Kruzifix an der Spitze, mit ihren Priestern, rasend wie die Tiger. Ich erwarte Ihre Befehle, Majestät, auch wenn ich mich unter den Ruinen Innsbrucks begraben lassen muß. Was mich betrifft, Sire, lassen Sie ab, mich diesen Revolutionskampf führen zu müssen".[322]

Andreas Hofers Kampftaktik bei den Berg-Isel-Schlachten war denkbar einfach: „Wenn Ihr die Bayern trefft, so schlagt drauf los und werft sie über den Berg hinab! Grad nit auffer lassen tiet ös sie! Dös Abistürmen hilft nix, Mir müessn 'n Berg halten, der ist ünser Verlaß"![323] Der Kampf wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung, mit Grausamkeiten und schlimmen Exzessen geführt. General Wrede mußte in einem Tagesbefehl seinen Soldaten vorhalten, daß ihre menschlichen Gefühle in Grausamkeit ausgeartet seien. Der bayerische Infanterist Josef Deifl aus Essing bei Kelheim erzählt: „Eine solche Geschichte sollte ich, da ich es weiß, auch beschreiben für die Zukunft – da schauert es mich – ich drücke Augen und Ohren zu und schreib es. – Dort an der Ziller Brük werden 9, sage neuen, Tyroler aufgehängt, wegen der Frage, ob sie Bairisch werden wollen. – Antwort: ‚Nein, liber Kaiserlich sterben als Bairisch werden'. – Sodann werden sie aufgehängt in denen dort stehenden Erlenbäumen. Ein K.B. Kanonier erfüllt die Exikution auf Befehl".[324] Von Mitte August bis Oktober herrschte Andreas Hofer in der Innsbrucker Hofburg über Tirol. Bis zum Schluß rechnete er mit der

Treue seines Kaisers, der ihm noch am 4. Oktober eine goldene Ehrenkette und 3000 Golddukaten als Geschenk überbringen läßt, der jedoch am 14. Oktober den *Frieden von Schönbrunn* schließt und damit auf Tirol verzichtet. Erzherzog Johann hielt es jedoch für seine Pflicht, den Tirolern reinen Wein einzuschenken und sandte ihnen die Nachricht vom Verzichtfrieden. Hofer war daraufhin zur Kapitulation bereit, Haspinger und andere Scharfmacher dagegen, Hofer fügte sich widerwillig, und es kam zur vierten und letzten Schlacht am Berg Isel gegen drei bayerische Divisionen, die durch italienische und französische Truppen ergänzt wurden. Mit 24 Geschützen beschoß man von den Wiltener Feldern aus die Tiroler Stellungen, bis schließlich der Einbruch über die linke Flanke gelang. Andreas Hofer zögerte, das Land zu verlassen, und versteckte sich stattdessen auf einer Hochalm im Passeier, wurde verraten und am 20.2.1810 in Mantua auf ausdrücklichen Befehl Napoleons erschossen. In seinem letzten Brief schreibt er an seinen Freund Vincenz von Pühler: „Liebster Her Prueder, der götliche willen ist es gewöß'n, das ich habe mießn hier in mandua mein zeitliches mit dem Ebigen verwöxlen, aber gott seie dankh um seine gödliche gnad, mir ist es so leicht forgekhomen, das wan ich zu waß anderen ausgefiehrd wurd. (...) Ade meine schnede Welt, so leicht khombt mir das sterben var, das mir nit die Augen naß werden. dein in leben geliebter andere Hofer von sant in Passeyr".[325]

Andreas Hofer wurde zum Märtyrer und vielbesungenen Volkshelden. 1812 brachte Theodor Körner Gedichte über ihn heraus. 1844 erschien Ludwig Frankls umfangreiche Sammlung „Andreas Hofer im Lied".[326] Wer ihn allerdings zu einem deutschnationalen Kämpfer stilisieren will, tut dem Tiroler Freiheitshelden bitteres Unrecht. Friedrich Engels beschreibt Hofer mit folgenden Worten: „Hofer war ein stupider ignoranter, bigotter, fanatischer Bauer, dessen Enthusiasmus der Enthusiasmus von ‚Kirche und Kaiser' war. Er kämpfte tapfer, aber das taten auch die Vendéer gegen die Republikaner. Er kämpfte für den väterlichen Despotismus Wiens und Roms".[327]

Der Rußlandfeldzug 1812

Nach drei Jahren trügerischer Ruhe, sieht man einmal vom Fortdauern der Kämpfe auf der iberischen Halbinsel ab, kam es im Jahre 1812 erneut zum Krieg zwischen Frankreich und Rußland. Der Hauptgrund dafür war die Tatsache, daß der russische Zar sich entschloß, aus der Kontinentalsperre gegen England auszuscheiden, da diese Rußland ausschließlich wirtschaftliche Nachteile eingebracht hatte. Napoleon entschloß sich daraufhin zum Krieg gegen den Abtrünnigen. Ein weiterer Streitpunkt war die polnische Frage. Der „Ausbruch" des Krieges ist wiederum ein Beispiel für die vermeintliche Eigendynamik kriegsvorbereitender Maßnahmen: Misstrauen, Ehrbegriffe und das Rüstungswettrennen, Fehleinschätzung des Gegners, Friedensbeteuerungen und gleichzeitige Maßnahmen, die den Krieg als scheinbar unvermeidlich erscheinen lassen. Der Zynismus der Eskalation kommt in einem Gespräch Napoleons mit Herzog Carl August von Weimar klar zum Ausdruck: „Ich möchte gern ein weiteres Blutvergießen vermeiden, aber wie wäre es möglich, sich jetzt zu verständigen? Ich habe bereits drei- bis vierhundert Millionen ausgegeben, und es handelt sich nunmehr darum, die Ehre der höchsten Gewalt zu wahren, die verletzt würde, wenn so augenfällige Schritte nicht zu großen Ergebnissen führten. (...) Auch ich will den Krieg nicht, aber wie soll man dies alles entwirren, jetzt, wo es schon so verworren ist"?[328]

Als in Rußland kein Zweifel mehr über den Kriegswillen Napoleons besteht, tut Zar Alexander den formalen kriegsauslösenden Schritt: er stellt ein „unerfüllbares" Ultimatum: Vor-

bedingung für alle weiteren Verhandlungen sei der Abzug aller französischen Truppen aus Polen, Preußen und Schwedisch-Pommern. Friedrich von Schubert, Offizier im russischen Generalstab, schrieb zum Beginn des Krieges: „Es ist wohl nie ein Krieg von beiden Seiten mit mehr Widerwillen angefangen worden als dieser, denn er bot nichts, was einen Krieg wünschenswert oder notwendig machen kann: er hatte keinen eigentlichen Zweck, konnte zu keinen außerordentlichen Resultaten führen und sein Ende war nicht abzusehen. Obwohl der Sieg Napoleons bei seiner ungeheuren Übermacht kaum zweifelhaft sein konnte, so wußte er doch, daß dieser durch Opfer erkauft werden mußte, die ihm gar keinen reellen Vorteil brachten, sondern nur einen sterilen Ruhm".[329]

Es wurde die größte Armee zusammengezogen, die Europa bis dahin je gesehen hatte. Ein Drittel stellten deutsche Kontingente, d.h. Verbände der Rheinbundstaaten, sowie preußische und österreichische Truppen. Weder Wien noch Berlin hätten es wagen können, sich dem Hilfeersuchen Napoleons zu verschließen. Daraufhin quittierten eine ganze Anzahl preußischer Offiziere, unter anderem auch der junge Hauptmann Carl von Clausewitz von der Reorganisationskommission den Dienst und traten in die russische Armee ein.

Die folgende Zusammenstellung macht die Vielfalt der Völkerarmee deutlich:

Französische Kerntruppen[330]	*241.000*

Deutsche aus den Rheinbundstaaten

Bayern	30.000	Württemberg	15.000
Westfalen	28.000	Baden	7000
Sachsen	26.000	Hessen	7000
Berg	5000	Frankfurt/Main	2000
Würzburg	3000	Anhalt	2000
Mecklenburg	2000	Schwarzburg	2000

Angehörige anderer von Napoleon abhängiger Staaten

Polen	70.000	Schweizer	7000
Österreicher	34.000	Portugiesen	4000
Preußen	20.000	Spanier	4000
Italiener	20.000	Kroaten	4000
Dänen	10.000	Illyrer	3000
Neapolitaner	8000	Dalmatiner	2000

Die 556.000 Mann starke Armee gliederte sich in 14 Armeekorps

1.	Armeekorps (Marschall Davout) mit 5 Divisionen und 2 leichten Kavalleriebrigaden	72.051
2.	Armeekorps (Marschall Oudinot) mit 3 Divisionen und 2 leichten Kavalleriebrigaden	37.000
3.	(württembergisches) Armeekorps (Marschall Ney) mit 3 Divisionen und 2 leichten Kavalleriebrigaden	39.342
4.	(italienisches) Armeekorps (Eugène de Beauharnais) mit 3 Divisionen, der italienischen Garde und 2 leichten Kavalleriebrigaden	45.798
5.	(polnisches) Armeekorps (General Poniatowski) mit 3 Divisionen und 3 leichten Kavalleriebrigaden	36.311
6.	(bayerisches) Armeekorps (General Saint-Cyr) mit 2 Divisionen und 2 leichten Kavalleriebrigaden	25.134
7.	(sächsisches) Armeekorps (General Reynier) mit 2 Divisionen und 1 leichten Kavalleriebrigade	17.189
8.	(westfälisches) Armeekorps (General Vandamme) mit 2 Divisionen und 1 leichten Kavalleriebrigade	17.935

9.	Armeekorps (Marschall Victor) mit 3 Divisionen und 2 leichten Kavalleriebrigaden	35.567
10.	(preußisches) Armeekorps (Marschall Macdonald) mit 2 Divisionen	32.497
11.	Armeekorps (Marschall Augereau) mit 5 Divisionen und 1 Dragonerbrigade	75.332
12.	Reservekavallerie (Joachim Murat, König von Neapel) mit 4 Reserve-Kavalleriekorps	40.183
13.	Österreichisches Hilfskorps (General Schwarzenberg) mit 3 Divisionen und einer Kavalleriedivision	34.148
14.	Garde mit 3 Gardekorps	47.373

Die Hauptarmee Napoleons überschreitet zwischen Tilsit und Brest-Litowsk in breiter Front die russische Grenze. Das 10. Armeekorps übernimmt den linken Flankenschutz und stößt auf Riga vor, das 7. und 13. Armeekorps (Sachsen und Österreicher) bilden den rechten Flügel. Das 9. Armeekorps unter Marschall Victor wird erst zwei Monate später eingesetzt, das 11. unter Marschall Augereau bleibt weitgehend als Besatzungstruppe in Deutschland stationiert.

Der russische Zar hat der napoleonischen Streitmacht keine ebenbürtige Armee entgegenzustellen. „Die durch das Bündnis mit Schweden in Finnland freigewordenen Truppen sind noch unterwegs zur Front, weitere Einheiten bindet vorerst noch der Krieg mit der Türkei auf dem Balkan. Die zahlenmäßig weit schwächere russische Armee besitzt dafür aber beträchtliche Vorteile. Sie ist glänzend organisiert und ausgerüstet, besteht nicht aus einem Völkergemisch wie die Grande Armée, leidet nicht wie diese unter Nahrungsmangel und Nachschubsschwierigkeiten, sondern stützt sich auf ein gut eingerichtetes Magazinsystem. Überdies weiß sie die einheimische Bevölkerung auf ihrer Seite, die sie über jede Bewegung der napoleonischen Truppen informiert. Für eine Verteidigungsschlacht sind die Russen allerdings zu schwach".[331] Hauptstreitkraft ist die 1. Westarmee mit 111.250 Mann unter dem Kommando des Generals der Infanterie Barclay de Tolly, der später durch den Fürsten Kutusow abgelöst wird. Die 2. Westarmee unter Fürst Bagration hat 45.000 Mann zur Verfügung, die 3. Westarmee unter General Tormassow 42.000 Mann.

„In der Geschichtsschreibung und im Gedächtnis Europas hat sich das Jahr 1812 als ein Jahr des Todes und des Entsetzens eingezeichnet: innerhalb von sechs Monaten ging eine Armee von einer halben Million Soldaten zugrunde, nur zum geringsten Teil durch Kampfhandlungen getötet, überwunden vielmehr von den Gewalten Hunger, Krankheit, Erschöpfung, Eis und Schnee. Napoleon, Kaiser der Franzosen, auf dessen Geheiß diese Soldaten in den Tod marschierten, glaubte einen ungewöhnlich strengen Winter für diesen Untergang allein verantwortlich machen zu können, und immer wieder hat man sich seiner Überzeugung angeschlossen, mit der er sein Gewissen zu entlasten suchte. Jene freilich, die freiwillig-unfreiwillig zu Zeugen dieses ‚Höhepunkts menschlicher Kraftäußerung, menschlichen Ruhms und menschlichen Mißgeschicks' – wie es einer von ihnen nannte – geworden sind, wußten anderes zu berichten. Zum wenigsten der Winter, so erfährt man aus ihren Aufzeichnungen, zum wenigsten Eis und Frost wurden der ‚schönsten Armee, welche die Welt je gesehen' zum Verderben, sondern der Hunger, die Hitze, die Dürre, die Ruhr und der Typhus".[332] Schon in den ersten beiden Wochen nach dem Übergang über die Memel hat die Grande Armée einen Verlust von 135.000 Mann zu verzeichnen,[333] doch nicht etwa durch den Feind, sondern durch die forcierten Märsche bei ausbleibendem Nachschub. Heinrich von Brandt, Oberleutnant, berichtet von den ersten beiden Wochen:

„Ich habe unendlich viel Leute auf dem Weg sitzend und liegend gesehen, die hier auch ihr Ende gefunden. Nirgends fand sich eine sorgende, pflegende Hand, welche sich ihrer angenommen. Dies wirkte unendlich niederschlagend auf unsere Soldaten, weil es ihnen nicht

entging, daß vieles anders sein konnte. Es war kaum vierzehn Tage her, daß man den Njemen überschritten, und schon trug die Armee die sichtbarsten Spuren der Desorganisation an sich – es waren von allen Truppen sehr viel Leute zurückgeblieben, und jede Kompanie hatte gewiß fünfzehn bis zwanzig Mann eingebüßt".[334]
Der große Heerführer, dem die Situation gemeldet wird, hält die Nachrichten für übertrieben. Zynisch und menschenverachtend äußert Napoleon:

„Die Schattenseiten des Krieges, ein Übel, das durch Glück sich wieder ausgleicht. Man muß bei solchen Veranlassungen auch dem Unglück eine Stelle einräumen; meine Schätze und meine Wohltaten werden das schon wieder gutmachen; ein großes Resultat wiegt alles auf; ich brauche nur *einen* Sieg; und wenn mir auch nicht mehr übrig bleibt als gerade nötig ist, um ihn zu erfechten, so ist es genug".[335] Napoleon glaubt, durch einen schnellen Feldzug bis Moskau den Gegner niederringen zu können. Der Weg der Hauptarmee geht über Wilna, Polozk und Smolensk nach Borodino; vor der Armee Napoleons zieht die russische Armee, immer konsequenter die Taktik der verbrannten Erde anwendend. Bei *Smolensk* (17.8.1812) kommt es erstmals zu einer erbitterten Abwehrschlacht der Russen, die hohe Verluste auf beiden Seiten forderte: 10.000 Tote und Verwundete zählt man bei der Grande Armée, 6000 bei den Russen. Anläßlich dieser Schlacht sind geradezu teuflische Worte Napoleons überliefert: „‚Wie ein Ausbruch des Vesuvs'! rief der Kaiser, indem er mir auf die Schulter klopfte und mich so aus meinem Halbschlaf riß: ‚Ist das nicht ein schönes Schauspiel, Herr Großstallmeister'? ‚Grauenhaft, Sire'! ‚Bah'! versetzte er. ‚Meine Herren, erinnern sie sich an das Wort eines römischen Kaisers: Der Leichnam eines Feindes riecht immer gut'! Jedermann stockte das Herz bei diesem Wort".[336] Dies berichtet Caulaincourt, Vertrauter und treuer Vasall seines Herrn. Zur gleichen Zeit kämpft am linken Flügel der Hauptarmee zurückhängend bei *Polozk* das 6. (bayerische) Armeekorps, das vor der ersten Feindberührung bereits mindestens 36,7% seiner Anfangsstärke[337] verloren hatte. Während und nach der Schlacht von Polozk sterben von den Verbündeten 4000 Mann, darunter der bayerische Heerführer General Deroy.

Die Schlachten von Smolensk und Polozk waren hinhaltende Gefechte; nach wie vor gingen die Russen einer Entscheidungsschlacht aus dem Weg. Der vorsichtige Barclay de Tolly mußte für seine durchaus erfolgreiche hinhaltende Kampftaktik Kritik aus den eigenen Reihen hinnehmen; der durch den verhaßten Eindringling geweckte Patriotismus läßt die Russen immer dringlicher eine Entscheidungsschlacht fordern. „Das Volk mißtraute dem Livländer Barclay und wünschte die Führung der Armee in der Hand eines ‚echten' Russen; dem Druck von Adel und Kaufmannschaft mußte Alexander nachgeben. Am 29. August übernimmt Kutusow den Oberbefehl über die russischen Streitkräfte und erklärt, wie Friedrich von Schubert erzählt, ‚der ewige Rückzug müsse ein Ende nehmen, er würde keinen Schritt weiter zurückgehen und dem Feind eine Hauptschlacht liefern'".[338]

Diese Hauptschlacht wurde schließlich bei *Borodino* geliefert, ein blutiges und grauenvolles Gemetzel, nach dessen Ende 80.000 Tote und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten, davon 52.000 Russen. Wir beschränken uns auf einen Augenzeugenbericht: „Den Eindruck zu beschreiben, den der Anblick der Rajewski-Schanze gewährte, ist unmöglich. Was die Phantasie sich Entsetzliches denken kann – es ward durch das, was man hier sah, übertroffen. Menschen, Pferde, Lebende, Verstümmelte, Tote – aber sechs- bis achtfach übereinander – deckten weit und breit die Avenuen zu derselben, hatten die Gräben ausgefüllt und lagen ebenso im Inneren übereinander".[339] Der Pyrrhus-Sieg von Borodino öffnete Napoleon den Weg nach Moskau, das die Russen kampflos räumten. Am 14. September 1812 zog Napoleon in die Stadt ein. Der russische Zar zeigte jedoch keineswegs die erwartete Frie-

densbereitschaft und traf damit die Stimmung in der Armee, wie Woldemar von Löwenstern, Major im Stab Kutusows, bezeugt:

„Das erste Opfer war die herrlich prangende, hoch- und vieltürmige Moskwa, Moskwa die weißummauerte, Moskwa, die Mutter der russischen Städte, gewesen: hinfort, nachdem dieses schwere Opfer gebracht, schien alles andere leicht. Jetzt kam ein anderer Geist über Heer und Volk: ein ernster, düsterer, Sühnung fordernder. Zugleich fand man sich in der Verteidigung weniger gebunden: als noch eine Hauptrücksicht auf Moskau zu nehmen war, fühlte man sich in den Operationen wie gelähmt, einmal gefallen, hatte man nicht weiter daran zu denken, eine Stadt, sondern das Reich zu retten, und von dem Augenblick an sagte sich jeder: Jetzt beginnt für uns der Krieg erst recht".[340] Der Brand Moskaus wurde von zurückgebliebenen Russen selbst planmäßig gelegt, nachdem sie vorher alle Feuerspritzen zerstört hatten. Von den Augenzeugen geben wir diesmal dem bayerischen Militärmaler Albrecht Adam, der in den Diensten von Eugène de Beauharnais stand, das Wort:

„Die Disziplin und Ordnung, welche bisher nur noch mühevoll eingehalten wurde, ging rasch in Demoralisation über. Napoleon hatte zwar ein strenges Verbot gegen das Plündern erlassen, das sich aber als gänzlich unausführbar erwies. Anfangs war es nur Gesindel: Marodeure, Dienerschaft und die Masse, die einer solchen Armee nachziehen, welche zugriffen, und da man viele Lebensmittel und Getränke fand, so fehlte es nicht an Exzessen und Brutalitäten. Nach und nach ging das aber auch auf die Soldaten über und wurde allgemein. (...) Durch Löschen dem Feuer Einhalt zu tun, daran war nicht zu denken: es hatte zu schnell eine riesenhafte Ausdehnung bekommen und in kurzer Zeit ganze Stadtviertel in Asche gelegt. Wenn das Feuer auch auf einer Seite nachließ, so brach es auf einer anderen desto wütender los. Man konnte nur zu deutlich erkennen, daß der Brand planmäßig geleitet war. Sinnend und bewundernd trieb ich mich in den Straßen umher, aber zu zeichnen war ich nicht imstande; in der Schlacht und bei größter Gefahr verließ mich nie die nötige Ruhe, aber hier wurde man von den Ereignissen überwältigt".[341]

Napoleon schwankte, ob er sich in den Ruinen Moskaus mit den Resten seines Heeres verschanzen sollte, um auf das Frühjahr zu warten, oder ob er den Rückmarsch antreten sollte. Am 18. Oktober befiehlt er den Rückmarsch. Der Zug „besteht aus einhunderttausend Soldaten, denen ein Troß von dreißigtausend Menschen folgt: Verwundete, Angehörige der Militärverwaltung sowie in Moskau ansässige russische und französische Familien, die Repressalien der zurückkehrenden Russen zu befürchten haben. Eine Nachhut von viertausend unberittenen Kavalleristen bildet unter dem Befehl des Marschalls Mortier den Beschluß des gewaltigen Zuges".[342] Der Rückzug folgte der alten Straße des Vormarsches; den ursprünglichen Plan, über die südlichen, vom Krieg unberührten Provinzen zurückzuziehen, gab man nach hartnäckigen Gefechten mit den Russen bald wieder auf. Durch Hunger und Erschöpfung, Krankheiten, den einbrechenden Winter und durch angreifende russische Truppen wird das Heer weiter dezimiert. Als die Armee das nun vollständig verwüstete Smolensk erreichte, zählte sie kaum mehr 70.000 Mann. Auch die kaiserliche Garde, der Napoleon bisher besondere Schonung hatte angedeihen lassen, war beträchtlich geschrumpft; ihre Stärke betrug in Orsch am Dnjepr nur noch 6000 Mann. Den Verbänden, die den Rückzug der Hauptarmee zu decken hatten, ging es nicht besser. Besonders das 6. Armeekorps der Bayern, das an der Düna stand, hatte schwer gelitten:

„Bei einer am 31. August vorgenommenen Zählung waren unter dem Gewehr 6775 Mann. (...) Die durch den immerwährenden Fleischgenuß eingerissene Dysenterie hatte zu sehr überhand genommen. Das Hospital füllte sich täglich mehr, die nötigen Medikamente konnten noch dazu nicht aufgetrieben werden, und wir verloren (es klingt schrecklich, und ich

kann nur mit Wehmut daran zurückdenken, aber es ist die reine Wahrheit) täglich zwischen vierzig und fünfzig Mann durch diese fürchterliche Krankheit".[343]

Was die bayerischen Soldaten aßen, beschreibt mit Entsetzen Major Caspers, der am 7. Oktober mit einem Nachschubtransport an der Düna eintraf: „Kuhhäute in schmale Streifen geschnitten und gebraten, Kröten und Frösche, faule ausgeworfene Fische, Hunde, Katzen, Kräuter, Schwämme, Korn, Eingeweide, Haber, Blut (...)".[344] Nur die Truppen des 10. (preußischen) Armee-Korps waren relativ gut versorgt und kamen selten mit feindlichen Truppen in Berührung. Der Übergang über die Beresina ist in seiner Bedeutung für den Ausgang des Krieges oft überschätzt worden; schrecklich und entsetzlich waren jedoch die Szenen, die sich dort abspielten:

„Das Gedränge war so groß, daß die Brücke bald zu einem Wege wurde, der nur noch über Tote und Sterbende führte. Viele der Niedergesunkenen faßten die Beine der über sie Hinwegschreitenden und wurden mit diesen von den Nachdrängenden ins Wasser gestoßen. Überall zwischen dem treibenden Eis tauchten Ertrinkende auf, die sich mit ihren letzten Kräften an die Schollen anklammerten, bald aber erstarrt und ermattet versanken. Aus all den engzusammengepreßten Haufen, die an dem Ausgang der Brücke herausquollen und sich Luft machten, sah ich erdrückte Menschen niederfallen, welche von den nachfolgenden Massen rücksichtslos in den morastigen Grund des Ufers getreten wurden".[345]

Der Übergang kostete die Grande Armée etwa 17.000 Tote und Verwundete, 13.000 Mann gerieten in russische Gefangenschaft. Einige Tage danach setzte sich Napoleon von seiner Truppe ab und begab sich eilends nach Paris, um dort die Situation für sich zu retten, nicht ohne vorher sein berühmtes 29. Bulletin veröffentlicht zu haben, dessen letzte Worte nach dem Geschehen jedem wie Hohn klingen müssen: „Die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser".[346] Murat führte die Reste des Heeres, ca. 40.000 Mann nach Wilna, das im Gegensatz zu Smolensk noch völlig unzerstört ist und große Magazine mit Nahrungsmitteln, Kleidung, Schuhen, Waffen und Munition beherbergt. Es klingt unglaublich, aber Murat befahl bei 30 Grad Kälte den Weitermarsch und überließ die Magazinbestände, die für alle 40.000 Mann noch ausgereicht hätten, den nur zögernd nachrückenden Russen. Außerdem werden die Verwundeten zurückgelassen, unter denen nach Abzug der Franzosen der Pöbel ein scheußliches Massaker anrichtet – der schaurige Epilog eines verbrecherischen Unternehmens.

Patriotismus und Befreiungskriege: Die Wende

Als die Grande Armée sich – von Napoleon alleingelassen – auflöste, entschloß sich der Oberbefehlshaber des preußischen Korps, General Hans David Ludwig von Yorck, mit dem ihm gegenüberstehenden Kommandierenden russischen General Freiherrn von Diebitsch – einem Offizier aus schlesischem Adel – einen Waffenstillstand zu vereinbaren. In der Poscheruner Mühle kam es zur *Konvention von Tauroggen*, obwohl Yorck von Friedrich Wilhelm III. von Preußen wahrscheinlich nur eine mündliche Weisung erhalten hatte, sein Korps möglichst intakt aus dem Zusammenbruch der napoleonischen Armeen herauszuhalten. De facto handelte es sich bei der Konvention von Tauroggen um eine Neutralitätserklärung des preußischen Hilfskorps, welches daraufhin von Yorck unbehelligt nach Ostpreußen zurückgenommen werden konnte. Hier, im Brennpunkt des preußischen Liberal- und Nationalgeistes, nahm man seine Handlungsweise als Signal zum Aufbruch gegen den Korsen auf. Friedrich Wilhelm III. selbst aber hielt Yorcks eigenmächtiges Vorgehen zunächst für „Ungehorsam" und „Rebellion". Die allgemeine Stimmung in Preußen aber bewog ihn schließlich, Yorks Entscheidung zu sanktionieren.

Am 28. Februar 1813 kam es in *Kalisch* zum regelrechten preußisch-russischen Waffenbündnis, am 17. März 1813 erließ der preußische König den berühmten – von Staatsrat von Hippel verfaßten – Aufruf „An mein Volk", dessen Tenor, jedenfalls im Ohr des Monarchen fast national-revolutionär klingen mußte, und der die Forderung nach einer allgemeinen Wehrpflicht, nach Aufstellung einer Landwehr und eines Landsturmes, kurzum nach der Mobilisierung der rund 4 ½ Millionen Einwohner des damaligen preußischen Rumpfstaates enthielt. Drei Tage später bereits, am 20. März 1813, erfolgte die Kriegserklärung des Königs von Preußen und des russischen Zars an Napoleon. An der Spitze der Schlesischen Armee, der Hauptarmee Preußens, stand General Gebhard Leberecht von Blücher, oftmals als „die eigentliche Seele und der Nationalheld des Freiheitskampfes gegen Napoleon" bezeichnet. Er war ein verwegener Reiterführer von großem persönlichen Mut, der sich selbst trotz seiner bereits 71 Jahre nicht schonte, und der deswegen von vielen seiner Soldaten regelrecht verehrt wurde und den Ehrennahmen „Marschall Vorwärts" erhielt. Ursprünglich war Blücher Husaren-Junker in schwedischem Dienst gewesen. Im Siebenjährigen Krieg war er als Kriegsgefangener in preußische Dienste übergewechselt und gehörte – wie übrigens auch Yorck – zu jenen Offizieren, die Friedrich II. wegen eines Ehrenhandels davongejagt hatte. Generalstabschef Blüchers war zunächst Scharnhorst, dessen Nachfolger nach seinem wegen einer nicht ausgeheilten Verwundung und des Verzichts auf nachfolgende Schonung frühzeitigen Todes der General Neidhardt von Gneisenau, ein überaus befähigter militärischer Kopf, ein strategisches Genie, welches Blücher, den „Feldherrn des Herzens", hervorragend ergänzte.

Der Patriotismus der Deutschen

Eine Welle der vaterländischen Begeisterung, die ganz Deutschland und alle Klassen der Gesellschaft erfaßte, lief durchs Land. Ist der überlieferte Satz „Der König rief, und alle kamen" auch ins Reich der Legende zu verweisen, so gibt er doch zweifellos die Stimmung breiter Kreise der Bevölkerung treffend wieder. Friedrich Wilhelm III. traute seinem Volk keineswegs, sondern er befürchtete, daß die nationale Begeisterung allenthalben negative

Folgen für die Fürstenherrschaft in den deutschen Ländern zeitigen könne. Angesichts eines Bataillons schlesischer Landwehr unter den Fenstern des königlichen Wohnsitzes, welches mit Gesang vorbeimarschierte, bemerkte der pessimistischer denn je gestimmte Souverän: „Da unten marschiert die bewaffnete Revolution".

Anders beurteilt dagegen Heinrich Heine die vaterländische Begeisterung: „Man befahl uns Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir tun alles, was uns unsere Fürsten befehlen. Man muß sich aber unter diesem Patriotismus nicht dasselbe Gefühl denken, das hier in Frankreich diesen Namen führt. Der Patriotismus des Franzosen besteht darin, daß sein Herz erwärmt wird, durch diese Wärme sich ausdehnt, sich erweitert, daß es nicht mehr bloß die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich, das ganze Land der Zivilisation, mit seiner Liebe umfaßt; der Patriotismus der Deutschen hingegen besteht darin, daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealistische Flegeltum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben. – Was sich bald darauf in Deutschland ereignete, ist euch allzuwohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleons zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und die schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir tun alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird".[347] Heinrich Heine benennt hier aus der Rückschau von 20 Jahren einen unschönen Zug des Patriotismus, der häufig verdrängt oder beschönigt wird,[348] den blutrünstigen Haß auf alles Fremdländische, der in vielen Schriften, Flugblättern, Gedichten und Liedern greifbar ist.

Wir zitieren Ernst Moritz Arndt: „Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß alles, was Leben und Bestand haben soll, eine bestimmte Abneigung, einen Haß haben muß. (...) So muß bei den Deutschen jetzt der Haß brennen gegen die Franzosen, denn sie haben sich der Kühnheit erfrecht, ein Volk unterjochen zu wollen, das stärker und mächtiger wäre als sie, wenn ihre Hinterlist nicht schon lange verstanden hätte, es zu entzweien und zu zerreißen. Wir sollen die Franzosen nicht allein deswegen hassen, was sie uns in den letzten zwanzig Jahren Übels getan haben, nicht wegen der Greuel und Schanden allein, wodurch sie die letzten acht Jahre unsere heilige Erde entheiligt haben und noch jede Stunde entheiligen; nein, wir wollen sie hassen, weil sie schon über drei Jahrhunderte unsere Freiheit hinterlistig belauert haben, weil sie von Geschlecht zu Geschlecht rastlos und planmäßig gearbeitet haben, diese Freiheit zu untergraben, bis sie unter ihren letzten Banditenstreichen hingefallen ist, (...) Ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer, Dann werden Deutschlands Grenzen auch ohne künstliche Wehren sicher sein, denn das deutsche Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, sobald die unruhigen und räuberischen Nachbarn darüberlaufen wollen. Dieser Haß glühe als die Religion des deutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unserer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit (...)".[349] „Auch biologische Vorstellungen fehlen nicht in Arndts Repertoire. Verwelschung wird unversehens identisch mit ‚Verbastardung'. Dies bedeutet einen entscheidenden Schritt von der Mythologisierung des deutschen Volkes als einem ‚ursprünglichen Volk' durch die Spra-

che, wie dies bei Fichte der Fall ist, zur pseudowissenschaftlichen Setzung von ‚Ursprünglichkeit' als ‚Reinheit von Art und Natur'. (...) Diese Weltanschauung von ‚Reinheit' und ‚Verbastardung' gleicht der des späteren nationalsozialistischen Antisemitismus. Hier findet sich bereits die Gleichsetzung von Humanität, Kosmopolitismus und ‚allweltlichem Judentum/".[350] Zu welchen Exzessen deutsche Dichter damals fähig waren, zeigt Theodor Körners „Lied von der Rache":

Heran, heran! – Die Kriegstrompeten schmettern!
Heran! Der Donner braust!
Die Rache ruft in zack'gen Flammenschwertern
Der deutschen Rächerfaust!

Heran, heran zum wilden Furientanze!
Noch lebt und glüht der Molch!
Drauf, Brüder, drauf mit Büchse, Schwert und Lanze,
Drauf, drauf mit Gift und Dolch!

Was Völkerrecht? Was sich der Nacht verpfändet,
Ist reife Höllensaat.
Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet
Mit Mord und mit Verrat?

Sühnt Blut mit Blut! – Was Waffen trägt, schlagt nieder!
's ist alles Schurkenbrut!
Denkt unsres Schwurs, denkt der verratnen Brüder
Und sauft euch satt in Blut!

Und wenn sie winselnd auf den Knien liegen
Und zitternd Gnade schrein,
Laßt nicht des Mitleids feige Stimme siegen,
Stoßt' ohn' Erbarmen drein!

Und rühmten sie, daß Blut von deutschen Helden
In ihren Adern rinnt:
Die können nicht des Landes Söhne gelten,
Die reine Teufel sind.

Ha, welche Lust, wenn an dem Lanzenknopfe
Ein Schurkenherz zerbebt,
Und das Gehirn aus dem zerspaltnen Kopfe
Am blutgen Schwerte klebt!

Welch' Ohrenschmaus, wenn wir bei Siegesrufen,
Vom Pulverdampf umqualmt,
Sie winseln hören, von der Rosse Hufen
Auf deutschem Grund zermalmt!

Gott ist mit uns! – Der Hölle Nebel weichen;
Hinauf, du Stern, hinauf!
Wir türmen dir die Hügel ihrer Leichen
Zur Pyramide auf.

Dann brennt sie an! – und streut es in die Lüfte,
Was nicht die Flamme fraß,
Damit kein Grab das deutsche Land vergifte
Mit überrhein'schem Aas![351]

Die Ausgeburt eines kranken Gehirns! „Die übelsten, inferiorsten Instinkte werden jetzt freigesetzt, um jegliche Menschlichkeit in den Schmutz zu treten, dies alles unter dem Vorwand eines Patriotismus, der sich als höchster Wert versteht. Was Wunder, wenn dermaßen verhetzte Menschen französische Soldaten, die sich ergeben, mit dem Gewehrkolben erschlagen, wie es die preußische Landwehr in der Schlacht von Hagelberg getan hat. Und diese Waffen werden von den Kirchen – schauerliche Paradoxie! – vor dem Kampf eingesegnet. Gebildete wie Goethe und Hegel haben sich damals von diesem jeglicher Vernunft baren Blutrausch angeekelt abgewandt. Aber nicht sie waren die Männer der Stunde, sondern solch üblen Gestalten wie etwa der ‚Turnvater' Jahn".[352] Natürlich gab es damals viel Selbstlosigkeit und Opfersinn, lauteren Patriotismus und Idealismus – diese Tugenden sind oft genug gewürdigt worden, und werden es heute noch. Doch welcher Wert eignet ihnen, wenn sie mit geiferndem Haßgeschrei und sadistischer Mordlust verbunden sind? Wir sind der Meinung, daß die Haßgesänge durchaus das Verdienst schmälern, „das der jungen Bewegung als Grundlage für den Aufstieg des Volkes aus politischer Demütigung zukommt".[353]

Wie sehr in dieser Zeit gerade auch viele Frauen von der Welle des Patriotismus erfaßt worden sind, dafür gibt es zahlreiche Beispiele.[354] Dabei leisteten die Frauen, nicht nur was die Pflege von Verwundeten und Kranken anbelangt, Großes.[355] „Erwähnt seien an dieser Stelle nur Emilie Luise Leitner sowie Johanna Maria Fichte, die Frau des Philosophen Johann Gottlieb Fichte, eine der ersten Frauen, die sich zur Lazarettarbeit meldeten, und die soviel geopfert haben soll, daß sie schließlich selber in Not geriet. Die Frau des Predigers Müller in Menz bei Magdeburg ersetzte sogar den fehlenden Chirurgen. Eine Caroline Weiß rettete sogar ihren Ehemann, der Bataillonschirurgus beim Glogauer Belagerungskorps war, unter Lebensgefahr aus dem Kugelregen. Auch Elisa von der Recke, die Patentante von Theodor Körner sowie Elise von Lützow zählen zu den berühmten Krankenpflegerinnen der Freiheitskriege. In der Leipziger Völkerschlacht taten sich besonders Franziska Laurenz, die Frau eines Berliner Bäckermeisters – von Geburt übrigens Französin – sowie die Lehrerswitwe Eleonore Schulze, geborene Haldermann aus Gerschau, unweit Lauenburg in Pommern, als Pflegerin hervor. Bekannt ist das mutige Auftreten von Goethes ‚kleiner Freundin', wie dieser bis dahin Christiane Vulpius zu nennen pflegte, dem Goethe wahrscheinlich sogar das Leben verdankte. Johanna Steegen, ‚das Heldenmädchen von Lüneburg' versorgte im April 1813 die pommerschen Füsiliere mit Patronen aus einem von den Franzosen im Stich gelassenen Munitionswagen, obwohl um sie herum das Gefecht tobte.

Von den Patrioten, die in Schlesien den Widerstand gegen die napoleonische Herrschaft organisierten, ist nicht zuletzt Rosalie von Bonin, die als Frau eines verabschiedeten Offiziers im niederschlesischen Bunzlau lebte zu nennen. Ihrem persönlichen Einsatz ist die Gefangennahme des französischen General Brun, später des Brigadegenerals Baron von Globig und des bayerischen Rittmeisters Graf Erbach zu danken. Da sie daraufhin nicht ohne Gefahr der Festnahme auf ihr Gut zurückkehren konnte, blieb sie bei dem Korps des Grafen von Goetzen und teilte – meist zu Pferde – alle Strapazen und Gefahren und unterstützte die preußischen Soldaten. Sophie Häuser, die Frau eines Gärtners, trug durch ihren persönlichen Mut dazu bei, daß der bei Kitzen durch Säbelhiebe verletzte Theodor Körner", den damit das Schicksal ereilte, welches er den Franzosen an den Hals gewünscht hatte,[356] „der Gefangennahme durch die Franzosen entrinnen konnte. In einem Gedicht de la Motte Fouquets wird ebenfalls ein (Leipziger) Mädchen besungen, das einem Lützower Jäger nach seiner Gefangennahme bei dem Überfall von Kitzen durch persönlichen Einsatz zur Flucht verhalf".[357] Ihnen allen wurde kein Denkmal gesetzt, nach ihnen ist keine Straße benannt, sie stehen nicht in den Schulbüchern.[358]

Freikorps – Landwehr – Landsturm

Die bürgerlich-akademische Jugend eilte vor allem zu den Freikorps, die sich überall rasch bildeten, da sie und vor allem ihre Elterngeneration den Söldnern des friderizianischen Heeres nicht trauten, die sie von der wenige Jahre zurückliegenden Einquartierungszeit noch zu kennen glaubten und nicht gerade schätzten. Für diese jungen Leute war der „Befreiungskrieg" nicht nur ein Kampf gegen den äußeren Feind und den „Tyrannen" aus Korsika, sondern nicht zuletzt auch ein Krieg, der Preußen, ja ganz Deutschland auch die innere Freiheit bringen sollte. Diese Hoffnung begeisterte sie und trieb sie zum äußersten Einsatz ohne Rücksicht auf das eigene Leben an. W. Krimer schildert anschaulich den Charakter der freiwilligen Einheiten am Beispiel des berühmten Lützower Freikorps, der „Schwarzen Jäger"[359] des Majors von Lützow:

„Schwer ist es, die damalige Beschaffenheit des Lützowschen Korps zu schildern. Es war ein Freikorps im wahren Sinne des Wortes! Die Abteilung der reitenden Jäger hatte allenfalls noch ein militärisches Aussehen; etwa vierhundert Mann stark, waren alle gleichförmig uniformiert und vollständig bewaffnet, und meistens Männer von Bildung, Erziehung und Einsicht, selbst aus den höheren Ständen, reiche Bürgersöhne, Gutsbesitzer, Kaufleute, Studenten, namentlich viele Mediziner, Förster, altgediente Soldaten vom ehemaligen Schill'schen Freikorps, Adelige, darunter zwei Grafen, selbst zwei verkappte Frauenzimmer – also eine sehr bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Sie machten, von der Notwendigkeit der Ordnung, Disziplin und einer wohlverstandenen Freiheit bald überzeugt, diese auch möglich. (...) Eine sehr wohltätige und auch anderwärts nachahmungswerte Einrichtung, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Zucht unter so vielen heterogenen Brauseköpfen auch unerläßlich, war die sofortige Errichtung eines Ehren- und Sittengerichtes aus sieben der geachtetsten und anerkannt rechtschaffensten Männer zusammengesetzt, welchem jeder ohne Ausnahme des Grades oder Standes unbedingt Folge leisten mußte. Ober- und Unteroffiziere wurden durch allgemeine Ballotage gewählt und vom Ehrengerichte unter Vorsitz unseres Chefs bestätigt. (...) Bei der Abteilung der Fußjäger sah es dagegen sehr lyrisch und mipolopädisch aus. Da sah man Menschen von allen Nationen, Charakteren, Ständen, Sittenschattierungen, in den seltsamsten Kleidungen und Waffen. (...) Merkwürdig genug war die Fechtweise dieses sonderbaren Völkchens. Im offenen Felde, in geschlossener Kolonne war mit ihnen kein Angriff möglich; in der Regel stürzten sie entweder wie eine Meute losgelassener Fanghunde auf den Feind los, oder sie zerstoben wie Spreu auseinander, bargen sich hinter Hecken, Bäumen, Sträuchern und Gräben, Ackerfurchen, und wenn nichts ähnliches zum Schutz da war, legten sie sich glatt auf die Erde, sodaß ihnen feindliche Kugeln fast gar nichts anhaben konnten, und von hier aus verbreiteten sie mit ihren sicher treffenden Büchsen Verderben in den Reihen der Feinde. (...) Den Feind auskundschaften, plötzlich oder nächtlich überfallen, Transporte oder Magazine und Korrespondenzen aufheben und ihn irreführen, und gerade da, wo er es gar nicht erwartete, plötzlich mit tollkühner Wut anzugreifen, dazu war niemand geschickter als die Schwarzen (...) es war wahrhaftig eine tolle Jagd, wobei die Feinde immer nichts gewannen, wohl aber viel verloren. Etwas Großes, Glänzendes hat das Korps allerdings nicht ausgeführt (...) allein ich habe später aus dem Munde umsichtsvoller französischer Offiziere die Versicherung erhalten, daß die verdammten brigands noirs ihnen im Laufe des Feldzugs 1813 durch ihren Parteigängerkrieg mehr Schaden zugefügt, als wenn sie eine beträchtliche Schlacht auf einmal verloren hätten (...)".[360]

Prominente „Lützower Jäger" waren unter anderem der bereits erwähnte Theodor Körner sowie sein „Dichterkollege" Joseph von Eichendorff, um hier wenigstens zwei Freischärler

konkret zu benennen, daneben, wie Krimer bemerkte, einige „verkappte Frauenzimmer". „Von wahrhaft vaterländischer Begeisterung erfüllt", schlossen sich auch etliche „Frauen den freiwilligen Korps an und kämpften meist mit großer Tapferkeit. Daß es ihnen möglich war, ihre weibliche Natur oft sehr lange zu verbergen, erklärt sich daraus, daß es eine militärische Untersuchung in jener Zeit, zumal bei den freiwilligen Korps, meist gar nicht gab, oder sie war zumindest ganz oberflächlich; man begnügte sich schlechthin mit der Versicherung des Freiwilligen, daß er sich gesund fühle. Diese freiwilligen Soldaten waren meist auch in Privatquartieren untergebracht, wo sie voneinander getrennt schliefen, so daß es geschickten Frauen auch hier nicht schwer fiel, unerkannt zu bleiben. Wenn biwakiert wurde, so war es nicht üblich, Uniformstücke abzulegen. Auch ein gemeinsames Badengehen zusammengefaßter soldatischer Gruppen scheint nicht stattgefunden zu haben, wie ja überhaupt die Hygiene jener Zeit durchaus nicht der heutigen entsprach. Unter diesen ihrem Vorhaben günstigen Umständen war es Frauen wie der Altpreußin Patschinska, der Schlesierin Werder, der Märkerin Prohaska, der Bremerin Lühring, der Mecklenburgerin Krüger, der Sächsin Schulz (...) möglich, zu den Waffen zu greifen, ohne sogleich erkannt zu werden".[361]

Wohl die hervorragendste dieser Frauen war Eleonore Prohaska, deren Vater Unteroffizier im Heere Friedrichs II. gewesen war, der sich als Invalide seinen Lebensunterhalt mühsam durch Musikunterricht verdienen mußte. Eleonore Prohaska trat unter dem Namen August Renz in das Freikorps Lützow ein.[362] „Im Lützowschen Freikorps hat auch Anna Lühring aus Bremen mitgekämpft, die Tochter des Bremer Stadtbaumeisters, ebenso wie Eleonore Prohaska ein überaus anmutiges Mädchen. In der Nacht zum 14. Februar 1814 verließ sie das elterliche Haus und eilte über die gefrorene Weser hinweg durch die kalte Winternacht den Lützowern nach, die inzwischen den Befehl erhalten hatten, die russischen Truppen des Generals von Ilowaisky vor Jülich abzulösen. Der ‚kleine (Eduard) Kruse'" – wie sie sich nannte – „wurde rasch der Liebling der fünften Kompagnie, in der er mit Joseph von Eichendorff zusammen Dienst tat. Auch mit Theodor Körner ist Anna Lühring auf diese Weise noch am Tage vor seinem Tode zusammengetroffen. Obwohl schließlich entdeckt wurde, daß der ‚kleine Kruse' ein Mädchen war, durfte sie dennoch im Kriegsdienst bleiben – wohl der beste Beweis dafür, daß sie sich sehr gut bewährt haben mußte. (...) Nach ihrer Heimkehr wurde sie hoch gefeiert, sehr bald aber vergessen. Als dritte Lützowerin wird Anna Unger" aus Bayreuth „genannt, wahrscheinlich die Tochter eines Reitknechts im preußischen Infanterieregiment von Unruh. Sie war eine schneidige Reiterin. Nachdem sie sich mehrfach in Gefechten als August Unger auszeichnete, konnte sie nach dem Friedensschluß ihre Studien als Pflegerin in der ars obstreticae in Berlin auf Staatskosten fortsetzen".[363]

Sophie Dorothea Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz, die Tochter eines kleinen Bauern, trat unter dem Namen August Lübeck in das Yorcksche Korps ein. Als man entdeckte, daß sie ein Mädchen sei, durfte sie dennoch bei den Truppen bleiben, und sie diente bis zum Ende des Krieges beim Kolbergschen Regiment, wo sie sich durch besondere Tapferkeit hervortat und mehrfach verwundet wurde. Auguste Krüger, die noch den Feldzug von 1815 mitmachte und unter Blücher an der Schlacht bei Waterloo/Belle-Alliance teilnahm, ist mehrfach ausgezeichnet worden. Sie ist „die einzige weibliche Inhaberin des Eisernen Kreuzes für Mitkämpfer".[364] „Bei einem östlich der Elbe gebildeten Dragoner-Freikorps hat ein Mädchen aus Nordhausen namens Dorothea Elisabeth Pichelt unter dem Namen Theodor Pichelt mitgekämpft. Als Soldat hat sie während des ganzen Feldzuges in Deutschland und Frankreich öfter Beweise ihrer Tapferkeit und Unerschrockenheit gegeben. So hat sie im ersten Gefecht auf französischem Boden mit zwei anderen Dragonern ihren unter die Feinde geratenen Schwadronsführer herausgehauen und ist dafür auch deko-

riert worden. Nach dem Einzug der Sieger in Magdeburg und bei der Entlassung der Freiwilligen 1814 hat sie dem Wachtmeister der Schwadron von ihrem Geschlecht Mitteilung gemacht.

Marie Elisabeth Buchholz aus Tamsel bei Küstrin, Tochter eines einfachen Arbeiters trat beim zweiten Neumärkischen Landwehrregiment ein und soll 1813 an zahlreichen Schlachten und Gefechten teilgenommen haben. Dorothea Elise Sawoczy oder Sawosch hat zunächst beim ersten westpreußischen Landwehrkavallerieregiment und – nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferd – beim gleichen Infanterieregiment gestanden. Luise Dorthee Schultz, auch das ‚Heldenmädchen von Demmin' genannt, trat als Mann verkleidet bei den Schillschen Husaren ein. Als Schill in Stralsund fiel, geriet sie in Gefangenschaft, entkam aber – möglicherweise infolge der Gutmütigkeit des nichtfranzösischen Begleitkommandos – wahrscheinlich in der Nähe von Frankfurt am Main, wo sie seine Stellung als Krankenwärterin annahm. Als freiwilliger Jäger machte Wilhelmine Hartpfeil aus Gramzow in der Uckermark – unter dem Namen Wilhelm Hofmann – die Feldzüge von 1813 mit. Zur Belohnung für ihre Tapferkeit erhielt sie die Werdersche Mühle in Berlin vom preußischen König zum Geschenk.

Ferdinande Ilse Hornbostel soll 1815 unter dem Namen Ferdinand im Bremischen Feldbataillon gedient und alle Marschstrapazen wie ein Mann ertragen haben. Esther Manuel – nach ihrem zweiten Mann auch Grafemus genannt – reiste ihrem entlaufenen Mann zunächst in Männerkleidung nach Schlesien nach. Als er – inzwischen in russische Kriegsdienste getreten – vorerst unauffindbar blieb, trat sie in das ostpreußische Landwehrulanenregiment ein und soll bei diesem mit der größten Unerschrockenheit gekämpft haben, wofür sie ausgezeichnet wurde. Sie wurde zweimal verwundet. Vor Paris fand sie schließlich ihren lange gesuchten Ehemann wieder, doch fiel dieser einer Kanonenkugel zum Opfer. Die Frau des Polizeisergeanten Pickert aus Lübben im Spreewald stand bei den Hellwigschen Husaren und nahm an den Befreiungskämpfen in Thüringen teil. Wahrscheinlich ist sie ausgezeichnet worden, denn die Wache soll bei ihrer Annäherung ins Gewehr getreten sein, auch sei sie vor einer Trommel getraut worden. Weiter werden genannt eine Frau Gronert aus Königsberg, die von 1813 bis 1815 beim 1. Leibhusarenregiment gestanden haben soll.

Berta Seebeck aus Vegesack bei Bremen stand 1813/14 unter dem Namen Heinrich bei der Hamburgischen Kavallerie. Lina Petersen aus Leipzig hat die Feldzüge von 1813 und 1814 unter dem Namen Karl Petersen mitgemacht, als Reiter gedient und es bis zum Wachtmeister gebracht. Bei ihrer zweiten Verwundung wurde entdeckt, daß eine Frau in der Uniform steckte, und sie mußte den Heeresdienst quittieren. In der Völkerschlacht bei Leipzig sind vor allem vier Frauen zu nennen, die mitgekämpft haben.

Maria Werder trat als Husar in Breslau in ein freiwilliges Korps ein, das der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß gegen die Franzosen aufstellte, und wo auch ihr Mann als Unteroffizier diente. Sie wurde zweimal verwundet, geriet in französische Gefangenschaft, konnte aber von dort entkommen. Nach dem Aufruf des Königs trat sie – wieder gemeinsam mit ihrem Mann – ins 2. Schlesische Husarenregiment ein, wo Maria alsbald Rekruten ausbildete und unter dem Namen Werder II als Bruder ihres Mannes galt. Bei einem Gefecht in Polen zeichnete sie sich durch Tapferkeit aus und wurde zum Wachtmeister befördert, womit sie die militärische Vorgesetzte ihres Mannes wurde. In der Leipziger Tiefebene wagte sich Maria noch vor der blutigen Auseinandersetzung an die Franzosen heran und machte zwei Voltigeurs zu Gefangenen. Sie zeichnete sich in der Völkerschlacht wiederum durch große Tapferkeit aus, mußte aber ihren Mann unter den Gefallenen beklagen. Sie legte daraufhin die Waffen nieder und kehrte in ihre Heimat zurück.

Elisabeth Holstein kämpfte unter dem Namen Friedrich Wagner bei einem anderen Truppenteil in der Völkerschlacht mit. Dort wurde sie gefangengenommen und verlor alle ihre Habseligkeiten und ihr Pferd".[365]

Um möglichst die gesamte waffenfähige Nation für den Einsatz und Kampf gegen die napoleonischen Truppen nutzbar zu machen, wurde in Preußen eine abgestufte Wehrpflicht, eine Wehrpflicht in drei Kategorien eingeführt. Zum einen gab es die regulären Kampfverbände, die „Linientruppen", die den Kern der Armee bildeten. Als Verstärkungs- und Ergänzungsreservoir für sie sollte die „Landwehr" fungieren, eine Art Miliztruppe. Daneben existierte noch der sogenannte „Landsturm", partisanenartige Heimatschutzverbände, die nicht für militärische Großoperationen vorgesehen waren und eher Polizeiaufgaben erfüllen sollten. Der „Landsturm" kam praktisch nicht häufig zum Einsatz, dies – wenn wir Zeitgenossen glauben wollen – kein großer Verlust für die preußische Schlagkraft.
Willibald Alexis, der am Feldzug von 1815 als Siebzehnjähriger teilgenommen hat, schildert die Einsatzfähigkeit des Landsturms:

„Glücklicher Weise ist der Berliner Landsturm nie zur blutigen Thätigkeit gekommen; aber mit komischem Ernst wurde die Sache von Vielen betrieben, und unsern Gelehrten mit berühmten Namen erzählte man wunderliche Dinge nach. Von Fichte's, Schleiermacher's, Zeune's, Bernhary's Anstrengungen in der volksthümlichen Bewaffnung gab es curiose Gerüchte, von denen übrigens die Hälfte wohl nur dem Berliner Witz ihre Entstehung verdankt. Director Bernhardy war, vielleicht weil er sein Gymnasium (das Friedrich-Werdersche) so trefflich regierte, zum Landsturmhauptmann ernannt; und, um seine Compagnie gut einzuexercieren, nahm er selbst zuvor Privatstunden bei einem Unteroffizier im Commandiren. Man sprach von einem ganzen Professoren-Bataillon, das sich so privatim vorbereitete. (...) Von einem Gelehrten wußte man, daß er den Homer noch einmal eiligst durchgelesen, um die echte, natürliche volksthümliche Bewaffnung zu studieren. Er hatte sich einen Schild von dreifacher Rindshaut mit ehernen Buckeln und einem spitzigen Nabel fertigen lassen; auch einen Helm desselben Stoffes glaube ich. Zeune, den ich eben darum befragte, weist diesen Ruhm von sich und auf den seligen Fichte zurück. Er, als bei der Landsturm-Cavallerie, hatte sich, nach Homer, nur einen eschenen Speer vom Tischler hobeln lassen".[366]

Gustav Freytag greift augenscheinlich auf Berichte ihm bekannter ehemaliger Landsturmleute zurück, und auch seine Worte sind nicht dazu angetan, das Vertrauen in den „Landsturm" zu stärken: „Noch wunderlicher ausgerüstet war der Landsturm, und zerstreute Professoren, die früher nie eine Waffe in der Hand gehabt hatten, exercieren zu sehen, war ein Schauspiel für Götter. So hat Professor Bultmann, der berühmte klassische Philologe, nie zwischen rechts und links unterscheiden können. Er, für den es kein Geheimnis in der Sprachforschung gab, erklärte dies für das Schwierigste. Professor Rühns, der mit ihm zusammen exerzierte, befand sich in derselben Lage, und immer wieder begegneten sich die beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten und sich dann verdutzt anblickten. War einmal von dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede und wie sich ein tapferer Mann dann zu benehmen habe, hörte Bultmann, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, zu und erklärte: ‚Ihr habt gut reden, Ihr seid von Natur herzhaft'".[367]

Größeren militärischen Nutzen hatte dagegen die Landwehr, wenngleich anfangs auch ihr wenig Achtung und Vertrauen entgegengebracht wurde. Gustav Freytag berichtet über diese Verbände: „Auch die lange Zeit mit Hohn und Spott bedachte Landwehr wußte sich nach und nach Respekt zu verschaffen, besonders als Ostpreußen außer seinem Kontingent zum bestehenden Heere aus eigener Kraft und eigenen Mitteln 20 Bataillone Landwehr und ein berittenes National-Regiment, und die alten Provinzen sogar 120 Bataillone und 90 Schwa-

dronen aufstellten, die dann in den Befreiungskriegen glänzende Proben von Bravour und Schneidigkeit gaben.

Komisch, unbeholfen und lächerlich war freilich das Aussehen der Landwehr sowie der Bürgergarde im Frühjahr 1813. Von strammer Haltung, Antreten mit dem linken Fuß, der Kunst des Parademarsches und von den Geheimnissen des Drills hatten die meisten der Mannschaften, die bis zu 40 Jahren durch Los und Wahl aus der männlichen Bevölkerung genommen wurden, keine Ahnung. Die Ausrüstung war sehr unvollkommen, und die Uniform setzte die Lachmuskeln unwillkürlich in Bewegung. Man denke sich: ‚Litewka, lange Hosen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, und die Waffen bestehend aus Piken, Jagdflinten, Pistolen und dgl. Manche gingen barfuß und glichen mehr einer Schar Räuber als Kriegsvolk. Selbst der General Yorck machte anfangs über diese Landwehr seine Glossen. Den Oberst von Pütlitz in Berlin, der früher in der französischen Champagne sich durch seine Tapferkeit ausgezeichnet und 1807 im schlesischen Gebirge eine Schützentruppe gesammelt hatte, fragten die Stabsoffiziere spöttisch, ob er sich denn mit diesem Haufen zu schlagen gedenke. Nach dem Kriege erklärte der Oberst die Zeit, während der er die Landwehr kommandierte, für die glücklichste Zeit seines Lebens".[368]

Wie tapfer sich die Landwehr im Ernstfall zu schlagen wußte, berichtet Delbrück, der sich auf die Aufzeichnungen Neidhardt von Gneisenaus stützt: „Die Landwehr bedeutete dagegen eine wesentliche militärische Verstärkung. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, verursacht nicht nur durch Mangel an Kriegserfahrung, sondern auch durch äußerst schlechte Bekleidung, waren die Landwehrleute im Spätsommer ‚so gute tapfere Soldaten, daß sie den besten Truppen in Europa nichts nachgeben' (so der Korrespondent der ‚Berlinischen Nachrichten' am 12.9.1813). Gneisenau schrieb nach der siegreichen Schlacht bei Katzbach, damit zugleich die Erbitterung dokumentierend, mit der damals gefochten wurde:

‚Nach dem Gewühl dieses Tages stand die Infanterie, die überhaupt in bewunderungswürdiger Ordnung die ganze Schlacht über geblieben war, in wohlgeordneten vollen Vierecken. Diese That ist der Triumph unserer neugeschaffenen Infanterie. Ein braves ostpreußisches Bataillon, Ottografen und ein Landwehrbataillon gingen auf eine große feindliche Infanterie-Masse los und machten mit Bajonett und Kolben alles nieder, bis auf einige hundert Mann. Das Landwehr-Bataillon ward nachher von feindlicher Cavallerie umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. Nein! Nein! Schrien die Landwehren und versuchten zu feuern. Nur ein einziges Gewehr ging des heftigen Regens wegen los; dennoch wehrten sich die braven Leute die Cavallerie mit dem Bajonett ab. Als diese sie wieder verlassen hatte, gingen sie sogleich auf ein Paar Kanonen los und nahmen sie. Das ist das höchste, was alte versuchte Soldaten thun können, um so bewunderungswürdiger ist dies für eine ganz neu geschaffene Infanterie. (...) Die Armee kämpft mit Ungemach, Beschwerden und Mangel; durch die in dem unaufhörlichen Regen ausgetretenen Gewässer watet der Soldat bis über den Gürtel. Die durch Freund und Feind von Fuhrwerken entblößten, von ihren Einwohnern verlassenen Dörfer bieten weder Transportmittel noch Erquickung an. Die Lebensmittel können wegen dieses Mangels an Fuhrwerken und wegen der grundlosen Wege nicht herangeschafft werden. Viele, sehr viele Soldaten gehen baarfuß. Indessen der wackere Soldat erträgt alles Ungemach und alle Entbehrungen mit Geduld, ohne Murren, selbst mit Heiterkeit'".[369]

Mag die Erinnerung das Bild auch ein bißchen geschönt, mögen bei dieser Schilderung auch Heroisierungstendenzen das Bild der preußischen Soldaten und Landwehrleute verklärt haben, so kann man gleichwohl herauslesen, daß die Landwehrleute ihre Feuertaufe mit Bravour bestanden hatten. Insgesamt konnten etwa 600.000 Mann gegen Napoleon ins Feld geschickt werden. Für die Preußen zahlte es sich nunmehr aus, daß man in der Vergangenheit

zudem systematisch die Bestimmungen des Tilsiter Friedens (9.7.1807) und des Vertrages von Paris (8.9.1808) unterlaufen hatte, die die Stärke des preußischen Heeres auf 42.000 Mann festgelegt hatten. Ein von Scharnhorst auf der Vorstellung von der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht und dem in der friderizianischen Armee üblichen System der beurlaubten „Kantonisten" ausgearbeiteter, von Boyen 1808 ausgeführter Vorschlag ließ es zwar bei einer Präsenzstärke des Heeres bei von den Franzosen zugestandenen 42.000 Mann bewenden, durch planmäßige Beurlaubungen und Neueinstellungen von Rekruten wurde aber gleichzeitig eine sehr starke, kriegstüchtige Reserve geschaffen. Die Zahl der als „Krümper" Ausgebildeten schwankt zwischen 30.000 und 35.000 Mann; das Krümpersystem ermöglichte es dem verkleinerten Preußen beim Ausbruch des Krieges 1813 mit einer erheblich vergrößerten, gut ausgebildeten Heermacht ins Feld zu ziehen. Napoleon aber mußte sich in der Folge auf Operationen eher traditionellen Zuschnitts beschränken, d.h., daß die Heere seiner Feinde, bei denen sich traditionelle militärische Qualitäten erhalten hatten, besser zum Zug kamen.

Die Schlacht von Leipzig

Mitte Oktober 1813 suchten die gegen die Franzosen verbündeten Alliierten die Entscheidung in Sachsen. Zwar scheiterte Gneisenaus Plan, Napoleon mit seiner Hauptarmee bei *Leipzig* einzukesseln wegen der unzureichenden, halbherzigen Führung der verbündeten Österreicher. Dennoch erlitt der Franzosenkaiser eine vernichtende Niederlage. Der Rheinbund zerfiel wie ein Kartenhaus, und noch auf dem Leipziger Schlachtfeld gingen die mit den Franzosen verbündeten württembergischen und sächsischen Verbände geschlossen zu den Siegern über. Marschall Macdonald war Zeuge des schmählichen sächsischen Verrats:

„Das vordere Treffen bestand aus dem sächsischen Kontingent, das hintere aus Franzosen. Ich traf infolgedessen Anordnungen, ebenfalls zum Angriff zu schreiten, da trat ein Ereignis ein, das mich fast erstarren ließ. Ich sah die Sachsen, als sie die vom Feinde verlassene Stellung erreicht hatten, plötzlich gegen das ihnen folgende zweite Treffen Front machen und feuern. Kalten Blutes, in himmelschreiender Weise, schossen sie die Ahnungslosen nieder, mit denen sie bisher in treuer Waffenbrüderschaft gefochten. Nirgends weist die Geschichte einen ähnlich schändlichen Verrat auf. Bei dem der Preußen, den ich im vergangenen Jahr erlebte, hatten diese doch wenigstens noch so viel Scham- und Ehrgefühl, daß sie nicht sogleich die Waffen gegen uns gebrauchten. Völlig verblüfft und entsetzt machte das zweite Treffen kehrt und lief davon, verfolgt von denselben Truppen, deren Fahnen noch wenige Minuten vorher mit unseren Adlern das gleiche Ziel erstrebt hatten".[370]

Napoleon hatte bei Leipzig eine feste Stellung bezogen, als das Unheil über ihn hereinbrach. Die ersten Kämpfe, ein Teilgeschehen des bei Leipzig stattfindenden Dramas, fanden bei Möckern statt. Der alles entscheidende Haupttag des Kampfes aber war der 18. Oktober, als die Schlacht um den Mittelpunkt der französischen Stellung bei Probstheida stattfand. Im Anschluß an die Erstürmung des Grimmaischen Tores und danach der Leipziger Vorstädte war die Schlacht entschieden, und für die zurückströmenden Franzosen gab es kein Halten mehr. Am 19.10.1813 zog sich Napoleon inmitten seiner Alten Garde aus Leipzig zurück. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Zar Alexander I. von Rußland und Kaiser Franz I. von Österreich hatten von einem Hügel aus den Verlauf der Schlacht, der bis dahin größten der Weltgeschichte verfolgt. Ihr Sieg war jedoch nicht leicht erkauft worden und hatte einen hohen Blutzoll gefordert. „Dem Ausmaß der Schlacht entsprechen die Verluste. An Toten

und Verwundeten haben die Russen 22.605, die Preußen 16.033, die Österreicher 14.958, die Schweden 178, die Franzosen 37.000 Soldaten zu beklagen; 35.000 französische Soldaten werden außerdem gefangen genommen".371 Insgesamt wird die Zahl der Verwundeten und Toten mit 90.774 angegeben. Schrecklich war das Los der Verwundeten. Wilhelm von Humboldt, der das Schlachtfeld gesehen hat, schreibt: „Der Zustand vom Augenblick der Verwundung bis zu dem, wo man in eine nur etwas ordentliche Pflege kommt, ist unstreitig das Schlimmste von allem, was der Krieg mit sich führt".[372]

Ein grauenvolles Bild von den Zuständen in den Leipziger Lazaretten gibt Johann Christian Reil, Professor der Medizin an der Universität Berlin und einer der bedeutendsten Ärzte seiner Zeit, der im Auftrag des Freiherrn vom Stein Leipzig besuchte und in einem Brief an seinen Auftraggeber schreibt:

„Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war.

In Leipzig fand ich ungefähr 20.000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauerhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war und die ich daher verbürgen kann. Man hat unsere Verwundeten an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dunklen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst, als ihre Verderbnis abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähneklappern herrscht. An dem einen Pol der Reihe tötet die Stickluft, an dem anderen reibt der Frost die Kranken auf. (...) Unter 20.000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemd, Bettuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. (...) Alle Kranken mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde kein Lager hat geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Teil derselben ist schon tot, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind, wie nach Vergiftungen, furchtbar aufgelaufen, brandig und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. (...) An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Kot und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrat an. Für die gangbaren sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petri-Kirche stand eine solche Bütte neben einer anderen, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. Diese Nachbarschaft der Speisen und Ausleerungen – muß notwendig einen Ekel erregen, den nur der grimmigste Hunger zu überwinden imstande ist. Das scheußlichste dieser Art gab das Gewandhaus. (...) Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichsten Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missethäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Überreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! Ob Schlaffheit, Indolenz oder böser Wille die Ursache des schauderhaften Loses ist, das meine Landsleute hier trifft, die für ihren König, das Vaterland und die Ehre der deutschen Nation geblutet haben, mag ich nicht beurteilen. (...) Ich appelliere an Ew. Exzellenz Humanität, an Ihre Liebe zu meinem König und seinem Volk,

helfen Sie unseren Braven, helfen Sie bald, an jeder versäumten Minute klebt Blutschuld. Legen Sie einen Schock kranker Baschkiren in die Betten der Bankiersfrauen, und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosaken mit, der für Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel, die gewiß Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint mehr hart zu sein, als sie wirklich ist. Der Kranke muß ins Bett und die Gesunden zu seiner Wartung vor demselben kommen".[373]

Es bleibt noch nachzutragen, daß Johann Christian Reil ein Opfer seiner Fürsorge für die Verwundeten wurde – ein Heldentod, der den Namen wirklich verdient. Reil starb am 22. November 1813 in Halle an Typhus.

Von Leipzig nach St. Helena

Für die Rheinbundstaaten kam es vor und während der Leipziger Schlacht darauf an, den Anschluß an die Sieger nicht zu verpassen. Württemberger und Sachsen haben, wie gezeigt, auf dem Schlachtfeld die Fronten gewechselt. Und die Bayern hatten schon am 15. September einen Waffenstillstand mit Österreich geschlossen. Am 15. Oktober, einen Tag vor dem Beginn der Leipziger Schlacht, erklärte Bayern Frankreich den Krieg. Die bayerischen Truppen vereinigten sich mit Teilen der österreichischen Armee und zogen unter der Führung Wredes nach Norden, kamen allerdings zur Leipziger Schlacht zu spät. Man versuchte nun, den Franzosen den Rückzug von Leipzig nach Frankfurt zu verlegen. Die *Schlacht von Hanau* am 30. Oktober 1813 wurde zum vorhersehbaren Desaster für die bayerische Armee: Die Bayern hatten in ihren Reihen jüngst, das heißt nach dem Rußlandfeldzug rekrutierte, mangelhaft ausgebildete, zudem vom Marsch erschöpfte Soldaten, die von der Alten Garde Napoleons, die völlig intakt aus der Leipziger Schlacht herausgekommen war, buchstäblich über den Haufen gerannt wurden.

Weiterhin trugen gravierende Organisationsfehler zum Misserfolg bei: Mitten in der Schlacht ging der bayerischen Artillerie die Munition aus; die Munitionskolonne stand derweil drei Tagesmärsche vom Schlachtfeld entfernt bei Uffenheim. Doch ging es in erster Linie gar nicht so sehr um den militärischen Erfolg, sondern darum, den Frontwechsel glaubhaft zu machen. August von Thurn und Taxis schreibt in seinen Erinnerungen:
„Es handelte sich hier nicht mehr darum, ob man sich in der Position würde behaupten können, sondern darum, den Mächten sowohl der ganzen Welt zu beweisen, daß es mit unserem Beitritt ernst gewesen".[374] Und von Heerführer Wrede sind die Worte überliefert: „Schlagen und den Feind aufzuhalten suchen müssen wir um jeden Preis. Wir sind zu neue Freunde, um nicht unseren guten Willen mit blutigem Ernst zu bestätigen".[375]

Wie um seine Worte zu bestätigen, wurde der Heerführer schwer verwundet. „Wrede, wie immer an der Spitze, versuchte, die Kinzigbrücke zu forcieren, und wurde dabei in seiner prächtigen Uniform das Ziel feindlicher Schützen. Eine Kugel traf ihn in den Leib und riß dabei den Löwenkopf der Degenkuppel in die Wunde. Nur der Tatsache, daß er 24 Stunden nichts zu sich genommen hatte, verdankte er sein Leben. Die Bleikugel trug er bis zu seinem Tod im Körper".[376] Die Schlacht bei Hanau kostete Napoleon etwa 6000 Tote und Verwundete; die Verluste des bayerisch-österreichischen Heeres werden auf 8000 bis 9000 Mann geschätzt. Die Franzosen konnten unbehelligt ihren Rückzug fortsetzen, sie ließen allerdings an die 10.000 Erschöpfte und Kranke zurück, die als Gefangene nach Bayern und Österreich abtransportiert wurden. Diese stattliche Anzahl von Gefangenen war denn auch der Grund dafür, daß man die Schlacht von Hanau auf bayerischer Seite als Sieg ausgegeben hat.

Nach der Schlacht bei Leipzig war Napoleons Macht zusammengebrochen, doch verloren die Verbündeten kostbare Zeit, bis sie sich dazu entschlossen, den Kampf fortzusetzen und nach Frankreich hineinzutragen. Zeitweise schien es sogar, als ob man auf die Befreiung der linksrheinischen Gebiete verzichten wollte. Dem Fürsten Metternich, dem „Premierminister der Koalition" lag nämlich nichts am endgültigen Sturz Napoleons und der totalen Niederlage Frankreichs, gedachte er dessen Stellung doch als Gegengewicht gegen Rußland zu erhalten. Von Frankfurt aus, wo das Hauptquartier der Alliierten lag, bot er Napoleon einen ehrenvollen Frieden auf der Grundlage der „natürlichen Grenzen" Frankreichs an. Der Grund dafür, daß der Krieg dennoch weitergeführt wurde, war die Ablehnung von Seiten Napoleons und keineswegs die Empörung der deutschen Patrioten, die mit Ernst Moritz Arndt die Forderung aufgestellt hatten, daß „der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" sei.

In der Neujahrsnacht 1813/14 setzte Blücher bei *Kaub* über den Rhein, die verbündeten Armeen rückten in Frankreich ein. Napoleon leistete zwar hinhaltenden Widerstand, mußte aber im März 1814 bei *Fontainbleau* die Waffen strecken. Am 31. März ritt König Friedrich Wilhelm III. zusammen mit Zar Alexander I. und dem österreichischen Kaiser Franz I. in Paris ein, nicht ganz siebeneinhalb Jahre, nachdem der Kaiser der Franzosen triumphalen Einzug in Berlin gehalten hatte. Napoleon wurde auf die Insel Elba verbannt, wo er jedoch nicht lange bleiben sollte.

Nach dem scheinbaren Sieg über Napoleon versuchten die Alliierten zu einer Einigung über die Neuordnung Europas zu gelangen, wobei man Frankreich schonend behandelte, um die wiedereingesetzten Bourbonen nicht von vorneherein durch eine zu schwere „Hypothek" zu belasten. In die Verhandlungen des Wiener Kongresses aber platzte wie eine Bombe die Nachricht, daß Napoleon von Elba aus am 1. März 1815 wieder in Frankreich gelandet sei. Napoleon hoffte darauf, die Koalition seiner Gegner sprengen zu können, zumal er darüber informiert war, daß sich die vier in Wien tagenden Großmächte anscheinend heillos über die Neuordnung zerstritten hatten. Sein unerwartetes Erscheinen aber führte im Gegenteil dazu, daß das Bündnis gegen ihn mit dem Ziel seiner endgültigen Niederlage am 25. März erneuert wurde. Bereits am 13. März war die Acht über Napoleon ausgesprochen worden. Mit einer Handvoll Männer trat dieser in zwanzig Tagen den Weg von der französischen Mittelmeerküste geradewegs in die Tuilerien, den Pariser Regierungssitz an. Das in der Zwischenzeit wiedereingesetzte Herrscherhaus und die mit den Bourbonen zurückgekehrten Emigranten hatten bereits in wenigen Monaten alle etwaigen Sympathien breiter Kreise der französischen Bevölkerung verspielt, von denen eine Rückkehr Napoleons geradezu herbeigesehnt wurde, da die schrittweise Wiederherstellung des Ancien Régime die Abschaffung aller Reformen, das Rückgängigmachen aller revolutionären Errungenschaften bedeutete, die vor allem den unteren Schichten viel bedeuteten. Napoleon konnte sich zwar einer breiten Zustimmung unter den Unterschichten und vor allem der Soldaten gewiß sein, doch stand nicht, wie er fälschlicherweise annahm, die ganze Nation geschlossen hinter ihm.

Zwar unterstützte ihn nunmehr beispielsweise ein Mann wie Lazare Carnot, der als Deputierter der Nationalversammlung 1804 den Mut gehabt hatte, gegen seine Kaiserherrschaft zu stimmen, und die neue Verfassung wurde von Benjamin Constant entworfen, einem liberalen Schriftsteller, der lange Zeit zu Napoleons erbittertsten Gegnern gehört hatte. Eine Abstimmung aber ergab bei einer Gesamtzahl von 6 Millionen Stimmberechtigten nur 1,3 Millionen Stimmen für den großen Korsen. Für Napoleon zu stimmen war aber natürlich etwas anderes als für ihn zu kämpfen und eventuell zu sterben, und so erwies sich die anfängliche Begeisterung über seine Rückkehr nur zu bald als ein trügerisches Strohfeuer. Die

meisten Franzosen wollten endlich ihre Ruhe haben und nicht zu neuen militärischen Abenteuern ungewissen Ausgangs ausziehen. Zudem war das Land ausgeblutet und militärischer Reserven weitgehend ledig. Napoleon wollte wie in alten Tagen die Initiative an sich reißen und durch einen raschen Vorstoß über die niederländische Grenze und die Vernichtung der dort stehenden verbündeten Armeen seine zahlenmäßige Unterlegenheit ausgleichen, ein Plan, der – wenn er geklappt hätte – sicherlich zur Entmutigung der Feinde beigetragen hätte. In Belgien stellte sich ihm ein aus englischen, holländischen und kleineren deutschen Kontingenten zusammengesetztes Heer unter dem Oberbefehl des in Spanien bewährten Engländers Wellington entgegen, zu dessen Unterstützung vom Rhein her eine preußische Armee unter Blücher heranmarschierte.

Zunächst ließ sich die militärische Operation auch anscheinend glücklich für den Franzosenkaiser an. Während sich Wellington durch den Marschall Ney bei *Quatrebas* in Schach gehalten sah, – in diesem Gefecht fiel unter anderem auch Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der nach seiner Beteiligung am Krieg von 1809 mit seiner „Schwarzen Schar" Zuflucht in England gefunden hatte –, stellte sich Napoleon selbst am 16. Juni 1815 bei *Ligny* den Preußen in den Weg und schlug sie zurück. Im guten Glauben, daß der geschlagene Gegner, dessen 72jähriger Oberbefehlshaber darüberhinaus verwundet worden und auch ansonsten durch Krankheit geschwächt war, vor den zu ihrer Verfolgung angesetzten französischen Verbänden zurückweichen würden, eilte Napoleon Ney zu Hilfe und griff am 18. Juni 1815 den auf den Höhen von *Waterloo/Belle Alliance* stehenden Wellington mit seiner ganzen Heeresmacht an, um hier eine erste Vorentscheidung herbeizuführen. Wellington war hier, im Süden von Brüssel in feste Stellung gegangen und konnte sich gegen die französischen Angriffe behaupten. Starker Regen des Vortages hatte Napoleon veranlaßt, den Beginn der Schlacht bis zum Mittag zu verschieben. Nachdem der erste Angriff der französischen Infanterie am erbitterten Widerstand der Engländer gescheitert war, schickte Napoleon seine 10.000 Mann starke Kavallerie unter Marschall Ney zum Sturmangriff auf Mont-Saint-Jean vor. Nach dreistündigem unerbittlichem Kampf aber war auch dieser Angriff gescheitert und die strategisch wichtigen Höhen weiterhin im Besitz der Engländer. Gegen Abend warf Napoleon schließlich seine Grenadiere an die Front, um endlich den Widerstand des Feindes zu brechen, wobei unter dem gezielten Feuer der Engländer bereits beim ersten Anlauf zwei Drittel seiner Männer fielen. Zu allem Unglück für die erschöpften Franzosen erschien nunmehr auch noch wie aus heiterem Himmel der vom Kanonendonner der Schlacht herbeigerufene Blücher mit Verstärkungen, die Gneisenau von Ligny aus nicht zurück- sondern dem Schlachtfeld zugeführt hatte, während die Verfolger der Preußen unter Grouchy diesen dringenden Einsatz verfehlten. Durch das Anrennen der Blücherschen Husaren gegen die rechte Seite der Franzosen fiel schließlich die Entscheidung. Das zerschlagene französische Heer strömte ohne Halten zurück, lediglich die alten Garden kämpften unerschütterlich weiter, um den Rückzug ihres Kaisers zu decken. Auf dem Schlachtfeld aber blieben 45.000 Gefallene und Verwundete zurück.

Noch am Abend des 18. Juni begann die Verfolgung der geschlagenen französischen Armee durch die Preußen, die plündernd, vergewaltigend und mordbrennend durch Frankreich zogen „in bemerkenswertem Kontrast zur üblichen Behauptung der Preußen, sie hätte sich niemals in Feindesland zu Ausschreitungen hinreißen lassen".[377] Entsetzt über das Verhalten seiner Waffenbrüder, die nunmehr die Stunde gekommen sahen, um für die demütigende Niederlage bei Jena und Auerstedt blutige Rache zu üben, berichtet der Engländer George Farmer: „Bis hierher schien die Britische Armee einen eigenen Weg marschiert zu sein. Unser Marsch am nächsten Tag brachte uns auf die Spur der Preußen, und der Kontrast zwi-

schen unserer und ihrer Disziplin war in seinen Extremen allerdings merkwürdig. So zog unsere Kolonne beispielsweise gegen Mittag an einem großen Schloß vorbei mit dazugehörendem Dorf, und man sandte mich und meine Männer – als ganz selbstverständlich – zum Schutz beider aus. Ach! wir kamen zu spät. Die Preußen waren vor uns dagewesen, und für die Geschicklichkeit und den Fleiß, mit denen sie die Verwüstung betrieben hatten, fehlen mir die Worte. Im Schloß gab es nicht ein einziges Möbelstück, vom kostbaren Pfeilerspiegel bis zur schlichten Kaffeetasse, das sie nicht zu Atomen zertrümmert hätten. (...) Ein solches Bild des Krieges, geführt im Geist blutrünstiger Feindseligkeit, war mir noch nie begegnet. Ich schämte mich des Bündnisses zwischen uns und den Preußen, als ich das schauerliche Werk sah, das sie angerichtet hatten".[378]

Am 21. Juni 1815 erreichte Napoleon mit seiner geschlagenen Armee Paris, um hier nun endgültig abzudanken. Als sein Plan, in die Vereinigten Staaten von Amerika zu entkommen, scheiterte, lieferte sich Napoleon in Rochefort den Engländern aus. Die Preußen verlangten „daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen".[379] Die Engländer aber ließen sehr zum Mißvergnügen ihrer Verbündeten „theatralischen Großmut" walten und verbrachten Napoleon als Gefangenen auf die Insel St. Helena, wo er am 5. Mai 1821 verstarb.

Lieder aus der Zeit der Volkskriege

Die Siegeszüge Napoleons aber auch die Befreiungskriege bewegten die Gemüter vieler Zeitgenossen, natürlich auch zahlloser Lieddichter und Tonsetzer und ließen zahlreiche Kompositionen entstehen. So berichtet etwa der Beethoven-Biograph Thayer:

„Devenue komponierte die Schlacht bei Jemappes, Neubauer die von Martinestie, Jadie die bei Austerlitz, Fuchs die bei Jena usw. sämtlich für Orchester. Das große Schlachtstück für zwei Flöten, von dem man gewöhnlich annahm, daß es nur im Scherz existierte, und dessen Pointe eben in seiner Absurdität bestand, wurde wirklich veröffentlicht – es war ein Arrangement von Fuchsens Schlacht bei Jena. Für Klavier allein oder mit Begleitung von Instrumenten in größerer oder geringerer Zahl finden wir eine Menge von Schlachten in den Anzeigen jener Tage. Unter ihnen fanden sich die von Fleurus, Marengo, Jena (verschieden von der von Fuchs) und Wagram sowie die Belagerung von Wien. Steibelt komponierte zwei Landschlachten und einen Combat naval; Kauser ‚Nelsons Seeschlacht' und unzählige andere. (...) Am bekanntesten aber wurden wohl Beethovens programmatisches Stück ‚Wellingtons Sieg in der Schlacht bei Viktoria' sowie Webers Kantate ‚Kampf und Sieg'".[380]

Auch das zeitgenössische historisch-politische Lied sowie die Karikatur haben sich Anfang des 19. Jahrhunderts mit den aktuellen Tagesereignissen der militärischen Auseinandersetzungen, nicht zuletzt aber immer wieder auch mit der Gestalt Napoleon Bonapartes und mit seiner Kriegsführung auseinanderzusetzen, die ja auf das Leben von Millionen Menschen nicht unerhebliche Auswirkungen hatte. Stand die Verbreitung bestimmter Lieder und Karikaturen – sogar gegen den Feind – im 18. Jahrhundert noch rigoros unter Strafe, so wurden diese Medien nunmehr zu einer beliebten und häufig gebrauchten Waffe gegen die feindliche Macht. Aus den begrenzten und begrenzbaren Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts waren unerbittliche Volkskriege geworden, bei denen es nicht zuletzt darauf ankam, die Meinung einer möglichst breiten Volksmasse für sich zu gewinnen und gegen den Gegner auszurichten. Hierbei ist es zunächst hauptsächlich die englische Karikatur, die einen ständigen bissigen „Kommentar" zu den Handlungen des „korsischen Ursupators" abgibt und die Stationen seines Lebens und politischen Werdegangs auf ihre Weise erhellt und interpretiert. Die herrschenden Klassen Englands befürchteten ganz ernstlich ein Hinübergreifen des revolutionären Feuers nach Irland und England, wozu zweifellos auch Grund genug bestanden hätte. Eduard Fuchs analysiert die historische Situation wie folgt:

„Die ungeheueren Reichstümer, die damals aus Indien nach England strömten, flossen ausschließlich in die Taschen der Reichsten. Indem diese Reichtümer aber gleichzeitig den industriellen Kapitalismus riesig entfachten, steigerten sie die Ausbeutung der Massen in ganz furchtbarer Weise. (...) Dadurch nahmen die Klassengegensätze in England einen sehr bedenklichen Charakter an, um so mehr, als sich in London ein Lumpenproletariat anhäufte, das unter Umständen fähig gewesen wäre, die Deportation und den Galgen auch einmal wegen etwas anderem als wegen Einbruchs und Straßenraub zu riskieren; ähnliches gilt von den nicht weniger skrupellos ausgeräuberten und politisch ebenso stark unterdrückten Irländern.[381] Diese Zustände machten ein Hinübergreifen des revolutionären Feuers nach England zu einer sehr in Betracht zu ziehenden Möglichkeit. (...) Das weltbeherrschende England erkann-

te in dem sich bürgerlich emanzipierenden Frankreich sofort und mit Recht seinen gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt. Es erkannte in ihm die Macht, die einzig imstande sein konnte, ihm die sich so rentabel erweisende Weltmacht, wenn nicht zu entreißen, so doch erheblich zu kürzen. England wollte aber weder auf seine Vormacht verzichten, noch wollte es diese mit einem anderen Land teilen. Und diese Gefahr rückte durch das Anwachsen der französischen Macht in immer bedrohlichere Nähe. Schon seit der Eroberung Belgiens durch Frankreich im Jahre 1793 war diese Gefahr nicht mehr zu übersehen".[382]

In Napoleon nahm die für die englische Bourgeoisie drohende Konkurrenz menschliche Züge an. „Indem man also diese befehdete, mußte man Napoleon angreifen. Um aber diese Angriffe wirkungsvoll und ausdauernd zu machen, um darin bis zum äußersten gehen zu können, mußte man die bürgerlichen Massen ganz auf seiner Seite haben. Und eben diesem Ziele diente die Karikatur. (...) Die Karikatur war damit nichts weniger als der subventionierte Bundesgenosse der englischen Regierung, also der durch ihre wirtschaftlichen Interessen an der Niederkämpfung der französischen Konkurrenz am meisten interessierten Bourgeoisie".[383]

Was die Wirkung der antifranzösischen Spottbilder anbelangt, so berichtet Georg Piltz[384] von den regelrechten Begeisterungsstürmen anläßlich des Erscheinens antinapoleonischer Karikaturen des englischen Zeichners Gillray, – neben Rowlandson einer der bekanntesten Zeichner dieser Epoche –, und zitiert einen in London lebenden französischen Emigranten:

„Während man sich draußen schlägt, um sein Hab und Gut gegen den korsischen Räuber zu verteidigen, schlägt man sich hier, um als einer der ersten die in den Magazinen des Herrn Ackermann ausgehängten Karikaturen Gillrays zu sehen. Es ist ein unbeschreiblicher Enthusiasmus, wenn die neueste Zeichnung erscheint; ja es ist beinahe Raserei. Man muß förmlich boxen, um sich einen Weg durch die Massen zu bahnen. (...) Täglich gehen ganze Ballen ins Ausland". Piltz führt weiter aus: „Die Karikatur war sozusagen die Geheimwaffe der englischen Oligarchie im Kampf gegen das napoleonische Frankreich, eine Waffe, deren Geschosse auf weite Entfernung trafen und dem Gegner schmerzhafte Waffen zufügten. Es nutzte wenig, daß die französischen Gendarmen nach den Arbeiten von Gillray und Rowlandson mindestens ebenso eifrig fahndeten wie nach den Höllenmaschinen des Georges Cadoudal. Die Karikaturen, von erfahrenen Schmugglern bei Nacht und Nebel an Land gebracht, gingen heimlich von Hand zu Hand, und das Gelächter, das sie auslösten, schadete dem Ansehen Napoleons mehr als eine verlorene Schlacht".[385] Wie sehr Napoleon die gegen ihn gerichteten publizistischen Medien fürchtete, offenbaren die Mittel, die er anzuwenden versuchte, um sie zum Schweigen zu bringen. Note um Note ging beispielsweise an die englische Regierung, um sie zu einem Einschreiten zu bewegen. In den Friedensvertrag von Amiens (1802) wünschte er eine Klausel einzubringen, „daß die Pasquillanten, das heißt Schriftsteller, die sich unterfingen, seine Person zu besprechen oder seine Politik zu tadeln, den Mördern und Fälschern gleichgestellt und wie diese den Auslieferungsgesetzen unterworfen werden sollten".[386] Eine andere Kundgebung seinerseits offenbart, daß er den gegen ihn gemünzten Spottbildern ebenfalls keine geringe Bedeutung beimaß. „Die verabscheuungswürdigen Bilder sind vor allem das Werk gewissenloser Künstler im Dienste und Solde der Emigration", schrieb er einmal eigenhändig unter eine Note Talleyrands an die englische Regierung.[387]

In Deutschland war die Situation insofern anders geartet, als in breiten Kreisen der Bevölkerung lange Zeit von einem Haß gegen Napoleon nicht gesprochen werden konnte, sondern im Gegenteil; ein nicht geringer Teil des deutschen Volkes erblickte in dem siegreichen General und kühnen Feldherrn nicht ohne Grund zunächst mehr den Befreier, den Ver-

mittler der Freiheiten der französischen Revolution, denn den Eroberer. Was die Karikatur anbelangt, so war diese zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland absolut unterentwikkelt und unselbständig, weswegen sich die Zeichner im Wesentlichen auf einfache Nachahmung bereits vorgefertigter englischer Spottbilder beschränkten. Dies änderte sich erst mit dem Jahr 1813, nach dem Sieg in der Schlacht bei Leipzig, als der nationale Aufschwung auch zwei satirische Zeichenkünstler auf den „Kampfplatz" führte, den Schwaben Johann Voltz und den Norddeutschen J.G. Schadow. Betrachtet man die antinapoleonischen Karikaturen und vergegenwärtigt man sich dabei ihre endlos große Zahl allein in England und ihre systematische Verbreitung, so wird man es gerechtfertigt finden, mit Eduard Fuchs zu sagen:

„Nicht an den englischen Karés auf den Höhen von Mont-Saint-Jean (der Stellung Wellingtons in der Schlacht von Waterloo) hat der korsische Siegesadler sich endlich für immer seine Schwingen gebrochen, nein, er hat sie in letzter Linie an dem Haß gebrochen, der nicht nur die zahllosen Millionen englischen Goldes für die Koalition flüssig machte, sondern der endlich auch den englischen Kanonen die erzernen Mäuler öffnete, der selbst die Bergschotten herab von ihren Bergen holte und sie Napoleon entgegenführte. Und dieser Haß, der beim englischen Volke ja unendlich viel weniger direkte Berechtigung hatte, als bei allen anderen Völkern, die den furchtbaren Blutzoll an seine Herrschaft zu entrichten hatten, war in der Hauptsache ein Werk der Karikatur. Dadurch ist England eines der klassischen Beispiele geworden für den mächtigen Einfluß einer hochentwickelten Karikaturkunst auf die Gesamtstimmung des Volkes".[388] Ähnliches ließe sich wohl auch für die Funktion und den Einfluß des Liedes sagen. Im Deutschland der napoleonischen Ära sind vor allem die politischen Lieder in ihrer Wirkung nicht zu unterschätzen, die zum Kampf gegen die französische Herrschaft aufrufen; sie halten sich zum Teil längere Zeit im Bewußtsein der Menschen in den deutschen Ländern, auch wenn Napoleon nach dem Sieg der Alliierten schon bald zu einem Märtyrer wird und in breiten Kreisen selbst der deutschen Bevölkerung als Held und populärer Heiliger allgegenwärtig ist und verehrt wird: „Überall in den Bauernhäusern konnte man Napoleons Bild schauen".[389]

Rudolf Schenda führt hierzu aus: „Die schwäbischen Knaben kannten – wie übrigens der junge Fontane auch – die Namen der napoleonischen Marschälle auswendig, und überall gesungen und gespielt war dazumal ‚Bertrands Abschied': der Abschied des Generals Bertrand an Frankreich, als er mit Napoleon nach St. Helena abreiste, ‚Leb wohl du teures Land, das mich geboren' war zumal auch wegen der zündenden Melodie von Pfarrer Glück, eines der populärsten Lieder in ganz Schwabenland".[390] Die Enttäuschung der deutschen Patrioten, die sich nach dem Sieg über Frankreich beim Einsetzen der Reaktion hinsichtlich ihrer Hoffnungen auf einen freiheitlichen, einigen deutschen Nationalstaat bitter getäuscht sahen, ließ vielen Deutschen Napoleon nur allzubald in einem anderen, glorifizierten und idealisierten Licht erscheinen.

Wie Ernst Weber in seiner erst unlängst erschienenen Habilitationsschrift[391] ausführt, handelt es sich bei der Lyrik dieser Zeit um eine „Art von oben geförderter ‚Massenliteratur', wenn man die Vielzahl der Poeten betrachtet, die mit ihren Liedern und Gedichten Stellung zur Tagespolitik jener Jahre nahm, und ihre Zielgruppen in Rechnung stellt. 1813/14 beteiligten sich viele der deutschen Schriftsteller an der Produktion von Liedern und Gedichten, die von vornherein für den publizistischen Gebrauch bestimmt waren. Wer immer literarische Ambitionen hatte, nahm, soweit es die politischen Verhältnisse erlaubten, in Versen Stellung zu den politischen und militärischen Vorgängen. (...) Im Unterschied zur Jakobinerlyrik wurde die Lyrik der Befreiungskriege zudem von oben protegiert. Vor allem reformbewußte Verwaltungsbeamte und Militärs haben sie auf verschiedene Weise geför-

dert. Die Bedeutung dieser Protektion muß hoch angesetzt werden in einer geschichtlichen Situation, in der die Regierungen mit Zensurmaßnahmen die Konstituierung einer öffentlichen Meinung zu verhindern suchten. Daß die Lyrik sich zu einem Organ der kollektiven Verständigung über politische Wünsche, Hoffnungen und Gefühle entwickeln, daß sie über Standesschranken und Ländergrenzen hinweg zur nationalen ‚Sozialisation' der verschiedenen Gesellschaftsgruppen beitragen konnte, ist zu einem guten Teil das Ergebnis dieser halboffiziellen Förderung".[392] So wäre zum Beispiel der Erfolg von Ernst Moritz Arndt „kaum so durchschlagend gewesen, hätten ihn nicht Politiker wie Stein und Militärs wie Gneisenau unterstützt".[393] Und an anderer Stelle fährt Weber fort: „Mit den Liedern sollte der Gemeinsinn geweckt, die deutsche Nationalwürde erhoben, Haß gegen fremde Unterjochung und Vertrauen zu den eigenen Kräften geweckt werden. ‚Auch die im Heer gedruckten, zum Teil für die Zivilbevölkerung bestimmten Feldzeitungen[394] verbanden die Weitergabe aktueller Kriegsnachrichten mit dem Abdruck von Liedern und Gedichten. Schenkendorf, Varnhagen, Förster und von Groeben haben neben anderen in diesen Publikationsorganen veröffentlicht. Die Lyrik diente als Propagandainstrument, das die politischen Absichten der Heeresleitung zu unterstützen hatte. Durch Emotionalisierung sollte sie den Gemein- und Gruppengeist wecken, die Integration der aus verschiedenen Territorialstaaten zusammengekommenen Soldaten stärken und Begeisterung für den Kampf hervorrufen. Vor allem zwischen 1812 und 1815 (...) erfüllte die politische Lyrik als Medium der Selbstbestätigung und ‚Propaganda' der nationalen Bewegung eindeutig politische Zwecke. Ihr Funktionsbereich umfaßte alle sozialen Schichten, ihre Funktionsmittel waren affektiver, nicht räsonierender Art, und ihre Funktionsziele bestanden in der Integration von Staat und Gesellschaft in einem bürgerlich bestimmten (wenngleich noch ständisch strukturierten) Nationalstaat. Sie war wesentlich daran beteiligt, die öffentliche Meinung zu einem festen Bestandteil des politischen Lebens zu machen".[395]

In dem Wissen um die Gefährlichkeit dieser Art von Literatur ging die französische Besatzungsmacht ebenso rigoros wie gegen die Karikatur auch gegen die Verbreitung jeglicher antifranzösischer beziehungsweise antinapoleonischer Schriften, Artikel, Lieder und Gedichte vor. So wurde am 26. August 1806 der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm, der wegen der Verbreitung der Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden war, in Braunau erschossen. Ernst Moritz Arndt, der wohl erbittertste dichterische Gegner der Franzosen, ein „Franzosenfresser ersten Ranges", flüchtete aus Sicherheitsgründen zunächst nach Schweden, später nach Rußland, wo er der Sekretär des Freiherrn vom Stein wurde, hätte ihn im Falle seiner Ergreifung doch wohl ein ähnliches Schicksal erwartet. Bereits im Frühjahr 1806, ein halbes Jahr vor der Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt, war sein aufsehenerregendes Buch „Geist der Zeit" erschienen, dem Arndt nach dem Erfolg unter gleichem Titel bis 1818 noch drei weitere Teile folgen ließ. 1812 erschien in Petersburg, auf russische Kosten gedruckt, sein „Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten". Vor allem seine – zum Teil vertonten – Gedichte, sowie die Lyrik eines Theodor Körner und Max von Schenkendorf erzielten eine für die damalige Zeit ungeheuere Breitenwirkung und bereiteten den allgemeinen Volksaufstand der Deutschen gegen die französische Fremdherrschaft entscheidend mit vor. Ähnlich wie Arndt fand sich auch Theodor Körner zum aktiven Widerstand gegen die napoleonischen Heere bereit und ließ es nicht bei bloßer Rhetorik bewenden. Als im Frühjahr 1813 Freiwillige aus allen Teilen Deutschlands in Breslau zusammenkamen, um sich dem Freikorps unter Ludwig Adolf Wilhelm Freiherr von Lützow, den „Lützower Jägern" anzuschließen, befand sich neben Joseph von Eichendorff auch Theodor Körner unter ihnen, der

seinen Einsatz für ein von den Franzosen befreites Deutschland noch im August 1813 mit dem Leben bezahlen mußte, als er an den Folgen einer in einem Gefecht erlittenen Verwundung starb.

Weniger einflußreich und viel erfolgloser als beispielsweise Arndt und doch in seiner späteren Wirkung bedeutender war Heinrich von Kleist (1777-1811), der, aus einer preußischen Offiziersfamilie stammend, noch als Soldat an den Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich teilgenommen hatte, sich dann aber der Familientradition entzog und seinen Abschied nahm, ließ sich seine Auffassung von Menschenwürde doch mit der Offizierslaufbahn im preußischen Heer nicht in Einklang bringen. In der Erhebung gegen Napoleon sah er die Chance einer Erneuerung und Wandlung der Bürger, die Möglichkeit, sich eine Gesellschaft nach eigenem Gusto zu schaffen.

Wie Arndt hat auch Kleist nicht nur dichterisch und im Gleichnis gegen Napoleon Stellung bezogen („Die Hermannsschlacht", 1808; „Prinz Friedrich von Homburg", 1810), sondern auch immer wieder versucht, in agitatorischen Schriften Einfluß auf das politische Geschehen zu nehmen, indem er zum Kampf gegen die Franzosen aufrief. „Das aufgeregte empörte Volk hätte gewiß nicht auf gedruckte, in Sammlungen oder Zeitschriften verstreute Verse geachtet, selbst wenn sie noch so schön, noch so beredt gewesen wären. Aber auf den Flügeln der Melodie fanden diese einfachen, markigen Lieder selbst bei den Ungebildeten Eingang, bewegten selbst die ungestümsten Herzen, denn sie redeten zu Allen in der ursprünglichen, allgemein verständlichen und ewig siegreichen Sprache der Musik. (...) Die Kriegslieder lebten nicht nur im Munde der Männer, sondern auch der Frauen, und der Historiker Karl August Meyer erzählt eine Erinnerung aus seiner Kindheit, die dafür bezeichnend ist. Seine Mutter wohnte mit ihm in einem alleinstehenden Hause und in der Nacht hörte man fernen Kanonendonner. Das Kind lag im Fieber und die Mutter, die sich über sein Bett beugte, murmelte dabei Körner's Lied:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!" [396]

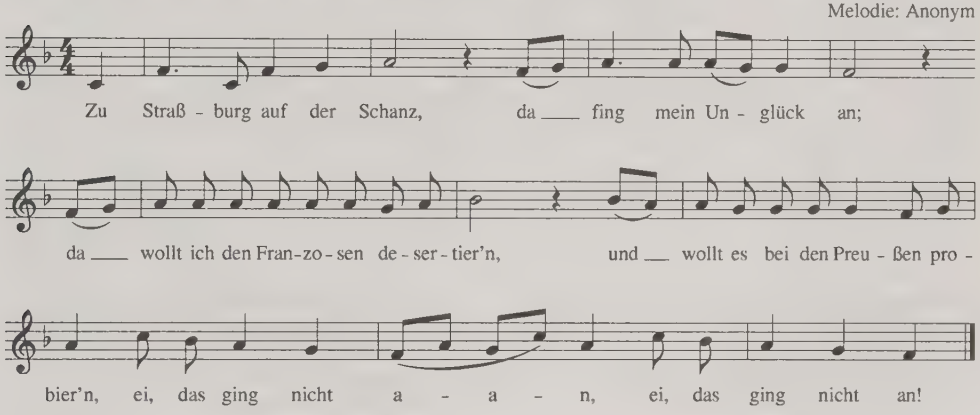
Die napoleonische Zeit hat dabei mittelbar auch dem (innen)politischen Lied auch in Deutschland den Weg geebnet. „Die Niederwerfung Europas durch Napoleon und insbesondere die Niederlage 1806/07 entzündete nicht nur jenes bereits erwachte und inzwischen durch die Ideen der Romantik fundierte deutsche Nationalbewußtsein, (...) sondern führte auch zu einer Selbstkritik nach innen, in der nach den Gründen des politisch-militärischen Versagens geforscht wurde",[397] eine Selbstkritik, die sich auf vielfältige Weise auch in der Lyrik der Zeit widerspiegelt. „Die zeitkritische Stimmung macht einer Aufbruchstimmung Platz, der Bereitschaft, den nationalen Befreiungskampf aufzunehmen, und sei es um den Preis des eigenen Lebens".[398] So finden sich in der Folge etwa alle Aufstandsbewegungen gegen die französische Herrschaft durch das Lied unterstützt bzw. interpretiert, der Aufstand der Tiroler gegen das mit Frankreich verbündete Bayern und Andreas Hofers Tod in Mantua ebenso wie der Aufstand des Ferdinand Schill in Norddeutschland. Wie Wilke zusammenfaßt, stehen „neben Gedichten, die an einzelne Vorgänge und Gestalten aus den Jahren zwischen der Gründung des Rheinbundes, der Erhebung und der endlichen Befreiung anknüpfen (...) im Mittelpunkt der Befreiungslyrik die Aufrufe zum Kampf gegen Napoleon und die französischen Truppen, die Waffen- und Schlachtgesänge".[399] Hermann Glaser hat die Lyrik jener Epoche treffend mit den folgenden Worten charakterisiert: „Dem Nationalgefühl von 1813,

das mit dem Bekenntnis zur inneren Freiheit und der Forderung nach innerer Freiheit verbunden war, ist Größe nicht abzusprechen. Es war jedoch ein Verhängnis, das zu seinen geistigen Urhebern und Fürsprechern Männer gehörten, die in ihrem rhetorischen Drauflos- und Dreinschlagen keine Besinnung und Vernunft mehr kannten und mit nationalistischen Zentnerworten alles niederwalzten, was an weltbürgerlicher Sittlichkeit und vor allem auch an sprachlicher Lauterkeit in Klassik und Romantik geschaffen worden waren".[400]

Beispiel 61[401]

Unser Korporal, der gestrenge Mann, den klag ich an

Text: Anonym, um 1790
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Bd. I, S. 483

1. Zu Straßburg auf der Schanz,
   Da fing mein Unglück an;
   Da wollt ich den Franzosen desertier'n,
   Und wollt es bei den Preußen probier'n,
   Ei, das ging nicht an.

2. Eine Stund' wohl in der Nacht
   Haben's mich gefangen bracht;
   Sie führten mich vors Hauptmanns Haus:
   O Himmel, was soll werden daraus!
   Mit mir ist's aus!

3. Früh Morgens um zehn Uhr
   Stellt man mich dem Regimente vor;
   Da soll ich bitten um Pardon
   Und wird ich kriegen meinen Lohn,
   Das weiß ich schon.

4. Ihr Brüder allzumal,
   Heut seht ihr mich zum letztenmal.
   Unser Corporal, der gestrenge Mann,
   Ist meines Todes Schuld daran,
   Den klag ich an.

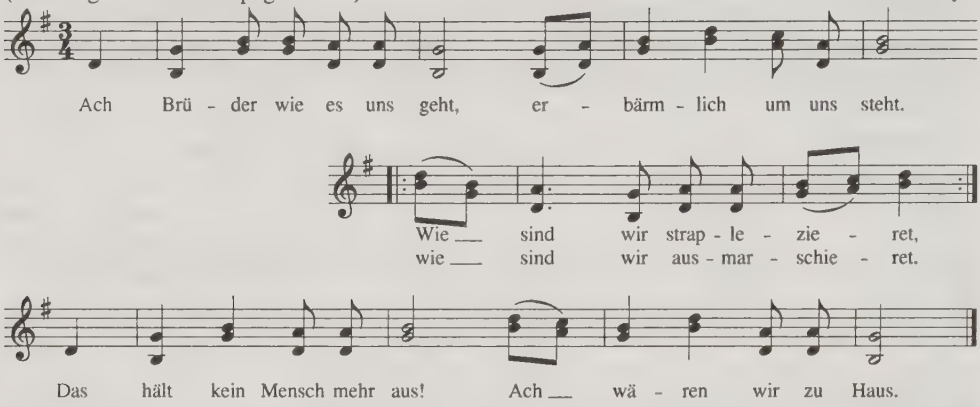
5. Ihr Brüder alle drei,
   Ich bitt', schießt allzugleich!
   Verschont mein junges Leben nicht,
   Schießt, daß das rote Blut 'rausspritzt,
   Das bitt ich euch!

Das Lied stammt aus der Spätzeit der Söldnerheere. Um 1790 gab es in Frankreich ebenfalls noch das alte stehende Heer, das sich aus zum Kriegsdienst gepreßten Söldnern zusammensetzte. Straßburg gehörte seit den Reunionen Ludwigs XIV. zu Frankreich und war mit weitläufigen Befestigungsanlagen versehen. Geschildert wird die Erschießung eines Deserteurs, der „es bei den Preußen probier'n" wollte. Weit hätte er vermutlich nicht laufen müssen; vermutlich wäre er schon jenseits des Rheins nur zu bald auf preußische Werbeoffiziere gestoßen. Solcher „Frontwechsel" kam häufig vor; immerhin gab es für den Frischgeworbenen Handgeld. Die Todesstrafe für eingefangene Deserteure war durchaus üblich. Eindrucksvoll wird die Bitte des Delinquenten in der 5. Strophe „allzugleich" zu schießen. Im Allgemeinen Deutschen Kommersbuch findet sich unter der Überschrift „Der Schweizer" eine vierstrophige Fassung mit verändertem Inhalt und in einer Vertonung von Friedrich Silcher.

Beispiel 62

Ach Brüder, wie es uns geht, erbärmlich um uns steht
(Rückzug aus der Champagne 1792)

Text: Anonym 1792/93
Melodie: Anonym



aus: Ditfurth, Fränkische Volkslieder II, Nr. 221, Steinitz, Bd. I, S. 425f

1. Ach Brüder, wie es uns geht,
Erbärmlich um uns steht!
Wie sind wir straplezieret!
Wie sind wir ausmarschieret!
Ach das hält kein Mensch mehr aus;
Ach, wären wir zu Haus!

2 Bis Coblenz an dem Rhein
Kann's noch so ziemlich seyn;
Doch was uns da begegnet,
Wie's Tag und Nacht geregnet,
Dabei verschimmelt Brod,
Das weiß der liebe Gott!

3. Kein Berg für uns zu hoch,
Zu tief kein Morastloch,
Wir müssen es passieren,
Oft hungrig ausmarschieren,
Und ziehen spat und früh,
Noch ärger wie das Vieh.

4. Da hieß es: habt brav Muth!
Frankreich macht Alles gut;
Da habt ihr euren Willen,
Könnt eure Beutel füllen
Und baden in dem Wein;
Doch beides darf nicht seyn.

5. Frankreich, du edles Land.
Nun bist du uns bekannt!
Wir woll'n, da wir dich kennen,
Das wahre Elend nennen,
Und jeder stimmt mit ein:
Das muß die Wahrheit seyn!

6. Bis Longwy und Verdun
Ging's noch so ziemlich hin;
Da, bei der Kanonade,
Und nach der Retirade,
Da ging für jedermann
Das wahre Elend an.

7. Tobak und Branntewein,
Konnt's wol noch theurer sein?
Auch hatten wir arme Leute
Wasser wie die Kreide;
Sechs Tage gab's kein Brod;
War dies nicht große Noth?

8. Hier konnte man nun sehen,
Wie die Zigeuner gehen;
Halb barfuß und zerrissen,
Den Kühfuß weggeschmissen,
Die Wägen auch verbrannt;
So zogen wir durchs Land.

9. Der Weg war allzumal
Voll Todter ohne Zahl;
Von Kaiser, Preußen, Hessen
War's keiner nicht vergessen;
Hier lag, betraurenswerth,
Der Knecht und auch sein Pferd.

10. Nun, so gelangen wir
Bei Coblenz ins Quartier,
Zum Trost uns zu erquicken;
Doch wollt' es uns nicht glücken;
Hier ging's erst kohlig zu,
Man ließ uns keine Ruh.

11. Auf Ehrenbreitenstein
Muß man auf Arbeit seyn;
Pateronen zu ballieren,
Die Rüstung reparieren,
Und Kugeln gießen in der Nacht,
Daß´ein der Buckel kracht.

12. Beim Bauern haben wir
Ein herrliches Quartier
Kein Holz, kein Salz, kein Feuer;
Das Zugemüs ist theuer;
Wann Gott kein Wunder thut,
So gehen wir All' kaput!

Worterklärung
der Kühfuß = das Gewehr

Ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Lied: Ortsangaben und zeitliche Reihenfolge des Feldzuges in die Champagne sind korrekt wiedergegeben. Im verregneten Sommer des Jahres 1792 machten sich die verbündeten Österreicher und Preußen auf zum ersten Waffengang gegen das revolutionäre Frankreich; in Koblenz war Sammelplatz und Hauptquartier der Verbündeten, von dort aus erließ der Herzog von Braunschweig sein berühmtes Manifest (vgl. Einleitung S. 148f.). Die 6. Strophe enthält komprimiert den Kriegsverlauf: Longwy und Verdun kapitulierten, die Kanonade von Valmy zwang das Invasionsheer zum Rückzug. Es langte schließlich wieder in Koblenz an. Mehr noch als der Verlauf des Feldzuges interessiert an diesem Lied der Einblick in die Versorgungsschwierigkeiten des stehenden Heeres und in das Alltagsleben des einfachen Soldaten auf dem Feldzug. Der Anonymus klagt schon beim Aufmarsch über die mangelhafte Verpflegung, ein Indiz für die fehlerhafte Organisation der Versorgung durch das Magazinsystem. Noch schlimmer erscheint die Lage für den einfachen Soldaten auf dem Rückzug. Die im Lied geschilderten Zustände werden von anderen Quellen voll bestätigt. Einer der wichtigsten Gewährsleute ist Graf Roger de Damas, ein junger französischer Emigrant, der sich in der engeren Umgebung des Herzogs von Braunschweig befunden hat. Er berichtet über die Situation und die Stimmung im Heer der Alliierten unmittelbar nach der Kanonade:
„Er (der Herzog von Braunschweig) sah sein Heer fast völlig durch Krankheit zersetzt, durch das langsame Handeln entmutigt, vom Elend überwältigt, durch Unordnung und willkürliches Plündern von der entsetzlichen Hungersnot bedroht, die Artilleriepferde erschöpft, während das kalte und regnerische Wetter die unseligen Zustände noch verschlimmerte und dazu beitrug, Soldat wie Offizier abzuschrecken. Es wurden die ungehörigsten Reden gehalten, gegen das Ziel des Krieges, gegen die Brüder des Königs von Frankreich, selbst vor den Ohren des Königs von Preußen".[402]
Über den Rückzug:
„Der Herzog schickte dem Fürst (von Hohenlohe, Befehlshaber der Vorhut) den Befehl, wieder den Weg einzuschlagen, den er gekommen war, und er selbst begann unverzüglich seine Rückzugsbewegungen, die man unmöglich noch mit diesem Wort bezeichnen kann, denn sie nahm den Charakter der schrecklichsten Flucht an. (...) Die Straßen waren mit Toten und Sterbenden bedeckt, die man gleichermaßen im Stich ließ; die österreichischen, preußischen und königlichen Heere plünderte sich gegenseitig aus".[403]
Als die Soldaten nach dem Feldzug wieder auf deutschem Boden Quartier beziehen, wird ihnen keine Erholung gegönnt; eilends bemüht man sich, den Gegenangriff der Franzosen fürchtend, die alte kurfürstlich-trierische Festungsanlage Ehrenbreitstein zu verstärken, was sich später allerdings als vergebliche Liebesmüh erweisen sollte: 1801 wurde die Festung von den Franzosen gesprengt. Die heute sichtbaren Anlagen von Ehrenbreitstein, das 1938 nach Koblenz eingemeindet wurde, wurden in den Jahren von 1815 bis 1832 errichtet.
Das Lied gibt auch Auskunft über die angewendete Kriegspsychologie: die – in der Regel unfreiwillig kämpfenden – Soldaten sollten durch Aussicht auf Plünderung zum Kampf motiviert werden (vgl. Str. 4). Schließlich – und das macht den Text als Quelle für uns wertvoll – scheint in Str. 5 sogar die Sympathie für das Feindesland durch: „Frankreich, du edles Land". Offensichtlich haben die Angehörigen der Söldnerheere im ersten Feldzug Bekanntschaft mit dem neuen Patriotismus gemacht und waren beeindruckt davon. „Das wahre Elend", so meint der anonyme Lieddichter, und nicht nur er, liegt beim eigenen System.

Beispiel 63
Bei Valmy auf der Höh, da fing das Unglück an

Worte: Anonym (1792) / Melodie: Bei Straßburg auf der Schanz[404]
Quelle: Ditfurth, Histor. 1763-1812, Nr. 47, S. 82 und 407[405]

1. Bei Valmy auf der Höh',
Da ging das Unglück an;
Die große Kanonade,
Die ist uns zwar geraten –
Was war denn schuldig dran?

2. Hätt' man uns lassen vor,
Geschwind wär' da im Lauf
Der Dumourier gekommen,
Hätt' Reißaus bald genommen
Der Jakobiner Hauf.

3. Wir mußten halten ein,
Es war ja Befehl.
Viel Kranke hat's im Lager,
Die Bissen, die sein mager,
Kein Fleisch, kein Brot, kein Mehl.

4. Ein schlechter Wassertrunk,
Kein Wein, Bier, Branntewein,
Kein Holz für unsere Küche,
Ging alles in die Brüche –
Kann's noch wohl schlimmer sein?

5. Da Gott im Himmelreich,
Die Not hub ja erst an!
Da, auf der Retirade,
Da ward der wahre Schade,
Verdarben Roß und Mann.

6. Krank, hungrig, todesmatt
Sterb'n Hunderte im Kot;
Man kann es gar nicht sagen,
Was Elend wir ertragen,
Man wünschte sich den Tod.

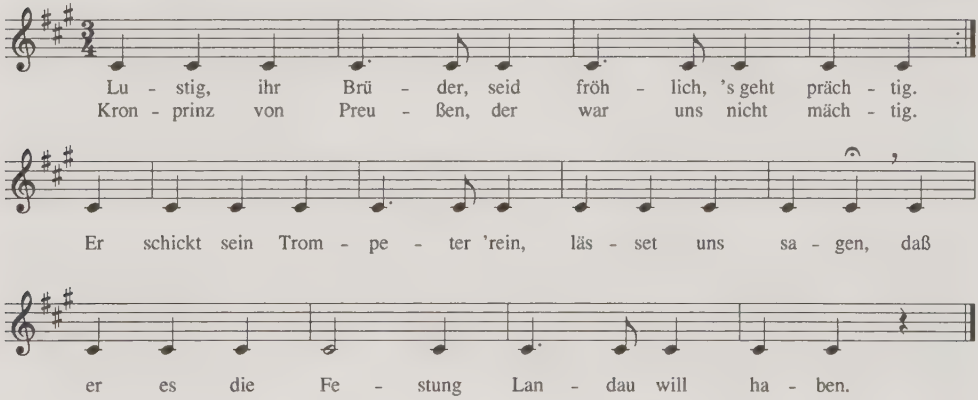
7. Soldat, du edler Stand,
Ob man dich hoch auch hält,
Mußt du schon Vieles dulden,
Was Andere verschulden,
Ausbüßen in der Welt.

Dumourier: General Dumoriez, Befehlshaber der französischen Truppen bei Valmy, der am 6.11.1792 außerdem den Österreichern bei Jemappes eine weitere militärische Schlappe zufügte.
Der unbekannte Verfasser des Liedes zur Kanonade von Valmy – wohl ein Teilnehmer dieses Treffens –beschreibt ganz richtig die wahren Ursachen für die Erfolglosigkeit der gegen die französischen Revolutionstruppen ins Feld geführten, zahlenmäßig bei weitem überlegenen alliierten Truppen. Rechtfertigend führt er an, daß nicht die mangelnde Tapferkeit oder Einsatzbereitschaft der Soldaten für das Desaster verantwortlich gewesen seien (Str. 2): „Hätt' man uns lassen vor, …"

Beispiel 64

Belagerung von Landau

Text: Anonym
Melodie: Römershofen



aus: Ditfurth, Fränkische Volkslieder II, S. 166f

1. Lustig, ihr Brüder, seid fröhlich, 's geht prächtig!
Kronprinz von Preußen, der war uns nicht mächtig.
Er schickt sein Trompeter 'rein,
Lässet uns sagen: daß er es die Festung Landau will haben.

2. Wir thun excusiren, antworten darauf:
„Wir geben die Festung, Stadt Landau nicht auf!
Wir thun uns nicht ergeben: wir wollen kein König;
Wir lieben die Freiheit, und fürchten uns gar wenig!

3. Ihr wollt uns aushungern? Wie kommt ihr dazu!
Ihr habt nur 6 Kreuzer, wir 15 Sous;
Wir haben gut Fleisch, gut Bier und gut Wein,
Die Thore seyn verschlossen, ihr könnt nicht herein.

4. Wir haben tiefe Gräben und gute Mauern,
Wir sitzen in Kasematten und können's ausdauern;
Wir geben die Festung, Stadt Landau nicht auf,
Und gehen als Kriegsgefangne nicht 'raus"!

5. „So spielen wir auf's Lafett und lassen's knallen,
Und lassen Kanonen, Haubitzen 'neinfallen,
Daß alle die Dächer und Gewölber zertrennt,
Und daß ihr müßt meinen, ihr wär't schon verbrennt"!

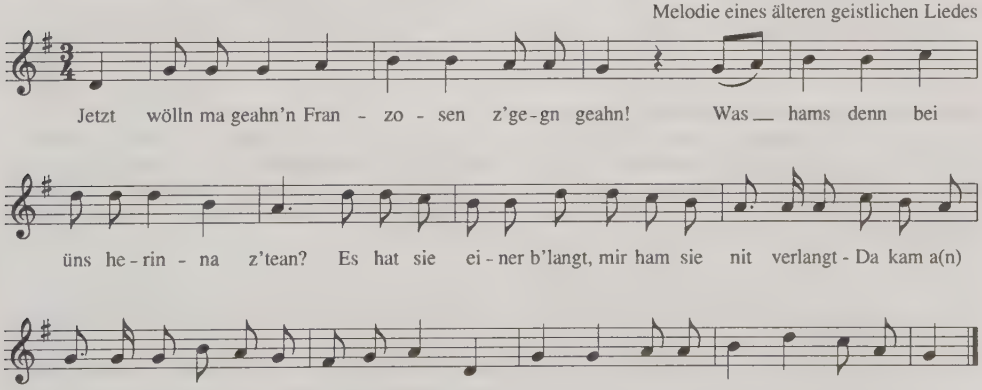
6. „Und ob schon die ganze Stadt lieget in Aschen,
Wann nur das Schnupftuch nicht brennt in der Taschen!
Für eure Kanonen, da ist uns nicht bang;
Geht ihr nur nach Preußen und wartet nicht lang"!

Die Stadt Landau in der Pfalz war schon 1679 an Frankreich angegliedert und von Vauban, dem Festungsbaumeister Ludwigs XIV, in der Folgezeit mit starken Fortifikationen versehen worden. Die strategisch wichtige Stadt zwischen den Vogesen und Haardt am Ausgang der Paßstraße von Saarbrücken in die Rheinebene bildete fortan die äußerste, nach Nordosten vorgeschobene Bastion Frankreichs. Im Spanischen Erbfolgekrieg hart umkämpft, wurde die Festung im Frieden von Baden 1714 für Frankreich bestätigt.
Das Lied gehört in die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1793, als die Verbündeten des ersten Koalitionskrieges nach der Blamage von Valmy des Vorjahres zum Gegenzug ansetzten und zunächst beträchtliche Erfolge erzielten, etwa zeitweilig die Stadt Mainz erobern konnten.[406] Carnots levée en masse und die Zerstrittenheit der Koalition führten jedoch zu einem Umschwung. Der preußische König Friedrich Wilhelm II. begab sich im September 1793 in seine neue Provinz Südpreußen und offenbarte damit die preußische Unlust am Krieg. Bei den Truppen blieb der Kronprinz, auf den im Lied Bezug genommen wird. Die Belagerung von Landau begann am 14. September 1793. Die Verteidiger waren erfolgreich. In den letzten Tagen des Jahres 1793, nach verlustreichen Kämpfen bei Weißenburg, wurde die Belagerung Landaus aufgegeben, und mit ihr auch alle pfälzischen Lande links des Rheins.
Das Lied ist ein Dokument für die Zustimmung, die die Ideale der Französischen Revolution bei großen Teilen auch der deutschsprachigen Bevölkerung fanden. „Wir wollen kein König" und Wir lieben die Freiheit", heißt es bezeichnenderweise in der zweiten Strophe.
Ditfurth verweist auf eine Umdichtung dieses Liedes: „Die Verteidigung von Kolberg", 1807, Quelle: Erk, II, 6, eine weitere „Aktualisierung ist aus der Zeit der Revolution von 1848/49 bekannt".[407]

Beispiel 65

Das Springeser Schlachtlied

Text: vermutlich Franz Karl Zoller (1748-1829)
Melodie eines älteren geistlichen Liedes



aus: Das leibhaftige Liederbuch, S. 206ff

1. Jetz wölln ma geahn'n Franzosen z'gegn geahn
Was hams denn bei üns herinna z'tean?
Es hat sie einer b'langt,
Mir ham sie nit verlangt –
Da kam a(n) jeder Narr,
Fraß üns mit Haut und Haar!
Dös geaht nit! Eyawoll! – Woll!
In Tirol!

2. Die Brixner, die larmen nit fast,
Da hams plündert, was d'findst und was d'hast,
Ham gsoffn aus den Wein!
Die Banzn gschlagn ein!
Die Kaschtn zsammaghackt!
Und gnummen s'Allerböscht! – böscht!
Dös warn Gäscht!

3. Z'Michel drunt, Bua, da hat mi graust,
Da ham dir die Lumpen recht ghaust:
Den armen Patern drunt
Ja gar die Kirch nit gschont!
's Zibori außergrissn,
Die Hostien ummergeschmissn!
Ist dös net a Gspött? Ja, Pfu! Pfui!
Meiner Trui!

4. Ös Gitschelen und ös Weiber, gebts acht!
Daß enk epper der Franzos nit anfacht!
Er sucht enk aus die Säck,
Reißt enk den Brustlatz weg,
Treibt Küah und Goaß darvun,
Z'letzt zündt er d'Häuser un!
Und grad zuawa lassn, sölle Hund – Hund –
War uns z'rund!

5. Oh, Manner! Schaugts! 's Wetter kimmt woltern grob.
Es ziacht wohl schon daher ja grad blitz- blow:
Vorun die Reiterei!
Die Sabel glitzen frei!
Lost grad, es schnöllen scho (a)n
Die Büchsen, groß und kloan:
Krak, krak, karak, bumm, bumm, bumm!
Umdadum!

6. Jetzt, Brüder, dös bitt i enk, nit verzagt!
Halbs gwunnen hat, woaßt wohl, ders frisch wagt!
A ganze Rott daher:
Luchs, Marder, Wolf und Fuchs!
Schlagt an die Stutzen flugs!
Piff, Paff! Hui –
die zappeln schon – schon!
Da ham's'n Lohn!

7. Jetzt, Brüaderln, nehmt d'Rohr' in die Händ,
Lauft ihnen z'gegen, sovill als ös könnt,
Hebt auf die Kolben gschwind,
Schlag 's ihnen auf den Grind!
Rennts mit dem Griesbeil drein,
Denn gschlachtiget muaß sein!
Was lassen's Viech und d'Leut – Leut!
Nit unkeit!

8. Der Tambour drobn, der rotzige Bua,
Der schlagt ihnen wohl den Wirbel vorzua.
Bua, du bischt mir nit z'hoach –
Dös war dein letzter Stroach!
Schaugts wie die Trummel kracht,
Er purzigagel macht!
Hollah, Tambour, ischt dir z'hoaß? – z'hoaß?
Glück auf d'Roas!

9. Kreuzsackera! Da krabbelt ja schon mehr
A nuier Haufn übers Eggele daher!
Geh, Josel, Hans und Veit,
Reibts enk auf d'ander Seit,
Greifts d' Lötter arschlings un,
Und geaht eahna resch auf d' Hax – d' Hax,
Mit der Prax!

10. Juhe, Viktoria! Der Feind ischt g'riebn auf!
Er lauft, mein i scho beim Loch aus – Dran! Drauf!
Vivat, der Kaiser Franz!
Ihm g'hörn ma wieder ganz!
Laudon und Kerpen! Enk!
Bleibts Landl eingedenk!
Und du, Lehrbach, leb fein gsund – gsund,
Steif und rund!

Worterklärungen (nach: Das Leibhaftige Liederbuch, S. 209)
einer b'langt = hereingesehnt, sie haben sich eingemischt / Banzn = Fässer / Kaschtn = Kasten, Schränke / z'Michel = in San Michele, Wälsch-Michael in Südtirol / 's Zibori = Ziborium, das „Allerheiligste" / Trui = Treu / Gitschelen = Mädchen / anfacht = anficht / woltern grob = sehr arg / lost = hört / schnöllen = krachen / Grind = Kopf; Greisbeil = langstielige Axt, eine Art Enterhaken / unkeit = ungschoren / Purzigagel = Purzelbaum / Lötter = (verlotterte) Kerle / arschlings = von hinten / Prax = Haumesser zum Abhacken von Ästen

Der Krieg, den Österreich im Bündnis mit Preußen seit 1792 gegen das revolutionäre Frankreich führte, hat das Land Tirol anfangs verschont. Seit den Siegen Bonapartes in Oberitalien aber war es von Süden her unmittelbar bedroht. Ab Mai 1796 begann man das Land in Verteidigungszustand zu versetzen: nach der alten Wehrverfassung Tirols wurden der Landsturm und die Schützen aufgeboten, wobei die Organisationsarbeit von dem in der letzten Strophe genannten Hofkommissär Graf Friedrich von der Lehrbach und dem Gouverneur Graf Ferdinand von Bissingen zusammen mit den Verordneten geleistet wurde. Im März 1797 drang ein französisches Korps unter General Joubert über Trient bis Bozen und Brixen (vgl. Str. 2) vor. „Bei diesen Kämpfen hat das Tiroler Aufgebot den kaiserlichen Truppen unter den

Generalen Laudon und Kerpen wirksamen Beistand geleistet. Am 2. April 1797 wurde ein allgemeiner Angriff der österreichischen Truppen und des neuerdings aufgebotenen Landsturmes von Süd- und Nordtirol auf die Stellung der Franzosen im Eisacktal eröffnet. Eine Kolonne des Landsturmes der Gerichte Sonnenburg, Rettenberg, Asams und Stubai, also der Umgebung von Innsbruck, unter dem Kommando des Majors Dr. Philipp von Wörndle, eines Rechtsanwaltes im Zivilberuf, lieferte an diesem Tage den Franzosen bei Spinges, einem Dorf auf dem Mittelgebirge nördlich von Brixen, ein blutiges Gefecht, mußte sich dann allerdings wieder zurückziehen".[408] Streng genommen irrt hier unser Lieddichter, da durch die Schlacht bei Spinges, die im Lied geschildert wird, die Franzosen noch nicht vertrieben wurden; es herrscht hier also wohl ein Wunschdenken seitens des Verfassers vor. Erst die regulären Streitkräfte unter General Laudon drängten die Franzosen „beim Loch aus", nämlich durchs Pustertal nach Osten. Jetzt erst war Tirol befreit und gehörte dem Kaiser Franz wieder ganz. Das Spingeser Schlachtlied gewinnt seinen Reiz durch die urwüchsige Mundart, die „hier zum besseren Verständnis etwas gemildert"[409] wurde, mehr noch durch die unmittelbare Spiegelung der Tiroler Mentalität. Im „heiligen Land Tirol" konnten revolutionäre Ideen keinen Anklang finden, man war stockkonservativ, katholisch und kaisertreu. Die Franzosen gelten als Mädchenverführer, Plünderer und vor allem als Kirchenschänder. Die Verwurzelung im Volksglauben schafft hier den rechten Widerstandsgeist. Die Frömmigkeit hindert allerdings nicht am kräftigen Fluchen („Kreuzsackera") und an spöttischer Blutrünstigkeit („g'schlachtet muaß sein"; „...er purzigagel macht").

Beispiel 66

Gespräch von der Vertheilung der Länder und Friedensschluß zu Regensburg 1803

Worte: Anonym, 1803 / Melodie: Ich als Haupt der wahren Kirche[410]

Bonaparte, als erster Consul

1. Ich, der große Bonaparte,
Der mit Deutschland Fried' gemacht,
Hab' in meiner Hand die Karte,
Wo die Theilung ausgedacht,
Und will jedem gleich jetzunder
Schneiden auch sein Theil herunter,
Das vom Reich aus und Convent.
Ihm ist worden zuerkennt.

Kaiser Franz

2. Da man jetzt das Reich will theilen,
Werd' ich zwar als Oberhaupt,
Ohn' nochmal zum Krieg zu eilen,
Meiner Länder viel beraubt;
Doch ich habe es nicht nöthig,
Weil mir Stadt und Land Venedig,
Nebst dem päpstlichen Gebiet,
Zuerkannt ist durch den Fried'.

König von England

3. Bruder, da sey unbekümmert,
Ich hätt' dies zwar nicht erlaubt,
Denn wenn man das Reich zertrümmert,
Wo bleibt denn da das Oberhaupt?
Doch nochmal ein' Krieg anfangen,
Da er kaum zu End' gegangen,
Weiß ich auch nicht ob ich wohl
Dir recht dazu rathen soll.

Russischer Kaiser

4. Soll ich meine Meinung sagen,
Euch, der großen Allianz,
Die ihr nochmal Krieg wollt machen,
Hier habt ihr sie treulich ganz.
Ich hab's schon einmal probieret,
Und wurd' tüchtig angeschmieret;
Besser ist's ihr bleibt zu Haus,
Macht die Sach' in Frieden aus.

König von Preußen

5. Ich konnt bei dem Krieg nur lachen,
Wo mein Adler aufgesteckt,
Durfte kein Franzos nichts machen
Und hatt' gleich davor Respekt;
Ja sie mußten mein Westfalen
Mir noch theuer g'nug bezahlen
Weil jetzt, wie ihr Alle wißt,
Das ganz Thüring Preußisch ist.

Kurfürst von Bayern

6. Mußt ich's Herzogthum Zweibrücken,
Und die Pfalz gleich büßen ein,
Thut mich dieses doch erquicken,
Daß Würzburg und Bamberg mein;
Eichstädt, Ulm und mehr dergleichen,
Wurd' mir zuerkannt als eigen,
Darum hab ich auch anjetzt
Meine Länder schon besetzt.

Großherzog von Toskana

7. Wollt man mir in Deutschland eben,
Weil ich ein Entfernter bin,
Keine Kriegsentschäd'gung geben,
Da doch mein ganz Land ist hin,
Hab' ich doch Salzburger Ländel
Endlich doch erwischt beim Bändel,
Und ein Stück vom Bayernland
Ist mir gleichfalls zuerkannt.

Herzog von Württemberg, Landgraf von Hessen-Kassel

8. Wurden wir gleich alle Beide
Auch um etwas Land gebracht,
Ist es doch auf andrer Seite
Wieder worden eingebracht:
Die Holländer und die Schweizer
Mußten ganze Säck' voll Kreuzer
Und Dukaten geben her,
Kriegten doch dafür nichts mehr.

Kurfürst von Maynz

9. Wurd' mir gleich das Mainz genommen,
Und fiel auch mit Erfurt durch,
Hab' ich doch dafür bekommen
Stadt und Bisthum Regensburg.
Drum hab' ich's auch gleichermaßen
Als mein Land besetzen lassen,
Doch Aschaffenburg bleibt mein,
Wo ich hol' mein Frankenwein.

Die anderen geistlichen Fürsten

10. Können wir es gleich nicht ändern,
Müssen zusehn ganz betrübt,
Daß man uns, statt unsern Ländern.
Tafelgeld und Bisthum giebt.
Sind wir doch damit zufrieden,
Was der Himmel uns beschieden,
Können jetzt als Bischöf' fein,
Desto besser geistlich sein.

Die noch übrigen Reichsfürsten und Grafen

11. Uns, die kleinen Fürst und Grafen,
Die da steh'n ganz hinten drauß,
Wird man doch nicht leer abschaffen,
Und uns auch was theilen aus.
Manch's Land wurd' uns zwar genommen,
Doch aus das dafür bekommen,
Was der große Bonapart
Und schnitt von der Karte ab.

Der Nachtwächter

12. Hört ihr Herren und laßt euch sagen:
Ich komm' just her von der Wacht,
Unsre Glock hat zwölf geschlagen,
Und es ist schon Mitternacht;
Darum gratulier ich jeden
Zu bekommen Land und Städten,
Und wünsch, weil's nun ausgemacht,
Allen eine gute Nacht.

Wir haben den originellen Rollengesang deswegen aufgenommen, weil er das Ergebnis der kriegerischen Auseinandersetzungen bis 1801/03 sehr anschaulich wiedergibt und zugleich als Dokument des Friedenswillens zu bewerten ist. Der Verfasser zeigt sich zudem als aufmerksamer und kundiger Beobachter fürstlicher Interessenspositionen und Verhandlungsergebnisse.

Am 25. Februar 1803 wurde in Regensburg der Reichsdeputationshauptschluß (RDH) verabschiedet, der die im Frieden von Lunéville projektierte Neuordnung Deutschlands vollzog und der Landkarte Mitteleuropas ein stark verändertes Aussehen gab. Dem Beschluß gingen langwierige Verhandlungen voraus, auf deren Wiedergabe wir hier verzichten.[411] Wir beschränken uns auf einen strophenweisen Kurzkommentar:

Str. 1: dokumentiert Napoleons Federführung bei der großen „Flurbereinigung". Der Erste Konsul war freilich angewiesen auf das Einverständnis des russischen Zaren Alexander I., mit dem er sich am 10. Oktober 1801 in einer geheimen Absprache verständigt hatte.

Str. 2: Österreich schnitt beim RDH nicht günstig ab; es mußte auf den Breisgau verzichten. Die Republik Venedig war schon beim Frieden von Campo Formio 1797 zu Österreich gekommen.

Str. 3: Die englische Position drückt das Prinzip der „balance of power" aus, die bereits durch die drohende französische Übermacht gestört erscheint. Trotzdem rät England zum Frieden.

Str. 5: Preußen hatte gut lachen. Seit dem Sonderfrieden von Basel (1795) blieb es von kriegerischen Einwirkungen verschont. „Thüring" ist nicht das ganze Gebiet der thüringischen Staaten, sondern das vormals zu Mainz gehörige Gebiet um Erfurt.

Str. 6: Bayern verzichtete auf die Pfalz und erhielt dafür die geistlichen Fürstentümer. Bereits Ende 1802 hatte es die ihm zugedachten Gebiete militärisch besetzt. Unter dem Strich konnte Bayern ein Plus von 88 Quadratmeilen zu 113.000 Einwohnern verbuchen.

Str. 7: Großherzog von Toskana war Ferdinand III., der Bruder des deutschen Kaisers. Für ihn wurde im ehemaligen Erzbistum Salzburg, das um Berchtesgaden, Teile von Passau und Eichstätt erweitert wurde, eine habsburgische Sekundogenitur errichtet.

Str. 8: Von den beiden in dieser Strophe genannten Fürsten schnitt der Württemberger besser ab, der mit den kleinen Reichsterritorien des schwäbischen Kreises immerhin das Vierfache seiner Einbuße erhielt. Der Hessen-Kasseler mußte sich dagegen mit einigen Mainzer Ämtern und der Stadt Gelnhausen begnügen.

Str. 9: Der Kurfürst von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, war neben dem Hoch- und Deutschmeister der einzige geistliche Reichsfürst, der nicht depossediert wurde; beide waren Mitglieder der Reichsdeputation und hatten entsprechend vorgesorgt. Für Dalberg wurde aus Reichsstadt und Hochstift Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar ein neues Fürstentum gezimmert.
Str. 10: Ein hellsichtiger Kommentar! „Für die katholische Kirche war, sosehr sie materiell und kulturell geschwächt und politisch abhängig gemacht wurde, der Fortfall der fürstlichen Bischöfe und der Pfründenwirtschaft, das Ende der gesamten aristokratischen, allmählich erstarrten Kirchenverfassung eine Vorbedingung für innere Besinnung und geistige Kräftigung und damit für einen Aufschwung".[412]
Str. 11: Die „noch übrigen", d.h. die weltlichen „Reichsfürsten und Grafen" drücken den Wunsch nach Entschädigung für den Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit aus. Es blieb beim Wunsch.
Str. 12: Der Nachtwächter gratuliert den deutschen Mittelstaaten zum Landgewinn. Im Gute-Nacht-Gruß spiegelt sich nochmals der Versöhnungsgedanke und das Zufriedenheitsmotiv, welche das ganze Lied durchziehen.

Beispiel 67

Friedensgespräch auf dem endlich geendigten Friedensschluß

Worte: Anonym / Melodie: Ihr Hirten zu erwarten[413]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 260ff.

Ein Engel

1. Friede, Friede sey auf Erden!
Freut euch, Gott ließ Friede werden!
Jetzt erschallt das Jubellied:
Freut euch, Brüder, es ist Fried!

Deutschland

2. Deutschland auf, erhol' dich wieder,
Singe Dank- und Freudenlieder
Dem, der dich das Friedensfest
Freudenvoll erleben läßt!

Kaiser Franz

3. Friede! Dauerhafter Frieden!
Friede sey von Gott beschieden
Jedem Fürst und Reichsstand,
In dem deutschen Vaterland!

Bonaparte

4. Friede wollt' ich längst schon haben,
Friede soll jetzt Deutschland laben,
Friede Frankreichs Republik;
Friede sey der Menschheit Glück!

Prinz Karl

5. Friede, Friede, welche Freude!
Nach viel Jammer, Angst und Leide,
Sorg' und Kummer und Verdruß,
Bring' ich euch den Friedensschluß.

General Moreau

6. Steckt die Schwerter in die Scheide,
Nach so langem Kampf und Streite,
Lieben Brüder, wieder ein,
Laßt uns all' des Friedens freu'n!

Ein Postillon

7. Lustig hört man auf der Straßen
Uns jetzt auf dem Posthorn blasen:
Vivat, es leb' Oestreich's Haus!
Blasen wir den Frieden aus.

Ein Geistlicher

8. Welche Freud' wird man empfinden,
Wenn ich werd' den Fried' verkünden,
Und bald von der Kanzel nun,
Werd' die Friedenspredigt thun!

Ein Kaufmann

9. Freudiger wird man mich sehen
In's Gewölb und Laden gehen,
Wenn der Kauf- und Handlungsstand
Wieder geht durch's ganze Land.

Ein Künstler

10. Künstlern, welchen jeder holde,
Die gern jeder zahlen wollte,
Werden wieder Geld einzieh'n,
Kunst und Wissenschaft wird blüh'n.

Ein Wirth

11. Auch der Wirt darf nicht so borgen,
Noch für die Bezahlung sorgen,
Freut sich, wenn's bald wohlfeil wird,
Daß er wieder profitiert.

Ein Handwerksmann

12. Uns Gewerb- und Handwerksleuten
Lachet schon das Herz vor Freuden,
Weil's, nach langer Kriegesnoth,
Bald giebt wieder Geld und Brot.

Ein Franzos oder Soldat

13. Bauer, du mußt uns zu leben,
Fleisch, Brot, Geld und Vorspann geben!
Schaffst du's nicht und machst mich toll,
Hau ich dir den Buckel voll!

Ein Bauersmann

14. Kost, Brot, Geld und Vorspann geben,
Und noch kriegen Schläg' darneben,
Dieses wäre gar zu toll;
Wollt' daß dich der Kuckuck hol'!

Eine Jungfrau, die Kränze bindet

15. Seht, ich bind' für Franz den Kaiser
Lorbeerkränz' und Friedensreiser,
Und viel Blumen mancher Art,
Für das Haupt des Bonapart.

Die Zwietracht an der Kette

16. Ich wollt' deine Friedenspalmen
All' zertrümmert und zermalmen,
Wenn ich nur die Macht noch hätt',
Und nicht läge an der Kett'!

Ein Löwe oder England

17. Schaut, der Löw' mit seinem Rachen,
Der viel Beut' davon getragen,
Macht nun Fried', legt sich zur Ruh,
Schaut dem Hahn und Adler zu.

Ein Adler und Hahn, Oestreich und Frankreich

18. Wer's nicht sieht, der kann's nicht glauben,
Daß sich wie zwei Turteltauben,
Selbst der Hahn und Adler küßt
Weil es Frieden worden ist.

Nach dem *Friedensschluß von Lunéville* (9.2.1801) kam es zu einer Reihe weiterer Verständigungsakte. „Fast gleichzeitig wurden im Herbst 1801 der russisch-französische Friede und englisch-französische Präliminarien geschlossen; diesen folge am 27.3.1802 die Unterzeichnung des Definitivfriedens in Amiens".[414] Frankreich schloß weiterhin einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit Bayern (24.8.1801) und den anderen süddeutschen Staaten; vom 23.5.1802 datiert ein französisch-preußischer Vertrag über die territoriale Neuordnung Nordwestdeutschlands. Den Schlußstrich zog der Reichsdeputationshauptschluß vom 25.2.1803.

Unter den 19 redenden Personen des Rollenliedes finden sich in durchdachter Reihenfolge vier historische Individuen, darunter zwei Österreicher: Kaiser Franz und Prinz (= Erzherzog) Karl, zwei Franzosen: Bonaparte und General Moreau; vier Personifizierungen von Ländern, davon drei in Tiergestalt: Deutschland, England (Löwe), Österreich (Adler), Frankreich (Hahn); acht Vertreter von Berufen, ein Engel, eine kränzebindende Jungfer und die Allegorie der Zwietracht.

25mal erscheint das Wort „Friede": dies drückt die löbliche inhaltliche Tendenz überdeutlich aus. Mag sein, daß durch das Friedensstakkato nach heutigen literarisch-ästhetischen Maßstäben die poetische Qualität beeinträchtigt wird, mag sein, daß ex eventu betrachtet, Napoleons Friedensbeteuerungen sehr sarkastisch erscheinen müssen: als Dokument des Friedenswillens und als Reminiszenz spätbarocker allegorischer Rollenspiele verdient das Lied besondere Beachtung. Das originelle Wechselgespräch zwischen Soldat und Bauer bezieht sich auf die mehr als lästigen Einquartierungen von Soldaten, wobei öfters Übergriffe vorkamen.

Beispiel 68

Derer verlassenen und verrathenen Hannoveraner Klagpsalm

Worte: Anonym, 1803 / Melodie: Ach Gott vom Himmel sieh darein[415]

Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 268f.

1. Ach Gott vom Himmel sieh darein!
Und laß dich deß erbarmen:
Die Herrn stehn nicht zu unsern Reih'n,
Verlassen sind wir Armen!
Man hält nichts mehr auf Treu und Glaub,
Giebt uns dahin, als schnöden Raub,
In der Franzosen Hände.

2. Des falschen Adels Eigennutz
Und der Beamten Thaten,
Sind, unserm Land und Heer zum Trutz,
Bedacht uns zu verrathen.
Der wählet dies, der Ander das,
Sie trennen uns, ohn' alles Maaß,
Und gleißen schön nach Außen.

3. Gott woll' ausrotten ihre Schaar,
Ihr sündliches Verkehren,
Dazu ihr' Zung' stolz offenbar
Spricht: Trotz, wer will's uns wehren!
Wir haben Recht und Macht allein,
Was wir setzen, das gilt gemein,
Wer ist, der uns will meistern?

4. Ach führst du Herre Gott darein,
Daß ihr' Gewalt verstöret,
Franzosen kämen nicht herein,
Unser Klag' wär erhöret!
Wir stünden alle wie ein Mann,
Und griffen diese Räuber an,
Die Alles plündern, morden.

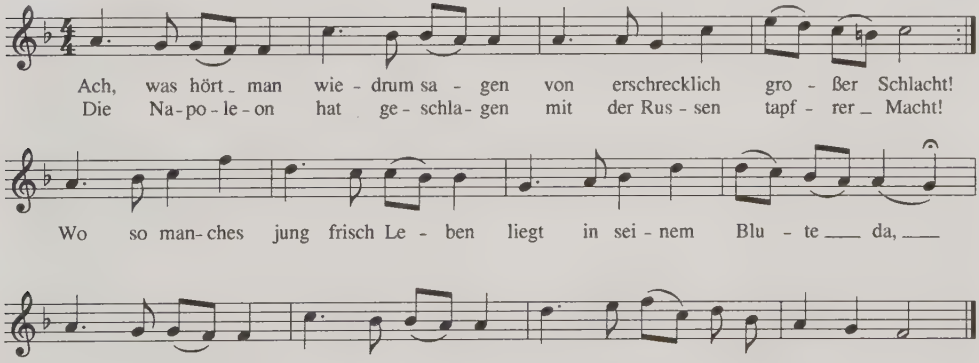
5. Ach König Georg, es geht zu End'!
Ohn' daß ein Degen fechte,
Hat man uns von dir abgetrennt,
Und unserm alten Rechte!
Wir möchten bleiben was wir sind,
So giebt uns der Gottlosen Sünd'
Gleich in des Löwen Rachen.

Hannover war der einzige Besitz Englands auf dem Festland. Die Personalunion zwischen dem Kurfürstentum Hannover und dem Königreich Großbritannien geht zurück auf das Jahr 1714, als das Haus Hannover mit Georg I. die englische Krone erbte.
Nach dem Frieden von Lunéville (9.2.1801) stand England isoliert gegen das kontinentale Europa. Ende 1800 ließ sich Preußen auf französisches und russisches Drängen hin bewegen, in das Kurfürstentum Hannover einzurücken, zog sich aber bald wieder zurück. Der zwischen England und Frankreich geschlossene Frieden von Amiens (27.3.1802) sollte sich als sehr brüchig erweisen, schon im Mai 1803 kam es zu erneuten Feindseligkeiten: Am 18. Mai 1803 erklärte England den Krieg, und Napoleon läßt daraufhin ein 20.000 Mann starkes Armeekorps in Hannover einrücken. Zu einer Schlacht kommt es nicht. Am 6. Juli 1803 kapituliert die zahlenmäßig unterlegene hannoversche Armee; sie wird entwaffnet und aufgelöst.
Der „Klagpsalm" ist eine Kontrafaktur des Kirchenliedes „Ach Gott vom Himmel sieh darein", dessen ersten zwei Zeilen unverändert übernommen wurden. Man darf annehmen, daß die Klage über die französische Besetzung durchaus dem Gefühl der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung entsprochen hat; immerhin war man nahezu 100 Jahre mit England verbunden, und dies nicht zum Schaden der Hannoveraner. Die Klage über die plündernden und mordenden Räuber dürfte aus propagandistischen Gründen übertrieben sein; zumindest werden Übergriffe von anderen Quellen nicht bestätigt. Der 68 Jahre alte pensionierte hannoversche Major August Heinrich Bohnsack berichtet über die Disziplin der französischen Soldaten bei dieser Gelegenheit:
„Übrigens muß man gestehen, daß der Obergeneral Mortier eine ganz gute Manneszucht hielt – weswegen die Franzosen auch gar nicht mit ihm zufrieden sind, sondern häufig auf ihn und die Generalität, ja auf Bonaparte schimpfen – und jedem, der nicht ohne Ursache sich über irgend einen Franzosen beschwert, eine eben nicht völlig erwartete Genugtuung gibt".[416]
Gegen vereinzelte Übergriffe geht General Mortier mit aller Strenge vor:
„Heute früh war von der ganzen Garnison alles, was nicht im Dienst war, ausgerückt, um vier Mann vom Militär, die sich auf dem Marsch hierher ungebührlich aufgeführet, geplündert und teils genotzüchtigt hatten, totzuschießen. Sieben Unteroffiziere waren dieses zu verrichten besonders kommandieret; solche stellten sich sieben Schritte von den Maleficanten und vollführten von da ihren Auftrag; nachdem solches geschehen, mußte alles an den Getöteten vorbeimarschieren".[417]
Der in der letzten Strophe genannte König Georg ist Georg III. Die Hoffnung des Liederdichters sollte sich erst 1815 erfüllen, als die alte Personalunion des Königreichs Großbritannien mit dem nunmehr auch zum Königreich erhobenen Hannover wiederhergestellt wurde.

Beispiel 69

Schlacht bei Austerlitz
2. Dcbr 1805

Text: Anonym, 1805/06
Melodie: Gute Nacht, jetzt muß ich scheiden



Text aus: Ditfurth: Historische Volkslieder 1763-1812, S. 286f
Melodie aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. III, S. 417, Nr. 1592

1. Ach, was hört man wiedrum sagen
Von erschrecklich großer Schlacht,
Die Napoleon geschlagen
Mit der Russen tapfrer Macht!
Wo so manches jungfrisch Leben
Liegt in seinem Blute da,
Und muß es dem Tode geben,
Vater, Mutter nicht wiedersah.

2. Kaum der Tag hat angefangen
In der kalten Winterszeit,
Ist das Donnern angegangen
Von Kanonen weit und breit.
Hunderttausend tapfre Russen
Und Oestreicher stehn verbünd't,
Und so viele auch Franzosen
Stürmen her auf sie geschwind.

3. Schrecklich geht es her und wieder,
Keiner weichen will im Feld,
Obschon tausendweis darnieder
Russe und Franzose fällt.
Napoleon thät sich nicht schirmen,
Frisch ermuntert seine Leut',
Daß sie herzhaft wiedrum stürmen,
Wo sie abgedrängt im Streit.

4. Als der Russ auf einem See,
Der schon dick gefroren war,
Eilig will hinübergehen,
Kam er in sehr groß Gefahr;
Denn Napoleon ließ einschießen
Mit Kanonen gleich das Eis,
Daß die Russ'n ihr Leben ließen
Und ertrunken tausendweis.

5. Dadurch ward die Schlacht verloren,
Mußt der Russe aus dem Feld;
Oestreich, das ihm zugeschworen,
Sich zum Frieden willig stellt.
Zwanzigtausend sind geblieben
In der Schlacht auf jeder Seit',
Ohn' was schwerverwundet blieben
Und gefangen auch derzeit.

6. Gott der Güte und der Gnade,
Soviel armes Menschenblut
Ist geflossen, großer Schade
Auch geschehn an Hab und Gut.
O laß endlich Frieden werden,
Frieden und für lange Zeit,
Daß die Menschen auf der Erden
Ruhen aus von so viel Streit!

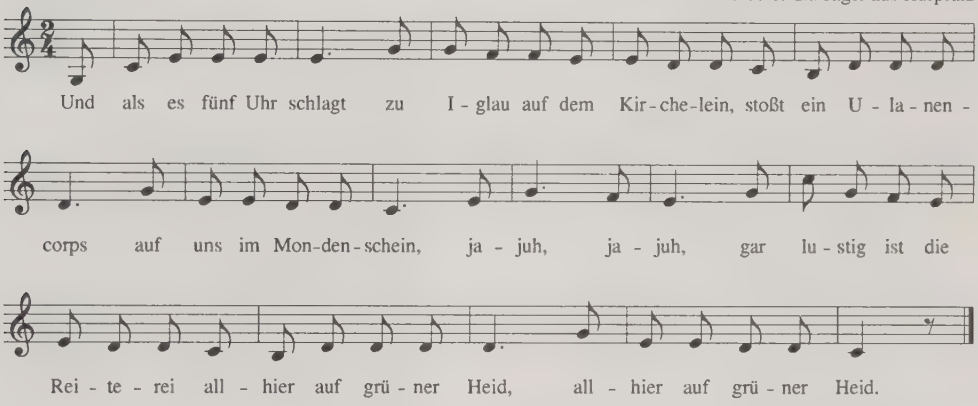
Schlachtenlieder werden in der Regel von einem parteiischen Standpunkt aus verfaßt. Anders hier: der Autor kommentiert die sogenannte Dreikaiserschlacht bei Austerlitz aus einer neutralen und pazifistischen Position. Obwohl es sich bei Austerlitz um einen der „glanz"vollsten Siege Napoleons gehandelt hat, wird hier kein Sieger verherrlicht: es sind die Schrecken des Krieges und die Friedenssehnsucht, die die Tendenz des Liedes bestimmen und ihm einen wichtigen Platz unter den Schlachtenliedern zuweisen.
Eine historische Korrektur ist angebracht: Die schaurige Episode der über das Eis fliehenden russischen Soldaten, von denen viele ertrinken, nachdem sie von französischer Artillerie beschossen wurden, ist verbürgt, – schlachtentscheidend, wie der Liedautor meint, war sie jedoch nicht. Die Schlacht war bereits entschieden, als Reste der Truppe Langerons und Dochturows versuchten, bei Aujesd über das Eis eines zugefrorenen Sees zu fliehen.
Der „Glanz" der „Dreikaiserschlacht" überdeckt in den meisten Darstellungen die Schrecken der Schlacht.[418]
Wir verzichten auf eine Schilderung des Schlachtgeschehens zum höheren Ruhm Napoleons,[419] folgen lieber der Tendenz des Liedes und geben Jacques Presser das Wort: „Die Napoleon-Legende singt sein Lob. Bemerkenswert wenig Lob gilt allerdings denen, die noch in erster Linie eine Auszeichnung verdient hatten, nämlich den auf dem Schlachtfeld Verbliebenen. Widmen wir deshalb diesen Helden ein paar Worte: nicht den Gefallenen, sondern den Verwundeten. Zunächst und am besten wird die Garde versorgt – die anderen Verwundeten legt man auf den Boden – und als Napoleon am Abend das Schlachtfeld besucht, läßt er ihnen ein Glas Branntwein reichen. Die Garde wandert auch zuerst in die großen Hospitäler in Brünn und Wien, der Rest folgte erst allmählich. Unter den Verwundeten bricht der Typhus aus, der im raschen Tempo mehr als ein Viertel dahinrafft und mehr Opfer als die ganze Schlacht fordert. Auch die Bevölkerung kriegt ihren Teil davon ab, und der Typhus dringt bis nach Frankreich vor. Larrey schätzt die Zahl der Opfer unter den Soldaten allein auf 12.000 Mann. Als die Garde in Frankreich einzieht, leiden diese Elitesoldaten schwer, ‚auf entsetzliche Art und Weise', unter der Krätze. Die französischen Verwundeten werden, da es an Personal mangelt, noch am meisten von deutschen Ärzten behandelt, die sie nur mit Mühe verstehen und sich ihnen gegenüber zuweilen feindlich verhalten. Die Bewohner einiger Gegenden werden gezwungen, als Sanitäter zu dienen. Da ist es kein Wunder, daß man, um mit Morvan zu schließen, ‚hinter den 2600 Helden, gefallen bei Austerlitz, hinter den 6000 Verwundeten, denen der Kaiser mit großem Tamtam wenigstens einen ‚Napoleon' als Belohnung zuerkennt, die 16.000 sieht, gestorben an ‚Fäulnis' in den ‚Hospitälern'. So sieht der Heldentod zur Zeit Napoleons aus, trotz einer Literatur, die das verschweigt".[420]
Die Melodie des Liedes zur **„Schlacht von Austerlitz"** wurde vom „Schinderhannes-Lied" übernommen, das mit den Worten beginnt: „Gute Nacht! Jetzt muß ich scheiden". Wir bringen die Melodie nach der in Erk/Böhmes „Liederhort" abgedruckten Fassung. Dort findet sich auch ein Hinweis auf eine weitere Kontrafaktur, die ins Jahr 1805 gehört, was nebenbei ein Indiz für die damalige Verbreitung des „Schinderhannes-Liedes" darstellt: „Die Melodie vom Schinderhannesliede wurde angewendet zu einem historischen Liede auf *Napoleon* und die dritte Coalition 1805: ‚Bruder,

bleibe mir gewogen'". Die Stadt Austerlitz sucht man auf heutigen Landkarten vergebens. Sie liegt in Mähren (Umgebung von Brno = Brünn), trägt heute den tschechischen Namen *Slavkov u Brna* und hat etwa 4500 Einwohner. Überall in der Umgebung sind Hinweisschilder angebracht, die auf das damalige Schlachtgeschehen aufmerksam machen. Im Schloß gibt es eine große Dauerausstellung zur Drei-Kaiser-Schlacht, welche jedes Jahr am Jahrestag mit viel Aufwand nachgestellt wird.

Beispiel 70

Die Bayern bei Iglau
Dcbr. 1805

Text: Anonym, 1908/06
Melodie: Ein Jäger aus Kurpfalz



aus: Ditfurth; Historische Volkslieder 1763-1812, S. 284

1. Und als es fünf Uhr schlagt
Zu Iglau auf dem Kirchelein,
Stoßt ein Ulanenkorps
Auf uns im Mondenschein.
Ja juh, ja juh,
Gar lustig ist die Reiterei
Allhier auf grüner Heid.

2. Graf Rechberg kommandiert:
„Frisch auf, ihr tapfere Schwalangschier,
Wir müssen auf sie los,
Eh sie uns attakier'n!
Ja juh…

3. Sie sind uns viel zu stark,
Sie fallen uns von beide Seit,
Wir müssen uns hauen durch -
Das ist ein harter Streit!
Ja juh…

4. Und als wir sind hindurch,
Ein Graben uns den Weg versperrt,
Stürzt Mancher tief hinein,
Liegt da mit seinem Pferd.
Ja juh…

5. Dort stellen wir uns auf,
Und feuern tapfer in den Feind,
Verwehren ihm den Weg,
Bis daß wir sind vereint.
Ja Juh…

6. Und als zu unsrer Hülf
Kommt Major Floret noch heran,
Da sind wir, teufelswild,
Und greifen wiedrum an.
Ja juh…

7. So kommen auch noch mehr
Von allen Seiten Feind' herbei,
Gen'ral Wrede doch zugleich
Mit aller Reiterei.
Ja juh…

8. Gleich geht es frisch darauf,
Wir lassen nicht bis daß sie flieh'n,
Wohl in den Karlswald
Und an die Sandhöf hin.
Ja juh…

9. General Wrede lebe hoch,
Er ist ein tapfrer General,
Graf Rechberg auch dabei,
Die Schwalangschierer all'!
Ja juh…

Iglau heißt tschechisch Jihlava; es ist die an der Grenze zwischen Böhmen und Mähren im Schnittpunkt der Straßen Prag – Wien und Tabor – Brünn gelegene alte Bergbaustadt. Dort, an der strategisch wichtigen Stelle, wurde die bayerische Division Wrede zur Sicherung der linken Flange von Napoleons Hauptarmee eingesetzt, während die Entscheidung von Austerlitz fiel. Der Krieg von 1805 war für die bayerische Armee zu früh gekommen; man befand sich mitten im Reorganisationsprozeß. Iglau war eine der ersten Bewährungsproben der noch unerfahrenen bayerischen Truppen in der neuen bayerisch-französischen Waffenbrüderschaft. „Es sprach für das neugewonnene Selbstgefühl, daß sich Wrede zu einem offensiven Vorgehen gegen einen fast doppelt so starken Gegner entschloß. Auch hier mußte man nach anfänglichen Erfolgen schließlich mit nicht unbeträchtlichen Verlusten einen Rückzug antreten, doch die Haltung der Truppen war vorbildlich".[421] Unser Lied kann gut als Ausdruck des neuen Selbstgefühls gewertet werden.

Beispiel 71
Der boarische Kanonier

Worte: Anonym, nach 1805 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Kiem Pauli, Oberbayerische Volkslieder, S. 206f. mit der Bemerkung „Handschriftlich von Schmucker, Ruhpolding"

1. Bin ich ein boarischer Kanonier,
   Streit für das Vaterland
   Und trag bereits schon sieben Jahr
   Den Sabl in der Hand.

2. Einst gab ich meinem Pferd die Sporn,
   Ein Ruß kam auf mich her,
   War ein Kusack, ein Offizier
   Ein Kerl als wie ein Bär.

3. Er schoß auf mich mit Pistolen los,
   Kaum war der Schuß vorbei,
   So gab ich ihm einen Hieb,
   Daß ihm der Kopf entzwei.

4. Ich hob ihm seine Merse ab,
   Von Gold war sie ganz steif,
   Und was mir noch das Liebste war,
   War seine Tawakspfeif.

5. Und die Pfeif, die schätz ich mir
   Als wie ein Heiligtum,
   Ich trag sie stets bei mir
   Zu meinem stillen Ruhm.

6. Ich schätze mich als Edelmann,
   Wenn ich zu Pferde sitz,
   Und streite durch das ganze Land
   Von hier bis Austerlitz.

7. Und nach der Schlacht bei Austerlitz
   Marschierten wir nach Wien,
   Und als wir dort hineinmarschiern
   War selbst der Kaiser drinn.

8. O wie gerne wollte ich
   Mein zweites Bein verliern,
   O könnte ich noch eine Schlacht
   Mit Preußen arrangiern!

Worterklärung
Merse, von mittelhochdeutsch „merse" = Kostbarkeit, Schatz, Kleinod (Lexer S. 139) hier im Sinne von „Geldbörse"

Der Text von **„Der boarische Kanonier"** ist in sich widersprüchlich. Überschrift und Anfangszeile sprechen von einem Kanonier, die folgenden Strophen deuten eher auf einen Kavalleristen hin. Es gab zwar bei der Artillerie Spannpferde – im Jahr 1806 erhielt die bayerische Artillerie ein eigenes Fuhrwesen-Bataillon –, doch handelte es sich bei den Artillerie-Pferden in der Regel um Kaltblüter, die nicht in einem Reitergefecht eingesetzt wurden, wie es in den Strophen 2 und 3 geschildert ist. Nach der letzten Strophe muß man vermuten, daß der anonyme Soldat nur mehr ein Bein besitzt, was wiederum nicht mit einem aktiven Soldaten zu vereinbaren ist. Wir halten das Lied für eine Kombination von Bruchstücken mehrerer Originale; schließlich wurde es über 100 Jahre lang mündlich überliefert, bevor es der Kiem Pauli in seiner Sammlung veröffentlichte.
Auffällig, weil sehr selten, ist das Plünderungsmotiv (Strophen 4 und 5). Das Ausplündern des getöteten gegnerischen Soldaten war dabei durchaus üblich. Ein besonders gutes Gewissen scheint der boarische Kanonier dennoch nicht gehabt zu haben; der Geldraub wird verdrängt durch die nicht ganz glaubwürdige Versicherung, daß ihm die dem russischen Soldaten abgenommene Tabakspfeife „das Liebste" war. Für die Offiziere gehörte es damals nämlich durchaus zum guten Ton (gegen den häufig verstoßen wurde), sich nur wertlose Kleinigkeiten aus der Beute als Andenken anzueignen. Major Ludwig Reiche aus dem preußischen Heer berichtet eine bezeichnende Episode unmittelbar nach der Schlacht bei Waterloo:
„Bei dem Wagen Napoleons fanden sich die meisten Liebhaber und Neugierigen ein. (...) Die Beute war unermeßlich; mancher Füsilier trug 2000 bis 3000 Napoleondor mit sich fort. Eine kostbare Agraffe in Diamanten mit Solitären in seltener Größe fand sich in Napoleons Wagen vor (...) Außerdem fanden sich in dem Wagen eine große Menge

ungefaßter Diamanten, deren Geldwert nicht anzugeben ist, indem viele Hände dabei beschäftigt waren, auch manche umhergeworfen und zum Teil vertreten wurden. (...) Viele drängten sich zu dem Wagen Napoleons, fast ein jeder wünschte ein Andenken daraus mitzunehmen. Ich für meine Person hätte mich auch wohl bereichern können, verschmähte es aber nach dem altpreußischen Grundsatze, demgemäß es einem Offizier nicht zusteht, für sich Beute zu machen, und nahm aus Napoleons Necessaire nichts als eine kleine Schere".[422]
Die Bayern wurden, wie oben bereits erwähnt, nicht in der Schlacht von Austerlitz selbst eingesetzt, sondern bei Iglau zur Flankensicherung verwendet.

Beispiel 72
Schlacht bei Jena (14.10.1806)

Worte: Anonym, 1806 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 64ff.

1. Wir, Sachsen und Preußen standen zusammen
Wohl gegen Napoleon,
Der uns bei Jena entgegengekommen
Mit achtzigtausend Mann.
Wir hatten mehr nicht als halb so viel
Dem Kaiser entgegen zu stellen;
So gab's für uns ein böses Spiel,
Bekam Prinz Hohenloh 'ne Schelle.

2. Frühmorgens ein dicker Nebel war,
Als kaum der Tag anfinge;
Da rückten wir mit General Tauenzien vor,
An den Feind es herzhaft ginge.
Kanonen brüllten, daß es donnert und kracht,
Musketen dazwischen knallen;
Es war fürwahr eine rechte Schlacht,
Viel Brüder müssen fallen.

3. Wir aber waren an Zahl zu schwach,
Wir mußten uns ziehen zurücke,
Bis General Grawert kame nach,
Da gab's ein anderes Stücke.
Um Vierzehn-Heiligen spielten wir auf
Den heiligen Herren Franzosen;
Sie kamen vom Tanzen gar wohl in Lauf,
Wir klopften ihnen tapfer die Hosen.

4. Doch kein Succurse kam uns daher,
Wir standen ganz verlassen;
So kehrten sie wieder und noch viele mehr,
Uns besser anzufassen.
Von allen Seiten kamen's da mit Macht
Auf uns hereingedrungen;
Hatten wir sie eben ausgelacht,
Haben sie uns nun übel gesungen.

5. Da gab's ein Donnern, als ging die Welt
Nur gleich in Scherben zusammen;
Ein Bruder bei dem andern fällt,
Steht alles in Rauch und Flammen.
Doch hielten wir aus und standen fest,
Gaben ihnen tapfer zu schaffen;
Waren uns'rer zu wenig, ein kleiner Rest,
In den Händen uns brennen die Waffen.

6. So thaten wir uns zurücke ziehn
Bis auf Klein-Romstädt eben;
Alldort zerschossen sie unsre Batterien,
Die mußten sich da ergeben.
Und als verloren so die Stück,
Da kamen wir in die Enge;
Es wichen ganze Haufen zurück,
Und ward ein großes Gedränge.

7. Doch noch geschlossen man uns fand
Konnt' uns kein Teufel nicht trennen;
Grenadie-Bataillon Winckel, bei dem ich stand,
Muß man vor allen wohl nennen.
Ich hab' meine Fahne tapfer geschwenkt,
Hurra, ihr deutsche Brüder!
Eh' daß ich sie vor dem Franzosen gesenkt,
Hätt' auch den Tod ich viel lieber.

8. Was sonsten in der Schlacht geschehn,
Das kann ich nicht wohl berichten;
Es wollt' nichts recht zusammen gehen,
Darüber ward Alles zunichte.
Von früh bis abends hat es gewährt,
Da ging die Schlacht zu Ende.
Ade, ihr Brüder unter der Erd,
Befehl euch in Gottes Hände

Beispiel 73
Saalfeld, Jena 1806

Worte: Anonym, 1806 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 66f.

1. Dort draußen an der Saale,
da gings gar grausam zu,
Da gabs so manche Quale,
bei Tag und Nacht nicht Ruh;
da gings an Schießen und Hauen
und Metzeln fürchterlich,
daß man bekam ein Grauen
für andere und für sich.

2. Kaum waren wir gekommen
bis Jena vor das Thor,
so hat auch schon vernommen
mit Schrecken unser Ohr,
wie die Kanonen knallen,
und wildes Kampfgeschrei
im Echo wiederhallen
nun war die Ruh vorbei.

3. Des Freitags um halb Zehne,
da ging das Vorspiel an,
da floß so manche Thräne
von manchem braven Mann:
Prinz Louis mußte bleiben,
das gab ein großes Weh,
bei Hof ein ärger Treiben
thät fast noch die Armee.

4. Des Dienstags früh halb Viere,
da gings erst grausend an,
wo Menschen und auch Thiere
stürzten zur Todesbahn;
Kartätschenkugeln flogen,
gleichwie der Sand am Meer,
Franzosen, Preußen und *Sachsen*
die zogen die kreuz und quer.

5. Nun gings bald hier bald dorthin
ohn Unterlaß so fort,
daß man nicht anders glaubte,
man sei am Höllenbord;
besonders ungeheuer
gings drüber und drunter her,
mit fürchterlichem Feuer
beim feindlichen Chasseur.

6. Da lagen friedlich viele,
von beiderseits gestreckt,
wohl unter dem Gewühle,
von Blut und Staub bedeckt;
das war ganz zum Erbarmen
und grausend anzusehn,
was unter diesen Tagen
vor Unglück war geschehn.

7. Nun auf der Retirade
da gings erst über mich,
da gab es keine Gnade,
glaubt mir es sicherlich.
Die Deichsel war zerbrochen,
der Wagen ging derquer,
mich hat man bald erstochen,
das schmerzte mich gar sehr.

8. „Ist Geld bei dir zu sehen,
so geb ich dir Pardon!"
Ich wollt ihn nicht verstehen,
allein er griff mich schon,
den Rock mir aufgerissen,
genommen Uhr und Geld,
befördert durch Erschießen
Fort in die andere Welt.

9. Nun mußt' ich auch mit wandern,
Auf das Schloß Viehbog zu,
wohl unter vielen andern,
da gab es keine Ruh.
Mir war gar herzlich bange,
ich mußte zwar mit nein,
doch wollte ich nicht lange
im Schlosse Viehbog sein.

Die Lieder Nr. 72 und 73 haben die Niederlage der alliierten Truppen in der Dreikaiserschlacht von Jena und Auerstedt – hier konkret: von Jena[423]- aus der Sicht der unterlegenen sächsischen und preußischen Truppen thematisiert. Der anonyme Verfasser des Liedes **„Schlacht bei Jena"**, dessen Text sich in einem handschriftlichen Liederbuch eines sächsischen Handwerksburschen aus der Gegend von Halle/Sachsen gefunden hat, war vermutlich Mitglied des sächsischen Grenadier-Bataillons Winckel, das dem Armeekorps des Generals der Infanterie Fürst Hohenlohe-Ingelfingen zugeteilt war, da er dessen Verdienste in dem leider verlorenen Treffen gebührend herausstreicht (Str. 7). Das Bataillon Winckel rückt mit dem Korps Tauentzien am frühen Morgen des 14. Oktober 1806, es war ein nebeliger und trüber Dienstagmorgen, gegen die zahlenmäßig weit überlegenen Franzosen vor, muß sich dann aber wieder zurückzie-

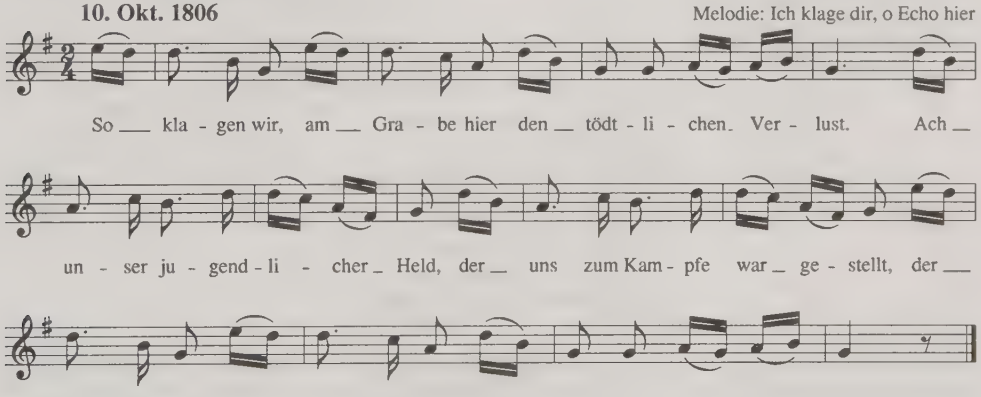
hen, bis die 1. Division des Armeekorps Hohenlohe unter Generalleutnant von Grawert zur Unterstützung ins Feld geworfen wird. Gegen die drückende feindliche Übermacht der 95.000 Franzosen, – es standen ihnen ledglich 50.000 Preußen und Sachsen gegenüber – und das strategische Geschick Napoleons hatten die Angreifer jedoch keinerlei Chancen. Unser Verfasser geht unter anderem auch auf den geschickten Einsatz der französischen Artillerie ein, die deren Gegnern bei diesem Treffen den endgültigen Rest gibt (Str. 5). Im Widerspruch zu dessen martialischen Äußerungen (Str. 7: „Ich hab' meine Fahne tapfer geschwenkt, / Hurra, ihr deutsche Brüder! / Eh' daß ich sie vor den Franzosen gesenkt, / Hätt' auch den Tod ich lieber"), ergaben sich die geschlagenen Armeen ohne weiteren Widerstand; es kam sogar zu einem Treuerevers von 120 sächsischen Offizieren zugunsten Napoleons, der immerhin die Freilassung von 6000 kriegsgefangenen Soldaten nach sich zog. [424]

Das Lied **„Saalfeld, Jena"** (Nr. 73), welches seinerzeit auf einem „Fliegenden Blatt" mit dem Titel „Fünf neue Gesänge", Dresden, verbreitet und vom Buchbinder H. Bruckmann zum Verkauf angeboten wurde, bietet eine ausführliche Schilderung nicht nur der entscheidenden Schlacht am 14. Oktober, sondern geht auch in Strophe 3 auf den Tod von Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, der an der Spitze der Avantgarde des Fürsten Hohenlohe stand, am 10. Oktober 1806 in dem Treffen von Saalfeld ein. (Siehe hierzu die Lieder Nr. 73 und 74). Der unbekannte Verfasser weiß, wovon er spricht, beschreibt er doch anschaulich das Durcheinander auf und um die Schlachtfelder von Jena und Auerstedt, geht unter anderem auch auf das Liegenbleiben der Fuhrwerke auf der Straßen von und nach Jena nach dem Zusammenbruch ein. War es im Lied Nr. 71 – „Der boarische Kanonier" – ein deutscher Soldat, der einen getöteten Franzosen ausplündert, so ist diesmal ein Sachse das Opfer, dem ein Franzose mit vorgehaltener Pistole Uhr und Geld entreißt. Sodann wird er mit zahlreichen Leidensgenossen zum Schloss Viehbog (Wippach) in die Kriegsgefangenschaft geführt, wobei er dort jedoch nicht lange zu bleiben gedenkt (Str. 9). Wahrscheinlich aber ist es nicht zu der geplanten Flucht gekommen, vielmehr dürfte der Autor mit zu den 6000 freigelassenen sächsischen Soldaten gehört haben, deren Offiziere das Versprechen abgaben, „nie wieder die Waffen gegen Seine Majestät den Kaiser von Frankreich und König von Italien und seine Alliierten zu ergreifen".

Beispiel 74

Prinz Louis Ferdinands Tod
10. Okt. 1806

Text: Anonym, 1806
Melodie: Ich klage dir, o Echo hier



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder 1763-1812, S. 292f, dsgl.
Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus 5 Jahrhunderten, S. 313

1. So klagen wir am Grabe hier
Den tödtlichen Verlust.
Ach unser jugendlicher Held,
Der uns zum Kampfe war gesellt,
Der ist nun todt – o große Noth,
Daß er so fallen mußt'!

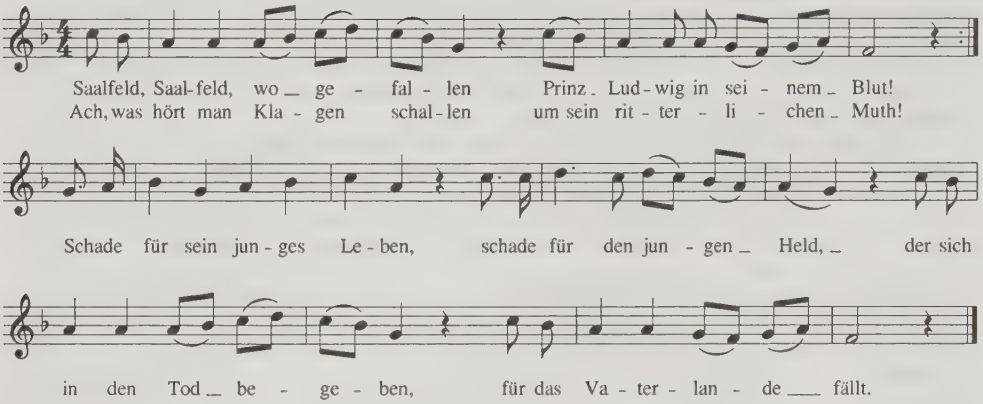
2. Der Tyranney und Sklaverei
Er kühn entgegenstand,
Und Friedrichs großer Heldenmuth
Durchströmte ganz sein feurig's Blut,
Da mit dem Schwert er siegeswerth
Stritt für das Vaterland.

3. O harter Schlag, o Trauertag!
Statt, daß es uns geglückt,
Und unser ärgster Feind besiegt,
Der theure Held nun selbst erliegt –
Ach, sinket todt, so jung und roth,
Von Uebermacht erdrückt.

Beispiel 75

Prinz Louis bei Saalfeld

Text: Anonym, 1807
Melodie: Guter Mond, du gehst so stille



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder, S. 293

1. Saalfeld, Saalfeld wo gefallen
Prinz Ludwig in seinem Blut?
Ach, was hört man Klagen schallen
Um sein ritterlichen Muth!
Schade für sein junges Leben,
Schade für den jungen Held,
Der sich in den Tod begeben,
Für das Vaterland fällt.

2. Dort, in jener Schicksalsstunde,
Hat er ritterlich gekämpft,
Bis die blut'ge Todeswund
Seinen Heldenzorn gedämpft.
Ach, mit Jammern und mit Klagen
Stehn die Seinen um ihn her,
Haben ihn hinweggetragen,
Und beweinet viel und schwer.

3. Jetzt dringt frecher der Franzose
Auf den guten König ein,
Dem die schwarzen Schicksalsloose
Geben viele Sorg' und Pein.
Mußte fliehn fast aus dem Lande,
Vor dem wüthigen Siegertroß,
Bis am fernen Memelstrande
Mit dem Feind er Frieden schloß.

Die beiden Lieder (Nr. 74/75) verherrlichen „den wegen seines ungewohnt bürgerfreundlichen Umgangs und seines künstlerischen Talents schon zu Lebzeiten allseits sehr geschätzten Prinz Louis Ferdinand von Preußen“[425] und beklagen seinen frühen Tod am 10. Oktober 1806 im Gefecht von Saalfeld/Thüringen, das den Schlachten von Jena und Auerstedt vorausging.
Sein Adjutant, Karl von Nostiz erzählt, wie Louis, der die Avantgarde des preußischen Armeekorps der Infanterie unter Fürst Hohenlohe-Ingelfingen kommandierte, die tödlichen Wunden empfing:
„In diesem Augenblick stürzte sich Prinz Louis, der mit einem Blick die Gefahr einer ersten Schlappe ermessend, von seinen Adjutanten gefolgt, an die Spitze der Fliehenden, es gelingt ihm, einige von ihnen anzuhalten und ein Widerstandszentrum mit ihnen zu bilden. Er setzt sein Leben mit der Kaltblütigkeit des Kriegers aufs Spiel, der an die Schrecken des Kampfes gewöhnt ist. Eine unheilvolle Vorahnung schien mich zu mahnen, über seine Tage zu wachen, und ich hatte das Glück, mehr als einen Hieb, der ihm galt, abzuwehren. Indessen verschlimmert sich das furchtbare Durcheinander, man schlägt sich Mann gegen Mann. Plötzlich bemerkte ich mit Entsetzen, daß der Prinz taumelt und daß der Zügel seiner schwachen Hand zu entgleiten droht. Er hatte eine Verwundung im Nacken, fast unmittelbar gefolgt von einem Säbelhieb mitten auf die Brust erhalten. Mit einer schnellen Bewegung hebe ich ihn vom Pferd und lege ihn quer über meinen Sattelbaum (...)“.[426]
Nostiz wird beim Versuch, den verletzten Prinzen zu retten, selbst schwer verwundet; beide stürzen vom Pferd. Erst am nächsten Tag fand man den Prinzen auf dem Schlachtfeld, ausgeplündert und völlig nackt. Herzogin Auguste von Sachsen Coburg ist von der Leiche sehr beeindruckt und notiert am 12. Oktober in ihr Tagebuch:

„Erst als sie es niedergelegt hatten, konnte ich die Leiche des Prinzen Louis Ferdinand erkennen, in ein großes Tuch gehüllt, lag der große königliche Mann da, den schönen Kopf entblößt; keine Wunde hatte das prächtige Gesicht entstellt, in dem Hinterkopfe hatte er einige gefährliche Hiebwunden, und in der halbentblößten Brust gähnte die breite Wunde eines Stiches, der sein Leben beendet hat. (...) und trugen mit feierlichem Ernst die schöne Leiche in die kühle Wohnung der Ruhe, die der ungestüme Mann wohl da zum ersten Male fand".[427]
Preußen hatte seinen Märtyrer. Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs II. – sein Vater Ferdinand war der jüngste Bruder des alten Fritz –, war einer der treibenden Kräfte in den „Kriegspartei" am preußischen Hof gewesen. Er hatte bereits an den Feldzügen von 1792 teilgenommen, galt als tapfer und hochbegabt und war schon zu Lebzeiten ein ergiebiges Gesprächsthema wegen seiner exzentrischen und ausschweifenden Lebensweise. Kein Wunder, daß sich nach seinem „Heldentod" das politische Lied seiner angenommen hat. Auch Prinz Louis Ferdinand, obschon für viele zweifellos ein Hoffnungsträger, hätte die Katastrophe von Jena und Auerstedt, die vier Tage nach seinem Tod über Preußen „hereinbrach", nicht aufhalten können. Der „am fernen Memelstrande" geschlossene Friede von Tilsit (9.7.1807) kostet Preußen etwa die Hälfte seines Gebietes. Beide Lieder sind Kontrafakturen. Die heute kaum noch bekannte Melodie des ersten (Nr. 74) gehört ursprünglich zu einem recht rührseligen Lied mit der Überschrift „An das Echo" und findet sich bereits in einer „Anleitung zum Selbstunterricht auf der Harmonika" von Johann Christian Müller, Leipzig 1788, später abgedruckt in Ludwig Erks Liederschatz III, Leipzig: Peters, S. 88. Anders steht es um die Melodie von Nr. 75: „Guter Mond, du gehst so stille" ist auch heute noch in vieler Munde.

Beispiel 76
Die Bayern vor Glogau

Worte: Anonym, 1806 / Melodie in: Die historischen Volkslieder des Bayerischen Heeres, Nr. 23[428]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 302f.

1. Marschieren wir ins Preußenland;
Stadt Breslau ist uns wohlbekannt;
Marschieren wir in das weite Feld,
Bei Glogau wohl an die Schanze:
Da ritt daher ein tapfrer Held,
Mit Namen General Zandte.

2. Frühmorgens leuchtet uns der Tag,
Als man über die Festung sah,
Da sah man so viele Preußen da stehn,
Husaren und Grenadiere;
Die Bayern haben ein Feuer gemacht,
Die Preußen retirieren.

3. General Deroi schickt einen Trompeter hinein.
Was sich die Preußen wol bilden ein:
Ob sie die Festung woll'n geben verlor'n,
Sie sollten sich resolvieren;
Die Bayern sie stünden so harte davor,
Sie wollten mit Sturm anmarschieren.

4. Der Preuße hierauf zur Antwort gab:
So kann es aber nicht laufen ab;
Wir müssen beschaun der Bayern Stück,
Sonst wär es uns eine Schande;
Denn kämen wir sonst nach Berlin zurück,
Sie jagten uns aus dem Lande.

5. Ihr Bayrische Kanonier wol allzusamm,
So rucket die Stucken wol an den Damm!
Zün't an, gebt Feuer, daß donnert und kracht,
Schießt Festung und Schanzen darnieder,
Auf daß wir bekommen das schöne Glogau,
Frisch auf, ihr Bayrische Brüder!

Worterklärung
Stück, Stucken = Geschütze (Schmeller II, 731)

Es kann kaum überraschen, daß die preußische Katastrophe von 1806 – sieht man vom Märtyrer Louis Ferdinand ab – recht wenig Niederschlag in den Liedern gefunden hat. Niederlagen, zumal so vernichtende, wie sie Preußen erfuhr, motivieren nicht zum Verseschmieden. Anders auf der Gegenseite, bei den mit den Franzosen verbündeten Bayern. Wie schon im Vorjahr bei Austerlitz wurden sie auch 1806 zunächst zur Flankensicherung herangezogen. Nach der Entscheidung von Jena und Auerstedt hatten sie Gelegenheit, sich bei der Belagerung und Erstürmung von preußischen Festungen auszuzeichnen, die noch einige Zeit standhielten, obwohl das Land schon dem Feind preisgegeben war. Glogau (heute polnisch Glogów), in Niederschlesien an der Oder gelegen, wurde am 2. Dezember 1806 von der bayerischen Division Deroy erobert, worauf unser Lied **„Die Bayern vor Glogau"** anspielt.
Nur wenige preußische Festungen vermochten standzuhalten. Danzig fiel erst im Mai 1807, Graudenz und Kolberg blieben bis zum Abschluss des Friedens am 30. Juni 1807 unbezwungen und dienten somit der Selbstbestätigung und dem späteren Mythos der preußischen Tapferkeit während der Zeit der sogenannten „Freiheitskriege".

Beispiel 77
Der König von Graudenz 1807

Worte: Anonym, 1807 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, dsgl. Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 314 Nr. 102

1. Bei Jena, auf dem Leichenfeld,
War Preußens Kraft im Sturm zerschellt,
Und alle deutschen Gauen
Nun offen den franzschen Klauen.

2. Wo irgend noch ‚ne feste Schanz
Aufhielt des Feindes Siegestanz,
Da waren Verräter dorten,
Ihm aufzuschließen die Pforten.

3. Schon Magdeburg in des Feindes Gewalt,
In Spandau, in Berlin kein Halt,
Hinauf zu den Preußenlanden
Schon streifen Franzosenbanden.

4. Graudenz liegt da, ‘ne feste Burg,
Ihr Thor läßt keinen Franzosen durch.
Kurbierer liegt darinnen,
Mit Geld nicht zu gewinnen.

5. Franzosen ihr verliert den Witz,
Hier steht ein Schüler des alten Fritz!
Läßt nicht ins Bockshorn sich jagen,
Läuft nicht, ihr müßt ihn denn schlagen.

6. Da knallt’s vom Feld, knallt’s ‘rück vom Turm,
Man läuft gen Wall und Mauern Sturm,
Rennt mit dem Kopf gen Pfosten,
Manch Leben mag das kosten!

7. Den Städtern wird am Ende schwül
Im grimmigen Kartaunenspiel,
Als traurige Boten kamen,
Und sie das Ärgst vernahmen.

8. „Nehmt’s Euch zu Herzen, Stadtobrist,
Daß doch nicht mehr zu halten ist,
Wollt die Stadt doch übergeben,
Und retten das eigene Leben!“

9. „Der König verlor bei Friedland,
In diesen Tagen den letzten Stand,
Grenzüber ist er geflüchtet,
Wie man uns heute berichtet“.

10. Der Obrist stand auf dem hohen Wall,
Schaut nieder auf der Feinde Schwall,
Dann auf die Seinen herunter,
Es war kein Verräter drunter.

11. ‚Und wenn der Franzmann noch eins gesiegt,
Die ganze Welt zum Kreuze kriecht,
Sie sollen’s dennoch bekunden,
Daß sie Männer hier gefunden.

12. Gieng’ selbst der König aus seinem Reich,
So bin ich König in Graudenz gleich;
Drum nichts von Übergabe,
Bis wir alle gelegt zu Grabe!‘

Worterklärung
Kartaunenspiel = hier wohl Kanonenfeuer

Beispiel 78
Verteidigung von Colberg 1807

Worte: Anonym, 1807 / Melodie: Lustig, ihr Brüder seid fröhlich[429]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, dsgl. Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 315f., Nr. 103

1. Seid lustig, ihr Brüder, es freuet uns prächtig:
Der Kaiser von Frankreich ist Colbergs nicht mächtig!
Er ließ zwar durch einen Trompeter ansagen,
Daß er die Stadt Colberg und Festung wollt’ haben.

2. Der brave Kommandant antwortet ihm drauf:
„Wir geben die Fahne von Colberg nicht auf;
Wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei,
Es giebt auch noch recht brave Preußen dabei“.

3. ‚Seid ihr brave Preußen, ich Kaiser von Frankreich,
Schieße Colberg zusammen, und so zeig’ ich euch,
Daß ihr mir sollt geben die Festung jetzt auf,
Und gehen als Kriegsgefangne heraus‘!

4. „Wir thun uns nicht ergeben, wir lieben den König
Und unsre Freiheit, und fürchten uns wenig,
Wenn auch gleich die halbe Stadt liegt in der Asche,
Doch brennet das Schnupftuch noch nicht in der Tasche.

5. „Glaubt ihr denn, Franzosen, wir müssen retirieren,
Weil ihr konntet Prinz Louis bei Saalfeld blessieren"?
‚Glaubt mir, so lange das Blut in uns wallet,
So lange auch alle Kanonen frisch knallen'.

6. „Was helfen euch Kanonen? wir haben auch Mauern,
Wir sitzen in Kasematten, und können ausdauern;
Wir haben wohl Fleisch, Brot, Bier und auch Wein,
Die Thore sind verschlossen, darf niemand herein".

7. ‚So baut auf die Lunten, und laßt's einmal knallen!
Laßt Bomben, Granaten und Kugeln drein fallen,
Daß alle, die drin sind, in Gewölbe schnell rennen,
Drauf sie dann sprechen: wir müssen verbrennen!'

8. „Ihr wollt uns aushungern? wir lachen dazu!
Wir essen und trinken in fröhlicher Ruh:
Wir haben Kanonen, und haben kein Bang –
Marschiert nur nach Hause und wartet nicht lang"!

Beispiel 79
Das Lied vom Gneisenau 1813

Worte: Ernst Moritz Arndt, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 340ff., Nr. 123

1. Bei Colberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Geht's mit dem Leben nicht zu genau,
Juchhei! juchhei! juchhei!
Da donnert's von Kanonen,
Da sät man blaue Bohnen,
Die nimmer Stengel treiben,
Bei Colberg auf der Au.

2. Bei Colberg hat es flinken Tanz,
Juchheididei…
Um Mau'r und Graben, um Wall und Schanz.
Juchhei…
Sie tanzen also munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz tot getragen,
Bei Colberg auf der Au.

3. Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei…
Um die so mancher tanzend fällt?
Juchhei…
Stadt Colberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wonach die Tänzer tanzen
Auf Colbergs grüner Au.

4. Wie heißt ihr schöner Bräutigam?
Juchheididei…
Es ist ein Held von deutschem Stamm.
Juchhei…
Ein Held von echten Treuen,
Des sich die Deutschen freuen,
Und Gneis'nau klingt sein Name
Auf Colbergs grüner Au.

5. Bei Colberg auf der grünen Au,
Juchheididei…
Da tanzt der tapfre Gneisenau,
Juchhei…
Voran zu schnellen Saiten
Was soll der Tanz bedeuten?
Franzosen sollen sterben
Auf Colbergs grüner Au.

6. So ging's auf Colbergs grüner Au
Juchheididei…
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei…
Und manchen Franzmann haben
Sie nach dem Tanz begraben,
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Colbergs grüner Au.

7. Doch als es still ward auf der Au
Von Heididei, Juchheididei!
Da deucht es schlecht dem Gneisenau.
Er spricht: „Ei, ei! Ei, ei!"
Er hasset die Franzosen,
Die argen Ohnehosen,
Nach England thut er reisen
Von Colbergs grüner Au.

8. Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheididei…
Und zieh mit Deutschen froh ins Feld,
Juchhei…
Thu einen Tanz noch wagen,
Wir woll'n die Franzosen schlagen,
Mit dir und deinem Degen
Auf Deutschlands grüner Au.

9. Komm nun zurück aus Engeland!
Juchheididei…
Das Glück hat alles umgewandt,
Juchhei…
Komm, laß dein Spiel erklingen,
Komm, laß die Franzosen springen,
Wie du sie springen lehrtest
Auf Colbergs grüner Au.

Die Enttäuschung überzeugter preußischer Patrioten mußte nach der schmählichen Niederlage bei Jena und Auerstedt umso größer sein, als ein großer Teil der Bevölkerung den Sieg Napoleons anstandslos akzeptierte und Napoleon verschiedentlich freundlich Willkommen hieß, als die noch keineswegs vernichtete preußische Armee sehr schnell kapitulierte, als die preußischen Festungen – mit wenigen Ausnahmen – kampflos übergeben wurden, als die preußischen Beamten sich Napoleon durch einen Treueeid förmlich verpflichteten. Die einzige Hoffnung mußte vor diesem Hintergrund der entschiedene hinhaltende – und vor allem erfolgreiche – Widerstand einzelner Festungen wie Graudenz und Kolberg sein, die sich – obgleich lange belagert und zäh umkämpft – bis zum Tilsiter Frieden nicht ergaben. Dieser trotzigen Hoffnung gibt auch der unbekannte Verfasser von **„Der König von Graudenz"** (Nr. 77) Ausdruck, der dabei – ohne ihn namentlich zu erwähnen – den preußischen Feldmarschall und seit 1798 Gouverneur der Stadt, Guillaume René de Courbière „zu Wort kommen" läßt (Str. 11 und 12), der den Widerstand von Graudenz, polnisch Grudziazd, der an der unteren Weichsel gelegenen Festung, organisierte. Die – zumal kampflose – Übergabe der meisten Festungen wird von unserem Dichter als Verrat an der preußischen Sache bezeichnet. (Str. 2 und Str. 10).
Ganz in der Tradition des „Belagerungsliedes" steht Nr. 78: **„Verteidigung von Colberg"**, wobei dieses Lied auch formal eine Kontrafaktur darstellt, d.h. ganz bewußt – zum Beispiel auch bei der Motivwahl – an ein älteres Vorbild anknüpft, sich auch dessen Melodie bedient. Hier wird der Bote Napoleons, ein Trompeter, der im Namen des französischen Kaisers die Übergabe Kolbergs fordert, von den Verteidigern zurückgewiesen. Auch hier findet wieder ein direkter Dialog zwischen dem französischen Sendboten und dem Stadtkommandanten statt, der das französische Ansinnen zurückweist und die an der Mündung der Persante in die Ostsee gelegene pommersche Hafenstadt erfolgreich verteidigt. Kolberg, polnisch Kolobrzeg, hat zur Zeit der Belagerung schon auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurückblicken können. Im 7. Jahrhundert slawische Siedlung, im 11. Jahrhundert polnisches Bistum, 1255 mit dem deutschen Stadtrecht versehen und seit 1284 Hansestadt, kam Kolberg 1631 für kurze Zeit nach Schweden und wurde im Westfälischen Frieden Brandenburg zugeschlagen. Zuletzt war es dann während des Siebenjährigen Krieges von den Russen besetzt gewesen. 1807 wurde der Widerstand der patriotisch gesinnten Bürgerschaft von Gneisenau, dem preußischen Offizier Ferdinand von Schill und dem Schiffskapitän Joachim Nettelbeck organisiert und am Leben gehalten.
Ernst Moritz Arndts **„Lied vom Gneisenau"**, 1813 schon aus der Sicht des Siegers geschrieben, stellt den späteren – seit 1825 – Generalfeldmarschall August Graf Neidhardt von Gneisenau in den Mittelpunkt der Geschehnisse um die Festung Kolberg. Der am 27.10.1760 in Schildau/Provinz Sachsen geborene, aus österreichischem Adel stammende Gneisenau hatte 1782/83 als ansbachischer Offizier auf englischer Seite gegen die Nordamerikaner gekämpft, wo sich bei ihm die Einsicht verfestigte, daß ein um seine Freiheit kämpfendes Volk unüberwindlich und die allgemeine Volksbewaffnung Ausdruck des nationalen Befreiungskampfes und eine der Grundlagen seiner Erfolge sei. Nicht irgendwelche Fehler in der englischen Kriegsführung seien die Ursache des amerikanischen Sieges gewesen, vielmehr habe das politisch gerechte Ziel der nationalen Befreiung von Fremdherrschaft, in deren Namen dieser Krieg vom amerikanischen Volk geführt worden sei, die englische Niederlage bewirkt. Nach Deutschland zurückgekehrt, glaubte Gneisenau im damaligen preußischen Heer, dem auf Grund seiner Erfolge im Siebenjährigen Krieg der Ruf der Tüchtigkeit vorausging, bessere Entwicklungsmöglichkeiten zu haben. Von seinem 26. bis zu seinem 46. Lebensjahr aber ließ man ihn in abgelegenen kleinen Provinzgarnisonen den berüchtigten preußischen Gamaschendienst ableisten. Im Jahre 1806, in der Schlacht bei Jena und Auerstedt, wurde er ein zweites Mal auf das Gründlichste belehrt. Wiederum wurde er zu einem enttäuschten Soldaten einer geschlagenen Armee, die offensichtlich das Produkt einer überlebten Gesellschaftsform war und ihr entsprach, einer Form, über die die gesellschaftliche Entwicklung der Zeit bereits ihr Urteil gesprochen hatte. Aus dieser Erkenntnis heraus organisierte von Gneisenau zusammen mit Nettelbeck im engsten

Zusammenwirken mit der Bevölkerung der Stadt die erfolgreiche Verteidigung Kolbergs. Hier erprobte er seine Erkenntnisse, die er dann später im nationalen Rahmen gegen den erbitterten Widerstand ultrakonservativer Militärs durchzusetzen wußte, arbeitete mit Scharnhorst an der Reorganisation des preußischen Heeres,[430] hatte 1813-1815 als Stabschef und „Hirn" Blüchers, großen Anteil an den Erfolgen der Befreiungskriege. 1818 war von Gneisenau Gouverneur von Berlin. Er starb am 23.8.1831 in Posen.

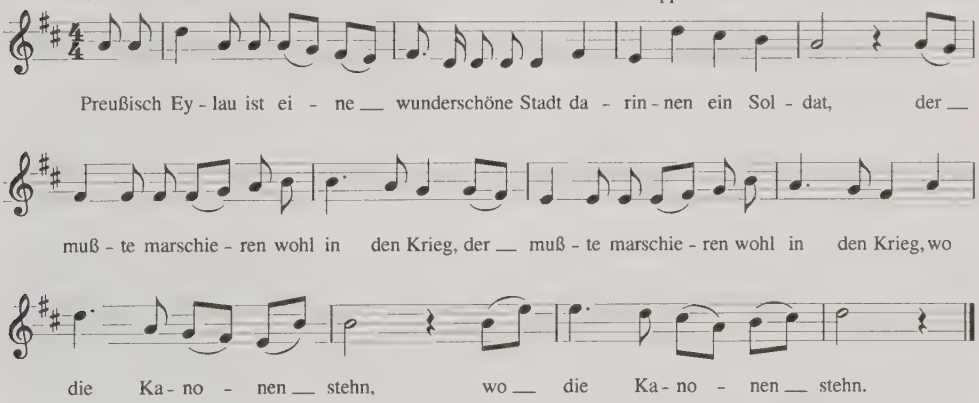
Arndts Hymne auf Gneisenau gehört zu jener Art widerwärtiger nationalistischer Lyrik, die wir bereits an anderer Stelle kritisiert haben.[431] Von welchem Haß, von welchen Zwangsvorstellungen muß ein Dichter beseelt sein, wenn er in einer für beide Seiten verlustreichen Belagerung einer Stadt lediglich einen „flinken Tanz" sieht, ohne auch nur das geringste Mitgefühl für die Opfer der blutigen Auseinandersetzung zu empfinden. Es ist billigster Triumph, der in den Zeilen Arndts zum Ausdruck kommt.

Ernst Moritz Arndt wurde am 26. Dezember 1769 auf der damals zu Schweden gehörenden Insel Rügen als Sohn eines freigelassenen Leibeigenen des Grafen von Putbus geboren. In den Jahren der Eroberungskriege Napoleons, der Zerschlagung Preußens und der von ihm als drückend empfundenen französischen Fremdherrschaft wurde er zu einem entschlossenen und begeisterten Vorkämpfer für die nationale Einheit und Befreiung Deutschlands und zum erbitterten „Franzosenfresser". Ab 1806 Professor für Geschichte in Greifswald unternahm er verschiedene Reisen nach Schweden, das er zeitweise als führende Kraft im Kampf gegen Napoleon ansah. In den Jahren der französischen Besetzung rief Arndt das Volk zum Kampf gegen den Bedrücker Napoleon auf. Seine bedeutendste Schrift „Geist der Zeit", die in 4 Teilen – 1806, 1809, 1813 und 1818 – erschien, fand durch ihre scharfe, einfache und verständliche Sprache im Volk große Resonanz. Arndt wurde von Napoleon verfolgt, floh zunächst nach Schweden und ging später nach Rußland, wohin ihn der Freiherr vom Stein gerufen hatte. Zusammen mit diesem arbeitete er an der Aufstellung der deutschen Legion und gab den „Kathechismus für deutsche Soldaten" heraus. Nach der vernichtenden Niederlage Napoleons in Rußland kehrte Arndt mit Stein nach Deutschland zurück und unterstützte durch seine Gedichte und politischen Schriften den weiteren Kampf gegen den verhaßten Franzosenkaiser.

Beispiel 80

Schlacht von Preußisch-Eylau
8. Febr. 1807

Text: Anonym, 1807
Melodie: Lippe-Detmold eine wunderschöne Stadt



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 444f

1. Preußisch-Eylau ist eine schöne Stadt,
Darinnen war ein Soldat,
Der mußte marschieren wohl in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn.

2. Und als die erste Nacht kam,
Da weinte seine Braut so sehr.
„Weine nicht, weine nicht, Feinsliebelein,
Der Abschied fällt uns so schwer".

3. Und als es in die zweite Nacht kam,
Da weinte sie noch viel mehr.
„Weine nicht, weine nicht, Feinsliebelein,
Meines Bleibens ist nicht hier".

4. Und als er in die Stadt rein kam,
Da lauert' man schon auf ihn.
Der General schaut zum Fenster hinaus:
„Mein Sohn, bist du schon hier?

5. Geh du zu dem Feldwebel hin
Und zieh den blauen Rock an.
Denn du mußt marschieren in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn".

6. Und als er auf den Kampfplatz kam,
Die erste Kugel ihn traf.
Nun liegt er da und schreit so sehr
Nach seinem Kamerad.

7. „Ach Kam'rad, liebster Kam'rad mein,
Schreib du einen Brief nach Haus.
Schreibe du, schreibe du an meine Braut,
Daß ich erschossen bin."

8. „Wo krieg ich Tint' und Feder her,
Zu schreiben an deine Braut?"
„Schneide du, schneide du dich in den Finger
Und schreibe mit dem Blut."

9. Kaum hatt' er das Wort ausgesagt,
Die zweite Kugel ihn traf.
Nun liegt er da und ist schon tot,
Seine Seele schwebt empor.

Beispiel 81
Schlacht bei Eylau 1807

Worte: Anonym, 1807 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 316f., Nr. 104

1. Als wir Preußen kamen zur Schlacht,
Vor Eylau, der hohen Stadt,
Die Russen schon viel Leut verlieren,
Da mußten wir gleich zu Hilfe marschieren,
Mit unsern fünftausend Mann,
Auf der linken Seit' uns stellen an.

2. Da hieß es: Vorwärts, frisch zum Streit
Zeigt, daß ihr rechte Preußen seid!
Wir müssen helfen ja den Russen,
Verjagen die Schelmfranzosen!
Da giengen wir wie der Teufel drauf,
Verjagten was uns kam in Lauf.

3. Bei Kuhschiß strichen wir ihnen Dreck
Auf ihren französischen Hochmutspeck;
Bei Auklappen haben wir sie geklappet,
Daß sie nach Luft und Atem geschnappet;
Bei Sausgarten sind sie hinweggesaust,
So haben wir sie mit Kolben gelaust.

4. Doch unser Häufchen war ja zu klein
Dazu kam die finstre Nacht herein;
Viel' waren müde und auch blessieret,
Das russische Heer sehr verwirret:
Da kam die Order um Mitternacht,
Und wurde Retirad gemacht.

Worterklärung
Retirad = Rückzug

Nach der Niederlage von Jena und Auerstedt flüchtete der preußische König Friedrich Wilhelm III. nach Ostpreußen bis Osterode (polnisch Ostróda) und entschied sich nach einigem Zaudern zu einer Fortführung des Kampfes zusammen mit den Russen. „Nach einigen kleineren Gefechten kommt es am 8. Februar (1807) bei Preußisch-Eylau in Ostpreußen zur ersten großen Schlacht zwischen der französischen (75.000 Soldaten) und der russisch-preußischen Armee (76.000 Soldaten). Die Verluste auf beiden Seiten sind beträchtlich; die Franzosen verlieren 25.000 Tote und Verwundete,[432] außerdem geraten 1152 Soldaten in russische Gefangenschaft; die Russen, die nach dem unentschieden gebliebenen Kampf das Schlachtfeld räumen, beklagen 14.000 Tote und Verwundete, die Preußen 800".[433] Davout hatte zunächst einen Flügel der Russen über Sausgarten, Aufklappen und Kutschitten zurückgedrängt – „Kuhschiß", „Aufklappen" und „Sausgarten" werden auch in der dritten Strophe des Liedes Nr. 81 (**„Schlacht bei Eylau"**) konkret benannt –, als ein preußisches Korps erschien und die Franzosen wieder aus diesen Stellungen vertrieb. Die Schlacht endete insgesamt unentschieden, doch mußten sich die Verbündeten zurückziehen. Immerhin hatten sie jedoch gesehen, daß es möglich sei, gegen die französischen Truppen zu bestehen. Preußisch-Eylau heißt heute russisch Bagrationowsk; unmittelbar südlich des im Kaliningrader Distrikt gelegenen Ortes führt heute die russisch-polnische Grenze vorbei.
Preußisch-Eylau ist allerdings nur der äußere Anlaß für das Lied Nr. 80 (**„Schlacht von Preußisch-Eylau"**), dessen Inhalt wesentlich das Abschieds- und Todesmotiv ausmacht. Im Grunde könnte für Preußisch-Eylau jeder andere Schlachtort stehen. Seine Wirkung gewinnt das Lied durch die Kombination mehrerer rührender Komponenten: der Abschied von der weinenden Braut; die lauernden Vorgesetzten, die den Imperativ des Kämpfenmüssens verkörpern; die *erste* Kugel; der treue Kamerad; und schließlich als schauriger Höhepunkt: die Bitte, den letzten Brief an die Braut mit Blut zu schreiben. Demgegenüber ist die **„Schlacht bei Eylau"** konkreter in der historischen Wirklichkeit angesiedelt. Wie oben erwähnt, werden verschiedene reale Örtlichkeiten des Kampfgeschehens benannt (Str. 3), auch trifft es

zu, daß das preußische Korps seine russischen Verbündeten aus einer mißlichen Lage befreite, wenn auch der endgültige Sieg nicht erfochten werden konnte. Als Grund hierfür führt der unbekannte Verfasser das Hereinbrechen der Nacht an, desgleichen die Tatsache, daß das eigene Truppenkontingent zu klein gewesen sei (Str. 4: „Doch unser Häufchen war ja zu klein / Dazu kam die finstre Nacht herein". Auch die Verwirrung der russischen Soldaten wird letztendlich für den eigenen Rückzug verantwortlich gemacht (Str. 4).

Beispiel 82

Neues Gespräch über den letzten Krieg zwischen Kaiser Napoleon, König von Preußen, Kaiser von Rußland und denen andern großen europäischen Mächten

Worte: Anonym / Melodie: Ach! der Kaiser zieht n's Feld[434]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 312ff.

Napoleon

1. Was störst du Wilhelm meine Ruh?
Sag, was hat dich bewogen.
Warum mit deiner Macht bist du
In Sachsen schnell eingezogen,
Und forderst sie darauf
Wohl gar zum Kampf noch auf?
Was ist die Ursach, Wilhelm sag,
Eh' ich mich mit dir schlag?

2. Was eiltest du so schnell in Krieg,
Und hast auf mich vergessen.
Glaub, daß ich dich wie All' besieg,
Dein' Macht ist längst gemessen;
Denn du stund'st vorigs Jahr,
Daß mir's bedenklich war,
Und siegt' ich nicht bei Austerlitz,
Kamst du auch, Wilhelm Fritz.

König von Preußen

3. Warum ich zog, Herr Bruder, aus,
Muß ich dir jetzt gestehen,
Und stund um weit von selbem Schmaus
Dort hatt' ich's blos versehen;
Denn rückt ich mit der Macht
Durch's Böhmen zu der Schlacht
So stund' ich, wie ich stehen sollt'
Was dir gewiß nicht hold.

4. Jetzt schimpft auf mich die ganze Welt,
Daß ich den Bund hab brochen,
Drum England meine Schiff' anhält,
Und wollt' sich an mir rächen.
Selbst hat Hannover Schuld,
Mein Tausch bracht' Ungeduld,
Auch Russen und der Schweden Macht
Die zwingen mich zur Schlacht.

Kaiser von Rußland

5. Ja Bruder, du mußt ziehen aus!
Dann stehen wir von hinten
Bereit dem Feind sein Fallenhaus,
Ich will dir Hülfe senden.
Doch nehme dich in acht!
Wir spielen nicht mehr Schach,
Nein, sondern um den letzten Stich –
Auf dich verlaß ich mich.

König von Schweden

6. Wenn einer fehlt, so helf' ich mit,
Doch gebt mir gute Trümpfe!
Das ist's um was ich alle bitt',
Denn ich trag weite Strümpfe.
Wenn sticht Napoleon –
Ihr kennt sein Stechen schon –
Wär' ich verloren und mein Reich;
Daß keiner von mir weich'!

König von England

7. Wagt's nur, ihr Brüder, es geht gut!
Ihr habt ja brave Krieger,
Es müßt' doch gehen ganz verflucht,
Wenn Bonapart würd' Sieger;
Ihr kennt ja auch sein Heer;
So zieht nur vor ihm her,
Und braucht ihr Geld, so habt ihr mich,
Ich laß euch nie im Stich!

Kurfürst von Hessen

8. Ich lau'r von Ferne auf der Wacht,
Doch hüt't euch vor Verrathen,
Sonst Frankreich mir den Kehraus macht;
Dann, wer zahlt meinen Schaden?
Drum nehmt euch wohl in Acht,
Und kämpfet mit Bedacht!
Dann steh ich, wie ich soll am Rhein,
und schränke Alles ein.

Kurfürst von Sachsen

9. Aus Zwang zieh'n meine Truppen aus,
Die Preußen hat erkoren;
Doch hört die Bitt' von Sachsens Haus
Der, wo zum Sieg geboren;
Denn, Wilhelm, merk' nur drauf,
Jetzt hört die Freundschaft auf,
Denn ich steh' unter einem Schutz,
Der Allen bietet Trutz.

König von Dänemark

10. Und ich bleib' ungefragt zu Haus,
Und geh's auch wie es wolle;
Denn was nützt mich ein solcher Schmaus,
Wo Frankreich spielt die Rolle?
Sag' auch kein Wort dazu,

Denn ich lieb' stets die Ruh,
Und mische mich niemals darein,
Drum konnt' ich ruhig seyn.

Kaiser von Oesterreich

11. Und ich besetze meine Gränz,
Doch nicht um mich zu schlagen,
Und denk in meiner Residenz
Auf den verfloßnen Schaden.
Zwar steckt mir Schlesien
Fürwahr in meinem Sinn,
Denn ich ging gerne mit zu Grab',
Und nähm' dies wieder ab.

König von Neapel

12. Den Rath geb' ich auch selbsten dir,
Weil du viel Land verloren,
Als deine Freundschaft half einst mir;
Doch ich sitz' auserkoren
Dem Spott, wie auch mit Hohn
Trieb man mich ja davon;
Prinz Joseph Bonapart regiert,
Das Volk, wo ich verführt.

König von Holland

13. Mich hat mein Bruder jetzt hieher
Zum König eingesetzet,
Drum eil' ich schnell mit meinem Heer
Zum Preußen, welcher wetzet
Auf uns sein stolzes Schwert,
Der unsern Bund entehrt,
Denn der, wo tastet selber an,
Hilft der Alliirten Plan.

König von Bayern

14. Auch meine Truppen sind marschiert,
Voraus mit Frankreichs Sieger;
Sie sind schon öfters approbiert,
Der Löw' streit't gleich dem Tiger,
Denn das beweist Tyrol;
Des Muthes sind sie voll –
Maximilian Joseph seine Gunst,
Die streit't auch nie umsonst.

Alle Alliirte

15. Dazu auch unsre sind marschiert,
Wir stellen sie zum Kampfe;
Napoleon selbst kommandiert
Im ärgsten Pulverdampfe.
Drum nur drauf los voran,
Und greift die Feinde an,
Um Thüringen und dessen Wald
Er zahlreich sich aufhalt.

König von Preußen

16. Potz tausend Teufel, was ist das?
Auf Preußen, auf die Posten!
Napoleon rückt um uns her,
Sollt's denn schon Alles kosten?
Schon sprengt er meine Macht –
Ach wer hätt' das gedacht,
Daß für mich folgt dies Trauerspiel,
Als ich obsiegen will!

17. Kanonen, Fahnen allzumal,
Seh' ich jetzt schon verloren,
Und wo sind meine General,
Die ich zum Sieg erkoren?
Auch meld't man mir, o Gott!
Daß Louis der Prinz ist todt,
Und Braunschweig, welcher kommandiert,
Der wäre schwer blessiert.

18. Dazu gefangen meine Macht,
Um Jena war die Schlacht;
Dort mußt' ich fliehn um Mitternacht,
Weil Alles auf mich jagt.
Die Sachsen sucht man aus,
Und läßt sie geh'n nach Haus,
Weil Friedrich August Gnade fand,
Und mir nimmt man mein Land.

19. Ich bitt' dich, Held Napoleon,
Reich mir doch deine Hände;
Weil du geschlagen Friedrich's Sohn,
Drum Gnade zu mir sende.
Weil du Herr von Berlin,
So ändre deinen Sinn,
Eh' du nimmst meine Länder ganz,
Und säuberst meinen Glanz.

Napoleon

20. Wärst du geblieben vor zu Haus!
Was ließ'st du dich verhetzen?
Jetzt leer ich deinen Vorrath aus,
Den laß du dir ersetzen.
Auch mach' ich Contreband'
Was kommt von Engeland'
Denn hättest du gerecht regiert,
Hätt' dich niemand verführt.

21. Dein Vater schon zog viel an sich,
Als er that Polen theilen;
Umsonst schützt' Frankreich, doch erst ich
Will ihre Wunden heilen.
Ihr habt das Land entehrt,
Wie Kosziußko lehrt,
Als ihr nahmt Polens Krone ab,
Und selbe ging zu Grab.

22. Umsonst war damals Frankreichs Schutz,
Weil es hat selbst zu kämpfen;
Jetzt aber biet' ich allen Trutz;
Mit Polen will ich dämpfen
Schnell aller Stolzen Müh'.
Jetzt aber trete ab vor sie
Dein Polen und dergleichen mehr,
Das ist's, was ich begehr'.

23. Und kömmt's dem Russen in den Sinn,
Will er sich darum schlagen,
So werd' ich zeigen meinen Grimm,
Und nie vor ihm verzagen;
Denn ich will Polens Glanz
Ersetzen wieder ganz,
So wie es stund im Alterthum,
Und trug die Königskron'.

Der Papst

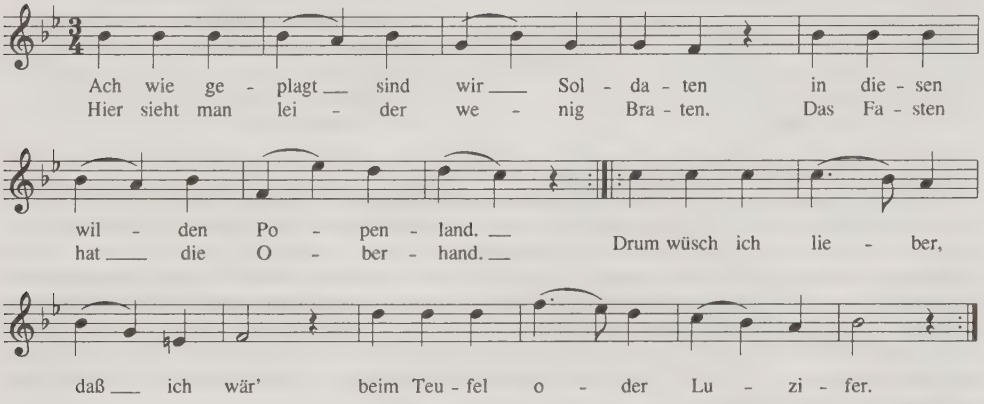
24. Ja, großer Held Napoleon,
Gerecht thust du regieren;
Der Segen von dem höchsten Thron,
Helf dir den Plan zu führen;
Dazu schütz' er dein Heer,
Ruhm sey um alle her,
Bis folgt der wohl ersiegte Kranz
Des Friedens endlich ganz!

Wieder ein Rollenlied im Stil von Lied Nr. 66/67 (vgl. S. 211-214).
Str. 1-4: Napoleon fragt den preußischen König nach dem Grund der preußischen Kriegserklärung des Jahres 1806. Wir haben in der historischen Einleitung ausgeführt, daß den Krieg keiner der beiden Kontrahenten eigentlich gewollt hat. Friedrich Wilhelm weiß auf Napoleons Frage auch keine rechte Antwort: einmal drückt ihn das schlechte Gewissen wegen seiner Neutralität im dritten Koalitionskrieg, hatte er doch vorher am Sarg Friedrichs II. mit dem Zaren Alexander pathetisch „den Bund" beschworen, denn er dann „brochen" hat. Str. 5-7: Jetzt drängen die Mitglieder der dritten Koalition England, Rußland und Schweden die Preußen zum Krieg. Str. 8: In Hessen regiert Kurfürst Wilhelm I., der dem Beitritt zum Rheinbund ausgewichen ist und mit den Preußen sympathisiert. Angesichts des übermächtigen Nachbarn im Westen ist er jedoch zum Stillhalten gezwungen. Im Oktober 1806 ließ Napoleon das Kurfürstentum Hessen-Kassel besetzen, da er Wilhelm misstraute.
Str. 9: Sachsen trat 1806 auf Preußens Seite. Nach der Schlacht von Jena und Auerstedt schloß es am 11. Dezember mit Frankreich den Separatfrieden von Posen. Dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August wurde dafür von Napoleon die Königswürde und der Kreis Cottbus zugesprochen. Str. 10: Dänemark stand 1800 auf der Seite Frankreichs, wurde aber daraufhin durch die Engländer, die die dänische Flotte überfielen und Kopenhagen beschossen, zur Neutralität gezwungen, die es auch in der Folgezeit beachtete.
Str. 11: Österreich hatte 1805 die Schlacht von Austerlitz und wertvolle Länder, vor allem Tirol, verloren, 1806 hatte Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt – der „verflößne Schaden". Die preußische Niederlage weckte in Österreich die – allerdings vergebliche – Hoffnung auf den Rückgewinn Schlesiens. Str. 12: In Neapel bestand bis 1806 eine Sekundogenitur der Bourbonen, deren Herrscher, Ferdinand, von Napoleon entthront wurde. An seine Stelle kam Joseph Bonaparte, der älteste Bruder Napoleons. Str. 13: 1806 wurde Ludwig Bonaparte König von Holland. Str. 14: Bayern ist seit 1805 mit Frankreich im Militärbündnis. Es nahm an den Feldzügen gegen Österreich 1805 und Preußen 1806 teil. Tirol gehörte seit dem Frieden von Preßburg (26.12.1805) zu Bayern.
Str. 15: Napoleon kann im Jahr 1806 auf die deutschen Mittelstaaten als Verbündete zählen. Im Juli 1806 unterzeichneten in Paris die Vertreter von sechzehn deutschen Fürsten die Rheinbundakte; seitdem standen die Truppen der Rheinbundstaaten Napoleon in allen Kriegen zur Verfügung. In Thüringen sollten jetzt die entscheidenden Schlachten des Jahres 1806 stattfinden. Str. 16-19: Es kommt also zum Krieg Preußens gegen Frankreich. Prinz Louis Ferdinand (vgl. Lied Nr. 73-75) stirbt im Vorgefecht bei Saalfeld, Carl Wilhelm Friedrich Ferdinand, der betagte Herzog von Braunschweig und Oberkommandierende der preußischen Armee, wird bei Auerstedt durch einen Kartätschensplitter verletzt, vier Wochen später erliegt er seinen Verletzungen. Der König flüchtet nach Ostpreußen, Napoleon zieht in Berlin ein. Die sächsischen Kriegsgefangenen wurden von Napoleon freigelassen, nachdem ihre Offiziere nach der Schlacht von Jena einen Treuerevers zugunsten des Kaisers unterschrieben hatten. Str. 20-23: Napoleon spricht als Sieger. „Jetzt lehr ich deinen Vorrath aus". Napoleon erlegt den besiegten Preußen eine Kriegsschuld von 154,5 Millionen Francs auf. „Die Räumung des besetzten Landes – das selbstverständlich voll für den Unterhalt der französischen Besatzung aufzukommen hat – macht Napoleon von der Tilgung dieser für damalige Zeiten ungeheuren Summe abhängig".[435]
Gegen England verhängt Napoleon die Kontinentalsperre, englische Ware wird zu Bannware, „Konterbande". Weiterhin erinnert Napoleon den preußischen König an den polnischen Länderraub. Am 24. März 1794 hatte von Krakau, der Grenzstadt des damaligen Restpolen aus Tadeusz Kósciusko einen Aufstand gegen die Fremdherrschaft entfacht und war nach anfänglichen Erfolgen der russisch-preußischen Übermacht erlegen. 1795 verschwand durch die sogenannte 3. polnische Teilung Polen vollends von der Landkarte. Frankreich war zu diesem Zeitpunkt gerade in die Revolutionskriege verstrickt. Jetzt wird aus den bisher preußischen Provinzen Süd- und Neuostpreußen das Großherzogtum Warschau errichtet, das mit Sachsen in Personalunion verbunden wird. „Polens Glanz" ist also noch nicht „wieder ganz" ersetzt worden. Str. 24: Papst war damals Pius VII. „Seine selbstlose Mildtätigkeit, seine liebenswürdige Bescheidenheit und seine priesterliche Größe"[436] werden in der Kirchengeschichtsschreibung gerühmt. Durch das Schicksal seines Vorgängers gewarnt, der durch französische Truppen abgesetzt und gefangengenommen worden war, bemühte sich Pius VII. um ein gutes Verhältnis zu Napoleon. Auf dessen Wunsch hin begab er sich nach Paris und salbte ihn am 2. Dezember 1804 zum Kaiser. Das Einvernehmen, das noch aus dem Liedtext spricht, sollte sich jedoch bald schon ändern: bereits am 2. Februar 1808 rückte eine französische Besatzung in Rom ein.

Beispiel 83

Ach wie geplagt sind wir Soldaten
1808

Text: Anonym
Melodie: Lasset die Politiker sprechen



aus: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 68f, Nr. 31,
Melodie entnommen aus Erk's Deutscher Liederschatz, Leipzig o.J., S. 119

1. Ach wie geplagt sind wir Soldaten
In diesem wilden Polenland.
Hier sieht man leider wenig Braten.
Das Fasten hat die Oberhand.
Drum wünsch ich lieber, daß ich wär'
Beim Teufel oder Luzifer.

2. Kommt man ins Dorf zu übernachten,
Da find't man nichts denn Sauerkohl,
Und Klößer wie die Steine brachten
Die Töpfe und die Tiegel voll.
Mit Erbsen hart wie Flintenschrot
Plagt uns der Pohlack noch zu tod.

3. Und legt man sich aufs Spekulieren,
Auch diese wird nicht gut gethan,
Man soll dem Bauer nichts berühren,
Sonst geht er hin und zeigt es an.
Dann heißt's: Wißt ihr nicht eure Pflicht
Und das verbotne Stehlen nicht?

4. Der König giebt auf alle Stunden
Euch Brot und Geld als Feldetat,
Drum ist der Bauer nicht verbunden,
Euch das zu geben, was er hat.
Und giebt er was gutwillig hin,
Seid höflich und bezahlet ihn.

5. Bezahlen: das sind harte Pillen,
Bezahlen fällt uns gar zu schwer.
Von was soll man die Flaschen füllen?
Wo nimmt man Geld zum Tabak her?
Zehn Groschen sind zwar ehrenwert,
Sie sind nur leider bald verzehrt.

6. Mit Läusen ist das Land gesegnet,
Und diese find't man überall
So viel, als wären sie geregnet.
O Himmel, was ist das für Qual!
In Betten, Pelzen, Hemd und Kraus,
Da sieht man immer Laus auf Laus.

7. Die Stuben find't man voll Karnickel
Und Kinder hinterm Ofen stehn.
Das Brot ist grob wie Pumpernickel,
Und Schweine auf- und niedergehn.
Da frißt und säuft in Compagnie
Der pol'sche Bauer mit dem Vieh.

8. Auch lassen sie in allen Stücken
Nicht die geringste Ordnung sehn,
Die Bauern machen keine Brücken,
Drum muß man oft durchs Wasser gehen.
Man stell' sich vor, wie wohl es thu,
Im Winter Wasser in die Schuh.

9. Dann müssen wir in enge Stuben
An dreißig, vierzig Menschen gehen,
Wie Daniel in der Löwengruben
Entweder sitzen oder stehn.
Und dann heißt's noch zu unsrer Plag':
Ihr Herren, morgen Ruhetag!

10. Ja könnt' man nur im Hause bleiben,
So machte man sich noch nichts draus.
Zwar thut die Hitz' uns nicht vertreiben,
Der Rauch beißt uns die Augen aus.
Die Öfen sind trotz dick und groß
Sehr oft durchsichtig und auch los.

11. Das Polen kann man gern vergessen,
Denn hier sieht man Wohlfeiles nicht.
Die Meilen sind zwar gut gemessen,
Und daß denselben nichts gebricht,
Weiß von uns jedermann fürwahr,
Je mehr man ging, je weiter's war.

12. Auch kann man hier nach allem fragen,
Nur nicht bekommen allemal.
Man kann auch vom bezahlen sagen,
Dann heißt's entweder: Es ist all.
Dann sitzen da sie wie ein Kietz
Und schreien immer: *Niemaniz.*

13. Komm, *Friedrich August*, bester König,
Und bring in Ordnung dieses Land,
Man kennt Kultur hier noch zu wenig,
Und übt nicht sattsam den Verstand.
Sogar die Juden freuen sich
Auf deinen Schutz recht inniglich.

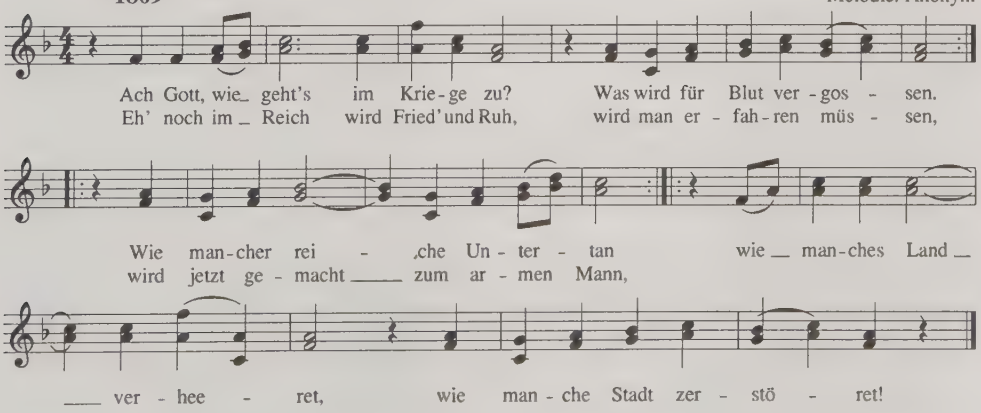
14. Vereinige mit deinen Städten
Nun dieses rohe Polenland,
Mach die Wohwoden zu Soldaten,
Zum Bauer den gemeinen Mann.
So weihet stets mit Dank und Preis
Das Volk dir täglich seinen Fleiß.

Nachdem das Großherzogtum Warschau mit dem Königreich Sachsen in Personalunion verbunden ist, sehen sich viele sächsische Soldaten urplötzlich in einer der polnischen Garnisonstädte wieder, so auch der Autor des Liedes Nr. 83: **„Ach wie geplagt sind wir Soldaten"**, laut Angaben ein beim Königlich-Sächsischen Korps in Polen stehender Unteroffizier, der seine „Lamentation (...) in müßigen Stunden selbst" auf die Melodie des Liedes „Lasst die Politiker nur sprechen" von L.Fr. Goeckingk aus dem Jahr 1782 verfertigte.[437]
Wir sind auf die allgemeinen elenden Lebensbedingungen der Soldaten bereits an anderer Stelle eingegangen.[438] Dennoch mußte das Leben in der „polnischen Wildnis", fernab der Heimat, in den Augen vieler Sachsen eine weitere Verschlechterung bedeuten, kamen doch nunmehr zum normalen harten Alltag noch Probleme mit der anderen Lebensweise, beispielsweise mit der ungewohnten Ernährung hinzu (Str. 1 und 2). Darauf, daß mancher Soldat dieses Los wohl durch „Organisieren" zu verbessern trachtete, weist das ausdrückliche Verbot hin, bei der einheimischen Landbevölkerung zu stehlen oder zu plündern (Str. 3 und 4), wozu die karge Löhnung manch einen verführt zu haben scheint (Str. 5). Auch wurde die ausdrückliche Weisung ausgegeben, sich im Umgang mit den Polen höflicher Umgangsformen zu bedienen (Str. 4). Ein Tabuthema in herkömmlichen Soldatenliedern sind die zweifelhaften hygienischen Verhältnisse, etwa die Ungezieferplage, die ausdrücklich angesprochen wird (Str. 6), wobei dieses Problem wohl nicht nur in Polen existierte, sondern für alle Armeen dieser Zeit – in allen Ländern.[439] Insgesamt steht der unbekannte Liedautor der einheimischen Bevölkerung sehr distanziert gegenüber, kritisiert beispielsweise deren Ess- und Trinksitten (Str. 7), bemängelt ganz allgemein die „polnische Wirtschaft", d.h. die Unordnung, die überall herrsche (Str. 8) und stößt sich daneben an den Massenunterkünften mit ihrer mangelhaften Ausstattung, in denen zu hausen er gezwungen ist (Str. 9 und 10). Hinzu kommen dann noch diverse Verständigungsprobleme zwischen den Sachsen und der polnischen Bevölkerung, die ebenfalls nicht dazu angetan sind, das Leben zu erleichtern. Das Lied schließt mit einem Appell an König Friedrich August, Ordnung in das kulturlose, ungebildete Polen zu bringen, wofür die Bevölkerung ihm zweifellos danken werde.

Beispiel 84[440]

Schlacht bei Regensburg
1809

Text: Anonym, 1809
Melodie: Anonym



aus: Ditfurth: Fränkische Volkslieder, S. 17ff

1. Ach Gott, wie geht's im Kriege zu!
Was wird für Blut vergossen!
Eh' noch im Reich wird Fried und Ruh,
Wird man erfahren müssen
Wie mancher reiche Unterthan
Wird jetzt gemacht zum armen Mann;
Wie manches Land verheeret,
Wie manche Stadt zerstöret.

2. Stellt euch im Geist aufs Schlachtfeld hin,
Ihr lang verstockte Sünder!
Bedenkt das Elend immerhin,
Ihr stolzen Menschenkinder!
Legt euren Stolz und Bosheit ab,
Und denkt, daß auch der Tod, das Grab,
Bei so viel tausend Leichen,
Euch könnte schnell erreichen.

3. Dort liegt verwund't an Arm und Bein,
Ein Krieger auf der Erden;
Er möchte' so gern verbunden seyn,
Und kann es nicht gleich werden.
Mit tausend Schmerzen und Unruh
Hält er die blut'gen Wunden zu;
Wird oft nach etlich' Stunden
Erst lang nachher verbunden.

4. Man führt in zwar ins Lazareth
Auf Wagen und mit Pferden,
Wo Gott ein sanftes Ruhebett
Ihm jetzt zu Theil läßt werden.
Hier werden Viele zwar gesund,
Doch Mancher, der sehr hart verwund't
Find't in dem Lazarethe
Auch oft sein Sterbebette.

5. Ein Andrer, der zum Tod verwund't,
Schreit: ach, um Gottes Willen!
Ach, Brüder, helft! ich bin verwund't,
Ich kann das Blut nicht stillen.
Ach, tödtet mich! mein Schmerz ist groß;
So werd' ich meinen Jammer los,
Und darf auf dieser Erden
Nicht erst zum Krüppel werden.

6. Ach! wie so manch Soldatenweib
Möcht' jetzt zu Tod sich grämen,
Die viele Kinder hat am Leib,
Und wenig einzunehmen.
Mein Mann – sagt sie – der viele Jahr'
Mein Schützer und Versorger war,
Soll ich mich nicht betrüben?
Ist in der Schlacht geblieben.

7. Ach, wie so manches Mutterherz
Wird jetzt für Angst gebrochen!
Der Sohn, den sie gebar mit Schmerz,
Den hat sie groß gezogen,
Ihr' einz'ge Lust, ihr Herzenstrost,
Zog fort im Krieg; bald kam die Post:
Dein Sohn, den du thät'st lieben,
Ist in der Schlacht geblieben.

8. Ach, lieber Sohn, wie reust du mich!
Hört man den Vater klagen –
Der ein Schutz sollte seyn für mich
In meinen alten Tagen,
Liegt jetzo auf dem Schlachtfeld draus,
Kommt nimmermehr zu uns nach Haus;
Ich werd' mit grauen Haaren
Dir müssen bald nachfahren.

9. Wie manche Witwe hört man jetzt
Mit bangem Herzen klagen:
Mein einz'ger Sohn der mich ergötzt,
Der meine Last half tragen.
Nahm man mir zum Soldaten weg.
Ach Gott, wer gibt mir Wart' und Pfleg'!
Ach Gott, sey jetzt im Alter
Mein Schützer und Erhalter!

10. Ach, wie seufzt manche junge Braut!
Weil man ihr hat geschrieben:
Dein Liebster, dem du dich vertraut,
Ist in der Schlacht geblieben.
Ein Jüngling, schön wie Milch und Blut,
Der ihr so hold war und so gut,
Liegt jetzt, verscharrt im Sande,
In einem fremden Lande.

11. Wie viele unsrer Landesleut
Und Söhne die wir lieben,
Sind kürzlich in dem Krieg und Streit
Bei Regensburg geblieben!
So wol bekannt, als unbekannt,
Aus Würzburg und aus Bayerland,
Und liegen an den Wunden
Im Lazareth verbunden.

12. Dort schoß das Blut ganz strömeweis
Auf mancher Gaß in Graben;
Dort sah man Menschen haufenweis
Im Donaufluß begraben,
Worunter manches Mutterkind
Vermißt noch wird, das man nicht find't
Und muß sein junges Leben
Im Wasser erst aufgeben.

13. Dort gab es Stiche, Hieb und Schuß,
Daß Viel' zurücke prallten;
Dem fehlt ein Arm, dem fehlt ein Fuß,
Dem ist der Kopf zerspalten;
Der liegt zertrümmert auf der Erd'
Und wird zertreten durch die Pferd',
Möcht' von der Welt gern scheiden,
Muß oft erst lang noch leiden.

14. Heil' ihre Wunden, großer Gott,
Und lindre ihre Schmerzen,
Und tröste alle durch die Noth
Betrübte Elternherzen!
Führ' die noch leben mit viel Glück,
Als tapfre Krieger einst zurück,
Daß sie und wir von Neuen
Uns mit den Eltern freuen.

15. Ach, wie viel hunderttausend Leut
Sind jetzt an vielen Orten,
Durch Kriegesnoth und harte Zeit,
Zu armen Leuten worden!
Erbarm', erbarm' dich ihrer, Gott,
Und rette sie aus aller Noth!
Laß, auf ihr Flehn und Weinen,
Den Frieden bald erscheinen!

16. Erbarme dich, die Noth ist groß
Bei Vielen jetzt auf Erden!
Mach' von dem bangen Krieg uns los,
Laß es bald Friede werden!
Gebiet' dem Kriegsheer daß es ruht,
Daß nicht mehr länger Menschenblut
Darf, zu der Welt Verderben,
Das dunkle Erdreich färben.

17. Gott, groß von Gnad und Gütigkeit,
Laß unsre armen Brüder,
Die jetzt sind da und dort im Streit,
Sich bald erholen wieder!
Schütz' unsern König und zugleich
Das Vaterland und deutsche Reich!
Laß alle Potentaten
Zum Frieden treulich rathen.

18. Steh' gnädig allen Kriegern bei,
Die in der Näh und Weiten,
Durch viel Gefahren mancherlei,
Fürs Vaterland jetzt streiten!
Gib ihnen Muth und Tapferkeit,
Und laß sie bald mit Lust und Freud',
Berühmt, mit Sieg und Ehren,
Zurück nach Hause kehren!

19. Erbarm' dich aller insgemein
Die voller Schmerz und Wunden,
Die auch im Lazarethe seyn,
Und Vieles schon empfunden!
Nimm der veracht'ten Unterthan,
Der Abgebrannten, Herr, dich an,
Und schenke allen Leuten
Bald wieder bess'r Zeiten!

20. Laß Kunst und Handlung wieder gehen,
Die bisher lagen nieder,
Und sieh zu Heil und Wolergehn
Vom Himmel auf uns nieder!
Nimm dich des armen Handwerksmann
Bei harten Zeiten gnädig an,
Wollst mit des Krieges Frohnen
Auch unsre Landleut' schonen!

21. Gib Fried' dem Reich und Vaterland,
Das über zwanzig Jahren,
Durch viel Verwüstung, Krieg und Brand
Hat müssen schon erfahren.
Du Gott des Friedens, steh' uns bei,
Mach von dem schwarzen Krieg uns frei!
Mach Friede bald auf Erden
In allen Ländern werden!

Ein beeindruckendes Antikriegslied aus dem Jahr 1809.[441]

„Wenn von der Schlacht bei Regensburg im April 1809 die Rede ist, so handelt es sich dabei um eine Reihe von Gefechten und Treffen in der Nähe Regensburgs sowie – am 23. April – in der Stadt Regensburg selbst. Als einzelne Kampfhandlungen lassen sich dabei anführen:

- Das Gefecht von Tann am 19. April
- Die Schlacht von Abensberg am 20. April
- Die Schlacht bei Eggmühl am 21. April
- Das Gefecht von Regensburg am 23. April 1809

Österreich hatte nach dem Frieden von Preßburg 1805 sein Ansehen und seinen politischen Einfluß immer mehr schwinden sehen. An die Stelle des Reiches war der Rheinbund getreten, woraufhin am 6. August 1806 das letzte gekrönte Haupt des alten Reiches auf seinen römischen Kaisertitel verzichtete. Preußen verlor 1807 alles Land westlich der Elbe sowie die polnischen Provinzen. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht und Deutschland auf dem Tiefpunkt seiner bisherigen politischen Geschichte.

Der spanische Aufstand gegen die napoleonischen Heere im Jahre 1808 entzündete den Mut und die Hoffnung derer, die auch in Deutschland eine Volkserhebung entfachen wollten. Bevor Napoleon trotz seiner Siege in Spanien den Widerstand des Volkes wirklich brechen konnte, war er gezwungen, sich gegen Österreich zu wenden, das erneut den Kampf wagte. Im April 1809 rückten die österreichischen Truppen über den Inn, um die Offensive nach Deutschland hineinzutragen, den bayerischen Bundesgenossen Napoleons niederzuwerfen und die Deutschen zum Befreiungskampf mit sich zu reißen.[442] Jedoch kam dieser Versuch zu früh. Bei Regensburg wurden am 23. April 1809 die Angreifer unter Erzherzog Karl zum Rückzug gezwungen, und es konnte jetzt nur noch um den Bestand und die Verteidigung Österreichs gehen. Zwar wurde Napoleon bei Aspern zunächst zurückgeschlagen, doch glaubte Erzherzog Karl nach den Erfahrungen des Feldzugs nicht mehr, daß es zum gegenwärtigen Zeitpunkt schon möglich sei, die Franzosen

endgültig niederzuringen. Am 14. Oktober 1809 wurde das Scheitern dieses vierten österreichischen Kampfes gegen die Französische Revolution durch den *Frieden von Wien* besiegelt. Das österreichische Heer wurde auf 150.000 Mann reduziert, und es wurde eine hohe Kriegskontribution festgesetzt. Darüber hinaus verlor Österreich mehrere Provinzen.[443] Der unbekannte Verfasser der „Schlacht bei Regensburg" (1809) entwirft in 21 Strophen ein umfassendes und detailliertes Kampfszenario, welches alle Schrecknisse des Kriegsgeschehens umfaßt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die geschilderten Ereignisse den schwersten Schicksalsschlag der letzten fünf Jahrhunderte für die alte Stadt darstellten, die am 23. April 1809 von Napoleons Batterien in Brand geschossen wurde. ‚Am Abend dieses Schreckenstages glich das Gebiet zwischen dem Peterstor, dem Klarenanger, der Dreikronen- und Luzengasse bis hinüber nach Obermünster einem wogenden Flammenmeer, dessen Ausdehnung nur mit den gewaltigen Stadtbränden des frühen und hohen Mittelalters verglichen werden kann'.[444] In epischer Breite wird das Zerstörungswerk der Kämpfe dargestellt: Strophe 1: Blutvergießen, Verarmung der Bevölkerung, Verheerung des Landes, Zerstörung der Stadt. Strophe 2: Todesopfer und Verwundete, Schmerzen und mangelnde ärztliche Versorgung. Strophe 5: Die Angst vor dem elenden Dasein als Krüppel, die keinerlei soziale Absicherung zu erwarten hatten. Strophe 6: Verlust des Familienvorstandes und Versorgers bzw. in Strophe 7: des Sohnes, auf dem alle Hoffnungen und Erwartungen der mittellosen greisen Eltern geruht haben. Dabei wird die Stadt Regensburg selbst lediglich in Strophe 11 konkret namentlich benannt. Strophe 12 erwähnt die Opfer des Donauüberganges über die Steinerne Brücke, Strophe 13 das Handgemenge in den engen Gassen der an allen Ecken und Enden brennenden Stadt.

Karl Bauer schildert die Einnahme der Stadt:

„Die alten Wehranlagen aber hielten stand. Obgleich ein ganzer Stadtteil bereits in hellen Flammen stand, schien der Mut der österreichischen Verteidiger unerschüttert. Allmählich lösten sich jedoch in der Gegend des Klarenanger Teile der Stadtmauer und stürzten in den Graben. Gegen Abend setzten die Franzosen zum Sturm an. Unter ungeheuren Verlusten überquerten sie das Vorfeld der Mauern und den Stadtgraben. Mit Sturmleitern erklommen sie die Mauer und drangen zugleich durch eine Bresche in die Stadt. Die französischen Truppen öffneten von innen das Peterstor. In Massen drangen jetzt die Franzosen in die Stadt. Die von leuchtenden Bränden erleuchteten Gassen Regensburgs erlebten nun ein entsetzliches Blutvergießen. In einem erbarmungslosen Gemetzel – Mann gegen Mann – zogen sich die Österreicher fechtend von Gasse zu Gasse nach Stadtamhof zurück. Knäuel Kämpfender füllten die Steinerne Brücke, auf die österreichische Batterien vom Dreifaltigkeitsberg aus ihre Haubitzen schleuderten, Freund und Feind vernichtend. Der französische Marschall Lannes wollte nun in Verfolgung der Österreicher sogleich in Stadtamhof einrücken. Unter schwersten Opfern gelang es ihm, durch das verrammelte Tor des Nordturms in die Stadtamhofer Hauptstraße vorzudringen. Das heftige Artilleriefeuer vom Dreifaltigkeitsberg aus zwang ihn jedoch zum Rückzug nach Regensburg. Dem fluchtartigen Rückzug der österreichischen Armee über den Regen, mußte Stadtamhof geopfert werden. Österreichische Granaten und brennende Pechkränze verwandelten das Städtchen, dem die Beschießungen der vorhergegangenen Tage schon schwere Wunden geschlagen hatte, in kurzer Zeit in ein prasselndes Flammenmeer. Zumindest für die Dauer einiger Stunden waren die Franzosen dadurch am Nachrücken gehindert. Die Österreicher konnten so in Eile den Regen überschreiten.

Bis nachts zehn Uhr dauerte das österreichische Geschützfeuer vom Dreifaltigkeitsberg aus. Ein scharfer Nordwind entfachte die Brände noch mehr und trieb das Feuer bis zur Steinernen Brücke. Um Mitternacht standen etwa siebzig Häuser in Brand, die Flammen schlugen über der Hauptstraße zusammen. An ein Löschen war nicht zu denken. Verängstigt saßen die Bewohner in den Kellern ihrer brennenden Heimstätten und in den Klöstern St. Magn und Notre Dame. Noch im Laufe der Nacht rückten die Franzosen in das brennende Stadtamhof ein und begannen zu plündern, wo es noch etwas zu plündern gab. Selbst den obdachlos gewordenen Bewohnern, die über die mit Verwundeten und Toten bedeckte Brücke nach Regensburg flüchteten, raubten sie ihre letzten Habseligkeiten und zogen ihnen sogar Kleider und Schuhe aus. Die ganze Nacht hindurch wütete das Feuer und auch noch am folgenden Tag loderten die Flammen. Stadtamhof war ein rauchender Trümmerhaufen. Fünfundneunzig Wohnhäuser und das St.-Katharinen-Spital sanken in Asche. Mit dem Rathaus verbrannten auch alle Akten und Urkunden zur Geschichte Stadtamhofs. Mehr als dreitausend Bewohner waren obdachlos geworden, viele, namentlich ältere Leute, starben in den folgenden Tagen und Wochen an Strapazen, Entbehrungen und Hunger, manche wurden von stürzenden Hauswänden und Schornsteinen erschlagen. Der Schaden betrug nach einer amtlichen Schätzung nahezu 900.000 Gulden'.[445]

Die letzten Strophen drücken die tiefe Friedenssehnsucht des Verfassers – und nicht nur von ihm – aus, den Wunsch, daß das Blutvergießen, das Morden und Sengen endlich ein Ende haben möge. Der Herr möge sich der „Veracht'ten Unterthan, der Abgebrannten" gnädig zeigen und ihrer annehmen. Napoleon selbst sagte den Geschädigten von Regensburg und Stadtamhof zwar eine Million Gulden zu, doch erfolgte die Auszahlung erst später und dann auch nur stockend und mit längeren Pausen".

Beispiel 85

Schlachten bei Regensburg (19.-24.4.1809)

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hartmann, Historische Volkslieder, S. 324, Nr. 148

1. Nun donnern die Kanonen,
Daß Erd' und Himmel kracht;
Der Krieg thut nichts verschonen,
Viel Blut fließt in der Schlacht.
Es gibt im Reich noch keine Ruh,
Es stürmt und wettert immerzu –
Ach armes deutsches Reich,
Bald bist du bettlergleich.

2. Bei Regensburg da schlagen
Sie aufeinander wild,
Wie es gar nicht zu sagen,
Mit Blut sich Alles füllt.
Viel Tausend liegen wund und todt,
Viel Tausend sind in schwerer Noth,
Viel Oerter abgebrennt,
Die man nicht wieder kennt.

3. Man kann es nicht erzählen
Das Elend groß und klein –
Die Worte dazu fehlen –
Was alles sich stellt ein.
Bei Krankheit und bei Leibesnoth
Fehlt auch noch gar das täglich Brot,
Das Elend, das wächst groß,
Und giebt den letzten Stoß.

4. Erzherzog Karl verlieren,
Verlieren muß die Schlacht,
Und weiter retirieren
Vor der Franzosen Macht.
Selbst Regensburg ihn nicht mehr schirmt,
Es ward von ihnen auch erstürmt;
Gefangen wird was drin,
Od'r muß nach Wien entflieh'n.

5. Du großer Gott im Himmel,
Gieb endlich Friedenszeit,
Da dieses Kriegsgetümmel
Uns schaffet so viel Leid!
Laß Ruhe kommen in das Land,
Und wehre du mit starker Hand,
Daß wir nicht ganz und gar
Verderben in Kriegsgefahr.

Ebenfalls eine strikte Absage an den Krieg beinhaltet Lied Nr. 85 **„Schlachten bei Regensburg"** (19.-24.4.1809), dessen Verfasser nicht bekannt ist. Auch hier wird – wenn auch bei weitem nicht so ausführlich wie im vorangegangenen Lied – auf das grausame Kriegsgeschehen eingegangen, die mehrmalige Kanonade von Seiten der beiden Kriegsparteien, die Regensburg und seine Vororte in Schutt und Asche legten, viele seiner Bewohner töteten, verwundeten und in Not und Elend stürzten. Auch dieses Lied endet mit dem flehentlichen Aufruf, daß endlich wieder Frieden einkehren solle.

Beispiel 86

Kriegs-Lied über die große und blutige Schlacht bei Regensburg den 23. April 1809 (worunter auch die tapfern Bayern mit ihren Bundesgenossen und Nürnberger und Ansbacher Kinder und Landsleute waren über die Worte Jerem. am 47. Kap. 6. B.: „O du Scherdt des Herrn, wenn willst du doch aufhören? Fahre doch in deine Scheide, und ruhe, und sey stille".)

Worte: Anonym, 1809 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: DVA Bl3582

Es droht des Krieges Schwerdt und Jammer uns Verderben,
Wo du, o Gott! es nicht abwendest noch bey Zeit;
Ach laß nicht Menschenblut das trockne Erdreich färben,
Gebiet dem Schwerdt, daß es fahr wieder in die Scheid,
Und laß nach so viel Noth, viel Jammer, Angst und Weinen,
Die edle Friedens-Sonn' in Deutschland wieder scheinen.

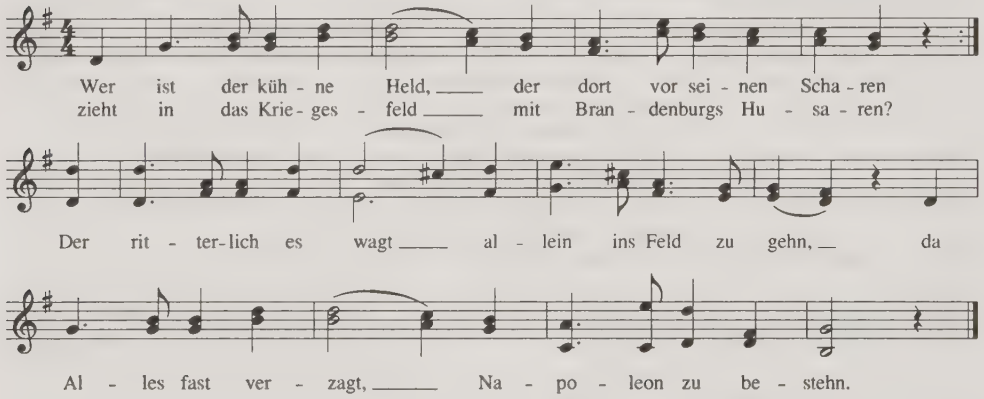
Das **„Kriegs-Lied über die große und blutige Schlacht bei Regensburg den 23. April 1809…“**, von dem nur das Deckblatt erhalten geblieben ist, ist uns auch in anderem Zusammenhang aufgefallen. Derartige Lieder fielen zur Zeit ihrer Entstehung oftmals unter die behördlichen Zensurmaßnahmen. So waren etwa in Württemberg jedwede Nachrichten über die napoleonischen Kriege nicht zugelassen. Händler, die solche Schriften dennoch feilboten, wurden empfindlich bestraft. So wurde beispielsweise „dem Eninger Hausierer Daniel Leuzi seine ganze Handelsware entzogen, weil er ein Blatt mit dem Titel ‚Napoleons Licht- und Schattenseiten‘ mitführte, und der Drucker des genannten ‚Neuen Kriegsliedes über die große blutige Schlacht bei Regensburg‘ wurde mit einer Geldstrafe von 15 Gulden – heute etwa 300 DM – belegt, obwohl es sich keineswegs um ein polemisches und aufhetzerisches Lied handelte, sondern ausgehend von einem Bibelzitat (Jeremias, 47. Kap. 6. B.) lediglich Klage über ‚Krieges Schwerdt und Jammer und Verderben‘ geführt und ‚die edle Friedens-Sonn in Deutschland‘ beschworen wurde“.[446] Gedruckt wurde das Lied, laut Angabe auf dem Flugblatt, bereits unmittelbar nach den Geschehnissen, „in jammervoller Lage der Zeit den 3. May 1809“.

Es fällt auf, daß bei den Regensburg-Liedern – im Gegensatz auch zu vielen anderen Befreiungskriegs-Liedern der späteren Jahre – etwa die Heerführer überhaupt nicht genannt werden, mit Ausnahme von Lied 85, Str. 4, wo der österreichische Generalissimus Erzherzog Karl namentlich Erwähnung findet. So wird Napoleon – und dessen Verwundung vor Regensburg[447] – mit keinem Wort erwähnt.[448]

Beispiel 87

Schill bei Dodendorf
4. Mai 1809

Text: Anonym, 1809
Melodie: Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände



aus: Ditfurth; Historische Volkslieder 1763-1812, S. 329ff

1. Wer ist der kühne Held,
Der dort vor seinen Schaaren
Zieht in das Kriegesfeld
Mit Brandenburgs Husaren?
Der ritterlich es wagt
Allein in's Feld zu gehen,
Da Alles fast verzagt,
Napoleon zu bestehn?

2. Das ist der kühne Schill,
Ein Reitersmann ohn' Gleichen,
Der nicht mehr halten will
Französischen Hochmuthsstreichen.
Er ziehet von Berlin,
Aus seiner Garnison,
Auf Magdeburg dahin,
Ob er es nicht bekomm'

3. Bei Dodendorf da fand
Zuerst er einen Feinde,
Der ihn mit leichter Hand
Dort zu besiegen meinte.
Mit Hurrah ging er kühn
Gleich auf die stolze Schaar,
Die viermal stärker schien,
Als seine Mannschaft war.

4. Er hieb mit eigner Hand
Die Artilleristen nieder,
Schlug, was im Wege stand,
Und spornte an die Brüder.
In dicksten Feindeshauf
Stürzt überall er hinein:
„Vorwärts, nur immer drauf,
Der Sieg muß unser seyn!“

5. Da fliehen aus dem Feld
Die Franzosen voller Schrecken,
Oder was sich noch stellt,
Wird in den Sand gestrecket.
Todt sind viel Offizier,
Ihr Oberst ist verwundt;
Im Blute liegen hier
Viel Hundert auf dem Grund.

6. Was nichtgefall'n, entflohn,
Das gab sich da gefangen;
Ihr Geschütz sammt Munition
Ist auch verloren gangen.
Ihre Fahnen gar, als Beut,
Viel Waffen, Wehr und Gut,
Erobert Schill im Streit
Mit seinem Heldenmuth.

7. Victoria, mein Schill!
Sieg muß vor dir herschreiten.
Du kannst nicht halten still,
Der Himmel wird dich leiten.
Wenn nur ein jeder dächt'
Und thäte so wie du,
Wir schafften bald uns Recht
Und vor Franzosen Ruh!

Beispiel 88
Schill

Worte: Anonym, 1809 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 331

1. Viktoria, der Schill ist da,
Des Preußennamens Retter!
Ob rings auch Feinde fern und nah,
Er fährt drein, wie ein Wetter;
Ja, wie ein Wetter kommt er an,
Er ist ein kühner Reitersmann.

2. Viktoria, der Schill ist da!
Bald wird sich's anders wenden;
Es kommen Freunde fern und nah,
Daher von allen Enden.
Oestreicher, Hessen brachen los,
Westfalen auf den Schelmfranzos.

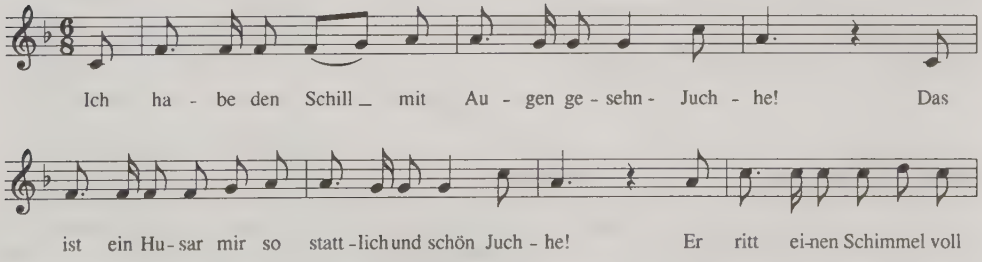
3. Viktoria, der Schill ist da!
Ob auch zehntausend Franken
Auf seinen Kopf gesetzet ja,
Das machet ihn nicht wanken.
Er trotzet Tod, und trotzt Gefahr,
Und mit ihm seine kühne Schaar.

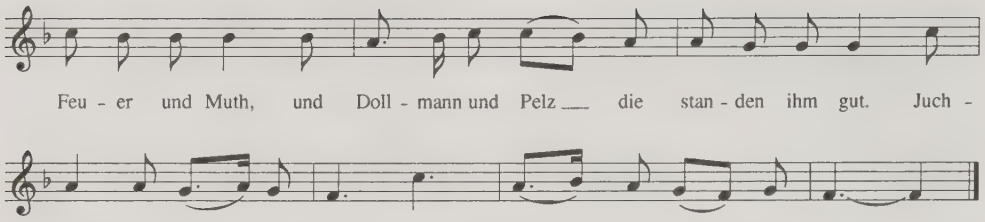
4. Viktoria, der Schill ist da,
Mit seinen Reiterschaaren!
Der Sieg ist immer mit ihm nah,
Er treibt die Feind' zu Paaren.
O König, sprächst du nur ein Wort,
Sie müßten alle, alle fort.

Beispiel 89

Schills Freischaar
1809

Text: Anonym, 1809
Melodie: Es zogen drei Ritter zum Tore hinaus





aus: Ditfurth: Volkslieder 1763-1812, S. 328f,
dsgl. Allgem. deutsches Kommersbuch, S. 431

1. Ich habe den Schill mit Augen gesehn – Juchhe!
   Das ist ein Husar, so stattlich und schön – Juchhe!
   Er ritt einen Schimmel voll Feuer und Muth,
   Und Dollmann und Pelz die standen ihm gut,
   Juchhe, juchhe, juchhe!

2. Husaren und Jäger, die hat er in Meng – Juchhe!
   Sie brachten die Feinde schon oft in's Gedräng – Juchhe!
   Es rasselt und prasselt, es blänkert und blitzt,
   Nahn sie in Galopp sich mit Säbel und Büchs,
   Juchhe, juchhe, juchhe!

3. Und weil ich wohl kannte des Preußenslands Not – O weh!
   All überall herrscht ja Französisch Gebot – O weh!
   So ging ich nach Dömlitz ins Schillsche Quartier,
   Und wurde da stracks ein junger Lanzier,
   Juchhe, juchhe, juchhe!

4. Jetzt führ eine Lanz ich stark und groß – Juchhe!
   Mit Eisen gespitzt, den Franzosen zum Stoß – Juchhe!
   O ging es doch bald in die heißblut'ge Schlacht,
   Schill gibt den Franzossen eine derbe Tracht,
   Juchhe, juchhe, juchhe!

5. O hört ich des Säbels Geklirre doch schon! – Juchhe!
   Und hieß es dann vorwärts! bei meiner Schwadron – Juchhe!
   Jetzt, Kinder, jetzt gilt's, die Lanze gefällt!
   Schill führt in die Schlacht euch, der tapfere Held,
   Juchhe, juchhe, juchhe!

6. Und sinke auch fechtend ich in den Tod – O weh!
   Ward mir auch die Lanze von Feindesblut roth – Juchhe!
   Mein Vater schon focht unter Ziethen mit,
   Drum wag ich mit Schill jetzt den muthigen Ritt,
   Juchhe, juchhe, juchhe

Worterklärung
Dollmann, Dolman = pelzverbrämte Uniformjacke der Husaren

In den vier voranstehenden Liedern werden der Ruhm und die „Heldentaten" des preußischen Majors Ferdinand von Schill verherrlicht. Wir haben Verlauf, Resonanz und Bedeutung oben zusammenfassend behandelt und können uns deshalb hier auf eine kurze Zusammenfassung seines Lebens sowie sodann auf einige Aspekte der Liedtexte beschränken.

Dem niederen Adel entstammend wurde Schill am 6. Januar 1776 in Wilmsdorf bei Dresden geboren, war also wie die meisten führenden Männer der nationalen Befreiungsbewegung in Preußen der Herkunft nach kein Preuße. In die preußische Armee eingetreten, wurde er 1806 als Husarenleutnant bei Auerstedt verwundet. Auch nach dem Zusammenbruch bei Jena und Auerstedt setzte er sich weiterhin vehement für die Unabhängigkeit Deutschlands ein. Er bildete in Kolberg ein Freikorps, mit dem er an der Seite Gneisenaus und Nettelbecks die Verteidigung dieser Stadt unterstützte. Mit tausend Mann, die er zusammengeworben hatte, hielt er wochenlang mit Zähigkeit einen Stellungsabschnitt und fügte dem Eroberungsheer Napoleons viel Schaden zu.[449] Dieser Kampf brachte ihm eine schnelle Beförderung ein, und als 1809 die österreichische Erhebung losbrach, war er bereits Major eines Husarenregiments in Berlin. Im April und Mai des Jahres 1809 unternahm er dann jenen kühnen Zug, der seinen Namen im Volk überall bekanntgemacht hat und der auch zu seinem frühen Tod am 31. Mai 1809 führte.

Dodendorf im Kreise Wanzleben (Nr. 87, **„Schill bei Dodendorf"**, Str. 3) war das einzige größere Gefecht während des Zuges des preußischen Majors, bei dem seine Freischärler die auf das Korps angesetzten westfälischen Truppen zurückschlagen konnten. Der Liedautor verschweigt jedoch die Verluste des Schillschen Korps: sechs Offiziere und ein Drittel des Regiments wurden bei Dodendorf getötet. Die überschwenglichen Victoria-Rufe gehen an der Wirklichkeit vorbei. Jérôme ließ zudem nunmehr auf den Kopf des „Briganten" Schill einen Preis von 100.000 Franken aussetzen und ihn für vogelfrei erklären. Außerdem wurden Streitkräfte aus Holland, Dänemark und Westfalen gegen ihn mobilisiert, sodaß Schill sich quer durch Brandenburg und Mecklenburg an die Ostseeküste zurückziehen mußte.

Auch um die Resonanz der Schillschen Unternehmungen war es nicht gut bestellt. Natürlich war der preußische König weit davon entfernt „ein Wort" zu sprechen. Der Zustrom von Freiwilligen blieb, anders als Lied 87 suggeriert, mäßig. „Oestreicher, Hessen brechen los, Westphalen...": Der westfälische Aufstand war zu Beginn der Schillschen Aktionen schon wieder beendet; das vormals unruhige Hessen-Kassel ist jetzt Bestandteil des neuen Königreiches Westfalen; nur die Tiroler halten noch stand. Von einer allgemeinen Volkserhebung war man weit entfernt. Schills Name war zwar in aller Munde, praktische Resonanz aber fand er kaum, so sehr er sich auch darum bemühte.[450] In einem seiner Aufrufe heißt es:

„Ermannt euch, folgt meinem Wink, und wir sind, was wir ehemals waren. Ziehet die Sturmglocken! Dies schreckliche Zeichen des Brandes fache in euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe an und sei für eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen! Sensen und Piken mögen einstweilen die Stelle der Gewehre vertreten; bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführt, wird auch die feindliche Sense zu tödlicher Waffe. (...) An der Spitze geprüfter und im Kampf geübter Krieger eile ich zu euch, bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wird bald wiederhergestellt sein".[451] In der gleichen Tendenz sind die Lieder zu sehen: Dokumente letztlich erfolgloser Kriegspropaganda. Enttäuscht über „dies elende Land, das seine (...) Bemühungen gar nicht verdiente",[452] beschloß Schill, sich mit den Engländern zu vereinigen. Durch das siegreiche Gefecht bei Damgarten konnte er sich den Weg nach Stralsund bahnen; er überrumpelte die dortige französische Besatzung und versuchte auch, die alten Befestigungswerke Stralsunds wieder herzurichten. Anstatt sich vor den nachfolgenden französischen Söldnern auf Rügen und auf britischen Schiffen in Sicherheit zu bringen, entschloß er sich zur Verteidigung der Stadt, dies eine für ihn verhängnisvolle Fehlentscheidung. Am 25. Mai 1809 von Schill besetzt, wurde die Stadt sechs Tage später von holländischen und dänischen Truppen, insgesamt 5000 Soldaten unter dem französischen General Gratien erobert. Schill fand dabei den Tod, was ihm zu seinem bisherigen Ruhm noch die Märtyrerrolle zuwachsen ließ.

„Schill im Tode" (Nr. 90) schildert bis in Einzelheiten den letzten Kampf, wiewohl ein Preislied, bemerkenswert moderat gehalten. „Schweiget künftig still vom Schill": Das liest sich als Aufruf gegen die Legendenbildung, die nun rasch einsetzte und bis heute fortwirkt. Ergänzend zitieren wir den DDR-Geschichtsdidaktiker Herbert Mühlstedt, der das Ende der Stralsunder Kämpfe folgendermaßen darstellt:

„Schill begreift, daß Stralsund verloren ist. Er verspürt den Wunsch, im Kampfgetümmel zu sterben. Er trägt die Verantwortung für seine Soldaten. ‚Rückzug zum Hafen und zum Frankentor'! befiehlt er. Dort, im Osten der Stadt, hat sich bisher kein Feind gezeigt. Von dort aus muß es möglich sein, sich zur Insel Rügen durchzuschlagen.

Während seine Soldaten zum rettenden Frankentor und Hafen zurückweichen, jagt Schill noch einmal durch die Stadt. Am Markt stehen seine Husaren. Sie will er retten. Doch Schill kommt zu spät. Die Feinde haben den Markt schon erreicht. Ein napoleonischer Oberst mit seinem Stab hält auf dem Platz. Schill galoppiert auf ihn zu, haut ihn vom Pferd und sprengt davon, verfolgt von einem Rudel feindlicher Reiter. Sie wollen ihm den Rückzug abschneiden. Säbel klirren, Schill erhält einen Hieb quer über die Stirn. Blut quillt ihm über das Gesicht, bedeckt seine Augen, nimmt ihm die Sicht. Aber er hält sich aufrecht und schlägt sich durch. Zum Hafen lenkt er sein Pferd, um zu den Seinen durchzubrechen. Schon ist er in der Fährgasse. Das rettende Tor zum Hafen ist nahe. An einer Pumpe liegt ein Schillscher Soldat: verwundet, gefangen. Um ihn herum stehen holländische Grenadiere. Der Verwundete richtet sich auf, ‚Schill! Schill'! ruft er. Da reißen die Holländer ihre Gewehre hoch. Schüsse knattern. Schill schwankt im Sattel, in den Hinterkopf getroffen, stürzt er tot vom Pferde".[453] Schills Kopf wurde von den Siegern vom Rumpf getrennt, da ein Preis auf ihn ausgesetzt war. Erst 1837 wurde er in Braunschweig in einem Mausoleum beigesetzt.

Beispiel 90
Schill im Tode (31.5.1809)

Text: Anonym, 1809 / Melodie: Guter Mond, du gehst so stille[454]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 360

1. Schill ist todt – aus ist sein Leben!
Schnell schlug seine Todesstund';
Schnell wurd' er vom Feind umgeben,
Als er kaum war in Stralsund.
Dänen und Holländer kamen,
Die ihn grausam attaquirt,
Viel' von Schill gefangen nahmen,
Viel' getötet und blessirt.

2. Schill schritt tapfer auf und nieder,
„Muthig" – schrie er – „unverzagt,
Halt't euch tapfer, meine Brüder,
Halt't euch tapfer in der Schlacht"!
Zwei Hieb' hat er schon bekommen,
Und sein Pferd schon einen Schuß,
Als er noch ist durchgekommen,
Und gesetzt hat über'n Fluß.

3. Nochmal thäte er es wagen,
Und fiel in die Flanke ein;
„Brüder, wehrt euch"! – thät er sagen –
„Wehrt euch, daß wir Sieger seyn"!
Er gab gleich dem Pferd die Sporen,
Haute, schoß, daß's blitzt und kracht;
„Wehrt euch, sonst sind wir verloren,
Halt't euch fest in dieser Schlacht."

4. Und schnell wider alles Hoffen,
Hat ihn, als er just drückt' los,
Eine Musketenkugel g'troffen,
Doch die Wunde war nicht groß.
Schill, sein Schnupftuch umgebunden,
Da schon blutete sein Fuß,
Kämpfte noch Dreiviertelstunden,
That noch manchen Hieb und Schuß.

5. Schill wollt' nicht mehr weichen weiter,
Bis ihm jagt mit größtem Schmerz
Ein Holländer Küraßreuter
Gleich die Kugel durch das Herz.
Und in diesem Schlachtgetümmel
Als der Sieg schon nah ihm stund,
Stürzte er herab vom Schimmel,
Rief: „Ich bin zum Tod verwun't!"

6. Als Schill's Leute dies vernahmen,
Daß ihr General sey todt,
Gaben viele sich gefangen,
Und die Andern flohen fort.
Weil wir Schill nun nicht mehr haben,
Und ein End' sein Lebensziel,
So laßt uns den Leib begraben,
Schweiget künftig still vom Schill.

Beispiel 91
Das Lied vom Schill

Worte: Ernst Moritz Arndt, 1813 / Melodie: Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 319ff., Nr. 107, dsgl. Allgem. Deutsches Kommersbuch, S. 37f. und S. 431

1. Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führet sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürsteten alle Franzosenblut

2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

3. So ziehet der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Fanzosen schlagen sich will.
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

4. Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmen-Franzosen hinaus;
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug –
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind,
Es nahet der Schill, und er reit wie der Wind.

7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Carolus im Thore schlief;
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

8. O weh euch Franzosen, wie mähet der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel rot!
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu töten, das deucht ihnen gut.

9. O wehe dir, Schill! Du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleicht vom Meer
Der Däne, der tückische Scherge daher.

10. O Schill, o Schill! du tapferer Held!
Was sprengest du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, o trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohrt das redliche Herz
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt."

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab,
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

15. Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.
O weh! O weh! O weh!
O Schill, dein Säbel that weh!

16. Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert.
So rufet er zornig: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will".
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
O Schill, dein Säbel thut weh!

Worterklärung
„Kiwi" = ein verstümmeltes „qui vive"? („Wer da"?); Anruf des Wachtpostens

Wieder eine typische, „franzosenfressende" Haßlyrik Ernst Moritz Arndts. Arndts **„Lied vom Schill"**, stammt aus dem Jahr 1813. Wir geben hier der thematischen vor der chronologischen Entstehung den Vorzug und bringen das Lied bereits an dieser Stelle. Die Entstehung des Liedes fällt in den Höhepunkt literarisch-patriotischer Produktion. Der tote Schill gibt als Märtyrer eine ideale Agitationsfigur ab. In 15 Strophen werden Kampf und Tod des Major Ferdinand von Schill geschildert, voller Pathos und Franzosenhaß, ein abstoßend-blutrünstiges Beispiel patriotischer Literatur. Stralsund wird zur Symbolstadt, historische Reminiszenzen beschworen (Str. 7): Wallenstein versuchte 1627 vergeblich, Stralsund zu erobern, im Nordischen Krieg wurde die Stadt 1715 von Karl XII. von Schweden verteidigt – Schill, der würdige Nachfolger der beiden großen Heerführer, so soll dem Leser suggeriert werden, ein mißglückter und mißlicher Vergleich. Die letzte Strophe ruft zur Rache für Schill auf, sie richtet sich an die Freiwilligen des Jahres 1813. Arndts Lied ist eine Kontrafaktur auf „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus"[455] mit metrischen Unregelmäßigkeiten; der übliche Refrain „Juchhe..." wird entsprechend dem Inhalt von der 9. bis zur 17. Strophe in „o weh" abgeändert.

Beispiel 92
Tod der Schillschen Offiziere 1809

Worte: Anonym 1809 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 322f. Nr. 109

1. Zu Wesel auf dem grünen Wall,
Da gab es scharfen Musketenknall,
Elf Preußen thaten einen harten Fall,
Aber sie starben mit Freuden all':
Hoch lebe der König von Preußen!

2. Sie rückten mit Schill ins Feld hinaus,
Bei Dodendorf gab's den ersten Strauß,
Viel roter Orden bei Dömitz' Haus,
Sie wetzten die preußische Schande aus:
Hoch lebe der König von Preußen!

3. In Stralsund – o der Verräterei!
Da traf ihren Hauptmann das tückische Blei,
Sie wurden gefangen, „s ist einerlei,
Wird's Vaterland nur und der König frei!
Hoch lebe der König von Preußen!

4. Sie saßen in Wesel ohn' Gold und Wein,
Sie schenkten sich Wasser ins Zinn hinein,
Sie tranken's, als wäre es Wein vom Rhein,
Sie schlugen dazu die Rechte ein:
Hoch lebe der König von Preußen!

5. Hell ging am Morgen die Sonne auf,
Da standen die Elf vorm Flintenlauf,
Sie warfen die Mützen in die Luft hinauf,
Sie kommandierten: Nun Feuer drauf!
Hoch lebe der König von Preußen!

6. InWesel dort auf dem grünen Wall,
Da gab es scharfen Musketenknall,
Es thaten zehn einen harten Fall,
Aber sie fielen mit Freuden all':
Hoch lebe der König von Preußen!

7. Nur einer, ich weiß nicht, wie's geschah,
Noch aufrecht stand er und blutend da:
Hier sitzt das preußische Herze ja!
Trefft besser! Und nun Viktoria!
Hoch lebe der König von Preußen!

8. In Wesel dort auf dem grünen Wall
Gab's wieder scharfen Musketenknall,
Es that der Letzte nun seinen Fall,
Nun lagen sie bei einander all' –
Hoch lebe der König von Preusen!

9. So rote Wangen, so junges Blut,
So eiserne Stirnen, so stolzer Mut –
Ei, was ein preußisches Herz nicht thut.
Für dich, mein Vaterland, stirbt sich's gut!
Hoch lebe der König von Preußen!

Beispiel 93
Das Kriegsgericht zu Wesel

Worte: Anonym, 1809 / Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz [456]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 354

1. Zu Wesel auf der Schanz,
Da stand ein junger Knabe:
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Lieben,
Die ihr daheim geblieben!
Mich scheid't von aller Noth
Der bittre Tod.

2. Mit meinem Führer zog
Ich aus für Deutschlands Ehre,
Doch es war Gottes Will:
Erschlagen liegt der Schill
Bei Stralsund auf dem Wall.
O harter Fall.

3. O hart Geschick für die,
Die ihren König lieben!
Wer ziehet nun den Degen,
Führt dem Franzos entgegen
Sein schönes Regiment?
Der Feind es kennt!

4. Wer's mit dem Tapfern hielt,
Der war da bald gefangen,
Wie Räuber und wie Mörder
Geworfen in den Kerker,
Das Leben ward ihm gar
Gesprochen ab.

5. Vom Rumpfe schnitten sie –
Es will mein Herze brechen,
Denk' ich es mir – das Haupt –
Bei Türken nur erlaubt!
Und umher ward's gesandt
Im deutschen Land.

6. Verblutet liegen da
Schon meine Kameraden,
Es ist schon frei von Schmerz
Ihr tiefdurchbohrtes Herz.
Mir nur ward Gnad gegeben
Für mein Leben.

7. Ich will, Napoleon,
Von dir gar kein Erbarmen,
Mit meinen Brüdern allen
Soll gleiches Loos mir fallen.
Schieß zu, du Schelmfranzos,
Mein Herz ist bloß.

8. Mein Säbel und Gewehr,
Und alle meine Waffen,
Wird man auf's Grab mir henken,
Da soll man lang gedenken,
Daß hier ein treuer Knab
Ruht im tiefen Grab.

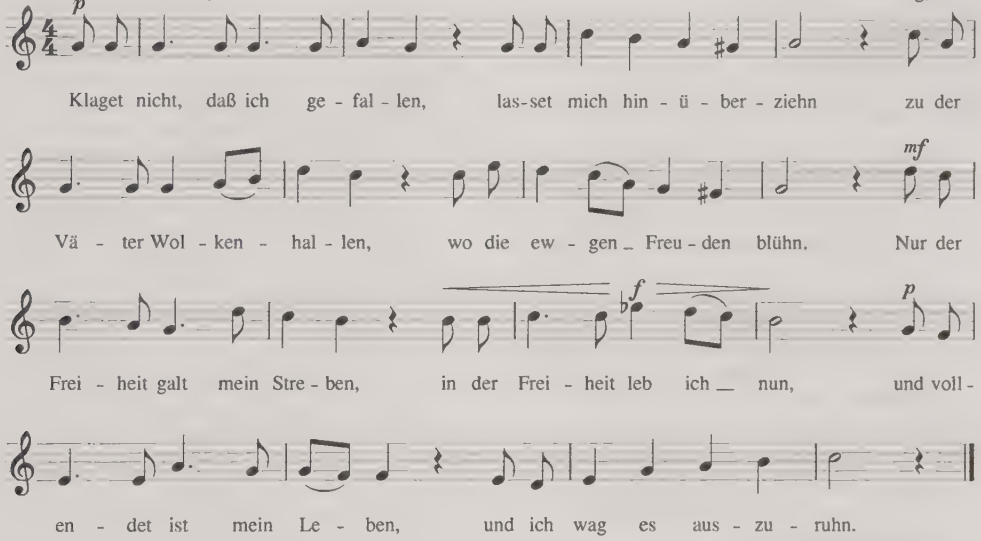
Das Schillsche Korps konnte gegen eine vielfache Übermacht von 5000 gegen die Freischärler ausgesandten Soldaten bei allem unbezweifelbaren persönlichen Heldenmut nicht viel ausrichten, mußte scheitern, da der erhoffte Zuzug seitens des „Volkes" bzw. ein allgemeiner Volksaufstand ausblieb. Einigen Reitern und Fußsoldaten des Schillschen Freikorps gelang es schließlich noch zu entkommen; viele fielen im Kampf; die gefangenen Soldaten, etwa 300 bis 500 an der Zahl, wurden wie Sträflinge und Sklaven nach Frankreich zum Strafdienst auf Galeeren geschickt. Die gefangenen Offiziere dagegen wurden zum Teil nach Braunschweig, elf andere nach Wesel am Niederrhein transportiert, wo sie

von den französischen Besatzern erschossen wurden, sollte doch an ihnen ein Exempel statuiert werden. Wenn auch der blinde Heroismus des „Knaben", dem offensichtlich wegen seines jugendlichen Alters Gnade gewährt worden war, und von dem in beiden Liedern – Nr. 92 und 93 – die Rede ist, heute befremdet, solche Beispiele jugendlichen Opfermutes sind mehrfach überliefert.[457] Merkwürdig erscheint im Zusammenhang mit der Tatsache, daß sich der preußische König von der Erhebung Schills öffentlich distanziert, sie als eine „unglaubliche Tat" gebrandmarkt hatte und die militärischen Gesetze gegen die Aufständischen angewandt wissen wollte, der Hochruf auf Friedrich Wilhelm („Hoch lebe der König von Preußen) am Ende einer jeden Strophe von Lied Nr. 92: **„Tod der Schillschen Offiziere"**. Diese dürften wohl zumeist andere Gedanken gehegt haben, als sie in die Mündungen der Gewehre des Erschießungskommandos blickten. Wir halten zumindest Nr. 93: **„Das Kriegsgericht zu Wesel"** für authentisch, das im Umkreis der Schillschen Truppe oder nach Augenzeugenberichten entstanden sein kann. Dafür spricht die unprätentiöse Art der Darstellung.

Beispiel 94

Schill
(Eine Geisterstimme)

Text: Max von Schenkendorf, 1809
Melodie: von Enzelling, 1819



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 70f

1. Klaget nicht, daß ich gefallen;
Lasset mich hinüberziehn
Zu der Väter Wolkenhallen,
Wo die ewgen Freuden blühn!
Nur der Freiheit galt mein Streben,
In der Freiheit leb ich nun,
Und vollendet ist mein Leben,
Und ich wag es auszuruhn.

2. Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht
Tauscht ich nimmer um das Neue,
Um die welsche Lehre nicht.
Aber jenen Damm zerbrochen
Hat der Feind, der uns bedräut,
Und ein kühnes Wort gesprochen
Hat die riesenhafte Zeit.

3. Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht!
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.
Haltet darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, deutsches Blut!
„Für die Freiheit eine Gasse"!
Dacht ein Held in Todesmut.

4. Freudig bin auch ich gefallen,
Selig schauend ein Gesicht;
Von den Türmen hört ich's schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.
Tag des Volkes! Du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
„Ruh in Frieden, treuer Schill"!

Max von Schenkendorf (1783-1817), preußischer Staatsbeamter und Poet dazu, wegen seines vehementen Eintretens für die Erneuerung des deutschen Kaisertums von Rückert „Kaiserherold" genannt, gehört zu den patriotischen Dichtern, die seit 1806 gegen die Fremdherrschaft Napoleons auftraten, der sich – trotz einer gelähmten Hand – zum Heer meldete, um auch am aktiven Kampf teilzunehmen.[458] Schenkendorf schlüpft in seinem Lied vom **„Schill"** (Nr. 94) in die Rolle des toten Schill und läßt sich als Geisterstimme vernehmen, was dem Lied einen durchaus originellen Charakter verleiht. Freiheitspathos vermischt sich mit Haßgesang; alt-„deutscher" Feudalismus in romantischer Verklärung („süße Lehnspflicht") wird gegen die Ideale der Französischen Revolution ausgespielt („welsche Lehre"). Perverse Lust am Heldentod tritt in der letzten Strophe zutage, die auch dichterisch missglückt erscheint. Der Ausdruck „Für die Freiheit eine Gasse" (Str. 2) findet sich ähnlich in Theodor Körners Gedicht „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen". Die Legende vom Freiheitskämpfer Schill aber dauert bis heute an. In der DDR beispielsweise gehörte er „zu den patriotischen Vorbildern unserer Jugend".[459] Wir stellen der Legende das Urteil von Marwitz entgegen, der Schill persönlich kennengelernt hatte: „Ich war überzeugt, daß viel zuviel von ihm geredet würde und nicht viel dahinterstecke, und so war er in der Tat. Er war sehr tapfer, auch listig, aber unglaublich dumm, wodurch bald Hochmut erregt wurde, den er unter einer erheuchelten Bescheidenheit zu verbergen trachtete. Zu nichts weniger war er geschaffen als zu einem Feldherrn, und den eben wollte er spielen. Daran ist er gescheitert".[460]

Beispiel 95
A neus Liadl 1805

Worte: Anonym, 1806 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe...., S. 108ff.[461]

1. Jatzt ham ma scho wieder a neus Liadl erdicht',
   Und wie halt die Tiroler Schützen sand g'richt.
   Sie gehen aufs Gebirg, da passens brav auf;
   Wenns an Boarischen sehng, so schiaßens brav drauf
   Und nemma koan aus.
2. Der Bräu ausn Mühlgrabn war an Offizier;
   Zum Rauben, zum Stehlen kimmt eahm koaner für.
   Auf Audorf,[462] auf Flinschbach, auf Rednfeln heraus
   Sie nemant, was' tragn mögn, gehen wieder nach Haus
   Und plündern d'Leut aus.
3. Der Bräu aus Mühlgrabn, der hat recht umg'raamt,
   Er hat ja viel Sach mit oan Roß umig'saamt.
   Jatzt muaß i den Bräu no gen exterer fragen,
   Wiaviel sein allerbests Roß mag dertragn?
   Er wird ma's ja sagn.
4. Der Graf vo Niederndorf hat's anderscht erdacht;
   Der hat si schö staad für Windshausen herg'macht.
   Auf Nußdorf, auf Beuern, da kaamans mit G'walt,
   Ham g'fressen und g'suffa, hat koaner nix zahlt,
   Sans jung oder alt.
5. Graf Fritz von den Preysing, ein glücklicher Mann,
   Er reist ja auf Kopfstoa, gaang selber voran:
   „Gebts her euer Festung, gebts her euer G'schloß!
   Wann mir sein zu wenig, so kimmt der Franzos,
   Geht's außer und losts"!
6. Die koaserlign Soldatn ham si nimmer auskennt.
   Sie sand ja vor Schrecka as G'schloß auffig'rennt,
   Schaungt außer beim Fensterl und taaten brav woan.
   Sie hammt eah halt denkt: „Wenn ma bald waarn dahoam"
   Da is ja koa Doan".
7. Er schickt a Stafetten: sie sollten iazt redn,
   Wos halt die Festung wölln glei übergebn?
   „Die Festung, die kann er den Augenblick ham.
   Er soll nur grad dösmal eah Leben vaschon'!
   Sie bitten um Pardon".

8. Als er sich geben hat kaum zu der Ruah,
Da kemman die Schützen ganz Hauffa herzua:
„Da habts unsre Stutzen und all unser G'wehr!
Deats uns nur verschonen! Mir wihrn uns nit mehr.
Jatzt habts uns scho g'hört".

9. Die Tiroler Schützen, die ham iazt a Leben!
Müaßn Stutzen eiliefern und Brandsteuer gebn.
Was wern denn sie zahlen mit ihren Papier?
Es wird so weit kemma, ma nimmt all ihre Küah,
Und kriagn nix dafür.

10. Dös Inschbruck, dös waar ja a recht schöne Stadt;
Es fait ja süst nix, als daß' Töter nit hat.
Das guldane Dachel is mitten darin;
Die schö Residenz, die steht aa glei danöbn,
San dö Boarischen drin.

11. Jatzt muaß'dö alt Lisl halt aa no heraus;
Jatzt muaß' ge in d' Flucht, ge in d' Steiermark hinaus!
Wia lang sie dort z'lebn hat, dös wissen mir nit.
Es g'schiecht ihr grad recht, warum halt' sie da mit!
Drum hats iaz koan Fried.

12. Iaz geh ma ge wieder auf Lofer hinaus!
Dort is da zuaganga, daß g'west is a Graus.
Ma hat viel derschossen und viele blessiert,
Mir wölln's leicht derwarten, bis' anderschter wird.
Jaz hams uns scho g'spürt.

13. Der Pfleger vo Lofer, der war a Spion:
Das steht koan Beamten ja niamals guat o.
Iaz habens eahm g'fanga, er liegt in Arrest;
Iaz ziahgns eahm ge d'Haut o, das war ja sei Letzts.
Ist selbst dabei g'west.

14. Die Salzburger Bauern sand viel dabei g'wen;
I glaub halt, es kost' ge den mehrern das Leben.
Waarts ös dahoam blieben bei Acker und Pfluag,
Hätts d' Felder brav g'arbat, das waar für enk guat.
Gelt, iaz wißts ös g'nuag!

15. Die boarischen Leut, die san halbat nit da;
Sie jagn halt den Koaser ins Ungarn hina.
Sie san da wohl g'loffa und all davog'rennt.
Gell, die boarischen Leut habts aa no nie kennt?
Drum seids davog'rennt.

16. Jazt ist er a Koaser, tragt an runden Huat –
Hat d' Länder verloren, das wissen mir guat.
Was wird denn er machen mit seinem Papier?
Jatzt wird er brav Not leidn und kriagt nix dafür
fürs Bancopapier.

17. Jazt ist halt der Koaser auf oamal so wild,
Weil er die Stadt Wean hat aa verspielt.
Waar er fei dahoambliebn bei sein liaben Weib,
Hätt er all seine Länder und all seine Leut.
Jazt hat'sn ja g'reut.

18. Jazt duat halt den Koaser das Ding aso Zorn,
Weil er hat das Zeughaus aa no verlorn.
Koa Stuck und koa G'wehr, koa Pulver, koa Blei!
Seit Bancoamt siecht halt an Ganthäusel gleich;
Das ist nimmer reich!

19. Der russische Koaser ist aa dabeig'wen;
Achztausend so sand ja leicht kemma ums Lebn.
Das wöllma den russischen Koaser no sagn;
Koa söttlas G'fraß kümma bei uns da nit habn;
Mia müaßten derschlagn.

20. Den König von Preußen hätt aa davo traamt,
Ist aber viel z'langsam, er hat sie weit g'saamt.
Der soll uns na kemma, der waar uns der Recht.
Den wolltma hoamleuchten mit seim ganzen G'schlecht.
Der waar uns der Recht.

21. Der Koaser von Frankreich trag zwiefache Kron,
Hat d'Länder erobert, das wissen wir schon.
Gott wird ihm ja geben im Himmel den Lohn,
Auch dem König von Bayern die ewige Kron
Im Himmel darobn.

22. Zu Olmütz in Mähren war die große Schlacht;
Die boarischen Leut, die gebn dennoch nit nach.
Da ham sies erscht g'schlagen ja gar bis auf Haupt.
Da denkt eahm der Koaser: „Jazt laß i gen aus"!
Macht 'n Friedenschluß drauf.

23. Das Liadlein ist g'sunga: iaz hat's schon an End.
Gelts, die boarischen Leut habts aa no nia kennt?
Er hat brav Soldaten und brav Offizier.
Ös werdses ja kenna, habts' selbst in Quartier
Und künnts nix dafür.

24. Und wannses wöllt wissen, wer's Liadlein erdacht –
Das ham zwei Studenten von Augsburg gemacht,
Dem Boarfürscht zu Ehren, dem Koaser zum Trutz.
Die koaserlign Leut san koan Deixel nix nutz;
Hams die Boarischen putzt!

Worterklärungen
gen exterer = ganz besonders / Ganthäusel = ein Häuschen, das gerichtlich versteigert wird / losts! = Hört! / söttlas G'fras = solchen Abfall (Schmeller I, 829) / Törer = Tore (Schmeller I, 619)

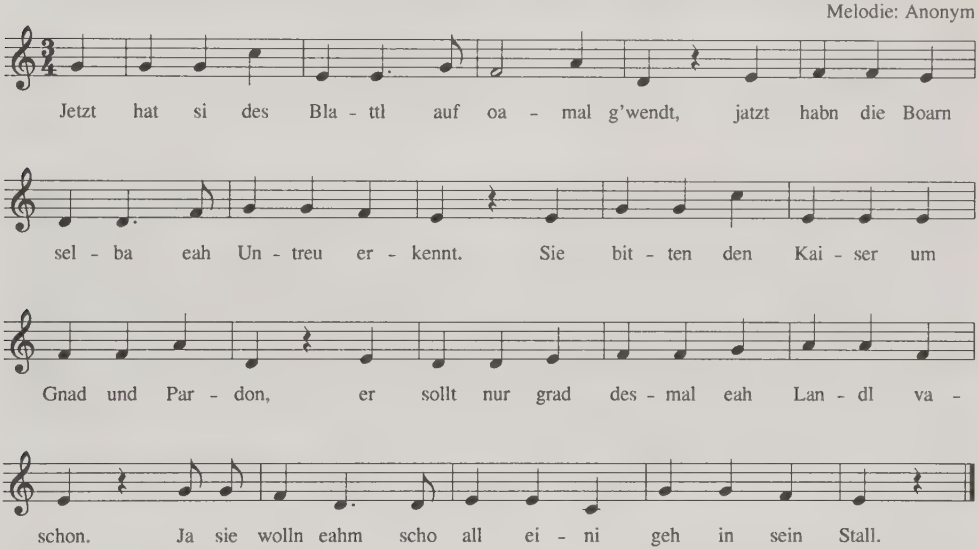
Das Lied kommentiert die Besetzung Tirols des Jahres 1808 aus bayerischer Sicht.[463] Rattelmüller datiert es – unseres Erachtens zu früh – ins Jahr 1805. Österreich mußte im Frieden von Preßburg (26.12.1805) Tirol an Bayern abtreten; das bayerische Besitzergreifungspatent stammt vom 26. Januar 1806. In den ersten Strophen ist von (tatsächlich vorgekommenen) Übergriffen der Tiroler auf bayerische Dörfer im Inntal die Rede – propagandistisch geschickt, um die bayerische Besetzung zu legitimieren. Die Tiroler kommen aus den Dörfern Mühlgraben und Niederdorf unter Führung eines Braumeisters, Offizier des Landsturms, und eines Webers. Audorf (heute: Ober- und Niederaudorf), Flintsbach („Flinschbach"), Redenfelden liegen auf bayerischer Seite links des Inn, Windshausen direkt an der Grenze, Nußdorf und Beuern (heute: Alten- und Neubeuern) weiter nördlich rechts des Inn.[464] Die Verfasser, nach eigener Aussage Augsburger Studenten, besitzen jedenfalls gute geographische Kenntnisse. Die Besetzung Tirols geht über das Inntal vor sich; Sperriegel ist die Festung Kufstein („Kopfstoa"), die übergeben wird; die Bayern nehmen Besitz von Innsbruck samt Hofburg und „Goldenem Dachl", dem Wahrzeichen der Tiroler Hauptstadt. Das Lied zeigt anschaulich die Ungeschicklichkeit der bayerischen Herrschaft: die Entwaffnung der an alte Wehrhoheit gewohnten Bevölkerung; die auferlegten – als drückend empfundenen – neuen Steuern, die man auch in Naturalien einforderte; die brutale Unter-

drückung verständlichen Widerstandes gegen die landfremden Besatzer. Der bayerische König hatte zwar Anfang 1806 einer Tiroler Delegation versprochen, die alten Rechte Tirols zu achten. „Aber wie es im Lauf der Geschichte oft zu gehen pflegt, Absicht und Wille des obersten Herrn mögen noch so gut sein, Übereifer, Unverstand und Machtdünkel der untergebenen, ausführenden Organe verkehren beides in das Gegenteil".[465] Die zweimalige Anspielung auf das „Papier" (Str. 9 und Str. 16) bezieht sich auf die damals umlaufenden Bancozettel oder „Papiergulden", die ständig an Wert verloren. Die Strophen 17-22 sollten eigentlich am Anfang stehen, da die in ihnen geschilderten Ereignisse den eben besprochenen vorausgingen. Die Einnahme der Stadt Wien (Str. 17) geschah am 13. November 1805, darauf folgte die Schlacht von Austerlitz. Damit ist vermutlich die in Strophe 2 genannte Schlacht „zu Olmütz" gemein. In Olmütz hat keine große Schlacht stattgefunden, immerhin liegt Austerlitz ebenfalls in Mähren. Der Rest stimmt wieder mit der historischen Wirklichkeit überein: die drei Kaiser, die hohen Verluste, das Zögern Preußens. Im selbstbewußten Stammesstolz und in der hämischen Abwertung der ehemaligen Nachbarn und jetzigen „Neubayern" kündigt sich bereits der Konflikt des Jahres 1809 an, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde.

Beispiel 96

Tirolergesang vom Jahr 1809

Text: Anonym, 1809
Melodie: Anonym



aus: Pauli Kiem: Oberbayerische Volkslieder, S. 172ff

1. Jetzt hat si des Blattl auf oamal gewendt,
Jatzt haben die Boarn selba eah Untreu erkennt,
Sie bittn den Kaiser um Gnad und Pardon,
Er sollt nur grad desmal eah Landl vaschon!
Ja sie wolln eahm scho all eini geh in sein Stall.

2. Und es, meini Boarn, des sag i enk scho,
Vo enk war ma glafa koan Schritt net davo,
Es hätts des Tirol enka Lebtag net kriagt,
Mia hättn enk bundn, eigfatscht und eigwiagt
Und in Schlaf gsunga a, wenn da Franzos net war.

3. Es habts des treue Tirol kloa vowüast,
Es hamt de Leut lang a de Berg dani gmüaßt,
Es Boarfackn, des is enk a no net gnua,
Habts Weib und Kind dahoam geschundn aufs Bluat,
Steht gar net lang o, kriagts selba den Loh.

4. Was da boarisch Soldat nit mitn Stain hat a gmegt,
Ham de boarischn Bauern auf d' Wagn aufiglegt,
Kessel und Pfanna und Hack und Sapi,
Was bein Häusern ist gwesn, habts allssamt dahi,
Net grad Strümpf und Schuach, a vui Leda und Tuach.

5. Wa i no da Kaisa, i tats enk scho sagn,
I machat a Pechlaugn und tat enk scho zwagn (waschn),
I tat enk an Kopf abiwaschn so schö,
Daß enk da Bart samt Haar abi müaßt geh,
Bua, des war enk gsund, es boarische Hund'.

6. Jatzt müaßt i oas singa, wenn i gar nimma mecht,
Jatzt wer ma ge Kaisalich, is enk aft recht?
Und wenns enk net recht is, müaßts sies halt sagn,
Denn wer boarisch wui bleibn, den toa ma daschlagn,
Drum sagt sies nur bal, iatzt habts no die Wahl.

7. Und d' Amtleut und Richta und d' Schreiba allsamt
San an Teufi auskemma, iatzt sans aufn Land,
Sie schindn de Bauern, i kunnts enk net sagn,
Es war ja koa Wunda, mia tatn's daschlagn.
Wenns anders net werscht, gschichts heuer für verscht.

8. Zerst hams vo hundert zwei Guldn Zins gebn,
Ham d' Leut vaschont und hams no lassn leben.
Jatzt müassens halt fünf und sechsahalb sei,
Und wenn des net hast, na magst di scho gfreu,
Braucht weita nix mehr, deine Küah müassn her.

9. D' Iber und ‚s Viech, des habts uns alls graubt,
's Geld ausn Sack, wer hats enk dalabt?
Die Küah habts ins gschlacht und die Ros habts gstohln,
Und iatz soll enk da Teufi lebendiger holn!
Er holat enk wohl, aber die Höll wird eahm z' voll.

10. Es habts ins die Kirchn und d' Häusa zammbrennt,
Habts gmoant, es is - - -? wenns schö zammbrunna send,
Aba Gottlob, iatzt sans wieda aufbaut,
Weil ihr auf das Kirchgeld so viel guat schaut,
Empfinds die ganze Gmoa, müassn all Leut dertoa.

11. Was ham enk die Kirchn und Gotteshäuser to?
Habts koa Tafi ganz lassn, koan Heilignfoh,
Es habts enk ja gar übers Heiligtum traut,
Habt's Ciborium gstohln und an Kastn eighaut;
Is des a recht so? Koa Türk häts net to.

12. Wer des Liadl hat dicht, des ko i net sagn,
Mi tuats allwei wundern und mags nia dafragn
I tua ma grad denka, koa Lapp hats net to,
Er hats selba probiert und er kennt die Boarn scho,
Und wer sagt, des is grob, dem mach ma die Prob!

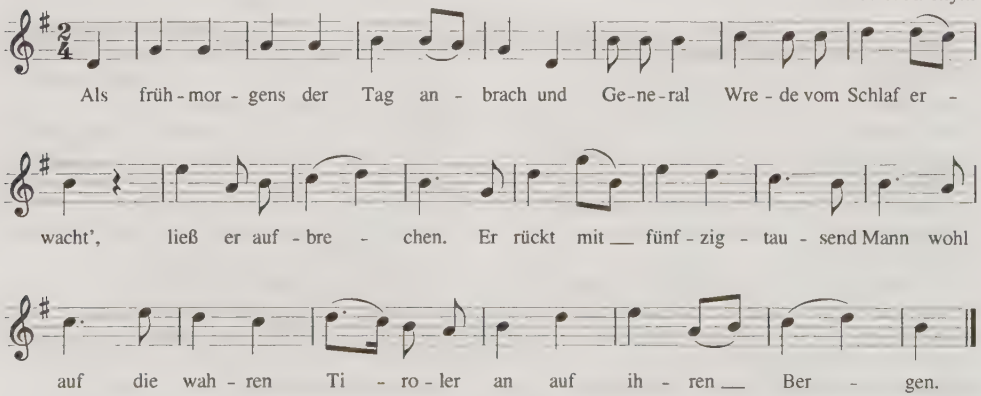
Worterklärungen
enka, enk = euer, euch / Tafi = „Tafel", Heiligenbild, Votivtafel /eigfatscht = eingewickelt[466] / Heiligenfoh = Heiligenfahne / Boafackn = Bayernschweine / Kastn = Tabernakel / Sapi = Spitzhacke der Wald- und Holzarbeiter / Lapp = 1) blödsinnige, taubstumme Person, 2) scherzhaftes Anredewort, vgl. „Narr" (Schmeller I, 1496) / Iber = Eber / Gmoa = Gemeinde

Das Blatt wendete sich vom 10. bis 13. April 1809. Die Tiroler Schützen überwältigten unter der Führung von Andreas Hofer, Josef Speckbacher, Martin Teimer und anderer die vor allem in der Landeshauptstadt Innsbruck stationierten bayerischen Truppen unter General Kinkel und kurz darauf die vom Brenner herannahenden französischen Truppen unter General Bisson. 6000 Gefangene wurden nach Österreich abgeführt, Tirol war bis auf die Festung Kufstein befreit. Jetzt ist endlich der Zeitpunkt der Abrechnung mit der verhaßten bayerischen Herrschaft da; der **„Tirolergesang"** ist ein Dokument verbaler Abrechnung, grob und derb vorgebracht. Die „Boafackn" (= „Bayernschweine"), namentlich die Beamten, werden an ihre Mißherschaft[467] erinnert, vor allem aber an das Gesetz der Stunde: „iatz wer ma ge Kaisalich" (Str. 6). Besonderen Ärger hatte die aufklärerische bayerische Kirchenpolitik verursacht; daran erinnern übertreibend die Strophen 10 und 11. Das Lied schließt mit einem originellen Abgesang, in dem sich der Verfasser hinter der 3. Person versteckt, die eigene Person aber selbstbewußt herausstellt.

Beispiel 97

Als frühmorgens der Tag anbrach

Text: Anonym, 1809
Melodie: Anonym



aus: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte ..., S. 107f mit dem Vermerk "mündlich aus Flossing bei Mühldorf (am Inn, Oberbayern) und aus Bischofshofen"

1. Als frühmorgens der Tag anbrach
Und General Wrede vom Schlaf erwacht',
Ließ er aufbrechen.
Er rückt mit fünfzigtausend Mann
Wohl auf die wahren Tiroler an
Auf ihren Bergen.

2. Und als der General Wrede kam,
Bitten Tiroler gleich um Pardon:
Schenk uns das Leben!
„Ach nein! ach nein, Tirolerkopf!
Du mußt geschossen werden tot
Auf deinen Bergen".

3. Bei Strub und Lofer war der erste Paß;
Da haut man drein, daß es blitzt und kracht,
Sie zu verjagen.
Auf einmal wurd der Berg so rot
Mit lauter so tirolischem Blut.
Sie sind verloren.

4. Und wie sie geritten auf auf Innsbruck hinein,
Wo soviel tausend Tiroler drin sein,
Sie müssen weichen.
O Gott! da kann man Wunder sehn,
Was da die Chevaulégers rumflankeren,
Ob sie kein'n Tiroler g'spüren.
Die sind verloren.

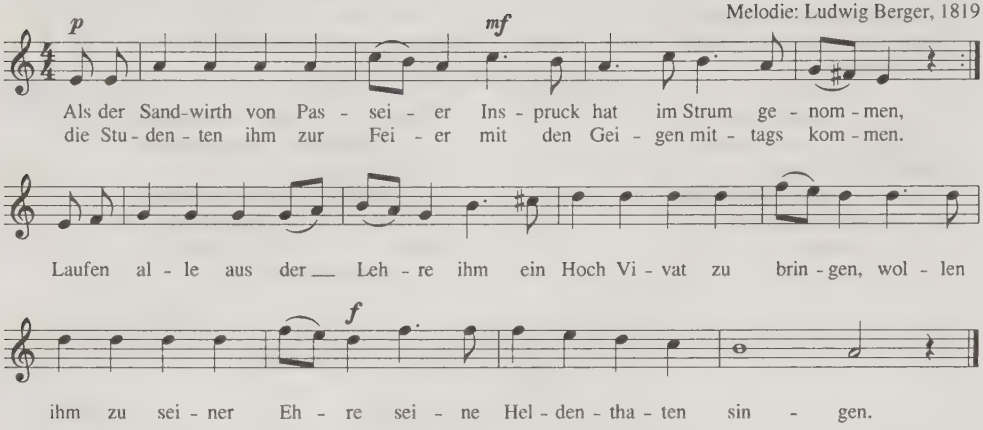
5. Wer hat doch dieses Liedlein erdacht?
Zwei bayrische Chevaulégers auf der Wacht,
Auf grüner Heiden.
Sie laden ihre Pistolen geschwind
Und schießen's auf die Tiroler hin;
Die sind verloren.

Der bayerische Gegenschlag! Wir referieren zunächst die Vorgeschichte. „In den Proklamationen, die Erzherzog Johann und Kaiser Franz am 8. und 18. April an die Tiroler richteten, erklärten sie: Das Haus Österreich ergreife wiederum von dem ihm schon seit 450 Jahren gehörigen Lande Tirol Besitz, weil der König von Bayern durch Aufhebung der Verfassung und Einheit Tirols den Vertrag von 1805 gebrochen und damit seinen rechtlichen Anspruch auf das Land verwirkt habe".[468] Die Tiroler waren beeindruckt und fanden kaum Worte, der allergnädigsten Majestät ihre Dankbarkeit auszudrücken; gleichzeitig mußte Kaiser Franz seine Armee vor den anstürmenden napoleonischen Truppen nach Niederösterreich zurückziehen. Die Bayern rüsteten mit zwei Divisionen unter dem Oberbefehl Marschall Lefebvres zur Strafexpedition: Deroy brach bei Kufstein ins Land ein, Wrede zog vom Salzburgischen Grenzort Lofer über den Struber Paß nach Westen. Die Ereignisse der 3. Strophe schildert der aus Südtirol stammende Karl Paulin so: „Mit heroischem Mut stemmten sich die Tiroler Landesverteidiger dem eindringenden Feind entgegen. Am Christi-Himmelfahrts-Tag, den 11. Mai focht Anton Oppacher mit dem Häuflein seiner Helden gegen die vielfache Übermacht der Bayern am Paß Strub, schlug vier Stürme des Feindes zurück, mußte schließlich aber doch nach neunstündigem, blutigem Gefecht mit dem Rest seiner Kämpfer vor der erdrückenden Übermacht die wichtige Paßenge räumen. Nun rückte Wrede über Waidring und St. Johann gegen das Inntal vor (...)".[469]
Innsbruck wurde am 19. Mai nach Ablauf eines sechsunddreißigstündigen Waffenstillstandes kampflos übergeben. Die bayerische Kavallerie konnte, wie in Strophe 4 geschildert, in die Tiroler Hauptstadt einreiten. Die Liederdichter, „zwei bayerische Chevaulégers", gehörten wahrscheinlich zu der von Generalmajor Graf Preysing kommandierten Kavalleriebrigade, die sich aus den Chevaulégers-Regimentern „König" und „Leiningen" zusammensetzte und deren Kantonierungsbereiche um die an der unteren Isar gelegenen Städte Landau und Plattling lagen.[470] Da sich die Kavallerie vornehmlich aus pferdekundigen bäuerlichen Schichten rekrutierte, dürfen wir annehmen, daß das Lied zwei niederbayerische Bauernsöhne gedichtet haben.

Beispiel 98

Andreas Hofer

Text: Anonym
Melodie: Ludwig Berger, 1819



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S.150

1. Als der Sandwirth von Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hoch Vivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

2. Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind All' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lustge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen:
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind besiegen.

3. Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dies sind meine frohsten Geigen,
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser:
Das ist mir das liebste Carmen
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!"

Das ist kein Lied aus dem „Volk". Gegen die Authentizität spricht neben der hochdeutschen Diktion vor allem das, was Hofer in den Mund gelegt wird: Rosenkränze als frohe Geigen, Gott der Herr sich zeigend in betend glänzenden Augen – die Bildhaftigkeit der Sprache Hofers war anderer Natur. Auch das welsche „Carmen" mutet fremd an. Außerdem hat sich eine anachronistisch klingende Wendung eingeschlichen: „Betet leise für mich Armen" – das deutet auf eine Sicht ex eventu hin, die um das Ende Hofers bereits Bescheid weiß. Reim, Rhythmus und Metrum sind sehr regelmäßig, gekonnt. Wir schließen auf einen gebildeten Verfasser, möglicherweise waren es Studenten,[471] aber kaum welche von der Universität Innsbruck. Dennoch liegt dem künstlerischen Spätprodukt, als das wir das Lied bezeichnen müssen, eine wahre Episode zugrunde:
Nach der dritten Befreiung Tirols durch die 3. Bergisel-Schlacht[472] hielt Hofer am 15. August, dem Frauentag, um 11 Uhr in einer Kalesche seinen Einzug in Innsbruck. Als Studenten ihn inmitten einer Volksmenge hochleben ließen und ihm ein Ständchen brachten, gebot er ihnen Ruhe und deutete mit dem Zeigefinger zum Himmel: „B'st! Nöt schrein und musizieren! I nöt, ös a nit, der da obn"![473] Hofer war in der Tat ein sehr frommer und äußerst sittenstrenger Mann. Er wählte als „Oberkomedant in Tyrol" die Hofburg zur Residenz und richtete sich im Barockschloß Maria Theresias häuslich ein. „Damit begann das Bauernregiment in der Innsbrucker Hofburg, ein in der Geschichte Tirols einzigartiges Beispiel von Selbstregierung. (...) Im Speisezimmer ließ der Sandwirt sogleich ein Kruzifix und ein Marienbild anbringen mit der Bemerkung: ‚A bisl a christlichs Zoachn schodet nit!' Nach dem Abendessen betete Hofer mit seinen Freunden und Gästen nach heimatlichem Brauch knieend den Rosenkranz; Andres betete selbst vor und fügte den Geheimnissen noch eine Anzahl Vaterunser zu Ehren verschiedener Schutzheiliger bei".[474] Ganz so puritanisch streng,

wie es der Lieddichter glauben machen will, ging es aber in der Hofburg nicht immer zu: „Man arbeitete und aß in Hemdsärmeln, rauchte gewöhnlichen Knaster aus Holz- und Regglpfeifen, gebrauchte weder Sacktuch noch Lichtschere, trank das Wasser aus der Flasche, während der unentbehrliche Südtiroler Tropfen aus einem Fäßchen in der Saalecke nach Bedarf gezapft wurde. (...) Nach Feierabend ging es in den Sälen oft zu wie daheim: ein Spielchen Karten, ein gemütlicher Hoanhart, oft auch heitere Volkslieder oder Gstanzln, von Hofer meist selbst angestimmt,[475] verkürzten die Mußestunden".[476] Hofer war also keineswegs der puritanische, schon von Todesahnungen durchgeistigte, überernste Mann, als der er im Lied erscheint. Berühmt wurde allerdings Hofers „Sittlichkeitserlaß" vom 25. August 1809. Darin hieß es:
„Viele meiner gueten Waffenbrüder und Landesverteidiger haben sich geärgert, daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihre Brust- und Armfleisch zu wenig, oder mit durchsichtigen Hüdern bedecken, und also zu sündhaften Reizungen anlaß geben, welches Gott und jedem christlich denkenden misfallen muß. Man hoffet, daß sie sich zu Hinterhaltung der Straffe Gottes beshern, widrigenfalls aber sich selbst zuschreiben werden, wenn sie auf eine unliebsame Art mit – bedeckt werden".[477]

Beispiel 99
Schützenlied

Worte: Anonym / Melodie: verloren
Quelle: Tonbandarchiv des Oberpfälzer Volksmusikarchivs Regensburg, Bd. 25, Nr. 286-291

Ins Tirol samma groast
Ham uns net lang bsunna
Ham oft amal gschossn
Hamma nicht viel gwunna
Von Hail bis aaf Innsbruck
Den Königsberg zua
Bauern, da gibts a Schiaßats
Buam, da gangs da zua
Ja Buam, da gangs da zua

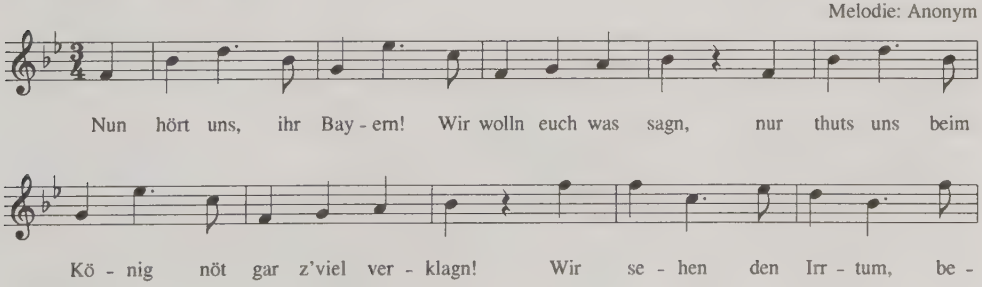
Worterklärung
Hail = Hall in Tirol

Der Text, den das Oberpfälzer Volksmusikarchiv dem langjährigen Lehrstuhlinhaber für Bayerische Landesgeschichte an der Universität München, Karl Bosl, verdankt, ist möglicherweise das Bruchstück eines verlorengegangenen längeren Liedes. Es bezieht sich auf die wechselvollen Kämpfe des Jahres 1809 in Tirol und enthält die realistische Einsicht eines Soldaten, der dabei war: „Hamma nicht viel gwunna". Im Oktober 1809, nach dem Frieden von Schönbrunn, zog sich das Unheil über Tirol zusammen. Napoleon setzte 50.000 Mann in Marsch, um das widerspenstige Land zur Räson zu bringen. Die Stimmung der Tiroler schwankte zwischen Hoffnung und Besorgnis".[478] Am 21. Oktober 1809 verließ Andreas Hofer mit seinen Gefolgsleuten Innsbruck, das vier Tage später kampflos von bayerischen Truppen besetzt wurde.

Beispiel 100

Nun hört uns, ihr Bayern

Text: Anonym
Melodie: Anonym



ken - nen den Fall und schä - men uns selb - sten, ver - zeiht uns dies - mal!

aus: Hartmann: Historische Volkslieder ..., S. 114ff mit der Bemerkung:
"Mündlich aus Sachrang (südlich von Hohenaschau, an der Tiroler Grenze)"

1. Nun hört uns, ihr Bayern!
Wir wolln euch was sagn,
Nur thuts uns beim König
Nöt gar z'viel verklagn
Wir sehen den Irrtum,
Bekennen den Fall
Und schämen uns selbsten,
Verzeiht uns diesmal!

2. O wäre der Sandwirt,
Der Anderl nöt g'wen!
Kein Anderer tät sich
Zum Kriegsführen verstehn.
Er aber ist tückisch
Und tâmisch vor Wuat:
Drum – ging's ihm am Anfang
Und lang aussi guat.

3. Die G'sandten von Östreich
Die hamb uns betrogn:
Sie haben von Truppen –
Und Geldschicken g'logn.
Sie hamb uns brav aufg'hetzt
Zu streiten fürn Glaubn,
Die Worte seind schön g'west,
Doch lauter faul Traubn.

4. Die Oberländer Schützen
Seind lauter Wildleut;
Sie haben nur zum Spreizen
Und Beutmachen Schneid.
Die Höttinger Lumpen,
Das Schwazer Gesind,
Die Kothläckler Spitzbuam,
Nehmts diese beim Grind!

5. Es gibt auch wohl Manche
Im Unterland hier,
Die grad so rebellisch
Wie würflige Stier'.
Wer ihnen ein Wort sagt
Von Frieden und Ruh,
Den wollen sie packen
Und greifen g'schwind zu.

6. Und wollt ihr sie kennen,
So muaß i enk sagn:
Es sind meistens Solche,
Die Râzenbärt tragen.
Im Beutel kein Geld –
Hamb doch Schulden genug
Und lieber spazieren gehen,
Als hinter den Pflug.

7. Die sáckrischen Lumpen
Habn glaubt, sie sei'n Herrn,
Es wird sie der Kaiser
Zum Ratsherrn begehrn,
Er wird ihnen schicken
Ganz Trûchen voll Geld;
Jetzt aber, weil keins kommt,
Jetzt hat er weit g'fehlt.

8. Nun also, ihr Nachbarn,
Das Kriegführn ist aus;
Wir bleiben bein Weibern
Und Kindern zu Haus.
Wir wollen in Frieden
Recht nachbarlich lebn,
Nur müßts uns Tirolern
Die Dummheit vergebn!

9. Und du, lieber König,
Sieh gnädig herab!
Wir wollen dir treu sein
Stets bis in das Grab.
Das sei nun beschlossen!
Wer nochmals versucht
Mit Bayern zu streiten,
Der sei uns verflucht!

Beispiel 101
Speckbacher 1809

Worte: Anonym, Nov./Dez. 1809 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 352; Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 317, Nr. 105

1. Frisch auf, frisch auf, Tirolerbue,
Geh, richt dier jetz dein Stutz'n zue,
Hast du ihn nit im Hause mehr,
So hol ihn nur vom Wald daher.

2. Franzos'n und Bayern, kommt nur herein.
Mier wöll'n eure Begleiter seyn,
So lang mier hab'n Pulver und Blei,
Bleibn mier dem Kaiser Franz getreu.

3. Der Kaiser Franz, der liebt uns wol,
Das wissen mier alle in Tyrol,
Drum hab'n wir uns auf's neu erwählt
Den Speckbacher zum Kriegesheld.

4. Den Speckbacher zum Kriegesheld!
Als Obrist ist er b'stellt in's Feld,
Er lebet noch, er lebet noch
Im Vorderthal auf einem Joch!

5. Von dorten kommt er glei hervor
Mit lustigem Tyrolerkor,
Er fangt a wider z'schlag'n an,
Und schwingt auf's neu den Kriegesfahn.

6. Tyroler streiten für's Oestreicher Haus,
Und zeichnen sich als Sieger aus,
Damit sie werden einst befreit
Von ihrer harten Dienstbarkeit.

Worterklärungen
Nr. 100:
der Sandwirth, der Anderl = Andreas Hofer / tâmisch = taumelig (Schmeller I, 603), verrückt / spreizen = prahlen / Höttinger usw. siehe Kommentar / Grind = Kopf / würflig = jähzornig (Schmeller II, 995f.) / Rãzenbärt = Schnurrbärte (Schmeller II, 94)
Nr. 101:
Speckbacher = Josef Speckbacher (1767-1820), stand 1801 an der Spitze des tiroler Aufstands und zeichnete sich besonders in den Maigefechten aus. Nach dem unglücklichen Treffen bei Melleck floh er nach Wien.
Kaiser Franz = Franz II., Kaiser von Österreich (1768-1835) begann 1809 zum viertenmal den Krieg gegen Napoleon, der aber bald mit der Niederlage bei Agram und dem Frieden von Wien endigte
Stutz'n = kurzes („gestutztes") Gewehr

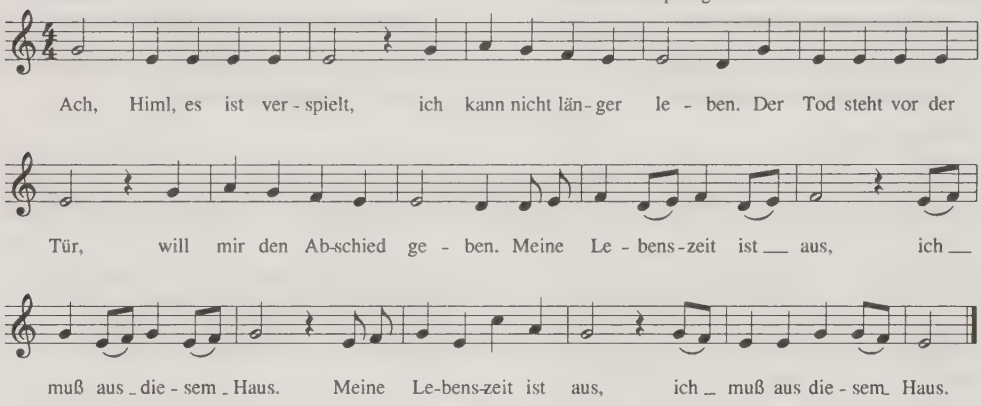
Die in ihrer Tendenz völlig entgegengesetzten Lieder lassen sich sehr genau datieren: beide sind mit großer Wahrscheinlichkeit im November oder Dezember 1809 entstanden. Für Nr. 100 hat Hartmann eine überzeugende Datierung vorgenommen: „wäre er nit g'wen" (gewesen) bezieht sich wohl nicht auf seine (Hofers) Erschießung zu Mantua am 20. Februar 1810, da wa 2,3 heißt: er ist: Also wurde das Lied wahrscheinlich noch 1809 verfaßt, also nach dem Wiener Frieden (14. Oktober 1809), in dem Tirol an Bayern zurückgegeben war, Andreas Hofer zu Anfang November sich schriftlich unterwarf und dann – allerdings nach einem nochmaligen Angriff – November 1809 bis Januar 1810 in einer Alpenhütte verborgen war".[479] Speckbacher (Nr. 101) verbarg sich nach den letzten Kämpfen im November 1809 im Voldertal (vgl. Str. 4). **„Nun hört uns, ihr Bayern"** läßt die Tiroler nach der vierten und letzten Bergisel-Schlacht als reumütige Bittsteller erscheinen. Wir haben uns dabei Tiroler aus dem Unterinntal („Unterland") aus der Gegend von Wörgl und Kufstein zu denken. Sie lenken die bayerische Rachsucht auf die „Oberländer Schützen", das sind die Bauern aus dem Oberinntal und nicht, wie Hartmann irrtümlich meint, aus Oberlana in Südtirol. Auch die Bewohner der Innsbrucker Gegend kommen nicht gut weg; die Leute aus Hötting und der „Kothlacken", d.h. aus der Innsbrucker Vorstadt St. Nikolaus und aus Schwaz müssen sich gefallen lassen, als „Lumpen", „Gesind" und „Spitzbuam" bezeichnet zu werden. Auch in der eigenen Gegend gibt es Aufrührer: meist erkennt man sie an den Schnurrbärten. Man könnte versucht sein, das Lied einem bayerischen Verfasser zuzurechnen, der die demütigen Bitten einem Tiroler in den Mund legt. Möglich wäre es, wir halten aber dennoch einen Tiroler als Verfasser wahrscheinlicher. Abgesehen davon, daß eine Verständigung mit dem Sieger suchende, opportunistische „Realpolitik" nach verlorenen Kriegen nichts Ungewöhnliches ist: nicht alle Tiroler standen auf der Seite der Aufständischen. „Der werktätige, nur seinem Beruf lebende Bürger, der Städter, der nicht die Waffen führte, fühlte als unmittelbar Betroffener zunächst nur die Lasten und die wirtschaftsstörende Unruhe der Volkserhebung und stand ihr daher meist mit gemischten Gefühlen gegenüber".[480] „Im ganzen galten (...) die besseren Kräfte der Bürger gegenüber der Erhebung der Bauern als unzuverlässig und vielfach im Innern als bayrisch gesinnt".[481] Eine ganz andere Sprache spricht das **„Speckbacher"-Lied**. Hier ist der trutzige Durchhaltewillen zu spüren, der viele Tiroler auch nach der letzten Bergisel-Schlacht noch beseelte. Hofer hatte Anfang November eine Unterwerfungserklärung abgesandt, widerrief sie bald darauf, widerrief den Widerruf und widerrief schließlich den Widerruf des Widerrufs. Da Hofer sich so schwankend zeigte, überrascht es nicht, daß sich die Hoffnungen der durchhaltewilligen Tiroler jetzt auf Speckbacher konzentrierten. Josef Speckbacher hatte an allen Bergisel-Schlachten teilgenommen und dort den rechten Flügel kommandiert; er war stets an vorderster Kampffront gewesen und galt als der kühnste der Tiroler Haudegen. Speckbachers weiteres Schicksal liest sich wie

das Drehbuch eines überdramatischen Heimatfilms: „Durch Wochen und Monate mußte sich der Mann von Rinn von Sennhütte zu Sennhütte flüchten, in allen möglichen Schlupfwinkeln fahndeten die Bayern nach ihm. Wegen des tiefen Schnees konnte Speckbacher an eine Flucht nach Österreich nicht denken. Lange Zeit hielt er sich bei grimmiger Kälte und spärlichster Nahrung in einer Felsenkluft auf. Hier geriet er auch noch in eine Lawine. Mit verrenktem Hüftbein schleppte er sich noch fünf Stunden zum Hof eines Bekannten, von wo aus man ihn heimlich auf seinen Hof in Judenstein brachte. Hier lag der Held durch Wochen in der Düngergrube seines Kuhstalles verborgen, treu behütet von seinem Knecht Zoppel; weder die Frau noch die im Hause einquartierten bayerischen Soldaten hatten eine Ahnung von der Anwesenheit des Tiroler Führers. Endlich, nach dem Abzug der feindlichen Truppen, schlug sich Speckbacher auf abgelegenen Gebirgswegen nach Österreich durch. Er wurde von Kaiser Franz gut aufgenommen und erhielt die Würde eines Majors und die goldene Verdienstmedaille“.[482]

Beispiel 102[483]

Andreas Hofer
1810

Text: angeblich Andreas Hofer, 1810
Melodie: ursprünglich ein französisches Liebeslied



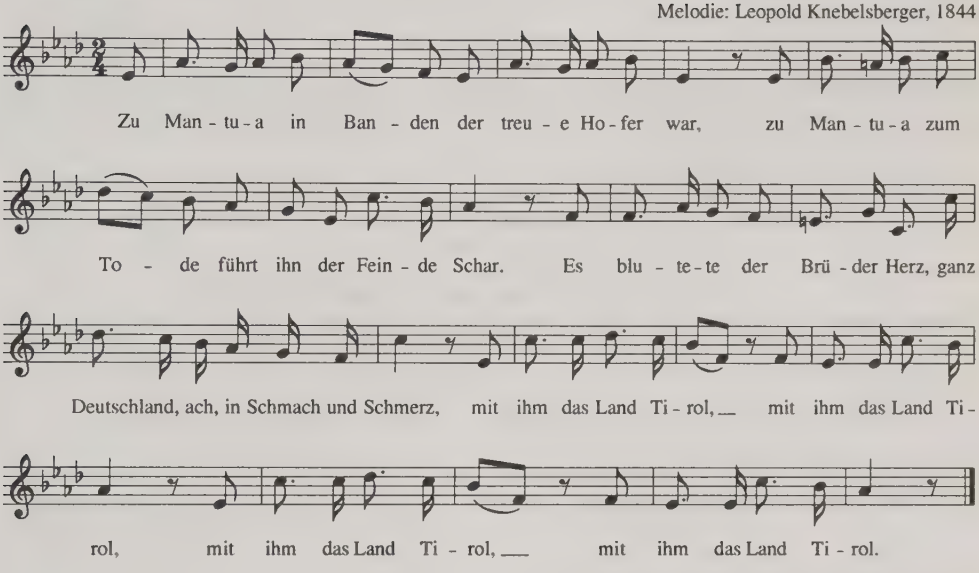
aus: Schmiedkonz: Leibhaftiges Liederbuch, S. 210ff

1. Ach, Himl, es ist verspielt,
   Ich kann nicht länger leben!
   Der Tod steht vor der Tür,
   Will mir den Abschied geben.
   Meine Lebenszeit ist aus,
   Ich muß aus diesem Haus!
2. Hier liegt mein Sabl und Gwehr
   Und alle meine Kleider:
   Ich bin kein Kriegsmann mehr,
   Ach Himmel, ich bin ein Leider.
   Ich bin verlassen ganz
   Vom römischen Kaiser Franz.
3. Die großen Herrn im Land,
   Die sind mit mir verfahren,
   Sie bringens noch so weit
   Bis man mich tut begraben.
   Tilgt Haß und Ketzerei
   Und bringt den Sandwirt frei!
4. Die Hauptstadt von Tirol,
   Die haben sie mir genummen,
   Es ischt kein Mittel mehr,
   Sie wiedrum zu bekummen.
   Es ischt kein Mittel mehr,
   Wenns nit kummt von oben her.
5. Mich, General vom Sand,
   Den führn sie jatz gefangen,
   Mein hartn, bluatgn Schweiß,
   Haben sie nit angenommen.
   Sie führn mich aus dem Land
   Mit größtem Spott und Schand.
6. O trauervolle Zeit,
   Was soll daraus noch werden!
   Der Masson ist schon hier,
   Erschossen muß ich werden;
   Es ist schon lang bekannt
   Im römischen Kaiserland.
7. O, große Himmelsfrau,
   Zu dir hab ich vertrauet,
   Weil du in unserm Land
   Dein' Wohnung hast gebauet.
   O, liebe Frau, i bitt:
   Valaß den Sandwirt nit.

Beispiel 103

Zu Mantua in Banden

Text: Julius Mosen, 1830
Melodie: Leopold Knebelsberger, 1844



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 124f

1. Zu Mantua in Banden der treue Hofer war,
   Zu Mantua zum Tode führt ihn der Feinde Schar.
   Es blutet der Brüder Herz,
   Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
   Mit ihm das Land Tirol.

2. Die Hände auf dem Rücken Andreas Hofer ging,
   Mit ruhigen festen Schritten, ihm schien der Tod gering,
   Den Tod, den er so manches Mal
   Vom Iselberg geschickt ins Thal
   Im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergittern im festen Mantua
   Die treuen Waffenbrüder die Händ' er strekken sah,
   Da rief er laut: „Gott sei mit euch
   Mit dem verratnen deutschen Reich
   Und mit dem Land Tirol."

4. Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlegel vor,
   Als nun Andreas Hofer schritt durch das Kerkerthor.
   Andreas, noch in Banden frei,
   Dort stand er fest auf der Bastei,
   Der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknien. Er sprach: „Das thu ich nit!
   Will sterben, wie ich stehe, will sterben, wie ich stritt,
   So wie ich steh auf dieser Schanz -
   Es leb mein guter Kaiser Franz,
   Mit ihm sein Land Tirol."

6. Und von der Hand die Binde nimmt ihm der Korporal;
   Andreas Hofer betet allhier zum letztenmal;
   Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
   Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
   Ade, mein Land Tirol"!

Zwei berühmte Lieder handeln von Gefangenschaft und Tod des Andreas Hofer: das echte Volkslied **„Andreas Hofers Abschied vom Leben"** und das Kunstlied, das später zum Volkslied und gar zur Landeshymne wurde: **„Zu Mantua in Banden"**.
Andreas Hofer kam am 5. Februar 1810 in Mantua an. Napoleon selbst dekretierte am 11. Februar:
„An den Vizekönig von Italien! Mein Sohn ich habe Ihnen befohlen, Hofer nach Vincennes kommen zu lassen. Aber da er in Mantua ist, geben Sie Befehl, sofort eine Militärkommission zu bilden, um über Hofer zu richten und ihn erschießen zu lassen, und zwar an dem Ort, wo Ihr Befehl hinkommt. Und all dies hat eine Sache von 24 Stunden zu sein"![484]
Ein diplomatischer Rettungsversuch des Wiener Hofes blieb vergeblich. Am 19. Februar trat das Kriegsgericht zusammen und fällte noch am gleichen Tag das Todesurteil. Wir übernehmen Paulins Schilderung der Exekution:
„Zwölf Grenadiere stellten sich unter dem Kommando des Feldwebels Michael Eiffes zur Hinrichtung auf. Das weiße Tuch zum Verbinden der Augen wies Hofer zurück, ebenso weigerte er sich niederzuknien; aufrecht, wie er gelebt und gekämpft, wollte der Held den Tod erleiden und seine Seele dem Schöpfer zurückgeben. Das in Legende und Volkslied

übergegangene letzte Hoch auf den Kaiser Franz ist ebensowenig geschichtlich verbürgt wie eine gegenteilige bittere Äußerung in Hofers letzter Stunde. Nachdem der Sandwirt dem Feldwebel Eiffes, der vor Ergriffenheit nicht imstande war, das Kommando zu geben, seinen letzten ‚Zwanziger' geschenkt hatte, gebot Hofer selbst den Grenadieren ‚Feuer'! und sank, von sechs Schüssen getroffen, schwer verwundet in die Knie, sich auf die rechte Hand stützend. Da auch eine zweite Salve der vom Anblick des Opfers erschütterten, schlecht zielenden Soldaten das Leben des Helden nicht endete, gab ihm Eiffes einen Gnadenschuß in die linke Schläfe".[485]

Die Herkunft des Liedes „Andreas Hofers Abschied vom Leben", von dem das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg gegen 100 Fassungen besitzt, wird im „Leibhaftigen Liederbuch" behandelt.[486] Danach liegt dem Lied ein ursprünglich niederländisches, bald eingedeutschtes 20strophiges Lied zugrunde, dessen Inhalt aus einem Dialog zwischen dem Tod und einem jungen hessischen Soldaten, der in holländischen Kolonialdiensten fiel, besteht. In einer anderen Fassung ist der Held ein Korporal von 29 Jahren. Der Melodie liegt ein französisches Tanzlied zugrunde, eine Branle von 1540, das als Glockenspiel vom Turm St. Eloi in Dünkirchen heute noch zu hören sein soll. Angeblich stammt der Text unseres Liedes von Hofer selbst, der es im Kerker zu Mantua mit seinem letzten Begleiter Kajetan Sweth zusammen gesungen haben soll. Wir haben keinen Beleg für Hofers Autorschaft gefunden. Statt „Masson" schlägt Schmidkonz „vielleicht richtiger ‚Bisson'" vor mit folgender Begründung: „Ein Hauptmann Masson war einer der 6 ‚Votanten' des urteilsprechenden Kriegsgerichts (19.2.1810), trat aber sonst nicht hervor. Für die Durchführung von Napoleons Befehl der Erschießung ist Generalleutnant Bisson, als Festungskommandant von Mantua, verantwortlich, derselbe, der als erster französischer General am 9.4.1809 Tirol betreten hatte und dann in Innsbruck kapitulieren mußte. Die Erschießung Hofers war für Bisson die Rache für diese schmähliche Kapitulation".[487] Dem letzten Satz möchten wir uns nicht anschließen. Bisson hat Hofer freundlich behandelt, von Rachegefühlen wissen die Quellen nichts.

Der Inhalt ist einige Bemerkungen wert. In der zweiten und dritten Strophe kommt Hofers Enttäuschung über den Hof in Wien sehr deutlich zum Ausdruck („Ich bin verlassen ganz..."). Nach den wiederholten Hilfsversprechen, den Handbilletten und Ehrengeschenken mußten sich die Tiroler am Ende verraten vorkommen. Hofers Hoffnung „bringt den Sandwirt frei" hätte sich vielleicht noch erfüllen lassen, wenn Franz I. von Österreich, um dessen Tochter Napoleon gerade warb, sich nachdrücklicher für seinen treuen Untertanen eingesetzt hätte. Hofer nennt im Lied seinen Herrn immer noch konservativ-hartnäckig *„römischer"* Kaiser, obwohl das Heilige Römische Reich schon vor 3 ½ Jahren beendet war, als Franz die alte Kaiserkrone niederlegte und sein Amt als Reichsoberhaupt für erloschen erklärte. Sich selbst bezeichnet Hofer originell als „General vom Sand" in Anlehnung an seine Heimat, den Sandhof im Passeiertal.

Noch größere Verbreitung als das „Abschiedslied" erlangte „Zu Mantua in Banden". Den Text schrieb 1831[488] Julius Mosen (1803-1867), der damals als Advokat in Dresden arbeitete. 1844 wurde er Dramaturg in Oldenburg. Mosen mischt in seinem Gedicht historische Wahrheit und Legende, welche die über 20 Jahre zurückliegenden Ereignisse inzwischen überwuchert hat. Legendär sind vor allem Hofers letzte Worte. Mosen wählte als Form, vom Sujet her voll gerechtfertigt, die Ballade;[489] der erzählerische Fluß wird durch die Strophen zwar deutlich gegliedert, aber kaum unterbrochen, ganz im Gegensatz zum Abschieds-Lied, in dem die einzelnen Strophen eine weitaus größere Eigenbedeutung besitzen. Auf die Technik der Strophenenden haben Moßmann und Schleuning hingewiesen. Die Formel vom Land Tirol erhält von Strophe zu Strophe eine geringfügige Variation:

- Str. 1: ... mit ihm das Land Tirol.
- Str. 2: ... im heil'gen Tirol.
- Str. 3: ... und mit dem Land Tirol.
- Str. 4: ... der Mann vom Land Tirol.
- Str. 5: ... mit ihm sein Land Tirol.
- Str. 6: ... Ade, mein Land Tirol!

„Auf diese Weise ist einmal die logische Verbindung zur Strophe auch augen- und ohrenfälliger geknüpft, zum anderen sind die Sänger dazu angehalten, auch im Refrain jene textliche Aufmerksamkeit beizubehalten, die sie in der Strophe haben, also nicht in die bekannte euphorische Schlafstellung zu verfallen, die man vom üblichen, gleichtextigen Refraingesang her kennt".[490] Die große Verbreitung des gefälligen und zu Herzen gehenden Liedes brachte es mit sich, daß die Melodie schon bald für Kontrafakturen verwendet wurde. „Der alte Freiheitskämpfergehalt" des Liedes war dafür verantwortlich, daß auf seine Melodie nun Lieder der Arbeiterbewegung gesungen wurden. 1869 schrieb Johannes Most das Parteilied „Die Arbeitsmänner", dessen erste Strophe lautete:

Wer schafft das Gold zutage?
Wer hämmert Erz und Stein?
Wer webet Tuch und Seide?
Wer bauet Korn und Wein?
Wer gibt den Reichen all ihr Brot?
Und lebt dabei in bittrer Not?
Das sind die Arbeitsmänner, das Proletariat,
Das sind die Arbeitsmänner, das Proletariat.[491]

1907 verfaßte Heinrich Arnulf Eidermann auf die gleiche Melodie sein „Lied der Jugend" mit der Anfangszeile „Dem Morgenrot entgegen...", welches von der Jugend in der ehemaligen Sowjetunion als „Lied des Komsomol" übernommen wurde. Weitere Kontrafakturen sind „Der Weltfeiertag", „Die roten Sturmkolonnen" und „Hoch, rote Fahne".[492]

Beispiel 104
Kronprinz Ludwig in Tirol 1810

Worte: Anonym, aus Kematen bei Innsbruck, 1810 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hartmann, Historische Volkslieder, S. 116f.

1. Seids uns recht willkomma,
Herr Kronprinz in Tirol!
Und â enka Thresal
Vo Herzen – wißts wohl!
Buam, steckts dö schön' Federn auf,
D' Gámsbárt dazua
Und gebts nu vo Jûchazen
Gar koan'n Ruah!

2. Dâ Ludwig, sei Thresel,
Dö kemmâ heit her
Und gebn uns auf unsara
Hochzeit dö Ehr.
Ös wißts es ja selba:
Das Heirat'n is fei
Und heit trifft da Fall â
Bei uns aso ei.

3. Ös liebts uns vo Herzen,
Dös sêchma iazt wohl.
Koa söllani Hochzeit
War nie in Tirol,
Wo so a groß's Fürstenpaar
Selbst war dabei.
Jaz, Buama, ruafts Vivat!
Und das amal glei!

4. Da Voda, da Kinig,
Wie guat is grad der!
Er schickt uns iazt selba
Den Kronprinzen her.
Er hat Alls vagessen,
Er liebt das Tirol;
Und mir liebn vo Herzn
Unsan Voda, wißts wohl!

5. Dös wöllma iazt glei
Unsan Kindarn scho' sagn
Und sollen â unsere
Kindskinda fragn
Daß uns unsa Kinig
Sein Kronprinzen gebn
Und dö liebe Thresel
Als Fürstin danebn.

6. Dö Hochzeitleut bussen
Enk alle iazt 's Kload
Für das große Glück
Und dö Gnad ja meinoad!
Sie wünschen viel Segen,
Viel Glück und viel Heil.
Ös wârds ja – beim Sáckara!
Gar Koan'n feil.

7. Bleibs ös nur recht lang bei uns!
Aft ist uns wohl;
Denn ös könnts uns helfen
Beim Kinig recht toll.
Seids uns nu gewogen!
Sprechts ös für uns ‚s Wort!
Mir lassen enk aus unsara
Mitt nimma fort.

8. Jaz laßts uns grad lustig sei',
Fróh und wohlauf!
Und aft a kloa's Tanzel
Schad't â nit darauf.
Jaz, Buama, ruafts: Vivat!
Der König soll leben,
Weil Er uns den Ludwig
Und d' Theres hat gebn!

Wir beschließen die Reihe der Lieder über das aufständische Tirol mit einem versöhnenden Abgesang. Kronprinz Ludwig zeigte während der bayerischen Herrschaft in Tirol und während des Aufstandes von 1809 großes Verständnis für die Bevölkerung des Alpenlandes. „In einem Manifest an die Tiroler (Entwurf vom 20. September 1809), einem fruchtlosen Erzeugnis seiner Phantasie, gab er seinen glühenden Empfindungen für Tirol Ausdruck, das durch Lage, Sitte, Sprache, Glaube mit Bayern verbunden sei. Immer wieder mahnte er in Briefen an seinen Vater und seinen Freund, den Finanzminister Hompesch, zur Güte, zur Schonung, zum Ausgleich, warnte vor Strafe und Rache und endlosen Verboten, auf daß Tirol keine ‚Brandstätte in Asche' werde. Er empfiehlt Amnestie, Beibehaltung der Klöster, der religiösen Gebräuche".[493]
Der Konflikt mit Napoleon blieb nicht aus, der in seinem Ärger über Ludwig einmal geäußert hat:
„Ich pfeife auf alle Könige, ein Korporal ist mir mehr wert. Was hindert mich den Kronprinzen erschießen zu lassen".[494]
Am 24. Oktober 1810, ein knappes Jahr nach der letzten Bergisel-Schlacht, wurde Ludwig zum Statthalter und Truppenkommandanten von Tirol ernannt, das beste, was man in dieser Situation tun konnte. Ludwig war ehrlich bemüht um die Tiroler, und das Volk dankte es ihm. Er ließ es sich nicht nehmen, höchstselbst am 30. Oktober 1810 bei einer

Bauernhochzeit in Kematen bei Innsbruck zu erscheinen und mitzufeiern. Davon berichtet das Lied **„Kronprinz Ludwig in Tirol“**; es ist ein typisches Gelegenheitslied zur Begrüßung und Huldigung des Kronprinzen, der mit seiner jungen Frau erschienen ist. Ludwig hatte eben erst, am 12. Oktober, Therese von Sachsen-Hildburghausen geheiratet („Ös wißts es ja selba…“) Dankbar erinnern sich – durch einen Fluch bekräftigt – die Tiroler an die „unbestechliche“ Haltung Ludwigs während des Aufstandes: „Ös wards ja – beim Sáckara – gar koan'n feil“. Und natürlich soll Ludwig bei seinem Vater, dem bayerischen König, ein gutes Wort für die Tiroler einlegen. Der einfache Strophenbau und die Paarreime zusammen mit dem improvisiert wirkenden Text lassen vermuten, daß das Lied auf eine der gängigen Gstanzl-Melodien gesungen wurde. Das „Aussingen“ ist in Bayern und Österreich bei Hochzeiten heute noch üblich. Ob der Liedtext nun wirklich die Gefühle aller Hochzeitsgäste in Kematen ausdrückt, darf bezweifelt werden, zu groß war die Verbitterung, ja der Haß zwischen Bayern und Tirolern gewesen, zu frisch die Wunden, die die Kämpfe geschlagen hatten. Als Liedsänger ist übrigens ein Beamter überliefert: der königlich-bayerische Polizei-Offiziant F. von Eisank. Das Huldigungslied wurde auf Flugblättern verbreitet, eine propagandistische Maßnahme, welche die Herrschaft der Bayern wieder festigen helfen sollte. Das Flugblatt trägt den Titel „Tyrola-Liedl, welches, als Ihre Königl. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin von Bayern einer Bauernhochzeit in Kematen königl. Landgericht Innsbruck am 30sten October 1810 beywohnten, abgesungen wurde von F.H. Eisank“.

Beispiel 105
Schlacht bei Smolensk (17.8.1812)

Worte: Anonym, 1812 / Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz[495]

1. Bei Smolensk, ach der Noth!
   In seinem Blute roth
   Da hat manch' lieber Muttersohn
   Empfangen einen schlimmen Lohn –
   Wär' gern davon.

2. Viel Stücke diese Stadt
   Und stark Besatzung hat;
   Ihr' Thürm und Mauern hoch und dick,
   Die feuern her aus schwere Stück
   Tapfer zurück.

3. Ein Bresche man doch schoß,
   Ob's ging in'n Höllenschooß,
   So mußten wir die Ersten seyn,
   Und mit den Polen insgemein
   Stürmen hinein.

4. Hilf Herr vom Himmelsthron,
   Wie hat es da gethan!
   Viel Tausend sind gefallen todt,
   Die Erd, die ward ganz rosenroth –
   Ach große Noth!

5. Und als wir in der Stadt,
   Ein End das Streiten hat,
   Die Häuser brennen lichterloh
   Als brennt ein Haufen dürres Stroh –
   Schrecklich geht's zu!

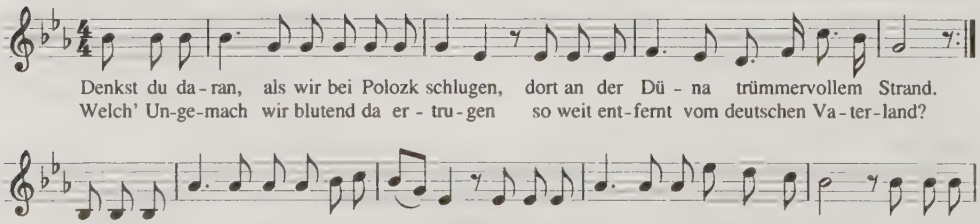
6. Der Ruß, der retiriert,
   Und aus der Stadt marschiert;
   Die Brucken hat er abgebrennt,
   Daß man so schnell nicht folgen könnt',
   Da kam das Elend.

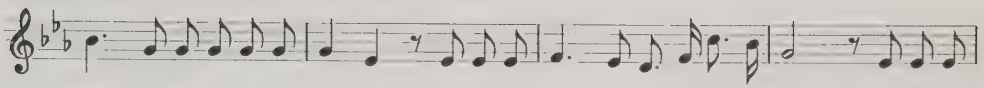
7. Von Hitze, Hunger und Noth
   Find't Mancher da sein Tod
   Oder liegt elendig krank und matt,
   Den's Pulver und Schwert verschonet hat,
   In Smolensk-Stadt.

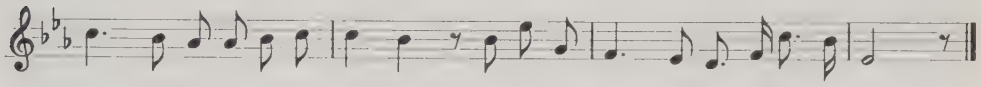
Beispiel 106[496]

Polozk
1812

Text: Sebastian Frank von Daxenberger, um 1840
Melodie: Denkst du daran, Berliner







aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 113

1. Denkst du daran als wir bei Polozk schlugen,
Dort an der Düna trümmervollem Strand,
Welch' Ungemach wir blutend da ertrugen,
So weit entfernt vom deutschen Vaterland?
Geschmiedet an des Kaisers stolze Fahnen,
Von unsern Bräuten in Smolensk getrennt? -
Ich denke d'ran: O fahre fort zu mahnen,
Ob auch die Wund' im Herzen wieder brennt.

2. Denkst du daran? Mit bloßem Bajonette
Durchbrachen wir der Russen finst're Reih'n:
Da lag das Feld wie eine Leichenstätte,
So wüteten die Kugeln auf uns ein.
Wir hielten aus, wir standen fest wie Mauern,
Schon wich der Feind zurück – da fiel Deroy.
Ich denke d'ran: O laß' mich mit dir trauern,
Wie da ich ihn und Sibein sterben sah.

3. Denkst du daran, wie jetzt der Mut uns wankte,
Als aus dem Kampfgetümmel man sie trug,
Da die Franzosen zagten, und schon schwankte
Die Schlacht und wilder die Kanone schlug.
Groß ist ihr Heer, bös ihr Gewissen,
Groß ist ihr Zeug, klein ist ihr Glaub';
Ge'n Gottes Willen sind sie taub:
Sie werden büßen!

Beispiel 107
Tod des Bayerischen Generals Deroi (18.8.1812)

Worte: Anonym, 1812 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1763-1812, S. 360f.

1. „Gen'ral Dürwa, gieb doch dein Verlangen,
So gieb doch deinen Willen drein.
Du mußt hinüber in das ew'ge Leben,
Es muß doch einmal gestorben seyn."

2. „Drum thu nun deine Seel' versorgen,
Denn du mußt fort in das Grab!
Du bist alldort gar wol geborgen,
Brauchst nicht zu sorgen für Gut und Hab'".

3. „Ach Tod, ach Tod, was thust du denken,
Daß du kommst eilends zu mir her!
Es sind kaum zwanzig Jahr verflossen,
Daß ich Gen'ral geworden bin,
Und hab' noch wenig Freud' genossen,
Und muß sterben schon dahin.

4. „Maximilian Joseph, der König soll leben,
Und zusamm' sein Unterthan!
Meine Kameraden will ich euch übergeben,
Und die ganze Division".

5. Gen'ral Dürwa hat müssen sterben,
Es war eine Bleikugel Schuld daran.
Zu Staub und Aschen muß er werden,
Als wie der weise Salomon.

6. In Polozk, bei den Jesuitern,
Da wurdest du begraben ein;
Da wird dein Leichnam verfaulen müssen,
Und eine Speis' der Würmer seyn.

Die letzten drei Lieder stammen aus der ersten Phase des russischen Feldzuges der Grande Armée im Jahr 1812. Bis Smolensk waren die Russen einer Schlacht ausgewichen; diese hinhaltende Taktik zermürbte den Gegner zusehends. Schom am 11. Juli hatte der bayerische Militärmaler Albrecht Adam, der den Feldzug als „Nichtkombattant" mitmachte, seiner Frau nach Hause geschrieben:

„Dieses Herumziehen in elenden Gegenden und das damit verbundene Vergeuden der goldenen Zeit wird mir nachgerade unerträglich, und ich kann es nicht verbergen, daß ich mich auf die erste Schlacht freue. Lieber will ich die Kugeln pfeifen hören, als noch lange dieses trostlose Leben führen. Die Soldaten lechzen nach dem Kampfe (...)".[497]
Am 17. August kam es bei Smolensk und Polozk endlich zu den ersten großen Schlachten. Die Russen verteidigten Smolensk gegen die Hauptarmee mit unerwarteter Zähigkeit, von der das Lied 105: **„Schlacht bei Smolensk"** eine deutliche Auskunft gibt. Die Bresche, von der die dritte Strophe berichtet, wurde in die Mauer der befestigten Vorstädte geschlagen. Verbürgt ist auch, daß die Polen die ersten waren, die durch die Bresche stürmten. Über das Ende der Schlacht berichtet Leutnant von Martens, der im 3. Armeekorps mitkämpfte:
„18. August – Die Russen, durch die gestrigen Angriffe sehr bedrängt und bedroht, vom rechten Dnjeprufer abgeschnitten zu werden, hatten in der verflossenen Nacht die diesseitige Stadt verlassen und diese nebst den Brücken in Brand gesteckt, jenseits hielten sie aber die große Vorstadt noch besetzt. Mit Tagesanbruch nahmen die Franzosen Besitz von den rauchenden Trümmern der Stadt und fanden nichts als von der Glut geborstene Mauern und unter ihrem Schutt die geschwärzten Überreste mancher Bewohner oder der Verwundeten, welche von den Flammen verzehrt wurden; die Häuser aber, welche von den Flammen verschont blieben, waren alle mit verwundeten Russen angefüllt. Die meisten Einwohner flüchteten mit der abziehenden feindlichen Armee, nur Greise, Kranke und Schwache, die nicht folgen konnten, blieben in den Kirchen hilflos zurück".[498]
Wie man sieht, stimmt der Augenzeugenbericht bis in die Einzelheiten mit dem Inhalt des Liedes Nr. 105 überein, das als authentische Quelle zu werten ist.
Zur gleichen Zeit, als die verlustreiche Schlacht um Smolensk geschlagen wird, kommt es an der Düna bei Polozk zu einer Schlacht zwischen dem 2. und 6. Armeekorps Napoleons und einem mit 60.000 Mann angreifenden Korps der russischen Westarmee unter Graf Wittgenstein, das schließlich zurückgeschlagen werden konnte. Das 6. Armeekorps war das „bayerische" mit zwei Divisionen unter dem Kommando von Deroy und Wrede und zwei leichten Kavallerie-Brigaden, die von Seydlitz und Preysing geführt wurden. Bei Polozk starb der populäre General Deroy, von den bayerischen Soldaten in phonetischer Schreibweise Dürwa, oder verballhornt Dirwal, Dirowal genannt. Bernhard Erasmus von Deroy, geboren 1743 in Mannheim, war bereits mit 7 Jahren als Fähnrich in ein Infanterieregiment eingetreten, hatte noch den Siebenjährigen Krieg mitgemacht, war seit 1794 Generalmajor und seit 1811 General der Infanterie. „Es kann nicht verwundern, daß er mit dem Schreiben Schwierigkeiten hatte, aber da er das Handwerk von der Pike auf gelernt hatte, waren seine Erfahrungen unbezahlbar, und das Reglement für die Infanterie von 1804 ist in erster Linie sein Werk. Nichts kennzeichnet den alten Troupier besser, als daß er von seinen Soldaten ‚Vater' genannt wurde".[499]
Wir haben zwei Lieder vorgestellt, die den Tod des Generals zum Inhalt haben; eines (Nr. 106), ein gelehrtes Spätprodukt, ein anderes (Nr. 105), das wir für authentisch halten. Verfasser von **„Polozk 1812"** ist Sebastian Franz von Daxenberger, der, Geburtsjahr 1809, natürlich nicht mit in Rußland war. Daxenberger gehörte zum Gelehrten- und Künstlerzirkel um König Ludwig I. von Bayern und gab in den vierziger Jahren den Musenalmanach „Charitas" heraus. Sein Lied behandelt die Schlacht von Polozk aus der Rückschau eines größeren zeitlichen Abstandes, was schon in der retrospektiven Eingangsformel „Denkst du daran..." zum Ausdruck kommt. Die Franzosen, damals – 1812 – noch Waffenbrüder, kommen jetzt natürlich nicht besonders gut weg. Der Frontwechsel von 1813 wird hier nachträglich noch legitimiert. Ganz ohne Pathos präsentiert sich Lied 107: **„Tod des Bayerischen Generals Deroi (18.8.1812)"**. Die Ansprache an den tödlich verwundeten Deroy, die Worte, die ihm in den Mund gelegt werden, verraten Mitgefühl; aus den Schlußzeilen spricht der Sarkasmus des einfachen Soldaten, der ungerührt und respektlos konstatiert, daß auch der hohe General von den Würmern gefressen werden wird. Ditfurth teilt mit, daß Deroy den russischen Schützen, der ihm die tödliche Kugel gab, selbst auf sich anlegen sah und fügt eine Textvariante zu Strophe 5, Zeilen 3 und 4 an:

Doch er stürzte sich ja selbst in das Verderben / Kein Mensch war Schuldigkeit daran.

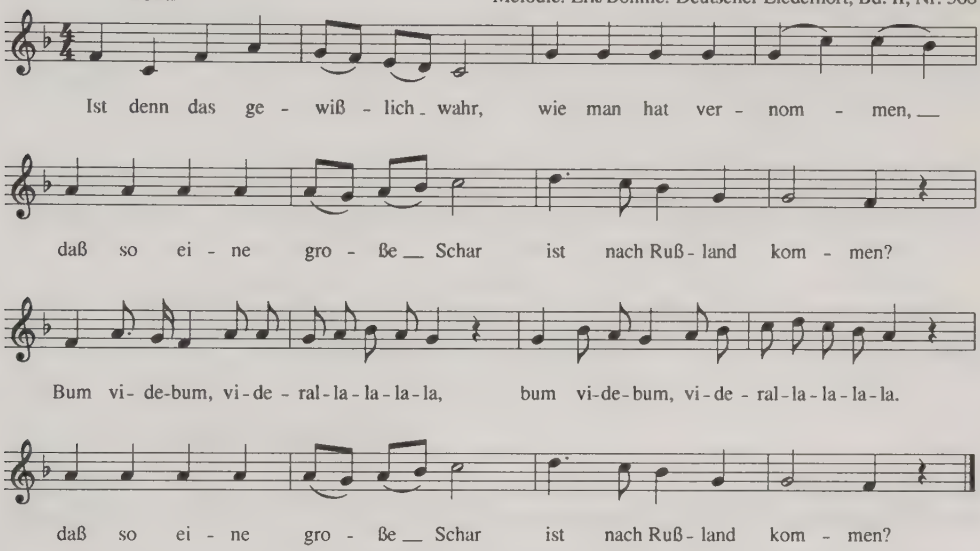
Die folgenden Lieder, die sich alle mit dem Ausgang des russischen Feldzuges befassen, stellen wir zu einem Block der „Rückzugslieder" zusammen und geben zunächst eine Übersicht:

Bsp. 108: **Napoleons russischer Feldzug (1912)** – „Ist denn das gewißlich war"
Bsp. 109: **Der alte Napoleon** – „Ist es denn gewißlich wahr"
Bsp. 110: **Wie kommst du, großer Kaiser, von Rußland nach Paris** – „Wie kommst du großer Kaiser"
Bsp. 111: **Spottlied auf Napoleons Rückzug aus Rußland. 1812** – „Alexander der große, große Held"
Bsp. 112: **Kaiser Napoleons Abendlied. 1813** – „Ich komm mit Schimpf und Schande"
Bsp. 113: **Soldaten aus Rußland** – „Es kommt die längst gewünschte Stunde"
Bsp. 114: **Der Napoleon** – „Merkts auf jetzt, ihr Leutln"
Bsp. 115: **Napoleonslied** – „Vom König Napoleon, von dem großen Herrn"

Beispiel 108

Napoleons russischer Feldzug 1812

Text: Anonym, 1812
Melodie: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, Nr. 368



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 114 ff
(in leicht veränderter Form auch in Erk/Böhme: Deutscher Liederhort Bd. II, S. 159)

1. Ist denn das gewißlich wahr,
   Wie man hat vernommen,
   Daß so eine große Schar
   Ist nach Rußland kommen?

2. Mit Kanonen, Stuck und Schwert
   Sind zum Krieg versehen,
   Wohl zu Fuß und wohl zu Pferd,
   Die nach Rußland gehen.

3. Als der Kaiser Napoleon
   Ist nach Rußland kommen,
   Hat er gleich die schöne Stadt
   Moskau eingenommen.

4. Und er zu dem Volke sprach:
   Hier gibt's keine Gaben;
   Petersburg, die Residenz,
   Müssen wir noch haben!

5. Allda gibt's brav Fleisch und Brot,
   Und ein lustig's Leben;
   Bier und Wein gibt's da genug,
   Branntewein darneben.

6. Kaiser, nimm dich wohl in acht,
   Wie es dir wird gehen!
   Siehst du nicht die große Macht
   Auf der Grenze stehen!

7. Der Kosak und Landwehrmann
   Stehn schon auf der Schanze;
   Spielt nun ihr, ihr Kanonier,
   Einmal eins zum Tanze!

8. Als wir dachten, wir sein da,
   Hab'n sie uns gefangen,
   Die Kosaken mit der Knut
   Und mit Spieß und Stangen.

9. Die Franzosen laufen schnell,
   Sich was zu erwärmen;
   Doch der Hunger war so groß,
   Daß sie mußten sterben.

10. Ein französischer Offizier
    Sprach: Wir sind verloren!
    Alle unsre schöne Leut
    Sein im Schnee erfroren.

11. In England und in Spanien
    Tun's Viktoria singen.
    Frankreich muß zerrissen sein,
    Sonst gibt's keinen Frieden!

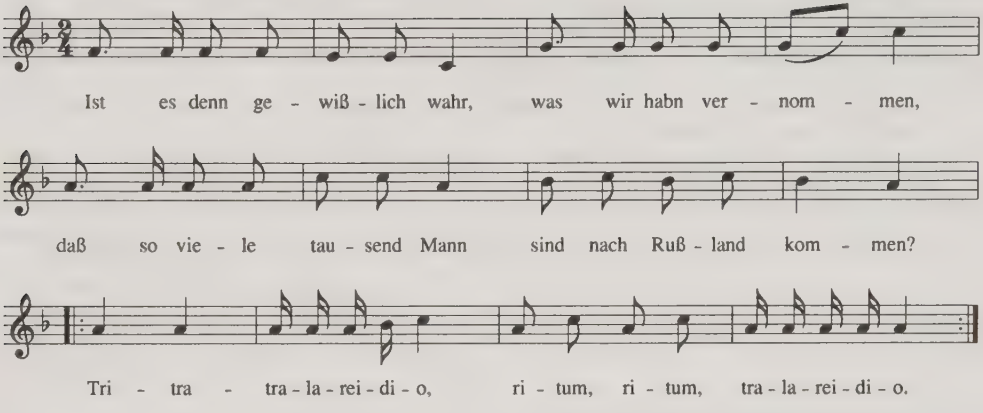
12. Hochmut wird von Gott gestraft,
    Wie es steht geschrieben,
    Und der stolze Bonapart,
    Der muß unterliegen.

Die Strophen 1, 3, 7 und 12 finden sich beim folgenden Lied – Nr. 109 –, das eine andere Melodie aufweist, leicht verändert.

Beispiel 109[500 / 501]

Der alte Napoleon

Text: Anonym, 1812
Melodie: Anonym

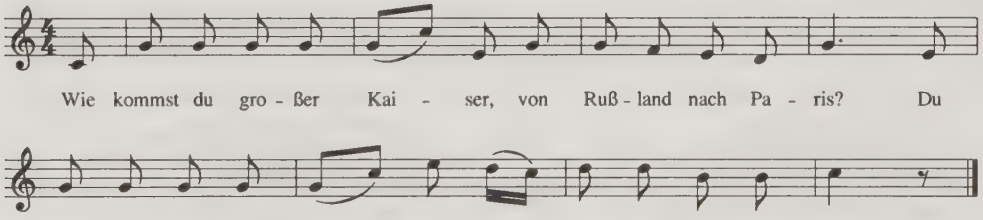


aus: Bresgen: Fein sein, beinander bleiben, S. 138

Beispiel 110

Wie kommst du, großer Kaiser, von Rußland nach Paris?

Text und Melodie:
aus Schlesien, 1812



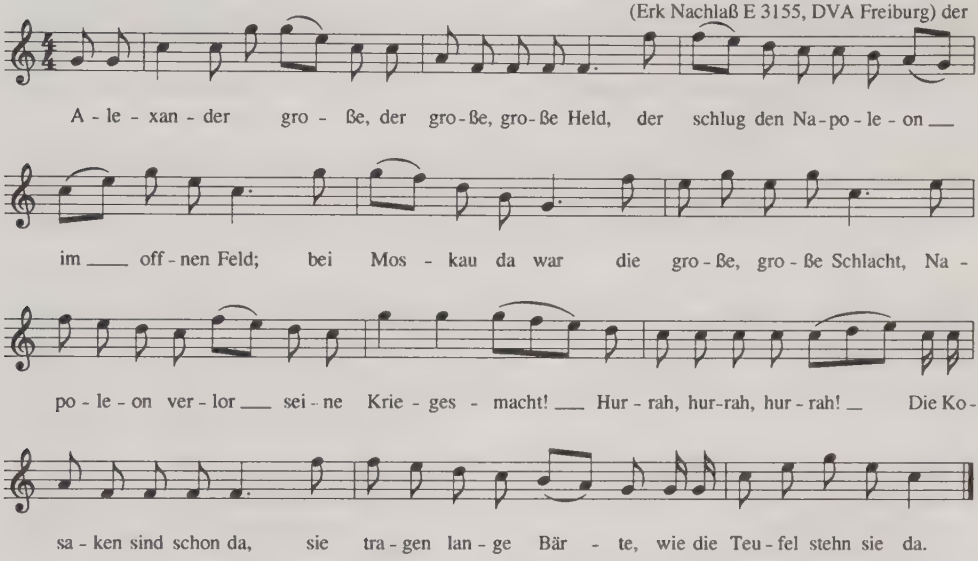
aus: Gerhard Strecke (Hrsg.): Lieder der Schlesier, Rodenkirchen/Köln, o.J. S. 99f mit dem Vermerk "aus Eichberg".

1. Wie kommst du großer Kaiser,
   Von Rußland nach Paris?
   Du bist gewaltig heiser
   Und frierest an die Füß.
2. Du fährst auf einem Schlitten
   Auf Sand und ohne Schnee,
   Und holst wohl Butterschnitten
   Für deine groß' Armee?
3. Ihr Herrn, bei Schweinebraten,
   Bei Branntwein und Likör
   Da seid ihr brave Soldaten,
   Wenn ihr kommt ins Quartier.
4. Es kamen die Franzosen
   Zu uns nach der Schlesing,
   Hier kauften sie sich Hosen,
   Dann gings bis Moskau hin.
5. Hier wollten sie regieren,
   Da fiel ein großer Schnee:
   Ach, schrien sie, wir erfrieren,
   Uns juckt die große Zeh.
6. Für euch, ihr Herrn Franzosen,
   Ist gut ein Federbett,
   Beim Frost ein warmer Ofen,
   Ein Mädchen, jung und nett.
7. Bei freiem Wind und Regen
   Da machet euch nicht auf.
   Sonst rosten eure Degen
   Und eurer Flinten Lauf.
8. O großer Bonaparte,
   O hättest du's bedacht
   Und dir in einem Sacke
   Warm Wetter mitgebracht.
9. Da wären nicht erfroren
   So viele tausend Mann
   Und hätten ihre Ohren
   Und auch die Nasen dran.

Beispiel 111[502]

Spottlied auf Napoleons Rückzug aus Rußland 1812

Text: Anonym, 1812
Melodie: Frisch auf, ihr Preußen, wir müssen ins Feld (Erk Nachlaß E 3155, DVA Freiburg) der



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 160f

1. Alexander, der große, der große, große Held.
Der schlug Napoleon im offenen Feld;
Bei Moskau da war die große, große Schlacht,
Napoleon verlor seine Kriegesmacht!
Hurrah, hurrah, hurrah! Die Kosaken die sind da,
Sie tragen lange Bärte, wie die Teufel stehn sie da.

2. Und er schrie, daß sich Gott im Himmel hoch erbarm:
„Wie bin ich doch auf einmal so arm, so arm!
Ich hab' meine ganze Kriegskass' verlor'n,
Dazu sind mir hunderttausend Pferde verfrorn.
Hurrah, hurrah, hurrah! Die Kosaken die sind da,
Sie tragen lange Bärte, wie die Teufel stehn sie da.

3. Ach Gott wo retiriren wir uns jetzt hin?
Ach daß ich ganz verlassen hier nun bin!
Das hätt' ich nicht geglaubt von der Russen-Nation
Daß sie mich würde jagen weit davon!"
Hurrah…

4. Und als er nun gekommen bis nach, bis nach Dres'n.
Da hat man ihn gefragt: wo er sei gewes'n:
Ich wagte mich zu tief nach Rußland hinein,
Das soll mir künftig eine Warnung sein!
Hurrah…

5. Und als er nun gekommen bis nach, bis nach Mainz,
Das war des Nachts um halber Eins:
Die Illumination war eben nicht sehr hell,
Man hielt ihn für den Fürsten von Neuschâtel.
Hurrah…

6. Und als nun der Wagen so schnell, so schnell hinrollt.
So hat man ihn gefragt, wo er denn hin wollt?
„Ich will nun fahren nach Paris
Kuriren lassen meine Füß'."
Hurrah…

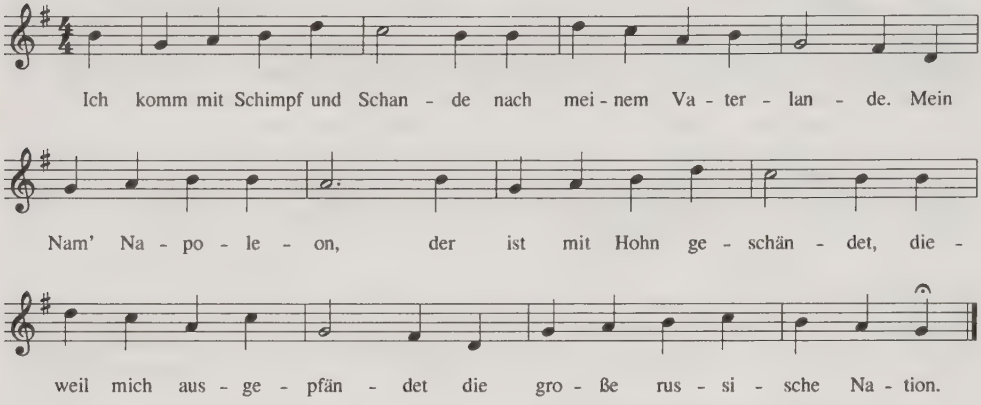
7. Und als er nun gekommen bis nach, bis nach Paris,
Besahe der Senat sein' geschwollenen Füß.
„I, Na-pi-pa-poleon, wie siehst du denn nur aus,
Wie bist du denn gekommen aus Rußland heraus?"
Hurrah…

8. Dann fuhr er in aller Geschwindigkeit
Aufs Rathaus, dort stellt er sich hin, die Arme in die Seit;
Und da ihn nun die Ratsherren ausgelacht,
Da schrie er aus aller Leibesmacht:
Hurrah…

Beispiel 112

Kaiser Napoleons Abendlied
1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: Nun ruhen alle Wälder



aus: Hartmann: Historische Volkslieder, S. 141ff

1. Ich komm mit Schimpf und Schande
Nach meinem Vaterlande.
Mein Nam' Napoleon,
Der ist mit Hohn geschändet,
Dieweil mich ausgepfändet
Die große russische Nation.

2. Ich kam ohn alle Beute
Mit wenig kranken Leuten
In mein Land nun zurück.
Die allerbesten Krieger,
Die vormals meine Sieger,
Sind nach Sibirien hingeschickt.

3. Der Mangel an Fourage,
Verlust an Equipage
Hat uns viel Dampf getan.
Drum mußt'n in kurzen Zeiten
Zum Tode sich bereiten
Wohl zweimalhunderttausend Mann.

4. Kanonen und Haubitzen,
Die ich sonst tat besitzen,
Sind ganz in russ'scher Hand.
Ganz ohne Roß und Wagen
Sind wir davon geschlagen;
Auf einmal war's mit uns getan.

5. Wir mußten uns ergeben.
Nichts hatten wir zu leben,
Kein Fleisch und auch kein Brot.
Wir werden nie vergessen,
Denn Pferdefleisch zu essen
Zwang uns die größte Hungersnot.

6. Das Blatt hat sich gewendet.
Mein Glück ist nun geendet,
Mein Stolz und Übermut.
Der hat mich angetrieben.
Drum bin ich angeschrieben
Mit meinem Volk und großen Hut.

7. Die russischen Kosaken
Warn uns stets auf dem Nacken;
Die Flucht war hier sehr groß.
Von Rußland an bis Preußen
Mußt man sehr schnell ausreisen
Und meistens nackt und bloß.

8. Die schönen Kriegeskassen
Mußt ich im Stiche lassen;
Dies dauert mich so sehr.
Ich sah auf allen Wegen,
Auf allen flüchtgen Stegen
Mein ganz zerstreutes Kriegesheer.

9. Ich darf nicht daran denken;
So tu ich mich sehr kränken.
Die schönen Kürassier'
Sind jetzt im preuß'schen Lande
Voll Hohn und voller Schande,
Zum Spott in jedem Nachtquartier.

10. Sie gehen in blauen Mützen,
Den Mantel voller Schlitzen,
Versenget und verbrannt,
Mit Lappen um die Beine.
Dabei fand man fast Keine,
Die nicht erfroren Fuß und Hand.

11. Darum muß ich mich schämen,
Daß ich die Flucht muß nehmen
Von Moskau nach Paris.
Ich kann mich gar nicht fassen.
Mein einzig Tun und Lassen
Ist nichts als Angst und Kümmernis.

12. Wenn mir das Einer sagte
Vor'm Jahre, ich's nit wagte
Mit meinem Kriegesheer.
Ich blieb gewiß zu Hause,
Saß in Paris beim Schmause,
Behielt Husar und Kürassier.

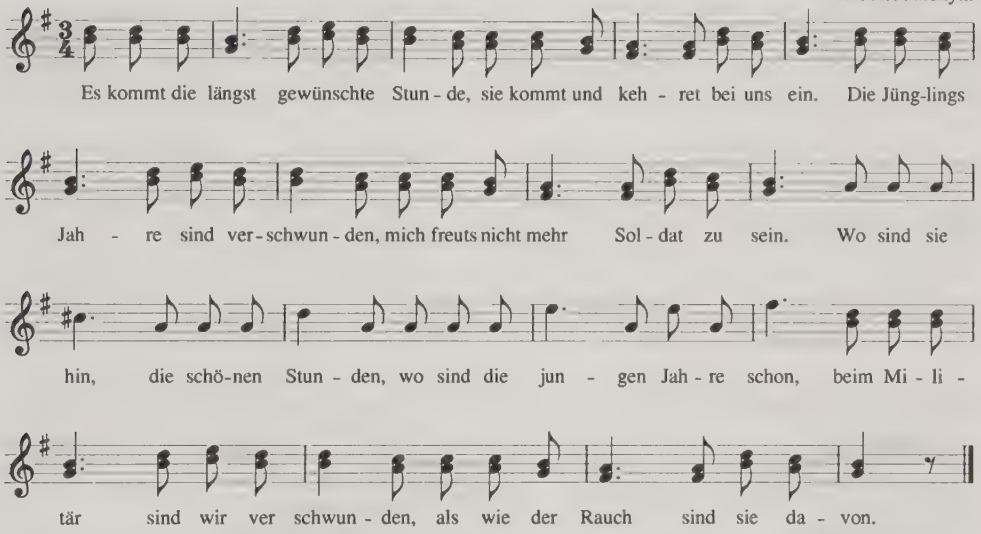
13. Ich schwör bei meiner Treue:
Ich führe nicht aufs neue
Mit Rußland wieder Krieg.
Es ist mir leid geworden.
Mein Nam' und Kaiserorden
Hat Schimpf und Schande nun statt Sieg.

14. Nach vielem Blutvergießen
Will ich mich gern entschließen
Zu machen Fried und Ruh.
Mein Stolz ist eingestürzet,
Hat Manchen abgekürzet,
Gesundheit, Leben noch darzu.

Beispiel 113

Soldaten aus Rußland

Text: Anonym, nach 1813
Melodie: Anonym



aus: Paul Kiem: Oberbayerische Volkslieder, S. 202ff mit der Bemerkung "Bekommen von Bürgermeister Schmucker, Ruhpolding 1927. Vorgesungen von Anni Döllerer, Reit im Winkl 1927"

1. Es kommt die längst gewünschte Stunde,
Sie kommt und kehret bei uns ein,
Die Jünglingsjahre sind verschwunden,
Mich freuts nicht mehr Soldat zu sein.
Wo sind sie hin, die schönen Stunden,
Wo sind die jungen Jahre schon,
Beim Militär sind sie verschwunden,
Als wie der Rauch sind sie davon.

2. Nun dank ich Gott und meinem Schöpfer
Und heb die Händ zum Himmel auf
Für diese Gnad, daß ich noch lebe,
Jetzt hab ich wiederum freien Lauf.
Es ist ein Traum nur hier auf Erden,
Und glücklich der, ders nicht vergißt,
Daß alles Gehen und alles Werden
Von Gott erschaffen und vergänglich ist.

3. Soldat heißt viel, wenn mans betrachtet,
Er setzt sein Leben hier aufs Spiel,
Im gringen Preis wird er geachtet
Und stürzt sich hin aufs Mordgewühl.
Er muß in Rauch und Pulverdämpfen
Sowie bei kalter finstrer Nacht
In blutigem Schweiß und schweren Kämpfen,
Bei Sturm und Wind stehn auf der Wacht.

4. Wieviel von meinen Kameraden
Sind geblieben im Kampf und Streit,
Ich sah sie in ihrem Blute baden,
Jetzt sind sie in der Ewigkeit.
Ich sah sie dort vor meinen Füßen,
Dem fehlt ein Arm, dem fehlt ein Fuß,
Dort sah man blutige Tränen fließen,
Was nicht ein Soldat leiden muß!

5. Wieviele sind in Rußland blieben,
Bei Moskau dorten auf der Brück,
Vor Hunger und Kälte aufgerieben,
Es kommt ja keiner mehr zurück.
Da weint der Vater und die Mutter,
Da sie ja ihren Sohn verlorn,
Dort weint die Schwester um den Bruder,
Weil er in Rußland ist erfrorn.

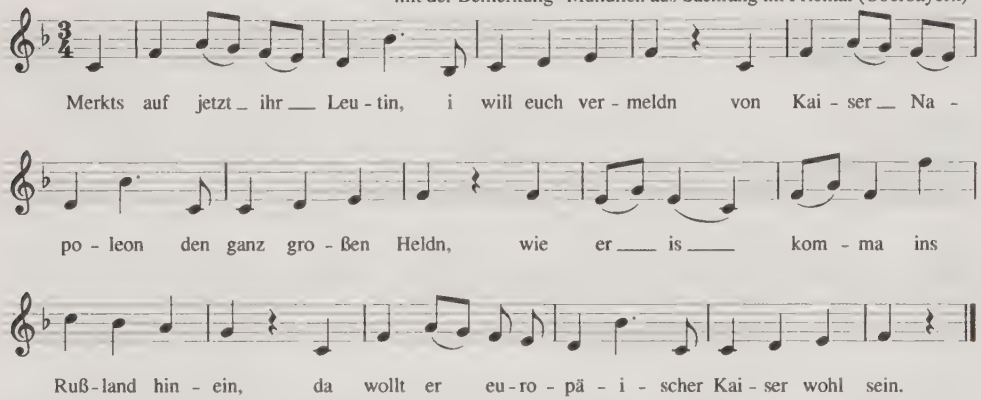
6. Napoleon tut sie nicht verschonen,
Er stellt sein ganzes Kriegsheer an,
Was übrigblieb, ist auch zerronnen
In der Schlacht bei Leipzig dann.
Da ging sein großer Plan verloren,
Er sah sein Heer in Trümmer gehen,
Napoleon spitzte seine Ohren,
Jetzt ist es nun um ihn geschehn.

Beispiel 114

Der Napoleon

Text: Anonym, 1815

Melodie: bei Hartmann: Historische Volkslieder, S. 120
mit der Bemerkung "Mündlich aus Sachrang im Priental (Oberbayern)"



aus: Schmidkunz: Bauernballaden, S. 134f

1. Merkts auf, jetzt, ihr Leutln,
I will enk vermeldn
Vom Kaiser Napoleon,
Dem ganz großen Heldn,
Wie er is kemma
Ins Rußland hinein,
Da wollt er europäischer
Kaiser wohl sein.

2. Im Rußland drinn hat er
Si gar net auskennt,
Da hat er si sauber
Sein Rüassl verbrennt
An Rüassl verbrennt.
Und die Zehen dafrört,
Da is der groß Mo glei
Schleuni umkehrt.

3. A Kron und a Szepter,
Des hat er no ghabt,
Es haben ihn aber
D' Kosaken ertappt,
Von die Stiefel die Sporn
Und vom Kopf den schön Huat –
Da gfallt ihm das Kaisersein
Aa nimmer guat.

4. Und hoam is er g'reist
Mit extriger Post
Auf an Bauernschlittn,
Der net viel kost,
Hat z'essen nix ghabt
Wia a umgstandns Roß,
Des hat er si bratn
In da russischn Soß.

5. So is er halt gflohn
Bis auf Dresdn zurück
Und erzählt dort dem König
Von seinem Unglück:
„Geh Bruada und Kini,
Geh leih mir a Geld
I brauch bloß fünf Taler,
Na bin i scho gstellt!

6. Und a Hemd leichst mir aa,
Weil des meine voll Dreck,
Na mach i mi schleuni
Halt wieder am Weg
Und geh jetzt ins Frankeich
Um a neue Armee,
Um vierztausend Reiter,
Du weißt es ja eh!"

7. Und wie er is kemma
In d' Festung nach Mainz,
Es is scho spat gwesn,
Bei der Nacht um halbeins:
Hat niemand vivat gschrien,
Hat niemand nix gsagt,
Sie hättn'n am liebsten
Beim Tor aussigjagt.

8. Ja, ja, Bonapartl,
Jetzt hat es sich gwendt,
Du hast dir zu Moskau
'n Hintern verbrennt,
'n Hintern verbrennt
Und die Zehen dafrört.
Gel, Bonapartl,
Bist gschwind umgekehrt!

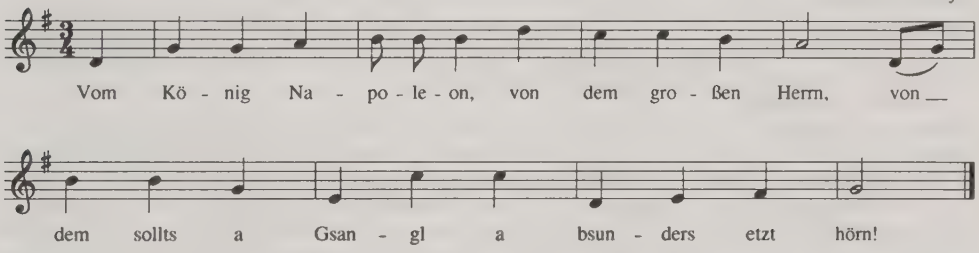
9. Du mußt auf St. Helena
Jetzt Schildkrotn klaubn.
Des is dir viel gsünder
Als wie's Länderausraubn!
Du mußt dich bekehrn,
Sonst kimmst nit in Himml
Und kannst stad krepiern
Wie a ausdienter Schimml.

Worterklärungen
Rüassl „Rüssel" = abwertend für Nase / Bonapartl = Diminuitiv zu Bonaparte; erinnert an Bartl, bair. Kurzform für Bartholomäus / extrig = extra / umgstandn = gestorben, verreckt (Schmeller II, S. 714) / stad = still, ruhig / Kini = König eh = sowieso

Beispiel 115

Napoleonslied (Napoleons Rückzug)

Text: Anonym, 1814
Melodie: Anonym



aus: Huber/Simbeck: Niederbairisches Liederbuch, S. 49 mit dem Vermerk "Gesungen von Hauptlehrer Amberger, Schwanenkirchen (80 Jahre), Landshut 1931"

1. Vom König Napoleon,
Von dem großen Herrn,
Von dem sollts a Gsangl,
A bsunders etzt hörn!

2. Und wia-ra von Frankreich
I's Rußland is ei,
Dao hot er a mentischer
Kaiser wolln sei.

3. Die Kron und den Szepter
Hot er aa bei sich ghabt,
Dö hammat'n glei
Die Kussaken datappt.

4. So geit a in d' Falln ei
Als wiar a Mada,
Wer hout'n drei broat,
Was sei Schwiegavoda.

5. Gelt, Bonapartl!
Eitz hot sa sie gwendt.
Eitz host da bei Muskau
Die Nasn vabrennt.

6. Die Nasen vabrennt
Und die Zehen derfrert,
Gelt, gelt, Bonapartl,
Host glei wieda umkehrt!

7. Do is a gefahrn
Auf externer Post,
Auf einem Bauernschlittn,
Do hots nöt viel kost.

8. Gelt Bonapartl!
Eitz moußt as holt glauben,
Eitz moußt auf d'Insel Elba
I's Haslnußklaubn.

9. Gelt Bonapartl!
Dös tat für di taugn,
Dös war für di gscheider
Als 's Lända ausraubn.

10. Und König Napoleon!
Mö bist denn so stolz?
Die Mouda geit betteln,
Die Voda i's Holz.

Worterklärungen
mentisch = verkürzt aus: sakramentisch, etwa: großartig / Mada = Marder / Schwiegavoda: Napoleons Schwiegervater war Kaiser Franz I. von Österreich, der hier Napoleon eine Falle gestellt haben soll. / mö = warum / Holz = Wald

Bei der folgenden vergleichenden Analyse lassen wir uns von Motivgruppen leiten; wir haben deren Vorkommen und Funktion untersucht.

a) Napoleons Größe
Um die Fallhöhe Napoleons recht groß erscheinen zu lassen, wird häufig zu Beginn der aus den bisherigen Erfolgen resultierende Anspruch auf historische Größe herausgestellt. Napoleon erscheint als „großer" Kaiser Bonaparte, Mann (108: 1/ 8; 114: 2), „ganz großer Held" (114: 1), „europäischer Kaiser" (114: 1), „mentischer Kaiser" (115: 2). Dem gleichen Zweck dient der Hinweis auf die ursprüngliche Größe und Stärke des napoleonischen Heeres: „große Schar" (108: 1), „mit Kanonen, Stuck und Schwert... wohl zu Fuß und wohl zu Pferd" (108: 2), „so viele tausend Mann" (109: 1), „Kriegsmacht" (110: 1), „vormals ... Sieger" (111: 2).

b) Napoleons Stolz und Habgier
Damit der Ausgang des russischen Feldzuges als gerecht, ja als Gottesstrafe, erscheinen kann, muß Napoleon mit negativen Charaktereigenschaften versehen werden. Häufig trifft man auf Stolz: „Hochmut wird von Gott gestraft" (108: 12), „der stolze Napoleon", „mein Stolz" (113: 14); vereinzelt auf Habgier: „Länderrauben" (114: 9; 115, 9).

c) Brand Moskaus und russischer Winter
Als nachhaltige Eindrücke des Rußlandfeldzuges gelten den dichtenden Zeitgenossen – oft in Paranthese gegenübergestellt – die Hitze des Moskauer Brandes und die Kälte des russischen Winters: Vom „Frieren" etc. ist die Rede in 108: 10; 109: 5/8/ 9; 113: 10; 114: 2/8; 115: 5/6. Daß man beim Frost vor allem an erfrorene Füße denkt, verwundert nicht, mehr schon, wenn die erfrorenen Füße dem Kaiser selbst angedichtet werden (110: 1; 111: 6/7; 114: 2/ 8; 115: 6), zumal Napoleon nach seiner Rückkehr im offiziellen Bulletin versicherte, daß seine Gesundheit nie besser gewesen sei.[503] Hier steht – pars pro toto – der Heerführer für sein ganzes Heer. Natürlich ist die Vorstellung vom großen Kaiser mit Frostbeulen an den Füßen recht gut geeignet, Spott zu erzeugen.

d) Schadenfreude und Spott
Schadenfreude empfinden die Liederdichter über den Verlust der Kriegskasse (111: 2; 112: 8). Napoleon ist jetzt so arm, daß er den König von Sachsen um fünf Taler und ein Hemd (114: 5/ 6) bitten muß. Der Spott über den glücklosen Kaiser zeigt sich in mehreren Spielarten. Man entdeckt noch halbwegs wohlwollende Ironie, wenn von den „Herren Franzosen" (110: 6) die Rede ist, die „regieren wollten" (110: 5) aber „schnell laufen" (108: 9) mußten, denen ein „Federbett ... ein warmer Ofen ... ein Mädchen, jung und nett" (110: 6) gewünscht wird. Napoleon muß eine Rangerniedrigung zum „König" (115: 1), zum „Fürsten von Neuchâtel" (111: 5), Napoleons Name verniedlichende Veränderungen gefallen lassen: „Napipapoleon" (111: 7), Bonapartl (114: 8; 115: 5/8/9). Sarkastisch wird der Spott, wenn sich Napoleon in Moskau „die Nasn" (115: 5/6) oder gar den „Rüassel" (114: 2) und „Hintern" (114: 8) verbrennt. Das künftige Schicksal des ehemals großen und reichen Kaisers wird, vor allem in den bayerischen Liedern, als Leben, wie es die Ärmsten führen, prophezeit: Napoleon muß „Haselnüsse" (115: 8) und „Schildkröten" (114: 9) sammeln, um überleben zu können; seine Mutter wird „betteln gehen" (115: 10), sein Vater, der in Wirklichkeit schon tot ist, sein Brot als Waldarbeiter (115: 10) verdienen.

e) Napoleons Fahnenflucht
Am 6. Dezember 1812 verließ Napoleon die Reste seiner geschlagenen Armee und begab sich auf die vierzehntägige Reise nach Paris, jenseits der russischen Grenze im Schlitten, dann im Wagen. Napoleons Fahnenflucht findet sich natürlich auffällig oft in den Liedern: 110: 2; 111: 5/6; 112: 11/111/4; 115: 7.

f) Hunger, Krankheiten, Kriegsgreuel
Die entscheidende Ursache für das Fiasko lag nicht im strengen russischen Winter, wie Napoleon selbst hinterher behauptete und was von der Legende, die auch in den Liedern und Karikaturen Niederschlag gefunden hat, bereitwillig aufgegriffen wurde; Strapazen, Hunger und Krankheiten hatten das Heer, schon lange bevor der Winter einsetzte, entscheidend dezimiert. Es spricht für einige der Liederdichter, daß sie – bei aller Feindschaft gegenüber dem Kriegsgegner – ihre Augen nicht vor den Greueln des Krieges verschließen, vor deren Ausmaß hämischer Spott eigentlich ohnehin verstummen müßte.[504] Vor allem zwei Lieder beeindrucken durch die realistische Darstellung der Schreckensszenen und die darin liegende Antikriegstendenz. Nr. 112, auf die getragene Melodie von „Nun ruhen alle Wälder" kontrafaziert, läßt Napoleon selbst das Schreckliche erzählen: Strapazen des Marsches, Krankheit und Gefangenschaft, Hunger und Massentod. Noch stärker wirkt Nr. 113, das zu den aussagekräftigsten Antikriegsliedern zählt, die wir kennen. Die in Terzen gesetzte Melodie, die für manche heutigen Ohren kitschig klingen mag, tut dem keinen

Abbruch. Die Wirkung des Liedes liegt in der Unmittelbarkeit der Aussage eines Augenzeugen, der das „Mordgewühl" erlebt hat, der die verstümmelten Leichen gesehen hat, der Väter und Mütter, Brüder und Schwestern weinen sah. Dem, der dem Inferno entronnen ist, wird die „Gnade" des Überlebens bewußt – „glücklich der, ders nicht vergißt"!
Wir geben zum Schluß noch einem bayerischen Rußlandveteranen das Wort, das heute so aktuell ist wie damals. Josef Deifl aus Essing/Landkreis Kelheim im Altmühltal schreibt 33 Jahre nach den Napoleonischen Kriegen, als die Schrekken des Rußlandfeldzuges schon verblaßt waren:
„Alle guten, kriegserfahrenen Männer schätzen den Frieden – noch bisher. Aber was möchte ich weiter sagen: Die Unerfahrenheit schreit nach dem Krieg. (...) Wehe dem Unverständigen, wenn die Kriegszeit mit Ernst heranbricht".[505]

Beispiel 116
Fluchtlied 1812

Worte: Anonym, 1812/13 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Fliegendes Blatt mit dem Titel „Fluchtlieder", Riga 1813, abgedruckt in Erk/Böhme, Deutscher Liederhort Bd. II, S. 158f.

1. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächt'ge Kaiserheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

2. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

3. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

4. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

5. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Feldherrn ohne Witz,
Stückleut ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh.
Nirgends Rast und Ruh,
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

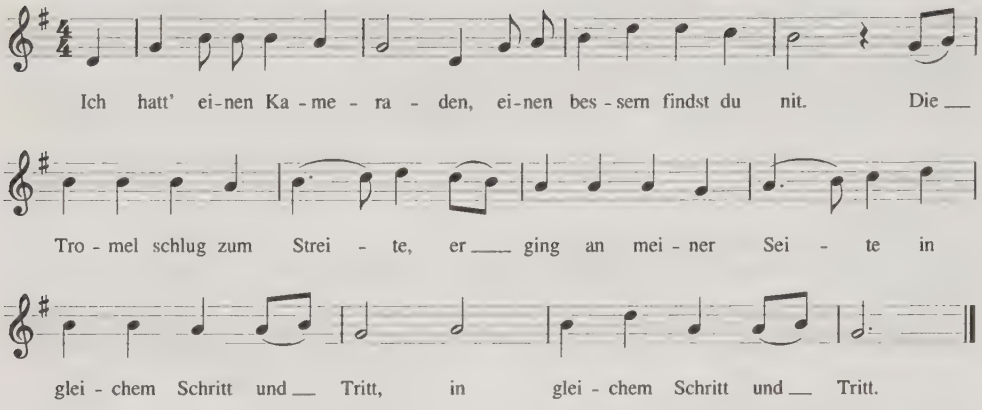
6. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt.
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Das **„Fluchtlied"**, wohl eines der hervorragendsten antimilitaristischen Lieder jener Jahre, zeigt es doch kurz und prägnant, dabei äußerst anschaulich die schrecklichen Folgen des Krieges auf, thematisiert die Auflösungserscheinungen der geschlagenen napoleonischen Armee, die, ohne ausreichende Waffen, Kleidung und Verpflegung den Rückweg quer durch die – zumal zerstörten – Weiten Russlands antreten und in jedem Augenblick mit russischen Angriffen rechnen mussten, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen.
Die Zäsur zwischen dem Russlandfeldzug und dem „großen Jahr" 1813, das die Liedproduktion gewaltig ansteigen ließ, erscheint als der geeignete Platz, zwei „zeitlose" Lieder bekannter Verfasser zu behandeln.

Beispiel 117[506]

Der gute Kamerad

Text: Ludwig Uhland, 1809
Melodie: Friedrich Silcher, 1825



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 442

1. Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt,
In gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt vor meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir,
Als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
Dieweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad,
Mein guter Kamerad!

Das vermutlich bekannteste ältere deutsche Soldatenlied hat der schwäbische Dichter Ludwig Uhland (1787-1862) geschrieben. **„Der gute Kamerad"** wurde (und wird heute noch) unzählige Male, vor allem bei „Soldatenbegräbnissen" von einer Bläsergruppe intoniert, zur allgemeinen Rührung gespielt und gesungen. Das Lied ist verklärt durch die Tränen der Hinterbliebenen zahlreicher Kriege; dieser Umstand erschwert den historisch-kritischen Zugang.
Uhland hat das Lied als 22jähriger unter dem Eindruck der Napoleonischen Kriege geschrieben. Es hebt sich bemerkenswert von den schmetternd-pathetischen Kriegsgesängen eines Arndt oder Körner ab und gehört zum Typ des sentimentalen Soldatenliedes. Das Kriegsgeschehen ist auf eine rührende Episode, auf ein Einzelschicksal reduziert. Diese Episode impliziert eine Vorgeschichte, in der sich der Todgeweihte bereits als besonders *guter* Kamerad erwiesen haben muss. Nur so erhält die Überschrift und das Urteil „einen bessern findst du nit" einen Sinn. Diese Deutung erhält auch durch die folgende „nahegehende" Wendung „als wär's ein Stück von mir" eine Bestätigung.[507] Daß die Kugel eben diesen *guten* Kameraden trifft, ruft die sentimentale Wirkung hervor, welche durch die im Gedanken an den eigenen Tod wurzelnde Betroffenheit des Überlebenden noch verstärkt wird. Das Erlebnis des Kameradentodes erschüttert die eigene Existenz. Die dritte Strophe nimmt eine andere Richtung und ist geeignet, die Aussage des ganzen Gedichtes zu beeinträchtigen, Der letzte Wunsch des Sterbenden, dem von der Kugel Verschonten die Hand zu reichen, wird nicht mehr erfüllt: ein Zug herzloser Pathetik, die das Weiterkämpfenmüssen über die eben beschworene Kameradschaft stellt".[508]
Richtet man den Blick über die individuell-existentielle Situation hinaus, wird das Gedicht sehr fragwürdig. Schon das geduldige Marschieren des guten Kameraden, wenn die Trommel zum Streit ruft, mehr noch aber die fraglose Selbstverständlichkeit des Schlachtentodes, die den Krieg als etwas Natürliches, Naturgegebenes auffasst, als etwas vollkommen in der Ordnung Liegendes,[509] halten wir für eine bedenkliche Tendenz. Gerade weil die existentielle Wirkung so eindringlich ist, müsste die Frage nach dem Sinn des Schlachtentodes umso nachdringlicher gestellt werden. So aber bleibt die Tendenz vordergründig-traurig, sentimental, die Gesamtwirkung zwiespältig.

Uhland scheint sich dessen bewusst gewesen zu sein. Schon 1815, als seine erste Gedichtsammlung erschien, ist Uhland in seiner literarischen Entwicklung über seine empfindsam-romantischen Jugendgedichte hinausgelangt, die er ironisch von sich selber sagen läßt:

„Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Tränen aus;
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß und Mann und Maus".[510]

Diese Selbstrelativierung änderte nichts am Erfolg. In seinem Todesjahr erschienen seine Gedichte in der 42. Auflage. Der „gute Kamerad" wurde Volksgut[511] und zum Steinbruch für Zitate, Redensarten, Titel für Liedersammlungen, Romane und Autobiographien[512] und – zur Vorlage für Parodien, die vor allem aus dem Ersten Weltkrieg überliefert sind. Damals waren bei den Soldaten gerade die sentimentalen Lieder beliebt, während die patriotisch-militaristischen Lieder kaum gesungen wurden, wie selbst ein nationalistisch eingestellter Soldatenliedforscher zugeben muss. „Tatsächlich sind aber im Laufe des Jahres 1916 einige vorher beliebte Lieder vaterländisch-kriegerischen Geistes und z.B. auch der ‚Gute Kamerad' bei vielen Truppen langsam eingeschlafen".[513] Anscheinend hat gerade das Fronterlebnis des Ersten Weltkriegs die Soldaten für die Zwiespältigkeit des „guten Kameraden" sensibel gemacht und sie – wie schon seinerzeit Uhland selbst -eine ironische und kritische Distanz finden lassen, die sich in Parodien niedergeschlagen hat.
Hungernde Soldaten schrieben diesen Text:

„Ich hatt' mal Marmelade,
Was Bessres gibt es nicht.
Marmelade liegt mir im Magen,
Sie knurrt, es ist zum Klagen".[514]

Von österreichischen Truppen ist eine Fassung überliefert, in der sich der Auflösungsprozess des Vielvölkerstaates am Ende des Ersten Weltkrieges spiegelt: Fremdnationale Mitkämpfer erscheinen plötzlich als Feind. Sarkastisch dichten die Deutschösterreicher:

1. Ich hatt' einen Kameraden
Einen schlechtern findst du nit.
Ein Trommel schlagt zum Streite,
Er schleicht von meiner Seite
Und sagt: „Ich tu nit mit"!

2. Eine Kugel kommt geflogen,
„Aha! die ist von dir".
Er zieht sein Messer blanke
Und fallt mir in die Flanke:
Er will ein Stuck von mir.

3. „Kann dir das Stuck nit geben,
Es ist für dich zu schad;
Und kommst du, es zu holen,
So will ich dich versohlen,
Du schlechter Kamerad"![515]

Auch vor dem Ersten Weltkrieg schon hat man den „guten Kameraden" verschiedentlich nicht mehr ernst genommen. Die folgende Parodie, die 1902 bei einem Regiment in Halle gesungen wurde, schildert zwei betrunkene Soldaten auf dem Heimweg:

1. Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst Du nicht,
Es war des Morgens frühe,
Wir gingen nur mit Mühe
In gleichem Schritt und Tritt.

2. Ein Rinnstein lag am Wege -
Wer fällt nein? Du oder ich?
Ihn hat es fortgerissen,
Er liegt zu meinen Füßen
Und stöhnte fürchterlich.

3. Wollt' ihm die Hand noch geben
Zur hülfsbereiten Tat,
Ich konnt' ihm nicht mehr geben
Und fiel ganz dicht daneben
Als treuer Kamerad.[516]

Beispiel 118
Kriegslied

Worte: Matthias Claudius, 1778 / Melodie: nicht überliefert, vermutlich nicht vorhanden
Quelle: Gedichte gegen den Krieg, S. 62[517]

1. 's ist Krieg! ,s ist Krieg! O Gottes Engel wehre
   Und rede du darein!
   's ist leider Krieg – und ich begehre
   Nicht schuld daran zu sein!

2. Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
   Und blutig, bleich und blaß
   Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen
   Und vor mir weinten, was?

3. Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
   Verstümmelt und halbtot
   Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
   In ihrer Todesnot.

4. Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
   So glücklich vor dem Krieg,
   Nun alle elend, alle arme Leute
   Wehklagen über mich?

5. Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten
   Freund, Freund und Feind ins Grab
   Versammelten, und mir zu Ehren krähten
   Von einer Leich herab!

6. Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre?
   Die könnten mich nicht freun!
   's ist leider Krieg – und ich begehre
   Nicht schuld daran zu sein!

Abweichend von dem sonst angewendeten Ordnungsprinzip bringen wir das **„Kriegslied"** von Matthias Claudius, das bereits 1778, also zur Zeit des Bayerischen Erbfolgekrieges entstanden ist, erst an dieser Stelle im Kontrast zu Ludwig Uhlands Gedicht. Claudius, der den Siebenjährigen Krieg als Student in Jena verfolgen konnte, zeigt in eindringlichen Worten seine Betroffenheit und Trauer angesichts der seit 1777 drohenden kriegerischen Verwicklungen, die ihn neue langjährige Kriegsschrecken befürchten lassen. Zudem waren die Schrecken und das Elend der Jahre 1756 bis 1763 noch in deutlicher Erinnerung der Zeitgenossen. Daß es im „Kartoffelkrieg" dann doch zu keiner Schlacht gekommen ist, nimmt dem „Kriegslied" nichts von seiner Wirkung. Es ist nicht das Einzelschicksal des „guten Kameraden", sondern das tausendfache Leid, auf das gewiesen wird. Wir lesen es heute als Vision auf die Napoleonischen Kriege.

Notwendiger Exkurs zur Qual der Auswahl:
Die Vielzahl „patriotischer" Kriegslieder aus den Jahren 1813 bis 1815 zwingt zur Beschränkung und zur manchmal qualvollen Auswahl. Wir verkennen keineswegs die Bedeutung, die dem politischen Lied gerade in der Zeit der Befreiungskriege als reale politische Kraft zukommt, andererseits mussten wir darauf bedacht sein, die angestrebte zeitliche und thematische Ausgewogenheit nicht durch eine quantitative Aufblähung eines Zeitabschnittes zu beeinträchtigen. Zwar schmerzt es, daß wir manche Blüte bzw. Sumpfblüte patriotischer Lyrik hier nicht behandeln können; doch bleibt der Schmerz gering, wenn man bedenkt, daß die „Freiheitslieder" sich doch häufig in Thematik und Wortwahl sehr ähnlich sind; dementsprechend einförmig würden die jeweiligen Kommentare ausfallen. Wir haben prinzipiell *den* Liedern den Vorzug gegeben, die:
- auf reale militärische Ereignisse aus den Jahren 1813 bis 1815 Bezug nehmen,
- konkrete prominente Personen der Zeit behandeln,
- durch ihre Popularität, durch inhaltliche oder sprachliche Besonderheiten Aufmerksamkeit beanspruchen können.

Von den Liederdichtern der Befreiungskriege Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert, F. Schlegel, de la Motte-Fouqué, Eichendorff, Mosen, Salchow, Methfessel usw. haben wir Theodor Körner, der heute noch vielen als Idealtyp des Freiheitsdichters gilt, als Paradigma ausgewählt.
Wir wollen wenigstens auf einige der Lieder, die wir nach langwierigen Überlegungen und Vergleichen nicht in unsere Sammlung aufgenommen haben, verweisen. Wir nennen Titel und Anfangszeile, sofern vorhanden Textautor und Komponist, sowie die Quelle, die uns vorgelegen hat:

Bundeslied vor der Schlacht
„Ahnungsgrauend, todesmutig, bricht der große Morgen an"
Text: Theodor Körner, 1813; Melodie: J.H.E. Bornhardt, 1815; Quelle: Allgemeines Deutsches Kommersbuch (= ADK), S. 2f.
Freiheitslied
„Brauset, Stürme, schäume Meer! Mir im Herzen braust es mehr":
Text: Ernst Moritz Arndt, 1813; Melodie: Wegrich; Quelle: ADK, S. 10f.
Treuer Tod
„Der Ritter muß zum blutgen Kampf hinaus, für Freiheit Ruhm und Vaterland zu streiten"
Text: Theodor Körner, 1813; Melodie: Singweise der Romanze: La Sentinelle; Quelle: ADK, S. 17f.

Deutscher Trost
„Deutsches Herz, verzage nicht, thu, was dein Gewissen spricht"
Text: Ernst Moritz Arndt; Melodie: F. von Berner; Quelle: ADK, S. 19f.
Kriegslied
„Die Fahnen wehn, frisch auf zur Schlacht! schlagt mutig drein"
Text: Ernst Moritz Arndt, 1807; Melodie: Preßler; Quelle: ADK, S. 23f.
Soldaten-Morgenlied
„Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh"
Text: Max von Schenkendorf, 1813; Melodie: nach der Weise „Wenn alle untreu werden"; Quelle: ADK, S. 32.
Das Lied vom Rhein
„Es klingt ein heller Klang, ein schönes deutsches Wort"
Text: Max von Schenkendorf, 1814; Melodie: H.G. Nägeli, 1816; Quelle: ADK, S. 35.
Freiheitskämpfer
„Es sei mein Herz und Blut geweiht, dich Vaterland zu retten"
Text: Friedrich von Schlegel, 1809; Melodie: Anonym, 1818; Quelle: ADK, S. 36f.
Die Völkerschlacht bei Leipzig
„Es wollten viel treue Gesellen sich kaufen ein Vaterland"
Text: Julius Mosen, 1831; Melodie: nach der Weise „Es war ein König in Thule"; Quelle: ADK, S. 38.
Reiterlied
Text: Theodor Körner; Melodie: nach der Weise „Es ist nichts Lustgers auf der Welt; Quelle: ADK, S. 43f.
Morgenlied der schwarzen Freischar
„Heraus, heraus die Klingen, laßt Roß und Klepper springen"
Text: GA. Salchow, 1813; Melodie: Anonym; Quelle: ADK, S. 47f.
Gebet vor der Schlacht
„Hör uns, Allmächtger! Hör uns Allgütiger! himmlischer Führer der Schlachten"
Text: Theodor Körner, 1813; Melodie: Singweise: O sanctissima etc. (Sicil. Schifferlied) Quelle: ADK, S. 56.
Zum Ausmarsche
„O du Deutschland, ich muß marschieren, o du Deutschland, du machst mir Mut"
Text: Ernst Moritz Arndt, 1815; Melodie: F. Silcher; Quelle: ADK, S. 83f.
Klage
„O könnt ich mich niederlegen weit in den tiefsten Wald"
Text: Joseph Freiherr von Eichendorff, 1809; Melodie: nach der Weise „Es war ein König in Thule"; Quelle: ADK, S. 84f.
Der deutsche Mann
„Wer ist ein Mann? Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut"
Text: Ernst Moritz Arndt; Melodie: „Volksweise"; Quelle: ADK, S. 11417.
Übergang bei Wartenburg
„Aus dem Hauptquartier in Jessen schrieb nach reiflichem Ermessen"
Text: Anonym, 1813; Melodie: nach der Weise „Prinz Eugenius der edle Ritter"; Quelle:
Sturm auf Leipzig (9. Okt. 1813)
„Marschieren wir in das Sachsenland, Stadt Leipzig ist uns wohlbekannt"
Text: Anonym, 1813; Melodie: nach der Weise „Marschieren wir in's Franzosenland"; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 44f.
Schlacht bei Leipzig (17., 18. u.19. Okt. 1813)
„Kaiser Napoleon, willst du denn es wagen"
Text: Anonym, 1813/14; Melodie: nach der Weise „Kaiser Joseph, willst du denn eins mit mir wagen"; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 40ff.
Napoleons Sturz
„Der Adler flog aus Frankreich heraus, Kuckuck"!
Text: Anonym, 1814; Melodie: nach der Weise „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus"; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 99f.
Bonaparte's Abendlied auf Elba
„O du liebe Zeit, hab ich Kummer und Leid, muß in Sorgen und in Kummer gehen"
Text: Anonym, 1814; Melodie: nach der Weise „'s Bettelmännle singt, daß das Hellerle klingt"; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 121f.
Preußisches Kriegslied
„Frühmorgens als der Tag anbrach und als man über die Felder sach"
Text u. Melodie: Anonym aus Schlesien; Quelle: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort Bd. II, S. 174.
Oestreich gegen Frankreich 1815
„Brüder laßt die Fahnen fliegen! Wieder geht's an ein Kriegen"
Text: Anonym, 1815; Melodie: nach der Weise „Prinz Eugenius der edle Ritter"; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 123f.

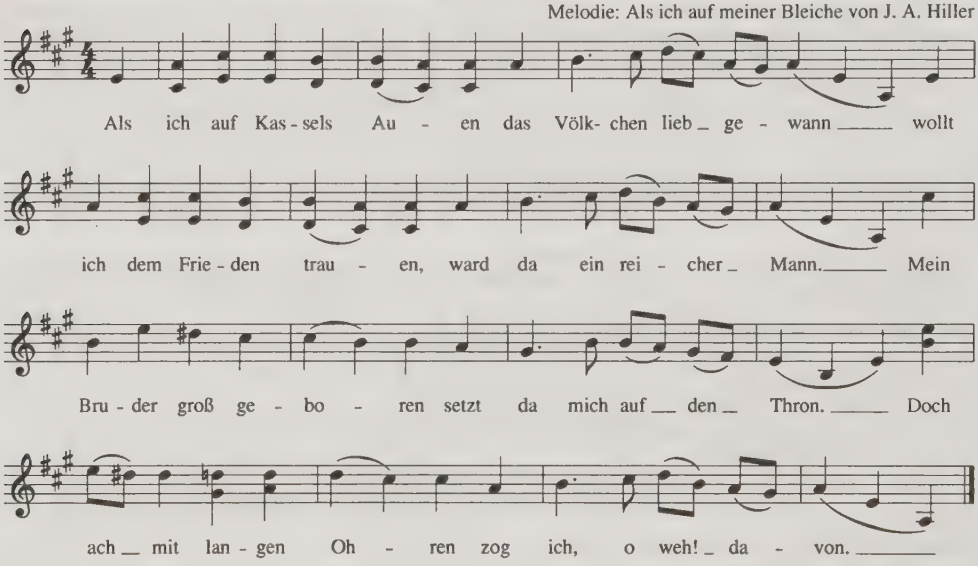
Bayern gegen Frankreich
„Lustig ihr Brüder, das Ding freut uns prächtig! Kaiser Napoleon ist unser nicht mächtig"
Text: Anonym, 1815; Melodie: nach der Weise „Lustig ihr Brüder, das Ding freut uns prächtig"; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 124.
Napoleon (1815/Einnahme von Paris)
„Der große Kaiser Napoleon, zum drittenmale kommt er schon"
Text u. Melodie: Anonym, 1815, aus dem Rheinland; Quelle: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort Bd. II, S. 174f.
Gespräch zwischen Napoleon und Blücher 1815
„Jetzt du Tausendschockschwernöther, weil ich wieder bin im Glück".
Text: Anonym, 1815; Melodie: nach der Weise: Himmel, was soll dies bedeuten; Quelle: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege. S. 127.

Der Systematik unserer Einleitung entsprechend behandeln wir als nächstes Personenlieder über Jérôme Bonaparte, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Blücher; weitere Personenlieder, z.B. über Scharnhorst oder Max III. Joseph von Bayern, kommentieren wir im Zusammenhang der folgenden Ereignisse.

Beispiel 119[518]

Geständnis des Königs an die Kasselaner

Text: Anonym, um 1814
Melodie: Als ich auf meiner Bleiche von J. A. Hiller



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder der Befreiungskriege, S. 76ff

1. Als ich auf Kassels Auen
   Das Völkchen lieb gewann,
   Wollt ich dem Frieden trauen,
   Ward da ein reicher Mann.

2. Mein Bruder, groß geboren,
   Setzt' da mich auf den Thron,
   Doch ach! Mit langen Ohren
   Zog ich, o weh! davon.

3. Mein Bruder liebte Fehde,
   Ich liebte Friede nur;
   Der Schmeichler süße Rede,
   War schwächlicher Natur.

4. Doch mußte ich nach Polen
   Von meinen Frauen weit,
   Mußt Schimpf und Schande holen;
   Das war 'ne schöne Zeit!

5. Ich konnt nicht komandieren,
   Wo hab ich's denn gelernt?
   Half Schlachten dort verlieren,
   Und hab mich dann entfernt.

6. Mein Bruder ging dann weiter;
   Er wollte Sieger sein.
   Doch ach! der Bärenhäuter
   Ging in die Fall' hinein.

7. In Moskau wollt er bleiben,
Allein sie konnten ihn
Mit Feuer dort vertreiben,
Und richtig, er war hin!

8. Jetzt wollt er retirieren,
Sich aus der Falle ziehn:
Da fing es an zu frieren,
Nun Wehe über ihn!

9. Es fror ach! ohn' Erbarmen
In Rußlands Wüstenei,
O weh, o weh, dem Armen!
Glatt die Armee entzwei.

10. Ich exerciert' im Stillen
An meinem alten Schloß –
Nach meines Bruders Willen –
Soldaten frisch drauf los.

11. Doch aber diese hielten,
Wie ich in Polen, Stand;
Die schlechten Kerle fühlten
Gar nichts für's Vaterland.

12. Sie liefen fort in Haufen,
Und kosten schweres Geld.
Ich dachte: laßt sie laufen,
Und räumte selbst das Feld.

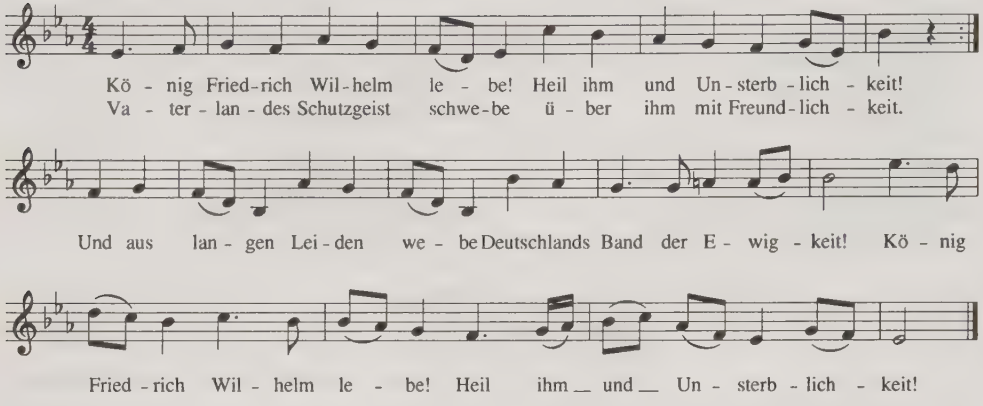
13. Bis hin nach Frankreich flogen,
Verzehre da mein Geld –
Um das ich euch betrogen –
Und bleib französ'scher Held!

„Er ist ein kleiner, zierlicher Mann, mager, mit dunklem Haar und schwarzen Augen. Sein Gesicht hat etwas starke, vorstehende Backenknochen, und um die Augen herum zeigen sich trotz seiner Jugend bereits einige leichte Falten. Sein Kinn und der starke Nacken erinnern an die Bilder des Kaisers, seines Bruders, dem er sonst aber nicht ähnlich sieht. Er ist hübscher. Seine Hand, die er zeigend ausstreckte, war klein und zierlich wie die einer Dame".[519]
So beschreibt eine Augenzeugin Jérôme Bonaparte, den jüngsten Bruder Napoleons, der nach dem Tilsiter Frieden das neugeschaffene Königreich Westfalen erhielt und alsbald den Beinamen „König Lustik" erhielt, da er sich eine ziemlich verschwenderische Hofhaltung leistete, leichtsinnig und stets von schönen Frauen umgeben. Im russischen Feldzug hatte Jérôme das Kommando über das 5. und 8. Armeekorps, er, der bis dahin noch niemals einer Schlacht beigewohnt hatte. Durch seine Nachlässigkeit misslang eine von Napoleon geplante Umfassungsbewegung (Juli 1812). Der russische General Bagration konnte sich aus der Umklammerung retten, weil der rechte Flügel, den Jérôme kommandierte, nicht rechtzeitig zur Stelle war. Wutentbrannt entzog der Kaiser seinem Bruder das Kommando und schickte ihn nach Kassel zurück. Das **„Geständnis des Königs an die Kasselaner"** spielt also auf tatsächliches Geschehen an. Jérôme hat viel Kritik erfahren müssen, bis heute; für Presser ist er „das Sumpfhuhn und der Dummkopf der Familie".[520] Der westfälische Ziviltribunalspräsident Leopold von Kaisenberg gibt dagegen in einem Brief an seine Frau ein differenzierteres Bild:
„Er hat, so jung er auch ist, ein gutes Urteil und ist auch nicht ohne Geist. Jedesmal, wenn er nicht durch seine intriganten Höflinge irregeführt wird und der Eingebung seines Herzens folgt, beträgt er sich richtig. Hätte er Minister, die mit der Kenntnis des Landes Ehrlichkeit verbänden, so würde er von seinem Volk geliebt werden. So aber gleicht er, leichtsinnig, wie seine Anlage überhaupt ist, und berauscht durch seine Königsmacht, dabei stets kontrolliert von dem Kaiser, seinem Bruder, einem Schüler, der um die Schule herumläuft, um sich heimlich zu amüsieren. Er versucht in der Öffentlichkeit äußerlich Napoleon zu imitieren, aber er soll sich in den Gemächern des Schlosses oft seinen genußsüchtigen Trieben und in letzter Zeit sogar Debauchen (Ausschweifungen) hingeben".[521]
Jérôme war keineswegs unbeliebt und bemühte sich, seinem Land ein milder Herrscher zu sein. Und so ist es auch nur milder Spott, der dem König im Lied entgegengebracht wird. Freilich werden seine „Verfehlungen" aufgezählt: der Reichtum der Hofhaltung, seine Schwäche für Frauen, sein Versagen als Heerführer; gleichzeitig spürt man aber Verständnis („Wo hab ich's denn gelernt"?). Was wichtiger ist: seine Friedensliebe wird herausgestellt und mit der Kriegslust seines Bruders, dem „Bärenhäuter", kontrastiert.

Beispiel 120

König Friedrich Wilhelm lebe!
1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: Gott erhalte Franz den Kaiser



aus: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte, Bd. II, S. 154f

1. König Friedrich Wilhelm lebe!
   Heil ihm und Unsterblichkeit!
   Vaterlandes Schutzgeist schwebe
   Über ihm mit Freundlichkeit
   Und aus langen Leiden webe
   Deutschlands Band der Einigkeit!
   König Friedrich Wilhelm lebe!
   Heil ihm und Unsterblichkeit!

2. Um das Vaterland zu retten
   Opfert' er der Brennen Blut,
   Brach, der Erste Galliens Ketten,
   Fachte an der Freiheit Glut
   Und in tiefen Staub getreten
   War der Fremden Übermut.
   König Friedrich Wilhelm lebe!
   Heil ihm und Unsterblichkeit!

3. Hell umstrahlt vom Siegesglanze
   Rächte er Tyrannenhohn
   Und errang im Palmenkranze
   Seiner Tugend höchsten Lohn.
   Bis zu spätsten Nachwelt pflanze
   Sich sein Ruhm von Sohn zu Sohn!
   König Friedrich Wilhelm lebe!
   Heil ihm und Unsterblichkeit!

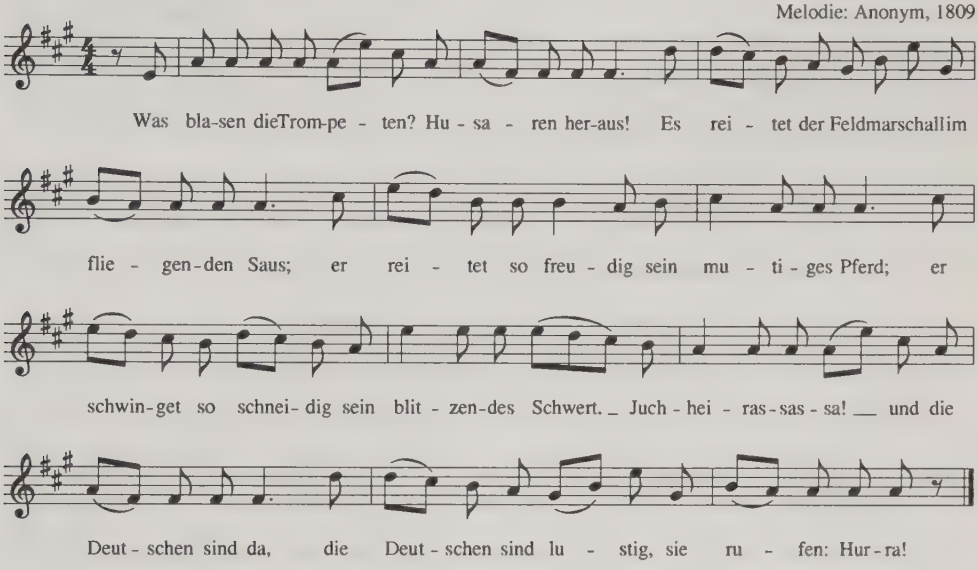
4. Nicht den Brennenstamm alleine
   Hob er aus der Schmach empor;
   Ganz Germanien trug er seine
   Siegs- und Freiheitsfahne vor.
   Drum vom Belt bis überm Rheine
   Schall' der deutschen Barden Chor:
   König Friedrich Wilhelm lebe!
   Heil ihm und Unsterblichkeit!

„König Friedrich Wilhelm lebe"!, auf die Melodie von Joseph Haydns österreichischer Kaiserhymne verfaßt, ist ein Preislied im Stil des Herrscherlobs. Daß das Lob dabei dick aufgetragen wird, verlangt die Gattung und kann dem Geist der Zeit zugeschrieben werden.
Doch konnte auch den Zeitgenossen nicht verborgen bleiben, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen dieses Lob nicht verdient hat. „Brach, der Erste, Galliens Ketten .... Ganz Germanien ...": Der Verfasser bezieht sich vermutlich auf den Aufruf „An mein Volk" vom 17. März 1813 und die darauf folgende Kriegserklärung an Frankreich. Wir haben in der Einleitung die Reaktion des Königs auf die Konvention von Tauroggen, die als das Signal des preußischen Umschwungs gewertet werden kann, behandelt. Wilhelm mußte zur Tat erst durch die Patrioten gedrängt werden. Auch darf nicht vergessen werden, daß, wenn von „ganz Germanien" die Rede ist, Preußen bei der österreichischen Erhebung des Jahres 1809 ruhig hielt, daß weiterhin Österreich schon im Januar 1813, also noch vor dem berühmten Aufruf, mit Rußland eine Waffenstillstandskonvention abgeschlossen hatte. Natürlich fiel im Bewußtsein der Zeitgenossen der „Siegesglanz" der Schlacht von Leipzig in erster Linie auf die Heerführer, Schwarzenberg und Blücher zumal. Was schließlich vom „Band der Einigkeit" zu erwarten war, zeigte der Wiener Kongreß, aber das konnte der Preislieddichter noch nicht wissen.

Beispiel 121

Gebhard Leberecht von Blücher

Text: Ernst Moritz Arndt, 1813
Melodie: Anonym, 1809



aus: Allgemeines Kommersbuch, S. 106f

1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie reifender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutsche Art.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei, wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen Tausend Welschen der Atem ging aus;
Viel Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erkligen sein Hussa der Held.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

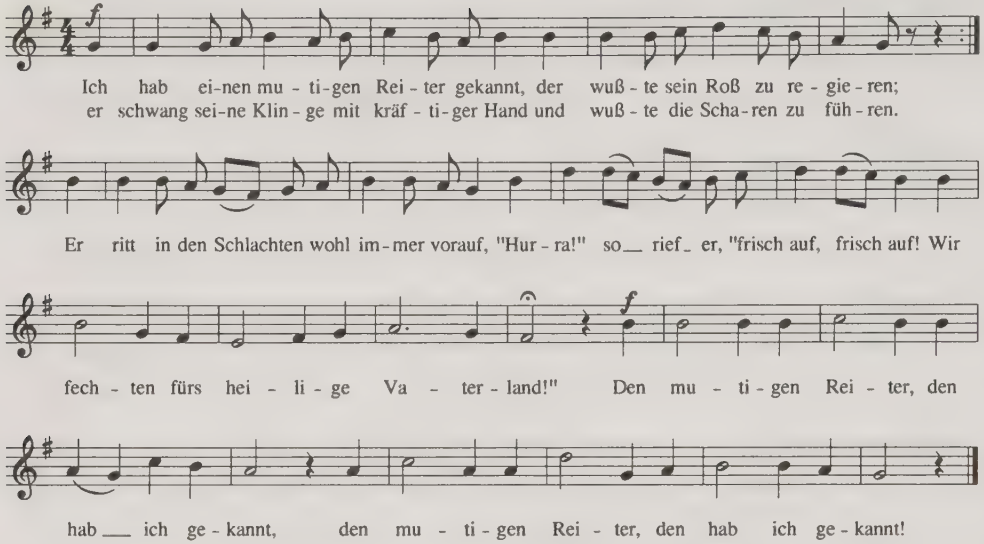
8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, ins Frankreich hinein!
Juchheirassassa! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen: hurra!

Beispiel 122

Blüchers Gedächtnis

Text: Ludwig Rellstab, 1820
Melodie: Bernhard Klein



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 60f

1. Ich hab einen mutigen Reiter gekannt,
Der wußte sein Roß zu regieren;
Er schwang seine Klinge mit kräftiger Hand
Und wußte die Scharen zu führen.
Er ritt in den Schlachten wohl immer vorauf,
„Hurra"! so rief er, „frisch auf, frisch auf!
Wir fechten fürs heilige Vaterland"!
Den mutigen Reiter, den hab ich gekannt.

2. Ich hab einen mächtigen Feldherrn gekannt,
Der wußte den Tod zu verachten;
Der Sieg war an seine Fahne gebannt,
Er war der Löwe der Schlachten.
Er leuchtete vor wie ein strahlender Stern,
Dem folgten wir treu, dem folgten wir gern,
Ihm war unser Herz von Liebe entbrannt. -
Den mächtigen Feldherrn, den hab ich gekannt.

3. Wir haben den Helden der Freiheit gekannt,
Er hat sich auf Lorbeern gebettet;
Wir haben ihn Vater Blücher genannt,
Uns alle hat er gerettet.
Die fränkischen Ketten, er riß sie entzwei,
Er machte das Vaterland glücklich und frei;
Nun ist er gestorben und ruht unterm Sand, -
Wir haben den Helden der Freiheit gekannt.

Gebhard Leberecht von Blücher (1742-1819), Fürst von Wahlstatt, Feldmarschall, Sieger von Leipzig, Paris und Waterloo, „Marschall Vorwärts", ist schon zu Lebzeiten zur Legende geworden, sein „Rangehen" ist noch heute sprichwörtlich. Wir geben zwei glaubwürdigen Zeitgenossen das Wort. Nebes, ein preußischer Soldat, berichtet:
„Über Blücher sind die Urteile sehr geteilt; viele halten ihn bloß für einen Avantgarden-General ohne alles Feldherrentalent. Andere aber, die ihn näher kennengelernt haben, versichern dagegen, daß er ein sehr umsichtiger General sei, der zwar nicht imstande ist, gelehrte militärische Dispositionen auf dem Papier zu machen, der aber auf dem Schlachtfelde einen seltenen Überblick und ein ebenso richtiges als scharfes Urteil haben soll. Seine bewährte Tatkraft bürgt dafür, daß er das für richtig und zweckmäßig erkannte mit dem Schwert in der Hand zur Ausführung bringt. Blücher ist der Mann des Volkes (...)".[522] Ein noch umfassenderes Bild des alten Haudegens malt Friedrich von Schubert, Offizier in russischen Diensten:
„Der alte Blücher war der einzige, der uns gern hatte; er war ein alter Husar, der vom Kriege weiter nichts als das Einhauen verstand, dessen ganze Kriegskunst nur darin bestand, immer vorwärts zu gehen (woher er auch den Beinamen „Feldmarschall Vorwärts" bekam), der Frankreich und alles Französische haßte, der die Demütigung Preußens an ihnen rächen wollte und in Napoleon die Quelle alles möglichen Übels sah. Von früheren Ansichten, von den

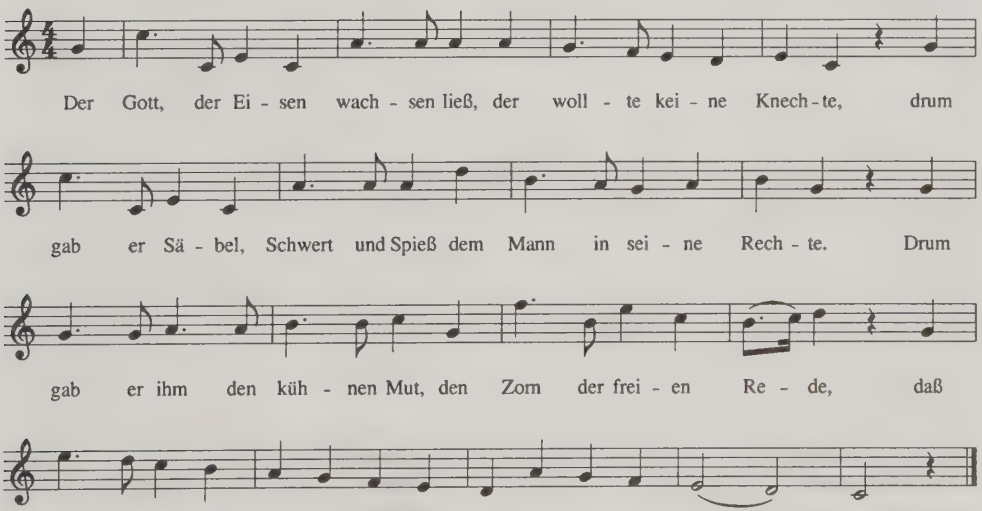
gelehrten kriegerischen Bewegungen hatte seine Seele keine Ahnung; alle Dispositionen, Befehle, Anordnungen überließ er blindlings seinem Chef des Generalstabs, Gneisenau, in den er ein unumschränktes Vertrauen hatte. Er wollte immer nur eins: immer angreifen und vorwärts gehen, und mit diesem einfachen, fast einfältigen System, welches er mit dem größten Starrsinn, mit eisernem Willen verfolgte, hat er Napoleon mehr Schaden getan, als die gelehrtesten und künstlichsten Kombinationen es hätten tun können. Mit seinen schnellen Bewegungen, seiner Tätigkeit, seinem rastlosen Vorwärtsstürmen riß er die anderen Armeen mit sich fort, die ihn nicht im Stiche lassen konnten; und so wurde er eigentlich die Seele des ganzen Krieges, obwohl er ohne Zweifel von allen Anführern die wenigsten Feldherrntalente besaß. Er war ganz und gar der flotte Husarenoffizier geblieben, der er in der Jugend gewesen war, die Tabakspfeife kam nie aus seinem Munde, in seinem Leben und Gewohnheiten war er einfach, aber er trank gern und viel, spielte hohes Hasardspiel bis spät in die Nacht und kam wohl selten ganz nüchtern zu Bett; mit Lesen und Schreiben gab er sich nicht ab, außer daß er seinen Namen mit einer Art Runenschrift unter Gneisenaus Befehle setzte, und außer seiner pommerschen Mundart verstand er keine andere Sprache".[523]

In unserem Jahrhundert ist Blüchers Feldherrntalent differenzierter gesehen worden: „Gneisenau war ausdrücklich auf Blüchers Wunsch hin, der die schlesische Armee führte, zu dessen Generalstabschef ernannt worden. Der sogenannte Trachtenberger Kriegsplan der verbündeten Mächte Rußland, Österreich, Preußen sah vor, daß Blücher Napoleon selbst, beziehungsweise den Hauptteil seiner Truppen nach Schlesien zu locken habe mit der ausdrücklichen Bestimmung, sich in keine Schlacht einzulassen. Daraufhin hatte Blücher allerdings erklärt, so ohne weiteres werde er sich mit seien 100.000 Mann nicht nur auf die Defensive beschränken. Das weitere ist bekannt genug. In wochenlangen Hin- und Hermärschen, in einem Rückwärts, das dem ‚Marschall Vorwärts' keineswegs angemessen war und einen General von Yorck veranlaßte, fast seinen Abschied einzureichen, brachten es Blücher und Gneisenau fertig, den Marschall Macdonald nach sich zu ziehen und ihm an der Katzbach eine entscheidende Niederlage beizubringen.[524] Gerade daß Blücher bei seinem Temperament und Draufgängertum diese wochenlange Geduld üben konnte, bis sie endlich ihren Lohn fand, beweist, wie sehr er in den Gneisenauschen Plan eingedrungen war: für sein Gelingen stellte er selbst die eigene Natur zurück. (...) Und ferner kann man mit Fug und Recht behaupten, daß ohne die zwingende Führerpersönlichkeit Blüchers das schlesische Heer kaum so geduldig alle Strapazen getragen hätte, die ihm dieser Teil des Feldzugs in besonderem Maße auferlegt hat".[525] Nicht unerwähnt bleiben sollen an dieser Stelle Blüchers und Gneisenaus doch problematische Vorstellungen von einer „Völkerrache", die an den Franzosen geübt werden sollte, desgleichen des ersteren völliges Unverständnis, mit dem er beispielsweise auf die Unterstellung des Oberkommandos unter den Staatskanzler in politischen Fragen reagierte. Blücher starb am 12. September 1819 auf seinem Gut Krieblowitz, welches ca. 20 km südwestlich von Breslau – dem heutigen Wroclaw – in der Nachbarschaft der Weistritz lag.[526] Noch am 6. September hatte Friedrich Wilhelm III. ihn mit großem Gefolge an seinem Krankenlager besucht.

Beispiel 123

Der Freiheit Schlachtruf

Text: Ernst Moritz Arndt, 1812
Melodie: Albert Methfessel, 1818



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 14f

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühlen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde!

2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

3. O Deutschland, heiliges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Wir schwören dir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Zum heilgen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende"!

5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut -
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache!

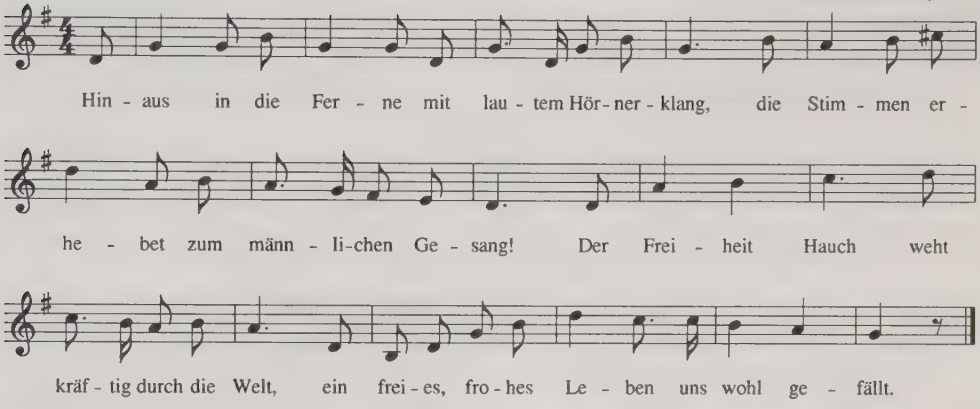
6. Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Wir haben bereits in der Einleitung auf Arndts fanatischen Fremdenhaß hingewiesen, auf dessen biologistische Verirrung, die ihn fatalerweise zum Vorläufer späteren Rassenwahns werden läßt. Dies scheint uns umso mehr angebracht, als unlängst im Zug der Preußen-Renaissance und immerhin unter halbstaatlich-öffentlichrechtlicher Regie, ein peinlicher Versuch, Arndts „Image" (mehr kaum) aufzupolieren, unternommen wurde.[527] Das Kapitel „Der Dichter" des missglückten Büchleins nötigt uns zu einigen interpretationstheoretischen Randbemerkungen. Der Autor legt uns nahe, „die dem Lyriker Arndt aus träger Konvention zugewiesenen Zensuren sine ira et studio zu revidieren":[528] Habe Arndt mitunter „sogar ganze poetische Goldadern angeschlagen", manche seiner Gedichte verrieten „eine ungemein poetische Kraft".[529]
Und schließlich: „Der mitreißende Duktus seiner langzeiligen Verse mit ihrer suggestiven Fragestellung vermittelt noch einen Eindruck von männlicher Überzeugungskraft, die in unserer Literatur Seltenheit besitzt".[530] Wir müssen zugeben, daß wir nicht imstande sind, die Kategorie „Eindruck von männlicher Überzeugungskraft" als Instrument literarischer Analyse und Wertung anzusehen geschweige denn zu handhaben. Wir sehen uns, anders als Sichelschmidt, auch außerstande, die literarische Thematisierung nationalen Erwachens per se als Wert anzuerkennen, erst recht nicht, wenn in den sogenannten „Freiheitsliedern" Nationalgefühl im Gewand des Fremdenhasses auftritt.
Die Wirkung Arndts auf seine Zeitgenossen wird, zumindest in ihrer Verstärkerfunktion, nicht bestritten, Wir können hier nur andeuten, was eine fundierte historisch-kritische Interpretation des Arndtschen dichterischen Werkes zu leisten hätte: Sie müßte, neben der sprachlichen Analyse, die Rezeptionsbedingungen untersuchen, auf die Arndts Gedichte trafen; sie müßte die politische Kultur, die, wie wir für unseren Bereich des politischen Liedes zeigen können, keineswegs einheitlich war, analysieren; sie müßte ihren Blick auf die allgemeinpolitischen und die sozioökonomischen Rahmenbedingungen richten. Erst wenn diese Arbeit geleistet ist,[531] wäre man zu Aussagen wie der folgenden (vielleicht!) berechtigt: „Zumindest von Arndts wie mit Ekrasit geladenen politischen Versen weiß man, daß sie auf Anhieb Epoche gemacht haben".[532] Unser Anspruch ist bescheidener und beschränkt sich jetzt auf einen Kommentar des Arndtschen Liedes **„Der Freiheit Schlachtruf"**, das zu den bekanntesten Produktionen des Autors zählt.
Es entstand sehr wahrscheinlich während des Rußlandfeldzuges, auf den sich die zweite Strophe bezieht: „So wollen wir ... nimmer im Tyrannensold die Menschenschädel spalten".
Leitmotivisch wird das Gegensatzpaar Freiheit und Knechtschaft verwendet; eine Ausnahme macht nur die 5. Strophe, in der der Franzosenhaß mit unverhülltem Sadismus („Franzosenblut – o süßer Tag der Rache") erscheint. Wie in anderen Arndtliedern[533] trifft man auch hier auf die religiöse Verbrämung,[534] die das eigene Haßgefühl zum Willen Gottes deklariert, auf formelhafte Beschwörung des Vaterlandes im Vokativ oder in der zweiten Person (vgl. Str. 3) und auf dem deutschen Volkscharakter zugeschriebene „mannhafte" Eigenschaften. Die einfallslose Melodie beschränkt sich meist auf Tonikasprünge und Tonleiterfolgen.

Beispiel 124

Marschlied der Jäger

Text und Melodie:
Albert Methfessel, 1813



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 53f

1. Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang
   Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
   Der Freiheit Hauch weht kräftig durch die Welt,
   Ein freies, frohes Leben uns wohl gefällt.

2. Wir halten zusammen,wie treue Brüder thun,
   Wenn Tod uns umtobet und wenn die Waffen ruhn;
   Uns alle treibet ein reiner, freier Sinn,
   Nach einem Ziele streben wir alle hin.

3. Der Hauptmann, er lebe! Er geht uns kühn voran;
   Wir folgen ihm mutig auf blutger Siegesbahn.
   Er führt uns jetzt zum Kampf und Sieg hinaus,
   Er führt uns einst, ihr Brüder, ins Vaterhaus.

4. Wer wollte wohl zittern vor Tod und vor Gefahr?
   Vor Feigheit und Schande erbleichet unsre Schar;
   Und wer den Tod im heilgen Kampfe fand,
   Ruht auch in fremder Erde im Vaterland!

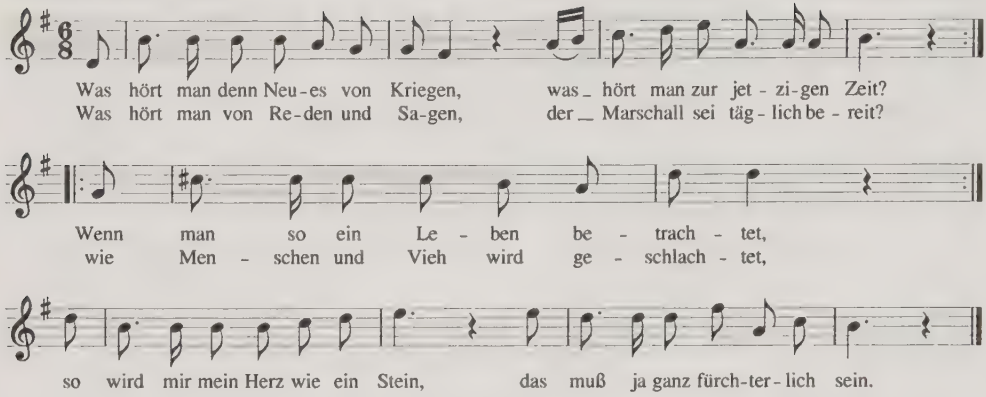
Albert Methfessel ist Dichter *und* Komponist des populär gewordenen Marschliedes. Er soll es zum ersten Mal öffentlich gesungen haben, als er die, Gitarre im Arm, den Freiwilligen vorausging, die aus Rudolfstadt in den Befreiungskrieg zogen.[535] Die erste Strophe erscheint noch „kriegsfrei"; erst in den folgenden wird der Bezug zu den Befreiungskriegen deutlich. Die Melodie, in den ersten Takten Hornintervalle imitierend, trifft den „Volkston" und hat sicher zur Popularisierung des Liedes beigetragen.
Im ersten Weltkrieg, schon 1916, sang man an vielen Orten diese oder eine ähnliche Parodie:

Wir kämpfen nicht für Vaterland
Wir kämpfen nicht für Gott
Wir kämpfen für die Reichen
Die Armen schießt man tot.[536]

Beispiel 125

Kriegselend

Text: Anonym, 1813
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. III, S. 269f, dsgl.
Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 434ff

1. Was hört man denn Neues von Kriegen,
Was hört man zur jetzigen Zeit?
Was hört man von Reden und Siegen?
Der Marschall sei täglich bereit.
Wenn man so ein Leben betrachtet,
Wie Menschen und Vieh wird geschlachtet,
So wird mir mein Herz wie ein Stein:
Das muß ja ganz fürchterlich sein.

2. Die Mutter, die fing an zu weinen;
Voll Mitleid zersprang ihr das Herz.
„Ach Gott, gieb mir endlich den Meinen
Und lindre doch einmal den Schmerz.
Mein Sohn, der mich unterstützet,
Sein Blut ist schon längst verspritzet".
Ist das nicht ein Jammer und Not,
Denn viele Kameraden sind tot.

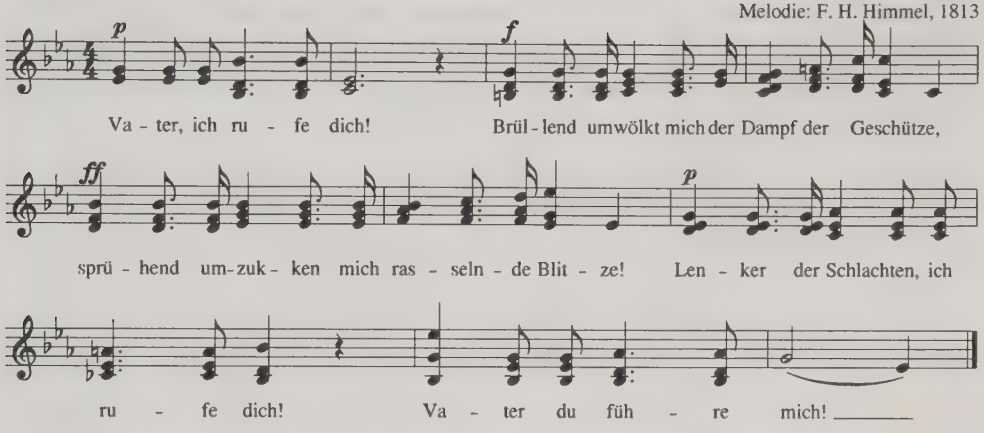
3. Der Vater, ein steinalter Greise,
Am Stabe schleicht er schon umher,
Ganz still und sagte ganz leise:
„Ich seh' meinen Sohn nimmermehr!
Er liegt verscharret im Sande
In einem fremden Lande.
Mit Pulver und blitzendem Schwert
Liegt er jetzt unter der Erd'.

Früher bestand Unklarheit über die Datierung dieses Liedes. In Ludwig Erks Material kommt es nur in einer Aufzeichnung von 1880 vor, die den Vermerk trägt: „soll im Krieg 1870 entstanden sein". Franz Magnus Böhme formulierte vorsichtig: „Das Lied mag in den französischen Kriegen von 1807-1814 entstanden sein. Erst Steinitz konnte unter Hinweis auf die Kontrafaktur **„Bayern in der Schlacht von Brienne"** (Nr. 168), die Ditfurth 1836 in Unterfranken aufgezeichnet hat, das Lied eindeutig der Napoleonzeit zuweisen. Wir können mit einer weiteren Kontrafaktur aus der Zeit der Napoleonischen Kriege (vgl. Nr. 173 **„Napoleons Rückkehr von Elba"**) das Ergebnis von Steinitz bestätigen. Daß das **„Kriegselend"** seinerseits eine Kontrafaktur auf andere Lieder darstellt, erscheint so gut wie ausgeschlossen, da in aller Regel die *aktuelle* Thematik (Schlacht bei Brienne, Napoleons Rückkehr) auf die *allgemeine* Thematik kontrafaziert wurde. Das Lied fehlt in den älteren Volksliedsammlungen; es wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet. Insgesamt ist es durch 35 Aufzeichnungen im Deutschen Volksliedarchiv belegt, das Verbreitungsgebiet reicht vom Rheinland über Hessen, Elsaß-Lothringen, Franken, Altbayern bis zu den deutschen Sprachinseln im Südosten Gottschee und Batschka.[537] Wichtig ist für uns folgende Feststellung: Daß zwei zeitgenössische Kontrafakturen überliefert sind, läßt auf eine sehr große Verbreitung des Liedes schon zur Napoleonzeit schließen; dies setzt der Ansicht von der bereitwilligen und massenhaften Rezeption der patriotischen Kriegslieder von Arndt, Körner und anderen eine harte Korrektur entgegen. Wir vermuten, daß viele Lieder mit ähnlichem Inhalt im Umlauf waren, die – aus welchen Gründen auch immer – verlorengegangen sind.
In **„Kriegselend"** spricht das Leid der Soldateneltern. In einer Zeit ohne „sozialem Netz" haben die Kinder die Altersicherung übernommen; der Tod des Sohnes auf dem Schlachtfeld machte die Eltern zu indirekten Opfern, brachte sie an den Rand der Existenz.

Beispiel 126

Gebet während der Schlacht

Text: Theodor Körner, 1813
Melodie: F. H. Himmel, 1813



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 100f

1. Vater, ich rufe dich!
   Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze
   Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze!
   Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
   Vater, du führe mich!
2. Vater, du führe mich!
   Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode:
   Herr, ich erkenne deine Gebote;
   Herr, wie du willst, so führe mich!
   Gott, ich erkenne dich!
3. Gott, ich erkenne dich!
   So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
   Als im Schlachtendonnerwetter,
   Urquell der Gnade, erkenn ich dich.
   Vater, du segne mich!
4. Vater, du segne mich!
   In deine Hände befehl ich mein Leben:
   Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
   Zum Leben, zum Sterben segne mich!
   Vater, ich preise dich!
5. Vater, ich preise dich!
   's ist ja kein Kampf um die Güter der Erde:
   Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte!
   Drum, fallend und siegend, preis ich dich:
   Gott, dir ergeb ich mich!
6. Gott, dir ergeb ich mich!
   Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
   Wenn meine Adern geöffnet fließen;
   Dir, mein Gott, dir ergeb ich mich!
   Vater, ich rufe dich!

Natürlich wird dieses sechsstrophige, textkomplizierte Lied wohl nur selten ein Soldat, noch weniger „während der Schlacht" gesungen haben.[538] Wir führen es nicht zuletzt als Beispiel der religiösen Verbrämung der Freiheitslyrik an.[539] Gott wird unversehens zum Verbündeten – natürlich der gerechten Sache! –, der sich „im Schlachtendonner" zu erkennen gibt. Die Rückführung der Kriegsgreuel auf den Willen Gottes erscheint uns als reine Blasphemie. Derselbe fromme Dichter, der hier betet, kann sich gleichzeitig sadistisch freuen:

> Wenn an dem Lanzenknopfe
> Ein Schurkenherz zerbebt
> Und das Gehirn aus dem gespaltnen Kopfe
> Am blutgen Schwerte klebt.[540]

Die Kirchen segneten Waffen und befanden sich fest im Bündnis von Thron und Altar, wie Anweisungen eines Bischofs zum „christlichen Unterricht" aus dem Jahr 1812 zeigen:
„Die Könige sind die Söhne des Allerhöchsten, es sind die Götter dieser Erde. Keine menschliche Gewalt kann sie zur Rechenschaft über ihr Werk ziehen. (...) So höret denn, ihr Völker, höret die Stimme der Religion und der Pflicht! Ehret, liebet euern Monarchen; in ihm ehret und liebet ihr Gott selbst. Hütet euch, seine Handlungen zu beurtheilen; er ist der Richter der eurigen, um vor Gott wieder Rechenschaft darüber abzulegen. Grenzenlos sey eure Ergebenheit für seine geheiligte Person; dies ist die erste Pflicht des Untertanen und Christen. Achtet wenig auf euer Leben, wenn das Opfer desselben in seinem Dienste nothwendig wird; derjenige stirbt für Gott, der für seinen Fürsten stirbt, wie derjenige Gott gehorsamet, der seinem Fürsten Gehorsam leistet".[541]
Wie schon erwähnt, haben wir Theodor Körner als Repräsentanten der „Freiheitsdichter" ausgewählt. Wir folgen der Biographie. Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren und wuchs in einem wohlhabenden

Elternhaus auf, das dem Heranwachsenden eine Fülle von kulturellen Anregungen bot. Mit elf Jahren bekam Theodor seinen ersten Hauslehrer, als Vierzehnjähriger trat er in eine öffentliche Schule, die Dresdner Kreuzschule, ein. Viel mehr als die Schulbildung wirkte aber auf den musikalisch und dichterisch begabten Jüngling das geistig hochstehende Leben im Elternhaus, das ein Anziehungspunkt für die vorzüglichsten Menschen im Deutschland der damaligen Zeit war. So gingen der Musiker Zelter, der geistreiche Buchhändler Nicolai, der Historiker Johannes Müller, der Staatsmann Wilhelm von Humboldt, der Naturforscher Alexander von Humboldt sowie die Dichter Novalis und Schlegel im Hause Körner ein und aus, und die Eltern unterhielten auch Beziehungen zu Schiller und Goethe. Seit dem Jahre 1806 wurde wiederholt die Frage von Theodors künftigem Beruf erörtert. Er selbst zeigte Neigung zum Studium des Bergbaus und im Juni 1808 begann er damit auf der nahen Bergakademie Freiberg, wo er sich mit großer Begeisterung auch der praktischen Ausbildung widmete. Die Zeugnisse seiner Lehrer dieser Zeit beweisen, daß er es mit dem Lernen und Arbeiten sehr ernst nahm. Was die großen politischen und militärischen Fragen seines Volkes anbelangt, ließen diese den Achtzehn- und Neunzehnjährigen zunächst völlig unberührt. So stand Körner beispielsweise dem Aufruf Schills zum nationalen Widerstand völlig teilnahmslos, ja sogar ablehnend gegenüber, obgleich sein Vater ein entschiedener Gegner Napoleons war, in welchem er den Ruhestörer Europas sah. Nach den Ferien im August 1810 zog Körner zur Universität Leipzig, wo er einer der Führer der gerade im Entstehen befindlichen landsmannschaftlichen Verbindungen wurde, die sich scharf gegen die überheblichen Auffassungen der adeligen Studentencliquen wandten. Es gab Auseinandersetzungen und Körner bekam, da er beim Rektor der Universität verraten worden war, Stadtarrest. Während dieser Zeit ließ er sich auf ein Duell ein. Um einer drohenden Gefängnisstrafe zu entgehen, mußte er bei Nacht und Nebel aus Leipzig fliehen. Am 27. März 1811 bezog er die Universität Berlin, wo er Vorlesungen vor allem bei Schleiermacher und Fichte besuchte und Kontakte zu den Turnern von Jahn und Friesen hatte. Bereits nach einem halben Jahr aber wurde er von der Universität Berlin verwiesen, da die Leipziger Vorfälle ruchbar geworden waren. So kam er nach Wien. Sein Hauptinteresse hier galt aber weniger dem Studium, als der Dichtung und dem Theater. In rascher Folge entstand nun eine Reihe von Dramen, von denen die ersten im Januar 1812 am Hofburgtheater zu Aufführung kamen. Auch Goethe sprach sich nun sehr anerkennend über das dichterische Schaffen des jungen Körner aus und übernahm einige Stücke zur Aufführung in Weimar. So sah sich Theodor Körner bald in der Rolle eines gefeierten Jungdichters und Theaterschrifstellers. Seine geschichtlichen Studien an der Universität waren ihm dabei wichtige Hilfsmittel für seine Dichtungen und weckten darüberhinaus in ihm auch das vaterländische Gefühl, das zudem noch durch regelmäßigen Verkehr im Hause Wilhelm von Humboldts, zur damaligen Zeit gerade preußischer Gesandter und Bevollmächtigter Minister am österreichischen Hofe, genährt wurde. Die frühere Gleichgültigkeit und der romantische Verzicht gegenüber den nationalen Fragen seines Volkes schwanden, und Napoleons Debakel in Rußland löste bei ihm – wie bei vielen anderen – endgültig die patriotische Begeisterung aus. So schrieb er am 6. Januar 1812 in einem Brief an den Vater, daß er entschlossen sei, sich seiner Verantwortung nicht zu entziehen und bei einem Krieg gegen Napoleon seine militärische Pflicht zu erfüllen:

„Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde, aber wenn jeder so denkt, so muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, aber es gibt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkennt".[542]

Und als am 3. Februar 1813 in Preußen der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erschien, schrieb Körner am 10. März von Wien aus an seinen Vater:

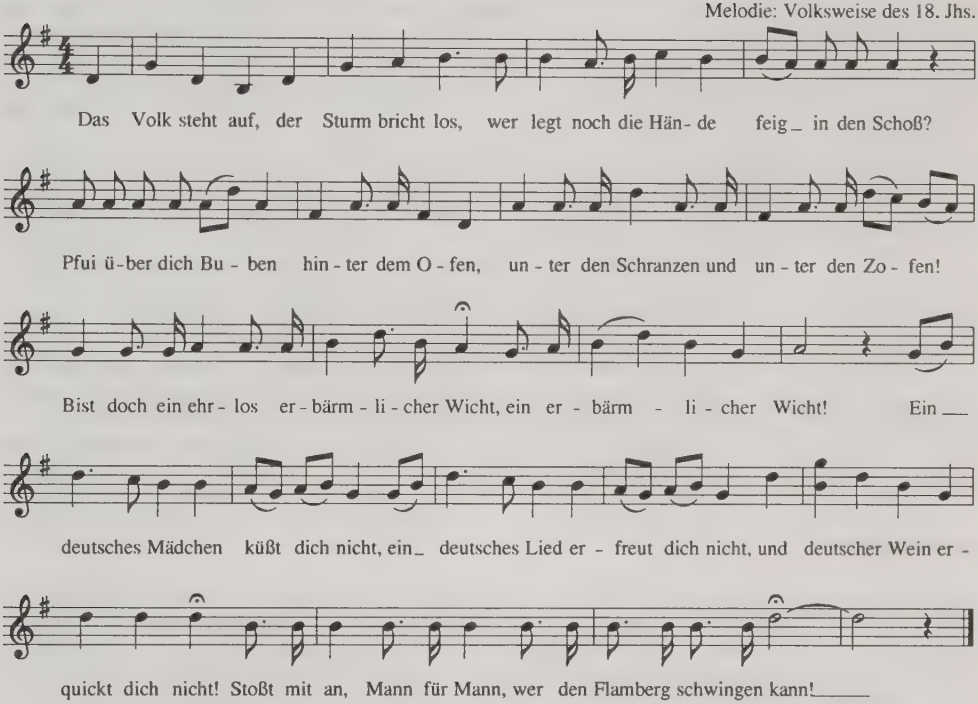
„Deutschland steht auf; der preußische Adler erregt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande – laß mich ihr würdiger Jünger sein! – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. – Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! – Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig, Aber Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! – Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? – Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. – Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? – Soll ich Komödien schreiben auf dem Spott-Theater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen. Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen (...) Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden".[543]

Mit diesen selbstgefälligen Worten verließ Körner Wien und seine Salons. Das leichte und angenehme Leben, das er dort geführt hatte, wurde von ihm später in dem Lied „Männer und Buben" thematisiert.

Beispiel 127

Männer und Buben

Text: Theodor Körner, 1813
Melodie: Volksweise des 18. Jhs.



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 11f

1. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
   Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
   Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
   Unter den Schranzen und unter den Zofen!
   Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
   Ein erbärmlicher Wicht!
   Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
   Ein deutsches Lied erfreut dich nicht!
   Ein deutscher Wein erquickt dich nicht!
   Stoßt mit an, Mann für Mann,
   Wer den Flamberg schwingen kann!

2. Wenn wir die Schauer der Regennacht
   Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
   Magst du immer auf üppigen Pfühlen
   Wollüstig träumend die Glieder fühlen.
   Bist doch ein ….

3. Wenn uns der Trompeten rauher Klang
   Wie Donner Gottes zum Herzen drang,
   Magst du im Theater die Nase wetzen
   Und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
   Bist doch ein …

4. Wenn die Glut des Tages versengend drückt
   Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt,
   Kannst du Champagner springen lassen,
   Kannst du an brechenden Tafeln prassen!
   Bist doch ein …

5. Wenn wir vom Donner der würgenden Schlacht
   Zum Abschied ans ferne Treuliebchen gedacht,
   Magst du zu deiner Maitressen laufen
   Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
   Bist doch ein …

6. Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saust,
   Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraust,
   Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen
   Und mit der Spadille die Könige stechen.
   Bist doch ein …

7. Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
   Willkommen dann, feiger Soldatentod!
   Du mußt dann unter seidenen Decken,
   Unter Merkur und Latwergen verrecken;
   Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
   Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
   Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
   Und deutsche Becher klingen dir nicht.
   Stoßt mit an, Mann für Mann,
   Wer den Flamberg schwingen kann!

Der Kontrast zwischen dem heroischen, entsagungsvollen, lebensgefährlichen Soldatenleben und dem angenehmen, üppigen, kulturell und gesellschaftlich geprägten Leben begüterter Kulturbürger in der Großstadt ist der auffälligste Zug des Textes, der sprachlich in einem durchgängig verwendeten parallelen Satzbau nach dem Muster „Wenn wir …, kannst du …" gestaltet wird. Wie gesagt, es ist Körners bisherige Umwelt in Wien, die hier als negativer Kontrast zum Soldatentum auftritt und von der sich der Dichter – Fanatismus des Konvertiten – jetzt schaudernd distanziert. Das Lied mit der sprichwörtlich gewordenen Eingangszeile[544] ist geschrieben als Appell an den deutschen Jüngling, sich den Freiwilligenverbänden anzuschließen. Interessant ist, mit welcher Belohnung der zögernde Ofenhocker gelockt wird: mit dem Kuß des *deutschen* Mädchens. Wir kennen andere Lieder, die geprägt sind vom Abschiedsschmerz und der Angst von Mädchen, die ihre zwangsrekrutierten Geliebten in den Krieg ziehen sehen.

In Breslau schloß sich Körner dem Freikorps an, das unter dem Kommando des Majors Ludwig Adolf Wilhelm Freiherrn von Lützow gebildet wurde (vgl. S. 189ff.). Am 19. März 1813 in Breslau angekommen, traf Körner zunächst Jahn und Friesen, die Bekannten und Freunde seiner Berliner Zeit, und ließ sich zunächst der Infanterie zuteilen; erst später, am 24. Mai 1813, trat er zur Kavallerie über und wurde Leutnant sowie Adjutant des Majors von Lützow. Neben Körner, Friesen und Jahn fanden sich dort auch Joseph von Eichendorff und die berühmt gewordene Eleonore Prohaska[545] ein, die, als Potsdamer Schneidergeselle August Renz getarnt an den Kämpfen teilnahm und getötet wurde.

Aus Zobten stammt der Brief, den Theodor Körner am 22. März 1813 voller Stolz und Emphase über seinen Entschluß der Eintritts bei den „Lützowern" schrieb, und der die Stimmung der Freiwilligen widerspiegelt:

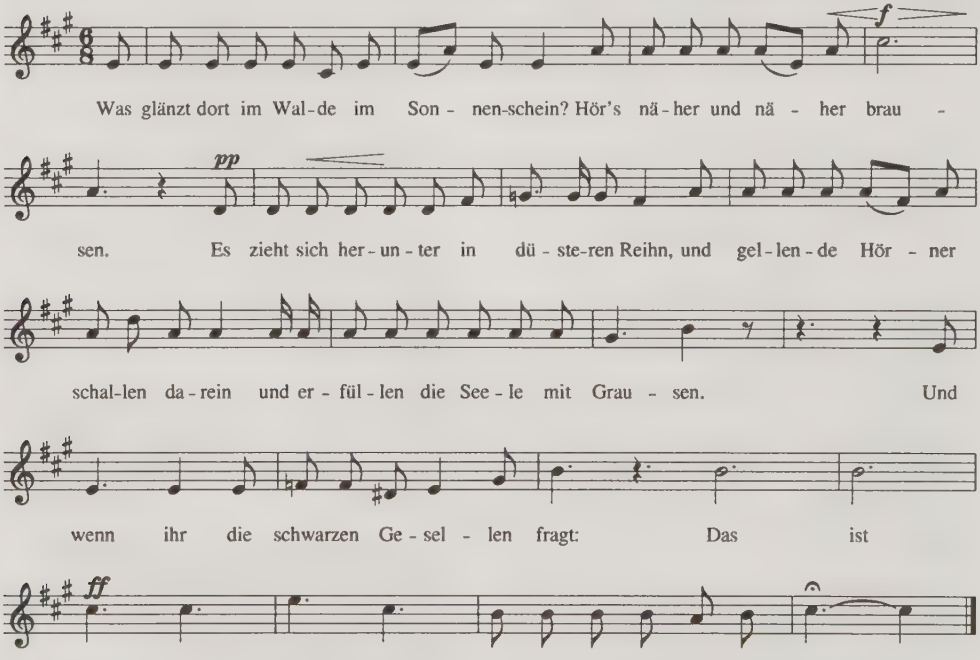
„Was ist es für eine große, herrliche Zeit! Alles geht mit so freiem, stolzem Mute dem großen Kampfe für's Vaterland entgegen, alles drängt sich, zuerst für die gute Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte ‚Sieg oder Tod' bekommt neue heilige Bedeutung".[546]

In anapästischen Versen verfaßte Körner schließlich sein Loblied auf sein Korps, die populär gewordene[547] „wilde Jagd", in der er den Lützower Jägern ein Denkmal setzte.

Beispiel 128

Lützows wilde verwegene Jagd

Text: Theodor Körner, 1813
Melodie: Carl Maria von Weber



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 107f,
Deutscher Liederschatz, Bayreuth 1979, S. 486f

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist, das ist Lützows wilde verwegene Jagd!

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist, das ist Lützows wilde verwegene Jagd!

3. Wo Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist, das ist Lützows wilde verwegene Jagd!

4. Was braust dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist, das ist Lützows wilde verwegene Jagd!

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt:
Das war, das war Lützows wilde verwegene Jagd!

6. Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war, das war Lützows wilde verwegene Jagd!

Nachdem der preußische König am 18. Februar 1813 endlich die Aufstellung eines Freikorps unter dem Namen „Königlich Preußisches Freikorps" genehmigt hatte, begann Major von Lützow unverzüglich mit dessen Aufstellung.[548] Der am 6. Mai 1782 geborene Lützow war 1800 im Grenadier-Bataillon Nr. 6 in Potsdam, wo er seit 1798 diente, zum Sekonde-Leutnant befördert und 1805 zum Kürassier-Regiment von Reitzenstein versetzt worden. Bei Auerstedt verwundet, hatte er sich der Gefangenschaft entziehen können und sich nach seiner Genesung dem Major von Schill 1807 bei der Aufstellung von dessen Freikorps zur Verfügung gestellt, wo er sich bei der Verteidigung von Kolberg durch größte Tapferkeit auszeichnete. An der Spitze der von ihm aufgestellten Dragoner-Eskadron wurde Lützow bei Naugard zum zweiten Mal verwundet, weswegen er – inzwischen im Rang eines Majors – seinen Abschied einreichte. Schon 1809 aber schloß er sich zum zweiten Male, noch am Stock gehend, dem Zug des Majors von Schill an und wurde bei Dodendorf erneut schwer verwundet. Es gelang ihm, sich den anschließenden Nachforschungen seitens der französischen Behörden zu entziehen. 1811 war er dann erneut in die preußische Armee eingestellt worden und sollte – für den Fall eine Streifzuges nach Norddeutschland, den die Generalität zeitweise plante – mit größeren Aufgaben betraut werden.

Der Zufluß von Freiwilligen zum Freikorps war vom ersten Augenblick an bedeutend. Die ersten Freiwilligen waren patriotische Studenten. Politische Emigranten aus Tirol bildeten eine Scharfschützenkompanie im Freikorps, dessen Organisation Jahn und Friesen oblagen. Jahn selbst, der nie zuvor Soldat gewesen war, wurde von den Lützower Jägern zum Bataillonsführer gewählt und gab sich selbst die Bezeichnung „Mitstifter und Werber der Lützower", kümmerte er sich doch um alles, was das Freikorps betraf, sei es nun die Beschaffung von Proviant, Waffen, Bekleidung, um die Werbung von Freiwilligen oder die Ausarbeitung von taktischen Grundlagen für den Partisanenkrieg. Der Dichter Immermann gibt folgende Schilderung über die Zusammensetzung der „Lützower Jäger":

„Hier war der Student Nebenmann des Professors; Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Teil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren an die Jäger-Kompanien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand, verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen".[549]

In einer Denkschrift Scharnhorsts vom Januar 1813, als die Reste der in Rußland geschlagenen napoleonischen Truppen zurückfluteten, heißt es hinsichtlich der Aufgaben des Korps:

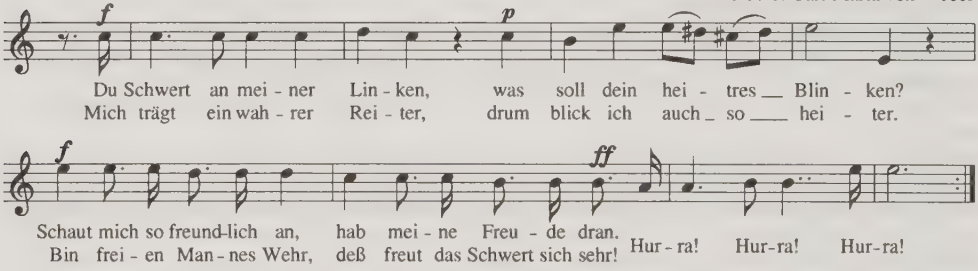
„Während im eigenen Land überall Landwehr und Landsturm errichtet werden sollte, müßte auch für die patriotisch gesinnten Teile der unter französischer Herrschaft stehenden deutschen Provinzen ein Zentralpunkt gebildet werden. Die Bildung leichter Korps sei zu diesem Zweck förderlich, in die bezeichneten Landstriche entsendet und die günstige Stimmung derselben geschickt ausbeutend, könnten leichte, in sich selbständige Parteigängerkorps den Anschluß der vom Feinde besetzten Landesteile an die gute Sache bestens vermitteln. (...) Es wird von größter Wichtigkeit sein, namentlich Sachsen am linken Ufer der Elbe, sowie Thüringen, Niedersachsen und Westfalen mit mehreren Streifkorps zu überschwemmen".[550]

Es sollten durch die *„Lützower Jäger"* nicht zuletzt auch die feindlichen Kriegsdepots zwischen Elbe und Rhein zerstört und den Franzosen alle für die Bildung einer neuen Armee notwendigen Mittel entzogen werden. Die Freikorps waren also „das Mittel, weit im Rücken des Feindes eine ausgedehnte Partisanentätigkeit durchzuführen und den Volksaufstand unter der patriotisch geeinten Bevölkerung gegen die napoleonische Fremdherrschaft auszulösen, um so auch diese Kräfte zusammen mit dem Kampf der Armee zum nationalen Freiheitskampf des ganzen deutschen Volkes gegen Napoleon zu verbinden".[551] Die Kampfart des Freikorps war dabei die der Guerilla, im „finsteren Wald", „im nächtlichen Hinterhalt" agierend. Die dritte Strophe von **„Lützows wilde verwegene Jagd"** nimmt, wie ein Kommentator bemerkte, „prophetisch die Fortsetzung des Krieges in Frankreich voraus".[552] Der militärische Wert des Lützowschen Freikorps ist nicht besonders hoch einzuschätzen. Schon seiner ersten Aufgabe, die Bevölkerung des Königsreiches Sachsen zum Aufstand gegen die napoleonische Fremdherrschaft zu bewegen und Einfluß auf die sächsische Armee zu nehmen, wurde das Korps nur zum Teil gerecht, als 500 Sachsen sich dem Freikorps anschlossen und auch große Spenden für seine Ausrüstung eintrafen. Der große sächsische Volksaufstand aber blieb aus. So konnte Napoleon von Westen her ein schlagfertiges Heer gegen die Elbe in Marsch setzen und später mit den in Sachsen stehenden Truppen vereinigen, zudem die Reste der aus Rußland geflohenen Truppen aufnehmen. „Aufs Ganze gesehen, sind" die Taten des Freikorps „bescheiden, viel bescheidener jedenfalls als die lautstarke Propaganda, die von dem jungen Lyriker Theodor Körner ausgeht, der sein Korps als ‚Lützows wilde, verwegene Jagd' feiert. Am 17. Juni wird diese Truppe von württembergischen Einheiten bei Kitzen angegriffen, völlig zersprengt und zum größten Teil gefangengenommen. Ob es wirklich Heimtücke der Franzosen war oder ob Major von Lützow bewußt den Waffenstillstand gebrochen hat, ist nie überzeugend geklärt worden".[553] Nach dem Waffenstillstand wurde am 12. August, nach der Kriegserklärung Österreichs der Kampf wieder aufgenommen. In diesen Tagen schrieb Körner sein berüchtigtes „Lied von der Rache"[554]. „Am 25. August 1813 erhielt Lützow den Befehl, mit 100 berittenen Jägern und ebensoviel Kosaken einen Streifzug im Rücken des Feindes durchzuführen. Am gleichen Abend erreichte die Partisanenabteilung den Ort Gottesgabe, einige Kilometer westlich von Schwerin. Von hier aus sollte am folgenden Tag ein feindliches Lager überfallen werden. Die Offiziere hatten sich in einem Gutshause einquartiert. Theodor Körner trug auf dem Klavier einige seiner Lieder vor und sang dazu mit seiner tiefen Baßstimme. Bei dieser Gelegenheit machte er seine Kameraden mit dem ‚Schwertlied' bekannt, das er am Tage zuvor in Kirch' Jesar verfaßt hatte".[555] Dies dürfte die richtige Version von der Entstehung des „Schwertliedes" sein. Nach der Legende hätte Körner es unmittelbar vor seinem Tod verfaßt.556

Beispiel 129

Schwertlied

Text: Theodor Körner, angeblich am 26. August 1813
Melodie: Carl Maria von Weber



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 29ff

1. Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude dran!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Deß freut das Schwert sich sehr.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

2. Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Wie eine liebe Braut.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben.
Ach wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

3. Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruf' festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.
Hurrah! Hurrah! Hurra!

4. Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Wohl klirr ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh:
Drum Reiter klirr' ich so.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

5. Bleib doch im engen Stübchen.
Was willst du hier mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein;
Bleib', bald hol ich dich ein.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Laß mich nicht lange warten,
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühtem Tod.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

6. So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Ach herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitsreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

7. Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

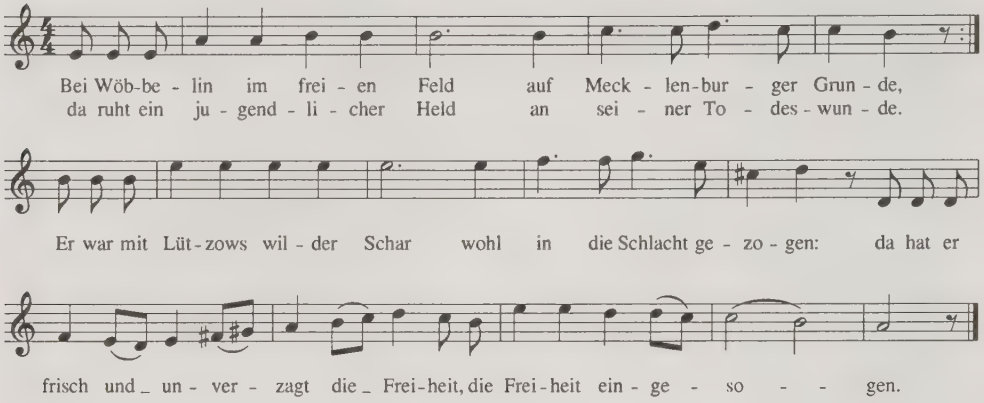
8. Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest!
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen;
Der Hochzeitsmorgen graut!
Hurrah! du Eisenbraut!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wir treffen hier auf den Vorläufer der „Gewehrbraut". Auch der Gedanke an den mit diesem Lied verbundenen Schlachtentod des Dichters kann uns nicht davon abhalten, dem Lied eine unfreiwillige schwarze Komik zuzuschreiben; kaum vorstellbar, daß es je ernstgenommen wurde.[557] Das Schwert als Fetisch, ja mehr noch: als Personifizierung einer liebenden jungen Frau, überladen mit Jungfräulichkeits-, Braut- und Hochzeitssymbolik: Das Schlachtfeld erscheint als Liebesgarten, das Blut des getöteten Feindes als das Blut der entjungferten Braut, das Morden in der Schlacht als Hochzeitstanz – die makabre und perverse Skurrilität ist kaum mehr zu überbieten. Hier schuf die Perversion des Krieges perverse Literatur. Dazu kommt die Sprache der beiden Partner, verteilt nach den Geschlechtsrollen: dümmlich-naiv das Schwertmädchen, begütigend-väterlich, dann aber auch leidenschaftlich der wackere Reiter. Die Form entspricht dem Inhalt: klappernde dreihebige Jamben verbinden sich mit einem anspruchslosen Paarreim.
Am Morgen nach der Uraufführung des Schwertliedes wurde die Partisanenabteilung alarmiert. Das Korps überfiel einen Proviantransport der Franzosen auf dem Weg von Gadebusch nach Schwerin. Anläßlich dieser Aktion verlor Körner am 26. August 1813 sein Leben. Sieben Augenzeugen haben das Ende Körners geschildert, jeder hat eine andere Darstellung gegeben. Körner wurde in Wöbbelin unter einer Eiche, seinem Lieblingsbaum, begraben; nach der Überlieferung sang man an seinem Grab das Lied von der wilden verwegenen Jagd. Wenige Wochen vorher noch hatten Lützow und Körner nach einem Gefecht bei Kitzen verwundet entkommen können, nachdem württembergische Kavallerie unter General Norman und französische Kavallerie unter General Fournier die nichtsahnenden Lützower bei Kitzen überfallen und niedergemetzelt hatten. Nur Reste des Freikorps hatten sich damals retten können und dank der Unterstützung der Bevölkerung die preußisch-russischen Linien erreicht.
Die folgende Totenklage, **„Körner's Tod" (26.8.1813)**, ist mit Zitaten durchsetzt. Wir treffen die „Eisenbraut" aus dem *Schwertlied* wieder; in *Männer und Buben* „stand das Volk auf, brach der Sturm los"; *Lützows „wilde Jagd"* ist vertreten; „Leier und Schwert" heißt der Titel der Gedichtsammlung, die Körners Vater 1814 herausgegeben hat; „Die Eichen" lautet die Überschrift eines der frühen Gedichte.

Beispiel 130[558]

Körner's Tod (26. August 1813)

Text: Friedrich Förster, 1815
(in dessen "Kriegslieder", 2. Aufl. Berlin 1839, S. 46
Melodie: Ludwig Berger



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. III, S. 27

1. Bei Wöbbelin im freien Feld,
Auf Mecklenburger Grunde,
Da ruht ein jugendlicher Held
An seiner Todeswunde.
Er war mit Lützows wilder Schar
Wohl in die Schlacht gezogen:
Da hat er frisch und unverzagt
Die Freiheit, die Freiheit eingesogen.

2. Was ihm erfüllt die Heldenbrust,
Er hat es uns gesungen,
Daß Todesmuth und Siegeslust
In unsre Brust gedrungen,
Und wo er sang zu seinem Trost,
Zu seinen schwarzen Rittern:
Das Volk stand auf, der Sturm brach los
In tausend, in tausend Ungewittern.

3. So singt die Leier und das Schwert,
Bekränzt mit grünen Eichen,
Dem Krieger wie dem Sänger werth,
Ein theures Siegeszeichen.
Wenn uns beim Wein dein Lied erklingt,
Die helle Eisenbraut uns winkt,
Wir werden, wir werden Dein gedenken!

Körner gewann ungewöhnliche Popularität. Seine Gedichte galten „im 19. Jahrhundert als klassisches Beispiel einer ethischen, nämlich mit dem Schlachtentod besiegelten Dichtung".[559] „Doch war dies nicht dichterische Vollendung, sondern dichterische Tragik: Körner, der sich sicher weiterentwickelt hätte, wenn er weiter hätte leben dürfen, war nun festgelegt auf eine postpubertile Lyrik von Wein, Liebe, Schwert und deutscher Eiche – was man aus patriotischen, nicht aus ästhetischen Gründen verehrte. Mag sein, daß ihn bereits in seiner Jugend Zweifel beschlichen haben, ‚ob er, der erst am Anfang seiner Laufbahn Stehende, von den strengen Richtern der ästhetischen Kritik werde des Heldenmahles am Tische der Unsterblichkeit gewertet werden', seinen Verehrern, Herausgebern und Interpreten kamen diese Zweifel nicht: sein Heldentod wog alle künstlerischen Mängel und Unfähigkeiten auf. So kann sein Beispiel für viele Dichter des 19. und 20. Jahrhunderts stehen".[560]
Von Joseph von Eichendorff, einem ehemaligen „Lützower" stammt das folgende Gedicht aus dem Jahre 1836, das er in der Rückschau seinen Kameraden aus der Zeit der Befreiungskriege gewidmet hat und das unseres Wissens nie vertont wurde:

Beispiel 131
An die Lützower Jäger

Worte: Joseph von Eichendorff, 1836 / Melodie: nicht überliefert

1. Wunderliche Spießgesellen
   Denkt ihr noch an mich,
   Wie wir an der Elbe Wellen
   Lagen brüderlich?

2. Wie wir in des Spreewalds Hallen,
   Schauer in der Brust,
   Hell die Hörner ließen schallen
   So zu Schreck wie Lust?

3. Mancher mußte da hinunter
   Unter den Rasen grün,
   Und der Krieg und Frühling munter
   Gingen über ihn.

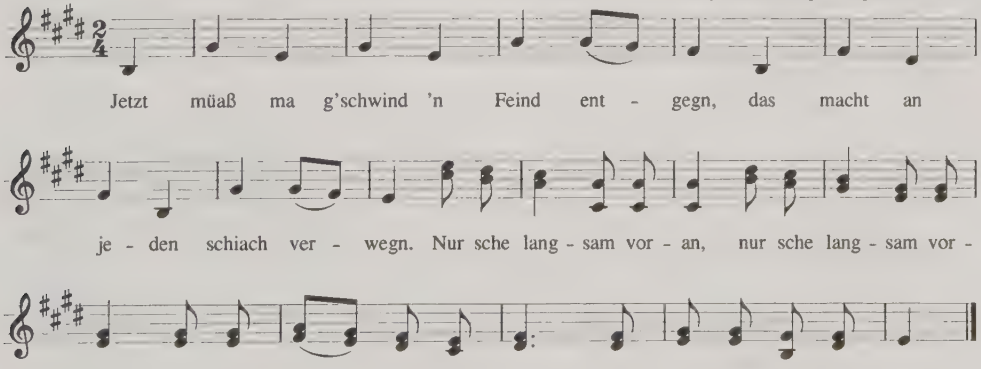
4. Wo wir ruhen, wo wir wohnen:
   Jener Waldeshort
   Rauscht mit seinen grünen Kronen
   Durch mein Leben fort.

Romantisierende, durch die Erinnerung verklärte Lyrik eines Davongekommenen.[561]
Die Lützower Jäger aber, konventionell denkenden Militärs, einigen Vertretern des Adels und nicht zuletzt dem preußischen König schon seit geraumer Zeit ein Dorn im Auge,[562] sahen sich im weiteren Verlauf des Jahres 1813 immer mehr auf einen Nebenkriegsschauplatz abgeschoben und wurden schließlich fest einem Armeekorps eingegliedert, womit ihnen die Möglichkeit genommen war, weiterhin selbständig zu operieren. „Die tatendurstigen schwarzen Jäger spotteten wütend verbissen über die Schindluderei mit ihrer patriotischen Kampfbereitschaft, indem sie ihr Lieblingslied ‚zeitgemäß' umwandelten: ‚Das war Lützows stille, verlegene Jagd'"![563] Schließlich fanden sich die Lützower unter dem Oberkommando des Kronprinzen von Schweden, am 19. Januar 1914 wurde die Infanterie des Freikorps in ein Linienregiment umgeformt, während die Kavallerie in den Stand eines regulären Kavallerieregiments gesetzt wurde. Wenig später wurde dann – auf besorgte Einwände von Lützows hin, der ob dieser Maßnahmen die drohende Auflösung seines Korps befürchtete – als letzter Akt auch die Artillerie von Lützow abgezogen und der schlesischen Artillerie zugeteilt, dies alles auf das ausdrückliche Geheiß Friedrich Wilhelms III., der seine diesbezügliche Ordre an von Lützow mit den höhnischen Worten schloß:
„Durch diese Maßregel wird der Auflösung des Korps, welche Sie nach Ihrem Schreiben vorigen Monats besorgen, vorgebeugt, und beweist Ihnen dieses auch, daß ich keine Ungnade gegen Sie und Ihr Korps hege"![564]

Beispiel 132[565]

D'Salzburger Landwehr

Text und Melodie:
Anonym, Salzburger Gegend, 1808/09



aus: Das Leibhaftige Liederbuch, S. 217ff und Eginhard König, nach eigener Erinnerung

1. Jetz müaß ma g'schwind 'n Feind entgegn,
   Das macht an jeden schiach verwegn.
   Nur sche langsam vora(n),
   Nur sche langsam vora(n),
   Daß de Salzburger Landwehr
   Nachikemma ka(nn).

2. Unsan Hauptmo haben mar aa aufgweckt!
   Der hat sie hintan Zaun vasteckt!
   Nur sche langsam vora(n),
   Nur sche langsam vora(n),
   Daß de Salzburger Landwehr
   Nachikemme ka(nn).

3. Vom Plainberg haben mar ahigschaut,
Aba koana hat si ahitraut.
Nur sche langsam …

4. Jetz gehen ma ge auf Rosenham
Und fressn d' Bauern d'Hendl zsamm!
Nur sche langsam …

5. In Bier wird wohl koan Abgang sein,
Grad guat und gnua, so tats uns gfreun!
Nur sche langsam …

6. Mia müassn gar ins Frankreich gehen,
Da Teufl wird de Sprach vastehn.
Nur sche langsam …

7. Und wann ma in Paris tun sein
Aft schreib i meiner Muatta heim
Nur sche langsam vora(n),
Nur sche langsam vora(n),
Daß de Salzburger Landwehr
nachikemma ka(nn)!

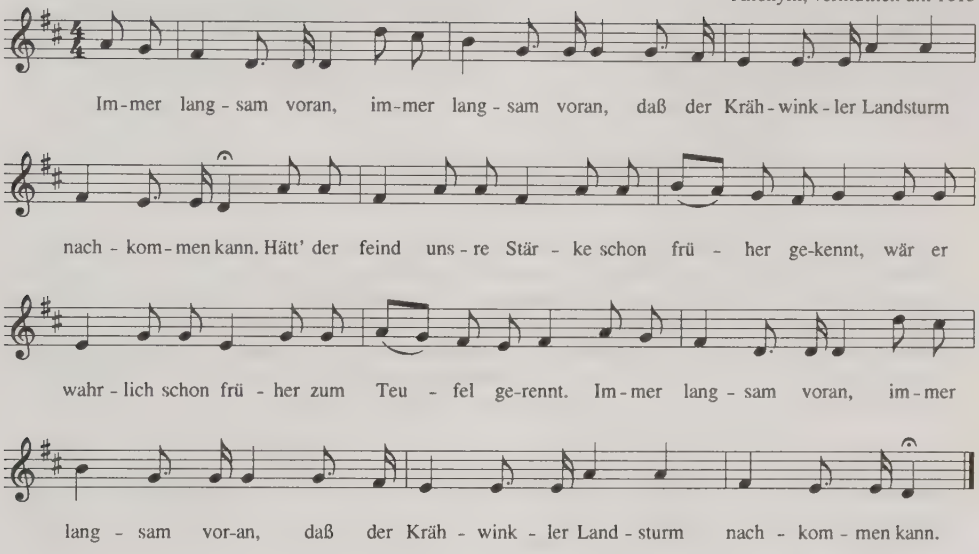
Worterklärungen
schiach = häßlich, böse / aft = dann

„Der Ruhm, erstmalig im deutschen Raum für eine Volksbewaffnung eine gangbare Lösung gefunden zu haben, gehört Österreich".[566] Am 9. Juni 1809 erließ Franz I. unter dem Eindruck der Ereignisse in Spanien, gedrängt von Graf Stadion und Erzherzog Johann, das Landwehrpatent: „Der Landwehr gehörten alle wehrfähigen Männer zwischen 18 und 45 Jahren an, die der Heeresdienstpflicht unterlagen, sofern sie nicht bereits im Heer dienten oder für die Reservebataillone ausgelost waren, besonders auch die ‚zeitlich befreiten' die ausgedienten Soldaten und diejenigen Dienstpflichtigen, die wegen geringfügiger körperlicher Fehler bisher vom Militärdienst zurückgestellt waren. (…) Die Landwehr gliederte sich in Bataillone von 800 bis 1200 Mann unter der Führung von Gutsbesitzern, Honoratioren und altgedienten Männern. Sie übten sonn- und feiertags. Die höhere Führung lag bei den Gouverneuren der Provinzen und den für jedes Land bestimmten Landwehrorganisatoren, meist landwehrfreudigen Erzherzögen. Der Aufruf zur Bildung der Landwehr und ihr Aufbau wurden von der Bevölkerung begrüßt und unterstützt. (…) Die Erfolge der Landwehr (im Krieg 1809) bewiesen, daß stehendes Heer und Volksaufgebot einander nicht ausschlossen".[567] Nach dem unglücklichen Krieg von 1809 kehrte Österreich auf französische Intervention hin wieder zum stehenden Heer zurück und demobilisierte die Landwehr. „Die Salzburger Landwehr" zählt zu den originellsten Liedern aus der Napoleonzeit. „Nur schee langsam voran": der Appell geht an die „schnellen" Linientruppen, denen die kriegsunerfahrenen – hier wohl auch „behäbigen" – Landwehrleute nicht zu folgen vermögen. Mit der Kriegslust und der Tapferkeit ist es weder bei den honorablen Vorgesetzten, noch bei den Mannschaften recht weit her, wie selbstironisch vermerkt wird. Vom Plainberg, der Anhöhe über der Salzach nördlich von Salzburg, geht der mißtrauische Blick hinüber ins feindliche Bayern, in das man sich vorerst nicht „hinuntertraut", bis man sich dann doch entschließt, gegen das bayerische Rosenheim zu ziehen. Die befürchteten Verständigungsschwierigkeiten in Frankreich blieben den verwegengen Landwehrleuten, wie bekannt, erspart.
1813 wurde dann auch in Preußen der Kampf gegen Napoleon als Sache des Volkes betrachtet. Auf Betreiben des preußischen Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen wurde auch in Preußen eine Landwehr ins Leben gerufen, die sich, obgleich ihr zunächst äußerst kritisch und mit Spott begegnet wurde, in den Kämpfen gegen die Franzosen bewährte.[568] Der Entschluß Boyens, des Freiherrn vom Stein und General Yorcks im Januar 1813, aus Freiwilligen eine Landwehr zu bilden, erfolgte ohne Wissen des preußischen Königs, der allerdings wegen des großen Zulaufs gezwungen war, diese Maßnahme nachträglich durch das „Landwehrgesetz" zu billigen. Zum erstenmal wurden dabei auch 170 preußische Juden, seit dem Edikt von 1812 als Staatsbürger anerkannt, eingezogen, wobei sich 561 jüdische Bürger sofort spontan freiwillig gemeldet hatten. Wer nicht selber zu den Waffen eilen konnte, der bemühte sich oftmals, wenigstens durch sein freiwilliges Scherflein zur Befreiung Preußens vom „Joch Napoleons" beizutragen.[569]
Während die Landwehr in den Kämpfen 1813 bis 1815 verschiedentlich zum Einsatz kam und sich im Kampf bewähren und einen guten Ruf als Kampftruppe erwerben konnte, blieben dem ebenfalls 1813 ins Leben gerufenen Landsturm ähnliche Bewährungsproben weitgehend erspart.[570]

Beispiel 133

Der Krähwinkler Landsturm

Text und Melodie:
Anonym, vermutlich um 1813



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 446ff

2. Nun marschieren wir gerade nach Paris hinein
Dort Kinder, soll das Rauchen nicht verboten sein.

3. Unser Hauptmann ist ein kreuzbraver Mann,
Nur schad', daß er kein Pulver riechen kann.

4. Unser Leutnant, der ist von Dinkelsbühl,
Kurasche hat er wohl, aber leider nicht viel.

5. Unser Leutnant ist ein g'waltiger Held,
Wenn's drauflos geht, hat er hinter die Front sich gestellt.

6. Nun sind wir schon fünfzig Meilen weit marschiert
Und dreißigtausend Mann sein erst krepiert.

7. Das Marschieren, das nimmt heute gar kein End',
Das macht, weil der Hauptmann die Landkarte nicht kennt.

8. Hat denn keiner den Fähnrich mit der Fahne gesehn?
Man weiß ja garnicht wie der Wind tut wehn.

9. Unser Fähnrich steht mit der Fahn' auf der Bruck,
Wenn es kracht, läuft er immer ganz geschwind zurück.

10. So ein Fähnlein hält gut drei Meter Taft,
So ein Ding ist ja bald wieder angeschafft.

11. Tambour, straplezier er doch die Trommel nicht so sehr,
Alleweil sind die Kalbsfell so wohlfeil nicht mehr.

12. Doch der Oberst, der ist ein Mann von Kurasche,
Der beschützt unser Brot und unsere Bagage.

13. Der Herr General hat doch die mehrste Courag'
Wenn's schießt, versteckt er sich hinter die Bagag'.

14. Herr Hauptmann, Herr Hauptmann geht immer tripp trapp
Er tritt mir doch beinah die Hinterhacken ab.

15. Herr Hauptmann, ich bitt' um gnädigste Permisz
Zu etwas, das erlauben Sie gewiß.

16. Wird, Kinder, alleweil Euch zu schwer das Gepäck,
So schmeißt doch vorderhand die Gewehre weg.

17. In der Festung war's doch gar zu schön,
Dort konnte man den Feind durch die Gucklöcher sehn.

18. Und schlich sich doch mal ein Feind herbei,
So konnte man schließlich um Hilfe schrein.

19. Ach Gotte, wie wird's uns wohl in Frankreich ergehn,
Dort soll ja kein Mensch das Deutsche verstehn.

20. Du, gib mir mal den Schnapskolben her,
Im Krieg, da durstet man alleweil gar sehr.

21. Am Ende gehen wir bis nach Spanien hinein,
Da soll der Schnaps ganz bitter sein.

22. Von Spanien geht's gleich nach Afrika hinab,
Dort schneiden uns die Mohren die Eselohren ab.

23. Drum tragen wir keinen Säbel an der Seit',
Weil's zu gefährlich wär' für hitzige Leut'.

24. Bei Lützen da ist eine Bombe geplatzt,
Potz Wetter, wie sind wir da ausgekratzt.

25. Da lob' ich mir so 'nen bayrischen Kloß,
So ein Ding geht doch wenigstens so leicht nicht los.

26. Bei Leipzig in der großen Völkerschlacht,
Da haben wir beinah' 'nen Gefangenen gemacht.

27. Reißt aus, Kameraden, reißt alle, alle aus,
Dort steht ein französisches Schilderhaus.

28. Jetzt, Bauern, kocht Knödel und Hirsebrei,
Wenn der Landsturm kommt, wird er hungrig sein.

Wir halten die „Salzburger Landwehr" für die Urform des bekannteren – und auch in späteren Zeiten sehr beliebten – **„Krähwinkler Landsturms"**, dessen Entstehung in das Jahr 1813, als Preußen seine Landwehr formierte, zu setzen ist und der in verschiedenen Fassungen mit Zusätzen aus späterer Zeit überliefert ist.[571] Wir zitieren die bei Steinitz abgedruckte 28strophige Fassung, in der die Kritik an den unfähigen Vorgesetzten beträchtlich ausgeweitet ist; auch der selbstironische Spott der Vorlage fehlt nicht. Daß die Kiritik am Landsturm nicht immer völlig unberechtigt gewesen ist, haben wir bereits an anderer Stelle ausführlich dokumentiert. Daß die Landwehr nicht nur in Österreich und Preußen ein beliebter Gegenstand des Spottes war, beweist das folgende Lied aus Sachsen aus dem Jahr 1814:[572]

Beispiel 134
Die sächsische Landwehr bei Courtray (30.3.1814)

Worte: Anonym, 1814 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des Sächsischen Heeres, S. 84f. Nr. 47

1. Sag an, mein lieber Landwehrmann,
Was du bei Doornick hast gethan?
Schützen vor zum Tiraillieren,
Landwehr will schon retirieren!

2. Ach Gott, da gab es große Not,
Liefen wir nicht fort, sie schossen uns tot!
Schützen vor zum Tiraillieren,
Landwehr will schon retirieren!

3. Sie warfen Gewehr und Tornister weg,
Und liefen durch den tiefen Dreck.
Schützen vor zum Tiraillieren,
Landwehr will schon retirieren!

4. Sie fragten alle Bauersleut':
Ist denn der Weg nach Sachsen weit?
Schützen vor zum Tiraillieren,
Landwehr will schon retirieren!

5. Der Hauptmann Braus hat das Kommand,
Die Schützen standen wie eine Wand.
Schützen vor zum Tiraillieren,
Landwehr will schon retirieren!

6. Der General Thielemann hat befohl'n:
Der Teufel soll die Landwehr hol'n!
Schützen vor zum Tiraillieren,
Landwehr will schon retirieren!

Worterklärungen
tiraillieren = schießen, feuern / retirieren = sich zurückziehen

„Die sächsische Landwehr bei Courtray (30.3.1814)" unterscheidet sich insofern von den beiden vorangegangenen Liedern, als sie sich auf ein konkretes Ereignis bezieht. Das Lied spielt auf ein Gefecht nach der Rückkehr Napoleons aus der Verbannung auf Elba an, als dieser seine militärischen Gegner auf dem belgisch-holländischen Kriegsschauplatz in einem raschen Vorstoß vernichtend zu schlagen trachtete. Zu den Verbänden, die sich ihm Ende März bei der belgischen Stadt Courtray (Kortrijk) entgegenstellten, gehörte auch ein Regiment der sächsischen Landwehr, die neben Linientruppen unter dem Kommando des Königlich Preußischen Generalleutnants Freiherrn von Thielmann zum Einsatz kamen, deren militärischer Wert aber anscheinend, glaubt man unserem Lied, anscheinend nur sehr gering war, wird ihnen doch expressis verbis Feigheit vor dem Feind vorgeworfen. So heißt es im Refrain jedenfalls: „Landwehr will schon retirieren", in Strophe 2: „Liefen wir nicht fort, sie schossen uns tot", Str. 3: „Sie warfen Gewehr und Tornister weg / Und liefen durch den tiefsten Dreck", Str. 4: „Sie fragten alle Bauersleut': Ist denn der Weg nach Sachsen weit"? Schließlich hätten nur die Schützen ein Desaster verhindert, seien sie doch gestanden „wie eine Wand" (Str. 5). Der Kommandierende General Thielemann habe die Landwehr schließlich nur noch zum Teufel wünschen können (Str. 6).

Beispiel 135
Der Invalide von 1809

Worte: Anonym, nach 1809 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Schmidkonz, Bayerische Bauernballaden, S. 122ff.

1. Hörts Buam, spannts die Loser an,
I will enk hoarkloan sagn,
Was si mit mir als Landwehrmann
Im Feld hat zugetragn.
Woher i, wie ihr alli wißt,
Erst kummen bin seit kurzer Frist.

2. Soldat sein ist a harti Buaß,
Da muaß ma was probiren;
Da hoaßts an ganzen Tag zu Fuaß
Durch Koth und Loahm marschieren:
Der Magn blaht si gar nit hoch,
Der Beutel hat an ewigs Loch.

3. Im Anfang san ma in onafort
Nach Wallischland neizogen,
Des ist a himmlisch scheaner Ort,
Mei Seel, ist nit derlogen,
Da blüahts joahraus, da blüahts joahrein,
Af d' Bamma wachst enk Öl und Wein.

4. Weil jeder Bauer lateinisch kann,
Drum han i nix verstanden,
Nur VINO schrei i dann und wann,
Wenn koa Wein nit war vorhanden;
Die Kost is enk erbärmli schlecht,
Koa Bäurin salzt die Suppen recht.

5. Aft mußten über d' Mur wir gehen,
Sie hoaßen's Taliamenti,
Da han i z'erst Franzosen gsehn,
Potz Blitz, da bin fei grennt i,
Mein Treu, da gings enk hitzi zua,
Der Feind ließ uns koa ungschaut Kuah.

6. Die Kugeln sausen schockweis mir
Um d' Ohren und um d' Wangen,
Die Pöller krachen, daß oan schier
As Hörn und Sehn vergangen.
Aber weils hat in oan At'm kracht
Han i das Protlwerk wenig g'acht.

7. Wie aber is das grobe Gschütz
Mit die Karbatschen kemmen,
Wars wohl a Not, weils wie der Blitz
An Kopf oan leicht könnt nehmen,
Die reißen enk auf oanen Fleck
Glei a Dutzend Kameraden weg.

8. Der Prinz Johannes macht uns Muat,
Die Klachel tot zu schlagen,
Und unsern letzten Tropfen Bluat
Fürs Vaterland zu wagen.
Der guati Herr war wie bekannt
Von unserm Heer der Kommendant.

9. A Kugel hat mi aa amal
Just gschädert grad beim Kragen,
Da haben s' mi glei ins Feldspital
Zum Repariren tragen,
Drauf kummt der Regimentskurir,
Der hat nit schlecht hantirt mit mir.

10. Der legt mir die Bandaschi an
Und zwängt mi in die Fatschen,
So daß i enk kaum schnaufen kann,
Gern gab i eahm a Watschen.
Nachdem i glitten wia a Hund,
Sechs Wochen war i wieder gsund.

11. D' Franzosen habn a Sprach just so
Als wollten s' oan vexiren,
Doch i han aa im Hirn koa Stroh,
Und taat des glei kapiren.
Dös narrisch Volk wird gar nit gscheidt,
So denk ich mir und siach nit weit.

12. Und meiner Treu, gar seltsam ist,
Wie d'Leut anander ehren:
Der Vater hoaßt an Suhn an Fist,
Der Suhn an Vater an Pären,
Die Tochter muaß a Fidl sein,
Oft trifft die Tat mit'n Wort aa ein.

13. Amal wir waren zust Paris,
Da kummt der Bischof gfahren,
Da schreins eahm glei d' Arsch weg ins Gfriß!
Des sein dir grobe Narren!
Woars na der hoachi Herr nit gwen,
Hättn s' gsehn, wie d' Steirer redn.

14. I wüßt enk no viel andre Schwänk,
Für die Kurzweil auszukramen,
Doch muaß i heunt scho furt von enk,
Wir kummen öfters z'sammen.
So pfüaht enk Gott, das Lied is gar –
Und was i gsagt hab, des war wahr!

Worterklärungen
spannts die Loser an = spitzt die Ohren; hört zu / Loahm = Lehm / Walischland = „Welschland", Italien / Protlwerk = „eigentlich unnützes, unvorhergesehenes Geschwätz, Gelärm, hier: Flintengeknatter (Schmidkonz) / Karbatschen = (türkische) Riemenpeitsche; der Verfasser meint hier vermutlich Kartätschen / Klachel = „plumpe, vierschrötige Mannsperson" (Schmeller I, 1324) / gschädert = „geschädigt", verwundet / Kragn = Hals / Fatschen = Wickel, Verband / Watschen = Ohrfeige / vexiren = irreführen, necken, quälen / Gfriß = Gesicht / Steirer = Steiermärker / Zu „Mur", „Taliamenti", „Fist", „Päre", „Fidl", „Arsch weg" siehe Kommentar.

„Der Invalide von 1809" zeigt den typischen Rahmen, der sich bei ähnlichen Liedern aus der bayerischen Volksmusik häufig findet. In der ersten Strophe bittet der Sänger um Aufmerksamkeit, stellt sich als Landwehrmann vor und kündigt seine Geschichte an. Zum Schluß verweist er auf weitere Geschichten, vertröstet die Zuhörer auf die nächste Zusammenkunft und verabschiedet sich, nicht ohne den Wahrheitsgehalt seiner Erzählung nochmals zu beteuern.
Bei der Aufstellung der Landwehr dachte man zunächst in erster Linie an die Verstärkung der Linientruppen. Der romantisch-volksverbundene, naturliebende Erzherzog Johann, dem während seiner Zeit als Chef des Fortifikationswesens die Tiroler samt ihrer alten Wehrverfassung ans Herz gewachsen waren, hing jedoch der Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung an, ein Gedanke, den auch der preußische Generalfeldmarschall und spätere liberal-gesonnene Kriegsminister Preußens, Hermann von Boyen vertrat. Nach dem Verlust Tirols wandte Erzherzog Johann seine Liebe den Steiermärkern zu; kein Wunder, daß er für die Steirer „der guati Herr" war.
Erzherzog Johann führte im Krieg von 1809, während sein Bruder Karl am bayerischen Hauptkriegsschauplatz kommandierte, die innerösterreichische Armee nach Italien, die am 16. April die französische Italienarmee bei Sacile im Friaul schlug. Als die Hauptkämpfe sich in die österreichischen Kernlande verlagert hatten, wurde Johanns Armee aus Italien zurückgerufen.
Von diesem Feldzug erzählt der **„Invalide von 1809"**, Für den eben erst ausgehobenen steirischen Landwehrmann ist das Soldatsein eine „harti Buaß", der lange Anmarsch ist beschwerlich. Die Freude über den herrlichen italienischen Frühling währt nicht lange: Der Erzähler wird in der Schlacht verwundet, darauf im Lazarett behandelt. Der Held verschweigt dabei keineswegs, daß er „fei grennt", vom Feind davongelaufen ist. Der besondere Reiz des Liedes liegt in den Wortspielen der Strophen 5 und 11 bis 13. Für den Steiermärker steht der Name des heimatlichen Flusses, der Mur für jeden Fluß schlechthin; einen Fluß überqueren, heißt: über d' Mur gehen. Im „lateinischen" Italien heißt die Mur „Taliamenti, Tagliamento. Die französischen Wörter für den Sohn („fils"), Vater („père"), die Tochter („fille") und Erzbischof („archevéque") erscheinen als Homophone der Mundartwörter „Fist" = Gedärmwind (Schmeller I, 777), „Bär" = „Saubär", Eber, „Fidl" = „unzüchtige, ausschweifende Weibsperson" („Födel" bei Schmeller I, 693; vgl. hochdeutsch „Vettel"), „Arsch weg". Die Wortspiele geben den ironischen Anlaß, die Franzosen als „narrisches Volk" und „grobe Narren" zu bezeichnen. Daß der Steirer in Paris war ist nicht gut möglich, allenfalls als Gefangener oder später, beim Feldzug des Jahres 1814.

Beispiel 136
Aufgebot 1813

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: Dessauer Marsch[573]
Quelle: Ditfurth, Lieder der Befreiungskriege, S. 12

1. Frisch auf, frisch auf, frisch auf, frisch auf,
Ihr Brüder, auf zum Steite,
Weil uns der König rufet in das Feld!
Ein jeder sei, ein jeder sei
Voll rechter Herzensfreude,
Daß er jetzt den Franzosen entgegen sich stellt.
Napoleon will uns Preußen, mit seinem Teufelssinn,
Ja ganz in Stücke reißen – das geht nicht länger hin.

2. Der alte York, der alte York
Der hat's zuerst begonnen,
Napoleon frei seinen Abschied gemacht;
So haben wir, so haben wir
Uns gar auch nicht besonnen,
Und rücken den Franzosen entgegen zur Schlacht,
Von allen Orten und Enden gleich stürmen wir daher;
Gott wird es auch so wenden, daß fliehen muß ihr Heer.

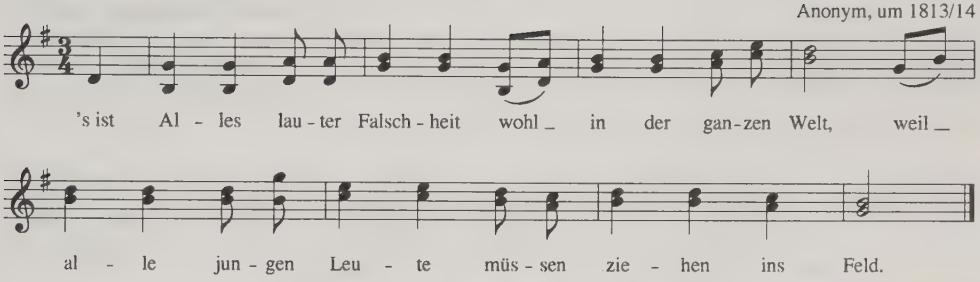
3. Der Schelmfranzoß, der Schelmfranzoß
Der uns so cujonieret,
Geschoren und tyrannisiert,
Jetzt kommt die Zeit, jetzt kommt die Zeit,
Daß er das Spiel verlieret,
Und ihm sein Uebermuth und Spott vergolten wird,
Sie soll'n aus unserm Preußen bis auf den letzten Mann,
Eh' ruht nicht unser Eisen – komm her, Napoleon!

4. Friedrich Wilhelm, Friedrich Wilhelm
Der soll leben, weil er uns hat gerufen,
Wider den alten, bösen Erzfeind und Tyrann.
So wollen wir, so wollen wir
Unser Recht mit unsern Waffen suchen,
Und schlagen tapfer d'rauf, bis er nicht mehr kann.
Ihr Brüder, schwöret alle, und reichet euch die Hand:
Wir siegen, oder fallen für unser Preußenland.

Beispiel 137[574]

's ist Alles lauter Falschheit

Text und Melodie:
Anonym, um 1813/14



aus: Ditfurth: Fränkische Volkslieder Bd. II, Nr. 246, Westheim;
dsgl. Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters Bd.

1. 's ist Alles lauter Falschheit
   Wohl in der ganzen Welt,
   Weil alle jungen Leute
   Müssen ziehen ins Feld.

2. Wir müssen exerzieren,
   Bei Wind und bei Kält'.
   Bis wir taugen, bis wir taugen,
   Bis wir taugen ins Fekd.

3. Was hilft uns dem Doktor
   Seine Visitation!
   Die Krummen, die Lahmen
   Schickt er nur davon.

4. Der Hauptmann steht draußen,
   Redet seine Leut' an:
   Seid lustig, seid fröhlich,
   's kommt keiner davon!

5. Was hilft mich der Hauptmann,
   Sein Red'n und sein Sag'n!
   Mein Vater, meine Mutter,
   Die haben mich erzog'n.

6. Meinem Vater, meiner Mutter,
   Der ganzen Freundschaft,
   Meiner Schwester, meinem Bruder
   Sei dies Lebewohl gebracht!

7. Mein Vater, meine Mutter,
   Die weinen so sehr,
   Drum fällt mir der Abschied,
   Das Marschieren so schwer.

8. Soldat bin ich's worden,
   Will's leiden mit Geduld;
   Das hat ja der Kaiser
   Napoleon verschuld't.

Die allgemeine Wehrpflicht wurde in Preußen in Etappen eingeführt. 1808 ließ sich der widerstrebende preußische König vom hartnäckigen Druck der Militärreformer um Scharnhorst dazu bewegen, eine „allgemeine Militärkonskription" anzukündigen, die „in der Folge junge Leute von guter Erziehung als gemeine Soldaten unter die Fahne stellen wird". „Programmatisch war damit die Allgemeine Wehrpflicht verkündet, zugleich aber weitverbreiteter Widerstand wachgerufen. In allen Ständen und Schichten wurde die Allgemeine Wehrpflicht von der Mehrheit der Bevölkerung grundsätzlich abgelehnt. Landadel und Kaufmannschaft, Militärs und Beamte sahen in dieser Institution nichts anderes als eine Gefährdung der Kultur und der politischen Ordnung".[575] Vorerst zwang die von Napoleon auferlegte Heeresbeschränkung zum Kompromiß des Krümpersystems. Erst nach Napoleons Niederlage in Rußland konnten die nächsten Schritte unternommen werden. Durch den Erlaß vom 9. Februar 1813 wurde jeder Einwohner zwischen dem vollendeten 17. und 24. Lebensjahr, von wenigen Ausnahmen abgesehen, wehrpflichtig, aber er erhielt für eine Woche Entscheidungsfreiheit gewährt, anstatt im stehenden Heer zu dienen, sich freiwillig zu den bereits am 3. Februar errichteten Jägerdetachements zu melden. Der berühmte Aufruf vom 17. März rief dann die Landwehr, eine Verordnung vom 21. April den Landsturm ins Leben. Endgültig wurde die Allgemeine Wehrpflicht durch das Wehrgesetz vom 3. September 1814.[576]

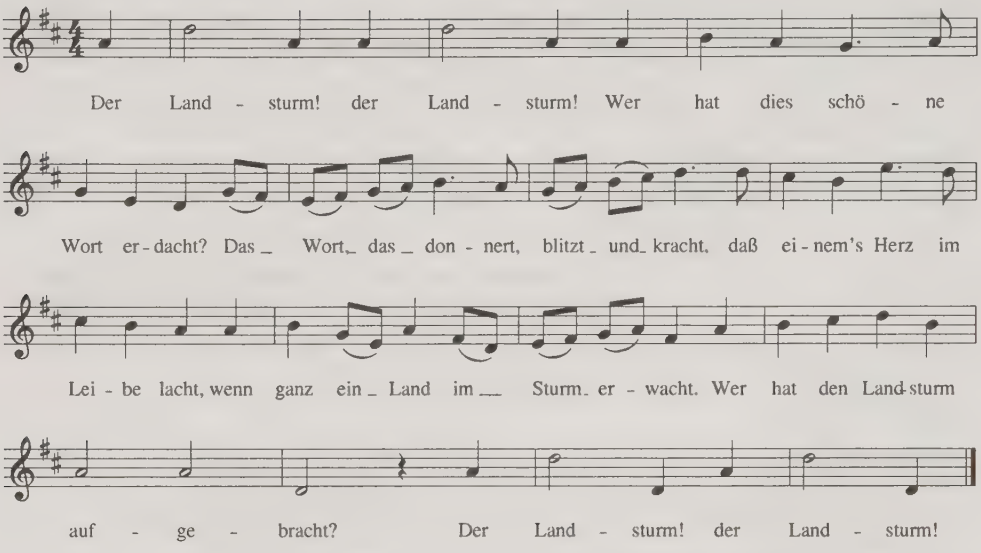
Die Lieder Nr. 136 **„Aufgebot 1813"** und 137 **„s' ist Alles lauter Falschheit"** zeigen unterschiedliche Reaktionen auf die genannten Aufrufe und Erlasse, die im „Aufgebot" direkt angesprochen werden. Das Propagandalied wirbt nicht so sehr um Freiwillige; es geht in erster Linie um die eingezogenen Wehrpflichtigen, denen die rechte Kampfesfreude eingeflößt werden soll. Als Mittel dazu dienen die Hinweise auf den König, der gerufen hat, auf den alten Kämpfer Yorck, der mit den Russen die Konvention in Tauroggen abgeschlossen hat, und auf den „Schelmenfranzosen".[577]

Nr. 137 zeigt die Perspektive der betroffenen Wehrpflichtigen, die ihre weinenden Angehörigen verlassen, deren „Feldtauglichkeit" in kürzester Zeit hergestellt werden muß. Der zwangsrekrutierte Soldat ergibt sich schließlich mit dem resignierenden Stoßseufzer „wills leiden mit Geduld" in sein Schicksal; was bleibt ihm denn auch schon anderes übrig – **„'s ist Alles lauter Falschheit"** hat die Vorlage abgegeben.[578]

Beispiel 138

Der Landsturm

Text: Friedrich Rückert, 1813
Melodie: Anton Gersbach, um 1830



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 15

1. Der Landsturm! der Landsturm!
   Wer hat dies schöne Wort erdacht?
   Das Wort, das donnert, blitzt und kracht,
   Daß einem's Herz im Leibe lacht,
   Wenn ganz ein Land im Sturm erwacht,
   Wer hat den Landsturm aufgebracht?
   Der Landsturm! der Landsturm!

2. Der Landsturm! der Landsturm!
   Der Baur ist nur ein schlechter Schuft,
   Der nach Soldatenhilfe ruft;
   Der Bauer, der sich selbst macht Luft,
   Den Feind, den Schuft selbst pufft und knufft,
   Der Bauer ist kein schlechter Schuft.
   Der Landsturm! der Landsturm!

3. Der Landsturm! der Landsturm!
   Der König giebt mir keinen Sold,
   Und ich bin ihm nicht minder hold.
   Euer Acker, sprach er, ist eur Gold,
   Drum, wenn ihr den bewahren wollt,
   So schlagt den Feind, das ist eur Sold.
   Der Landsturm! der Landsturm!

4. Der Landsturm! der Landsturm!
   Der Feind ist blind und taub, der Wicht,
   Er kennt ja Weg und Stege nicht;
   Er findt ja keinen Führer nicht;
   Das Land ist mein, wie kennt ich's nicht?
   Drum fürcht ich auch vorm Feind mich nicht!
   Der Landsturm! der Landsturm!

5. Der Landsturm! der Landsturm!
   Der Feind, der Wicht, ist taub und blind,
   Und seine Schlachten sind ein Wind;
   Er weiß ja nicht, wofür sie sind;
   Ich hab im Rücken Weib und Kind,
   Ich weiß, wofür die Schlachten sind.
   Der Landsturm! der Landsturm!

6. Der Landsturm! der Landsturm!
   Die Glocke, die zur Tauf mich trug,
   Die Glock, die mir zur Hochzeit schlug,
   Die Glocke ruft mit lautem Zug:
   Der Glocke Ruf ist niemals Trug;
   Die Glocke ruft, das ist genug.
   Der Landsturm! der Landsturm!

7. Der Landsturm! Der Landsturm!
   Hörst du's vom Kirchturm stürmen, Frau?
   Siehst du die Nachbarn wimmeln? Schau!
   Und drüben stürmt es auch im Gau.
   Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau!
   Des Feindes Blut ist Morgentau.
   Der Landsturm! Der Landsturm!

Rückerts (1788-1866) Hymne auf den Landsturm liest sich heute fast als Parodie. Der Eindruck wird vor allem durch aufdringliche und hohles Pathos erzeugende Wortwiederholungen („Der Landsturm!"; „Die Glocke …"), durch skurrile sprachliche Bilder („das Wort, das donnert, blitzt und kracht") und durch den Gedanken an die historische Realität hervorgerufen. Wie es um den preußischen Landsturm in Wirklichkeit bestellt war, haben wir in der Einleitung (S. 192f.) dokumentiert. Bemerkenswert ist jedoch, wie Rückert dem Volkswehrgedanken Ausdruck verleiht: Der Landsturmkämpfer erhält keinen Sold, verteidigt die eigene Familie und das eigene Hab und Gut, besitzt die zum Guerillakampf notwendige Ortskenntnis. Durch das Motiv der läutenden Glocke wird der Landsturm in den bäuerlichen Lebenskreis (Taufe, Hochzeit) eingefügt; zugleich weist das Sturmläuten über die Familie („Frau") hinaus auf größere soziale Einheiten („Nachbarn", „Gau") hin.

Beispiel 139

Abmarsch der österreichischen Jäger 1813

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus[579]
Quelle: Ditfurth, Die Lieder der Befreiungskriege, S. 16f

1. Wir Jäger, wir ziehen zum Thor hinaus, adche;
   Jetzt geht es an das französische Haus, adche!
   Napoleon, der giebt ja noch kein Fried',
   Drum helfen zu Rußland und Preußen wir mit.
   Juheh, juheh, juheh!
   Napoleon, mit dir heißt's: Adche?!

2. Napoleon, deine Räubershand, o weh!
   Die hat ja verwüstet manches Land; o weh!
   Jetzt wirst du wohl lassen Alles zurück,
   Dieweil es dir gehet recht an's Genick.
   O weh, o weh, o weh,
   Ach Scheiden und Meiden thut weh!

3. Die Preußen, die auch schon im Felde stehn, juhe,
   Dir Weltstyrannen zu Leibe gehen; juhe!
   Von allen Enden strömt Alles herbei,
   Das deutsche Land zu machen frei.
   Juhe, juhe, juhe!
   Mit dir, Napoleon, Adche!

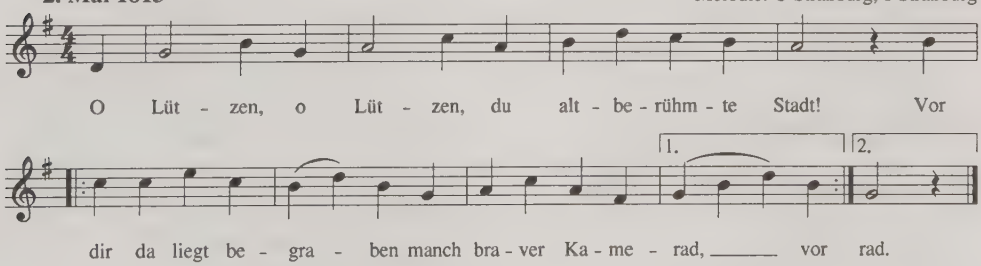
4. Herztausender Schatz, nun lebe wohl, Adche!
   Weil ich jetzt von dir scheiden soll. Adche!
   Da ist Napoleon schuldig daran,
   Daß ich dich nicht mehr sehen kann.
   Adche, adche, adche!
   Ach Scheiden und Meiden thut weh!

Der Anschluß Österreichs an Preußen und Rußland ging in Etappen vor sich. Am 30. Januar 1813 ließ Metternich durch Schwarzenberg eine Waffenstillstandskonvention mit Rußland abschließen, löste am 11. April das Bündnis mit Napoleon und beanspruchte für Österreich die Rolle des bewaffneten Vermittlers. Am Frühjahrsfeldzug des Jahres 1813 nahm Österreich nicht teil. Erst nach dem Scheitern des Prager Friedenskongresses erfolgte am 11. April die Kriegserklärung Österreichs an Napoleon. Kurz danach dürfte das Lied vom **„Abmarsch der österreichischen Jäger"** entstanden sein. Es enthält das bekannte Motiv des Abschieds vom „herztausender Schatz", das durch einen „Kreuz"-Refrain sinnigerweise mit dem erwarteten Abschied Napoleons verknüpft ist.

Beispiel 140

Schlacht bei Lützen
2. Mai 1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: O Straßburg, o Straßburg



aus: Ditfurth: Die Lieder der Befreiungskriege, S. 18f

1. O Lützen, o Lützen
   Du altberühmte Stadt!
   Vor dir da liegt begraben
   Manch braver Kamerad.

2. So mancher, so junger
   So tapfrer Kamerad,
   Der wider die Franzosen
   Im Feld gestritten hat.

3. Napoleon der Kaiser,
Kommt her mit großer Macht,
Vieles Blut ist da geflossen,
Bei Lützen in der Schlacht.

4. Groß-Görschen, Groß-Görschen,
Wie geht der Tod so schwer
Hinüber und herüber,
Dirch Freund- und Feindes-Heer!

5. Thät keiner was gewinnen,
Und ward im Streit besiegt,
Der Tag blieb unentschieden,
Und Keiner unterliegt.

Beispiel 141

Auf Scharnhorsts Tod
28.6.1813

Text: Max von Schenkendorf, 1813
Melodie: Prinz Eugen, der edle Ritter

aus: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 37f

1. In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

2. „Kugel, raffst mich doch nicht nieder!
Dien euch blutend, werte Brüder,
Führt in Eile mich gen Prag!
Will mit Blut um Östreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

3. Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heilge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüten ab;
Nennen dich mit leisen Schauern –
Heilge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab.

4. Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in dem Himmel
Seine Seele sanft geführt;
Zu dem alten deutschen Rate,
Den in ritterlichem Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

5. „Grüß euch Gott, ihr theuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden;
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heilgen Opferschlacht."

6. Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus deinem Geist geboren,
Kämpfer, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei.

7. Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt er leben:
Scharnhorst ist er drum genannt!

8. Keiner war wohl treuer, reiner;
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben
Besser als in Stein und Erz!

Der Frühjahrsfeldzug 1813 der verbündeten Russen und Preußen gegen Napoleons neues Heer begann mit einer Offensive der französischen Truppen: „Von allen Heeren Napoleons war hier das durchschnittliche Lebensalter am niedrigsten. Die jungen Soldaten, Kinder noch, bekamen den Spitznamen ‚les Marie-Louise', da sie im Namen der

Regentin ins Feld geschickt wurden. Es gibt eine ganz sentimentale Ikonographie mit dazugehöriger Literatur über diese Knaben, ein widerliches Mixtum von Motiven wie: ‚Sie kämpften ebenso schneidig wie die Älteren' – ‚Sie hatten keine Furcht vor dem Tod' – ‚Wen die Götter lieben…' Das ist deshalb so ekelerregend, weil dieses falsche Pathos nichts anderes bezweckt, als die Tatsache unter den Tisch fallen zu lassen, daß diese ganze Generation in der Korruption und im Elend von 1813 krepiert und verhungert ist. Natürlich auch ‚gefallen', aber dies in viel geringerem Maße. Die ‚Marie-Louise' bilden eine der jämmerlichsten Episoden in der Legende, werden aber immer noch von namhaften Historikern verherrlicht. Natürlich haben diese Schuljungen ihre ‚Pflicht' getan. Und zweifellos mit einer gewissen Hingabe und mit gutem Willen. Bei den höheren und höchsten Rängen lagen die Dinge freilich anders: Die Marschälle und Generale verspürten wenig Lust zu einem neuen Feldzug".[580] Nach kleineren Gefechten bei Merseburg, Weißenfels und Halle, bei denen die Franzosen siegreich blieben, traf man am 2. Mai 1813 bei Lützen und Großgörschen aufeinander. Die Schlacht endete nicht unentschieden, wie der Verfasser von Lied Nr. 140 **„Schlacht bei Lützen"** schönfärberisch behauptet, sondern mit einem Sieg Napoleons, freilich unter sehr hohen Verlusten verkauft: die Franzosen verloren 22.000 Mann, Preußen und Russen 11.500. Napoleon konnte seinen Sieg nicht ausnutzen.
In der Schlacht wurde Scharnhorst durch einen Schenkelschuß verwundet, machte sich aber unbekümmert um seine Verletzung nach Österreich auf, um Franz I. zum Beitritt zur preußisch-russischen Koalition zu bewegen (vgl. Kommentar zu Lied Nr. 139). In Prag verhandelte Scharnhorst noch mit Schwarzenberg, erlag aber am 28. Juni den Folgen seiner nicht ausgeheilten Verletzung. Dem Tod in Prag ist Max von Schenkendorfs Elegie gewidmet. Der Dichter beschwört einen schaurigen genus loci: Bei Prag starb schon einmal ein anderer preußischer Held; bei der Schlacht am 6. Juni 1757 (Nr. 23 und 24) ließ Feldmarschall Graf Schwerin sein Leben; in Prag war es auch, wo der heilige Johannes Nepomuk von der Brücke gestürzt worden war. Der Geist der Trivialromantik spricht aus der Vorstellung, daß im Himmel ein altdeutscher Rat tage, von Karl dem Großen regiert, dem der tote Scharnhorst Deutschlands Erwachen melde. Der Namenssymbolik, die dem Helden einen „sprechenden Namen" zuweist, können sich Namenskundler nicht anschließen: „Scharnhorst (…) ‚feuchter Schmutz'". Die Zeile „Näher stand dem König keiner" bezieht sich auf die Vertrauensstellung, die Scharnhorst als vortragsberechtigter Leiter des Allgemeinen Kriegsdepartements genoß. Der mißtrauische König setzte jedoch den Plänen des Heeresreformers oft genug hartnäckigen Widerstand entgegen.
Nach der Schlacht bei Lützen siegte Napoleon nochmals, ebenfalls sehr verlustreich, bei Bautzen, schloß dann aber einen Waffenstillstand ab, den er später als einen seiner größten Fehler bezeichnete. Die Mission des preußischen Unterhändlers hatte posthum Erfolg: sechs Wochen nach Scharnhorsts Tod erklärte Österreich, wie oben ausgeführt, Napoleon den Krieg und eröffnete damit den Herbstfeldzug.

Beispiel 142
Schlacht bei Großbeeren (23.8.1813)

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 334f. Nr. 119

1. Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
General Bülow in der Schlacht,
Thut den Franzen Mores lehren,
Bis sie sind kaput gemacht.
General Bülow ist ein Held
Allzeit siegreich in dem Feld.

2. Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
Mit der langen Nas' abziehn
Mußt' der Franze, der zerstören
Wollte unser schön's Berlin.
General Bülow ist ein Held
Allzeit siegreich in dem Feld.

3. Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
Weil's geregnet immerzu,
Wurd' mit umgekehrten Gewehren
Drein geschlagen ohne Ruh.
General Bülow ist ein Held
Allzeit siegreich in dem Feld.

4. Bei Großbeeren, bei Großbeeren
Durch den schönen Siegeslauf,
General Bülow that uns lehren,
Gleich mit Kolben schlagen drauf.
General Bülow ist ein Held
Allzeit siegreich in dem Feld.

Beispiel 143
Das Lied von Großbeeren

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Scheible, Volkswitz der Deutschen, zit nach:Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 335f., Nr. 120

1. Sieh da! Sieh da!
   Da kommt er angezogen,
   Trotzig unser Herr Franzos!
   Meint, er ist schon in Berlin,
   Packt die Taschen voll,
   Aber vor der Stadt gibt man erst Zoll.

2. Sieh da! Sieh da!
   Er will sich erst verschnaufen,
   Ruhn die müden Glieder aus.
   Morgen soll's dann lustig gehen,
   Morgen zieht er ein,
   Morgen in Berlin bei Sonnenschein.

3. Hurrah! Hurrah!
   Wir bringen ihm ein Ständchen
   Mit gar manchem Instrument!
   Lanzen und Kanonen,
   Kolb' und Schwert.
   Eine Lieb' ist ja der andern wert.

4. Heraus! Heraus!
   Großbeeren das ist unser;
   Aus Großbeeren müßt ihr fort!
   Fort von unsern Bergen,
   Fort aus Busch und Feld;
   Bülow weist die Wege, unser Held!

5. Trara! Trara!
   Die wackern Reiter jagen!
   Hei! Die Lanzen stechen scharf.
   Hu! die Kugeln pfeifen.
   Hu! die Kolbe saust.
   Wenn der Preuße schlägt, das kracht und flaust.

6. Haha! Haha!
   Sie laufen wie die Hasen.
   Wackre Jäger hinterdrein!
   Ei, welch eine Hetze,
   Ei, welch eine Jagd!
   Bei Großbeeren in der finstern Nacht.

Beispiel 144
Die Schlacht bei Großbeeren

Worte: Johann Wilhelm Jakob Bornemann, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 336ff., Nr.121

1. Herr Neppel sprach in Grimm und Woth:
   Soldaten! Hört myn Kriegsgebot!
   Berlin hät böset Spöll gedräb'n,
   Dät will ick ju tom Besten geb'n.

2. Je mehr jy bränn' un plünnern drin,
   Je leewer sall dät Ding my syn!
   Myn Davoust mit de Schwefelbann
   Stürt ok drup los von hinnen ran.

3. Dät Blitz Berlinsche Krop hät just
   My alles intostänkern wust;
   Jy söll'n dät Volk den Puls jitzt föhl'n
   Un moal den Kitzel bitchen köhl'n.

4. Wenn Presters up de Kanzel stoahn,
   Söll'n se fom Freeden anvermoahn;
   Se stoahn un preddigen den Krieg
   Un legg'n de Bibel ut tom Sieg.

5. Professers hem dät Book toschloan
   Un syn mank de Soldoaten goahn:
   Keen Schooljung, keen Gesell ist mehr,
   T'is alles hinner uns jitzt her.

6. De Fruens söll'n by'n Spinnrad syn:
   Wat dohn de Wieber in Berlin?
   Se putschen up by Klein ut Groot.
   De Loosung is: Franzosen dod!

7. Wat se an Putzwerk sünst verwenn',
   Dät droagen se tom Krieg zund hen
   Und spräken: Bröder! Schloagt drup in!
   Wy will'n de Wunn jü sülwst verbinn'.

8. De Kinner sitten an de Eer,
   Ein jedet hät en Lappen vör
   Un plück drup los by Dag und Nacht
   Scharpy to bald gewunn'ner Schlacht.

9. Doch heb ick drin ok true Frünn,
   De werren sick herut schon finn'
   Un mit Verrot in allen Kroam
   Todolich ju to Hülpe koam.

10. Geloagert zwoar is vör Berlin
    De Bülow mit dem Tauenzien,
    De bruuken jy man antobloas'n,
    Se kratzen ut as wy de Hoas'n.

11. Denn wat hem se vör Volk to Hand?
Krützbuern-Päck ut Stadt und Land!
Goatsherren stoahn as Kappeteen,
Hen noch är Leewf keen Pulver seh'n.

12. Un de Franzos, juchhei! in Sinn,
Srappt düchtig los up Stadt Berlin:
Mußt mäncher Woagen mit kutscheern,
De Plünnersachen wegtoföhr'n.

13. So, heiße! Bei Grot-Beeren furt,
Doa fünnen se dät Lock verpurrt;
Denn hier stund Bülow, Tauenzien,
De tappern Schirmer von Berlin.

14. Dät dröhmten de Franzosen nich,
Sie jubeljohlten lustiglich,
Als se de Thörme von Berlin
Hier kreegen in den Ogenschien.

15. Hem de Berlinsche Schorrensteen
Mit groot Gelüste dampen sehn
Un meinten, dät de Broaden woll
To Oabend düchtig schmecken soll.

16. Doa ballerte Held Tauenzien
Unhöflich mit de Brummers drin,
Un herzhaft von de ännre Sied
Begann Held Bülow sienen Stried.

17. Wat hem nu de Krützburen doahn?
Mit Kolben syn se drup gegoahn
Und föhrten ären Bärentakt,
Dät man de Bräm so hät geknackt.

18. Franzosenköppe syn män dünn,
Dät mackt, et is nischt Düchtigs drinn,
Denn fön Franzos, de lett syn Kind
Africhten män up Schmook un Wind.

19. Twee gode Stunnen ungefähr
Gung't so mit Matschen drüber her,
Doa reepen se: „Musch Prüß, Pardon"
Un wer noch künn, de leep doavon.

20. De Frödenpost kamm nach Berlin,
Und de Getruen packten schwinn
De Woagens vull, wat tom Erquick'n
Män noack dät Schlachtfeld was to schick'n.

21. Un Prinzeß Wilhelm hoch und hehr
Gung allen mit Exempel vör:
Ick richt myn Oog hier himmelswärts
Un legg in Ehrforcht Hand up't Herz.

22. De Armsten ut de Stadt sogoar
Erschnurrten bitchen Lebenswaar
Und schoobten mit de Schuufkarr denn
In Juchhei nach dem Woahlplatz hen.

23. Ok sülwst de bitterböse Fiend
(En Sieger mütt barmherzig synd)
Hät Mitleid un Erquickung funn'
Un word mit Christensinn verbunn'!

24. Un by de Schlacht hät in de Stadt
Keen Minsch de klenste Sorgniß hat,
De Toversicht stund in Berlin
Up Bülow fest un Tauenzien.

25. Ick hör' hier in Gedanken schon
By Dutzendwies de Frage dohn:
Wist du de brave Schweden denn
Nich ok mit Ehr un Dank hier nenn'?

26. Woll syn de Schweden brave Lüd,
Doch ick moak hier den Unnerschied,
Wer wirklich ist dabei gewest,
Un wer sik mellen leet post Fest.

27. De Schwed' stund so von Fären hier,
Wy Petrus eens bym Kohlenfü'r;
Von Tosehn – y denn Schwerebrett!
Word noch syn Doag keen Kohl nich fett!

28. Hem se sick sünsten herzhaft schloan,
Denn is't my nich to kund gethoan;
In Stockholm röhmten sie sick an:
Uns Schweden – fehlt ok nich Een Mann!

Worterklärungen
böset Spöll gedrän'n = böses Spiel getrieben / verpürrt = versperrt / to, tom = zu zum / se dröhmten = sie träumten / brünn = brennen / Thörme = Türme / plünnern = plündern / Schorrensteen = Schornstein / stürten = stürzen / Broaden = Braten / ok drup lot von hinnen = auch von hinten darauf los / to Oabend = zu Abend / Berlinsche Krop = Berlinsches Kropzeug, hier wohl minderwertiger Tabak / Brummers = Kanonen / Matschen = Matsch[581] / instänkern = einstänkern / reepen = riefen / jy = du, ihr / Musch Prüß, Pardon = Monsieur Preuße, Pardon, Verzeihung, Herr Preuße / Prester = Priester / anvermoahn = anvermahnen, predigen/ Frödenpost = Freudenpost, Freudennachricht / ut leggen = auslegen / schwin = geschwind / toschloan = zugeschlagen / erschnurren = erschnorren / Fruen = Frauen / Lebenswaar = Lebensmittel / sünst = sonst / schoobten = schoben / verwenn = verwenden / Schuufkarr = Schubkarren / Wunn = Wunde / Woahlplatz = Wallstadtt; Kampfplatz / true Frünn = treue Freunde / todolich = tödlich / wist = willst / bruken = brauchen / mellen = melden / antobloasen = anzublasen / post Fest = nach dem Fest; danach / utkratzen = ausreißen / von Fären = von der Ferne / as wy de Hoasen = als wie die Hasen / Kohlenfü'r = Kohlenfeuer; hier wohl: Höllenfeuer / Krützbuern-Pack = Kreuzbauern-Pack / Goatsherren = Gutsherren / Tosehn = Zusehn / Kappeteen = Kapitän / Doag = Tag / Leewf = Leben / sünsten = ansonsten / strappt = zieht

Ein französischer Vorstoß auf Berlin, um durch die Einnahme der preußischen Hauptstadt eine frühzeitige Entscheidung und damit wohl auch entscheidende Wende des zuletzt doch ungünstig für Napoleon verlaufenen Krieges herbeizuführen, scheiterte bei Großbeeren, einem kleinen Dorf im Kreis Zossen im Bezirk Potsdam, als preußisch-russische Verbände, unterstützt von preußischen Landwehreinheiten und kleineren schwedischen Truppenkontingenten am 23.8.1813 die französische Offensive des 1. Armeekorps unter Marschall Davout zurückschlugen. Der Kampf wurde letztendlich durch eigenmächtiges Vorgehen des preußischen Generals Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow und Graf von Dennewitz entschieden, der mit vier Bataillonen Berlins Einnahme verhinderte und damit die Stadt rettete. Ihm zur Seite stand Graf Tauenzien von Württemberg (1760-1824) (Nr. 144: Str. 9), der das 4. preußische Korps befehligte. Hervorgehoben wird in den Liedern zur Schlacht bei Großbeeren (Nr. 142-143) neben von Bülows entscheidender Rolle (siehe den Refrain von Nr. 142 sowie Str. 4 von Nr. 143) vor allem der erbitterte Nahkampf der preußisch-russischen Verbände gegen die Franzosen, als sie gegen diese – nachdem sie ihre Munition verschossen hatten – mit dem Gewehrkolben vorgingen (Nr. 142: Str. 3/4; Nr. 143: Str. 5; Nr. 144: Str. 17/18) und sie in zügellose Flucht jagten.
Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, der am 16.2.1755 im altmärkischen Falkenberg geboren wurde und am 25.2.1816 im ostpreußischen Königsberg starb, war der Sproß eines uralten mecklenburgisch-preußischen Adelsgeschlechts, das 1154 urkundlich erstmals erwähnt wurde. Sein jüngerer Bruder war der preußische Militärtheoretiker und -schriftsteller Adam Heinrich Dietrich Freiherr von Bülow (geb. 1757 in Falkenberg, gestorben 1807 „im Exil" in Riga), dessen mathematisch-orientierten militärischen Schriften („Geist des neueren Kriegssystems" 1799; „Lehrsätze des neueren Krieges") einiges Aufsehen erregten und maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung der Kriegswissenschaft – „Levée en masse", „Totaler Krieg" – hatten.
Interessant ist vor allem unser Lied Nr. 144: **„Die Schlacht bei Großbeeren"**, eine mit 28 Strophen sehr breit angelegte Schilderung nicht nur des Kampfgeschehens, sondern auch der veränderten „Kriegsqualität" durch die Levée en masse auf preußischer Seite. Der Verfasser ist Johann Wilhelm Jakob Bornemann, ein populärer Mundartdichter seiner Zeit, der das Kampfgeschehen als 47jähriger von seiner Berliner Wahlheimat aus genau verfolgen konnte. Der am 2.2.1766 in Gardelegen/Altmark, einem kleinen auf halber Höhe zwischen dem heutigen Wolfsburg und Stendal gelegenen Ort, geborene Bornemann, er starb am 23.5.1851 in der Preußenmetropole, ist nicht zuletzt durch seine „Plattdeutschen Gedichte" 1810 bekannt geworden, seiner Feder entstammt auch das bis in unsere Zeit hin bekannte Jagdlied „Im Wald und auf der Heide".
Plattdeutsche Verse, genauer gesagt: Verse in altmärkischem Dialekt, gepaart mit Berliner Mutterwitz, legt er dem ungeliebten Kaiser der Franzosen in den Mund, der bei ihm den Namen „Herr Neppel" trägt. Dieser Herr Neppel hat vor allem Probleme damit, daß er sich nunmehr plötzlich einer regelrechten „Volkserhebung" gegen seine Truppen gegenübersieht (Str. 3-8): Das gesamte Berliner Kroppzeug habe nun mit seinem minderwertigen Tabak alles einzustänkern gewußt (Str.3). Die Priester auf ihrer Kanzel predigten nicht den Frieden, vielmehr den Krieg gegen Frankreich und legten die Bibel im Sinne eines Sieges Preußens aus; die Professoren hätten ihre Bücher zugeschlagen und seien unter die Soldaten gegangen, dies ein Hinweis auf Zulauf, den sich die Freikorps, die Landwehr sowie nicht zuletzt der Landsturm gerade seitens akademischer Kreise erfreuten (Siehe hierzu unsere Einleitung S. 192ff.); auch die Frauen habe es nicht länger am Spinnrad gehalten, sie würden Groß und Klein zum Kriege gegen den französischen Erbfeind aufhetzen. Die finanziellen Mittel, die sie sonst für ihr „Putzwerk" aufgebracht hätten, würden sie nun zu Kriegszwekken spenden und darüberhinaus als Krankenpfleger für die Verwundeten fungieren (Zum Kriegseinsatz der Frauen siehe S. 191-194). Nachdem sodann seitens Herrn Neppels zunächst die militärischen Fähigkeiten des Kriegsgegner angezweifelt werden, – man brauche den Bülow und den Tauenzien nur mal anzublasen, sodann würden sie ausreißen wie die Hasen (Str. 10), wird auch die Qualität der preußischen Landwehren mit ihrem Kreuzbauern-Pack in Frage gestellt, an deren Spitze kampfunerfahrene Gutsherren stünden, die ihren Lebtag noch keinen Pulverdampf gerochen hätten (Str. 11). Ihres Sieges schon im Voraus gewiß führen die Franzosen Wagen mit sich, um die Plünderwaren wegtransportieren zu können (Str. 12). Bei Großbeeren aber werden die Angreifer schließlich aufgehalten, da finden sie das Loch von dem eben geschmähten Bülow und Tauentzien verschlossen (St. 12). Angesichts der Silhouette Berlins, schon in unmittelbarer Nähe des Eroberungszieles, als sie bereits jubelnd die Türme und qualmenden Schornsteine der Preußenmetropole sehen und sich schon auf den Braten freuen, der ihnen am Abend nach Eroberung der Stadt tüchtig munden soll (Str. 14 und 15), werden die napoleonischen Soldaten jäh durch den Beschuß der Tauentzienschen Artillerie aus ihren Tagträumen geweckt, während von Bülows Truppen von der anderen Seite her den Angriff wagen (Str. 16). Nun kommt es zu dem immer wieder geschilderten Handgemenge Mann gegen Mann, wo die Preußen mit dem Gewehrkolben gegen ihre Kontrahenten vorgehen (Str. 17). Diesem Kolbenangriff sind die Franzosen nicht gewachsen, Franzosenköpfe seien nämlich mächtig dünn, was davon herrühre, daß nichts Tüchtiges drin sei (Str. 18), so der bissige Kommentar Bornemanns, der hier keinerlei Mitleid mit den niedergeschlagenen Franzosen zeigt. Zwei Stunden lang wogte dieser erbitterte Kampf im strömenden Regen hin und her, bis sich die französischen Truppen entweder ergaben oder zurückzogen (19). Als die frohe Botschaft vom Sieg nach Berlin kommt, zieht die dortige Bevölkerung auf den Kampfplatz hin, um die siegreichen Kämpfer mit „etwas zum Erquicken" zu laben, und sogar die Ärmsten der Stadt schnorren um Lebensmittel, um diese auf Schubkarren auf den Kampfplatz zu bringen (Str. 20-22). Nunmehr werden die Verwundeten verbunden, wobei man sich aus christlicher Nächstenliebe auch der feindlichen Verwundeten annimmt

und sie versorgt (Str. 23). Die letzten Strophen (Str. 24 bis 28) widmen sich einem weiteren interessanten Detail, nämlich der Tatsache, daß die schwedischen Verbündeten – ansonsten durchaus tapfere und brave Mitstreiter, wie es ausdrücklich heißt – an diesem Sieg bei Großbeeren keinen Anteil gehabt haben. Sie haben dem Kampf aus der Ferne zugesehen, was auch dadurch zum Ausdruck komme, daß nach Kriegsschluß beim Rapport in Stockholm kein einziger der bei Großbeeren eingesetzten Soldaten gefehlt habe, es mithin auf Seiten der Schweden keine Opfer gegeben habe.

Beispiel 145
Die Schlacht an der Katzbach (26.8.1813)

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 344f., Nr.125

1. Und die Katzbach, das ist ein grausamer Fluß,
   Der machte dem Napoleon gar bittern Verdruß.
   Es zählte jedes Heer schier an achtzigtausend Mann,
   Und da zogen auch die Blücherschen Husaren heran,
   An der Katzbach, an der Katzbach.

2. Das Wort war gegeben, das hieß Sieg oder Tod,
   Und ein Regen goß vom Himmel, wie die Schockschwerenot.
   Da schrie der Vater Blücher, der Tag ist erwacht,
   Frisch auf mein Trompeter und blase zur Schlacht,
   An der Katzbach, an der Katzbach.

3. Der Trompeter der blies und der Teufel ging los,
   Und bis Nachmittag wehrte sich tapfer der Franzos,
   Da rief der Vater Blücher, Kinder seid ihr alle da?
   Zeigt euch wie tapfre Preußen, der König Hurrah!
   An der Katzbach, an der Katzbach.

4. Marsch vorwärts die Kolonnen, und Donner links und rechts,
   Und Guß auf Guß, um die Hitze des Gefechts!
   Hei das war eine Lust, das war euch eine Hatz,
   Wie wir packten die wilde französische Katz,
   An der Katzbach, an der Katzbach.

5. Ein Quarré stand wie die Mauern, und da schrien wir: Drauf!
   Da ward auf dem Quarré bald von Leichen ein Hauf.
   Und Reiter und Rosse und Kanonen hinterdrein!
   Die jagten in die Neiß und die Katzbach hinein!
   An der Katzbach, an der Katzbach.

6. Und als der Sieg errungen war, da beteten wir,
   Gott, gieb den toten Brüdern im Himmel Quartier.
   Ach schon lange ist es her, und schon lange bin ich müd!
   O schlief' doch bei den Brüdern der alte Invalid
   An der Katzbach, an der Katzbach.

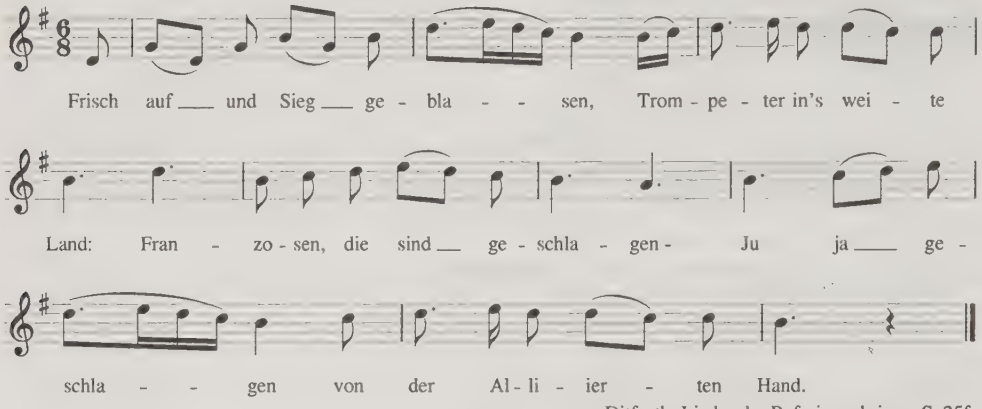
Wenige Tage nach der Schlappe in der Schlacht bei Großbeeren mußten die Franzosen auch Schlesien räumen, nachdem ihre von Marschall Macdonald befehligten Truppen am 26. August 1813 an der Katzbach vernichtend von Blücher geschlagen worden waren.[582] Mit Macdonald[583] stand dem „Marschall Vorwärts" pikanterweise jener General gegenüber, der im Rußlandfeldzug das 10. (preußische) Armeekorps befehligt hatte. Nunmehr waren die preußischen Waffen gegen ihn gerichtet. Die Schlacht an der Katzbach ist auch insofern in die Geschichte eingegangen, als hier erstmals der Einsatz der Landwehr, die sich mit blankem Bajonett auf die feindliche Kavallerie stürzte und sodann auch mehrere französische Kanonen erbeutete, mitentscheidend für den preußischen Sieg war.[584] Der Einsatz der blücherschen Husaren mit dem „Marschall Vorwärts" an der Spitze, der strömende Regen während des mit äußerster Erbitte-

rung geführten Kampfes, die Kanonade zu Anfang des preußischen Angriffes, mit der der Angriff der Husaren sowie der Landwehr eingeleitet wurde, dies alles findet sich in **„Die Schlacht an der Katzbach"** angedeutet, sodaß wir annehmen können, daß der „Berichterstatter" Teilnehmer dieses Gefechts war. In der letzten Strophe – einer „Verfasserstrophe" – gibt sich der Dichter zudem als Invalide zu erkennen, der sich seine Blessuren an der Katzbach zugezogen habe.

Beispiel 146

Schlacht bei Kulm
29. - 30. 8. 1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: Es kann uns nichts Schönres erfreuen



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 25f;
Melodie aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. I, S. 167

1. Frisch auf und Sieg geblasen,
   Trompeter, in's weite Land:
   Franzosen, die sind geschlagen –
   Ju ja geschlagen –
   Von der Alliierten Hand.

2. Bei Culm, das sollt ihr hören,
   Der mutige Vandamm,
   Der wollt' die Russen auskehren –
   Ju ja auskehren –
   Sie hauen in die Pfann.

3. Friedrich Wilhelm, der König von Preußen,
   Mit seiner starken Hand,
   Ist kommen zu Hilfe den Reußen –
   Ju ja den Reußen –
   Da hat sich das Blatt gewandt.

4. Frisch Russen, Oestreicher anrücken,
   Auf seinen Befehl mit Macht;
   Die Preußen, die fall'n in den Rücken –
   Ju ja Rücken –
   Zwei Tag hat gewähret die Schlacht.

5. Oestreicher, Dragoner, die fahren
   Als wie der Sturmwind darauf,
   Davon in ganzen Schaaren –
   Ju ja Scharen –
   Franzosen sind kommen im Lauf.

6. General Vandamm, der ist gefangen
   Mit all seine Offizier;
   Gefangen und erschlagen –
   Ju ja erschlagen –
   Dazu sein ganzes Heer.

7. Erbeutet alle Kanonen
   Hat der Alliierten Hand,
   All ihre Adler und Fahnen –
   Ju ja und Fahnen –
   Bei Culm im Böhmerland.

8. Der König von Preußen kniet nieder,
   Dazu das ganze Heer:
   Nun singet Dankeslieder –
   Ju ja Lieder –
   Gott sei allein die Ehr!

Der Herbstfeldzug hatte mit der zweitägigen Schlacht bei Dresden (26./27.8.1313) begonnen, wo Napoleon die preußisch-russische Hauptarmee hatte schlagen und zum Rückzug nach Böhmen hatte zwingen können. Die Verfolgung misslang jedoch vollkommen. Am 30. August wurde das über das Erzgebirge vorgeschobene Verfolgungskorps, das Vandamme kommandierte, von den Gegnern bei Kulm eingekreist – „Die Preußen, die fall'n in den Rücken" (**„Schlacht bei Kulm"**, Str. 3): zehntausend französische Soldaten, darunter Vandamme, wurden gefangengenommen. Entscheidend für den Sieg der alliierten preußischen und russischen Verbände war das Kleistsche[585] Korps – „Dragoner, die fahren als wie der Sturmwind darauf" (Str. 4).

Beispiel 147

Aufforderung an König Max

Worte: Anonym, wahrscheinlich September 1813 / Melodie: Guter Mond, du gehst so stille[586]
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 120f.

1. Guter Max, du gehst so stille
Durch die Kriegeswolken hin;
Ist es denn noch nicht dein Wille,
Zu den Alliierten ziehn.
Sieh, die Russen und die Preußen,
Der Östreicher großes Heer,
Und dazu auch alle Deutschen,
Rucken auf Napoleon her.

2. Guter Max, willst du's nicht wagen,
Daß du dich also bedenkst,
Auf Napoleon zu schlagen,
Der so lange dich bedrängt?
Hast du denn nicht Wreden's Degen,
Der mit sechzigtausend Mann
Auch noch bringet was zuwegen,
Wenn den Feind er greifet an?

3. Schau Napoleons tückisch Herze,
Das so liebenswert sich macht,
Falsch im Ernste, falsch im Scherze,
Hat Verderben stets gebracht.
Hat er dir nicht abgenommen
Deiner Kinder also viel,
Die in Rußland umgekommen
In dem blut'gen Kriegesspiel?

4. Übel warest du gebunden
Leider an sein Regiment,
Deine süßen Freiheitsstunden,
Legtest du in seine Händ!
Ach, es wäre große Sünde
Vor ganz Deutschland, vor der Welt,
Wenn du jetzo nicht geschwinde
Den Befreiern beigesellt!

5. Nicht in Golde, nicht in Seide
Wirst du den Tyrannen sehn?
Im gemeinen schlechten Kleide
Mußte er aus Rußland fliehn.
Und seitdem hat er verloren
Hosen, Rock und Ordensband,
Auch der Bart ist ihm geschoren[587]
Von der Alliierten Hand.

6. Max, du Vater deiner Bayern,
Laß es jetzo doch geschehn!
Sag, du wollest auch nicht feiern
Und zu den Alliierten stehn.
Dein Vergnügen, deine Freude,
Deine Lust, dein alles sei,
Daß dein Bayern nicht mehr leide,
Deutschland wieder werde frei!

Beispiel 148

Übergang der Bayern zu den Alliierten (8.10.1813)

Worte: Anonym, Oktober 1813 / Melodie: O König von Preußen, du großer Potentat[588] / Quelle: Ditfurth

1. O Kaiser Napoleon, du großer Potentat,
Wie sind wir deiner Freundschaft so überflüssig satt!
Du hast uns gehuldelt, gebudelt und geschabt,
Daß wir kein heiles Flecklein am Leibe mehr gehabt.

2. Du kamest ja so freundlich herein ins Bayernland,
Und wolltest uns nur reichen die liebe Bruderhand;
Doch kaum warst du darinnen, so griffest du auch zu,
Nach Mann und Roß und Wagen, nach Kalb mitsamt der Kuh.

3. Und erst deine Soldaten, sie wurden ja nie satt
Mit Fressen und mit Saufen, von früh bis in die Nacht;
In Wein mußten sie baden, zu schlecht war alles Brot,
Kein Braten wollt mehr schmecken, geflucht gleich: Schwerenot!

4. Wir mußten mit dir ziehen in jeden Krieg und Streit,
Davon in Rußland geblieben an dreißigtausend Leut;
Selbst unser General litt dort den bittern Tod -
Es war ein großer Jammer, erschrecklich harte Not.

5. Jetzt woll'n wir's aber zeigen, wo Barthel holt den Most,
Wenn du die bayerischen Fäuste hast auch einmal verkost;
Denn unser König Max tritt den Alliierten bei,
So ist es schon beschlossen, von dir sind wir nun frei.

6. Wir legen nicht eher nieder unser Waffen und G'wehr,
Bis daß wir dich gejaget mit seinem ganzen Heer.
Hurra, ihr deutschen Brüder, jetzt ziehen wir mit euch:
König Max und der soll leben, General Wreden auch zugleich!

Nach Napoleons Niederlage in Rußland hatten sich die Rheinbundfürsten in einer der schwierigsten diplomatischen Künste zu üben: in der Kunst des rechtzeitigen Frontwechsels. Bayern hatte 30.000 Soldaten in Rußland gelassen, was Napoleon bei der Bevölkerung die letzten Sympathien kostete. Die bayerische Regierung hielt den richtigen Zeitpunkt für die Wende noch nicht für gekommen. Österreich hielt noch still, also wartete man auch ab, obwohl Preußen und Rußland bereits drängten und ultimativ drohten. Der bayerische Ministerpräsident Montgelas erwies sich als Meister des zögernden Taktierens. Auch nachdem Österreich am 11. August 1813 auf die Seite der Alliierten getreten war, ließen sich die Bayern noch Zeit. König Max leistete, da er nicht vertragsbrüchig werden wollte, noch hartnäckigen Widerstand gegen einen Frontwechsel. An ihn richtet sich Lied Nr. 147: **„Aufforderung an König Max"**, eine Kontrafaktur auf die liebliche Melodie von „Guter Mond, du gehst so stille". Durch die Rahmenereignisse bereitet die Datierung keine Schwierigkeiten: Österreich ist bereits (vgl. Str. 1) der Koalition beigetreten, also muß das Lied nach dem 11. August 1813 entstanden sein. Terminus *ante* quem ist der 8. Oktober, der Tag des Vertrages von Ried, der die bayerischen Truppen mit 36.000 Mann (nicht 60.000! Vgl. Str. 2) dem österreichischen Oberkommando unterstellte. Die offizielle Kriegserklärung folgte am 15. Oktober. Schon am 10. Oktober aber war General Wrede mit den bayerischen Divisionen nach Nordwesten abgerückt. Bei dieser Gelegenheit könnte Lied Nr. 148: **„Übergang der Bayern zu den Alliierten"** entstanden sein – ein vernehmbarer Stoßseufzer der Erleichterung über den endlich vollzogenen Frontwechsel. Es erinnert an die Konskriptionen und an die schweren Lasten der Einquartierungen und Feldzüge, die Bayern zu erdulden hatte, an den Krieg in Rußland und den Tod Deroys.[589] Der Text wurde der Melodie von „O König von Preußen, du großer Potentat" unterlegt, ein Beleg für die Verbreitung des alten antimilitaristischen Liedes.

Beispiel 149
Das Lied von Dennewitz (6.9.1813)

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Scheible, Volkswitz der Deutschen; Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 342, Nr. 124

1. „Franzmann, sieh, dort liegt Berlin!
Hast du nicht Verlangen,
Einmal noch dorthin zu ziehn?
Sieh die Türme prangen!
Traun! ‚s ist ein gar schöner Ort;
Brauch's nicht zu erzählen.
Meinst du nicht, es gäbe dort
Trefflich was zu stehlen?"

2. Doch der Franzmann, der Patron
Hat es in der Nücke.
An der Elbe lau'rt er schon,
Ausgestopft mit Tücke.
Drum, ihr Preußen, haltet ja
Eine gute Wache.
Eh' ihr's denket, ist er da,
Wie ein Höllendrache.

3. Auf! Halloh! seht ihr den Schwarm
Dort im Morgennebel?
Hurrah! auf! – ein jeder Arm
Schwinge Spieß und Säbel!
Warte, Prinz von Moskowa!
Woll'n dir helfen schleichen,
Tauenzien, der Held steht da,
Läßt dich nicht entweichen.

4. Bülow kommt, ergreifet ihn,
Faßt ihn in der Seiten.
Vorstell, Thumen – alle glühn,
Fliegen her und streiten.
Stolz auf seine Übermacht,
Steht Prinz Ney auf Hügeln,
Steht in Dörfern keck, und lacht:
„Pah! ik bald euk sügeln!"

5. Thumen ruft: "Hurrah! drauf! dran!
Siegen oder Fallen"!
Ist der erste auf der Bahn,
Wird gefolgt von allen.
Ney schreit: „Kinder, kämpft mit mir
Kägen dieser Drache!
Soll sik in Berlin dafür
Auk viel luschtik machte!"

6. Als der Prinz die Worte spricht,
Blickt er in die Weite.
Siehe da! im Abendlicht
Zieht heran zum Streite
Russ' und Schwede, Schar auf Schar.
Hei! die Reiter jagen.
Hu! da sträubt sich Franzmanns Haar;
Zittern kommt und Zagen.

7. Doch das Ungewitter braust
An mit Blitzesschnelle.
Ei! wie wird Prinz Ney zerzaust
Hier auf dieser Stelle!
Tausend! wie der laufen kann!
Nun, der kommt nicht wieder.
Drum singt jeder deutsche Mann
Diese Freudenlieder.

Am 6. September kommt es wiederum zu einem Kampf um Berlin, das ein erneutes Mal von den Franzosen – diesmal durch ein Armeekorps unter Marschall Ney – genommen werden soll. Wieder ist es General von Bülow im Verbund mit General Tauentzien sowie mit russischen und schwedischen Verbänden, der den Feind zurückschlägt und seine Truppen völlig vernichtet. Berlin wurde zum zweitenmal innerhalb kürzester Zeit von ihm gerettet. Bei dem in Strophe 3 von Nr. 149: **„Das Lied von Dennewitz"** genannten Tauenzien handelt es sich um Bogislaw Friedrich Emanuel Graf von Tauentzien und Wittenberg (1760-1824), preußischer General, 1813 Militärgouverneur für die Gebiete zwischen Oder und Weichsel. Die außerdem genannten Truppenführer Vorstell (Str. 4) und Thumen (Str. 4 und 5) sind uns dagegen unbekannt, wir konnten zu ihnen keine biographischen Daten ermitteln. Immerhin scheinen die beiden Genannten mitverantwortlich für den Sieg der Alliierten über die Franzosen gewesen zu sein. Der französische Gegenspieler von Bülows ist Michael Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa (geboren am 10.1. 1769 in Saarlouis – gestorben am 7.12.1815), deutscher Abstammung, seit 1804 Marschall von Frankreich und einer der begabtesten französischen Heerführer. Napoleon bezeichnete ihn als „den Tapfersten der Tapferen". Er hatte die Reste der geschlagenen Großen Armee zurück über die russische Grenze geführt und zeichnet sich 1813 in verschiedenen Gefechten und Schlachten, etwa bei Großgörschen, Bautzen, Dresden und Leipzig aus.[590]

Beispiel 150
Die Schlacht bei Leipzig (18.10.1813)

Worte: Ernst Moritz Arndt, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 347f., Nr. 128

1. „Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan"?
‚Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen
Da ward ich so rot.'

2. „Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht"?
‚Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.'

3. „Wie hießen die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus"?
‚Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzosen aus.
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Österreich heißen,
Die zogen all' aus.'

4. „Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand"?
‚Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand.
Viele Tausend decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.'

5. „Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Cymbeln hell,
Habe Dank der Mär' von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht".

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Beispiel 151
Schlacht bei Leipzig

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus[591]

1. Es ritt ein Reiter wohl aus Paris, Trarah!
Aus vollen Backen in's Horn er blies, Trarah!
Er eignete fremde Thaten sich an
Und pries nur sich selber den Thatenmann,
Trarah, trararah, trarah!

2. Er meinte, nur ihm gehöre die Welt. Wie so?
Man solle fragen, wie's ihm gefällt. Wie so?
Auf Erden wollt er gebieten allein,
Und glaubt voll Wahnwitz, Gott selber zu sein.
Wie so, wie so, wie so?

3. Des Krieges Sichel er ruchlos wetzt. Ei, ei!
Des Niemens Welle den Fuß ihm netzt. Ei, ei!
Noch trug er die Nase als hin er ging,
Doch bald erfroren die Nase ihm hing,
Ei, ei. Ei, ei. Ei, ei.

4. Den Seinen sagt er manch Lügenwort. Hoho!
Und rief sie noch einmal zum Völkermord. Hoho!
„Macht Städte" – so rief er – „der Erde gleich,
Ich geb einem jeden ein Königreich! "
Hoho, hoho, hoho!

5. Und Preußens Blüthe die Knospe sprengt. Hurrah!
Ein jeder zur Lanze, zum Schwert sich drängt. Hurrah!
Es dröhnt das Hurrah durch Mark und Bein,
Die Schaar Alexanders stimmt mächtig mit ein:
Hurrah, hurrah, hurrah!

6. Und Schwedens Erbe flog über das Meer, Juchhei!
Mit Gustav Adolfs rüstigem Heer, Juchhei!
Auf Bergen und Thälern ein Geist erwacht,
Der Frost durch die Pulse dem Kaiser jagt,
Juchhei, juchhei, juchhei!

7. Zwar Franz sein Töchterlein nicht vergaß, O weh!
Doch das Elend von Millionen maß, O weh!
Er zog das Schwert für Freiheit und Recht,
Das gefiel dem großen Napoleon schlecht,
O weh, o weh, o weh!

8. Der Korse, der lügende, Frieden bot. Umsonst!
Mit Flammen und Mord und Rauben droht. Umsonst!
Wohl dreimalhunderttausend und mehr,
Umsonst war sein gewaltiges Heer,
Umsonst, umsonst, umsonst!

9. Ob weit die Menge der Feinde sich dehnt: Hinein!
Ob weit der Rachen der Hölle gähnt: Hinein!
Wir fassen die Schwerter mit heiliger Hand,
Mit Gott für König und Vaterland,
Hinein, hinein, hinein!

10. Der Strom der Feinde zum Durchbruch schwillt, Zurück!
Aus tausend Schlünden der Donner brüllt! Zurück!
Die Kugeln werden wie Hagel gesä't,
Nach Ost und West sich Napoleon dreht,
Zurück, zurück, zurück!

11. Zum Bollwerk schafft er sich Wüstenei'n, Hallo!
Die Nymphe der Elbe soll Schutz verleihn, Hallo!
Doch wie sie schön länger vergebens gewarnt,
Wird enger und enger das Unthier umgarnt,
Hallo, hallo, hallo!

12. Und Alexander und Wilhelm winkt, Mit Gott!
Und Schwedens Erbe den Degen schwingt, Mit Gott!
Und Yorck und Blücher mit Sturmes Macht
Beginnen die blutige Völkerschlacht,
Mit Gott, mit Gott, mit Gott!

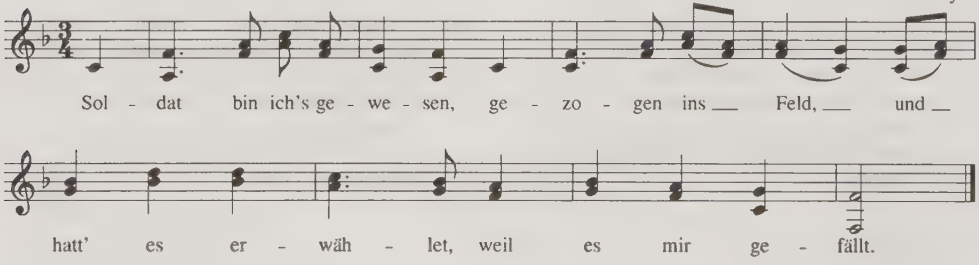
13. Und als der dritte Tag sich neigt, Gottlob!
Des Feindes trotziger Donner schweigt, Gottlob!
Mit Zinsen bezahlt der rächende Blitz
Die Schulden von Jena und Austerlitz,
Gottob, Gottlob, Gottlob!

14. Nun ziehen die Herrscher in Leipzig ein, Vivat!
Sie ziehn durch jauchzende Völkerreihn, Vivat!
Und wem noch das Herz im Busen schlägt,
Der ruft, so laut es die Stimme verträgt:
Vivat, vivat, vivat!

Beispiel 152

Soldat bin ich gewesen

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 459f

1. Soldat bin ich's gewesen,
Gezogen ins Feld,
Und hatt' es mir erwählet,
Weil es mir so gefällt.

2. Einen Rock hab' ich's getragen
Von rot und blauen Tuch,
Reithosen und Stiefel,
Einen Säbel dazu.

3. Exerzieren mußt' ich lernen,
Ei, das g'fiel mir schwer,
Doch tat ich's erlernen,
Es gab mir viel Ehr'.

4. Und als ich's erlernet,
Mußt' ich gleich fort in den Krieg,
Bis ich's endlich bei Leipzig
Ganz schwer bin blessiert.

5. Da bin ich's gelegen
Auf Leben und Tod,
Sechs Monat in Schmerzen,
In Jammer und Not.

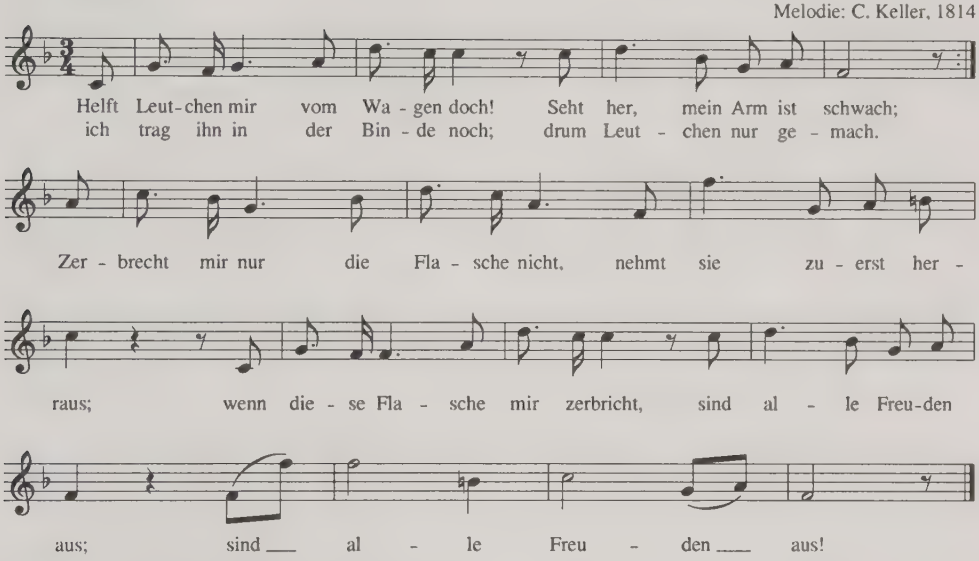
6. Mein Arm ist abg'nommen,
Zerschossen mein Bein.
Was wird nun noch kommen?
Nichts als Elend und Pein!

7. Kein Haus und kein Hütten,
Kein Weib und kein Kind,
Kann suchen, wo ich's bleibe,
Kann sehen, wohin!

Beispiel 153

Die Feldflasche

Text: Emanuel Veith, 1814
Melodie: C. Keller, 1814



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 160f

1. Helft Leutchen mir vom Wagen doch!
Seht her, mein Arm ist schwach;
Ich trag' ihn in der Binde noch;
Drum Leutchen nur gemach!
Zerbrecht mir nur die Flasche nicht,
Nehmt sie zuerst heraus!
Wenn diese Flasche mir zerbricht,
Sind alle Freuden aus.

2. „Bekümmert euch die Flasche so?
Was wird denn viel dran sein?
Das schlechte Glas, das bißchen Stroh,
Und drin kein Tröpfchen Wein!"
Ei, Leutchen, die ihr's nicht versteht,
Nehmt nur die Flasch' heraus;
Wie ihr sie um und um beseht:
Mein König trank daraus!

3. Bei Leipzig draußen, wie ihr wißt,
War's just kein Kinderspiel,
Die Kugel hat mich scharf begrüßt,
Da lag ich im Gewühl.
Man trug mich fort, dem Tode nah,
Zog mir die Kleider aus;
Doch hielt ich fest die Flasche da:
Mein König trank daraus!

4. Der König hielt in unsern Reih'n,
Wir sahn sein Angesicht;
Kartätschen flogen auf uns ein,
Er hielt und wankte nicht.
Er dürstete, ich sah's ihm an,
Nahm mir den Muth heraus
Und bot ihm meine Flasche an,
Und er, er trank daraus!

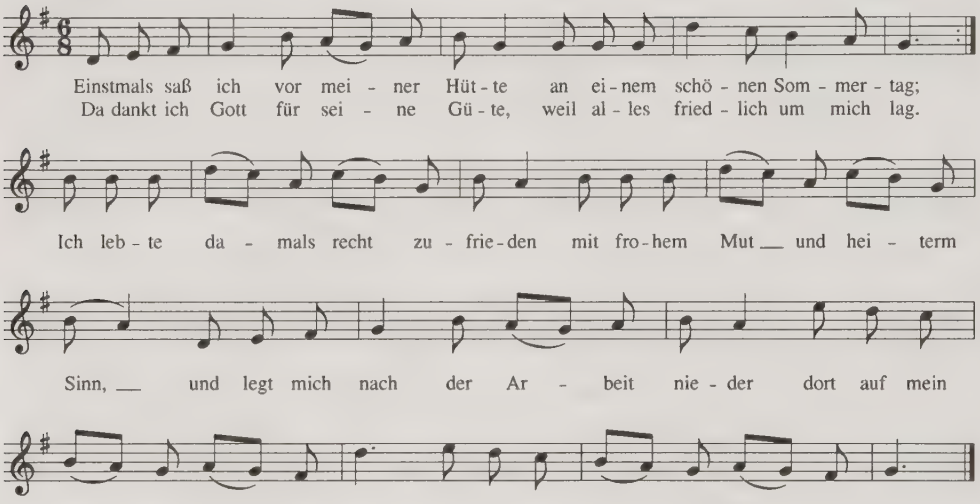
5. Und klopft mir auf die Schulter hier
Und sprach: „Schön' Dank, mein Freund!
Dein Labetrunk behagte mir;
Er war recht wohl gemeint!"
Das freute mich denn gar zu sehr;
Kam'raden, rief ich aus,
Wer zeigt mir so ein Fläschchen her?
Mein König trank daraus!

6. Die Flasche zwingt mir niemand ab,
Sie bleibt mein bester Schatz!
Und sterb' ich, stellt sie mir auf's Grab
Und untenhin den Satz:
Er focht bei Leipzig, der hier ruht
In diesem stillen Haus;
Die Flasche war sein bestes Gut,
Der König trank daraus!

Beispiel 154

Die Schlacht bei Leipzig

Text: Anonym, 1813
Melodie: Anonym



aus: Kassel-Lefftz: Elsässer Volkslieder, S. 288,
sowie Erk/Böhme, Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 168f

1. Einstmals saß ich vor meiner Hütte
An einem schönen Sommertag,
Da dankt ich Gott für seine Güte,
Weil alles friedlich um mich lag.
Ich lebte damals recht zufrieden
Mit frohem Mut und heiterm Sinn
Und legt mich nach der Arbeit nieder
Dort auf mein hartes Lager hin.

2. Des Nachts sah ich des Mondes Schimmer
Und hörte auch die Nachtigall,
Die mir vor meiner Hütte immer
Ein Loblied sang mit süßem Schall.
Ich lebte damals recht zufrieden,
Entfernt von einer bösen Welt.
Allein die Zeit verschwand schnell wieder,
Die ganze Welt ist abgebrannt.

3. Bei Leipzig, ach, ihr lieben Leute,
Wo meine Hütt' ist abgebrannt,
Hört' ich von einem großen Streite
Und Kriegsgeschrei durchs ganze Land.
Ich hörte die Kanonen knallen
Und auch ein fürchterlich Geschrei,
Ich hörte die Trompeten schallen,
Entsetzlich war mir das Geschrei.

4. Auf einmal kam ein dichter Nebel,
Der Tag verwandelt sich in Nacht,
Das Blitzen von vieltausend Säbel
Hat manchen Menschen umgebracht.
Das Blitzen, der Kanonen Knallen,
Das dauert immerwährend fort,
Da sah man viele Menschen fallen,
Und ich verließ mein' Wohnungsort.

5. Nun muß ich nach vollbrachtem Kampfe
Wohl über's blut'ge Schlachtfeld geh'n,
In dem Gestank vom Pulverdampfe
Die armen Menschen leiden seh'n.
Viel Tausend sah ich ganz zerhauen,
Das Blut, das floß ganz strömeweis',
Ach Gott, das Elend anzuschauen,
War uns bei Leipzig ganz was Neu's.

6. Ach Gott, schenk' uns den Frieden wieder,
Wo alle Menschen seufzen drum,
Den Eltern ihre Kinder wieder,
Wo Vater und Mutter weinen drum.
Schenk' jeder Mutter ihren Sohn,
Den Mächtigen ihren lieben Thron,
So wollen wir mit Freudenworten
Die Friedenslieder singen fort.

Zur Schlacht bei Leipzig (siehe Einleitung S. 194-196) haben wir fünf Lieder ausgewählt, deren unterschiedlicher Charakter sofort ins Auge fällt. Nr. 150 und 151 sind triumphierende Siegeslieder. Ernst Moritz Arndts **„Die Schlacht bei Leipzig"** (Nr. 150) läßt in einem Dialog einen Kämpfer zu Wort kommen, dessen Kleidung von Blut durchtränkt wird, wobei nicht ganz klar wird, ob es sich um das eigene, oder aber des Feindes Blut handelt, welches das Gras auf dem Schlachtfeld färbt. Immerhin haben sich die alliierten Truppen – genannt werden expressis verbis „die Russen, die Schweden, die Preußen (der letzteren Tapferkeit hebt Arndt besonders hervor) sowie die Österreicher nach Aussage Arndt glorreich geschlagen in einer Schlacht, in der die Kugeln dicht wie Schneeflocken fielen (Str. 2 und 3). Und natürlich war auch Gott wieder einmal auf Seiten der Gerechten (Str. 4), die einen Sieg erfochten, den dereinst noch die Enkel preisen werde (Str. 5). Lied Nr. 151 **„Schlacht bei Leipzig"** läßt den einleitenden Bemerkungen über Napoleons Anspruch auf die Weltherrschaft und den Rußlandfeldzug ebenfalls den Reigen der Verbündeten (Preußen, Rußland, Schweden, Österreich) folgen, daneben eine Beschreibung der Vorgefechte und der Schlacht bei Leipzig selbst, schließlich den Einzug der Sieger. Daß es in Leipzig nach der Schlacht nicht nur „jauchzende Völkerreihn" gegeben hat, belegt der Bericht Reils über die Lazarette, der in der Einleitung zitiert ist.[592]

In einem dieser Lazarette lag der Verfasser von Nr. 152 **„Soldat bin ich gewesen"**, der als Kriegsfreiwilliger („hatt es erwählet") in die Schlacht gezogen war, sechs Monate verwundet danieder und muß nun das verzweifelte Los des Invaliden auf sich nehmen, den kein Dank des Vaterlandes erwartet, sondern „nichts als Elend und Pein". In der preußischen Armee betrug noch um 1840 das Gnadengehalt für einen wegen Ganzinvalidität aus dem Dienst entlassenen Unteroffizier zwei Taler monatlich, wie August Bebel in seinen Erinnerungen [593] über seinen Stiefvater berichtet. Er war somit auf die Bestreitung seines Lebensunterhaltes durch Betteln und Hausieren angewiesen.

Wie unecht und verlogen wirkt dagegen das andere „Invaliden"lied **„Die Feldflasche"** (Nr. 153), in dem die Verwundung des „Helden" nur ein Vehikel darstellt, um die rührselig-kitschige, dabei auch unhygienische Geschichte anzubringen. Es gibt wenig Lieder, in denen die Vergötzung des Monarchen so weit getrieben wird, und die auf heutige Rezipienten allenfalls peinlich wirken müssen.

Wie die an der Schlacht nicht unmittelbar beteiligte Zivilbevölkerung den Leipziger Völkermord erlebte, schildert Nr. 154 **„Die Schlacht bei Leipzig"**. Der Verfasser, der seinen Wohnsitz in der Nähe Leipzigs hat und dessen „Hütte" während der Schlacht in Flammen aufgeht, wird Augenzeuge der Kämpfe. Danach muß er „wohl übers blutige Schlachtfeld gehen". Wir zitieren ergänzend Wilhelm von Humboldt, der am 20. Oktober 1813 das Leipziger Schlachtfeld besichtigt hat:

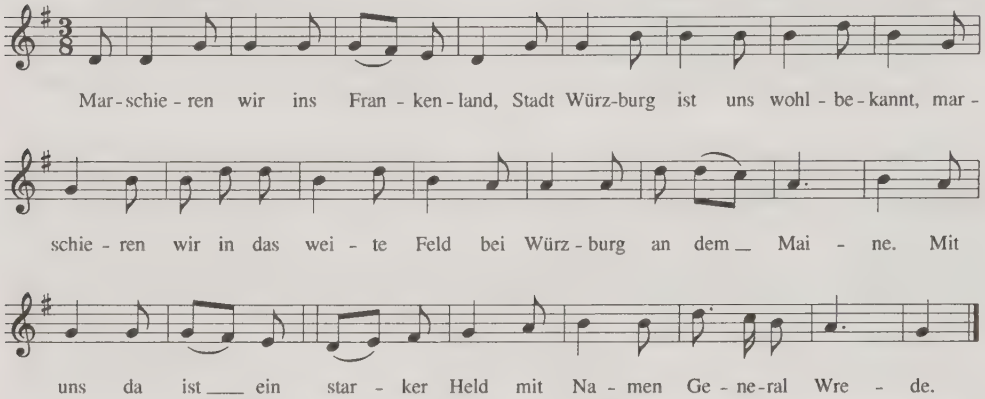
„Es war dies das erste Schlachtfeld, das ich sah, und ich habe nun erst einen Begriff davon. Es liegen noch eine Menge Tote darauf, die meisten halb oder ganz nackt ausgezogen, oft mehrere übereinander. Die meisten lagen mit ausgestreckten Armen auf dem Gesicht, wo man erst das Homerische ‚die Erde mit den Zähnen nehmen' recht versteht und einsieht. Ein armer Hund suchte immer an einer Stelle herum und war nicht wegzubringen. Man sah keinen Toten, aber er hatte gewiß irgendeine Spur seines Herrn. Wie wir an einem Ort waren, wo mehrere Tote lagen, bemerkte ich, daß ein scheinbarer Toter noch eine Hand rührte. Wir ritten heran, er hatte eine starke Kopfwunde, aber zuckte noch. Wir ließen Leute herankommen, und obgleich er gar kein Zeichen gegeben hatte, daß er unsere Bemühungen für ihn hörte oder achtete, so fühlte er nicht so bald, daß man ihn anfaßte und ihm half, als er alle Kraft zusammennahm und sich mit aufhalf. Wir brachten ihn ins Dorf, er sprach aber gar nicht und ist vermutlich doch gestorben".[594]

Der Haupttag der Schlacht war der 18. Oktober, der Kampf um den Mittelpunkt der französischen Stellung bei Probstheida. Nach der Erstürmung der Vorstädte war die Schlacht entschieden. Napoleon befahl den Rückzug und flüchtete selbst am 19. Oktober aus der Stadt. Die gegnerischen verbündeten Monarchen, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Zar Alexander I. von Rußland und Kaiser Franz I. von Österreich verfolgten den Verlauf der Völkerschlacht, der bis dahin größten der Weltgeschichte von einem Hügel aus, wohin ihnen Schwarzenberg die Siegesnachricht überbrachte.

Beispiel 155

Bombardement von Würzburg
24. Okt. 1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: Marschieren wir ins Frankenland



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiung, S. 60ff,
Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte, S. 155

1. Marschieren wir ins Frankenland,
   Stadt Würzburg ist uns wohlbekannt,
   Marschieren wir in das weite Feld,
   Bei Würzburg an dem Maine.
   Mit uns da ist ein starker Held
   Mit Namen General Wrede.

2. Frühmorgens leuchtet uns der Tag,
   Und als man über den Maine sach,
   Da sach man so viele Franzosen dastehn,
   Scharfschützen und Grenadiere;
   Die Bayern die haben gleich Feuer gemacht,
   Die Franzosen die retirieren.

3. General Wrede schickt einen Trompeter hinein,
   Was sich General Turreau thut bilden ein:
   Ob er die Stadt wollt geben verlor?
   Er sollte sich resolvieren;
   Die Bayern stünden so harte davor,
   Sie wollten sie bombardieren.

4. Der Kommandant hierauf zur Antwort gab:
   „So kann mir das nicht gehen ab!
   Wir müssen beschaun der Bayern Stück,
   Sonst wär es uns eine Schande;
   Und kämen wir so nach Paris zurück,
   Sie jagten uns aus dem Lande."

5. General Turreau schickt eine schnelle Post,
   Die zu Napoleon laufen mußt,
   Ob er denn keine Succurse bekomm,
   Die Festung zu secundieren?
   Die Bayern stünden gar hart daran,
   Sie wollten bombardieren-

6. Doch kein Succurse kame daher,
   Sie fürchten sich vor dem bayrischen Heer
   Der Kommandant steckt heraus sein' Fahn,
   Als wollt er attakieren:
   Und als die Bayern dieses sahn,
   So ließen sie bombardieren.

7. Ihr bayrische Kanoniere wol insgemein
   So rucket die Stucken nun an den Main!
   Zünd't an! Gebt Feuer, daß donnert und kracht,
   Schießt Roß und Reiter darnieder,
   Auf daß wir zerstören Napoleon sein' Macht,
   Frischauf, ihr bayrische Brüder.

Worterklärungen
retirieren = sich zurückziehen / resolvieren = ergeben / Succurse = Hilfe, Unterstützung, Entsatztruppen / secundieren = helfen, unterstützen, entsetzen / Stucken = Kanonen, Geschütze

Beispiel 156
Schlacht bei Hanau

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 126ff.

1. Viktoria! Freut euch, ihr Brüder:
Die Order zum Abmarsch ist da!
Jetzt singen wir fröhliche Lieder,
Hurra, Viktoria!
Wir wollen nicht länger bei Frankreich mehr sein,
Wir Bayern marschieren jetzt an den Rhein,
Wir schwenken die Fahnen, juhe,
Und sagen Napoleon Adje!

2. Und als wir nach Würzburg sein kommen,
Franzosen, die liegen darin,
Wir hab'n sie beschossen mit Bomben,
Sie müssen in die Festung sich ziehn.
Da hören wir von der Leipziger Schlacht,
Allwo zerstört Napoleon sein Macht;
So müssen wir gleich marschiern,
Keine Zeit mehr zu verliern.

3. Wir sollen den Platz verlegen
Bei Hanau Napoleon,
Daß er sich nicht mehr könnt regen,
Das ist schon unser Plan.
Und als wir kaum bei Hanau sein,
So kommt Napoleon auch schon herein,
Da gibt's eine große Schlacht,
Die währet vier Tag und Nacht.

4. Bei Hanau, wohl an der Brücken,
Da geht's gar blutig her,
Da schwanket lang das Glücke,
Gibt mancher sein Leben her.
Napoleon, der will sie haben mit Gewalt,
Er wäre ansonsten verloren bald;
Wir aber aufs allerbest,
Wir wehren uns tapfer und fest.

5. Da kommt auf einmal der Feind
Dort aus dem Wald heraus,
Wo man es gar nicht vermeint,
So schaut es übel aus.
Napoleon rucket auf uns heran
Mit seine hunderttausend Mann,
Schießt her mit all seiner Macht,
Daß Erd und Himmel kracht.

6. Doch stehn wir wie die Mauern
Und wanken und weichen kein Schritt;
Von früh bis Nachmittag dauern
Seine Angriff auf unsere Mitt'.
Da stürmt er mit seiner Kavallerie daher
Auf unser so viel kleineres Heer,
Die sollt' uns gleich hau'n in Stück'
Doch jagten wir sie zurück.

7. Da kommt uns aber in Rucken
Ein schreckliche Batterie,
Die feuert aus schwere Stucken
Auf unsere Infanterie.
Da liegen ganze Reihen tot,
Und alles steht im Blute rot,
Es geht erschrecklich her.
Wir haben's schlimm und schwer.

8. Als Napoleon tut schauen,
Läßt er seine Kavallerie
Gleich wiedrum auf uns einhauen,
Er meint, er nötet uns hie.
Wir tun uns zwar zurücke ziehn,
Doch sein wir nicht gekommen ins Fliehn,
Ganz in der Ordnung und Ruh
Marschiern wir auf Hanau zu.

9. Dort auf der hölzern Brucken,
Hat's geben ein groß Gedräng;
Das Geländer, das gehet in Stucken
Von allzu großer Meng.
Ein mancher, der fällt da in den Fluß,
Der elend darin ertrinken muß,
Und wer nicht hurtig gar,
Der kommt in groß' Gefahr.

10. Als wir nach Hanau sein kommen,
Napoleon gibt noch kein Ruh;
Haubitzen, die summen und brummen,
Die werfen's immerzu.
Den ganzen Abend, die ganze Nacht
Hat's da gedonnert und gekracht,
Das Feuer und das kommt aus
Auch schon in manchem Haus.

11. Zu früh heißt's gleich marschieren
Wohl vor die Hanauer Stadt,
Und drauß ins Feld zu postieren
Mit unsrer ganzen Macht.
Wir wollen Napoleon den Rückweg beschwer'n,
Und seiner Nachhut den Weg versperr'n;
Da geht es wiederum los
Mit Waffen, Mann und Roß.

12. Da heißt's, wir müssen gewinnen
Stadt Hanau wiedrum auf neu!
So gilt's auch gar kein Besinnen,
Wir rucken zum Sturm herbei.
Doch eine Batterie auf der Kinzigbruck,
Die treibt uns immer wiedrum zurück,
Schießt alles in Feuer und Flamm',
Was auf sie stürmt zusamm'.

13. Und als es nicht will gelingen,
Graf Wrede, der kühne Held,
Die Fahne, die läßt er frisch schwingen,
Hat sich an die Spitze gestellt.
Hurra, so stürmen wir allzumal –
Da trifft eine Kugel unsern General,
Er fällt hin für tot.
Ist das nicht große Not.

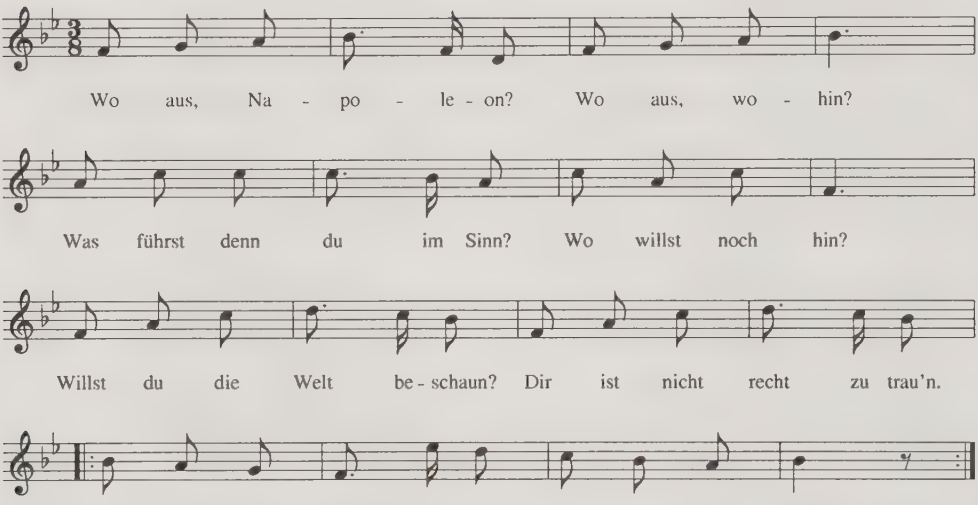
4. Da werden wir wie die Löwen
Und kommen in die Wut,
Und was uns kommt entgegen,
Das wird gebadet in Blut.
Franzosen, die müssen weichen zurück,
Kaum können s' nur noch anzünden die Bruck,
Da fliehet ihr Nachhut fort,
Sonst hätten wir alles ermord't.

15. Viktoria, Viktoria ihr Brüder,
General Wrede, der lebt noch, seid froh!
Franzosen, die schlagen wir nieder,
Was nicht nach Frankreich lauft zu,
Wir haben gestritten eine große Schlacht,
Napoleon aus dem Feld gejagt.
Viktoria, Viktoria, hurra!
Wir Bayern, wir sind schon da!

Beispiel 157

Wo aus, Napoleon? Wo aus, wohin?

Text: Anonym, 1813
Melodie: Anonym



aus: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte, S. 137
mit der Anmerkung "mündlich aus Giesing, Vorstadt von München"

1. Wo aus, Napoleon? Wo aus, wohin?
Was führst denn du im Sinn?
Wo willst noch hin? willst du die Welt beschau'n?
Dir ist nicht recht zu trau'n.
Reis' nur nicht gar zu weit
Und bleib gescheit!

2. „Französischer Adler! Jetzt fliegst übern Rhein.
Kommen wir nach Hanau, da kehren wir ein.
Dort schlag ich mein Quartier.
Vielleicht begegnet mir
Joseph Maximilian;
Den greif ich an."

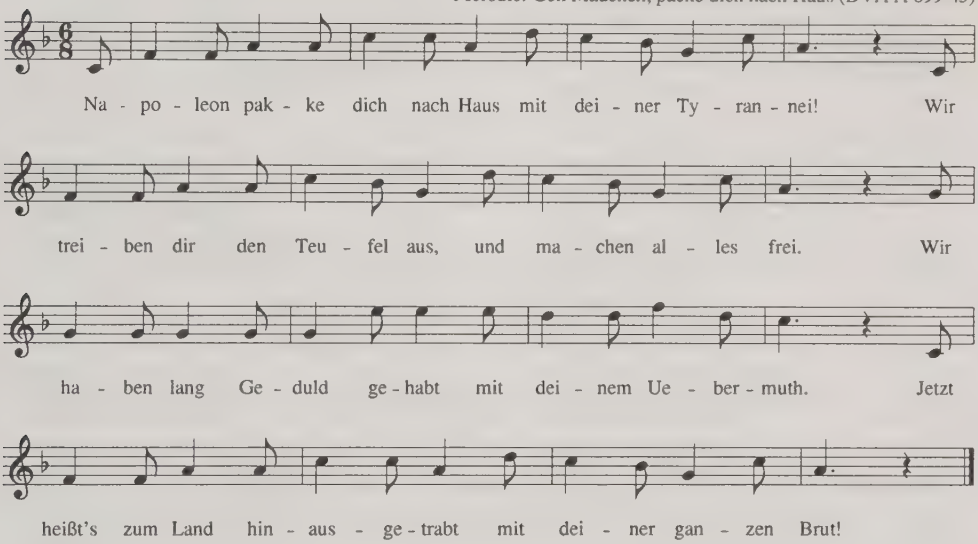
3. „Bayrischer Löwe! dein Kampf ist ein Graus.
Du rupfst mir mei'm Adler die Federn all aus.
Das hätt ich nicht gedacht,
Das ein' so große Macht
Schon bei der ersten Schlacht
Ganz umgebracht."

Die vorangegangenen Lieder beschreiben zwei Ereignisse aus dem Feldzug des bayerisch-österreichischen Heeres, das im Oktober 1813 unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig versuchte, Napoleon den Rückweg zu verlegen. Wrede marschierte am 10. Oktober mit seinen Truppen von München ab. Würzburg, das eine kleine französische Besatzung hatte, wurde am 26. Oktober eingenommen. Diese Episode schildert Lied Nr. 155 **„Bombardement von Würzburg"** dessen Melodie in verschiedenen Textvarianten mit jeweils wechselnden Marschzielen verwendet wird. Der in Lied Nr. 156 **„Schlacht bei Hanau"** geschilderte Verlauf der Kämpfe um Hanau entspricht im Großen und Ganzen den tatsächlichen Ereignissen.[595] Natürlich war die Schlacht ein Sieg Napoleons und nicht der Bayern, wie es die Schlußstrophe suggerieren will.
Ebenfalls auf Hanau bezieht sich Nr. 157 **„Wo aus Napoleon? Wo aus, wohin?"**, das symbolisch den französischen Adler mit dem bayerischen Löwen kämpfen läßt. Es ist zugleich ein Rollenlied: die erste Strophe spricht General Wrede, die beiden folgenden Napoleon; „bei der ersten Schlacht" meint die erste Schlacht seit Bayerns Frontwechsel.

Beispiel 158

Preußen und Napoleon
1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: Geh Mädchen, packe dich nach Haus (DVA A 899 45)



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 63f

Preußen
1. Napoleon, packe dich nach Haus
Mit deiner Tyrannei!
Wir treiben dir den Teufel aus,
Und machen Alles frei.
Wir haben lang Geduld gehabt
Mit deinem Uebermuth;
Jetzt heißt's: zum Land hinausgetrabt
Mit deiner ganzen Brut.

Napoleon
2. Ihr Preußen, liebste Preußen mein,
Thut doch so schrecklich nicht!
Betrogen hat euch nur der Schein,
Ich hasse niemand nicht.
Ich drückte euch an meine Brust,
Weil ich's vor Lieb gemußt,
Recht wie ein Kind vor großer Lust,
Das man halb todt fast küßt.

Preußen
3. Der Teufel hole deinen Kuß
Und solche Lieb von dir,
Die aller Welt nur macht Verdruß –
Geh, pack dich weg von hier!
Du bist mit deiner Liebe ehr
Ein Räuber und ein Dieb;
Du willst nur haben immermehr,
Das ist die ganze Lieb.

Napoleon
4. Was ich euch habe angethan,
Das mußte ja geschehn;
Seht es doch nur vernünftig an –
Sonst könnt' ich nicht bestehn.
Dafür gab ich Hannover her,
Von lauter Liebe voll,
Als eine Morgengabe schwer,
Und das gefiel dir wol.

Preußen

5. O laß doch deine Teufelein,
Die kennt ja alle Welt!
Das Jahr drauf steck'st du's wieder ein,
Hast es mir abgestehlt.
Fort, Lügensohn! Auf meine Ehr
Mich reuet jedes Wort,
Daß ich an dich noch mehr verlier –
Du mußt aus Deutschland fort!

Napoleon

6. Mit euch ist nichts zu machen mehr,
Ihr seid mir jetzt zu klug,
Und euer großes Landwehrheer,
Das drückt mich auch genug.
Doch komm ich erst nach Frankreich ,nein,
Da sollt ihr Wunder sehn:
Ich komm bald wieder über'n Rhein,
Und vor Berlin zu stehn.

Preußen

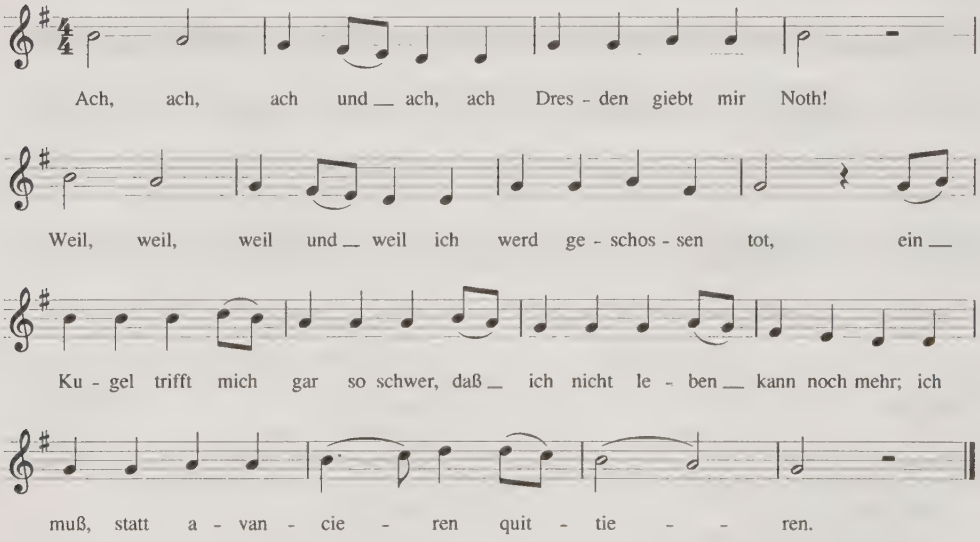
7. Das ist uns doch zum Lachen schier!
Sei froh, kommst du nach Haus,
Und sitzest nicht gefangen hier
Wie vor der Katz die Maus!
Wir kommen selber dir wohl eh'
Hinein in dein Paris,
Als daß dein Wille hier gescheh,
Und Preußen jetzt nachließ.

8. Bei Dennewitz, da hast du schon
Etwas von uns verspürt;
Die Katzbach singt dir bösen Ton,
Bei Culm bist du ausgeschmiert;
Bei Leipzig bist kaput gemacht
Mit deinem großen Heer,
Jetzt wirst zum Land hinausgejagt –
Adche, du l'empereur!

Beispiel 159

Das große Gespräch bei Dresden 1813

Text: Anonym, 1813
Melodie: Es, es. es und es



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiung, S. 71ff

General Moreau. 27. August

1. Ach, ach, ach und ach,
Ach Dresden giebt mir Noth!
Weil, weil, weil und weil
Ich werd geschossen todt,
Ein' Kugel trifft mich gar so schwer,
Daß ich nicht leben kann noch mehr;
Ich muß, statt avancieren –
Quittieren.

Kaiser Napoleon

2. So, so, so und so,
So ist dir recht geschehn,
Weil, weil, weil und weil
Du bei dem Feind thust stehn!
Die gegen Frankreich feindlich sind,
Den wird es also gehen geschwindt;
Sie soll'n ihr Spiel verlieren,
Marschieren!

3. Jetzt, jetzt, jetzt und jetzt
Genad' euch allen Gott!
Ich, ich, ich und ich
Will machen euch zu Spott!
Berlin soll mir in Stücke gehen,
In Wien kein Stein beinander stehn,
Rußland, das soll erzittern –
Zersplittern!

General Oudinot, 23. August

4. Still, still, still und still
Muß mich zurücke zieh'n,
Weil, weil, weil und weil,
Weil ich ja mußte flieh'n.
Der Bülow hat mich in der Schlacht,
Mit meinem Heer in Flucht gejagt,
Ich mußte bei Groß-Beeren –
Umkehren.

General Macdonald, 26. August

5. Ich, ich, ich und ich
Bin auch recht angeführt,
Weil, weil, weil und weil
Mich Blücher ausgeschmiert.
Er hat mich also fortgejagt,
Daß meine Leut sind ganz verzagt,
Die Katzbach hat den Teufel –
Ohn Zweifel.

General Vandamme, 29./30. August

6. Ach, ach, ach und ach
Bin ich gelaufen an!
Ich, ich, ich und ich,
Daß es kaum sagen kann.
Oestreicher, Preußen, Russen gleich
Die fangen mich auf einen Streich,
Ja mich und meine Armee –
O wehe!

Kaiser Napoleon

7. So, so, so und so,
Hab ich euch das gelehrt?
Ihr, ihr, ihr und ihr
Seid kein Schuß Pulver werth!
Verdorben habt ihr mir mein Spiel,
Ich mag's betrachten wie ich will,
Kann nicht mehr hier bestehen –
Muß gehen.

Kaiser von Oestreich, Rußland und König von Preußen

8. Du, du, du und du
Du mußt aus Sachsen fort!
Geh, geh, geh und geh
Nach deinem Frankreich dort!
Bei uns da leiden wir dich nicht,
Wir weichen nicht, bis daß geschicht,
Du sollst das Spiel verlieren –
Marschieren!

Kaiser Napoleon

9. Es, es, es und es,
Es ist ein harter Schluß!
Weil, weil, weil und weil,
Weil ich jetzt von hier muß,
So schlag mir's Dresden aus dem Sinn,
Und wende mich nach Leipzig hin,
Will dort mein Glück probieren –
Marschieren!

10. Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Dresdner lebet wol!
Weil, weil, weil und weil
Ich jetzt aus Dresden soll.
So laß ich euch zu guterletzt
St. Cyr, der meine Stell ersetzt;
Er soll das Dresden halten –
Verwalten.

König von Sachsen

11. O, o, o und o,
O du Napoleon,
Ich, ich, ich und ich
Muß auch mit dir davon!
Ich muß verlassen meine Stadt,
Die ich so sehr geliebet hab,
Muß großes Unglück sehen –
Und gehen.

Die Stadt Dresden

12. Weh, Weh, Weh und Weh,
Weh kommt jetzt über mich,
Weil, weil, weil und weil
Der König läßt im Stich!
Wie wird es mir denn nun ergeh'n,
Ach großer Gott, es ist gescheh'n,
Ich werd' gänzlich verheeret –
Zerstöret!

General St. Cyr

13. Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Bürger hört mich an,
Weil, weil, weil und weil,
Weil ich's nicht ändern kann:
Schafft gleich herbei eu'r Mehl und Korn –
Sonst sollt ihr fühlen meinen Zorn! –
Sollt hier mich halten feste,
Auf's beste.

Die Stadt Dresden

14. O, o, o und o,
Wir Korn?! Daß Gott erbarm!
Wir, wir, wir und wir
Sind ja schon bettelarm!
Wir haben weder Fleisch noch Brot,
An Mehl und Brot ist Hungersnoth,
Kein Wasser hat kein' Mühle –
Steht stille.

Die Hungrigen und Kranken

15. Ach, ach, ach und ach,
Was Elend und groß Noth!
Viel, viel, viel und viel,
Viel Hundert hat der Tod
Tagtäglich schon dahin gerafft;
Wie Fliegen von dem gift'gen Saft,
Muß Alles elend sterben –
Verderben.

General Klenau

16. Hör, hör, hör und hör,
Hör General St. Cyr,
Was, was, was und was
Ich jetzt will sagen dir:
Napoleon ist in der Schlacht
Bei Leipzig ganz kaput gemacht;
Er muß nach Frankreich fliehen –
Fortziehen.

17. So, so, so und so,
So gieb gefangen Dich!
Weil, weil, weil und weil
Er dich doch läßt im Stich.
Streck dein Gewehr, mach auf das Thor,
Als Kriegsgefangen gehst hervor,
Du mußt das Spiel verlieren –
Marschieren.

General St. Cyr, 16. November

18. Ach, ach, ach und ach,
Das ist ein harte Buß,
Daß, daß, daß und daß
Ich so aus Dresden muß!
Gefangen dreißigtausend Mann,
Das greift mir hoch in's Herz hinan!
Du Glück thust ohne Maßen –
Uns hassen!

19. Der, der, der und der,
Der Abschied fällt mir schwer!
Ich, ich, ich und ich
Kann hier nicht bleiben mehr.
Mir fällt auch gar kein Trost mehr ein,
Aus ist das Glück und Sonnenschein,
Wir müssen für Verschulden –
Jetzt dulden.

Der das Liedlein gesungen hat

20. Der, der, der und der
Das Liedlein hat gemacht,
War, war, war und war
Auch mit in Dresdner Schlacht.
Kost ihn drei Finger an der Hand,
Sein halb's Gesicht hat's auch verbrannt,
Doch thät er ohn Verzagen –
Zuschlagen.

Beispiel 160
Die verbündeten Mächte 1813

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[596]

1. Schön ist's unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel,
Wo die Kriegsdromete schallt;
Wo Russen, Preußen, Trommeln schlagen,
Wo die Franzosen wir fortjagen,
Wo das Blut der Deutschen wallt.

2. Als Napoleon nach Rußland marschierte,
Und Alexander immer retirierte,
Wollt er Petersburg nehmen ein;
Er wollt noch auf dieser Erden
Der größte Kaiser von Europa werden;
Armer Nonapart, es traf nicht ein.

3. Endlich ist er nach Moskau gekommen,
Hat auch bald die Kosaken vernommen,
Die Armee aus der Moldau zugleich.
Kosaken kamen wie Löwen geflogen,
Husaren hatten die Säbel gezogen:
Es leb' Alexander und das Russische Reich!

4. Napoleon floh aus Rußland behende,
Fiel überall den Kosaken in die Hände;
Die Kriegskassen gab er Allen preis.
Napoleon ruft zu seinen Soldaten:
„O mon Dieu, helft mir, ihr Kriegskameraden,
Steht mir bei auf dieser warmen Reis'!"

5. General Yorck hat ihn schön betrogen
Ist mit siebenundzwanzigtausend Mann übergezogen;
Das Unglück traf ihn hier und dort.
Der stoltze Muth ist ihm vergangen,
Seine Franzosen sind erfroren und gefangen,
Die halbe Armee und Kanonen sind fort.

6. Berlin hat er noch endlich erreichet
Mit Retirieren, Laufen und Weichen,
Bis er kam in Sachsen an.
Nach Breslau konnt er noch avancieren,
Alexander that mit List retirieren,
Dann griff man Bonapart von allen Seiten an.

7. Napoleon mußte nach Leipzig sich schwenken,
Ein solches Unglück nicht zu gedenken,
Daß selbst sein Vater ihn greift an.
Auf seinen Vater wollt' er sich verlassen,
Und dacht, er sollt auf allemaßen
Greifen Rußland und Preußen an.

8. Aber Alles war für ihn vergebens,
Kaiser Franz schwur bei seinem Leben,
Preußens König stimmt mit ein:
Die Allianz auf ewig zu schließen,
Alle Franzosen zu erschlagen und erschießen
Und zu jagen nach Frankreich hinein.

9. Alexander kommandierte zur Rechten,
Kosaken thaten wie Löwen fechten,
Und die Schweden kämpften voll Muth.
Schwedens Kronprinz ruft mit Freuden:
„Ihr Soldaten müßt tapfer streiten!"
Und alle riefen: Rache und Blut!

10. Kaiser Franz that feurig kommandieren,
Ließ Husaren und Dragoner aufführen,
Musketier und Grenadier schossen drein:
Die Kanonen sah man blitzen,
Alles fing bei Leipzig zu scharmützen,
Schlagen Bonaparte über den Rhein.

11. Preußen schwingt voll Muth die Fahnen,
Mit Kartätschen muß man Bonaparte ermahnen,
Wie er gehaust in dem Preußischen Land.
Starke Kontributionen mußt man geben,
Daß kein Bürger und Bauer mehr konnt leben,
Dies ist der ganzen Welt bekannt.

12. Wer sieht nicht mit frohem Entzücken,
Daß Bonapart mit traurigen Blicken
Mußte weichen bald hier und bald dort?
Stürzt auch einer unsrer Brüder,
Stürzen tausend Feinde wieder,
Tausend fallen an einem Ort.

13. Kaiser, König, alliirte Soldaten,
Werft mit Bomben, Haubitzen, Granaten:
Verschont nicht Bonapart den Tyrann!
Schlaget wie mit Feuer und Flammen
Auf dem Schlachtfeld die Franzen zusammen,
Greift mit Blut und Rache sie an.

14. Oestreich, Rußland, Preußen, Schweden,
England, Holland und Deutschland soll leben,
Wir verschlagen Bonapart!
Gesegnet sei dann die siegreiche Stunde,
Bürger, Bauern, singt mit vollem Munde,
Kommt, singt mit uns Victoria!

Wie schon nach dem Rußlandfeldzug werden auch nach der Schlacht bei Leipzig viele „Rückzugslieder" geschrieben. Jetzt, da man *selbst* Napoleon vertrieben hat, dominiert das Eigenlob, die Verherrlichung des eigenen Kriegsruhms über den Spott, der freilich auch nicht zu kurz kommt. In den drei vorangegangenen Liedern wird nochmal genüßlich die Vorgeschichte der Leipziger Entscheidung aufgezählt. Wir fassen die in den Texten genannten Schlachten in einer chronologisch geordneten Übersicht zusammen:

Ende 1812:	Rußlandfeldzug (Bsp. 160: Str. 3,4)
30.1.1813:	General Yorck schließt die Konvention von Tauroggen (Bsp. 160: Str. 5)
23.8.1813:	Preußische Truppen unter von Bülow schlagen Oudinot bei Großbeeren zurück (Bsp. 159: Str. 4)
26.8.1813:	Blücher schlägt den ihn verfolgenden Macdonald an der Katzbach (Bsp. 158: Str. 8; Bsp. 159: Str. 5)
26./27.8.1813:	Napoleon siegt bei Dresden (Bsp. 159: Str. 2, 3)
30.8.1813:	Vandamme wird bei Kulm eingekesselt und gefangengenommen (Bsp. 158: Str. 8; Bsp. 159: Str. 6)
6.9.1813:	Neys Vormarsch auf Berlin endet durch die Niederlage bei Dennewitz (Bsp. 158: Str. 8)
16.-19.10.1813:	Schlacht bei Leipzig (Bsp. 158: Str. 8; Bsp. 159: Str. 9,16; Bsp. 160: Str. 7ff)
11.11.1813:	St. Cyr übergibt das seit dem 13.10. belagerte Dresden (Bsp. 159: Str. 18)

Über den Rückzug der geschlagenen Franzosen berichtet ein Augenzeuge:
„Ganze Züge von Ausreißern folgten einander Tag für Tag, Dragoner, Husaren, Chasseurs, Infanteristen, Artilleristen im buntesten Gemisch, auch Civil-Beamte jeden Grades folgten. An den meisten sah man die Flucht selbst in Miene und Bewegung; jammervoll war ihr Zustand! Mehr als die Hälfte trug statt weggeworfenen oder verschenkten Waffen und Tornister nur Stöcke oder Prügel, auf die sie sich stützten, manche schleppten Päcke mit geplündertem Gute, Kessel etc. Im bunten Wirrwarr bewegten sich gänzlich Erschöpfte und Verwundete fort. An den elenden abgerissenen Uniformen ließ sich weder Grad noch Regiment herausfinden, die statuenartigen, abgezehrten Gespenstergestalten schnitten dem denkenden, mitleidsvollen Beobachter tiefe Furchen ins Herz".[597] Die triumphierenden Lieder lassen leicht vergessen, daß man nicht überall über die Befreiung glücklich war. Der württembergische Offizier Christian von Martens erzählt: „Kaum hatte ich es mir bequem gemacht, als russische Truppen auf den folgenden Tag angekündigt wurden; dieser Umstand brachte meinen Hauswirt und noch mehr seine getreue Ehehälfte in Harnisch, die Geduld ging diesen Leuten vollends aus, zuerst brach die Frau, anstatt mir nach einem so beschwerlichen Marsche eine Labung zu reichen, in Schimpfen über alles Militär aus, dies war jedoch nur eine Einleitung zu den gröbsten Flüchen, deren sich

der Hausherr in seiner Wut nicht mehr enthalten konnte: ‚Der Teufel soll dieses Sauvolk holen', sagte er, ‚wenn wir unsere Freiheit diesen Horden verdanken sollen, so ist es wahrhaftig weit gekommen, es wäre mir lieber, die Franzosen hätten dieses Sklavenvolk wieder bis zur entferntesten Grenze ihres Reiches verjagt und dieses Mal ihr Petersburg zu einem Aschenhaufen gemacht".[598]
Alle drei Lieder sind Kontrafakturen, Nr. 158 auf ein inzwischen vergessenes Lied, dessen Originaltext lautet:

„Geh Mädchen, packe dich nach Haus
Zu deiner Stickerei;
Beim Dunkel da darfst du mir nicht mehr hinaus,
Ich schwörs bei meiner Treu.
Ich hab gesehn, wie dich der Knab
So schmeichelt und so mag.
Deine Mutter, die liebet dich nimmermehr,
Wie sie dich geliebet hat."

Aus der von uns herangezogenen Quelle geht hervor, daß das originelle Ermahnungslied seinerseits eine Kontrafaktur auf ein noch älteres mit dem Titel „Mir ist halt gar nicht wohl zu Mut" darstellt. Weiterhin findet sich die Anmerkung „Lied stammt aus der Zeit von etwa 1867", was nicht richtig sein kann. Natürlich hatten die Truppen der Rheinbundstaaten einen besonderen Grund, sich eifrig und tapfer an der Verfolgung Napoleons zu beteiligen, trugen sie doch immer noch den, in der Zeit patriotischen Überschwangs recht schlimmen, Makel des Bündnisses mit dem Tyrannen mit sich herum. So findet sich beispielsweise in den bayerischen „Verfolgungsliedern" jener Tage ein ganz besonderer, weil mit schlechtem Gewissen gepaarter Patriotismus.
Wie führen einige Beispiele an; die sich in ihnen spiegelnde politische Psychologie gilt mutatis mutandis auch für die übrigen Rheinbundstaaten.

Beispiel 161

Marsch der Bayern gegen Frankreich

Worte: Anonym, 1813 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 123

1. Ihr Brüder, jetzt heißt es marschieren
Gradwegs nach Frankreich hinein!
Napoleon, der muß verlieren,
Wir jagen ihn über den Rhein.

2. Ins Bayernland kommst du nicht wieder,
Wir haben genug an dir;
Jetzt lauten anders die Lieder,
Wir singen den Kehraus allhier.

3. Frisch auf! Das Frankreich soll geben
Uns alles Gut vollauf!
Was du uns tatest nehmen,
Das nehmen wir wieder bei Hauf.

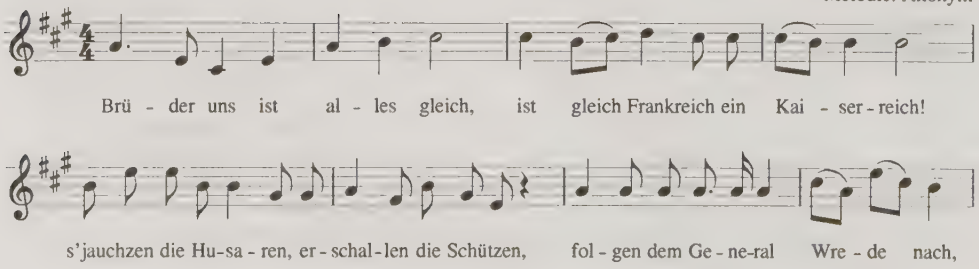
4. General Wrede, der tapfere Degen,
Der führt uns zum Siege gewiß;
Er wird die Franzen erlegen,
Erobern das schöne Paris.

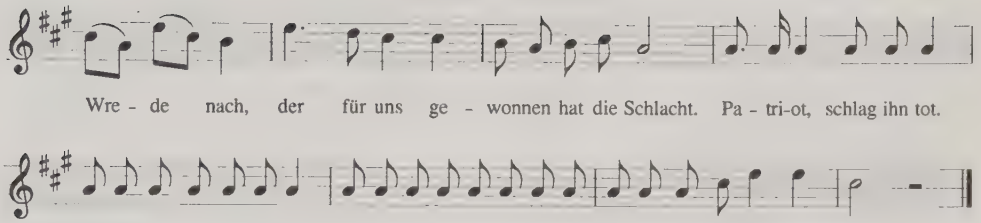
5. Vivat! Der König von Bayern soll leben,
Und auch General Wrede dazu!
Eh'r woll'n wir kein Frieden nicht geben,
Bis vor Napoleon ist Ruh!

Beispiel 162

Der Landsturm

Text: Anonym, 1813/14
Melodie: Anonym





aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 124f

1. Brüder, uns ist alles gleich,
   Ist gleich Frankreich ein Kaiserreich!
   ‘s jauchzen die Husaren, erschallen die Schützen,
   Folgen dem General Wrede nach – Wrede nach –
   Der für uns gewonnen hat die Schlacht.
   Patriot, schlag ihn tot. Bonapart den Erzkujon,
   Mit der Pike ins Genicke, daß er kriegt die Schwerenoth!

2. Bonapart der Henkersknecht,
   Wollt uns nehmen das deutsche Recht.
   ‘s jauchzen die Husaren, erschallen die Schützen,
   Folgen dem General Wrede nach – Wrede nach –
   Der für uns gewonnen hat die Schlacht.
   Patriot, schlag ihn tot. Bonapart den Erzkujon,
   Mit der Pike ins Genicke, daß er kriegt die Schwerenoth!

3. Brüder, haben wir kein Geld,
   Ziehn wir nach Frankreich ins Feld.
   ‘s jauchzen…

4. Brüder, haben wir kein Schuh,
   Stürmen wir Frankreich barfuß zu! …
   ‘s jauchzen…

5. Brüder, haben wir kein Wein,
   Schlag’n wir den Franzosen die Fässer ein!…
   ‘s jauchzen…

6. Brüder, scheut nicht Schuß noch Stoß,
   Immerfort auf Frankreich los!…
   ‘s jauchzen…

Der Titel **„Der Landsturm“** ist irreführend, da es in Bayern eine Truppe dieses Namens nicht gegeben hat. Die mit dem preußischen Landsturm vergleichbare „Bürgerwehr“ kam in Frankreich nicht zum Einsatz. Wir dürfen annehmen, daß das Lied von einem Angehörigen der Linientruppen oder der Reservebataillone gedichtet wurde.

Beispiel 163
Rheinübergang

Worte: Anonym, 1813/14 / Melodie: Marschieren wir ins Franzosenland[599]
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe…, S. 135f.

1. Marschieren wir ins Franzosenland,
   Stadt Lyon ist uns wohlbekannt,
   Marschieren wir in das weite Feld,
   Bei Basel wohl über den Rheine:
   Da kam daher ein starker Held,
   Mit Namen General Wrede.

2. Frühmorgens leuchtet uns der Tag,
   Als man über den Rheine sach,
   Da sach man so viele Franzosen dastehn,
   Scharfschützen und Grenadiere;
   Die Deutschen haben ein Feuer gemacht,
   Franzosen retirieren.

3. Alexander schickt seinen Trompeter hinein,
   Was sich der Napoleon tut bilden ein:
   Ob er den Rhein wollt’ geben verlor?
   Er sollte sich resolvieren;
   Die Deutschen sie stünden harte davor,
   Sie wollten hinüber marschieren.

4. Napoleon hierdrauf zur Antwort gab:
   So kann es aber nicht laufen ab!
   Wir müssen beschauen der Bayern Stück,
   Sonst wär es uns eine Schande;
   Denn kämen wir so nach Paris zurück,
   Sie jagten uns aus dem Lande.

5. Napoleon schickt seine schnelle Post,
   Die nach Parise laufen mußt,
   Ob er denn keinen Succurse bekomm,
   Den Rhein zu sekundieren?
   Die Deutschen stünden nicht weit davon,
   Sie wollten hinüber marschieren.

6. Doch kein Succurse kam daher,
   Sie fürchten sich vor dem deutschen Heer.
   Napoleon steckt heraus seine Fahn’,
   Als wollte er attackieren,
   Und als die Deutschen dieses sahn,
   So ließen sie auch marschieren.

7. Die bayrischen Kanoniere wohl insgemein,
So rucket die Stucken wohl an den Rhein!
Zündt an! Gebt Feuer, daß' donnert und kracht,
Schießt Roß und Reuter darnieder!
Auf daß wir zerstören Napoleon sein Macht;
Frischauf, ihr bayerische Brüder!

Beispiel 164

Marschieren wir ins Franzosenland 1814

Worte und Melodie: Anonym, 1814^{600} / Quelle: Hartmann, Historische Volkslieder und Zeitgedichte, S. 155f

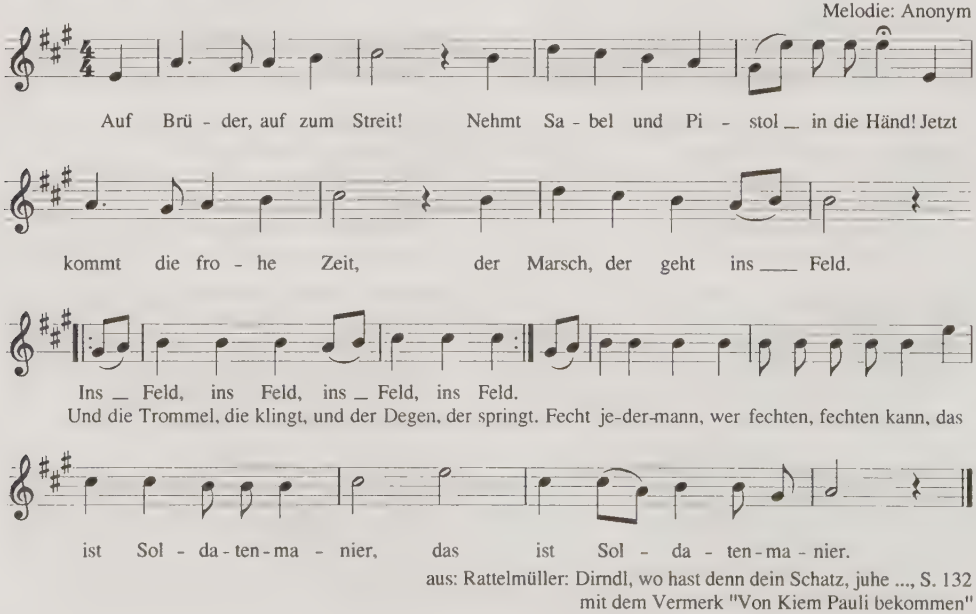
1. Marschieren wir ins Franzosenland,
Stadt Straßburg ist uns wohlbekannt,
Marschieren wir in das weite Feld,
Bei Basel wohl über dem Rheine!
Da kommt daher ein starker Held,
Mit Namen General Wrede.
2. Alexander schickt seinen Trompeter hinein,
Was tut sich Napoleon bilden ein?
Ob er will Straßburg geben auf?
Er soll sich resolvieren!
Die Deutschen die stehen so harte davor;
Sie wollten hinübermarschieren.
3. Kein Korsikan kam nicht daher;
Sie fürchten sich vor dem deutschen Heer.
Napoleon steckt seine Fahne heraus,
Als wollte er akkordieren;
Und als die Deutschen dieses vernahmen,
Ließen sie aufmarschieren.
4. Napoleon schickte die Schnellpost,
Die nach Paris gleich laufen mußt',
Ob er keinen Secours bekäm
Dem Rhein zu sekundieren.
Die Deutschen die stehen so harte davor;
Sie wollten es bombardieren.
5. Ihr bayrische Kanonier' insgemein
Rücket die Stücke wohl an den Rhein!
Schlagt an! gebt Feuer, daß's donnert und kracht!
Schießt Leut' und Pferde nieder,
Auf daß wir bekommen das schöne Frankreich!
Frischauf, ihr deutschen Brüder!
6. Napoleon, hättest du dies gedacht,
Daß dir jetzt die deutsche Macht,
Ja sogar deine Bundesherren
Dein schönes Land zerstören?
Und der König von Westfalen
Der muß dir die Zech' bezahlen.

Die beiden Fassungen zeigen, wie für ein und dieselbe Melodie während desselben Feldzuges innerhalb desselben Korps verschiedene Textvarianten entstehen können. Textliche Veränderungen dieser Art sind für anonym entstandene Lieder typisch.

Beispiel 165

Auf Brüder, auf zum Streit

Text: Anonym, 1814
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 132
mit dem Vermerk "Von Kiem Pauli bekommen"

1. Auf, Brüder, auf zum Streit!
Nehmt Sabel und Pistol in die Händ!
Jetzt kommt die frohe Zeit,
Der Marsch, der geht ins Feld.
Ins Feld, ins Feld, ins Feld, ins Feld!
Und die Trommel die klingt, und der Degen, der springt!
Fecht jedermann, wer fechten, fechten kann,
Das ist Soldatenmanier, das ist Soldatenmanier.

2. Franzos, sei nur getröst!
Bekommst einen Gast heut ins Quartier!
So nimm ihn an aufs best,
Zerhaut dir sonst die Tür.
In zweien, zweien Stück, zerhau, zerhau ich sie!
Entzwei, entzwei, entzwei, entzwei.
Sag's deiner Magd, sag's deiner, deiner Frau:
Es kommen unsrer drei, es kommen unsrer drei.

3. Richt Würst und Schinken her!
Wir haben schon auf sie gewart't,
Und schneid ihn kreuz und quer,
Daß er uns nicht zu hart.
Trag auf den Tisch, den Tisch, gebackne Fisch, Fisch,
Auch Fleisch, auch Fleisch, auch Fleisch, auch Fleisch.
Dazu auch Wein, Champagnerwein soll's sein.
Das schaff uns hurtig frisch, das schaff uns hurtig frisch.

4. Napoleon höre du,
Dir soll der Übermut vergehn.
Weilst halten willst kein Ruh,
Ist es um dich gescheh'n!
König Maximilian, der greift dich herzhaft an.
Graf Wrede, der Held, führt uns ins Feld.
Viktoria, der Sieg ist schon da,
Napoleon schon geprellt, Napoleon schon geprellt!

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Verfolgungslieder fällt auf, daß man sich der alten Waffenbrüderschaft mit den Franzosen nur ganz selten und eher am Rande erinnert: „Ins Bayernland kommst du nicht wieder... jetzt lauten anders die Lieder" (Bsp. 161: Str. 2); „sogar deine Bundesherren" (Bsp. 164: Str. 6). Das schlechte Gewissen wird schnell verdrängt durch die Aussicht auf den Sieg (Bsp. 161: Str. 4; Bsp. 162: Str. 1; Bsp. 163: Str. 7; Bsp. 163: Str. 6; Bsp. 165: Str. 4) und Beute (Bsp. 161: Str. 3; Bsp. 162: Str. 5; Bsp. 164: Str. 2, 3). In allen Liedern trifft man Graf Wrede an (Bsp. 161: Str. 4, 5; Bsp. 162: Str. 1; Bsp. 163: Str. 1; Bsp. 164: Str. 1; Bsp. 165: Str. 4), und zwar immer an exponierter Stelle, entweder in der ersten oder in der letzten Strophe.

„Karl Philipp Fürst von Wrede war nach dem Tode Deroys unumstritten der erste Soldat der Armee, was sich auch in der Ernennung zum Feldmarschall im Jahre 1814 ausdrückte. ‚Kaltblütigkeit und denkendes Draufgängertum' kennzeichnen Wrede, der am Infanteriereglement von 1804 einen nicht unerheblichen Anteil hatte. Wie kein zweiter in der bayerischen Armee hat er die neue Art der Kriegsführung begriffen, war aber auch gegen sich selbst rücksichtslos, und dies hat wohl dazu geführt, daß ihn Napoleon lange Zeit besonders schätzte".[601] Nach dem Rußlandfeldzug arbeitete Wrede zielstrebig auf den Übergang Bayerns zu den Alliierten hin, indem er eigenmächtig Verhandlungen mit den Österreichern aufnahm. Im Feldzug des Jahres 1814 hatte man nun einen „bayerischen Blücher", der ebenso wie jener in den Liedern verherrlicht wurde. In der Folge marschierten die Bayern mit den österreichischen Korps bei der Hauptarmee unter dem Oberkommando Schwarzenbergs und überquerten bereits am 21. Dezember 1813, also früher als Blücher bei Kaub, den Rhein bei Basel, nahmen Straßburg und zogen über das Elsaß in Frankreich ein. Dennoch wird der Ruhm der Erstüberquerung des Rheins in diesem Feldzug auch heute noch in den meisten Lexika und Geschichtsbüchern dem preußischen „Marschall Vorwärts" zugeschrieben, der den Fluß bei der Verfolgung Napoleons I. erst in der Neujahrsnacht 1813/1814 überschritt. Auch der Verfasser des folgenden Liedes, August Kopisch unterliegt diesem weitverbreiteten Irrtum, sein preußischer Patriotismus schrieb die Erst-Überquerung des Rheins während dieses Feldzuges dem volkstümlichen und überaus beliebten Feldmarschall Blücher zu:

Beispiel 166
Blücher am Rhein

Worte: August Kopisch, 1814 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 349 Nr. 131

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehen?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehen ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind"? – ‚Der Feind? – dahier!'
„Den Finger drauf! den schlagen wir!
Wo liegt Paris"? – ‚Paris? – dahier!'
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!"

Der am 26.5.1799 in Breslau gebürtige Schriftsteller und Maler August Kopisch, der am 6.2.1853 in Berlin starb, ist heute noch als Verfasser volkstümlicher Balladen, hier vor allem „Die Heinzelmännchen von Köln" und Autor zahlreicher Trinklieder für das Kommersbuch („Als Noah aus dem Kasten war") in Erinnerung.

Beispiel 167
Das Lied von Brienne

Worte: Anonym, 1814 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Scheible, Volkswitz der Deutschen; Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 350f. Nr. 133

1. Nun sind wir da, Herr Eisenfresser!
Nun sind wir da auf seinem Grund!
Versteht er hier das Kämpfen besser
Wohlan! So thu er's kund.

2. Schaut auf, ihr Leutchen von Brienne
Schaut, was der Schüler kann!
O weh! er steckt der treuen Henne
Das Nest zu Füßen an.

3. Dann schlüpft er aus, kriecht hinter Hecken
Und Sumpf und Bach und Wald.
Was da! wir spielen nicht Verstecken;
Heraus aus Dorf und Wald!

4. Nun speiet jede Hütte Blitze,
Und Kugeln jeder Zaun:
Doch Blüchers Schwert flammt an der Spitze
Und flammet Schreck und Grau'n.

5. Und Sacken hilft gar männlich streiten,
Und Württemberg, und Giulay
Und Wrede, – links und rechts zur Seiten
Und mitten Schlachtgeschrei.

6. Huh! Welch Gewühl von Mann und Rossen,
Sie töten – sehn sich nicht.
Der Wintersturm mit Schnee und Schloßen
Verhüllt der Sonne Licht.

7. Dann führt der Mond im trüben Schleier
Herauf die schwarze Nacht.
Da läuft davon das grause Ungeheuer,
So hat er's stets gemacht!

Beispiel 168
Bayern in der Schlacht von Brienne

Worte: Anonym, 1814 / Melodie: Was hört man denn Neues[602]

1. Was hört man den Neues vom Kriege,
Was hört man bei jetziger Zeit?
Man hört nichts als Kriegen und Siegen,
Man hört nichts als Schlachten und Streit.
Und wenn man das alles betrachtet,
Wie viel Menschen da werden geschlachtet,
Und wenn das Herz wäre von Stein,
So könnt es nicht schrecklicher sein.

2. Brienne, Brienne, da liegen
Viel Tausend unsrer Brüder im Blut;
General Wrede tut wiedrum siegen,
Wie Napoleon sich wehren auch tut.
Kanonen, Haubitzen, die blitzen,
Da wird man mit Blut ganz bespritzet;
Ist das nicht eine blut'ge Schlacht?
Hat alles Napoleon gemacht.

3. Napoleon kratzt hinter die Ohren,
Seine besten Leute sein g'fangen und tot;
Kanonen und Bomben hab'ns verloren,
Da bekommen wir ein frischen Mut.
Paris, das woll'n wir gewinnen,
Es kann uns auch nicht mehr entrinnen;
Napoleon, den fangen wir ein,
Prinz Ludwig soll König drin sein!

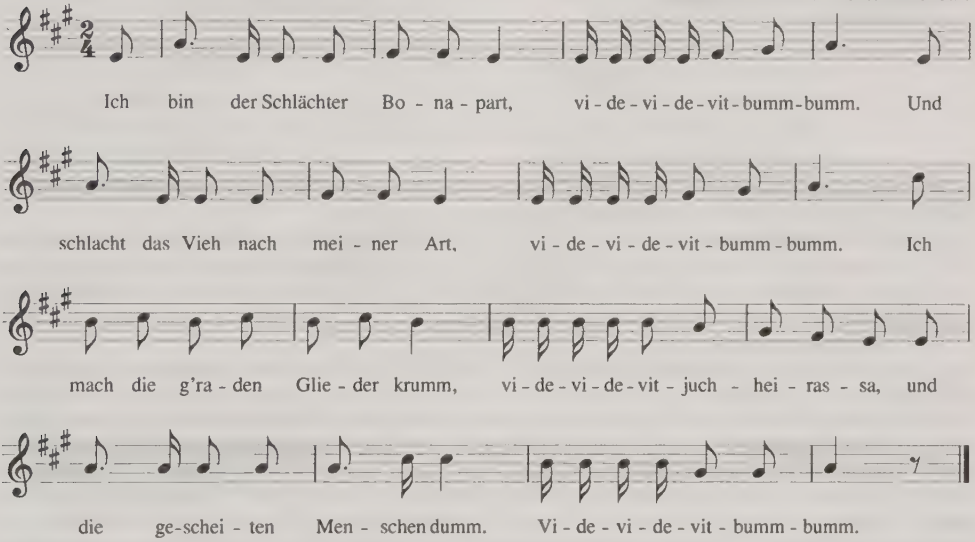
Die beiden Lieder zur Schlacht von Brienne (Bsp. 167 **„Das Lied von Brienne"** und Bsp. 168 **„Bayern in der Schlacht von Brienne"**) haben die Kämpfe um Brienne an der Aube und La Rothière am 29. Januar sowie am 1. Februar 1814 zum Inhalt, als die Alliierten unter Blücher Napoleon in einer ersten größeren Schlacht auf französischem Boden schlugen. Während man sich im Hauptquartier der Verbündeten zu Langres über das weitere Vorgehen stritt, schuf Blücher durch sein eigenmächtiges Vorgehen vollendete Tatsachen. Bei Brienne mußte Blücher, am 29. Januar 1814 von Napoleon

angegriffen, mit seiner Schlesischen Armee wieder zur Hauptarmee zurückweichen, die ihm nur zögernd gefolgt war, da die Franzosen, angesichts der Tatsache, auf eigenem Territorium kämpfen zu müssen, mit äußerster Entschiedenheit und Erbitterung fochten. Jetzt drehte Blücher um und wagte am 1. Februar bei La Rothière eine erneute Schlacht. Die Franzosen hielten sich längere Zeit, bis die nacheinander eintreffenden Truppen, darunter die Bayern, zu stark wurden. Der Verfasser von Lied Nr. 167 nennt ausdrücklich den russischen General Fabian Wilhelmowitsch von der Osten-Sacken, den österreichischen General Giulay und – last not least – den Führer der bayerischen Kontingente, Karl Philipp Fürst von Wrede (Str. 5). Wrede hatte sein Korps selbständig dorthin geführt. „Daß aus dem steckengebliebenen Angriff der Verbündeten nun doch noch ein großer Erfolg wurde, war nicht zuletzt dem Angriff der beiden bayerischen Divisionen auf den linken französischen Flügel zu verdanken".[603] Die dritte Strophe von **„Bayern in der Schlacht von Brienne"** (Nr. 165) enthält einen indirekten Seitenhieb auf König Max I. von Bayern, der sich lange gegen einen Frontwechsel gesträubt hatte und dem hier die Abdankung zugunsten seines Sohnes Ludwig nahegelegt wird („Prinz Ludwig soll *König* sein"). Ludwig war schon anläßlich des Tiroler Aufstandes mit Napoleon in Konflikt geraten und hatte, zusammen mit Wrede, 1813 den Anschluß Bayerns an die Alliierten forciert.

Beispiel 169

Ich bin der Schlächter Bonapart

Text: Anonym, Ende März 1814
Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart



aus: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte, S. 129ff

1. Ich bin der Schlächter Bonapart
Und schlacht das Vieh nach meiner Art.
Ich mach die g'raden Glieder krumm
Und die gescheiten Menschen dumm.

2. Ich stamm vom Metzger Bona her
Und würge wie ein wilder Bär
Und meine gnädige Mama
War eine Maid aus Korsika.

3. Auch heiße ich Napoleon.
Ich stahl mir einen blut'gen Thron.
Allein es währt' nur kurze Zeit
Die frech gestohlne Herrlichkeit.

4. Die Schlacht war meiner Seele Trost
Und Menschenfleisch die liebste Kost.
Ich trank das Blut statt Moselwein
Und schlürfte Witwentränen ein.

5. Der Mückenheld Domitian
War gegen mich ein kleiner Mann.
Ich hab mehr Menschen abgeschlacht't
Als dieser Fliegen umgebracht.

6. Ich war halt keinem Menschen gut
Und schor das Volk bis auf das Blut.
Nun bietet man im Gegenteil
Selbst meine Haut zu scheren feil.

7. Aus Potsdam einst vertriebe ich
Den Brudersohn von Friederich.
Und nun – o Himmel, steh mir bei!
Drückt Preußen mir das G'nick entzwei!

8. Zu Ulm, am Donaustrand – o weh!
Kuriert' ich Österreichs Armee.
Nun hat das Blättchen sich gewandt
Und Österreich spuckt in meinem Land.

9. Ich ging beim Teufel in die Schul'
Und jug den Papst von Petrus Stuhl.
Nun hat mich in den Kirchenbann
Der Papst aus Dankbarkeit getan.

10. Ich wollt Europas Kaiser sein
Und zog darum in Moskau ein.
Doch schlecht bekam mir diese Reis';
Mein halbes Heer erfror zu Eis.

11. Der Teufel hol' die Moskua!
Ich fand mein erstes Unglück da.
Er hole auch die Beresin!
Des Heeres Rest ersoff darin.

12. Ich plünderte die halbe Welt,
Ich nahm von Freund und Feinde Geld.
Nun holt – o großes Ungelück!
Sich Freund und Feind den Raub zurück.

13. Die Könige, des es gemacht,
Erklären mich jetzt in die Acht.
Und selbsten meiner Schwester Mann
Schließt sich an meine Feinde an.

14. Ich hab das Völkerrecht verletzt
Und manchen Fürsten abgesetzt.
Nun kömmt die Reihe auch an mich;
Mein eignes Volk läßt mich im Stich.

15. Was wird am Ende noch aus mir?
Der Russe setzt mich vor die Tür.
Die Tochter nimmt dann Franz zurück.
Mir bleibt nichts übrig als der Strick.

Das Spottlied vom **„Schlächter Bonapart"** behandelt Napoleons „Werdegang" von seiner korsischen Heimat bis zum Feldzug des Jahres 1814. Wir kommentieren der Strophenfolge entsprechend:
Str. 1 und 2: Der Ich-Erzähler Napoleon tritt als Schlächter auf, der „die g'raden Glieder krumm" macht, eine Anspielung auf Verwundungen und Verstümmelungen, die die Soldaten in den Napoleonischen Kriegen zu erleiden hatten. Hartmann teilt eine „Anmerkung im alten Druck" mit: „Der Metzger Bona aus Korsika war sein Großvater väterlicher Seite". In Wirklichkeit erhielt Napoleons Großvater Guiseppe Buonaparte (1713-1763) vom toskanischen Großherzog Leopold 1757 das Adelsprädikat bestätigt.
Str. 3: Am 2. Dezember 1804 krönte sich Napoleon in einer feierlichen Zeremonie in Notre Dame im Beisein des Papstes selbst zum Kaiser der Franzosen. Str. 4 bis 6: Hier wird das Schlächtermotiv wieder aufgenommen. „Anmerkung im alten Druck: ‚Der römische Kaiser Domitian vertrieb sich die Zeit mit Mücken und Fliegen zu fangen und zu töten'. (Domitianus, römischer Kaiser 81-96 n.Chr.)". Diese von Sueton und anderen antiken Schriftstellern überlieferte Marotte Domitians hält Paulys Realenzyklopädie für authentisch.[604] Str. 7: 1806 „vertrieb" Napoleon Friedrich Wilhelm III. von Preußen aus Berlin nach Ostpreußen. Dieser war allerdings nicht der „Brudersohn", der Neffe des alten Fritz, sondern dessen Großneffe. Str. 8: Am 17. Oktober 1805 kapitulierte der in Ulm eingeschlossene Marschall Mack mit drei österreichischen Korps. „Und Österreich spuckt in meinem Land" gibt einen Hinweis auf die Datierung: Im Feldzug 1814 marschierten die Alliierten nach Frankreich, die Österreicher zogen unter Schwarzenberg durch die neutrale Schweiz und erreichten Ende Januar das Plateau von Langres. Nach diesem Termin muß das Lied entstanden sein. Wir setzen es – von der zuversichtlichen Gesamttendenz ausgehend – in die Zeit um die Schlacht bei Arcis-sur-Aube (20.3.1814) und des Einzugs der Alliierten in Paris. Ein späterer Zeitpunkt kommt kaum in Frage, da das Lied Napoleons weiteres Schicksal noch offen läßt (**vgl.???** Str. 15), also noch keinen Hinweis auf die tatsächlich vollzogene Abdankung des Kaisers (6.4.1814) und auf das Exil in Elba enthält. Der spöttische Lieddichter hätte sich eine diesbezügliche Bemerkung ansonsten wohl kaum verkneifen können. Str. 9: „Am 10.6.1809 wehte die Trikolore auf der Engelsburg, und Herolde verkündeten das Ende der Papstherrschaft. Am gleichen Tag sprach der Papst die Exkommunikation über Napoleon und die Invasoren aus. Am 6.7. verhafteten ihn französische Büttel und führten ihn in vierzehntägiger Fahrt nach seinem Verbannungsort Savona".[605]
Str. 11 und 12: Mit „Moskua" ist die Schlacht von Borodino gemeint.
Str. 12 bis 14: „Meiner Schwester Mann" bezieht sich auf Joachim Murat, der seit 1800 mit Napoleons Schwester Caroline verheiratet war. Murat nahm Anfang 1813 Verbindung zu den Österreichern auf und schloß sich, um seinen Königsthron von Neapel zu retten, am 11. Januar 1814 – ebenfalls ein Datierungshinweis – offiziell den Alliierten an. Marie Luise, die Tochter des Kaisers Franz I. von Österreich, war am 1. April 1810 Napoleons Frau geworden.
Das Lied vom „Schlächter Bonaparte" ist wegen seines Inhaltsreichtums und seiner sprachkräftigen Bildhaftigkeit eines der bemerkenswertesten zeitgenössischen Spottgedichte auf Napoleon.

Beispiel 170
Einnahme von Paris 1814

Worte: Anonym, 1814 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[606]
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 351f. Nr. 134

1. Friedrich Wilhelm zu den Seinen
Sprach: „Sollt alle euch vereinen,
Zu befrei'n das Vaterland!
Die Franzosen zu verjagen,
Sollt ihr kräftig jetzt dreinschlagen
Schwert und Büchse nehmt zur Hand."

2. Als das Volk den Ruf vernommen,
Sah man hunderttausend kommen
Aus den Schulen, von dem Pflug.
Ja, die bei den Akten saßen
Und mit Brillen auf den Nasen,
Schlossen sich an diesem Zug.

3. Aus der Werkstatt, von der Elle
Eilet Bursche und Geselle,
Selbst der Meister säumet nicht.
Jeder Stand wird jetzt zum Krieger,
Jeder brennt zu werden Sieger,
Hält zu schlagen d'rein für Pflicht.

4. Selbst die sonst nur schrieben Bücher,
Nahmen nach dem Helden Blücher
Schwert statt Feder in die Hand.
Die sonst hinterm Ofen sitzen,
Schlagen tapfer sich bei Lützen:
Gott mit König, Vaterland.

5. Vater Blücher, in der Rechten
Seinen Säbel, thät wohl fechten
Mit General und Feldmarschall.
Er thät die Franzosen zwingen,
In die Katzbach 'neinzuspringen
Und drin zu ersaufen all.

6. Als die Völkerschlacht geschlagen
Wollte man sich schon vertragen;
Blücher rief: „Das kann nicht sein!
Vorwärts, meine braven Streiter!
Seht, ich reite immer weiter,
Setze bald auch übern Rhein."

7. Und am letzten März soeben
Mußt' Paris sich schon ergeben,
Preußen bieten großen Schmaus.
Als sie vieles dort genossen,
Ward der Friede abgeschlossen.
Jeder kehrte froh nach Haus.

Beispiel 171
Friedensunterhandlungen der Potentaten mit Napoleon den 1. März in Paris 1814

Worte: Anonym, 1814 / Melodie: Guter Mond, du gehst so stille[607]

Napoleon

1. Himmel, schaut doch die Kosaken!
Ach, sie kommen schon herein,
Ach, sie kriegen mich zu packen,
Wollen auf Paris herein!
Und bei ihnen sind die Preußen,
Dringen her mit ganzer Macht;
Ach was muß das Ding doch heißen,
Hab ich denn verlor'n die Schlacht?

Der Kosack und Preuß

2. Freilich hast die Schlacht verloren,
Du wirst jetzt bald abgesetzt.
Gelt, jetzt kratzt du hintern Ohren?
Der Senat will Friede jetzt.
Du hast nichts mehr zu gebieten,
Gieb dich nur gefangen gleich,
Oder unterschreib den Frieden
Für das ganze deutsche Reich!

Napoleon

3. Himmel, wie hat sich gewendet
Doch auf einmal nun das Blatt!
Ach, der Sieg hat sich geendet,
Für mich ist kein anderer Rath,
Als daß ich jetzt Fried muß machen,
Und auch der Senat zugleich,
Der mich sehr hart tut anklagen,
Als hätt' ich zerstört das Reich.

Der Senat

4. Freilich bist du Schuld gewesen,
Daß der Feind zu uns kam 'rein!
Wer hieß dir's, daß du ehdessen
Gingst sogar bis Rußland 'nein?
Du könnt'st sein ein großer Kaiser,
Bliebst du mit der Nas' davon;
Doch jetzt bist ein Hosenscheißer,
Nicht mehr Held Napoleon.

Napoleon

5. Himmeltausend, Sappermente,
Ich bin ja kein altes Weib!
Hab zum Kommandieren Hände
Und zum Kriegsführ'n Herz im Leib.
Geht auch Frankreich gleich verloren,
Weil mir nicht das Glück blieb hold,
War ich doch dazu geboren,
Daß den Krieg ich führen sollt'.

Deutschland

6. Du hast lang g'nug Hohn gesprochen,
Alle Mächte ausgelacht;
Doch jetzt wird der Spott gerochen,
Und dir's wieder wett gemacht.
Du hielt'st dich für klug und weise,
Du hast noch nicht daran gedenkt,
Daß man doch die klügsten Mäuse
Noch am Ende dennoch fängt.

Russischer Kaiser

7. Schau nur zu, du großer Kaiser,
Daß du nicht fällst in ein Loch,
Ob du klüger dich und weiser,
Hältst als alle Andern noch.
Du hast einen Bock geschossen,
Als du warst in Rußland draus,
Daß bei Moskau die Franzosen
Liefen all zum Land hinaus.

8. Ich ließ dich herein gern kommen,
Und zog mich mit Fleiß zurück,
Daß du in mein Garn mögst kommen,
Wo du dich auch hast verstrickt.
Ich ließ Moskau selbst wegbrennen,
Als du dort wollt'st nisten ein;
Sonst hätt'st du leicht laufen können,
Bis nach Petersburg hinein.

Kaiser von Oestreich

9. Du hast deinen Bund gebrochen
Mit dem Hause Oesterreich,
Hast in's Wespennest gestochen,
Bei mir und Rußland zugleich.
Bei mir hast du angehoben,
Aber Rußland hat zur Schand
Dir den Riegel vorgeschoben,
Da du wolltest nach England.

10. Ich gab dir in Oestreich ehe,
Daß du Frieden machen sollt,
Meine Tochter selbst zur Ehe,
Aber du hast nicht gewollt;
Stiftest nichts als Streit und Hader,
Warst nie meiner Freundschaft werth,
Daß ich selbst, dein Schwiegervater,
Wider dich muß ziehn das Schwert.

König von Preußen

11. Hast du gleich durch Schmeicheleien
Mich an dich gezogen an,
Mußt du es doch jetzt bereuen,
Und das, was du mir gethan,
Zehnmal büßen hier auf Erden,
Mußtest Haare lassen doch.
Meine Generäle werden
Dir schon etwas weisen noch.

12. Kennst du nicht den Helden Blücher,
Schwarzenberg auch, Oestreichs Held,
Wreden, Bayerns tapferer Sieger,
Der sich dir in Weg gestellt?
Auf, ihr braven, tapfern Preußen,
Gehet muthig in die Schlacht!
Zeigt, daß ihr thut Preußen heißen,
Die ihr Sach sonst gut gemacht!

König von Bayern

13. War ich gleich dein Bundesgenossen,
Hab ich mit dem Haus Oestreich
Doch geschwind den Bund geschlossen,
Und fiel von dir ab sogleich.
Ich wollt dir nicht länger trauen,
Hatt' dich lang genug im Land;
Jetzund kannst du selbst zuschauen –
Marsch mit dir aus meinem Land!

14. Du hast meine Unterthanen
Lang genug gequält, gedrückt;
Ich hätt' unter deine Fahnen
Keine Boten dir geschickt.
Du warst falsch, gleich wie die Katzen,
(Hast mich hintergangen doch,)
Die vorn lecken und hinten kratzen –
Marsch mit dir hinaus zum Loch!

Kronprinz von Sachsen

15. Deine Falschheit kommt am Tage,
Die du begingst an Deutschland;
Drum hab ich, zu deiner Plage,
Mich von dir jetzt abgewandt.
Will es jetzt mit Deutschland halten,
Bin ein großer Sieger drauß,
Laß den deutschen Gott dort walten,
Und du mußt aus Deutschland ,naus.

König von England

16. Hör, und laß was mit dir reden:
Du wollt'st kommen hint herum,
Durch Rußland England zu nöthen –
Doch das Ding ging falsch und krumm.
Hast Spanien glaubt zu bekommen,
Welche dort stark fielen ,raus,
Dir sind auf den Hals gekommen,
Klopfen dir den Buckel aus.

Türkischer Kaiser

17. Du hast dir einst vorgenommen,
Auch den Krieg mit der Türkei,
Bist gar nach Aegypten kommen,
Mußtest aber vogelfrei,
Als Kaufmann herausmarschieren;
Wolltest dort mir machen bang,
Thatest dort viel Volk verlieren,
Dieses merk ich dir noch lang!

König von Sachsen

18. Du bist zwar stark angewachsen,
Aber jetzt gemacht sehr klein;
Gabst die Hände mir in Sachsen,
Sprachst: „jetzt laß ich dich allein,
Ich kann dich nicht schützen weiter."
Ach, da puffte mir das Herz,
Als ich dies mußt hören leider,
Selbst von dir, zu meinem Schmerz.

König von Spanien

19. Auch mich nahmest du gefangen;
Doch, als du verspielt zuletzt,
Da bist du gleich hergegangen,
Hast mich wieder eingesetzt.
Jetzt thust du zusammen packen,
Machest aus Paris dich fort,
Weil du glaubst, daß die Kosacken
Dich erwischen können dort.

König von Württemberg

20. Auch mich machtest du zum König,
Der ich sonst nur Herzog war;
Doch das konnt mir helfen wenig,
Weil das Glück nicht güstig war
Dir, Napoleon dem großen
Weltverderber bei uns drauß;
Marsch mit dir und den Franzosen,
Marsch mit euch zum Land hinaus!

21. Ich hab euch schon kennen lernen,
Mehr als zwanzig Jahre lang,
Als ich mich schnell mußt entfernen
Dort nach Ansbach und Erlang;
Und jetzt ging's mir zehnmal ärger,
Da ich durch dich König bin:
Meine treuen Württemberger
Führtest du auf's Schlachtfeld hin.

22. Ich will nichts von dir mehr wissen,
Weil du so ein Judas bist;
Will mich an Haus Bayern anschließen,
Der mein braver Nachbar ist.
An den halt ich mich jetzt feste:
„Württemberger rächet euch!
Jagt den Tiger in sein Neste,
Laßt ihn nimmer 'raus ins Reich!"

Napoleon

23. So, ist dies mein Dank itzunder
Von euch deutschen Fürsten drauß,
Daß ihr mich so setzt herunter,
Und ich theilt euch Kronen aus?!
Das ist ja zum Teufelholen,
Daß ich, was im Reich bisher,
Ich gewonnen, nicht gestohlen,
Jetzt soll wieder geben her!

Das deutsche Reich

24. Alles mußt du wieder geben,
Auf, wehrt Deutsche euch auf's Best!
Schlagt auf diesen Wolf und Löwen,
Bis den Raub er fallen läßt!
Laßt uns auf den Feuerdrachen,
Der die ganze Welt vergift,
Schießen, hauen, stechen, schlagen,
Bis er uns zu Füßen liegt.

Vice-König von Italien

25. Ach, mein Bruder Bonaparte,
Du hast mich zwar eingesetzt,
Aber du hast selbsten harte
Nüsse aufzubeißen jetzt!
Ich kann dir nicht helfen weiter –
Unsere Siege sind jetzt aus;
Ich mußt' selbsten wie ein Schneider
Laufen, daß ich kam nach Haus.

Alle alliirten Mächte zugleich

26. Auf, ihr Deutschen, auf zur Rache
Wider den Napoleon!
Ihr habt ein' gerechte Sache,
Bonapart nur Spott und Hohn.
Auf, und jaget die Franzosen
Nach Paris und über'n Rhein,
Daß verlieren Schuh und Hosen,
Daß sie brechen Hals und Bein! –

Am 30. März 1814 wurde der Montmarte von den preußischen und russischen Truppen erstürmt, tags darauf zogen die Sieger in Paris ein.
Der unbekannte Verfasser von Lied Nr. 170 **„Einnahme von Paris"** geht auf den seiner Ansicht nach eigentlichen Grund des Sieges Preußens über den Kaiser der Franzosen ein, nämlich die „levée en masse", d.h. die Tatsache, daß sich das ganze Volk ohne Ansehen sozialer und sonstiger Unterschiede gegen die französische Fremdherrschaft erhoben habe. Dabei strickt er kräftig mit an der Legende, daß diese Erhebung auf Veranlassung Friedrich Wilhelms III. von Preußen zustandegekommen sei (Str. 1). Wir wissen es besser. (Vgl. Einleitung). Ausdrücklich wird auf den Anteil des „Marschall Vorwärts" am Sieg eingegangen; desweiteren wird noch einmal an die Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813), – immerhin eine Niederlage der preußisch-russischen Verbände gegen Napoleons Truppen, die Letzterer jedoch nicht mehr für sich auszunützen vermochte – (Str. 4), Blüchers Sieg an der Katzbach (26.8.1813) (Str. 5) sowie die Völker-

schlacht bei Leipzig (16.-18.Okt. 1813) (Str. 6) erinnert, die Napoleons endgültige Niederlage vorbereitet hätten, bevor schließlich die französische Hauptstadt Ende März von den Alliierten eingenommen wurde.

Der Vorschlag zu den in Lied 171 **„Friedensunterhandlungen der Potentaten mit Napoleon den 1. März in Paris 1814"** thematisierten Verhandlungen während des Feldzuges von 1814 ging von Napoleon aus, der „seine Gegner politisch zu verwirren trachtete", und führte bei den Verbündeten zu heftigen Auseinandersetzungen. Rußland und Preußen traten für eine konsequente Fortführung des Krieges ein, Österreich und England, das durch seinen Außenminister Castlereagh vertreten war, befürworteten eine vorläufige Einstellung der Kriegshandlungen. Die Verständigungspolitiker setzten sich zunächst durch: man einigte sich, auf Napoleons Vorschlag einzugehen und vereinbarte einen Kongreß in Châtillon, auf dem man Frankreich nicht mehr die Rheingrenze, sondern nur mehr die vorrevolutionäre Grenze zugestehen wollte. Obwohl das eigenmächtige Vorgehen Blüchers bei Brienne neue Tatsachen geschaffen hatte, begann man am 5. Februar 1814 in Châtillon zu verhandeln, und der von Napoleon als Unterhändler entsandte Caulaincourt war nach Napoleons Schlappe bei La Rothiere schon zum Verzicht auf die linksrheinischen Gebiete bereit, als eine erneute Wendung eintrat. Die Alliierten hatten des Nachschubs wegen ihre eben erst vereinigten Heere wieder getrennt, Napoleon nützte dies sofort aus und schlug die vorrückenden Korps der Preußen und Russen einzeln bei Champaubert, Montmirail, Mormant und Montereau. Jetzt glaubte Napoleon in Châtillon ultimativ die „natürlichen" Grenzen fordern zu können. Der geschlagene Blücher wandte sich jedoch nach Norden, um sich mit der von Belgien unter von Bülow herannahenden Nordarmee zu vereinigen. Napoleon entschloß sich, diese Vereinigung zu verhindern und folgte Blücher, was der Hauptarmee unter Schwarzenberg Luft verschaffte, die nun, am 27. Februar, den von Oudinot gehaltenen Riegel bei Bar-sur-Aube durchbrechen konnte. „Um diese Zeit nahm das endgültige Kriegsziel der Alliierten Gestalt an: die ‚Grenzen von 1792' und der Sturz Napoleons. Am 1. März schlossen sie in Chaumont-en-Bassigny ein neues Bündnis, in dem sie ihre Ziele und Verpflichtungen fixierten. Die Friedensverhandlungen brachen am 18. definitiv ab".[608]

Lied Nr. 171 **„Friedensunterhandlungen der Potentaten mit Napoleon"** ist im Titel auf den 1. März 1814, den Tag des Bündnisses datiert. Das Verhandlungsthema der Konferenz von Châtillon, die Grenzfrage, wird vor allem in der zweiten Hälfte leitmotivisch behandelt:

- Str. 2: „für das ganze deutsche Reich"
- Str. 13: „Marsch mit dir aus meinem Land"
- Str. 15: „Und du mußt aus Deutschland naus"
- Str. 22: „Laßt ihn nimmer ‚raus ins Reich"
- Str. 23: „Daß ich was im Reich ... gewonnen, jetzt soll wieder geben her"
- Str. 26: „über'n Rhein"

Die geplante Absetzung Napoleons findet sich in Str. 2: „du wirst jetzt bald abgesetzt" thematisiert.

Der Verfasser referiert also das Ergebnis des Bündnisses vom 1. März, das im Vertrag von Chaumont am 9. März ratifiziert wurde und die gemeinsame „kraftvolle" Fortführung des Krieges mit den erwähnten Zielen bedeutete. In den einzelnen Beiträgen des Rollenliedes werden vor allem die Begründungen aus der Sicht der beteiligten Alliierten geliefert. Natürlich waren nicht alle der genannten Monarchen in Châtillon zugegen. Zunächst beschreiben die Strophen 1 bis 6 die politische und militärische Situation Napoleons vor und während den Friedensverhandlungen. Bereits seit dem Jahresende hatte Napoleon Opposition zu spüren bekommen. Im Corps Législatif wurde am 29. Dezember mit 229 gegen 31 Stimmen ein Antrag angenommen, der eine Ausweitung der Freiheitsrechte forderte. Napoleon reagierte schroff und löste mit den Worten „Kehren Sie in Ihre Départements zurück"! die Versammlung auf. Sogar der ausschließlich von Napoleon berufene Senat forderte – natürlich nicht ganz so forsch wie in Strophe 4 – den Kaiser auf, die Worte „Frieden" und „Vaterland" nicht ihres wahren Inhaltes zu berauben. In den ersten Strophen spiegelt sich auch die wechselhafte militärische Situation des Feldzuges. Napoleons Teilerfolge veranlassen ihn zur ungläubigen Frage: „Gab ich denn verlor'n die Schlacht"? Anfang März muß der Kaiser allerdings zugeben, daß sich das „Blatt gewendet" hat; er ist aber hartnäckig zur Weiterführung des Krieges entschlossen („zum Kriegsführ'n Herz im Leib")!

Strophe 7 und 8: Der russische Kaiser eröffnet im Rollenlied den Reigen der Alliierten und erinnert – natürlich – an den russischen Feldzug.

Strophe 9 und 19: Franz I. von Österreich hält seinem Schwiegersohn den Krieg von 1809 vor. „Da du wolltest nach England" ist nicht eindeutig zu klären; es bezieht sich entweder auf den Wirtschaftskrieg oder auf die von Napoleon zeitweise geplante Invasion in England.

Strophe 11 und 12: Friedrich Wilhelm III. von Preußen muß seine bis 1806 währende Neutralitätspolitik bekennen und erinnert unter anderem an die Schlacht von Hanau, an der Preußen nicht beteiligt war.

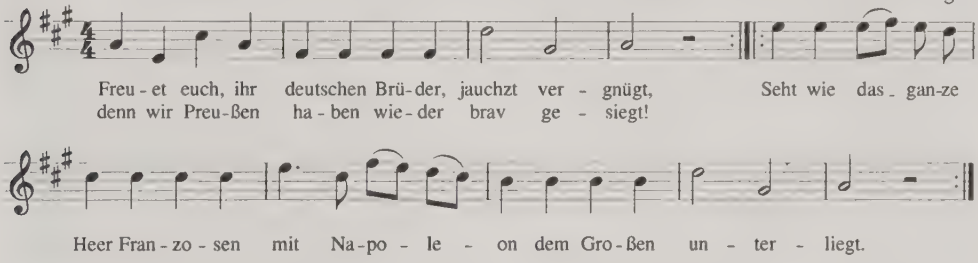
Strophe 13 und 14: Auch Max I. Joseph von Bayern hat kein ganz reines Gewissen. Er legitimiert seinen Frontwechsel, vollzogen durch den Vertrag von Ried, mit den Lasten der französischen Einquartierung in Bayern und mit Napoleons „Falschheit". Strophe 15: (Bisher durften die Herrscher jeweils zwei Strophen lang zu Wort kommen, ab jetzt nur noch eine Strophe, mit Ausnahme des Königs von Württemberg, dem sogar drei Strophen zugestanden werden.) Kronprinz von Schweden ist Jean-Baptiste Bernadotte, ehemals französischer Marschall. Schweden hatte sich am 22. Juli 1813 den Alliierten angeschlossen; bei Leipzig kommandierte Bernadotte die alliierte Nordarmee.

Strophe 16: „England zu nöthen" bezieht sich auf die von Napoleon erlassene Kontinentalsperre, welche die Einfuhr englischer Waren verbot, jedoch bald von Rußland durchbrochen wurde.
Strophe 17: 1798 stieß Napoleon, um den Engländern den Weg nach Indien zu unterbinden, nach Ägypten vor, das zum Osmanischen Reich gehörte, und besiegte dort ein türkisches Mameluckenheer. Nach der verlorenen Schlacht von Abukir (1.8.1798) und dem darauf folgenden syrischen Feldzug verließ Napoleon heimlich sein Heer und kehrte nach Frankreich zurück. Daß er bei seiner Flucht als Kaufmann verkleidet war, gehört zweifellos in den Bereich der Legende.
Strophe 18: Überraschend tritt auch der König von Sachsen auf den Plan, der den Absprung von Napoleon nicht rechtzeitig geschafft hatte und in Leipzig von den Alliierten gefangengenommen wurde.
Strophe 19: Spanischer König ist seit 1806 Ferdinand VII., der von Napoleon abgesetzt wurde, doch im Dezember 1813 den Thron wieder zurückerhielt.
Strophe 20 bis 22: Herzog Friedrich II. von Württemberg wurde durch Napoleon 1803 Kurfürst, 1806 schließlich sogar König von Napoleons Gnaden. Im Sommerfeldzug des Jahres 1796 hatte Württemberg noch auf der Seite der Österreicher gestanden; zusammen mit dem kaiserlichen Heer wurden damals die Württemberger, deren Land die Franzosen besetzten, von Jourdan nach Franken zurückgeschlagen. Friedrich, seinerzeit noch Kronprinz, floh bei dieser Gelegenheit über Ansbach und Erlangen nach Wien.[609]
Str. 23 bis 26: Napoleons Zorn auf die Rheinbundfürsten, die ihm Rangerhöhungen und Gebietsvergrößerungen verdanken, ist nur zu verständlich. Murat, König von Neapel, sagte sich am 11. Januar 1814 von Napoleon los.

Beispiel 172

Einmarsch der Deutschen in Paris
1814

Text: Anonym, 1814
Melodie: Mädchen mit den blauen Augen



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 96ff

1. Freuet euch ihr deutschen Brüder,
Jauchzt vergnügt,
Denn wir Preußen haben wieder
Brav gesiegt!
Seht wie das ganze Heer Franzosen
Mit Napoleon dem Großen
Unterliegt!

2. Singt ihr Deutschen froh und munter,
Glaubts gewiß,
Wir sind kommen an jetzunder
In Paris.
Alles war uns dort gewogen,
Als wir waren eingezogen
In Paris.

3. Die Franzosen sind bezwungen,
Freuet euch!
Weil uns ist der Sieg gelungen
Allzugleich.
Und Napoleon den Großen
Hat man jetzt ganz ausgestoßen
Aus dem Reich.

4. Jetzt wird es bald Friede werden.
Napoleon,
Der beherrschen wollt die Erden
Ist entflohn;
Ist nach Corsica geflüchtet,
Hat in Frankreich angerichtet
Spott und Hohn.

5. Die Franzosen sind geschlagen
Bis aufs Haupt.
Ihrer viel Kanonen und Wagen
Ganz beraubt.
Sie sind schnell um Alles kommen,
Was sie draus im Reich genommen
Und geraubt.

6. Jetzt wird es bald Friede werden,
Freuet euch,
Nach so vielen Kriegsbeschwerden
Allzugleich!
Deutschlands Mächte siegen wieder,
Singt mit uns vereint, ihr Brüder,
Freudenreich!

7. Freuet euch mit uns, ihr Reußen,
Hört nicht auf
Euch stets tapfer zu erweisen,
Schlagt brav drauf!
Schlagt bald drauf auf die Franzosen,
Daß verlieren Schuh und Hosen,
Hört nicht auf!

8. Freuet euch, nun ist es Friede!
Der Senat
Ist des langen Krieges müde,
Deutschlands Staat,
Engellands und Rußlands Heere,
Haben, nebst Oestreichern, Ehre
In der That.

9. Drum freut euch, ihr Deutschen wieder,
Jauchzt mit Glück,
Singet Kriegs- und Friedenslieder
All' entzückt!
Unsre Kinder aus dem Kriege
Kommen jetzt mit Ruhm und Siege
Bald zurück.

10. Freuet euch, ihr jungen Bräute,
Jedes Weib,
Väter, Mütter, alle Leute
Freuet euch!
Es wird Alles auf der Erden
Wohlfeil jetzt und besser werden
In dem Reich!

Den Einzug der Alliierten in Paris am 31. März 1814 schildert Pasquier, der Polizeipräfekt der Stadt:
„Um 10 Uhr erschienen Kaiser Alexander mit dem König von Preußen vor den Thoren von Paris; zwischen 11 und 12 Uhr begann auf dem Boulevard, von der Porte Saint-Denis her, der unendliche Vorbeimarsch der Truppen aller Waffengattungen, die den beiden Herrschern voranzogen oder folgten.
Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich schon am frühen Morgen an allen Punkten aufgestellt, wo die Fremden vorbeikommen mußten. Der Faubourg Saint-Denis und die Boulevards waren dicht mit Menschen bedeckt, diese Menschen standen in düsterem Schweigen und sahen den kommenden Ereignissen mit großer Unruhe entgegen.
Die edle Erscheinung Alexanders, seine liebenswürdigen und verbindlichen Manieren machten einen günstigen Eindruck; als er eine Strecke weit den Boulevard entlang geritten war, wurde er von etlichen Zurufen begrüßt. Mittlerweile hatte sich auf der Place Louis XV. eine kleine Anzahl französischer Royalisten versammelt, die die angesehensten Namen des französischen Adels trugen; sie steckten sich ohne Zögern die weiße Kokarde (das Abzeichen der Bourbonen) an. (...) Etwa am Boulevard des Italiens begegneten sie dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen; und jetzt begannen ziemlich stark sich die Rufe hören zu lassen: ‚Hoch die Bourbonen! Hoch die Souveräne! Hoch Kaiser Alexander'! (...) Inmitten dieser Kundgebung verhielt die große Mehrheit sich schweigend (...)".[610]
Durch diesen Augenzeugenbericht wird die Textstelle „Alles war uns dort gewogen" doch etwas korrigiert. Zwei Tage nach dem Einzug der Alliierten in Paris erklärte der Senat Napoleon für abgesetzt. Mit ihm würde nicht mehr verhandelt, wie aus folgendem Schreiben hervorgeht, das Marschall Macdonald in seinen Memoiren überliefert hat:
„Die hohen Verbündeten lehnen es nach den gemachten Erfahrungen ab, noch einmal mit dem Kaiser Napoleon zu unterhandeln, haben aber erklärt, diejenige Regierungsform, welche die Nation sich geben würde, anzuerkennen und garantieren zu wollen. Demgemäß ist die provisorische Regierung an der Arbeit, eine neue Verfassung, ähnlich der englischen auszuarbeiten".[611]
Napoleon schwankte noch zwischen Abdankung und Fortführung des Krieges, unterzeichnete dann doch am 11. April 1814 die Abdankungserklärung:
„Da die alliierten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon seinem Eid getreu, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet und daß es kein persönliches Opfer gibt, selbst das des Lebens, das er nicht dem Interesse Frankreichs zu bringen bereit wäre".[612]
Napoleon wird die Insel Elba (nicht Korsika, seine ursprüngliche Heimat, vgl. Str. 4) als künftiger Aufenthaltsort zugewiesen; am 20. April reist er von Fontainbleau ab. Er hatte zuvor in der Cour du Cheval Blanc noch einmal alles um sich versammelt, was ihm von der kaiserlichen Garde verblieben war. „Gedämpfter Trommelwirbel ertönte. Dann machte der Kaiser ein Zeichen, daß er zu sprechen wünsche. Er erinnerte seine alten Waffengefährten an die ruhmvolle Vergangenheit der letzten zwanzig Jahre und versicherte ihnen, daß er alles getan habe, um das Vaterland vor den Schrecken des Krieges zu bewahren. Darauf winkte er den General Petit zu sich heran, der die Standarte mit dem kaiserlichen Adler trug, umarmte ihn, küßte das Symbol des französischen Schlachtenruhms und fügte hinzu: ‚Mögen Eure Herzen dieses höchste Liebeszeichen auf ewig bewahren! Noch ein letztes Mal Adieu, meine alten Kameraden'"![613] Aus den letzten Strophen des Liedes spricht eine ehrlich empfundene Freude über den Frieden.

Beispiel 173
Napoleon's Rückkehr von Elba (1.3.1815)

Worte: Anonym, 1815 / Melodie: Was hört man denn Neues vom Kriege[614]
Quelle: Ditfurth, Lieder der Befreiungskriege, S. 111f.

1. Was hat man denn Neues vernommen,
Was hört man für Post ganz gewiß?
Napoleon ist wiedergekommen
Von Elba nach Paris.
Der König ist fortgelaufen,
Die alten Soldaten zu Haufen
Kommen auf Napoleon her,
Und schreien: Wif Lamperör!

2. Napoleon drückt Allen die Hände,
Und spricht: Ihr lieben Leut,
Jetzt bleib ich bei euch bis an's Ende,
Steht mir nur hübsch tapfer zur Seit!
Jetzt bring ich viel bessere Zeiten:
Ich will euch zur Freiheit geleiten,
Mach euch Alle recht glücklich und reich,
Denn ich kämpfe und siege für euch!

3. In Wien, da kratzen's die Ohren,
Und schauen gar sauer dazu;
Sie rufen durcheinander: „Verloren
Ist wiederum Frieden und Ruh!
Wir müssen nach Frankreich marschieren,
Napoleon soll uns nicht vexieren,
Auf, Deutsche, seid frisch und bereit,
So giebt widerum ein herzhaften Streit!"

Worterklärungen
Wif Lamperör; Vive l'empereur = Es lebe der Kaiser / vexieren = quälen, beunruhigen

Lied Nr. 173 **„Napoleon's Rückkehr von Elba"** erzählt authentisch die Ereignisse bei der Rückkehr Napoleons, der am 1. März 1815 bei Cannes mit nur 1000 Soldaten gelandet ist. Er stößt nirgends auf Widerstand. „Im Gegenteil, die Bevölkerung jubelt ihm zu, die ihm entgegengeschickten Truppen laufen zu ihm über. Das Regime der Bourbonen, nur darauf bedacht, die Restauration längst überlebter Formen zu betreiben und die von Napoleon geprägte Armee zu demütigen (verdiente, alte Soldaten werden entweder entlassen oder auf Halbsold gesetzt, als Offiziere dagegen Günstlinge der Aristokratie eingesetzt), erkennt seine Fehler zu spät: Niemand wird Ludwig XVIII. verteidigen, Napoleon erreicht sein Ziel, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wird".[615] Der restaurierte König hatte zunächst verkündet, er werde auf dem Thron sterben; vier Tage später floh er heimlich aus Paris.
Die Geschichte der sich wandelnden Schlagzeilen des „Moniteur", in der sich die Wandlungsfähigkeit des offiziellen Paris spiegelt, ist bekannt, aber zu schön, als daß wir darauf verzichten möchten:

- „Die Bestie hat Elba verlassen".
- „Der Verräter in Grenoble eingetroffen".
- „Der Usurpator Bonaparte in Lyon".
- „Napoleon nähert sich der Hauptstadt".
- „Seine Majestät unter dem Jubel ganz Frankreichs wieder in Seiner Hauptstadt".[616]

Die Proklamation, die Napoleon an die Soldaten richtete, zeigt, daß er, anders als die Bourbonen, imstande war, den richtigen Ton für die alten Kämpfer zu finden:
„Soldaten! In meinem Verbannungsort habe ich Eure Stimme vernommen; mitten durch die Hindernisse und alle Gefahren bin ich angekommen; Euer General, durch die Wahl des Volkes berufen und durch Euch erhoben, scheint Euch wiedergegeben zu sein; kommt, vereinigt Euch mit ihm! Reißt diese Farben herab, welche die Nation verbannte und die seit 25 Jahren allen Feinden Frankreichs zum Vereinigungszeichen diente. Steckt jene dreifarbige Schleife wieder auf; Ihr habt sie in jenen großen Tagen getragen. Wir müssen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren; aber wir dürfen nicht dulden, daß irgend jemand sich in unsere Angelegenheit mische. (...) Soldaten! Kommt, stellt Euch unter die Fahnen Eures Hauptes; seine Existenz besteht nur in der Eurigen, seine Rechte sind nur die des Volks und die Eurigen. Sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind nur Euer Interesse, Eure Ehre und Euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt voranschreiten; der Adler mit den Nationalfarben wird von Thurm zu Thurm fliegen bis zu den Türmen von Notre-Dame; dann werdet Ihr mit Ehren Eure Narben zeigen; dann werdet Ihr Euch Eurer Thaten rühmen können; Ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein".[617] Napoleon trat mit einem neuen Regierungsprogramm auf; der bisherige Schlachtenkaiser wollte nun ein Friedens- und Freiheitskaiser sein, wie er in mehreren Gesprächen versicherte: „Übrigens ist mein System jetzt ein anderes: kein Krieg, keine Eroberungen! Ich will in Frieden regieren, will meiner Unterthanen Glück".[618]

„Ich weiß, wie sehr sich die Bourbonen geschadet haben durch die Bekämpfung liberaler Ideen. Ich werde es anders machen. Man darf nie gegen eine Nation kämpfen – das ist der irdene Topf gegen den eisernen. Die Franzosen werden mit mir zufrieden sein. Ich fühle, welch eine Freude und welch ein Ruhm es ist, ein großes Volk frei und glücklich zu machen. Ich werde Frankreich Garantien geben. Einst hatten die Franzosen durch mich den Ruhm, sie sollen nun durch mich die Freiheit haben. Ich werde von der Macht nur das behalten, was zum Regieren nötig ist".[619]
In Wien hatten sich die europäischen Mächte zum Kongreß versammelt. Es gibt zahlreiche Berichte über den Augenblick, an dem Napoleons Landung dem offiziellen Wien bekannt wurde. Wir übernehmen die Version Egon Friedells: „Am 11. März war in Wien ein großer Ball beim Fürsten Metternich. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht: ‚Er ist in Frankreich'. Jedermann wußte, wer damit gemeint sei. Der Tanz wurde abgebrochen, die Unterhaltung verstummte, vergeblich spielte das Orchester weiter. Wortlos verließen die Monarchen das Fest, die übrigen Gäste folgten. Die Lichter erloschen, die Stadt lag in angstvollem Dunkel (...)".[620]
Die auf dem Kongreß versammelten Mächte beantworteten Napoleons Rückkehr am 13. März 1815 mit einer Achterklärung:
„Die Mächte, welche den Traktat von Paris unterzeichnet,[621] im Kongreß zu Wien versammelt, haben die Entweichung Napoleon Bonapartes und seinen Eintritt mit bewaffneter Hand in Frankreich vernommen und sind es ihrer eigenen Würde und dem Interesse der gesellschaftlichen Ordnung schuldig, die Empfindungen, welche diese Begebenheit in ihnen geweckt hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. Bonaparte hat, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Indem er den französischen Boden, mit dem Vorsatze, Unruhe und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er sich selbst allen gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann.
Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben hat (...)".[622]
Es gibt also wieder Krieg: „Wir müssen nach Frankreich marschieren" (Str. 3). Wie „frisch und bereit" die Deutschen waren, geht aus einem Bericht des Engländers George Jackson hervor, der aus Berlin seiner Mutter schreibt:
„Kriegsvorbereitungen sind stets belebend, und kaum ist der erste Trommelschlag zu hören, zeigt sich Berlin schon am muntersten. Dennoch hört man die Flüche auf den Urheber dieses neuen Unglücks von so manchem, der nun wieder den gerade abgelegten Tornister aufnehmen muß und das Schwert, das er mit der so notwendigen Pflugschar und dem Gartenmesser zu vertauschen gehofft hatte".[623]

Beispiel 174
Napoleon in den Niederlanden 1815

Worte: Anonym, 1815 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder, S. 355 Nr. 137

1. Bonaparte, der wollte auf Reisen gehen. Ade!
   Und sich die Länder am Rhein besehn. Ade!
   Drum spannte die alte Garde er ein,
   Kutschierte nach Belgien eiligst hinein.
   Ade, Parischen, Ade!

2. Doch Blücher rief bald ein „Werda"? ihm zu. O weh!
   Und stört' ihn in seiner gemächlichen Ruh. O weh!
   Bonaparte, Bonaparte, kehr um nach Paris.
   Das einmal schon treulos den Rücken dir wies!
   Ade, Ade, Ade!

3. Die Preußen, die hemmten den Kaisertrab. O weh!
   Die spannten die Pferde vom Wagen ihm ab. O weh!
   Ach, bliebst du auf Elba mit friedlichem Sinn,
   Da kommt doch der preußische „Vorwärts" nicht hin.
   Ade, Ade, Ade!

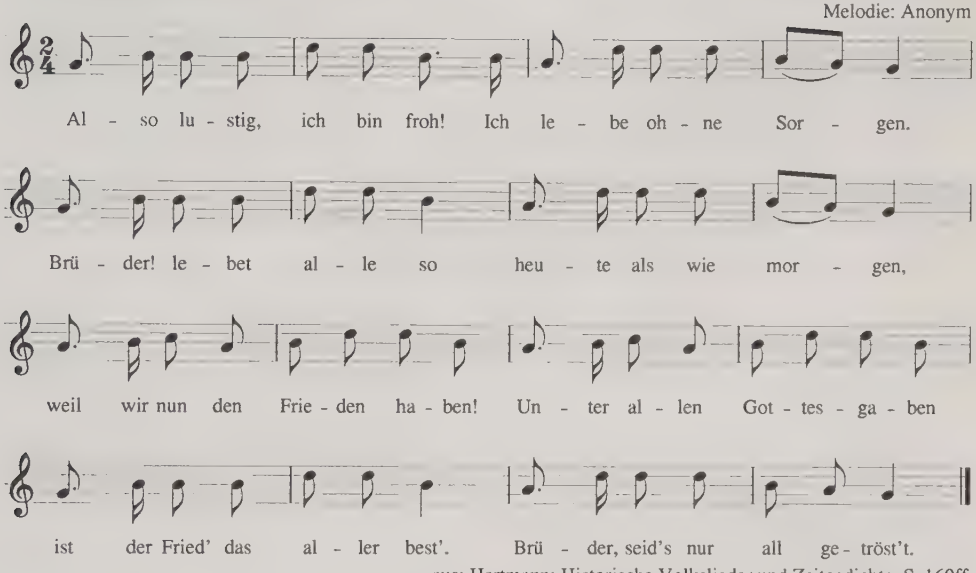
4. O Kodrus, o Niclas, wie kannst du so fliehn? Ade!
   So schmählich dich aus der Affaire ziehn? Ade!
   Sehn das die Pariser, und kommst du nach Haus,
   Sie kratzen die Augen dem empereur aus.
   Ade, Ade, Ade!

Wir sind in unserer historischen Einleitung bereits darauf eingegangen, daß Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba unverzüglich über die niederländische Grenze vorstieß, um durch einen Überraschungssieg über die dort stehenden Alliierten das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden, und daß ihm zunächst auch einige militärische Erfolge – 16. Juni 1815: Ligny) beschieden waren, bevor ihn unmittelbar darauf, am 18. Juni, bei Waterloo/Belle Alliance sein Schicksal ereilte. Wie so oft im historisch-politischen Lied so ist auch diesmal das Geschehen „personalisiert", d.h. spielt sich ausschließlich zwischen Napoleon Bonaparte und Blücher, dem „Marschall Vorwärts" ab,[624] war Letzterer doch wirklich eine der treibenden Kräfte im Kampf gegen den Franzosenkaiser.

Beispiel 175

Also lustig, ich bin froh

Text: Anonym, 1815
Melodie: Anonym



aus: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte, S. 160ff
mit der Bemerkung "mündlich aus Leopoldskron-Moos bei Salzburg"

1. Also lustig, ich bin froh!
Ich lebe ohne Sorgen.
Brüder! lebet alle so
Heute als wie morgen,
Weil wir nun den Frieden haben!
Unter allen Gottesgaben
Ist der Fried' das allerbest'.
Brüder, seids nun all getröst't!

2. Friede in dem Vaterland
Das ist mir mein Leben.
Ja, ich hätt schon von der Hand
Oft mein Leben geben.
Ich bin selber ausmarschiert,
Fremde Länder durchpassiert.
Aber nun bin ich wiedrum da;
Bayerland, Victoria!

3. Bayerland bleibt Bayerland;
Wir haben's nicht verloren.
Ich red es nicht aus Unverstand;
Ich bin ganz neugeboren.
Wegen dem Salzburg, wegn dem Flecken
Das macht uns kein Loch in Säcken.
Wir haben noch im Überfluß
Salz, Getreid und Wein genug.

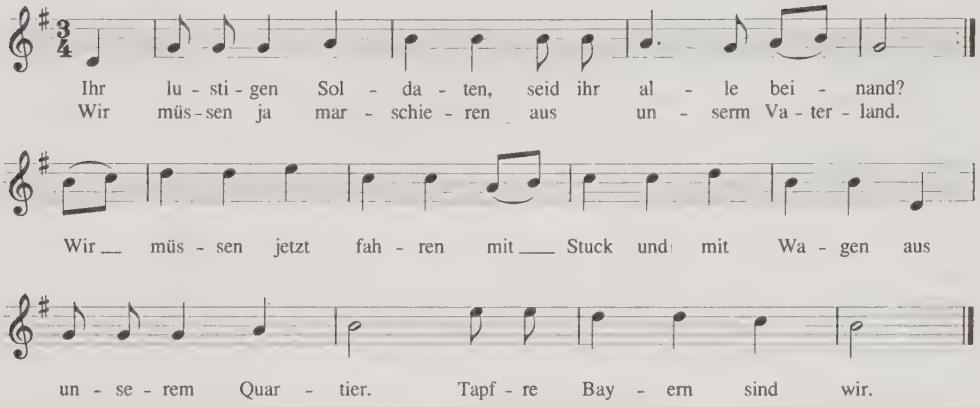
4. Das Innviertel ist hin;
Das achten wir ganz wenig,
Ist es hin, so ist es hin;
Es lachet unser König,
Sehet! draußen an dem Rhein
Da stehn ganz Berg voll Wein.
Dieselben Leut sánd andre Boarn,
Koane solchán Lándlersnoarn.

5. Brüder, wer jetzt trinken will!
Wir sind geschlossne Brüder.
Nach dem Kampfe, nach dem Sieg
Schmeckt uns der Frieden wieder.
Brüder! ich muß euch gestehen:
Hätt schon oft ein'n Gulden geben
Um á bayrisch Mássel Bier.
Sei'n wir alle lustig hier!

Beispiel 176

Ihr lustigen Soldaten

Text: Anonym, 1815
Melodie: Anonym



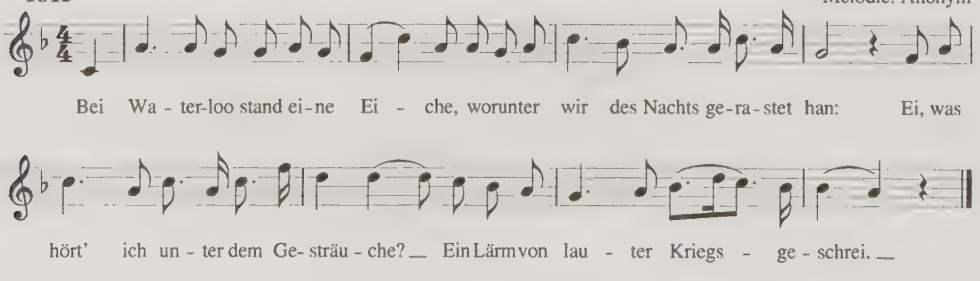
aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast dein Schatz, juhe ..., S. 134f

1. Ihr lustigen Soldaten, seid ihr alle beeinand?
   Wir müssen ja marschieren aus unserm Vaterland.
   Wir müssen jetzt fahren mit Stuck und mit Wagen
   Aus unserm Quartier. Tapfere Bayern sind wir!
2. Napoleon, der hat sich schon wiedrum gerührt
   Und kommt von Elba ins Frankreich marschiert,
   Hinaus übern Rhein ins Frankreich hinein,
   Der Deutschen ihr Heer eilet auch schon daher.
3. Wie schwenkt nicht unser Fähnderich so liebreich die Fahn'!
   Wie schwenkt nicht unser Fähnderich so liebreich die Fahn'!
   Viele Bomben geschmissen, viele Häuser zerrissen
   Mit starken Kaononen, kommt keiner davon.
4. Und als wir drei Monat sind draußen gewest,
   So hat ja Napoleon auch bekommen seinen Rest.
   Sein Heer ist geschlagen, die Deutschen tun's jagen,
   Ohn Gnad und Pardon muß er selbsten davon.
5. Jetzt kommt von England ein Schifflein daher,
   Das fährt ihn hinüber übers weite Meer;
   Nach Helena hinein spazieret er fein,
   Singt spät und singt früh: Adche Partie!

Beispiel 177

Waterloo 1815

Text: Anonym, 1815
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 176

1. Bei Waterloo stand eine Eiche,
Worunter wir des Nachts gerastet han:
Ei, was hört' ich unter dem Gesträuche?
Ein' Lärm von lauter Kriegsgeschrei.

2. Auf einmal fiel ein dicker Nebel
Und der Tag verwand't sich in die Nacht.
Und da blitzen so viel tausend Säbel,
Hat manchen Deutschen umgebracht.

3. Wenn die Kanonenkugeln sausen,
Und der Tambur wirbelt auch dabei,
Wenn die Kartätschenkugeln brausen,
So ist uns alles einerlei.

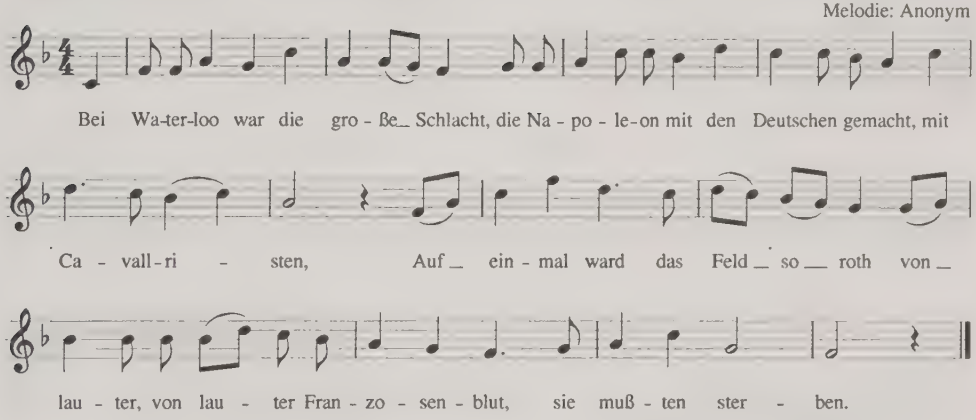
4. Und als wir nach vollbrachtem Kampfe
Uebers blutge Schlachtfeld ziehn
Da sahen wir im Pulverdampfe
Die ersten Menschen sterben hin.

5. Der Vater weint um seinen Sohn
Und die Mutter um ihr geliebtes Kind:
Ei, so schick uns Gott den stillen Frieden
Daß wir in unsre Heimath ziehn.

Beispiel 178

Schlacht bei Waterloo

Text: Anonym, 1815
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 175
mit der Bemerkung "Aus dem Lahngebiete und dem Untertaunus 1885"

1. Bei Waterloo war die große Schlacht,
Die Napoleon mit den Deutschen gemacht,
Mit Cavallristen.
Auf einmal ward das Feld so roth
Von lauter, von lauter Franzosenblut,
Sie mußten sterben.

2. Des Morgens als der Tag anbrach
Und als man über das Lager sah
Da sah man stehen
Wol über dreimalhunderttausend Mann,
Die fingen auf einmal zu feuern an,
Auf die Franzosen.

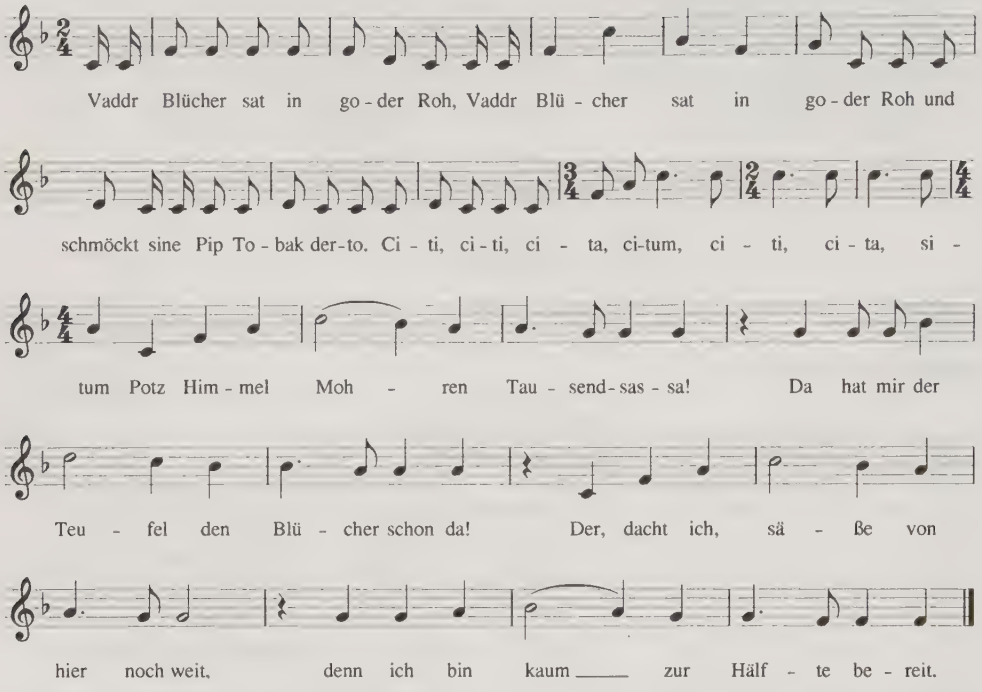
3. Und als Napoleon dies vernahm,
Da sprach er: ‚Ach, ich armer Mann,
Was soll das werden?
Meine besten Generäl' sind all verlorn
Und meinen Soldaten ist bang gewor'n
Vor solchen Leuten.

4. Napoleon, du Schindersknecht.
Du tust der ganzen Welt Unrecht.
Mußt Deutschland meiden.
Hättst du ja nicht an Rußland gedacht
Und hättst mit Deutschland Frieden gemacht,
Wärst du Kaiser geblieben.

Beispiel 179

Der letzte Gang 1815

Text: Anonym, um 1815
Melodie: En Grofsmid seet in goder Roh



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 119

1. Vaddr Blücher sat in goder Ro,
   Und schmockt sine Pip Tobak derto
   Citi, citi, cita, citum
   Citi, cita, citum
2. Da kloppt em wat an sine Dör,
   Dat was de höllische Postcurier.
3. Und dadrin stund et schwart up weiß,
   Der Napl wär wedder in Paris.
4. „Ei" –sprak de Blücher – „dat wär mi woll,
   Is denn de Kerel meg duwelsdoll?
5. T ,is god, nu maken wir noch en Gang,
   Mi wurd hie so de Tied schon lang.
6. Glieks fahr ik in de Stiwweln rin,
   Ik will em scho te packen krien!"
7. Mank de Beene den Rappen, de Kling in de Hand,
   Jocht he nu flugs nach Nedderland.
8. Und as de Näpl em kommen sach,
   Da wurd em um de Herzküte schwach.
9. „Pötz Himmel Mohren Tausendsassa!
   Da hat mir der Teufel den Blücher schon da!
   Der, dacht ich, säße von hier noch weit,
   Denn ich bin kaum zur Hälfte bereit".
10. „Det is scho recht, gaht mi nix an,
    Man glieks vor't Messer, Herr Urian.
11. „Ach Blücher, liebster Blücher mein,
    So blüchre doch nur so arg nicht drein!
    Hab nichts mit dir, und sprech nur dort
    Mit Wellington ein einzigs Wort."
12. „Det Plouschen, dat solt du blieben lan,
    Ick wer di nich vom Nacken gahn."
13. „Ach Blücher, ach erbarme dich,
    Hab Mitleid und verschone mich!
    Sieh, ich verschwör es hoch und hehr,
    Ich komm auch nach Berlin nicht mehr"!
14. „Ei Schnickschnack und den Düwel och,
    Dat Beerken hangt di so woll te hoch!"
15. „Ach Blücher, ach was denkst denn du?
    Du schlägst ja gar unhöflich zu!
    Geh, laß mich aus! Ich räume dir
    Die Brüßler Lande auch dafür."
16. „Holt Moul, Kujon, un säch keen Wort,
    Heel ut ganz Frankreich mußt du fort!"
17. Und wat Vaddr Blücher gesait, det traff:
    De Kerl mußt von de Hütsche raff.
    Cita, cita, citum.

Worterklärungen
meg duwelsdoll = total verrückt / mank = zwischen / Herzküte = ums Herz / Beerken = „Beerchen", Anspielung auf die hochhängenden Weinbeeren aus der Fabel „Der Fuchs und die Trauben / Kujon = Schuft, Quäler / von de Hütsche raff = aus dem Haus hinaus

Natürlich waren auch die Bayern im Feldzug von 1815 wieder mit von der Partie, allerdings weit weniger spektakulär als das Jahr zuvor. Man wartete zunächst am Rhein auf die Russen und kämpfte dann noch bei Saargemünd und bei Saarbrücken, als die Entscheidung von Waterloo bereits gefallen war. Deshalb kann ehrlicherweise der Verfasser von Nr. 176 **„Ihr lustigen Soldaten"** den Sieg über Napoleon nicht seinen bayerischen Landsleuten, sondern muß ihn den „Deutschen" zuschreiben. Die Lieder 177 **„Waterloo" (1815)** und 178 **„Schlacht bei Waterloo"** schildern, wenig in die Einzelheiten gehend, die Schlacht von Waterloo (vgl. Einleitung).
Das originelle, in niederdeutscher Sprache verfaßte Lied Nr. 179 **„Der letzte Gang"** kontrafaktiert eine Vorlage mit dem Titel „En Groffsmid seet in goder Roh". Ein tabakrauchender Grobschmied erhält postalisch üble Nachricht über seinen in Kiel studierenden Sohn:

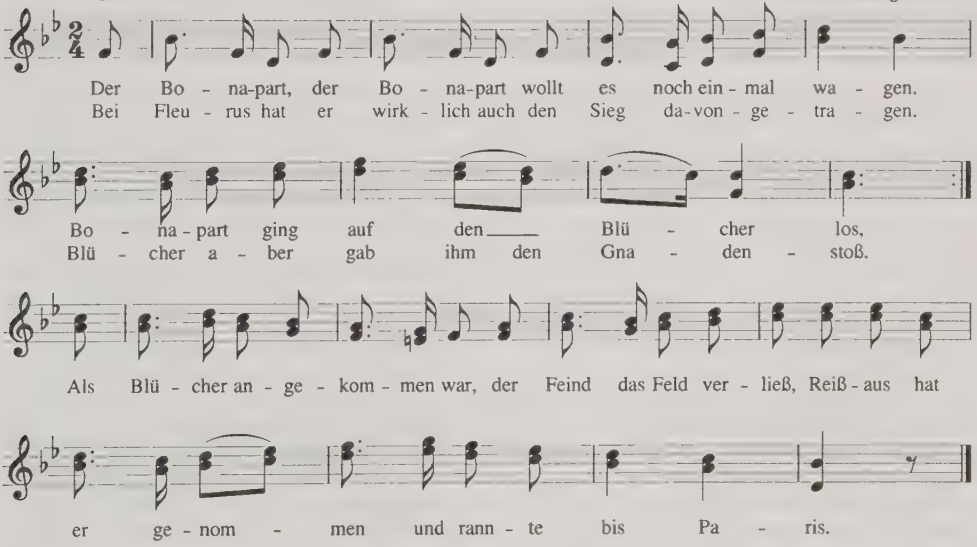
„De Fritz, de wahnt in goll'n Stern — He hett sik mit de Kieler slan
Dar hebb'n em all de Deerns so gern. — Un schall nich mehr Kollegen gahn.

Flugs begibt sich der Vater selbst nach Kiel, um nach dem Rechten zu sehen. In der Aussprache zwischen Vater und Sohn bedient sich der Studiosus der hochdeutschen Sprache. Die Kontrafaktur übernimmt sowohl das Motiv der Reise als auch den reizvollen Gegensatz zwischen der hochdeutschen und der niederdeutschen Sprache. Jetzt ist es Napoleon, der in den Strophen 9, 11, 13 und 15, die wie in der Vorlage auf eine eigene Melodie gesungen werden, hochdeutsch spricht, während Blücher, der sich übrigens auch in Wirklichkeit ausschließlich der pommerschen Mundart bediente, im Lied Dialekt spricht. Wieder einmal ist es der „Marschall Vorwärts", der nach dem Rechten sieht.

Beispiel 180[625]

Schlacht bei Schönbund
18. Juni 1815

Text: Anonym, 1815
Melodie: Erklinge stolz



aus: Ditfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 126f

1. Der Bonapart, der Bonapart,
Wollt' es noch einmal wagen –
Bonapart ging auf den Blücher los.
Bei Fleurus hat er wirklich auch
Den Sieg davongetragen,
Blücher aber gab ihm den Gnadenstoß.
Als Blücher angekommen, der Feind das Feld verließ,
Reißaus hat er genommen und rannte bis Paris.

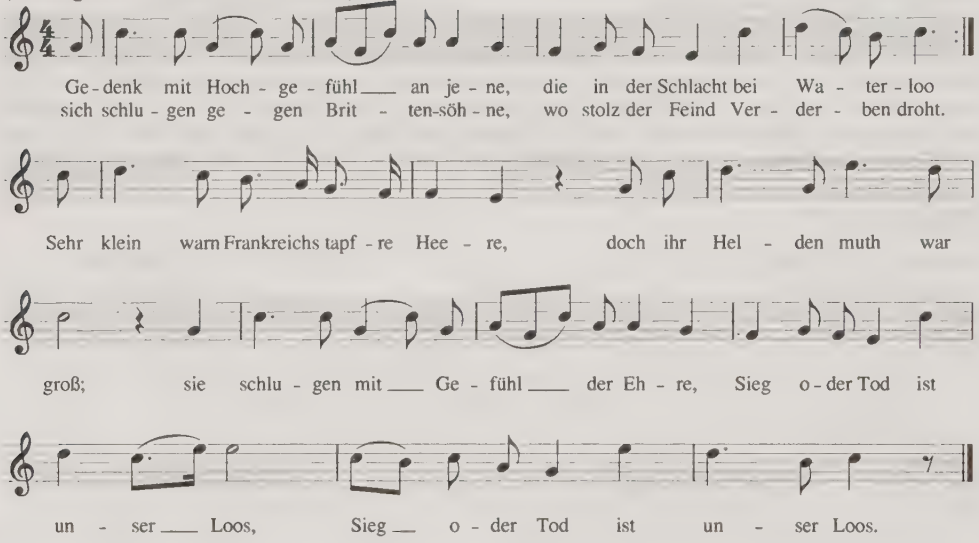
2. Graf Bülow und Lord Wellington,
Die rückten aneinander;
Bülow stellte wieder her den Verband;
Da ruckten Preuß' und Engländer
Nach Paris selbander,
Jagten bis der Bonapart verschwand,
Und heimlich sich salvierte, Und Alles ließ im Stich,
Davoust kapitulierte, Vandamm und Ney entwich.

3. Graf Bülow, der von Dennewitz,
Der Sieger bei Groß-Beeren,
Der bei Leipzig stürmte das Grimma'sche Thor,
Der Arnheimer stürmt', und Jorkum nahm,
Und gab, wem sie gehören,
Bülow, der noch nie das Feld verlor:
Schlug einen großen Bogen
Wol um die Stadt Paris,
Da sind wir eingezogen,
Als sie der Feind verließ.

Beispiel 181

Die Schlacht von Waterloo
(Gesang der französischen Elsässer)

Text: Anonym, 1815
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 177f

1. Gedenk mit Hochgefühl an jene,
Die in der Schlacht bei Waterloo
Sich schlugen gegen Brittensöhne,
Wo stolz der Feind Verderben droht.
Sehr klein warn Frankreichs tapfre Heere,
Doch ihr Heldenmuth war groß;
Sie schlugen mit Gefühl der Ehre,
Sieg oder Tod ist unser Loos.

2. Von Feinden unzählbar umrungen
Sah man die alte Garde stehn,
Sie waren muthig vorgedrungen
Und lauter war das Kriegsgewehn.
Es schallte furchtbar in die Weite,
Dumpf verschallts im Erdenschoos,
Die Garde schrie mit Muth und Freude:
„Sieg oder Tod ist unser Loos!"

3. Und größer wurden die Gefahren
Und immer wuchs der Feinde Zahl.
Da drang mit Muth in jene Schaaren
Der Garde scharfgewetzter Stahl.
Allein nichts half dem tapfern Grimme
's Feindes Macht war allzugroß.
Die Garde schrie mit muthger Stimme:
„Sieg oder Tod ist unser Loos!"

4. Lord Wellington ließ ihnen sagen
Gerührt durch ihren Heldenmuth:
„Laßt nicht die Nachwelt um euch klagen,
Verschonet euer junges Blut!
Nicht Schande ists, euch zu ergeben,
Genug verbirgt der Erde Schoos".
Die Garden schrien mit munterm Leben:
„Sieg oder Tod ist unser Loos!"

5. Aufs neu erscholl das Kriegsgetümmel
Und der Kanonen rasche Gluth
Entfärbte Blitz und Blitz den Himmel,
Die Erde tränkte sich mit Blut.
Zerschmettert stürzten Helden nieder;
Doch indem ihr Aug' sich schloß,
Erschallt im Mund der andern Brüder:
Sieg oder Tod ist unser Loos!

6. Und als der helle Morgen graut
Der Donner der Kanonen schwieg.
Als Phöbus früh von Osten schaut,
Die stolzen Britten rufen „Sieg"!
Und Frankreichs tapfre Helden lagen
Hingestreckt auf blut'gem Moos,
Ihr blasser Mund schien noch zu sagen:
Sieg oder Tod ist unser Loos!

Unter den „Waterlooliedern" darf Nr. 181 **„Schlacht bei Schönbund"** besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Es kann – je nach Sichtweise – als Dokument des Neides auf den Schlachtenruhm Blüchers oder als gerechtfertigte Korrektur angesehen werden, da es den Hauptanteil an den preußischen Kriegserfolgen der Jahre 1813 bis 1815 nicht dem berühmten „Marschall Vorwärts", sondern dem preußischen General Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, Graf von Dennewitz zuweist. So unrecht hat der Verfasser wohl nicht: Zum einen war Bülow bei den militärischen Aktionen der Jahre 1813 bis 1815, an denen er beteiligt war, stets erfolgreich („der noch nie das Feld verlor"), während Blücher immerhin einige Schlappen davontragen mußte; zudem hatte von Bülow zu den entscheidenden Siegen von Leipzig und Waterloo maßgeblich beigetragen. Zu Beginn erinnert der unbekannte Autor an die – hier nach dem Nachbarort Fleurus benannte – Schlacht bei Ligny, an der Bülow Korps wegen des langen Anmarschweges nicht teilgenommen hat, und bei der Blücher eine empfindliche Niederlage einstecken mußte. Blücher hielt mit 84.000 Mann eine sieben Kilometer lange Front am Ligny-Bach. Napoleon verfügte über 78.000 Mann und 242 Geschütze, 16 mehr als die Preußen besaßen. Er plante den preußischen linken Flügel zu fesseln, dann das Zentrum anzugreifen und Blücher zum Einsatz seiner Reserven zu zwingen. Ney sollte ergänzend von Quatre Bas aus Blüchers rechten Flügel umfassen und so Blüchers endgültige Niederlage besiegeln. Auf diese Weise hätte Napoleon völlig freie Hand für den entscheidenden Kampf gegen die Engländer unter Wellington bekommen. Blücher selbst führte, um der drohenden Gefahr zu begegnen, persönlich seine schwachen Reserveschwadronen zum Gegenangriff, wobei sein Pferd unter ihm erschossen wurde und seinen Reiter unter sich begrub. Blücher wurde mit schweren Quetschungen zurückgetragen. Obwohl sein Angriff ein Misserfolg war, gewann diese letzte Reiterattacke genug Zeit für die preußische Infanterie, den Rückzug einzuleiten. Unter der Führung Gneisenaus zog sich die geschlagene preußische Armee auf Wavre zurück, 17 Meilen im Norden, und parallel zu Wellington. Wellington sprach später vom „entscheidenden Augenblick des Jahrhunderts".[626]

Obwohl man wieder einmal dem persönlichen Mut des greisen Blücher seine Hochachtung nicht wird versagen können, hat man Blücher „später mit Recht vorgeworfen, daß er sich in dieser Schlacht nicht wie ein Oberbefehlshaber verhalten hat, sondern eher wie der Kommandant eines Husarendetachements".[627]

Bei der folgenden Schlacht bei Waterloo und Belle Alliance, das im Liedtitel mit „Schönbund" übersetzt ist, konnte von Bülow sein unverbrauchtes Korps einsetzen und, indem er Napoleons rechten Flügel zertrümmerte, den Sieg herbeiführen. Nach der Schlacht verließ Napoleon sein geschlagenes Heer und begab sich nach Paris, um wenigstens seinen Thron zu retten, mußte aber auf Druck der Deputiertenkammer abdanken, „salvierte" sich, indem er sich den Preußen, die ihn erschießen wollten, entzog und in Rochefort die Engländer um Asyl bat. Am 3. Juli 1815 schloß Marschall Davout den Waffenstillstand. Vandamme und Ney waren Marschälle Napoleons; Ney, der sich bei Waterloo durch besonders schneidige Attacken ausgezeichnet hatte, wurde auf der Flucht ergriffen, als Hochverräter verurteilt und standrechtlich erschossen.

In der dritten Strophe werden die früheren Erfolge Bülows aufgezählt. Die Wendung „der von Dennewitz" ist doppeldeutig: Bülow führte den Titel Graf von Dennewitz; der Zufall wollte es, daß er im Herbstfeldzug 1813 am 6. September *bei* Dennewitz den nach Berlin vorstoßenden Ney schlagen konnte. Schon vorher, am 23. August war ihm bei Großbeeren ein Sieg über Oudinot gelungen. Bülow nahm daraufhin an der Schlacht bei Leipzig teil; die Erstürmung des Grimmaischen Tores bedeutete den endgültigen Sieg. Im Feldzug des Jahres 1814 kommandierte Bülow die Nordarmee und befreite Holland und Belgien von der französischen Besatzung. „Arnheim" ist das holländische Arnheim, damals eine starke Festung, die von Bülow eingenommen wurde;[628] „Jorkum" konnten wir nicht finden. Die Nordarmee vereinigte sich Anfang 1814 mit der Schlesischen Armee, die damals Gneisenau für den erkrankten Blücher kommandierte. Gemeinsam marschierte man in „großem Bogen" zunächst nach Süden zur Hauptarmee unter Schwarzenberg, dann in westlicher Richtung nach Paris. Am 31. März zogen die Verbündeten schließlich dort ein.

Was die Schlacht bei Waterloo/Belle Alliance anbelangt, so war Wellington bei strömendem Regen auf dem Höhenrükken von Mont St. zurückgegangen, auf gleicher Höhe mit den Preußen, die am selben Abend die Gegend von Wavre erreichten. Hier setzte man sich fest, um auf die Preußen zu warten, hatte Blücher doch Wellington das Versprechen gegeben, ihm am nächsten Tag zu Hilfe zu kommen.

Napoleon, der sowohl Wellingtons Entschlossenheit und taktisches Geschick als auch Blüchers Loyalität gegenüber seinen Bundesgenossen unterschätzte, hatte auf einer Drei-Meilen-Front 72.000 Mann und 246 Geschütze zu einem Frontalangriff gegen die englischen Verbände in Stellung gebracht. Am 18. Juni gegen Mittag begann der französische Angriff. Jérôme Bonapartes Division eröffnete den Angriff mit dem Ziel, die Aufmerksamkeit vom Zentrum abzulenken.

wo der Hauptangriff geplant war, und so Wellingtons Reserven auf sich zu ziehen. Den ganzen Tag wurde erbittert gekämpft, aber Hougoumont, als ein wichtiger Eckpfeiler von Wellingtons Front Hauptziel des französischen Angriffs, konnte gehalten werden.

Napoleon warf immer neue Truppen in die Schlacht, um die Entscheidung zu erzwingen. Mit dem Durchbruch des Korps Bülow zwischen d'Erlon und Lobau in der tiefen Ostflanke Napoleons war die Schlacht jedoch endgültig zu seinen Ungunsten entschieden. Die Junge Garde konnte zwar das Dorf Plancenoit, dem ebenfalls strategische Bedeutung zukam, bis zum Einbruch der Dunkelheit halten, mußte es aber schließlich nach erbitterten und für beide Seiten verlustreichen Kämpfen der 5. Brigade des Korps Pirch überlassen, das Bülow gefolgt war.[629] Drei Carrés der Alten Garde, dabei Cambronne, deckten die Flucht ihres Kaisers. Der Rest der französischen Armee flüchtete in völliger Auflösung nach Süden, von Gneisenau an der Spitze einiger Bataillone und Schwadronen bis zum Einbruch der Nacht über 20 Kilometer weit bis Frasnes verfolgt. Die Verluste Wellingtons betrugen 15.000 Mann, die Preußen hatten 7000 Mann verloren, während die Franzosen schätzungsweise 25.000 Tote zu beklagen hatten. Hinzu kamen bei ihnen noch 8000 Gefangene und der Verlust von über 200 Geschützen.

Wir wollen an dieser Stelle eine Beschreibung des Schlachtfeldes von Waterloo während der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1815 aus dem Tagebuch eines englischen Kriegshauptmanns wiedergeben, die die Not und das Elend der geschundenen Kreatur widerspiegelt:[630]

„Ich erwachte um Mitternacht, durchfroren und verkrampft von der unangenehmen, zusammengekrümmten Lage, zu der mich mein kurzes und enges Lager nötigte. So stand ich auf, mich umzusehen und ein Schlachtfeld im bleichen Mondlicht zu betrachten. Die Nacht war ruhig und ziemlich klar; einige leichte Wolken kreuzten gelegentlich den Mond und tauchten die Dinge in vorübergehende Dunkelheit, was sehr zur Feierlichkeit des Schauplatzes beitrug. Oh, es war ein erregendes Gefühl, so in der stillen Nachtstunde zu stehen und das Feld zu betrachten – den ganzen Tag über der Schauplatz von Lärm und Kampf – die Akteure hingestreckt auf den blutigen Boden, ihre bleichen Gesichter dem kalten Mondlicht zugewandt, daß Mützen und Kürasse und tausend andere Dinge in schimmernden Strahlen von so vielen verschiedenen Punkten aus reflektierten! Hier und da ein armer Kerl, mitten unter den zahlreichen Toten sitzend, bemüht, den fließenden Strom zu stauen, mit dem sein Leben schnell verrann. Viele, die ich in dieser Nacht so beschäftigt sah, lagen, als der Morgen dämmerte, steif und ruhig wie jene, die schon früher Abschied genommen hatten. Von Zeit zu Zeit richtete sich eine Gestalt halb vom Boden auf und fiel dann mit einem verzweifelten Stöhnen wieder zurück. Andere, die sich langsam und schmerzvoll erhoben, weil sie kräftiger oder weniger tödlich verwundet worden waren, stolperten mit unsicheren Schritten über das Feld auf der Suche nach Hilfe. Manchen folgte mein Blick, bis er sich im Dunkel der Ferne verlor; doch viele, ach, stolperten ein paar Schritte und sanken dann wieder auf den Boden, vermutlich, um nie mehr aufzustehen. Es war herzzerreißend – und doch sah ich es! Auch Pferde baten um unser Mitleid – sanft, geduldig, ausdauernd. Manche lagen auf dem Boden mit heraushängenden Eingeweiden und lebten dennoch. Diese versuchten gelegentlich aufzustehen, doch fielen sie wie ihre menschlichen Leidensgenossen schnell wieder zurück, hoben die armen Köpfe, blickten sehnsüchtig zur Seite, legten sich ruhig nieder, um das Ganze zu wiederholen, bis ihre Kraft gewichen war, dann schlossen sie sanft die Augen, und ein kurzer konvulsivischer Kampf endete ihre Leiden. Ein armes Tier erregte schmerzliches Interesse – es hatte, glaube ich, beide Hinterbeine verloren; und da saß es nun die lange Nacht hindurch auf dem Schwanz, sah sich um, als erwartete es nahe Hilfe, und schickte von Zeit zu Zeit ein langgezogenes melancholisches Wiehern aus. Wiewohl ich wußte, daß es barmherzig sein würde, es zu töten, konnte ich mich nicht dazu aufraffen, nicht einmal den Befehl dazu geben. Ich hatte in den letzten sechsunddreißig Stunden genug Blutvergießen gesehen, und mir wurde übel bei dem Gedanken, noch mehr vergießen zu müssen. So saß es denn da, als wir aufbrachen, wieherte uns nach, als klage es uns an, es in der Stunde der Not verlassen zu haben (...). Das gleiche Bild des Gemetzels wie überall charakterisierte auch den Teil des Feldes, über den ich jetzt meine Schritte lenkte. Die unmittelbare Nachbarschaft von Hougoumont war dichter mit Leichen besät als die meisten anderen Teile des Feldes – besonders die Gräben waren voll davon. Eine große Scheune war in Brand geraten, und die Feuersbrunst hatte auf das Wirtschaftsgebäude und selbst auf das Hauptgebäude übergegriffen. Hier hatten viele Franzosen und Engländer den Tod in den Flammen gefunden, und ihre verkohlten Überreste lagen in allen Richtungen verstreut".

Am Sonnabend, den 24. Juni 1815 war in einem Extrablatt der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" die folgende Siegesmeldung abgedruckt:

„Ewr. Excellenz benachrichtige ich, daß ich gestern, in Verbindung mit der Englischen Armee unter dem Herzog *von Wellington, den vollständigsten Sieg*, der nur erfochten werden kann, über Napoleon Bonaparte davon getragen habe. Die Schlacht fiel in der Nähe einiger einzelnen auf der Straße von hier nach Brüssel belegenen Häuser: *„la belle alliance"* (die schöne Allianz) genannt, vor, und einen besseren Namen dieses wichtigen Tages kann es wohl nicht geben. Die französische Armee ist in einer völligen Auflösung, und eine außerordentliche Menge von Geschütz erobert. Die Zeit erlaubt es mir nicht, Ewr. Excellenz in diesem Augenblick mehreres mitzutheilen. Ich behalte mir die Details vor, und bitte Dieselben nur, den guten Berlinern diese frohe Nachricht mitzutheilen. Hauptquartier Gemappe, den 19ten Juni 1815 Morgens 5 ¼ Uhr. Blücher".

Daß der alliierte Sieg bei vielen Menschen auch Trauer auslöste, zeigt Lied Nr. 181 **„Die Schlacht von Waterloo"**, das wir Erk/Böhmes „Liederhort" entnehmen konnten, anscheinend die Übersetzung eines französischen Liedes, das von

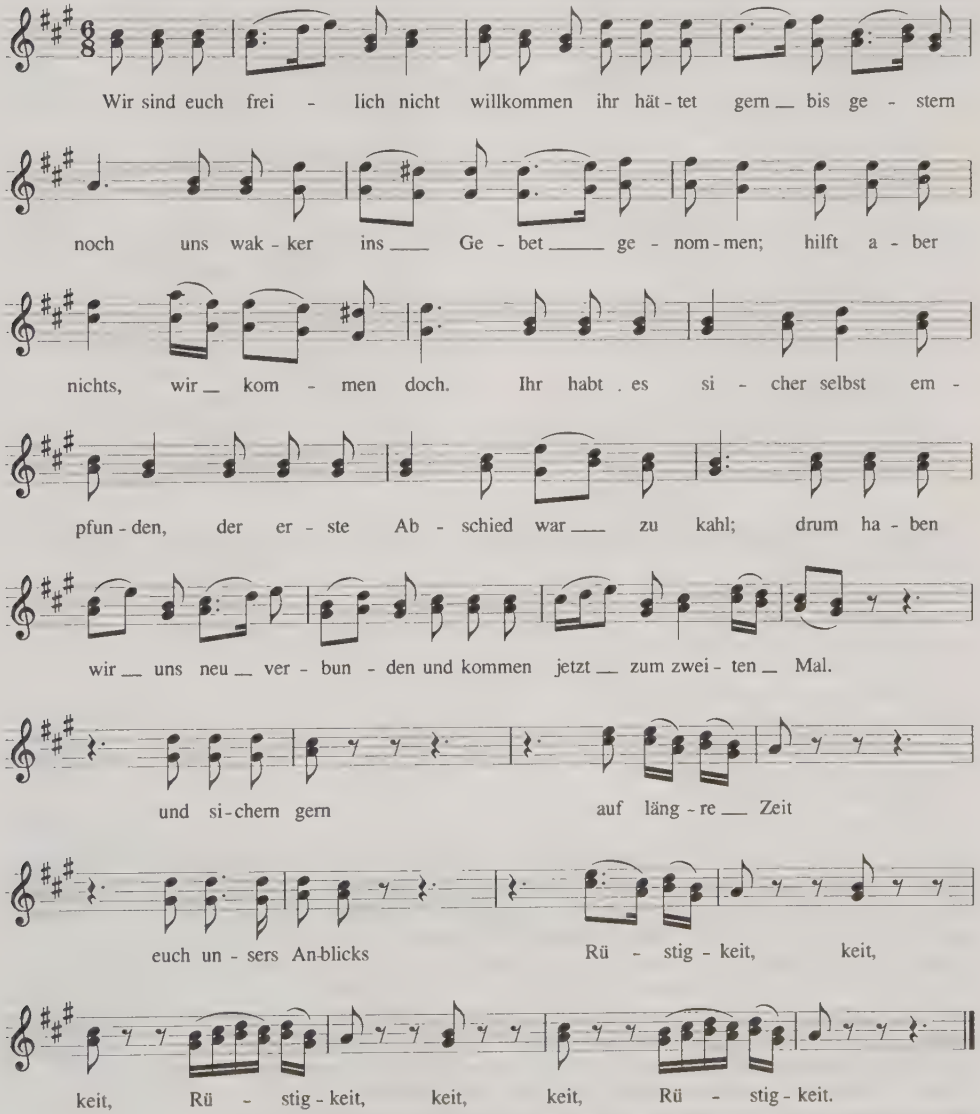
Weckerlin im Elsaß aufgezeichnet wurde. Neben der Trauer wird auch dem Stolz auf die Tapferkeit der Franzosen, hier expressis verbis: der Alten Garde, Ausdruck verliehen, die der englischen Übermacht entschlossen Paroli geboten habe und nicht einmal auf ein Angebot der Schonung bei Übergabe eingegangen sei. Lieber habe man unter der Losung „Sieg oder Tod" weitergekämpft und sein Leben für Frankreichs Sache dahingegeben. Mag so ein Angebot Wellingtons vielleicht auch nicht bestanden haben, wir wissen zumindest nicht davon, so wäre dieser gleichwohl angesichts der zeitweise ungewissen Lage auf dem Schlachtfeld („Ich wollte es wäre Nacht oder die Preußen kämen") nur zu glücklich gewesen, wenn die Aufgabebereitschaft auf Seiten der Franzosen größer gewesen wäre.

Beispiel 182

Der Preußen Gruß an die Pariser

Text: Anonym, 1815

Melodie: "Seid uns zum zweiten Mal willkommen, ihr Männer" aus der Zauberflöte von W. A. Mozart



aus: G, W, Fink (Hrsg.): Musikalischer Hausschatz der Deutschen, Leipzig 1843, S. 196ff;
Dirfurth: Lieder der Befreiungskriege, S. 138ff

1. Wir sind euch freilich nicht willkommen;
Ihr hättet gern bis gestern noch
Uns wacker ins Gebet genommen;
Hilft aber nichts, wir kommen doch,
Ihr habt es sicher selbst empfunden,
Der erste Abschied war zu kahl;
Drum haben wir uns neu verbunden,
Und kommen jetzt zum zweiten Mal,
Und sichern gern auf längre Zeit
Euch unsers Anblicks Rüstigkeit.

2. Für Leute, die sich länger kennen,
Braucht's nicht der Complimente nun;
Glaubt's nur, uns ist der Schluck zu gönnen,
Den wir aus euren Gläsern thun;
Drum füllt uns fleißig Flasch und Schüssel,
Ergreift behend den Küchenspieß!
Ihr suchtet euch ein Bett in Brüssel,
Wir halten Mittag zu Paris;
Trifft unsre Bitt' ein offnes Ohr,
So tanzt bei'm Essen uns was vor.

3. Fürwahr ein heillos lust'ges Leben!
Man ist von Lug und Schelmerei,
Von Arglist und Verrath umgeben,
Und hält sich doch den Rücken frei.
Wer Eide bricht, kommt in die Hölle;
Welch Plätzchen aber bleibt der List,
Mit welcher ihr, in Blitzesschnelle,
Den Meineid selbst zu brechen wißt?
Fürwahr ihr seid, durch Spruch und Schwert
Fast zum Entsetzen aufgeklärt!

4. Ihr seht, wir sprechen frei und offen,
Gefressen hättet ihr uns gern;
Nun wir bei euch erst eingetroffen,
Ist aller Ingrimm von euch fern.
Zu spielen wißt ihr gute Karte:
Ihr windet euch mit gleichem Glück
Von Ludewig zu Bonaparte,
Von Bonapart zu Ludewig.
Ergötzt man gaukelnd euren Sinn,
So kriecht ihr noch wo anders hin.

5. Horcht! Fern ertönt's von Rosses Tritten,
Es blinkt der Fähnlein goldner Knauf,
Der deutsche Herzog kommt geritten,
Macht Platz und führt euch höflich auf!
Und sorgt, daß ja ihm alles werde,
Was ihn erfreuen und laben mag!
Der alte Herr war viel zu Pferde,
Seitdem er unter'm Pferde lag;
Drum seid auf seine Ruh bedacht,
Nachdem ihr Unruh ihm gemacht.

6. Schafft Herberg auch für Roß und Reiter,
Für Fußvolk und für Feldgepäck,
Für Marketender und so weiter –
Wir ziehn so bald nicht wieder weg!
Schwatzt vor den Ohren eurer Gäste
Nicht von Kasern und Mattenzelt;
Stehn überall so viel Paläste,
Vormals erbaut von deutschem Geld;
Drum ziemt es sich, daß Deutsche nun
Im Eigenthum der Deutschen ruhn.

Kontrafakturen auf Opernmelodien sind sehr selten. Hier bildet ein Terzett aus Mozarts „Zauberflöte" die Vorlage. Die Originalfassung lautet:

Seid uns zum zweitenmal willkommen
Ihr Männer, in Sarastros Reich.
Er schickt, was man euch abgenommen,
Die Flöte und die Glöckchen euch.
Wollt ihr die Speisen nicht verschmähen,
So esset, trinket froh davon.
Wenn wir zum drittenmal uns sehen,
Ist Freude eures Mutes Lohn!
Tamino, Mut! Nah ist das Ziel.
Du, Papageno, schweige still![631]

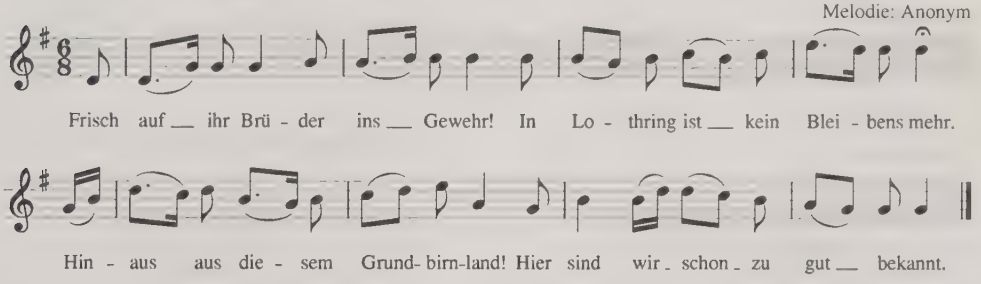
Der anonyme Verfasser von Nr. 182 **„Der Preußen Gruß an die Pariser"** zeigt sich nicht nur als Kenner der Opernliteratur, sondern auch als parodistischer Könner, dem ein Kabinettstückchen voll eleganter und geistvoller Ironie gelungen ist, der es aber andererseits keineswegs an Deutlichkeit mangelt. In feinem Spott sieht der Autor die Preußen als „alte Bekannte" der Franzosen, die keine „Complimente" mehr nötig haben. „Brüssel" bezieht sich auf die Schlacht bei Waterloo, der „Mittag zu Paris" (Str. 2) auf den erneuten Einmarsch der Alliierten in Paris am 7. Juli 1815.
Auffällig ist ein sonst kaum anzutreffender Zug der Depersonalisierung. Während in nahezu allen anderen Spottliedern, die in der 2. Person formuliert sind, selbstverständlich Napoleon der Ansprechpartner ist, wird er hier nur beiläufig erwähnt (vgl. Strophe 4). Stattdessen geht der Verfasser mit der französischen Nation ins Gericht, der ihr Wankelmut vorgehalten wird: „von Ludewig zu Bonaparte" bei der Rückkehr Napoleons von Elba und „von Bonapart zu Ludewig" nach der verlorenen Schlacht bei Waterloo. Für diesen „blitzschnellen" doppelten Wechsel findet der Dichter das Paradoxon des „gebrochenen Meineids", für den es sogar in der Hölle kein „Plätzchen" gibt, und weist solch Verhalten einem aller Bindungen freien und blankem Utilitarismus huldigendem Rationalismus der Aufklärung zu

(„fast zum Entsetzen aufgeklärt"). „Der deutsche Herzog kommt geritten": natürlich ist mit „der alte Herr" Blücher gemeint, dem diesmal *nicht* die sonst übliche Heldenverehrung zuteil wird. In einem spöttischen Seitenhieb erinnert der Autor an die Schlacht von Ligny, wo Blücher vom Pferd fiel und nur um Haaresbreite einer Gefangenschaft entging, und fordert die Franzosen auf, „auf seine Ruh bedacht zu sein", was nun gar nicht zum Image des „Marschall Vorwärts" passen will.
„Frei und offen" wird eine generöse Bewirtung der preußischen Armee verlangt: „Flasch und Schüssel", „Küchenspieß", Tanz beim Essen – eine Anspielung auf das Gesellschaftsleben in Paris – und „Herberg" in Palästen, die vom Geld, das Napoleon an Kontributionen besetzter oder „verbündeter" deutscher Länder eingezogen hatte, erbaut wurden. In Wirklichkeit wohnten die Preußen nicht in den Palästen, sondern hausten darin oftmals wie die sprichwörtlichen Vandalen (vgl. hierzu auch die Einleitung).

Beispiel 183

Abmarsch aus Lothringen

Text: Anonym, 1818
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 137

1. Frisch auf, ihr Brüder, ins Gewehr!
In Lothring ist kein Bleibens mehr.
Hinaus aus diesem Grundbirnland!
Hier sind wir schon zu gut bekannt.
Gesprochen:
Die Lothringer Mädchen, die sind zu beklagen,
Weil sie sind pitschiert und dürfen nichts sagen.

2. Wir wollen jetzt nach Landau zu,
Daß wir für Brockel und Grundbirn in Ruh;
Von Lothring wollen wir nichts mehr wissen,
Hier ist nichts Gutes zu genießen.
Gesprochen:
Die Lothringer Mädchen, die sind zu beklagen,
Weil sie sind pitschiert und dürfen nichts sagen.

3. Sonntags lebt man auf die Manier:
Des Morgens eine weiße Schmier,
Mittags, wenn es im Sommer ist,
Eine Kappesuppn und Grundbirnschnitz.
Gesprochen:
Die Lothringer Mädchen, die sind zu beklagen,
Weil sie sind pitschiert und dürfen nichts sagen.

Worterklärungen
Grundbirn = Kartoffel / Brockel = Kohlsorte; ital. Broccoli / Kappessuppen = Kohlsuppe

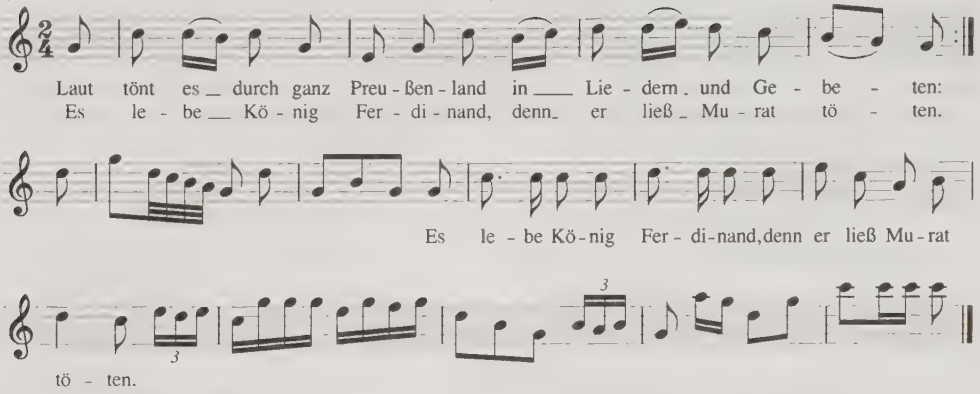
Probleme mit der ungewohnten Ernährung in seinem Stationierungsland hat offensichtlich der unbekannte Verfasser von Lied Nr. 183, der 1818 seinen **„Abmarsch aus Lothringen"** begrüßt. Es folgen nach den abgedruckten drei Strophen weitere elf Strophen, in denen das Verhältnis der lothringischen Mädchen zu den bayerischen Soldaten ziemlich eintönig thematisiert ist, nach etwa dem folgenden Muster: „An Mädchen hat's uns aber nicht gefehlt; sie lecken die Finger nach's bayerische Geld."

Nachtrag
Erst nach Abschluß des Kapitels „Lieder aus der Zeit der Volkskriege" fanden wir einige weitere interessante Lieder aus dieser Epoche, die wir an dieser Stelle abdrucken wollen:

Beispiel 184

Auf Murats Tod (1815)
(am 13. Oktober von den Oestreichern erschossen)

Text: Anonym, 1815
Melodie: Preußischer Marsch



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 171

1. Laut tönt es durch ganz Preußenland
In Liedern und Gebeten:
Es lebe König Ferdinand,
Denn er ließ Murat töten.

2. Das Leben hat er nicht geschenkt
Dem schändlichen Verräther.
Er dachte nicht, wie mancher denkt:
Der Herr allein sei Rächer.

3. Die Bayern nahmen ihn beim Zopf,
Der König ließ ihn büßen.
Die Kugel pfiff, da lag der Kopf
Vor des Verräthers Füßen.

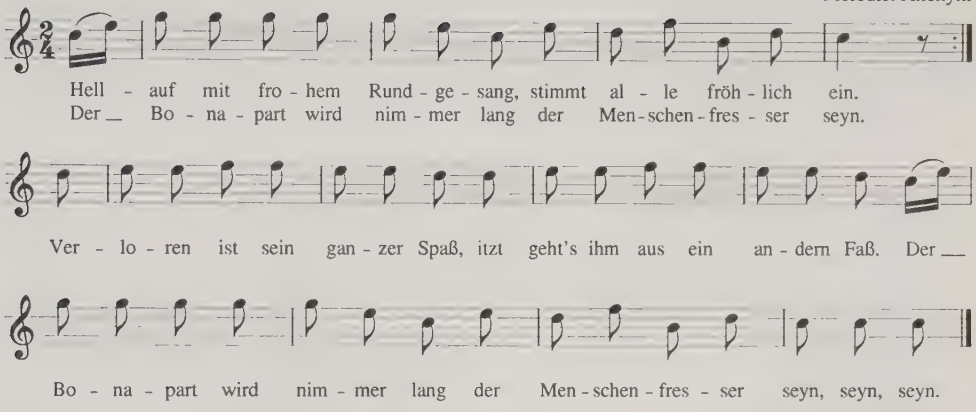
4. Indem er knirschend niedersank
Entfloh, von Finsternissen
Umhüllt, die Seele ihren Gang.
Wohin, wird Jeder wissen.

Man liebt wohl den Verrat, nicht aber den Verräter, geschweige denn den „zweifachen Verräter". Diese Erfahrung mußte auch der französische Marschall Joachim Murat machen. Dieser wurde am 25.3.1767 in La Bastide, im Département Lohtringen geboren. Seit 1800 mit Maria Annunziata Karoline Bonaparte verheiratet, zeichnete er sich als Reitergeneral Napoleons mehrfach aus, besonders bei Austerlitz, ferner im Rußlandfeldzug sowie 1813 bei Dresden. Von seinem Kaiser 1808 als König von Neapel eingesetzt, sagte er sich nach dessen Niederlagen des ausgehenden Jahres 1813 am 11. Januar 1814 von Napoleon los. Da ihn der Wiener Kongreß aber nicht als König anerkannte, kämpfte Murat erneut gegen die Österreicher. Beim Versuch, sein unteritalienisches Königreich gegen die Bourbonen aufzuwiegeln und es zurückzugewinnen, wurde er am 13.10.1815 in Pizo di Calabria standrechtlich erschossen. Der unbekannte Verfasser, es ist offenbar ein Preuße, der die Nachricht von Murats Tod in seiner Heimat hörte, ist von Mitleid und christlicher Nächstenliebe völlig unangekränkelt und begrüßt Ferdinands Entscheidung, Murat hinrichten zu lassen uneingeschränkt (Str. 2: „Er dachte nicht, wie mancher denkt;/Der Herr allein sei Rächer"). Noch nach dem Tod wünscht er dem Füsilierten das Allerschlechteste, nämlich daß seine Seele zur Hölle fahren möge" (Str. 4: „.../Entfloh, von Finsternissen/Umhüllt, die Seele ihren Gang./Wohin wird Jeder wissen").
In der Lobser Liederhandschrift, eine Sammlung von 47 weltlichen Liedern aus dem Jahr 1816, die von Karl Kraus, Schullehrer in Lobs/Herrschaft Falkenau zusammengetragen wurde,[632] fanden sich die beiden folgenden interessanten Spottlieder auf die Niederlage Napoleons, der wenigstens das Schicksal seines zeitweiligen Gefolgsmannes Murats nicht teilen mußte, sondern als Gefangener der Engländer am 5. Mai 1821 auf der Insel St. Helena verstarb.

Beispiel 185

Hellauf mit frohem Rundgesang

Text: Anonym, nach 1815
Melodie: Anonym



aus: Lobser Liederhandschrift

1. Hellauf mit frohem Rundgesang
Stimmt alle fröhlich ein,
Der Bonapart wird nimmer lang
Der Menschenfresser seyn.
Verloren ist sein ganzer Spaß,
Itzt geht's ihm aus ein andern Faß.

2. Kaum kam er so mit gutem Wind,
In Frankreich unter Dach,
So lief ihm gleich das Lumpeng'sind,
Fast alles wieder nach.
So lief ihm gleich das Lumpeng'sind,
Fast alles wieder nach.

3. Mein guter Bartl war nicht faul,
That wieder was er kann.
Macht den Franzosen wieder's Maul
Und alles hing ihm an.
Er zog sodann mit Saus und Brauß
So gegen die Alliierten aus.

4. Doch dießmal, tausend Sapperment!
Hat Herr Napoleon
Die lange Nase recht verbrennt,
Beym Herzog Wellington.
Der heitzte ihm so ziemlich ein,
Was müßt der Brand von Moskau seyn.

5. Nun kam der Marschall Vorwärts an,
Jetzt giengs ihm erst noch schlimm,
Ganz preußisch machte dieser dann,
Den Garaus noch mit ihm.
Nun floh er über Stock und Stein,
Als käm der Teufel hinter drein.

6. So floh auf einmal unser Held,
Sah immer hinter sich
Und ließ im reichen Thatenfeld,
Mann und Mauß im Stich.
Hätt man die Hosen visitiert,
Gewiß hat er darein hofirt.

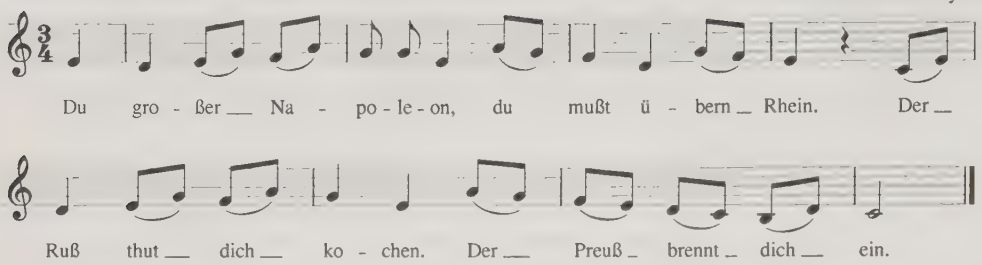
7. Nun war der Tanz auf einmal aus,
Da alles sprang und lief.
Sein Adler kam jetzt in die Maus,
Und hieng die Flügel tief.
Wie übel kamst du da nicht zu,
O! Du allmächtger Kaiser du!

8. So ist es einmal aus mit dir,
Du stolzer Pharao!
Den Teufel freut es selbst und wir,
Sind alle herzlich froh.
Bald feyern wir den Friedenschmauß,
Jetzt blase uns den Hobel aus.

Beispiel 186

Du großer Napoleon du mußt übern Rhein

Text: Anonym, Oktober 1815
Melodie: Anonym



aus: Lobser Liederhandschrift, S. 101f

1. Du großer Napoleon
   Du mußt übern Rhein,
   Der Ruß thut dich kochen,
   Der Preuß brennt dich ein.

2. Du großer Napoleon,
   Du kochst dir jetzt Klös.
   Jetzt kommen die Kosacken
   Und geben dir Stöß.

3. Du großer Napoleon,
   Du kleiner Franzuß,
   Wer hat dirs denn geheißen,
   Fangst an mit dem Ruß.

4. O! Brüder die Russen
   Die sind dir halt Leut;
   Sie habn dirs halt g'waschen
   Die Welt hat sich gfreut.

5. Von Moskau bis Smolensk
   Auf Königsberg zu
   Da laufen die Franzosen,
   Verlieren die Schuh.

6. Von Moskau auf Schmolensk
   Ist trocken blockirt
   Da sind die Franzosen
   Mitnander krepirt.

7. Da drinna in Rußland
   Da hobs sies verspielt,
   Do hot mer Franzosen
   Gleich anziweis ziehlt.

8. Do drinna in Rußland,
   Do sind sie derfrorn,
   Do hat der Napoleon
   Sein Kütschen verlohrn.

9. Do drinna in Rußland,
   Da hob'n sie's dertappt
   Da hobn die Kosacken
   Franzosen zamhackt.

10. Jetzt sen die Alliierten
    Schon drin in Paris,
    Jetzt hobens Napleon
    G'fangen schon g'wiß.

11. Der Bonapartl hats
    Mit den Rußn probirt,
    Es hobna die Rußen
    Übern Löffel balbiert.

12. Wer kauft mir mein Restl
    Franzosen gar ab,
    Ich gieb euchs recht wohlfeil,
    Die Letzten sind da.

Worterklärungen
do hot mer Franzosen gleich anziweis ziehlt = Da hat man gleich einzelweis auf die Franzosen gezielt

Der Aufzeichner Karl Kraus bemerkt zu diesen beiden historischen Liedern: „Diese 2 sind üblich im Dorfe Lobs seid October 1815. Gesungen unter der Arbeit und lustigen Gelegenheiten".
Wie die Herausgeber des Nachdrucks feststellen, hat „das Spottlied auf die Niederlage Napoleons gegen Blücher und Wellington im Jahre 1814" (Nr. 185) „(...) allem Anschein nach über populäre Liedflugschriften seinen Weg ins westliche Böhmen gefunden. Wir kennen mehrere solche Flugschriften aus dieser Zeit, z.B. Bayr. Staatsbibl. München p.o. germ. 852 w Bd. 2, Nr. 27 oder Stadtbibl. Bern Rar Engelmann F 64.1."[633]
Der Verfasser von **„Hellauf mit frohem Rundgesang"** spielt zunächst darauf an, welchen Zulauf der von Elba zurückkehrende Napoleon erfuhr (Str. 2). Im Folgenden würdigt er die Rolle, welche dem Herzog Wellington und dem Mar-

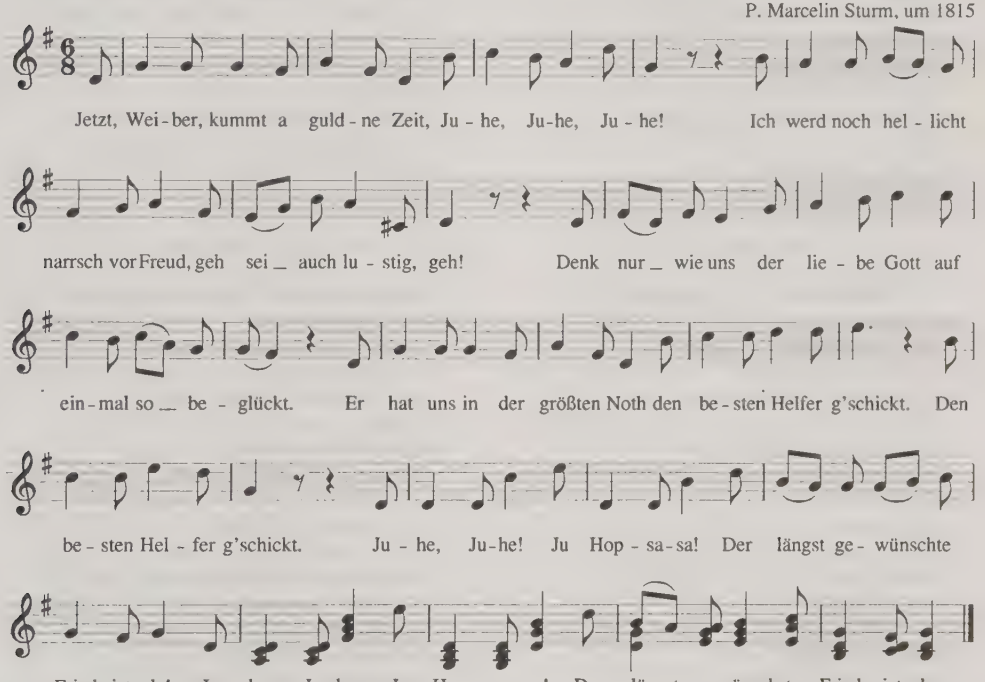
schall Blücher beim Sieg über den Korsen zukam, wobei er für letzteren keinerlei Respekt und Achtung übrig hat. Napoleon wird als Feigling charakterisiert, der vor Angst sogar in die Hosen macht (Str. 6). Von dem stolzen französischen Adler ist kaum etwas übriggeblieben.

Auch Nr. 186 **„Du großer Napoleon du mußt übern Rhein"** „verdankt seine Vermittlung zweifellos einem populären Druck. Das am ehesten in Frage kommende Exemplar ‚Anno Dreizehn' ist abgedruckt in den ‚Münchner Neuesten Nachrichten Nr. 38, Morgenblatt vom 22.1.1813".[634] Ausführlich wird hier die französische Niederlage in Rußland geschildert, die der Liedautor als Hauptursache des darauffolgenden endgültigen Sieges der Alliierten betrachtet. Str. 12 berichtet vom Einmarsch der gegen Napoleon verbündeten Truppen in Paris.

Beispiel 187[635]

Die Friedensfeier

Text und Melodie:
P. Marcelin Sturm, um 1815



aus: Lieder zum Theil in bayerischer Mundart von P. Marcelin Sturm, ehemaliger Augustiner. In Musik gesetzt nach den eigenen Melodien des Verfassers von dem kön. Advokaten J. Giehrl in Neunburg vorm Wald 1819.

1. Jetzt, Weiberl! Kummt a guldne Zeit,
Juhe, Juhe, Juhe!
Ich werd noch hellicht narrsch vor Freud,
Geh, sei auch lustig, geh!
Denk nur, wie uns der liebe Gott
Auf einmal so beglückt,
Er hat uns in der größten Noth
Den besten Helfer g'schickt.
Juhe, Juhe, Ju Hopsasa!
Der längst gewünschte Fried ist da![636]

2. Der Fried ist da, der Fried ist da!
Juhe, Juhe, Juhe!
Te Deum Laudamus, Alleluja!
Pi di, pum pum, the, the, the!!!
Krik, krak, biff, baff, buff! halt dich wohl,
Du alter Musqueton,
Und secundir, als wärst du toll,
Den Subpaß der Kanon.
Juhe, Juhe, Ju Hopsasa!
Der längst gewünschte Fried ist da.

3. Im Keller werden d'Amperln schon
Mit Oel gefüllt dastehn.
Ich zelebrier dem lieben Fried
Zu Ehren a Freuden-Octav,
Gelt, Alte! Gelt, du haltst a mit?
Buebn singts und pfeifts nur brav!
Denn seht, der liebe Fried ist da!
Juhe, Juhe, Ju Hopsasa!
Der längst gewünschte Fried ist da.

4. Er kommt schnurgrad vom Himmelreich
Mit lauter Gottesgabn,
Theilt aus viel schöns und guetes Zeug,
Das wir so nötig haben.
Denn uns hat gar a wilda Mo
Schier bis aufs Hemd entblößt,
Und haben ihm doch kein Leid niet tho
Schön Dank für solche Gäst!
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja.

5. Ja, Buebn! Der ungebetne Gast
Hat schreckli mit uns g'haust,
Beim ersten Grueß: Gieb her, was hast!-
Da hat mi glei schon graust.
Hätt uns der liebe Gott dieß Jahr
Den Frieden nicht beschert,
Der Krieg hätt uns mit Haut und Haar
Und Haus und Hof verzehrt.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

6. Dieß Ungeheuer sauft und frißt,
Es ist gar nicht zum sagn;
Was immer nur zum G'nießen ist,
Mußt in sein Vielfraß-Magn.
Denkt nur! Dem Fraßsack muß man glei
(Geht er a wenig spazirn)
Nebst Brod sogar a Haber und Heu
Ganz Wagn voll nachi führn.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

7. Verlaßt er auch sein Standquartier
Und macht sich ganz aufn Marsch,
O meinzi Buema! glaubt es mir,
Da fuchst er ein erst narrsch;
Denn Roß und Wagn für sein Bagasch
Presst er mit ganzer G'walt,
Da kosts denn auch a G'waltkurasch
Bis Herz in d' Hosen fallt.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

8. Wenn schon dadurch die Wirtschaft z'Haus
Und alles z'Trümmern geht,
Nutzt nix – mit Teufelsg'walt mußt h'raus
Und hättst vorm A- a Brett!
Hein Dank dafür ist ganz pompos,
Er flucht zum Himmel einfallb´n.
Und schimpft und schlagt, schindt Mann und Roß,
Dieß heißt der Limmel: zahln!
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

9. Er schaut schon fürchterlich und grell,
Wie'n Feld voll Teufel drein,
So schwarz, wie er, kann selbst kaum d' Höll
Vom Rauch und Pulver sein.
Sein Aug rollt fürchterlich und blitzt
Bis ihm aus Nasen und Mund
Gleich's Feuer als wie d' Höll rauspritzt,
Man meint, es geht alles z' Grund.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

10. Der hat a Stimm, der hat a Röhrn,
Just wie der Donner brüllt,
Man kann ihn schon viel tausend Meilen weit hörn
Ist er a mal fuchswild.
Erschießt er in der wilden Rasch,
O Diendln! Die schönsten Buebm,
Haut er drein mit seinem Mordpalasch,
Wie wir in Kraut und Ruem,
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

11. Wer nit erschossen wird und z'haut,
Wird so geflickt und g'schmiert,
Daß manches Schatzerl, Weib und Braut,
Den Appetit verliert.
Wer sich ihm kann und darf ergebn
Auf Gnad und Discretion,
Den laßt er oft so nothi leben,
Daß er kaum pfeifa kon.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

12. Und 's Raubn und Stehln ist erst sein Freud,
(Ich sags glei kirzengrad,)
Er aber plündert, macht nur Beut,
Bis einer nichts mehr hat.
Zerstört, verwüst, und sengt und brennt,
Daß Alls zu Gott aufschreit;
Dieß heißt der Tausend-Saprament
Bravur und Tapferkeit.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

13. Die Stuck versteht er meisterhaft,
Sonst ist nichts in sein Schedl,
Die schönste Kunst und Wissenschaft
Traktirt er wie an Bettl.
Sein Herz ist hart wie Marmorstein,
Mit Stahl und Erz vermacht!
Je mehr ich seufz' und heul und wein,
Je ärger, daß er lacht.
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

14. Und auf a Lukaszetterl geht
Sein Glaub sammt der Moral,
Sein Wesen ist Brutalität,
Ein lauterer Erzsaustall.
Denn d' Jugend, Unschuld, Sittlichkeit,
Sind ihm ein leerer Nam,
Ach! unsere schönsten Weibersleut
Die behandelt er infam. –
Jetzt ist er hin – Victoria,
Te Deum laudamus, Alleluja!

15. Ha diesen Teufels Erzkujan,
Den d' Höll im Grimm ausg'spiebn,
Hat uns der Fried, der goldne Mann,
Vom Gnack und Buckel triebn;
Mit einem Oelzweig in der Hand
Hat er ihn weit z'rück'schlagn,
Bis in sein hitzigs Vaterland,
Da mag er d' Teufeln plagn.
Der Fried hat ihn in d' Höll gejagt,
Wo ein Kallfakter 'n andern plagt.

16. O Held viel tausend Kronen werth!
Willkommen tausendmal!
Ach! ohne dich ist diese Erd
Ein wahrhafts Jammerthal.
Reit nur mit mir zum Kriegsschauplatz
A wenig recognoscirn;
Ich will dir leider! diesen Satz
In Forma demonstrirn.
Doch Gott sei Dank und Ehr und Preis
Durch dich macht ers zum Paradeis.

17. Du lebst, und laßt ein leben und giebst,
All's wieder in Abundanz,
Was nur der Krieg verzehrt und kripst,
(O der verdammte Schwanz)
Und was er uns verhunzt, verdorbm,
Ja gänzlich ruinirt,
Das wird von dir in schönster Form
Hergestellt und revovirt.
DrumGott sei Dank und Ehr und Preis
Durch dich macht ers zum Paradeis.

18. Durch dich spricht Gott im Baier-Reich
Ja überall aufs neu:
„Liebn Kinderl! wachst und mehret euch"
Und Schnaps ist Alls dabei.
Ich und mein thätige Hausfrau
Leuchtn mir ein Beispiel vor,
So kommt mit G'walt der Ackerbau
Und Handel und Wandel in Flor.
Doch Gott sei Dank und Ehr und Preis
Durch dich macht ers zum Paradeis.

19. Und jede Kunst und Wissenschaft
Blüht unter deinem Schutz;
Der Kodex kriegt a neue Kraft,
Und bieth den Spitzbuebn Trutz!
Zwar g'schieht wohl öfters auf die G'fahr
D' Justizpfleg noch bluetschlecht,
Doch geht nicht mehr so offenbar
Der loadi G'walt für Recht.
Es wird nur ganz subtil und stat
Dem Jus a kleines Waxerl draht.

20. O Friede! zuckersüsser Schatz!
In deinem sanften Schoos
Schnarch ich jetzt fort als wie ein Ratz,
So angst- und sorgenlos;
Denn mein Person und Eigenthum
Seind doch in Sicherheit,
Thè, the, the, the, pim, bum, bum, bum,
Gott sei gebenedeit.
Ja Gott sei Dank, Lob, Ehr und Preis,
Durch dich schafft er ein Paradeis.

21. Und was erst über Alles geht,
Du bringst ja Menschlichkeit
Und Ordnung und Moralität
Jetzt wieder unter d' Leut!
Und was der Krieg mit G'walt hat trennt,
Der Lieb und Freundschaft Band,
Das knüpfst du, daß kein Schneider könnt,
Doch Gott sei Dank und Ehr und Preis
Durch dich macht ers zum Paradeis.

22. Doch wer kann all die Seligkeit,
Die du verbreitst, beschreibn?
Ich wenigst bin mir nöt gnue g'scheid,
Drum laß ichs lieber bleibn.
Du hast mir ja schier bis zum Lalln
Ein Freudenrausch anzecht
Laß dir gleichwohl mein Rotwälsch g'faln,
Sonst g'schieht dir gleichwohl recht!
Was hast du mir den Rausch anzecht. (repet.)

23. Indessen hab ich dennoch wohl
An dich a g'scheide Bitt,
Die ganze Welt Sternhagl voll,
Stimmt auch lautmächtig mit:
„Verlaß uns nicht o Menschenfreund!
So gut, so hold, so mild –
Und bleib nur fest mit uns vereint
Bis Kuh an Batzen gilt".
Ja Menschenfreund, gut, hold und mild,
Bleib da bis Kuh an Batzen gilt.

24. Mach unsre Herzen sanft und gut
Kurz, gieb uns deinen Geist,
Daß der Partheigeist nicht voll Wuth
Auf Mord und Tod einreißt.
Nein – daß wir stets in Einigkeit
Einander lieben und ehrn,
Hebt sich vom Weiten Zank und Streit,
Laß dich glei mächtig hörn.
Umfasset euch mit Menschlichkeit
Und laßt der Hölle Zank und Streit.

25. Mach, daß auch Fürsten mildiglich
In deinem Geist regiern,
Und nicht aus Herrschsucht, wie das Viech,
Die Menschen auf d' Schlachtbank führn!
Nein – sondern mit mehr Gefühl und Hirn
Aus ihrem Kabinet
Ihr Land und Leut so dirgirn.
Wies Gott und Welt gern hätt.
Ja Fried beseel ihr Kabinet
Daß thun, was Gott und d' Welt gern hätt.

26. Beehr mit deiner Gegenwart
Fein öfters auch mein Haus,
Und jag und peitsch nach deiner Art
Den Hauskrieg tüchtig h'naus.
O möchtest du dich gar dazue
In mein Herzkämmerl legn!
No wart, ich weiß schon was ich thue,
Wills schön ausputzen und fegn
Vom alten Sauerteig und Wust
Daß d' gern und recht kommod drin ruhst.

27. Nur in ein tugendhaftes
Loschirst du dich gern ein,
Der Zins dafür ist Lust und Scherz
Und Freuden himmlisch rein;
Drum soll ein g'scheids und christlich's Lebn
Stets unser Hauptg'schäft sein,
Ja dessen wollen wir uns bestrebn,
Topp Weiberl, geh schlag ein!
Nacha haben wir'n Himmel a so per se
Schon auf der Welt, Juhe! Juhe!

28. Der Fried ist da, der Fried ist da,
Juhe! Juhe! Juhe!
Te deum laudamus Alleluja![637]
Pidi pum bum, the the the!!!
Krik-krak-biff-baff-buff – halt dich wohl,
Du alter Musqueton
Und sekundir als wärst du toll
Den Subpaß der Kanon.
Juhe, Juhe, Ju Hopsasa,
Der längst gewünschte Fried ist da!

Lied Nr. 187 **„Die Friedensfeier"** stammt von Marcelin Sturm, einem ehemaligen Augustinerpater, dessen Kloster bei der Säkularisation aufgelöst worden war. Wenn man das lyrische Ich mit dem Verfasser gleichsetzen darf, so hat der ehemalige Mönch inzwischen geheiratet und Kinder gezeugt und geht jetzt dem Beruf eines Bauern nach. Er ist nach wie vor ein frommer Mensch: als Dank für den lange ersehnten und endlich gekommenen Frieden zelebriert er im Familienkreis einen Freuden-Oktav (Str. 3).
Der Friede ist das zentrale Thema seines Liedes: um das Gottesgeschenk erst richtig würdigen zu können, wird an die Schrecken des Krieges erinnert; zunächst allerdings nicht aus der Sicht des kämpfenden Soldaten sondern des Zivilisten, dem die plündernde und marodierende Soldateska arg zugesetzt und ihn an den Rand der Existenz gebracht hat (Str. 5). Der Verfasser nimmt Bezug auf die mannigfachen Requirierungen: Die fremden Soldaten saufen und fressen, nehmen nicht nur Brot, Hafer und Heu mit, sondern auch noch Pferd und Wagen für den Armeetroß (Str. 6 und 7). Als Dank setzt es Flüche und Schläge (Str. 8). Und nicht genug damit: Was übrig bleibt, wird zerstört, verwüstet und verbrannt (Str. 12). Die Strophen 11 und 11 beziehen sich wohl auf die Kampfhandlungen: „Die schönsten Buebm" werden erschossen; die Verwundeten sehen – wohl auch nach der Genesung – so schlimm aus, daß „Schatzerl, Weib und Braut den Appetit" verlieren; wer sich ergibt und in Gefangenschaft gerät, hat ein schlimmes Los, ein „nothiges" Leben. Wahre Teufel sind es, von der Hölle „in Grimm ausg'spiebn", die so handeln, ohne Glauben und Moral; die „schönsten Weibetsleut" sind Vergewaltigungen ausgesetzt (Str. 14 und 15).
Mit der 15. Strophe enden die Reminiszenzen an die schlimme Kriegszeit. Der Friede wird als „goldner Mann", als „Held viel tausend Kronen werth" begrüßt, der den Kriegsschauplatz wieder zum Paradies macht. Was der Krieg verdorben hat, wird wieder hergestellt; unter Gottes Schutz erblühen wieder Ackerbau und Handel, Kunst und Wissenschaft, die vorher darniederlagen. Nur mit der Rechtspflege hapert es noch ein wenig: zwar geht nicht mehr die offene Gewalt vor Recht wie noch zu Kriegszeiten, doch versteht es mancher, dem Gesetz ein „Waxerl" zu drehen – Kriegsgewinnler anno 1815 (Str. 19)! Doch läßt der errungene Frieden die Ungerechtigkeiten vergessen: es ist nicht nur der äußere Frieden, sondern vor allem der innere Frieden, der „über Alles geht": Menschlichkeit, Ordnung und Moral kommen „jetzt wieder unter d' Leut"!

Der Verfasser bekennt voller Bescheidenheit, daß ihm die Sprachkraft fehle „all die Seligkeit" zu beschreiben. Gerade die überschäumende Freude über den Frieden hat, einem Rausch vergleichbar, ihm die Sprache genommen, die allenfalls noch bis zum „Lallen" oder höchstens zum „Rotwälsch" reicht (Str. 22).
Die Schlußstrophen (22-27) drücken den Wunsch nach einem dauerhaften Frieden aus, sowohl im staatlichen als auch im häuslichen Bereich: der Parteigeist solle der Einigkeit weichen; die Fürsten sind angehalten, nicht wieder aus bloßer Herrschsucht Kriege anzuzetteln, sondern stattdessen „mildiglich", „mit mehr Gefühl und Hirn" regieren; und damit schließlich auch kein „Hauskrieg" ausbreche, verspricht der sympathische Verfasser, „ein g'scheids und christlich's Leben" zu führen.

Anmerkungen

217 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 103f.
218 Pierre *Gaxotte:* Die Französische Revolution. Aus dem Französischen von Otto Watzke, München 2. Aufl. 1973, S. 191f.
219 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 108f.
220 Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 328f.
221 Ebenda, S. 328.
222 Ebenda, S. 330.
223 Ebenda, S. 335.
224 Ebenda, S. 332.
225 Ebenda, S. 333ff.
226 Ebenda, S. 336.
227 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 109.
228 Ebenda, S. 109.
229 Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 337f.
230 Ebenda, S. 341f. mit weiteren Gefechtsschilderungen, in denen die Kampfbegeisterung der Revolutionssoldaten zum Ausdruck kommt.
231 Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 344.
232 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 104.
233 Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 328f.
234 Pierre *Gaxotte:* Die Französische Revolution, S. 220.
235 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 106.
236 Zitiert nach Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 106.
237 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 110.
238 Ebenda, S. 109.
239 Ebenda, S. 109.
240 Roux *Bouchez:* Histoire Parlamentaire de la Révolution, Paris 1834, Bd. 28, S. 469f., hier zitiert nach *Schmid:* Fragen an die Geschichte, Bd. 3, S. 43.
241 abgedruckt im Anhang zu Nr. 96 der Bayreuther Zeitung vom 3. August 1792, S. 618ff., hier zitiert nach Eberhard *Schmitt* und Herbert *Volkmann:* Absolutismus und Französische Revolution, München 1981, S. 64.
242 aus: Niedersächsischer Merkur, sehr vermischten Inhaltes. 1 Bdchen. Altona 1792, Nachdruck Nendeln (Liechtenstein) 1973, S. 148, hier zit, nach Eberhard *Schmitt* u. Herbert *Volkmann:* Absolutismus und Französische Revolution, S. 64.
243 Johann Wolfgang von *Goethe:* Campagne in Frankreich 1792, hier zitiert nach: Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 186f.
244 Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 187f.
245 Ocrave *Aubry:* Die Französische Revolution, Bd. I: Die Zertrümmerung des Königtums, autorisierte Übersetzung von Hans Kauders, o.J., S. 492ff., hier zitiert nach Herbert *Krieger* (Hrsg.): Handbuch des Geschichtsunterrichts, Bd IV 3. Aufl. o.J., S. 222.
246 Zitiert nach: Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 11.
247 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 113f.
248 von *Caemmerer:* Gefecht und Schlacht im Landkriege, in: Wehr und Waffen, Teil II, o.J., S. 100ff., zitiert nach Herbert *Krieger* (Hrsg.): Handbuch des Geschichtsunterrichts: Die Neuzeit, Bd. IV, S. 242.
249 Ebenda, S. 241.
250 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 104ff.
251 von *Caemmerer:* Gefecht und Schlacht im Landkrieg, zitiert nach Herbert *Krieger:* Handbuch des Geschichtsunterrichts, Bd. IV: Die Neuzeit, S. 242f.
252 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, Reinbek bei Hamburg 1979 (rororo 7301), S. 305.
253 von *Caemmerer:* Gefecht und Schlacht im Landkrieg, zitiert nach Herbert *Krieger:* Handbuch des Geschichtsunterrichts Bd. IV: Die Neuzeit, S. 243.
254 Ch. *Seignobos:* Essai d' une histoire comparée des peuples de l' Europe 1938, S. 336, hier zitiert nach Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 316.
255 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 308.
256 Ebenda, S. 309.
257 Ebenda, S. 310f.
258 Ebenda, S. 313.
259 Ebenda, S. 307.
260 Ebenda, S. 310.
261 Ebenda, S. 318f.
262 Ebenda, S. 149f.
263 Ebenda, S. 207.
264 Ebenda, S. 207ff.

265 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 317f.
266 Max *Braubach* in: Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 14, S. 82.
267 Über die Zustände im preußischen Heer vor 1806 informieren wir zusammenhängend im folgenden Kapitel. Dort findet der Leser auch genauere Informationen über die preußische Niederlage und die daran anschließenden Reformen.
268 Die Unternehmungen des Majors von Schill nehmen innerhalb der Volksliedliteratur einen verhältnismäßig großen Raum ein. Wir widmen ihnen deshalb zusammen mit dem Tiroler Volksaufstand unter Führung Andreas Hofers ein eigenes Kapitel. (Siehe S. 171ff. der vorliegenden Arbeit)
269 Zitiert nach Franz *Conring:* Das deutsche Militär in der Karikatur, Stuttgart 1907, S. 122f.
270 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 111.
271 Ebenda, S. 112.
272 Die aus ruhmvoller Vergangenheit resultierende Selbstüberschätzung findet genau 60 Jahre später eine eigenartige Parallele beim österreichischen Heer, das dafür ebenso empfindlich gestraft wurde (vgl. „Königgrätz").
273 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 109.
274 Ebenda, S. 110.
275 Ebenda, S. 98.
276 Ebenda, S. 99.
277 Ebenda, S. 99.
278 Ebenda, S. 106f.
279 Ebenda, S. 98.
280 Ebenda, S. 100.
281 Sebastian *Haffner:* Preußen ohne Legende, München 1981, S. 219.
282 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 102.
283 Sebastian *Haffner:* Preußen ohne Legende, S. 223.
284 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 116.
285 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 378.
286 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 132ff.
287 Ebenda, S. 146.
288 Sebastian *Haffner:* Preußen ohne Legende, S. 226.
289 Zitiert nach Franz *Conring:* Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 127f.
290 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 118.
291 Abenteuerliches Leben von Nettelbeck, von ihm selber ausgezeichnet, (Hrsg.v.) Franz Lichtenberger, 1944, S. 240ff, hier zitiert nach Herbert *Krieger* (Hrsg.): Handbuch des Geschichtsunterrichts, Bd. IV S. 244f.
292 Hans-Joachim *Schoeps:* Preußen. Geschichte eines Staates, Frankfurt 1966, S. 344f.
293 Ebenda, S. 128.
294 Hellmut *Andics:* Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804-1900. (= Neue österreichische Geschichte in vier Bänden), Wien 1976, Bd. I S. 37f.
295 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den napoleonischen Kriegen. , in: Krone und Verfassung. König Max I. Joseph und der neue Staat, hrsg. von Hubert Glaser, München 1980, S. 239-253, hier S. 241.
296 Ebenda, S. 247.
297 Anschauliche Beispiele finden sich in: Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 307-337, bes. S. 317ff.
298 Max *Braubach* in Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 14, S. 96.
299 Ebenda, S. 91.
300 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 352.
301 Ebenda, S. 352.
302 Ebenda, S. 352f.
303 Ebenda, S. 357.
304 Ebenda, S. 358.
305 Ebenda, S. 364.
306 Ebenda, S. 363.
307 Ebenda, S. 370.
308 Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, S. 325.
309 *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. IV, 1, S. 9.
310 *Ebenda,* S. 16.
311 Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, S. 332.
312 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den Napoleonischen Kriegen, in: Krone und Verfassung. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst, München 1980, S. 239-253, hier: S. 244f.
313 Ende Januar 1807 erhielt der bayerische Kronprinz Ludwig in Warschau von Napoleon das Kommando über die 2. Division, das Ludwig selbst so charakterisiert: „Ich, der ich nie Dienst gemacht, wurde dem Namen nach Anführer dieser bayerischen Division. Wrede war es der Tat nach". (Nachlass Ludwigs I., hier zitiert nach Spindler: Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. IV, 1, S. 95, Anm. 3)
314 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den Napoleonischen Kriegen, S. 249.

315 Eine ausführliche Zusammenstellung findet sich bei Dugué *Mac Carthy:* Strategie und Logistik Napoleons im bayerischen Feldzug von 1809, in: Krone und Verfassung. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst, München 1980, S. 230-238, bes. 233ff.
316 Meinrad *Pizzinini:* Die bayerische Herrschaft in Tirol, in: Krone und Verfassung. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst, S. 254-259, hier: S. 245.
317 *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. IV, 1, S. 27f.
318 Diese und weitere Beispiele bei Meinrad *Pizzinini:* Die bayerische Herrschaft in Tirol, S. 257f.
319 Vgl. *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. IV, 1, S. 28.
320 *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. IV, 1, S. 28f.
321 Karl *Wieninger:* Südtiroler Gestalten. Bozen 1977, S. 154.
322 Karl *Paulin:* Berg Isel im Jahre 1809, In: Die Brennerstraße. Bozen 1961, S. 28-39, hier: S. 35.
323 Ebenda, S. 30.
324 Ebenda, S. 35.
325 Karl *Paulin:* Andreas Hofer, S. 127f.
326 Kein Geringerer als Kurt Huber, Musikwissenschaftler und Volkskiedsammler, Mitglied der „Weißen Rose"hat unmittelbar vor seiner Hinrichtung noch auf das Andreas Hofer-Lied „Ach Himmel, es ist verspielt" einen Text verfasst, wohl das Schicksal Andreas Hofers vor Augen, das ihm nun ebenfalls zuteil werden sollte.
327 Friedrich *Engels:* Deutsche Zustände (neues Archiv) 1949, S. 27, hier zitiert nach Roger Dufraisse: Napoleon und Bayern, in: Krone und Verfassung, S. 221-229, hier: S. 226.
328 Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten, S. 39f.
329 Ebenda, S. 13.
330 Alle Zahlenangaben ebenda, S. 29 u. S. 53ff.
331 Ebenda, S. 72.
332 Ebenda, S. 11.
333 Vgl. Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 435. Presser führt Hans Delbrück als Gewährsmann an.
334 Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten, S. 101.
335 Ebenda, S. 107.
336 Ebenda, S. 135f.
337 Vgl. Rainer *Braun:* Die Bayern in Rußland 1812, in: Krone und Verfassung. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1799-1825, S. 264f.
338 Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten, S. 163f.
339 Ebenda, S. 180.
340 Ebenda, S. 221.
341 Ebenda, S. 204f.
342 Ebenda, S. 246f.
343 Ebenda, S. 296.
344 Rainer *Braun:* Die Bayern in Rußland 1812, in: Krone und Verfassung, S. 260-271, hier: S. 267.
345 Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten, S. 306f.
346 Ebenda, S. 325.
347 zitiert nach Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 11f.
348 Von dieser Beschönigugstendenz ist auch das renommierte Gebhardt-Handbuch nicht frei. Max Braubach charakterisiert beispielsweise Ernst Moritz Arndt, den Fremdenhasser und „Franzosenfresser" par excellence, folgendermaßen: „Einen erdnahen, aktiven Patriotismus repräsentierte der Rügener Bauernsohn Ernst Moritz Arndt (1767-1860), der in einzigartiger Weise geistige Aufgeschlossenheit mit dem sichtbaren Gefühl für das verband, was dem Volk not tat und es beeindruckte." Der Autor schränkt zwar ein: „Es lassen sich in der Tat bedenkliche Zeugnisse von der Selbstüberschätzung in Fichtes und Arndts Glauben an die Überlegenheit der Deutschen über alle anderen Völker erkennen (...)". Doch relativiert er schließlich seinen Einwand wieder selbst: „Doch können solche zunächst begrenzten Begleit- und Folgeerscheinungen das Verdienst nicht schmälern, das der jungen Bewegung als Grundlage für den Aufstieg des Volkes aus politischer Demütigung zukommt". (Max Braubach: Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß, München 1974 = Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 14, dtv WR4214, S. 100-102). Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die im folgenden zitierten Quellen.
349 Zitiert nach Weltgeschichte im Aufriß, Bd. 2: Von den bürgerlichen Revolutionen bis zum Imperialismus, Frankfurt 1978, S. 190f.
350 Kurt *Lenk:* Volk und Staat. Stukturwandel politischer Ideologien im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1971, S. 91.
351 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 129f.
352 Ebenda, S. 14.
353 Vgl. Anmerkung 348 der vorliegenden Arbeit.
354 Leipzig 1813. Die Völkerschlacht im nationalen Befreiungskampf des deutschen Volkes, Leipzig 1953, S. 135ff. Hier findet sich unter anderem auch ein Brief von Rahel Lewin, der späteren Frau Varnhagen von Enses, der beispielhaft die allgemeine patriotische Opferbereitschaft ihrer Geschlechtsgenossinnen dokumentiert.
355 Viele Frauen erhielten für ihren diesbezüglichen Einsatz die goldene Medaille des Allgemeinen Ehrenzeichens Erster Klasse, eine Auszeichnung, wie sie beispielsweise Nettelbeck, „der Retter Kolbergs" trug, woraus man die Verdienste der Frauen ermessen kann.

356 Siehe Körners Gedicht auf S. 187f. der vorliegenden Arbeit.
357 Leipzig 1813. Die Völkerschlacht im nationalen Befreiugskampf des deutschen Volkes, S. 136f.
358 Zum Patriotismus der Frauen siehe auch S. 190 bis 192 der vorliegenden Arbeit.
359 Die Farben der Montur der Lützower Jäger, das Schwarz der Uniform, das Rot der Aufschläge sowie das Gold der Knöpfe, standen Pate für die Farben der deutschen Fahne.
360 W. *Krimer:* Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795-1819. Erster Band, 4. Aufl. Stuttgart o.J., S. 272-277. Da die Freiwilligen aus verschiedenen Territorialstaaten komend, keine einheitliche Uniform besaßen, solche aber als wesentliches Requisit für eine Truppe angesehen wurde, wurden die verschiedenen Uniformen schwarz eingefärbt, mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen versehen – eine Farbkombination, die danach bekanntlich nationalen Symbolwert erhalten hat. Programmatisch schließlich war die Vereidigung, vorgenommen nicht etwa auf den König von Preußen, wie sonst damals üblich, sondern „auf das Vaterland". Ähnliche, wenn auch nicht so prominente Freiwilligenkorps entstanden auch in anderen Teilen Deutschlands. Gustav Freitag, hier zitiert nach Franz Conring: Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 128 gibt die Zahl der Freischärler mit 10 000 Mann an. „Aus diesen 10 000 freiwilligen Jägern, die jedem Regiment zugeteilt wurden, ging die Kraft des preußischen Heeres hervor, sie waren das moralische Element der Armee, die Hülfe, Stärke und Ergänzung des Offizierskorps, und sie haben dem preußischen Kriege von 1813 nicht nur die stürmische Tapferkeit, sondern auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues war".
361 Leipzig 1813. Die Völkerschlacht im nationalen Befreiungskampf des deutschen Volkes, S. 142f.
362 Ebenda, S. 143. „Als Eleonore Prohaska zu Grabe getragen wurde, folgten dem Sarge, der von ihren trauernden Waffenbrüdern getragen wurde, das hannoversche und russisch-deutsche Jägerkorps. Auf dem St.-Annen-Kirchhofe zu Damenberg wurde ihr 1865 ein Denkmal errichtet".
363 Ebenda, S. 146f.
364 Leipzig 1813. Die Völkerschlacht im nationalen Befreiungskampf des deutschen Volkes, S. 148.
365 Ebenda, S. 148ff.
366 M. *Ewert* (Hrsg.): Erinnerungen von Willibald Alexis. Neue Ausgabe, Berlin 1905, S. 49f.
367 Gustav *Freytag*, in: Franz Conring: Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 131.
368 Ebenda, S. 129ff.
369 Hans *Delbrück:* Das Leben des Feldmarschall Grafen Neidhart von Gneisenau, 3. Aufl. Berlin 1908, S. 347ff.
370 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 173f.
371 Ebenda, S. 187.
372 Ebenda, S. 190.
373 Ebenda, S. 192ff.
374 Zitiert nach Peter *Jaeckel:* Schlacht und Schlachtenbild. Das Beispiel Hanau, in: Krone und Verfassung. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1799-1825, München 1980, S. 272-279, hier: S. 274 u. Anmerkung 8.
375 Zitiert nach ebenda, S. 274 und Anmerkung 7.
376 Peter *Jaeckel:* Schlacht und Schlachtenbild. Das Beipiel Hanau, in: Krone und Verfassung, S. 277.
377 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 344 Anmerkung.
378 Ebenda, S. 343.
379 Ebenda, S. 339.
380 Zitiert nach Eva *Rieger:* Friedenserziehung im Musikunterricht, S. 20f. Von Beethoven ist der Satz überliefert: „Wenn ich als General von der Strategie verstünde, was ich als Komponist vom Kontrapunkt verstehe, so würde ich Euch schon was zu schaffen geben". (in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806-1815, Berlin 1952.
381 In der Tag gingen verschiedene Revolutionsbewegungen auf der Grünen Insel Hand in Hand mit der Französischen Revolution, und Napoleon bedeutete für die politisch bewußten Iren eine Chance, sich der englischen Herrschaft zu entledigen.
382 Eduard Fuchs: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 158ff.
383 Ebenda, S. 164.
384 Georg *Piltz:* Geschichte der europäischen Karikatur, Berlin 1976, S. 168.
385 Ebenda, S. 96.
386 Eduard *Fuchs:* Geschichte der europäischen Karikatur, Bd. I: Vom Altertum bis zum Jahr 1848, Berlin 1901, S. 177.
387 Ebenda, S. 178.
388 Ebenda, S. 175.
389 Otto Elben: Lebenserinnerungen, 1840, S. 25, hier zitiert nach Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, München stv 1977, S. 342.
390 Rudolf *Schenda:* Volk ohne Buch, S. 342.
391 Ernst *Weber:* Lyrik der Befreiungskriege (1812-1815). Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur, Stuttgart 1991.
392 Ebenda, S. 74f.
393 Ebenda, S. 75ff. „Von dem Gedicht ‚Auf Scharnhorsts Tod' (‚Wen erlest ihr von den Todten'), zuerst 1813 in Berlin im Verlag Riemers herausgekommen, ließ Stein 10.000 Stück nachdrucken und unter die Soldaten verteilen", (zitiert nach A. Dühr: Die Text- und Druckgeschichte des Soldaten-Katechismus von E.M. Arndt, in: ZBB 8, 1961, S. 341f.). „Arndt besaß auch in Gneisenau einen Freund in der alliierten Heeresleitung, der entscheidend zu seiner Popularität in der Armee beigetragen hat. Ihm übersandte er alle Schriften. Die umgearbeitete Form des Kurzen

Katechismus wurde kostenlos im Hauptquartier der Alliierten vom Feldbuchdrucker Hayn gedruckt – eine wichtige Vergünstigung: denn sie ebnete nicht nur den Weg für die Verbreitung in den Armeen, sondern die Zensur hatte nur noch über die Zulassung zum Verkauf zu befinden. Wichtige Militärs wie Gneisenau, Scharnhorst oder Blücher hatten die meinungsbildende Funktion der Lyrik erkannt und unterstützten, zum Teil gegen den Willen der Zensoren, Druck und Verbreitung. Renfner zum Beispiel verbot 1815 den Druck des Försterschen Sonetts Blücher bei der Nachricht der Heimkehr Napoleons von Elba in der Spenerschen Zeitung, worauf dieser sich an Blücher wandte. Blücher wehrte mit der Bemerkung ab: „Ne, mit die Censoren hier mag ich mir nicht befassen; über die hat der Teufel Gewalt. Packen Sie man Ihre Schriften ein, und nehmen Sie sie mit nach Paris; da hab' ich zu befehlen, hier nicht" (zitiert nach Cyzgan: Tagesliteratur, Bd. I S. 377). Das Sonett erschien dann wenige Monate später in der Teutschen Feldzeitung aus Paris. Blücher selbst hatte zwei Jahre zuvor schon, Anfang April 1813, Försters Gedichtsammlung Schlachtenruf und Schlachtengesang mit folgendem Vorwort das Erscheinen ermöglicht: „Unter mancherlei Beweisen, welche mir Sachsens Bewohner von ächten deutschen Gesinnungen und von warmen Eifer für die gute Sache getan haben, weiß ich Euer Wohlgebornen mir in dem gefälligen Schreiben vom gestrigen Tage geäußerten Wunsch, einige Kriegsgesänge, deren Verbreitung gewiß den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen wird, durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, besonders zu schätzen, woher ich Dieselben nicht allein hierzu authorisire, sondern auch auffordere, diese Gesänge dem Druck zu übergeben und können diese Zeilen zur Annahme-Ordre für die Buchdruckerei dienen".

394 Zur Frühgeschichte der Feldzeitungen, in: Publizistik 18, 1973, S. 160. Nach Schäfer waren sie „unentbehrliche Informationsträger der neuen Kriegsführung", Zitiert nach ebenda, S. 76.

395 Ebenda, S. 75ff.

396 Eduard *Schurés* Geschichte des deutschen Liedes, 2. Aufl. Berlin 1875, S. 337f.

397 Jürgen *Wilke:* Vom Sturm und Drang bis zur Romantik, in: Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland, S. 166.

398 Ebenda, S. 167.

399 Ebenda, S. 167.

400 Hermann *Glaser:* Spießer-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes, Freiburg 1964, S. 154f.

401 Die jüngste uns bekannte Fassung findet sich auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch.

402 Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten, S. 197

403 Ebenda, S. 198f.

404 Die Melodie siehe auf S. 205. Wie Wolfgang Steinnitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I, S. 427 schreibt: „Zum Anfang vergleiche *Zu Straßburg auf der Schanz, da fing mein Unglück an* (Nr. 176), das also 1792 schon populär gewesen sein muß; wahrscheinlich wurde unser Lied mit seinen fünfzeiligen Strophen auf diese Melodie gesungen".

405 Nach Ditfurth wurde das Lied „mündlich von Wachtmeister Oberhofer zu Obertheres in Unterfranken" weitergegeben, „der viele derartige Lieder kannte, sich leider aber der wenigsten noch vollständig zu erinnern vermochte (1832)". Zitiert nach Wolfgang Steinnitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I, S. 427.

406 Siehe hierzu etwa die Lieder „Belagerung von Mainz", d.i. Lied Nr. 98 und 99 bei Hans Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 311f.

407 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 196f.

408 Otto *Stolz:* Geschichte des Landes Tirol. 1. Band, Innsbruck 1955, S. 579.

409 Das Leibhaftige Liederbuch, S. 209.

410 Leider konnte uns auch das DVA bei dieser Melodie nicht weiterhelfen.

411 Überblick bei Max *Braubach:* Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongress, Gebhardt-Handbuch Bd. 14 (dtv WR 4214), S. 55f.; sarkastisch kommentiert bei Michael Freund: Deutsche Geschichte, Gütersloh 1964, S. 451ff; ausführliche Darstellung bei R. Freiin von Oes: Die Säkularisation 1803. Vorbereitung – Diskussion – Durchführung, 1970 (Historische Texte)

412 Max *Braubach:* Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongress, S. 60.

413 Leider konnte uns auch das DVA bei dieser Melodie nicht weiterhelfen.

414 Max *Braubach:* Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongress, S. 55.

415 Die Melodie lag uns leider nicht vor.

416 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 23.

417 Ebenda, S. 29.

418 In kaum einer der Darstellungen fehlt das Epitheton „glanzvoll" oder „glänzend". Wir haben hier Gelegenheit, an eine der berühmtesten Stellen der Weltliteratur zu erinnern. Tolstoi nimmt die Schlacht von Austerlitz zum Anlass für die in ein Naturbildnis gekleidete philosophisch überhöhte Reflexion über die Nichtigkeit alles Irdischen. Fürst André Bolkonski wird im Schlachtengetümmel verwundet: „Was ist das? Falle ich? Meine Füße versagen, dachte er und fiel rückwärts hin. Er öffnete die Augen und hoffte, noch sehen zu können, welchen Ausgang der Kampf genommen habe: ob der rothaarige Artillerist getötet war oder nicht und ob die Kanonen gerettet waren oder nicht. Aber er konnte nichts mehr sehen als den hohen klaren und unermeßlichen Himmel mit den grauen Wolken. – Wie still, wie ruhig und feierlich ist das alles, nicht so wie es war, als ich lief, als wir liefen und schrien und kämpften; gar keine wütenden und erschreckten Gesichter! Wie die Wolken dort oben am endlosen Himmel dahinziehen! Warum habe ich bis jetzt diesen weiten Himmel nicht gesehen? Und wie glücklich bin ich, daß ich ihn endlich sehen kann! Ja! Alle ist hohl, alles ist Trug, außer diesem unendlichen Himmel! Es gibt nichts außer ihm,

und auch ihn gibt es nicht, nichts gibt es, außer Schweigen, Ruhe! Und – Gott sei Dank dafür! (...)". Der diesseitsverachtenden Stimmung des russischen Offiziers kann auch nicht einmal Napoleon etwas anhaben: „Bolkonski fühlte, daß diese Worte sich auf ihn bezogen und daß Napoleon sie gesprochen hatte. Aber er hörte diese Worte nur so, wie wenn er das Summen einer Kugel gehört hätte. Sie interessierten ihn nicht mehr, und er vergaß sie bald wieder. Sein Kopf schmerzte ihn; er fühlte, daß sein Blut floß, und er sah über sich den weiten, hohen und ewigen Himmel. Er wußte, daß es Napoleon war, der die Worte gesprochen hatte. Doch im Augenblick erschien ihm Napoleon klein und nichtig im Vergleich zu dem, was jetzt zwischen seiner Seele und jenem hohen endlosen Himmel mit den dahinschwebenden Wolken vorging. Jetzt war es ihm vollkommen gleichgültig, wer vor ihm stand und was man zu ihm sprach" (Leo N. Tolstoi: Krieg und Frieden. Übersetzt von Michael Grusemann, Bamberg 1958, S. 357 u. 368f.).

419 Nur soviel sei hier zum Schlachtverlauf mitgeteilt: Napoleon hatte das Städtchen Austerlitz am 29. November 1805 geräumt, um seine Truppen in einer benachbarten Ebene zu lagern. Wie es in Napoleon und seine Zeit, München o.J., S. 37 heißt, gedachten „die österreichisch-russischen Streitkräfte (...) ihn dort zu umzingeln, um ihm den Weg nach Wien abzuschneiden". Die Schlacht entwickelte sich genau nach dem von Napoleon vorgefassten Plan. Er hatte das Terrain bereits zehn Tage ausgewählt und danach seine Vorkehrungen getroffen. Die Gegner gingen prompt in die Falle. Die Schlacht begann am frühen Morgen des 2. Dezember und endete mit dem überlegenen Sieg Napoleons. Die vereinigten Russen hatten fast 35.000 Mann, 50 Regimentsfahnen und fast alle Kanonen verloren; letztere wurden später eingeschmolzen und dienten zur Errichtung der Colonne Vendôme in Paris.

420 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende.

421 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den Napoleonischen Kriegen, in: Krone und Verfassung, S. 239-253, hier: S. 248.

422 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 324f.

423 Siehe hierzu die ausführliche Schlachtenschilderung auf S. 165ff. der vorliegenden Arbeit.

424 Ebenda, S. 167.

425 Preußen – Versuch einer Bilanz, S. 494.

426 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 117.

427 Ebenda, S. 121f.

428 Leider war diese Quelle nie zugänglich, weswegen wir auch die Melodie nicht aufzeichnen konnten.

429 Siehe S. 208 der vorliegenden Arbeit: Lied Nr. 64: „Belagerung von Landau".

430 Seine Pläne über die allgemeine Volksbewaffnung legte Gneisenau in seinen Denkschriften des Jahres 1808 „Über die Idee eines Volksaufstandes", „Konstitution über die allgemeine Waffenerhebung des nördlichen Deutschland gegen Frankreich", „Brief an den König", „Betrachtungen über Preußens Lage im September 1808" dar. Es folgten sein „Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes" im Jahre 1811 und die Denkschriften über „Milizen und Aufstand in Masse" sowie die „Organisation einer Insurrektion wenn eine feindliche Invasion eintritt".

431 Siehe S. 186 sowie S. 204f. der vorliegenden Arbeit.???

432 Daß die schweren Verluste der französischen Armee, die immerhin rund ein Drittel ihrer Soldaten verlor, Napoleon nicht unbeeindruckt gelassen hat, beweist die Tatsache, daß er dem Maler A.J. Gros den Auftrag gab, ein Gemälde zu verfertigen, das vor allem die Schrecken des Krieges wiedergeben sollte. „So hat Gros den Kaiser in einem Augenblick porträtiert, als er zu seinem Gefolge äußert, den übrigen Herrschern (!) möchte bei dem Anblick solchen Grauens die Lust an Krieg und Eroberung vergehen", zitiert nach: Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 40f.

433 Ebenda, S. 247.

434 Die Melodie lag nicht vor.

435 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 257.

436 Hans *Kühner:* Neustes Papstlexikon, Frankfurt 1965 (Fischer-TB 682), S. 155.

437 Ernst Richard *Freitag:* Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 70.

438 Siehe etwa S. 161f. sowie S. 168ff. der vorliegenden Arbeit.

439 Siehe hierzu auch S. 190f. der vorliegenden Arbeit.

440 Eine Kurzfassung des Liedes findet sich auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch.

441 Der Kommentar zu diesem Lied von Uli Otto wurde entnommen aus: Regensburger Liederbuch. Eine Stadtgeschichte in Noten (hrsg.v. Eginhard König und Martina Forster), Regensburg 1989, S. 36-39. Das Lied befindet sich im Repertoire der Regensburger Folkgruppe „Passepartout GmbH", siehe Begleit-CD.

442 Siehe hierzu: Regensburg 1809. Studienbehelfe der k.u.k. Kriegsschule. Wien 1911. Die Österreicher rückten dabei in zwei Abteilungen in Bayern ein – über den Inn der Generalissimus Erzherzog Karl mit den 4 Armeekorps: III. Hohenzollern, IV. Rosenberg, V. Erzherzog Ludwig, VI. Hiller und zwei Reservekorps: I. Johannes Liechtenstein und II. Kienmayer; – über die böhmische Grenze das I. Korps Bellegarde und das II. Korps Kolowrat, wobei sich die Gesamtstärke der Österreicher auf etwa 180.000 Mann belief. Oberbefehlshaber war Erzherzog Karl, obgleich er ein überzeugter Vertreter der Friedenspartei war und den Feldzug gegen seine Überzeugung führte, mißtraute er doch der Leistungsfähigkeit seiner Truppen und hielt darüberhinaus auch den passenden Zeitpunkt für einen Angriff auf Napoleon nicht gekommen. Der Aufmarsch der Österreicher vom Inn zur Isar vollzog sich in der Zeit vom 10. Bis zum 15. April, während die beiden Heeresgruppen Napoleons an der Naab und am Lech in Bereitschaft standen. Nachdem die bayerische Division Deroy beim Vormarsch auf Landshut in verschiedene kleinere Treffen verwickelt worden war, suchte Davout am 17. April die Verbindung mit den Bayern durch die Ensendung Montbruns zu Wrede herzustellen, hatte aber zunächst erst einmal mit der Vorhut Klenaus bei Regensburg ein hitziges

Gefecht zu bestehen. So kamen die gegenerischen Heere einander in immer größeren Kolonnen näher. Napoleon verfügte auf dem deutschen Kriegsschauplatz über etwa 100.000 Mann, darunter 1. das III. Korps Marschall Davout, Herzog von Auerstädt, mit den Divisionen Morand, Friant, Gudin, den zwei Kürassierbrigaden Saint Sulpice, drei Husaren- und Chasseurbrigaden unter General Montbrun sowie zwei Brigaden unter Saint Hilaire; 2. das Korps des General Oudinot mit den Divisionen Tharreau, Claparède, Espagne und Colbert; 3. Das IV. Korps unter Marschall Masséna, Herzog von Rivoli, mit den Divisionen Legrand, Carra St. Cyr, Molitor, Boudet und Marulaz; 4. das Bayerische Heer unter Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit den Divisionen Kronprinz, Wrede und Deroy; 5. das Württembergische Korps unter Generalleutnant Vandamme mit den drei Brigaden Generalmajor von Franquement, Generalmajor von Scharfenstein, Generalmajor von Hügel und der Kavallerie-Division von Wöllwarth; hinzu kam jeweils die entsprechende Artillerie, bei der bayerischen Armee beispielsweise 9 Batterien à 6 Geschützen. Da Napoleon selbst noch in Donauwörth stand, und auch Masséna und Oudinot noch weit von Regensburg entfernt waren, wo schließlich die Entscheidung fallen sollte, sah sich Davout zunächst einem zahlenmäßig weit überlegenen Feind gegenüber, der seinen Vorteil jedoch nicht zu nutzen verstand. Bei verschiedenen Kämpfen, einem kleineren Gefecht bei Thann und Hausen wäre es den Österreichern durchaus möglich gewesen, die Franzosen bei entschlossenem Vorgehen gänzlich aufzureiben. Stattdessen schickten sie den Franzosen immer nur einzelne kleinere Abteilungen entgegen, die dann auch jeweils vernichtend geschlagen wurden. An den bewaldeten Hängen nördlich von Buch und Hausen fiel schließlich die erste Entscheidung zugunsten der Franzosen. Schon am nächsten Tag, am 20. April, siegte Napoleon, der seine Truppen in Eilmärschen zur Unterstützung Davouts herangeführt hatte, in der Schlacht bei Abensberg. Der Kampf selbst wurde durch die Bayern und Württemberger eröffnet, die Österreicher mussten sich in Richtung Landshut zurückziehen. In dieser Situation sah sich Erzherzog Karl gezwungen, das II. Korps Kolowrat nach Regensburg zurückzubeordern, welches am 20. April abends um 18.00 Uhr vom französischen Stadtkomandanten, Oberst Coutard an Liechtenstein übergeben wurde. Die Stadt wurde mit einem Bataillon besetzt, Kolowrat selbst bezog Stellung zwischen dem Galgenberg und Oberisling. Das IV. Korps postierte sich hinter Dünzling und übernahm die Dekkung der Straße von Eggmühl nach Eglofsheim, während das III. Korps sich hinter Unterlaichling aufstellte und eine Brigade auf der Höhe von Lindach zur Deckung Eggmühls beließ. Eine Beobachtungsabteilung wurde nach Langquaid vorgeschoben. Nach verschiedenen kleineren, für die Franzosen erfolgreichen Gefechten zogen sich die Österreicher panikartig zurück, wobei sie auf dem rechten Flügel von Lannes und Vandamme, auf dem linken Flügel von Lefebvre und Vandamme verfolgt wurden, während ihnen im Zentrum die Kavallerie und auf der Straße die Württemberger und Bayern nebst französischen Verbänden nachjagten. Um den Rückzug ihrer Truppen nach Böhmen zu decken, versuchten die Österreicher, die Stadt Regensburg mit allen Mitteln gegen die vom Süden her nachdrängenden Franzosen zu halten. Deswegen verrammelte die Besatzung die Tore der Stadt, die zu diesem Zeitpunkt von Festungsmauern des 16. und 17. Jhs. umgeben war. Daneben wurden auch die nördlichen Vororte Reinhausen, Steinweg sowie Stadtamhof von österreichischen Verbänden besetzt, sowie der Dreifaltigkeitsberg mit österreichischen Batterien bestückt, die den Rückzug der Österreicher decken sollten. Die französischen Batterien waren auf den südlichen Hängen postiert. Nach einer ersten heftigen Beschießung der Mauern und des Südteils von Regensburg, die sich dann später auf die Gegend des Peterstores und die Befestigungsanlagen östlich davon konzentrierte, wurde am Morgen des 23. April 1809, einem Sonntag der Angriff auf die Stadt eröffnet. Die Österreicher mussten dem Ansturm schließlich weichen und zogen sich nach Stadtamhof zurück, welches schließlich ebenfalls preisgegeben werden musste. Um den Rückzug der österreichischen Armee über den Regen zu decken und den französischen Vormarsch wenigstens eine Zeitlang zu stoppen, wurde Stadtamhof in den Abendstunden des 23. April von den österreichischen Kanonen auf dem Dreifaltigkeitsberg in Brand geschossen.

443 So kam Galizien an das Großherzogtum Warschau, Salzburg, Berchtesgaden und Braunau an Bayern; Triest, Krain und ein Teil Kroatiens wurden an Frankreich abgetreten, das aus ihnen und dem bereits 1805 gewonnenen Dalmatien die Illyrischen Provinzen bildete und sie im Interesse einer rigorosen Durchführung des Kontinentalsystems unmittelbar unter eigene Verwaltung nahm.

444 Karl *Bauer:* Regensburg. Geschichte und Geschichten: Straßen und Häuser – Wahrzeichen – Denkmäler – Kunst – Sitten – Brauchtum, Regensburg, hier 2. Aufl. 1977, S. 14.

445 Ebenda, S. 395f.

446 Rudolf *Schenda:* Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, München 1980, S. 18 und 20.

447 Ihm wurde – vor den Mauern der Stadt, in der Höhe der früheren Kinderklinik – von einem österreichischen Scharfschützen ins Bein geschossen.

448 Ganz anders ist dies in einem Lied des englischen Dichters Robert Browning („Incident Of The French Camp"), dessen Text zudem, anders als die bisher in unserer Arbeit abgedruckten Regensburg-Lieder des Jahres 1809, die kriegerischen Taten verherrlicht und auf den Franzosenkaiser Bezug nimmt:

1. You know, we French stormed Ratisbon:
A mile or so away,
On an little mound, Napoleon
Stood on our stormy-day;
With neck out-thrust, you fancy how,
Legs wide, arms locked behind,
As if to balance the prone brow
Oppressive with ist mind.

2. Just as perhaps he mused „My plans
That soar, to earth may fall,
Let once my army-leader Lannes,
Waver at yonder wall", -
Out' twixt the battery smokes there flew
A rider, bound on bound
Full-galopping; nor bridle drew
Until he reached the mound.

3. Then off there flung in smiling joy,
And held himself erect
By just his horse's mane, a boy:
You hardly could suspect.
(So tight he kept his lips compressed
Scarce any blood came through)
you looked twice ere you saw his breast
Was all but shot in two.

4. „Well", cried he, "Emperor, by God's grace
We've got you Ratisbon!
The Marshal's in the market-place
And you'll be there anon
To see your flag-bird flap his vans
Where I, to heart's desire,
„Perched him"! The chief's eye flahed; his plans
Soared up again like fire.

5. The chief's eye flashed; but presently
Softened itself, as sheathes
A film the mother-eagle's eye
When her bruised eaglet breathes:
„You're wounded"! „Nay", the soldier's pride
Touched to be quick, he said:
„I'm killed, Sire"! And his chief beside
Smiling the boy fell dead.

Zitiert nach: The Complete Works of Robert Browning, (Hrsg.v.) Roma A. King Jr., Bd. III p. 209f. Interessant und sehr instruktiv ist daneben auch ein Bericht eines Augenzeugen der Schlacht bei Regensburg, Wolfgang Joseph Emmerig, „Die für Regensburg schrecklichen Tage des 23. und 24. April" in lateinischen Versen, die Thomas Emmerig in Die Oberpfalz, August 1981, S. 231 abgedruckt sowie ins Deutsche übertragen hat. Wir wollen hier jedoch auf einen Abdruck verzichten.

449 Siehe auch S.171-173 der vorliegenden Arbeit.

450 Gneisenau bekundete die Popularität und Bedeutung Schills, wenn er kurz vor dessen Tod schrieb: „ Schill ist noch jung und kann der deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. (...) Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge getan werde; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können...". (zitiert nach: Hans Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau, Berlin 1920, Bd. I S. 164.)

451 Michael *Freund:* Deutsche Geschichte, Gütersloh 1964, Sp. 499.

452 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 363f. Die Formulierung stammt von Neigebauer, einem Vertrauten Schills.

453 Herbert *Mühlstedt:* Der Geschichtslehrer erzählt. Bd. III 6. Aufl., Berlin 1978, S. 53f. Mühlstedt stützt sich dabei auf Walter Eckermann: Ferdinand von Schill. Rebell und Patriot, Berlin 1963.

454 Die Melodie siehe S. 222f., Lied Nr. 78: „Prinz Louis bei Saalfeld".

455 Die Melodie siehe auf S. 239, Nr.89: „Schills Freischaar".

456 Die Melodie siehe S. 205 Nr. 64: „Unser Korporal, der gestrenge Mann, den klag ich an".

457 Wir erinnern an den Studenten Friedrich Staps, der nach seinem missglückten Attentatsversuch Napoleons Gnadenbereitschaft stolz zurückwies und kaltblütig in den Tod ging.

458 Hier kämpfte er zusammen mit Friedrich de la Motte-Fouqué in der gleichen Einheit.

459 Herbert *Mühlstedt:* Der Geschichtslehrer erzählt, Bd. III S. 50.

460 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 365.

461 Paul Ernst *Rattelmüller:* Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe... Bayerische Soldatenlieder und vaterländische Gesänge aus dem 19. Jahrhundert, Rosenheim 1977.

462 In der Quelle irrtümlich: Andorf.

463 Als genaues Pendant aus Tiroler Sicht kann das von Franz Karl Zoller verfasste Gedicht „Volkslied in Tirol über die Regierung Bayerns" gelten. Es beginnt mit den Zeilen: „He Nochba Lenz / beim Soggara / Was treiben denn die Bayern", zitiert bei Karl Paulin: Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf, Innsbruck 1970, S. 20f.

464 Dem Leser, der die Tiroler Beutezüge auf einer guten Landkarte verfolgen will, empfehlen wir Freytag-Berndt: Wanderkarten 1 : 100.000, Nr. 30 Kaisergebirge, Chiemgauer Alpen. Wien o.J.

465 Karl *Paulin:* Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf, S. 17.

466 „Es mag seyn, daß die süddeutschen Mütter das Wort fätschen von den italienischen oder gar lateinischen gelernt haben, welche dieselbe, der Gesundheit und Körper-Entwicklung der Kinder keineswegs vorteilhafte Sache fascia und fasciare nennen". (Schmeller I, 779)
467 Vgl. Einleitung, S. 177ff. Die bayerische Engstirnigkeit ging dabei bisweilen bis ins Lächerliche. Wieninger berichtet: „Wo immer der Verdacht bestand, daß frühere Traditionen ein Politikum darstellen könnten, ist eingeschritten worden. So mußte der Name einer im ganzen Land angebauten Kaiserbirne in ‚Königsbirne' umgewandelt werden". (Karl Wieninger: Südtiroler Gestalten, S. 143)
468 Otto *Stolz:* Geschichte des Landes Tirol, S. 586.
469 Karl *Paulin:* Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf, S. 39.
470 Friedrich *Münich:* Geschichte der Entwickelung der bayerischen Armee, München 1864, Neudruck Krefeld 1972, S. 210f.
471 Über die Innsbrucker Studenten berichtet Stolz: „Die Studenten der Universität haben nur am Anfang der Befreiung im Frühjahr eine eigene Abteilung gebildet, diese ist aber auch nie in ernste Aktion getreten. Doch dienten manche Studenten als Schreiber den Schützenkommandanten (...)". (Otto Stolz: Geschichte des Landes Tirol, S. 594)
472 Wir übernehmen die Zählung von Stolz und fassen die Gefechte vom 25. und 29. Mai zur 2. Bergisel-Schlacht zusammen; danach hat es nicht fünf, sondern vier Bergisel-Schlachten gegeben.
473 Karl *Paulin:* Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf, S. 71.
474 Ebenda, S. 73f.
475 Ein „Sandwirth Hofers Leiblied. 1809" findet sich in Erb / Böhmes: Deutscher Liederhort Bd. III, S. 156 abgedruckt, wobei wir nicht wissen, ob Hofer dieses Lied tatsächlich selber jemals gesungen hat.
476 Ebenda, S. 74.
477 Ebenda, S. 77.
478 Ein Dokument dieser zwiespältigen Stimmung findet sich in Otto *Fras* (Hrsg.): Quellenbuch zur österreichischen Geschichte, Bd. III, Wien 1962, S. 107f.: „Georg Hofer, Ehrenlied dem Tiroler Helden Andreas Hofer, Oberkommandant" mit 15 Strophen.
479 August *Hartmann:* Historische Volkslieder, S. 116.
480 Karl *Paulin:* Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf, S. 72.
481 Otto *Stolz:* Geschichte des Landes Tirol, S. 594.
482 Alois *Lechthaler:* Geschichte Tirols, Innsbruck 2. Aufl. 1948, S. 325f.
483 Siehe auch Anmerkung 326 auf S. 360 der vorliegenden Arbeit.
484 Karl *Paulin:* Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf, S. 124.
485 Ebenda, S. 130f.
486 Leibhaftiges Liederbuch, S. 213.
487 Ebenda, S. 213.
488 Häufig wird irrtümlich das Jahr 1810 als Jahr der Entstehung angegeben (vgl. zum Beispiel das Allgemeine Deutsche Kommersbuch, S. 125). Mosen war 1810 gerade erst 7 Jahre alt.
489 Wegen der großen Verbreitung des Liedes ist man wohl berechtigt, es der „neueren Volksballade" zuzurechnen. Als Typus dieser Gattung gilt uns die Mundartballade. Die Literaturwissenschaft hat dieser Gattung bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt, ihr Interesse galt vor allem der Kunstballade und der durch ihr hohes Alter geadelten „älteren" Volksballade, deren Blütezeit zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert lag, in jüngerer Zeit auch, im Zuge verstärkter Hinwendung zu literarischen Gebrauchsformen, dem Bänkelsang. (vgl. zum Beispiel Leander Petzold: Bänkelsang. Vom historischen Bänkelsang zum literarischen Chanson, Stuttgart 1974).
490 Walter *Moßmann* u. Peter *Schleuning:* Alte und neue politische Lieder. Entstehung und Gebrauch, Texte und Noten, Reinbek 1979 (rororo 7159), S. 309.
491 Ebenda, S. 230.
492 Ebenda, S. 231.
493 *Spindler:* Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. IV, 1, S. 96.
494 *Ebenda*, S. 96 Anm. 9.
495 Die Melodie siehe auf S. 205, Beispiel Nr. 61 der vorliegenden Arbeit.
496 Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, Köln 1982, S. 304.
497 Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten, S. 93.
498 Ebenda, S. 132.
499 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den Napoleonischen Kriegen, S. 243.
500 Melodie nach Cesar Bresgen: Fein sein, beinander bleiben. Alpenländische Volkslieder aus Österreich, Salzburg 1947, 4. Aufl. o.J., S. 138.
501 Ebenda, mit der Bemerkung: „Wörth bei Rauris, aufgezeichnet von O. Eberhard 1911".
502 Eine leichte Textvariante findet sich bei Hans Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten. S. 323f., Nr. 110 „Aus dem russischen Feldzug" (1812), wobei diese nur aus sechs Strophen besteht.
503 Tatsächlich berichtet Caulaincourt über Napoleons Ankunft in Paris: „Seine Beine waren etwas geschwollen". (zitiert nach Napoleons Rußlandsfeldzug in Augenzeugenberichten, S. 383) Unsere Liederdichter konnten Caulaincourts Memoiren nicht gelesen haben, da diese erst 1933 erschienen sind.

504 Eine Wertung der Spottlieder erscheint uns schwierig. Psychologisch gesehen mag die Erleichterung verschaffende Verarbeitung vorangegangener Schrecken durch Spott in vielen Fällen verständlich sein. Dennoch: wir ziehen die ernsten, spottfreien, realistischen Antikriegslieder vor.

505 Josef Deifl: „Kriegstagebuch aus napolearischer Zeit (BHSTA Nr. 649, S. 156).

506 Das Lied findet sich auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch.

507 „Es erzählt das der Überlebende zum treuen Gedenken an seinen guten Kameraden, von dem doch im Grunde genommen nichts irgendwie Besonderes erzählt wird, was nicht von tausend anderen erzählt werden könnte. Das Urteil ‚einen bessern findst du nit' wird nicht sinnfällig". So urteilt Korff und hält deshalb auch die Überschrift für irreführend. (Hermann August Korff: Geist der Goethezeit, Bd. 4, 6. Aufl. Leipzig 1954, S. 225). Wir halten Korffs Urteil für irreführend.

508 Korff wendet diese Tendenz ins Positive: „Warum wird dieser Tod, der doch ein hoffnungsvolles Leben so in einem Augenblick vernichtet, nicht als eine persönliche Tragödie beklagt, sondern als überpersönliches Schicksal aufgefaßt, vor dem das Persönliche seine Bedeutung verliert? Darum, weil der Mann, der hier fällt, sich gar nicht mehr als ein für sich seiendes Individuum, sondern als Glied seines Volkes fühlt, weil ein überindividuelles, aber ‚unbewußtes Bewußtsein' in ihm die Oberhand gewonnen und ihn zur Zelle eines überindividuellen Organismus gemacht hat, für dessen ewigen Bestand er mit derselben Selbstverständlichkeit sein individuelles Leben opfert, wie es die Tiermutter für ihr Junges tut", (ebenda, S. 226). Keine Zeile der Korffschen Interpretation findet eine Stütze im Text.

509 Anders urteilt Thomke: „Der Krieger, der das Lied von seinem guten Kameraden singt, entspricht bereits dem Ideal der Rüstigkeit, auf das Uhlands Balladendichtung noch weit deutlicher als die Lyrik nun zustrebt. Am deutlichsten zeigt sich das in der dritten Strophe; er kann seinem Kameraden die Hand nicht reichen, weil er weiterkämpfen muß und sich durch den Tod nicht beirren und von der Gegenwart ablenken lassen darf. Wieviel ergreifender ist dies, als wenn er wehmutsvoll diesen Tod beklagte". (Hellmut Thomke: Zeitbewußtsein und Geschichtsauffassung im Werke Uhlands. Diss. Bern 1962, S. 65). Thomkes Interpretation vernachlässigt u.E. die zentrale Thematik des Gedichts.

510 Ludwig *Uhland:* Werke. Bd. 1, München 1980, S. 7.

511 Der Volksliedsammler Franz Magnus Böhme bemerkt hierzu, daß das Lied zum Volkslied wurde, wobei jedoch die dritte Strophe weitgehend unbekannt geblieben ist: „Vielleicht scheint sie dem Volke überflüssig, weil die Handlung schon zu Ende und es unnatürlich ist, daß der Schwergetroffene noch die Hand reicht und der Gebetene nicht die Zeit finden will zum letzten Händedruck". (Franz Magnus Böhme (Hrsg.): Volkstümliche Lieder der Deutschen, S. 25f., hier zitiert nach Manfred Sievritts: Lied – Song – Chanson Bd. 2: Politisch Lied, ein garstig Lied? Wiesbaden 1984, S. 494.)

512 Zwei Beispiele: „Einen bessern findst du nicht" ist der Titel eines 1952 im Kindler und Schiermeyer Verlag Wörishofen erschienenen Trivialromans; „Als wär's ein Stück von mir" überschrieb Carl Zuckmayr seine Autobiographie.

513 W. *Schumacher:* Leben und Seele unseres Soldatenliedes im Weltkrieg, Frankfurt a.M. 1928, S. 171, zitiert nach Wolfgang Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. XXXIV.

514 Ebenda, Bd. II S. 372.

515 Hannjost *Lixfeld:* Soldatenlied, in: Rolf Wilhelm *Brednich* u.a. (Hrsg.): Handbuch des Volksliedes, Bd. 1, München 1973, S. 833-862.

516 Ebenda. Vergleiche hierzu auch den erst kürzlich erschienenen sehr interessanten Aufsatz von Werner Hinze: Lieder zwischen den Fronten. *Ich hatt' einen Kameraden.* Beispiel einer wechselhaften Liedbiographie, in: Musik von unten. Dokumente Bd. 1, Hamburg Jan. 1981, S. 28-37. Wie Hinze in seiner kleinen Rezeptionsgeschichte des „Guten Kameraden" ausführt, „erforderten die verschiedenen kriegerischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts (...) im Sinne der herrschenden Kriegstreiber andere Lieder – bzw. die Veränderung bereits existierender. Einen ersten Beleg für eine gewünschte Veränderung können wir in der veränderten Titulierung des Liedes erkennen. Heißt es bei Uhland noch „Der gute Kamerad", so wird zum Ende des 19. Jahrhunderts hin der Charakter des Liedes bereits durch die Überschrift verändert: Soldatenlied heißt es – und sogar Kriegslied. Die Veränderung des Titels geht einher mit einer Veränderung des Liedes selbst, (ebenda, S. 28).

517 Kurt *Fassmann* (Hrsg.): Gedichte gegen den Krieg, München 1961.

518 Bernhard *Sevfert:* Das musikalisch-volkstümliche Lied von 1770-1880. Diss. Leipzig 1894, S. 58.

519 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 280.

520 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 280.

521 Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten, S. 306.

522 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 42.

523 Ebenda, S. 44.

524 Siehe hierzu auch Lied Nr. 145 „Die Schlacht an der Katzbach" auf S. 307

525 Blücher, in: Preußisch-deutsche Feldmarschälle, (hrsg.v.) J. Hahn-Butry, Berlin 1938, S. 89ff., hier zitiert nach: Der bunte Rock in Preußen, S. 180.

526 Krieblowitz trug später den Namen „Blüchersruh" und wurde bis 1933, und zwar immer dann, wenn der Fürst Blücher in England weilte, vom Großvater eines der Autoren des vorliegenden Buches, der bis zu seiner Amtsenthebung und Verhaftung durch die Nationalsozialisten Bürgermeister des benachbarten Städtchens Kanth war, kommissarisch verwaltet. Später war das Schloss lange Zeit heruntergewirtschaftet und gleichsam eine Ruine. Inzwischen wurde es liebevoll renoviert und beherbergt heute ein elegantes Hotel.

527 Gustav *Sichelschmidt:* Ernst Moritz Arndt (= Preußische Köpfe 8), Berlin 1981. Die Buchreihe „Preußische Köpfe" erscheint unter der Schirmherrschaft des Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Mit welchen Hammerschlägen der Autor arbeitet, zeigen folgende Kostproben: „Er (Arndt) ragt immer noch, wie ein Koloß aus der verkarsteten Region unserer Geistesgeschichte, ein Vorbild für alle, die sich mit ähnlich hohem publizistischem (sic!) Anspruch in diesem Land vor die Öffentlichkeit wagen. Sie alle haben sich noch immer an seinem eisamen Format zu messen. Wer Arndt heute, einem modischen Trend dieser Tage folgend, pauschal als Chauvinisten abqualifizieren möchte, verrät bestenfalls nur sein unentwickeltes Geschichtsverständnis, das diffizilere massenpsychologische Phänomene wie etwa das unseres erwachenden Nationalgefühls gar nicht erst in den Griff bekommt" (S. 9) Und weiter: „Wenn je ein Deutscher die menschliche Statur voll ausfüllte, noch posthum als Vaterfigur zu wirken, so dieser im Innesten noch ungebrochene, von des Gedankens Blässe keineswegs angekränkelte und stocknormale Bauernsohn, dessen charakterliche Qualitäten mit den Jahren lessingsches Maß erreichten". (S. 11) Wir erinnern unsere Leser an das Arndt-Zitat auf S. 186 der vorliegenden Arbeit.

528 Gustav *Sichelschmidt:* Ernst Moritz Arndt, S. 115.

529 Ebenda, S. 107.

530 Ebenda, S. 111.

531 Ansätze hierfür bietet die sehr informative und lesenswerte Habilitationsschrift von Ernst Weber: Lyrik der Befreiungskriege (1812-1815). Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur, Stuttgart 1991, in dessen Literaturliste sich das Sichelschmidtsche Büchlein bezeichnenderweise nicht findet. Weber unterzieht die Arndtsche Lyrik in seinem Kapitel „Das Modell für patriotisch-nationale Lyrik: die Lieder und Gedichte Ernst Moritz Arndts im Jahr 1813" (S. 151-168) einer eingehenden und gründlichen Untersuchung.

532 Gustav *Sichelschmidt:* Ernst Moritz Arndt, S. 108.

533 Vgl. den Liederkatalog auf S. 274-276 der vorliegenden Arbeit.

534 Ernst *Weber:* Lyrik der Befreiungskriege, S. 156 schreibt in diesem Zusammenhang: „Es kennzeichnet Arndts frühe, publizistische Lyrik, daß sie zum einen die Welt kategorisch in gut und böse aufteilt und dabei ein Haß erweckendes Feindbild konstruiert, bei dem sich die im 18. Jahrhundert in der Literatur entworfene Vorstellung vom französischen Nationalcharakter unauflöslich mit dem religiös begründeten, die Erfahrungen der Okkupationszeit aufnehmenden moralischen Urteil verbindet".

535 Befreiungskriege. Erläuterungen zur deutschen Literatur. 6. Aufl., Berlin 1979; S. 33.

536 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II, S. 341.

537 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 435.

538 Ein Beispiel dafür, daß Körners Lied einmal weit weg von seinem Entstehungsort, in der neuen Heimat deutscher Auswanderer, wenigstens unmittelbar vor einem Gefecht intoniert wurde, gibt Friedrich Mayer: Neu-Ulm. Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben, Barmen: Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes A.-G., 1914, S. 65. Mayers Buch handelt vom „Minnesota-Aufstand" der Santee-Sioux im Jahre 1862 und behandelt die Kämpfe der aufständischen Indianer unter vor allem auch mit den deutschen Siedlern, die sich in und um ihre Neusiedlung Neu-Ulm niedergelassen hatten. „Unbekannt mit den einfachsten Elementen der Kriegswissenschaft, hört niemand auf das Kommando, jeder folgt allein dem Drang seines Herzens. Brockmann, der Feldmesser, hat seine Stellung auf dem Dach von Erbs Haus aufgegeben, da der Feind jetzt näher kommt. Um die Erschrockenen aufzumuntern, sammelt er die Glieder des Neu-Ulmer Gesangvereins und stimmt mit ihnen ein Kriegslied an, welches sie zu Ehren der in den Bürgerkrieg gezogenen Mannschaft eingeübt hatten. Feierlich begann der Chor: ‚Vater, ich rufe dich! / Brüllend umwölbt mich der Dampf der Geschütze, / Sprühend umtoben mich rasselnde Blitze, / Lenker der Schlachten, ich rufe dich, / Vater, du führe mich'." Es handelt sich hier um einen Beweis für die weite Rezeption des Körnerschen Schlachtenliedes.

539 Weitere eindrucksvolle Beispiele für christliche Kriegslieder sind Körners „Gebet vor der Schlacht" und Arndts „Der deutsche Mann"; siehe Liederkatalog S. 274f.; Siehe auch die diesbezüglichen Ausführungen von Ernst Weber auf S. 282f. in Anmerkung 531 der vorliegenden Arbeit.

540 Vgl. S. 187f. der vorliegenden Arbeit.

541 Heribert *Raab* (Hrsg.): Kirche und Staat. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (dtv-Dokumente 238/239), München 1966, S. 229f.

542 Zitiert nach Otto *Rühle:* Theodor Körner, Sänger und Kämpfer für die Freiheit, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815 (hrsg.v.) Siegfried Dallmann und Wolfgang Rösser, Berlin 1952, S. 260-267, hier: S. 262.

543 Ebenda, S. 263f.

544 Die Formel „Volk steh auf, und Sturm brich los"! (als Imperativ verwendet) wurde nicht selten von NS-Führern bei Propagandareden verwendet.

545 Siehe hierzu auch S. 190 der vorliegenden Arbeit.

546 Zitiert nach: Otto *Rühle:* Theodor Körner, Sänger und Kämpfer für die Freiheit, S. 264.

547 Auf einem Veteranentreffen haben wir bierselige alte Kameraden singen hören: „Das ist Lützows wilde vervögelte Magd". Die Zote soll bei den Soldaten des Ersten und Zweiten Weltkriegs verbreitet gewesen sein.

548 Siehe hierzu auch S. 192ff. der vorliegenden Arbeit.

549 Zitiert nach: Helmut *Mertins:* Freiherr von Lützow – ein Volksheld des nationalen Befreiungskampfes von 1806 bis 1815, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes, S. 241-256, hier: S. 245. „Am 21. Februar waren 91 Mann zur Stelle, am 23. Februar 180 Mann; am 4. März war die 1. Kompanie bereits formiert; am 9. März ist die 2. Kompanie vollzählig, am 18. März die 3. Kompanie, am 19. März die 4. Kompanie und 1 Eskadron. (...) Am 25. April zählte das

Freikorps 1000 Mann Infanterie, 2 Husaren- und 1 Ulanen-Eskadron sowie eine Eskadron freiwilliger Jäger und 1 Abteilung von 50 Kosaken. Am 7. Juni schließlich zählte das Freikorps etwa 2300 Mann insgesamt".

550 Ebenda, S. 244.

551 Ebenda, S. 247.

552 Adolf *Genius:* Dichter der Freiheitskriege. Für den Schulgebrauch und Privatlektüre bearbeitet. Münster 1904, . 183f.

553 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 116.

554 Ernst *Weber:* Die Lyrik der Befreiungskriege (1812-1815) hat auf den Seiten 187-198 die Gedichte und Lieder Körners einer eingehenden Würdigung unterzogen und hebt mit Recht ein „nur wenig ausgeprägtes, mit sprachlichen Stereotypen antidynastisch-patriotischer Literatur der 70er und 80er Jahre arbeitendes Feindbild" des Dichters hervor (S. 194) und geht an anderer Stelle auf „die fast durchgängige Erotisierung des Kampfes" als „ein weiteres Charakteristikum der Körnerschen Lyrik" ein (S. 195), in der sich nach seiner Ansicht „ein unbewußt gebliebener ödipaler Konflikt auszudrücken" scheine, „der standesspezifisch ist und damit kollektive Züge trägt. (...) Die Motivationsenergien für den Krieg, dies ist aus der Erotisierung des Kampfes zu schließen, werden aus einem unbewältigten psychischen Konflikt gezogen". (S. 196)

555 Befreiungskriege. Erläuterungen zur deutschen Literatur, S. 84.

556 „Körner hatte eben das Lied auf ein Blatt Papier geschrieben und las es den Freunden vor, als Lützow das Zeichen zum Angriff gab. Er und Körner gaben den Pferden die Sporen und sprengten an der Spitze des Zuges auf die Feinde. Einige Augenblicke später sank Körner von einer Kugel getroffen nieder und starb", (ebenda, S. 342).

557 „Es ist ein leidenschaftliches Zwiegespräch zwischen dem Reiter und der treuen Waffe, dem man den Pulverdampf und die funkensprühende Luft des Kampfes anmerkt" (Edouard Schures Geschichte des deutschen Liedes, S. 339.

558 Theodor Körner ist auch ein Gedicht Friedrich Rückerts mit dem Titel „Theodor Körner" gewidmet, in welchem der „Dichter der Lützower Jäger" von den Geistern der gefallenen Freiheitshelden der deutschen Geschichte nach Walhalla gerufen wird. (Die Lützower. Erinnerungen, Berichte, Dokumente (hrsg.v.) Fritz Lange, Berlin 1953; S. 176)

559 Viktor *Zmegac* (Hrsg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. I/2 1700-1848 (AT 2135), S. 127.

560 Hermann *Glaser:* Spießer-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes, S. 72.

561 Von Gustav Adolf Sahr stammt ein weiteres romantisierendes Lied auf die „Lützower", ein „Morgenlied auf die Schwarze Schar", in welchem die Freischärler – hier vom Dichter durchaus positiv gemeint – als „verantwortungslose Buben", die in den Tag hineinlebten ohne sich um irgendetwas zu bekümmern, dargestellt sind, und das wir hier wenigstens in Auszügen zitieren wollen: Str. 3: „Wir schütteln ab die Sorgen, / Was kümmert uns der Morgen"?; Str. 4: „Wir riegeln keine Pforte, / Wir ruhn an keinem Orte, / Wir sammeln keinen Lohn, / Wie's kommt, so fliegt's davon"; Str. 5: „Wir feilschen nicht ums Leben, / Wer's nimmt, dem ist's gegeben, / Wir scharren keinen ein, / Das Grab ist allgemein"; Str. 6: „Wir sparen nicht für Erben, / Was bleibt, es mag verderben, / Und kommt's an seinen Herrn, / Wer's find't, behalt' es gern". (zitiert nach: Die Lützower, S. 176)

562 Wie Helmut *Mertins:* Freiherr von Kützow – ein Volksheld des nationalen Befreiungskampfes, S. 252 ausführt, hatte ihnen der König schon bei der Aufstellung des Korps ausdrücklich das Führen der schwarz-rot-goldenen Fahne verboren, und sie darüberhinaus mit unbrauchbaren Waffen versehen lassen. Auch „Metternich schickte Gewehre, bei denen die Zündlöcher zu bohren ‚vergessen' worden waren".

563 Ebenda, S. 254.

564 Ebenda, S. 255.

565 Das Lied wurde von Eginhard König zusammen mit „Passepartout GmbH" für die Begleit-CD des vorliegenden Buches eingespielt.

566 Deutsche Militärgeschichte Bd. II, S. 80.

567 Deutsche Militärgeschichte Bd. II, S. 79.

568 Siehe hierzu auch S. 189-194, hier besonders S. 193 der vorliegenden Arbeit.

569 Die gespendeten Gelder oder Wertgegenstände – „Gold gab ich für Eisen" bzw. „Gold zur Wehr, Eisen zur Ehr", wie auf mancher eisernen Uhrkette jener Zeit zu lesen stand – sollten dazu beitragen, die Landwehrregimenter feldmarschmäßig auszurüsten.

570 Siehe 192f. der vorliegenden Arbeit.

571 Auf die Beliebtheit des Liedes weist unter anderem die Tatsache hin, daß der „Krähwinkler Landsturm" verschiedentlich Parodien der Vormärzzeit als Vorlage diente. Siehe hierzu etwa Ulrich Otto: Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, S. 412f. Die jüngste Fassung dieses Liedes liegt uns in den „Lippischen Schützen" der Hamburger Gruppe „Liederjan": „live aus der Fabrik" vor, die den „Krähwinkler Landsturm" mit einem Lied aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 „zusammengefasst" hat. Als zeichnerische Entsprechungen zum „Krähwinkler Landsturm" liegen uns verschiedene Karikaturen vor, die vermutlich ebenfalls aus der Zeit um 1813 stammen. Siehe hierzu die Abbildungen bei Franz Conring: Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 39: „Wie der Krähwinkler Admiral voll kühnen Muthes mit seinen Tapfern in die See sticht", sowie aus Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 93: „Wie die Krähwinkler gegen den Feind den Kürzern ziehen, dieser sie aber ohne Pardon über die Klinge springen läßt".

572 Bei Ernst Richard *Freytag:* Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, finden sich einige Landwehrlieder wieder, die den Landwehren und ihrer Tapferkeit durchaus Tribut zollen und so dem Eindruck entgegentreten können, daß die Landwehren ausschließlicher Gegenstand des Spottes der Linientruppen und kritischer Normalbürger gewesen seien: „Schwur der Landwehr" (S. 76), „Bannergesang" (S. 77f.), „Rundgesang für die Landwehr

der Sachsen. 1813", S. 78ff., „Abschiedslied der Dresdner Landwehr. 1813", S. 80f., „Zur Einweihung der Standarten der sächsischen Landwehr-Cavallerie, gesungen den 23. Februar 1814".

573 Nach der uns vorliegenden Fassung des „Dessauer Marsches" (H.W. Stock (Hrsg.): Großer Schulliederschatz oder 1000 Jugend- und Volkslieder, Gütersloh 1868, S. 163f.) lässt sich der Text nicht auf dessen Melodie singen. Vermutlich hat Ditfurth sich hier geirrt, oder aber es lag dem Lied eine Variante zugrunde, die wir nicht kennen.

574 Das Lied wurde von der „Passepartout GmbH" für die Begleit-CD zu diesem Buch mit einer neuen Weise – nach der Melodie des irischen Liedes „The Bonny Light Horsemann" von „Planxty" – eingespielt.

575 Deutsche Militärgeschichte Bd. II, S. 121.

576 Ebenda, S. 122ff.

577 „Schelmfranzos" war damals ein verbreitetes Schimpfwort, das z.B. auch Blücher in einem Brief an Scharnhorst verwendet hat. Vgl. hierzu „Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten", S. 19.

578 Anders als Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten Bd. I, S. 386f. halten wir die zitierte Fassung für die Urfassung.

579 Die Melodie siehe S. 239 Nr. 90: „Schills Freischaar. 1809".

580 Jacques *Presser:* Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende, S. 460.

581 Da der 23.8.1813 ein verregneter Tag war, hatten die Kontrahenten unter widrigsten Umständen – also im Matsch – zu kämpfen.

582 Blücher erhielt nach dieser Schlacht den Titel „Fürst Blücher von Wahlstadt" – ein kleines Dorf an der Neissemündung. Siehe hierzu auch S. 218, Anmerkung 526 der vorliegenden Arbeit.

583 Jacques-Etienne-Joseph-Alexandre Macdonald, Herzog von Tarent (1765-1840), Marschall von Frankreich.

584 Siehe hierzu S. 193. Hinzu kommt die Tatsache, daß zahlreiche Franzosen zudem im damals gerade hochwasserführenden Katzbach ertranken. Ob Blücher die Schlacht sonst auch gewonnen hätte, ist durchaus fraglich.

585 Friedrich, Heinrich, Ferdinand von Kleist, Graf von Nollendorff (1768-1823), preußischer General, 1813 als Generalleutnant im Yorckschen Korps.

586 Die Melodie siehe S. 222f., Lied Nr. 78 „Prinz Louis bei Saalfeld"

587 Daß Napoleon „Federn lassen" musste, d.h. von den Alliierten barbiert, seines Bartschmuckes entledigt wurde, war ein beliebtes Sujet auch für den einen oder anderen zeitgenössischen Zeichner. So entstand unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig eine Karikatur „Die Leipziger Barbierstube", wo man den französischen Kaiser sieht, wie er von Russland, Preußen, Österreich und Schweden seiner Barttracht beraubt wird. Siehe hierzu etwa die entsprechende Abbildung bei Hans Dollinger: Lachen streng verboten.

588 Die Melodie siehe S. 85f., Lied Nr. 16 „O König von Preußen".

589 Zum letzteren Punkt vgl. auch S. 261f., Lied Nr. 107: „Tod des Bayerischen Generals Deroi" (18. August 1812).

590 1815 ging Ney nach Napoleons Rückkehr von Elba mit den von ihm befehligten königlichen Truppen zu Napoleon über und wurde nach dessen erneuter Abdankung von den Royalisten als Hochverräter standrechtlich erschossen.

591 Die Melodie siehe S. 239 Nr. 90: „Schills Freischaar 1809".

592 Siehe S. 197f.

593 August *Bebel:* Aus meinem Leben, Berlin 1946, Bd. I S. 20.

594 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 188f.

595 Vgl. Einleitung S. 194f. sowie Peter Jaeckel: Schlacht und Schlachtenbild. Das Beipiel Hanau, in: Krone und Verfassung, S. 272-279; hier S. 273ff.

596 Siehe S. 302 Nr. 141 „Auf Scharnhorsts Tod" (28.6.1813).

597 Peter Jaeckel: Schlacht und Schlachtenbild, S. 272.

598 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 199. Neben anderen äußerten sich auch Hegel und Goethe kritisch zur Befreiung.

599 Melodie siehe S. 316, Nr. 155: „Bombardement von Würzburg".

600 Melodie siehe ebenda.

601 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den Napoleonischen Kriegen, S. 243.

602 Melodie siehe S. 284, Nr. 125: „Kriegselend".

603 Ernst *Aichner:* Das bayerische Heer in den Napoleonischen Kriegen, S. 251.

604 „Er vergnügte sich damit, Fliegen aufzuspießen: die Geschichte tritt in den Einzelheiten zu bestimmt auf (am ausführlichsten Suet. 3 Vict. (sic!) Caes. 11,5), um als Anekdote beiseitegeschoben zu werden". (Paulys Realenzyklopädie der classischen Altertumswissenschaft, 6. Bd, Stuttgart 1909, S. 2594). Bei Sueton ist zu lesen: „Im Anfang seiner Regierung zog sich Domitian täglich eine Stunde lang in seine Privatgemächer zurück und tat weiter nichts, als daß er Fliegen fing, die er mit einem scharf gespitzten Schreibgriffel aufspießte. Dieses veranlaßte Vitius Crispus, auf die Frage, ob jemand drinnen beim Kaiser sei die witzige Antwort zu geben: ‚Nicht einmal eine Fliege'". (Sueton: Cäsarleben, hrsg.von Max Heinemann, Stuttgart 1957, S. 472f.)

605 Hans *Kühner:* Neues Papstlexikon (Fischer-Tb 682) Frankfurt 1965, S. 154.

606 Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".

607 Melodie siehe S. 222f. Nr. 75: „Prinz Louis bei Saalfeld".

608 Deutsche Militärgeschichte Bd. IX, S. 302f.

609 Vgl. Allgemeine deutsche Biographie, 8. Bd, Leipzig 1878, S. 56.

610 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 238f.

611 Ebenda, S. 240.
612 Ebenda, S. 241.
613 Napoleon und seine Zeit, S. 62.
614 Die Melodie siehe S. 284, Nr. 125: „Kriegselend".
615 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 264.
616 zitiert nach Zeit im Bild. Das historische Nachrichtenmagazin, Wien 1978, S. 199f.
617 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 265f.
618 Ebenda, S. 293.
619 Ebenda, S. 278f.
620 Egon *Friedell:* Kulturgeschichte der Neuzeit, München 1969, S. 926.
621 Der erste Pariser Friede wurde von Österreich, Preußen, Russland, Großbritannien, Portugal, Spanien, Schweden und dem bourbonischen Frankreich unterzeichnet.
622 Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 285f.
623 Ebenda, S. 286.
624 Diese Tendenz zur Personalisierung findet sich – und zwar hier genremäßig bedingt – auch in zahllosen Karikaturen jener Tage, die den Kampf der Alliierten gegen Napoleon thematisiert haben. So wird Napoleon in einem Spottbild des englischen Zeichners George Cruikshank von den Führern der Alliierten mit Gewehren und Pistolen beschossen („Le chéf de la grande nation dans une triste position"; abgedruckt bei John Grand-Carteret: Napoleon I. in der Caricatur, S. 57) oder von Blücher und Co. als korsischer Kreisel über das Spielfeld getrieben (George Cruikshank: „Der korsische Kreisel zerbricht"; abgedruckt ebenda, S. 60). Immer wieder ist es nicht zuletzt auch hier der Feldmarschall Blücher, der sich etwa in einem Säbelduell mit Napoleon misst („Der Zweikampf", Karikatur von G. Schadow, abgedruckt bei Eduard Fuchs: Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit, S. 175), der den korsischen Fuchs fängt („Der von Blücher abgefangene korsische Fuchs", Karikatur von Thomas Rowlandson, abgedruckt bei Eduard Fuchs: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 170), der mit Rute und Trommelschlegel Napoleon als seine „Trommel" malträtiert („Blüchers Trommel", Karikatur von Thomas Rowlandson, abgedruckt bei Hans Dollinger: Lachen streng verboten), um hier nur einige wenige aus einer Vielzahl derartiger Beispiele zu nennen.
625 Die Melodie wurde entnommen aus H.W. Storck (Hrsg.): Großer Schulliederschatz oder 1000 Jugend- und Volkslieder, Gütersloh 1968, S. 163.
626 Große Landschlachten, S. 144.
627 Ebenda, S. 142. Trotz seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung ließ es sich Blücher jedoch nicht nehmen, Wellingtons Truppen zu Hilfe zu kommen, die von den Franzosen berannt wurden.
628 Auch die Kämpfe um Arnheim finden sich in einem Lied: „Das Lied von Arnheim" verewigt, das sich bei Scheible: Volkswitz der Deutschen sowie bei Hans Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten, S. 338 Nr. 129 findet. Nach dem Verfasser dieses Liedes waren es vor allem pommersche Verbände, die den Hauptanteil für den Sieg über die Franzosen für sich in Anspruch nehmen konnten.
629 Das überraschende und völlig unerwartete Erscheinen der von Napoleon fälschlicherweise für geschlagen und zerstreut gehaltenen preußischen Truppen beim Dorf Plancenoit brachte die endgültige Entscheidung zugunsten der Alliierten, schlugen doch alle verzweifelten Versuche der französischen Truppen, vor allem deren Eliteformation der „Jungen Garde", den Flankenangriff aufzuhalten, fehl.
630 Preußisches Lesebuch, S. 139.
631 Wolfgang Amadeus Mozart: Die Zauberflöte. Oper in zwei Aufzügen, Dichtung von Emanuel Schikaneder,(Reclam UB 2620) Stuttgart 1968, S. 54.
632 Lobser Liederhandschrift 1816. Sammlung von 47 weltlichen Landliedern. Zusammengetragen von Karl Kraus, Schullehrer im Dorfe Lobs, Herrschaft Falkenau, (hrsg.v.) Johannes Künzig, Köln (= Bd III der Schriftenreihe des Instituts für Musikalische Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule Rheinland/Abteilung Neuss).
633 Ebenda, S. 45.
634 Ebenda, S. 45.
635 Uns lag eine Kopie des Druckes von 1819 aus dem Oberpälzer Volksmusikarchiv vor. Sie trägt die Archivnummer Mde 67 der Bibliothek.
636 Laut Vermerk des Verfassers wird der Refrain – Juhe, Juhe, Ju Hopsasa .... – nach jedem Vers wiederholt.
637 In unserer Vorlage steht hier zu lesen „De deum..." anstatt „Te deum..."

Der Vormärz und die Revolution von 1848/1849

Da in den vergangenen Jahren mehrere Publikationen die Jahre zwischen 1815 und 1850 im Spiegel ihrer Lieder ausführlich thematisiert haben,[638] wollen wir es bei einem relativ kurzen Exkurs über diese Epoche bewenden lassen und nur einige wenige Liedbeispiele vorstellen, die jene Zeit veranschaulichen können, obwohl es sich um eine Hochzeit des historisch-politischen Liedes handelt. Die Jahre nach dem Wiener Kongreß bis zur Jahrhunderthälfte sind darüberhinaus – sieht man einmal von dem kriegerischen Konflikt um Schleswig-Holstein im Jahre 1818 ab[639] – fast ausschließlich durch innenpolitische Auseinandersetzungen geprägt, welche schließlich in den revolutionären Erhebungen der Jahre 1848/1849 gipfelten. Gerade die beiden „tollen Jahre" aber lösten einen publizistischen Dammbruch aus, der hier nicht unerwähnt bleiben darf: wohl keine andere Epoche hat eine derartige Vielzahl an politisch motivierten Liedern aufzuweisen.

Die Folgen des Wiener Kongresses

Der Wiener Kongreß, welcher eigentlich der Hoffnung vieler Zeitgenossen nach eine politische Neuordnung hatte mit sich bringen sollen, leitete in Wirklichkeit ein Zeitalter der politischen Reaktion ein. Deutschland stellte sich – entgegen den Wünschen und Hoffnungen der vielen Patrioten, die in den Kämpfen gegen Napoleon ihre Haut zu Markte getragen und die Franzosen aus dem Land gejagt hatten – immer noch als ein „Fleckerlteppich", bestehend aus vielen kleinen und kleinsten Ländchen dar, deren Souveräne eifersüchtig über die eigenstaatliche Souveränität ihres Landes wachten.[640] Nicht nur, daß den Kämpfern der „Freiheitskriege" ihre Wünsche nach einem deutschen Nationalstaat mit einer das Mitspracherecht des Volkes garantierenden Verfassung versagt blieben, vielmehr wurden in der Folge alle diesbezüglichen Bestrebungen rigoros unterbunden, ihre Verfechter wurden verfolgt, eingesperrt, mußten aus dem Land fliehen, wurden nur zu oft ihrer öffentlichen Ämter und Würden enthoben.

Zunächst waren es vor allem die um ihre Hoffnungen betrogenen Burschenschafter und aktiven Teilnehmer der Befreiungskriege, die – ob ihrer Kritik an den fortgeschriebenen Verhältnissen – immer wieder gemaßregelt wurden, witterte die hohe Obrigkeit doch allenthalben eine Fortführung der Französischen Revolution, die es nun ein für allemal zu unterdrücken gelte: „Die Erinnerung an die Veränderlichkeit der Verhältnisse war noch frisch. In den Jahren 1803 bis 1815 waren jahrhundertealte Grenzen und Strukturen mit einem Federstrich beseitigt worden. (...) Wenn so Zustände, die für viele Generationen als gegeben hingenommen worden waren, sich als so veränderbar und veränderlich entpuppt hatten, wie sollte man da nicht den Gedanken weiterspinnen, daß auch andere Dinge, deren Vernünftigkeit von vielen bezweifelt wurde, zu verändern seien? (...) Zu tief saß nämlich der Eindruck, den das weltgeschichtliche Ereignis von 1789 und Napoleon hinterlassen hatten. Wer mochte nach dieser Epoche der großen Veränderung auf die Dauerhaftigkeit der nachgefolgten Phase der gewollten Beruhigung voll vertrauen".[641]

Die Burschenschaft war 1815 – noch unter dem Eindruck der „Freiheitskriege" und der Ideen von Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Moritz Arndt und anderer – in

Jena gegründet worden und stellte eine Organisation dar, die hauptsächlich von Studenten und zum Teil auch Professoren getragen wurde, die für die deutsche Einheit, gegen Kleinstaaterei und für die politischen Rechte des Bürgertums gegen die absolutistische Herrschaft eintraten. Die erste gemeinsame Kundgebung der Burschenschaften, das Wartburgfest am 18.10.1817, auf dem unter anderm „undeutsche Schriften" verbrannt wurden, hatte keine konspirativen Ziele, sondern diente in erster Linie der Erinnerung an den Beginn der Reformation und an die Leipziger Völkerschlacht als doppeltes Fest der Wiedergeburt des freien Gedankens und der Befreiung des Vaterlandes. Metternich mußte eine derartige „Demonstration" gleichwohl beunruhigen, und er nahm die Ermordung des russischen Staatsrats und Dichters August von Kotzebue am 23.3.1819 in Mannheim zum Anlaß, gegen die studentische Bewegung schärfstens vorzugehen, befürchtete er doch einen gemeinsamen Plan für Aktionen von Studenten, Professoren und die eben in Süddeutschland eröffneten Landtage. Sein Vorgehen wurde von der allgemeinen Revolutionsfurcht an den Höfen der zahlreichen Duodezfürsten begünstigt, zumal auch in Preußen eine reaktionäre Politik die Oberhand gewann. In der Folge sahen sich ganze Bevölkerungsgruppen einem ausgeklügelten System der Überwachung und Bespitzelung ausgesetzt. So gehören fast alle namhaften Vertreter der Universitäten zu den insgesamt 1800 Opfern der damaligen Berufsverbote,[642] darunter beispielsweise Ernst Moritz Arndt, Professor an der damals gerade neugegründeten preußischen Universität Bonn, der Staatsrechtler Friedrich List oder der katholische Publizist Joseph Görres. Kotzebues Ermordung wurde zum Vorwurf und Anlaß genommen, auch die letzten Vertreter des Freiheitsgedankens aus dem preußischen Staatsdienst zu entlassen, so den Minister für Verfassungswesen Wilhelm von Humboldt, der die „Karlsbader Beschlüsse" „schändlich, unnational, das Volk aufregend" nannte, den Kriegsminister Boyen und den Chef des Generalstabes Grolmann. Der Gymnasiallehrer und überaus populäre „Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn wurde 1819 sogar verhaftet und mußte eine längere Haftstrafe antreten. Danach blieb er jahrzehntelang unter Polizeiaufsicht. Sogar Lehrervereine, Lehrerkonferenzen, Lehrergesangsvereine und Lehrerlesekränzchen wurden während der folgenden Jahre argwöhnisch beobachtet, und 1822 erging an den Innen- und Polizeiminister in Preußen die Aufforderung, dem Kultusminister alle gegen Beamte seines Ressorts ermittelten Daten und insbesondere diejenigen öffentlichen Lehrer anzugeben, welche von ihrem Posten entfernt werden sollten. Neben der Verschärfung der Überwachung von Universitäten und Schulen und dem Verbot der Burschenschaft wurde nunmehr vor allem auch gegen die Presse vorgegangen. Es wurde eine präventive Zensur für Zeitungen, Zeitschriften und alle Druckschriften unter 20 Bogen eingeführt, außerdem wurde in Mainz eine außerordentliche Zentral-Untersuchungskommission des Bundes errichtet, der die Untersuchung der „revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen" obliegen sollte.

Des Fürsten Metternich Absicht ging dahin, Ruhe und Ordnung durch den Zusammenschluß aller konservativen Mächte gegenüber den „subversiven Kräften" zu bewahren. Den Kern hierfür bildete der Kriegsbund der gegen Frankreich verbündeten Hauptmächte Österreich, Preußen, England und Rußland, die „Quadrupelallianz", die am 20.11.1815, dem Tag der Unterzeichnung des 2. Pariser Friedens, unterzeichnet worden war. Die russische Politik nutzte die revolutionären Unruhen der darauffolgenden Zeit, vor allem des Jahres 1820 in Südeuropa, im bourbonischen Neapel-Sizilien, in Piemont-Sardinien, in Spanien und Portugal dazu, auf der Konferenz in Troppau im österreichischen Schlesien im Oktober des gleichen Jahres das Interventionsprinzip als allgemeinen Grundsatz durchzusetzen. Das diesbezügliche Protokoll wurde am 19. November jedoch nur durch die drei Ostmächte unterzeichnet, die sich dazu verpflichteten, notfalls mit Waffengewalt gegen diejenigen Staaten vorzugehen, die

eine durch Revolution bewirkte Regierungsänderung erfahren hätten, und sie in den Schoß der „Heiligen Allianz" zurückzuführen.

Das Jahr 18140 weckte in vielen Deutschen Hoffnungen, als Friedrich Wilhelm IV. in Preußen den Königsthron bestieg. Diese schienen sich zunächst auch zu erfüllen, – wurde doch im unmittelbaren Anschluß an seinen Amtsantritt etwa die Kommission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe aufgelöst, wurden Jahn und Arndt wieder in Gnaden aufgenommen, Dahlmann und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm als Opfer der hannoverschen Ereignisse von 1837, in deren Folge sich die „Göttinger Sieben" ihres Amtes enthoben gesehen hatten, nach Berlin berufen. Am 10. August 1840 wurde eine Amnestie für sämtliche politische Vergehen verkündet; am 24. Dezember des gleichen Jahres kam es zu zeitweiligen, nicht unerheblichen Lockerungen der Zensurbestimmungen in Preußen, was eine – wenn auch nur kurze, so doch äußerst fruchttragende – publizistische Blüte nach sich zog. Dennoch sollte Friedrich Wilhelm IV. die in ihn gesetzten Hoffnungen auf die Dauer nicht erfüllen. Ausgehend von der Ansicht, daß er seine Krone allein vom allerhöchsten Herrn empfangen habe, fühlte er sich auch nur diesem gegenüber verantwortlich und wollte nur ihm gegenüber Rechenschaft ablegen. Etwaige Zugeständnisse von seiner Seite betrachtete er allenfalls als Gnadenakte seinen Untertanen gegenüber, für die diese ihm dankbar zu sein hätten. Bald schon wurden daher alle Lockerungen und Erleichterungen wieder rückgängig gemacht. Die Maxime des preußischen Königs lautete: „Revolutionäre dürfen in Preußen keine Freistätte unter den Fittichen der Regierung finden",[643] und Revolutionär war jeder, der eine von der offiziellen Linie abweichende Meinung besaß.

Die französische Julirevolution 1830 und ihre Wirkungen auf Deutschland

Geschürt wurden die Ängste der Vertreter der Obrigkeit im Jahr 1830 vor allem durch die Julirevolution in Frankreich, die in Deutschland eine zweite Welle der fortschrittlichen bürgerlichen Bewegung auslöste. Sie stellt insofern einen wichtigen Einschnitt dar, als es sich hier um die erste gesamteuropäische Erschütterung des Systems von 1815 handelt. Zeitweise sah es so aus, als ob die Ereignisse von 1789 eine Wiederholung und Vollendung finden könnten, daß „eine neue Epoche sozialer und politischer Krisen, von Weltkriegen und Kulturzerstörung" begonnen habe.[644] Die Forderungen waren jetzt deutlicher und entschiedener, die Basis war breiter, als es bei der ersten, hauptsächlich von Studenten initiierten und getragenen Bewegung der Jahre von 1817 bis 1821 der Fall gewesen war. Als in der Pariser Revolution die reaktionäre Herrschaft der Bourbonen beseitigt war und Louis Philipp von Orléans unter dem Zeichen der Trikolore den französischen Thron bestieg, bedeutete das nicht nur einen Wechsel der Dynastie, sondern das gesamte konservative Gesellschafts- und Wertesystem, die Grundlagen der Ordnung von 1815 schienen bedroht. Die Sorge vor weiteren revolutionären Erhebungen ließ Österreich, Preußen und Rußland enger zusammenrücken, zumal es auch in ihrem Einflußbereich zu erheblichen Unruhen gekommen war. Die Bewegung in Italien, in Modena, Parma, Ferrara und im Kirchenstaat wurde von österreichischen Truppen niedergeworfen, der Kampf der Polen um ihre Freiheit – vom November 1830 bis September 1831 –, der auch in den deutschen Staaten viele Sympathien besaß, endete nach verzweifelter Gegenwehr unter russischen Bajonetten.

Auch im Inneren Deutschlands kam es nun zu verschiedenen kleineren Erhebungen, so in Dresden, Leipzig, Göttingen und Kassel, die vor allem aus der Gegnerschaft gegen rückständige Verwaltungen und veraltete Verfassungen heraus entstanden. Zu einer wirklichen Revo-

lution aber kam es nur in Braunschweig, wo der in weitesten Kreisen der Bevölkerung verhaßte König Karl verjagt und durch seinen Bruder, den Herzog Wilhelm ersetzt wurde. Insgesamt profitierten von den Volkserhebungen im September 1830 vor allem die wohlhabenden Bürger, denen mit der Gewährung zumeist gemäßigt liberaler Verfassungen Konzessionen gemacht wurden, wohingegen die Masse der kleinen Handwerker, Industriearbeiter und Bauern leer ausging und auch die nach nationaler Einheit und Volksherrschaft stürmisch verlangenden Intellektuellen sich in ihren Hoffnungen getrogen sahen: „Diese neuerliche Enttäuschung revolutionärer Hoffnungen bewirkte zugleich eine stärkere Politisierung bisher nur vage von mehr Freiheit und nationaler Einheit schwärmender Gruppen besonders unter den Studenten und Handwerksgesellen, und eine erhebliche Radikalisierung der bis dahin gemäßigt liberalen Intellektuellen, vor allem der Publizisten, Dichter und Gelehrten, aber auch der Ärzte, Rechtsanwälte und Verwaltungsbeamten".[645] Unverkennbar war in der Folgezeit die Wandlung der politischen Ideenwelt in Deutschland: Republikanische, radikal-demokratische Gedanken strömen ein, aber sie überfluten auch die nationalen Begrenzungen und können zu Spannungen mit nationalpolitischen Zielsetzungen führen. Die Polenschwärmerei, das heiße Bemühen, ein enges Freundschaftsverhältnis mit Frankreich anzuknüpfen, sind kennzeichnend für weite Kreise der deutschen Liberalen.

Die Hauptzentralen des vorwärtsdrängenden politischen Aktivismus befanden sich in Baden und der bayerischen Pfalz. In Baden hatte sich der dortige Großherzog Leopold zu einem Kurswechsel im Sinne der Landtagsmehrheit bereit gefunden und im März 1832 ein großzügiges Pressegesetz gewährt. Dagegen kam es in Bayern zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen König Ludwig I. und dem Landtag, wobei hauptsächlich um Presse- und Versammlungsfreiheit gestritten wurde; ein strenger Zensurerlaß der Regierung vom Januar 1831 blieb weiterhin in Kraft. Die Publizistik der bayerischen Opposition zog sich daher in die Pfalz zurück, wo sich aus der Zeit der französischen Besetzung freies Recht und Gerichtsverfahren erhalten hatten.

Die Hauptwortführer des „politischen Radikalismus" waren hier Johann Georg August Wirth, ein Bayreuther Advokat, und der pfälzische Landeskommissar Philipp Jakob Siebenpfeiffer, der die „Preßvereine" und „Vaterlandsvereine" initiierte, – eine Bewegung, die im Südwesten, und hier vor allem in der Pfalz, rasch um sich griff. Im Frühjahr 1832 riefen Wirth und Siebenpfeiffer zu einer großen nationalen Volkskundgebung auf dem Schloß bei Neustadt an der Haardt auf, und das „Hambacher Fest", unter welchem Namen es in die Geschichte eingegangen ist, eine friedliche Versammlung, auf der man sich jedoch nicht auf ein einheitliches Vorgehen gegen die Reaktion einigen konnte, wurde insofern zu einem Erfolg, als sich zwischen 30.000 und 60.000 Teilnehmern – so weit differieren die Schätzungen – hier einfanden.[646] Heinrich Heine, der sich sofort nach der französischen Julirevolution nach Paris gewandt hatte, erlebte von dort aus das zeitweilige Erwachen Deutschlands aus seinem Winterschlaf:

„Ist es denn wirklich wahr, daß das stille Traumland in lebendige Bewegung geraten? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können".[647]

Die zutiefst verunsicherten Behörden sahen sich durch die – in ihren Augen äußerst bedrohliche und gefährliche – Volksbewegung zu schärfstem Vorgehen veranlaßt. In der Pfalz etwa wurde sie durch den Einmarsch bayerischer Truppen erstickt. Kurze Zeit später wurde auch das freiheitliche badische Pressegesetz von 1830 aufgehoben. Aufgrund des Protestes von Rotteck und Welcker gegen diese Maßnahme wurden die Universität Freiburg geschlossen und die beiden Opponenten entlassen. In Württemberg wurde sogar der Landtag aufgelöst. Die Veranstalter des „Hambacher Festes" bestrafte man „zuchtpolizeilich", viele Aktive wurden eingekerkert, soweit sie sich der drohenden Verhaftung nicht durch die Flucht ins Ausland

entziehen konnten. Die deutschen Staaten verstanden sich wieder zur Errichtung einer Zentraluntersuchungsbehörde in Frankfurt am Main, deren Aufgabe es sein sollte, die Fahndung nach politischen „Straftätern" zu koordinieren, und die Regierungen sicherten sich gegenseitig die Auslieferung aller Inkriminierten zu, sowie – auf Verlangen – den unverzüglichen militärischen Beistand.

Fast gleichzeitig mit diesen Maßnahmen der Obrigkeit reorganisierte sich die zunächst zersprengte Opposition. In einem Frankfurter Bürgerhaus fanden sich am 22. Juli 1832 Delegierte unterschiedlichster Gruppierungen aus vielen Teilen Deutschlands zusammen, wählten ein Zentralkomitee und beschlossen ein Bündnis zwischen allen politisch aktiven Bürgern und der zum revolutionären Handeln entschlossenen Studentenschaft. Als Hauptort der revolutionären Aktion war Frankfurt vorgesehen. Hier wollte man den Bundestag überrumpeln und hoffte darauf, daß Teile der hier stationierten Truppen sich dem Putsch anschließen würden und schließlich sogar die ganze Bevölkerung mitgerissen werden könne. Dabei verzichtete man, „teils aus Sicherheitsgründen, weil man Verrat befürchtete, teils in Überschätzung der eigenen Kraft",[648] auf jegliche agitatorische Vorbereitung des Unternehmens, das damit notwendigerweise scheitern mußte. So waren es nur einige Dutzend Revolutionäre – es wird von einer Zahl von ca. 200 Studenten, Handwerksgesellen und Intellektuellen ausgegangen, die zudem von einigen kampferfahrenen polnischen Offizieren unterstützt worden sein sollen. Am Abend des 3. April 1833 schlugen sie unter der Führung des Göttinger Privatdozenten Rauschenplatt zu. Zwar gelang es, die Frankfurter Hauptwache und die Konstablerwache zu erstürmen, doch blieb der erhoffte Zuzug von Seiten der Frankfurter Bevölkerung aus. Erst nachdem die alarmierte, zahlen- und ausbildungsmäßig bei weitem überlegene und viel besser ausgerüstete Frankfurter Garnison die Revolutionäre nach hartem Kampf besiegt, gefangengenommen oder in die Flucht getrieben hatte, verstanden sich einige Bürger wenigstens insoweit zu einer Unterstützung, als sie den meisten Putschisten zur Flucht verhalfen. Lediglich rund fünfzig Studenten blieben in den Händen der Polizei, von denen sich einige später selbst befreien konnten. Der Versuch, sich am Sitz des Bundestages der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen, hatte eine weitere Verschärfung der obrigkeitlichen Gewaltmaßregeln zur Folge. Die Untersuchungen, Verhaftungen und Verurteilungen griffen dabei weit über den Kreis der Verschwörer und der Burschenschaft hinaus. 1800 Personen wurden in der Folgezeit in Hochverratsprozesse verwickelt und zum Teil zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Tausende gingen ins Ausland, nach Frankreich, in die Schweiz und in wachsendem Maße in die Vereinigten Staaten von Amerika. Es sollen hier nur einige besonders krasse Beispiele der behördlichen willkürlichen Übergriffe angeführt werden. In Darmstadt wurde der mißliebige Pfarrer und Rektor Alexander Friedrich Ludwig Weidig als Verschwörer und Mitwisser in Haft genommen und so sehr gequält, daß er sich schließlich mit Glasscherben die Pulsadern aufschnitt; in Kurhessen wurde Professor Sylvester Jordan, der Führer der dortigen Konstitutionellen in eine lange Untersuchung verwickelt und jahrelang widerrechtlich in Marburg inhaftiert. Fritz Reuter wurde wegen seiner Teilnahme an der Burschenschaft zunächst zum Tode verurteilt, wobei als straferschwerendes Argument angeführt wurde, daß er Harro Harrings Lied „Fürsten zum Land hinaus" gesungen haben sollte. Seine Strafe wurde schließlich in eine dreißigjährige Haftstrafe umgewandelt, die unter Friedrich Wilhelm IV. dann noch einmal reduziert wurde.

Das Krisenjahr 1844

Schien die Folgezeit wieder von der altbekannten und gewohnten Grabesruhe allenthalben gekennzeichnet, so sollten in den 40er Jahren erneut Konfliktfelder sichtbar werden und erneute Auseinandersetzungen stattfinden. Drei spektakuläre Ereignisse Mitte der 40er Jahre, die das breite Interesse der Öffentlichkeit erregten, kennzeichnen das Klima wenige Jahre vor dem Ausbruch der Revolution von 1848: die Weberaufstände, vor allem in Schlesien,[649] die auf die soziale Not breiter Bevölkerungskreise aufmerksam machten, die religiösen Unruhen anläßlich der Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier sowie das Attentat auf den preußischen König und seine Gattin durch den Storkower Ex-Bürgermeister Heinrich Ludwig Tschech.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts war die industrielle Entwicklung in Deutschland vorangeschritten; man wollte mit Frankreich und England gleichziehen, ein Versuch, der auf Kosten der unteren Bevölkerungsschichten gehen mußte. In den nunmehr immer rascher wachsenden Großstädten bildete sich ein Lumpenproletariat mit all seinen Erscheinungsformen heraus. Jedoch ist es nicht in erster Linie der Proletarier, der im deutschen Vormärz die soziale Frage aufwirft, sondern der dem Handwerk zugehörige Geselle, der „zum eigentlichen Träger der Revolution von der sozialen Komponente her" geworden ist".[650] Besonders aber wuchs die Verelendung bei den von Heimarbeit Abhängigen, etwa den Webern, die „seit Menschenaltern[651] Hörige eines frühkapitalistischen Unternehmertums – die Entwicklung zum Fabrikarbeiterstand bedeutete für sie geradezu eine Befreiung" – waren. „Ihr Gesichtskreis war Webstuhl, Kartoffeln und Zichorienkaffee, an die Anwendung der Gewerbeordnung auf die Weber wurde offenbar nicht gedacht".[652] In den 40er Jahren kamen zur bestehenden drückenden Not noch aktuelle allgemeinwirtschaftliche Momente hinzu. Die Produktion beispielsweise schlesischer Leinwand mußte stark eingeschränkt werden, als der dortige Absatz nach Spanien und Portugal infolge politischer Wirren und des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen Preußens zu diesen Ländern steil absank, und darüberhinaus auch Rußland seine Grenzen sperrte. Hinzu kam ein miserables Inlandsgeschäft: seit 1842 bestand eine akute Wirtschaftskrise, in deren Folge es zu zahllosen Entlassungen kam beziehungsweise der Arbeitslohn immer weiter herabgedrückt wurde. „Der Weber, der wegen der Abzüge verzweifelte, bekam die Antwort: Das Gras sei ja gut geraten dieses Jahr, er könne Gras fressen.[653] Ein Fabrikant soll auch geäußert haben: man werde es noch dahin bringen, daß die Arbeiter um einen Quarkkäse weben müßten".[654] Infolge der drückenden Not und der ungerechten, grausamen Behandlung von Seiten der Arbeitgeber kam es schließlich 1844 in Peterswaldau / Schlesien bei einem Fabrikanten namens Zwanziger zum Aufstand, der jedoch durch eilends herangeführtes Militär, welches sich übrigens vorwiegend aus ehemaligen Bergarbeitern rekrutierte, brutal niedergeworfen wurde. „Am 31. August 1844 wurde das Urteil über die Führer der schlesischen Weberunruhen gefällt: 24 Peitschenhiebe und zehn Jahre Schanzarbeit".[655] Zu Aufständen kam es kurze Zeit später auch auf der anderen Seite des Riesengebirges, bei den Webern des Kreises Reichenberg.[656]

Die schlesischen Weberunruhen wirkten als Signal und lösten eine ganze Kette von Demonstrationen und Streiks aus, bei denen es jeweils um höhere Löhne, vor allem aber um bessere Arbeitsbedingungen ging: So kam es zum Beispiel in Breslau zu Unruhen verarmter Handwerker und Handwerksgesellen. In Prag und in anderen Orten Böhmens, ebenso aber in Berlin und Aachen streikten die Textilarbeiter, in Magdeburg legten die Arbeiter der Zuckerfabriken die Arbeit nieder, in Ingolstadt folgten die dortigen Erdarbeiter, in Rendsburg die Zimmerleute und in vielen Orten Sachsens und Österreichs ebenso wie in Berlin die Eisenbahnbauarbeiter diesem Beispiel. Die Zahl der Streiks lag in diesem Jahr höher als im gesam-

ten vorausgegangenen Jahrzehnt. Immer sahen sich die Behörden zu rigorosem Vorgehen mit Polizei und Militär veranlaßt, was das Mitgefühl und Verständnis vieler Bürger für die Not der hungernden „Aufständischen" noch vermehrte und sie erneut in Opposition zu ihren Regierungen brachte.

Auch in der Frage der Religion und Religionsausübung kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen und Missstimmungen. Konfliktstoffe hatten sich beispielsweise angelagert, was das Verhältnis der preußischen Krone zu den verschiedenen Konfessionen beziehungsweise zu deren liberalen Vertretern anbelangt. Zum einen wollte Friedrich Wilhelm IV. die evangelische Landeskirche nach englischem Vorbild zu einer Hochkirche machen, und opferte zudem jahrelang dem bizarren Gedanken eines englisch-deutschen Bistums Jerusalem viel Zeit und Geld. Außerdem erfuhr der Katholizismus von Seiten der preußischen Regierung eine – in vielen Augen unerwünschte – Förderung. Zahlreiche Klöster wurden wieder eingerichtet, zahlreiche Katholiken gelangten in hohe Staatsstellungen: einer der katholischen Führer, Joseph von Radowitz, besaß das volle Vertrauen des preußischen Königs und übte auf ihn einen großen Einfluß aus. Angesichts der vermeintlich drohenden Dominanz des Katholizismus in einem vorwiegend evangelischen Land setzte in der Folge eine breite Opposition gegen die offizielle Kirchenpolitik in Preußen ein, wobei die Ausstellung des „Heiligen Rockes" von Trier durch Bischof Arnoldi im Jahre 1844 Anlaß sogar für heftige Auseinandersetzungen innerhalb der katholischen Untertanen und schließlich eine Loslösung der Deutschkatholiken unter dem ehemaligen katholischen Priester Johannes Runge und dem sächsischen Volksführer Robert Blum war. Sogar überzeugte Katholiken wandten sich gegen ein derartiges „Dunkelmännertum", und es bildeten sich in vielen deutschen Staaten deutschkatholische Gemeinden heraus, die mißtrauisch beobachtet wurden, und gegen die man vielerorts behördlicherseits vorging.

Ebenso wie die blutige Niederschlagung des Weberaufstandes war auch die Hinrichtung des Friedrich-Wilhelm-Attentäters Heinrich Ludwig Tschech am 14. Dezember 1844 nicht dazu angetan, dem preußischen König Sympathien zu gewinnen. Varnhagen von Ense, ein genauer Beobachter der damaligen Ereignisse und detaillierter Schilderer der Zeitstimmungen, gibt die allgemeinen Gefühle breitester Kreise der Bevölkerung wieder:

„Im Volke hörte man viele Stimmen des Anteils für den Verurteilten, und seine Hinrichtung würde schauderhaft wirken. Die Höflinge selbst würden sie hinterdrein mißbilligen" (...) „Sonntag, den 14. Dezember 1844. Heute früh las man an den Straßenecken unerwartet einen gedruckten Anschlag, die als gewöhnliche gerichtliche Warnung abgefaßte Anzeige, daß der gewesene Bürgermeister Tschech wegen seines Schusses auf den König, nachdem die Strafe des Räderns für ihn in die des Beiles gemildert worden, heute in Spandau diese Strafe erlitten habe. Die Überraschung der Leute war ungeheuer, man hatte die Sache bisher für unmöglich gehalten; die Schnelligkeit und Heimlichkeit, mit der die Hinrichtung betrieben worden war, machte den übelsten Eindruck, selbst bei solchen Leuten, die der Hinrichtung beistimmten. Allein die Mehrzahl tut letzteres keineswegs, man ist erschrocken, daß der König nicht Gnade geübt, daß er sich nicht auf gleiche Höhe mit König Louis Philippe und Königin Victoria gestellt, man findet es häßlich für Preußen, man nennt ihn jetzt blutbefleckt, man bedauert ihn! (...) Die Leute fragen, wie muß dem Könige zu Mute sein? wie der Königin? diesen frommen, diesen christlichen Personen! Die ausgepeitschten Weber in Schlesien, der hingerichtete Tschech, das dünken schlimme Zeiten, nicht übereinstimmend mit den Aussichten, welchen man sich bei der Huldigung so gern hingab. Man erwartet mehr und mehr Schlimmes".[657]

Der „bayrische Paukenschlag" – Ludwig I. und Lola Montez

Der bayrische König, Ludwig I. war eine bizarre Persönlichkeit, die die Phantasie seiner Zeitgenossen beschäftigte. Dabei war er lange Zeit bei großen Teilen der bayrischen Bevölkerung nicht unpopulär, sah man doch mehr oder weniger wohlwollend über seine Eskapaden, etwa seine zahlreichen Amouren, hinweg,

Ludwig fühlte sich als „Personifikation des Deutschtums" und wollte dem Geist der Freiheitskriege, der Überlieferung deutscher Größe dienen,[658] ein Bemühen, in dem er sich mit vielen Zeitgenossen einig wußte. Was seine politische Einstellung anbelangt, so schien Ludwig ursprünglich liberalen Gedanken nicht abgeneigt zu sein. So trat er als Kronprinz beispielsweise für völlige Pressfreiheit nach englischem Vorbild ein, wobei er jedoch – wie dies auch beim preußischen König Friedrich Wilhelm IV. der Fall war – hoffte und erwartete, auf eine willfährige Presse zurückgreifen zu können, desgleichen, daß er selbst von jeglicher eventueller Kritik ausgespart würde. Die Unruhen des Jahres 1830, zu denen es nicht zuletzt infolge der Julirevolution in Frankreich auch in München gekommen war, riefen einen völlig veränderten Ludwig auf den Plan. Aus einem scheinbar liberalen Kronprinzen kristallisierte sich nach und nach ein autokratischer König heraus, der von konstitutionellen Vorstellungen zu ausgesprochener Willkürherrschaft überging, als er seine Vorstellungen von Seiten der Bevölkerung nicht genügend honoriert sah. Ähnlich wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen war auch Ludwig I. von Bayern im Grunde seines Herzens ein unbedingter Autokrat, der Rechte allenfalls als Gnadenerweise über seine Untertanen auszustreuen gedachte, ihren eventuellen Rechtsanspruch darauf aber von vorneherein auf das Entschiedenste ablehnte. Nach den „Bierkrawallen" in der Weihnachtswoche des Jahres 1830 wurde die Universität als „Keimzelle revolutionärer Umtriebe" geschlossen, und am 28. Januar 1831 wurde eine Pressverordnung erlassen, die die Besprechung innerer Angelegenheiten einer strikten Zensur unterwarf. In Landshut wurde ein eigener „Blutsenat" eingerichtet, der die Einhaltung der obrigkeitlichen Anordnungen überwachen sollte. Gegen etwaige Ruhestörer in der Pfalz ließ Ludwig Truppen einmarschieren, die vor allem die Veranstalter des Hambacher Festes beziehungsweise die Teilnehmer an dieser bis dahin größten Demonstration zur Räson bringen sollten und verfolgten.

Es kam gerade nach 1830 immer wieder zu Maßregelungen Oppositioneller, was etwa die Amtsenthebung des mißliebigen Würzburger Juristen Professor J.A. Seuffert zeigt, der getadelt und zeitweise seiner Professur enthoben wurde. Der liberale Würzburger Bürgermeister Dr. Behr wurde 1825, 1827 und 1831 an der Einnahme des ihm zugefallenen Abgeordnetensitzes gehindert. Ihm und anderen wurde ganz einfach der zur Mandatsausübung nötige Urlaub verweigert. 1832 wurde Behr schließlich seines Amtes entsetzt und 1836 in Festungshaft verbracht. Verschiedentlich mußten „unbotmäßige" und mißliebige Untertanen vor dem Bildnis des Monarchen ihren Ideen „abschwören" beziehungsweise dem Porträt Ludwigs I. einen Treueid leisten. 1845 beanstandete Ludwig unter anderem, daß eine Eingabe von „Staatsangehörigen" anstatt von „Untertanen" und von „Regierung" statt vom „König" spreche. Mit Karl von Abel, der 1838 zum Innenminister ernannt wurde, kam ein gehorsames Werkzeug für derartige Bestrebungen und gleichzeitig ein profilierter Vertreter des Ultramontanismus zur Regierung. Eine der ersten Maßnahmen des Ministeriums Abel war dementsprechend auch eine Verordnung, daß alle Eingaben an die Regierung die Aufschrift „An Seine Majestät" zu tragen hätten anstelle der bisherigen Adresse „An das Staatsministerium": an die Stelle des Staatsbürgers trat nun von neuem der Untertan. „Bayrische Taktik wurde es, durch die Existenz der Verfassung die Gunst der bürgerlichen Freiheitsbewegungen erwerben zu wollen,

durch die Interpretation der Verfassung aber das harmonische Verhältnis mit der Reaktion in Österreich und Preußen aufrechtzuerhalten".[659] Erschwerend kam der übermächtige Einfluß des katholischen Klerus hinzu, dessen sich Ludwig zur Festigung seiner Position bediente, und der seinen Einfluß auszudehnen bestrebt war. In zahlreichen Fällen war die gesetzlich zugesicherte Parität der Konfessionen in Frage gestellt. Ein eklatantes Beispiel für das katholische Übergewicht war der sogenannte „Kniebeugeerlaß", ein königliches Reskript vom 11. August 1838, wonach bei allen Gottesdiensten und Fronleichnamsprozessionen sämtliche Soldaten ohne Rücksicht auf ihre konfessionelle Verschiedenheit niederzuknien hatten. Zudem wurde der Landtag, der zu rund einem Drittel aus Protestanten bestand, aufgelöst und die Zahl und Verteilung der Abgeordneten neu festgesetzt. Für viele der Gewählten war die königliche Genehmigung nötig, die gegebenenfalls – handelte es sich um eine unbequeme oder mißliebige Person – einfach verweigert wurde. Das harte Vorgehen gegen jedwede Opposition, etwa die Verurteilung des Würzburger Arztes Gustav Eisenmann wegen eines Artikels zu „Zuchthaus auf unbestimmte Zeit und Abbitte vor dem Bilde des Monarchen", sowie ein ähnliches Verfahren gegen einen früheren persönlichen Freund des Königs, den bereits erwähnten Bürgermeister Dr. Behr, der es gewagt hatte, dem Landtag die Revision der Verfassung und die Vereidigung des Heeres auf dieselbe zu empfehlen, führten zu einer tiefen Missstimmung in breiten Kreisen der Bevölkerung gegenüber der bayerischen Regierung, die zunächst jedoch noch vor Ludwig haltmachte. Was in Bayern allerdings jeweils erbitterten Widerstand hervorzurufen in der Lage war, waren verschiedene Versuche, den Bierpreis anzuheben. Zu derartigen Unruhen kam es beispielsweise auch wieder im Jahr 1843 sowie ein Jahr später, als am 1. Mai 1844 deswegen in München fast alle Münchner Brauhäuser verwüstet und ausgeplündert wurden. Die Bierbrauer halfen der Regierung aus der mißlichen Lage, indem sie von sich aus auf die Preiserhöhung von einem halben Kreuzer verzichteten.

Was Ludwig I. von Bayern schließlich zu Fall brachte und aus dem König einen verbitterten Privatmann machte, war seine Verbindung zu Lola Montez beziehungsweise die Tatsache, daß er seiner Geliebten gestattete, Einfluß auf die Regierung zu nehmen.[660] So setzte Lola Montez unter anderem durch, daß eine königliche Ordre erlassen wurde, durch die das Ministerium der Erziehung und des Kultus vom Ministerium des Innern getrennt wurden, was eine Schwächung des jesuitischen Einflusses auf das Schulwesen mit sich brachte. Für die unterbezahlten Schullehrer, die – um ihr Leben einigermaßen fristen zu können – am Rhein- und Mainkanal Tagelöhnerdienste tun mußten, wie der Landrat der Oberpfalz und von Regensburg klageführend zu berichten wußte, und die bereits mehrfach bei Ludwig eine Gehaltsaufbesserung erbeten hatten, nachdem zuvor auch schon das zuständige Ministerium und die Stände umsonst darum angegangen worden waren, erwirkte sie zudem eine Erhöhung ihrer Dienstbezüge. Der in Lola Montez vernarrte bayrische König, der seine neue Favoritin mit zahlreichen Versen bedachte, ging in seiner späten Leidenschaft so weit, daß er Lola – auf deren Bitten hin und gegen den ausdrücklichen Willen des Ministerium Abel – die bayerische Staatsbürgerschaft verlieh und sie in den Adelsstand erhob. Als Minister Abel anläßlich der Indigenatsverleihung, das heißt der Erhebung der Tänzerin zur Gräfin Marie von Landsfeld, mit seinem Rücktritt drohte, erhielt das Ministerium am 13. Februar 1847 seinen Abschied, ein Ereignis, das von breiten Kreisen der Bevölkerung begrüßt und sogar bejubelt wurde. Fürst Metternich war wegen der Entlassung des Ministeriums Abel völlig niedergedrückt und konsterniert, sah er darin doch eine schwere Niederlage der konservativen Sache an sich. Zwischen Wien und München trat in der Folge politisches Frostwetter ein. Trotz der Tatsache, daß in Bayern nicht wenige Menschen den Wechsel des Ministeriums begrüßten, gelang es Lola Montez, die sich mit ihren Eskapaden selbst nur zu oft im Weg stand und nicht nur Freunde machte, nicht, sich

allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Eine Auseinandersetzung zwischen studentischen Gegnern und Anhängern der kapriziösen Tänzerin setzte ihrer Laufbahn in Bayern schließlich ein Ende. Nach stürmischen Auseinandersetzungen in der Residenz sah sich Ludwig schließlich gezwungen, den Forderungen der Gegner Lolas nachzugeben und ihre Verbringung über die Grenze anzuordnen. Lola entzog sich ihrer drohenden Arretierung durch die Flucht in die Schweiz. Am 17. März 1848 kam es schließlich zur endgültigen Aberkennung des bayrischen Indigenats. König Ludwig sah sich als Opfer der „Jesuiten" und versuchte „durch verdoppelten Eigensinn" seine angeschlagene Stellung zu festigen:

„Ich bin ein sanfter und gnädiger Herr gewesen, jetzt werde ich ein strenger König sein. (...) Die Bürger haben sich schlecht aufgeführt – sie haben viel gut zu machen. Undankbares Volk – haben mir das Herz zerfleischt".[661]

Da die bayrischen Untertanen aber nicht einmal im Traum daran dachten, etwas „gut zu machen", sondern im Gegenteil verstärkt auf ihren Rechten bestanden, da zudem der Studentenrevolte vom Februar im März ein erneuter Aufstand folgte, weshalb nunmehr die Ministerverantwortlichkeit und eine liberale Regierung zugestanden werden mußten, legte Ludwig am 19. März 1848 zutiefst gekränkt die Krone nieder. Sein Sohn Maximilian II. übernahm die Staatsgeschäfte. Der Bierpreis im Hofbräuhaus wurde von 4 ½ auf 4 Kreuzer pro Maß gesenkt; zudem gab es für zwei Tage Freibier. Die Münchner Bürger aber ließen König Maximilian hochleben...

Die Revolution von 1848/1849

Während in Bayern nach der Abdankung Ludwigs I. wieder Ruhe herrschte, da die Münchner Bürger „in dem Bewußtsein, einen König gestürzt und die ‚bürgerliche Freiheit' errungen zu haben",[662] beruhigt zu ihren Maßkrügen zurückkehrten, sah sich das übrige Europa einer Kette von Aufständen ausgesetzt, die zum zeitweiligen Rückzug der alten Mächte aus dem politischen Geschehen führten. Was das Gebiet des deutschen Bundes anbelangt, so löste die Nachricht vom Sieg der Revolution in Paris zuerst im Großherzogtum Baden, das Frankreich unmittelbar benachbart ist, eine revolutionäre Volksbewegung aus, die in wenigen Tagen, einer Springflut gleich, ganz Süd-, West- und Mitteldeutschland erfaßte. Entscheidend für den vorläufigen Ausgang der deutschen Revolution aber mußte die Situation in den beiden größten deutschen Staaten, nämlich Österreich und Preußen sein.

Die Lage in Wien und Berlin im März 1848

In Österreich – welches wir, zumindest was diese Epoche anbelangt, bisher weitgehend vernachlässigt haben –, bestand ein Kabinettsystem, wie es zur Zeit Josephs II. ausgebildet worden war und welches in allen innenpolitischen Fragen von Bedeutung durch den „Staatsrat" ergänzt wurde, der die von den Zentralbehörden vorgeschlagenen Entscheidungen begutachtete und dann zur letzten und endgültigen Entscheidung dem Kabinett Metternich beziehungsweise dem Kaiser zuleitete. Zum Schutz vor jeglichen unliebsamen oppositionellen Bestrebungen war ein eigenes, ausgeklügeltes Polizei- und Spitzelsystem über die ganze Donaumonarchie ausgebreitet. Der Druck der Metternichschen Polizei und der Zensur war in den 40er Jahren von der oppositionellen Intelligenz als immer lastender empfunden worden. Hinzu kam, daß man „in der Nähe noch besonders lebendiger feudaler Lebensformen (...) die sozia-

len Mißstände der frühindustriellen Wirtschaft stärker als anderswo" spürte, „so daß vor allem für die Vorstädte von Wien von ‚einem entwickelten Klassenbewußtsein' der Arbeiter gesprochen werden konnte".[663] Hinzu kamen die Gegensätze, die im Vielvölkerstaat durch den Durchbruch des Nationalismus der nichtdeutschen Völker fühlbar wurden.

Die Nachricht von der Februarrevolution in Frankreich traf den selbstherrlichen österreichischen Staatskanzler völlig unerwartet und schmetterte ihn nieder, zumal er nicht wußte, wie er auf diese Herausforderung und Bedrohung der alten Ordnung reagieren sollte. In Wien lösten die Ereignisse zunächst eine wirtschaftliche Baisse aus, sicheres und deutliches Anzeichen dafür, wie weit das Vertrauen der Bevölkerung in das politische System bereits erschüttert war. Allenthalben kam es in der Folge zu Demonstrationen, die von den Behörden nicht mehr unterbunden werden konnten. In dieser Situation gewann in der Hofburg die Auffassung an Boden, daß man Metternich, die Symbolfigur des Systems, opfern müsse, um den Bestand der Habsburgermonarchie zu sichern, zumal mehrere Deputationen den Rücktritt des verhaßten Staatskanzlers zum Hauptpunkt ihrer Forderungen gemacht hatten. „Während das Hoch auf den armen Ferdinand (den Kaiser – die Verfasser) erscholl, schlich sich Metternich, der soeben noch auf dem Gipfel seines Hochmuthes gestanden und so tief herabgestürzt war, durch eine Hinterthür davon, kam unsrkannt aus der Burg und der Stadt und floh über Prag nach London, wo er seinen Kollegen und Schicksalsgenossen Guizot vorfand, der in Weiberkleidern vor dem siegreichen Pariser Volk entflohen war".[664]

Wirkten die Ereignisse im Vielvölkerstaat Österreich, wo sich die Revolution hatte durchsetzen können, nur mittelbar auf Gesamtdeutschland zurück, so haben die Vorgänge, die sich zwischen dem 6. und 19. März 1848 in Preußen als der zweiten deutschen Großmacht abspielten, direkt den Gang der Ereignisse im übrigen Deutschland bestimmt. Die Spannung und Enttäuschung der preußischen Bevölkerung über das Auseinandergehen des Vereinigten Landtags, ohne daß ihm auch nur das Recht des periodischen Zusammentreffens zugestanden worden wäre, war auf ein Höchstmaß eskaliert. Es kam verschiedentlich zu blutigen Auseinandersetzungen vor allem im preußischen Rheinland, das ohnehin in strikter Opposition zur Regierung in Berlin stand. Erst nach stundenlangen Kämpfen konnte etwa in Köln „die erste Arbeiterdemonstration nach Beginn der Revolution"[665] gegen Mitternacht endgültig niedergeschlagen werden. Als die Unruhen sich schließlich sogar über das ganze Rheinland auszubreiten begannen, ernannte der preußische König am 9. März seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Militärgouverneur der Rheinprovinz und stattete ihn mit außerordentlichen Vollmachten aus. Bevor Wilhelm selbst aber seine Reise ins Krisengebiet antreten konnte, hatte sich das Zentrum der Auseinandersetzung bereits nach Berlin verlagert. Auch in der preußischen Hauptstadt hatten die gegen die hohe Obrigkeit gerichteten Demonstrationen rapide zugenommen, wobei auch hier alle mit äußerster Entschlossenheit und Brutalität durchgeführten Versuche, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, scheiterten.

Die Nachricht vom Sturz Metternichs führte zum Plan, am 18. März eine Massenkundgebung vor dem Berliner Schloß abzuhalten, wo ähnliche Forderungen wie bei der Wiener Demonstration erhoben werden sollten. Nachdem diese Massenkundgebung zunächst friedlich verlaufen war, ging plötzlich Militär daran, den Schloßplatz von der Bevölkerung zu räumen. Äußerer Anlaß für den folgenden erbitterten Barrikadenkampf, der den preußischen Militarismus in die Knie zwang, waren zwei Schüsse, die von Seiten der Soldaten – wahrscheinlich zu Einschüchterungszwecken – „zufällig" abgegeben wurden. Obwohl das Militär zahlen-, ausbildungs- und ausrüstungsmäßig bei weitem überlegen war, gelang es ihm in dem folgenden dreizehnstündigen Kampf nicht, den Aufstand unter Kontrolle zu bringen. In dieser Lage gab der völlig entnervte preußische König schließlich nach und zog am 19. März die Truppen

zurück. Er sah sich gezwungen, das verhaßte vormärzliche Ministerium abzulösen und die Bürgerbewaffnung zuzugestehen, außerdem wurde sein verhaßter Bruder Wilhelm der Staatsräson geopfert und mußte aus Berlin fliehen, um sich – wie es später hieß – „auf diplomatische Mission" nach London zu begeben.

Versuch einer Weiterführung der Revolution 1848 in Baden

Die überraschende Nachgiebigkeit des preußischen Königs genügte, um den revolutionären Elan ins Leere laufen zu lassen und weitgehend zu ersticken. Schon bald nahm Berlin seinen alten Charakter wieder an und kehrte zur „Gemütlichkeit" zurück: „gehorsam, anspruchslos, nüchtern, witzig und leicht hinzureißen durch Militärmusik und Paraden".[666] Der zwar angeschlagenen, aber bei weitem nicht besiegten adeligen Reaktion bot sich hier die Möglichkeit, ihre Reihen neu zur formieren und dem Volk die ihm in den Märztagen zugestandenen Konzessionen wieder abzuringen, wobei sie sich in der Folge der Zustimmung und Mithilfe weiter Kreise der Bürger gewiß sein konnte, die ihrerseits weitergehende soziale Forderungen der unteren Schichten fürchteten und entschieden bekämpften.

Die revolutionären Aktivitäten verlagerten sich in der Folge in den Südwesten Deutschlands, der durch seine ehemalige Zugehörigkeit zum napoleonischen Frankreich viel mehr den Prinzipien der französischen Revolution von 1789 verbunden war. Bereits am 12. September 1847 hatte der Obergerichtsadvokat in Mannheim, Friedrich Hecker, seit 1842 Mitglied der badischen Kammer, zusammen mit Gustav von Struve, der gemeinsam mit ihm die radikale Linke anführte, in Offenburg verschiedene „Forderungen des Volkes in Baden" formuliert, die über die üblichen Forderungen der Zeit weit hinausgingen: „Nicht nur, daß die Verwirklichung der Menschenrechte und die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung verlangt wurde, nein, das Heer sollte überhaupt durch eine Volksmiliz, durch eine allgemeine Volksbewaffnung ersetzt werden, und neben der nationalen Forderung nach einem einzigen deutschen Vaterland wurde ein ganzer Katalog von sozialen Forderungen wie progressiver Einkommenssteuer, kostenloser Bildung, ‚Ausgleich des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital', ‚Abschaffung aller Vorrechte' usw. formuliert".[667] Als bereits in den Beratungen des Frankfurter Vorparlaments Anfang April 1848 klar ersichtlich wurde, daß die Kompromißbereitschaft des dort in der Übermacht befindlichen Besitzbürgertums die Errungenschaften der Revolution verunmöglichen beziehungsweise rückgängig machen würden, entschlossen sich Hecker und Struve, die Revolution weiterzuführen und vollendete Tatsachen zu schaffen, um die Monarchie endgültig zu entmachten.

Hecker konnte sich vorwiegend auf verschiedene Emigrantengruppen stützen. So existierte in Basel beispielsweise eine „Kolonie" von etwa 27.000 Deutschen, die sich in aller Heimlichkeit auf einen Putsch vorbereiteten. In Frankreich sammelte der Dichter Georg Herwegh seinerseits Leute um sich, wobei Hecker jedoch – in der Ansicht, die Legion Herweghs bestünde fast ausschließlich aus Franzosen und Polen – bewußt auf diese Hilfstruppen verzichtete. Außerdem sah er sich durch die äußeren Umstände, wie etwa die gesteigerte Unruhe in den vier badischen Wahlkreisen wegen der Verhaftung des Volksführers Joseph Fickler, genötigt, verfrüht loszuschlagen. Vom Bodensee aus setzte er die badische Regierung ab und trachtete mit seinem anschließenden Marsch durch die Orte des Seekreises Anhänger zu sammeln. Von Konstanz aus sollte der bewaffnete Zug zur Errichtung einer deutschen Republik gestartet werden, wobei man sich der trügerischen Hoffnung hingab, den Sieg ohne Kampf und Blutvergießen erringen zu können, da sich das Militär im entscheidenden Augenblick sicherlich

weigern werde, auf das Volk zu schießen, beziehungsweise sich sogar auf die Seite der Revolutionäre schlagen werde. Gegen die mangelhaft ausgerüsteten Freischärler brachte die Konterrevolution insgesamt ca. 30 000 badische, württembergische, bayerische,[668] hessische und nassauische Soldaten auf die Beine, die die einzelnen Abteilungen der Revolutionäre erfolgreich daran zu hindern suchten, sich zusammenzuschließen, und die einzelnen, voneinander isolierten Gruppen dann einkreisten und aufrieben.

Auf der Scheidegg bei Kandern kam es am 20. April 1848 schließlich zum ersten und im Grunde bereits alles entscheidenden Zusammenstoß zwischen den hessisch-badischen Truppen unter der Führung des Generals Friedrich von Gagern und Friedrich Heckers zusammengewürfelten Kampfverbänden. Obwohl Gagern bereits unmittelbar nach Beginn der Kampfhandlungen fiel, konnten die Revolutionäre den insgesamt diszipliniert kämpfenden regulären Truppen nicht standhalten. Friedrich Hecker entging nur durch Zufall der Gefangennahme durch die Feinde und floh, völlig erschöpft und demoralisiert, in die Schweiz. Auch alle weiteren Treffen, die in der Osterwoche 1848 zwischen den Soldaten und den verschiedenen, getrennt operierenden Kolonnen der Republikaner im badischen Oberland stattfanden, endeten ebenfalls mit vernichtenden Niederlagen der Freischärler. Während Hecker nach dem Scheitern seines Zuges im April 1848 Deutschland verließ und keinen weiteren Anteil mehr an den Kämpfen nahm, versuchte Gustav von Struve im Herbst 1848 erneut den revolutionären Kampf nach Südwestdeutschland hineinzutragen und den Sieg für die Republik zu erkämpfen. Auch dieser Versuch scheiterte jedoch aufgrund der mangelnden Organisation, der fehlenden Unterstützung von Seiten der Bevölkerung und ob der drückenden Überlegenheit der regulären konterrevolutionären Truppen.

Die Frankfurter Nationalversammlung

Am 18. Mai 1848 trat in der Frankfurter Paulskirche die „Deutsche Verfassunggebende Nationalversammlung" zusammen, „ihrem Wesen nach eher eine Vereinbarungskörperschaft, ähnlich der preußischen Nationalversammlung und den süddeutschen Abgeordnetenkammern, als ein revolutionäres Tribunal".[669] Unter den fast 600 Abgeordneten saßen über ein Drittel Juristen und mehr als einhundert Professoren. Das gehobene Bildungsbürgertum stellte die überwiegende Mehrheit. Rechtsanwälte, Richter, Hochschullehrer, Lehrer sowie höhere Beamte prägten das Bild der Paulskirche, in der nicht einmal zwanzig Angehörige des Kleinbürgertums, nur drei Bauern und kein einziger Arbeiter unter den Abgeordneten zu finden waren. Unter diesen befanden sich zweifellos viele herausragende Persönlichkeiten, aber „es fehlte der Honoratiorenversammlung an politisch-parlamentarischer Erfahrung. Der Prozeß der Gruppenbildung steht erst am Anfang, es gibt zunächst weder innerhalb noch außerhalb des Parlaments festumrissene Fraktionen und Parteien.

Die Folge sind Hunderte von Petitionen, Anträgen und Wortmeldungen zu den einzelnen Verhandlungspunkten, die den zügigen Fortgang der Beratung blockierten".[670] Das „Professorenparlament", wie es aufgrund seiner Zusammensetzung genannt wurde, agierte äußerst „umständlich, schwerfällig und kindlich redselig".[671] Es gefiel sich in weitschweifigen, selbstgefälligen Reden und Resolutionen um eine mögliche Verfassung, diskutierte diese mit größter Gründlichkeit, während die reaktionären Kräfte in aller Ruhe ihre Kräfte sammeln und zum Gegenschlag gegen die Revolution ausholen konnten. „Eine bemerkenswerte Bereitschaft zum Kompromiß mit den Regierungen der verschiedenen deutschen Staaten kennzeichnet die Politik der Nationalversammlung von Anfang an".[672] Die meisten Abgeordneten der Frankfurter

Nationalversammlung hatten „vom ersten Tag ihres Bestehens mehr Angst vor der geringsten Volksbewegung als vor sämtlichen reaktionären Komplotten zusammengenommen".[673] Dabei hätte es zur Schaffung einer nationalen Verfassung und einer zentralen Regierungsgewalt einer besonders entschlossenen, eindeutigen und konsequenten Haltung bedurft. Bald schon hatte die Paulskirche wegen ihrer offenkundigen Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit den ihr eingeräumten Vertrauenskredit verspielt und mannigfache Hoffnungen enttäuscht.

Zur entscheidenden Krise der deutschen Nationalversammlung kam es bereits im Spätsommer 1848, als sich an der schleswig-holsteinischen Frage die Ohnmacht der Zentralregierung offenbarte. Der Abschluß des Waffenstillstands von Malmö entfesselte in Frankfurt einen regelrechten „Volksaufstand, der nach einem Nationalkonvent und einem jakobinischen Volkskrieg rief"[674] und sich gegen die Paulskirche wandte. Preußische und österreichische Truppen wurden aus der Festungsgarnison Mainz zu Hilfe gerufen und gegen die Revolutionäre auf der Straße eingesetzt. Nach der Niederwerfung des Volksaufstandes war Frankfurt ein regelrechtes Heerlager. In der Stadt herrschten Belagerungszustand und Kriegsrecht. Alle demokratischen Vereine wurden aufgelöst, zudem wurde die allgemeine Entwaffnung angeordnet und gegen verschiedene „Rädelsführer" wurden Steckbriefe erlassen.

Das restliche Ansehen der deutschen Nationalversammlung wurde durch die Ablehnung der Kaiserkrone durch den preußischen König zerstört. Friedrich Wilhelm IV. war nicht gewillt, einen solchen „imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken", entgegenzunehmen. Mit der Ablehnung der Kaiserkrone war das Verfassungswerk der Paulskirche endgültig gescheitert, zumal sich die meisten Abgeordneten, abgesehen von der Linken, der Unterstützung der Reichsverfassungskampagne im Frühsommer 1849 versagten. „Da nun die Frankfurter Nationalversammlung in eine revolutionäre Stellung zu geraten drohte, kehrten ihr die Vertreter der Bourgeoisie in Scharen den Rücken, eine Tendenz, die sich bereits seit Anfang April abzeichnete, als Österreich am 4. April 1849 die Mandate seiner Bürger für erloschen erklärte. Es wurde zur Massenerscheinung, nachdem die militärische Intervention gegen die Volksbewegung in Sachsen begonnen hatte. Auch Preußen rief nunmehr seine Abgeordneten zurück, und noch im gleichen Monat schied gruppenweise auch die gesamte erbkaiserliche Partei aus der Nationalversammlung aus".[675] Das verbliebene „Rumpfparlament" wollte auf jeden Fall zusammenbleiben, „das letzte Band der deutschen Volkseinheit soll nicht zerreißen, ein Kern soll bestehen, an den sich wieder ein vollerer Kreis anschließen kann; dieser Rest will die zerfetzte Fahne in die Hände des neuen Reichstages niederlegen".[676] Obwohl die große Mehrheit der in der Nationalversammlung verweilenden Volksvertreter vor allen radikalen Maßnahmen zurückschreckte und es beispielsweise unterließ, sich zu den erneuten Volkserhebungen in Baden und der Pfalz zu bekennen, geschweige denn das Volk zur Verteidigung der Freiheit mit den Waffen aufzurufen, wurde das „Rumpfparlament" bald schon nach seiner Verlegung nach Stuttgart von Militär auseinandergetrieben, wobei die Soldaten auf die Immunität der Abgeordneten keinerlei Rücksicht nahmen, sondern sie mit gezogenem Säbel auseinanderjagten.

Am 19. Juni 1849 schließlich wurde von der württembergischen Regierung die Ausweisung aller Abgeordneten verfügt, die nicht württembergische Staatsangehörige waren. Eine Sitzung, die der letzte Präsident, Löwe, noch für den 25. Juni nach Karlsruhe einberief, fand nicht mehr statt. Ein Artikel im „Beobachter" vom 21. Juni 1849 kennzeichnet die Situation wie folgt:

„Als wäre nichts geschehen, ist es stille. Die Stadt sieht aus wie nach einer Leichenfeier, wo wieder alles gleichgültig seinen Geschäften nachgeht und nur die wenigen Bluts- und Geistesverwandten der Hingeschiedenen ihren tiefen Schmerz durch die Alltagswelt mit sich tragen.

Die Schwaben sind am vorgestrigen Tage mit einer Schmach bedeckt worden, welche ihnen, solange sie sich nicht davon gereinigt haben, gegen keinen anderen deutschen Stamm die Augen aufzuschlagen erlaubt".[677]

Sieg der Reaktion in Wien und Berlin

Der allmähliche Stimmungsumschwung in breiten Teilen des Bürgertums, welches der Revolution mehr als überdrüssig war, mehr noch die Niederkartätschung der Pariser Arbeiteraufstände durch General Cavaignac ermutigte die Reaktion auch in Berlin und Wien zum entschiedenen Vorgehen gegen die heimische demokratische Volksbewegung.

Am 3. Oktober 1848 hielt der österreichische Hof angesichts der militärischen Erfolge Jellacics und der im weiten Halbkreis nördlich und nordöstlich von Wien versammelten Streitkräfte Windischgrätz die Stunde der Entscheidung gegen die aufsässigen Ungarn gekommen. Jedoch löste die Solidarität großer Teile der Wiener Bevölkerung mit den ungarischen Revolutionären einen Aufstand in der österreichischen Hauptstadt aus. Äußerer Anlaß war der Abmarsch des in Wien stationierten Grenadierbataillons Richter nach Ungarn, das die Truppen gegen die revolutionären Ungarn verstärken sollte. Die deutschen Regimenter, die sich nicht für eine derartige Aktion mißbrauchen lassen wollten, meuterten, und breite Kreise der Bevölkerung Wiens, aber auch Teile der Landbevölkerung schlossen sich ihnen spontan an. Überall in Wien konnten die Aufständischen zunächst die kaiserlichen Einheiten zurückschlagen.

Am 20. Oktober verhängte Windischgrätz den Belagerungszustand über die österreichische Hauptstadt, welche in der Zwischenzeit von den Soldaten völlig eingeschlossen worden war. Vermittlungsversuche von Seiten der Frankfurter Zentralgewalt wurden von Windischgrätz entschieden zurückgewiesen, da er ein Exempel zu statuieren gedachte. So erging am 23. Oktober von seinem Hauptquartier in Hetzendorf eine ultimative Aufforderung an die Bevölkerung Wiens, binnen achtundvierzig Stunden die Waffen niederzulegen und die Stadt „auf Gnade und Ungnade" zu übergeben. Auf weitere Verhandlungen wollte sich der österreichische Heerführer auf keinen Fall einlassen. Nachdem am 26. Oktober bereits der Wiener Nordbahnhof und der Augarten von seinen Truppen besetzt worden waren, begann am 28. der Hauptangriff auf die belagerte Stadt. Nach erbitterten Kämpfen wurde die Vorstadt Landstraße genommen, nach dem Fall der Barrikade am Praterstern auch die Leopoldstadt, die Jägerzeile und der Rennweg. Schon jetzt gingen die Angreifer unerbittlich vor. Am 31. Oktober, nachdem ein ungarisches Entsatzherr unterlegen war, begann Windischgrätz die systematische Beschießung der Innenstadt, um jede weitere revolutionäre Aktion von vorneherein zu unterbinden. Obgleich schon binnen kurzem jeder ernsthafte Widerstand erloschen war, wurde die Bombardierung noch drei Stunden fortgesetzt.

Mit unerbittlicher Strenge und Grausamkeit ging man nunmehr gegen gefangene Aufständische oder auch nur des Aufstandes Verdächtige vor. Die Führer der Erhebung konnten nur zum Teil ihren Häschern entgehen. Wohl das bekannteste Opfer der reaktionären Vergeltungspolitik war der sächsische Paulskirchenabgeordnete Robert Blum, Führer der Linken in der Frankfurter Nationalversammlung, der sich aus Solidaritätsgefühl den Wiener Aufständischen angeschlossen hatte. Er glaubte sich als Abgeordneter der Paulskirche ausreichend vor jeglicher etwaiger Bestrafung geschützt, vertraute er doch auf die vom Frankfurter Parlament am 30. September beschlossene Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Am 6 November 1848 wurde er dennoch – vor allem auf Betreiben der Militärverwaltung – gegen jegliches Völkerrecht standrechtlich in der Brigittenau in Wien erschossen.

Wie in den anderen deutschen Staaten war auch in Preußen „alle Aufmerksamkeit auf Wien gerichtet, wo die wichtigste politische Frage zur Entscheidung kommen und über die Geschichte mehr denn eines Staates das Urteil gesprochen werden" würde, wie der österreichische Gesandte aus Berlin seiner Regierung zu berichten wußte:[678] „Der Ausgang der Wiener Ereignisse (...) wird auf den Gang, den man in der nächsten Zukunft hier einzuschlagen gedenkt, den wesentlichsten Einfluß haben; durch die dortigen Erfolge sind die Entschlüsse der preußischen Regierung bedingt".[679]

Zum Vorgehen gegen die revolutionären Kräfte in Berlin aber, zu dem vor allem die Potsdamer Clique um den „Kartätschenprinzen" Wilhelm, der inzwischen aus seinem zeitweiligen englischen Exil zurückgekehrt war, nun immer unverhohlener und entschiedener drängte, bedurfte es einer energischen, zum Durchgreifen und zum Kampf entschlossenen Persönlichkeit, die man schließlich in der Person des Generalmajors Friedrich von Wrangel fand, den die Reaktion zum „Bändiger des revolutionären Berlin" auserkor. Schon in den letzten Wochen und Monaten hatte sich immer mehr eine Stärkung der Gegenrevolution abzuzeichnen begonnen, da sie täglich Zuzug gerade auch vom Mittelstand erhielt: „Zu denen, die der Reaktion Beifall spendeten, zählten nicht bloß die Familienväter, die an Haus und Hof und Beruf hingen und nichts riskieren wollten, sondern auch die Gymnasiallehrer und Schulrektoren, die ihre Schüler halb freiwillig, halb gezwungen zu Gedenkfeiern für die gefallenen Barrikadenhelden hatten versammeln müssen und nun erleichtert waren, daß man wieder die alten vaterländischen Helden feiern durfte. Auch die Handwerksmeister hatten ein Haar in der Suppe gefunden, sie waren der Aufsässigkeit ihrer Gesellen und Laufburschen müde und begrüßten es, daß ein neuer Zuchtmeister kam. Selbst der Mann auf der Straße hatte von dem Rummel genug. (...) Es wäre falsch, wenn man allein die ‚Kamarilla' und eine säbelrasselnde Clique von Militärs, wenn man nur die ‚Hofpartei' und adlige Interessenpolitiker für den Rücklauf des Geschehens verantwortlich machen wollte. (...) Zwar ist in den letztgenannten Kreisen das Handeln der Reaktion entsprungen. Aber gelingen konnte es nur, weil das Volk schon bereit war, wie in Österreich die schwarzgelbe, so in Preußen die schwarzweiße Fahne wieder aufzuziehen, damit von dem schwarz-rot-goldenen Banner nicht eines Tages allein die rote Fahne übrigbleibe".[680]

Diese günstige Situation und nicht zuletzt auch die Nachricht vom Fall Wiens veranlaßten Friedrich Wilhelm IV., den Grafen Brandenburg mit der Bildung eines neuen, ihm genehmen und willfährigen Ministeriums zu beauftragen. Graf Brandenburg, ein illegitimer Sohn Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff, „eine Mischung von gehobenem Wachtmeister und Serenissimus, also der echte militärische Typ des Hohenzollern, ahnungslos aber mißtrauisch gegenüber den Gepflogenheiten eines Verfassungsstaates" und „Feind aller ‚Konfusion'"[681] war „beileibe keine unbekannte Größe, von der die Linke nicht wußte, was sie zu erwarten hätte".[682] Innenminister und eigentlicher Kopf, graue Emminenz des neuen Kabinetts aber war Freiherr Otto von Manteuffel, „ein intriganter Büromensch, solide aktenstolz, erfüllt von einer etwas subalternen Arbeitswut, permanenter Reaktionär ohne jeden deutschen oder gar europäischen Begriff. Dieses Kalkulatorengesicht mit den treuherzigen Brillengläsern lieferte nun, milde lächelnd, mit öligem Eifer alles und in jeder Aufmachung, was für den kommenden Staatsstreich an Oktroyierung gebraucht wurde".[683]

Zwar wuchs die Erregung in der preußischen Hauptstadt wegen der Ernennung dieser beiden profilierten Reaktionäre und Vertreter eines harten Kurses gegen die demokratische Volksbewegung an. Vor allem viele Arbeiter und Handwerker warteten nur noch auf ein Zeichen zum alles entscheidenden Kampf gegen die Reaktion, sogar ein Teil der Bürgerwehr erklärte sich dazu bereit, sie dabei zu unterstützen. Jedoch fand sich kein entschlossener Führer, der den Widerstand koordinieren und die vielen Freiwilligen in den Kampf hätte führen können.

Am 9. November erschien Brandenburg mit seinen Ministern im Parlament und verlas eine königliche Botschaft des Inhalts, daß die Versammlung der Freiheit entbehre und die Abgeordneten ohne ausreichenden Schutz vor dem Volk seien und von daher nicht uneingeschüchtert beraten könnten. Die Krone verlege daher die Versammlung in die Stadt Brandenburg und vertage sie bis zum Wiederbeginn der Sitzungen am 27. November. Am Nachmittag des 10. November zogen die Truppen Wrangels ins Stadtzentrum ein, um der königlichen Aufforderung Nachdruck zu verleihen, und umstellten sogar das Tagungsgebäude der Nationalversammlung, das Schauspielhaus am Gensdarmenmarkt. Zwei Tage später, am Abend des 12. November, wurde über Berlin der Belagerungszustand verhängt, – für das Gros der Bevölkerung eine völlig unverständliche und willkürliche Maßnahme, da es bisher zu keinerlei Auseinandersetzungen gekommen war und überall Ruhe und Ordnung geherrscht hatten. Die preußische Nationalversammlung wurde nunmehr endgültig vom Militär auseinandergesprengt. Alle Behörden waren jetzt direkt Wrangel unterstellt; die Klubs, die Presse und die bewaffneten Bürgerverbände wurden mit sofortiger Wirkung aufgehoben und verboten, ohne daß es darüber in Berlin zu Aufruhr gekommen wäre.

Am 5. November war auch die formelle Auflösung des preußischen Parlaments sowie die Verkündung einer neuen, der „oktroyierten Verfassung" erfolgt, die die Rechte der Bevölkerung weitgehend aufhob. Im Kreis von Vertrauten bezeichnete Friedrich Wilhelm IV. diese Verfassung darüberhinaus noch als einen „bloßen Wisch", und einer seiner engsten Vertrauten in der Kamarilla beruhigte diejenigen Reaktionäre, denen die Konzessionen immer noch zu weit gingen mit den Worten, ob man denn überhaupt „einen so großen Wert auf solch eine papierne Verfassung legen" solle.[684] Artikel 105 der „oktroyierten Verfassung" räumte der Regierung beispielsweise das unbeschränkte Recht ein, außerhalb der Tagungsperiode der beiden Kammern Notverordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen; Artikel 110 enthielt das ausdrückliche Recht der Krone, nach Gutdünken den Belagerungszustand aufzuheben; die alleinige exekutive Gewalt wurde dem Monarchen in Artikel 43 eingeräumt; nach Artikel 57 war die Krone finanziell unbeschränkt; Artikel 60 sah ihr absolutes Vetorecht gegen mißliebige Gesetzesvorlagen vor.

Der preußische Justizminister Rintelen erhob in der Folge Anklage gegen die Mitglieder der preußischen Nationalversammlung wegen der von ihnen aus Protest gegen die Auflösung des Parlaments angekündigte Steuerverweigerung und wegen ihrer angeblichen „Aufforderung zum Aufruhr". Zwar kam man – zumindest was Kleinigkeiten anbelangt – in der Folge den Wünschen der Bürger in der preußischen Hauptstadt entgegen; so gestattete Wrangel beispielsweise die Abhaltung des jährlichen Weihnachtsmarktes und alle Ausstellungen in den Konditoreien und den öffentlichen Sälen, die zu den Gewohnheiten der Stadt gehörten. „So konnte sich die große deutsche Gutmütigkeit denn wieder, nach soviel Tollheit, Gewühl, Geschrei, nach soviel Hetze und Gewalttat an den Familienofen setzen".[685] In anderen, weitaus wichtigeren Fragen aber setzte Friedrich Wilhelm eine scharfe Kursänderung durch: Durch Verordnung vom 30. Mai 1849 wurde in Preußen das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht, das der König im März 1848 auf den öffentlichen Druck hin und im Dezember des gleichen Jahres aus taktischen Erwägungen öffentlich zugestanden hatte, diktatorisch zugunsten eines Dreiklassenwahlrechtsystems aufgehoben, das die öffentliche Stimmabgabe und die Einteilung eines jeden Wahlkreises in drei Klassen nach der Höhe der Steuerleistung vorschrieb.

Die Kämpfe um die Reichsverfassung im Jahre 1849 – Endgültiges Scheitern der Revolution

Um die Wende des Jahres 1848/1849 schien die Revolution und ihre Folgen überall in Europa also weitgehend unter Kontrolle gebracht zu sein, und auch in Deutschland fehlte nach dem Fall Wiens und der Unterdrückung der Volksbewegung in Berlin ein revolutionäres Zentrum, zumal selbst von der Nationalversammlung in Frankfurt kein aktives Engagement gegen die restriktive Politik der beiden deutschen Großmächte zu erwarten war. Dennoch sah sich die Reaktion schon bald um die Hoffnung betrogen, daß in Deutschland nun Ruhe einkehren und damit eine ungestörte Rückkehr zur alten Ordnung ermöglicht werde. Der Zusammenbruch der Verfassungsbestrebungen, die vielfach enttäuschten Hoffnungen auf einen freiheitlichen deutschen Nationalstaat führten im Frühjahr und Frühsommer des Jahres 1849 vielmehr zu erneuten Unruhen und erbitterten Kämpfen in einzelnen Gegenden Deutschlands. Selbst auf preußischem Hoheitsgebiet kam es verschiedentlich zu Unruhen: In Breslau wurden Barrikaden errichtet, und in Köln und Königsberg jeweils Städtetage der Rheinprovinz und Ostpreußens abgehalten, auf denen die Anerkennung der Reichsverfassung dringend gefordert wurde. In mehreren Städten des Rheinlandes, zum Beispiel in Gräfrath und Prüm, wurden die Zeughäuser der Landwehr gestürmt, desgleichen unter der Führung des Bonner Professors Gottfried Kinkel auch in Siegburg, – letzteres jedoch eine Unternehmung, der kein Erfolg beschieden war. Zu weiteren Unruhen kam es in Düsseldorf, Iserlohn, Solingen, Hagen und nicht zuletzt in Elberfeld, wo die Landwehrmänner der Regierung den Gehorsam versagten. Die Elberfelder Landwehrmänner erklärten darüber hinaus am 6. Mai, sie werden sich mit der Waffe in der Hand auf die Seite der Aufständischen schlagen, sobald nur ein einziger Soldat es wage, die Stadt zu betreten. Es wurden Barrikaden errichtet, ein Beispiel, dem auch zahlreiche andere Ortschaften folgten.

Vergleichsweise harmlos und unblutig verliefen die Unruhen in Württemberg, wo sich sogar zahlreiche Offiziere und Soldaten der Reichsverfassung verpflichtet fühlten. Am 24. April gelang es sogar, dem König Wilhelm die feierliche Anerkennung der Frankfurter Verfassung abzuringen, doch zögerte man dann, es mit einer eigenen revolutionären Erhebung zu versuchen, sondern wollte sich lieber der Führung des Frankfurter Rumpfparlaments anvertrauen, welches sich in dieser Zeit gerade nach Stuttgart zurückzuziehen trachtete. Dieses Zögern aber ermutigte die Regierung zum Handeln. Als das Rumpfparlament in Stuttgart den Reichsverweser für abgesetzt erklärte, – dies eigentlich eine bloße Geste, da Erzherzog Johann niemals auch nur eine Spur von echter Macht besessen hatte, nahm der württembergische König diese Erklärung zum Vorwand und Anlaß, sein „Ja" zur Reichsversammlung rückgängig zu machen und die Versammlung auseinandertreiben zu lassen, ohne daß es zu aktivem Widerstand kam.

Völlig anders verlief dagegen der Maiaufstand des Jahres 1849 in Dresden, wo es – im Gegensatz zu Württemberg – zu erheblichem Blutvergießen kam. Der sächsische König hatte es, von Berlin dazu ermutigt, definitiv abgelehnt, die Reichsverfassung anzuerkennen, obgleich die Kammern sich eindeutig dafür ausgesprochen hatten. Die Lage gestaltete sich zunächst insofern für die Revolutionäre sehr günstig, als sich zu diesem Zeitpunkt die meisten sächsischen Truppen noch auf dem schleswig-holsteinischen Kriegsschauplatz befanden und sich das Militär daher kaum zu einem Eingreifen in der Lage sah. Zudem standen hier auf der Seite der Aufständischen neben Studenten und Arbeitern auch Turner und Bergleute, aber auch Künstler, Musiker und Schauspieler auf den Barrikaden, etwa der Architekt Gottfried Semper, der Hofkapellmeister Richard Wagner, der Musikdirektor August Röckel, der seine Teilnahme später mit einer jahrelangen Zuchthausstrafe büßen mußte, die bekannte und über-

aus populäre Schauspielerin und Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, die dem linken Flügel der Frankfurter Paulskirche nahestand, und der „genialisch unruhige Anarchist Bakunin, der dem ganzen einen Anhauch von revolutionärer Internationale" verlieh.[686] Der Kampf, der am Nachmittag des 3. Mai 1849 begann, dauerte vier Tage und Nächte an. Minister Beust rief ob der eigenen Hilflosigkeit der Sachsen schon am 3. Mai die preußische Regierung zu Hilfe, damit diese umgehend einige Bataillone nach Dresden zum Kampf gegen die Aufständischen entsende. Diese Truppen waren es vor allem, die schließlich die Situation zuungunsten der Revolution entschieden und den Aufstand mit äußerster Härte und Brutalität niederschlugen. Durch die Maikatastrophe wurde das Leben im Königreich Sachsen vollkommen umgestaltet. Die Gefängnisse des Landes waren überfüllt, und ungefähr 9000 Untersuchungen wurden eingeleitet. In Dresden allein wurde gegen 869 Personen ein förmliches Untersuchungsverfahren angestrengt, viele Aktivisten des Aufstandes verließen schnell das Land, um einer drohenden Haftstrafe zu entgehen. Als schließlich auch das Wahlgesetz vom 15. November 1848 aufgehoben wurde, war aus Sachsen ein Dreiklassenstaat nach preußischem Vorbild und Muster geworden.

Nachdem die Erhebungen in Sachsen und der Rheinprovinz niedergeschlagen worden waren, konnte sich die Reaktion dem Hauptunruheherd des Jahres 1849 im Südwesten Deutschlands zuwenden. Fast die ganze Pfalz hatte sich beispielsweise der Reichsverfassungsbewegung angeschlossen, und sogar die im Linksrheinischen stehenden bayrischen Truppen, in der Mehrzahl Pfälzer, waren – mit wenigen Ausnahmen, das heißt einigen Einheiten, die sich in die Festung Landau und Germersheim zurückgezogen hatten – auf die Seite des aufständischen Volkes übergegangen. Am 17. Mai 1849 erklärte eine Art Landesparlament die förmliche Lostrennung der Pfalz von Bayern und wandelte den Landesverteidigungsausschuß in eine provisorische Regierung um. Die Bewegung griff nun auch auf andere Staaten Südwestdeutschlands über, auf beide Hessen, Nassau und vor allem das Großherzogtum Baden, das sich ja bereits im Jahr zuvor mehrfach als ein Zentrum der Revolution erwiesen hatte. Hier hatte man aus den Fehlern der improvisierten und isolierten Putschversuche Heckers und Struves vom vergangenen Jahr gelernt. In ganz Baden waren deshalb bereits im Winter 1848/1849 über 400 demokratische Ortsgruppen gebildet und in jeder Bürgerwehr und jeder Heeresgarnison Vertrauensleute geworben und revolutionäre Zellen gebildet worden. Insgesamt konnte man von einem festen Kern von ungefähr 35.000 Mitgliedern ausgehen; außerdem schlossen sich zahlreiche Arbeiter und Turnvereine korporativ an. Das grundlegend Neue und Entscheidende an der Situation in Baden aber war die Tatsache, daß diesmal wirklich auch die Garnisonen mit den Aufständischen sympathisierten. So kam zunächst aus Rastatt, dann aus Bruchsal, Freiburg, Lörrach und schließlich sogar aus Karlsruhe die Nachricht, daß die dort stationierten Mannschaften ins revolutionäre Lager übergegangen seien, sich offen gegen ihre regierungstreuen Offiziere gewandt hatten und vor dem Losschlagen nur noch auf die Ankunft der Delegierten des Landesausschusses warteten. Neben den Soldaten stellte sich auch der größte Teil der Beamtenschaft – wenn auch sicher nicht immer ganz freiwillig – hinter die Revolution.

Angesichts dieser Situation und da er einsah, daß er nicht einmal mehr der Karlsruher Garnison vertrauen konnte, verließ der Großherzog Leopold von Baden in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai zusammen mit seinen Ministern die Stadt und floh zunächst nach der Festung Germersheim, von dort nach Lauterburg im französischen Elsaß. Der preußische König gewährte ihm schließlich Gastrecht auf der Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz, wo er die weitere Entwicklung in Ruhe abwarten konnte. Der Landesausschuß der Volksvereine konnte am 14. Mai 1849 die Regierung übernehmen; mühelos fielen ihm der gesamte Beamtenapparat und die ganze staatliche Macht zu.

Die Tatsache, daß mit Baden zum ersten Mal ein ganzes deutsches Land den revolutionären Übergang von der Monarchie zur Republik durchgemacht hatte, nachdem es durch die Wahlen zur konstituierenden Landesversammlung zum ersten republikanischen Parlament eines deutschen Fürstenstaates gekommen war, veranlaßte Preußen zu unnachgiebigem Vorgehen gerade gegen die dortigen Aufstände. Hier galt es ein Exempel zu statuieren. Die Lage war für die Revolutionäre von vorneherein eigentlich ziemlich aussichtslos. Zwar erhielten sie einigen Zuzug von Fremdenlegionären, vor allem von Schweizern, Polen und Franzosen, doch vermochten sie der gegnerischen Übermacht auch nichts nur annähernd Gleichwertiges entgegenzustellen. So war allein die preußische Kavallerie beinahe so stark wie alle Kontingente der badischen „Blusenmänner" zusammen, und unter den Führern der Bewegung herrschte darüber hinaus auch noch weitgehende Uneinigkeit über das weitere Vorgehen.

Als der Plan, die Revolution ins ganze übrige Süddeutschland zu „exportieren", um sich hier mit den republikanisch und demokratisch gesinnten Kräften zu vereinigen, scheiterte, ging das Gesetz des Handelns an die Preußen und deren Hilfstruppen aus verschiedenen anderen deutschen Staaten über, die unter dem Oberbefehl des „Kartätschenprinzen" Wilhelm, nun alle Anstrengungen unternahmen, den Unruhen in Baden ein möglichst schnelles Ende zu bereiten, um die Schande des 18. März 1848 endgültig zu tilgen und vergessen zu machen. Am 30. Mai 1849, am Tag der letzten Sitzung der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, erlitten die badischen Truppen bei Heppenheim eine erste Niederlage; sie wurden von hessischen Truppen am weiteren Vormarsch gehindert und zurückgeworfen.

Obgleich die Truppen des Deutschen Bundes sich ihrer besseren Bewaffnung und zahlenmäßigen Überlegenheit durchaus bewußt waren, vollzog sich ihr Vormarsch sehr langsam. „Sehr vorsichtig, mit pedantischem Vorpostendienst gar nicht genial, voll der sicheren Bedächtigkeit des Gamaschenreglements"[687] ließ der Prinz von Preußen das Korps Hirschfeld (ca. 25.000 Mann) in fünf Kolonnen in die Pfalz einrücken, wobei es lediglich zu kleineren Gefechten kam, die die Preußen nicht aufzuhalten vermochten. Die badischen Revolutionstruppen, die mit denen der Pfalz in einer „Militärunion" zusammengeschlossen waren, konnten ihren Verbündeten nicht zu Hilfe kommen, da sie vollauf mit den eigenen Verteidigungsvorbereitungen beschäftigt waren.

Der polnische Offizier Ludwig Mieroslawski, der die Revolutionsarmee, die bis Anfang Juni „ohne wirkliche Führung gewesen war", und der „eine feste Organisation wie eine klare Zielstellung gefehlt hatte" erst zu einer eigentlichen Armee zusammenschloß,[688] zog seine Verbände am Unterlauf des Neckar zusammen und baute hier eine geschlossene Abwehrfront gegen die Angriffe aus dem Norden auf. Am 15. und 16. Juni führte er bei Ladenburg sogar einen Gegenangriff, bei dem die heranrückenden Reichstruppen eine Niederlage einstecken mußten und weit zurückgeworfen wurden. Vier Tage später gelang den Preußen im Schutz der Festung Germersheim jedoch der Übergang über den Rhein, und die Revolutionäre erlitten im Anschluß daran bei Waghäusel eine schwere Niederlage, die praktisch bereits eine Vorentscheidung des Feldzuges darstellte. Immerhin gelang es der Revolutionsarmee gerade noch, sich in Gewaltmärschen einer drohenden Umklammerung durch die feindlichen Armeen zu entziehen, die bei Ubstadt, Bruchsal und Durlach von Freischaren und Volkswehren der Division Johann Philipp Beckers aufgehalten wurden, dies eine Aktion, die Friedrich Engels als die „glänzendste Episode im ganzen badisch-pfälzischen Feldzug" bezeichnete.[689] Kaum 1000 Mann stark, ohne Artillerie und zudem völlig ausgepumpt durch Eilmärsche, gelang es den Revolutionären, das erste preußische Armeekorps so lange aufzuhalten, bis die Landeshauptstadt geräumt, alles Kriegsmaterial weggeschafft und die Truppen Mieroslawskis außer Reichweite des Gegners waren, wobei es Beckers Schar in einem strategischen Meisterstück zudem

noch gelang, auch sich selbst der drohenden Gefangennahme durch die Preußen zu entziehen. Nachdem das nördliche Baden mit der Hauptstadt Karlsruhe verloren war, formierte Mieroslawski seine Verbände in Anlehnung an die Bundesfestung Rastatt an der Murglinie, um den Feind hier aufzuhalten. Die Schlacht an der Murg wurde der letzte und blutigste Kampf der Revolutionsarmee, die nun mit dem Rücken zur Wand kämpfte und deren einzige Chance darin bestand, an der Taktik der offensiven Verteidigung festzuhalten. Nachdem sich die badisch-pfälzischen Verbände am 29. Juni zunächst gegenüber den wiederholten Vorstößen der preußischen Armee gut behaupten konnten, war die Niederlage der Revolutionsarmee schließlich besiegelt, als die Reichstruppen unter Führung Peuckers bei Gernsbach die Linien durchbrachen und den rechten Flügel der badischen Front aufrollten. Dennoch hielten einzelne Verbände, und hier vor allem wiederum Einheiten Beckers, bis zum Morgen des 30. Juni stand und ermöglichten vielen Revolutionären die Flucht in die nahe Schweiz. Als letzte Einheit überschritt am 12. Juli 1849 das Willichsche Freikorps die Grenzen. Die preußischen Truppen konnten nun ungehindert in den Süden Badens vorstoßen, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, sieht man einmal von der Festung Rastatt ab, in die sich Teile der Revolutionsarmee zurückgezogen hatten, und die siebzehn Tage lang einer überwältigenden Übermacht standhielt, ehe sie sich am 23. Juli 1849 auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Bereits in der ersten Julihälfte sah sich das übrige Baden von den Reichstruppen, hier vor allem von Preußen, Mecklenburgern und Hessen besetzt. Der Kampf um die Reichsverfassung war damit zu Ende, die Revolution war endgültig gescheitert.

Überall in Baden und der Pfalz ging man nun gegen der Teilnahme an der Revolution Verdächtige vor; überall kam es zu – oft recht willkürlichen – Festnahmen und Verhaftungen. Während dabei weder in Sachsen noch in der Pfalz nach den Kämpfen um die Reichsverfassung Hinrichtungen stattfanden, obwohl hier zwar ebenfalls Todesurteile gefällt worden waren, jedoch wohlweislich nur gegen Abwesende, weswegen keine Hinrichtung wirklich vollstreckt werden mußte, fielen in Baden zahlreiche Revolutionäre den Erschießungspelotons zum Opfer, wobei ihre Auswahl oftmals völlig willkürlich erfolgte. Es ging dem Prinzen von Preußen, Oberbefehlshaber der Bundestruppen, letztlich darum, seine Rachegefühle ob seiner Rolle im März 1848 zu befriedigen. Die in Baden verbliebene Bevölkerung – fast 80.000 Badener suchten ihr Heil in der Emigration – mußte nicht nur die Stationierung von 18.000 preußischen Soldaten mit all ihren Belastungen dulden, die bis 1850 im Lande verblieben, sondern hatten darüber hinaus sogar noch für den Unterhalt der Invasionstruppen zu sorgen. Der Belagerungszustand, der die Handhabe für strengste Repressalien gegen jeden politisch Andersdenkenden bot, wurde erst 1852 aufgehoben.

Das Militär im Vormärz und während der Revolution von 1848/1849 – Das Verhältnis zwischen Militär und Bürgertum

Die Jahre zwischen 1815 und 1850 rissen eine tiefe Kluft zwischen dem Militär der einzelnen deutschen Staaten und den Untertanen der zahlreichen deutschen Duodezfürstentümer auf, denen weiterhin jegliche demokratische Rechte und ein geeintes deutsches Vaterland verweigert wurden, Ziele, für die sie voller Opferbereitschaft, Leidenschaft und Begeisterung gegen die französische Fremdherrschaft gefochten hatten. Die Tatsache, daß das Militär in der Folgezeit als innenpolitisches Ordnungsorgan und Repressionsinstrument gebraucht und missbraucht wurde und sich selbst weitgehend auch in dieser Funktion verstand und mit ihr identifizierte, machte die etwaigen Gemeinsamkeiten, das gegenseitige Verständnis, das man wäh-

rend der Kämpfe gegen Napoleon ja erst entwickelt hatte, vergessen. „Der Gedanke an die Möglichkeit eines leidenschaftlichen, entfesselten Volkskrieges gegen den über die Landesgrenzen vordringenden Feind war in der Ausnahmesituation der Freiheitskriege geboren, bald darauf aber wieder zu Grabe getragen worden. Abgesehen davon, daß er für die (...) Untertanenmentalität ungeeignet und dann auch unvollziehbar war, hätte seine Erklärung im Grunde bedeutet, daß die Monarchie sich eben jenes Geistes bedienen wollte, den sie auszumerzen trachtete. Man wollte den Geist der Revolution nicht mit den Mitteln der Revolution bekämpfen, und im Offizierskorps hatte die Theorie des Volkskriegs" ohnehin „nie viel Anhänger gefunden".[690] Die deutschen Staaten paßten sich innenpolitisch weitgehend dem System der Heiligen Allianz an, wobei auch das Militär keine Ausnahme machte. Nach 1819 begann die Armee – vor allem aber nicht nur in Preußen – „‚ein Anstaltsdenken' zu kultivieren, das als Erbschaft bis in das 20. Jahrhundert hinein tradiert wurde. Der Ausbau der Kadettenanstalten, die von den Ehrengerichten unterstrichene und geförderte Bedeutung der militärischen Ehre, ein neues Vordringen des Adels und die nur untergeordnete Rolle der Bildungsanforderungen im Ergänzungswesen können als äußere Gradmesser für das Anstaltsdenken gelten".[691] Zwar standen nach 1815 mit Boyen und Grolmann zunächst zwei Reformer an der Spitze des Kriegsministeriums, die nach den bitteren Erfahrungen mit den von der französischen Revolution und Napoleon aus dem Boden gestampften Massenheeren sowie nach dem Erlebnis einer während der Befreiungskriege sich auch in Preußen manifestierenden patriotischen Gesinnung die unumgängliche Notwendigkeit der Verankerung der Armee in der Nation sahen. Bindeglied der Nation mit der Armee sollte dabei die Landwehr sein.

Ihren Intentionen aber standen sowohl die Vorstellungen des preußischen Monarchen und seiner Berater entgegen, die in den Landwehren bereits die verkappte Revolution marschieren sahen, als auch die Wünsche der zumeist altständisch-feudal gesinnten Vertreter der Generalität, die zumeist sogar der Allgemeinen Wehrpflicht schon distanziert und mißtrauisch gegenüberstanden. Sie verfochten nach wie vor das Ziel eines isolierten Militärinstituts „mit lang dienenden Berufssoldaten, die gehorchten um des Gehorsams willen, denen der Offizier als Handhaber der Subordination als qualitativ anderes Wesen erscheinen mußte. In einer (...) Studie hieß es, die Allgemeine Wehrpflicht sei auf die Dauer nicht mit dem monarchischen, auf Ehre begründeten Prinzip vereinbar. Im übrigen wecke sie den Argwohn der Nachbarn gegen Preußen und widerspreche den Grundsätzen der Heiligen Allianz. Nation, Vaterland, Allgemeine Wehrpflicht gehörten in den Augen jener strenggläubigen Monarchisten zu einer Denkweise, für die Monarchie und Adel nicht um ihrer selbst willen existierten, sondern in einer vielfachen Bedingtheit erschienen",[692] und die deshalb rundweg abzulehnen und auf das entschiedenste zu bekämpfen sei.

Am 6. Dezember 1819 wurden auf Weisung des Königs 34 Landwehrbataillone aufgelöst, die übrigen zudem in den Divisionsverband eingereiht und ihrer Eigenständigkeit beraubt. „Damit war es von nun an nicht länger möglich, die Landwehr als gleichberechtigt neben der Linie stehendes, der bürgerlichen Emanzipation gewidmetes Instrument anzusehen".[693] Vielmehr war sie nunmehr als bloßer „Kader organisiert, dem aus der Linie die ausgebildeten Jahrgänge zugewiesen werden sollten".[694] Die Entlassung Boyens wenige Tage später, am 25. Dezember 1819, Grolmanns, Chef des Generalstabs und Freund und engagierter Parteigänger des reformfreudigen Kriegsministers, sowie Humboldts und Beymes, die durch ihre Kritik an den Karlsbader Beschlüssen ebenfalls mißliebig geworden waren, beraubten das Landwehrinstitut seiner sachkundigsten und eifrigsten Fürsprecher. „Das preußische Offizierskorps repräsentierte wieder eine konservative Ordnung, die alle Verfassungsbestrebungen zu ersticken drohte. Die Armee entwickelte sich von der intendierten Nationalarmee zurück zur Armee des

Königs, in der das pseudodemokratische Institut der Allgemeinen Wehrpflicht unverbunden neben einem Offizierskorps stand, das seinen ‚unbürgerlichen' Geist jetzt erst systematisch auszubilden begann und damit im Rahmen der politischen Restauration die Ansätze der Heeresreform umbiegen konnte. So wandelten sich die Allgemeine Wehrpflicht, die Ehrengerichte, das sogenannte ‚Bildungsprinzip' zu Mitteln der Stärkung und immanenten Festigung des Königsheeres, in dem nach wie vor die Interessen des Militäradels dominierten".[695] Es war hierbei vor allem der Prinz Wilhelm, der die Armee zum absolut zuverlässigen Instrument des Staates – und das hieß nach seinem Verständnis: der Krone – machen wollte. Hierfür sollten ein homogenes Offizierskorps, ein längerdienendes Unteroffizierskorps sowie die Überwachungspflicht der Kommandeure die Gewähr bieten. In einem Schreiben an den neuen Kriegsminister von Hake legte der Prinz von Preußen die Position der Armeeführung dar, wobei er die innenpolitische Bedeutung seines Gehorsams- und Disziplinverständnisses umriß:

„Die Tendenz der revolutionären oder liberalen Partei in Europa ist es, nach und nach alle Stützen einzureißen, welche dem Souverän Macht und Ansehen und dadurch im Augenblick der Gefahr Sicherheit gewähren. Daß die Armeen die vornehmlichsten dieser Stützen noch sind, ist natürlich: je mehr ein wahrer militärischer Geist dieselben beseelt, je schwerer ist ihnen beizukommen. Die Disziplin, der blinde Gehorsam sind aber Dinge, die nur durch lange Gewohnheit erzeugt werden und Bestand haben und zu denen daher eine längere Dienstzeit gehört, damit im Augenblick der Gefahr der Monarch sicher auf die Truppe rechnen könne. Dieser blinde Gehorsam ist es aber gerade, was den Revolutionären am störendsten entgegentritt. Direkt können und dürfen sie diesem Geist nicht entgegentreten; daher haben wir aber in allen Staaten, wo Konstitutionen und Kammern existieren, gesehen, welcher Weg von jener Partei eingeschlagen wurde".[696]

Diese Maßnahmen der Militärführung führten dabei durchaus zum gewünschten Erfolg. Die Haltung der meisten Soldaten war „nicht nur als Ergebnis eines schweigenden, unpolitischen Gehorsams aufzufassen (...), sondern als Ausdruck eines inneren Habitus, mit dem sich die Armee als tragende Stütze eines wirtschaftlich, gesellschaftlich und ideengeschichtlich überholten Systems präsentierte. Die Antriebe der Reformzeit waren versickert, die militärische Führung bis hinunter auf die Ebene der Kommandeure kleinerer Verbände, ja bis in das jüngere Offizierskorps hinein, identifizierte sich außen-, vor allem aber innenpolitisch mit den Grundsätzen der restaurativen Monarchie, für die eine innere Anteilnahme der Nation am Staat ein lebensgefährliches Dogma war. Die militärische Welt distanzierte sich vom zivilen Leben jetzt auch ideologisch. (...) Je weniger es möglich war, bei der kurzen Dienstzeit – die ja in den dreißiger Jahren auf zwei Jahre verkürzt wurde – den Soldaten der zivilen Umwelt so zu entfremden wie einst den langdienenden Söldner, desto nachhaltiger wurde versucht, ihn während des aktiven Dienstes gegen Einflüsse von außen abzuschirmen und ihm militärische Gesinnung einzupflanzen. Die vormärzliche Revolutionsstimmung konnte tatsächlich im größten Teil der Armee keine Wurzeln schlagen".[697] Wer immer auch nur Verständnis oder Anteilnahme für die mannigfaltigen Probleme des Bürgertums oder die soziale Not weiter Schichten der Bevölkerung aufbrachte, mußte mit rigiden Maßnahmen gegen sich rechnen, wie etwa der Leutnant Annecke, der in Minden einen Leseverein gegründet hatte, in dem auch verbotene Bücher angeboten und besprochen wurden,[698] und gegen den auf sofortige Dienstentlassung erkannt wurde. In der Urteilsbegründung hieß es: „Wenn man auch annehmen wollte, er sei über ihre (der Communisten) Zwecke getäuscht worden, habe ihre Bestrebungen als blos auf die Verbesserung des Looses der leidenden Menschheit gerichtet angesehen, so widerstreitet einer solchen Annahme wieder die Persönlichkeit des Lieutenant Annecke. Gerade ihm konnte es bei seiner Bildungsstufe nicht unbekannt bleiben, daß die Communisten, wenn sie auch

von friedlicher, gesetzlicher Entwicklung reden und den revolutionairen Weg ausschließen wollen, die Umgestaltung dadurch zu erreichen erstreben, daß sie die unteren Volksclasse zu befähigen trachten, sich durch eigene Kraft in eine andere Lage zu versetzen, was nur auf revolutionärem Wege geschehen kann. Der Lieutenant Annecke mußte wissen, daß die Tendenzen der Communisten den Absichten des Königs, dem er persönlich die Treue geschworen, durchaus zuwider sind. Er steht also nicht mehr auf dem Boden des Officierstandes und hat eigentlich schon freiwillig diesen Stand verlassen. Es mußte deshalb auch das Erkenntniß sein Ausscheiden aus dem Dienst aussprechen".[699]

Es nimmt von daher nicht wunder, daß eine derart von der übrigen Bevölkerung abgehobene und bewußt isoliert gehaltene Armee zu einem bequemen Erfüllungsgehilfen jedweder Unterdrückungsmaßnahmen auch im eigenen Lande werden mußte. Der Gegensatz zwischen dem Bürgertum und seinen Soldaten wurde immer offensichtlicher. Für weite Kreise des Offizierskorps waren „die innenpolitischen Gegensätze so verhärtet, waren (...) der politische Wille des liberalen Bürgertums und die sozialen Forderungen der Unterprivilegierten so suspekt geworden, daß eine gewaltsame Auseinandersetzung als Lösung begrüßt worden wäre, zumindest aber das Königtum als äußerst gefährdet gesehen wurde".[700] So ging man nur zu gerne – wohl auch bisweilen in vorauseilendem Gehorsam – gegen jeden „Aufruhr" vor und trachtete nur zu bereitwillig, etwaige unbotmäßige Untertanen zur Räson zu bringen. Daß dem nicht nur in Preußen so war, zeigt die Tatsache, daß auch die Volksbewegung in der Pfalz im Jahre 1830 durch den Einmarsch bayerischer Truppen erstickt werden konnte. Das brutale Vorgehen der Frankfurter Garnison drei Jahre später, bei der Niederschlagung des „Frankfurter Wachensturms", führte allerdings dazu, daß sich Teile der zunächst eher passiven Bevölkerung mit den „Putschisten" solidarisierten und vielen von ihnen die Flucht ermöglichten.

Als im Jahr 1844 drückende Not die schlesischen Weber veranlaßte, gegen ihre ungerechten und grausamen Fabrikherren aufzubegehren, reagierte der preußische Staat wiederum mit dem Einsatz von Militär, welches zum einen die „Ruhe und Ordnung" wiederherstellen, zum anderen aber auch etwaige weitere Oppositionelle einschüchtern sollte. Die Soldaten – an der Niederschlagung der Aufstände waren Truppen aus Schweidnitz, Breslau, Brieg und Glatz beteiligt, die sich zumeist aus ehemaligen Bergarbeitern rekrutierten – gingen mit Waffengewalt vor, zehn Weber waren auf der Stelle tot, zahlreiche andere lagen im Sterben. Verschiedentlich wurden völlig Unbeteiligte, darunter ein Vater von drei und eine Mutter von sechs Kindern, niedergeschossen, Indiz dafür, daß die Soldaten wahllos in der Gegend herumgeschossen hatten. Auch im Westen mußten Truppen eingesetzt werden, so in Köln, wo die Armee während der Martinskirmes 1846 ebenfalls mit brutaler Gewalt einschritt. In der sogenannten „Kartoffelrebellion" des Jahres 1847 standen Soldaten des Alexander-Regiments und der Gardekürassiere im Einsatz. Der Gefahr einer Fraternisierung der Soldaten mit der Berliner Bevölkerung suchte die Armeeführung in der Provinz durch Garnisonwechsel zu begegnen. Auch in Sachsen sah sich im August 1845 das Militär verschiedentlich zum Vorgehen gegen die Bevölkerung mit Waffengewalt veranlaßt.

Das Militär während der Revolution von 1848/1849[701]

Am Vorabend der Revolution von 1848 hatte sich das Klima zwischen Bürgertum und Militär so weit verschlechtert, daß ein Auftreten von Soldaten unweigerlich zur Eskalation führen mußte. Hätten beispielsweise sowohl der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich als auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im März 1848 auf die Präsenz ihrer Truppen verzichtet, es wäre vermutlich gar nicht zu einer Revolution in diesen beiden Staaten gekommen, die zeitweise sogar die Monarchien zu beseitigen drohte. In Wien wurden während der Verhandlungen um eine Neuordnung Gerüchte laut, daß die Deputierten zum Teil eingesperrt worden seien und daß Militär im Anmarsch sei. Als einige Demonstranten daraufhin in das Ständehaus eindrangen und die in der Zwischenzeit tatsächlich herangekommenen Soldaten mit Steinen und Möbelstücken bewarfen, kam es zum ersten Blutvergießen. Es wurden zwei Salven auf die aufgebrachte Menge abgefeuert, diesen folgte ein Sturmangriff mit aufgepflanztem Bajonett, bei dem die Soldaten nicht einmal die Verwundeten schonten. Auf Gewalt als Mittel der Konfliktlösung setzte die Obrigkeit auch in den Rheinlanden. In Köln wurde die erste Arbeiterdemonstration nach Beginn der Revolution blutig unterdrückt und mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen ein ausgesprochener Scharfmacher zum Militärgouverneur der Rheinprovinz ernannt.

Bei einer Demonstration vor dem Palais des Prinzen in Berlin am 16. März 1848 schoß die eingesetzte Infanterie rücksichtslos und völlig grundlos in die Menge, wobei wiederum mehrere Todesopfer zu beklagen waren. Bereits einige Tage vorher hatte sich die preußische Regierung zu einer unnötigen und die Stimmung nur verschlechternden Demonstration ihrer militärischen Macht veranlaßt gesehen. Schloß und Zeughaus wurden von Soldaten besetzt und an einzelnen neuralgischen oder strategisch wichtigen Punkten der Stadt ostentativ Kanonen in Stellung gebracht sowie Kavallerie in den Straßen der preußischen Hauptstadt eingesetzt. Das hochmütige, dabei rücksichtslose und brutale, Gewalt geradezu provozierende Vorgehen der Soldaten, die ihr Mütchen an den Bürgern zu kühlen gedachten und beispielsweise die nach einer Kundgebung im Tiergarten heimkehrenden Teilnehmer in der Nähe des Brandenburger Tores mit aufgepflanztem Bajonett vor sich her jagten, obwohl der Gouverneur von Berlin, General von Pfuel, den Truppen ausdrücklich rücksichtsvolleres und zurückhaltenderes, die Berliner Bevölkerung nicht provozierendes Auftreten befohlen hatte, führte zu einer immer gereizteren Stimmung unter der Zivilbevölkerung der preußischen Metropole, zumal sich derartige Szenen auch in den nächsten Tagen ständig wiederholten. Bis zum 16. März zählte man auf Seiten der Bevölkerung bereits 20 Tote und 150 Verwundete. Immer lauter und nachdrücklicher wurde jetzt – als Grundvoraussetzung eines Dialogs der Bevölkerung mit den Behörden – die Forderung nach einem Abzug aller Truppen aus Berlin erhoben. Der Berliner Polizeipräsident hatte sich bereits einen Tag vorher, am 15. März zu folgendem Stimmungsbericht an den preußischen Innenminister Ernst Freiherr von Bodelschwingh veranlaßt gesehen:

„Die Erbitterung gegen das Militär ist furchtbar. Heute befinden wir uns auf dem Kulminationspunkt. Die Gruppen auf den Straßen werden dichter. Beschwerdedeputationen der Bürger belagern mich; es ist leider als feststehend anzunehmen, daß man gestern ohne Warnung und Aufforderung eingehauen und Unschuldige schwer verletzt hat".[702]

Die Stimmung war derart aufgeladen und gereizt, daß es am 18. März, bei der großen Demonstration vor dem Königsschlosse nur eines geringen Anlasses bedurfte, um die Explosion herbeizuführen. „Am 18. März – es war ein Samstag –, versammelte sich schon seit dem frühen Morgen eine große Menschenmenge. Es war bekannt geworden, daß Friedrich Wilhelm IV. eine Deputation aus Köln empfangen sollte, die ihm die bekannten Volksforderungen

vortragen sollte. Dieser und einer darauffolgenden Deputation der Berliner Stadtverordneten, die die Entlassung des bisherigen Ministeriums, eine moderne Konstitution, Bürgerbewaffnung und vor allem die Entfernung des Militärs aus dem Stadtbild[703] verlangte, sagte der König die Bewilligung aller Forderungen zu. Die Lage, die allein schon deswegen äußerst kritisch war, weil die Regierung Truppen mobilisiert und Kanonen hatte auffahren lassen, schien sich zunächst zu entspannen, als der König zwei Proklamationen verlas, in denen es um die teilweise Aufhebung der Zensur sowie die beschleunigte Einberufung des Vereinigten Landtags ging. Das Erscheinen Friedrich Wilhelms auf dem Balkon wurde von der Berliner Bevölkerung zunächst freundlich aufgenommen, der König wurde mit Hochrufen begrüßt. Damit hätten die folgenden gewaltsamen Auseinandersetzungen in Berlin ausbleiben können, wenn sich nicht inzwischen bei Hofe der militaristische Flügel durchgesetzt gehabt hätte, dem es vor allem darum zu tun war, endlich ein Exempel statuieren zu können und das Volk für seinen ‚Übermut' zu bestrafen. Der württembergische Gesandte schrieb noch am selben Abend an seinen König die Worte: ‚Alles schien gut zu enden, als, ich weiß nicht welches Verhängnis einem der Truppenkommandeure den Befehl eingab, auf das Volk zu schießen'".[704]

Friedrich Wilhelm war im Verlauf seiner kurzen Ansprache mit keinem Wort auf die im Augenblick vielleicht wichtigste Forderung, die Entfernung des Militärs aus dem Stadtbild, eingegangen. „Hinzu kam die Tatsache, daß zur gleichen Zeit dem General von Pfuel, einem besonnenen Militär, einem ‚Mann von tiefer Bildung und genialen Einfällen, das Gegenteil einer Kommißnatur', der der Bevölkerung nicht schroff und provozierend gegenüberzutreten, die Leidenschaften möglichst abzulenken, die Truppen möglichst wenig zu zeigen und erst einen wirklichen Angriff abzuwarten wünschte",[705] der Oberbefehl über sämtliche Truppen in und um Berlin entzogen wurde.[706] Zu seinem Nachfolger wurde – von einer reaktionären Gruppe, vermutlich in erster Linie Graf Alvensleben und General von Rauch, ins ‚Spiel' gebracht – General von Prittwitz bestimmt, der Kommandeur des Gardekorps und als überzeugter Parteigänger des Prinzen von Preußen ein ausgesprochener Militarist und Scharfmacher. Ihm erteilte Friedrich Wilhelm nunmehr den Befehl, den Schloßplatz von der Menge säubern zu lassen, ein Auftrag, dem der General mit einer Schwadron Gardedragoner und zwei Kompanien Infanterie nur zu bereitwillig nachkam. Das provozierende Verhalten der Soldaten, die ihrem Befehlshaber mit gezogenem Säbel auf den Schloßplatz folgten, ließ den Zwist zwischen den Bürgern Berlins und dem Militär, der unter der Oberfläche schwelte, wieder aufbrechen. „Es war, wie nirgends sonst in Deutschland, ein bewußter Kampf des Bürgertums gegen das Militär,[707] des freiheitlichen und demokratischen Geistes gegen die brutale Gewalttätigkeit. (...) Das Volk von Berlin bekämpfte weder die Person des Königs, so sehr es ihn tadelte, noch die Monarchie überhaupt: es wollte in seiner Mehrheit durchaus nicht den Umsturz des Bestehenden, das Ende der bisherigen staatlichen Ordnung. Es wollte die Sicherheit seiner verfassungsmäßigen Entwickelung und keine Eingriffe reaktionärer Militärkreise. Deshalb baute es hunderte von Barrikaden in wenigen Stunden; deshalb setzten Tausende von Menschen ihr Leben aufs Spiel, unbekümmert und heroisch".[708]

Äußerer Anlaß für den Ausbruch der erbitterten Kämpfe, die schließlich den preußischen Militarismus in die Knie zwangen, waren zwei Schüsse, die von Seiten der Soldaten „zufällig" abgegeben wurden, ohne großen Schaden anzurichten. Die Kavalleristen nahmen diese Schüsse jedoch zum Signal, mit blanker Waffe auf die Demonstranten einzuschlagen; die Infanterie feuerte eine gezielte Salve ab, die die ersten Todesopfer des 18. März forderte. Das vom Schloßplatz in die Seitenstraßen flüchtende Volk setzte sich nunmehr gegen die Angriffe zur Wehr, indem es das Straßenpflaster herausriß, Barrikaden errichtete und sich aus den anliegenden Häusern mit Waffen, mit Büchsen, Pistolen, Äxten und Beilen bewaffnete. Obwohl

das Militär zahlen- und ausrüstungsmäßig bei weitem überlegen war, gelang es ihm in dem folgenden dreizehnstündigen Kampf nicht, den Aufstand unter Kontrolle zu bringen, geschweige denn niederzuwerfen. Zwar vermochten die Truppen bis Mitternacht die meisten Hauptstraßen und einige größere Plätze der Innenstadt einzunehmen, doch drei Fünftel der Stadt konnten die Aufständischen in erbittertem Widerstand halten und kontrollieren. Innerhalb der Truppen begannen sich zudem vereinzelt Aufweichungserscheinungen zu zeigen; verschiedentlich leisteten Infanteristen dem Feuerbefehl nicht mehr Folge, und es stand zu befürchten, daß einzelne Mannschaften früher oder später zu den Aufständischen übergehen würden. In dieser Situation, als der Kampfeswille der Aufständischen weiterhin nicht gebrochen werden konnte und die Kämpfe wider Erwarten anhielten, gab der völlig entnervte König schließlich nach und ließ am 19. März die Truppen abziehen, während im Anschluß daran auf der anderen Seite mit dem Abbau der Barrikaden begonnen wurde.

Für die blutigen Unruhen um den 18. März wurde der preußische König selbst verantwortlich gemacht. „Wenn Friedrich Wilhelm aber auch noch so sehr mit Spott überschüttet wurde, so erreichte der Haß, der darin zum Ausdruck kam, doch nicht entfernt die Glut, mit dem man den am Throne am nächsten Stehenden, den Prinzen Wilhelm von Preußen, bekämpfte. In Friedrich Wilhelms IV. Persönlichkeit und Auftreten lag fast immer noch ein gewisser versöhnender Zug, in der des Prinzen von Preußen für die damalige Generation dagegen alles andere. Der Prinz von Preußen galt als der eingefleischte Gegner aller und jeder Neuerung, er stand voll und ganz auf dem Boden der Regierungsprinzipien des Vormärz. Metternich hat keinen überzeugteren Anhänger gehabt, und alle Welt wußte das, denn er machte gar kein Hehl daraus, sondern betonte es bei jeder Gelegenheit. (...) In ihm erblickte daher der Liberalismus damals seinen größten Gegner, gegen ihn richteten sich die ersten Ausbrüche der Volkswut, die als drohende Vorboten dem Märzsturm vorangingen. Es galt allenthalben als selbstverständlich, daß er die Seele des Widerstandes gegenüber den Forderungen des Volkes sei".[709] Wilhelm war das sichtbare Haupt des Offizierskorps, an dessen reaktionärer Gesinnung in weiten Kreisen der Bevölkerung kein Zweifel bestand. Er war bereits in der Vergangenheit immer wieder allen eventuellen Beschränkungen der königlichen Macht energisch entgegengetreten und hatte sich auch im Vereinigten Landtag immer wieder zum Wortführer derjenigen Kreise gemacht, die für einen harten und kompromißlosen Kurs gegenüber dem Volk eintraten. Die Berliner Bevölkerung begegnete ihm wie keinem zweiten Exponenten der preußischen Kamarilla daher mit offenem Haß. Bereits im April 1847 waren ihm in der preußischen Hauptstadt die Fenster eingeworfen worden.

Am 16. März 1848 kam es zwischen Wilhelm und dem Oberkommandierenden der Berliner Truppen, General von Pfuel, zu einer erregten Auseinandersetzung, als der Prinz eigenmächtig den Anschlag des Gewehres gegen einige Demonstranten auf dem Schloßplatz befahl; Pfuel konnte ein Blutbad nur dadurch verhindern, daß er den Soldaten einen Gegenbefehl erteilte. Friedrich Wilhelm sah sich wegen des unbeherrschten und unklugen Vorgehens seines Bruders veranlaßt, ihm einen scharfen Verweis zu erteilen. Außerdem mußte sich Wilhelm bei Pfuel entschuldigen. Dennoch blieb er auch weiterhin unbelehrbar, vertrat auch in der Folgezeit eine harte und kompromißlose Haltung und forderte in den nächsten Tagen immer wieder ein entschiedeneres Vorgehen der Armee gegen jedwedes Anzeichen von Auflehnung und Unbotmäßigkeit, gerierte sich mithin als entschiedenster und unerbittlichster Gegner jeglicher Zugeständnisse gegenüber den Forderungen des demonstrierenden Volkes.

Nachdem zunächst die Partei der Verständigungs- und Kompromißbereiten bei Hofe die Oberhand behalten hatte, gelang es der Fraktion des Prinzen jedoch am 18. März, Pfuel des Oberkommandos über die Berliner Truppenverbände zu entheben – eine Maßregelung und

die Vergeltung für dessen Verhalten am 16. März – und an seiner Stelle General von Prittwitz mit dem Oberbefehl zu betrauen. „Freilich der Haß" gegen den Prinzen „verwandelte sich überall sofort in höhnischen Spott, als der Prinz" nach dem zeitweiligen Sieg des Volkes am 18. März „durch seine Abreise nach England den Anschein erweckte, er wolle der ihm drohenden Gefahr entfliehen. Diese Reise war für den Spott eine nicht leicht auszuschöpfende Fundgrube, wenn auch die näheren Umstände nur ganz langsam durchsickerten und erst in späteren Jahren vollständig bekannt wurden".[710] Wilhelm hatte bereits zusammen mit den abziehenden Truppen Berlin verlassen müssen. Es war das Gerücht laut geworden, daß eine Abordnung seinen Verzicht auf die Thronfolge fordern werde. Wilhelm richtete daher eine schriftliche Anfrage an seinen Bruder, ob er in Berlin bleiben und dem Thron entsagen oder aber weggehen solle.

Von verschiedenen Seiten wurde ihm nun dringend angeraten, durch seinen Weggang die erregten Gemüter zu beruhigen und die Person des Königs zu sichern. Letzterer schließlich befahl dem immer noch widerstrebenden Prinzen, dem es keineswegs an persönlichem Mut fehlte, die Abreise, die in aller Vorsicht und Heimlichkeit am 19. März angetreten wurde. Wilhelm begab sich zunächst mit seiner Gattin nach Spandau, wo die Zitadelle eine erste sichtbare Zuflucht bot; am 22. März, seinem 51. Geburtstag, zog er sich nach der Pfaueninsel zurück; sodann ging die abenteuerliche Flucht, die später als „sogenannte Flucht" kaschiert wurde, durch allerlei Schwierigkeiten hindurch, weiter über Hamburg nach England, wo Wilhelm einem politischen Scheinauftrag an die Königin von England nachkommen sollte. Am 27. März traf er, der mit einem falschen Paß auf den Namen Oelrichs – andere Quellen geben Wilhelms damaliges Pseudonym mit „Fintelmann" oder „Lehmann" an – gereist war, in der Wohnung Bunsens, des preußischen Gesandten in London ein.[711] Wenige Monate später sollte er jedoch wieder zurückkehren, von vielen Vertretern des Besitzbürgertums freudig begrüßt. In der preußischen Nationalversammlung trat er am 8. Juni 1848 als Abgeordneter des Posenschen Kreises Wirsitz in Uniform auf. Sein Mandat trat er dann freilich an einen Stellvertreter ab, harrten seiner doch „bei weitem wichtigere Aufgaben", das heißt der Oberbefehl über die preußischen Truppen, die dann im Jahre 1849 den Aufstand in Baden und der Pfalz blutig unterdrückten. Das rigorose und unerbittliche Vorgehen des Prinzen Wilhelms gegen die geschlagenen Revolutionäre in Südwestdeutschland findet – zumindest teilweise – Erklärung durch die für ihn demütigenden Erfahrungen des Vorjahres.

Eine erste Bestätigung und ein Vorbild sah die Reaktion allenthalben in Deutschland dann vor allem in den Vorgängen in Frankreich vom 23. bis zum 26. Juni 1848, als die Pariser Arbeiteraufstände, die sich gegen die Auflösung der Nationalwerkstätten richteten, von General Cavaignac blutig zusammenkartätscht wurden. Im September wurde der Struvesche Aufstand, der Aufstandsversuch von Rau von Gaildorf in Schwaben und die Unruhen in Köln neben weiteren lokalen Bewegungen vom Militär blutig niedergeschlagen.

Nachdem die österreichischen regulären Truppen Ende Oktober 1848 den Aufstand in Wien niedergeschlagen hatten, ging man auch hier mit größter Entschiedenheit und Brutalität gegen die Besiegten vor. Alle Soldaten, die am 6. Oktober zum Volk übergegangen waren und derer man habhaft werden konnte, wurden gnadenlos auf der Stelle niedergemacht oder im unmittelbaren Anschluß an ihre Festnahme füsiliert. Mit unerbittlicher Stenge und Grausamkeit ging man aber auch gegen die sonstigen gefangenen Aufständischen oder auch nur des Aufstandes Verdächtige vor. In der Sitzung der Frankfurter Nationalversammlung sah sich aufgrund verschiedener zuverlässiger an ihn herangetragener Berichte aus Wien der Abgeordnete Zimmermann aus Spandau veranlaßt, die Einsetzung einer Kommission zu beantragen, die die von Seiten des Militärs verübten Grausamkeiten untersuchen sollte. Nach seinen Verlautbarungen

handelte es sich dabei keineswegs um Einzelfälle, sondern Diebstahl, Straßenraub, die Ermordung Verwundeter und Wehrloser, Folterungen und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung, und vielfach gaben sich die Behörden dazu her, derartige Vorfälle zu vertuschen und zu leugnen. Im Gegensatz dazu hatten sich die Aufständischen – abgesehen von der Ermordung Latours – keiner Übergriffe und Verbrechen schuldig gemacht. Am 31. Juli 1848 bereits war es im schlesischen Schweidnitz zu blutigen Auseinandersetzugen zwischen der Bürgerwehr und dem dort stationierten Militär gekommen, in deren Verlauf 14 Bürger getötet und viele andere verwundet wurden. Die preußische Nationalversammlung faßte daraufhin mit 219 gegen 143 Stimmen den Beschluß, daß das Kriegsministerium einen Erlaß an die Armee herausgeben solle, in dem die Offiziere vor reaktionären Bestrebungen gewarnt wurden. Dr. Stein aus Breslau: „Ich sage, das Vertrauen wird nicht eher zurückkehren, als bis wir sowohl in Zivil wie im Militär solche Beamte haben, die vor dem Geist des neuen Staates, von den Ideen der neuen Zeit tief durchdrungen sind und mit uns dahin arbeiten, daß diese Ideen auch in der Tat verwirklicht werden".[712]

Im Gegensatz dazu wurde am 13. September 1848 Generalmajor Friedrich von Wrangel zum „Kommandierenden sämtlicher Truppen in den Marken" ernannt, ein Mann, dessen Name für ein strikt antirevolutionäres, reaktionäres Programm stand. Am 17. September, nur vier Tage nach seiner Ernennung, drückte bereits sein erster Armeebefehl die Entschlossenheit aus, so bald wie nur möglich gegen die Revolution in Berlin loszuschlagen. 40.000 bis 50.000 Mann standen in weitem Bogen um die Hauptstadt verteilt und warteten nur noch auf den Befehl zum Vorgehen, um die Schmach des 18. März „ungeschehen und vergessen zu machen".

Am 21. September wurde zum ersten Mal wieder eine Truppenparade in den Straßen Berlins abgehalten, bei der es – entgegen mancher Befürchtungen – zu keiner ernsthaften Auseinandersetzung kam. In einer kurzen Ansprache rühmte Wrangel die Schlagkraft seiner Truppen und beklagte die Berliner, daß ihre vormals so schöne Stadt in den wenigen Monaten der Volksherrschaft so heruntergekommen sei, daß das Gras in den Straßen wachse. Im übrigen seien die Truppen nur zur Unterstützung und zum Schutz der „guten Bürger" herbeigeholt worden. Veit Valentin hat den General wie folgt charakterisiert: „Der damals 64jährige General war alles andere als ein bedeutender Feldherr oder auch nur begabter Truppenführer. Seine schlechte Strategie ist von Moltke gebührend abgelehnt worden. Wrangels unklarer Kopf saß aber auf einem starren Nacken. Ein Kavallerist von der Art, die am liebsten das Pferd mit ins Bett nimmt, in seinen jungen Jahren ein verwegener Dreschflegel, verdankte Wrangel seine Erfolge angeborener Gerissenheit; er war aber noch schlauer als gerissen, noch verschlagener als schlau; jeder ernsteren militärischen Bildung, jedem politischen und geistigen Interesse blieb er völlig fremd; groß war seine schauspielerische Begabung, kraft derer er sich nun schnell den Berliner Dialekt aneignete, den er früher nie gesprochen hatte; so kopierte denn dieser pommersche Filou den Mecklenburger Blücher und übersetzte jene legendäre Figur der Freiheitskriege durch seine clownhafte Person in das revolutionäre Berlin von 1848. Der Erfolg auf der Straße und in den Kneipen war besonders nach dem preußischen Staatsstreich durchschlagend; da hatte man nun wieder neben so vielen feierlichen, hyperklugen, ledernen Schreibtischlampengesichtern einen kernhaften Witzereißer, einen unverwüstlichen geriebenen Hausnarren, später sogar in blitzender Kürrassieruniform".[713]

Ein weiterer militanter „Kommisskopf", Graf Brandenburg, wurde mit der Bildung eines neuen, reaktionären Ministeriums beauftragt. Noch in Breslau, als Befehlshaber des dort stationierten VI. Armeekorps, hatte er sich des öfteren offen für eine Beendigung des „wühlerischen Treibens" der Demokraten ausgesprochen. Die preußische Nationalversammlung wurde – nach Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin – vom Militär von einem Sit-

zungssaal zum anderen verfolgt, vom „Hôtel de Russie" zum „Schützenhaus", von dort zum „Köllnischen Rathaus", von dort schließlich zum „Hotel Mielentz", wo sie endgültig auseinandergesprengt wurde. Als es in zahlreichen kleineren Städten und Gemeinden vor allem in der Rheinprovinz, aber auch in der Provinz Sachsen, in Westfalen, Brandenburg, Schlesien und Sachsen darüberhinaus zu – zum Teil blutigen – Unruhen kam, ging das Militär auch hier mit blanker Waffe rigoros vor und unterdrückte jegliche oppositionelle Regung. In Sachsen beispielsweise führte das preußische Militär, das von der dortigen Regierung gegen die Revolutionäre zu Hilfe gerufen worden war, einen regelrechten Rache- und Vernichtungsfeldzug. Die preußischen Soldaten, die man glauben gemacht hatte, daß die Unruhen von denselben „Elementen" angezettelt worden seien, die schon am 18. März 1848 für ihren schmachvollen Rückzug aus Berlin verantwortlich gewesen waren, gingen brutal und ohne Pardon zu geben gegen ihre Gegner – und in vielen Fällen auch gegen vollkommen Unbeteiligte – vor und machten keine Gefangenen. Ihrem unrühmlichen Beispiel schlossen sich dann sehr schnell auch die sächsischen Truppen an, die in Dresden beispielsweise darangingen, ihre Gefangenen einfach in die Elbe zu stürzen und zu ersäufen.

Einen unerbittlichen und grausamen Rache- und Vernichtungsfeldzug führte Prinz Wilhelm, der Bruder des preußischen Königs, eingedenk seiner schmählichen Rolle nach dem 18. März in Berlin auch gegen die Revolutionäre in Baden. Vom 7. Juli 1849 an ließ er das Militär mit der konzentrierten Beschießung Rastatts und hier besonders der Häuser der Zivilbevölkerung beginnen, um die Verteidiger der letzten in der Hand der Aufständischen befindlichen Festung zu zermürben, zu entmutigen und zur Aufgabe zu zwingen. Dabei war der eigentliche Feldzug ja weitgehend siegreich beendet, die Unter-Feuer-Nahme Rastatts unter militärischen Gesichtspunkten also völlig unnötig. Otto von Corvin, einer der Verteidiger, schildert die Lage der Bombardierten folgendermaßen: „Die geängstigten Weiber, Kinder und Wesen männlichen Geschlechts – wenn auch nicht gerade die Männer – strömten in die bombenfesten Asyle und richteten sich ein, so gut es in der Eile gehen wollte. Man denke sich, ein paar Hundert Schritt lang, eine Reihe zusammenhängender, kleiner, gewölbter Zimmer, deren Quadratmauern über sechs Fuß dick sind und die ihr Licht nur durch die Schießscharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfes angebrachten Luftlöcher erhalten".[714]

Und im „Festungsboten" vom 9. Juli stand zu lesen: „Niemand soll sagen, daß die preußischen Kanoniere nicht besser zu zielen vermochten, oder daß ihre Offiziere nicht den Unterschied erkennen konnten zwischen militärischen Zielen und den Behausungen wehrloser Familien. Die Sache ist die, daß dieser rücksichtslose Beschuß und die Verwendung von Brandgeschossen Politik ist – eine kühle wohlberechnete Politik des Schreckens, die nicht dazu bestimmt ist, die unzerbrechbaren Wälle von Rastatt zu brechen, sondern den Willen der Bevölkerung".[715]

Als sich die Festung Rastatt am 23. Juli ergeben mußte, konnte sich General Graf von der Groeben, der für eine Kapitulation unter ehrenvollen Bedingungen eingetreten war, da er den Mut der Revolutionäre achtete, nicht gegen den Willen des Prinzen von Preußen durchsetzen, dem es nun in erster Linie darum ging, ein Exempel zu statuieren und ein für allemal mit den Revolutionären aufzuräumen. Noch am Abend des 23. Juli wurden daher die etwa 5600 Gefangenen wie Verbrecher in die Kasematten der Festung geworfen, dunkle und feuchte Löcher voller Ratten, wo die meisten von ihnen während der ersten beiden Tage ohne jegliche Nahrung ausharren mußten. Ungeziefer und bald auch Krankheiten, etwa Typhus, breiteten sich unter derartigen Umständen nur zu rasch aus. Noch bevor die Exekutionskommandos mit ihrer blutigen „Arbeit" begannen, forderte der Tod die ersten Opfer. Wie ein Augenzeuge berichtet, wurden die Kranken „in mit Stroh belegten Wagen, (...) wahre Jammergestalten,

tagtäglich in die Lazarette verbracht. Die Sterblichkeit war so groß, daß nicht mehr jedem Toten ein eigenes Grab gegraben werden konnte. Jeden Morgen wurden die Verstorbenen in eine große gemeinsame Grube gesenkt".[716]

Daß bei dem Oberbefehlshaber der preußischen Truppen tatsächlich der primitive Vergeltungsgedanke und Einschüchterungswillen der Bevölkerung vorherrschend war, beweist unter anderem die Tatsache, daß die Auswahl der Hingerichteten völlig willkürlich erfolgte. Allein in Rastatt wurden in der Zeit vom 7. August bis zum 20. Oktober 1849 neunzehn Teilnehmer der Erhebung standrechtlich erschossen, – so der Herausgeber des „Festungsboten" Ernst Eisenhans, dessen publizistische Tätigkeit ihn zur mißliebigen Person gemacht hatte, hatte er sich doch vor allem auch immer wieder der Person des Prinzen von Preußen angenommen.[717] Große Empörung löste die Erschießung Ernst von Biedenfelds aus, der das dritte Infanterieregiment befehligt und am 23. Juli zusammen mit Otto von Corvin die Kapitulationsurkunde unterzeichnet hatte. Obgleich sich sein Widerpart bei Rastatt, General von der Gröben, persönlich für ihn verwandte, ordnete das Kriegsministerium in Karlsruhe seine sofortige Erschießung an, die – nach Veit Valentin[718] – „nachträglich" und „mit unwürdiger Eile" vollzogen wurde. Gustav Nikolaus Tiedemann, der Rastatter Festungskommandant, wurde ebensowenig geschont wie der „Revolutionsveteran" Georg Böning, der Kommandant der Festungsartillerie und badische Artilleriewachtmeister Konrad Heilig, der Rastatter Korporal Joseph Kielmarx sowie Konrad Lenzinger, ebenfalls Korporal aus dem Badischen.

Daneben mußten aber auch viele einfache Soldaten ihr Leben lassen, etwa der Mannheimer Kanonier Philipp Zenthöfer, der Karlsruher Infanterist Ludwig Peter Schade, Peter Jäger, Infanterist aus Aglastershausen, der Konstanzer Infanterist Joseph Gunthardt, der Dragoner Kunis und der Pionier Gottfried Bauer, um hier wenigstens einige der ansonsten Namenlosen zu benennen. Während der ehemalige preußische Major Heinzius „Gnade vor Recht" fand und lediglich zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und Otto von Corvin – gemäß eines Versprechens, das man ihm während der Unterhandlungen zur Kapitulation gemacht hatte – sogar begnadigt wurde, im Gegensatz zu Ernst von Biedenfeld, richtete man den ehemaligen Leutnant von Bernigau aus Mühlhausen und seinen Adjutanten, den vormaligen Sekretär des Kölner Arbeitervereins und Mitglied des Bundes der Kommunisten, Johann Jansen als Kommandant des Mannheimer Volkswehrbataillons ohne große Umstände hin. Karl Jakobi, der das Fort A der Festung Rastatt befehligt hatte, ereilte das gleiche Schicksal, wobei bei seiner Strafzumessung wohl noch erschwerend hinzugekommen war, daß er als überzeugter Deutschkatholik bekannt war. Er teilte damit das Schicksal des bekanntesten und profiliertesten Deutschkatholiken jener Tage, des Abgeordneten Robert Blum, den er nur um weniges überlebte. Mehrere Zivilisten, die man ebenfalls völlig willkürlich herausgegriffen hatte, wurden zu langen Zuchthausstrafen verurteilt.

Zu Erschießungen kam es aber auch anderorts in Baden. So fielen in Mannheim der badische Infanterist Peter Lachner, der sächsische Klempner Heinrich Dietz und der Volksschullehrer Karl Höfer den Kugeln der Erschießungskommandos zum Opfer. Der prominenteste Hingerichtete hier war aber wohl zweifellos der einunddreißigjährige ehemalige Dresdner Appellationsgerichtsassessor und Paulskirchenabgeordnete Wilhelm Adolf von Trützschler, der während der Kämpfe des Jahres 1849 in Mannheim den Rang eines Zivilkommissars bekleidet hatte, sodann als Regierungsdirektor für den Unterrheinkreis maßgeblich an der Organisation der Verteidigung und den militärischen Operationen beteiligt war. Ein weiterer Verurteilter, Theodor Mögling, wurde schließlich zu zehn Jahren Zuchthaus begnadigt. In Freiburg ergingen Todesurteile gegen den badischen Infanteristen Gebhard Kromer, der als Soldat beim Großherzoglich Badischen Infanterie-Regiment Erbgroßherzog Nr. II gedient hatte, und dem

man den Prozeß machte wegen „Treubruch, Anstiftung zu Aufruhr und Teilnahme an den im Mai 1849 ausgebrochenen Aufständen". Hingerichtet wurde desweiteren der ehemalige königlich preußische Auskultator und Landwehrunteroffizier[719] Maximilian Dortu, der sich den besonderen Zorn der siegreichen Reaktion zudem noch dadurch zugezogen hatte, als er als der Urheber des Spottnamens „Kartätschenprinz"[720] für Friedrich Wilhelm von Preußen galt. Er war der Obrigkeit bereits früher mehrfach negativ aufgefallen, hatte bereits während der Unruhen des Jahres 1848 eine führende Rolle in den Volksvereinen gespielt. Nachdem er sich nach dem Staatsstreich in Preußen im November 1848 zunächst nach Frankreich zurückgezogen hatte, um einer drohenden Arretierung zu entgehen, schloß er sich bei Beginn der Reichsverfassungskämpfe des Jahres 1849 den badischen Freischaren an, wo er wieder eine führende Position einnahm. Er wurde von klerikalen Fanatikern erkannt, gefangen und dem Standgericht ausgeliefert. Weiterhin wurde der bekannte republikanische Agitator Friedrich Neff hingerichtet, der als Revolutionskommissar nach der Proklamation der Republik in Lörrach und allen benachbarten Orten die Gemeindekasse hatte konfiszieren lassen. Er war ein überzeugter Parteigänger Friedrich Heckers und hatte bereits an dessen Unternehmung teilgenommen.

Neff wurde schließlich nach Beendigung der Kämpfe in Breisach festgenommen, wobei er keinerlei Versuch unternahm, seine wahre Identität zu verbergen oder sich dem drohenden Todesurteil durch die Flucht zu entziehen. Zu zehn Jahren Zuchthaus wurde der vormalige preußische Oberstleutnant Ludwig von Rango aus Berlin verurteilt, der sich in Freiburg in den Dienst der republikanischen Sache gestellt hatte. Gottfried Kinkel, der Sekretär der provisorischen Regierung der Pfalz gewesen war, wurde auf Betreiben seiner Frau Johanna und durch die Fürsprache Bettinas von Arnim, die sich beim preußischen König nachdrücklich für ihn verwendete, zu einer lebenslänglichen Festungshaft begnadigt, nachdem zunächst ein Todesurteil gegen ihn gefällt worden war. Er verbüßte einen Teil seiner Haft unter den elendesten Bedingungen zunächst in Naugard, dann in Spandau, bis er von seinem Schüler, Freund und Mitkämpfer Karl Schurz, der sich einer Festnahme in Rastatt durch die Flucht durch die Abwasserkanäle hatte entziehen können, befreit wurde.[721]

Wie Eduard Fuchs ausführt, hat sich „im Prinzip des Kriegswesens (...) in dieser Zeit keine wesentliche Wandlung vollzogen. Diese kam erst, als die politischen Vorbedingungen vorhanden waren, nach denen das Bürgertum überall strebte, und darum trat erst in den sechziger Jahren ein neuer Umschwung ein. Wohl aber wurde gerade damals der typische Haß gegen den Militarismus geboren, der hinfort Jahr für Jahr in hunderten je nach der politischen Situation mehr oder minder boshaften Karikaturen auf das Militär und den Militarismus zum Ausdruck kam. Dieser Haß entstand daraus, daß es in den zu gewaltsamen Revolutionen gesteigerten Klassenkämpfen jener Jahre aller Welt klar wurde, daß das stehende Heer nicht nur der Verteidigung des Landes nach außen diente, sondern daß es in den Händen der Regierung vielfach auch ein Instrument war, um die politischen Forderungen des eigenen Volkes mit Gewalt niederzuhalten, und daß darin zeitweise sogar sein wichtigster Zweck in den Augen derer gesehen wurde, die über dieses Instrument geboten. Weil aber der Soldat bei seinem Handeln stets absolut blind verfährt und willenlos in der Hand derer war, die über dieses Machtmittel geboten, weil der einzelne Soldat keiner Idee, sondern einzig einem Befehl folgte, so verkörperte sich in ihm schließlich der Haß gegen das System".[722]

Lieder aus der Zeit des Vormärz und der Revolution von 1848/1849

Hatten die Befreiungskriege erstmals in großem Umfang eine politische Lyrik hervorgebracht, die bewußt meinungsbildender Faktor und Mittel im Kampf gegen Napoleon sein sollte, so sind derartige Lieder auch in der Folgezeit nicht mehr verstummt, wenn sie sich – gemäß der Zeitmeinungen und Zeitströmungen – auch andere, nicht zuletzt innenpolitische Themen und Gegner suchten. Insgesamt stellen die Jahre zwischen 1815 und 1850 zweifellos die Hoch- und Blütezeit politischer Lyrik schlechthin dar, dies vor allem seit den 40er Jahren, als an die Stelle einer bisher weitgehenden Gleichgültigkeit vieler Bürger in politischen Dingen ein reges politisches Interesse trat. Erste Auswirkungen fand dieses gesteigerte politische Interesse der Bevölkerung in der Belebung und Politisierung vorhandener Formen publizistischer Öffentlichkeit parallel zur Entstehung einer neuen Versammlungsöffentlichkeit. Wie Horst Denkler anführt, ist sich die Forschung hinsichtlich der hohen „Wertschätzung der politischen Lyrik durch die Zeitgenossen und die gegen Ende der dreißiger Jahre durchschlagenden Gründe für den allgemeinen Geschmackswandel, der die (aus Übersättigung entstandene) Lyrikverachtung der kulturtragenden Biedermeierkreise wie die (von jungdeutschen Programmen bestärkte) Vorliebe für die Prosa zugunsten des ‚politisch, national oder sozial engagierten' Gedichts ablöste oder doch wenigstens neutralisierte (...) durchaus einig".[723]

Nie zuvor sind diese Quellen so zahlreich geflossen; ja auch spätere Epochen können mit dem Ausstoß an derartigen Publikationen kaum konkurrieren.[724] Eine Vielzahl von gedruckten Gedicht- und Liedsammlungen bekannter und unbekannter Verfasser drängte auf den Markt, begleitet von handschriftlichen Abschriften und Flugblattliedern, die ebenfalls großes Interesse und bisweilen reißenden Absatz fanden:[725] August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine, Emanuel Geibel, die Österreicher Anastasius Grün und Hermann Rollett, die preußischen Literaten Arnold Ruge, Wilhelm Wackernagel, Hermann Marggraff, Adolf Glaßbrenner sowie Wilhelm Jordan, der Schlesier Friedrich von Sallet sowie der Schwabe Ludwig Pfau, um hier nur einige der bekanntesten Tagespoeten zu nennen, traten mit ihren lyrisch-politischen Produktionen an die Öffentlichkeit um die Zeitläufe zu kommentieren, Kritik zu üben und sich einzumischen, wobei ihre literarischen Produkte durchaus nicht immer das allerhöchste dichterische Niveau aufwiesen, und unzählige anonyme Tagespoeten sind ihrem Beispiel gefolgt. Robert Prutz, selbst ein engagierter Literat jener Tage und zweifellos einer der besten Kenner politischer Lyrik seiner Zeit beurteilt die politischen Dichter des Vormärz und der Revolutionstage aus der Nachschau und relativiert ihren gesellschaftlichen Wert dabei wie folgt:

„Man hat unserer politischen Dichtung dieses Unbestimmte, Verschwommene ihres Inhalts, sowie das mehr oder minder Phrasenhafte ihres Ausdrucks, das damit notwendig zusammenhängt, häufig und nicht ohne Bitterkeit vorgeworfen. (...) In der Schule unserer Poeten, sagt man, sei dieses großsprecherische und dabei doch so feige Geschlecht erzogen, das erst nicht laut genug Taten, Taten, Taten! schreien kann und das dann bei der ersten Gelegenheit seine Tatkraft zu beweisen, davonläuft wie ein gejagter Hase. (...) Ganz gewiß war die politische Lyrik der vierziger Jahre zum großen Teil phantastisch, unklar, großsprecherisch; aber war es

das Publikum dieser Zeit denn nicht ebenfalls? Haben die Ereignisse des Jahres Achtundvierzig denn nicht zur Genüge gezeigt, wie völlig unvorbereitet und unkundig wir in politischer Beziehung waren, und hat denn irgendeiner gewußt, vom ersten Staatsminister bis zum letzten Zeitungsschreiber, was eigentlich mit uns werden sollte? Und jetzt, da das Kind in den Brunnen gefallen ist, jetzt verlangt ihr, die Poeten hätten ihn zudecken sollen? (...) das richtige Verhältnis ist vielmehr dies, daß die Poeten nichts Größeres und Tiefsinnigeres dichten konnten, weil nichts der Art im Volke lebte; sie mußten sich begnügen mit Visionen und Phrasen, weil die politische Bildung des Volkes selbst nur eine visionäre und phrasenhafte war".[726]

Beispiel 188
Man gab uns viele schöne Worte 1815

Worte: Anonym, 1815 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder 1815-1866, S. 218 Nr. 1 („Churfürchterlich-Häßliches Zopfregiment", 1815); Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd II S. 3

1. Ach Gott vom Himmel sieh darein,
Und laß dich des erbarmen:
Wir müssen wieder zopfig sein,
Wir Hessen, ja wir Armen!
Er hängt uns in der Anke fest,
Dazu ein Schlucker und Drosselnest
Mit Puder über den Rücken.

2. Wir jagten die Franzosen fort,
Sollt' besser sein geschwinder;
Man gab uns viele schöne Wort,
Und hieß uns: liebe Kinder!
Jetzt sind wir wiederum zurück,
Da wend't sich's um im Augenblick,
Jetzt heißt man uns bald Hunde.

3. Wer vor schon war bald General,
Wird jetzt nur angenommen,
Was er gewest – ein Korporal –
Eh die Franzosen kommen.
Gar mancher auch der find't besetzt,
Da er vom Kriege kommt, sein Nest
Kann sehen wo er bleibe.

4. Gott woll' ausrotten alle Zöpf,
Die uns so übel stehen;
Dazu bekehren alle Köpf,
Die alles rückwärts drehen!
Er woll' uns geben, was uns not,
Nicht Hunger für Französisch Brot,
Daß uns der Tausch nicht reue.

Worterklärungen
Anke = Haaranke, eingedrehte Locke der Zopfperücke / Schlucker und Drosselnest = Accessoirs der Rokokotracht

Der unbekannt gebliebene Autor scheint einer der zahllosen Teilnehmer der „Befreiungskriege" gewesen zu sein, der, vertrauend auf die Versprechungen der Landesherren und infolgedessen für ein einiges Deutschland mit einer Verfassung und freien Volksvertretung in den Krieg gezogen, seinen Leib und sein Leben riskiert und den Kampf gegen die französische Fremdherrschaft aufgenommen hatte und seine Erwartungen und Hoffnungen bei seiner Rückkehr jäh enttäuscht sah. Schon 1815 stellte der Wiener Kongreß das Gleichgewicht unter den fünf europäischen Großmächten Rußland, Preußen, Österreich, Frankreich und England wieder her, ohne daß den nationalen und demokratischen Sehnsüchten der Untertanen der zahlreichen deutschen Duodezfürstentümer in irgendeiner Weise Rechnung getragen wurde. Im selben Jahr wurde die Heilige Allianz gegründet, in der sich das protestantische Preußen, das katholische Österreich und das orthodoxe Rußland zu „christlich-patriarchalischer" Regierung nach innen und zu Solidarität nach außen verpflichteten. Dazu kam – ebenfalls nach 1815 – der Deutsche Bund, in dem sich die meisten deutschen Staaten auf sanften Druck Metternichs zusammenschlossen. „Weder ein Wahlkaisertum noch eine Reichskreiseinteilung, noch eine politisch-rechtliche Gleichstellung der beiden deutschen Staaten" (Österreich und Preußen – die Verfasser) „hatte sich verwirklichen lassen. An Vorschlägen fehlte es wahrlich nicht; gesiegt aber hat der Gedanke Metternichs, sich auf einen mitteleuropäischen Verteidigungsbund zu beschränken. (...) Der Grundgedanke des Deutschen Bundes war, alle nach 1806 noch vorhandenen Gebiete des alten Reiches zu Zwecken der Selbstbehauptung zusammenzufassen. (...) Dies war nun das Ergebnis des großen Freiheitskrieges gegen Napoleon. Die Deutschen erlitten dasselbe Schicksal wie die Italiener, die Polen und andere slawische Völker. Nur im Geiste gab es eine deutsche Volkseinheit. Politisch blieb Deutschland gespalten, das aufstrebende Bürgertum wirkte bei der Neuordnung nicht mit. Die Dynastien galten mehr als das große Ganze".[727] Diese Neuorganisation ermöglichte eine repressive Politik nicht nur in den großen Staaten, sondern auch in den zahlreichen deutschen Kleinstaaten, wo es sich die spätabsolutistischen Fürsten ungehindert erlauben konnten, die nicht zuletzt unter französischem Einfluß eingeführten bürgerlichen Liberalisierungen wieder zurückzunehmen und die vor den

„Befreiungskriegen" versprochenen Verfassungen entweder gar nicht oder nur teilweise zuzugestehen.
In Strophe 2 beklagt der Verfasser von Lied Nr. 185 den fürstlichen Wortbruch, der schon bald nach der Niederwerfung Napoleons offenkundig wurde. Die vorher hofierten „Landeskinder" wurden nunmehr wieder zu rechtlosen „Untertanen" („Jetzt heißt man uns bald Hunde"). Hinzu kam die Stabilisierung der alten ständischen Gesellschaftsordnung, die einen sozialen Aufstieg des einzelnen weitgehend unmöglich machte. Soldaten, die sich während des Krieges mühsam und oftmals unter Einsatz ihres Lebens hochgedient hatten, sahen sich nunmehr schon bald um den Lohn ihrer Mühen betrogen und in ihren alten, niederen Rang zurückversetzt („Wer vor schon war bald General, / Wird jetzt nur angenommen, / Was er gewest – ein Korporal – / Eh die Franzosen kommen".)
Manch einer der Heimkehrer sah sich darüberhinaus auch mit der Tatsache konfrontiert, daß die Daheimgebliebenen sich inzwischen trefflich arrangiert und ihre Zeit – auf Kosten der kämpfenden Patrioten – gut genutzt hatten. Während auf dem Wiener Kongreß Unsummen nur für den Unterhalt der dort tagenden Fürsten nebst ihrem Gefolge ausgegeben wurden, wobei die dort erzielten Ergebnisse für die allermeisten Deutschen völlig unbefriedigend waren, hatte der kleine Mann in den durch die Kriegsjahre verheerten und ausgeplünderten Ländern zumeist ein mehr als kümmerliches Dasein zu fristen, zumal wenn er beispielsweise direkt an Kriegsfolgen zu leiden hatte. Von daher erscheint es durchaus verständlich, daß manch einer, darunter auch unser unbekannter Liedermacher, insgeheim eine Rückkehr der Verhältnisse unter der vergleichsweise liberalen Herrschaft der Franzosen herbeisehnte, wo wenigstens ein Mindestmaß an bürgerlichen Grundrechten, wichtiger noch die Stillung menschlicher Grundbedürfnisse garantiert waren, („Er woll' uns geben, was uns not, / Nicht Hunger für Französisch Brot, / Daß uns der Tausch nicht reue"). Vor allem Kriegsinvalide sahen sich nämlich wieder einmal zu einem armseligen Bettlerdasein verurteilt, das jeder Beschreibung spottete, angewiesen nur auf die Mildtätigkeit ihrer oftmals selbst Not leidenden Mitmenschen oder die „Gnadenerweise" ihrer Landesherren. Die Herkunft des Liedes ist doppelt belegt: zum einen rechnet sich der Autor in der ersten Strophe ausdrücklich den Hessen zu („Wir Hessen..."), außerdem findet sich bei Ditfurth folgende Anmerkung: „Mündlich in Kassel von Oberstlieutenant Schulz, 1830". Die hessische Provenienz ist dabei beileibe kein Zufall, da der neue alte Kurfürst von Hessen-Kassel, der 1806 vor den Franzosen geflohen war und nach dem Zusammenbruch des Königreiches Westfalen im November 1813 seinen Einzug in Kassel hielt, größten Wert darauf legte, daß alles, aber auch wirklich alles, wieder so wurde wie zuvor. Die Zeit hatte stillzustehen, sieben Jahre Königreich Westfalen durften nie gewesen sein.[728] Die im Lied geschilderte und beklagte Restauration schon der Äußerlichkeiten, die Wiedereinführung der Zopfperücke und die Rückkehr zur militärischen Hierarchie von vordem, wird eindrucksvoll durch einen Augenzeugenbericht belegt. Der preußische Offizier von Borcke, der 1807 bis 1813 in königlich-westfälischen Diensten stand, notierte:
„Schon als ich nach Kassel zurückgekehrt war, trat mir einer der seltsamsten Eindrücke, die ich je empfing entgegen: die Wiedergeburt der Zöpfe. Am Einzugstage aber waren alle alten noch im Lande vorhandenen und viele frisch und jung im Nacken eingedrehten zu Ehren des Kurfürsten, der eine bis ans Lächerliche streifende Vorliebe für sie hatte, wie durch einen Zauberschlag zu neuem Leben erstanden. Die Zöpfe spielten an diesem Tage eine Hauptrolle; die Ansichten des Kurfürsten waren bekannt, er hoffte, alles, wie er es vor sieben Jahren verlassen, wiederzufinden und wollte von dem Dasein der in der Zwischenzeit bestandenen fremden und widerrechtlichen Regierung nicht das geringste wissen; so galten denn die Zöpfe als das Abzeichen der unveränderten Treue und Anhänglichkeit. Jeder, der sich als Patriot und um dem Kurfürsten zu gefallen öffentlich zeigte, hatte sich nach dem alten Kleiderschnitt aufgewichst und einen langen Zopf eingeschroben. Deshalb gab es am Einzugstage neben rührenden, die Freude des Volkes ungekünstelt aussprechenden, auch solche Auftritte, die man sich nicht spaßhaft und lächerlich genug vorstellen kann. Aus dem ganzen Land hatten sich eine Menge alter Patrioten, besonders gemeine Soldaten, die während der Fremdherrschaft keine Anstellung gehabt und, wie der Kurfürst selbst, in den sieben Jahren gleich dem Dachs vom eigenen Fett lebend geschlafen hatten, in den alten Uniformen eingefunden. Dazu kamen die veralteten Figuren jener Hofleute, Offiziere und der Dienerschaft des Hofstaats, welche ihn, als er das Land verließ, begleiteten. Alle diese Antiquitäten wandelten in den Straßen der Hauptstadt umher und boten alles auf, sich bemerkbar zu machen. (...) (Der Kurfürst) befand sich im Kostüm. Der Kurfürst wollte von der Fremdherrschaft nichts wissen, und schon die Worte ‚Westfalen, westfälischer Dienst' waren ihm ein Greuel. Solche, die er persönlich kannte, sie mochten inzwischen einen weit höheren Rang erhalten haben, redete er mit demjenigen an, den sie unter seiner Regierung zuletzt bekleidet hatten. Ein General, Oberst oder Major hörte sich vielleicht bis zum Leutnant oder Fähnrich herabgesetzt. Fragte er aber einen Unbekannten: ‚Wer sind Sie'? und erhielt zum Beispiel die Antwort ‚Major N.N.', so maß er ihn kopfschüttelnd, halb lächelnden, halb ungnädigen Blicks und erwiderte: ‚Ich kenne keinen Major N.N., Sie waren in meinen Diensten Leutnant, das können Sie wieder bei mir werden'. So sahen sich denn viele, trotz der geringen Erwartungen, welche die Vernünftigen von der Wiederherstellung des Kurfürsten gehegt, bitter getäuscht. (...) Die Unzufriedenheit wuchs mehr und mehr".[729]
Der Ausdruck dieser Unzufriedenheit ist das Lied Nr. 188 **„Man gab uns viele schöne Wort"**. Der Zopf aber wurde zum allgemeinen Symbol des Rückschritts, der Rückständigkeit der auf 1815 folgenden Jahre.[730]

Beispiel 189
Der Invalid im Irrenhaus

Worte: Adelbert von Chamisso / Melodie: nicht überliefert[731]
Quelle: Chamissos Werke in einem Band, Berlin 1977, S. 26f.

1. Leipzig, Leipzig arger Boden,
   Schmach für Unbill schafftest du.
   Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
   Trankst mein rotes Blut, wozu?

2. Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
   Was ein Tor nicht alles glaubt!
   Und von schwerem Säbelstreiche
   Ward gespalten mir das Haupt.

3. Und ich lag, und abwärts wälzte
   Unheilschwanger sich die Schlacht;
   Über mich und über Leichen
   Sank die kalte, finstre Nacht.

4. Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
   Brennt die Wunde mehr und mehr;
   Und ich liege hier gebunden,
   Grimmige Wächter um mich her.

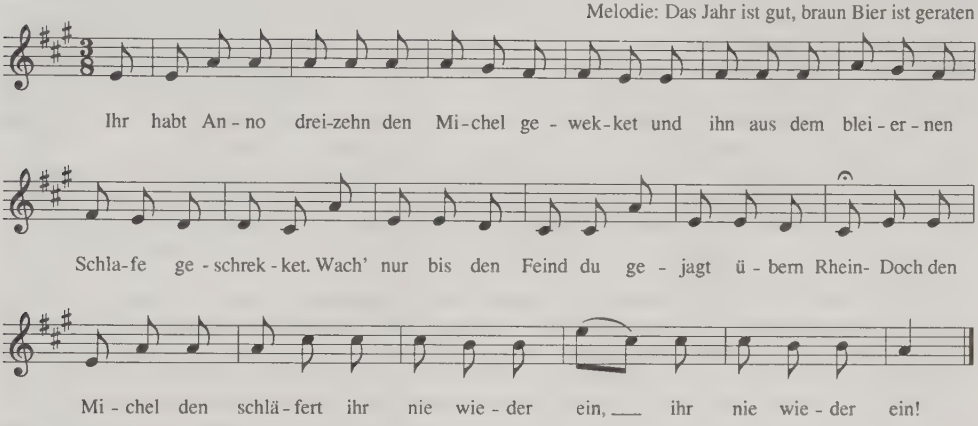
5. Schrei ich wütend noch nach Freiheit,
   Nach dem bluterkauften Glück,
   Peitscht der Wächter mit der Peitsche
   Mich in schnöde Ruh zurück.

Im Gegensatz zum Autor des vorhergehenden Liedes ist uns der Verfasser des Textes 189: **„Der Invalid im Irrenhaus"** sehr gut bekannt. Es handelt sich hierbei um den Dichter Adelbert (eigentlich Louis-Charles-Adelaide) de Chamisso, der im Juni 1832 seinem Freund de la Foye nach Frankreich schrieb:
„Das Volk singt meine Lieder, man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich danach, die Jungen deklamieren sie in den Schulen, mein Porträt erscheint nach Goethe, Tieck und Schlegel als das vierte in der Reihe der gleichzeitigen deutschen Dichter (...)".[732]
Chamisso, der am 30. Januar 1781 als vierter Sohn des Grafen Louis-Marie de Chamisso auf dem Stammsitz des alten Adelsgeschlechts, dem Schloß Böncourt in der Champagne (Departement Marne), zur Welt gekommen war, mußte infolge der Französischen Revolution in seinem neunten Lebensjahr zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern ihre Besitzungen verlassen und nach Deutschland emigrieren. Ihr Vermögen wurde konfisziert und das Schloß Boncourt von den Revolutionstruppen eingeäschert. Obwohl Chamissos Vater sich den konterrevolutionären Verbänden des Marschall Broglie anschloß und Adelbert zunächst wie selbstverständlich die militärische Laufbahn einschlug – er trat mit siebzehn Jahren als Fähnrich in ein Berliner Wachregiment ein und wurde 1801 Leutnant –, konnte er dem militärischen Leben keinen Geschmack abgewinnen sondern bereute schon bald diesen notgedrungenen Schritt, denn das Leben auf einem preußischen Kasernenhof in einer in ganz Europa verrufenen Söldnertruppe, in der Spießrutenlaufen und Prügelstrafe noch immer auf der Tagesordnung standen und die Exerzier-„Künste" zu lächerlichen, nutz- und sinnlosen Spielereien verkommen waren, wurde dem intelligenten und sensiblen jungen Mann unerträglich. So schrieb er schon im Jahre 1800 an seine Schwester:
„Ein Drittel des Heeres besteht aus Fremden, und der Kern unserer Friedenskompanien ist ein abscheulicher Mischmasch des Abschaums aller Nationen. Ohne Zweifel gibt es darunter auch gute Soldaten, allein die Hälfte sind Deserteurs von Profession. Wenn du mich nach ihrem Geist fragtest, so müßte ich antworten: sie haben keinen (...)".[733] Und in einem anderen Brief beschwor er sie, ihre Kinder niemals preußische Soldaten werden zu lassen, denn dieser Beruf „verdorrt den Geist und tötet das Herz".[734]
Chamissos Text erinnert zunächst an das unsägliche Massenelend nach der Schlacht bei Leipzig, das wir in der Einleitung ausführlich dokumentiert haben. Die dort geschilderten Zustände werden bei Chamisso um eine weitere schreckliche Variante eines Invalidenschicksals ergänzt: ein kopfverletzter Soldat wird unter unmenschlichen Bedingungen in einem Irrenhaus gehalten und von sadistischen Wächtern gequält. Im grausamen Einzelschicksal spiegelt sich aber auch die allgemeine Zeitsituation nach 1813: Den mit den Peitschenschlägen grimmiger Wärter unterdrückten Freiheitsruf fassen wir als Metapher für die Unterdrückung jeglicher freiheitlicher Bestrebungen im Zuge der ab 1815 einsetzenden Reaktion auf. Nach dem Sieg der europäischen Kontinentalmächte über Napoleon wurden die zu Beginn der „Befreiungskriege" eingeleiteten Liberalisierungsmaßnahmen vor allem in Preußen systematisch wieder abgebaut. Friedrich Wilhelm III. entpuppte sich als einer der eifrigsten Vorkämpfer der Restaurationspolitik Metternichs, verfolgte in seinem Land die Burschenschafter, entledigte sich alsbald seiner liberalen Berater Hardenberg und Humboldt und ebnete so seinem romantisch-verworrenen Sohn Friedrich Wilhelm IV. die Bahn. Die restaurative Entwicklung fand ihren Höhepunkt in den Karlsbader Beschlüssen von 1819, die unter anderem eine scharfe Überwachung von Presse und Universitäten einleiteten; es begann die „Demagogen-Verfolgung". Alle Bemühungen, das Fürstenwort, das Gewährung von Freiheit verheißen hatte, einzuklagen, wurden von der Obrigkeit rigoros unterdrückt und bestraft.

Beispiel 190

Michelsode

Text: August Heinrich Hoffmann von Fallersleben
Melodie: Das Jahr ist gut, braun Bier ist geraten



aus: Hoffmann von Fallersleben: Deutsche Gassenlieder, Zürich/Winterthur 1843, S. 6ff

1. Ihr habt Anno 13 den Michel gewecket
Und ihn aus dem bleiernen Schlafe geschrecket:
Wach' nur bis den Feind du gejagt übern Rhein –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

2. Ihr habt Anno 15 auf euren Congressen
Den tapferen Michel so ziemlich vergessen
Und habt ihm gegeben ein Schlaftrünkelein –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

3. Ihr habt Anno 15 in Frankfurt gegründet
Den deutschen Bund und den Deutschen verkündet:
Jetzt würden sie frei und glücklich erst sein –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

4. Ihr habt Anno 19 in Karlsbad gesprochen,
Der Michel der habe gar vieles verbrochen,
Er müss' wieder schlafen zu seinem Gedeihn –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

5. Ihr habt auch den Michel noch unterdessen
Gefasset bei seinen materiellen Interessen
Und habet gestiftet den Zollverein –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

6. Ihr habt für Wallhall' und den Dombau am Rheine
Begeistert die gläubige Michelsgemeinde
Und bettet gern den Michel hinein –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

7. Ihr habt euch bemühet,mit mancherlei Dingen
Den ehrlichen Michel in Schlummer zu bringen,
Ihm gesungen von Einheit, vom frei'n deutschen Rhein.
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

8. Ihr habt die Censur gelobt und gepriesen
Und ihre Nothwendigkeit Micheln bewiesen:
Um seinetwillen geschäh's nur allein –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

9. Nein, Michel ist munter und wird hinfort wachen
Und läßt sich kein X für ein U hinfort machen,
Ihr möget censier'n und euch abkastei'n –
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein,
Ihr nie wieder ein!

Drei Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen befaßt sich August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, ein Freund und Dichterkollege Adelbert von Chamissos,[735] der wegen seiner „Unpolitischen Lieder" aus Amt und Würden gejagte Literaturprofessor mit dem Ergebnis der „Befreiungskriege" und den Entscheidungen der Restaurationszeit. Leitmotivisch bedient sich Hoffmann dabei des schläfrigen Deutsche Michels,[736] die im 19. Jahrhundert sehr beliebte Symbolfigur des Deutschen schlechthin, in ironischer Verzeichnung die Verkörperung des deutschen Stammtischphilisters, ein gutmütiger, verschlafener Bursche mit Zipfelmütze und Bundhosen, wenn er nicht gar von vor-

neherein schon sein Nachthemd trägt. Er ist der Inbegriff der Schwerfälligkeit und Einfalt. Bei Hoffmann erscheint er als – Hoffnung gebende – Figur, die, einmal erwacht, allen Versuchen der Obrigkeit, ihn wieder einzuschläfern, widerstehen wird („Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein"!).
Zunächst wird an die „Befreiungskriege" erinnert; das Aufwachen Michels steht für das „Erwachen" des deutschen Nationalgefühl 1813, das die Franzosen über den Rhein zurückjagte. Die folgenden Einschläferungsversuche sind unterschiedlicher Art: Der Wiener Kongreß (Str. 2) und die Gründung des Deutschen Bundes (Str. 3) waren Ereignisse, die von den Patrioten zu Anfang mit vielen Hoffnungen verfolgt wurden, dann aber nur Enttäuschung brachten. Hoffmann führt die direkten Repressalien der Restaurationszeit an, wie die Karlsbader Beschlüsse (Str. 4), die das politische Leben im vormärzlichen Deutschland weitgehend lahmlegten beziehungsweise in den Untergrund drängten, und die Pressezensur (Str. 8); er verweist daneben auf den Zollverein als halbherzige Reform, die nur die materiellen Interessen der Besitzbürger zu befriedigen im Stande war. Schließlich werden auch die symbolischen Akte entlarvt, deren Ablenkungsfunktion in der oberflächlich-emotionalen, zum Teil romantisierenden Pflege eines vagen Deutschtums bestand: der Bau der Walhalla bei Regensburg (Str. 6), der Weiterbau des Kölner Domes (Str. 8) und die frankreichfeindlichen Rheinlieder zu Beginn der 40er Jahre (Str. 7).
Die Tendenz des Liedes wendet sich gegen die Politik der deutschen Fürsten, die Grundstimmung ist hoffnungsvoll. Die häufig auftretende Anredeformel „Ihr", der Refrain und vor allem der Binnenrefrain („nie wieder ein") verleihen der Michelsode einen beschwörenden Charakter.
Hoffmann von Fallersleben, der niemals Militärdienst hatte ableisten müssen, da ihn sein Vater in der fraglichen Zeit hatte freikaufen können, hat sich in den 40er Jahren verschiedentlich ironisch oder ablehnend zum Militärwesen geäußert, hier wohl dem allgemeinen Trend der meisten deutschen Bürger folgende, die dem Soldatentum zumeist Ablehnung und Verachtung, wenn nicht sogar Haß entgegenbrachten.[737] In späteren Jahren aber arrangierte er sich, wie viele „Achtundvierziger" dem neuen Trend folgend, mit dem preußische Militärstaat, ja nahm an den Einigungskriegen lebhaften Anteil.[738]

Beispiel 191
Der Herzog Karl von Braunschweig ist auch fortgejagt 1830

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, 1815-1866 Nr. 21, S. 219 „mündlich aus der Gegend von München, 1832" (Aufstand in Braunschweig. 6.-7. September 1830); Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus 6 Jahrhunderten, Bd II S. 19f.

1. Der Herzog Karl von Braunschweig,
Der ist auch fortgejagt;
Er hat ja Land und Leute
Lang hart genug geplagt.

2. Als von Paris er kame
Mit einer Schauspiel'rin,
Die sein Geliebte ware,
Und fuhr zum Schlosse hin.

3. Da stand viel Volk das schriee:
„Fort mit dem Herzog, fort!
Wir brauchen kein Tyrannen
Mit seiner Hure dort"!

4. Die Steine wütig flogen,
Es gab ein großen Alarm;
Der Herzog floh zum Schlosse,
Es ward ihm schwul und warm.

5. Am andern Tag da hielte
Das Militär ums Schloß
Und wollt' aufs Volk frei schießen –
Das aber ging nicht los.

6. Herzberg, der Generale.
Der sprach: „Das darf nicht sein!
Es könnte leicht auch kosten,
Herzog, das Leben dein".

7. Am Abend wollte stürmen
Das Volk das Schloß aufs Neu,
Da wischte fort der Herzog
Und floh nach Hildesheim.

8. Das Schloß ging auf in Flammen,
Man dacht' er wär noch dort
Und drinne mit der Liebsten –
Die aber war'n schon fort.

9. Er hatte seine Schätze,
Sein Gold und Edelstein,
Wert viele Millionen,
Gleich auch gesackt mit ein.

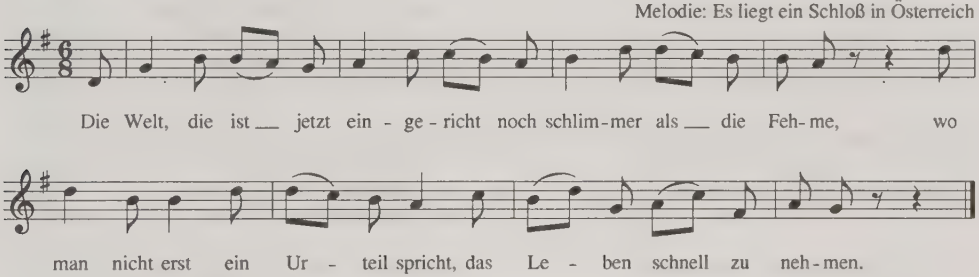
10. Es ist sein Bruder Wilhelm
An seine Stell' gesetzt;
Ob der es besser machet,
Das wird sich zeigen jetzt.

Lied Nr. 191: **„Der Herzog Karl von Braunschweig ist auch fortgejagt"** nimmt Bezug auf den Aufstand der Braunschweiger Bevölkerung gegen ihren verhaßten Monarchen, der in der Folge der französischen Julirevolution 1830 stattfand. Auch anderorts in Deutschland waren die Ereignisse in Frankreich Signal für kleinere Erhebungen, so in Dresden, Leipzig, Göttingen, Kassel, die sich gegen die rückständigen Verwaltungen und die veralteten Verfassungen richteten. Herzog Karl, der braunschweigische Monarch, der in weitesten Teilen der Bevölkerung verhaßt war, wurde durch seinen Bruder, Herzog Wilhelm ersetzt, um ein Ventil zu schaffen und die Monarchie nicht insgesamt in Gefahr zu bringen. Karl II. hatte in seinem Land wie ein absoluter Kleinfürst des 18. Jahrhunderts über die Landschaftsordnung von 1820 hinwegregiert. Sein Fall war vor dem Bundestag schon seit langem anhängig und bildete den Streitpunkt zwischen der von England und Preußen unterstützten gesamtwelfischen Hauspolitik und Metternichs bundesrechtlichem Dogmatismus. Im Sturm des Jahres 1830 wurde Herzog Karl der „Staatsräson" beziehungsweise der Erhaltung der Dynastie wegen geopfert, – eine Revolte, „bei der sich das Volk als Sturmbock gegen den Herzog Karl gebrauchen ließ. Karl entfloh und sein Bruder Wilhelm, der durch die Revolution an die Spitze des Staates gekommen war, wurde vom Bundestag unter die Fittiche genommen".[739]
Der „Berichterstatter", ganz offensichtlich ein Augenzeuge der Vorgänge, die zur Entfernung des Herzogs Karl von Braunschweig führten, gibt einen detaillierten Bericht über den Volksaufstand. Als Grund für die Revolution wird der absolutistische Regierungsstil Karls II. gebrandmarkt („Er hat ja Land und Leute / Lang hart genug geplagt"). Sodann wird auf den verschwenderischen Lebensstil des Monarchen eingegangen, der sich – wie viele seiner Standesgenossen – eine teure Mätresse leistete und das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswarf. Besondere Erwähnung findet die Tatsache, daß das Militär, welches zum Schutz Karls um das Schloß zusammengezogen war, nicht zum Einsatz kam, da des Herzogs Berater augenscheinlich – aus welchem Grund auch immer – davon abrieten. Blutvergießen konnte also in diesem Fall vermieden werden.

Beispiel 192[740]

Das Blutgericht

Text: Anonym
Melodie: Es liegt ein Schloß in Österreich



aus: Barbara James/Walter Moßmann: Glasbruch 1848, Darmstadt und Neuwied 1983, S. 62ff

1. Die Welt, die ist jetzt eingericht,
   Noch schlimmer als die Fehme,
   Wo man nicht erst ein Urteil spricht,
   Das Leben schnell zu nehmen.

2. Hier wird der Mensch langsam gequält,
   Hier ist die Folterkammer,
   Hier werden Seufzer viel gezählt
   Als Zeuge von dem Jammer.

3. Die Herren Zwanziger die Henker sind,
   Die Diener* ihre Schergen,
   Davon ein jeder tapfer schindt,
   Anstatt was zu verbergen.

4. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,
   Ihr höllischen Dämone,*
   Ihr freßt den Armen Hab und Gut,
   Und Fluch wird euch zum Lohne.

5. Ihr seyd die Quelle aller Noth,
   Die hier den Armen drücket,
   Ihr seyd's, die ihm das trockne Brot
   Noch vor dem Mund wegrücket.

6. Was kümmerts euch, ob arme Leut
   Kartoffeln satt könn'n essen,
   Wenn ihr nur könnt zu jeder Zeit
   Den besten Braten fressen.

7. Kömmt nun ein armer Weber an,
   Die Ware wird besehen,
   Findt sich der kleinste Fehler dran,
   So ist's um ihn geschehen.

8. Erhält er dann den kargen Lohn,
   Wird ihm noch abgezogen,
   Zeigt ihm die Tür mit Spott und Hohn
   Kommt ihm noch nachgeflogen.

9. Hier hilft kein Bitten und kein Flehn,
Umsonst ist alles Klagen,
Gefällt's euch nicht, so könnt ihr gehen,
Am Hungertuche nagen.

10. Nun denke man sich diese Noth
Und Elend solcher Armen.
Zu Hause oft kein Bissen Brodt
Ist das nicht zum Erbarmen?

11. Erbarmen, ha! Ein schön Gefühl,
Euch Kannibalen fremde,
Und jeder kennt schon euer Ziel,
Der Armen Haut und Hemde.

12. O, Euer Geld und euer Gut,
Das wird dereinst vergehen
Wie Butter an der Sonne Gluth,
Wie wird's dann um euch stehen.

13. Wenn ihr dereinst nach dieser Zeit,
Nach diesem Freudenleben,
Dort, dort in jener Ewigkeit
Sollt Rechenschaft abgeben.

14. Doch ha, sie glauben keinen Gott,
Noch weder Hölle, Himmel,
Religion ist nur ihr Spott,
Hält sich an's Weltgetümmel.

15. Ihr fangt stets an zu jeder Zeit
Den Lohn herabzubringen,
Und andre Schurken sind bereit,
Dem Beispiel nachzuringen.

16. Der Reihe nach folgt Fellmann jetzt,
Ganz frech' ohn alle Bande,
Bei ihm ist auch herabgesetzt
Der Lohn zur wahren Schande.

17. Die Gebrüder Hoferichter hier,
Was soll ich von ihn'n sagen,
Geschindet wird hier nach Willkühr,
Dem Reichthum nachzujagen.

18. Und da hat Einer noch den Muth,
Die Wahrheit noch zu sagen,
So kommt's soweit, es kostet Blut,
Und den will man verklagen.

19. Herr Kamlot, Langer genannt,
Der wird dabei nicht fehlen,
Einem jeden ist es wohl bekannt:
Viel Lohn mag er nicht zählen.

20. Von euch wird für ein Lumpengeld
Die Waare hingeschmissen,
Was euch dann zum Gewinne fehlt,
Wird Armen abgerissen.

21. Sind ja noch welche, die der Schmerz
Der armen Leut beweget,
In deren Busen noch ein Herz
Voll Mitgefühle schläget.

22. Die müssen, von der Zeit gedrängt
Auch in das Gleis einlenken,
Und Eurer Beispiel eingedenk
Sich in den Lohn einschränken.

23. Ich frage; wem ists wohl bekannt,
Wer sah vor zwanzig Jahren
Den übermüthgen Fabrikant
In Staats-Karossen fahren?

24. Sah man wohl dort zu jener Zeit
Paläste hoch erbauen
Mit Thüren, Fenstern prächtig weit,
Fast fürstlich anzuschauen.

25. Wer traf wohl da Hauslehrer an
Bei einem Fabrikanten,
Mit Livreen Kutscher angethan,
Domestiken, Gouvernanten.

Worterklärungen
* In anderen Fassungen heißt es auch: „Die Dierig ihre Schergen" beziehungsweise „Ihr höllischen Kujone" / Fehme = heimliches Gericht / Zwanziger, Dierig (Str. 3), Fellmann (Str. 16), Hoferichter (Str. 17), Kamlot (Str. 19) = Namen von Fabrikanten

„Das Blutgericht" stellt wohl eines der wichtigsten politischen Volkslieder aus der Zeit des Vormärz dar. „Gerade seine oft holperigen Verse unterstützen die Aussagekraft, nicht die rhythmischen Feinheiten, sondern der aggressive Aufschrei macht es zur ‚Marseillaise der Nothleidenden'".[741] Dabei lassen sich „ästhetische Qualitäten im Sinne stimmiger Reime, einheitlicher Bilder und eines kunstvoll gegliederten Rhythmus (...) dem Gedicht (...) nur schwer abgewinnen".[742] Der bis heute unbekannt gebliebene Autor – wahrscheinlich kann man sogar von mehreren Autoren als Verfasser ausgehen – läßt einer zunächst allgemein gehaltenen Einleitung durch die Benennung der Ausbeuter, formal gekennzeichnet durch die direkte Wendung an die schlesischen Fabrikanten eine Entladung der aufgestauten Volkswut folgen (Str. 4: „Ihr Schurken all, ihr Satansbrut, / Ihr höllischen Dämone, / Ihr freßt der Armen Hab

und Gut, / Und Fluch wird euch zum Lohne"; und weiter in Str. 5: „Ihr seyd die Quelle aller Noth, / Die hier den Armen drücket, / Ihr seyd's, die ihm das trockne Brot / Noch vor dem Mund wegrücket."). Unterstützt wird die agitatorische Wirkung des Textes, die ein anonymer zeitgenössischer Bericht ausdrücklich bestätigt:
„Das Lied, welches die schlesischen Weber sangen, während sie die Fabriken demolierten, ist zwar holperig und ‚ohne Kunst zusammengeleimt', aber wenn man bedenkt, daß es von dem wütenden Volkshaufen gebrüllt wurde und daß diese Weber ihre Klage darin fanden, so ist es allerdings schauerlich"[743] durch die Steigerung der Begriffe: „Fehme", „Folterkammer", „Henker", sowie den Übergang von vollständigen Sätzen zum Ausruf und die Wiederholung der Anfangsworte der Verszeilen unter zusätzlicher Benutzung des Reimes. Während Varnhagen von Ense bereits am 19. Juni 1844 notiert:
„Lied aus Schlesien, ‚Die Klagen der Weber', ein ganz prosaisches Anklagen und Verwünschen der Fabrikherren, die dem Arbeiter den Lohn abknappen, sie werden persönlich genannt und als Leuteschinder besungen. Von sozialistischen oder kommunistischen Einwirkungen keine Spur, alles nur platter Ausdruck der Noth und des Hungers".[744] Karl Marx stellte gegenüber Arnold Ruge den „theoretischen und bewußten Charakter" des Liedes heraus: „Zunächst erinnere man sich an das Weberlied, an diese kühne Parole des Kampfes, worin Herd, Fabrik, Distrikt nicht einmal erwähnt werden, sondern das Proletariat sogleich seinen Gegensatz gegen die Gesellschaft des Privateigentums in schlagender, scharfer, rücksichtsloser, gewaltsamer Weise herausschreit".[745]
Wie Veit Valentin zu berichten weiß, brachte das Lied, als Flugblatt verbreitet, die Weber in Peterswaldau, denen der Dienstherr nicht einmal die Hälfte des Normallohnes zahlte und ihnen schon für kleinste Fehler unverhältnismäßig viel Geld abzog, „in maßlose Erregung. In Zwanzigers Fabrik wurde es angeheftet; als einer der Sänger ergriffen und ins Gefängnis geführt wurde – es war am 4. Juni 1844 –, verlangte die Masse die sofortige Auslieferung, auch Erhöhung des Lohnes, und stürmte die Fabrik (...) Der Schwarm drang auch in das Privathaus – Zwanziger war mit seiner Familie mit knapper Not in einem Wagen des Domanialhofes geflüchtet. Rache und Wut begann ihr Zerstörungswerk. Auch andere Fabriken wurden demoliert. (...) Auch auf Langenbielau sprang die Bewegung über. (...) Die Weber sagten, Rebellen seien sie nicht, sondern freie Untertanen, der Druck sei zu groß, die Kinder könne man nicht verhungern sehen; sie hätten keine Möbel, keine Betten, sondern Lager von Reisig (...) Den Pastor, der zum Guten reden wollte, warf man ins Wasser, der Weinkeller ward natürlich geplündert".[746] Zwanziger wollte, um seine übrigen Häuser vor der Zerstörung zu bewahren, Geld verteilen, doch kam es hierbei aus irgendwelchen unersichtlichen Gründen zu Verzögerungen; es verbreitete sich das Gerücht, daß Zwanziger in Wahrheit überhaupt nichts geben wolle. Als es daraufhin zu erneuten Tumulten kam, schoß das inzwischen herbeigeführte Militär, mehrere Kompanien mit einer Batterie in die aufgebrachte Menge. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß die preußische Regierung sich „zur Unterdrückung des Aufstandes und zur Verhinderung seiner Ausbreitung" Bergarbeiter bediente, die sie als Soldaten rekrutiert hatte.[747] Zehn Weber waren auf der Stelle tot, zahlreiche andere lagen im Sterben.[748]

Beispiel 193
Soldatenlied (im März 1848)

Worte: Hermann Rollett, 1848 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hermann Rollett, Republikanisches Liederbuch, Leipzig 1848, S. 91f.

1. Wir waffnen freudig Herz und Hand
Und ziehn in schönen Tod,
Wenn unserm deutschen Vaterland
Der Feind vor Augen droht!
Doch wenn des deutschen Volkes Mut
Sein freies Recht erficht,
Rührt Mann für Mann nicht Waffen an,
Denn gegen unsre Brüder marschieren wir nicht!

2. Es komm' der Russe, riesengroß,
Er soll empfangen sein!
Wir lassen unser Feuer los
Und hau'n mit Flammen drein!
Doch wenn des deutschen Volkes Kraft
Tyrannenketten bricht,
Rührt Mann für Mann nicht Waffen an,
Denn unsre deutschen Brüder erschießen wir nicht!

3. Und wenn der Feind gerüstet käm'
Mit aller Teufelsmacht,
Wol jeder deutsche Krieger nähm'
Sein Leben nicht in Acht!
Doch wenn des deutschen Volkes Geist
Den Kranz der Freiheit flicht,
Rührt Mann für Mann nicht Waffen an,
Denn unsre deutschen Brüder verrathen wir nicht!

4. Wir waffnen freudig Herz und Hand,
Und ziehn in schönen Tod,
Wenn unserm deutschen Vaterland
Der Feind von außen droht!
Doch wenn des deutschen Volkes Mut
Die Freiheit sich erficht,
Schließt Mann für Mann dem Volk sich an,
Denn unsre deutschen Brüder verlassen wir nicht!

Als im März 1848 die Nachricht von der französischen Februarrevolution sich allenthalben in den deutschen Landen herumgesprochen hatte, wandte sich der österreichische Dichter Hermann Rollett mit einem „Soldatenlied" an die Soldaten und rief sie zur Solidarität mit den Aufständischen auf. Der Text wurde lithographisch vervielfältigt und an vielen Orten unter den Soldaten verbreitet.

Hermann Rollett, in Baden bei Wien geboren, hatte hier zunächst das Amt eines Stadtarchivars bekleidet. Nachdem er 1845 zusammen mit 91 anderen österreichischen Schriftstellern eine „Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur" unterschrieben hatte, sah er sich gezwungen, mehrere Jahre als Zensurflüchtling in verschiedene mitteldeutsche Staaten auszuweichen, wo er mehrere Lied- und Gedichtsammlungen herausgab, mit denen er für demokratisches Gedankengut und gegen die damaligen Missstände wirken wollte.[749] Den zu gewärtigenden Repressalien nach dem Scheitern der Revolution wich Rollett ins Schweizer Exil aus, von wo er erst 1854 zurückkehrte. Rollett bekundet in seinem Text die unbedingte Treue des Soldaten zu seinem „deutschen Vaterland", wenn es darum gehe, die Heimat vor dem äußeren Feind zu schützen. Namentlich erwähnt finden sich hier etwa die Russen (Str. 2), bei den Liberalen und Demokraten ganz besonders verhaßt, war Rußland doch die Vormacht des Despotismus in Europa, und war das Schicksal der Polen nach ihrem blutig niedergeschlagenen Aufstand noch lebhaft in der Erinnerung der Zeitgenossen. Daneben aber beschwört er das Bild der deutschen Soldaten, die sich weigern, gegen seine eigenen Landsleute zu ziehen, die für die Freiheit der deutschen Untertanen ihr Leben in die Bresche schlagen und sich gegen die eigenen Landesherren erheben.

Wie Barbara James und Walter Moßmann zu berichten wissen, galten „die Argumentationsflugblätter für die Soldaten" in jenen unruhigen Märztagen des Jahres 1848 „als äußerst gefährlich, weil sie sehr plausibel argumentierten und populäre Forderungen aufstellten. So zum Beispiel:

- Beschränkung der Wehrpflicht. Nach dem ‚Ausexercieren' sollten die Soldaten wieder nach Hause dürfen, die Reserven sollten nur im Kriegsfall einberufen werden. Die herrschende Praxis in Österreich dagegen war: wer einmal zum Militär gezogen, gepreßt oder verurteilt wurde, mußte dort 8 Jahre bleiben!
- Freie Wahl der Offiziere bis zum Hauptmann durch die Soldaten; Chancengleichheit für den Aufstieg in der Hierarchie.
- Angleichung des Soldes von Gemeinen und Offizieren.
- Unterstellung unter die zivile Gerichtsbarkeit in Friedenszeiten.
- Invalidenversorgung: ‚Ist es nicht eine Schmach, daß Männer, die ihre Gesundheit im Dienste des Vaterlandes geopfert haben, die mit zerschossenen Gliedern aus dem Feld zurückkehren, mit dem Leierkasten in Frost und Elend ihr Brot erbetteln und ihr Leben kärglich fristen müssen'"?[750]

Leider haben sich die Hoffnungen Hermann Rolletts und der Revolutionäre, daß die Soldaten zu ihnen übergehen beziehungsweise sich wenigstens jeglicher Kampfhandlungen gegen sie enthalten würden, in den allermeisten Fällen nicht erfüllt.

Beispiel 194
Zum 18. März 1848

Worte: Ludwig Pfau, März 1848 / Melodie: nicht überliefert[751]

Quelle: Walter Grab und Uwe Friesel, Noch ist Deutschland nicht verloren. Eine Analyse unterdrückter politischer Lyrik, München / Hamburg 1970, S. 240

1. Vor dem Berliner Schlosse
Ertönt ein Trauerlied;
Da liegen viel hundert Tote,
Sie liegen in Reih und Glied.
Und Leich' um Leiche tragen
Die Bürger stumm heran,
Als wollten sie sagen: König!
Da sieh, was du getan.

2. Da liegen sie, Mann und Knabe,
Starr, mit zerfetztem Leib;
Da kommen sie weinend und klagend,
Braut, Schwester, Bruder, Weib.
Da schauen Väter und Mütter
Die toten Söhne an:
Hergott! Und das hat ein König,
Ein deutscher König getan!

3. Viel tausend Stimmen drohen:
Der König muß herab;
Er salutiert die Toten
Und nimmt die Mütze ab.
Da bluten sie all aufs Neue
Bei ihres Mörders Nahn,
Als sprächen sie: das hat ein König,
Ein deutscher König getan.

4. Und viele werden's sprechen,
Viel tausend fern und nah;
Die Völker werden rächen
Den Frevel, der geschah.
Auf Sturmesflügeln bricht sich
Durch Land und Länder Bahn
Der Zornschrei: Das hat ein König,
Ein deutscher König getan.

5. Weh, Volk, vom eignen Blute
Sind deine Hände rot;
Der Bruder schlug den Bruder,
Weil es ein Fürst gebot.
Ein großes Grab soll alle
In seinem Schoß empfahn;
Drauf schreibt: Das hat ein König,
Ein deutscher König getan!

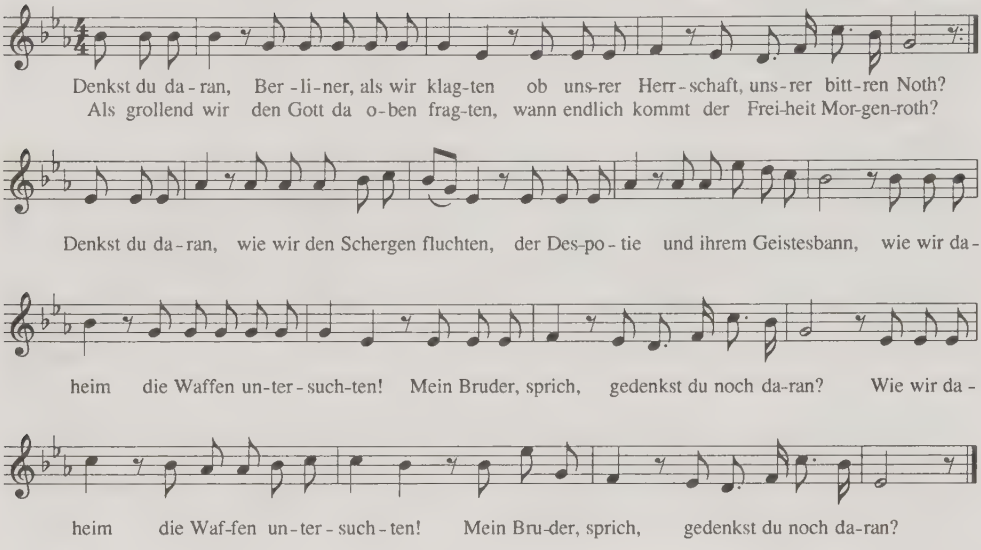
6. Dies Grab, es wird zum Grabe
Der königlichen Macht;
Die Blut gesäet haben
Die ernten eine Schlacht.
Im Blut wird sie ersticken
Der alten Treue Wahn:
Gottlob! und das hat ein König,
Ein deutscher König getan!

Karl Ludwig Pfau, der 1821 in Heilbronn als Sohn eines Gärtners geboren wurde, war einer der engagiertesten und konsequentesten Publizisten und Agitatoren während der Volkserhebungen der Jahre 1848/1849. In dieser Zeit begründete er mit dem „Eulenspiegel" eines der ersten deutschen Karikaturenblätter, das die Geschehnisse der beiden „tollen Jahre" kritisch begleitete; er wird verschiedentlich auch als Redakteur des Stuttgarter „Beobachter" genannt und war daneben Mitglied des radikal-republikanischen württembergischen Landesausschusses. Wie viele seiner Zeitgenossen machte Pfau weniger die einzelnen Soldaten, die den ihnen gegebenen Befehlen blindlings gehorchten, sondern den preußischen König höchstpersönlich für die blutigen Ereignisse des 18. März 1848 in Berlin verantwortlich, so auch in seinem Gedicht **„Zum 18. März 1848"**.
Der Autor spielt hier unter anderem darauf an, daß Friedrich Wilhelm IV. vierundzwanzig Stunden nach den Kämpfen noch eine tiefe persönliche Demütigung einstecken mußte. Seine „lieben Berliner", wie er seine hauptstädtischen Untertanen kurz nach dem Beginn der Kämpfe titulierte, hatten 150 Gefallene, darunter 58 Handwerksgesellen, 15 Fabrikarbeiter und 15 Lehrlinge, umkränzt mit Blumen, Zweigen und Lorbeer und zudem mit der deutschen Trikolore geschmückt auf den Platz vor dem königlichen Schloß getragen. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich gerade auf Anraten verschiedener seiner Ratgeber mit den beiden noch verbliebenen Bataillonen nach Potsdam zurückziehen wollen, als das Herannahen des Leichenzuges auf der Straße „Unter den Linden" die Ausführung dieses Vorhabens vereitelte. Unter dem Druck der aufgebrachten Volksmenge, die nicht zuletzt Friedrich Wilhelm für das Massaker mitverantwortlich machte, mußte der König sich vor den aufgebahrten Opfern verneigen, dies eine bittere Demütigung für den hochfahrenden, von seinem Gottesgnadentum überzeugten König, die er bis zu seinem Lebensende nicht zu vergessen vermochte. Diese Szene beschreibt Ludwig Pfau sehr anschaulich und stellt – überzeugter Republikaner, der er war – die Forderung auf, daß „dies Grab (...) zum Grabe der königlichen Macht" werden möge (Str. 6). Auch Adolf Glaßbrenner hat seine Gefühle anläßlich des blutigen Bruderkrieges in die Form eines Liedes gegossen und ruft die Geschehnisse seinen Landsleuten eindringlich ins Gedächtnis zurück. Er hatte sich schon in den Jahren zuvor einen Namen als einer der witzigsten und populärsten Satiriker nicht nur Berlins gemacht, wo er am 27. März 1810 auch geboren worden war. In der breiteren Öffentlichkeit war er durch die 1832 unter dem Pseudonym „Brennglas" begonnene Veröffentlichung einer Anzahl Hefte bekannt geworden, die unter dem Titel „Berlin, wie es ist und – trinkt" erschienen. Als politischer Dichter trat er zuerst hervor mit dem Poem „Die jüngste Walpurgisnacht" (1842). Zwei Jahre später folgten seine „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten" (anonym, Bern: Jenni und Sohn); die dritte Auflage erschien 1853 unter dem neutralen Titel „Gedichte". Von politischer Bedeutung ist auch seine satirische epische Dichtung „Neuer Reineke Fuchs" (Leipzig 1846), eine überaus geschickte Nachahmung der bekannten Tierfabel in gereimten jambischen Versen, die den absolutistischen Polizeistaat und die verrotteten Zustände im vormärzlichen Deutschland verspottet. Auch an der Bewegung des Jahres 1848 nahm Glaßbrenner mit Flugblättern und Gedichten lebhaften Anteil und versuchte sich darüberhinaus auch als Herausgeber eines periodisch erscheinenden Blattes. Nach der Niederwerfung der Revolution zog er sich mit seiner Gattin, der bekannten und beliebten Schauspielerin Adele Peroni, die in der Folge aufgrund ihrer Ehe mit dem „gefährlichen Glaßbrenner" erhebliche Schwierigkeiten hatte, ein Engagement zu bekommen, nach Neustrelitz zurück, wo ihm seine konsequente oppositionelle Gesinnung ebenfalls bald wieder Verfolgungen eintrug. 1850 wurde seine Ausweisung verfügt. Glaßbrenner wandte sich zunächst nach Hamburg, kehrte aber 1858 wieder in seine Heimatstadt Berlin zurück, wo er bis zu seinem Tode am 25. September 1876 weiterhin in demokratischem Sinne publizistisch tätig war.

Beispiel 195[752]

Denkst du daran

Text: Adolf Glaßbrenner, 1848
Melodie: Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka



aus: Adolf Glaßbrenner: Gedichte, Berlin 1851, S. 23ff

1. Denkst du daran, Berliner, als wir klagten
Ob unsrer Herrschaft, unsrer bittren Noth?
Als grollend wir den Gott da oben fragten,
Wann endlich kommt der Freiheit Morgenroth?
Denkst du daran, wie wir der Schergen fluchten,
Der Despotie und ihrem Geistesbann
Wie wir daheim die Waffen untersuchten,
Mein Bruder, sprich, gedenkst du noch daran?

2. Denkst du daran, mein tapferer Berliner,
Als wir uns rissen aus der alten Schmach;
Als nun mit vielen Tausend ihrer Diener
Der Kampf, der längst ersehnte Kampf anbrach?
Das Pflaster auf! Die Büchse scharf geladen!
Gieß' Kugeln, Bursch! Gesell, der Feind rückt an!
O sprich, an unsre heil'gen Barrikaden,
Mein tapfrer Bruder, denkst du noch daran?

3. Denkst du daran, was unsre Brust empfunden,
Als man Kartätschen auf die Bürger warf?
Als wir gewaschen unsrer Brüder Wunden
Mit Thränen liebesmild und rachescharf?
Wir bebten nicht, wir sah'n die Kugeln fliegen,
Wir schrien mit dem Blut, das um uns rann:
Tod oder Freiheit! Sterben oder siegen!
Mein Bruder, sprich, gedenkst du noch daran?

4. Denkst du daran, was wir uns zugeschworen,
Die Hand noch feucht von jener Helden Blut?
Blut war der Lohn, den wir für sie erkoren
In so rechter, namenloser Wuth.
O sprich's nicht aus, was wir damals gelobten,
Als sich das Herz, das muthge nicht besann!
O sprich's nicht aus, was Zorn und Rache tobten,
Doch denk' daran, mein Bruder, denk' daran!

5. Denkst du daran, als wir nun jauchzend sangen:
Das Vaterland, das deutsche Volk ist frei?
Wir hörten nicht das Wuthgezisch der Schlangen,
Der lauernden, versteckten Tyrannei.
Denkst du daran, als wir die bleichen Helden
Ins Grab gesenkt, wie weinten Mann für Mann!
Was sie gethan, wird die Geschichte melden;
Sie denkt daran, o denk' auch du daran!

Refrain
Wir hören sie, die Heldengeister mahnen
An unsern Schwur uns: Freiheit oder Tod!
Wir lassen sie nicht, unsre Siegesfahnen,
Wie gift'gen Blickes auch der Feind uns droht!
Wir denken dran, wie wir der Knechtschaft fluchten;
Rühr' Einer unser heilig Recht uns an!
Wir haben jetzt, was wir uns früher suchten,
Wir denken dran, bei Gott wir denken dran!

Glaßbrenner erinnert die Berliner an die Ereignisse des blutigen 18. März, an die erbitterten Barrikadenkämpfe, bei denen sich die Aufständischen gegen eine Übermacht des zudem noch gut gerüsteten und ausgebildeten Militär behaupten konnten,[753] und ermahnt seine Zeitgenossen, sich stets des für die Freiheit aller vergossenen Blutes, der zahlreichen Opfer zu erinnern. Dabei ist in seinem Text auch schon eine Warnung vor der Reaktion enthalten, die hier zwar „eine Schlacht, keineswegs aber den ganzen Krieg" verloren hatte („Wir hörten nicht das Wuthgezisch der Schlangen, / Der lauernden, versteckten Tyrannei"; Str. 5). Die Erfahrungen jener Märztage sollten die Berliner, und mit diesen alle deutschen Bürger zum Weiterkämpfen anspornen, um eine Rückkehr der alten Verhältnisse unmöglich zu machen.
Auf das Zusammentreffen Friedrich Wilhelms IV. von Preußen mit den Opfern des 18. März nimmt auch ein Gedicht Ludwig Seegers Bezug, das auf dem ersten Feldzug der „Deutschen Legion aus der Schweiz" unter Georg Herwegh gesungen wurde und das er mit dem Aufruf *„Rache"* betitelt hatte:

Beispiel 196
Rache

Worte: Ludwig Seeger / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Inge Lammel, Lieder der Revolution von 1848, S. 6

1. Ein schwarzer Zug wallt langsam hin,
   Wallt durch die Straßen von Berlin.
   Zweihundert Tote führt der Zug;
   Ein König ist's, der sie erschlug!
   Rache!

2. Bleich liegen sie dahingestreckt,
   Mit Blumenkränzen überdeckt,
   Die Wunden klaffen blutig schön;
   Kein Seufzer weht, kein Klaggestöhn;
   Rache!

3. „Gefallen durch Verrat und Trug"!
   Leis' flüstert es der schwarze Zug.
   Sie ziehen vor das Königshaus;
   „Heraus, du Menschenschlächter, raus"!
   Rache!

4. Er tritt heraus auf den Balkon;
   Wo ist der alte Trotz und Hohn?
   Sein Weib daneben, totenkalt;
   Sie schaudern, wie der Ruf erschallt:
   Rache!

5. Da steht er, ein verlorner Mann,
   Geknickt der blutige Tyrann!
   Er starrt hinab, er zuckt empor;
   Noch einmal schmettert's ihm ins Ohr:
   Rache!

6. Da steht er, wehrlos, stumm, gebückt,
   Hebt die meineid'ge Hand und drückt
   Sie gehen und fluchen in sich 'nein:
   Rache!

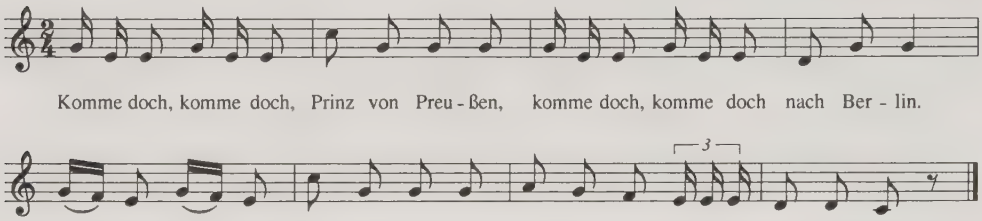
7. Und bis das letzte Volk gesiegt,
   Der letzte Thron zertrümmert liegt,
   Der letzte Königsstamm verdorrt,
   Bleibt dies der Völker Losungswort:
   Rache!

Der Württemberger Ludwig Seeger, der am 30. Oktober 1810 in Wildbad geboren wurde und dessen Gedichte zum Teil unter dem Titel „Politische Gedichte von Heinz und Kunz", Bern 1844, zum Teil auch in Arnold Ruges Taschenbuch „Poetische Bilder aus der Zeit", Leipzig 1847, nicht zuletzt auch als „Gesammelte Dichtungen" und in „Der Sohn der Zeit" im Verlagsbüro in Leipzig erschienen waren, war aktiv an der Vorbereitung des Herweghschen Zuges im April 1848 beteiligt. So veranstaltete er beispielsweise in Bern eine Kundgebung für die Legion Herweghs mit dem Ziel, Rekruten für den geplanten Zug zu werben. Für den preußischen König hatte Seeger nur Haß und Verachtung übrig. Auch er beschwört seine Landsleute, daß die Opfer der Berliner Märztage nicht ungerächt bleiben dürften, daß das Massaker an den Demonstranten zum Fanal werden müßte, das zur endgültigen Abschaffung der Monarchie dienen müsse (Str. 7: „Und bis das letzte Volk gesiegt, / Der letzte Thron zertrümmert liegt, / Der letzte Königsstamm verdorrt, / Bleibt dies der Völker Losungswort: / Rache!)

Beispiel 197[754]

Prinz von Preußen, wir wolln dich mit Steinen schmeißen

Text: Anonym, 1848
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S. 260

Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen
Komme doch, komme doch nach Berlin.
Wir wolln dir mit Steinen schmeißen
Und dir's Fell über die Ohren ziehn.

Ähnlich wie Ferdinand II. von Sizilien[755] wurde auch dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder Friedrich Wilhelms IV., neben den Schimpfnamen „Bluthund" und – wegen seiner Verehrung für das selbstherrliche Regiment des Zaren Nikolaus – „Russe" ein weiterer böser Spitzname zuteil, wurde er doch ganz allgemein als der eigentliche militaristische Scharfmacher am preußischen Königshof angesehen. Der Name „Kartätschenprinz" soll Wilhelm von Maximilian Dortu verliehen worden sein, Sohn eines angesehenen Justizrates und enger Freund des jüngeren Schlöffel, der während der Unruhen des Jahres 1848 eine führende Rolle in den Berliner Volksvereinen spielte. Nach dem preußischen Staatsstreich im November 1848 zog er sich zunächst nach Frankreich zurück, schloß sich dann aber bei Beginn der Kämpfe des Jahres 1849 um die Reichsverfassung den badischen Freischaren an, wo er bald erneut eine führende Position einnahm. Er wurde schließlich nach der Niederwerfung der badischen Volkserhebung von klerikalen Fanatikern gefangengenommen und dem Standgericht überantwortet.
Das Lied **„Prinz von Preußen"** zählt zum Typus der Spottlieder und wurde vom Berliner Volk im Mai 1848 gesungen, als in Berlin die Nachricht bekannt wurde, daß der Prinz von Preußen von seiner „diplomatischen Mission" in England zurückkehren werde. Bei Steinitz sind vier mündlich überlieferte Fassungen abgedruckt; die letzte Aufzeichnung stammt aus dem Jahr 1952 – ein erstaunlicher Beleg für die Lebenskraft eines sehr zeitgebundenen Spottliedes. Steinitz bezeichnet das Lied außerdem als „eine Art doppelter Parodie" und zitiert zwei „Vorlagen":

a) ein „Lied der Konservativen", die die Rückkehr des Prinzen aus England ersehnten:

Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen,
Komme doch, komme doch nach Berlin!
Unsre faule Bürgergarde
Will nicht mehr auf Wache ziehn,
Will nicht mehr das Kuhbein tragen,
Will nicht mehr den Pöbel jagen,
Und das Pöbel wird gemein,
Schmeißt den Leuten die Fenster ein.[756]

b) ein „Lied der Berliner Bürgerwehr", die sich „mehr noch als vor der Reaktion vor der immer entschiedener auftretenden Berliner Arbeiterschaft fürchtete:

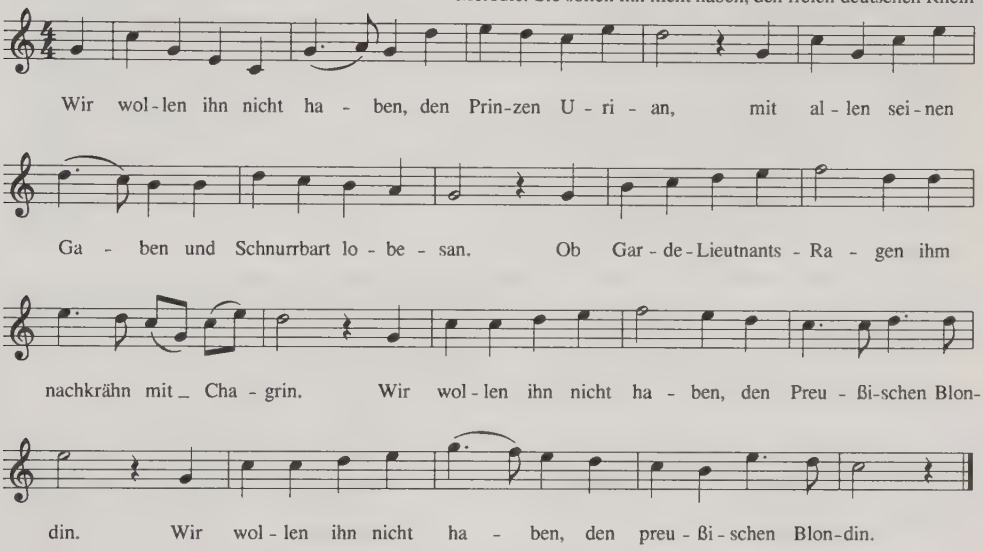
Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen,
Komme doch, komme doch nach Berlin.
Wir wolln dir willkommen heißen
Und nicht mehr auf Wache ziehn.[757]

Mag sein, daß die Gegner des „Pöbels", Konservative und gemäßigt gewordenes Bürgertum, als ernsthafte Verfasser anzusehen sind. Wir halten für wahrscheinlicher, daß die Texte vom Pöbel in parodistischer Absicht in den Mund seiner Gegner gelegt worden sind.

Beispiel 198[758 / 759]

Wir wollen ihn nicht haben

Text: Anonym, 1848
Melodie: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein



aus: Barbara James, Freiburg

1. Wir wollen ihn nicht haben den Prinzen Urian
   Mit allen seinen Gaben und Schnurrbart lobesan
   Ob Garde-Lieutenants-Ragen ihm nachkrähn mit Chagrin.
   Wir wollen ihn nicht haben den preußischen Blondin.

2. Und ob die Hoflief'ranten weheklagen jämmerlich,
   Hofschranzen und Trabanten im Innern grämen sich,
   Viereckige Charmanten abmagern vor Verdruß,
   Entbehren den bekannten durchlaucht'gen Liebserguß.

3. Sucht ihn nicht einzupaschen wie unverzolltes Gut,
   Den Meister der Kamaschen mit seinem Federhut!
   Wir können ihn erhaschen beim absoluten Schopf
   Und Euch dann weidlich waschen wohl den Minister-Kopf!

4. Wir können ihn entbehren noch eine gute Zeit,
   Bis daß wir sicher hören daß er sein Thun bereut,
   Daß er sich gute Lehren geimpft in Herz und Haupt,
   Dann mög' er wiederkehren, dann sei es ihm erlaubt.

Worterklärungen
Chagrin = Kummer / Charmanten = Mätressen / einpaschen = hineinschmuggeln

Beispiel 199
Wir wollen ihn nicht haben

Worte: Anonym, 1848 in der Rheinprovinz / Melodie: siehe Lied Nr. 195
Quelle: Kunst der bürgerlichen Revolution von 1830 bis 1848/1849, S. 84

1. Wir wollen ihn nicht haben den Herrn Kartätschen-Prinz,
   Mag Rußland ihn begraben in seiner Eisprovinz.
   Mag er darauf verzichten zu herrschen hier am Rhein,
   Wir wollen ihn mitnichten den Brudermörder! – nein!

2. Wir wollen ihn nicht haben den Schild der Despotie,
   Der für der Freiheit Gaben nie fühlte Sympathie.
   Der nur die Frucht vom Fleiße des armen Volks genießt,
   Und der als ächter Preuße daßelbe niederschießt.

3. Wir wollen ihn nicht haben den großen Paradeheld,
   Der unsre wackre Knaben als seine Puppen hält,
   Der nur das Volk zu Knechten, zum Brudermord es zwingt
   Und der statt deutsche Rechte nur Rußlands Knute bringt.

4. Wir alle wollen haben am freien deutschen Rhein,
   Das Königthum begraben und selbst Regenten sein,
   Nur dann erblüht für Jeden der Freiheit wahres Glück,
   Drum fort mit Majestäten! Es lebe die Republik!

Die uns unbekannten Verfasser der obigen Lieder, die beide den Titel **„Wir wollen ihn nicht haben"** tragen, haben ihren Text jeweils dem in den 1840er Jahren überaus populären Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" unterlegt. Beide Autoren sprechen sich entschieden gegen eine Rückkehr des Prinzen Wilhelm von Preußen aus dem englischen Exil aus. Dabei wird dieser mit wenig schmeichelhaften Namen bedacht, so im ersten Text mit „Prinz Urian", d.h. dem Teufel gleichgesetzt; im zweiten Text wird Wilhelm gar mit der verhaßten reaktionären Vormacht jener Zeit, Rußland, in Verbindung gebracht. Dort, „in seiner Eisprovinz", gemeint ist Sibirien, möge er begraben sein und „darauf verzichten, zu herrschen hier am Rhein", dies ein Hinweis auf die Herkunft des Textes, daneben auf die Tatsache, daß Wilhelm noch kurz vor Ausbruch der Revolution 1848 das militärische Oberkommando über das Rheinland erhalten hatte. Auf ihn, den „Brudermörder" (Str. 1), den „Schild der Despotie" glaubt der Verfasser sehr gut verzichten zu können. Wilhelm wird desweiteren „der große Paradeheld" geheißen, „der unsre wackren Knaben / als seine Puppen hält, / der nur das Volk zu Knechten, / zum Brudermord es zwingt" (Str. 3). Nur wenn die Monarchie endgültig abgeschafft ist, könne die Republik leben, und für jeden „der Freiheit wahres Glück" erblühen. Unser Autor, also ein ganz entschiedener Republikaner, trägt neben seiner Verachtung für den Prinzen Wilhelm einen prinzipiellen Haß gegen die Preußen im Herzen. Wilhelm habe mit seiner blutigen Unterdrückung des Volkes „als ächter Preuße" gehandelt.

Beispiel 200
Reichet uns die Hand, Soldaten

Worte: Anonym, Frühjahr 1848 / Melodie: nicht überliefert[760]
Quelle: Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters..., Bd II S. 192f. [761]

1. Deutschland! Was im März errungen
   Recht und Freiheit schwinden hin.
   Auf, mein Volk, das Schwert geschwungen,
   Die Verräter müssen fliehn.
   Deutschland, großes Vaterland,
   Dich umringt ein Bruderband.

2. Deutschland, deine Völker alle
   Ringen nach der Freiheit Glück,
   Doch nur mit der Fürsten Falle
   Blüht die Freiheit, Republik.
   Stürzt der Fürst, so ist er Knecht,
   Und der Mensch hat gleiches Recht.

3. *Reichet uns die Hand Soldaten,*
Und sie stürzen ohne Blut,
Die euch stets mit uns verraten,
Diese Fürsten mit der Knut.
Bürger und Soldatenstand,
Reicht für Freiheit Hand in Hand.

4. Freiheit ist der Knechtschaft Schande,
Freiheit ist der Notdurft Qual,
Frei ein Volk, das Herr im Lande,
Durch die Männer seiner Wahl.
Adel von Geburt und Geld
Schwind auf ewig aus der Welt.

5. Hecker, Struve, hoch! Sie streiten,
Für das Volk mit Rat und Tat.
Ihr sollt unser Wohl bereiten,
Euch vertrauen wir den Staat.
Hecker, Struve, Republik,
Unsre Freiheit, unser Glück.

6. Drum bedenket, ihr Soldaten,
Wofür zieht ihr in den Streit?
Für die Herrn von Gottes Gnaden
Euch zu rechnen stets bereit.
Ihr seid Bürger, so wie wir –
Sind wir frei, so seid's auch ihr!

„Reichet uns die Hand, Soldaten" wurde im Frühjahr 1848, vermutlich vor dem Scheitern des von Friedrich Hecker und Gustav von Struve geführten badischen Aufstandes im April 1848 verfaßt. Mit eindringlichen Worten beschwört der Dichter die Soldaten, den Aufständischen die Hand zu reichen und das im März 1848 begonnene Werk zu Ende zu führen und zusammen mit Hecker und Struve die Republik zu erkämpfen.
Da die Mehrheit des deutschen Liberalismus von vorneherein auf eine Vereinbarung mit dem monarchischen System gesetzt hatte, entschlossen sich die radikalen Demokraten um Friedrich Hecker und Gustav von Struve zum Losschlagen in Baden, um die Revolution weiterzuführen und vollendete Tatsachen zu schaffen, das heißt die Monarchie endgültig abzuschaffen und auch das soziale Los der Unterschichten zu verbessern. Wegen der Fehleinschätzung der realen Verhältnisse, so glaubte man beispielsweise, daß sich das Militär im entscheidenden Augenblick weigern werde, auf das Volk zu schießen bzw. sich sogar auf die Seite der Revolutionäre schlagen werde, und wegen organisatorischer Unzulänglichkeiten war das Unternehmen jedoch von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Zum einen blieb ein massenhafter Zuzug von Seiten der Bevölkerung aus, zum anderen wurde der Aufruf unseres unbekannten Verfassers von den meisten Soldaten nicht befolgt.

Beispiel 201
Brudermord

Worte: Anonym, Frühjahr 1848 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters..., Bd. II S. 194[762]

1. Brudermord, Brudermord!
Blutig schreckensvolles Wort.
Ach, was ließ ich mich belügen,
Von der Herren List betrügen,
Daß aufs Volk ich frevelnd schoß.

2. Hör, Kamerad, hör, Kamerad!
Was mein Herz zerschnitten hat,
Was mein Haupt mit Fluch bedeckt,
Laß es dir zur Warnung sein.

3. Brudergruß, Brudergruß,
O daß ich es sagen muß,
Hört' ich auf der Scheidenhalle
Aus des Volkes reichem Schalle.
Unsre Antwort war der Tod.

4. Gagern blieb, Gagern blieb
Tot, der uns zum Morden trieb.
Und wir flohn den Berg hinunter,
Auch stiegen wir ihn wieder
Als der Feind gewichen war.

5. Siegeswild, siegeswild
Stürzten wir aufs Kampfgefild.
Und wir sahen nur noch Leichen.
Weh, und ich sah den todesbleichen
Und ich den einzigen Bruder sterbend fand.

6. „Gott verzeih, Gott verzeih
Dir und steh dem Vater bei".
Als er dieses leis gesprochen,
Ist sein teures Herz gebrochen:
Auch mir brach das eigne Herz.

7. Gleich dem Kain, gleich dem Kain
Irre ich heimatlos umher.
Vater will mich nicht mehr kennen,
Mutter will mich nicht mehr nennen,
Wollen lieber sohnlos sein.

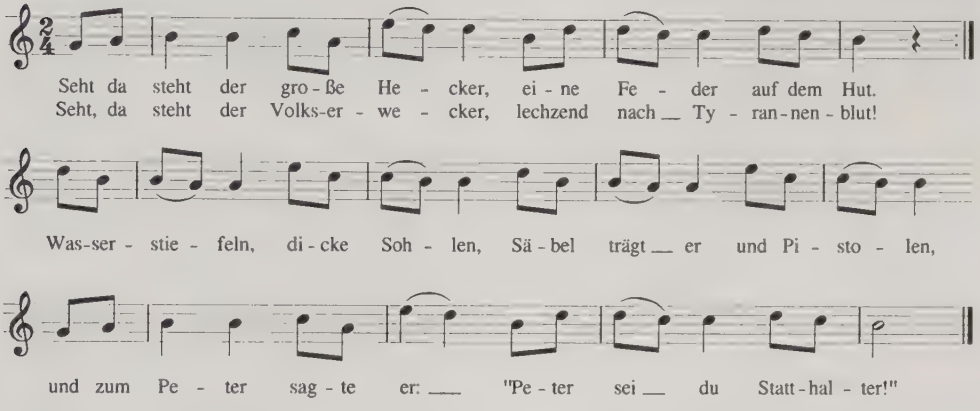
8. „Nimm den Fluch, nimm den Fluch"!
War des Vaters letzter Spruch,
„Bist mein Sohn nicht, bist kein Bürger,
Geh zu dem Soldherrn, dem als Würger
Du gedient hast, du feiler Knecht".

Laut einem Vermerk auf der DVA-Abschrift bezieht sich der **„Brudermord"** „auf das Gefecht bei Kandern 1848, wo Heckers Freischar von Darmstädter Truppen geschlagen wurde, deren General Friedrich von Gagern fiel".[763]
Am 20. April 1848 war es auf der Scheidegg bei Kandern zum ersten und im Grunde genommen bereits alles entscheidenden Zusammenstoß zwischen den hessisch-badischen Truppen unter der Führung der General Friedrich von Gagern und Heckers Freischar gekommen. Nachdem beide Heerführer vergeblich versucht hatten, die jeweils gegnerischen Truppen durch ihre Redegabe und Überzeugungskunst zum Überlaufen zu bewegen, mußte Gagern schließlich den Angriff befehlen, da er sich seiner Truppen doch nicht so ganz sicher sein zu können glaubte. Die Aufforderung der Republikaner, die Soldaten sollten nicht auf ihre Brüder schießen, begann bei einzelnen Soldaten doch allmählich Gehör zu finden, und einer Auflösung seiner Armee mußte der General zuvorkommen. Die Linientruppen gehorchten im entscheidenden Augenblick ihren Offizieren. Obwohl einzelne badische Truppenteile mit Absicht über die Köpfe der Aufständischen hinweg in die Luft feuerten und von Gagern bereits unmittelbar nach Beginn der Kämpfe fiel, waren die nur mangelhaft ausgerüsteten und schlecht ausgebildeten Freischärler dem exerziermäßig vorangetragenen Angriff und der geballten Feuerkraft der regulären Truppen hoffnungslos unterlegen und mußten schließlich das Feld räumen.
Unser Autor beschwört die Situation herauf, daß einer der Soldaten aus den badischen Truppenteilen unter den Opfern auf Seiten der Revolutionäre auch seinen Bruder sterbend findet. Seine Sympathie gehört dabei eindeutig den Unterlegenen, wenn er den siegreichen Soldaten und „Brudermörder" in der Rolle des „Kain" sieht, den er von seinen Eltern ausgestoßen, vom Vater gar verflucht in Zukunft heimatlos herumirren läßt. Wurde im vorhergehenden Lied noch die Einheit von Bürgern und Soldatenstand beschworen (Str. 3), wird hier der Sohn, weil er seiner „soldatischen Pflicht" nachgekommen ist, aus der bürgerlichen Gesellschaft bewußt ausgestoßen (Str. 8: „Bist mein Sohn nicht, bist kein Bürger, / Geh zu dem Soldherrn, dem als Würger / Du gedient hast, du feier Knecht"!).
Im Oktober 1848 erschien in Baden ein Aufruf an die Soldaten, der aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Freischaren-Anführer Friedrich Neff aus Rümmingen bei Lörrach verfaßt worden ist, der 1849 dann seinen Einsatz für die Revolution mit dem Leben büßen mußte. Kurz vorher, Ende September 1848 war auch der zweite Versuch, von Gustav von Struve unternommen, gescheitert, die Revolution auch in Baden zu einem siegreichen Ende zu führen: „An die elenden Brudermörder und an die braven republikanisch gesinnten Soldaten in Baden.
Wiederum habt ihr bewiesen, daß ihr die dumme und willenlose Maschine seid in der Hand der Volksunterdrücker. Mehr noch, ihr wüthet selbst wie die reißenden Thiere gegen eure waffenlosen Brüder und hauet und stechet sie auf die blutrünstigste Weise nieder.
Das habt ihr getan, ihr Hunde, und tut es ferner noch! Und gegen wen habt ihr das getan? Etwa gegen eure Feinde? Nein, gegen diejenigen, die euch erzogen, gepflegt und geliebet haben, gegen das Volk habt ihr das getan. Nimmermehr soll der Fluch des Volkes auf seine Fürsten fallen, denn sie wären machtlos und todt, wenn ihr Elenden sie nicht unterstütztet. *Auf euch allein kommt der Fluch des Volkes* und wie ein Gespenst soll das Elend des Volkes euer Gewissen verfolgen und nicht ruhen, bis euch die Qual getötet hat. Jeder Bissen Brotes, den ihr esset, sei ein Gift, das euch die Seele in dem Leibe zerstöre. Nicht eine bloße Redensart soll dies sein. Weib, nimm Arsenik und Blausäure und vergifte ihnen die Speise und ihre Getränke. Mann, greif' zu Dolch und Schwert und kehre es in ihren Eingeweiden um! Selbst die wehrlosesten Musikanten, welche sich in einem Hause in Staufen versteckt hielten, mordetet ihr auf die schrecklichste und grausamste Weise hin, gegen alles Kriegsrecht. Wo morden ehrliche Soldaten wehrlose Leute? Wo mordet man im Kriege Musikanten? Nur ihr elenden Bluthunde vermochtet das zu thun. Aber das Volk wird einst eine schreckliche Rache nehmen an euch Elenden. Sobald einer von diesen schlechten Vater- und Brudermördern wieder zurück in seine Heimat kommt, so schießt ihn nieder, ihr braven Bürger, bei Tag oder bei Nacht und Nebel, wo ihr die beste Gelegenheit habet. Die Zeit wird kommen, wo an jedem Baume des Feldes einer von euch verfluchten Vater- und Brudermördern hängen wird. Das sagen wir euch, ihr Hundeseelen, ihr Vater- und Brudermörder. (...)".[764]

Beispiel 202[765 / 766]

Das Guckkasten-Lied vom großen Hecker

Text: Carl Christian Gottfried Nadler, 1848
Melodie: Weißt du wieviel Sternlein stehen



Quelle: Flugblatt DVA F10368

1. Seht da steht der große Hecker,
   Eine Feder auf dem Hut,
   Seht, da steht der Volkserwecker,
   Lechzend nach Tyrannenblut!
   Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
   Säbel trägt er und Pistolen,
   Und zum Peter sagte er:
   „Peter sei du Statthalter!"

2. „Peter", sprach er, „du regiere
   Constanz und den Bodensee,
   Ich zieh' aus und commandire
   Unsre tapfere Armée;
   Mit Polacken und Franzosen
   Wird der Herwegh zu mir stoßen
   Und der stirbt lebendig eh'r
   Als daß er ein Hundsfott wär".

3. Pflästerer und Schieferdecker,
   Alles, niederig und hoch,
   Alles jauchzte unserm Hecker,
   Als er aus zum Kampfe zog.
   Handwerksburschen, Literaten,
   Tailleurs, Bauern, Advokaten,
   Alles folgte rasch dem Zug,
   Als er seine Trommel schlug.

4. Rumdidibum, so hört man's schlagen,
   Rumdididum Dumdumdumdum;
   Und bei Straf' ließ Weißhaar sagen
   Rings im ganzen Land herum!
   „Thut euch schnell zusammenraffen,
   Gebt mir Mannschaft, Pferde, Waffen,
   Oder ich bring' Alles um;
   Rumdididum Dumdumdumdum".

5. Durch die Baar that man jetzt wandern,
   Und hernach in's Wiesenthal,
   Und daselbst stieß man bei Kandern
   Auf Soldaten ohne Zahl.
   Edler Gagern, wackre Hessen,
   Wollt ihr euch mit Hecker messen?
   Gagern, du kommst nicht zurück,
   Vivat hoch die Republik!

6. Gagern wollt' parlamentiren,
   Doch das ist nicht Hecker's Art;
   „Ich", sprach er, „soll retiriren,
   Ich mit meinem rothen Bart?!" –
   Ach! nun hört' man Schüsse knallen –
   General Gagern sah man fallen –
   Und der tapfre Hinkeldey
   Saß zu Pferde auch dabei.

7. Und als Gagern war gefallen,
   Fing man leider auf dem Rhein,
   Zur Bekümmerniß uns Allen,
   Unsern edeln Struwel ein;
   Man that ihn in Eisen legen,
   Aber von des Heckers wegen
   Ließ der Oberamtmann Schey
   Den Gefang'nen wieder frei.

8. Kaiser, Weißhaar, Struwel, Peter;
   Alles trieb man allbereits
   Gleichsam als wie Uebelthäter
   In die schöne, freie Schweiz.
   Doch der Peter, der kam wieder,
   Legt die Statthalterschaft nieder.
   „Denn", sprach er, „ich werde alt
   Und verlier sonst mein Gehalt".

9. Hecker, sag, wo bist du, Hecker?
Legst die Hände in den Schooß?
Auf nun, du Tyrannenschrecker,
Jetzt geht es auf Freiburg los.
Badner, Hessen und Nassauer
Stehen dorten auf der Lauer.
Doch wir kommen schon hinein,
Denn neutral will Freiburg sein.

10. All die schönen Stadtkanonen,
Großer Hecker, sie sind dein;
Und man ladet blaue Bohnen
Nebst Kartätschen schnell hinein.
Langsdorf will recognosciren,
Läßt sich auf den Münster führen,
Und guckt durch ein Perspektiv,
Ob es gut geht oder schief.

11. Oben her vom Güntersthale,
Hinter Wald und Hecken vor,
Kam im Sturm mit einem Male,
Siegel's wildes, tapf'res Corps.
Aber uns're Hessenschützen
Ließen ihre Büchsen blitzen,
Und das Corps zog sich zurück,
Aus war's mit der Republik!

12. Denn hinein zu allen Thoren
Stürmte jetzt das Militär,
Und die Freischaar war verloren
Trotz der tapfern Gegenwehr;
Alle, die sich blicken ließen,
That das Militär erschießen;
Alle Führer gingen durch,
Und erobert war Freiburg.

13. Doch nun kamen Herweghs Schaaren,
Er und seine Frau kam nach.
Kamen in der Chais gefahren
Auf dem Weg nach Dossenbach.
Doch zu ihrem großen Aerger
Sah man dort die Württemberger;
Miller, dieser grobe Schwab,
Kam von einem Berg herab.

14. Heckers Geist und Schimmelpfennig
Machten da den Schwaben warm;
Herwegh sah's, er fuhr einspännig
Und es fuhr ihm in den Darm.
Unter seinem Spritzenleder
Forcht' er sich vor'm Donnerwetter;
Heiß fiel es dem Herwegh bei,
Daß der Hinweg besser sei.

15. „Ach, Madamchen", that er sagen,
„Aus ist's mit der Republik!
„Soll ich dort mein Leben wagen?
Nein! für jetzt nur schnell zurück!
Laß für meinen Kopf uns sorgen,
Komm ich heut' nicht, komm' ich morgen!
Ach, wie kneipt's mich in den Leib,
Wende um, mein liebes Weib"!

16. Und Madam hieß ihn verkriechen
Sich in ihren treuen Schooß,
Denn er konnt' kein Pulver riechen,
Und es ging erschrecklich los;
Schimmelpfennig ward erstochen,
Manche Sense ward zerbrochen,
Und erschossen mancher Mann,
Die ich nicht all nennen kann.

17. Also ist's in Baden gangen;
Was nicht fiel und nicht entfloh,
Ward vom Militär gefangen,
Liegt zu Bruchsal auf dem Stroh.
Ich, ein Spielmann bei den Hessen,
Der kann Baden nicht vergessen,
Der den Feldzug mitgemacht,
Habe dieses Lied erdacht.

Obwohl der erste Zug für die deutsche Republik gescheitert war, tat dies der Popularität Friedrich Heckers keinen Abbruch, ja sie stieg nach der Niederlage erst recht steil in die Höhe. „Heckerlieder und Heckerbilder erlebten Konjunktur,[767] da half auch das regierungstreue **„Guckkasten-Lied vom großen Hecker"** nicht dagegen, das den Volkshelden mit seinem breitrandigen, hahnenfedergeschmückten Hute und seiner räuberhauptmannähnlichen Bewaffnung lächerlich machen sollte".[768] Wie Wilhelm Blos feststellt, trug dieses Gedicht des Pfälzer Dichters Nadler sogar erheblich zu Friedrich Heckers Popularität bei:[769] „Das Volk aber prägte sich die romantische Erscheinung des Freischaarenführers mit Schlaphut, Hahnenfeder und Blouse ein und die Polizei mit ihren Schnüffeleien that ein Uebriges, ihm eine ganz unverdiente Legende zu verschaffen. Selten war ein Mann so populär wie Hecker, und das dauerte noch lange Jahre nach dem Heckerzuge fort. Der Verfasser sah in seiner Jugend noch im Anfang der sechsziger Jahre bei den Schwarzwälder Bauern in der Umgebung von Freiburg zahlreiche Heckerbüsten und Heckerbilder".[770]

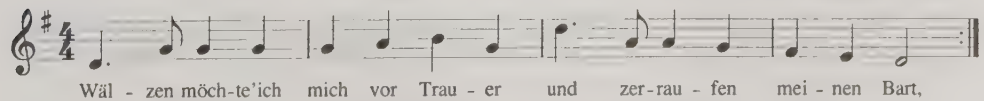
Wir wollen im Folgenden Erläuterungen von Elfriede Underberg[771] zum Hintergrund des Nadlerschen Gedichtes wiedergeben, die sich eingehend damit beschäftigt hat:

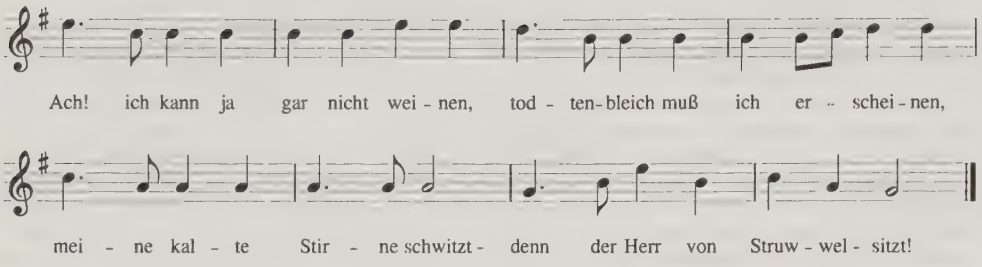
„Friedrich Hecker (geboren 1811 im Badischen, gestorben 1881 in Amerika (...) – *Peter*, ein Freund Heckers, von diesem als Regierungsvertreter des badischen Seekreises abgesetzt und zum republikanischen Statthalter ernannt, floh (Str. 14, 4) vor den in Konstanz einrückenden Bundestruppen in die Schweiz und wurde nach dem Putsch von der badischen Regierung wieder in sein Amt eingesetzt. – Der Wirt *Weishaar* aus Lottstetten, im Volksmund „Dragonertmetzger" genannt, warb mit feuriger Beredsamkeit für Heckers Truppen, die anfangs aus etwa 50, später 1300 Mann bestanden. – Die Bundestruppen bestanden aus einem hessischen und zwei badischen Bataillons unter Führung des Generals *Friedrich von Gagern* (1794-1848), des ältesten Sohnes des hessischen Staatsmanns Hans von Gagern und Bruders Heinrich von Gagern, der in holländischen Diensten stand. Am 20. IV. (Gründonnerstag) stieß er mit seinen Truppen bei Kandern auf Heckers Schar, die er durch eine Ansprache zum Auseinandergehen bewegen wollte. Es kam jedoch zum Gefecht, in dem er als erster fiel". Nadler zimmerte hier eifrig an der – heute längst widerlegten – Legende, daß Gagern von den Freischärlern meuchlings ermordet worden sei. – „Nach ihm übernahm Oberst *Hinkeldey* die Führung. Die Aufständischen wurden in einem kurzen Gefecht besiegt und versprengt. Hekker entfloh in die Schweiz und wandte sich im September nach Amerika, wo er im Bürgerkrieg als Oberst mitfocht. Kehrte nach Deutschland nur zu einem kurzen Besuch zurück (1873) und starb auf seiner Farm in Illinois. Gustav *von Struve* (geboren 1805 in München, gestorben 1890 in Wien), Rechtsanwalt in Mannheim, bereitete mit Hecker den Aufstand vor; nach der Niederlage von Kandern auf der Flucht in Säckingen erkannt und von Oberamtmann *Schey* verhaftet, jedoch wieder freigelassen, so daß er in die Schweiz entkommen konnte; kehrte gleich wieder zurück und nahm noch am Kampf um Freiburg teil, floh wieder in die Schweiz, von wo aus er im Herbst (21. IX. 48) aufs neue versuchte, einen bewaffneten Einfall nach Baden zu machen und in Lörrach die Republik auszurufen. Seine Schar wurde von dem badischen General *Hofmann* gesprengt, er selbst gefangengenommen. Durch den badischen Aufstand im folgenden Frühjahr erlangte er seine Freiheit wieder, wandte sich danach in die Schweiz, später nach Amerika, kehrte jedoch 1863 wieder nach Deutschland zurück. – Der Konstanzer Arzt und Schriftsteller *Kaiser* hatte bei dem Gefecht von Kandern die Führung der Heckerschen Nachhut. – *Freiburg* hatte sich in der Tat für „neutral" zwischen den aufständischen und Regierungstruppen erklärt, wurde jedoch unter der Führung des Turners *Langsdorff* gegen die heranrückenden Bundestruppen verbarrikadiert. – Franz *Siegel* (oder: Sigl), ehemaliger badischer Leutnant, hatte seine Schar getrennt von der Heckerschen geführt und wollte trotz der inzwischen erfolgten Niederlage Heckers nach Freiburg ziehen, um hier einen Stützpunkt zu gewinnen, was jedoch nicht gelang". Auch Sigl kämpfte später nach seiner Emigration in die USA als hoher Offizier der Unionstruppen gegen die Konföderierten. „*Herweghs* Scharen bestanden aus etwa 800 Mann, großenteils unter den in Frankreich lebenden deutschen Arbeitern geworben, aber zum Teil auch aus Ausländern, ausgerüstet aus französischen Regierungsgeldern durch Vermittlung des seit 1841 im Ausland lebenden Dichters" Georg Herwegh. „Die militärische Führung lag in den Händen ehemaliger preußischer Offiziere (Bornstedt, Corvin, *Schimmelpfennig*). Sie warteten in Straßburg auf Heckers Aufforderung zum Grenzübertritt. Hecker scheute jedoch anscheinend die öffentliche Meinung, die dies für eine französische Einmengung gehalten hätte. 24.IV. folgte Herwegh dann einem Rufe Siegels, aber es war für eine wirksame Hilfe bereits zu spät. Sie mußten sofort trachten, den Rückzug nach der Schweiz zu gewinnen und stießen dabei (27.IV.) bei Niederdossenbach auf württembergische Bundestruppen unter der Führung *Millers*. – Nach Darstellung Tardels, des Herausgebers von Herweghs Werken, waren Herwegh und seine Frau Emma, geb. Siegmund, während des Gefechtes damit beschäftigt, auf einem Wagen stehend Patronen anzufertigen. Nach der Niederlage begaben sie sich zu Fuß auf die Flucht, da auf Herweghs Kopf ein Preis von 4000 Gulden ausgesetzt war. Sie fanden in einem Bauerngehöft Aufnahme, zogen alte Bauenkleider an und arbeiteten stundenlang auf einem Acker, während in ihrer Nähe auf sie gefahndet wurde. Am Abend entkamen sie auf einem Bauernwagen in die Schweiz. Es verbreitete sich jedoch, angeblich von Jakob Venedey ausgehend, das Gerücht, Herwegh sei noch vor Beginn des Kampfes geflohen, verborgen unter dem Spritzleder eines von seiner Frau kutschierten Wagens. Er schwieg dazu, und eine Darstellung seiner Frau fand weder Glauben noch Verbreitung. Als er viele Jahre später selbst eine Schilderung des Gefechtes und der Umstände seiner Flucht gab, war das Interesse an diesen erloschen". Veit Valentin, wohl einer der besten Kenner der damaligen Ereignisse, bestätigt ausdrücklich die Aussagen Tardels.[772]

Beispiel 203[773]

Ein schönes neues Lied vom weltberühmten Struwwel-Putsch

Text und Melodie:
Carl Christian Gottfried Nadler, 1848





Quelle: Flugblatt

1. Wälzen möchte' ich mich vor Trauer
Und zerraufen meinen Bart,
Weil das Schicksal mir die schauerliche Mähr noch aufgespart.
Ach! ich kann ja gar nicht weinen,
Todtenbleich muß ich erscheinen,
Meine kalte Stirne schwitzt –
Denn der Herr von Struwwel – sitzt!

2. Ach! wohl hat er schon gesessen
Zu Säckingen in dem Loch,
Brod und Wasser nur gegessen,
Wieder frei ward er jedoch.
Freiheit, Wurzeln, wie auch Kräuter,
Er begehret ja nichts weiter,
Lebt als Turner frei und frisch,
Und ißt weder Fleisch noch Fisch.

3. Und als offen ward sein Zwinger,
Floh er in das Ellensaß,
Und schrieb krumm sich alle Finger,
Bodenleer manch Dintenfaß;
Und bewies mit vielen Gründen,
Heil und Glück könn' er nur finden
In der rothen Republik;
Das bewies er Stück für Stück.

4. Schrieb's, und zog voll Gluth und Eifer
Seinen Damascener raus,
Und rief einen Scheerenschleifer
Sammt dem Karren in das Haus;
Er that selbst am Rade drehen,
Rrr that der Schleifstein gehen,
Bis der Sarras ganz und gar
Scharf wie ein Scheermesser war.

5. Orgeln tönen ohne Rasten,
Bertrands Abschied, Polens Noth;
Putschinell in seinem Kasten
Schlägt mit Prügeln alles todt;
Hunde tanzen, Affen springen,
Harfendamen hört man singen,
Und aus Böllers Krach auf Krach,
Denn 's ist Jahrmarkt in Lörrach.

6. Horch! Was schreit mit schrillem Tone
Dort aus dem Gemeindehaus?
Schau! wer steht auf dem Balkone
Und streckt beide Arme aus?
Einen Säbel in der Rechten,
Thut er durch die Lüfte fechten,
Seine Schärp' ist feuerroth,
„Freiheit", schreit er, „oder Tod"!

7. „Freiheit", ruft er abermalen,
„Wohlstand, keine Steuern mehr,
Ihr braucht nichts mehr zu bezahlen,
Drum gebt euer Geld mir her!
Seht da: Heckers alte Garden,
Italiener, Savoyarden,
Polen und noch Allerlei
Steht mir heute treulich bei"!

8. Alle Harfendamen schwiegen,
Alle Orgeln standen still;
Putschinell muß sich verkriechen,
Weil kein Mensch ihn hören will;
Alles lauscht mit neuem Jubel
Auf den Mund der Frau von Struwwel,
Die im schwarzen Atlaskleid
Auf den Balkon tritt und schreit:

9. „Hört, ihr Jungfern und ihr Frauen,
Ihr dürft auch nicht müßig seyn;
Geht an's Barrikadenbauen,
Macht Patronen drauf und drein;
Helfet uns die Freiheit retten,
Bringt mir Hemden und Servietten,
Ich verschmähe so was nie.
Das giebt treffliche Charpie".

10. Damit war Madame zu Ende.
Er rief: „Ist kein Peter da"?
Sieh, nun recket man die Hände,
Hundert Stimmen schreien „ja"!
„Ich – auch ich – und ich", rief Jeder,
„Kann statthaltern grad wie Peter".
Also griff er blind hinein
Und setzt' die Regierung ein.

11. Und man baute Barrikaden,
Holte Schuhe, Hemden, Geld.
Wurst, Patronen, Carbonaten,
Alles wurde rasch bestellt,
Lörrachs große freie Geister
Packten Amt und Bürgermeister,
Struwwel packt' die Kassen ein
Und ließ Lörrach – Lörrach seyn.

12. Denn er eilte hin gen Staufen,
Weilt in Müllheim eine Stunde;
Blankenhorn mußt' los sich kaufen,
Tausend Gulden zahlen rund;
Mußt', als theures Angedenken,
Ihr auch seinen Wagen schenken,
Und vier Pferde obendrein –
Und Sie dankte, und stieg ein.

13. Vorwärts geht es, immer weiter,
Alles muß im Sturm herbei,
Wein und Waffen, Roß und Reiter,
Kisten, Kasten, Geld wie Heu;
Feuerzeichen, Sturmgeläute,
Freies Leben, Lust und Freude;
Und wenn die Begeist'rung glüht,
Singt man Schillers Räuberlied.

14. Rumbumbum, die Trommeln gehen,
Und in Staufen zieht man ein.
Züge, kaum zu übersehen,
Zehentausend mögen's seyn! –
Um den Hals die goldne Kette,
Vor den Augen die Lorgnette,
Liegt zur angenehmen Schau
Breit im Wagen Struwwels Frau.

15. Hinterm Wagen her da kamen
General Löwenfels und Blind,
Siegel, und wie all die Namen
Dieser tapfern Struwwler sind.
Struwwel eilte, um die Kassen
Für die Freiheit abzufassen,
Aber eh' er sich's versah
Waren schon die Badner da.

16. General Hoffmann, der „verthierte",
Der „entmenschte" General,
Der griff an und kanonierte
Wie ein wahrer Kannibal.
Struwwel rief: „Mein Schatz, auf Staufen
Woll'n wir im Galopp jetzt laufen;
Der könnt so barbarisch seyn,
Schöß' uns heut' noch kurz und klein".

17. Von den Barrikaden schossen
Alle Struwwler scharf hinaus,
Aber die Haubitzen gossen
Ströme von Kartätschen aus;
Rauch erhebt sich, Häuser brennen,
Struwwler fallen, andre rennen,
Und vor Allen Er und Sie,
Oft im Or – bis an die Knie.

18. Aus war's mit den Barrikaden,
Alle riß und schoß man ein,
Und die stürmenden Soldaten
Drangen in die Stadt herein.
Frau von Struwwels Hut und Mantel
Fanden sie in einem Randel (Rinne),
Und ein Söldling war so frech,
Riß das schöne Futter weg.

19. Denn der große Herwegh könnte,
Das bildt' sich der Esel ein –
Unser Herwegh könnt' am Ende
Eingenäht dazwischen seyn!
Und der sitzt doch warm und trocken;
Aber Struwwel ließ sich locken,
Ging dem Oberamtmann Schey
Jetzt zum zweiten Man in's Gäu.

20. Hart und schwer durch Wald und Felder
Schleppt die rote Republik
Ihre Wintervorrathsgelder
Nach der schönen Schweiz zurück.
Ach, wie mühsam und wie sauer
Ward's dem Struwwel, Betz und Bauer,
Und dem Dusar und dem Blind,
Und Madam dem guten Kind!

21. „Polen ist noch nicht verloren"
Sang Madam zwar Anfangs noch,
Aber bald hat sie's gefroren,
Denn ihr Strumpf bekam ein Loch;
Ach vor Frost that sie erbleichen,
Ließ mit Schmink sich roth bestreichen
Und den Schminktopf nahm nachher
Amtmann Schey ihr ab in Wehr.

22. Ja in Wehr ward sie gefunden,
Unsre ganze Republik.
Eingefangen und gebunden
Kam sie von der Grenz zurück;
Als sie grad sich wollt erquicken,
Mußte Bürgerwehr anrücken,
Und der Oberamtmann Schey,
Auch noch dieser kam herbei!

23. Ach im Mund war kaum der Löffel,
Als man sie ergreifen that!
Heilige Sanct Zitz und Schlöffel,
Heiliger Sanct Blum schaff Rath!
Ich muß hier mein Lied beschließen,
Meine heißen Zähren stießen,
Meine kalte Stirne schwitzt,
Denn der Herr v. Struwwel – sitzt!

24. Ich der Spielmann bei den Hessen,
Der das Heckerlied erdacht,
Hab nicht minder unterdessen
Diesen Putsch in Reim gebracht.
Wer dabei nicht war in Laufen;
Braucht nur dieses Lied zu kaufen,
Dann hat er auf schwarz und weiß,
So gewißlich als ich heiß Johann Schmitt.

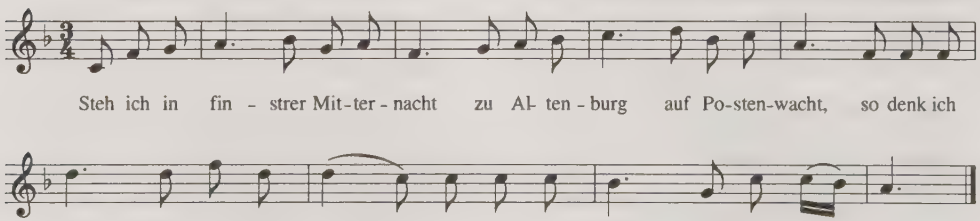
Unruhen in Frankfurt im September 1848 – anläßlich des von einem Großteil der deutschen Bevölkerung abgelehnten Waffenstillstandes von Malmö zwischen dem Deutschen Bund und Dänemark – hatten in Gustav von Struve die Überzeugung geweckt, daß ein erneuter Zug im Südwesten Deutschlands zum Erfolg führen müsse. Das Unternehmen schien insofern erfolgversprechend, als das badische Oberland zu diesem Zeitpunkt von Truppen entblößt war; fremde Truppen waren nicht mehr im Lande, und der Konflikt um Schleswig-Holstein hatte zudem Baden mehrere Truppenkontingente entzogen. So brach Struve am 21. September 1848 von Basel aus mit einer Handvoll Gesinnungsgenossen ins badische Oberland ein. Lörrach, das bereits am Vormittag von Gefolgsleuten Struves besetzt worden war, sollte als Hauptquartier dienen. Vom Balkon des dortigen Rathauses verkündete Struve die Republik. In der von ihm besetzten Buchdruckerei von Gutsch ließ er einen „Aufruf an das deutsche Volk" drucken, der zudem eine Dienstanweisung an die Bürgermeister hinsichtlich des von ihnen erwarteten Vorgehens enthielt. Von Lörrach aus ging der Zug dann über Kandern in das Rheintal nach Schliengen, Müllheim, nach Sulzburg und am Sonntag, den 24. September nach Staufen. Bei seiner dortigen Ankunft konnte Struve über ungefähr 4000 Mann verfügen, die zum Teil jedoch nur unter Zwang mitmarschierten und zudem teilweise mangelhaft bewaffnet waren. Als am 22. September die Nachricht vom Struve-Zug in Karlsruhe eingetroffen war, zog der dortige Kriegsminister, General Hoffmann, ihm mit eilig zusammengerafften Truppen entgegen. Schon zwei Tage später, am 24. kam es bei Staufen zum Gefecht, aus dem die regulären badischen Truppen als Sieger hervorgingen. Struves Freischar löste sich auf, die Gepreßten flohen in ihre Gemeinden, andere, die noch auf dem Weg zu den Aufständischen waren, kehrten um. Struve selbst wurde gefangengenommen und vor Gericht gestellt.[774]

In seinem **„Schönen neuen Lied von dem weltberühmten Struwwel-Putsch"** greift Nadler – erneut in einem aufwendig und attraktiv gestalteten Flugblatt – diese Ereignisse auf, wobei dieses, ganz im Tone seines „Guckkasten-Liedes vom großen Hecker" verfaßt, bei weitem nicht dessen Popularität erlangte. Elfriede Underberg hat auch zu diesem Lied Anmerkungen zum Hintergrund zusammengestellt, die wir an dieser Stelle zitieren wollen:[775] „Lebt als Turner frei und frisch, / Und ißt weder Fleisch noch Fisch": Struve war Vegetarier und nahm auch keine alkoholischen Getränke zu sich. – Struves Gattin hatte im 3. Stock des Rathauses in Staufen eine „Munitionsfabrik" eingerichtet, in der sie mit Frauen der demokratisch gesinnten Bewegung eifrigst Munition anfertigte. – *Peter*: siehe S. 425. – *Blankenhorn*: 4 Mitglieder der Familie Blankenhorn in Müllheim konnten sich nur durch stattliche Loskaufgelder der Werbung zu den Struveschen Freischaren entziehen. – *Löwenfels*: General Löwenfels hatte das Kommando der Aufständischen in Staufen inne. Zwischen ihm und Struve kam im Verlauf der Kämpfe Mißstimmung auf, da letzterer immer wieder in seine Rechte eingriff. – *Blind*: Karl Blind, geboren am 4. September 1826 in Mannheim, Student und Gefolgsmann Struves, der zusammen mit Struves Schwager Pero Düdar in Straßburg zu ihm gestoßen war. – *Siegel*: Franz Sigl (1824-1902), ehemals badischer Infanterieleutnant; kleinbürgerlicher Demokrat; 1847 Abschied vom Militärdienst, führender Teilnehmer am badischen Aufstand im April 1848, danach Aufenthalt in der Schweiz. Während des badischen Aufstandes 1849 war er zeitweilig Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee und emigrierte nach dem Zusammenbruch in die USA. Während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861-1865) bekleidete er den Rang eines Generalmajors in der Armee der Nordstaaten. – General *Hoffmann*: badischer Kriegsminister und Oberbefehlshaber der regulären Truppen, die Struve am 24. September bei Staufen die entscheidende Niederlage zufügten. – Amtmann *Schey*: Oberamtmann in Säckingen, in dessen Haft sich Struve zweimal befand. *Zitz, Schlöffel, Blum*: Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 (äußerste Linke), die Verständnis für das Vorgehen des badischen Revolutionäre aufbrachten. Friedrich Wilhelm Schlöffel (1800-1871), Unternehmer aus Eichberg in Schlesien und Vater des am 23. Juli 1849 bei Waghäusel gefallenen Revolutionäre Gustav Adolf Schlöffel, wurde wegen oppositioneller Tätigkeit wiederholt gerichtlich verfolgt. Er verließ schließlich das Parlament, um sich dem badischen Aufstand 1849 anzuschließen und war als Oberkriegskommissar der provisorischen Regierung verantwortlich für die Versorgung der badischen Revolutionsarmee".[776]

Beispiel 204[777]

Steh ich in finstrer Mitternacht

Text: Anonym, Altenburg 1848
Melodie: Steh ich in finstrer Mitternacht



aus: Barbara James/Walter Moßmann: Glasbruch, S. 104 (von einem Flugblatt)

1. Steh ich in finstrer Mitternacht
Zu Altenburg auf Postenwacht,
So denk ich oft: Gott sei's geklagt,
Was wir Soldaten sind geplagt.

2. Statt heim zu meiner Liebsten gehen,
Muß ich in Wind und Regen stehn –
Man plagt uns ewig Nacht und Tag:
Spürt den Republikanern nach!

3. Statt daß bei braven Bürgern wir
Auf Betten schlafen im Quartier,
Sperrt man uns wie die Hämmel ein,
Sobald's sechs Uhr tut Abend sein.

4. Kaum daß wir warm im Stübchen sind,
So heißt's: Soldaten packt geschwind!
Fort aus der Stadt! Marsch auf das Land!
Mit Gott für König und Vaterland!

5. Verdammt, Kam'raden! Ich hab es satt!
Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt!
Und alles, heißt's für unser Wohl –
So lügt man uns die Hälse voll!

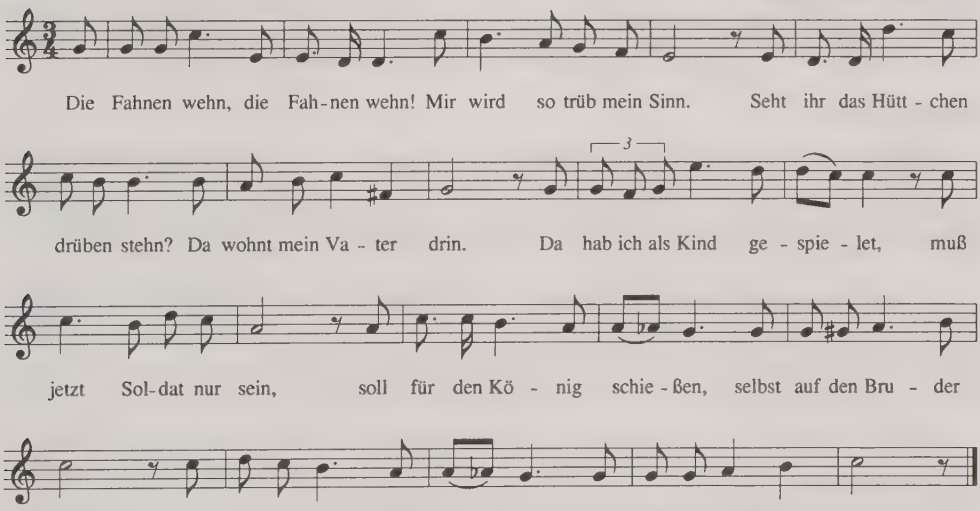
6. Wir wissen besser, was uns frommt,
Und wenn's zum Kampf mit Bürgern kommt;
Auf wen der erste Schuß gericht't
Kam'rad? doch davon spricht man nicht…

Wie Barbara James und Walter Moßmann darlegen, entwickelt das Lied „seinen Gedanken aus den unmittelbaren Erfahrungen der Soldaten. Normalerweise wurden sie nämlich in Privat-Haushalten einquartiert. Das war angenehm für die Soldaten und billig fürs Militär-Budget. In der Revolutionszeit aber wurden sie in der Garnison oder im Biwak kaserniert. Sie sollten nicht fraternisieren mit der Bevölkerung".[778]
Der unbekannt gebliebene Verfasser aus dem ostthüringischen Städtchen Altenburg, das heute zumeist nur durch eine Kartenspiel-Produktionsstätte bekannt ist, schildert die Bitternis des Soldatenlebens, zumal in unruhigen Zeiten, das ewige Postenstehen zu jeder Tag- und Nachtzeit, bei jedem Wetter (Strophe 1 und 2). Anstatt – wie sonst üblich – in privaten Unterkünften einquartiert zu sein, warten nun unbequeme Sammelunterkünfte, zudem unter direkter und unmittelbarer Kontrolle der Vorgesetzten – auf ihn. Kaum hat er sich zudem an einem Ort ein wenig eingelebt, heißt's schon wieder Abschied nehmen. Aus den Bedrückungen entsteht politisches Bewußtsein, die Erkenntnis, daß den Soldaten „die Hälse voll" gelogen werden, und eine klare Parteinahme für den widerständigen Bürger. Wenn der Kampf gegen die Republikaner befohlen werden wird, gilt der erste Schuß – so lautet zumindest die kaum mehr versteckte Drohung – den eigenen Vorgesetzten.

Beispiel 205[779]

Die Fahnen wehn, die Fahnen wehn

Text: Anonym, Altenburg 1848
Melodie: nicht überliefert



aus: Barbara James/Walter Moßmann: Glasbruch, S. 105ff

1. Die Fahnen wehn, die Fahnen wehn!
Mir wird so trüb mein Sinn.
Seht ihr das Hüttchen drüben stehn?
Da wohnt mein Vater drin.
Da hab ich als Kind gespielet,
Muß jetzt Soldat nur sein,
Soll für den König schießen,
Selbst auf den Bruder mein.

2. Kam'rad, mir wird das Herz so schwer,
Mir wird so trüb im Mut,
Mir ist, als trüg ich ein Mordgewehr,
Zu schießen auf's eigene Blut.
Ich schösse vielleicht den Vater,
Den eigenen Bruder tot,
Kam'raden, ich könnt' nicht schießen,
Und brächt' es mir den Tod.

3. Kam'raden, dort drüben im Felde stehn
Der deutschen Brüder Reih'n,
Die wollen lieber untergehn,
Als länger Knechte sein.
Kam'raden, die drüben fechten
Für Freiheit und Männerrecht;
Helf Gott mir, ich kann nicht kämpfen
Als ein Tyrannenknecht.

4. Mein Vater, Deiner auch, Kam'rad
Stehn drüben in der Reih!
Wenn auch die Kugel träf, Kam'rad,
Ein'n Bruder träf das Blei.
Und läge er in seinem Blute
Getroffen von meiner Hand,
Es würde sein Fluch mich jagen
Ohn' Ruh von Land zu Land.

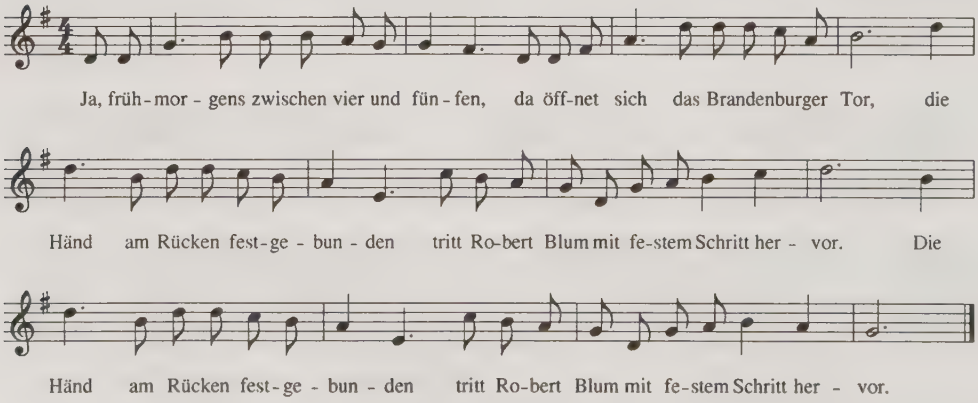
5. Drum, wenn Du siehst die Fahnen wehn,
Kam'rad, vergiß mein nicht,
Wenn drüben deutsche Brüder stehn,
Kam'rad, dann schieße nicht.
Dann denk, mein Bruder und Deiner
Stehn bei dem Volke dort –
Kam'rad, und wenn Du schössest,
Es wäre Brudermord.

„Die Fahnen wehn, die Fahnen wehn", „das andere Lied auf dem Altenburger Flugblatt (Titel: ‚Ein Altes') entwickelt mit großem psychologischen Geschick den Begriff, der im Text erst als letztes Wort vorkommt: ‚Brudermord'. Die Linientruppen waren den Herrschenden nie ganz sicher, wenn sie gegen das eigene Volk eingesetzt wurden. Denn in solchen Situationen stimmt das Feindbild nicht mehr. Es kann ja nie ausgeschlossen werden, daß die Leute Verwandte auf der Gegenseite sehen, oder Freunde, oder einfach Landsleute aus dem heimischen Dorf. Die Revoutions-Propaganda hat auch häufig rührende Geschichten verbreitet, in denen der Soldat und Fürstenknecht im erschlagenen Gegner seinen Vater oder seinen Bruder erkennt. Die Machthaber haben dieses Problem dann auf ihre Weise gelöst. Die k.u.k. Monarchie z.B. machte sich die nationalen Widersprüche im Vielvölkerstaat zunutze und schickte kroatische Truppen gegen ungarische Rebellen und österreichisches Militär nach Italien. Der verjagte badische Großherzog Leopold stützte sich 1849 vor allem auf preußisches Militär".[780]

Beispiel 206[781]

Ja, frühmorgens zwischen vier und fünfen

Text: Anonym, November 1848
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S. 209

1. Ja, frühmorgens zwischen vier und fünfen,
Da öffent sich das Brandenburger Tor,
Die Händ' am Rücken festgebunden
Tritt Robert Blum mit festem Schritt hervor.

2. Die schweren Ketten rasseln an seinen Händen,
Sein treuer Freund, der ihm zur Seite steht,
Der Henkersknecht steht in der Mitte,
Er liest ihm jetzt sein Todesurteil vor.

3. „Ja, meine Herren, ich bin bereit zu sterben,
Ich geb' mein Leben für die Freiheit hinn
Nur eines liegt mir schwer am Herzen,
Das ist mein heißgeliebtes Weib, mein Kind.

4. Hier, diesen Brief, den gebt ihr meinem Freunde,
Und diesen Ring dem heißgeliebten Weib,
Und diese goldne Uhr, die kleine,
Die gebt ihr meinem einz'gen Sohn, dem Heinz".[782]

5. Der erste Schuß traf ihn in seine Schläfe,
Der zweite in sein treues Herz –
So starb der erste Freiheitskämpfer,
Der erste Freiheitskämpfer Robert Blum.

Beispiel 207
Nun hütet euch, ihr Fürsten

Worte: Anonym, November 1848 / Melodie: Andreas Hofer-Lied[783]
Quelle: Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd II S. 232f. DVA A 100 439, eingesandt von Frau Asmus Hansen, Flensburg 1928 (Schleswig-Holst. Archiv)

1. Früh morgens im November
Zu Wien im Nebelgrau
Ein Wagen kommt gefahren
Nach der Brigittenau,
Umringt von Kürassieren
Fährt dort ein Mann voll Ruhm,
Den will man füsilieren,
Den deutschen Robert Blum.

2. Von Frankfurt ist er kommen,
Der Linken bester Mann,
Und hat zu Wien in Waffen
Geg'n Windischgrätz gestahn.
Hat auf Kroaten schossen,
Auf alles Slaventum,
Hat Schweiß und Blut vergossen,
Der deutsche Robert Blum.

3. Ein Mann, ein Mann ist fangen
Von Wort und Tat zumal.
„Wo bist du und was willst du"?
So schnob der General.
„Für Freiheit will ich werben,
Für Deutschlands hohen Ruhm,
Will heute dafür sterben,
Denn ich bin Robert Blum".

4. Nun steigt er aus dem Wagen,
Die bloße Brust voll Mut,
Und sieht sich an die Stelle:
„Hier ist zu sterben gut".
St. Stephan sieht er drüben,
Des Herren Heiligtum,
Dann kniet er hin zu beten,
Der deutsche Robert Blum.

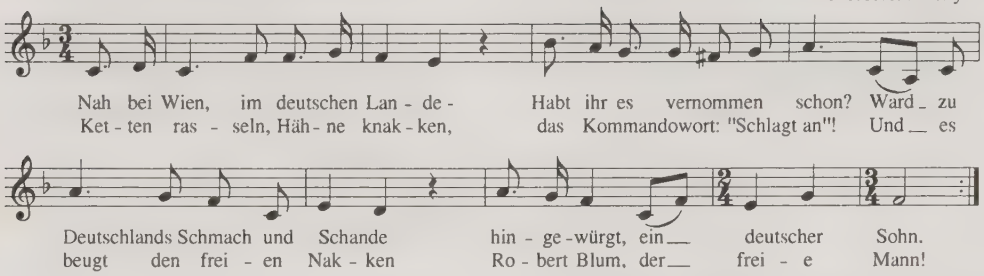
5. „Und nun wohlauf, ihr Jäger,
Schickt mich der Freiheit zu!
Hier kniet ihr Bannerträger".
Anlegen sie in Ruh.
Die Läufe sind gerichtet
Auf einen Mann voll Ruhm;
Dann ist er tot geschossen
Der deutsche Robert Blum.

6. Die Kugel, die ihn troffen,
Sie fliegt noch lange nach;
Die Kugeln fliegen, fliegen,
Sie fliegen Nacht und Tag.
Nach Blut, nach Blut sie dürsten,
Sie pfeifen seinen Ruhm.
Drum warnt Euch, Ihr Fürsten,
Vor Deutschlands Robert Blum.

Beispiel 208

Zu Deutschlands Schmach und Schande

Text: Anonym, November 1848
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S. 234

1. Nah bei Wien, im deutschen Lande –
Habt Ihr es vernommen schon?
Ward zu Deutschlands Schmach und Schande
Hingewürgt ein deutscher Sohn!
Ketten rasseln, Hähne knacken,
Das Kommandowort: „Schlagt an"!
Und es beugt den freien Nacken
Robert Blum, der freie Mann!

2. Fragt ihr nicht, was er verbrochen
Für die deutsche Freiheit hat?
Er ein glühend Wort gesprochen
In der deutschen Kaiserstadt!
Ringend nach dem schönsten Stern,
Aus der Heimat lichten Höh'n,
Wollte Deutschland er so gern
Stark und frei und glücklich seh'n!

3. Seht den Fürstenknecht erzittern
Vor der Wahrheit groß und nackt!
Die gleich brausenden Gewittern,
Alle Sklavenseelen packt.
Windisch-Grätz, entmenschter Krieger,
Feiger Würger, würge fort!
Aber Deutschlands Freiheitssieger
Rächen blutig diesen Mord.

4. Laß mit Orden Dich belohnen,
Und mit Ketten schmücken Dich!
Suche Dank auf Deutschlands Thronen,
Deutschlands Volk verachtet Dich.
In den Büchern der Geschichte
Wirst Du neben Tilly steh'n,
Und im ew'gen Weltgerichte,
Arm in Arm mit Alba gehen.

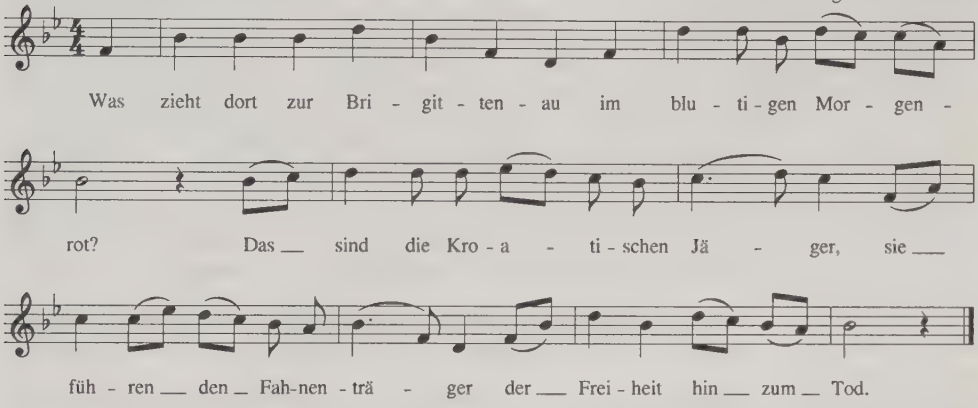
5. Märtyrer der deutschen Sache,
Robert Blum, im Lichtgewand!
Dein vergoss'nes Blut schreit Rache
Durch das große Vaterland!
War's der letzte Sieg der Hölle?
Die Erlösung, ist sie nah? –
Blutgedüngte heil'ge Stelle,
Werde uns ein Golgatha!

6. Eh' auf Deinem Grabeshügel
Lenzesblumen wieder blüh'n!
Wird der Freiheit heil'ger Flügel
Unser Vaterland umglühn?
Tief hinunter soll es schallen,
Hoch herab vom Paradies:
„Die Tyrannen sind gefallen,
Robert Blum nun schlafe süß"!

Beispiel 209[784]

Der Freiheit Fahnenträger

Text: Anonym
Melodie: Schier dreißig Jahre bist du alt



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S. 250f

1. Was zieht dort zur Brigittenau
Im blutigen Morgenrot?
Das sind die kroatischen Jäger,
Sie führen den Fahnenträger
Der Freiheit hin zum Tod.

2. Sie haben ihn gefangen
Trotz Recht und Reichsgesetz,
Es hat ihm das Urteil gesprochen,
Es hat ihm den Stab gebrochen
Der Mörder Windischgrätz.

3. Zum Richtplatz sie ihn führen,
Ihn schreckt nicht Tod noch Grab;
Doch als er denkt der Lieben,
Die ihm daheim geblieben,
Fährt still eine Träne herab.

4. Die Träne für Weib und Kinder
Entehret keinen Mann.
Lebet wohl! Jetzt gilt es zu sterben,
Für die Freiheit Herzen zu werben.
Ihr Jäger, wohlauf, schlagt an!

5. Er schlingt sich selbst die Binde
Wohl um der Augen Licht:
O du Deutschland, für das ich gestritten,
Für das ich im Leben gelitten,
Verlaß die Freiheit nicht!

6. Es krachen die Gewehre,
Im Blute liegt der Held;
Es haben die Büchsen der Jäger
Der Freiheit Fahnenträger,
Den Robert Blum gefällt.

7. Der Fähnrich ist erschlagen,
Es fiel der Robert Blum.
Auf Brüder, die Fahne zu retten
Der Freiheit aus Banden und Ketten
Zu Deutschlands Eigentum.

Wie fast kein anderes Ereignis hat die Hinrichtung Robert Blums die Zeitgenossen – und damit auch die Lieddichter der Zeit – bewegt.
Nachdem Ende Oktober / Anfang November 1848 die Revolution in Wien durch den Feldmarschall Alfred Fürst zu Windischgrätz niedergeworfen war, wurde mit unerbittlicher Strenge und Grausamkeit gegen gefangengenommene Aufständische oder auch nur des Aufstandes Verdächtige vorgegangen.
Aus der Wiener Johannagasse bei der Hundsturmlinie gab es Augenzeugenberichte über die Befreiung der österreichischen Hauptstadt:
„Die Soldaten drangen in die Häuser ein, raubten und stahlen, was ihnen in die Hände fiel, mißhandelten die Bewohner, vergewaltigten die Frauen und Mädchen, und zündeten dann zahlreiche Häuser an. In dieser einzigen Gasse wurden siebenundfünfzig Menschen aus den nichtigsten Anlässen erschossen und erschlagen. Der Grund war in den meisten Fällen die Erbitterung darüber, daß man bei diesen armen Webern, Kleingewerbetreibenden und Arbeitern die erhofften Schätze nicht vorfand. Dazu wurde noch mindestens ein weiteres Dutzend der Bewohner

dieser einen Gasse in das Lager abgeführt, wo die meisten gleichfalls erschossen wurden".[785] In einer Sitzung der Frankfurter Nationalversammlung nach diesen Vorkommnissen sah sich aufgrund verschiedener zuverlässiger Berichte aus Wien der Abgeordnete Zimmermann aus Spandau veranlaßt, die Einsetzung einer Kommission zu beantragen, die die von Seiten des Militärs verübten Grausamkeiten untersuchen sollte. Nach seinen Verlautbarungen waren Diebstahl, Straßenraub, die Ermordung Verwundeter und Wehrloser, Folterungen und Vergewaltigungen an der Tagesordnung, und vielfach gaben sich die Behörden dazu her, derartige Vorfälle zu verniedlichen oder zu vertuschen. Von Seiten der Aufständischen war es während der revolutionären Unruhen dagegen zu keinerlei Übergriffen und Verbrechen gekommen, sieht man einmal von der bedauerlichen Ermordung des verhaßten Kriegsministers Theodor Baillett-Latour ab. Das Frankfurter Parlament erklärte den Antrag Zimmermanns jedoch „für nicht dringlich" und überwies ihn dem Ausschuß für österreichische Angelegenheiten, welcher zwar die Zentralgewalt beauftragte, Nachforschungen hinsichtlich des Wahrheitsgehaltes derartiger Berichte anzustellen, die Sache ansonsten aber im Sande verlaufen ließ.

Prominentestes Opfer der Wiener Vergeltungsaktion war der Paulskirchenabgeordnete und Führer der dortigen Linken. Dieser, der schon während der letzten Oktobertage hinsichtlich des Sieges der Aufständischen Skepsis gezeigt hatte, war am 29. Oktober zusammen mit Fröbel aus dem Haugschen Elitekorps ausgetreten. Einen Tag später schrieb er an seine Gattin:

„Die Schlacht ist verloren, das boshafte Glück hat uns geäfft. Nein, das Glück nicht; der schmachvollste Verrat, den jemals die Weltgeschichte gesehen hat, war der Art gesponnen, daß er im Entscheidungsaugenblicke und nur allein in diesem ausbrach".[786]

Blum und Fröbel blieben, entgegen dem ausdrücklichen Rat ihres Hauswirtes, der ihnen sogar angeboten hatte, bei ihrer Flucht behilflich zu sein, in Wien, weil sie sich als Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung ausreichend sicher wähnten, vertrauten sie doch auf die verbriefte Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Am 4. November jedoch wurden sie auf Veranlassung des Wiener Stadthauptmanns, General von Cordon, als paßlose Ausländer in Haft genommen. Auf den entschiedenen Protest der beiden Abgeordneten hin setzte sich Fürst Windischgrätz mit seinem politischen Berater, Fürst Schwarzenberg in Verbindung, um mit ihm die Angelegenheit zu erörtern. Verhängnisvoll für Blum wirkte es sich aus, daß einer der engsten Mitarbeiter und Vertrauten Schwarzenbergs, der ehemalige österreichische Generalkonsul in Leipzig, Graf Alexander von Hübner, ein Intimfeind Blums, nun für dessen Hinrichtung plädierte, könne man sich doch auf diese Weise „eines der gefährlichsten deutschen Anarchisten" elegant entledigen. Windischgrätz selbst, der Blum und Fröbel zunächst lediglich aus Österreich hatte ausweisen lassen wollen, schloß sich plötzlich der Auffassung an, Blums Tod werde abschreckend auf weitere revolutionäre Bestrebungen wirken. Auf die Erklärung Schwarzenbergs hin, Windischgrätz möge „nach eigenem Ermessen" verfahren, ließ dieser ein Kriegsgericht zusammentreten, das Blum und Fröbel nach kurzem Prozeß zum Tode verurteilte. Ein zweites Schreiben Schwarzenbergs, in dem dieser die Hinrichtung der beiden Abgeordneten aussetzen wollte, kam für Blum zu spät, rettete aber wenigstens Fröbel das Leben. Dieser wurde begnadigt und sofort über die Grenze abgeschoben.[787]

Am 8. November 1848, um 5 Uhr in der Frühe, wurde Blum geweckt und ihm sein Todesurteil vorgelesen. Eine Stunde später bereits, nachdem man ihm ein wenig Zeit zur Abfassung verschiedener Briefe an seine Familie und an seinen Freund und politischen Weggefährten Karl Vogt gelassen hatte, wurde er in einer Droschke unter schwerer Kavalleriebedeckung nach der Brigittenau transportiert, wo das Urteil sofort vollstreckt wurde. Zweitausend Mann, die den Richtplatz abschirmten, waren Zeuge von Blums tapferen Verhalten, daß auch in den obigen Liedern (Nr. 203-206) und in zahlreichen Bildern aufgegriffen und thematisiert wurde. So bestand er darauf, sich vor dem Erschießungspeloton selber die Binde vor die Augen zu legen und rief hochaufgerichtet die Worte: „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich gekämpft habe – möge das Vaterland meiner eingedenk sein"

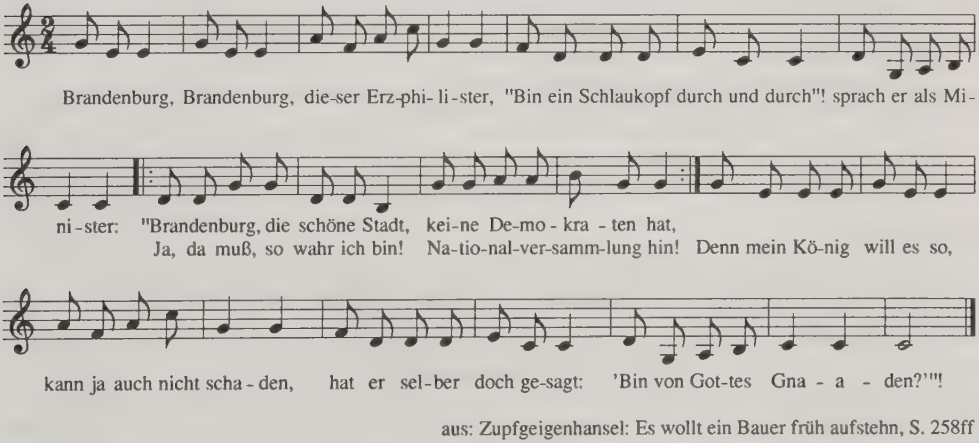
Alle vier vorgestellten Lieder[788] behandeln in aller Ausführlichkeit die Hinrichtungsszene des 6. November 1848, wobei zunächst – mit Ausnahme von „Zu Deutschlands Schmach und Schande" – jeweils ausdrücklich die frühe Morgenstunde Erwähnung findet, zu der das Urteil vollstreckt wurde. **„Ja, frühmorgens zwischen vier und fünfen"** berichtet hauptsächlich von der eigentlichen Hinsichtung, geht aber in Strophe 4 auf den Brief Robert Blums an seine Familie ein, wobei der „einz'ge Sohn", der in Wahrheit Hans hieß, fälschlicherweise „Heinz" genannt wird, dies wohl ein Fehler, der auf der vor allem mündlichen Wiedergabe des Liedes vor seiner Aufzeichnung beruhen dürfte. **„Nun hütet euch ihr Fürsten"** läßt es nicht nur bei der Erschießungsszene bewenden, sondern geht darüberhinaus auch auf die Vorgeschichte von Robert Blums tragischem Ende ein. So wird in Strophe 2 offenbart, daß mit Blum „der Linken bester Mann", von Frankfurt gekommen auf Seiten der Wiener Revolutionäre gegen Windischgrätz gestanden hat. Das Lied, welches sodann die Erschießung breit ausmalt, kurz auch die Hinrichtungsstätte beschreibt (Strophe 4: „St. Stephan sieht er drüben"), gipfelt in der Drohung, daß die Kugeln, die Blum getroffen haben, noch lange fliegen, dabei aber andere Opfer finden werden (Strophe 6: „Drum warnt Euch, Ihr Fürsten, / Vor Deutschlands Robert Blum"). Auch in **„Zu Deutschlands Schmach und Schande"** dient die Ermordung Robert Blums als Grund und Anlaß für eine Generalabrechnung mit den Siegern des November 1848 in Wien. Auch hier findet sich Windischgrätz der „entmenschte Krieger", namentlich benannt und zur Verantwortung gezogen (Strophe 3: „Feiger Würger, würge fort! / Aber Deutschlands Freiheitssieger / Rächen blutig diesen Mord") (Strophe 4:

„Deutschlands Volk verachtet Dich"). Auch hier wird also das Versprechen beziehungsweise die Drohung expressis verbis ausgesprochen, daß der Mord nicht ungesühnt bleiben werde (Strophe 5: „Märtyrer der deutschen Sache, / Robert Blum im Lichtgewand! / Dein vergoss'nes Blut schreit Rache / Durch das große Vaterland"). Ehe der neue Frühling gekommen sei, wolle man das Vaterland endgültig vom Joch der Tyrannei befreien, werde „der Freiheit heil'ger Flügel / Unser Vaterland umglühn"? (Strophe 6). **„Der Freiheit Fahnenträger"** beschwört ebenfalls ausdrücklich die Verantwortung von Windischgrätz (Strophe 2: „Es hat ihm das Urteil gesprochen, / Es hat ihm den Stab gebrochen / Der Mörder Windischgrätz"), wobei außerdem besonders betont wird, daß eine Rechtsgrundlage für das Bluturteil keineswegs gegeben war (Strophe 2: „Sie haben ihn gefangen / Trotz Recht und Reichsgesetz"). Das von der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt im deutschen Reichsgesetzblatt Nr. 2 erlassene Gesetz vom 29./30. September 1848 sah nämlich vor, daß ein Abgeordneter mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer Tat ohne ausdrückliche Zustimmung der Nationalversammlung weder verhaftet noch in strafrechtliche Untersuchungen gezogen werden sollte. Selbst für den Fall einer Ergreifung in flagranti war die sofortige Mitteilung an die Nationalversammlung gefordert und dieser die Möglichkeit eingeräumt, die sofortige Aufhebung der Haft oder die Aussetzung der Untersuchung bis zum Schluß der Sitzung zu verfügen. Ganz besonders ist in diesem Lied die entschlossene und tapfere Haltung Robert Blums hervorgehoben, der sogar als „der Freiheit Fahnenträger" apostrophiert wird. Auch hier ergeht wiederum die Aufforderung, sich durch den Tod des „Fähnrichs" nicht von dem weiteren Kampf um die Freiheit abschrecken zu lassen. Vielmehr gebiete es nunmehr die Pflicht, „die Fahne (...) der Freiheit aus Banden und Ketten zu Deutschlands Eigentum" zu retten (Strophe 7).
Insgesamt wurden bis zum Mai 1849 24 Todesurteile vollstreckt, die sich auf Teilnehmer der Oktoberrevolution in Wien bezogen. So wurde am 16. November 1848 Wenzel Messenhauser, der die Wiener Nationalgarde kommandiert hatte, und der sich im Vertrauen auf die Gerichtsbarkeit selber den Behörden gestellt hatte, trotz vielfacher Fürbitten erschossen,[789] am 23. November fielen Alfred Julius Becher und Hermann Jellinek, beides Redakteure des „Radikalen", im Stadtgraben den Kugeln des Exekutionskommandos zum Opfer. Ein weiterer Führer des Aufstandes, Haug, konnte zwar zunächst aus der Stadt entkommen. Als er aber kurz darauf in Ungarn österreichischen Truppen in die Hände fiel, ereilte ihn ebenfalls sein Schicksal: er wurde standrechtlich erschossen. Andere hatten dagegen mehr Glück. Joseph Bem beispielsweise gelangte unerkannt, in eine österreichische Generalsuniform verkleidet, durch die feindlichen Linien, beziehungsweise soll – einer anderen Version zufolge – in einem Sarg aus der Stadt gebracht worden sein. Ferdinand Fenner von Fenneberg schließlich wurde in einem Backtrog – unter dem Teig versteckt – aus der Stadt getragen.

Beispiel 210[790]

Berlin im Belagerungszustand

Text: Anonym, November 1848
Melodie: Peter Rohland, 1960er Jahre



aus: Zupfgeigenhansel: Es wollt ein Bauer früh aufstehn, S. 258ff

1. Brandenburg, Brandenburg, dieser Erzphilister,
„Bin ein Schlaukopf durch und durch!" sprach er als Minister:
„Brandenburg, die schöne Stadt, keine Demokraten hat,
Ja, da muß, so wahr ich bin, Nationalversammlung hin!
Denn mein König will es so, kann ja auch nicht schaden,
Hat er selber doch gesagt: ‚Bin von Gottes Gnaden'!

2. Aber ach, aber ach! Unsre Volksvertreter
Wollen nicht so bittre Schmach, sagen: Davon später!
Nein, wir bleiben in Berlin, hier kann nur die Freiheit blühn,
Edles Volk, steh du uns bei, bleibe den Volksvertretern treu,
Und du, tapfre Bürgerwehr, Büchsen jetzt geladen,
Ja, zu Kreuze kriechen muß der – von Gottes Gnaden!

3. Wrangel kommt, Wrangel kommt, hat Berlin belagert,
Unsre junge Freiheit ist schon ganz abgemagert!
Bürgerwehr, die Waffen her! „Kladdradatsch" erscheint nicht mehr,
Alle Klubs, Vereine zu, und um zehn Uhr geht zur Ruh.
Mehr als zwanzig, mehr als zehn, heißt's in den Plakaten,
Dürfen nicht beisammen stehn jetzt – von Gottes Gnaden!

4. Bürgerwehr, Bürgerwehr, 's ist doch jammerschade,
Geht nicht mehr nach Tivoli, macht nicht mehr Parade!
Aus den Kneipen um halb zehn, soll man schon nach Hause gehen,
An den Ecken kein Plakat, keine Klubs, kein Demokrat,
Keine Volksversammlung mehr, keine Barrikaden,
Auf der Wacht nicht Bürgerwehr, bloß – von Gottes Gnaden!

5. O Berlin, o Berlin, was bist du geworden?
Ach, durch deine Straßen ziehn wilde Kriegeshorden!
Schutzmann, Tambour, Kavalier, Grenadier und Füsilier,
Offizierchen, klein und nett, Helme, Panzer, Bajonett,
Mordgewühl und Waffenspiel, Bomben-Kanonaden,
's ganze ist ein Puppenspiel, eins – von Gottes Gnaden.

6. Schwerter sind, liebes Kind, haarscharf jetzt geschliffen,
Kugeln in den Läufen sind, haben schon gepfiffen!
In den Straßen wächst auch Gras, lieber Wrangel weißt du was,
Fürchten uns noch lange nicht, drohst du auch mit Kriegsgericht,
Machst du's aber gar zu toll, bau'n wir Barrikaden,
Daß zum Teufel laufen soll der – von Gottes Gnaden!

7. Wartet man, wartet man, ihr verdammten Fliegen!
Hütet vor den Klappen euch, wenn wir euch nur kriegen!
Erst gebunden, dann gehenkt, dann die Glieder euch verrenkt.
Dann geschunden, dann geschröpft, dann geknutet, dann geköpft.
Wrangel, Strotha, Brandenburg, immer fort mit Schaden!
Lange macht ihr's doch nicht mehr so – von Gottes Gnaden.

Worterklärungen
„Kladdradatsch" = „Kladderadatsch", eine der zahlreichen satirischen Zeitschriften, die im Revolutionsjahr 1848 Berlin überschwemmten.[791] / Strotha = Karl von Strotha, Kriegsminister im Kabinett Brandenburg

Die Einsetzung des Ministeriums Brandenburg / Manteuffel, von der das Parlament am 2. November informiert wurde und auf die sich auch unser Lied **„Berlin im Belagerungszustand"** bezieht, rief allerorten große und durchaus begreifliche Bestürzung und Empörung hervor, bedeutete sie doch eine offene Kriegserklärung, eine Herausforderung nicht nur der überzeugten Demokraten, sondern auch großer Teile des liberalen Bürgertums, das sich bisher der Illusion hingegeben hatte, mit den alten Mächten zu einer gütlichen Einigung gelangen zu können.
Der unbekannte Dichter läßt zunächst Brandenburg selbst zu Wort kommen und den „Wunsch" äußern, daß die preußische Nationalversammlung zukünftig – wenn überhaupt – in Brandenburg tagen solle, da es dort „keine Demokraten" habe und der König darauf insistiere. Friedrich Wilhelm hatte sich sogar dazu verstanden, eine Adres-

se der preußischen Nationalversammlung entgegenzunehmen, – er empfing am Abend des 2. November in Sanssouci eine Abordnung von 25 Abgeordneten aller Parteien, hörte sich die höflich und respektvoll abgefaßte Erklärung von Unruhs, des Präsidenten an, weigerte sich aber dann, mit den Abgeordneten zu sprechen und irgendwie auf das Gehörte einzugehen. In dieser Situation ergriff der Königsberger Abgeordnete Johann Jakoby, der von vorneherein gegen die Adresse gewesen war und ursprünglich vorgeschlagen hatte, stattdessen eine Kommission zur Planung geeigneter Gegenmaßnahmen zu bilden, das Wort und fragte den sich zum Gehen anschickenden König, ob dieser den Mitgliedern der Deputation denn nicht wenigstens Gehör schenken wolle; schließlich sei man nicht nur zur Überreichung der Adresse gekommen, sondern auch deswegen, um dem König Auskunft über die Stimmung im Lande zu geben. Als Friedrich Wilhelm ihn daraufhin brüsk zurückwies, rief Jakoby ihm die berühmt gewordenen Worte nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen", – Worte, die von der Berliner Bevölkerung begeistert aufgenommen wurden, die Jakoby deswegen sogar einen Fackelzug darbrachte, die aber – mit Ausnahme von Karl d'Ester – von der Mehrheit der Mitglieder der Abordnung auf das Schärfste missbilligt wurden. Auf den Widerstand der Mehrheit der Nationalversammlung und die Erklärung eines Teiles der Bürgerwehr, die Abgeordneten in ihrem Kampf gegen die Reaktion zu unterstützen – wobei sich hier allerdings kein entschlossener Führer fand, der die vielen Freiwilligen in den Kampf hätte führen können –, nimmt Strophe 2 Bezug.
Während in der Nationalversammlung zunächst, als sei nichts geschehen, über verschiedene Gesetzesvorhaben verhandelt wurde, zogen am Nachmittag des 10. November 1848 die Truppen Wrangels ins Stadtzentrum ein und umstellten sogar das Tagungsgebäude der Nationalversammlung. Die Strophen 3 und 4 beschreiben die Auseinandersprengung der Nationalversammlung und die Aufhebung und Einschränkung verschiedener Grundrechte, etwa die Aufhebung von Klubs und das Verbot der Presse und der bewaffneten Verbände der Bürgerwehr.
Strophe 5 gibt eine Bestandsaufnahme über das Leben in der preußischen Hauptstadt nach Verhängung des Belagerungszustandes, wo die Truppen Wrangels das Straßenbild beherrschten und den Ton angaben.
Zwar gibt der Autor in den letzten beiden Strophen seiner Hoffnung Ausdruck, daß die Bevölkerung sich nicht „ins Bockshorn" werde jagen lassen, dieser fromme Wunsch aber sollte sich nur zu rasch als unrealistisches Wunschdenken erweisen.
Die letzten Zeilen einer jeden Strophe nehmen jeweils darauf Bezug, daß Friedrich Wilhelm IV., von seinem Gottesgnadentum überzeugt, nicht im Traum daran dachte, sich auf die verfassungsmäßigen Minister zu stützen, sondern sich ausschließlich auf seine kommandierenden Generale verließ. Spätestens seit Ende September 1848 hatte sich seine Auffassung von einem Königtum noch vertieft, die sich weder mit dem Geist noch mit dem Buchstaben einer Konstitution vertrug. Umso mehr hatte es ihn treffen und in seiner starren Haltung bestärken müssen, als die Nationalversammlung mit den 217 Stimmen der Linken und der beiden Gruppen des Zentrums gegen 134 Stimmen der Rechten den Wegfall des Gottesgnadentums beschlossen hatte und daß am 31. Oktober dann auch noch der Adel abgeschafft worden war, dies Entscheidungen, die der selbstgefällige preußische Monarch nicht hinzunehmen bereit war. Der bereits erwähnte Berliner Literat Adolf Glaßbrenner verstand sich angesichts der Situation in seiner Heimatstadt zu dem folgenden t".ebet":

Beispiel 211
Gebet der belagerten Berliner 1849

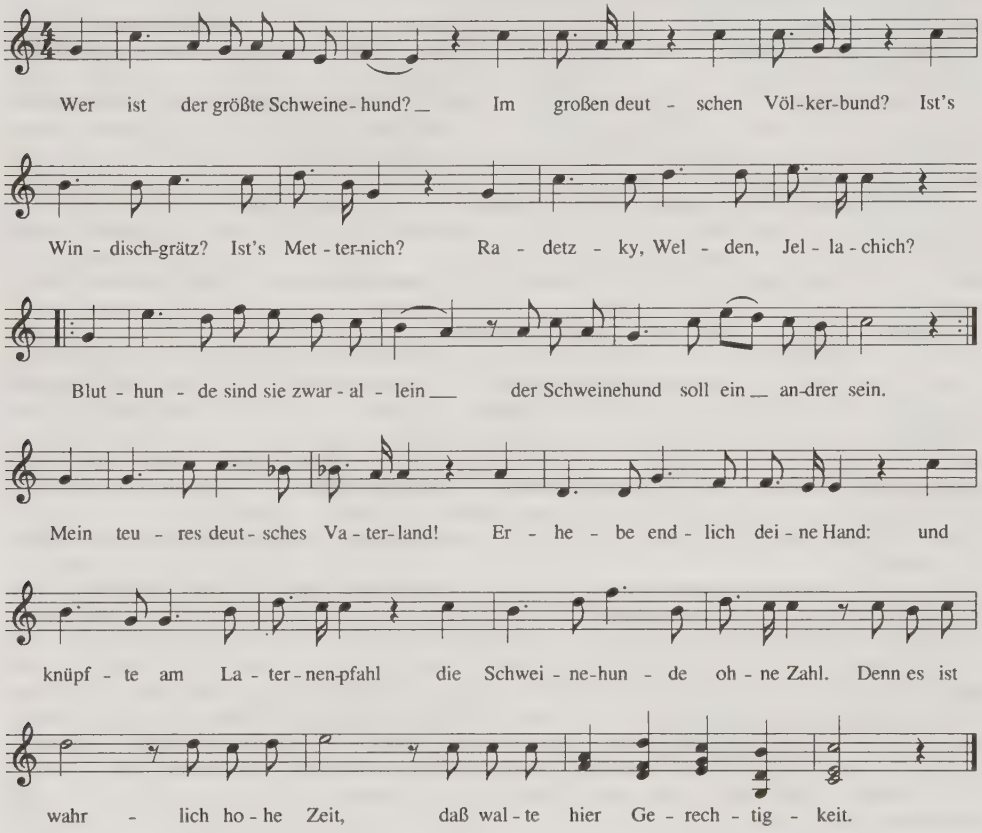
Worte: Adolf Glaßbrenner
Quelle: Alexander Lipping / Björn Grabendorff: 1848 – Der Deutsche macht in Güte die Revolution. Lieder und Texte, Frankfurt 1982, S. 96

Vater Wrangl, der du bist im Schlosse,
Geprieſen sei, wie Brandenburg, dein Name
Zu uns kamen deine Kanonen;
Dein Wille geschicht gegen Himmel und Erde!
Unser täglich Brot gibst du den Soldaten,
Und vermehrst unsere Schulden.
Wie du vertrittst die Schuldigen.
Führe uns nicht in Versuchung!
Sondern erlöse uns von dem Übel,
Denn dein ist der Geist des ganzen Preußens,
Und seine Kraft und seine Herrlichkeit,
Solange es dauert, Amen!

Beispiel 212[792 / 793]

Deutschlands größter Schweinehund

Text: Anonym, Herbst 1848
Melodie: Was ist des Deutschen Vaterland (E. M. Arndt, 1819)



aus: 1848, Ein Lesebuch, Berlin o. J., S. 70

1. Wer ist der größte Schweinehund?
   Im großen deutschen Völkerbund?
   Ist's Windischgrätz? Ist's Metternich?
   Radetzky, Welden, Jellachich?
   Bluthunde sind sie zwar – allein
   Der Schweinehund soll ein anderer sein.

2. Wer ist der größte Schweinehund?
   Gibt er sich unter Fürsten kund?
   Schweinehunde sind sie, anerkannt
   Im ganzen deutschen Vaterland;
   Doch muß noch in der Preußen Reih'n
   Ein ganz besonderer Schweinehund sein.

3. Wer ist nun dieser Schweinehund
   Vom Rheine bis zum Weichselmund?
   Ist's Wrangel oder Hinkeldey?
   Ist's insgesamt die Polizei?
   Man glaubt, es sind die ärgsten! Nein!
   's muß noch 'n größerer Schweinehund sein.

4. O nenne ihn mir endlich doch,
   Den Schweinehund, der größer noch!
   So wißt: der Kamarillenbund
   Verbirgt in seinem Höllenschlund
   Zu Potsdam ein Ministerlein:
   Das soll der größte Schweinehund sein.

5. Man wird an deren Spitze seh'n
   Den Lenker an der Spitze steh'n.
   Der teuflisch seine Fäden wand,
   Zum Unheil für sein Vaterland,
   Manteuffel! Tönt's vom Volkesmund:
   Ist Preußens größter Schweinehund!

6. Mein teures deutsches Vaterland!
   Erhebe endlich deine Hand:
   Und knüpfe am Laternenpfahl
   Die Schweinehunde ohne Zahl.
   Denn es ist wahrlich hohe Zeit,
   Daß walte hier Gerechtigkeit.

Der Melodie des bekannten Arndt-Liedes „Was ist des Teutschen Vaterland" wurde der Text von **„Deutschlands größter Schweinehund"** eines anonymen Verfassers unterlegt. Dabei zählt unser Dichter zunächst erst einmal die Namen von Windischgrätz, dem Vollstrecker der Reaktion in Österreich, vom vormaligen österreichischen Staatskanzler Metternich, von Feldmarschall Radetzky, der die Revolution in Oberitalien blutig niedergeschlagen hatte, von Albert Jellachich von Buzim, dem kaiserlichen Stellvertreter und Vollstrecker der Reaktion in Ungarn auf, desgleichen auch den bereits erwähnten General Wrangel, der allen revolutionären Bestrebungen in Berlin den Garaus machte, nicht zuletzt den Berliner Polizeipräsidenten Hinkeldey, ohne daß eine von diesen Personen Gnade findet.[794] Als „größten Schweinehund" macht er aber letztendlich den Freiherrn Otto von Manteuffel aus, einen „Schreibtischtäter", der die Gegenrevolution in Preußen geistig mit vorbereitete und „mit öligem Eifer alles und in jeder Aufmachung" lieferte, „was für den Staatsstreich von oben in Preußen gebraucht wurde".[795] Daran knüpft er in der letzten Strophe die Forderung, daß Deutschland sich endlich erheben möge, um „die Schweinehunde ohne Zahl" am Laternenpfahl aufzuknüpfen.

Beispiel 213

Wach auf, mein Volk, es naht der Tag der Rache

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: nicht überliefert[796]
Quelle: Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters..., Bd. II S. 191f.[797]

1. Wach auf, mein Volk, es naht der Tag der Rache,
   Erhebe dich und nimm dein Schwert zur Hand!
   Es gilt der Freiheit große heile Sache,
   Gilt deine Ehre, gilt dem Vaterland.
   Hinaus in Kugelregen!
   Die Blutsaat wird zum Segen!
   Und ob auch unser Aug' im Tode bricht,
   Auf unsern Gräbern strahlt der Freiheit Licht.

2. Hinaus, hinaus! Hörst du die Schwerter klingen?
   Hinaus, hinaus! Begeist'rung schwellt die Brust.
   Und mag die Kugel auch zum Herzen dringen,
   Tod für die Freiheit ist des Mannes Lust.
   Hinaus in Kugelregen!...

3. Die Stunde schlägt, die Knechtschaft ist geendet,
   Es bricht der Freiheit großer Morgen an.
   Zu lange wurdest du, mein Volk geschändet,
   Und warst gekrönten Herren untertan.
   Hinaus in Kugelregen!...

4. Genug der Schmach! Wirf deine Ketten nieder!
   Hörst du den Sturm, der durch die Wipfel pfeift?
   Du darfst nur schütteln deine Riesenglieder,
   So sind die Bande von dir abgestreift.
   Hinaus in Kugelregen!...

5. Wohlan, wohlan! Die Trommel ruft zum Streite,
   Noch einen letzten Blick auf Weib und Kind.
   Und dann hinaus, uns steht das Heer zur Seite,
   Und dran und drauf wie Sturm und Wirbelwind.
   Hinaus in Kugelregen!...

6. Und ob uns *schwarz* des Todes Macht umfange,
   Und *rot* das Blut aus unserer Brust entquillt,
   Es ist uns um das Vaterland nicht bange,
   Denn siegreich strahlt der Freiheit *goldner* Schild.
   Hinaus in Kugelregen!
   Die Blutsaat wird zum Segen!
   Und ob auch unser Aug' im Tode bricht,
   Auf unsern Gräbern strahlt der Freiheit Licht.

Die Stimmung und die Gefühle eines großen Teils der südwestdeutschen Bevölkerung im Jahre 1849 angesichts der Lage in Baden und in der Pfalz gibt der unbekannte Autor des Liedes **„Wach auf, mein Volk, es naht der Tag der Rache"** wieder. Viele Menschen hier hatten sich voller Hoffnungen der Reichsverfassungsbewegung angeschlossen, und sogar die im Linksrheinischen stehenden bayrischen Truppen, in der Mehrzahl Pfälzer, waren – mit wenigen Ausnahmen – auf die Seite des widerständigen Volkes übergegangen. In Baden wurde die Bewegung von breitesten Schichten der Bevölkerung getragen. Großherzog Leopold von Baden sah sich aufgrund der für ihn bedrohlichen Situation sogar veranlaßt, zusammen mit seinen Ministern die Karlsruher Residenz zu verlassen, da er nicht einmal mehr der Treue der dortigen Garnison sicher sein zu können glaubte, und floh über die Festung Germersheim ins französische Elsaß. Der Landesausschuß der Volksvereine konnte am 14. Mai 1849 – ohne auf Widerstand zu stoßen – die Regierungsgewalt übernehmen. Angesichts dieser Lage ruft der Verfasser unseres Liedes zu einer letzten Kampfanstrengung zur Durchsetzung der *schwarz-rot-goldenen* Republik auf; der Tag der Rache sei endlich nahe, Erinnerung an die Niederwerfung der vorjährigen Aufstandsversuche, die mit Brachialgewalt unterdrückt worden waren. Der Autor betont dabei ausdrücklich die Tatsache, daß dieses Mal auch das Heer auf Seiten der Revolution zu finden sei.

Beispiel 214
Wir lieben die Freiheit und brauchen keinen König

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: Römershofen[798]
Quelle: Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II S. 196f.[799]

1. Seid's nur lustig ihr Brüder!
Das Ding freut uns mächtig,
Der Kronprinz von Preußen,
Der spielt uns so mächtig.
Er schickt' ein' Trompeter
In die Stadt bald herein
Und ließ es schon melden,
Daß die Festung wär' sein.

2. Der Kommandant von Landau
Gab die Antwort darauf:
„Die Festung von Landau,
Die geben wir's nicht auf.
Die Festung die geben wir's
Nimmer mehr her,
Und wenn die Preußen sie wollen,
Sollen sie marschieren daher".

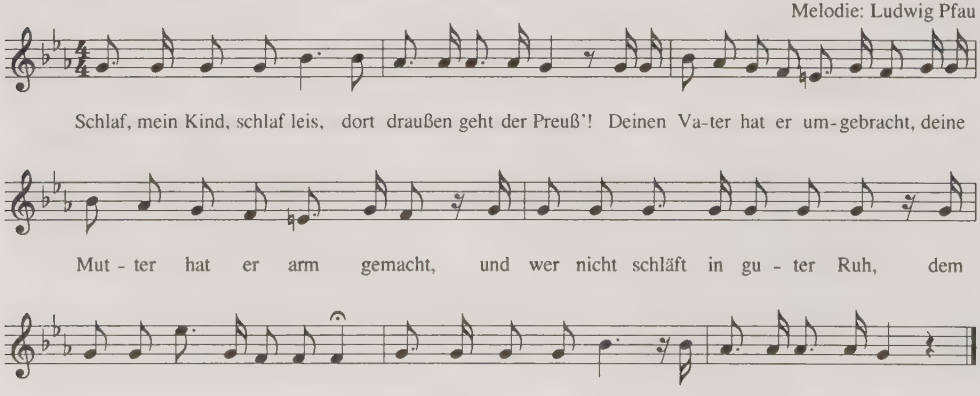
3. *Wir lieben die Freiheit*
Und brauchen's keinen König,
Wir sind freie Männer
Und fürchten uns wenig.
Und wenn auch die Stadt liegt
Zerschossen in Asche,
Wenn nur unser Schnupftuch
Nicht brennt in der Tasche.

4. Wir haben's Kanonen
Auch Pulver und Blei,
Und sein's dazu gute
Patrioten dabei,
Wohlauf, Patrioten,
Auf die Schanzen hinaus
Und jaget die Preußen
Zum Lande hinaus.

„Wir lieben die Freiheit und brauchen keinen König" spiegelt unter anderem das Wunschdenken seines Verfassers wider. Die Festung Landau ging nämlich ebenso wie die Festung Germersheim in Wirklichkeit niemals zu den Revolutionären über. Im Gegensatz zu Baden, wo sich praktisch die ganze Armee auf die Seite der aufständischen Bevölkerung schlug, waren es in der bayrischen Rheinpfalz nur ungefähr dreitausend Pfälzer aus der bayrischen Armee. Vergeblich versuchte das Freikorps Willich die beiden Festungen zu erstürmen. August Willich, als ehemaliger preußischer Artillerieoffizier ein „Mann vom Fach", der wohl einer der befähigsten Kommandeure der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee war, „hielt mit einem Korps von ein paar Hundert Mann die Garnisonen von Landau und Germersheim, zusammen mit 4000 Mann in Schach, schnitt ihnen die Zufuhren ab und molestierte sie auf jede mögliche Weise. (...) Hätten ihm damals nur einige Haubitzen zu Gebote gestanden, und wären es nur Feldgeschütze gewesen, so war nach den Berichten der täglich nach Landau aus- und eingehenden Spione die Festung bei ihrer demoralisierten, schwachen Garnison und ihrer rebellischen Einwohnerschaft in wenigen Tagen genommen".[800] Die preußischen Truppen konnten der Gefahr jedoch begegnen und einer drohenden Einnahme zuvorkommen, als sie – 30.000 Mann stark – in die Pfalz einrückten. Das Lied stellt eine Neuinterpretation und Umgestaltung eines Liedes auf die „Belagerung von Landau durch die Preußen 1793" dar, „das später auf die verschiedensten Belagerungen von Festungen umgedichtet wurde".[801]

Beispiel 215[802]
Badisches Wiegenlied

Text: Ludwig Pfau
Melodie: Ludwig Pfau



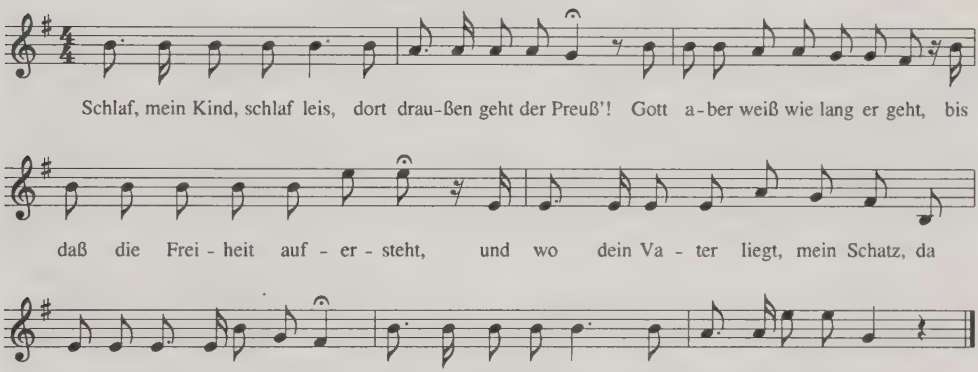
aus: Barbara James/Walter Moßmann: Glasbruch 1848, S. 130

1. Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Deinen Vater hat er umgebracht,
Deine Mutter hat er arm gemacht,
Und wer nicht schläft in guter Ruh,
Dem drückt der Preuß die Augen zu.
Schlaf, mein Kind schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!

2. Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Der Preuß hat eine blut'ge Hand,
Die streckt er über das bad'sche Land,
Und alle müssen wir stille sein,
Als wie dein Vater unterm Stein.
Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!

3. Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Zu Rastatt auf der Schanz,
Da spielt er auf zum Tanz,
Da spielt er auf mit Pulver und Blei,
So macht er alle Badener frei.
Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!

4. Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Gott aber weiß, wie lang er geht,
Bis daß die Freiheit aufersteht,
Und wo dein Vater liegt, mein Schatz,
Da hat noch mancher Preuße Platz!
Schrei, mein Kindlein, schrei's:
Dort draußen liegt der Preuß!



Der bereits erwähnte Karl Ludwig Pfau (Siehe S. 415) ist auch der Verfasser des **„Badischen Wiegenliedes"**, der „wohl bittersten Abrechnung mit dem preußischen Absolutismus und Militarismus".[803] „Niemand hat das schmerzhafte badische Trauma von 1849 so bitter, so präzis und so unmittelbar verständlich ausgedrückt wie dieser damals 28jährige Schwabe",[804] der das Lied am 8. Dezember 1849 in seinem „Eulenspiegel" veröffentlichte. Als der badische Volksaufstand endgültig niedergeschlagen war und die Reaktion gegen etwaige Teilnehmer der Revolution mit rigidesten Maßnahmen vorging, sah sich auch Pfau Verfolgungen ausgesetzt. Schon im Juni 1849 beispielsweise legte die Polizei der königlich-württembergischen Regierung Papiere vor, die man im September des vergangenen Jahres dem verhafteten Gustav von Struve weggenommen hatte und knüpfte daran die Behauptung, daß unter anderem auch Karl Ludwig Pfau im Auftrag der badischen Revolutionäre den Umsturz in Württemberg betreibe. Außerdem wurden ihm „Beziehungen zu den Koryphäen der Badischen Revolution", vor allem zu Werner, bis zum 11. Juli 1849 Kriegsminister in Baden, zur Last gelegt. Im Becherschen Hochverratsprozeß schließlich wurde der wohlweislich flüchtige Pfau zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt, wobei zusätzlich in Eßlingen noch eine Verurteilung zu 8 Monaten Arbeitshaus wegen „Majestätsbeleidigung" hinzukam. Während die Polizei im Juni 1849 noch fieberhaft nach Pfau fahndete, hielt sich dieser in Heidelberg und Wimpfen auf, wo der Heidelberger Apotheker Mayer Freiwillige für die Schwäbische Legion warb. Am Rückzug dieser Legion nahm Pfau offenbar teil und überschritt am 12. Juli 1849 bei Konstanz die Grenze zur Schweiz. Es spricht einiges für die Vermutung, daß das „Badische Wiegenlied" in der uns vorliegenden Fassung im Spätsommer oder Herbst des Jahres 1849 in Straßburg entstand. Wahrscheinlich reiste Pfau von der Schweiz nach dort, um andere Flüchtlinge zu treffen. Unter dem Eindruck der Erschießungen in Rastatt, die bekanntlich bis zum Oktober andauerten, hat er vermutlich die Strophe „Zu Rastatt auf der Schanz..." hinzugefügt, die dann im „Eulenspiegel" vom 8. Dezember 1849 mit abgedruckt wurde.[805] James / Moßmann haben die Originalmelodie der Straßburger Version von 1849 mit abgedruckt, die auch wir vorgestellt haben, da wir ebenfalls der Meinung sind, daß die „schlichte und ausdrucksvolle Melodie (...) es wert" ist, „aufbewahrt zu werden".[806] Daß aus Pfaus Lied schließlich ein echtes Volkslied wurde, daß es gewandert und umgesungen worden ist, darauf weisen zahlreiche Varianten hin. So hat beispielsweise in den „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen", Bd. 3, Wismar 1906 Richard Wossidlo allein sechs Volkslied-Varianten dokumentiert, die aus den ersten beiden Strophen des Originals herrühren.

Exkurs: Die Bayern in Griechenland

Seit 1821 standen die Griechen im Befreiungskampf gegen das Osmanische Reich. Seit 1825 regierte in München der Philhellene Ludwig I. König von Bayern, von dessen schwärmerisch-romantischer Griechenverehrung zahlreiche Zeugnisse künden,[807] darunter auch das folgende von Ludwig selbst verfaßte Gedicht:

„Vaterland der herrlichst größten Helden,
Thron der ewig unerreichten Kunst,
Ewig hohes Vorbild aller Welten,
Reichgeschmückte mit der Musen Gunst,
Du, der edlern Menschheit treue Wiege,
Hochbegabte Hellas, siege! siege!
Rufet sehnend jedes Volk dir zu.
Heimath alles Schönen, alles Hohen
Unterdrückt in dir, doch nicht entflohen
War es, sieg im heil'gen Kampfe du!"[808]

Ludwig I. beschränkte sich nicht nur auf lyrische Teilnahme am Befreiungskampf. Er gab „unmittelbar nach seiner Thronbesteigung reiche Spenden und nahm Fühlung mit den Griechenfreunden im Ausland auf. Mit seiner Genehmigung begab sich, von ihm angefeuert, Oberst Heydeck (gen. der Heydegger), der schon im spanischen Krieg gekämpft hatte, 1826 mit anderen Offizieren nach Griechenland, um dort Kommandos und organisatorische Aufgaben zu übernehmen. In München entstand ein Griechenverein, junge Griechen wurden in München erzogen, die Salvatorkirche wurde dem griechischen Kult eingeräumt, der Zar selbst steuerte zur Ausstattung bei".[809] Griechenland schien bereits verloren, die Türken holten zum letzten und entscheidenden Schlag aus, als sich die Großmächte mit einem Waffenstillstandsdiktat an beide Seiten einmischten. Die türkische Armee, um die Früchte des nahen Sieges fürchtend, missachtete die alliierte Aufforderung und wurde durch die mörderische Seeschlacht von Navarin zur Räson gebracht. Der Friede von Adrianopel (14. September 1829) ließ dem in seinen Grenzen arg zusammengestutzten Griechenland die Autonomie, die Signatarmächte begaben sich auf die Suche nach einem geeigneten Thronkandidaten. Nach einigem Hin und Her fiel schließlich am 13. Februar 1832 die Wahl auf den zweiten Sohn des bayerischen Königs, den Prinzen Otto. „Die griechische Nationalversammlung stimmte bei. Eine griechische Abordnung reiste nach München, um auch im Namen des Volkes das Angebot zu wiederholen und dem jungen König zu huldigen. München war begeistert und ergriffen".[810] Für den noch minderjährigen König Otto sollte ein Regentschaftsrat die Regierungsgeschäfte führen, der sich zunächst einmal viel Zeit ließ, so daß fast ein Jahr bis zur Ankunft der Bayern in Griechenland verging. „Erst als die Schutzmächte energisch in München drängten und eine Flotte nach Triest beorderten, welche die Truppen transportieren sollte, entschloß man sich zur Tat. Da man über all dem Gerede versäumt hatte, rechtzeitig mit der Werbung für ein Freiwilligenkorps zu beginnen, mußte sich Ludwig entschließen, zur Begleitung seines Sohnes erst einmal reguläre bayerische Einheiten abzukommandieren. 3500 Mann setzten sich nach Triest in Marsch, am 6. Dezember 1832 nahm Otto in der Münchner Residenz Abschied, in dem nach ihm benannten Ottobrunn trennte er sich von seinem Vater, woran noch heute die Ottosäule erinnert".[811] Otto reiste über Kiefersfelden nach Rom, wo er Weihnachten verbrachte, setzte von Brindisi aus nach Griechenland über und traf in Korfu mit seinen Truppen zusammen. Am 30. Januar endlich warf die Flotte vor Nauplia Anker. Otto selbst berichtet in einem Brief an seinen Vater über die Landung:

„An dem Landungsplatz war eine Brücke gebaut, die wegen des seichten Wassers ziemlich weit in das Meer hineinging und an deren Ende eine Art Tempel, mit Laubwerk umwunden,

errichtet war. Hier hielt mein schlankes Fahrzeug. Miaulis, der ehrwürdige Seeheld, bot mir die Hand zum Aussteigen. Eine große Menschenmenge begrüßte mich unter den lebhaftesten Gebärden mit einem Jubelrufe und emporgeschwungenen Lorbeerzweigen. Viele Reiter waren bis an die Hälfte des Pferdes, viele Fußgänger bis unter die Arme in das Meer mir entgegengewatet".[812]

Die regulären bayerischen Truppen, die mit Otto zu Beginn des Jahres 1833 in Griechenland eintrafen, nannte man im Unterschied zu den später folgenden Freiwilligenformationen die „Kommandierten". Sie bestanden aus 4 Bataillonen Infanterie, 2 Eskadronen Cheveaulegers und einer Batterie Artillerie, zusammen 3582 Mann Sollstärke. Die ersten Freiwilligenverbände waren bald darauf marschbereit und wurden am 15. Januar 1833 in München verabschiedet; der größte Teil der Kommandierten wurde nach einem Jahr wieder nach Hause geschickt. „Waren die regulären Truppen ganz einfach dem Befehl ihres Königs gefolgt, so trieb die Freiwilligen ihre eigene Abenteuerlust, die Aussicht auf schnelleres Avancement und spätere Würdigung ihrer Verdienste nach der Rückkehr in die Heimat. Die Berichte der heimgekehrten Kommandierten scheinen aber nicht sonderlich attraktiv gewesen zu sein, darum half man der Werbung für das ‚Fremdenhilfskorps' durch vielerlei Versprechungen nach. Mannschaftsdienstgraden wurde beispielsweise bei gewisser Qualifizierung die Anrede ‚Sie' zugestanden, und soweit die in Aussicht genommenen Offiziere nicht sowieso mit Freuden im fernen Hellas die Gelegenheit suchten, sich die militärische Erfahrung und Auszeichnung zu holen, auf die sie in dem kleinen Kaderheer des Künstlerkönigs Ludwig kaum hoffen konnten, half man von oben her mit recht dringlicher Ermahnung nach. Offizieren und Unteroffizieren wurde der jeweils nächsthöhere Dienstgrad zugestanden (allerdings bei der Rückkehr nach Bayern wieder zurückgenommen)".[813] Die Werbungen scheinen erfolgreich gewesen zu sein. Vor allem junge, fähige Offiziere meldeten sich in so großer Zahl zum Dienst in Griechenland, daß zuhause in Bayern nicht einmal mehr die wenigen Kader ordentlich exerzieren konnten.[814] Die Enttäuschung der kommandiert oder freiwillig nach Griechenland gezogenen Soldaten blieb aber nicht aus. Leutnant von Tünnermann notierte während eines Wachdienstes an der Türkengrenze nördlich der Thermopylen im September 1837:

„Schlechtes Wetter, Wind mit Regen. Melancholisch geht alles herum, noch mehr ich, da die Zukunft nach den gegenwärtigen Verhältnissen für Griechenland nichts Erbauliches darbietet, und wer in meiner Lage ist, wenig in dem Land, wo man dient, zu erwarten hat und nichts in seinem Vaterlande zu hoffen, der ist zu bedauern. Unzufriedenheit im Land herrscht sehr stark, und alles ist begierig".[815]

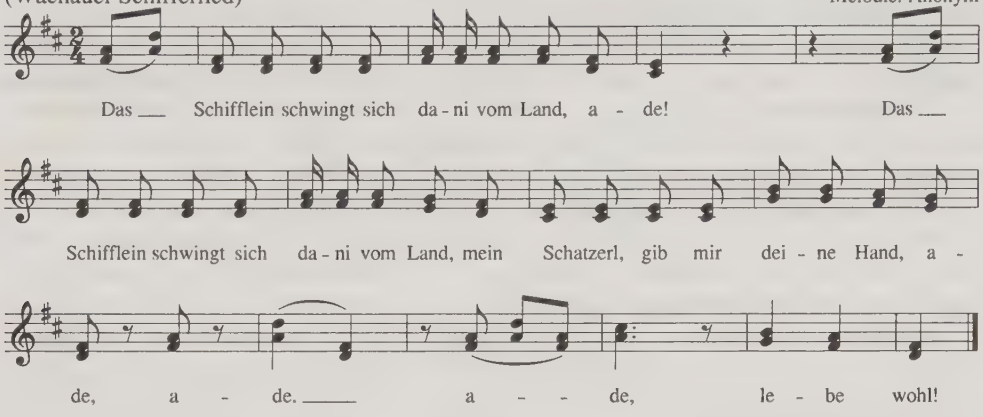
Die anschaulichste Schilderung des Soldatenalltags in Griechenland stammt indessen nicht von einem Zeitgenossen, sondern aus der gelehrten Feder Benno Hubensteiners, der, als ob er selbst dabei gewesen wäre, erzählt: „Unter flirrender Sonne ein weißgebranntes Felsenland, umschlossen von seidenblauem Meer; unsäglich verschmutzte Levante-Nester und verwanzte Quartiere; bayerische Infanteristen, die den Durst verfluchten und sich jeden Tag mit verlaustem Palikarengesindel herumschossen – das war der griechische Alltag".[816]

Die Verluste der Freiwilligentruppe betrugen bis zu 50%, wobei die Allerwenigsten feindlichen Kugeln zum Opfer fielen, sondern vielmehr dem Klima, Ungeziefern und Krankheiten.[817] Die bürokratisch-bornierte Misswirtschaft des Regentschaftsrates ist bekannt;[818] auch in der Zeit der Alleinherrschaft Ottos änderte sich nicht viel: die Bayern wurden immer mehr zu verhaßten Xenokraten, zu Fremdherrschern. Im Oktober 1862 schließlich fegte ein Aufstand das griechische Königspaar vom Thron. Die griechische Expedition hat in den Volksliedern mehr Spuren hinterlassen, als man nach dem episodenhaften Verlauf des Abenteuers vermutet: „Es gab auffällig viele Abschiedslieder und -gedichte der ‚nach Hellas ziehenden Bayern'".[819]

Beispiel 216

Ins Griechenland
(Wachauer Schifferlied)

Text: Anonym, nach 1833
Melodie: Anonym



aus: Das leibhaftige Liederbuch, S. 220f

1. Das Schifflein schwingt sich dani vom Land, ade!
   Das Schifflein schwingt sich dani vom Land,
   Mein Schatzerl gib mir deine Hand, ade, ade!
   Ade, ade, lebe wohl!

2. Das Schifflein schwingt sich hin und her, ade!
   Das Schifflein schwingt sich hin und her,
   Mein Schatzerl siach i nimmermehr, ade, ade!
   Ade, ade, lebe wohl!

3. Jetzt fahren wir ins Griechenland, ade!
   Jetzt fahren wir ins Griechenland,
   Pfüat di God, mei liabes Vaterland, ade, ade!
   Ade, ade, lebe wohl!

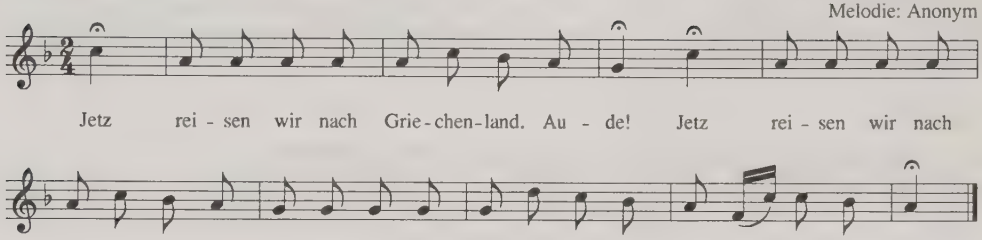
Worterklärungen
dani = dahin, hinweg / siach i = sehe ich / Pfüat di = Behüte dich

Das ist die heute noch sehr verbreitete, bei Wolf Seidl und im Leibhaftigen Liederbuch[820] abgedruckte Fassung des Abschiedsliedes eines bayerischen Soldaten, der um die Jahreswende 1832/1833 mit König Otto nach Griechenland ziehen muß. Die erste Strophe führt in die Irre, indem sie suggeriert, die bayerischen Soldaten hätten sich von einem Schiff aus vom „Schatzerl" verabschiedet, von einem Schiff womöglich, das die Donau hinuntergefahren sei. Der gleichfalls irreführende Nebentitel „Wachauer Schifferlied" bezieht sich auf die Überlieferung „aus Melk" im „Deutschen Volkslied". Es handelt sich um das Bruchstück des folgenden 11strophigen Liedes, das wir für die Originalfassung halten und dem auch der genannte Fehler der ersten Strophe nicht anhaftet.

Beispiel 217[821]

Jetz reisen wir nach Griechenland

Text: Anonym, 1833
Melodie: Anonym



aus: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte ..., S. 172f

1. Jetz reisen wir nach Griechenland. Aude!
   Jetz reisen wir nach Griechenland,
   Pfüet Gott mein liebes Vaterland!
   Aude! Aude! Aude!

2. O Kempten, du verdammtes Nest, aude!
   O Kempten, du verdammtes Nest,
   Du bist zur Zeit mein Unglück g'west!
   Aude! Aude! Aude!

3. O München, du viel schöne Stadt, aude!
   O München, du viel schöne Stadt,
   Wer dich noch nicht gesehen hat!
   Aude! Aude! Aude!

4. Jetzt ziehen wir zur Stadt hinaus, aude!
   Jetzt ziehen wir zur Stadt hinaus,
   Mein Schätzlein sieht zum Fenster raus!
   Aude! Aude! Aude!

5. Schön Schätzlein, reich mir deine Hand, aude!
   Schön Schätzlein, reich mir deine Hand,
   Wir ziehn jetzt fort ins Griechenland!
   Aude! Aude! Aude!

6. Das Händereichen das tut weh, aude!
   Das Händreichen das tut weh,
   Will's Gott, daß ich dich wieder seh?
   Aude! Aude! Aude!

7. Die Bäumlein blühen weiß und rot, aude!
   Die Bäumlein blühen weiß und rot,
   Ich bleib dir treu bis in den Tod!
   Aude! Aude! Aude!

8. Das Mägdlein b'steigt den Kerschenbaum, aude!
   Das Mägdlein b'steigt den Kerschenbaum
   Und schauet, wo der Tag herkam?
   Aude! Aude! Aude!

9. Der Tag der kommt von Osten her, aude!
   Der Tag der kommt von Osten her,
   Wir sehn einander nimmermehr!
   Aude! Aude! Aude!

10. Das Schifflein schwanket hin und her, aude!
    Das Schifflein schwanket hin und her
    Von meinem Schatz seh ich nix mehr!
    Aude! Aude! Aude!

11. O du verdammtes Griechenland, aude!
    O du verdammtes Griechenland,
    Du hast mir meinen Schatz verbannt!
    Aude! Aude! Aude!

Zur zweiten Strophe schreibt Hartmann: „O Kempten, du verdammtes Nest, du bist zur Zeit mein Unglück g'west': dies tadelt wohl den Streit im Jahre 1831 des (seit 1803 mit Bayern verbundenen) Kempten gegen Bayern: ‚Im Jahre 1831 sandte die Stadt Kempten eine von Reichsrat Weibel verfaßte, geharnischte Adresse an die Ständekammer nach München, um gegen eine Censurverordnung der bayerischen Regierung zu protestieren, ohne freilich etwas anderes zu erreichen, als daß die Regierung einen Polizei-Kommissarius nach Kempten sandte und eine peinliche Untersuchung vornehmen ließ." (Max Förderreuther: Die Stadt Kempten, Kempten 1901, S. 186). Diese Erklärung scheint uns nicht stichhaltig zu sein: wir können keinen Zusammenhang zwischen der Zensurverordnung vom 28. Januar 1831 und dem Soldatenabschied erkennen. Wir nehmen statt dessen Kempten als Garnisonsort und München als Sammlungs- und Abmarschort des Anonymus an, der nach der Tendenz des Liedes offensichtlich kein Freiwilliger, sondern ein „Kommandierter" war und dem der Abschied vom Schatz schwer genug fällt. Zum winterlichen Abmarschtermin (Dezember 1832) passen allerdings die blühenden „Bäumlein" in der 7. Strophe weniger;

vermutlich handelt es sich dabei nicht um eine konkrete Jahreszeitenbenennung. Die blühenden Bäume sind in vielen Liedern vielmehr Bestandteil des Abschiedsmotivs; diese Verknüpfung stammt wohl noch aus der Zeit der Kabinettskriege, als der Krieg bevorzugt im Sommer stattfand, die Soldaten die kalte Jahreszeit im Winterquartier verbrachten und erst im Frühjahr wieder ins Feld zogen. Das „Leibhaftige Liederbuch! Vermutet denn auch als Wurzel „ein älteres (schwäbisches) Lied aus dem 18. Jahrhundert (...): ‚Es schwimmt ein Schifflein die Donau hinab, die Rekruten sind darein" (S. 221).

Beispiel 218
Lied der nach Griechenland ziehenden Bayern beim Ausmarsch aus Augsburg 1833

Worte: Anonym, wahrscheinlich nach 1833 / Musik: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus"[822]
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 142

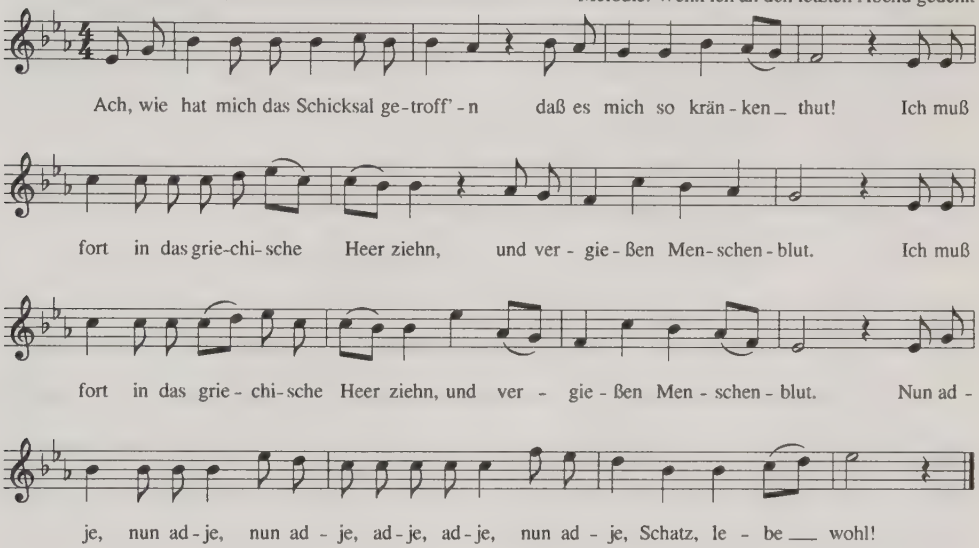
1. Jetzt müssen wir aus Augsburg 'naus, adieh!
   Wir marschieren schon zum Thor hinaus. O weh! Adieh!
2. Schöns Mädigen, reich mir deine Hand! Adieh!
   Wir müssen fort ins Griechenland. O weh! Adieh!
3. Das Händlein reichen fällt mir schwer, adieh!
   Ich sehe dich ja nimmer mehr. O weh! Adieh!
4. Die Kerschlein blühen weiß und rot, adieh!
   Das Griechenland ist unser Tod. O weh! Adieh!
5. Das Schifflein schwanket hin und her, adieh!
   Wir müssen fort übers weite Meer. O weh! Adieh!
6. In Griechenland, da ist es heiß, adieh!
   Da kriegt man nichts als Schaffleischspeis. O weh! Adieh!
7. Was macht denn unser Königssohn? Adieh!
   Er sitzt in Griechenland auf dem Thron. O weh! Adieh!
8. Nun b'hüte dich der liebe Gott, adieh!
   Ich bleib dir treu bis in den Tod! O weh! Adieh!

Rattelmüller vermerkt dazu: „Aus Augsburg marschierten Chevaulegers ab, d.h. sie ritten hinaus, sind dann abgesessen und mußten zu Fuß nach Triest. Von dort wurden sie mit englischen Schiffen nach Griechenland gebracht, wo sie erst wieder – aus Sparsamkeitsgründen – die Pferde bekamen".
Die inhaltliche und formale Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden Lied ist augenfällig, so daß eine gemeinsame Urfassung denkbar wäre; wahrscheinlich ist Nr. 218 später entstanden, darauf deuten außer der Tatsache, daß Otto bereits „auf dem Thron sitzt" auch die vorhandenen Kenntnisse über das griechische Klima und die Besonderheiten der dortigen Verpflegung. Es ist gut möglich, daß die Informationen von im Jahr 1834 zurückgekehrten Kommandierten verbreitet worden sind.

Beispiel 219

Abfahrt der Bayern nach Griechenland
1833

Text: Anonym, 1833
Melodie: Wenn ich an den letzten Abend gedenk



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder 1815-1866, S. 52f

1. Ach, wie hat mich das Schicksal getroff'n
   Daß es mich so kränken thut!
   Ich muß fort in das griechische Heer ziehn,
   Und vergießen Menschenblut.
   Nun Adje, nun adje, nun adje, adje, adje;
   Nun adje, Schatz, lebe wohl!

2. Schatz, ach Schatz, vergieß nicht so viel Blut,
   Handle nicht wie ein Barbar!
   Gedenk an die Christenheit der Lieb,
   Bis der Streit wird seyn gar.
   Nun adje....

3. Ich handle nur nach meiner Pflicht,
   Thu auch nur nach mein Befehl,
   Und das türkische Heer so erbittert strebt
   Nach meinem Leben schnell.
   Nun adje...

4. Schatz, ach Schatz, wir sind nun ganz allein,
   Niemand reicht uns keine Hand,
   Bis wir wiedrum nach Deutschland seyn
   In unser Deutsches Vaterland.
   Nun adje...

5. O wie mancher Vater klaget schon
   Um sein herzallerliebstes Kind!
   Manche Mutter weint um ihren Sohn,
   Weil sie von ihm getrennt!
   Nun adje, nun adje, nun adje, adje, adje,
   Nun adje, Schatz lebe wohl!

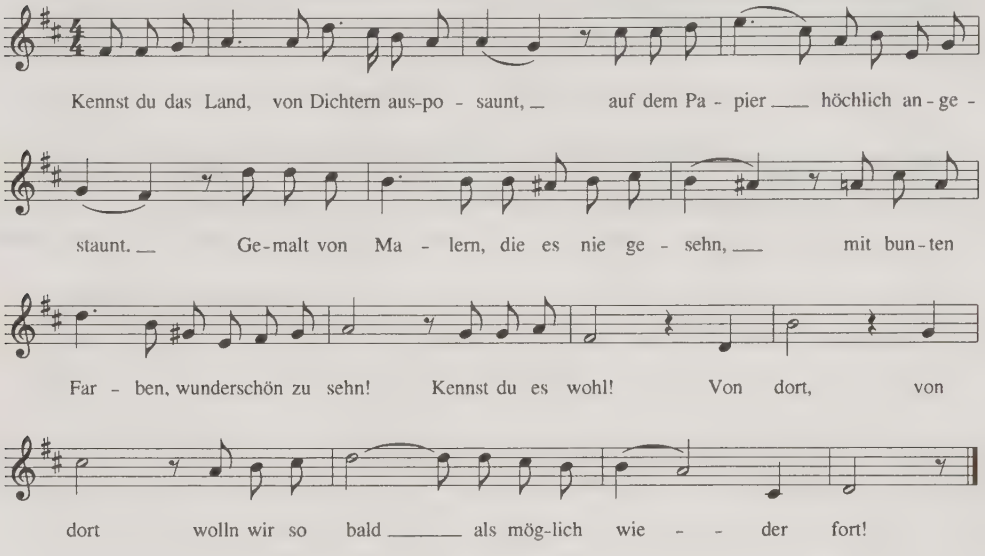
Hier erscheint die Tendenz des Abschiedsliedes weitaus eindringlicher als in den bisher zitierten Beispielen. Schon die formale Gestaltung des Abschiedsmotivs als Wechselgesang zwischen dem Soldaten und dem geliebten Mädchen verleiht dem Lied eine größere Unmittelbarkeit, als sie von der einseitigen Klage eines Abschiedsnehmenden ausgeht. Noch stärker wirkt der beschwörende Appell des Mädchens, „nicht so viel Blut" zu vergießen und an die „Christenheit der Lieb" zu denken, ein im Soldatenlied äußerst seltener Zug von christlichem Pazifismus.

Beispiel 220

Der Freiwilligen Loblied auf Griechenland

Text: Anonym, um 1835

Melodie: nach einer der Melodien zu "Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn"



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 143f

1. Kennst du das Land, von Dichtern ausposaunt,
   Auf dem Papiere höchlich angestaunt,
   Gemalt von Malern, die es nie gesehn,
   Mit bunten Farben, wunderschön zu sehn?
   Kennst du es wohl?
   Von dort, von dort
   Wolln wir so bald als möglich wieder fort!

2. Kennst du das Land, verbrannt vom Sonnenstrahl,
   Gebirge drin, verödet, dürr und kahl?
   Da ist kein Baum, der Schutz dir gibt,
   Wenn heiß die Sonn' dir auf den Scheitel glüht.
   Kennst du es wohl?
   Von dort, von dort
   Wollen wir so bald als möglich wieder fort.

3. Kennst du das Haus, von Schmutz und Kot erbaut,
   Kein Zimmer drin, verödet und versaut,
   Zerbrochne Fenster mit Papier verklebt:
   Das ist das Haus, worin der Grieche lebt.
   Kennst du es wohl?
   Von dort, von dort,
   Wolln wir so bald als möglich wieder fort.

4. Kennst du das Volk, das dieses Land bewohnt,
   Das träg und faul auf ihren Märkten thront,
   Oliven frißt, mit seinen Ahnen prahlt
   Und statt des Goldes nur mit Läusen zahlt?
   Kennst du es wohl?
   Von dort, von dort,
   Wolln wir so bald als möglich wieder fort.

5. Das sind Hellenen, das ist Griechenland!
   Dahin hat die Begeistrung uns verbannt.
   Das ist das Land, wo Goldorangen glühn,
   Wo Läuse wachsen und wo Flöhe blühn.
   Kennst du es wohl?
   Von dort, von dort,
   Wolln wir so bald als möglich wieder fort!

Als Dichter läßt sich wohl ein enttäuschter Philhellene vermuten, der sich mit anfänglicher Begeisterung den Freiwilligenverbänden angeschlossen hatte, sein hehres klassisches Ideal jedoch schon bald mit der rauhen griechischen Wirklichkeit konfrontiert sah. Nicht zufällig wird als Vorlage der Kontrafaktur „Mignons Lied" von Johann Wolfgang von Goethe gewählt, gilt es doch als vollendeter Ausdruck deutscher Klassizität und Italiensehnsucht. „Mignon ist Sendling des Landes, das für Goethe die geistige Heimat der Kunst bedeutet".[823]

1. Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möchte ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt des Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut -
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn![824]

Was verschlägt's, das in Mignons Lied Italien und nicht Griechenland Ziel der Sehnsucht ist, antike Kultur ist alles eins, der Autor kannte das von Winckelmann und Goethe vermittelte Griechenbild, die echten Griechen sollte er jetzt kennenlernen. Sie waren eben keine „marmorne Statuen, und da sie zum größeren Teil überhaupt nicht lesen konnten, hatten sie auch Goethe und Winckelmann nicht gelesen, wußten also auch nicht, wie sich ein Idealgrieche zu benehmen hat. Sie waren weder edel noch einfältig, weder groß noch still. Das letztere schon gleich gar nicht. Wenn sie irgendetwas aus Homers Zeiten herübergerettet hatten, so war es ihre lautstarke Beredsamkeit – und die Klephterie".[825] Diese prosaische Erkenntnis gießt der Dichter in den klassischen Sprachrahmen, verkehrt das sehnsuchtsvolle „Dahin! dahin..." in ein enttäuschtes „Von dort, von dort..." und schafft so durch den Gegensatz von Form und Inhalt ein parodistisches Kunststück. Daß er sich in seinem Ärger im Ton vergreift und das griechische Volk pauschal beschimpft, tut dem keinen Abbruch. Der Anti-Philhellene Jakob Philipp Fallermayer, dessen Slawentheorie heute freilich als widerlegt gilt, der damals zum Entsetzen aller Griechenfreunde geschrieben hatte
„Eure schwärmerische Teilnahme ist verschwendet an ein entartetes Geschlecht, an die Abkömmlinge jener slawischen Unholde, die im fünften, sechsten und in den folgenden Jahrhunderten über das Byzantinische Reich hereinbrachen und die hellenische Nationalität mit Stumpf und Stil ausrotteten"[826]
hat sicher, falls ihm das Lied jemals zu Gesicht gekommen ist, Genugtuung empfunden.
Die häufigen Klagen bayerischer Soldaten über das Ungeziefer mögen ihre Berechtigung haben. So berichtet Carl Wilhelm von Heideck über seinen Antrittsbesuch im Jahr 1826 bei der griechischen Regierung in Ägina:
„Während der Rede des Präsidenten, dem ich auf einige Schritte gegenüber saß, bemerkte ich eine ungeheure Laus, die auf dem stahlgrünen Tuche seiner mit lichtgrauem Pelzwerk verbrämten Jacke hinaufkroch. Vermutlich durch mein unwillkürlich starkes Hinblicken aufmerksam gemacht, sah auch er den unsauberen Gast, und ohne sich im geringsten zu genieren, gab er dem Tier mit dem Mittelfinger seiner rechten Hand einen Schneller. Die Laus verschwand, kam aber, während er noch fortsprach, auf dem karmesinfarbenen, reich in Gold gestickten, mit einem Goldfuchs gezierten Pelz des ihm zur Linken sitzenden Pietro Mavromichalis (Pietrobey) zum Vorschein; in Kurzem hatte er sich zwischen Sammet- und Goldverbrämung hineingearbeitet und ward nicht mehr gesehen. Weniger durch hergebrachte Unreinlichkeit als durch das herumziehende Leben, durch Mangel an Bequemlichkeit und häuslicher Einrichtung waren selbst die höchstgestellten wohlhabenden Familien von solchem im Süden ohnehin wuchernden Ungeziefer geplagt, denn wo es nur möglich ist, trägt sich der Grieche reinlich und hat saubere Wäsche".[827]
Einige Schwierigkeiten bereitete die Auswahl der Melodie. Uns haben Vertonungen von Reichardt, Romberg, Himmel und Beethoven vorgelegen. Wir haben die Melodie von Friedrich Heinrich Himmel ausgewählt, die in einem alten Liederbuch als „sehr verbreitet und fast Volksweise" bezeichnet wird.

Anmerkungen

638 Wir greifen im Folgenden vor allem auf das folgende Buch zurück: Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, Köln 1982.

639 Siehe hierzu das betreffende Kapitel zum deutsch-dänischen Krieg 1864 auf S. 466ff.

640 Der Deutsche Bund bestand im Einzelnen aus folgenden Mitgliedstaaten: dem Kaiserreich Österreich; 5 Königreichen: Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg; dem Kurfürstentum Hessen-Kassel; 6 Großherzogtümern: Baden, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Weimar; 7 Herzogtümern: Nassau, Braunschweig, Sachsen-Koburg-Gotha (seit 1825 durch Erbfolge vereint), Sachsen-Meinungen-Hildungshausen (seit 1825 durch Erbfolge vereint), Sachsen-Altenburg (seit 1825 selbständig), Anhalt-Dessau-Köben (1847 vereint), Anhalt-Bernburg; 10 Fürstentümer: Waldeck, Lippe-Detmold und -Schaumburg, Schwarzburg-Rudolfstadt und -Sonderhausen, Reuß ältere und jüngere Linie, Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, Liechtenstein; der Landgrafschaft Hessen-Homburg (1817 in den Bund aufgenommen) und den 4 freien Reichsstädten: Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a.M.; dazu gehörte ferner das Großherzogtum Luxemburg und (seit 1839) das Herzogtum Limburg, beide in Personalunion mit den Niederlanden, und das in Personalunion mit Dänemark stehende Herzogtum Holstein; also gab es ohne die außerdeutschen Fürsten allein 31 Regenten. Jahn bezeichnete dieses Staatengebilde, das weder seinen noch den Wünschen vieler Zeitgenossen genügte, spöttisch als ein „deutsches Bunt".

641 Franz X. *Vollmer:* Die 48er Revolution in Baden, in: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979, S. 41.

642 Siehe Helmut *Titze:* Die Politisierung der Erziehung, Frankfurt a.M. S. 103.

643 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848/1849, Bd. I S. 45. Zu den Unterdrückungsmaßnahmen der preußischen Regierung siehe ebenda, S. 45f., dsgl. Bernt *Engelmann:* Trotz alledem. Deutsche Radikale 1777-1977, München 1977.

644 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 42.

645 Alexander *Scharff:* 1820-1840. Restauration und Revolution im Ringen um Deutschland und Europa, in: Deutsche Geschichte im Überblick. Ein Handbuch (hrsg.v.) Peter *Rassow,* Stuttgart 1973, S. 418.

646 Siehe Veit *Valentin:* Das Hambacher Nationalfest, Frankfurt a.M., o.J.

647 Zitiert nach Eduard *Fuchs:* Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis 1848, S. 393.

648 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution von 1848/49, S. 144.

649 Dabei waren diese Aufstände keineswegs nur auf Schlesien beschränkt. Siehe hierzu etwa Walter *Wehner:* Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhundert, München 1981 (= Literatur in der Gesellschaft (hrsg.v.) Jochen *Vogt,* Neue Folge, Bd. 3), hier vor allem S.40-100.

650 Rudolf *Stadelmann:* Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, S. 14.

651 Wie man Walter *Wehner:* Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, S. 66ff. entnehmen kann, war es seit 1793 in Schlesien immer wieder zu sozialen Unruhen und Kämpfen gekommen, die von den Webern schließlich sogar auf die Zünfte in Breslau sowie die Maurer und Zimmergesellen in Schmiedeberg übergriffen. Die von Tschischdorf ausgehende Bewegung umfaßte schließlich insgesamt 20 Weberdörfer wie Erdmannsdorf, Buchwald, Berthelsdorf, Fischbach, Maywaldau; es befanden sich schließlich etwa 50.000 Menschen im Ausstand. Der Staat reagierte mit den Läufen seiner Militärgewehre: ein Mann wurde getötet, von elf Verhafteten sechs mit 2-3 Monaten „Zucht- und Arbeitshaus" bestraft. Ein Aufstand von Webern der Grüssauer Gegend im Jahre 1806 wurde – nach der Niederlage Preußens – von französischen Truppen „befriedet". Das Jahr 1826 sah Aufstände der Solinger Schleifer, zwei Jahre später revoltierten die Krefelder Seidenweber, 1830 schließlich protestierten die Oberlausitzer Weber in den Dörfern um Zittau gegen die ihrer Ansicht nach zu hohen Stuhl- und Konzessionsgelder, die sie dem Stadtrat zu entrichten hatten. 1841 erhoben sich die Weber in Ronneburg/Thüringen, 1842 zerschlugen Handweber unter Führung des Gemeindevorstehers, eines kleinen Fabrikanten, in Seifhennersdorf in der Oberlausitz etwa 20 aus England geschmuggelte mechanische Webstühle, zertrümmern die Antriebsmaschinen und brennen die Gebäude nieder. Im August 1843 schließlich entladen sich die sozialen Mißstände in der Oberlausitz in der großen böhmischen Enklave Schirgiswalde in offenen Tumulten, die den Einsatz von sächsischem Militär notwendig machen. Dies sind nur einige Beispiele für Unruhen, die sich auch nach 1844 fortsetzen sollten.

652 Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 52.

653 Achtzehn Jahre später bekamen in Minnesota hungerleidende Santee-Indianer, deren Maisernte durch Schädlinge zugrundegerichtet worden war, auf ihre Klagen und Bitten um Hilfe eine ähnlich Antwort zu hören, was den Santee-Aufstand des Jahres 1862 auslöste, von dem auch zahllose deutsche Siedler – vor allem in der Stadt New Ulm und deren Umgebung – direkt betroffen waren. Walter Wehner: Weberaufstand und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, S. 68 weist dieses Zitat bereits dem 28. März 1793 zu: „Als auslösendes Element bezeichnet man den Ausspruch eines Händlers, die Weber ‚könnten Heu und Stroh fressen', sein Nachbar habe hinzugefügt: ‚Es wird an diesem noch nicht genug sein, jetzt kommt das Grüne, da könnt ihr Gras fressen'".

654 Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 52.

655 Erika *Meyer:* Die Herausbildung der Arbeiterklasse im Spiegel der zeitgenössischen Lyrik, Köln 1979, S. 46.

656 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 229. Siehe auch Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/49, S. 215ff.
657 hier zitiert nach: Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 131f.
658 Der Erinnerung und Glorifizierung deutscher ruhmreicher Vergangenheit sollten etwa auch die von ihm in Auftrag gegebenen Prachtbauten dienen, etwa die Walhalla bei Regensburg oder die Befreiungshalle in Kelheim, aber auch zahllose Bauten in der Residenzstadt München, die jetzt erst die Atmosphäre einer Metropole erhielt.
659 Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 104.
660 Zu Lola Montez und Ludwig I. siehe Reinhold *Rauh:* Lola Montez. Die königliche Mätresse, München 1992; dsgl. Marianne *Winterstetter:* Lola Montez. Die Tänzerin und der König. Romanbiographie, Frankfurt a.M./ Berlin 1993. Sowie: Hermann *Reiter:* Die Revoution 1848/49 in Bayern, Bonn 1998, S. 26ff.
661 Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 138.
662 Wilhelm *Blos:* Die Deutsche Revolution. Nachdruck Berlin/Bonn 1978, S. 73.
663 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 81.
664 Wilhelm *Blos:* Die Deutsche Revolution, S. 113.
665 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, S. 81.
666 Rudolf *Stadelmann:* Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, S. 80.
667 Franz X. *Vollmer:* Die 48er Revolution in Baden, S. 37.
668 Hier kann man also getrost Paul-Ernst *Rattelmüller:* Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 8 widersprechen, wenn dieser behauptet, „unsere (bayerischen) Soldaten sind von ihren Landesherren nie zu Eroberungskriegen mißbraucht worden". Viele Soldaten starben während der unglücklichen napoleonischen Rußlandfeldzugs in den Weiten des angegriffenen Landes, 1848 wurden sie nach Südwestdeutschland transportiert, um bei der Niederschlagung der dortigen Revolution zu helfen.
669 Rudolf *Stadelmann:* Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, S. 129.
670 Fragen an die deutsche Geschichte, S. 98.
671 Rudolf *Stadelmann:* Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, S. 130.
672 Fragen an die deutsche Geschichte, S. 91.
673 Friedrich *Engels:* Revolution und Konterrevolution in Deutschland, in: *Marx/Engels:* Werke, Bd. 8 S. 46.
674 Rudolf *Stadelmann:* Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, S. 135.
675 Fragen an die deutsche Geschichte, S. 93.
676 Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. II S. 467.
677 Nr. 155 des „Beobachters", eines Volksblattes aus Schwaben; Beilage zum Bericht des bayrischen Gesandten von Malzen, 21. Juni, A. München, zitiert nach Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. II S. 508.
678 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/49, S. 226.
679 Ebenda, S. 226.
680 Rudolf *Stadelmann:* Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, S. 185.
681 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. II S. 264.
682 Ebenda, S. 264.
683 Ebenda, S. 265.
684 Wilhelm *Blos:* Die deutsche Revolution, S. 474.
685 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. II S. 296
686 Walter *Grab* / Uwe *Friesel:* Noch ist Deutschland nicht verloren, S. 274.
687 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. II S. 527.
688 Illustrierte Geschichte der Deutschen Revolution 1848/49, S. 408.
689 Friedrich *Engels:* Johann Philipp Becker, in: MEW, Bd. 21 S. 321.
690 Manfred *Messerschmidt:* Die politische Geschichte der preußisch-deutschen Armee, in: Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939, hier Bd. II S. 84.
691 Ebenda, Bd. II S. 114.
692 Ebenda, Bd. II S. 62.
693 Ebenda, S. 75.
694 Ebenda, S. 84.
695 Ebenda, Bd. II S. 9f.
696 Zitiert nach ebenda, S. 112.
697 Ebenda, Bd. II S. 131f.
698 Zu diesen verbotenen Büchern gehörten unter anderem Fichtes „Französische Revolution" und Freiligraths „Glaubensbekenntnis" sowie jegliche politische Vormärzliteratur.
699 Siehe Anmerkung 653.
700 Manfred *Messerschmidt:* Die politische Geschichte der preußisch-deutschen Armee, S. 129.
701 Jörg *Calliess:* Militär in der Krise. Die bayerische Armee in der Revolution (1848/49 (Militärgeschichtliche Studien, Bd. 22), Poppparda/Rhein 1976

702 Zitiert nach Karl *Obermann:* Deutschland von 1815-1849. Lehrbuch der deutschen Geschichte (Beiträge), Bd. 6, Berlin 1961, S. 248.
703 Hervorhebung durch die Autoren.
704 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 429.
705 Ebenda, S. 427f.
706 Als Begründung wurde später vorgebracht, Pfuel sei von den Rebellen „abgesperrt" worden. Tatsächlich aber war es ihm gelungen, sich zum Schloß „durchzuschlagen". Hier sah er sich vor vollendete Tatsachen gestellt und fand die neue Lage vor, die definitiv bleiben sollte.
707 Hervorhebung durch die Autoren.
708 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 430.
709 Eduard *Fuchs:* Die Karikatur der europäischen Völker, Bd. II: Von 1848 bis zur Gegenwart, S. 62.
710 Ebenda, Bd. II S. 62.
711 Siehe hierzu Caesar *von der Ahé:* Die Berichte über die Flucht des Prinzen von Preußen nach England im März 1848, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 4, 1931, S. 119-125.
712 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. II S. 239. Waldeck verlangte darüberhinaus die Aufhebung der Militärgerichte und die sofortige Neuorganisation, Schulz-Wanzleben forderte, daß all diejenigen Offiziere, die den Steinschen Erlaß ablehnten, aus der Armee entlassen werden sollten.
713 Ebenda, Bd. II S. 246.
714 Gunter *Hildebrandt:* Rastatt 1849. Eine Festung der Revolution, S. 31f.
715 Ebenda, S. 32.
716 Ebenda, S. 32.
717 Zu des Letzteren Ehre soll hier nicht verschwiegen werden, daß er sich – obwohl ansonsten ein strikter Befürworter härtester Maßnahmen – in diesem Fall für Milde ausgesprochen hatte und die Hinrichtung scharf mißbilligte.
718 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. II S. 536.
719 Während die Linientruppen von vorneherein fest auf Seiten der Reaktion standen, schien die Landwehr zeitweilig einen Unsicherheitsfaktor zu bilden, wie Manfred *Messerschmidt:* Die politische Geschichte der preußisch-deutschen Armee, in: Deutsche Militärgeschichte Bd. II S. 82f. ausführt: „Zu Beginn der revolutionären Epoche waren sehr viele Angehörige der Landwehr in den wirtschaftlich fortgeschrittenen Provinzen innerlich nicht auf der Seite des Königs. Die Frage war, ob der zu den Fahnen gerufene Landwehrmann als Soldat im Interesse einer Ordnung einzusetzen war, die er als Bürger nicht guthieß". Eine Ursache für das Misstrauen der Militärführung „waren gewiß die bei den Einberufungen gemachten Erfahrungen. In Düsseldorf, Elberfeld, Krefeld, Mühlhausen, Erfurt, Langensalza u.a. kam es zu groben Ausschreitungen und Disziplinwidrigkeiten. In Iserlohn und Prüm gab es Zeughausplünderungen. Einige Wehrmänner des Bataillons Prüm wurden kriegsrechtlich erschossen. (...) Das stehende Heer war trotz der Heranziehung seiner Reserven den anfallenden Aufgaben nicht gewachsen, denn neben der Grenzsicherung, dem Engagement in Schleswig-Holstein, und später in Baden, glaubte man die Linie auch zur Sicherung im Innern verwenden oder bereithalten zu müssen. (...) Der Prinz von Preußen sprach rückblickend (...) davon, das ‚Urtheil' aller Führer der Landwehrkavallerie über ihre Truppe im Jahre 1850 sei ‚schaudererregend'" und unter Anspielung auf die jüngste Vergangenheit bemerkte er: „Im November 1848 wurden zunächst 50 Landwehrbataillone versammelt. Sie kamen leidlich zusammen und setzten den Wühlereien momentan einen Damm entgegen. Allein schon im folgenden Frühjahr hatten diese ein bedeutendes Terrain gewonnen. Ich erinnere an Mühlhausen, Iserlohn, Prüm, Erfurt, anderer Namen nicht zu gedenken". Dennoch stellte ein „Deserteur" wie Dortu insgesamt auch hier eine Ausnahme dar. So spielt 1849 der Kriegsminister von Strotha auf die Treue der Landwehr mit den folgenden Worten an: „Inmitten einer Krisis wie sie so leicht kein Staat zu bestehen gehabt gegenüber den Wühlereien, die kein Mittel unversucht ließen, um das Volk zum Abfall von seinem rechtmäßigen Monarchen zu verleiten, konnte der König ihr vertrauen. Er ruft 50 Bataillone Landwehr aus dem Herzen seines Volkes zusammen und wie mit einem Zauberschlage stehen diese 50.000 Mann unter dem Gewehr! Wahrlich, ein gleich ehrendes Zeichen für die Gesinnung des Volkes als für die wahre Soldatenehre".
720 Neben dem Prinzen Wilhelm trug Ferdinand II. von Neapel, König beider Sizilien mit dem Spottnamen „re bomba" einen ähnlichen Ehrentitel, da er ebenfalls den Volksaufstand hatte zusammenkartätschen lassen.
721 Karl Schurz spielte später als Emigrant, enger Freund und politischer Weggefährte Abraham Lincolns – zudem auch als General der Nordstaatenarmee gegen die Konföderierten – eine Rolle und war während der letzten entscheidenden Indianerkämpfe Ende der 1870er Jahre Innenminister der USA. Auch zahllose andere politische Flüchtlinge wie zum Beispiel Friedrich Hecker oder der zeitweilige Oberbefehlshaber der badischen Revolutionsarmee Franz Sigl bekleideten während der amerikanischen Bürgerkriegs hohe Offiziersränge und hatten wesentlichen Anteil an der Entwicklung der amerikanischen Geschichte.
722 Eduard *Fuchs:* Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 180.
723 Horst *Denkler:* Zwischen Julirevolution (1830) und Märzrevolution (1848/49), in: Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland (hrsg.v.) Walter *Hinderer,* Stuttgart 1978, S. 180.
724 Einen ersten Höhepunkt des Grenres „Politische Lyrik" markieren dabei Georg Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" (1841), die einschlugen, „wie nur jemals Verse haben einschlagen können", so Wilhelm *Blos:* Die deutsche Revolution, S. 36. Theodor *Neef:* Hoffmann von Fallersleben als vaterländischer und politischer Dich-

ter, (Phil. Diss.) Münster i.W. 1912, S. 59 führt zur Verbreitung der Hoffmannschen Lieder einige Zahlen an: „Bis Ende 1842 erlebte der 1. Teil (der „Unpolitischen Lieder" – die Verfasser) zwei, der 2. Teil drei Auflagen. Im ganzen sind bis zu jenem Datum von beiden Teilen über 20.000 Exemplare gedruckt worden. (...) 1844 erschien eine Übersetzung der ‚Unpolitischen Lieder' ins Schwedische, und in demselben Jahr wurden Proben einer englischen Übertragung veröffentlicht". Roland *Schlink:* Hoffmanns von Fallersleben vaterländische und gesellschaftskritische Lyrik, Stuttgart 1981, S. 24 spricht gar von einem „marktbestimmenden Wert" der politischen Lyrik jener Tage.

725 Ein uns vorliegender Katalog 57 des Antiquariats Paul Graupe, Berlin W. 35, Lützowstraße 38 weist allein zum Thema „Das politische Lied" 500 Titel auf, meistens „Flugblätter und Gelegenheitsschriften, die ihres ephemeren Charakters wegen meist schnell der Vergessenheit anheimfielen, aber das Sehnen und Gären im Volke, die Stimmung der damaligen Zeit meist schneller und eindringlicher erkennen lassen, als manches spätere dickleibige Buch. Jedes dieser Stücke dürfte als ‚selten' zu bezeichnen sein (...)".

726 Zitiert nach: Robert *Prutz:* Die politische Poesie vor und nach dem Jahre Achtundvierzig, in: Neue Schriften: Zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, 2 Bde., Halle 1854.

727 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen, Berlin 1947, S. 344f.

728 Vgl. Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, S. 204.

729 Ebenda, S. 204ff. mit weiterem anekdotischen Stoff aus der Feder Wilhelm von Humboldts, der die hessische Restauration ebenfalls als Augenzeuge miterlebt hat,

730 Siehe hierzu etwa das Lied „Tragische Geschichte", das Adelbert von Chamisso in Zusammenarbeit mit August Heinrich Hoffmann von Fallersleben 1822 verfaßte, in welchem die beiden den deutschen Bürger mit dem Zopf, ebendiesem Symbol der Rückschrittlichkeit ausgestattet sehen, dessen er sich trotz all seiner Bemühungen nicht entledigen konnte. Siehe hierzu Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, S. 397.

731 Hein und Oss Kröher haben dem Text in den vergangenen Jahren die Melodie einer „Volksweise" unterlegt, die uns bisher leider noch nicht vorgelegen hat. Das Lied findet sich auf der LP „Hein und Oss singen Lieder vom Hambacher Fest, Frankfurt: Büchergilde Gutenberg, S. 1 Nr. 3.

732 Chamissos Werke in einem Band, S. V.

733 Ebenda, S. VI.

734 Ebenda, S. VI.

735 Siehe hierzu Anmerkung 693.

736 Die Herkunft der Symbolgestalt ist umstritten. Ein ursprünglich angenommener Bezug zum Adjektiv „Michel" = groß gilt als widerlegt. Wahrscheinlich besteht ein Zusammenhang mit der mittelalterlichen Verehrung des Heiligen Michael, des Schutzpatrons der Deutschen. Deutsche Pilgerfahrten zum Mont-Saint-Michel in der Bretagne sollen zuerst zu der Bezeichnung geführt haben. Der erste literarische Beleg findet sich in Sebastian Franks Sprichwörtersammlung aus dem Jahr 1541. Später mutierte der deutsche Michel anscheinend zum Symbol des tölpischen Bauernburschen und wurde im 19. Jahrhundert zum Sinnbild des spießbürgerlichen, völlig unpolitischen deutschen Kleinbürgers, dem nahezu jeder politische Literat der Epoche Texte gewidmet hat. Siehe hierzu Lutz *Röhrich:* Lexikon der sprichwörtlichen Rede, Freuburg/Basel/Wien, 1977 (= Taschenbuchausgabe) Bd. 3 S. 64f., dsgl. Adolf *Stauffen:* Geschichte des Deutschen Michel, Berlin, 1918.

737 Siehe hierzu Uli *Otto:* Ein „Volkslieder"buch. Deutschland, Deutschland über alles???... Hildesheim/Zürich/New York 1984, S. 207-212. Heinrich *von Treitschke:* Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5. Aufl. 1908, Bd. V S. 196 charakterisiert das Verhältnis der Bürger zu ihrem Militär in den damaligen Jahren wie folgt: „Streitigkeiten zwischen Bürgern und Soldaten waren an der Tagesordnung. Die Radikalen verspotteten die Hundetreue der ‚vertierten Söldlinge', und auch die Blätter der gemäßigten Liberalen bezeichneten die Kasernen als ‚Freistätten des Lasters und der Menschenquälerei', die Offiziere als ‚anmaßende Müßiggänger' und das ganze Militärwesen als ‚ein leeres Spiel, das durch Bürgerwehren und Milizen ersetzt werden müßte'".

738 Siehe hierzu etwa S. 554, Lied Nr. 262.

739 Wilhelm *Blos:* Die deutsche Revolution. Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849, Berlin 1893, S. 16.

740 Von der Melodie existieren eine Reihe Varianten. Wie Walter *Wehner:* Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, S. 142 ausführt, wird dadurch hinreichend dokumentiert, „daß das ‚Blutgericht' weder als Lesetext noch als rhetorisch ausgefeilter Vortragsstoff gedacht" ist, „wichtiger erscheint seine aktivierende und solidarisierende Funktion durch den Massengesang". Das Lied wurde in den '60er und '70er Jahren durch verschiedene Aufnahmen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, etwa durch die LP von Peter Rohland: „Lieder deutscher Demokraten", Edition Peter Rohland, T 75 508, S. 2 Nr. 1; „Fiedel-Michel – Deutsche Folklore", Autogram, ALLP 191, hier S. 1 Lied Nr. 3; Hein und Oss Kröher – „Deutsche Lieder 1848/49", Songbird, IC 06231 126, S. 1 Nr. 4; Dieter Süverkrüp: „1848, Lieder der deutschen Revolution", pläne S 11 102, S. 1 Nr. 7 sowie die Hörbeispiel-Kassette zum Unterrichtsprogramm „Revolution und Romantik in Deutschland. Politische und andere Lieder aus der Zeit von 1813-1848, (hrsg.v.) Hartmut *Flechsig,* Regensburg 1980 in der Interpretation der Gruppe „Fortschrott", hier Lied Nr. 9; nicht zuletzt auf der LP „Glasbruch 1848", München: Trikont 1984 in der Interpretation von Walter Moßmann, Wolfram Kunkel und Mechthild Fuchs, um die uns bekannten Interpretationen zu nennen.

741 Wilhelm *Wolff:* Der Aufruhr der Weber in Schlesien. Juni 1844, hier zitiert nach Walter *Wehner:* Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, S. 139.

742 Ebenda, S. 139.
743 Karl *Glossy* (Hrsg.): Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz, Wien 1912, Teil 2, 1843-1847. Brief aus Leipzig vom 29.6.1844.
744 Karl August *Varnhagen von Ense:* Tagebücher. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Bd. 1-15, Leipzig: Brockhaus, Zürich: Meyer und Zeller; Hamburg: Hoffmann und Campe, Berlin: Deutsche Bibliographische Gesellschaft 1861-1905, Nachdruck Bern: Lang 1972, hier Bd. 2, S. 314.
745 MEW, Bd. 1 S. 404, zitiert bei Walter *Wehner:* Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, S. 139.
746 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution 1848-1849, Bd. I S. 52f.
747 Walter *Wehner:* Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, S. 230.
748 Das wohl bekannteste Weber-Lied, nämlich Heinrich Heines „Die schlesischen Weber" wurde in den 70er Jahren ebenfalls durch verschiedene Schallplattenaufnahmen bekannt, so in einer Version der norddeutschen Folkgruppe „Liederjan" in einer Vertonung von Jörg Ermisch auf der LP: „Liederjan – Mädchen, Meister, Mönche", Polydor 2371 876, hier S. 1 Nr. 6, um ein Beispiel zu nennen.
749 Hermann *Rollett:* Lyrisches Wanderbuch, Frankfurt a.M. 1846; Frühlingsboten aus Österreich. Gedichte von Hermann Rollett, Jena 1846; Kampflieder, Leipzig 1848; Republikanisches Liederbuch, Leipzig 1848.
750 Barbara *James* und Walter *Moßmann:* Glasbruch 1848, S. 98.
751 Eine neue Vertonung des Gedichtes findet sich auf der LP von Dieter Süverkrüp: „1848. Lieder der deutschen Revolution, Pläne S 11 102, hier S. 2 Nr. 5.
752 Die Melodie entnahmen wir Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 62 (aus Karl von Holteis Singspiel „Der alte Feldherr", 1825).
753 Die Behörden operierten im unmittelbaren Anschluß mit falschen Zahlen, um die Heldenhaftigkeit der Soldaten zu unterstreichen und das Ausmaß des revolutionären Erfolges zu verschleiern. So wurde die Zahl der Toten in einer am 15. April veröffentlichten amtlichen Verlustliste mit drei Offizieren, 17 Unteroffizieren und Gemeinen angegeben, die Zahl der Verwundeten mit 14 Offizieren, 15 Unteroffizieren, 225 Gemeinen und 1 Lazarettgehilfen, Zahlen, die „von Anfang an als unglaubwürdig bezeichnet worden" sind, so Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. I S. 444, dsgl. Wilhelm *Blos:* Die Deutsche Revolution, S. 161. Ein Bericht des bayrischen Gesandten, Graf Lerchenfeld, daß die Zahl der Toten auf Seiten des Militärs sogar 1100 betragen habe und daß die Soldaten ihre Toten mitgeschleppt und in den Kanälen der Spree versenkt hätten, ist zwar ins Reich der Legende zu verweisen. „Wahrscheinlich bleibt immerhin, daß die Zahl der Toten doch etwas größer war, als amtlich angegeben, und daß eine Reihe Toter sofort begraben worden sind; eine Aufbewahrung von Gefallenen, durch eine Woche hindurch, war ja bei dem warmen Frühlingswetter sowieso kaum möglich. (...) Die auf alle Fälle geringe Zahl der Toten erklärt sich zum Teil aus der schlechten Bewaffnung und dem mangelhaften Schießen der Mehrzahl der Volkskämpfer. Gewiß ist die Zahl der Verwundeten auch mit Absicht amtlich herabgedrückt worden, denn bei Straßenkämpfen pflegt die Zahl der Verwundungen, besonders auch der leichten Verwundungen beim Angreifen groß zu sein". (Veit *Valentin,* Bd. I S. 444f.). Uns erscheint es durchaus wahrscheinlich, daß der „Nimbus" der preußischen Armee größere Verlustzahlen im Kampf gegen die waffen- und ausbildungsmäßig bei weitem unterlegenen Volkskämpfer nicht zuließ.
754 Die Melodie geht, wie Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 62 nach der Untersuchung von Lukas *Richter:* Parodieverfahren im Berliner Gassenlied, in: Deutsches Jahrbuch der Musikwissenschaft IV (1959), S. 60f. aufzeigt, auf die Sperl-Polka des älteren Johann Strauß in der Bearbeitung von August Schaeffer zurück.
755 Ferdinand II. von Sizilien war ebenfalls rigoros und rücksichtslos mit Kanonen gegen das aufständische Volk vorgegangen, was ihm den Beinamen „Re bomba" eintrug. Eine Karikatur, abgedruckt bei Gustav *Kahn:* Europas Fürsten im Sittenspiegel der Karikatur, S. 295, die Ferdinand in persona mit der Lunte an der Kanone zeigt – ähnliche Karikaturen gab es von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (Siehe Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, S. 455) – enthält die „Unterschrift": „Approchez mes bons amis approchez donc (...) Je suis plein de confience en vous et tout disposé à vous faire des concessions! (...)". – „Kommt nur näher, meine lieben Freunde, kommt nur näher! Ich bin voller Vertrauen zu euch und ganz geneigt euch Zugeständnisse zu machen".
756 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters..., Bd. II S. 260ff.
757 Ebenda, Bd. II S. 262.
758 Hartmut *Flechsig:* Revolution und Romantik in Deutschland. Politische und andere Lieder aus der Zeit von 1813 bis 1848. Schülerarbeitsheft S. 8.
759 Dieses Lied hat uns freundlicherweise Barbara James, Bibliothekarin vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i.Br. zugänglich gemacht, die es ihrerseits im Ordner D5 des Arbeiterliedarchivs in Berlin gefunden hat. Es trägt die Überschrift: „Wir wollen ihn nicht haben, den Prinzen Urian. Allerneuestes Volkslied von Nicolaus Becker dem Jüngeren. Zu haben in der Sophien-Str. 5 parterre".
760 Eine Fassung mit Melodie, die Erich Schmeckenbecher und Thomas Friz dem Text unterlegt haben, findet sich auf der LP „Zupfgeigenhansel": Volkslieder 3 – „Im Krug zum Grünen Kranze", pläne, GF 0074, hier S. 2 Nr. 6, dsgl. in Zupfgeigenhansel: Es wollt ein Bauer früh aufstehn. 222 Volkslieder, Dortmund 1978, S. 272f.
761 Entnommen aus DVA A 80 171. Handschriftliches Liederbuch III des Johann Philipp Brühl aus Hennethal, Untertaunuskreis, (begonnen) 1846 (Nassauisches Archiv.) Überschrift im Original: Republikaner-Lied. – In Str. 4 steht im Original „die Knechtschaft", was Steinitz in „der Knechtschaft" verbessert hat.

762 Entnommen aus DVA A 59 036. Aus dem Gleiberger Soldatenliederbuch (Nr. 53). Oberhessische Volkslieder, gesammelt von Otto *Böckel*, Marburg, Heft 3, Nr. 191. (Hess. Arch. A 17 II) – Str. 5/1 im Original: sah *des*, Str. 6/1 im Original: *verzeihe, verzeihe.*

763 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 194.

764 Barbara *James* / Walter *Moßmann:* Glasbruch, S. 100. Als Erklärung für die Zitatstelle von den *wehrlosen Musikanten* führen die Autoren auf S. 102f, an: „ein Vorfall vom September 1848 aus Baden: Einen Tag nach dem Kampf um Staufen habe eine Frau, deren Mann als Aufständischer gefallen war, aus ihrem Fenster einen Schuß auf das Militär abgegeben. Die Soldaten drangen in das Haus ein, fanden dort sechs Musikanten (die Ortsmusik von Weil am Rhein) und machten sie nieder".

765 Eine Kopie des Flugblatt-Originals siehe Hans *Blum:* Die Revolution 1848/49, Beilage.

766 Der Text wurde zudem von Peter Rohland in Noten gesetzt und findet sich auf seiner LP„Lieder deutscher Demokraten", hier S. 1 Nr. 8.

767 Siehe hierzu Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848-1849, S. 330-347.

768 Franz X. *Vollmer:* Die 48er Revolution in Baden, S. 50.

769 Bei verschiedenen Anhängern Heckers war Nadler durch seinen Text allerdings so verhaßt, daß er 1849 beinahe einem Mordversuch zum Opfer gefallen wäre, (vgl. John *Meier:* Volksliedstudien, S. 232).

770 Wilhelm *Blos:* Die deutsche Revolution, S. 205f. Eine Bildersammlung von Rolf Wilhelm *Brednich* weist unter anderem eine Photographie auf, die Porzellanpfeifen mit den Köpfen von Robert Blum, Itzstein und Friedrich Hecker zeigt. Diese Pfeifenköpfe sind Teil der Sammlung Springer, Ettingen und der Städtischen Sammlungen Karlsruhe.

771 Elfriede *Underberg:* Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848/49, Anmerkungsteil auf S. 268ff.

772 Veit *Valentin:* Geschichte der deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. I S. 500.

773 Die Melodie siehe im Anhang.

774 Siehe hierzu: „Der erste Schwurgerichtsfall in Baden, verhandelt zu Freiburg i. Br. Vom 20. bis 30. März 1849". Von I. Staatsanwalt Dr. A. Grosch (Freiburg). Mit Titelbild und Schlußvignette von Kunstmaler W. Haller und 8 Abbildungen, darunter 6 Autotypien nach zeitgenössischen Lithographien oder Photographien, in: „Schau-ins-Land", 1914, 41. Jg. S. 95-108. Gustav von Struve wurde während der Unruhen von 1849 aus der Haft befreit, verließ am 29. Juni 1849 das Land und übersiedelte nach den USA.

775 Elfriede *Underberg:* Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848/49, Anmerkungsteil auf S. 268ff.

776 Zu Robert Blum siehe S. 387.

777 Anonyme Vertonung eines Textes von Wilhelm Hauff, 1822. Das Lied findet sich auf der LP „Glasbruch 1848", hier S. 2 Nr. 4 in einer Version von Mischi Steinbrück, Walter Moßmann und Uli Klan. Die Regensburger Folkgruppe „Passepartout GmbH" hat diesem Lied die Melodie einer schottischen Weise – aus Nova Scotia – mit dem Titel „Ho Ro Mo Nighean Donn Bhóidheach" unterlegt.

778 Barbara *James* / Walter *Moßmann:* Glasbruch, S. 103.

779 Laut *James* / *Moßmann*, S. 107 war „die Weise ‚Die Kugel traf, mich ruft der Tod', als Volksweise bezeichnet, exakt in dieser Form (...) im 19. Jahrhundert nicht zu belegen. (...) Wir fanden die Melodie passend". Als weitere Möglichkeit der Melodieunterlegung geben sie die Weise des „Deutschen Glaserliedes" an. Dazu gab es seit 1825 ein Soldatenlied von Wilhelm Hauff, „Soldatenmuth siegt überall".

780 Barbara *James* / Walter *Moßmann:* Glasbruch, S. 107.

781 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 206-215. Seine Bemühungen um dieses Lied brachten insgesamt 28 Fassungen und 8 Melodievarianten zutage, eine Tatsache, die für die weite Verbreitung dieses Liedes spricht.

782 Mit „Heinz" ist eigentlich Hans Blum gemeint, der spätere Verfasser von „Die deutsche Revolution von 1848-1849". Daneben besaß Robert Blum noch zwei weitere Söhne, Alfred und Richard, sowie eine Tochter mit dem Namen Ida.

783 Siehe S. 256 der vorliegenden Arbeit. Mit des Melodie der schottischen Weise „Bonny Woodhall" nach einer Interpretation der irischen Ex-„Planxty"Musiker Andy Irvine und Paul Brady wurde der Text zudem 1984 von der Regensburger Deutschfolk-Gruppe „Anonym" und befreundeten Musikern auf einer Kassette „Deutschland, Deutschland Über Alles??? Oder: Ich bin Professor gewesen: Jetzt bin ich abgesetzt" (Lieder von Hoffmann von Fallersleben und Zeitgenossen) eingespielt.

784 Es handelt sich hier um das „Mantellied" von Stahr / Holtei. Uns lagen zwei Aufnahmen dieses Liedes vor: Die LP von Hein und Oss Kröher: „Deutsche Lieder 1848/49", S. 2 Nr. 5, daneben die Hörbeispiel-Cassette zum Unterrichtsprogramm: Revolution und Romantik in Deutschland der Gruppe „Fortschrott", hier S. 2 Nr. 8.

785 Zitiert nach: Barbara *James* / Walter *Moßmann:* Glasbruch 1848, S. 111.

786 Zitiert nach: Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. II S. 210.

787 Fröbel selbst führte seine Begnadigung darauf zurück, daß er in einer Broschüre von der Zerstückelung Österreichs abgeraten hatte. Wahrscheinlich aber wollte sich Windischgrätz denn doch nur mit einem Opfer, und zwar dem bedeutenderen, begnügen.

788 Daneben existiert eine Vielzahl weiterer Lieder, deren Melodien größtenteils verloren sind.

789 Auch dem Andenken Wenzel Messenhauers wurde ein Bild gewidmet, welches die Vollstreckung seines Todesurteils zum Thema hat. Wir konnten es in der Graphischen Sammlung *Albertina* in Wien einsehen. Siehe Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, S. 452.

790 Das Lied findet sich auf der LP von Peter Rohland: „Lieder deutscher Demokraten", S. 2 Nr. 2.

791 Außer dem „Kladderadatsch" wurden durch Bekanntmachung vom 13. November 1848 von Wrangel auch die folgenden Blätter suspendiert: „Reform", „Zeitungshalle", „Lokomotive", „Republik", „Volksblätter", „Ewige Lampe" und „Krakehler". Der „Kladderadatsch" erschien trotz des Verbotes auch während des Belagerungszustandes längere Zeit, weil er durch Fliegende Händler verbreitet werden konnte.

792 Wir haben dem Text hier die Melodie unterlegt, die Johannes Cotta 1815 für den Arndtschen Text komponiert hat.

793 Eine andere Fassung findet sich bei Bruno *Kaiser:* Die Achtundvierziger. Ein Lesebuch für unsere Zeit, Weimar 1952, S. 360ff.

794 Bei der Person Weldens wissen wir nicht, um wen es sich handelt.

795 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. II S. 265.

796 Eventuell handelt es sich hier um eine Kontrafaktur auf „Wach auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen".

797 Zitiert nach *Glock:* Badischer Liederhort(1910), Nr. 69, S. 266: „Aus Schallstadt, Amt Freiburg, handschriftliches Liederbuch des Jakob Zöllin von da. Dasselbe wurde geschrieben und war das ‚Freiheitsbüchlein' des Geometers Jakob Bronner von Schallstadt, der sich an dem badischen Aufstand beteiligte und in Sigels Korps eine sog. ‚Hauptmannscharge' bekleidete".

798 Siehe S. 208 der vorliegenden Arbeit.

799 Zitiert nach *Glock:* Badischer Liederhort, Nr. 78 „Das Landauer Lied", S. 66: „Aus Walldorf, Amt Wiesloch, mündlich (nach 1890).

800 Friedrich *Engels:* Die deutsche Reichsverfassungskampagne. „Neue Rheinische Zeitung. Politisch-ökonomische Revue", Hamburg 1850; aus dem Kapitel „Die Pfalz".

801 Wolfgang *Steinitz:* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 196.

802 Von Pfaus „Badischem Wiegenlied" liegen uns verschiedene Aufnahmen mit z.T. verschiedenen Melodien vor, etwa von Hein und Oss *Kröher:* „Deutsche Lieder 1848/49". S. 2 Nr. 7; Liederjan: „Mädchen, Meister, Mönche", S. 2 Nr. 7; Dieter *Süverkrüp:* „1848, Lieder der deutschen Revolution", S. 2 Nr. 9; Hörbeispiel-Cassette zum Unterrichtsprogramm: Revolution und Romantik in Deutschland, S. 2 Nr. 9.

803 Hans J. *Schütz:* Nun, Brüder stehet wie ein Mann, Moldautal-Neunkirchen 1979, S. 273.

804 Barbara *James* / Walter *Moßmann:* Glasbruch 1848, S. 133.

805 Pfau hat das Lied später in keine seiner Gedichtsammlungen übernommen, wohl um eventuellen Schwierigkeiten und Anfeindungen von vornherein aus dem Weg zu gehen. Wie Hans J. *Schütz:* Nun, Brüder, stehet wie ein Mann, S. 274, der sich mit dem Lied genauer auseinandergesetzt hat, anführt, fehlte beispielsweise am „19. April 1857, acht Jahre nach der Niederwerfung des Aufstandes", als das „Züricher Intelligenzblatt" das Lied abdruckte, die letzte Strophe, und auch der Verfasser blieb ungenannt.

806 Barbara *James* / Walter *Moßmann:* Glasbruch 1848, S. 135. Barbara James, Bibliothekarin am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg / Br. hat das Lied in der Universitätsbibliothek Straßburg gefunden. Das Deckblatt siehe auf S. 504 unserer Arbeit. Andere, heute gebräuchlichere Fassungen als diejenige J. Vogels, wie aus dem Deckblatt des Liedes hervorgeht, finden sich etwa bei „Zupfgeigenhansel": Es wollt ein Bauer früh aufstehn, S. 268f., ebenso bei Andreas *Kettel* (Hrsg.): Volksliederbuch, S. 175.

807 Von der Griechenlandbegeisterung des bayrischen Monarchen legen zahlreiche Bauwerke Beispiel ab, die in seinem Auftrag erbaut wurden, so auch die Walhalla, eine Ruhmeshalle bei Donaustauf unterhalb Regensburg. Den Plan, die Büsten der „rühmlich ausgezeichneten Teutschen" in einem Ehrentempel des Vaterlandes zu vereinen, hatte der damals 20jährige Kronprinz Ludwig bereits im Frühjahr 1807 gefaßt, als Napoleon Preußen niedergeworfen hatte. Zwar konnte er als Kronprinz den Bau selbst nicht mehr in Angriff nehmen, doch verwandte er in dieser Zeit seine finanziellen Mittel für die Anschaffung der Büsten. Im Jahr 1814 erließ er einen Aufruf an die deutschen Architekten, Entwürfe für den geplanten Ehrentempel einzureichen, wobei jedoch keine Arbeit seine volle Zustimmung fand. Erst seit 1822 schuf der inzwischen nach München berufene Leo Klenze in Zusammenarbeit mit Ludwig den Plan. Am 18. Oktober 1830, dem 17. Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig wurde der Grundstein gelegt, genau 12 Jahre später fand im Beisein Ludwigs I. und zahlreicher Ehrengäste die Eröffnung statt.

808 Über die Dichtkunst Ludwigs, von der er bereits in früheren Jahren mehrfach Proben gegeben hatte und die sich durch den häufigen Gebrauch von Präsenzpartizipien „auszeichnete", – eine Eigenart, die ihm den Spitznamen „Partizipiendichter" eintrug –, machten sich viele seiner zeitgenössischen „Dichterkollegen" lustig, so August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Franz Digelstedt, Heinrich Heine, Adolf Glaßbrenner, Heinrich Alexander und andere. Ludwigs Gedichte erschienen 1843 in drei Bänden bei Cotta. Eine Sammlung seiner Lieder auf „Lolita" (Lola Montez), darunter eines mit dem Titel „Lolas Busen" wurde in ganz Deutschland handschriftlich verbreitet. Darunter fanden sich Ergüsse wie der folgende: „Tropfen der Seligkeit und Meer von bittern Leiden / Die Italienerin gab – Seligkeit, Seligkeit nur / Lassest du mich entzückend, begeisternd, beständig empfinden. / In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur". (Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. I S. 117. Siehe auch Ulrich *Otto:* Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, S. 255ff.)

809 Max *Spindler:* Handbuch der bayrischen Geschichte, Bd. IV, 1, S. 169. Den folgenden Ausführungen Spindlers, wonach die Griechenpropaganda Ludwigs „wesentlich" dazu beigetragen habe, „die öffentliche Meinung so zu beeinflussen, daß die Großmächte dem tapferen, aber schlecht geführten Volk beispringen mußten", vermögen wir nicht zuzustimmen. Spindler überschätzt hier wohl die Macht der öffentlichen Meinung und den

idealistischen Impetus der Griechenlandpolitik europäischer Großmächte ebenso wie den Einfluß des bayerischen Königs. Griechenland im Befreiungskampf war eher „Zankapfel und Handelsobjekt" (Wolfgang *Seidl:* Bayern in Griechenland, S. 89) der Großmächte, deren Egoismus von einem gelegen kommenden bildungsbürgerlichen Philhellenismus nur notdürftig übertüncht wurde.

810 Max *Spindler:* Handbuch des bayrischen Geschichte, Bd. 4, I S. 169.

811 Wolf *Seidl:* Bayern in Griechenland, S. 108f.

812 Ebenda, S. 112.

813 Ebenda, S. 228.

814 Vgl. Deutsche Militärgeschichte Bd. 4, 2. Teil S. 295.

815 Wolf *Seidl:* Bayern in Griechenland, S. 229.

816 Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, 6. Aufl. München 1977, S. 381.

817 Vgl. Wolf *Seidl:* Bayern in Griechenland, S. 229.

818 Die „Leistungen" des Regentschaftsrates werden heute in einem milderen Licht als früher gesehen; vgl. Max *Spindler:* Handbuch der bayrischen Geschichte Bd. IV, 1, S. 170ff. Spindlers Gewährsmann Wolf Seidl allerdings urteilt differenzierter und kritischer als das „Handbuch".

819 Das Leibhaftige Liederbuch, S. 221. Den Abschied des jungen Königs Otto behandelt ein rührendes vom Kiem Pauli überliefertes Lied, dessen erste Strophe wir zitieren:
„Als Freund komm ich, der Steirer, nach Bayern herein,
Um Zeuge der liebenden Trennung zu sein.
Da tröpfin mir d'Äugerl, da bet ich zum Herrn,
Da geht mei Sunn auf, da leuchtet mei Stern,
Da geht mei Sunn auf, da leuchtet mei Stern".
Zitiert nach *Kiem* Pauli: Sammlung Oberbayerischer Volkslieder, 3. Aufl. München 1965, S. 207f. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe der Soldatenabschiede beziehungsweise Soldatenschicksale.

820 Das Leibhaftige Liederbuch, S.220f.

821 mit der Anmerkung „Mündlich aus Neuburg an der Donau (in bayerisch Schwaben) und aus Niederbayern".

822 Die Melodie siehe S. 239, Nr. 89: „Schills Freischaar".

823 Gabriele *Wirsich-Irwin* (Hrsg.): Klassik (= Die deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung Bd. 7), Stuttgart 1974, S. 119. Die bekannteste Parodie auf „Mignons Lied" dürfte aber zweifellos jener Text darstellen, den Erich Kästner 1928 in seinem Gedichtband „Herz auf Taille" veröffentlichte, und der wohl eines der eindrucksvollsten antimilitaristischen Gedichte ist:

1. Kennst du das Land, wo die Kanonen blühn
Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen!
Dort stehn die Prokuristen stolz und kühn
in den Büros, als wären es Kasernen.

2. Dort wachsen unterm Schlips Gefreitenköpfe.
Und unsichtbare Helme trägt man dort.
Gesichter hat man dort, doch keine Köpfe.
Und wer zu Bett geht, pflanzt sich auch schon fort!

3. Wenn dort ein Vorgesetzter etwas will
– und es ist sein Beruf etwas zu wollen –
steht der Verstand erst stramm und zweitens still.
Die Augen rechts! Und mit dem Rückgrat rollen!

4. Die Kinder kommen dort mit kleinen Sporen
Und mit gezognem Scheitel auf die Welt.
Dort wird man nicht als Zivilist geboren.
Dort wird befördert, wer die Schnauze hält.

5. Kennst du das Land? Es könnte glücklich sein.
Es könnte glücklich sein und glücklich machen!
Dort gibt es Äcker, Kohle, Stahl und Stein
und Fleiß und Kraft und andre schöne Sachen.

6. Selbst Geist und Güte gibt's dort dann und wann!
Und wahres Heldentum. Doch nicht bei vielen.
Dort steckt ein Kind in jedem zweiten Mann,
Das will mit Bleisoldaten spielen.

7. Dort reift die Freiheit nicht. Dort bleibt sie grün.
Was man auch baut – es werden stets Kasernen.
Kennst du das Land, wo die Kanonen blühn?
Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen!

Zitiert nach Erich Kästner: Gesammelte Schriften für Erwachsene. Bd. 1 Gedichte, Zürich 1969. Eine weitere Parodie verfaßtes Ludwig Thoma.

824 Gabriele *Wirsich-Irwin* (Hrsg.): Klassik, S. 120.
825 Wolf *Seidl:* Bayern in Griechenland, S. 117f.
826 Zitiert nach ebenda, S. 44.
827 Zitiert nach Wolf *Seidl:* Bayern in Griechenland, S. 72f.
828 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. I S. 444; dsgl. Wilhelm *Blos:* Die deutsche Revolution, S. 161.
829 Veit *Valentin:* Geschichte der Deutschen Revolution von 1848-1849, Bd. I S. 444f.

Das Zeitalter der Einigungskriege

Heerwesen und Kriegsführung im 19. Jahrhundert

„Nachdem die herrschenden Klassen Europas es sich nach 1814 mühsam wieder in den Sätteln bequem gemacht hatten, aus denen 25 Jahre der Revolution und der Invasion sie beinahe gehoben hätten, war es ihre Hauptsorge, sicherzustellen, daß sich so etwas wie die napoleonische Herrschaft nicht wiederholen würde (...) Wenn eine militärische Schlagkraft, wie sie Napoleon entfaltet hatte, von einer revolutionären Umwälzung der Gesellschaft als Ganzes abhing, dann war dies ein Preis, den die restaurierten Monarchien nicht zu zahlen bereit waren. (...) Für die Dauer eines halben Jahrhunderts kehrten daher die europäischen Heere, soweit sie konnten, zum Grundmuster des 18. Jahrhunderts zurück: ein aristokratisches Offizierskorps und eine lang dienende professionelle Truppe, beide vom Rest der Gesellschaft isoliert gehalten".[830] Freilich konnte man nicht alle unter dem Zwang der napoleonischen Zeit eingeführten Reformen wieder rückgängig machen, vor allem in Preußen nicht; die allgemeine Wehrpflicht blieb, wurde jedoch sehr vorsichtig praktiziert. Einen Aufschwung erlebte dagegen die theoretische Beschäftigung mit dem Kriegswesen. Soldaten jeden Ranges und jeder Nationalität beeilten sich, „ihre Erlebnisse aufzuzeichnen und über die Schlüsse zu schwadronieren, die daraus zu ziehen seien".[831] Das bekannteste militärtheoretische Werk ist zweifelsohne Clausewitz' „Vom Kriege".

Von Clausewitz zu Moltke[832]

Carl von Clausewitz (1780-1831), wie Scharnhorst und Gneisenau kein geborener Preuße, konnte sein Werk „in aller Stille und Abgeschiedenheit" schreiben, als er nach seiner Rückkehr aus dem russischen Heer auf wenig einflußreichen Posten, als Stabschef beim Armeekorps in Koblenz, seit 1818 als Verwaltungsdirektor der Militärakademie in Berlin, Dienst tat. „Vom Kriege" wurde erst nach dem Tod des Verfassers 1832 bis 1834 von dessen Frau herausgegeben und erlebte eine seltsame Wirkungsgeschichte: bei den deutschen Heerführern eher umstritten, häufig mißverstanden,[833] wurde die Theorie von Clausewitz von Marx und Engels in ihrer Bedeutung erkannt, von Lenin ausführlich studiert und genoß noch in jüngerer Zeit „unvergleichliches Prestige" in der UdSSR und in China. Clausewitz trennt den *abstrakten Begriff* des Krieges vom *realen Krieg*. Der Krieg in seiner abstrakten Gestalt hat die Tendenz, sich selbst zu verabsolutieren, und da es sich um einen Akt der Gewalt handelt, gibt es in der Anwendung derselben keine Grenzen:

„So findet in dem abstrakten Gebiet des bloßen Begriffs der überlegende Verstand nirgends Ruhe, bis er an dem Äußersten angelangt ist, weil er es mit einem Äußersten zu tun hat, mit einem Konflikt von Kräften, die sich selbst überlassen sind und die keinen anderen Gesetzen folgen als ihren inneren".[834]

Clausewitz benennt hier das immanent-logische Gesetz des Krieges. Der „absolute" Krieg ist seiner „reinen Natur" nach maßlos und zielt in der Konsequenz auf die Vernichtung des Gegners.[835] Dieser Konsequenz entspricht die Sammlung der Kräfte im Raum:

„Die beste Strategie ist, immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt und demnächst auch im entscheidenden Punkt. Daher gibt es außer der Anstrengung, welche die Kräfte schafft, und die nicht immer vom Feldherrn ausgeht, kein höheres und einfacheres Gesetz für die Strategie, als das: seine Kräfte zusammenzuhalten. – Nichts soll von der Hauptmasse getrennt sein, was nicht durch einen dringenden Zweck davon abgerufen wird".[836]

Der Krieg in seiner abstrakten, absoluten Gestalt ist nicht der Krieg der Realität, der immer hinter dem Absolut-Äußersten zurückbleiben wird. Die Faktoren, die das wirkliche Kriegsgeschehen bestimmen, nennt Clausewitz etwas missverständlich „Friktionen", Reibungen. Der reale Krieg kann schon aus einem Grund nicht mit dem abstrakten Krieg gleichgesetzt werden, weil er immer ein Mittel der Politik ist:

„Wir behaupten dagegen, der Krieg ist nichts anderes als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch seine Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient, und daß die Hauptlinien, an welchen die kriegerischen Ereignisse fortlaufen und gebunden sind, nur seine Lineamente sind, die sich zwischen den Krieg durch bis zum Frieden fortziehen. (...) Hiernach kann der Krieg niemals von dem politischen Verkehr getrennt werden, und wenn dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden gewissermaßen alle Fäden des Verhältnisses zerrissen, und es entsteht ein sinn- und zweckloses Ding".[837] Damit ist der Primat der Politik formuliert. Das Gesicht des realen Krieges bestimmt sich nach dem durch die Politik bestimmten Ziel: je nach dem politischen Zweck kann der Krieg auf die totale Niederwerfung und Vernichtung des Gegners abzielen oder aber auf einen begrenzten Krieg oder nur auf die bewaffnete Beobachtung. Natürlich gilt der Primat der Politik nicht unbeschränkt:

„Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber, er muß sich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muß. Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt".[838]

Der zweite große Militärtheoretiker des 19. Jahrhunderts, Helmuth Karl Graf von Moltke (1800-1891), weicht gerade in der Frage nach dem Primat der Politik von Clausewitz ab und begründet damit eine unheilvolle Tradition, die in gerader Linie zu Ludendorffs Umkehrung zum Primat des Militärs[839] führt. Nach Moltke wirkt die Politik „entscheidend auf den Beginn und das Ende (des Krieges) ein, so zwar, daß sie sich vorbehält, in seinem Verlauf ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem minderen Erfolg sich zu begnügen. Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr".[840]

Das höchste Ziel war für Moltke dabei von vornherein die Niederwerfung des Gegners. Moltke war der Überzeugung, daß „die Zwecke im Krieg nie vollständiger erreicht werden (können), als durch das Gefecht, sein Hauptziel nur durch die Niederwerfung der feindlichen Hauptmacht im freien Felde, also durch die *Schlacht*".[841]

„Moltke machte also – im Gegensatz zu Clausewitz – die Erreichung des Hauptzwecks des Krieges einzig von der Niederwerfung des Gegners in der Schlacht abhängig. Jede nicht auf dieses Ziel ausgerichtete Operation mußte daher als weniger dem Hauptzweck des Krieges dienend und daher als mindere Lösung angesehen werden – gleichgültig, ob sie von dem betreffenden Feldherrn aus freien Stücken so gewollt oder ihm von der Kriegslage oder einer

übergeordneten politischen Gesamtleitung aufgezwungen wurde".[842] Die operative Offensive war das Mittel, um dem Feind die Schlacht aufzuzwingen. Diese Ansicht Moltkes war, „vor allem im Hinblick auf ihre Auswirkungen in den Zeiten nach ihm, äußerst bedenklich. Sie zeigt, daß Moltke in der Tat nicht nur die militärische Operationsführung, sondern den Krieg in seiner Gesamtheit unter militärischem Gesichtspunkt angesehen wissen wollte. Darin irrte er jedoch, denn nicht in jedem Fall ist die Erreichung des eigenen – stets politischen – Haupt-Kriegszwecks von der Niederwerfung der militärischen Hauptmacht abhängig".[843] Moltkes Name ist daneben vor allem mit drei wichtigen militärischen Erkenntnissen verknüpft. Zum einen erkannte Moltke, daß mit dem durch die Wehrpflicht bewirkten quantitativen Wachstum der Heere Führungsprobleme geschaffen wurden, wodurch die Befehlsstruktur in der Weise verändert werden mußte, daß den Teileinheiten größere Freiheit in den taktischen Entscheidungen zukam. „Je höher die Behörde, desto kürzer und allgemeiner werden die Befehle sein, je größer die Hauptabteilungen, je mehr Freiheit muß ihnen gelassen werden".[844]

Aus Befehlen wurden Direktiven: man hatte die „Auftragstaktik" erfunden. Ebenfalls mit der Größe der Heere hängt die zweite Erkenntnis zusammen, die Moltke Popularität und Ruhm einbrachte:[845] in sehr großen Truppenzusammensammlungen sah er eine „Kalamität", die die Bewegungsfreiheit einschränke und zudem Versorgungsprobleme mit sich bringe. „Es sei ein Fehler, alle Kräfte ohne einen ganz bestimmten Zweck und anders als für die Entscheidung zusammenzufassen. Für die Entscheidung könne man freilich niemals stark genug sein und müsse dafür das letzte Bataillon heranziehen. (...) Moltke hielt also an dem Grundsatz fest, daß für die Schlacht die Konzentration der Kräfte notwendig sei. Nur war die von ihm verlangte Konzentration keine Truppenanhäufung auf der Stelle, sondern die konzentrische Bewegung nach vorn, deren ‚idealer' Schnittpunkt nicht vor dem Feind, sondern im Feinde lag".[846] Um dies zu erreichen, waren sorgfältige Planungen vonnöten; dies war Aufgabe des Generalstabes, der unter Moltke zum entscheidenden Planungsinstrument wurde. Schließlich war Moltke derjenige, der die militärische Bedeutung technischer Neuerungen, wie Eisenbahn, Telegraf und Hinterlader, frühzeitig erkannte und in seine Gesamtstrategie mit einbezog.

Technische Neuerungen

Die Sozialgeschichte kennt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Epoche der Industriellen Revolution in Deutschland, und natürlich fanden technische Neuerungen Niederschlag auch im militärischen Bereich. Wir unterscheiden dabei zwischen primärer, das heißt ausschließlich oder vorrangig militärischen Zwecken dienender Technik, wie neuentwickelte Handfeuerwaffen, und sekundären, das heißt militärisch nutzbar gemachten Erfindungen, wie Eisenbahn und Telegraf. Sowohl den primären wie den sekundären Neuerungen standen oft starke Hindernisse entgegen. Freilich mag manchmal der Starrsinn betagter Truppenführer die Einführung einer technischen Neuheit verzögert haben,[847] entscheidender als diese individuell-gefühlsmäßigen Vorbehalte war die Tatsache, daß die Taktik mit der Technik nicht Schritt halten konnte.

Primäre Neuerungen

Was die Einführung neuer Gewehre betrifft, so war die „sprunghafte Eskalation der Waffenentwicklung und das Durcheinander von Feuerwaffen sehr unterschiedlicher Art irritierend".[848] Wir wollen etwas Ordnung in das Durcheinander bringen und versuchen zunächst eine Übersicht:

Gewehrtyp	technische Neuerung	militärische Bedeutung	Einführung
Perkussionsgewehr	Zündung durch Zündhütchen	witterungsunabhängig	ca. 1830
Expansionsgewehr	gezogener Lauf	größere Reichweite	seit 1849 in Frankreich
Zündnadelgewehr	Hinterlader	vereinfachter Ladevorgang	seit ca. 1850 in Preußen
Chassepotgewehr	Mehrlader mit schrittweisen Verbesserungen	größere Reichweite	seit 1870 in Frankreich
M 1871	für Metallpatronen geeignet	verbesserte Treffgenauigkeit	seit 1871 im Deutschen Reich
M 1871 / 84	Mehrlader mit schrittweisen Verbesserungen	höhere Schießgeschwindigkeit	ca. 1885
Gewehr 88			bis 1898
Gewehr 98			im Deutschen Reich

Die Übersicht dokumentiert gleichzeitig die erste Phase „eines eigentlichen Rüstungswettlaufs, bei dem sich die Staaten aufgrund der immer schnelleren technischen Entwicklung in immer kürzeren Zeitabständen durch neue Waffenmodelle und -systeme gegenseitig zu übertrumpfen suchten".[849] Beim gezogenen Gewehr waren an der Innenseite des Laufs spiralförmige Rillen angebracht, die dem Geschoß einen Drill gaben und Reichweite sowie Treffgenauigkeit etwa um den Faktor 5 erhöhten. Allerdings mußten, wollte man die Kugel nicht umständlich „einhämmern", die Geschosse beim Schuß aufgetrieben („expandiert") werden, damit sie in die Züge gepreßt und die Drallwirkung erreicht wurde. Das Expansionsgewehr von Minié funktionierte nach diesem System. Für die innerdeutsche Kriegsgeschichte war die Einführung des Zündnadelgewehrs von Dreyse bedeutsam. Der neue Gewehrtyp hat zweifellos zum preußischen Sieg von 1866 über Österreich beigetragen; kriegsentscheidend war er allerdings nicht.[850] Die Vorteile des ersten Hinterladers mit gezogenem Rohr lagen auf der Hand: man konnte zum einen im Liegen laden und brauchte sich nicht mehr dem Gegner als lebende Zielscheibe anzubieten; zudem konnte man die Feuergeschwindigkeit von eineinhalb Salven pro Minute auf vier bis fünf steigern. Freilich waren die ersten Hinterlader noch ziemlich unhandliche Instrumente, die außerdem durch ihre starke Gasentwicklung beim Abfeuern dem Schützen große Unannehmlichkeiten bereiteten.

Die Artillerie erlebte eine entsprechende Entwicklung. Bis 1860 hatten sich alle europäischen Heere mit Hinterladerkanonen verschiedener Bauart mit gezogenem Rohr ausgerüstet, die auf eine Reichweite von 1000 bis 3000 Meter kamen. Allerdings hinkte hier das preußische Heer hinter den Österreichern und Franzosen her; im Krieg von 1866 befanden sich die Preußen noch in der Umrüstung, weshalb ihre Artillerie verhältnismäßig wirkungslos blieb. Doch veranlaßten die Erfahrungen von 1866 die Preußen zu einem taktischen Umdenken und zur Einführung der von Krupp entwickelten Gußstahl-Hinterlader-Geschütze, die 1870 dann die Schlachtfelder beherrschten. Nachdem die Franzosen den Deutschen mit ihren überlegenen Chassepot-Gewehren die ersten Verluste zugefügt hatten, hielten die preußischen Generäle ihre Infanterie außer Reichweite und bedienten sich der Artillerie, um das französische Heer

zu Boden zu zwingen. 1898 wurde in Deutschland – übrigens gegen entschiedenen Widerstand der Artilleristen – die leichte Feldhaubitze eingeführt, die das indirekte Schießen aus der Deckung ermöglichte; die etwa gleichzeitige Erfindung des Rohrrücklaufs ersparte das erneute Einrichten nach jedem Schuß; auch brachten die Franzosen 1897 eine 75mm-Schnellfeuerkanone heraus, worauf die deutsche Artillerie mit der umgerüsteten Feldkanone 96 „FK. n.A." (= neuer Art) reagierte. Die technische Entwicklung wirkte sich auf die Taktik aus. Die Verbesserung der Handfeuerwaffen hatten eine Auflockerung der Truppenkörper zur Folge. Als taktische Einheit wurde das Bataillon von der Kompanie abgelöst. Es dauerte allerdings einige Zeit, bis sich die taktischen Neuerungen durchgesetzt hatten: noch 1870 hatte das häufig in geschlossenen Formationen kämpfende preußisch-deutsche Heer aufgrund dieser veralteten Taktik ungeheure Verluste zu erleiden, und es sollte noch bis 1888 dauern, bis sich die neue Erkenntnis im Reglement niederschlug:

„Das Feuer geschlossener Verbände ist die Ausnahme. Größere geschlossene Abteilungen können im wirksamsten feindlichen Feuer höchst empfindliche Verluste erleiden. (...) Die zerstreute Ordnung ist jetzt diejenige Form, welche im Gefecht vorzugsweise zur Verwendung kommt. In derselben wird das Gefecht eingeleitet und in den meisten Fällen auch bis zur Entscheidung durchgeführt".[851]

Bei der Artillerie hatte die Vergrößerung der Reichweiten zur Folge, daß die Feldgeschütze nicht mehr wie 1870 aus Entfernungen von wenigen tausend Metern in exponierter Stellung operieren mußten; sie konnten jetzt vielmehr aus einem Abstand von bis zu acht Kilometern und somit aus verdeckten Positionen heraus feuern. Der Krieg von 1870 machte die Artillerie zur gleichberechtigten dritten Hauptwaffengattung und ließ bereits ahnen, was dann der Weltkrieg 1914/18 bestätigen sollte: daß die Artillerie zur bestimmenden und häufig entscheidenden Waffe auf dem Schlachtfeld wurde.[852]

Sekundäre Neuerungen

Neben den waffentechnischen Verbesserungen waren es vor allem drei Faktoren, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts das Militärwesen entscheidend beeinflußten und Veränderungen in der Taktik und in der Strategie bewirkten: der Ausbau der Verkehrswege zu einem immer engmaschiger werdenden Straßennetz, die Eisenbahn und die Telegrafie.

Das Straßenverkehrsnetz „ermöglichte es, alle Waffengattungen, also nicht nur die Artillerie und den Train, auf der Straße marschieren zu lassen. Dadurch blieben nun auch die Großverbände in der für den Kampf benötigten Mischung ihrer Waffengattungen zusammen in den Händen ihrer Führer und konnten so, wie sie gebraucht wurden, auf Straßen hinunter- und nebeneinander marschieren".[853] Es lag nahe, „jedem Korps eine eigene Straße zuzuweisen. Damit erweiterte sich seine bisherige operative Funktion als größte Heeresabteilung, war das Armeekorps *eine naturgemäße strategische Einheit*".[854]

Mehrfachen Vorteil brachte die Eisenbahn: die Truppen konnten weitaus schneller an den Kriegsschauplatz befördert werden als bisher, sie trafen dort in voller Stärke und in gutem physischen Zustand ein, der durch Verwundung und Krankheit notwendig gewordene Austausch der Streitkräfte konnte reibungsloser und rascher vollzogen werden. Als die vielfältigen Abwicklungsprobleme, die der Truppentransport auf der Schiene aufwarf, einmal gemeistert waren – und der preußische Generalstab bekam sie nach 1866 in den Griff –, waren der Heeresgröße nur noch durch die Anzahl der in der Gesellschaft vorhandenen wehrfähigen jungen Männer, die ihrer Einziehung im Wege stehenden politischen und wirtschaftlichen Er-

wägungen und die für ihre Ausbildung, Ausrüstung und Mobilmachung notwendigen Kapazitäten Grenzen gesetzt".[855] Daneben verschwanden mit der Einführung der Eisenbahnen die bisherigen Grenzen der Heeresversorgung. Die bisherige Massierung von Kriegsmaterial an einzelnen, an der Landesgrenze gelegenen, befestigten Punkten war unnötig geworden. „Die Eisenbahn ermöglichte eine aufgelockerte, verstreute Lagerung des Kriegsmaterials über das Gebiet des ganzen Landes, da es schnell von jedem beliebigen Punkt zu jedem beliebigen Punkt transportiert werden konnte. So wurde das ganze Staatsgebiet zu einem einzigen Magazin mit getrennten Lagerräumen".[856] Durch die Eisenbahn wurde insgesamt die operative Beweglichkeit bedeutend erhöht, gleichzeitig aber auch eingeschränkt, da man an die Schienenwege gebunden war. Die Eisenbahnlinien gehörten deshalb im Krieg zu den besonders umkämpften Objekten. Wir zählen die Eisenbahn zu den sekundären militärischen Neuerungen, da sie nicht ausschließlich oder vorrangig für militärische Zwecke geplant und genutzt wurde. In Preußen unterstand Planung und Bau der Eisenbahn nicht dem Generalstab, sondern dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Es konnte allerdings durchaus vorkommen, daß die Entscheidung zum Bau oder die Art der Streckenführung vom Militär mit beeinflußt wurde. Schon 1839 hatte sich der österreichische Feldmarschall Radetzky in einem Gutachten zum Bau der Strecke Venedig-Mailand geäußert:

„Vor allem aber muß ich bemerken, daß (...) alle kleinlichen und einer ängstlichen Festhaltung von Begriffen über Landesverteidigung entlehnten Rücksichten schwinden müssen, die einer solchen Unternehmung nur engherzige Fesseln anlegen würden (...) Ich habe nie eine Eisenbahn gesehen (...), glaube jedoch, daß eine Eisenbahn, in deren Besitz wir uns befinden, militärischen Zwecken nur förderlich sein kann, weil sie uns die Möglichkeit gewährt, große Transportmittel mit unglaublicher Schnelligkeit in Bewegung zu setzen".[857] Es waren also nicht zuletzt strategische Gesichtspunkte, die die Streckenführung der ersten Eisenbahnlinien in Österreich bestimmten: Wien-Prag-Dresden, Wien-Triest, Venedig-Mailand-Comosee und später Wien-Linz-Passau.

Im Jahr 1837 hatte der Amerikaner Morse den elektrischen Telegrafen erfunden, der erstmalig beim Krimkrieg militärisch genutzt wurde. In Deutschland kam es 1845 zum Bau der ersten Leitung von Berlin nach Potsdam für zivile Zwecke, doch bereits 1845 errichtete Preußen auch eine „transportable Feldtelegraphieequipage" für den Bedarf der oberen Führung, die nun Verbindungen vom permanenten Netz zu den wichtigsten Großverbänden herstellen konnte.[858] Die elektrische Telegrafie wurde in den Kriegen des späten 19. Jahrhunderts zum wichtigsten operativen Führungsmittel. Wichtig war dabei, daß durch die Telegrafie „der bisher behauptete Vorteil der inneren Linie grundsätzlich in Frage gestellt war. Dieser Vorteil war ja bisher unter anderem dadurch gegeben gewesen, daß die Streitkräfte enger zusammenstanden als die des Gegners auf der äußeren Linie. Sie konnten daher für die Schlacht schneller zusammengezogen werden als die des Gegners, denn die Versammlung vor der Schlacht war notwendig, solange der Einsatz weit getrennter Heeresteile mit den bisherigen Führungsmitteln – Ordonanzoffizieren, Meldereitern – nicht genau zu koordinieren war. (...) Da diese Koordination durch die Telegraphie nun auch über große Entfernungen hinweg vernommen werden konnte, kam der Vorteil der äußeren Linie zum Tragen. Der Gegner konnte infolge der auseinandergezogenen Aufstellung der eigenen Heeresteile nicht erst aus der Versammlung heraus taktisch – was ja sehr schwierig war –, sondern unmittelbar aus der Operation heraus umfaßt werden".[859] Die Umfassungstaktik, wie sie im Krieg von 1870 von den Preußen angewandt wurde, erhielt, wie leicht einzusehen ist, durch den Telegrafen ein ideales Hilfsmittel.

Solche Umfassungsmanöver erforderten sehr große Massen von Truppen. Die dazu notwendige Vergrößerung des Heeres ist durch die preußische Heeresreform von 1859 eingeleitet worden. Seit 1857 regierte in Preußen, als König, Wilhelm I., der „Kartätschenprinz" von 1849, ein Militärfachmann. 1859 führte Preußen im Zuge des Italienischen Krieges (in den es dann doch nicht eingriff) eine Mobilmachung durch, die schwere Mängel in der preußischen Heeresverfassung sichtbar werden ließ und zum Anstoß für die Heeresreform wurde, welche schon durch eine Denkschrift des Kriegsministers Albrecht von Roon (1803-1879) vom 22. Juli 1858 vorbereitet war. Im Februar 1860 kam das „Gesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst" vor den preußischen Landtag. Es enthielt eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke, was faktisch schon vorher dadurch geschehen war, daß man bei der Demobilmachung 1859 die Kriegsformation hatte bestehen lassen. Die drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr wurden der Linie zugeschlagen, ihre letzten vier Jahrgänge sollten zusammen mit der bisherigen Landwehrreserve (2. Aufgebot) für Festungs- Etappen- und Garnisonsdienst zur Verfügung stehen; damit war die Landwehr endgültig als eigenständiges Institut aufgelöst. „Dies hatte nicht mehr nur militärtechnische Gründe, sondern war zugleich ein hochpolitischer Akt. Das Bürgerheer der Landwehr, das in Scharnhorsts und Boyens Wehrsystem einen besonderen Rang neben dem Königsheer der Linie besaß, sollte getroffen werden. Der Kompromiß der Heeresordnung von 1814, die die wehrpolitische Analogie zum konstitutionellen, monarchisch-parlamentarischen Staat darstellte, wurde angegriffen und die Wehrverfassung dem monarchisch-absoluten Staat angeglichen, in dem das Parlament seiner tragenden Funktionen beraubt und an die Seite geschoben war".[86]

Schließlich sollte noch die Dienstzeit von zwei auf drei Jahre, die jährliche Aushebungsquote von ca. 40.000 auf rund 63.000 Rekruten angehoben werden. Insgesamt bedeutete die Heeresvergrößerung ein Anheben der Friedenspräsenzstärke von 151.000 Mann auf ca. 212.000; 39 neue Infanterie- und 10 neue Kavallerieregimenter konnten aufgestellt werden. Die preußische Heeresreform entwickelte sich bekanntlich zu einer Machtprobe zwischen Armee und liberalem Bürgertum, dem sogenannten preußischen Verfassungskonflikt. Wilhelm I., der schon zum Rücktritt entschlossen war, berief auf Vorschlag Roons Otto von Bismarck, der bereits wenige Tage später vor dem Budgetausschuß des Preußischen Landtages seine berühmt gewordene Blut- und Eisen-Rede hielt:

„Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht; Bayern, Württemberg, Baden mögen den Liberalismus indulgieren, darum wird ihnen doch keiner Preußens Rolle anweisen; Preußen muß seine Kraft zusammenfassen und zusammenhalten auf den günstigsten Augenblick, der schon einigemale verpaßt ist; Preußens Grenzen nach den Wiener Verträgen sind zu einem gesunden Staatsleben nicht günstig; nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden – das ist der große Fehler von 1848 bis 1849 gewesen –, sondern durch Eisen und Blut".[862] Die Mehrheit der Abgeordnetenkammer verweigerte die Etatbewilligung; Bismarck schickte den Landtag nach Hause, ließ die Presse zensieren und regierte ohne Etat. Die Kriegserfolge von 1864 und 1866 beendeten schließlich den Verfassungskonflikt: der Liberalismus beugte sich unter das „Kaudinische Joch". Huldvoll konnte jetzt die Regierung um Indemnität für ihr rechtswidriges Verhalten nachsuchen und mit 230 : 75 Stimmen die Zustimmung des preußischen Abgeordnetenhauses ernten. Befriedigt schrieb Wilhelm I. 1867 an Roon:

„Den größten Lohn haben Sie auf den Schlachtfeldern von 1864 und 1866 geerntet, wo die Gesetzlich-unfertige Armee solche Erfolge erfocht! Es ist gewiß ein Ereigniß ohne Gleichen,

daß eine aus Parthei-Haß verunglimpfte Armee seine (sic!) Parthei-Gegner so aus dem Felde schlagen mußte"!![863]Nach der Roonschen Heeresreform stand Preußen „jetzt in der faktischen Ausnutzung seiner Wehrkraft beispielgebend in Europa da".[864] 1870 konnte der Norddeutsche Bund gegen Frankreich doppelt so viele Soldaten stellen, wie Napoleon nach Rußland geführt hatte: 1,2 Millionen Mann.

Die „vielleicht größte militärische Neuerung des 19. Jahrhunderts"[865] war der preußische Generalstab. Schon unter Scharnhorst ins Leben gerufen, führte der Generalstab in den Friedensjahrzehnten ein von außen wenig beachtetes, im Inneren sehr gemächliches Dasein. Bis in die Sechziger Jahre besaß er keinen Einfluß auf Ausrüstung und Bewaffnung, und selbst bei der Roonschen Heeresreform trat er praktisch nicht in Erscheinung. Der Generalstab war bis dahin eine dem Kriegsministerium nachgeordnete Behörde mit beratender Funktion. Erst als Moltke, der 1857 im Rang eines Generalmajors die Leitung des Generalstabs übernahm, sich an die Reorganisation der Behörde machte, änderte sich die Position. Bereits bei der Mobilmachung 1859 arbeitete der Stab die Fahrpläne für die Truppentransporte aus. Moltke „erkannte die Bedeutung der Zusammenarbeit mit der Eisenbahnverwaltung und den Heeren der verbündeten Nachbarstaaten, sowie den untrennbaren Zusammenhang zwischen Strategie, operativer Planung und Politik. Wichtiger aber noch für die weitere Entwicklung war die Erkenntnis, daß nur er selbst und sein Generalstab die operative Vorbereitung des Krieges durchführen und den obersten Befehlshaber im Kriege bei der Führung der Armee beraten konnten. Ein in die Vorbereitung und Planung nicht ausreichend eingeweihter Oberbefehlshaber aus dem Kreis der Kommandierenden Generäle wäre zur Führung nicht in der Lage gewesen, weil er einfach nicht im Sinne dieser operativen Planung handeln konnte".[866] Die entscheidende Verfügung Wilhelms I., die dem Generalstabschef die Befehlsbefugnis über die Streitkräfte brachte, datiert vom 2. Juni 1866; Wilhelm schrieb an Moltke:

„Ich übersende Ihnen anliegend Abschrift Meiner heute an den Kriegsminister erlassenen Order, wonach von jetzt ab Meine Befehle über die operativen Bewegungen der konzentrierten Armee und ihrer einzelnen Teile durch den Chef des Generalstabes den Kommandobehörden mitgeteilt werden sollen, das Kriegsministerium jedoch gleichzeitig durch Sie in Kenntnis der Vorgänge zu setzen ist".[867] Die Erfolge in den Kriegen von 1866 und 1870 haben das Renomee des preußischen Generalstabs und den populären Ruhm seines Chefs Moltke, nunmehr Generalfeldmarschall, bedeutend gesteigert. Der Primat des Militärs kündigte sich an.

Die deutschen Einigungskriege

Der Krieg von 1864

In Schleswig-Holstein stand seit 1848 die legitimistisch-monarchistische Ordnung altständischer Prägung im Widerstreit mit der nationalen Bewegung von beiden, deutscher und dänischer, Seiten. Das Londoner Protokoll von 1852 sicherte zwar den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg eine Sonderstellung innerhalb des dänischen Gesamtstaates zu, doch schuf dieser internationale Vertrag „ein Provisorium, das ständig gefährdet war durch die Dynamik der nationalen Bewegungen und die politische Empfindlichkeit eines Raumes, an dem die großen Mächte interessiert waren".[868] Der Feldzug gegen Dänemark begann zunächst als eine Art Bundesexekution, mit der König Christian IX. gezwungen werden sollte, die durch die Verfassung von 1863 vollzogene Einverleibung Schleswigs zurückzunehmen.

Die Vorgeschichte

Im Zuge dänischer Bestrebungen, die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg enger an sich zu binden und damit dem dänischen Nationalgefühl entgegenzukommen, war es bereits im Jahre 1848 zu ersten Konflikten gekommen. „Die Schleswig-Holsteiner verlangen die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, die Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und fordern ein deutsches Parlament. Im März 1848 konstituiert sich eine Versammlung aus Patrioten in Rendsburg, bildet eine provisorische Regierung, stellt Truppen auf, besetzt Kiel und Rendsburg. Der dänische König verweigert – zumindest für das Herzogtum Schleswig – einen Beitritt zum Deutschen Bund".[869] Daraufhin machte sich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Forderungen der Schleswig-Holsteiner zu eigen und erteilte seinen Truppen unter Feldmarschall Wrangel den Befehl, zur Unterstützung Herzog Christians von Augustenburg in Holstein einzurücken. Nach der Zerschlagung der Aufstandsbewegungen in Deutschland und Österreich „kommt es zu einer Art Koalitionskrieg gegen Dänemark. Die Dänen haben schon im April 1849 wieder die Feindseligkeiten gegen die Truppen der Herzogtümer aufgenommen. Ein Bundesheer unter dem preußischen General von Prittwitz rückt vor. Am 13. April 1849 werden die Düppeler Schanzen von den Bayern erstürmt, und deutsche Truppen kommen bis an die Wälle der Festung Fredericia. Dort werden sie vernichtend von den Dänen geschlagen. Preußen zieht sich zurück. Die schleswig-holsteinischen Patrioten bleiben allein. Im sogenannten Londoner Protokoll vom 2. August 1850 regeln England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark die Verhältnisse im Bereich Schleswig-Holstein und Dänemark. Die Herzogtümer bleiben bei Dänemark. Der dänische König wird als Herzog von Holstein deutscher Bundesfürst. Die schleswig-holsteinischen Patrioten versuchen – unter Führung des vormals preußischen Generals Willisen – noch einmal gegen Dänemark zu kämpfen, werden aber am 24. und 25. Juli 1850 in der Schlacht bei Idstedt geschlagen".[870] In einem zweiten Londoner Protokoll wird am 8. Mai 1852 Prinz Christian von Glücksburg als präsumptiver Nachfolger Friedrich VII. und König des Dänischen Gesamtstaates von den europäischen Großmächten einschließlich Preußen anerkannt, der erbberechtigte Herzog von Augustenburg läßt sich seine Erbansprüche abkaufen.

Das erstarkende Zentralparlament in Kopenhagen kann in der Folge jedoch nicht dem Versuch widerstehen, sich – unter Aushöhlung internationalen Rechts – Gesetzgebungs- und Finanzrechte in den Herzogtümern einzuräumen, was seit 1855 immer wieder zu geharnischten Protesten seitens des deutschen Bundes und der deutschen Signatarmächte führt. „Die Krise eskaliert mehrfach, und im August 1855 sieht sich der Bundestag gezwungen, dem Dänischen König mit der Bundesexekution in Holstein und Lauenburg zu drohen, falls er die gesamte Staatsverfassung für diese beiden Gebiete nicht wieder außer Kraft setzt. Friedrich VII. unterwirft sich dieser Drohung schließlich. Aber damit wird das Herzogtum Schleswig im Widerspruch zum Londoner Protokoll de facto von Holstein getrennt, was wiederum die Patrioten, die ‚Up ewig ungedeelten' auf den Plan ruft. Auf deutscher Seite wird 1859 der deutsche Nationalverein gegründet, der Motor deutscher Nationalgefühle. Der Deutsche Bund betreibt seine wohlbegründete Interessenpolitik äußerst zögernd. Die Ankündigung der Bundesexekution von 1858 ruht bis 1863. Aber im Juli dieses Jahres sieht er sich angesichts der eskalierenden Verhältnisse gezwungen, das Verfahren wieder aufzunehmen und massive Forderungen an den König von Dänemark zur Rücknahme seiner Bestimmungen für die Herzogtümer zu stellen. (...) Dänemark droht mit dem Austritt aus dem Bund, falls es zu einer Exekution kommt. Nun beschließt der Bundestag am 1. Oktober 1863 die Bundesexekution gegen Holstein und beauftragt neben den beiden deutschen Großmächten auch Sachsen und Hannover, diese zu

vollziehen".[871] Der Feldzug gegen Dänemark begann also zunächst als eine Art Bundesexekution, mit der der dänische König gezwungen werden sollte, die durch die Verfassung von 1863 vollzogene Einverleibung Schleswigs zurückzunehmen.

In der Schleswig-Holstein-Frage fand der deutsche Patriotismus zum ersten Mal seit der Enttäuschung von 1849 wieder ein Betätigungsfeld. Zu den kleindeutschen und großdeutschen Patrioten stießen gar noch, allerdings aus anderen Motiven, die „Partikularisten", denen ein neuer Mittelstaat im Norden Preußens sehr gelegen kam. „Die Schleswig-Holstein-Bewegung von 1863/64 war ein spontaner Aufbruch von Vereinen, Versammlungen, Kundgebungen, ihrem Typus nach eine Agitationsbewegung (...) mit einer Anhängerschaft aus dem Bildungsbürgertum der Mittelstaaten. In ihrer Forderung nach der Erbfolge des Augustenburgers in einem unabhängigen Schleswig-Holstein verbanden sich nationale und rechtsidealistische Ideen, wie es in der politischen Tradition des Liberalismus lag. Tatsächlich war aber die Aktivität der Bewegung in ihrer Beschränkung auf Resolutionen und Proteste ein Ausdruck für die ausweglose Lage, in die die Politik zwischen den beiden Großmächten geraten war",[872] war die sogenannte „schleswig-holsteinische Frage" doch ein Kristallisationspunkt vieler politischer Interessen. Sah die liberale Nationalbewegung in ihr eine Chance der politischen Einigung Deutschlands und der Zusammenführung aller „deutschen Stämme" in einem Staatsverband, verfolgte der preußische Ministerpräsident, Otto von Bismarck vor allem das Ziel, Preußens Territorium zu vergrößern. Für die von Bismarck bestimmte Politik Preußens war die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit also von Anfang an ein Vehikel für die Erweiterung preußischer Machtstellung. Für Österreich galt es dagegen deutsche Präsenz zu demonstrieren; es wollte Preußen nicht allein die fette Beute überlassen; zudem war der Kampf für europäisches Recht gegen nationalrevolutionäre Bewegungen eine Existenzfrage der Donaumonarchie. Dabei war die Aktion gegen Dänemark im eigenen Land nicht besonders populär; der Wiener Gemeinderat protestierte dagegen, der Wiener Bürgermeister Zelinka wurde deshalb von Kaiser Franz Joseph arg zusammengestaucht, wagte dennoch zu widersprechen – und gewann dadurch sehr an Popularität bei den Wienern. Die internationalen Mächte – voran England, Rußland und Schweden – waren vor allem daran interessiert, daß alles beim Alten blieb. Es handelte sich politisch und auch staatsrechtlich um eine der kompliziertesten Fragen in den Staatsbeziehungen des 19. Jahrhunderts. Der englische Außenminister, Lord Palmerstone, hat es einmal so glossiert, daß nur drei Männer diese Frage „in all ihren Verästelungen erfaßt hätten. Der eine sei tot, der andere darüber verrückt geworden, der dritte, er selber, habe alles wieder vergessen".

Zu Beginn des Jahres 1864 zogen preußische und österreichische Truppen an der Eider auf. Preußen hatte schon in den ersten Dezembertagen des vorangegangenen Jahres die 6. und 13. Division mobil gemacht und daraus das 1. Korps unter Prinz Friedrich Karl als Kommandierenden General gebildet. „Der Aufmarsch erfolgt zum großen Teil mit der Bahn, Hannover nutzt die Nähe seiner Truppen aus der Gegend von Lüneburg, Winsen und Harburg, um im Fußmarsch vorzurücken; die österreichische Brigade Gondrecourt wird am 17. Dezember in Prag verladen und erreicht Harburg am 21. Dezember per Schiff. So stehen am 22. Dezember 1863 zur Exekution des Bundestagsbeschlusses folgende Truppen bereit: Die *sächsische Brigade* bei Boitzenburg, die *hannoversche Brigade* bei Harzburg und Lüneburg, die *preußische Brigade* bei Hagenow und Wittenburg sowie die *österreichische Brigade* in Hamburg".[873] Das österreichische Expeditionskorps zählte fünf Brigaden mit insgesamt 20.000 Mann unter dem Kommando des Feldmarschallleutnants Ludwig von Gablenz; die Preußen stellten 24.000 Mann. Von den Dänen weiß man nur soviel, „daß etwa 5000 Mann mit Artillerie beiderseits der von Rendsburg nach Schleswig führenden Straße stehen, weitere 10.000 Mann vermutet man in Schleswig".[874]

Stärke und Gliederung der gegnerischen Armeen

Das 1. preußische Armeekorps unter dem Kommando des Generals der Kavallerie Prinz Friedrich Karl und seinem Generalstabschef Oberst von Blumenthal umfaßte die 6. Infanteriedivision, Kommandeur Generalleutnant von Manstein, mit zwei Infanteriebrigaden unter Generalleutnant von Wintzingerode sowie eine kombinierte Kavalleriedivision mit zwei Brigaden unter Generalmajor zu Münster-Meinhövel. Das Österreichische Korps unter dem Kommandierenden General Feldmarschall-Leutnant Baron Gablenz umfaßte vier Infanterie- und eine Kavalleriebrigade. Die Dänische Armee unter dem Kommando des Generalleutnant de Meza bestand aus drei Infanterie- und einer Kavalleriedivision mit einer Gesamtstärke von etwa 50.000 bis 60.000 Mann.

Der Kriegsverlauf

Der preußisch-österreichische Feldzugsplan richtete sich zunächst darauf, Schleswig als Faustpfand zu besetzen, also kein dänisches Gebiet zu betreten. Maßgebend für den „begrenzten" Kriegsplan waren politische Rücksichten, um die Einmischung neutraler Mächte, die am status quo interessiert waren, hier vor allem Englands, zu verhindern. Überhaupt erscheint der ganze dänische Feldzug als Pendeln zwischen militärischer Zweckmäßigkeit und politischem Kalkül. Demgegenüber beabsichtigte die dänische Strategie in diesem Krieg sich aus einem Verteidigungssystem hinhaltend zu verteidigen und einem Angriff zunächst standzuhalten, „um das vermittelnde oder beschützende Auftreten befreundeter Mächte abzuwarten",[875] auf deren Hilfe man rechnete.

Dem ursprünglich geplanten Umfassungsangriff auf das Danewerk, eine historische Verteidigungsstellung, konnten sich die Dänen entziehen, den verfolgenden Verbündeten stellten sich die starken Festungswerke bei Düppel entgegen. Moltke, von Wilhelm I. als „Beobachter" entsandt und über die politische Begrenztheit des Krieges uninformiert, konnte Wrangel zum Vorrücken nach Jütland bewegen, was einerseits große Aufregung in Berlin und Verärgerung beim österreichischen Bundesgenossen hervorrief, andererseits aber vollendete Tatsachen schuf. Politische Motive ließen jetzt das in Nordschleswig gelegene Düppel als Hauptziel in den Vordergrund treten, während Moltke aus strategischen Gründen die rasche Besetzung Jütlands forderte, da Düppel dann von selbst fallen werde.[876] Es komme vor allem darauf an, das dänische Heer frühzeitig zu stellen und entscheidend zu schlagen, bevor es auf seine Inseln Alsen und Fünen entweichen könne. Doch besaß Moltke zum damaligen Zeitpunkt noch keine Führungspositionen. Nach einem mißlungenen Landungsmanöver gegen die Insel Alsen, den Düppeler Fluchtweg, war ein politisch sauberer Prestigeerfolg dringend notwendig geworden: Am 18. April 1864 erging daher der Befehl zum Angriff auf Düppel, das schon über einen Monat lang belagert worden war. Der Sturm auf die Schanzen forderte, wie nicht anders zu erwarten, hohe Verluste.

Die Dänen zogen sich nach Alsen zurück. Moltke wurde nunmehr mit der Leitung der Operationen beauftragt; sein Plan, die in Jütland stehenden Truppen, die von den Österreichern bisher nur sehr zögernd attackiert worden waren, endlich zu vernichten, um dann direkt nach Fünen überzusetzen, wurde allerdings wiederum aus politischen Gründen modifiziert: anstatt nach Fünen setzte man – diesmal erfolgreich – nach Alsen über und schlug die dortigen Truppen bei Sonderburg. Unmittelbar nach der Eroberung Alsens traf Moltke Vorbereitungen zum Angriff auf Fünen und in Fortsetzung auf Seeland bei Kopenhagen. Doch waren die

Dänen der Kriegshandlungen müde, beim Friedensschluß am 30. Oktober 1864 traten sie Schleswig-Holstein ab. „Trotz der Ausweitung der Exekution zum offenen Krieg hatte diese Auseinandersetzung noch keinen modernen, auf die Vernichtung oder zumindest Niederwerfung der feindlichen Nation gerichteten Charakter. Trotz der lebhaften Anteilnahme der Bevölkerung auf beiden Seiten, der Tatsache, daß es mit dem Schicksal der beiden Herzogtümer eben auch um das politische Schicksal der Schleswig-Holsteiner ging, war es ein Krieg zwischen Regierungen, auf Seiten der Verbündeten im Grunde noch ein Kabinettskrieg. Es kam nicht zum Volkskrieg, zu dem die besonnene Bevölkerung auf beiden Seiten, trotz ihres politischen Engagements, auch gar nicht neigte".[877] Die „Düppeler Schanzen" freilich zählten fortan zu den Ruhmesblättern der preußischen Armee, als frühestes Denkmal der neuen preußischen Tapferkeit. Wir betreiben etwas Denkmalschändung und erzählen eine traurige Geschichte: Der preußische Gefreite Klinke sprengte sich 1864 beim Sturm auf die Düppeler Schanzen in die Luft, um den Erfolg der Erstürmungsaktion zu sichern. Die mittellos zurückbleibende Witwe versuchte später vergeblich eine Pensionszahlung vom preußischen Staat zu erreichen. Der Pionier hatte nämlich bei seiner Heldentat leider vergessen, daß ihm zum Berufssoldaten noch einige Monate Dienstzeit fehlten. Die Heldenwitwe wandte sich schließlich direkt an den preußischen König, in der sicheren Gewißheit, daß dessen Machtwort zugunsten der notleidenden Angehörigen eines Soldaten, der inzwischen schon zur Schulbuchlegende[878] geworden war, ihr zu ihrem Recht verhelfen würde. In einem Schriftstück wurde der Witwe mitgeteilt, daß der preußische König ihre Eingabe dahingehend entschieden habe, daß ihr zum Unterhalt für sich selbst und ihre unmündigen Kinder eine auf Staatskosten hergestellte Drehorgel ausgehändigt werde, die sie in Zukunft in Stand setzen würde, mit Hilfe von Musikdarbietungen an geeigneten Plätzen sich die notwendigen Spendengelder für ihren Lebensunterhalt einzusammeln.

Der Krieg von 1866

Der Weg in den Krieg

Der Status der von Dänemark abgetrennten Herzogtümer war durch den Wiener Frieden nicht geklärt worden. Das Kondominium der beiden Großmächte hatte kaum ein Jahr Bestand. Gegen die annexionistischen Tendenzen Preußens propagierte Österreich die Augustenburger Lösung, erklärte sich jedoch dann zur *Gasteiner Konvention* (14.1.1865) bereit, in der eine Verwaltungsteilung vereinbart wurde. Die Bewohner der Elbherzogtümer aber wollten weder Österreicher noch Preußen werden, sondern forderten einen eigenen Bundesstaat, wohlwollend geduldet von Österreich, für das der abgelegene Außenposten auf die Dauer ohnehin nur schwer zu halten war. „Preußen protestierte. Wien wies die Einmischung zurück. Hoch Augustenburg! Das alles sah ein wenig nach Operette aus, aber dahinter stand blutiger Ernst. Am 28. Februar 1866 beschloß ein Kronrat in Berlin die Vorbereitung des Krieges gegen Österreich. Am selben 28. Februar hielt Franz Joseph eine Militärkonferenz ab. Das zeitliche Zusammentreffen war Zufall, der innere Zusammenhang bestand. Nach Gastein hatte Franz Joseph sich fest vorgenommen, die Preußen nicht zu reizen. Jetzt zeigte es sich, daß man trotz aller Friedensliebe nicht zum Ausgleich mit Preußen kam. Aufgeben wollte Franz Joseph nicht, also mußte man eben doch an den Krieg denken".[879]

Freilich stand hinter der schleswig-holsteinischen Angelegenheit längst der Machtkampf zwischen Österreich und Preußen um die Führung in Deutschland. Über die wahren Motive Bismarcks ist viel diskutiert worden. Mag sein, daß er die friedlichen Möglichkeiten einer

Machtausdehnung Preußens auszuschöpfen versuchte, daß er eine dualistische, also herrschaftsteilige Alternative zum Führungskrieg in Rechnung zog: Der deutsche Krieg hat seine Ursache letztlich im Machtstreben Preußens und wurde von Bismarck bewußt herbeigeführt. Die außenpolitische Konstellation war zudem günstig. England und Rußland hatten den Schwerpunkt ihrer Politik aus Europa wegverlegt und waren beide zudem durch innenpolitische Entwicklungen gebunden.[880] Napoleon III. wünschte den Krieg zwischen Österreich und Preußen, weil er sich davon Vorteile für sich versprach. Schon 1865 hatte er nach dem Gasteiner Vertrag verlauten lassen:

„Ich hätte die Rheingrenze gewinnen können, wenn nicht die beiden Großmächte die Unwürdigkeit begangen hätten, sich einstweilen wieder zu verständigen".[881]

Bismarck schaffte das diplomatische Meisterstück, die französische Neutralität zu erreichen, ohne sich dabei zu einer Gegenleistung zu verpflichten. Der geborene Bündnispartner für Preußen war natürlich Italien, das danach strebte, Venetien vom „habsburgischen Joch" zu befreien. Am 8. April 1866 schloß Preußen mit Italien ein auf drei Monate befristetes Offensiv- und Defensivbündnis. Danach mußte Italien Österreich den Krieg erklären, sobald die preußische Armee mit Kampfhandlungen begonnen hatte. Diese italienische Zusage, die Österreich in den 2-Fronten-Krieg zwang, war den Preußen 120 Millionen Francs wert. Mit dem italienischen Bündnis korrespondierte Bismarcks eigentümlich „bonapartistischer" Vorstoß beim Frankfurter Bundestag. Preußen beantragte, „eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgehende Versammlung (...) einzuberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der deutschen Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beraten".[882]

Diese nationalpopulistische Variante der Bismarckschen Politik erwies sich als geschickter Schachzug, um einerseits die liberale Opposition günstig zu stimmen, mehr noch um Österreich zu treffen, „an dessen Lebensnerv die Idee eines nationalen Parlaments rühren mußte".[883] Die von Bismarck gewünschte Krisensituation trat auch prompt ein, als Österreich energisch protestierte und mit der Bundesmobilmachung drohte. Die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden fiel über die schleswig-holsteinische Frage: am 1. Juni wies die österreichische Regierung die Entscheidung über die Erbfolge in Holstein dem Bund zu. Preußen erklärte daraufhin den Gasteiner Vertrag verletzt und ließ Truppen in Holstein einrücken. Im Gegenzug beantragte Österreich die Mobilisierung der sieben nichtpreußischen Korps der Bundesarmee: dem Antrag wurde mit sechs Stimmen stattgegeben. Preußen sah damit den bisherigen Bundesvertrag als „erloschen" an. „Damit war der *Deutsche Bund* von 1815 *gesprengt* nicht durch die nationale Bewegung, sondern durch den Antagonismus seiner beiden Hauptmächte. (...). *Der Krieg von 1866* nimmt in der deutschen Geschichte eine höchst eigenartige Sonderstellung ein: Er ist einerseits rechtlich ein Akt der Bundesexekution gegen ein Glied des deutschen Bundes, tatsächlich der letzte Krieg deutscher Territorialfürsten untereinander, andererseits eine Phase des deutschen Nationalkriegs, ein ‚Bruderkrieg', nur daß die Nation an ihm innerlich kaum anders als mit wachsendem Entsetzen Anteil genommen hat. (...) Nicht ein nationaler Volkskrieg, kein Revolutionskrieg, sondern ein konventioneller Staatenkrieg steht am Eingang der deutschen Nationalpolitik – schon dies zeigt eine charakteristische Veränderung der politischen Verhältnisse seit 1848 an. Die liberale Nationalbewegung erlebte ihn im Gefühl völliger Ohnmacht und mit gespaltenem Bewußtsein, in Preußen nicht ohne Sympathien für die politische und militärische Kraftentfaltung des kleindeutschen Führungsstaates, in den Mittelstaaten in voller Ratlosigkeit (...)".[884] Schon Monate vor den entscheidenden Junitagen hatte Preußen mit direkten kriegsvorbereitenden Maßnahmen begonnen: Am 27. März 1866 waren die ersten Einheiten der preußischen Armee auf Kriegsfuß gesetzt worden. Öster-

reich schob stärkere Truppenverbände nach Böhmen vor; in den Häfen der Adria bereiteten sich Panzerfregatten auf das Auslaufen vor. Am 26. April wurde die österreichische Südarmee mobilgemacht, Anfang Mai die Nordarmee. „Diese militärischen Vorbereitungen Österreichs, dessen regierende Kreise zwischen dem Wunsch zur Niederwerfung Preußens und der Furcht vor den Folgen eines Krieges hin und her schwankten, gaben Bismarck und der Armeeführung die erwünschten Vorwände für die eigenen Rüstungen. In der Zeit vom 3.5. bis zum 12.5. erfolgte die Mobilmachung der bestehenden 8 Armeekorps und des Gardekorps. Damit war die gesamte preußische Feldarmee auf Kriegsfuß gebracht. Außerdem wurden die Ersatzeinheiten formiert und die Landwehr einberufen".[885]

Operationspläne und Stärkeverhältnisse

Schon 1860 hatte Moltke einen Operationsplan für einen Krieg gegen Österreich entworfen, dessen Offensivvariante eine rechtzeitige Truppenmassierung in Oberschlesien und den Vorstoß nach Wien vorsah; in der Defensivvariante sollte der Schwerpunkt nach Sachsen verlegt werden. Dies war ein durchaus traditioneller Plan, der später modifiziert wurde: erst 1865/66 entstand der berühmt gewordene dezentrale Aufmarschplan, eine Tugend, die aus der Not geboren wurde. Die preußische Regierung wollte nämlich nicht mit der eigenen Mobilmachung vorprellen, so sehr man auch zum Krieg entschlossen war: aus Rücksicht auf die übrigen deutschen Staaten mußte man den Österreichern den Vortritt lassen. So kam es also vor allem darauf an, die Zeitspanne zwischen eigener Mobilmachung und Kampfbereitschaft möglichst klein zu halten. Politische Rücksichten zwangen zu einem breiten, aufgelockerten Aufmarsch an den Grenzen in einer Breite von 400 km. Die Hauptkräfte sollten von der Lausitz, eine schwächere Armee von Schlesien aus unmittelbar nach vollzogenem Aufmarsch den Angriff beginnen. Bei diesem Aufmarsch bewährte sich zum ersten Mal der Eisenbahntransport in großem Umfang. Fünf Eisenbahnlinien von Halle bis Brieg in Schlesien standen zur Verfügung. „In 21 Tagen wurden mit nur ganz geringen Abweichungen vom Plan 197.000 Mann, 55.000 Pferde und 5300 Fahrzeuge über Entfernungen von 200 bis 650 Kilometern befördert".[886] Und wieder griff die Politik als Friktion in den Operationsplan Moltkes ein: „Das Bestreben Wilhelms und des Hofes ging (...) dahin, in den Augen der deutschen Fürsten und der regierenden Kreise der einzelnen Länder nicht als Angreifer zu erscheinen. Deshalb stimmten sie nicht zu, den Truppen nach Abschluß des Abtransports das Überschreiten der Grenze zu befehlen. Der Generalstab war so gezwungen, die Versammlung der vorgesehenen drei Armeen in Konzentrierungsräumen noch auf preußischem Boden und dabei zugleich eine Annäherung der an der sächsisch-preußischen und preußisch-böhmischen Grenze stehenden Truppen vorzunehmen. Durch einen Linksabmarsch der Hauptkräfte und ihre Annäherung an die in Schlesien stehende Armee sollte diese ausgedehnte preußische Aufstellung verringert werden".[887] Ein weiteres Motiv für die Linksziehung ergab sich aus der Tatsache, daß die Österreicher die Hauptmasse ihrer Armee bei Olmütz in Mähren zusammengezogen hatten und von dort aus Oberschlesien bedrohten. Der Generalstab zog daher Teilkräfte aus der Lausitz ab und unterstellte sie der schlesischen Armee. Die bisherige Schwerpunktbildung war damit aufgegeben. Am 18. Juni stand schließlich die preußische Armee von Osten nach Westen in folgender Aufstellung: „Die 2. Armee mit 115.000 Mann im Raum Brieg-Steinau-Waldenburg; die 1. Armee mit 93.000 Mann im Raum Görlitz-Löwenberg-Greiffenberg-Löbau; die Elbarmee mit 46.000 Mann bei Dresden".[888]
Auch in Österreich gab es alte Pläne für den Kriegsfall gegen Preußen, die von der Organisa-

tions- und Operationsabteilung des Kriegsministeriums erarbeitet worden waren und die Konzentrierung der Armee in Böhmen und den Vorstoß nach Berlin vorsahen. An diesem offensiven Konzept hielt man bis zum Februar 1866 fest; dann legte es Franz Joseph höchsteigenhändig mit einem „ad acta"-Vermerk beiseite. „Franz Josephs Forderung in der Militärkonferenz vom 28. Februar lautete: keine Aggression, nur Verteidigung. Preußen sollte vor aller Welt als Angreifer gebrandmarkt werden".[889]

Also erarbeitete man einen neuen Operationsplan in der alten Schule der defensiven Festungsstrategie, die in „festen Punkten" dachte, die zu behaupten seien, ohne deren Besitz der Feind nicht weiter vordringen könne. Der energische, als Truppenführer begabte Erzherzog Albrecht protestierte lautstark gegen den Defensivplan und erreichte damit, daß statt seiner General-Feldzeugmeister Benedek das Kommando über die Nordarmee erhielt. Dieser aber war eine „typisch österreichische Fehlbesetzung. Er weigerte sich auch zunächst, den Oberbefehl zu übernehmen, indem er dem Kaiser rundheraus erklärte: in Oberitalien kenne er jeden Baum bis Mailand, aber in Böhmen wisse er nicht einmal, wo die Elbe fließe; er könne Violine spielen, aber nicht Flöte blasen".[890]

Der Kaiser brauchte mehrere Audienzen und mehrere Helfer, um Benedek umzustimmen. Benedek war der Sieger von San Martino, den die Armee und die öffentliche Meinung liebte; schließlich gab er dem Drängen nach und machte sich unlustig an die Aufgabe, für die er sich überfordert fühlte. Später, nach der verlorenen Schlacht bei Königgrätz konnte er sagen, er habe recht gehabt: „Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin".[891] Der preußische Angriff, auf den man wartete, wurde von Schlesien aus nach Wien vermutet, ganz so, wie es der erste Plan von Moltke vorgesehen hatte. Folglich bildete die österreichische Armee bei Olmütz in der gedachten Operationslinie des Feindes einen Sperriegel; dort erwartete man auch die Entscheidungsschlacht. „Der Gedanke einer statischen Defensive in einer scheinbar gesicherten Aufstellung dominierte so sehr, daß er alle anderen Erwägungen in den Hintergrund drängte".[892]

Von den Verbündeten verlangte man die Anpassung an das österreichische Defensivkonzept: die sächsischen Truppen sollten sich bei Theresienstadt, die Bayern an der oberen Elbe postieren, um so eine gemeinsame Abwehrfront zu bilden. Doch hatten weder Bayern noch Sachsen Lust, ihre Länder dem Feind zu überlassen und statt dessen Böhmen zu verteidigen. Wir geben eine Übersicht über die Stärkeverhältnisse der Armeen:

Österreich und Verbündete

Nordarmee (Benedek)	
Sächsisches Korps (Kronprinz Albert von Sachsen)	22.000
1. Korps (Clam-Gallas)	36.000
2. Korps (Thun-Hohenstein)	34.000
3. Korps (Erzherzog Ernst)	32.000
4. Korps (Festeticz)	31.000
6. Korps (Ramming)	31.000
8. Korps (Erzherzog Leopold)	35.000
9. Korps (Gablenz)	17.000
	268.000
Südarmee (Erzherzog Albrecht)	
Feldarmee = 5., 7. und 10. Korps	78.000
Sicherungskräfte Südtirol	13.000
Sicherungskräfte Istrien und Friaul	16.000
Festungsbesatzungen	36.000
	143.000
Bundestruppen (formell Herzog Karl von Bayern)	

Hannoversche Armee	18.000
Kurhessische Armee	7.000
(bayerisches) Bundeskorps	52.000
(südwestdeutsches) Bundeskorps	42.000
	119.000
Preußen (formell König Wilhelm; de facto Moltke)	
Elbarmee (Bittenfeld)	46.000
1. Armee (Prinz Friedrich Karl)	93.000
2. Armee (Kronprinz Friedrich Wilhelm)	115.000
Mainarmee (Falckenstein)	50.000
	304 000
Italien	
Hauptarmee (König Victor Emanuel; Stabschef: La Marmora)	120.000
Po-Armee (Cialdini)	90.000
Freischaren (Garibaldi)	36.000
	246.000

Auf den drei Kriegsschauplätzen zeigte sich folgendes Stärkeverhältnis:

	Preußen und Verbündete		*Österreich und Verbündete*
Böhmen	1	:	1
Deutschland	1	:	2,5
Italien (nur reguläre Truppen)	2,7	:	1

Gordon A. Craig hat in seinem unlängst erschienenen Buch über die Schlacht bei Königgrätz[893] eine vergleichende Gegenüberstellung der beiden militärischen Hauptkontrahenten vorgenommen, die wir zitieren: „Von den beiden Armeen, die einander in Böhmen begegnen sollten, genoß die österreichische das höhere Ansehen. (...) Die Unerschütterlichkeit der ‚Weißröcke' – so hieß die österreichische Infanterie –, das Selbstbewußtsein der steirischen Jäger und die Durchschlagskraft der ungarischen Kavallerie waren sprichwörtlich. (...) Nichtsdetoweniger war der äußere Anschein von Waffenstärke und Schlagkraft irreführend. Dahinter verbargen sich Mängel in der Organisation, Bewaffnung, Taktik und im Führungssystem der österreichischen Armee, die die Leistungen der Armee im Feldzug von 1866 schwächen mußten. Die österreichische Armee setzte sich theoretisch aus zehn Klassen von je 83.000 Mann zusammen. (...) Unglücklicherweise stand diese Streitmacht freilich nur auf dem Papier. Infolge finanzieller Schwierigkeiten, die seit dem Krimkrieg auf der Monarchie lasteten, konnte die Gesamtstärke nie erreicht werden; die Effektivstärke betrug ständig 20 bis 25 Prozent weniger als man allgemein zugab. Praktisch schwankten auch die Zahlen der einzelnen Jahrgänge, und die Dienstzeit war bei den Waffengattungen verschieden. (...) Aus finanziellen Gründen war auch die Organisation der Reserven unzureichend: es gab kein der preußischen ‚Landwehr' vergleichbares Milizsystem, das weitere Reserven geschaffen, Festungsdienst sowie Aufgaben der öffentlichen Sicherheit in Kriegszeiten verrichtet hätte."[894]

Die Gelegenheiten einer Dienstbefreiung vor allem für Absolventen von Hochschulen und Gymnasien sowie Angehörige bestimmter Berufe „hatten zur Folge, daß das Bildungsniveau bei der Masse der Soldaten unter dem der preußischen Armee lag. Die daraus erwachsenden unvermeidlichen Nachteile wurden noch durch Sprachschwierigkeiten vermehrt. Die Mannschaften der kämpfenden Truppe waren aus allen Provinzen des Vielvölkerstaates genommen und verstanden Deutsch vielfach unvollkommen oder überhaupt nicht. Die Nationalitätenfrage beeinträchtigte auch in einem anderen Punkt die Schlagkraft der Armee. Die Erinnerung an

die Art und Weise, wie sich 1848/1849 mehrere ungarische Einheiten den Rebellen angeschlossen hatten, und das Wissen um das Vorhandensein von Volksgruppen innerhalb der Monarchie, die ähnlich wie die Ungarn dachten, bewirkte, daß man zahlreiche nichtdeutsche Regimenter (Ungarn, Italiener aus Venetien usw.) in Gegenden stationierte, wo sie vom Groll oder der Sympathie der ansässigen Bevölkerung unberührt blieben. Das führte jedoch dazu, daß sich viele Formationen an Orten befanden, die weit von jenen Bezirken entfernt waren, aus denen sie im Kriegsfall ihren Bestand ergänzen sollten. Dies sowie die allgemeine Unzulänglichkeit der Mobilisierungsmaßnahmen kostete die österreichische Armee im Jahr 1866 bei Kriegseintritt sieben Wochen, und schließlich konnten nur 528.000 Mann aufgestellt werden. Unter Abzug der Trosse, Heeresangestellten, Arbeitsmannschaften, Festungsbesatzungen, Kader, der Sicherheitstruppen und Kranken verblieben der Monarchie an kämpfender Truppe nur 320.000 Mann. (...) Von den drei Waffengattungen machte die Kavallerie den größten Eindruck. Ausgezeichnet beritten, auf ihren schweren Schlachtrossen aus den ungarischen Gestüten, hatten sich die drei Kürassierdivisionen in Italien ebenso bewährt wie die drei leichten Divisionen der Husaren, Dragoner und Ulanen. (...) Der Beginn des Krieges von 1866 fand die leichten Kavallerieregimenter mitten in einem Wechsel der Bewaffnung, von der altmodischen Pistole zum verkürzten Infanteriegewehr, und nur die Hälfte der Truppenteile besaß die neuen Waffen, als die Feindseligkeiten begannen. Dies erwies sich jedoch kaum als großer Nachteil, da sich zur gleichen Zeit die preußische Kavallerie nur unvollständig von der Pistole auf den Zündnadelkarabiner umgestellt hatte. An Ausrüstung, Ausbildung und Kampfgeist ließ die österreichische Kavallerie nichts zu wünschen übrig. (...)".[895]

Die österreichische Artillerie hatte „mit der Entwicklung im Zeugwesen besser Schritt gehalten als manche Nachbarstaaten. Die Umstellung von den glatten Geschützen zu gezogenen vier- und achtpfündigen Vorderladern war kurz vor dem Dänischen Krieg beendet worden; im Jahr 1866 besaß die österreichische Armee 736 gezogene und 58 glatte Geschütze (unter letzteren waren 24 Raketengeschütze) gegenüber den 492 gezogenen und 306 glatten Geschützen der Preußen. Je nach der verwendeten Munition hatten die österreichischen Vierpfünder eine Reichweite bis zu 4000 Schritt (3000 m) und die Achtpfünder bis 5000 Schritt (3750 m). In dieser Hinsicht übertrafen sie die kurz zuvor eingeführten preußischen gezogenen Geschütze nicht, und was die Treffsicherheit anlangt, reichten sie vielleicht nicht an jene heran. Andererseits hatten die Österreicher drei wichtige Vorteile vor ihren Gegnern: sie hatten eine bedeutende Übermacht an gezogenen Geschützen; die Kanoniere mußten sich daher nicht erst an die neuen Waffen gewöhnen, und viele Batterien waren in dem Gelände ausgebildet worden, auf welchem die Kämpfe von 1866 ausgetragen werden sollten. Das Terrain war also bekannt, und man schoß vielfach auf ausgemessene Entfernungen. Ungünstiger war die Infanterie dran. Tatsächlich zog sie 1866 mit einer minderwertigen Waffe und überholten taktischen Lehren ins Feld. Die Linienregimenter waren mit dem sogenannten Lorenzgewehr ausgerüstet, einem gezogenen Vorderlader, der mit Kugeln geladen wurde. (...) 1859 hatte es sich dem französischen Infanteriegewehr als überlegen erwiesen. Aber es konnte sich an Feuergeschwindigkeit nicht mit dem preußischen Hinterlader messen; im Konfliktfall mit Preußen mußte die Unterlegenheit ins Gewicht fallen".[896]

Die preußische Armee war „am Vorabend des Krieges (...) ebenso wie die österreichische auf Korpsbasis organisiert. Es gab acht Armeekorps, von denen jedes zwei Infanteriedivisionen, die Reserveartillerie sowie Hilfstruppen (Pioniere, Sanitätseinheiten, Troßfuhrwerk, Feldpolizei usw.) enthielt. Für den Kriegsfall war den einzelnen Divisionen größere Selbständigkeit gegeben, und im Krieg von 1866 war die Korpsstruktur bei einem Großteil der Armee völlig aufgehoben. Jede kriegsstarke preußische Infanteriedivision umfaßte vier Infanteriere-

gimenter, vier Reiterschwadronen, vier Batterien zu je sechs Geschützen und eine oder zwei Pionierkompanien. Normalerweise war die Division 15.000 Mann, 700 Pferde und 24 Geschütze stark. Von den drei Truppengattungen der Armee waren die Kavallerie und die Artillerie 1866 noch nicht zu ihrer vollen Wirksamkeit gelangt; so kam es, daß sich keine der beiden während des Feldzugs in Böhmen besonders hervortun konnte. Die Kunst, die Reiterei richtig einzusetzen, war in den verflossenen Jahren von den preußischen Militärtheoretikern vernachlässigt worden. (...) Von den moderner denkenden Befehlshabern war Prinz Friedrich Karl von Preußen der einzige, der sich ernstlich für die Funktion der Kavallerie im Krieg interessierte, dabei scheint er aber vornehmlich an eine Schlachtenkavallerie gedacht zu haben, die bis zum entscheidenden Augenblick in Reserve gehalten wurde, um erst dann zur Zersprengung und Verfolgung des Gegners herangezogen zu werden. Um dieses Ziel zu verwirklichen, forderte er beständig die Schaffung eines straff organisierten Kavalleriekorps. Sein Rat wurde jedoch nicht befolgt und die preußische Reiterei auf die Infanteriedivisionen aufgeteilt, wo sie weder für die von Friedrich Karl angestrebten Zwecke noch für die anderen für die Kavallerie wichtigen Aufgaben wirksam verwendet werden konnte – wie der Aufklärung und Fühlungnahme mit dem Feind. Die Mängel der Artillerie rührten größtenteils aus der Rückständigkeit und Knickrigkeit der Staatsverwaltung, doch auch die herrschende Kriegslehre trug das Ihre dazu bei. Während der Amtszeit des Generalinspekteurs der Artillerie, General von Hahn (1854-1864), wurde jede Neuerung mit Argwohn betrachtet[897] und, wenn überhaupt, nur mit großer Verzögerung bewilligt. (...) Die Folge davon war, daß die preußische Artillerie im Feldzug 1866 nur beschränkt zur Geltung kam".[898]

Ganz anders sah es bei der Infanterie, der wichtigsten Waffengattung aus. „Diese war, was Menschenmaterial, Ausrüstung und Ausbildung anbelangt, wohl die beste von ganz Europa. Teils verdankte sie ihre Vorzüge der Tatsache, daß der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen unerbittlich befolgt wurde, wodurch in der Armee alle Bevölkerungsteile in ihrem wahren Verhältnis vertreten waren; teils trug auch das vorzügliche staatliche Erziehungssystem dazu bei. Vielleicht war die Bemerkung übertrieben, der preußische Schulmeister habe die Schlacht bei Königgrätz gewonnen, aber zweifellos bestand zwischen dem verhältnismäßig hohen Bildungsniveau der Masse und ihrer Disziplin, Anpassungsfähigkeit und Tapferkeit im Kampf sowie ihrer Vaterlandsliebe ein unmittelbarer Zusammenhang. (...)"[899]

Die Infanterie war zur Gänze mit Hinterladern, konkret dem Zündnadelgewehr des Johann Nikolaus von Dreyse aus dem thüringischen Sömmerda ausgerüstet. „Nach anfänglichem Schwanken gründete sich die Taktik nun fest auf diese Infanteriewaffe. (...) Die Erfahrungen in Dänemark, wo die preußischen Verluste ein Viertel bis ein Zehntel der dänischen betrugen und beträchtlich geringer als die der Österreicher im Kampf mit dem gleichen Gegner, genügten, um in Preußen das Aufkommen einer Richtung, die die Stoßtaktik begünstigte, zu verhindern. Wie es seit den Tagen von Scharnhorst und Gneisenau bei den preußischen Taktikern stets der Fall gewesen war, betonte auch jetzt die anerkannte Lehre die Wichtigkeit des Angriffs, doch forderte sie ein Vorgehen in offener Ordnung und mit gezieltem Feuer. (...) Die Grundeinheit in der neuen Taktik war die Kompanie; Bataillone gingen zum Angriff in parallelen Kompaniekolonnen vor, wobei die vordersten Kompanien in Züge auffächerten und die Plänklerlinie in der Vorhut unterstützten. Diese elastische offene Ordnung war gegen massierte Einheiten beim Angriff und bei der Verteidigung gleich nützlich, vorausgesetzt, daß annehmbare Schußdisziplin bewahrt wurde. Die Bequemlichkeit des Ladens brachte stets die Möglichkeit mit sich, die Truppen ‚schießfreudig' zu machen und sie so zu einem raschen Verbrauch ihres Munitionsvorrates zu verleiten. Dem preußischen Kommandosystem gebührte das Verdienst, daß dies nicht sehr häufig geschehen konnte".[900]

Der „deutsche Krieg" war in Deutschland nicht populär; auch in Preußen nicht. Zahlreiche Petitionen wurden eingereicht, „die Landwehr murrte laut. In Schlesien predigten die Priester von der Kanzel gegen den Krieg. Im Rheinland weigerten sich die Reservisten, die Eisenbahnen zu besteigen. Der Erzbischof von Köln setzte dem König die Gefahren eines deutschen Bruderkrieges auseinander. In Freiligraths westfälischem Sommerlied kommt die düstere Stimmung Deutschlands zum Ausdruck: das Korn rauscht dem Wanderer zu, daß die es nicht ernten werden, die es gesät haben. Ein Frankfurter Abgeordnetentag verkündete, daß ‚Fürsten und Minister, welche diesen unnatürlichen Krieg verschulden', sich eines schweren Verbrechens an der Nation schuldig machten".[901] Eine „geharnischte Terzinenreihe" mit dem Titel „Mai 1866", in der Robert Prutz gegen den Kampf Deutscher gegen Deutsche protestierte, brachte dem Dichter eine dreimonatige Gefängnisstrafe ein. „Vor Gericht hielt er ‚eine begeisterte Standrede für die hohe Mission der Poesie', die zumindest in juristischer Hinsicht die Richter wohl wenig beeindruckte. Abzubüßen brauchte er die Strafe nicht, denn sie fiel kurz darauf unter eine Amnestie".[902] Selbst der preußische Hof war skeptisch: der König war pessimistisch und erklärte, er werde im Falle einer Niederlage abdanken, der Kronprinz war ein ausgesprochener Kriegsgegner. Selbst Bismarck, der den Krieg doch herbeigeführt hatte, war nicht vom Sieg überzeugt. Am 15. Juni 1866 meinte er:

„Der Kampf wird hart sein, Preußen kann verlieren, aber es hat dann wenigstens tapfer und ehrenvoll gefochten. Wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht hierher zurück. Ich falle dann in der letzten Charge. Man kann nur einmal sterben, und ehe man unterliegt, ist es besser, man stirbt".[903] In Österreich war man um nichts weniger kriegsunwillig, dennoch „aus ahnungsloser Frivolität"[904] optimistisch. Am wenigsten sollten diejenigen rechtbehalten, die von einem neuen 30jährigen Krieg sprachen.

Der Kriegsverlauf

Es war Krieg, und die erste Schlacht, die geschlagen wurde, war eine schwere Niederlage der mit den Preußen verbündeten Italiener: der österreichische Erzherzog Albrecht besiegte sie bei Custozza, einem Dorf in der Provinz Verona. Sieger und Besiegte verloren je achttausend Mann. In der ersten Schlacht auf deutschem Boden wurden die Preußen von den Hannoveranern geschlagen.

Die Angreifer mußten zurück. „Drei Attacken hatten die Landwehrmänner des Bataillons Potsdam ausgehalten. Zweimal waren die Cambridge-Dragoner gegen sie angebraust und hatten dabei die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren, und als die hannoverschen Gardekürassiere anstürmten, erging es ihnen ebenso – aber das half nichts, die Preußen mußten zurück. Von einer Kompanie sammelte sich um den Fahnenträger ein letzter Rest – ein Leutnant und dreizehn Mann. Für alles, was vom Bataillon noch übrig war, und das war nicht mehr viel, hieß der Befehl ‚Zurück marsch, marsch'! Die Männer rannten durch ein Gehölz, dann einen Abhang hinunter – er lag im Feuer der feindlichen Geschütze. (...) Alle waren zu Tode gehetzt. Niemand konnte mehr laufen, fast kein Mensch hatte den ganzen Tag etwas Rechtes genossen, und bei der Junihitze war der Durst zum Verzweifeln. Zwei Schwadronen Dragoner jagten heran, hielten 200 Schritt vor ihnen, und ihr Kommandeur forderte die Preußen auf, sich zu ergeben, wenn sie nicht zusammengehauen werden wollten. (...) Die wilde Jagd brach los. Feuer! Pferde stürzten zusammen. Ein Dragoner sprengte in den dichten Knäuel hinein und riß eine ganze Gruppe nieder. Das Pferd überkugelte sich, der Reiter wurde sechs Schritte weit in das Karree geschleudert und flog in die Bajonette. Nun brachen noch mehr Reiter herein.

Pferde, tot oder verwundet, lagen zwischen den Landwehrmännern, wälzten sich vor Schmerzen und schlugen aus. Dutzende liefen auf den Feldern ohne Reiter umher. Der Angriff war abgeschlagen – und weiter ging der Rückmarsch, bergauf und bergab. (...) Die Kräfte schwanden. Männer brachen tot zusammen, unverwundet, von der Überanstrengung getötet. Die anderen schleppten sich weiter, keines Gedankens mehr fähig. (...) Die Hannoveraner hatten gesiegt, aber am nächsten Tag mußte sich ihre ganze Armee ergeben. Über Nacht hatten die geschlagenen Preußen Verstärkungen bekommen, die Hannoveraner waren von einer Übermacht umstellt und von dem erbitterten Kampf erschöpft. Ein Widerstand wäre sinnlos gewesen".[905]

Sowohl von den Österreichern als auch von den Preußen wurde Böhmen von Anfang an als Hauptkriegsschauplatz angesehen. Die Preußen begannen die militärischen Operationen am 16. Juni mit dem Einmarsch der Elbarmee in Sachsen. Die sächsische Armee überließ dem überlegenen Gegner das Land kampflos und zog sich nach Böhmen zurück. In Wien hatte man inzwischen erkannt, daß die weit auseinandergezogene preußische Aufstellung nicht auf einen raschen Durchbruch nach Wien zielte. Benedek verlegte daraufhin die Nordarmee – wenn auch zögernd – nach Böhmen, allerdings nur bis zur Linie Königgrätz – Josefsstadt. Bereits während dieses Marsches traten Versorgungsmängel auf. Nach unsicherem Schwanken über die weitere Vorgehensweise entschloß man sich schließlich auf österreichischer Seite über Gitschin in Richtung Iser gegen die 1. preußische Armee vorzugehen. Schon in den ersten Kampfhandlungen bei Gitschin zeigte sich die preußische Überlegenheit in der Feuerkraft: „Das preußische Zündnadelgewehr hatte sich in dem Gefecht verheerend ausgewirkt, die österreichische, nach wie vor eng massierte, auf den Bajonettkampf abzielende Stoßtaktik hatte sich gegenüber dieser starken Feuerkraft wiederum und in diesem Falle als ganz besonders nachteilig erwiesen".[906]

Benedek zog die Armee nach Königgrätz zurück und telegrafierte nach Wien: „Bitte Eure Majestät dringend, und um jeden Preis Frieden zu schließen, Katastrophe für Armee unvermeidlich". Die Majestät telegrafierte unmißverständlich zurück: „Einen Frieden zu schließen, unmöglich. Ich befehle, wenn unausweichlich, den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden"?

Wieder treffen wir auf den menschenverachtenden Zynismus gekrönter Häupter und ihrer Berater, denen das Staatsprestige mehr gilt als das Leben ihrer Untertanen. Franz Joseph bekam die von ihm gewünschte Schlacht, die als die größte Schlacht gilt, die vor dem 20. Jahrhundert ausgefochten wurde, die Schlacht bei Königgrätz. Auf einer Fläche vom 8 bis 10 Kilometer Breite und 3 bis 5 Kilometer Tiefe kämpften 450.000 Mann. Die österreichische Stellung verlief in weiten Bogen nördlich und westlich von Königgrätz mit überhöhten Artilleriestellungen. Bei der Eröffnung der Schlacht standen den Österreichern zunächst nur die preußische 1. Armee und die Elbarmee gegenüber. Der erste preußische Angriff blieb im Artilleriefeuer von 160 österreichischen Geschützen stecken, der Einsatz der Flügelarmeen verzögerte sich, und die Österreicher machten sich, schlecht koordiniert, zum Gegenangriff bereit. In dieser Situation konnte die inzwischen herangerückte 2. Armee der Preußen ziemlich mühelos von Norden her in die aufgerissene österreichische Flankenstellung vorstoßen, welche die eilig zurückdirigierten Korps nicht mehr zu sichern vermochten.

Der erneute Angriff der 1. preußischen Armee brachte schließlich die Entscheidung; im massierten Schnellfeuer brach der rechte Flügel der österreichischen Aufstellung zusammen. „Die Schlacht endete nicht so, wie sie nach Moltkes Vorstellung hätte enden müssen. Die österreichische Nord-Armee konnte sich, gedeckt durch ihre vorzügliche Artillerie, in einem, historisch einmaligen Einsatz' über die Elbe zurückziehen. Sie räumte das Schlachtfeld noch

in völliger Ordnung und einzelne Verbände setzten sich immer wieder zur Wehr. Hinter der Artilleriedeckung geriet sie jedoch in einen völlig desolaten Zustand. Infolge des preußischerseits im Norden zuwenig tief angesetzten und im Süden überhaupt nicht erfolgten Flankenangriffs konnte sie aber der Vernichtung entgehen. Eine mit großem Elan gerittene Attacke deckte ihren Rückzug. Eine groß angelegte Verfolgung fand nicht statt. Die preußischen Streitkräfte befanden sich in einem Freudentaumel, der sich auf die Ordnung nicht weniger auslösend auswirkte, als die Verzweiflungsstimmung bei den Österreichern"[90]

In Wien rief die Nachricht von der Niederlage Bestürzung und Empörung hervor. Die Schuld an dem Desaster schob man den Truppenkommandanten zu. Baronin Spitzemberg notierte in ihr Tagebuch:

„Am 3. Juli nämlich fand zwischen Josefstadt und Königgrätz die Schlacht bei Sadowa statt, in der die 8 preußischen Armeekorps gegen die 5 österreichischen nach schwerem Kampfe einen großen Sieg erfochten. Der Rückzug artete bald in eine rasende Flucht aus, so daß der Feind eine Unzahl Gefangener und 116 Kanonen erbeutete; 70.000 Mann auf beiden Seiten sind erschossen, in der Elbe ertrunken, verwundet, vermißt oder gefangen; kurz Österreich hat vielleicht noch nie eine solch fürchterliche Niederlage erlitten. (...) Die Preußen rücken mittlerweile in Böhmen und Mähren widerstandslos vor, denn die Nordarmee scheint völlig zersprengt und aufgelöst. Clam-Gallas, Henikstein und Krismanic sind vor ein Kriegsgericht gestellt, denn es scheinen abermals unverantwortliche Fehler in der Führung begangen worden zu sein, wenn auch die Übermacht und besonders die entsetzliche Wirkung des Zündnadelgewehrs die Entscheidung herbeigeführt haben. Unterdessen herrscht in der Bundesarmee die beklagenswerteste Untätigkeit und Verwirrung. (...) O Schmach und Schande"![908]

Das Unerwartete war eingetroffen: Österreichs ruhmvolle Armee erntete Schmach und Schande. Der Volkswitz legte den geschlagenen Soldaten den Satz in den Mund: „Grennt samma, daß die Tapferkeitsmedaillen grad so gscheppert ham", und die Wiener Gassenbuben sangen:

„Die Freiwilligen haben kein' Knopf,
Die Generäle haben kein' Kopf,
Die Minister haben kein Hirn,
So müssen wir alles verliern".

Oskar von Mending, dem Hofe nahestehender hannoverscher Beamter, der seinem König ins österreichische Exil folgte, berichtet über die Stimmung in Wien: „Die Aufregung in Wien war unbeschreiblich. Man verwünschte den Marschall Benedek, welcher unmittelbar vorher noch der Mann des allgemeinen Vertrauens und der Held der aura populis gewesen war. Man schob alle Schuld auf die Unfähigkeit der österreichischen Generale, welche den Dienst ihrer persönlichen Bequemlichkeit nach gesetzt hätten (...). Geradezu lächerlich war die Spionenfurcht und Spionenriecherei, welche zu jener Zeit in Wien epidemisch wurde. Unausgesetzt brachte man Spione ein, welche nur zu oft mit Mühe den Ausbrüchen der Volkswuth entzogen werden konnten und sich dann bei der Untersuchung fast immer als harmlose Reisende entpuppten. (...) Ueberhaupt machte ich die Bemerkung, daß die Wiener überaus geschäftig waren, ihr eigenes Unglück lächerlich zu machen. Zahllos waren die oft sehr beißenden und bis zur höchsten Stelle hin treffenden Scherzworte, welche täglich in Umlauf gesetzt wurden – es schien fast, als ob allgemein eine kaum verhüllte Schadenfreude über die Niederlage der Regierung sich Luft mache. Nirgends bemerkte man eine Spur von ernster Sammlung, wie sie nothwendig gewesen wäre, um ein so großes nationales Unglück würdig zu tragen und seine Folgen muthvoll abzuwenden".[909]

Königgrätz war nicht nur eine österreichische Angelegenheit: das Jahr 1866 hat epochale europäische Bedeutung. Die Zeitgenossen waren sich dessen durchaus bewußt. An der Kurie in

Rom tat Kardinalstaatssekretär Antonelli den berühmt gewordenen Ausspruch: Casca il Mondo – die Welt geht unter. „In der Tat, es stürzte eine Welt ein! Das Jahr 1866 hat in Europa mehr verändert, als irgendein anderes historisches Jahr seit den napoleonischen Kriegen".[910] Wie Gordon A. Craig herausstellt, zählt das Treffen „ganz zweifellos zu den berühmten Siegen. Viele Menschen kamen dabei ums Leben, und als die Kampfhandlungen zu Ende waren, ernteten der Chef des preußischen Generalstabs, Helmuth Graf von Moltke, und seine Befehlshaber ihren verdienten Ruhm. Doch dieses Ereignis ist in noch anderer Hinsicht bemerkenswert. Der Truppenstärke nach war Königgrätz die größte Schlacht des 19. Jahrhunderts. Auch wurden erstmals Eisenbahn und Telegraph eingesetzt und ermöglichten es, ganze Truppenverbände von verschiedenen Richtungen aus auf ein Ziel hin zu koordinieren. Diese erstaunliche Neuerung gab einen Vorgeschmack auf den wirkungsvollen Einsatz von Millionenheeren, wie er im 20. Jahrhundert möglich werden sollte. Und schließlich machte in Königgrätz eine massive Feuerkraft, dank mobiler Artillerie und dem Einsatz des Hinterladers, die Wirksamkeit von Bajonett und Kavallerie so zunichte, daß sich danach die taktischen Konzepte grundlegend ändern mußten. (...)".[911]

Was die Bedeutung der Schlacht anbelangt, führt Craig weiter aus: „Als preußische Ulanen am Morgen des 3. Juli 1866 auf die Bistritz zugaloppierten und von den auf den Höhen von Lipa aufgestellten österreichischen Batterien zum Kampf gefordert wurden, galt Österreich noch als die stärkste Macht in Mitteleuropa, der allgemein das Recht zugesprochen wurde, in internationalen Angelegenheiten als Sprecher sämtlicher deutscher Staaten aufzutreten. Als bei Einbruch der Nacht die geschlagenen österreichischen Kolonnen über die Elbe zurückfluteten, war diese stolze Machtstellung zum Erstaunen aller Beobachter, die sie als selbstverständlich angenommen hatten, unwiderruflich zerstört. (...) Zunächst war die Schlacht bei Königgrätz das größte kriegerische Treffen der modernen Geschichte. Gemessen an der Zahl der daran Beteiligten, erscheinen die Schlachten des Altertums wie auch jene des Zeitalters Gustav Adolfs und Friedrichs des Großen winzig. Selbst in der sogenannten ‚Völkerschlacht' bei Leipzig im Jahr 1813, an der die Streitmächte aller Großmächte und einiger kleinerer Staaten teilnahmen, standen nur 430.000 Mann auf dem Schlachtfeld. Bei Königgrätz rangen 440.000 bis 460.000 Mann um die Entscheidung. Die Fülle der Einzelaktionen dieser Schlacht versetzte die Zeitgenossen in Verwunderung und beeindruckte spätere Geschichtsschreiber. Das massive Artilleriefeuer, das die Österreicher den ganzen langen Tag der Schlacht unterhielten, hat in der europäischen Kriegsgeschichte kaum seinesgleichen; nie wieder sah man etwas, das der großen Reiterschlacht bei Stresetitz und Langenhof an die Seite zu stellen wäre, in der auf beiden Seiten je 5000 Reiter kämpften. (...) Überdies aber spielte in dieser Schlacht erstmals die fortgeschrittene Technik des Industriezeitalters eine für den Ausgang maßgebliche Rolle. Nur der Fortschritt auf dem Gebiet des Verkehrs während der beiden vorangegangenen Jahrzehnte machte es möglich, eine so große Anzahl von Menschen auf das Schlachtfeld zu befördern und sie dort unter wirksamer Kontrolle zu halten. Ohne Eisenbahn und Telegraph hätte der Feldzug ein ganz anderes Aussehen angenommen, und die Entscheidungsschlacht wäre unter völlig anderen Umständen geschlagen worden. Auf dem Schlachtfeld bei Königgrätz erlebten auch die neuen Waffen der Zukunft ihre erste Bewährungsprobe: das Geschütz mit dem gezogenen Gußstahlrohr und der Hinterlader der Infanterie. Im letzteren Fall bestanden sie diese Probe glänzend. Gleichzeitig aber mahnten und mahnen auch heute die bei Königgrätz gemachten Erfahrungen, die technische Überlegenheit nicht zu überschätzen. (...) Unleugbar trug die Überlegenheit des Infanteriegewehrs zum Sieg der preußischen Armee bei Königgrätz bei; sie erklärt unter anderem den raschen Zusammenbruch der Kampfmoral bei einigen österreichischen Einheiten. Aber dieser Vorteil war an sich nicht entschei-

dend. Es ist doch von Wichtigkeit, festzustellen, was so kühle Beobachter wie der französische Militärattaché Stoffel oder auch der nachmalige deutsche Generalstabschef Alfred von Schlieffen betonten, daß das Zündnadelgewehr auf den Ausgang der Schlacht weniger Einfluß hatte als die vielen taktischen Fehler und Unterlassungssünden der Führung bei den Österreichern. Für den Kriegswissenschaftler ist Königgrätz deshalb interessant, weil sich hier erstmals der Eindruck eines neuen Stils darbot, der in der Folge stärkste Auswirkungen auf das strategische Planen in Europa haben sollte. Der preußische Generalstabschef Helmuth von Moltke ignorierte zur Bestürzung der meisten seiner Untergebenen alle herkömmlichen Theorien über die Vorteile von Operationen auf der inneren Linie sowie die Notwendigkeit, die Streitkräfte vor dem Beginn einer größeren Aktion zu versammeln. Er zeigte, wie im Industriezeitalter unter Ausnutzung von Raum und Schnelligkeit eine Armee umfaßt und vernichtet werden konnte, die sich auf herkömmliche Operationspläne verließ. Moltkes Strategie, kühn in der Planung und höchst erfolgreich in der Ausführung, entbehrte des letzten Gelingens nur deshalb, weil jene, die seine Pläne ausführten, nicht ebenso bereit waren, ein Risiko einzugehen wie er selbst. (...) Wenn man (...) die Sparsamkeit berücksichtigt, mit der Moltke seine Mittel einsetzte, um seine Ziele dem vorgefaßten Plan entsprechend zu erreichen, verdient der Sieg von Königgrätz es sicher, als ein Kunstwerk bezeichnet zu werden."[912]

Gegenüber der Schlacht von Königgrätz haben die übrigen Kriegsschauplätze eine untergeordnete Bedeutung. In Italien war Österreich erfolgreich: Erzherzog Albrecht siegte bei Custozza, der Flottenchef Admiral Tegetthoff bei Lissa. „Auf dem west- und süddeutschen Kriegsschauplatz verhinderte der Egoismus der Mittelstaaten jede größere strategische Konzeption der mit den Österreichern verbündeten Staaten. Der bayerische Ministerpräsident von der Pfordten weigerte sich, die bayerischen Truppen für den böhmischen Hauptkriegsschauplatz zur Verfügung zu stellen;[913] sie wurden an der bayerischen Nordgrenze in größeren Gefechten geschlagen. Der Versuch des hannoverschen Königs Georg, mit seinem Heer nach Süden durchzubrechen und die Verbindung mit der bayerischen Armee zu gewinnen, führte nach dem für ihn zunächst erfolgreichen Gefecht bei Langensalza (27.6.1866) zur Einschließung der hannoverschen Armee".[914]

Nach dem Debakel von Königgrätz zog sich die österreichische Armee nach dem stark befestigten Lager von Olmütz zurück, um dort eine feste Flankenstellung zu errichten, von der aus der vermutete Vormarsch der Preußen nach Wien gestört werden sollte. Das 10. Korps und die Masse der Kavallerie wurden sofort mit der Eisenbahn zum Schutz der Hauptstadt nach Wien in Marsch gesetzt. Das preußische Hauptquartier entschloß sich, nur die 2. Armee nach Olmütz folgen zu lassen, mit der 1. Armee und der Elbarmee direkt nach Wien vorzugehen. Am 7.7. begann der Vormarsch auf breiter Front. „In den bereits besetzten oder unmittelbar vom Gegner bedrohten Landesteilen bot die kaiserliche Regierung den Landsturm auf und forderte die territorialen Militärbefehlshaber und Zivilorgane auf, Insurrektionen und Partisanenkämpfe zu entfachen. Es kam auch zu einzelnen Erhebungen und zu Streifzügen kleinerer militärischer Einheiten im Rücken der preußischen Armee. Da aber diese Kriegsführung im vollen Widerspruch zur bisherigen innenpolitischen Regierungspraxis stand und in Friedenszeiten dafür auch keinerlei Vorkehrungen getroffen worden waren, kam eine Insurrektion in Böhmen und Mähren trotz mahnender Aufrufe des Kaisers, hoher Staatsbeamter und Offiziere nicht über Anfänge hinaus".[915]

Der preußische Vormarsch schuf eine bedrohliche Lage für Wien. Die Südarmee wurde aus Venetien abberufen: Karl Albrecht und sein Stab brachten das Kunststück fertig, 100.000 Mann samt Train in 10 Tagen nach Wien zu bringen. Auch die Truppen der Nordarmee sollten in die Hauptstadt gebracht werden. Am kaiserlichen Hof war man mittlerweile nervös gewor-

den. Am 8. Juli bat man um Waffenstillstand. „Bismarck lehnte ab. Er war nicht so einfältig, den Österreichern Zeit zur Vereinigung ihrer Armeen zu lassen. Verhandlungen kamen nur in Frage, wenn gleichzeitig auch über Friedensbedingungen geredet wurde".[916]

Im preußischen Hauptquartier war man sich über die Fortführung des Krieges sehr uneins. König Wilhelm und die Generalität verlangten, im Gegensatz zum preußischen Ministerpräsidenten und dem Kronprinzen, den rücksichtslosen Vormarsch und einen triumphalen Einzug in Wien, „Bestrafung" des Gegners durch Abtretung österreichischer Gebiete. Bismarck, der eine französische Intervention befürchtete, und mit ihm auch Moltke traten für eine Beendigung des Krieges ein. Es kostete zähe Verhandlungen mit Bismarcks Rücktrittsdrohung, bis Wilhelm einlenkte und resignierte:

„Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt, und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen".[917] Am 26.7.1866 wurde in *Nikolsburg* ein *Präliminarfriede* beschlossen, der Österreich in seinem Bestand schonte und Preußen durch die Annexion norddeutscher Gebiete die Vormachtstellung in Deutschland brachte.

Die militärische Neuordnung Deutschlands nach 1866

Der Krieg von 1866 versetzte dem Deutschen Bund den Todesstoß. Preußen annektierte – wider jeglichem Legitimitätsprinzip – Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt. Von den Kriegsgegnern nördlich der Mainlinie rettete lediglich Sachsen seine Existenz.

Die Annexion wurde auch militärorganisatorisch durchgeführt: das preußische Heer wurde um drei Armeekorps erweitert, die Heere der einverleibten Staaten teilweise aufgelöst, teilweise neu formiert. „Sie erhielten die gleiche Organisationsform und die gleiche Einrichtung wie die preußische Armee. Eine große Zahl preußischer Offiziere und Unteroffiziere wurden in diese nichtpreußischen Regimenter abkommandiert, während man viele Offiziere aus Hannover, Kassel und Nassau zu den alten preußischen Verbänden versetzte. In anderen Fällen bildeten komplette preußische Kompanien den Kern neuer Regimenter".[918] Die Gründung des Norddeutschen Bundes brachte dem preußischen Heer weiteren Zuwachs. Die Kontingente der Bundesstaaten wurden teils vollständig in preußische Truppenteile eingeschmolzen, teils als „selbständige Kontingente" unter preußischer Militärverwaltung eingegliedert. Eine eigene kriegsministerielle Verwaltung behielt nur Sachsen, das ein eigenes Armeekorps stellte.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes trat am 16.4.1867 in Kraft, zugleich Ausdruck der überragenden Machtstellung Preußens und Vorbild für die Verfassung eines angestrebten kleindeutschen Bundesstaates. Die süddeutschen Länder waren in ihrem territorialen Bestand geschont worden, allerdings um den hohen Preis militärischer Abhängigkeit von Preußen: unter dem Druck der von Bismarck geschickt ausgespielten französischen Gebietsforderungen mußten sie gleichzeitig mit den Friedensverträgen geheime Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen abschließen. „Sie wurden dadurch militärisch an Preußen gebunden und zu einer Anpassung ihrer Heeresverfassung an das preußische Vorbild genötigt. Damit war eine militärische Klammer vom Norden um den Süden gelegt und die Grenzlinie von 1866 tatsächlich überschritten".[919] Für Österreich schließlich bedeutete 1866 den Ausschluß aus Gesamtdeutschland und eine staatspolitische Neuorientierung, die in der Gründung der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie ihren Ausdruck fand. Die Stimmung in den annektierten Gebieten

schwankte zwischen Resignation und einer mit Haßgefühlen vermischten Verbitterung. Julius Hartmann, ehemals hannoverscher Offizier, der später in den preußischen Dienst übertrat, schreibt:

„Niemals hat die Heimkehr in einen vertrauten Wohnort mich so ergriffen, wie diesmal die Ankunft in Hannover. Ich kam in ein anderes Land, in eine andere Stadt. Die weißgelbe Farbe und das hannoversche weiße Pferd an den Schlagbäumen und in den Wappen waren verschwunden. Die neuen Hoheitszeichen nahmen ihren Platz ein. Von den herrschaftlichen Gebäuden weht die schwarzweiße Fahne. Wir waren Preußen geworden. Mir schien mein Hausrecht verletzt zu sein. Hier, wo ich vor Kurzem etwas, wenn auch noch so wenig, bedeutete und zu sagen hatte, galt ich gar Nichts mehr. Die Erbgesessenen waren verdrängt, Eindringlinge herrschten an ihrer Stelle und hatten Hannover den Hannoveranern fremd gemacht. Die preußische Garnison war zu einer bedeutenden Stärke angewachsen, viele Beamte aus jenem Staate hatten hier Verwendung gefunden. Sie, wie die preußischen Offiziere und andere von dort zahlreich Eingewanderte waren nicht mehr, wie anfangs, zurückhaltend. Sie fühlten sich auf eigenem Grund und Boden.. (...) Zu dieser allgemeinen Veränderung alter lieber Verhältnisse und Umgebungen kam die sehr beklagenswerte Spaltung, welche die Verschiedenheit des politischen Standpunktes in die Familien und nahe befreundete Kreise trug. Die blinden Anhänger des blinden Königs schürten den Parteihaß zu einem Feuer an, welches, weiter um sich greifend, das ehemals so einträchtige Offizierscorps zu erfassen drohte. (...) Die Welfenpartei schloß ihre Häuser für jeden, der ihr nicht zweifellos angehörte. Die, nicht immer geschickten, Versuche der Preußen, eine Versöhnung herbeizuführen und in ihre Gesellschaft einzutreten, wurden mit größter Entschiedenheit, zuweilen schroff, zurückgewiesen. Die preußischen Officiere und Beamten waren zahlreich genug, um einen Kreis für sich zu bilden, und gaben es auf, ihn auf die Hannoveraner auszudehnen".[920]

Der deutsch-französische Krieg von 1870/1871

Der Kriegs„ausbruch"

„Die Frage nach den Ursachen des deutsch-französischen Krieges und nach der Verantwortlichkeit für dieses folgenschwere Ereignis der neueren Geschichte hat in den vergangenen hundert Jahren die Geschichtsforscher wie kaum ein anderes Problem beschäftigt. Es überrascht nicht, daß diese Frage von Anfang an sehr unterschiedlich beantwortet worden ist. Nationale Rechtfertigungsbedürfnisse und Vorurteile haben die Erhellung der historischen Wahrheit ebenso erschwert wie die übertriebene Geheimhaltung der amtlichen Akten".[921] Inzwischen sieht man klarer, wenngleich man auch heute noch von keiner einheitlichen Beurteilung sprechen kann. Am wenigsten treffen wohl Aussagen wie die folgende zu: „Was die Verantwortlichen auf beiden Seiten betrifft, (kann) letztlich nicht von einem Kriegswillen und einer eigentlichen Kriegsschuld die Rede sein. Die nach Lösung drängende Spannung war schließlich stärker gewesen als die berechnende Politik der Staatsmänner".[922] Es kann nicht oft genug betont werden: Kriege werden von Menschen gemacht und von Menschen verschuldet, und jede Zuschreibung schicksalsmächtiger Triebkräfte gehört als irrationales Moment nicht in den Bereich der Wissenschaft, sondern in den des Glaubens, wenn nicht des Aberglaubens.
Wer waren die Menschen, die den Krieg von 1870/71 gemacht haben? Seit die Spanier 1868 ihre verhaßte Königin Isabella vertrieben hatten, waren sie auf der Suche nach einem von den innenpolitischen Streitigkeiten unbelasteten ausländischen Kandidaten für den Thron, den man

Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen antrug. Leopold hatte keine Lust auf ein spanisches Abenteuer, womit die Angelegenheit erledigt erschien. Erst erneute Vorstellungen der Spanier, diesmal bei der Berliner Verwandtschaft Leopolds, veranlaßten Bismarck, der die Kandidatur als diplomatisches Kampfmittel gegen Frankreich begriff, zum aktiven Engagement. In einem Immediatsbericht vom 9. März 1870 trat er deshalb nachdrücklich für die Kandidatur ein, indem er alle nur denkbaren Argumente zusammentrug: das preußische Staatsinteresse, die Erhaltung des Friedens, die Handelsbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland, Prestige und Weltgeltung der Hohenzollern, die zu erwartende Verärgerung der Spanier bei einer Ablehnung oder gar – horribile dictu – die Gefahr einer spanischen Republik. „Auf den eigentlichen Punkt, den es im Zusammenhang mit der Kandidatur zu berücksichtigen galt, nämlich die zu erwartende Reaktion Frankreichs, ging Bismarck mit keinem Wort ein".[923] In zäher Arbeit gelang es ihm schließlich die widerstrebenden Wilhelm und Leopold zu überreden. Am 1. Juli 1870 wurde die Kandidatur bekannt und schlug in Frankreich wie eine Bombe ein. Der französische Außenminister Antoine Herzog von Gramont sprach vor der Abgeordneten-Kammer:

„Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu ihrem Vorteil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas derangieren (stürmischer Beifall) und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte (neuer Beifallssturm). Wir hoffen, daß diese Eventualität sich nicht verwirklichen wird; wir rechnen dabei auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes (Granier de Cassagnac: und auf unsere Entschlossenheit). Wenn es anders kommen sollte, so würden wir, stark durch ihre Unterstützung, meine Herren, und durch die der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen haben".[924]

Die französische Presse zog mit. Frankreich schwamm auf einer Welle des Chauvinismus. Die Hohenzollern in Schwaben und Preußen waren beeindruckt und wurden nachdenklich. Der biedere Wilhelm, unfähig Bismarcks verschlungenem Kalkül zu folgen, bemerkte sorgenvoll in einem Gespräch mit Graf Waldersee:

„Wir befinden uns mit einem Male inmitten einer sehr ernsten Situation. (...) Ich verdanke das jedenfalls Bismarck, der die Sache auf die leichte Achsel genommen hat, wie schon so manches andere".[925]

Am 12. Juli wurde die Kandidatur zurückgenommen. Bismarck schäumte vor Wut, die Franzosen hatten ihr Ziel erreicht, Preußens diplomatische Schlappe war offenkundig. Nun aber wollte die französische Regierung den vollen Triumph und setzte noch eins drauf: Der französische Botschafter verlangte von dem zur Kur in Bad Ems weilenden Wilhelm eine ausdrückliche Verzichtsgarantie auch für alle Zukunft und wurde von diesem zurückgewiesen. Der Bericht über das impertinente Verhalten des Botschafters erreichte Bismarck am Abend des 13. Juli. Wir folgen der farbigen Darstellung Franz Herres: „Mit Bismarck speisten an diesem Abend Kriegsminister Roon und Generalstabschef Moltke. Den Gästen verging der Appetit, als sie von den Rücktrittsabsichten des Kanzlers hörten. Sie ließen Messer und Gabel fallen, als Abekens Telegramm aus Ems eintraf. Bismarck wurde munter. Er fragte: ‚Ist unser Heer wirklich so tüchtig, daß wir mit größter Wahrscheinlichkeit auf einen guten Erfolg den Krieg aufnehmen könnten'? Moltke und Roon bejahten. Der Kanzler setzte sich an einen Marmortisch, las die Depesche aus Ems noch einmal durch, strich einige Sätze und fügte ein paar Worte hinzu. ‚So hat das einen anderen Klang, vorher klang es wie eine Chamade – ein Zeichen zum Rückzug –, jetzt wie eine Fanfare'. Das sagte Moltke, als Bismarck die redigierte Fassung vorlas. Auf einmal hatten die Gäste wieder Appetit. ‚Der alte Gott lebt noch und wird

uns nicht in Schande verkommen lassen', meinte der fromme Roon. Moltke schlug die Hand vor die Brust und rief: ‚Wenn ich das noch erlebte, in einem solchen Krieg unser Heer zu führen, so mag gleich nachher das alte Gerippe der Teufel holen'"![926]

Die Veröffentlichung der redigierten Fassung hatte in Frankreich die beabsichtigte Wirkung. Regierung, Parlament und öffentliche Meinung in der Hauptstadt drängten zum Krieg; aus den Provinzen dagegen meldeten die Präfekten wenig Kriegsbegeisterung. Auch der Kaiser war zunächst einem Krieg abgeneigt. Noch am 14. Juli, als die Emser Depesche schon veröffentlicht war, wollte sich Napoleon mit dem Verzicht des Hohenzollern begnügen und alle weiteren Fragen auf einem europäischen Kongreß klären lassen. Im Ministerrat ergreift nun aber die Kaiserin das Wort „und erklärt, daß ‚der Krieg jedem unabwendbar erscheinen müsse, dem die Ehre Frankreichs am Herzen liege. Der Marschall (Leboeuf) unterstützt sie. Der Kaiser und Olivier lassen sich mitreißen, ein wenig später auch die anderen. Der Kongreßplan wird aufgegeben. Es wird beschlossen, eine den Krieg ankündigende Erklärung zu verfassen, die in den beiden Kammern verlesen werden soll".[927] Am nächsten Tag stimmt der Senat einstimmig zu. In der Kammer war Thiers einer der wenigen, die sich gegen den Krieg aussprachen:

„Ist es richtig, daß, nachdem Ihre Forderung der Sache nach, daß heißt hinsichtlich der Hohenzollernkandidatur, erfüllt worden sind, Sie nun wegen einer Frage der Empfindlichkeit brechen. Soll man sagen dürfen, daß die französische Regierung sich um einer Formfrage willen entschlossen habe, Ströme von Blut zu vergießen"?[928] Die Kammer bewilligte schließlich mit 245 gegen 10 Stimmen den Kriegskredit von 50 Millionen Franken; vier Tage später wurde die französische Kriegserklärung formell überreicht. Die Kriegstreiber um Gramont hatten sich, unterstützt von einer chauvinistischen Presse, durchgesetzt. Die Kriegsschuld trifft also beide Seiten: Bismarcks planmäßiges Kalkül und der Chauvinismus der herrschenden Kreise Frankreichs arbeiteten einander in die Hände.

Der deutsche Anteil an der Kriegsschuld wird nicht dadurch verringert, daß Bismarck es verstanden hatte, den schwarzen Peter der formellen Kriegserklärung an Frankreich weiterzugeben. Für die Zeitgenossen freilich galt zunächst erst einmal Frankreich als der Aggressor. Die Londoner „Times" fühlte sich als Dolmetscher der Weltmeinung:

„Das größte nationale Verbrechen, das seit dem ersten französischen Kaiserreich geschehen, ist nun vollzogen. Ein ungerechter, absichtlich angelegter Krieg ist erklärt – das letzte Ergebnis des persönlichen Regiments. (...) Über das eine kann gegenwärtig kein Zweifel herrschen, daß aller Welt Sympathien sich jetzt dem angegriffenen Preußen zuwenden. Napoleon hat sich zu einer unpolitischen und verbrecherischen Tat hinreißen lassen".[929]

Europa blieb neutral. Frankreich war isoliert. Durch Deutschland ging eine Woge nationaler Begeisterung. „Unter den Linden sangen Berliner *Die Wacht am Rhein.* Wie 1813 rief der König und alle alle kamen. Massenhaft meldeten sich Freiwillige zum Kriegsdienst und zum Anfertigen von Patronen. Ein Breslauer Professor heftete an die Tür seines Hörsaals einen Zettel: ‚Da die Herren Studierenden jetzt etwas Besseres zu tun haben, als ins Kolleg zu gehen, erkläre ich meine Vorlesungen für geschlossen'. Die zurückbleibenden Gymnasiasten lasen in Cäsars *De Bello Gallico* von der Unzuverlässigkeit und Kriegsuntauglichkeit der Gallier".[930]

Und wie 1813 beförderte der Patriotismus eine Vielzahl lyrischer Produktionen. Der Historiker Heinrich von Treitschke dichtete unverhüllte Annexionsgedanken:

„Aber horch! Der freche Franke
Neidet unser Glück und schnaubt
Und verhöhnt in rohem Zanke
Unsres Königs greises Haupt.
Auf denn, auf, ihr deutschen Streiter!
Schiffsvolk, alle Mann auf Deck!
Auf die Rosse, tapfre Reiter,
Jäger, aus dem Waldversteck!
Auf, zur letzten blut'gen Reise
Nach dem höchsten Siegespreise:
Holt uns wieder Straßburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom"![931]

Der Abgeordnete Dr. Blum schilderte die Bekanntgabe der Kriegserklärung im Reichstag des Norddeutschen Bundes:

„Präsident Simson verweilte noch bei den geschäftlichen Mitteilungen (...), als Bismarck eintrat, mit jugendlicher Raschheit, hoch aufgerichtet; aus den Augen leuchtete ihm stolze Freude. Kaum war er an seinem Sitze angelangt, so verlangte er das Wort. Unter lautloser Stille begann er den einzigen Satz: ‚Ich teile dem Hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat'. Aber sowie das Wort Kriegserklärung ausgesprochen war, verschlang hundertstimmiger begeisterter, unbeschreiblicher Jubel jedes weitere Wort. Beifall, Händeklatschen, Hurraruf erbrauste minutenlang und immer von neuem wieder im Saale und von den Galerien. Dabei hatten sich alle mit einem Male von den Sitzen erhoben".[932] Auch die Sozialisten machten mit, wenn auch unter Vorbehalten. In Augsburg verabschiedete am 18. Juli eine Arbeiterversammlung folgende Resolution:

„Der gegenwärtige Krieg, weil nicht durch Interessen des Volkes, des deutschen sowie des französischen bedingt, ist verdammenswert vom Standpunkt des fühlenden Menschen, des Sozialisten, des Republikaners. Da aber eine rein verneinende Haltung der vorliegenden Frage gegenüber in gegenwärtiger Zeit nicht denkbar, so erklärt die heutige Arbeiterversammlung weiter wie folgt: Deutsche, angegriffen durch den Mörder aller Volksfreiheiten, durch den Dezembermann Louis-Napoleon, haben die Pflicht, mit allen ihren Kräften für die Verteidigung des heimatlichen Bodens einzustehen. Der Kampf gegen die ebenfalls freiheitsmörderischen Gelüste Bismarcks und des Preußenkönigs ist dadurch nicht aufgegeben; in erster Linie für den Deutschen steht aber, sich den fremden Tyrannen vom Halse zu halten. Mag die Sonne der Freiheit aus den Niederlagen des Henkers der Freiheit Frankreichs hervorleuchten".[933]

Ebenso ging Deutschlands Süden mit: Die süddeutschen Staaten sahen den Bündnisfall gegeben, mobilisierten ihre Streitkräfte und unterstellten sie dem Oberbefehl des preußischen Königs. Nur in Bayern bedurfte es noch einer stürmischen Landtagssitzung, in der leidenschaftlich über einen vorliegenden Antrag auf bewaffnete Neutralität debattiert wurde. Den Ausschlag gab die Rede von Professor Sepp, welche die bisher dem Krieg widerstrebende Patriotenpartei spaltete und den Neutralitätsantrag durchfallen ließ:

„Ich wollte für die bewaffnete Neutralität sprechen und habe mir Wort für Wort aufgezeichnet, um ja keinen Ausdruck zu improvisieren. Und jetzt komme ich mir vor wie der Prophet, der ausgezogen war, um zu fluchen, und er mußte segnen. (...) Gestern konnte man noch an das Weh von 1866 denken, heute ist der Zorn gegen die Welschen bei allen deutschen Männern erwacht. Wir Bayern haben an der Leipziger Schlacht nicht teilgenommen, bei der neuen Nationalschlacht wollen wir dabei sein".[934]

Stärkeverhältnisse und Operationspläne

Die Streitkräfte des Norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten befehligte der König von Preußen, dem Moltke als Generalstabschef zur Seite stand. Wir geben eine Übersicht über Gliederung, Stärke und Aufmarschräume der preußisch-deutschen Armeen[935]:

Armee	*Raum*	*Befehlshaber*	*Infanterie*	*Kavallerie*	*Geschütze*
1.	südöstlich von Trier	Karl Friedrich von Steinmetz	75.000	9.600	270
2.	südlich von Mainz	Prinz Friedrich Karl von Preußen	181.000	23.400	630
3.	um Landau	Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen	153.000	19.650	576
Feldtruppen in Deutschland			65.000	4.500	108

Die süddeutschen Kontingente gehörten zur 3. Armee. Die Friedensstärke aller deutschen Truppen hatte etwa 382.000 Mann betragen; durch die Mobilmachung erreichten sie – Besatzungs- und Ersatztruppen mit eingerechnet – eine Gesamtstärke von 1.200.000 Mann und 250.000 Pferden. Die aus 12 Kriegsschiffen und 21 Kanonenbooten bestehende Marine blieb auf den Küstenschutz beschränkt.

„Das Ziel der preußischen Kriegsführung mußte darin bestehen, eine französische Offensive wirksam abzuwehren – das war wegen der süddeutschen Verbündeten politisch wichtig – und den Gegner auf seinem eigenen Territorium vernichtend zu schlagen, bevor sich die europäischen Großmächte einschalteten. Als Kriegsziel wurde die Abwehr der französischen Bedrohung proklamiert, aber sowohl in der preußischen Regierung als auch in der Armeeführung trug man sich von Anfang an insgeheim mit Annexionsabsichten, deren Umfang von den erreichten militärischen Erfolgen abhängen mußte".[936]

Moltke plante keinen konzentrischen Aufmarsch mit getrennten Heeresteilen von der äußeren Linie her, wie es der „Theorie" entsprochen hätte, sondern wählte für den ersten Teil des Krieges ein engmassiertes Vorgehen auf der inneren Linie. Diesem Plan entsprach die an sich riskante grenznahe Versammlung aller deutscher Truppen in der Pfalz, die eine flexible Operation möglich machte. Einer Offensive des Gegners sowohl gegen den Ober- als auch gegen den Niederrhein konnte durch Flankenstöße begegnet werden. Man rechnete – entsprechend dem Verlauf der französischen Eisenbahnlinien – mit einem französischen Aufmarsch in zwei Gruppen und einer Versammlung bei Straßburg und Metz. Die Massierung der deutschen Truppen zielte zwischen die beiden Versammlungspunkte der feindlichen Armee. Kaiser Franz Joseph in Wien, der sich nicht zur „Rache für Sadowa" hatte entschließen können, war ein aufmerksamer Beobachter der Kriegsvorbereitungen: „Das Vorgehen Preußens bietet auch im Detail wieder viel des Infamen und das Frankreichs manches des Ungeschickten und Leichtsinnigen".[937]

„Die französische Führung hatte die Kriegsbereitschaft ihrer Armee erheblich überschätzt. Die Kriegsvorbereitungen waren ungenügend, es bestand keine übereinstimmende Ansicht hinsichtlich der militärstrategischen Grundsätze. Die operative Zielsetzung war vage: Offensive in Richtung Main, Vormarsch nach Böhmen (...). ‚Nach diesen unsicheren Grundlagen wurde der Aufmarsch der Feldheere organisiert oder vielmehr improvisiert' (Schneider)".[938]

Frankreichs Streitkräfte bestanden aus der aktiven Armee, welche die Feldarmee bildete, der Reservearmee, die zur Verstärkung der Feldarmee und zur Besatzung der Festungen herangezogen wurde, und schließlich aus der schlecht ausgebildeten Mobilgarde, einer Art Landwehr. Nach dem Papier sollte die französische Armee eine Gesamtstärke von 567.000 Mann

aufweisen, davon gehörten 336.000 zur Feldarmee. „Für die Feldarmee lag ausgezeichnetes Waffenmaterial in ausreichender Menge bereit. Die Infanterie war ausgerüstet mit dem Chassepotgewehr. (...) Die Artillerie verfügte über mehr als 3000 Geschütze mit gezogenem Rohr und mehr als 5000 mit glattem Rohr, allerdings ausnahmslos Vorderlader. (...) Neu waren die Mitrailleusen, die die Feuerkraft der Artillerie bedeutend erhöhten. Schlechter stand es um die noch zu schaffende Reservearmee. Hier mangelte es sowohl an Gewehren als auch an Bekleidung und Ausrüstung. Artillerie und Kavallerie mußten für sie völlig neu aufgestellt werden.

Die französische Führung konnte also zunächst nur auf die Feldarmee rechnen. Infolge ihrer Struktur – nur ein geringerer Teil der Armee war im Frieden in Korps zusammengefaßt – mußten erst größere Verbände zusammengestellt und höhere Stäbe neu geschaffen werden".[939] Manche neuernannten Truppenkommandeure suchten ihre Soldaten und fanden sie nicht. So telegraphierte beispielsweise General Michel aus Belfort nach Paris: „Bin hier angekommen. Meine Brigade nicht gefunden, auch nicht die Division. Weiß nicht, wo meine Regimenter sind".[940]

Das Durcheinander war unbeschreiblich. „Die Reservisten mußten sich zunächst in ihren Regimentsdepots melden. Diese lagen meist weit entfernt von den Garnisonen. Das 87. Regiment beispielsweise stand in Lyon, sein Depot war in Saint-Malo in der Bretagne. War der Einberufene dort eingekleidet, begab er sich auf die Suche nach seinem Regiment, das oft schon an die Front abmarschiert war. Eine Armee von Reservisten irrte durch das Land, überfüllte die Züge, verstopfte die Straßen".[941] Es ist vorgekommen, daß ein Zuave aus dem Elsaß nach Marseille, von da nach Algerien und endlich wieder nach Straßburg zurückgeschickt wurde.[942] Die *Zuaven* gehörten zu den französischen Kolonialtruppen und waren ein Kabylenstamm im Djurdjuragebirge in Algerien, der im Ruf großer Tapferkeit stand. Als die Franzosen 1830 Algerien in Besitz nahmen, errichteten sie ein Zuavenkorps unter französischen Offizieren und Unteroffizieren; es bestand seit 1841 nur noch aus Franzosen, behielt aber die orientalische Uniform bei. Die algerischen Schützen des französischen Heeres nannte man *Turkos*. Der Name entstand im Krimkrieg, als die Russen die Algerier wegen ihrer Uniform irrtümlich für Türken hielten. Schließlich kämpften im französischen Heer außerdem die *Spahi*, Reiter-Regimenter, die aus nordafrikanischen Eingeborenen gebildet waren. Wegen ihres zum Teil exotischen Aussehens und ihrer bunten orientalischen Uniformen haben die Angehörigen der französischen Kolonialtruppen bei den deutschen Soldaten einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, der – wen wundert's – einen starken Niederschlag im Militärlied gefunden hat. Das gleiche gilt für die neuartigen französischen Waffen. Neben dem Chassepotgewehr ist es vor allem die Mitrailleuse, die „Kugelspritze", welche bei den Deutschen eine aus Respekt und Spott gemischte Beachtung findet. Es handelte sich dabei um „eine Art Maschinengewehr; sie verspritzte in zehn Minuten zweitausend Flintenkugeln. Napoleon versprach sich viel von dieser Wunderwaffe. Sie besaß aber einen so komplizierten Mechanismus, und sie war so lange geheimgehalten worden, daß kaum jemand mit ihr umgehen konnte".[943]

Die beiden französischen Heeresgruppen wurden von den Marschällen Mac Mahon und Bazaine kommandiert. Mac Mahon war zeitweise Gouverneur von Algerien, hatte sich im Krimkrieg und in Oberitalien militärische Verdienste erworben und hatte als zeitweiliger Botschafter in Berlin auch die Preußen kennengelernt. „Einfacher Soldat 1831, Marschall von Frankreich 1864", stand auf dem Marschallstab von Francois Achille Bazaine. Dieser Mann hatte das Wort Napoleons I. verwirklicht, daß der französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Ein simpler Troupier blieb er zeitlebens, verwegen tapfer vor dem Feind, unsicher bis zum Versagen in militärischen Führungspositionen".[944] Einen Generalstabschef hatte Frankreich im Frieden nicht, dieses Amt nahm jetzt Marschall Edmont Leboeuf wahr.

Schließlich die Kaiserfamilie. Napoleon III. hatte das Zweite Kaiserreich gegründet, eine Epoche äußeren Glanzes und innerer Labilität. Napoleons „Passionen schwankten zwischen Cäsar, über den er ein Buch geschrieben hatte, und dem Sozialismus, mit dem er sich in einer ziemlich konfusen Schrift, ‚Die Ausrottung des Pauperismus', beschäftigt hatte. Er war ein Träumer, der sich als ‚Volkskaiser' und Befreier aller jener Völker sah, die sich noch nicht zu ihrer Nationalität bekennen konnten. Aber diese Träumerei hinderte ihn nicht, ein heiliges Gefühl für Macht zu haben und brüsker Entschlüsse fähig zu sein".[945] Kaiserin Eugenie, 1826 in Granada als Tochter des spanischen Grafen Montijo geboren und 20 Jahre jünger als der Kaiser, war schön, stolz und ehrgeizig. „Eugenie widmete sich den Hofbällen und der Krankenpflege, vor allem aber der Erziehung ihres einzigen Kindes, des kaiserlichen Prinzen Lulu. Er sollte die napoleonische Dynastie fortführen, nach den politischen Vorstellungen seiner Mutter".[946] 1870 gehörte Eugenie zur Kriegspartei, weil sie sich vom Krieg eine Stärkung der Monarchie erhoffte.

Die ersten Schlachten in Weißenburg – Wörth – Spichern

Die erste Gefechtsberührung erfolgte am 2. August 1870 bei Saarbrücken; der schwache deutsche Grenzschutz zog sich zurück. Anfang August war nach reibungsloser Mobilmachung der deutsche Aufmarsch beendet; der deutsche Angriff kam dem französischen zuvor. Die Grenze wurde am 4.8. zuerst von der 3. Armee überschritten, deren rechter Flügel, das bayerische II. Armeekorps, noch am gleichen Tag beim Vormarsch auf Weißenburg auf eine französische Division traf. *Weißenburg, Wörth und Spichern* – das waren die ersten drei Schlachten, in denen die Franzosen geschlagen wurden, aber alle drei kamen gegen den Willen der obersten Heeresleitung zustande. Die Erste Armee rückte von Trier her an, die Zweite marschierte durch die bayerische Pfalz über Alzey und Worms, die Dritte über Speyer und Landau. Moltkes Ziel war es, daß die Armeen wie 1866 getrennt marschieren und dann in einer Entscheidungsschlacht an der Saar zusammenwirken sollten, um das französische Heer zu umfassen und zu vernichten. Das gelang aber nicht. Der Plan scheiterte an dem Eigensinn und der Unbelehrbarkeit des Generals Steinmetz sowie durch Missverständnisse, Irrtümer und unvorhergesehene Zwischenfälle. Bei Weißenburg begann die Schlacht mit einem Irrtum des französischen Generals Douay, den dieser mit seinem Leben bezahlte. Er hielt die Weißenburger Höhenstellungen besetzt, die den Übergang über die Lauter beherrschten, und als Meldungen bei ihm eintrafen, es rückten starke deutsche Kräfte heran, war er von der Meinung nicht abzubringen, es würde sich hierbei nur um eine gewaltsame Erkundung handeln, wie sie die Franzosen bei Saarbrücken unternommen hatten. Aber die gesamte Dritte Armee hatte den Vormarsch angetreten und wollte die Lauter bei Weißenburg überschreiten, und so stand Douay mit seiner einen Division in einem von vorneherein hoffnungslosen Kampf gegen drei Armeekorps, das heißt 4650 Gewehre gegen 24.000. Zunächst wurde der deutsche Angriff durch die sich zäh verteidigenden Franzosen zum Stehen gebracht; erst als zwei preußische Korps zu Hilfe eilten, wurde Weißenburg genommen.[947] Die Hauptmacht der Franzosen verschanzte sich am südlich der Stadt gelegenen Geisberg, der erst nach verlustreichen Kämpfen im direkten Sturm genommen werden konnte.

Die 3. Armee ging im Elsaß in südlicher Richtung vor. Aus einer „gewaltsamen Erkundung" entwickelte sich die 15stündige Schlacht von Wörth mit hartnäckigen Kämpfen um Fröschwiller und Elsaßhausen. Ein preußischer Brigadekommandeur, der an der Spitze der Vorhut stand, vermochte seine Unternehmungslust nicht zu zügeln. Aus er auf seinem Erkun-

dungsritt hörte, daß es in dem französischen Lager laut zuging, war er der irrigen Meinung, der Feind wäre im Begriffe abzurücken. Deswegen befahl er einen sofortigen Vorstoß, aus dem sich ein Schützengefecht entwickelte, während die Vorhutbatterie Wörth mit Granaten beschoß. Auf einen Gegenbefehl hin wurde das vorgeschickte Bataillon wieder zurückgerufen. General Mac Mahon, der Oberkommandierende der französischen Armee, war durch die Schießerei alarmiert worden. Er ritt aus, um sich über die Lage zu informieren und sah gerade noch das zurückgehende deutsche Bataillon: nun war er er festen Überzeugung, daß hier kein weiterer Angriff erfolgen werde und ließ seine Truppen, die schon alarmiert waren, wieder ihr Lager beziehen. Aber der Führer der bayerischen 4. Infanteriedivision legte den Kanonendonner als ein Zeichen des Angriffs der Franzosen aus und gab seinerseits den Befehl zum Vorrükken – und daraus entwickelte sich die Schlacht bei Wörth. In aussichtsloser Lage entschloß sich Mac Mahon zum Rückzug. „Die Niederlage in der Schlacht von Wörth war ein schwerer Schlag für das französische Oberkommando. Nicht nur die Offensivpläne Napoleons III. waren gegenstandslos geworden, auch die Korps Mac Mahons fielen zunächst für die weiteren Kämpfe aus. Schon die Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg hatte in Paris Unruhe unter den regierenden Kreisen hervorgerufen. Doch statt einen erhofften Sieg nach Paris melden zu können, mußte der französische Marschall mit einer zertrümmerten Armeegruppe das Elsaß räumen".[948]

Nördlich des Elsaß standen sich die französische Rheinarmee unter Bazaine und die 1. und 2. deutsche Armee gegenüber. „Die deutsche 1. Armee war schon am 5.8. entgegen den Weisungen des Hauptquartiers weiter nach Süden vorgegangen und stieß hier auf die Marschlinien der 2. Armee. Trotz der klaren Direktiven, das Aufschließen der 2. Armee bei Saarbrücken abzuwarten und erst dann die Saar zwischen Saarlouis und Völklingen zu überschreiten, entschloß sich General Steinmetz, mit seinem Armeekorps am 6.8. die Saar zwischen Völklingen und Saarbrücken zu überwinden. Am Morgen dieses Tages marschierte bereits die 14. Infanteriedivision durch Saarbrücken auf Spichern. Auf eigene Faust befahl der Kommandeur den Angriff auf die festgestellten französischen Kräfte auf den Höhen von Spichern".[949]

Unter außerordentlichen Verlusten rannten die Deutschen gegen die *Spicherer Höhen* an, besetzten kurzfristig den Höhenrand, wurden aber wieder zurückgeworfen. Erst als die Franzosen ihre rückwärtigen Verbindungen bedroht sahen, traten sie unbehelligt den geordneten Rückzug an.

„In allen drei Schlachten wiederholte sich, was schon bei Königgrätz so entsetzlich gewesen war, – die Stürme der Infanterie auf befestigte Stellungen, die ohne ausreichende Vorbereitung durch die Artillerie unternommen wurden und unter schrecklichen Menschenopfern zusammenbrechen mußten. Immer wieder wurde versucht, das Geißberger Schloß bei Weißenburg zu nehmen. Ein wildes Hurra antwortet dem Major von Kaiserberg, als er die Königsgrenadiere zu einem neuen Angriff mit sich reißt. Die Trommeln dröhnen, die Pfeifen schrillen. Mit erhobenem Degen geht der Major voran, neben ihm der Fahnenträger, ein alter Sergeant. Unter dem vernichtenden Feuer der Verteidiger stürzen die Grenadiere reihenweise zusammen. Der Fahnenträger fällt. Der Major ergreift die Fahne. Eine Chassepotkugel zerschmettert die Fahnenstange. Der Major, dem eine Kugel den Helm heruntergerissen hat, stürmt weiter, die funkelnde Spitze mit dem Tuch hochhaltend. (...) Da trifft ihn eine Kugel in den Arm, eine zweite zerschmettert ihm das Knie, er fällt. Der Kompanieführer faßt die Fahne, aber auch er sinkt tödlich getroffen zu Boden, gleich darauf ereilt die andern beiden Kompanieführer dasselbe Los. Ein Unteroffizier ergreift schließlich die Fahne und behält sie bis zum Ende des Kampfes – aber das ganze Vorgelände des Schlosses ist von Toten und Verwundeten bedeckt: mit 23 Offizieren und 329 Mann wird der vergebliche Ansturm bezahlt.

Verzweifelte Angriffe der französischen Kürassiere. Über tausend Panzerreiter brausen heran. Ihre Kürasse und Pallasche, ihre mit Roßschweifen geschmückten Helme blitzen in der Sonne. Von allen Seiten werden sie niedergeschossen, ein Rest wird von preußischen Husaren zusammengehauen. Die Reiterbrigade hat sich geopfert. Eine Stunde Zeit ist gewonnen. Die Hauptmasse der Division kann sich retten. Aber es ist noch nicht genug. Marschall Mac Mahon sprengt zu dem General Vicomte de Bonnemain. ‚Können Ihre Kürassiere noch einmal angreifen'? – ‚Selbstverständlich, Herr Marschall'! Sie rasen heran, sie kommen bis an Hopfenpflanzungen und Weingärten – da bricht ihr Angriff in einem vernichtenden Schnellfeuer zusammen. Zwei Schwadronen schwenken nach rechts auf eine Artilleriestellung zu. Die Geschütze feuern Granaten, dann Kartätschen. Die deutschen Kanoniere hören, wie die Kugeln prasselnd gegen die Kürasse der Reiter schlagen. Dem Oberst, der den Angriff führt, reißt eine Granate den Kopf weg – der Gaul rennt mit dem blutüberströmten Rumpf seines Reiters weiter. Nur 25 Minuten Zeit hatte der Angriff eingebracht; die preußischen Stellungen erreichte er nicht. Die Toten lagen wie gemäht – auf beiden Seiten. Als bei Spichern neue Truppen eingesetzt wurden, die in einer höchst bedenklichen Lage die Entscheidung brachten, sah General von Alvensleben auf dem Steilhang des Roten Berges aufgelöste Infanterie liegen, die keine Miene zum Vorgehen machte. Er befahl seinem Ordonnanzoffizier, hinüberzureiten und die Leute zum Vorrücken zu veranlassen. ‚Excellenz', sagte sein Adjutant, ‚die Leute haben schon getan, was sie konnten. Sie sind alle tot'".[950]

Weißenburg, Wörth, Spichern – lange Zeit waren die Namen der ersten Schlachten des Krieges dennoch von der Gloriole des Ruhms umgeben, wie ihn unerwartete Anfangserfolge hervorbringen. Gerade die ersten Schlachten galten als Symbole besonderer deutscher Tapferkeit. Als erster strickte der König selbst an der Legende; am 10. August schrieb er hinsichtlich der Schlacht von Spichern an Auguste nach Berlin: „Die Position, die wir stürmten, dann momentan verließen, bis die Verstärkungen die Flankenbewegung ausführten und so der Sieg entschieden wurde, ist auf dem steilen Abhang, auf dem sie liegt, ungemein stark, so daß die gefangenen Offiziere sagten, sie hätten die Wegnahme derselben für unmöglich gehalten, aber sie hätten mit solchem Feind auch noch nicht gekämpft, weder in Italien noch auf der Krim, noch in Algier, da unsere Soldaten gerade so vorgingen, als würde ohne Kugeln auf sie geschossen. Ein größeres Lob ist wohl nicht zu erteilen".[951]

Das rasche Eintreffen der Siegesnachrichten versetzte die Deutschen in einen beispiellosen Begeisterungstaumel, der nicht nur den Berliner Spießer, sondern auch die seriöse Gesellschaft erfaßte. Ferdinand Gregorovius vergaß gar seine wissenschaftliche Biographie und notierte nach den ersten Siegen Grundsätzliches: „Die Welt wird bald dem deutschen Volke dankbar sein. (...) Es hat schon bei Weißenburg und Wörth den Wahn dieser französisch-militärischen Infallibilität für ewig zerstört, und ihm wird auch die Infallibilität des römischen Papsttums in das Nichts nachfolgen müssen. Die lateinische Welt sinkt, die germanische steigt nach langer Pause wieder empor".[952]

Heute, im Abstand von über einhundertfünfundzwanzig Jahren, ist der Schlachtenruhm verblaßt. Auch die offiziöse Militärgeschichtsschreibung neigt heute eher zu einer kritischen Bewertung und verweist nicht zuletzt auf die taktischen Mängel der Deutschen: „Diese ersten Schlachten waren auch für die deutschen Truppen sehr verlustreich. Die deutschen, frontal geführten Kolonnenangriffe brachen immer wieder im Chassepot-Gewehrfeuer der Franzosen zusammen. Von den Oberbefehlshabern der 1. und der 3. Armee war keine dieser Schlachten beabsichtigt, die sich aus Vortruppengefechten entwickelten. Es gelang ihnen auch kaum, die Kampfabläufe zu leiten. Bei Weißenburg und Wörth wirkten sich letztendlich die zahlenmäßige Überlegenheit, die bessere Artillerie und bei Wörth ein Flankenangriff, der sich aus der

Lage ergab, zugunsten der Deutschen aus. Spichern war ‚die am wenigsten geplante, gewünschte und gelenkte Schlacht des ganzen Feldzuges' (Kaulbach). Wenn sich die Franzosen geschlagen gaben und sich zurückzogen, so war dies auf die mangelnde Kenntnis über die Lage und das Versäumnis rechtzeitiger Unterstützung ihrer kämpfenden Teile, vor allem aber auf die Initiative der örtlichen deutschen Truppenführer und den Einsatzwillen ihrer Soldaten zurückzuführen. In keinem Fall gelang es, die Franzosen einzuschließen und zu vernichten. Weder nach der Schlacht von Spichern noch nach der von Wörth wurde der Gegner energisch verfolgt".[953]

Die Schlacht um Metz

Das unkoordinierte Vorgehen der deutschen Armeen machte operative Umdisponierungen dringend erforderlich. Die Armee Bazaine sollte bei Metz festgehalten, wenn möglich umzingelt werden; dazu rückte die 1. Armee von Osten her, die 2. von Süden nach Norden gegen die Festung vor. Die 3. Armee setzte ihren Vormarsch durch die Vogesen nach Nancy fort. „Die französischen Truppen an der Mosel sollten durch die 1. und die 2. Armee in der Front und gleichzeitig durch die 3. Armee umfassend auf dem rechten Flügel konzentrisch angegriffen und zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen werden. Erneut sollte in diesem Fall die taktische und strategische Vereinigung der 1. und der 2. Armee mit der 3. Armee auf dem Schlachtfeld erfolgen".[954]

Zu dieser geplanten Vereinigung kam es jedoch nicht; statt dessen entwickelte sich die *„Schlachten-Trilogie vor Metz"*. Bazaine hatte die Absicht nach Verdun auszuweichen und sich bei Châlons-sur-Marne mit der Armee Mac Mahon zu vereinigen. Bei *Colombey-Nouilly* trafen die Spitzen der deutschen 1. Armee auf den Gegner. Wiederum entwickelte sich aus Eigenmächtigkeit eines deutschen Troupiers eine Schlacht. „Sie ließ die Durchführung der geplanten Operation zunächst fraglich erscheinen, da nicht abzusehen war, wie viele Kräfte sie auf beiden Seiten einbeziehen werde. Die Franzosen zogen sich jedoch zurück".[955]

Die Hauptmasse der Armee Bazaines war westlich von Metz konzentriert, um von dort den Rückzug fortzusetzen, wurde jedoch von Verbänden der 2. Armee daran gehindert. Daraus entstand die Schlacht von *Vionville-Mars la Tour.* „Sie wurde in den früheren deutschen Geschichtsbüchern als ein Sieg gefeiert und dabei des opfermutigen ‚Todesrittes' der Brigade Bredow besonders gedacht. Ein Sieg war sie zweifellos, soweit es die Behauptung des Schlachtfeldes betraf, aber wegen der erschreckend hohen Verluste konnten die Franzosen hierin auch einen Abwehrerfolg sehen".[956]

Die dritte und letzte Schlacht vor Metz ist in die Kriegsgeschichte als die „Schlacht mit verkehrter Front" eingegangen. In einer weitausholenden, kräfteraubenden Schwenkbewegung des linken Flügels um die bei *Gravelotte und St. Privat* stehenden Franzosen wollte Moltke eine Umfassung zu Stande bringen; statt dessen kam es zu einer der blutigsten Frontalschlachten. Bazaine zog sich am Ende in die Festung Metz zurück, wo er eingeschlossen wurde. „Damit war die Armee Bazaine zwar nicht vernichtet. Für ihre Einschließung wurden starke deutsche Kräfte benötigt. Dennoch war die Schlacht von Gravelotte-St. Privat für den Feldzug entscheidend, da dadurch die eine der beiden französischen Armeen ausgeschaltet worden war".[957]

Die nunmehr erreichte Phase des Feldzuges machte eine Umgruppierung des deutschen Heeres erforderlich. Die 1. und 2. Armee wurden zur Belagerungsarmee von Metz zusammengefaßt, aus Teilen der 2. Armee wurde eine 4. Armee, die sogenannte Maasarmee, geschaffen.

Es ergab sich folgende neue Gliederung:

Armee	*Befehlshaber*	*Verbände*
Belagerungsarmee von Metz (1. und 2. Armee)	Prinz Friedrich Karl von Preußen	I., II., III., VII., IX. Und X. Armeekorps, 3. Reservedivision, 1. u. 3. Reservedivision
Maasarmee	Kronprinz Albert von Sachsen	Gardekorps, IV. u. XII. Armeekorps, 5. u. 6 Kavalleriedivision
3. Armee	Kronprinz Friedrich von Preußen	V., VI. u. XI. Armeekorps, I. u. II. bayer. Armeekorps, württemberg. u. badische Division, 2. u. 4. Kavalleriedivision

Sédan

„Für die deutsche Kriegsführung begann ein neuer Operationsabschnitt. Die französische Rheinarmee war in Metz matt gesetzt, nur bei Châlons und bei Paris standen weitere gegnerische Truppen. Moltke setzte im deutschen Hauptquartier durch, daß als nächstes Ziel die Zerschlagung der Armee Mac Mahons, der letzten im Felde stehenden französischen Armee, ins Auge gefaßt wurde. Erst dann sollten sich die deutschen Armeen nach Paris wenden".[958]

Die Franzosen kamen den deutschen Plänen entgegen. Von der militärischen Lage her wäre ein Rückzug nach Paris geboten gewesen. Der Ministerrat und auch die Kaiserin forderten dagegen energisch die Vereinigung der beiden Armeen. Um die immer drohender werdende öffentliche Meinung zu beschwichtigen, wurde der Versuch unternommen, die in Metz eingeschlossene Rheinarmee zu retten. Mac Mahon beugte sich schließlich den Forderungen aus Paris. „Für die Erhaltung der Dynastie wurde die letzte im Felde stehende französische Armee leichtfertig aufs Spiel gesetzt".[959] Die Armee von Châlons, bei der sich auch der Kaiser befand, sollte die Deutschen in weitem Bogen nördlich umgehen und, gestützt auf die an der französisch-belgischen Grenze liegenden Festungen, Metz entsetzen. Die Deutschen erfuhren vom Nord-Abmarsch der Franzosen durch die Presse und ließen ihre Armeen rechts abschwenken: die 3. Armee nahm Richtung auf Sedan, die 4. Armee auf Beaumont, wo sich die erste Schlacht entwickelte. Mac Mahon nahm seine Kräfte hinter die Maas zurück und versammelte sie um die Festung Sedan, um sich über Mézières abzusetzen. „Dazu hatte er aber keine Möglichkeit mehr. Die deutsche Führung war entschlossen, seine Armee bei Sedan beiderseits umfassend anzugreifen, womit gleichzeitig der Übertritt auf belgisches Gebiet verhindert werden sollte. Dazu sollten die Stellungen vor Sedan von der Maas-Armee von Osten und von der 3. Armee von Süden und Westen angegriffen werden. Am 1. September, dem Tag der Schlacht, waren es die beiden bayerischen Armeekorps, die als erste, und zwar die südlichsten Stellungen der Franzosen, angriffen. Sie hatten zunächst die ganze Last des Kampfes zu tragen, bis nach und nach alle Korps eingriffen und konzentrisch von allen Seiten gegen die Festung vorgingen. (...) Die Franzosen versuchten durch opfermütige Gegenangriffe mit Infanterie und Reiterattacken den sich immer enger schließenden Ring zu durchbrechen. Vor allem das konzentrierte deutsche Artilleriefeuer fügte ihnen furchtbare Verluste zu".[960]

Die französischen Verbände flohen in die Festung, die nach kurzzeitiger Beschießung kapitulierte. „Das französische Heer war auf ein Viereck zusammengedrängt, dessen Seiten nicht mehr als drei Kilometer Länge hatten, in das die Granaten aus mehr als siebzig deutschen Batterien einschlugen. Über dem ganzen Schlachtfeld lag eine dunkle Rauchwolke, die wie von Blitzen durchzuckt wurde. Dumpf klangen die Salven der Batterien, denen das kurze knallende Rollen der Mitrailleusen antwortete. Krachend explodierten Protzkästen und Muni-

tionswagen der französischen Artillerie und rissen Roß und Reiter der Bespannung in Stücke, und eine der feindlichen Batterien nach der anderen verstummte. Am frühen Morgen des höllischen Tages war Marschall Mac Mahon ausgeritten, um sich über die Lage zu orientieren und zu erkunden, ob nicht die Möglichkeit bestand, nach Westen oder Osten zu durchbrechen. Kurz vor sechs Uhr traf ihn das Sprengstück einer sächsischen Granate an der Hüfte. Ohnmächtig sank er vom Pferde. Zwar kam er wieder zu Bewußtsein, und der Arzt erklärte seine Verwundung nicht für tödlich, jedoch war er nicht mehr imstande seinen verantwortungsvollen Posten auszufüllen. Er übergab den Oberbefehl an General Ducrot, aber es wurde acht Uhr, bis die Adjutanten ihn gefunden hatten.

Über die Absichten des verwundeten Marschalls wußte er nichts, da Mac Mahon sich selbst darüber noch nicht klargeworden war. Ducrot sah als einzige Möglichkeit den Marsch nach Nordwesten – nur heraus aus diesem Hexenkessel – und gab die entsprechenden Befehle. Aber als gegen halb zehn General de Wimpffen von der Verwundung des Marschalls erfuhr, holte er ein Schreiben des Kriegsministers Pelikao aus der Brieftasche, das ihn für den Fall von Mac Mahons Ausscheiden zum Oberkommandierenden bestimmte. Der ehrgeizige Mann hatte sich diese Ernennung unter der Hand besorgt. Er hielt daran fest, das Heer müsse nach Osten ausbrechen und Metz erreichen. Ducrot, ein sachlich denkender Mann, erkannte den anderen als Oberbefehlshaber an, aber er beschwor ihn, den Abmarsch nach Norden nicht zu stoppen. (...) Doch Wimpffen erließ neue Befehle, und so wurden die Truppen hin- und hergerissen. (...) ‚Diese Änderungen', so ist im Werk des französischen Generalstabs zu lesen, ‚mußten die Truppen demoralisieren. Die Bewegungen, deren Sinn nur die Korpskommandanten kannten, mußten in dichten Formationen unter schwerstem Feuer vorgenommen werden und trugen völlige Verwirrung in eine Armee, die bereits durch die vorhergegangenen Niederlagen erschüttert war und sich in einer der kritischsten Lagen befand, von denen die Kriegsgeschichte weiß'. Keiner der verzweifelten, mit wilder Tapferkeit unternommenen Vorstöße gelang, und Napoleon täuschte sich über die Lage nicht".[96]

Immer neue deutsche Batterien wurden herangeführt, „und war der Hagel der Granaten immer schon furchtbar gewesen, so wurde er jetzt zu einem Orkan. Flammen schlugen aus Sedan auf. Die Bayern waren bis an das erste Tor der befestigten Vorstadt vorgedrungen, und der erste Zug der bayerischen Jäger wollte gerade die Palisaden überklettern, als über dem Tor die weiße Fahne herausgesteckt wurde".[962] „Der langwierige Festungskampf früherer Zeiten war hier mit einem Zeitraffer auf wenige Stunden zusammengedrängt worden. Die Verteidigung hatte nur noch vor den Mauern stattgefunden, und zu einem unmittelbaren Kampf um die Festung war es gar nicht mehr gekommen. Das Mißverhältnis der hier eingesetzten großen Heere zu einer so kleinen Festung ließ es gar nicht anders zu".[963]

Überrascht nahmen die Deutschen zur Kenntnis, daß sich Napoleon III. bei der geschlagenen Armee befand. Am Abend des 1. Septembers erhielt Wilhelm den Brief des französischen Kaisers mit dem vielzitierten Text; „Mein Herr Bruder! Da ich inmitten meiner Truppen nicht sterben konnte, bleibt mir nichts, als meinen Degen in die Hände Euer Majestät zu legen. Ich bin Euer Majestät guter Bruder *Napoleon*"[964] Den Abschluß der Koalitionsverhandlungen meldete König Wilhelm am 2. September in einem Telegramm nach Berlin:

„Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der anstelle des verwundeten Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir übergeben, da er das Kommando nicht führte und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, sobald ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung"![965]

Bereits am Morgen des 2. September war Bismarck „ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan" geritten und hatte Napoleon in Donchéry getroffen. Zum Rendezvous zwischen Napoleon und Wilhelm kam es am Nachmittag desselben Tages. Der Sieger und der Besiegte traten sich im Schloß Bellevue gegenüber und tauschten Komplimente über die Tapferkeit ihrer Armeen aus. Nach einer Viertelstunde war die Unterredung beendet. Die französische Armee ging in Kriegsgefangenschaft – Offiziere wurden gegen ihr Ehrenwort freigelassen –, der Kaiser bezog mit seinem gesamten Hausstand Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

Die Situation nach Sédan

Mit dem deutschen Sieg von Sedan war der Krieg jedoch noch keineswegs beendet, obwohl nach Ansicht des preußischen Generalstabs die militärische Kraft Frankreichs gebrochen und der Sieg errungen war. Der französische Patriotismus fand sich mit der Kapitulation nicht ab, die Regierung der Französischen Republik, die am 4. September, durch den Druck der Bevölkerung erzwungen, ausgerufen werden mußte, verweigerte alle von den Deutschen geforderten Gebietsabtretungen. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung sah sie sich vielmehr gezwungen, die Weiterführung des Krieges unter der Losung „Nationale Verteidigung der Republik" zu proklamieren und den „Volkskrieg" auszurufen. „Faktisch wurden alle französischen Männer aufgefordert, in die mobile Nationalgarde einzutreten. Die Bevölkerung der bereits besetzten oder vom Feind unmittelbar bedrohten Landesteile wurde aufgerufen, sich den Franktireurabteilungen anzuschließen oder sie zu unterstützen und den Volkskrieg gegen die Interventen zu entfachen".[966]

Die Franktireure, die auf die 1868 gegründeten Schützengesellschaften zurückgingen, umschwärmten die deutschen Armeen in Gruppen von etwa 50 Mann und machten vor allem der deutschen Kavallerie das Leben schwer, die Aufklärungsaufgaben wahrzunehmen hatte. Zusätzlich kamen auch von ihnen selbst bisweilen ebenfalls wichtige Aufklärungsergebnisse. Daneben führten zahlreiche Franktireurgruppen auch hinter den deutschen Linien einen oftmals erbitterten Guerillakrieg gegen die Besatzungssoldaten. Insgesamt konnten die Franzosen für die Fortsetzung des Krieges auf ein bedeutendes Menschenpotential zurückgreifen. So hatte sich das 13. Korps, welches der Katastrophe von Sedan entgangen war, nach Paris zurückziehen und dort mit dem neugeschaffenen 14. Korps vereinigen können. Daneben waren sowohl von der Rheinarmee als auch von der Armee von Châlons zahlreiche Teile ins Landesinnere gelangt, die nunmehr als Kader für die Aufstellung neuer Verbände herangezogen werden konnten. Mit den rund 100.000 Mann ausgebildeten Truppen, über die die französische Regierung noch frei verfügen konnte, – es waren dies Zuzüge aus Algerien, Feldtruppen, die sich einer drohenden Einschließung hatten entziehen können, Ersatztruppen sowie Reservisten, die ihre Truppenteile nicht mehr rechtzeitig hatten erreichen können –, den Marinetruppen, der Nationalgarde, den Gendarmen, Zöllnern, Förstern und Feuerwehrmännern standen der Regierung an die zwei Millionen waffenfähiger Männer zur Verfügung, wenn auch deren Kampfwert sehr unterschiedlich war. So herrschte ganz allgemein ein ungenügender Ausbildungsstand, für die neuen Verbände gab es allenfalls eine flüchtige Grundausbildung. Besonders schlecht stand es um die Kavallerie und die Artillerie, deren Ausbildungszeit naturgemäß länger dauerte. Negativ wirkte sich nicht zuletzt auch der gravierende Mangel an gut ausgebildeten und befähigten Truppenführern aus. Zwar wurden zahlreiche willkürliche Ernennungen zu Offizieren vorgenommen, doch waren die Ernannten nur zu oft ohne jegliche militärische Kenntnisse und völlig unerfahren, was sehr rasch zu Disziplinlosigkeit bei den Mannschaften,

zu Unbeliebtheit der Truppenführer und zu Autoritätsverfall führte. Die daraus resultierende fehlende Durchhaltekraft zeigte sich schon im täglichen Dienst, beim Marschieren, bei Biwak, Sicherungs- und Aufklärungsdienst.

Das Gros des deutschen Feldheeres war durch die Belagerung von Paris und – bis Ende Oktober – von Metz gebunden. Zudem mußten im Nordosten Frankreichs vierzehn weitere größere und kleinere Festungen belagert oder doch zumindest bewacht werden. Auch die notwendige Bewachung der Gefangenen und die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen fesselten starke Kräfte, weswegen für den Vorstoß auf Paris nur etwa 150.000 Mann zur Verfügung standen. „Der Festungskrieg mit seiner Bindung der Invasionskräfte hatte also zunächst wieder eine erhebliche Bedeutung gewonnen".[967] Dennoch konnten die Franzosen aus der zahlenmäßigen Überlegenheit ihrer Truppen keinen rechten Nutzen ziehen, zeigten sich die deutschen Verbände doch besser ausgebildet, disziplinierter, standfester, beweglicher und nicht zuletzt kampferfahrener. „Noch schwerwiegender aber schlug die Tatsache zu Buche, daß Gambetta (...) seine vergleichsweise unerfahrenen, sowohl ausbildungs- wie bewaffnungsmäßig unfertigen Streitkräfte in die offene Feldschlacht schickte, anstatt gegen den Feind in erfolgversprechender Guerillataktik vorzugehen",[968] wie dies etwa teilweise von den Franktireurverbänden praktiziert wurde, wenn diese auch wegen ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit sowie ihrer Disziplin- und Zuchtlosigkeit keine größeren Siege über die Deutschen zu erzielen vermochten.

Der weitere Verlauf des Krieges

Die neuen französischen Armeen sammelten sich im Südosten bei Epinal und Besancon, im Süden an der Loire im Raum von Nevers-Bourges-Vierzon, im Westen bei Rouen und im Norden bei Amiens. Die französische Regierung wollte sich in Paris, das die Deutschen als Faustpfand zu besetzen bestrebt waren, „mit dem Frankreich zur Erfüllung der deutschen Forderungen gezwungen werden könnte",[969] auf die bloße Verteidigung beschränken und stattdessen den Schwerpunkt des Widerstandes vor allem in die Provinzen verlegen. „Den Hauptsammelplatz für die entstehenden neuen Verbände bildete der weite Landstrich hinter der Loire. Zu seiner Deckung standen zunächst eine aus Mobilgarden bestehende Territorialdivision und eine Kavalleriedivision zur Verfügung. Sie waren in der Gegend von Orléans aufgestellt worden. In Nevers, Bourges und Vierzon wurde aus den dort eingetroffenen Marsch- und Mobilgardenbataillonen, die durchwegs mit dem modernen Chassepotgewehr ausgerüstet waren, zunächst das 15. Korps aufgestellt. Es bestand Ende September bereits aus drei Divisionen mit zugeteilter Kavallerie, insgesamt etwa 60.000 Mann. Im nordwestlichen Frankreich sammelten sich um Rouen und Elbouef Mobilgarden, Marineinfanterie und Marschbataillone. Sie sollten die Westarmee bilden. Zu ihrem Schutz standen 14.000 Mann an der Andelle, im Wald von Lyon und bei Neufchâtel. Die Eisenbahn von Rouen nach dem Süden wurde durch 4000 Mann gesichert. In Südostfrankreich wurde ein zur Verteidigung der Vogesenpässe bestimmtes Korps gesammelt".[970]

Insgesamt wurden durch den nahezu allgemeinen Widerstand der französischen Bevölkerung im Herbst- und Winterfeldzug 1870/71 die Kräfte des deutschen Heeres weitaus mehr beansprucht als durch die vorausgegangenen Kämpfe gegen die kaiserlichen Armeen. So mußten die deutschen Truppen immer wieder ihre Verbindungs- und Nachschubslinien freikämpfen oder sich gegen die im Norden, Westen und vor allem im Süden von Paris auftretenden französischen Verbände wenden, damit diese weder für den Belagerungsring um Paris noch für die

rückwärtigen Verbindungen eine Gefahr darstellten. Auch bei der Belagerung von Paris vermochten die Deutschen bis Ende Januar 1871 keine Erfolge zu erzielen. Nicht einmal die Beschießung der Seine-Metropole durch die deutsche Artillerie, von der deutschen Öffentlichkeit und vor allem in heimischen Presseartikeln dringend gefordert, vermochte den Fall der französischen Hauptstadt zu beschleunigen, die erst am 29. Januar 1871 wegen der in der Stadt herrschenden Hungersnot, wegen Kommunardenunruhen und nach vergeblichen Ausfallversuchen unter ihrem Stadtkommandanten, General Trochu, kapitulierte.

Zunächst „fehlten dem deutschen Hauptquartier die Kräfte und die Mittel, um mit der notwendigen Entschiedenheit den nach Meinung Moltkes durch Sedan schon gewonnenen Krieg zu Ende zu führen. Hier wurde deutlich die Anfang September getroffene Fehleinschätzung der Lage offenbar".[971] Der Chef des deutschen Generalstabs fasste in dieser Situation den Entschluss, die verfügbaren Feldtruppen – es waren dies Mitte September etwa 150.000 Mann mit 650 Feldgeschützen – für die nächste Zeit auf eine möglichst enge Einschließung der französischen Hauptstadt zu beschränken. Dabei kam der Maasarmee die Aufgabe zu, Argenteuil zu besetzen und Paris vom rechten Seine-Ufer unterhalb der Stadt bis an die Marne einzuschließen, wobei ihre Kavallerie über Poissy die Verbindung mit der Kavallerie der 3. Armee herstellen sollte. Die 3. Armee hatte sodann den Ring um Paris vollständig zu schließen. Während es vor Paris bis Mitte Oktober nur zweimal zu größeren Gefechten kam, führte die deutsche Offensive anderenorts zu größeren Erfolgen. So konnte am 23. September von einer Division des XIII. Armeekorps die *Festung Toul* im Osten Frankreichs erobert werden. Am Morgen des 28. September kapitulierte sodann die Festung Straßburg, nachdem keine Hoffnung mehr auf Entsatz bestand und die Vorräte der Garnison an Lebensmitteln und Munition nahezu verbraucht waren. Vorausgegangen war eine erfolglose Beschießung der Stadt, die gleichwohl zahlreiche Bauwerke und Kunstdenkmäler zerstörte, sowie eine fast vierwöchige Belagerung. Nach der Übergabe wandte sich das aus den frei gewordenen Kräften gebildete XIV. Armeekorps unter General von Werder gegen die hinter den Vogesen liegenden französischen Verbände und zersprengte sie zwischen *Epinal* und *Besancon*. Die Kapitulation von *Metz* am 27. Oktober 1870 – hier gerieten fast 180.000 Mann in Gefangenschaft – verbesserte die Lage der Deutschen weiterhin, wurden hier doch mit einem Schlag zwei Armeen freigesetzt, die den Kampf gegen die neugebildeten französischen Armeen aufnehmen konnten. „Die 2. Armee, bestehend aus dem III., IX. und X. Armeekorps sowie der 1. Kavalleriedivision, sollte über Troyes-Chaumont gegen Bourges-Nevers-Châlons-sur-Saône vorgehen, wo stärkere französische Truppenansammlungen vermutet wurden. Die 1. Armee – I., VII. und VIII. Armeekorps sowie die 3. Kavalleriedivision – sollte Metz besetzen, Thionville und Montmédy belagern, die Gefangenen abführen und dann über die Compiègne marschieren, um im Raum zwischen der Seine und der Oise die Sicherung gegen Ensatzversuche von Norden zu übernehmen".[972]

Zunächst aber wurden die Franzosen noch einmal durch einen militärischen Erfolg ermutigt. „Eine große psychologische und propagandistische Wirkung hatte (...) ein militärischer Erfolg General d'Aurelles am 7. November".[973] Vor seinem Angriff auf *Orléans*, welches eine unter dem Befehl von General von der Tann stehende Armeeabteilung, bestehend aus dem 1 . Bayerischen Armeekorps, der 22. Infanteriedivision und der 2. Kavalleriedievision, am 11. Oktober besetzt hatte, mußten die mit nur 19.000 Mann zahlenmäßig bei weitem unterlegenen bayerischen Verbände nach Nordosten ausweichen, wollten sie nicht von der 70.000 Mann starken Loirearmee vernichtend geschlagen werden. Teile der Loirearmee wurden gegen Fontainbleau vorgeschickt, um einen Ausfall zu unterstützen, den die Besatzung von Paris zwischen dem 30. November und dem 2. Dezember mit fast 100.000 Mann unternahm. Die deut-

sche Heeresleitung sah sich durch den Erfolg der Franzosen gezwungen, ihre bisherige Unterschätzung der französischen Widerstandskraft aufzugeben und den feindlichen Truppen im Innern Frankreichs aktiver als bisher entgegenzutreten. „Der Schwerpunkt der Operationen wurde jetzt an die Loire verlegt. Nachdem das II. Armeekorps bei Paris eingetroffen und die Einschließung von Paris durch die Besetzung der Halbinsel von Gennevilliers vervollständigt worden war, wurde nun eine aus vier Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen bestehende Armeeabteilung unter dem Befehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin gebildet. Sie vereinigte sich am 12.11. bei Angerville. Ihre Stärke betrug etwa 65.000 bis 70.000 Mann mit 232 Geschützen".[974] Zusammen mit der 2. Armee kam ihr die Aufgabe zu, die bei Orléans stehenden französischen Verbände zu stellen und zu zerschlagen. Nach wechselvollen kleineren Gefechten gelang es den unter dem Kommando des Prinzen Friedrich Karl stehenden Deutschen schließlich am 3. und 4. Dezember die ausgedehnte Front der Loirearmee bei *Orléans* zu durchbrechen. Zwar war es nicht gelungen, die feindliche Armee gänzlich zu vernichten, ihre Teilung stellte dennoch einen Erfolg dar. Dabei standen den französischen Verlusten von etwa 20.000 Mann auf deutscher Seite nur 1700 gegenüber.

Im Norden erging am 16.11.1870 Befehl an die 1. Armee zum Vormarsch an die Oise, die am 20.11. im Raum Compiègne überschritten wurde. Nach dem Treffen von *Villers-Bretonneux* am 27.11., welches mit einem Sieg der Deutschen endete, wurde *Amiens* von den Franzosen geräumt, wobei die Zitadelle der Stadt aber noch bis zum 30.11. Widerstand leistete. Kurze Zeit später mußten auch die Festungen *La Fère* und *Rouen* von den geschlagenen Franzosen geräumt werden, die sich nach Le Havre zurückzogen und dort bis zum Januar 1871 hinhaltenden Widerstand leisteten. Erst nachdem ein Entsatz der eingeschlossenen Sommerfestung *Peronne* durch die Nordarmee gescheitert war, mußte diese am 9. Januar 1871 endgültig vor den Deutschen kapitulieren.

Auch im Südosten Frankreichs hielten die Kämpfe unvermindert an. Hier hatte sich Anfang Oktober die 30.000 Mann zählende Vogesenarmee versammelt. Dahinter wurden bei Dijon, Besancon und Lyon größere Verbände aus Nationalgarden, Mobilgarden und Franktireurs gebildet. Gegen diese Verbände setzte das deutsche Hauptquartier nach dem Fall Straßburgs das XIV. Armeekorps unter General Werder ein, welches am 10.10. die Franzosen zur Räumung von *Bruyeres* zwang. Am 31.10. siegten die Deutschen trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit bei *Dijon*, am 24.11. mußte schließlich *Thionville* nach dreitägiger Beschießung vor ihrem Angriff kapitulieren. Insgesamt konnten alle Angriffe der Vogesenarmee zurückgeworfen werden.

Nach den Erfolgen bei Orléans Anfang Dezember beabsichtigte das deutsche Hauptquartier, auch im Süden die Offensive so schnell wie möglich fortzusetzen, um den Feind nicht zur Ruhe kommen zu lassen und der von dort ständig drohenden Gefahr ein Ende zu bereiten. Ziel war die schnelle und vollständige Vernichtung der inzwischen in zwei selbständige Armeen aufgeteilten Loirearmee: die 1. Loirearmee unter General Bourbaki mit drei Korps bei Bourges und die 2. Loirearmee unter Chanzy am rechten Loireufer bei Beaugency. Nachdem diese Truppen, die seit Oktober 1870 immer wieder versucht hatten, Paris zu entsetzen, in blutigen und wechselvollen Kämpfen über den Fluß zurückgeworfen oder in die Bretagne abgedrängt worden waren – die 2. Loirearmee wurde von der deutschen 2. Armee am 12.1.1870 durch eine Offensive faktisch aufgelöst –, zog die 1. Loirearmee im Januar 1871 mit der Eisenbahn in den Raum von Besancon. Bourbaki beabsichtigte gemeinsam mit der Vogesenarmee Dijon zu nehmen, Langres und Belfort zu entsetzen, die deutschen rückwärtigen Verbindungen zu durchschneiden und die Aufhebung der Belagerung der Festungen in Nordfrankreich zu erzwingen. „Wenn sich diese strategisch-operative Idee verwirklichen ließ, mußte sie schlagar-

tig die Lage verändern. Die ihrer Verbindungen mit der Heimat beraubten Truppen hätten die Belagerung von Paris höchstwahrscheinlich aufgeben und sich mit aller Kraft der drohenden Gefahr erwehren müssen. Damit wären günstige Möglichkeiten für die Weiterführung des Krieges durch die Republik entstanden".[975] Da die Ostarmee jedoch zum größten Teil „aus frisch aufgestellten, deshalb kaum marsch- und bewegungsfähigen Truppen" bestand, und „die Organisation des Eisenbahntransports (...) sich vom ersten Tage an als mangelhaft" erwies,[976] gelang es Bourbaki, trotz einer mit 180.000 Mann fast dreifachen Überlegenheit der Franzosen nicht, die schwachen deutschen Linien zu durchbrechen. „Die erfolglosen Kämpfe führten im Zusammenhang mit Hunger und Kälte und einer durch die vielen Märsche bedingten körperlichen Erschöpfung vieler Soldaten zu einem weitgehenden Nachlassen der Kampfkraft der französischen Ostarmee. Eine Erneuerung des Kampfes schien völlig aussichtslos zu sein".[977] Schwer geschlagen zogen sich die Franzosen daher entlang der Bahnlinie in Richtung Lyon zurück. Es begann für sie ein furchtbarer Leidensweg, die Masse der Soldaten mußten hungern, da die aus den Lyoner Magazinen herangeführte Verpflegung von der disziplinlosen Truppe geplündert wurde. Das eisige Winterwetter trug ein Übriges zur Demoralisierung der Bourbakischen Armee bei. Schließlich wurde sie von der neugebildeten, 60.000 Mann starken deutschen Südarmee in der Flanke und im Rücken gepackt, von der Bahnlinie abgeschnitten und in die Juraberge nahe der Schweizer Grenze geworfen. Am 31.1.1871 waren die Franzosen bei *Pontarlier* so eng eingeschlossen, daß ihnen als einziger Ausweg der Übertritt in die Schweiz und die Waffenniederlegung auf neutralem Boden blieb. Der größte Teil der Armee in Stärke von etwa 90.000 Mann überschritt am 1. Februar 1871 die Grenze und wurde in der Schweiz interniert. Nur die Kavallerie und eine Division konnte in den Süden entkommen. „Mit der Ostarmee hatte zum drittenmal in diesem Kriege eine große Feldarmee ihre Waffen gestreckt. Der Untergang der Ostarmee hatte sowohl große militärische Auswirkungen auf die Lage Frankreichs. Gerade weil man sich so viel von dieser in der Idee richtig angelegten Operation versprochen hatte, wurde die Niederlage um so stärker empfunden. Getrieben von der wachsenden Furcht der herrschenden Klassen vor den bewaffneten Volksmassen und ihrer Revolutionierung, bemühte sich die Regierung, dem inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstand so schnell wie möglich und um jeden Preis einen Friedensvertrag folgen zu lassen". [978]

Je länger der Krieg gedauert hatte, desto kriegsmüder waren große Teile des französischen Volkes geworden, das nicht zuletzt auch unter den Übergriffen der eigenen Franktireurs hatte leiden müssen. Zunächst waren diese von den meisten Franzosen begeistert begrüßt worden und hatten mannigfachste Unterstützung gefunden, sogar noch als die Deutschen ihre Operationen gegen ihre Truppen als Vorwand nutzten, um mit rigorosesten Maßnahmen gegen die Zivilbevölkerung vorzugehen. Moltke beispielsweise lehnte den „unkontrollierbaren Volkskrieg" mit aller Entschiedenheit als ein regelrechtes „Verbrechen" ab. Bismarck seinerseits empfahl ein drakonisches Vorgehen auch gegen Zivilisten, die dadurch vom Beitritt zu den Mobilgarden und „Franktireur-Banden" abgeschreckt werden sollten. Infolgedessen wurden Kombattanten in Zivil und ohne militärische Abzeichen, sobald die Deutschen ihrer nur habhaft werden konnten, nach Kriegsrecht behandelt und sofort standrechtlich erschossen. Auch gegen die übrige Zivilbevölkerung gingen die Besatzungstruppen im Rahmen ihres Kampfes gegen die Freischärler zeitweise äußerst brutal vor. „Verdächtige Personen wurden nach einem formalen Kriegsgerichtsverfahren erschossen, ganze Dörfer wurden rücksichtslos eingeäschert",[979] wurden sie irgendwie der Unterstützung der Franktireurs für schuldig befunden. Dies hatte zunächst allerdings erst einmal lediglich eine weitere Solidarisierung vieler Franzosen mit den Franktireurs und Unterstützung ihres Kampfes gegen die verhaßten Deutschen zur Folge. Als die Freischärler sich jedoch im Laufe der Zeit immer öfter zu kriminellen Handlun-

gen auch gegen die eigene Bevölkerung hinreißen ließen, wurde schließlich Mitte Januar 1871 durch Gambetta die Einordnung der Franktireureinheiten in das reguläre Heer oder ihre Auflösung verfügt.

Das Ende des Krieges: Paris und Versailles

Paris war seit dem 19. September 1870 eingeschlossen; der hermetische deutsche Belagerungsring hatte allen Entsatz- und Ausbruchsversuchen standgehalten. Die Regierung der nationalen Verteidigung dachte dennoch nicht daran, die Hauptstadt zu übergeben. Im deutschen Hauptquartier diskutierte man, ob man Paris aushungern oder aber beschießen solle. Moltke erwartete zunächst vom „langsam aber sicher wirkenden Hunger"[980] viel mehr als von einer Beschießung. Der Kronprinz und Königin Auguste, die Witwe Friedrich Wilhelms IV., sprachen sich ebenfalls gegen die Bombardierung aus. Roon und Bismarck aber widersprachen vehement und setzten sich schließlich durch.[981]

Am 5. Januar 1871 meldete die „140ste Depesche vom Kriegs-Schauplatz" den Beginn der Beschießung. Paris begann mit den preußischen Bomben zu leben, die Pariser ertrugen die Situation mit ziemlicher Gelassenheit. „‚Weder Schrecken noch Aufregung' gewahrte Edmond de Goncourt bei einem Rundgang durch die heimgesuchten Viertel. Das Schlimmste, was er sah, waren abgerissene Häuserecken am Boulevard Saint-Michel. Die Schäden von Paris standen in keinem Verhältnis zum artilleristischen Aufwand der Deutschen. In drei Wochen verfeuerte diese 12.000 Granaten; 5000 davon erreichten die Stadt. Sie verursachten 30 Brände und beschädigten 1400 Gebäude. Immerhin töteten sie 97 Menschen und verwundeten 278. Auf deutscher Seite fielen mehrere hundert Kanoniere, durch Rohrkrepierer und französisches Abwehrfeuer".[982] Schwerer als das Geschützfeuer traf die Pariser der Hunger, ab 19. Januar 1871 wurde das Brot rationiert; am gleichen Tag scheiterte der letzte große Ausbruchsversuch bei Saint Quentin. Favre und Bismarck unterzeichneten schließlich nach mehrtägigen Verhandlungen am 28. Januar den Waffenstillstandsvertrag. Während die Pariser noch hungerten, proklamierten die Deutschen ihren Kaiser im Spiegelsaal zu Versailles. Bismarck verlas die Kaiserproklamation:

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten deutschen Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. (...) Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Wilhelm".[983]

Daß der Ruf an den preußischen König nicht überall einmütig und freiwillig ergangen war, ist bekannt. Wir verzichten auf die Darstellung der komplizierten Vorgeschichte der Kaiserproklamation und begnügen uns mit dem Hinweis auf die einschlägige Literatur.[984] Der Vor-

friede von Versailles wurde am 10. Mai 1871 durch den *Frieden von Frankfurt* bestätigt. Kernpunkt des Friedensvertrages war die Abtretung der Gebiete, die zum Reichsland Elsaß-Lothringen zusammengefaßt wurden. „Im deutschen Bewußtsein war dies eine notwendige geschichtliche Korrektur an den Eroberungen Richelieus und Ludwigs XIV. und die als legitim empfundene Anwendung eines historisch und sprachlich völkisch verstandenen Nationalitätsprinzips. Für die Franzosen ging es nicht nur um die Besiegelung einer als nationale Katastrophe empfundene Niederlage, sondern um den Verlust eines Landes, das spätestens seit der großen Revolution ein Teil der französischen Nation und ihres Staates geworden war und nun zu einem Symbol der Niederlage und ihrer Überwindung wurde. In der elsässischen Frage traten sich zwei verschiedene Nationalideen gegenüber: Ihr Gegensatz war eine schlimme Mitgift, die dem Europa der vollendeten Nationalstaaten bis zum 1. Weltkrieg mitgegeben war".[985]

Lieder aus der Zeit der deutschen Einigungskriege

Die Jahre zwischen 1858 und 1871 waren mit Abstand die kriegerischste Epoche seit dem Ende der napoleonischen Kriege. Von 1859 bis 1862 bewegten zunächst der italienische Feldzug und dann die Garibaldischen Einheitskämpfe die Zeitgenossen. In Übersee begann 1861 der blutige nordamerikanische Bürgerkrieg, der sogenannte Sezessionskrieg, der nicht weniger als vier Jahre dauerte und für viele Bürger der deutschen Staaten schon insofern von Interesse war, als hier zahlreiche deutsche Auswanderer – vor allem auf Seiten der Union – mitkämpften.[986] 1863 nahm das mexikanische Abenteuer Napoleons III. seinen Anfang, das erst im Jahre 1867 mit dem Sieg Benito Juarez' und der Hinrichtung Kaiser Maximilians seinen dramatischen Abschluß fand. In Mitteleuropa kam es von 1864 bis 1871 zu den sogenannten deutschen Einigungskriegen, 1864 zum dänischen Feldzug Preußens, 1866 zum preußisch-österreichischen Bruderkrieg und 1870/71 zum großen Waffengang aller deutscher Staaten gegen Frankreich, kriegerische Ereignisse, die die Machtverhältnisse in Mitteleuropa grundlegend veränderten und die Zeitgenossen zutiefst bewegten und in ihren Bann zogen. Weder der dänische Krieg von 1864, noch der preußisch-österreichische Waffengang des Jahres 1866 dauerte besonders lang oder war besonders blutig, „aber gerade diese beiden waren durch ihre Zusammenhänge für die politische Umgestaltung der Karte Europas um so folgenschwerer. Sie bedeuteten die erste Etappe in der deutsch-nationalen Einigung und bereiteten gleichzeitig die große Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich vor, diese Unvermeidlichkeit ahnte auch alle Welt, und gerade darum sprach man in dieser Zeit immer vom Kriege und erwog alle denkbaren Bündnisse, und alles rüstete auch für den Krieg".[987]

Dies läßt sich nicht zuletzt wohl auch für die zahlreichen bekannten und unbekannten Liedermacher und Gedichteschreiber jener Tage sagen, die ihr Teil zu dieser „allgemeinen Aufrüstung" beitrugen und mit ihren Mitteln leidenschaftlich für ihre Seite und gegen die Sache des Feindes Partei ergriffen. Die allgemeine Sensibilisierung zeitigte eine Unmenge von dichterischen Erzeugnissen, die sich zu allen aktuellen politischen und militärischen Fragen äußerten und sie zu kommentieren trachteten. In der dänischen Frage standen die Poeten, entsprechend dem nationalen Einheitsdrange, der sogenannten Befreiung der Elbherzogtümer vorwiegend sympathisierend gegenüber, vor allem, was den norddeutschen Raum anbelangt. „In Süddeutschland war es etwas anderes. Hier ahnte man nur zu deutlich, wohin der Weg zu führen drohte. Und da nicht nur die Sympathien des Südens nach Österreich drängten – am ausgesprochensten in Bayern und in Württemberg –, sondern auch der Wunsch nach dauernder und absoluter staatlicher Selbständigkeit vorherrschte, so benutzte man südlich der Mainlinie jede Gelegenheit, der Katze die Schelle anzuhängen".[988] In den allermeisten der uns vorliegenden Lieder anläßlich der Auseinandersetzungen von 1864 und 1866 wird dagegen eine pro-preußische Haltung eingenommen,[989] desgleichen bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Lassen wir hier wieder einmal Eduard Fuchs ausführlicher zu Wort kommen, der die Zeitstimmung genau nachgezeichnet hat:

„Weil die völlige Einigung Deutschlands und eine dementsprechende äußere Machtstellung die Notwendigkeiten seiner unaufhaltsamen bürgerlichen Entwicklung waren, darum war der deutsch-französische Krieg des Jahres 1870/71 auf deutscher Seite auch im hohen Grad ein wirklicher Volkskrieg, während er auf französischer Seite vielmehr ein dynastischer Krieg

war. In Deutschland war schlechthin fast das ganze Volk an dem Krieg interessiert. In erster Linie das gesamte deutsche Kapital. Darum also waren die gesamten bürgerlichen Massen für ihn. Aber auch die proletarischen Massen hielten diesen Krieg in ihrem Interesse für notwendig, weshalb sie ebenfalls in ihrer überwiegenden Mehrzahl und zudem in ihren aufgeklärtesten Teilen für ihn begeistert waren. Für die Arbeiter bedeutete die ungehemmte Entwicklungsmöglichkeit der deutschen Industrie reichere Arbeitsgelegenheit und höhere Löhne. Für die sozialistisch denkenden Arbeiter war wiederum Napoleon III. der Eckstein des reaktionären Europas, und darum wünschten sie von Herzen seine Niederlage (...) Der Berliner ‚Sozialdemokrat' schrieb: ‚Sieg Napoleons bedeutet die Allmacht der bonapartistischen Soldateska in Europa, bedeutet vollständige Zerstückelung Deutschlands".[990]

Ein einheitlicher, auch nach außen starker deutscher Nationalstaat war das Hauptziel der meisten Deutschen. Nur in Süddeutschland, in Bayern und in Württemberg, war man teilweise gegen einen Nationalstaat unter preußischer Vorherrschaft und damit auch gegen den Krieg. Die widerstrebenden deutschen Volksvertretungen und Dynastien wurden dann jedoch von dem „unwiderstehlichen Strom des allgemeinen Volkswillens" mit fortgerissen.[991] Der 70er Krieg war, solange er ausschließlich der Abwehr eines bonapartistischen Angriffs galt, also durchaus populär. Dies änderte sich zum Teil erst, als es nach dem Sturz des verhaßten französischen Kaisertums nicht zum erhofften Frieden kam, sondern der propagierte Verteidigungskrieg in sein Gegenteil, einen reinen Angriffs- und Eroberungskrieg mutierte und die Annektion von Elsaß-Lothringen auch von der Regierung offen als Kriegsziel proklamiert wurde. Völlig anders war die Lage dagegen auf französischer Seite. Hier hatte es sich zunächst um einen reinen „Ablenkungskrieg" gehandelt, der „innenpolitische Probleme" in den Hintergrund drängen und vergessen machen sollte, „um einen dynastischen Krieg im Interesse der erneuten Festigung des Dezemberthrones":[992]

„Napoleon III. hatte es vorzüglich verstanden, die herrschenden Klassen Frankreichs bis tief in das Kleinbürgertum hinab mit imperialistischem Geiste zu erfüllen und sie von den inneren Angelegenheiten nach außen zu lenken, wo das Ziel einer glanzvollen Vorherrschaft der französischen Nation über ganz Europa zu winken schien. Die Gefahr, daß mit der Entstehung eines wirklich einheitlichen und seine Kräfte zusammenfassenden Deutschen Reiches ein mächtiger Nachbar und Nebenbuhler emporkommen könne, kam ihm gerade gelegen zu einer Zeit, wo das französische Volk sich wieder auf sein Innenleben besann und gegen den Zäsarenthron bedrohlich Front zu nehmen begann. Eine feile und sensationslüsterne Presse besorgte das Geschäft, gegen Deutschland zu hetzen, so gründlich, daß sich richtig, wenigstens in der Bourgeoisie und in der blinden großstädtischen Hurrakanaille die Überzeugung festsetzte, es sei Frankreichs Interesse, ein Deutsches Reich gar nicht oder nur gegen den Preis einer Abtretung aller westrheinischen Gebiete aufkommen zu lassen".[993]

Als nach dem Zusammenbruch des Napoleonischen Kaiserreiches der Krieg von den Deutschen zu Annektionszwecken weitergeführt wurde, schlug die Stimmung in Frankreich jäh um, man stand gegen die bedrohliche feindliche Macht nunmehr einig zusammen, denn jetzt war das Vaterland in Gefahr. Dies schlug sich, wie Fuchs aufweist, auch deutlich in der Karikaturenproduktion nieder, die die Stimmung breitester Bevölkerungsschichten widerspiegelte und auf sie Einfluß zu nehmen trachtete:

„Die Karikatur hatte bis dahin nicht nur in keinem Kriege, sondern auch überhaupt bei keiner anderen Gelegenheit in der Weltgeschichte eine derartig große Rolle gespielt wie in Frankreich während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Die Angabe der Zahl der in diesen wenigen Monaten in Frankreich erschienenen Karikaturen genügt allein schon, diese Behauptung zu beweisen. Nach der Bibliographie von Jean Berleux brachte Frankreich

vom Tag der Kriegserklärung an bis zum offiziellen Friedensschluß nicht weniger als rund 6000 Karikaturen hervor, von denen 5 Tausend allein in Paris erschienen sind; die übrigen kamen in der Provinz heraus. Dabei ist zu beachten, daß der überwiegende Teil dieser Karikaturen nicht in Witzblättern, sondern als selbständige Einblattdrucke, d.h. also als karikaturistische Flugblätter veröffentlicht worden ist. (...) Weiter ist zu beachten, daß viele dieser karikaturistischen Flugblätter Auflagen bis zu zwanzig-, dreißig-, sogar bis zu fünfzigtausend Exemplaren erlangten. Angesichts dieser Zahlen kann man ohne Übertreibung von einer förmlichen Überschwemmung des öffentlichen Geistes durch die Karikatur reden. Diese Tatsache beweist, daß die karikaturistische Glossierung der Ereignisse ein absolutes Bedürfnis bei der großen Masse war. Anderenfalls hätte diese schon nach kurzer Zeit durch Teilnahmslosigkeit ihre Übersättigung geoffenbart, und damit wäre die Schaffenslust der Karikaturisten sehr rasch erlahmt".[994]

Auch in Deutschland kam es zu einer erheblichen Steigerung der Karikaturproduktion, wenn alles zusammen auch nicht im entferntesten an die Vielfalt der Spottbilder in Frankreich herankam. Immerhin haben viele Städte Deutschlands eine Vielzahl an derartigen satirischen Produkten – Einblattdrucke und besonders viele illustrierte Pamphlete in Form von kleinen Groschenheften – hervorgebracht, wenn diese auch hauptsächlich auf ein Thema beschränkt waren, das heißt sich gegen den verhaßten französischen Kaiser richteten.

„Dieser einzige ehrlich gehaßte Feind war aber schon nach wenigen Wochen kläglich zu Boden gerungen, so daß ihm die Karikatur, kaum daß sie den Feldzug wider ihn begonnen hatte, nur noch Eselsfußtritte versetzen konnte. Aber solches reizt nicht auf die Dauer. Nur widerstandsfähige Feinde provozieren die Kampfeslust immer von neuen. Als das französische Kaiserreich zertrümmert war und Napoleon gefangen auf Wilhelmshöhe bei Kassel saß – über welches Motiv wohl die meisten Witze und Karikaturen gemacht wurden – erfüllte ganz Deutschland ein allgemeines Triumphgefühl, und dieses ließ bis zum Friedensschluß eigentlich keinen Tag mehr nach. Das ist keine Stimmung, durch die die Karikatur in starkem Maße befruchtet wird. Man bedurfte ihrer nicht, um den allgemeinen Elan in Deutschland anzuspornen, also war sie sehr bald nur noch Mittel der Unterhaltung".[995]

Eine ganz andere Rolle aber kam da dem die kriegerischen Ereignisse begleitenden Lied zu. Auf die motivierende und durchaus die Volksstimmung jener Tage beeinflussende Wirkung von Liedern und Gedichten wies kein Geringerer als Otto von Bismarck hin, der in einer Ansprache am 18.8.1893 in Bad Kissingen vor dem dortigen Gesangsverein die Möglichkeit einräumte, daß Lieder und Gedichte durchaus Geschichte machen oder sie doch zumindest beeinflussen können. Zwar bezog sich Bismarck dabei primär auf das „Rheinlied" von Nikolaus Becker aus dem Jahr 1840:

„Damals war dieses Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung, die meist noch partikularistisch war, aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeekorps mehr am Rhein stehen hätten, als es tatsächlich der Fall war"[996]

Gleichwohl läßt sich diese Äußerung sehr wohl auch verallgemeinernd auf die Situation im Deutschland des Jahres 1870/71 übertragen. Das Lied war ein wichtiges Bindeglied der aus den verschiedenen deutschen Landschaften und Stämmen stammenden Soldaten geworden, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs nunmehr endgültig zu einem deutschen Nationalgefühl fanden, und als solches wurde es auch verschiedentlich von innerdeutschen Gegnern eines deutschen Nationalstaates abgelehnt. So wurde von bayerischen Kanzeln herab den katholischen Gläubigen das Singen der umlaufenden Soldatenlieder verboten, fürchtete ein großer Teil des Klerus doch nichts mehr als das Aufgehen des bayerischen katholischen Königreiches in ein preußisches, sprich: protestantisch dominiertes Kaiserreich.

Wie sehr sogar die Veröffentlichung von Sammlungen historischer Lieder von dem politischen Geschehen jener Tage vom Zeitklima abhing, geht auch aus dem Vorwort Ditfurths in seinen „Historischen Volksliedern von 1870 bis 1871" hervor, in welchem er sich über seine Publikationsmöglichkeiten äußert:

„Vor dem letzten glorreichen Kriege war nur geringe Theilnahme des Publikums für das historische Volkslied vorhanden. Jahrelang unausgesetzte Versuche, etwas meiner Sammlungen zu veröffentlichen, blieben fruchtlos, und auch Bemühungen bei der historischen Kommission in München ohne gewünschten Erfolg. Erst, als im Jahre 1866 die Preußischen Waffen wieder neuen Glanz gewonnen, und die politischen Verhältnisse Deutschlands sich großartiger gestaltet hatten, trat ein günstiger Zeitpunkt ein, wenigstens einen wenn auch geringen, doch in sich abgerundeten Theil meiner Sammlungen in den Thaten dieses Heeres bekannt geben zu können, wie er denn auch in den 1869 erschienenen ‚Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres' vorliegt. Diese Sammlung fand in der Presse günstige Aufnahme und Besprechung. Damit lag der Versuch nahe auch für das Oesterreichische Heer eine gleiche Sammlung herauszugeben, die denn auch bereits im Frühjahr 1870 geeigneten Verlag in Wien fand. (...) Bei inzwischen ausgebrochenem Kriege gaben unsere siegreichen Waffen und die schönen Thaten des Bayerischen Heeres Veranlassung, auch die historischen Volkslieder dieses letztern von 1620-1870 herauszugeben. Da auch diese Bayerische Sammlung allseitigen Beifall, selbst in der Presse des Auslandes erhielt, mir zudem ein reiches Material historischer Volksdichtung über den letzten Krieg vorlag, derselbe aber auch in seinen Liedern lebhaft an die Freiheitskriege erinnerte, so faßte ich beide ebenfalls in eigene Sammlungen. Sie und obige Lieder des siebenjährigen Krieges übernahm der Herr Verleger zugleich. Erst nach deren Erscheinen kam der Gedanke, auch die Zwischenglieder von 1763-1812, von 1815-1866 und 1870-1872, Theil II folgen zu lassen".[997]

Von echtem Patriotismus beseelt, vielleicht aber auch dem Zeitgeist ein Opfer bringend, widmete Ditfurth seine bahnbrechende Sammlung „Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871", die er aus fliegenden Blättern, aus handschriftlichen Quellen, etwa handschriftlichen Liederbüchern und mit zahlreichen Beispielen aus dem Volksmund zusammengestellt hatte, „Sr. Excellenz dem Königlichen General-Feldmarschall, Chef des General-Stabes der Armee und Chef des Colberg'schen Grenadier-Regiments Nr. 9, Großkreuz und Ritter höchster Orden *Herrn Grafen von Moltke*".[998] In dieser Sammlung finden sich Liedbeispiele zu so ziemlich jedem militärischen Ereignis des Krieges 1870/1871. Der Reinertrag einer weiteren, prunkvoll aufgemachten Liedersammlung von Franz Lipperheide mit dem Titel „Lieder zu Schutz und Trutz"[999] war „für die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger des gesammten deutschen Heeres bestimmt".[1000] Was die Resonanz seiner Zusammenstellung anbelangt, so konnte der Herausgeber in seinem Nachwort schreiben: „Ein großes, kaum in so reichem Maße erwartetes Interesse ist unserer Sammlung von Seiten der Dichter, wie des Publicums erwiesen worden und bis zur Stunde erhalten geblieben".[1001] Während Ditfurth ausschließlich anonyme Lieder abdruckte, ließ Lipperheide nur „echte Dichter" zu Wort kommen:

„Und Dichtergaben allein galt es, in diesen Blättern zu sammeln; von volksthümlichen Liedern theilen wir in einem Anhange nur einige wenige mit, welche sich ganz besonders der Gunst der Soldaten wie der Daheimgebliebenen erfreuen".[1002]

Auch die „Lieder zu Schutz und Trutz", wo sich bisweilen sogar die Liedernoten mit abgedruckt finden, begleiten detailliert den gesamten Kriegsverlauf des deutsch-französischen Krieges. Nur anhand dieser beiden Liedsammlungen allein ließe sich bereits eine informative und detaillierte Geschichte dieser großen mitteleuropäischen Auseinandersetzung des Jahres

1870/71 schreiben. Doch gibt es daneben auch noch zahlreiche andere, wenn auch nicht ganz so umfangreiche Liedsammlungen, deren Lieder – in den beiden Kriegsjahren entstanden – die kriegerischen Ereignisse jener Zeit agitierend und kommentierend begleiten. Wir wollen an dieser Stelle nicht näher auf sie eingehen, haben sie jedoch in unserer Bibliographie festgehalten. Was die Inhalte der deutschen Lieder und Gedichte anbelangt, waren für sie „die ersten Siege, die in der blutigen Eroberung Straßburgs kulminierten, der Marsch auf Paris und seine Beschießung sowie die Kaiserkrönung und die Gründung des deutschen Reiches die zentralen Ereignisse, die auch quantitative Höhepunkte der Geschichtsschreibung bewirkten".[1003]

Dänischer Krieg 1848 und 1864

Die Auseinandersetzungen des Jahres 1848/1849

Beispiel 221
Wat is den Dän sin Vaaderland?
Worte: Theodor Sievers, um 1848 / Melodie: Was ist des Deutschen Vaterland[1004]
Quelle: Marschlied für Schleswig-Holsteiner, Hrsg. von einem Offizier der ehemaligen Schleswig-Holsteinischen Armee, 2. verm. Auflage, Hamburg 1864, S. 23f.

1. Wat is den Dän sin Vaaderland?
Is't Schleswig-Holsteen stammverwandt?
Sind dat all dän'sch Provinzis
Von Skagen bet na Altona?
O hol Di jonich, jonich op,
Sin Vaaderland is höger op.
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

2. Wat is den Dän sin Vaaderland?
Is't Kiel dar an den Ostseestrand,
Wo dän'sch dat Chor wärd commandeert
Un doch up dütsch den Säbel föhrt?
O hol Di jonich, jonich op,
Sin Vaaderland is höger op!
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

3. Wat is den Dän sin Vaaderland?
Is't Rendsborg an der Eiderkant?
Wo swart Magreth in't Tüghuus steiht.
Wo all de dän'schen Flaggen weiht?
O hol Di jonich, jonich op,
Sin Vaaderland is höger op!
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

4. Wat is den Dän sin Vaaderland?
Is't Schleswig, wo dörch Königshand,
Sin eegen Broder eenst mit List,
Und Schädnlichkeit ermordet ist?
O hol Di jonich, jonich op,
Sin Vaaderland is höger op!
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

5. Wat is den Dän sin Vaaderland?
Is't Flensborg an de Norderkant,
Wo unse Handel fix floreert?
Un Propaganda dän'sch studeert?
O hol Di jonich, jonich op,
Sin Vaaderland is höger op!
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

6. Wat is den Dän sin Vaaderland?
Von Königsau den Söderstrand,
De Jütland erst von Schleswig trennt?
Wo man den König Herzog nennt?
O hol Di jonich, jonich op,
Sin Vaaderland is höger op.
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

7. Wat is den Dän sin Vaaderland?
So nenn' doch endlich mi dat Land,
Wat immer höger ropper geiht,
Dat min Verstand gar still bi steiht;
Denn höger kann ick nich herop,
Sonst war ick schwindelich in Kopp
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

8. Dat is den Dän sin Vaaderland,
Von Skagen bet an'n Kongsaustrand,
Wo man de Sorte Potte brennt.
Wo man den Herrscher König nennt.
Dat soll dat sin, dat soll dat sin,
Dat Danskemann, ja, dat is Din.
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

9. Dat is den Dän sin Vaaderland,
Grön-, Is-, See, La- un Langeland
Un Fünen, Falster und Faröer;
Da nennt se Di de Bodder Smör.
Dat soll dat sin, dat soll dat sin,
Dat Danskemann, ja, dat is Din.
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

10. Dat soll dat ganze Danmark sin,
Wo't Elefanten oder Swiin
Vör grote Staatsverdeenste givt,
Wo man de Vrewe open schrivt.
Dat is de ganze Beierwand
Dat is dat heele danske Land?
Höger op! Höger op!
Diru Diru Dirallala!
Trallala!

Worterklärungen
O hol Di jonich op = o halt dich garnicht auf / Sin Vaaderland is höger op = Sein Vaterland ist höher droben / swart = schwarz / Tüghuus = Teighaus / immer höger ropper = immer höher hinauf / Bodder = Butter / Smör = Schmiere

Wie David G. Engle in einem Kommentar zu **„Wat is den Dän sin Vaaderland"?** ausführt, hat Theodor Sievers Arndts Lied „Des Deutschen Vaterland" den Verhältnissen in Schleswig-Holstein angepaßt.[1005] „Damit stellte er den norddeutschen Gesangvereinen ein Spottlied mit direkten Bezügen auf die aktuelle Lokalsituation zur Verfügung. Das Lied rückt Schleswigs Grenze von Strophe zu Strophe immer höher, ‚richtiger', nach Dänemark hinein und zählt gleichzeitig Eingriffe Dänemarks in das Leben der Herzogtümer auf, die diese gewünschte Angrenzung begründen sollen. So wird unter anderem Bezug darauf genommen, daß die ‚Eiderdänen' womöglich die dänische Sprache einführen wollen, daß die dänische Regierung das Militärwesen reorganisiert hat (wobei die Schleswig-Holsteiner, die vorher im eigenen Land dienen konnten, nunmehr in Dänemark zu dienen gezwungen wurden), und daß die Schleswig-Holsteiner die Fahne Dänemarks zunehmend als Zeichen einer fremden Herrschaft empfinden. Mit der Strophe 7 beginnt der zynische Appell an den sich übernehmenden Dänen, damit er sich bescheiden soll. Daß die lokalen Gesangvereine besonders deutsch-nationalistisch gesinnt waren, braucht uns auf Grund der geographischen Lage im quasi-Ausland nicht zu wundern. Seit ihren Anfängen in den 1830er Jahren trugen sie stark zur Polemisierung der deutsch-dänischen Frage in Schleswig-Holstein bei. Man trug Lieder und Festreden zugunsten Schleswig-Holsteins bei fast jedem Sanges- und Volksfest vor, wie ein ‚Trinkspruch' (1844) von August Wilhelm Neuber bezeugt:

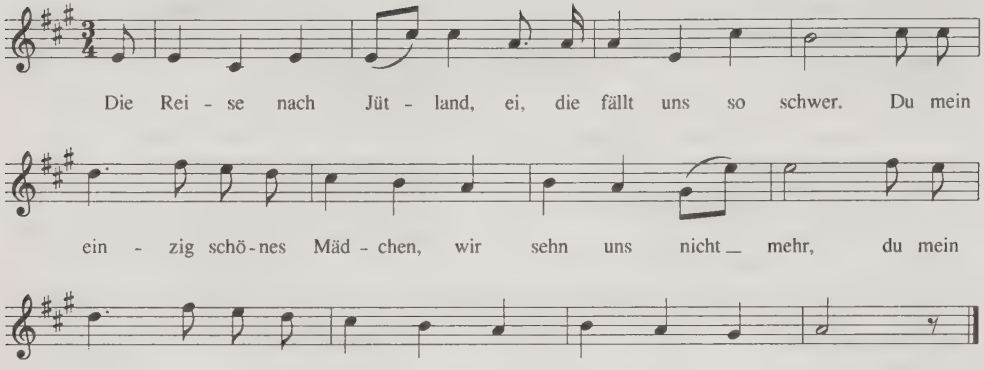
> Bei jedem Festgelage / Soll das der Trinkspruch sein: / Gott möge uns befrei'n / Von jeder fremden Plage, / Sie heiße, wie sie wolle: / Reichsbankgeld, Sprachkontrolle, / Die internationale / Schmarotzerfiliale, / Zensurdruck, Propagand'. / Ausländisches Kommand'.

(...) Am 8. Juni 1846 erklärte Christian VIII: von Dänemark in dem berühmten ‚Offenen Brief', daß Schleswig Teil des Königreichs Dänemark sei, daß die Personalunion aufgelöst sei (wobei Christian nicht wie vorher als Herzog, sondern als dänischer König Schleswig regieren sollte), und daß jegliche Bittschriften, Versammlungen und Erörterungen dieses Themas in der Presse verboten seien. 1848 verkündete der neue König Dänemarks, Friedrich VII., die Einverleibung Schleswigs, und es kam zum deutsch-dänischen Krieg".[1006]

Beispiel 222[1007]

Die Reise nach Jütland

Text: Anonym, um 1848
Melodie: Anonym



aus: Walther Kluge: Die Reise nach Jütland. Ein Beispiel zur Geschichte des Volksliedes in: Mitteilungen des Sächsischen Vereins für Volkskunde 7 (1916-19) S. 245 (Gesungen beim Leipziger Infanterie-Regiment Nr. 107, 1866 und 1870/71)

1. Die Reise nach Jütland,
   Ei, die fällt uns so schwer.
   Du mein einzig schönes Mädchen,
   Wir sehn uns nicht mehr.

2. Sehn wir uns nicht wieder,
   Ei, so wünsch ich dir Glück.
   Du mein einzig schönes Mädchen,
   Denk oftmals zurück!

3. Des Sonntags frühmorgens
   Sagt der Hauptmann zum Rapport:
   Guten Morgen, Kameraden,
   Heut müssen wir fort.

4. Ei warum denn nicht morgen,
   Ei warum denn schon heut?
   Denn es ist ja heute Sonntag
   Für uns junge Leut.

5. Der Hauptmann spricht leise:
   Daran hab ich keine Schuld.
   Kronprinz Albert, der uns führet
   Hat keine Geduld.

Rolf Wilhelm Brednich, der **„Die Reise nach Jütland"** kommentiert hat,[1008] zeigt „die geschichtlichen Voraussetzungen für das Entstehen des Volksliedes" auf: „Im März des Jahres 1848 wurde auch Schleswig-Holstein in die revolutionären Ereignisse einbezogen, aber infolge der unsicheren Stellung der beiden Herzogtümer zwischen Deutschland und Dänemark erhielten die Unruhen im äußersten Norden sehr bald den Charakter eines nationalen, antidänischen Aufstandes. Der Tod König Christians VIII. von Dänemark am 20. Januar 1848 und die von seinem Nachfolger Friedrich VII. wenige Tage später verkündete neue Verfassung hatten die Bevölkerung Schleswig-Holsteins in lebhafte politische Erregung versetzt. Die deutschen Forderungen liefen auf die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und die Gewährung einer Verfassung für Schleswig-Holstein hinaus. Am 24. März wurde in Kiel unter Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer eine vorläufige Regierung gebildet. Ganz Holstein schloß sich dieser Regierung an. König Friedrich Wilhelm IV. entsandte preußische Truppen und forderte auch die Regierungen von Hannover, Mecklenburg, Oldenburg und der Hansestädte zur Stellung von Bundestruppen auf. Das in Frankfurt tagende Vorparlament ordnete die unverzügliche Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund an. Als daraufhin der dänische Gesandte die Sitzung verließ, bedeutete dies zwischen den Dänen und dem deutschen Bund den Kriegszustand.

In den blutigen Kämpfen zwischen den dänischen und den deutschen Truppen aus Schleswig-Holstein, verstärkt durch Freiwillige aus vielen Teilen Deutschlands, erlitten letztere Anfang April 1848 hohe Verluste und mußten sich durch eiligen Rückzug vor der völligen Vernichtung durch die dänische Übermacht hinter die Eiderlinie retten. Erst das Eingreifen der Preußen unter General Wrangel brachte ganz Schleswig wieder in die Hand der Deutschen, die sogar den südlichen Teil Jütlands einsetzen konnten. Unter dem Druck der Großmächte mußte sich Preußen jedoch

Ende Juni auf Friedensverhandlungen mit Dänemark in Malmö einlassen und schloß am 26. August den Waffenstillstand. Schleswig-Holstein wurde von fremden Truppen geräumt, die vorläufige Regierung wurde durch eine neue, von Preußen und Dänemark gemeinsam ernannte Behörde abgelöst. Künftige Konflikte waren durch diese Interimslösung bereits vorprogrammiert".[1009]
Wie Brednich weiterhin ausführt, bezieht sich das Lied „wohl zunächst eindeutig auf die August-Ereignisse des Jahres 1844, ist aber dann bald zum allgemein bekannten und beliebten Soldaten-Abschiedslied geworden. In den Kriegen von 1866 und 1870/71 wurde es zum Beispiel im Leipziger Infanterie-Regiment Nr. 107 gesungen, und bezeichnenderweise wird dort in Strophe 5 der Kronprinz und spätere König Albert von Sachsen genannt, der bereits den Feldzug von 1848 nach Schleswig-Holstein mitgemacht hat".[1010] Wir folgen desweiteren Brednichs Kommentierung des Liedes selbst, welches „die historischen Zusammenhänge", in denen es steht, auf das für den Sänger im Augenblick der Abreise an den Kriegsschauplatz Wichtige" reduziert: „den Abschied von der Liebsten und die Sorge, sie vielleicht nie wiederzusehen. Der Versuch, die für einen Sonntag geplante Abreise wenigstens um einen Tag zu verschieben, scheitert an der Unerbittlichkeit des Hauptmanns, der sich wiederum auf einen ‚Befehl von oben' berufen kann. Die Abreise der badischen ‚Freiwilligen' war ja tatsächlich recht dringlich, und es sollte sich ja erweisen, daß sie erst nach dem am 26. August eingetretenen Waffenstillstand ihren Bestimmungsort erreichten – zu spät, um noch ins Kampfgeschehen eintreten zu können".[1011]

Beispiel 223
Der Eckernförder Spaß (5. 4.1849)

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des säschsischen Heeres, S. 91 Nr. 54

1. Seid willkommen, Kameraden!
   Deutsche Brüder von dem Rhein,
   Hier sind Schleswigs Feldsoldaten
   Und von Reuß-Greiz-Lobenstein.
   Auch ein tapfrer deutscher Mann
   Ernst von Koburg führt uns an!

2. Als der Sonne Glanz erblichen,
   Blich der Dänen Hoffnungsstern,
   Ihre Segel sind gestrichen
   Und die Dampfer weit und fern,
   Und an Koburgs Herzog gab
   Paludan den Degen ab.

3. Nun, ihr tapfern deutschen Krieger,
   Auf und schießt Viktoria!
   Denn es liegt für euch als Sieger
   Klärlich der Beweis jetzt da,
   Daß der Hund, so siehet man,
   Auch den Fisch wohl beißen kann.

4. Tapfere Bayern, Preußen, Schwaben,
   Ihr von Weser, Elb' und Rhein,
   Alle, wie sie Namen haben,
   Stehet fest im Hochverein!
   Schleswig-Holstein stammverwandt,
   Traut auf eure starke Hand.

Der Krieg zog sich auch nach dem Waffenstillstand vom 26. August 1848 noch weitere drei Jahre hin – unterbrochen jeweils von erneuten Waffenstillständen –, doch die Großmächte, hier Rußland und England, wachten in gegenseitiger Eifersucht darüber, daß es auf der „meerumschlungenen Halbinsel" nicht zu Veränderungen kam, daß das Gleichgewicht der Kräfte gewahrt blieb. Der Friede von Berlin 1850 und der Londoner Vertrag von 1852 legte fest, daß zwar der Bestand des dänischen Gesamtstaates bewahrt blieb, doch wurde Dänemark andererseits dazu verpflichtet, Schleswig nicht enger an sich zu binden als Holstein.
Lied 223 **„Der Eckernförder Spaß"** spielt auf das wechselvolle Kampfgeschehen des Jahres 1849 an, als die versammelten Bundestruppen, die Bayern, Preußen und Schwaben (Str. 5) unter Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, königlich sächsischer Generalleutnant der kombinierten Reservebrigade (Str. 1) den Dänen, und hier speziell der dänischen Flotte am 5. April 1849 bei Eckernförde eine Niederlage zufügten. Ernst von Koburgs Gegenspieler, Admiral Paludan mußte ihm seinen Degen übergeben (Str. 2). Die Zeilen „Denn es liegt für euch als Sieger / Klärlich der Beweis jetzt da, / Daß der Hund, so siehet man, / Auch den Fisch wohl beißen kann" (Str. 3) beziehen sich auf eine verspottende Äußerung der Dänen, daß ein Hund gegen einen Fisch machtlos sei, das heißt, daß der deutsche Bund als Landmacht gegenüber einer Seemacht wie Dänemark chancenlos sei.

Beispiel 224
Der Sturm auf die Düppeler Schanzen (13.4.1849)

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: Prinz Eugenius der edle Ritter[1012]
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 92ff. Nr. 55[1013]

1. Der Bayer und Sachs in Sundewitt-Ecken
Thäten die Köpf zusammenstecken
Wider der Dänen Hinterlist,
Daß sie möchten ihm ausbüchsen
's Düppeler Nest, ganz voller Füchsen,
Mit Pulver und Blei in kurzer Frist.

2. Sie kamen überein, daß fruh gen Vieren
Sollen die Bayern aufmarschieren
Samt den Hessen vor der Schanz!
Und der Sachs von Norderseiten
Soll auch tapfer zuwärts schreiten,
Zu attaquieren mitten im Tanz.

3. Der Bay'r und Heß nun wie der Teufel
Spießt übern Hauf ohn ein'gen Zweifel
Dän'sche Vorposten mit Bajonett;
Daß sie sich's nicht mehr jetzunder
Kunnten nehmen höchlich Wunder,
Woher so fix das kommen thät.

4. Das Dänenvolk kriegt Todesschrecken,
Wie es hörte sich aufwecken
Von dem Geknalle piff, paff, puff!
Faßte hurtig sich beim Schopfe,
Fuhr heraus aus'm Bruckenkopfe
Mit Artollerie die Schanz hinauf.

5. Läßt die Kartätschen prasseln, pfeifen,
Daß aller Haar sich möchten streifen
In die kerzengrade Höh!
Sein' Infanterie thät debouchieren,
Auf den Bayer losmarschieren,
Bis funfzig Schritt ganz in die Näh.

6. Der aber läßt sie unbeklommen
So trefflich nah zum Schuß sich kommen,
Brennt Knadderada! zum Morgengruß,
Daß der Dänen gar sehr viele
Lassen die Haut in diesem Spiele,
Sintemal Blei kein Hirsenmus.

7. Richt'ger Stund kommen auch die *Sachsen*
Nun von Nord her angewachsen
Vor das Düppeler Bollenwerk;
Denn man will zurück nicht bleiben,
Wo es hitzig gilt zerreiben
Des Dänen goliath'sche Stärk'.

8. Doch der Dän' zeigt sich zu Wasser;
Sehr handgreiflich war es, daß er
Niest dem Sachsen in die Flank;
Bomb', Granaten und Schrappnellen
Thät er auf den Pelz ihm prellen,
Daß die Luft wie Hölle stank.

9. So aus See, aus Schanz, von Alsen
Geht's dem Sachs haarscharf zu Halsen,
Mancher Kam'rad muß beißen ins Gras.
Die zu rächen um die Wetten
Legt man ein die Bajonetten:
Drauf, Donnerwetter! Marsch, fürbaß.

10. Alsbald hat man die ganzen
Tod und Wunden spei'nden Schanzen
Festen Sturmschritts in Gewalt.
Prinz Albert jung, ein tapfrer Degen,
Als Kamerad im Kugelregen,
Feuert an, wo's platzt und knallt.

11. Die Dänen mußt' es grimmig wurmen,
Daß so fix sie ließen wegsturmen
Sich die trutz'ge Düppler Höh:
Brannten noch zahllos Nasenstüber
Aus Grobgeschütz von Alsen 'rüber,
Thäten noch manchem Deutschen weh.

12. Das lassen die sich nicht verdrießen,
Thun nur aus Flinten wieder schießen,
Gaben kein Fußbreit Land drum nach.
Nun dräut, ihr Russen, dräut Franzosen,
Wollt ihr ein Zusammenstoßen:
Holt bei den Deutschen gleiche Schmach! Hurra!

Worterklärung
debouchieren = hier: vorrücken

Beispiel 225
Sturm auf die Düppeler Schanzen (13.4.1849)

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Die historischen Volkslieder des bayerischen Heeres, S. 120 Nr. 54, dsgl. Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 96ff. Nr. 58

1. Als es kam um Mitternacht,
Marschierten wir ganz sacht:
Wir wollen es wagen,
Die Dänen zu verjagen.
Wohl aus der Düppler Schanz,
Das war ja ein rechter Tanz.

2. Zu fruh um halber Vier,
Steh'n wir schon dafür:
Pionier und Schützen
Müssen vor an die Spitzen.
Wir folgen alle d'rauf
Bei Mann und bei Hauf

3. Unsre Pioniere voll Mut
In den Verhau steigen gut.
Sie graben und fällen
Den Verhau an vielen Stellen;
Drauf die Schützen voran
Brechen ein durch die Bahn.

4. Und als wir nun alle da,
So schrein wir gleich hurra!
Fall'n hinein in die Schanzen,
Mit Musketen laden wir zum Tanzen,
Auf eine feine Manier
Den tappern Landsoldat'n hier.

5. Weil wir ihn nun so geweckt,
Vom Schlaf hab'n aufgeschreckt,
Da sieht man ihn fliehen
Wohl zu seinen Batteriem.
An dem Bruckenkopf steht er fest,
Feuert her aus sein(em) Nest.

6. Kartätschen schlagen ein,
Wies Kieselwetter in unsere Reih'n,
Granaten und Bommen,
Die summen und brummen,
Daß man denkt, die ganze Welt
In Stucken gleich zerfällt.

7. Von den Schiffen daher,
Donnerts auch zentnerschwer;
Viel Brüder niederfallen
Von Bomben, Schrappnellen,
In Feuer und in Flamm
Geht Alles zusamm.

8. Als sie meinen, sie hab'n
Uns halber begrab'n,
Lassen's aufmarschieren,
Uns recht zu attaquieren,
Ihre allerbeste Leut' –
Hat's uns *Bayern* erst recht g'freut.

9. Als auf Schuß sie uns nah,
Feuer geben wir alle da:
Viel' Dänen sieht man fallen,
Unsre G'wehre gut knallen,
Die Tambour schlagen an,
Zum Sturmschritt geht's dran.

10. Der Sachs und der Heß,
Ist kommen auch unterdes,
Stehn uns tapfer zur Seiten,
Mit den Dänen zu streiten:
Ihr Brüder, frisch auf,
Schlagt wacker mit uns drauf!

11. Wies Wetter und der Blitz,
So stürmen wir frisch –
Da gab's ein Gedränge,
Die Toten fall'n in Menge –
Wir geraten in die Wut,
Ganz stromweis fließet Blut.

12. Wie die Teufel brechen wir ein
In der Dänen ihre Reih'n.
Da sieht man sie laufen
In dicke, dicke Haufen –
Sie begehren auf Ehr'
Die Düpp'ler Schanzen nicht mehr!

13. Von fruh bis in die Nacht
Hat's donnert und kracht;
Viel Brüder sind gefallen,
Die Dänen mußten's zahlen,
Kreuzdonner und's Element,
Wer uns Bayern nicht kennt

Beispiel 226
Zur Erinnerung an den 15. April 1849

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 94ff. Nr. 57

1. Und wie's so saust und wie's so schwirrt,
Da kommt links rückwärts anmarschiert
Der Waffenbrüder treue Schar
Aus Altenburg und aus Weimar,
Aus Hessen und aus *Sachsenland*,
Sie alle rücken kampfentbrannt
Am bayer'schen linken Flügel an –
Nun geht es erst recht drauf und dran!

2. Da plötzlich überm Brückenkopf,
Gleich einem langen schwarzen Zopf,
Der ins Unendliche sich zieht
Und Tausende von Dänen sprüht,
Bricht eine Sturmessäul' hervor,
Anstürmend keck zur Höh empor,
Von neuem bricht nun das Wüten los
Von Kleingewehr und schwer Geschoß.

3. Doch deutsche Wehr erschrecket nicht,
Wie auch die Kugel Reihen bricht,
Und manchem Mann zum letzten Mal
Erglänzet heut der Sonne Strahl.
So weicht doch nicht die deutsche Wehr,
Giebt das Erkämpfte nimmer her,
Und Sturmschritt schlagen mächtig ein
Die deutschen Trommler im Verein.

4. Und mit Hurra und: Fällt's Gewehr!
Stürzt sich die tapfre deutsche Wehr
Hin auf die Dänen, die mit Macht,
Von Wut und Rache angefacht,
Nun immer weiter aufwärts ziehn
Und überall Verderben sprühn,
Da von drei Seiten das Geschütz
Bewirft den hohen Schanzensitz.

5. Doch trotz Kanon- und Bombenschuß
Und trotz der Büchsen harten Nuß,
Die zahllos aus der Dänen Reih'n
Auf deutscher Seite schlagen ein,
Schlingt um die deutsche Waffe sich
– Verkünd, o Lied, es ewiglich!
Der Treu und Tapferkeit zum Lohn',
Des Sieges heil'ge Ehrenkron'.

6. Noch dreimal in des Tag's Verlauf
Die Dänen stürmten höhenauf,
Und bis zur Sonne Untergang
Erklang der Bomben Donnersang.
Doch deutscher Fäuste Siegesschrift
Noch fort und fort die Feinde trifft;
Die Schanzen blieb'n in deutscher Hand –
Der Dankesblick Gott zugewandt.

7. Es war der dreizehnte April,
An dem dies ernste Waffenspiel
Geschlagen ward zu Ruhm und Ehr'
Für altes Recht durch deutsche Wehr.
Wer seine Fahne nicht verläßt,
Und wie in Mut, in Treue fest,
Mit dem ist stets der große Gott,
So wie im Sieg, so auch im Tod.

Hart umkämpft wurde immer wieder die historische Verteidigungsstellung der Dänen, die Düppeler Schanzen, die für beide kämpfende Parteien von größter strategischer Bedeutung waren, sicherten sie doch die Halbinsel Sundewitt, die von Sonderburg aus nach Westen steil ansteigt und an ihrem höchsten Punkt, bei der Düppeler Mühle, in einer ansonsten weitgehend flachen Gegend, eine Höhe von 68 Metern aufweist und mithin weite Sicht bietet. Nach Osten hin – zum Alsensund – fällt sie allmählich, nach Süden – zum Wenningbund hin – ziemlich steil ab. Hier war von den Dänen eine Verteidigungsstellung mit zehn Schanzen errichtet worden. „Die zehn Schanzen in der Stellung beginnen im Süden im Wenningbund mit der Bezeichnung I und enden kurz vorm Abfall zum Alsensund mit der X. Schanze. Kern der Stellung bildet die Mühlenhochfläche mit den Schanzen III, IV, V, VI".[1014]
Am 13. April 1849, noch vor Tagesanbruch, gehen die vereinigten Bundestruppen, hier die Bayern, Hessen und Sachsen gegen diese Verteidigungsstellung vor. Während die bayerischen und hessischen Soldaten von Süden her vorrücken, stoßen die sächsischen Verbände, bei denen sich auch deren junger Prinz Albert befindet, von Norden her auf die dänischen Verteidigungslinien vor. Die dänischen Vorposten werden dabei von bayerischen und hessischen Soldaten mit dem aufgepflanzten Bajonett niedergemacht, um die feindliche Festungsarmee nicht zu früh durch Gewehrfeuer auf den Angriff aufmerksam zu machen. Nachdem dann von Norden her der sächsische Unterstützungsangriff erfolgt, setzen die Verteidiger, um sich zu behaupten, ihre Festungsartillerie ein, desgleichen finden die Dänen auch von der Seeseite her, von Kriegsschiffen sowie von der Insel Alsen aus, massive Artillerieunterstüt-

zung. Trotz dieses für die Angreifer mörderischen Kanonenfeuers kommt der Angriff nicht zum Erliegen, und die Verteidiger müssen schließlich ihre Stellungen aufgeben und sich zurückziehen. Alle angestrengten Versuche, die Befestigungswerke zurückzuerobern, scheitern am entschlossenen Widerstand der Eroberer.
In unseren drei Liedern zur Erstürmung der Düppeler Schanzen am 13. April 1849 (Nr. 224-226) wird die Rolle der verbündeten Bayern, Hessen und Sachsen gebührend herausgestrichen und eingehend und detailliert auf den Verlauf der Kämpfe, hier vor allem auch den heftigen dänischen Artillerieeinsatz, eingegangen. Während es sich beim Verfasser von Lied Nr. 224: **„Der Sturm auf die Düppeler Schanzen"**, dem sein Autor die Melodie von „Prinz Eugenius der edle Ritter" unterlegt hat, um ein Mitglied der sächsischen Verbände handelt, der der Tapferkeit des Prinzen Albert (Str. 10: Prinz Albert jung, ein tapfrer Degen, / als Kamerad im Kugelregen, / feuert an, wo's platzt und knallt") Rechnung trägt, entstammt Nr. 225: **„Sturm auf die Düppeler Schanzen"** der Feder eines bayerischen Pioniers oder Schützen, heißt es hier doch in Strophe 8: „hat uns Bayern erst recht g'freut". Hier wird auch einmal ausdrücklich die Rolle der Pioniere erwähnt, die vor dem Sturmangriff der Infanteristen erst einmal alle im Weg stehenden und für das Vorrücken hinderlichen Barrieren und Hindernisse zu beseitigen hatten und als erste Opfer des Verteidigungsfeuers waren. (Str. 3). Nr. 226: **„Zur Erinnerung an den 15. April 1849"** schließlich hat die vergeblichen Gegenangriffe der Dänen zum Thema, die im Verlauf des Tages insgesamt viermal die Schanzen wieder in ihren Besitz zu bringen versuchen, dabei aber immer wieder im konzentrierten Gewehrfeuer der deutschen Verteidiger steckenbleiben und zurückgeworfen werden.

Beispiel 227
Der Friedhof zu Satrup 1849

Worte: Anonym, 1849 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 98f. Nr. 59

1. Mit Trommelschall und Salvengruß,
Womit man Soldaten begraben muß,
Senkt man in ein gemeinsames Grab
Viel tapfere, deutsche Krieger hinab.

2. Sie kamen gezogen vom Sachsenland,
Die Dänen zu jagen vom deutschen Strand,
Sie kamen gezogen mit frohem Mut,
Fürs Vaterland streiten däucht ihnen gut.

3. „Führ, Feldherr, uns bald vor den Feind,
Da, wo die Gefahr am größten scheint,
Wo die Kugeln sausen im dichtesten Hauf',
Da gieb das Stücklein den Sachsen auf".

4. Und bald ist geschehen der Braven Will',
Am dreizehnten Tage des Monats April
Des Jahres achtzehnhundertvierzigund neun,
Das soll der Sachsen Ehrentag sein.

5. Bei Düppel, im Dorfe Sundewitt,
Wo Wrangel einstens vergeblich stritt,
Da haben Sachsen die heiße Schlacht
In wenigen Stunden zu Ende gebracht.

6. Die Dänen zielten und trafen gut,
Drum floß viel treues Sachsenblut,
Schlug vielen Tapfern die letzte Stund'
Bei Düppel, dem Dorf im Alsensund.

7. Doch von nebenan der Bruder sinkt,
Hochauf das Blut aus der Wunde springt,
Ob selbst der Tapfersten Auge bricht,
Die braven Sachsen, sie weichen nicht.

8. So ging zum Kampf auch ein Freundespaar,
Das treu sich geliebt so manches Jahr;
Im dichtesten Haufen, im heißesten Streit
Standen die beiden sich immer zur Seit'.

9. „Leb wohl, mein Bruder, mit mir ist's aus,
Bring du meinen letzten Gruß nach Haus,
Tröste mein altes Mütterlein,
Grüß tausendmal die Liebste mein".

10. „Fahr wohl, fahr wohl ins bess're Land,
Ich reichte noch einmal dir gern die Hand,
Nähm Abschied noch einmal mit Kuß und Wort,
Doch jetzt gilt's dem Feind, es treibt mich fort"!

11. Schmerzerfüllt reißt der Freund sich los,
Begrüßt den Dänen mit seinem Geschoß,
Bohrt in des Feindes Herz den Stahl,
Zu töten des eignen Herzens Qual.

12. So kämpften sie alle, Mann für Mann.
Und ertönten die Worte: Sachsen, voran!
Da strahlte feuriger Mut und Blick,
Da wankte keiner, blieb keiner zurück.

13. Und als der Sieg errungen war,
Da sammelte man der Toten Schar,
Trug sie von der blutigen Wahlstatt fort
An eines Kirchhofs stillen Ort.

14. Man senkte in ein gemeinsames Grab
Die tapfern deutschen Krieger hinab,
Mit Trommelschall und Salvengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Die Gefallenen der Kämpfe um die Düppeler Schanzen vom 13. April 1849 wurden wenige Tage später auf dem Friedhof von Satrup, einem wenige Kilometer nordwestlich des Kampfplatzes gelegenen Dörfchen, mit allen militärischen Ehren, das heißt unter Trommelwirbeln und einem letzten Ehrensalut aus den Gewehren ihrer Kameraden beerdigt, allerdings in einem Massengrab.
Der Autor des Liedes **„Der Friedhof zu Satrup"**, das, nach Aussage der Quelle unter einem Bild mit dem Titel „Das Schanzengrab auf dem Friedhof zu Satrup" Abdruck fand, beschreibt in der ersten und letzten Strophe jeweils dieses Begräbniszeremoniell. Sodann folgt ein kurzer Rückblick auf den Feldzug sowie die siegreichen Kämpe um die Düppeler Schanzen, wo einst sogar der preußische General Wrangel vergeblich stritt (Str. 4). Vor diesem Hintergrund erscheint der Sieg besonders glorreich. Sodann wird in den Strophen 8 bis 12 der letzte Abschied eines sächsischen Freundespaares geschildert. Der Überlebende erhält noch auf dem Totenlager seines sterbenden Freundes den Auftrag, einen „letzten Gruß nach Haus" zu bringen, und die Mutter sowie die Liebste vom Dahinscheidenden zu grüßen und sie zu trösten (Str. 10). Dann, kaum daß diese Zeit zum Abschiednehmen bleibt, geht der Kampf weiter und der Überlebende stürzt sich wieder ins Kampfgetümmel, zum einen, um den Feind zu töten und dadurch zum Sieg beizutragen, zum anderen, um durch seinen Racheakt, seinen „Aktivismus" „des eignen Herzens Qual" zu töten, d.h. als Therapie gegen seine Trauer und Verzweiflung.

Der Krieg von 1864

Beispiel 228
Schleswig-Holstein 1863

Worte: Anonym / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1015]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871, S. 180f.

1. „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"!
   Wie so oft bist du erklungen
   Von dem Deutschen Liedermund!
   Unterdeß liegst du gefangen,
   Todgequält – nun bald zergangen,
   Trotz dem großen Deutschen Bund.

2. Schleswig-Holstein, meerumschlungen –
   Ja wol: mehr und mehr verschlungen –
   Ach, wo bleibt dein gutes Recht?
   Bringen es die Tausend Lieder,
   Weinberauschte Toaste wieder?
   Alles, Alles hilft dir schlecht.

3. Nur ein Lied, wenn das gesungen,
   Deutscher Schwerter Eisenzungen,
   Schreckt die Brut wie ein Komet.
   Doch da hat es eben Weile,
   Denn der Bund hat niemals Eile,
   Als wo es zum Weilen geht.

4. Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
   Wenn der Grimm, der uns bezwungen,
   Endlich durchbricht die Geduld:
   Dann, ja dann in West und Norden
   Wär' uns wieder bald geworden,
   Was verloren Schlaf und Schuld!

Lied 225: **„Schleswig-Holstein 1863"** spiegelt die Situation gegen Ende des Jahres 1863. Im Frühjahr dieses Jahres wurde vom dänischen Reichstag eine Verfassung verabschiedet, welche die tatsächliche Einverleibung Schleswigs bedeutete und den seit 1849 eingeschlafenen Patriotismus wieder aufrüttelte. Die staatsrechtliche Angliederung des gemischtsprachigen Herzogtums Schleswig bedeutete eine Lösung des historisch-rechtlichen Bandes der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein. Im November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark als letzter Vertreter des regierenden Königshauses. Nachfolger wurde auf Grund der in Dänemark geltenden weiblichen Erbfolge Christian IX. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glückshausen, der die neue Verfassung bestätigte; in Schleswig und Holstein galt angeblich[1016] männliche Erbfolge; danach war Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg erbberechtigt. Der Augustenburger wurde zum Favoriten der Schleswig-Holstein-Bewegung, die um die Jahreswende 1863/64 ihren Höhepunkt fand und als deren Ausdruck das Lied gewertet werden kann. Auf diese populäre Bewegung mit vielen Kundgebungen und Versammlungen spielen an: „...wie oft bist du erklungen von dem Deutschen Liedermund" und die „tausend Lieder".
In der ersten Zeile wird das berühmte Schleswig-Holstein-Lied zitiert, das 1844 entstanden ist und dessen erste Strophe lautet:

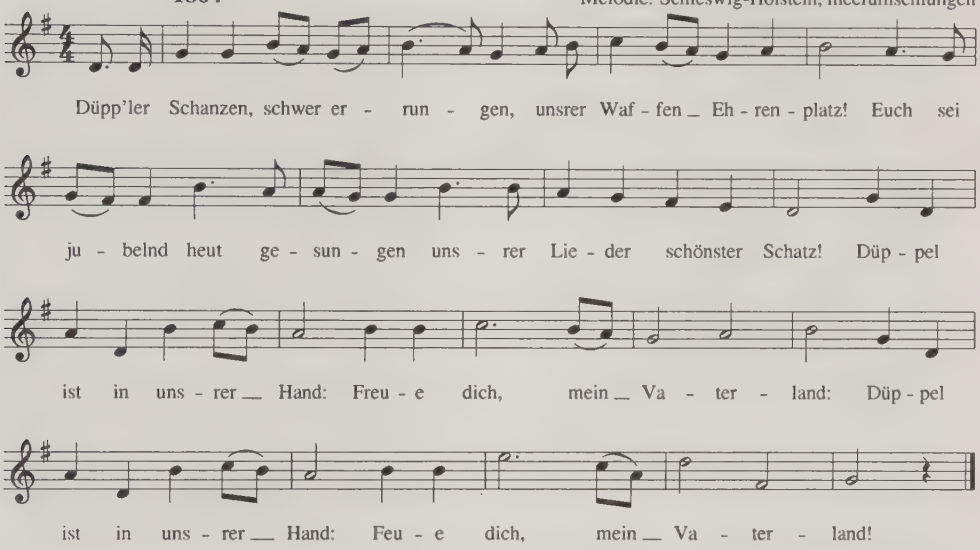
Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schöner Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland.[1017]

Die Wirksamkeit des populären Liedes wird allerdings vom anonymen Verfasser von „Schleswig-Holstein 1863" nicht sehr hoch eingeschätzt: „tausend Lieder" und „weinberauschte Toaste" helfen „schlecht"; der Autor wünscht sich statt dessen ein anderes Lied: das „deutscher Schwerter Eisenzungen". Er hat nicht lange warten müssen: 1864 brachen Österreich und Preußen zum Kriegszug gegen Dänemark auf.

Beispiel 229

Düpp'ler Schanzen, schwer errungen
1864

Text: Anonym, 1864
Melodie: Schleswig-Holstein, meerumschlungen



aus: Ziegler: Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten, S. 358, Nr. 140

1. Düpp'ler Schanzen, schwer errungen,
Unsrer Waffen Ehrenplatz!
Euch sei jubelnd heut gesungen
Unsrer Lieder schönster Schatz!
Düppel ist in unsrer Hand:
Freue dich, mein Vaterland!

2. Wenn auch vieles Blut geflossen
In der wackren Heldenschar,
Manches Auge sich geschlossen,
Eines steht doch fest und klar:
Düppel ist in unsrer Hand,
Jauchze laut, mein Vaterland!

3. Deutsche Brüder, hoch im Norden
Stimmt in unsern Jubel ein;
Euer Land ist frei geworden,
Freie Deutsche sollt ihr sein,
Düppel ist in unsrer Hand,
Halt es fest, mein Vaterland!

Beispiel 230
Die Erstürmung der Düppeler Schanzen und des Brückenkopfes durch die Preußen am 18. April 1864

Worte:Anonym, 1864 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hans Adolf Neunzig (Hrsg.), Das illustrierte Moritatenlesebuch, S. 102f.

1. Herrlich klingt durch deutsche Lande
   Wiederum ein Siegesruf;
   Denn zertrümmert sind die Bande,
   Die der Dänen Willkür schuf.
   Nicht ist Beistand ihm gekommen,
   Wie gehofft er immerdar,
   Sie ist ihm in nichts zerronnen,
   Jeder Hilfe ist er bar.
2. Auf den Düppler Schanzen brauste
   Mörderisch der wilde Kampf,
   Durch der Krieger Reihen sauste
   Hart der Tod im Pulverdampf.
   Dänemark hat heiß gestritten,
   Stand im kampf mit kühnem Muth;
   Doch die Garden Preußens schritten
   Stetig vor durch Tod und Blut.
3. Die gezogenen Geschütze
   Preußens schufen Leid dem Feind,
   Gegen diese wilden Blitze
   Ihnen Nichts zu helfen scheint.
   Friedrich Karl giebt jetzt zum Sturme
   Den Befehl, dem Heer erfreut,
   Nichts mehr kann die Feinde schirmen
   Vor der Preußen Tapferkeit.
4. Ob den Feind zu unterstützen
   Auch Rolf Krake braust heran,
   Vor den preußischen Geschützen
   Nimmer er bestehen kann.
   Auch der Brückenkopf, erliegen
   Muß er bald der Kriegeswuth,
   Und zu schönen neuen Siegen
   Wecket dies den deutschen Muth.
5. Frechen Feindes Trotz zu dämpfen
   Geben froh ihr Blut sie hin;
   Ob die Dänen wüthend kämpfen,
   Nimmer haben sie Gewinn.
   Ihre Schanzen sind gefallen,
   Freudensänge hört man schallen
   Weithin durch das deutsche Land.
6. Schleswig-Holstein wird gerettet,
   Bleibt auf ewig ungetheilt,
   Nie an Dän'mark mehr gekettet,
   Bei dem nimmer Glück ihm weilt.
   Das verdankt er deutschen Helden,
   Die so männlich es befreit,
   Ihren Ruhm, den soll man melden
   Nach der aller fernsten Zeit.

Worterklärung
Die „Rolf Krake" war ein dänisches Panzerschiff

Beispiel 231
Lied von Düppel

Worte: Emanuel Geibel / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Winfried Vogel, Entscheidung 1864, S. 156f.

1. Was klingt in den Städten wie helles Festgeläut?
   Wie Pauken und Drommeten, was jubeln sie heut?
   Was brausen und jagen die Wasser der Schlei?
   Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei.
2. Bei Düppel dort am Meere vor Alsen am Sund,
   Da rangen die Heere auf blutgetränktem Grund;
   Da galts auf die Schanzen im Siegessturmgewog
   Den Adler zu pflanzen anstatt des Dannebrog.
3. Von Kugeln umsungen, vom heißen Tod umkracht,
   Die märkischen Jungen, wie stritten sie mit Macht;
   Wie lernten sie das Steigen auf schlüpfriger Bahn!
   Es ging wie im Reigen, der Beeren war voran.
4. Wohl mancher der Braven sank mit ihm in den Sand;
   Du fielst, o tapfrer Raven, das Schwert in der Hand,
   Und du am Pulverfasse, getreuer Winkelried,
   Der Klinkschen Gasse gedenkt noch manches Lied.
5. Doch als auf den Wällen nun flog das Siegspanier,
   Da bliesen die Gesellen: „Herr Gott, dich loben wir"!
   Das hat sich erschwungen wie Abels Opferbrand,
   Das ist hinausgeklungen bis tief ins deutsche Land.
6. Im sonnigen Meere umspiegelt sich aufs Neu'
   Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu';
   Und war sie geschändet, wie strahlt sie doppelt rein!
   Und habt ihr sie verpfändet, Ihr löstet sie ein.
7. Ihr Meister der Staaten, und geht ihr nun und tagt,
   So woll' euch Gott beraten, auf daß ihr nicht zagt.
   Sprecht: „Nichts von vertragen! Nun bleibt es dabei:
   Der Feind ist geschlagen, und Schleswig ist frei"!

Beispiel 232
Der Tag von Düppel

Worte: Theodor Fontane, 1849 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Winfried Vogel, Entscheidung 1864, S. 150ff.

1. Still! Vom achtzehnten April
Ein Liedlein ich singen will.
Vom achtzehnten – alle Wetter ja,
Das gab mal wieder ein Gloria!
Ein „achtzehnter" war es, voll und ganz,
Wie bei Fehrbellin und Belle-Alliance,
April oder Juni ist all einerlei,
Ein Sieg fällt immer in Monat Mai.

2. Um vier Uhr morgens der Donner begann!
In den Gräben standen sechstausend Mann,
Und über sie hin sechs Stunden lang
Nahmen die Kugeln ihren Gang.
Da war es zehn Uhr. Nun alles still,
Durch die Reihen ging es: „Wie Gott will"!
Und vorgebeugt zu Sturm und Stoß
Brach das preußische Wetter los.

3. Sechs Kolonnen. Ist das ein Tritt!
Der Sturmmarsch flügelt ihren Schritt;
Der Sturmmarsch – ja tief in den Trancheen
Dreihundert Spielleut' im Schlamme stehn.
Eine Kugel schlägt ein, der Schlamm spritzt um,
Alle dreihundert werden stumm –
„Vorwärts"! donnert der Dirigent,
Kapellmeister Piefke vom Leibregiment.

4. Und „vorwärts" spielt die Musika,
Und „vorwärts" klingt der Preußen Hurra;
Sie fliegen über die Ebene hin,
Wer sich besänne, hätt's nicht Gewinn:
Sie springen, sie klettern, ihr Schritt wird Lauf
Feldwebel Probst, er ist hinauf!

5. Er steht, der erst' auf dem Schanzenrück',
Eine Kugel bricht ihm den Arm in Stück:
Er nimmt die Fahn' in die linke Hand
Und stößt sie fest in Kies und Sand.
Da trifft's ihn zum zweiten; er wankt, er fällt:
„Leb' wohl, o Braut! Leb' wohl, o Welt"!

6. Rache! – Sie haben sich festgesetzt,
Der Däne wehrt sich bis zuletzt.
Das macht, hier ficht ein junger Leu,
Der Leutnant Anker von Schanze zwei.
Da donnert's: „Ergib dich, tapfres Blut,
Ich heiße Schneider, und damit gut"!
Der preußische Schneider, meiner Treu,
Brach den dänischen Anker entzwei.

7. Und weiter – die Schanze hinein, hinaus
Weht der Sturm mit Saus und Braus,
Die Stürmer von anderen Schanzen her
Schließen sich an, immer mehr, immer mehr,
Sie fallen tot, sie fallen wund –
Ein Häuflein steht am Alsensund.

8. Palisaden starren die Stürmenden an,
Sie stutzen, wer ist der rechte Mann?
Da springt von achtern einer vor:
„Ich heiße Klinke, ich öffne das Tor"!
Und er reißt von der Schulter den Pulversack,
Schwamm drauf, als wär's eine Pfeif' Tabak.
Ein Blitz, ein Krach – der Weg ist frei –
Gott seiner Seele gnädig sei!
Solchen Klinken für und führ
Öffnet Gott selber die Himmelstür.

9. Sieg donnert's. Weinend die Sieger stehn.
Da steigt es heraus aus dem Schlamm der Trancheen.
Dreihundert sind es, dreihundert Mann,
Wer anders als Piefke führet sie an?
Sie spielen und blasen, das ist eine Lust,
Mit jubeln die nächsten aus voller Brust,
Und das ganze Heer, es stimmt mit ein,
Und darüber Lerchen und Sonnenschein.

10. Von Schanze eins bis Schanze sechs
Ist alles deine, Wilhelmus Rex;
Von Schanze eins bis Schanze zehn,
König Wilhelm, deine Banner wehn.
Grüß euch, ihr Schanzen am Alsener Sund,
Ihr machtet das Herz uns wieder gesund!
Und durch die Lande, drauß' und daheim,
Fliegt wieder hin ein süßer Reim:
„Die Preußen sind die alten noch,
Du Tag von Düppel lebe hoch"!

Die erneute Erstürmung der Düppeler Schanzen und des Brückenkopfes durch die Preußen am 18. April 1864 riefen natürlich wieder die Begeisterung der deutschen Patrioten hervor.
Unter dem Kommando des Feldmarschalls Wrangel, der ja bereits aktiv an den Kämpfen des Jahres 1848/49 in Schleswig-Holstein teilgenommen hatte, rücken die verbündeten Heere ab 31. Januar 1864 gegen die Dänen vor. Das I. Korps steht bereits am 2. Februar in Missunde, einem alten Fischerdorf an der Südseite der Schlei an einem historischen Übergang, muß nach heftigem Widerstand durch gegnerische Artillerie jedoch den Plan eines sofortigen Übergangs aufgeben. Der Übergang gelingt dann erst vier Tage später bei Cappeln im Rahmen des Gesamtangriffs auf die erste größere Verteidigungslinie der Dänen südwestlich von Schleswig, die Danewerke, die vom däni-

schen Oberbefehlshaber General de Meza ohne größeren Widerstand geräumt werden, da im Falle eines Durchbruchs der Verbündeten ansonsten ein geordneter Rückzug – zumal angesichts der gegenwärtigen Witterungsverhältnisse mit Schnee und Glatteis nicht mehr möglich wäre. Nach dem Fall von Flensburg, um den 8. und 9. Februar läßt de Meza schließlich seine 3. Division nach Sonderburg auf Alsen übersetzen und die 2. Division Bereitschaftsräume im nördlichen Teil dieser Insel beziehen, während die 1. Division die Düppeler Schanzen und die westlich davon gelegenen Ortschaften besetzt und sich sofort daran macht, die dortigen Verteidigungsstellungen instandzusetzen, zu verstärken und auszubauen. Dabei wird ab 11. März noch eine zweite, zurückgezogene und schwächere Verteidigungslinie ausgebaut, haben die Dänen doch erkannt, daß die erste Linie der Düppel-Stellung, hier die Schanzen I-VI, von der Halbinsel Broacker aus durch weitreichende Artillerie in Bedrängnis gebracht werden könne, dies eine richtige Entscheidung, da das I. Korps unter dem Prinzen Friedrich Karl bis Anfang März zunächst die Halbinsel Broacker mit seiner elften Infanteriebrigade besetzt und im Anschluß an diese Aktion seine Vorhuten in mehreren „Erkundungsgefechten" unter Zurückdrängen der dänischen Vorhuten immer weiter an Düppel heranschiebt.

Das österreichische Korps überschreitet am 1. Februar zusammen mit dem rechten preußischen Flügel bei Rendsburg die Eider, am Morgen des nächsten Tages das Flüßchen Sorge und richtet seinen Angriff am 3. Februar gegen die Dörfer Ober-Selk, Jagel und Fahrdorf, aus denen sich die Feinde nach zunächst starkem Widerstand ebenfalls zurückziehen. Nach der nahezu kampflosen Räumung der Danewerke dringen die Österreicher zusammen mit dem III. Preußischen Korps am 5. Februar in Schleswig ein.

In den alliierten Hauptquartieren „betreibt man (...) eine ‚Doppelstrategie'. Man plant Angriff auf Düppel und Jütland sowie Düppel-Sturm und Alsenübergang. Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl hat man den Belagerungsentwurf für Düppel fertiggestellt, der in allen Punkten genehmigt wird. Als Schwerpunkt wird der linke dänische Flügel, also die Schanzen I-II gewählt".[1018] Mit allen Kräften werden nunmehr die Angriffsvorbereitungen gegen die Schanzen vorangetrieben. „Dazu entwickelt das I. Korps folgende Planung:

- In der Nacht vom 5. zum 6. April sollen die Vorposten weiter auf dem Angriffsgelände vorgeschoben werden.
- In der Nacht zum 7. April sollen die in der Frontalstellung befindlichen, noch mit glatten Rohren ausgerüsteteten Batterien durch solche mit gezogenen Rohren ersetzt werden.
- Am 7. April Eröffnung des Feuers aus sämtlichen Batterien gleichzeitig.
- In der Nacht zum 8. April Aushebung einer neuen Parallelen (später wird sie Halbparallele genannt), da die erste Parallele für Mörser-Batterien zu weit entfernt liegt. Die Parallele soll etwa 250-350 Meter vorwärts der ersten liegen, also 650-700 Meter vor den Schanzen.
- Am 8. April Fortsetzung des Artillerie-Kampfs.
- In der Nacht zum 9. Einbau der Mörser-Batterien in der neuen Parallelen.
- Am 9. Fortsetzung Artillerie-Kampf.
- Ab 10. April Feuerkampf aus sämtlichen Batterien. Nach einer 3tägigen Beschießung hofft man, den Sturm am 13. April unternehmen zu können".[1019]

Wie Vogel weiter ausführt, trifft „mitten in die Vorbereitungen für den preußischen Angriff am 14. (...) im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl in der Nacht vom 12. auf den 13. April der Flügeladjutant seiner Majestät des Königs von Preußen, Oberstleutnant von Strubberg, ein. Er übergibt ein Schreiben des Königs, in dem dieser die Anlage einer dritten Parallelen dringend empfiehlt. In Berlin hält man die Entfernung eines Sturms aus der zweiten Parallele für zu groß. Die Stürmenden seien zu lange der Einwirkung des feindlichen Feuers ausgesetzt, und die feindlichen Reserven erhielten um so mehr Zeit, einzugreifen. Der König weist auf die Erfahrungen hin, die der Herzog von Wellington in bezug auf derartige Unternehmungen in seinem spanischen Feldzug gegen Napoleon gemacht hat. Er berichtet seinem Sohn, Wellington habe ihm persönlich immer erklärt, daß die von ihm unternommenen Angriffe auf verschanzte Stellungen nur dann geglückt seien, wenn sie mit bedeutender Überlegenheit unternommen worden wären. Auch erlaubten die neuen politischen Verhältnisse (Vertagung der Konferenz)[1020] jetzt eine Aufschiebung des Sturms um wenige Tage".[1021]

So wird, nachdem die preußischen Vorposten unter Verlusten von etwa 40 Mann vorgeschoben worden sind,[1022] 170 Meter vor der zweiten eine dritte Parallele ausgehoben, die noch etwa 300 Meter von der Schanze II und etwa 220 Meter von der Schanze V entfernt ist.

Theodor Fontane, Verfasser unseres Liedes Nr. 232: **„Der Tag von Düppel"**,[1023] hat die verschiedenen Phasen des Kampfes gegen die Düppeler Schanzen als Augenzeuge und Kriegsberichterstatter in allen Einzelheiten beschrieben. Geben wir einen Ausschnitt aus seiner Schilderung wieder:

„Die ersten drei Wochen waren alles andere als eine Belagerung; man begnügte sich zu cernieren, zu recognosciren; kleine Gefechte fanden statt, keines von Ausdehnung, keines von Belang. (...) Der 29. Februar bezeichnete einen Wendepunkt. Ein neuer Abschnitt beginnt. An diesem Tag wurde die Belagerung beschlossen; man war sich klar darüber geworden, daß Düppel durch keinen Handstreich zu nehmen sei. Aber auch die Belagerung ging wiederum durch Epochen der verschiedensten Art. Man begann mit Enfilir-Batterien, – die Gammelmarker 24 Pfünder donnerten über den Wennigbund. Der Feind stutzte, aber er recolligirte sich; die Enfilir-Batterien reichten nicht aus.

So trat denn die Belagerung aus ihrem ersten Stadium (Beschießung aus der Flanke) in ein zweites. Der Frontal-

Angriff begann; vom 29. auf den 30. März wurde die erste Parallele ausgehoben. Aber auch jetzt noch war der Wunsch lebendig, dem zeitraubenden mühevollen Vorgehen mit der Sappe zuvorzukommen und der ganzen Belagerung, dem Kriege überhaupt, durch einen raschen Coup ein Ende zu machen. So entstand, während schon 30 Geschütze aus der ersten Parallele ihr Feuer eröffneten, das Projekt von Ballegard. In der Nacht vom 2. auf den 3. sollten 16.000 Mann von Ballegard aus nach Alsen übergehen, Alsen nehmen und den Feind von Sonderburg her in den Rücken fassen. Der Plan scheiterte an der Ungunst des Wetters. Nun erst trat die Belagerung in ihren ungestörten regelrechten Verlauf, zugleich in ihre letzte, entscheidende Phase. Am 15. wurde die dritte Parallele eröffnet; am 18. erfolgte der Sturm".[1024]

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen begann am 18. April 1864 nach sechsstündiger Artillerievorbereitung planmäßig um 10 Uhr und traf die dänische Festungsbesatzung völlig überraschend. Winfried Vogel hat den eigentlichen Kampf um das Schanzwerk minuziös dargestellt, weswegen wir im Folgenden auf seine Schilderung zurückgreifen wollen: „Am 18. April ist der Himmel unbewölkt, der Geschützdampf steigt senkrecht in die Höhe, die feindlichen Werke sind deutlich zu erkennen, der Erdboden ist ziemlich fest und trocken. Der Wettergott ist sichtlich mit den Preußen. Auf dem Feldherrenhügel, dem Spitzberg, befinden sich ab 9.00 Prinz Friedrich Karl mit seinem Stab, Feldmarschall von Wrangel und der Kronprinz sowie Prinz Albrecht von Preußen. Um 10.00 verstummt das Artilleriefeuer auf der gesamten Angriffsfront. Aus der dritten Parallele werfen sich die Sturmkolonnen zunächst schweigend und dann mit lauten Hurra-Rufen unter den Klängen des York'schen Marsches auf die feindlichen Schanzen. Die Musikkorps der Regimenter Nr. 8, 18, 35 und 16 sind unter der Leitung des preußischen Musikdirektors Piefke", – auf seine Rolle und die seiner Musikanten geht Theodor Fontane in seinem Lied **„Der Tag von Düppel."** (Lied Nr. 232, Str. 3 und 4) gebührend ein –" (...), in der zweiten Parallele aufgestellt worden.

Die Dänen haben die Stellungen in den Frühstunden besetzt, da ihnen die preußischen Angriffsvorbereitungen nicht verborgen geblieben sind. Auch die rückwärtige Stellung, die sogenannte zurückgezogene Linie ist zunächst besetzt. Die anhaltende Beschießung durch die preußische Artillerie führt jedoch dazu, daß die Infanteriebesatzungen der Schanzen in ihre rückwärtigen Deckungen und die Reserven in ihre alten Stellungen zurückgenommen werden. Nur die in den Laufgräben befindliche Infanterie sowie die Artilleriebesatzung der vorderen Linien harren auf ihren Plätzen aus. Sie eröffnen, als die Sturmkolonnen hervorbrechen, mit Infanteriewaffen und den Schanzengeschützen das Feuer auf die Preußen. (...) Was nun folgt, der eigentliche Sturm, ist selbstverständlich ein unübersichtliches Kampfgetümmel, das sich allerdings in überraschend kurzer Zeit abspielt".[1025] So wird Schanze I durch die Sturmkolonne I schon um 10.06 Uhr erobert. „Das preußische Generalstabswerk nennt die ersten, die die Schanze erstiegen haben: es sind dies der Grenadier Zimmermann, der Hauptmann von Reinhard und der Grenadier Chrapowski".[1026]

Schanze II wird von einer Sturmabteilung erobert, in der wir den Helden der preußischen Legende von Düppel, den berühmten Pionier Klinke finden, auf dessen Namen wir bereits in anderem Zusammenhang gestoßen sind.[1027] Der Legende nach hat sich Klinke wie einst der fiktive schweizer Held Arnold Winkelried 1386 in der Schlacht bei Sempach, der die feindlichen Lanzen auf sich gezogen haben soll, mitsamt seiner Pulverladung in die Luft gesprengt, um die Palisade zu öffnen und eine Bresche zu schlagen, durch welche dann die zweite Sturmkolonne in die Schanze eindrang.

Emanuel Geibel und Theodor Fontane haben in unseren Liedern: Nr. 231 **„Lied von Düppel"** und 232 auf dieses Ereignis Bezug genommen. Auch geht Theodor Fontane in seiner Schilderung des „Schleswig-Holsteinischen Krieges von 1864" auf die Tat Kinkels ein:

„Die Vordersten der Unsrigen warfen sich nieder und eröffneten ein Schnellfeuer auf die Verteidiger der Schanze. Unter dem Schutze dieses Feuers stieg der Ingenieurleutnant Diener mit einigen Pionieren in den Graben hinab, ließ einen Pulversack an die Palisadenwand legen, welche das Vordringen hinderte, und eine Öffnung in dieselbe sprengen. Den Pionier Klinke, welcher den Pulversack anlegte, verbrannte die Explosion in solcher Weise, daß er einige Zeit nach der Tat, bei der gesprengten Lücke liegend, seinen Geist aufgab. Diese Tat entschied aber das Schicksal der Schanze".[1028]

Nachdem die Schanzen III bis VI der ersten Linie ebenfalls innerhalb weniger Minuten, zwischen 10.05 und 10.13 Uhr, gefallen sind, wird auch die Eroberung der 2. Linie in Angriff genommen. Um 12.00 Uhr schließlich fällt auch die letzte Schanze in preußische Hand, nachdem in der Zwischenzeit ein Versuch des dänischen Panzerschiffes „Rolf Krake", die preußischen Truppen vom Wenningbund aus unter Feuer zu nehmen und somit den Verteidigern Entlastung zu bringen, durch massiven Beschuß der preußischen Gammelmark-Batterien verhindert worden ist. Nach etwa dreistündigem Kampf ist gegen 13.00 Uhr der gesamte Raum von den Schanzen bis zum Brückenkopf in preußischer Hand, von welchem sich die Dänen unter Abbrechen der beiden Brücken vollständig auf die Insel Alsen zurückziehen.

Lied Nr. 229: **„Düpp'ler Schanzen, schwer errungen"**, eine Kontrafaktur auf die schleswig-holsteinische Hymne „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" gibt ganz allgemein der Freude seines Verfassers Ausdruck, daß das Land nunmehr fest in der Hand der Deutschen und seine Bewohner mithin freie Deutsche geworden seien. „Düppel" soll ein Vermächtnis dafür sein, daß das meerumschlungene Schleswig-Holstein niemals mehr unter fremde Herrschaft komme. **„Die Erstürmung der Düppeler Schanzen und des Brückenkopfes durch die Preußen, am 18. März**

1864" (Nr. 230) diente nicht zuletzt als Mittel der Kriegspropaganda und wurde seinerzeit als Flugblatt verbreitet. Wir zitieren Auszüge aus dem Begleittext:
„Zum dritten Male in der Kriegsgeschichte der letzten Decennien bezeichnet der Name Düppel einen glorreichen Sieg der deutschen Waffen. Sowohl 1848 wie 1849 wurde Düppel von den Deutschen bestürmt, beide Male indessen bot die Eroberung der Düppeler Höhen eine ungleich geringere Schwierigkeit, als in diesem Jahre. Die Erdwälle, welche die Düppeler Schanze schützten, erreichten jetzt eine Höhe von 20 Fuß, eine gleiche Breite hatten die 12 Fuß hohen Gräben, die Übergangspunkte waren durch Brückenkopf und Kronwerk gedeckt. In dieser fast unangreifbaren Stellung stand die dänische Armee, brennend vor Begierde, den Verlust der Danevirke mit blutiger Tapferkeit zu rächen. (...) Der 18. April sollte der glorreiche Tag sein, der den Muth und die Ausdauer des tapferen preußischen Heeres mit dem schönsten Erfolge krönte. Ungeduldig hatte die Armee schon lange auf das Zeichen zum Sturm gewartet. An diesem Tage ertheilte Prinz Friedrich Karl endlich den ersehnten Befehl. Mit unendlichem Jubel wurde er vernommen. (...) und um 2 Uhr 38 Minuten war der Brückenkopf genommen, die Düppelstellung in den Händen der siegenden Preußen. Ja, man behauptet von verschiedenen Seiten, daß Alsen im Besitz der Preußen wäre, welche schleswigsche Insel bekanntlich in den Kriegsjahren von 1848-1851 den Dänen nicht abgenommen werden konnte, doch muß sich diese Nachricht noch erst bestätigen. Selbstverständlich ward der schöne Sieg mit schweren Verlusten erkauft, der sich noch als bedeutender erweisen wird, als bis jetzt veröffentlicht ist. Die Zahl der Verwundeten wird officiel angegeben auf 2 Generäle, 60 Offiziere und 600 Unteroffiziere und Gemeine. Die Angabe über die Zahl der Gefangenen schwankte zwischen 2300 und 3800. 83 Geschütze, viele Munition und Dannebrog-Fahnen sind genommen.[1029]
Mit diesem Siege ist der Däne vom Festlande Schleswig-Holsteins verschwunden; bestätigt sich die Kunde von der Einnahme Alsen's, auch von der ganzen schleswig-holsteinischen Erde.[1030] Was einst Blücher rief, möchten wir jetzt den deutschen Diplomaten zurufen: ‚Möge die Feder des Diplomaten nicht verderben, was das Schwert des Kriegers gut gemacht'! Schleswig-Holstein darf nie wieder an Dänemark kommen".[1031]
Auf den Hintergrund der Lieder 231 und 232 **„Lied von Düppel"** sowie **„Der Tag von Düppel"** von Emanuel Geibel sowie Theodor Fontane sind wir ja bereits anläßlich unser ausführlichen Kommentierung (S. 518ff.) eingegangen. Fontane, der in seinem Lied am ausführlichsten und detailliertesten berichtet und die meisten Einzelheiten schildert, hugenottischer Abstammung, am 30.12.1819 in Neuruppin/ Mark Brandenburg geboren, arbeitete bis 1849 als Apotheker, bis er sich dann in England dem Journalismus zuwandte und als freier Schriftsteller tätig war. Er war Kriegsberichterstatter in drei Kriegen und von 1870 bis 1889 als Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung" tätig. 1850 begann er mit literarischen Gedichten und Balladen, von 1862 bis 1882 arbeitete er an seinen Heimatbildern „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Erst im Alter wurde er ein Skepsis und Glauben vereinender Meister von realistischen Novellen und Romanen („L'Adulera", 1882; „Schach von Wuthenow", 1883; „Irrungen Wirrungen", 1888, „Stine", 1890; „Frau Jenny Treibel", 1892; „Effi Briest" 1895; „Der Stechlin", 1899). Er starb am 20.9.1898 in Berlin.

Beispiel 233
Friedrich Carl vom Zollernstamme

Worte: C.G. Hoffmann, 1866 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1032]
Quelle: Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 35f.

1. Friedrich Carl vom Zollernstamme
Ging mit heil'ger Heldenflamme
Seinen Preußen kühn voan.
„Immer drauf in Gottes Namen"!
Rief derselb, – und Amen, Amen
Rauscht's durch alle Krieger dann!

2. Schaut die Preußen bei Missunde,
Wie sie nach des Feldherrn Munde
Gingen „d'rauf" voll Heldenmuth,
Und wie wie Kappeln, Arnis melden,
War Er dort, und Preußens Helden
Gingen „d'rauf" mit heißem Blut.

3. Flensburg, Rackebüll bekunden,
Wie trotz Kampfesmüh'n und Wunden
Brav sich jeder Preuße schlug.
„Immer d'rauf"! – rief hoch ein Reiter,
Friedrich Carl war's – tapfer weiter
Drang die Schaar mit raschem Flug.

4. Ravenskoppel hat's gesehen,
Was durch Preußen dort geschehen;
Friedrich Carl rief: „Immer d'rauf"!
Kühn bei Büffelkoppel rangen
Preußens Söhne ohne Bangen
Mit dem Feind im Siegeslauf.

5. Wiehoi, Oster-Düppel sagen:
Preußen hat den Feind geschlagen
Unter Friedrich Carl zumal.
Aus Laufgräben unverdrossen
Ward so mancher Feind geschossen
Ohne Wahl vom Feuerstrahl.

6. Unvergleichlich war das Stürmen
Bei den Düpp'ler Schanzenthürmen
Unter Donner und Uhrrah.
Friedrich Carl hoch kommandirte:
„Immer d'rauf"! Laut triumphirte
Glorreich dort Borrussia.

7. „Immer d'rauf"! Nach blut'gen Bahnen
Pflanzte Preußens Siegesfahnen
Held an Held den Schanzen auf.
Friedrich Carl, welch Jubeln, Klingen –
Nach so heißem Todesringen –
Folgte Deinem: „Immer d'rauf"!

8. „Immer d'rauf in Gottes Namen"!
Und die tapfern Preußen kamen,
Setzten über Meeresfluth.
Dort auf Alsens gründem Strande
Weihten sie dem Vaterlande –
Ihrem König Herz und Blut.

9. „Immer d'rauf in Gottes Namen"!
Hohes Wort, aus dir entnahmen
Preußens Krieger Heldenmuth.
Friedrich Carl, hast hoch geschwungen
Lanz' und Schwert – hast Heil errungen
Durch dein Wort dem Bruderblut.

Zu diesem Beispiel verordneter Liedpublizistik liegt uns ein ausführlicher Kommentar von Rolf Wilhelm Brednich vor. Dankbar übernehmen wir Auszüge davon: „Unser Lied führt uns in den deutsch-dänischen Krieg von 1864. Es ist eines jener patriotisch-markigen Soldatenlieder, von denen die Herrschenden wünschten, daß die Soldaten es sängen. (...) Der preußische Generalfeldmarschall von Wrangel erhielt den Befehl, mit 70.000 Mann durch Holstein nach Schleswig einzurücken. Auf dem rechten Flügel mit der Marschrichtung Kiel-Eckernförde stand ihm der am Beginn des Liedes erwähnte Prinz *Friedrich Carl* von Preußen zur Seite. Seine Truppen hatten am 2. Februar 1864 bei *Missunde* am östlichen Flügel der Danewirkbefestigungen die erste Feindberührung, jedoch mißlang der Übergang über die Schlei. Als die Dänen wenige Tage später die Danewirke überraschend räumten, konnte Friedrich Carl *Kappeln* und *Arnis* kampflos einnehmen. Ein Hauptteil der dänischen Streitmacht zog sich hinter die stark befestigten Düppeler Schanzen zurück.
Die Strophen 3 bis 5 unseres Liedes berichten vom weiteren Vordringen der Bundestruppen über *Flensburg* und Rackebüll; das Dorf *Ravenskoppel* und das Gehölz *Büffelkoppel* befinden sich im Vorfeld von Düppel und sind zu Beginn der Belagerung Düppels im Februar 1864 eingenommen worden; auch *Wiehoi* und *Osterdüppel* fielen bereits vor dem großen Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April (Str. 6-7).
Das Lied schließt aber nicht mit diesem Höhepunkt des deutsch-dänischen Krieges, sondern es bezieht auch noch die Juni-Ereignisse des gleichen Jahres mit ein. Der Grund dafür liegt auf der Hand: es handelt sich hier um eine Lobeshymne auf den preußischen Prinzen Friedrich Carl, und dieser war nach Düppel an Wrangels Stelle als Oberbefehlshaber an die Spitze der Exekutionstruppen getreten.[1033] In der Nacht zum 29. Juni 1864 führte er seine Truppen über den Alsensund auf die Insel Alsen hinüber und vertrieb die dänischen Truppen, die unter hohen Verlusten nach Fünen fliehen mußten. (...) Unser Lied wurde keineswegs in Schleswig-Holstein selbst gedichtet, sondern es entstand im fernen Goldberg bei Liegnitz in Schlesien, wo es einen patriotisch gesinnten Lehrer namens C.G. Hoffmann zum Verfasser hat. Es erschien 1866 im Druck, und zwar in einem kleinen Liederbuch mit dem bezeichnenden Titel ‚Patriotische Liederharfe', herausgegeben von dem königlichen Musikdirektor in Strenau a.d. Oder, Ernst Richter, und dem Kantor Friedrich August Leberecht Jakob aus Conradsdorf bei Haynan in Schlesien. (...) Wir ziehen dieses Lied deswegen heran, weil es die übersteigerten Auswüchse und Verirrungen eines übersteigerten Patriotismus vor Augen führen kann. Allein bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen mußten z.B. auf dänischer Seite 4706 und 108 Offiziere ihr Leben lassen. Davon und von den Verlusten auf deutscher Seite weiß das Lied nichts. Das blutige Handwerk der Krieges wird hier auf die triumphierenden Heldentaten eines Heerführers reduziert, dessen zynischer Schlachtruf ‚Immer d'rauf' (in Gottes Namen – Str. 9) den Gegner zum Schlachtvieh degradiert".[1034]
Nachzutragen bleibt noch ein Hinweis auf die mangelnde literarische Qualität des Liedes, das alle Kennzeichen gekünstelter Propagandalyrik zeigt. Durchgängig trifft man auf die Verwendung pathetisch-„hochwertigen" Wortgutes, das in der auftretenden Häufung zur hohlen Phrase, zur nichtssagenden Leerformel erstarrt. „Heldenflamme" – als Instrumentalis des „vorangehenden" Preußenprinzen ohnehin schon an der Grenze des Erträglichen – reicht dem Verfasser noch nicht: ein stabreimendes „heilig" muß noch davorgesetzt werden. Das Gedicht beginnt bereits im Fortissimo-Pathos, das auch ein Friedrich Schiller nicht neun Strophen lang durchgehalten hätte. Der bemitleidenswerte Schulmeister quält sich durch das vorgegebene Versmaß („Aus Laufgräben"), muß aus rhythmischen

Gründen Wörter verkürzen („Zollernstamme", „derselb", „Lanz") oder wiederholen („Amen, Amen") und greift in seiner Hilflosigkeit zu platten Reimen (zweimal „Heldenmuth – Blut"), Füllreimwörtern („voran – dann", „Reiter – weiter") und identischen Reimen („Namen – entnahmen"). Das in aufdringlicher Wiederholung abgeleierte „Immer d'rauf" ist meilenweit von der intendierten Eindringlichkeit eines Leitmotivs entfernt und gerät sogar zweimal zur unfreiwilligen Komik („Preußens Helden gingen d'rauf"); ja der Verfasser scheut sich nicht einmal das naßforsch-banale „Immer d'rauf" als „hohes Wort" zu bezeichnen. Das Adjektiv „hoch" wird daneben dreimal adverbiell in Verbindung mit Friedrich Carl verwendet („rief hoch"; „hoch kommandierte"; „hoch geschwungen") und ist mindestens zweimal semantisch missglückt. Herrscherlob und Preußenlob sind unglaubwürdig und unerträglich dick aufgetragen: da wimmelt es nur so von kühnen, braven, tapferen Helden, zu laut ist das Getöse von Donner und Hurrah, von Jubeln und Klingen, zu leer und geschmacklos die mal heiße, mal weihevolle Blutsymbolik, zu blasphemisch die Anrufung von Gottes Namen. Ein abstoßendes, wenngleich lehrreiches Beispiel dichterisch mißglückter Kriegslyrik!

Preußisch-österreichischer Krieg 1866

Beispiel 234
Die Schlacht bei Langensalza (27.6.1866)

Worte: Anonym, 1866 / Melodie: Zu Mantua in Banden[1035]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871, S. 191ff.

1. Es zog nach langem Frieden
Hannovers Friedensheer
Hinaus in's Feld gen Süden,
Zu Vaterlandes Wehr.
Der Krieg ist kommen über Nacht
Und hat des Elends viel gebracht
Im deutschen Vaterland.

2. Und wie einst tapfre Ahnen
Um's Schlachtfeld geschaart,
So folgt auch hier den Fahnen
Der Sohn der Gegenwart,
Und jedermann ist muthentbrannt,
Zum Kampf bereit für's Vaterland,
Und für der Väter Ehr'.

3. Im Kampf bei Langensalza,
Da hat es sich bewährt,
Da hat das Heer auf's Neue
Der Welt Respect gelehrt;
Hei, wie da flogen Blitz auf Blitz!
Doch fand dabei manch braver Schütz
Den Tod für's Vaterland.

4. Im dichten Kugelregen
Feindlicher Infantrie,
Hei, sausten da die Degen
Der tapfern Kavall'rie!
Sie sprengten viermal das Carré,
Das bracht' den Feinden Tod und Weh,
Und Ehr' dem Vaterland.

5. Der tapfere von Einem,
Damit der Gegner flieh',
Sprengt kühn er mit den Seinen
Hinein in die Batt'rie.
Die Schwerter flammten blutig roth,
Doch Einem fand den Heldentod
Im Kampf für's Vaterland.

6. Hannover's Artill'risten,
Ihr brachtet Tod und Schreck,
Und auch ihr Infant'risten,
Ihr trafet auf den Fleck;
Ihr Jäger, auf dem blut'gen Feld
Habt ihr manch Edelwild gefällt,
Zu Ruhm dem Vaterland.

7. Im Feld bei Langensalza,
Am Morgen beider Schlacht,
Da naht von allen Seiten
Sechsfache Übermacht;
Nun hilft nicht Tapferkeit, nicht Muth,
Vergebens flösse ja ihr Blut
Für's theure Vaterland.

8. Sie mußten sich ergeben,
Denn Kampf war sich'rer Tod,
Und noch ein andrer Streiter
Rückt an: die Hungersnoth.
So ward, o Schmerz! nach blut'ger Wehr
Gerettet nur die heil'ge Ehr'
Dem theuren Vaterland.

9. Im Feld bei Langensalza,
Wo heiß das Harzblut rann,
Da streckten sie die Waffen
Und weinten Mann für Mann;
Der tapfre Reiter preßt an's Herz
Sein theures Roß und weint voll Schmerz
Um's theure Vaterland.

10. Ja, weint euch satt, ihr Braven,
Solch' Weinen ziert den Mann,
Deß Arm der Güter höchstes
Nicht länger schützen kann.
Ein Schurke, wer den weibisch schilt,
In dessen Aug' die Träne quillt
Um's theure Vaterland!

11. Doch schwören wir mit Liebe
Und voll Ergebenheit:
Daß wir stets treu dem König
In jeder harten Zeit;
Und ruft Er uns zum Kampfe auf,
So kommen wir im schnellsten Lauf
Für ihn und Vaterland.

Das weltgeschichtliche Resultat des „deutschen Bruderkriegs" zwischen Preußen und Österreich war die Trennung Österreichs vom Reich und der Beginn der Auflösung Mitteleuropas, die Einleitung des Untergangs der Donaumonarchie. Bismarck hatte schon seit 1854 die Auffassung vertreten, daß das „Bundesgebrechen" nur mit Gewalt zu lösen sei und und alles getan, um eine von Wien aus betriebene Bundesreform zu hintertreiben. Als großdeutsche Gegengründung gegen den kleindeutschen „Nationalverein" von 1859 wurde 1862 der „Deutsche Reformverein" ins Leben gerufen. Kaiser Franz Joseph lud zu einem Fürstentag nach Frankfurt ein; dort sollte der Reformentwurf beraten werden. Auf seinem Weg durch Süddeutschland wurde er überall mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Am 16. August 1863 erschien er selbst in Frankfurt. Wer aber nicht erschien, war der von Bismarck zurückgehaltene König Wilhelm I. von Preußen. So verlief der Fürstentag ohne reales Ergebnis. Das Wiederaufleben der Schleswig-Holsteinischen Frage 1863 und den von Preußen und Österreich noch gemeinsam geführten Krieg gegen Dänemark (Januar-August 1874) benutzte Bismarck, um die Habsburger in eine unhaltbare Lage zu bringen. Dann war es so weit: Preußen sicherte sich durch ein auf drei Monate befristetes Waffenbündnis mit Italien im April 1866 die Überlegenheit und forderte zur Lösung der Frage der schleswig-holsteinischen Herzogtümer die Einberufung einer Nationalversammlung, worauf Österreich am 1. Juni 1866 mit der Anrufung des Bundestages reagierte. Preußen besetzte am 7. Juni Holstein – das im Gasteiner Vertrag (14.8.1865) der österreichischen Verwaltungsführung überlassen worden war – und beantwortete den Mobilmachungsbeschluß des Bundestages vom 14. Juni mit dem sofortigen Austritt aus dem Bund. Der von Bismarck gewünschte Krieg war da. Nur wenige norddeutsche Fürsten schlossen sich Preußen an. Allerdings hatte sich Bismarck außenpolitisch gegenüber Frankreich und Rußland abgesichert. Lied Nr. 234: **„Die Schlacht bei Langensalza"** schildert die Situation auf dem westlichen Kriegsschauplatz des Krieges von 1866, bei der nordwestlich von Erfurt an der Salza gelegenen Kreisstadt Langensalza. Die Stadt wurde 922 erstmalig urkundlich erwähnt und war die Heimat des Deutschordensmeisters Henrich von Salza. 1761 hatten hier im Siebenjährigen Krieg die Preußen gemeinsam mit den Hannoveranern einen Sieg über die Franzosen und Österreicher erfochten, jetzt standen sich die damaligen Verbündeten feindlich gegenüber, gehörte Hannover doch zu den „bundestreuen" Staaten, die an der Seite Österreichs gegen Preußen in den Krieg eintraten. Hannover war auf eine militärische Auseinandersetzung kaum vorbereitet; Zustand und Stärke seiner Armee – sie umfaßte 18.400 Mann und 24 Geschütze – ließen eine Verteidigung des Landes gegen die heranrückende preußische Mainarmee nicht zu. Die einzige Chance bestand mithin im schnellen Anschluß an die süddeutschen Korps der Bundesarmee: Die hannoverschen Verbände sammelten sich daher bei Göttingen und wichen über Mühlhausen nach Langensalza aus. „Zu dieser Zeit waren bereits folgende preußische Kräfte zur Stelle: bei Eisenach 12.500 Mann mit 28 Geschützen, bei Kreuzburg und Treffurt 8250 Mann mit 8 Geschützen und bei Gotha 6500 Mann mit 22 Geschützen. Nochmals wurden die Hannoveraner zur Waffenstreckung aufgefordert. Das hannoversche Kommando lehnte diese Aufforderung ab, entschied sich aber auch gegen einen Durchbruch nach dem Süden",[1036] den man sich schon angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit der Preußen nicht zutraute. Es sollte vielmehr „der Rückmarsch über Sondershausen angetreten werden. Von Gotha aus war eine preußische Abteilung gefolgt und griff nun bei Langensalza an, um den Gegner festzuhalten. Dieses Gefecht endete zwar mit der Niederlage der Preußen (siehe hierzu Str. 3 bis 6), aber der Abmarsch des Gegners war aufgehalten. In der Nacht vom 27. zum 28.6, wurden preußische Verstärkungen nach Gotha in Marsch gesetzt. Das hannoversche Kommando hatte für den 28.6. einen erneuten Angriff gegen die schon geschlagene preußische Abteilung bei Langensalza geplant. Es nahm davon Abstand, als der eilige Anmarsch stärkerer preußischer Verbände bekannt wurde. Am Abend des 28.6. war der Ring um die Hannoveraner bei Langensalza durch 40.000 Mann geschlossen" – dies allerdings nicht die sechsfache Übermacht, wie uns Str. 7 unseres Liedes glauben machen will. „Diese Übermacht, die eingetretene Erschöpfung der Truppen sowie Mangel an Munition und Lebensmitteln (siehe Str. 8) führten in der Nacht vom 28. zum 29.6. zur Kapitulati-

on".[1037] Das Königreich Hannover sollte schließlich – ein Ergebnis des preußisch-österreichischen Krieges – ebenso wie die beiden Herzogtümer Kurhessen und Nassau sowie Frankfurt – in preußischen Besitz übergehen. Zu dem bei Langensalza auf hannoverscher Seite gefallenen Kavallerieführer von Einem konnten wir keine weiteren Einzelheiten in Erfahrung bringen.

Beispiel 235
Soldatentod (27./28.6.1866)

Worte: Anonym, 1866 / Melodie: vermutlich „Ich hatt' einen Kameraden[1038]
Quelle: Ditfurt, Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871, dsgl. Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder, S. 359f. Nr. 142

1. Bei *Trautenau* im Felde
Da liegt ein Preußensohn.
Die Brust ist ihm zerschossen,
Sein Blut ins Gras geflossen;
Längst sank die Sonne schon.

2. Ihm brennt die Todeswunde,
Das wackre Herz schlägt matt.
„O Gott im Himmel ferne,
Wie stürb' ich, ach, so gerne,
Hätt' Gablenz nicht die Stadt!

3. „Ihr gold'nen Sterne droben,
Grüßt mir mein Heimatland!
Strahlt Frieden meinen Lieben,
Die – fern von mir – geblieben
Am grünen Ostseestrand"!

4. Es schweigen die Kanonen,
Der Tod ist heute satt.
„Wo sind denn die Preußen?
Es jubeln ja die Weißen
Da drinnen in der Stadt!

5. „Was schmettern die Trompeten
Wenn's kaum gedämmert hat?
Hurrah! Die Garden kommen;
Das Feld wird neu genommen,
Und Gablenz räumt die Stadt.

6. „O Gott, nun will ich sterben;
Jetzt, blasser Tod, komm her"!
Er rafft sich auf, zu schauen
In's neble Morgengrauen,
Da – schlägt sein Herz nicht mehr.

Beispiel 236
Das freudige Wiedersehen 1866

Worte: Kamerad Friedrich Wilhelm Pfund, Großröhrdorf, 1866 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 114ff. [1039]

1. Heim kehrt mit schweren Wunden
Ein sächsischer Soldat,
Der bei *Gitschin* gestanden
Und treu und brav gefochten hat.
Dort wo es Feindes Schwärme
Wie Hagelwetter zieh'n,
Da sank vom Blei getroffen
Der tapfere Wilhelm hin.

2. Sein Kam'rad sah ihn fallen
Wie er in wilder Flucht,
Vom Feinde hart verfolget,
Sich noch zu retten sucht.
Und glücklich auch entronnen
Ist er dem blut'gen Strauß,
Ruht nun vom heißen Kampfe
Im Schmerzenslager aus.

3. Es schrieb an seine Lieben
Zu Haus der Kamerad,
Wie bei Gitschin so mancher
Den Tod gefunden hat.
Er schrieb nur wenig Zeilen
Vom blut'gen Schlachtgewühl
Wie er sich noch gerettet
Und wie sein Kam'rad fiel.

4. Er glaubt' daß Wilhelms Ende
Genaht in jener Nacht,
Doch dieser war nach Stunden
Zum Leben neu erwacht.
Noch hauchte nicht der Krieger
Sein junges Leben aus,
Er schleppt sich schwer verwundet
Bis in ein nahes Haus.

5. Da sinkt er ganz ermattet
Durchs Fenster in ein Bett,
Das leer und auch verlassen
Dort in der Stube steht.
Dann betet er recht innig
Zu Gott in seiner Qual,
Erst andern Tages fährt man
Den Armen ins Spital.

6. Die bange Trauerkunde
Den Eltern wird gebracht,
Ihr Wilhelm sei gefallen
Bei Gitschin in der Schlacht.
Da brechen alle Herzen
Und jedes Auge weint,
Laut jammern Schwestern, Brüder
In gleichem Schmerz vereint.

7. Und weil auch seinem Liebchen
Der Hoffnungsstern erbleicht,
Füllt mit des Kummers Zähren
Der Liebe Auge leicht.
Es schwinden Tage, Wochen
In tiefbetrübtem Sinn
Den Eltern und Geschwistern,
Dem treuen Liebchen hin.

8. Die Schwester drin versunken
Ernst durch das Fenster schaut
Nach dem Verlornen bittet
Ein heißer Klagelaut.
Sie sieht dem bunten Treiben
Dort auf der Straße zu
Und seufzt: Wo wirst du schlummern,
Mein guter Bruder, du?

9. Indem sie nun so sinnet
Im Herzen bang und schwer,
Da kommt des Wegs gefahren
Ein leichter Wagen her;
Drauf sitzt, gehüllt im Mantel,
Ein sächsischer Soldat,
Der sich mit einem Tuche
Das Haupt verbunden hat.

10. Der Wagen rollet näher,
Viel Menschen hinterdrein,
Was hat das zu bedeuten?
Wer muß der Krieger sein?
Und fromme Ahnung fesselt sie,
Sie rief: „Ist's wahr, ist's Traum?
Er ist's, o Gott, mein Bruder,
Herz, gieb der Hoffnung Raum.

11. Komm, Vater, komm geschwinde
Hinaus und folge mir,
Denn unser Wilhelm stehet
Vor seiner Eltern Thür"!
Kaum ist der Ruf erklungen,
Kommt auch der Alte schon,
Es halten sich umschlungen
Der Vater und der Sohn.

12. Sie drücken sich die Hände
Und sehen kaum sich an;
Du Gott, so ruft der Vater,
Hast Großes mir gethan;
Mein Wilhelm, ach, ich glaubte
Schon längst an deinen Tod,
Nun hat aufs neu' gegeben
Dich uns der liebe Gott.

13. Gesegnet sei dein Kommen![1040]
Der Vater freudig spricht.
Des Wiedersehens Freude,
Wer malt sie im Gedicht?
Ob auch an schwerer Wunde
Der Sohn darniederliegt,
Doch in der Seinen Arme
Der Liebe Heilung siegt.

Beispiel 237
Sächsisches Kriegslied 1866

Worte: Friedrich Paustka, 1868 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 117f.[1041]

1. Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
   Selbst nicht der Königstein.
   Wir kaufen uns noch einen hier
   Und gehn zu Muttern heim!
   Bei *Gitschin* gab's ein bös Gericht
   Auf Leben und auf Tod,
   Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
   Das Eisen bricht die Not.

2. Steig ab, du Reiterschar, steig ab
   Von deinem tapfren Roß,
   Vorbei ist's mit Galopp und Trab,
   Kauf dich nur schnell noch los.
   Wenn du auf deinen Ruhm auch baust,
   Das ist ein schlechtes Brot,
   Zur Tasche führt jetzt deine Faust,
   Das Eisen bricht die Not.

3. Und ob der neue Bund verspricht
   Manch schönes Ordensband,
   Wir kümmern um den Tand uns nicht,
   Nur um das Vaterland!
   Und ob auch dort bei Königgrätz
   So mancher fand den Tod,
   So kehr'n doch viele noch zurück
   Aus dieser schweren Not.

4. Schon sind nach Dresden wird gelangt,
   Und gehen bald nach Haus';
   Die Stadt geschmückt und schön umrankt
   Sieht wie 'ne Festung aus,
   Wir hör'n die Axt, den Hammer laut,
   Ringsum der Wald liegt tot,
   So grüß dich Gott; hier wird gebaut,
   Da hat's noch keine Not.

Die Lieder Nr. 235, 236 sowie 237 beschäftigen sich mit den Anfangsgefechten des östlichen Kriegsschauplatzes, d.h. im nördlichen Böhmen. Die österreichisch-sächsischen Verbände, die Ende Juni 1866 von Josefsstadt aus nach Norden vorstoßen wollten, trafen zunächst bei Münchengrätz auf die Preußen, vor denen sie sich nach einem kurzen Gefecht nach Gitschin zurückzogen. Bei dem nördlich von Königgrätz gelegenen Trautenau sowie dem nordwestlich von dieser Stadt gelegenen Gitschin kam es am 28. und 29. Juni zu weiteren Kämpfen, die die Preußen ebenfalls für sich entschieden: die beiden für sie siegreichen Gefechte bei Trautenau hatten zunächst erst einmal den Rückzug des 10. österreichischen Korps unter General Gablenz zur Folge. Bei Gitschin stießen die 36.000 Mann des 1. österreichischen Korps der Nordarmee unter General Clam-Gallas sowie deren sächsiche Verbündete unter dem sächsischen Kronprinzen Albert nördlich der Stadt am 29.6.1866 auf die Divisionen Tümpling und Werder der 1. preußischen Armee unter Prinz Friedrich Karl von Preußen. Nach den ganzen Tag lang andauernden erbitterten Kämpfen wurde die Stadt schließlich in einem anschließenden Nachtgefecht von den Preußen genommen. Mit entscheidend für diesen Sieg war die überlegene Feuerkraft des preußischen Zündnadelgewehrs gewesen, der die eng massierten Kolonnen der österreichisch-sächsischen Verbündeten nichts entgegenzusetzen hatten. Während die Sieger 329 Tote sowie 1224 Verwundete und Vermißte zu beklagen hatten, waren es auf Seiten der Österreicher 338 Tote, 2210 Verwundete und Vermißte und 3353 Gefangene, während die Verluste der Sachsen 88 Tote und 505 Verwundete und Vermißte betrugen. Mit der Niederlage war der geplante Vormarsch der österreichischen Hauptarmee endgültig gescheitert, zugleich damit das weitere Vorrücken der preußischen 1. Armee sowie der weiter südlich marschierenden Elbarmee unter General Bittenfeld auf Königgrätz ermöglicht.
Bei dem Lied Nr. 235: **„Soldatentod"** handelt es sich um eine Klage auf den Tod eines preußischen Soldaten auf dem Schlachtfeld von Trautenau und offensichtlich um eine Kontrafaktur auf die Melodie der berühmtesten preußischen Soldatenklage überhaupt, „Ich hatt' einen Kameraden", wie wir der Metrik sowie dem Reimschema unseres Liedes unschwer entnehmen können. Der unbekannte „Preußensohn", ein Soldat aus einer der preußischen Ostseeprovinzen, liegt mit durchschossener Brust zu Tode verwundet auf dem Schlachtfeld (Str. 1), kann aber erst sterben, als die Stadt, die zunächst von den Truppen des General Gablenz eingenommen worden ist (Str. 2 und 4), bei Anbruch der Morgendämmerung des nächsten Tages durch die Preußen erobert von den Österreichern endgültig aufgegeben werden muß (Str. 5). Welcher Kriegsherr wünschte sich nicht solche Soldaten?
Ein weiteres Opfer der Kämpfe bei Gitschin, diesmal aber ein sächsischer Soldat, spielt in Lied Nr. 236: **„Das freudige Wiedersehen"** die Hauptrolle, wobei es sich nach dem Tenor des Liedes sowie seinem „szenischen Aufbau" nach wohl um ein Bänkellied gehandelt hat, dessen bebilderte Szenen parallel zum Liedvortrag gezeigt wurden. Das Lied weist zwei Schauplätze auf: Einmal das Schlachtfeld, wo der namentlich genannte Sachse seine Verwundung erleidet und als vermeintlich tot liegenbleibt, sowie ein Haus in der Umgebung von Gitschin, in das sich der Verwundete – nach Stunden zum Leben neu erwacht –, hinschleppt und von wo aus er am folgenden Tag ins Hospital gebracht wird (Str. 1-5). Die übrigen 7 Strophen führen uns in die Heimatstadt unseres Soldaten, wo ein Kamerad dessen Eltern, Schwestern Brüdern und Liebsten den vermeintlichen Opfertod berichtet, deren Trauer in den Str. 6 bis 8 geschildert wird. Schließlich aber kommt der Verwundete unerwartet heim zu seiner Familie und Braut und kann glücklich Willkommen geheißen werden und in den Armen der Liebsten genesen. Ebenfalls aus sächsischer Sicht werden die Ereignisse von Gitschin – „Bei Gitschin gab's ein bös Gericht" (Str. 1) – und Königgrätz – unsere Schilderung zu dieser Schlacht folgt nach den Liedern zu diesem Ereignis[1042]- und deren Folgen für

das Königreich Sachsen dargestellt: Lied 234 **„Sächsisches Kriegslied"**. Sachsen fand sich, nach dem Krieg eines Großteiles seiner Souveränität beraubt, als Mitglied des Norddeutschen Bundesstaates Bismarckscher Prägung wieder, wenn es auch nicht wie Schleswig-Holstein sowie die anderen Bundesgenossen Österreichs und Kriegsverlierer Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. Main einfach in Preußen eingegliedert wurde. Entsprechend der am 1.7.1867 in Kraft getretenen Verfassung übernahm der preußische König (Wilhelm I.) die Bundespräsidentschaft mit dem Oberbefehl über das Bundesheer sowie die Leitung der auswärtigen Politik und ernannte die Bundesbeamten. Dem Bundesrat als „Zentralbehörde" und oberstes Regierungsorgan, stand als einziger verantwortlicher Bundesminister der von Preußen zu ernennende Bundeskanzler (Bismarck) vor. Die Gesetzgebung wurde vom Bundesrat sowie dem nach allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht gebildeten Reichstag ausgeübt. Der preußischen Dominanz konnte man nur mehr mit der in der Tasche heimlich geballten Faust begegnen (Str. 2), wie Friedrich Paustka, Verfasser des Textes schreibt.

Beispiel 238
Ein heimatloses Heer

Worte: Anonym, 1866 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres

1. Wie weht so scharf durchs Erzgebirg
   Der kalte Morgenhauch.
   Wie Trauerwimpel senkt sich tief
   Der niederen Hütten Rauch.

2. Und trauernd zieht das Sachsenheer
   Hinab ins Böhmerland,
   Und weinend rückwärts blickt das Aug'
   Und grüßend winkt die Hand:

3. Ade, ade, o Heimatsflur,
   Mein Sachsenland, ade.
   Wir ziehen fremd und heimatslos
   Hinab voll Sehnsuchtsweh.

4. Uns treibt des Schicksals Machtgebot,
   Uns treibt des Feind's Gewalt,
   Wie auch der Mund sich knirschend preßt,
   Wie auch die Faust sich ballt.

5. Wir müssen ohne Schwertesschlag,
   Wir müssen ohne Schuß,
   Wir müssen voll verbiss'ner Wehr
   Still weichen vor dem Muß.

6. Wir dürfen nicht verteidigen
   Mit unserm besten Blut
   Die Scholle, wo der Aschenkrug
   Von unsern Vätern ruht.

7. Wir müssen Weib, wir müssen Kind,
   All unser Heiligtum,
   Wir müssen's lassen unbeschirmt
   Und scheiden ohne Ruhm.

8. Wir steigen ohne Sang und Klang
   Die Schluchtenkluft hinab,
   Die Tiefe gähnt und Nebeldunst
   Empor, ein Riesengrab.

9. Wir müssen in dies Grab hinab,
   Um stärker zu erstehn,
   Um rückzustürmen, gottgefeit
   Der Heimat heil'ge Höhn!

10. So leb denn wohl, mein Sachsenland,
    Du deutsches Paradies!
    Lebt alle wohl, die dort das Herz
    Wehklagend hinterließ.

11. Wir folgen unsers Königs Ruf
    Bis letzten Hauch getreu.
    Der alte tapfre Sachsenmut
    Flammt auch in uns aufs neu.

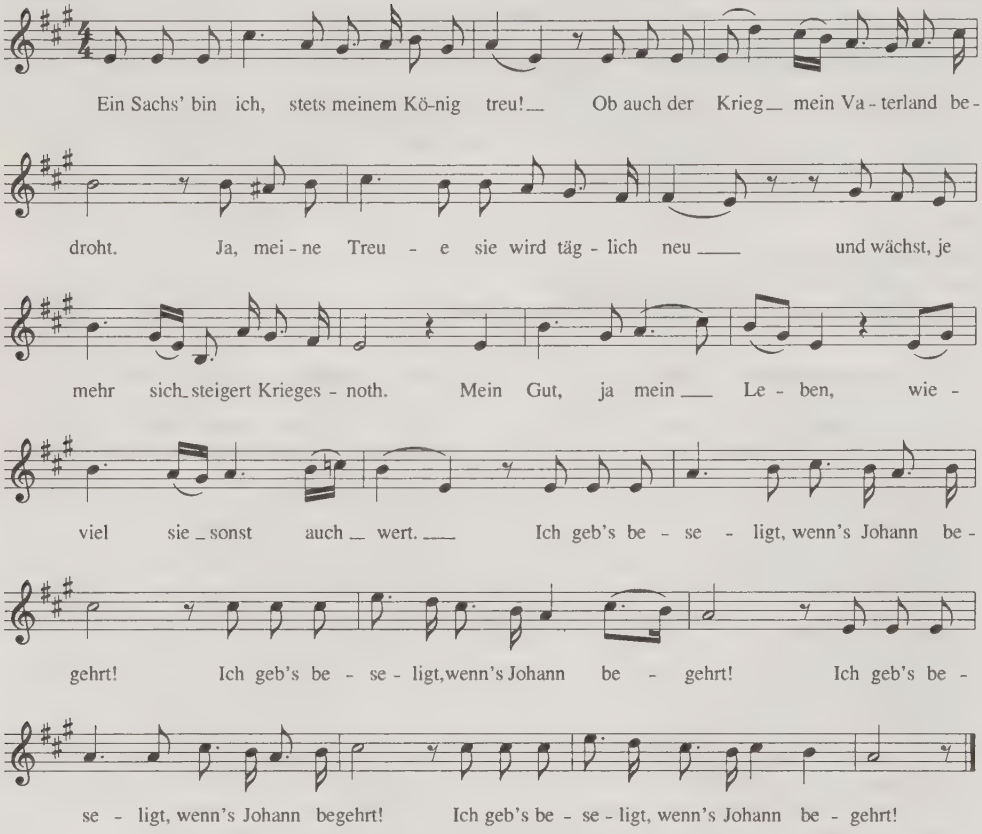
12. Und fehlt dereinst im Heimzug euch,
    Der Druck manch lieber Hand,
    So denkt: Es fand die Sachsentreu
    Ihr Grab im Böhmerland.

Der Tatsache, daß die meisten Sachsen keinerlei Lust hatten, ihre Heimat aufzugeben und statt dessen zur Verteidigung eigentlich fremder Interessen nach Böhmen zu ziehen, trägt Nr. 238: **„Ein heimatloses Heer"** Rechnung. Nachdem die preußische Elbarmee jedoch am 16. Juni unter Bittenfeld in einer Stärke von fast 50.000 Mann in Sachsen einzog, zog Kronprinz Albert von Sachsen seine mit 22.000 Mann schon zahlenmäßig stark unterlegene Armee kampflos zurück und ließ sie stattdessen in Böhmen die Verbindung mit den dort zusammengezogenen österreichischen Verbänden suchen. Dieser – für unseren unbekannten Verfasser trostlose – Zug in ein fremdes Land, zumal ohne daß man in der sächsischen Heimat überhaupt irgendeinen Widerstand geleistet hatte (Str. 4) ist Thema des Textes. Zurück bleiben die Gräber der Vorfahren – „die Scholle, wo der Aschenkrug von unsern Vätern ruht" (Str. 6), aber auch die Familien und alles andere, was dem sächsischen Soldaten lieb und teuer ist (Str. 7). Gegen das Wort des Königs aber gebe es keinen Widerspruch, ihm müsse man bis zum letzten Atemzug – „bis letzten Hauch getreu" – Folge leisten (Str. 11), auch wenn man vielleicht ein trauriges Ende zu erwarten habe.

Beispiel 239[1043 / 1044]

Hingebung
1866

Text: Gustav von Lisia und G. von Schönau
Melodie: Ein Schütz bin ich



aus: Freytag: Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 104, Nr 66

1. Ein Sachs' bin ich, stets meinem König treu!
   Ob auch der Krieg das Vaterland bedroht.
   Ja, meine Treue sie wird täglich neu
   Und wächst, je mehr sich steigert Kriegesnoth.
   Mein Gut, ja! mein Leben, wie viel sie sonst auch wert,
   Ich geb' sie beseligt, wenn's *Johann* begehrt.

2. Wie weit sich auch die deutschen Gaue zieh'n
   Und Glück und Wohlstand allerorten glänzt:
   Das höchste Glück kann nur in Sachsen blühn,
   Weil Sachsens König Biedersinn umkränzt.
   Mein Gut, ja! mein Leben, wie viel sie sonst auch wert,
   Ich geb' sie beseligt, wenn's *Johann* begehrt.

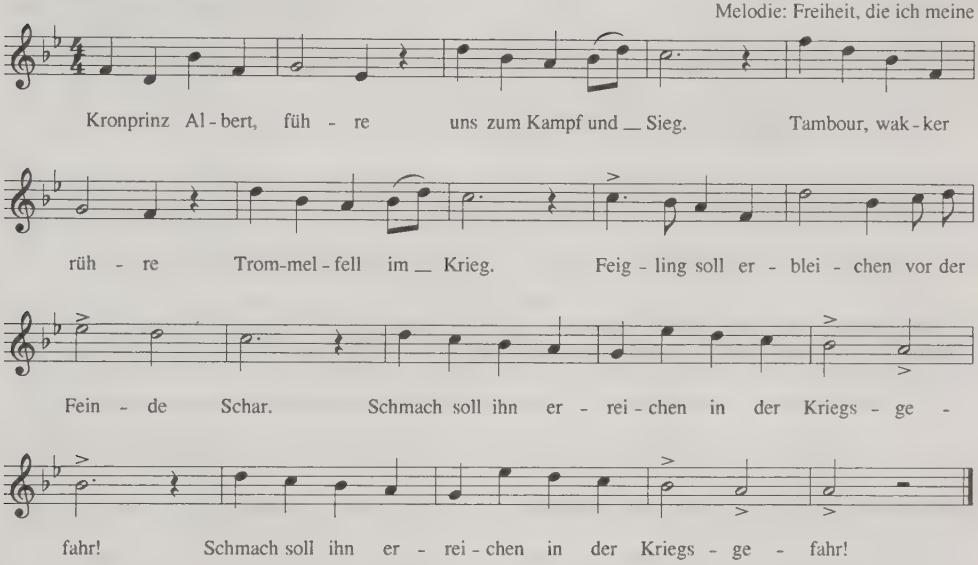
3. Ja! auf die Fahne schrieb ich diesen Satz,
   Und les' ihn, geht's hinaus zur blut'gen Schlacht;
   Im Herzen trag ich dann den reichsten Schatz,
   Weil Königsliebe mich zum Helden macht.
   Mein Gut, ja! mein Leben, wie viel sie sonst auch wert,
   Mein Gut, ja! mein Leben, wie viel sie sonst auch wert,
   Ich geb' sie beseligt, wenn's *Johann* begehrt.

4. Drum nahe, Feind, und wärst du noch so stark,
   Der Sachse hält dir ohne Wanken Stand!
   Begeistert ist er in der Seele Mark,
   Begeistert für sein teures Sachsenland.
   Sein Gut, ja! sein Leben, wie viel sie sonst auch wert,
   Er giebt sie beseligt, wenn's *Johann* begehrt.

Beispiel 240[1045]

Auf der Freiheit Feld

Text: Gustav von Lisa und G. von Schönau
Melodie: Freiheit, die ich meine



aus: Freytag: Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 105, Nr 67

1. *Kronprinz Albert*, führe
Uns zum Kampf und Sieg.
Tambour, wacker rühre
Trommelfell im Krieg.
Feigling soll erbleichen
Vor der Feinde Schar.
Schmach soll ihn erreichen
In der Kriegsgefahr!

2. Mut das Heer beseele
In dem Kampfgewühl;
Jeder hör' Befehle,
Laß die Brust nicht kühl.
Deutschlands Wohl und Wehe
Hängt vom Kampfe ab.
Laßt die Schwerter blitzen
Überm Brudergrab.

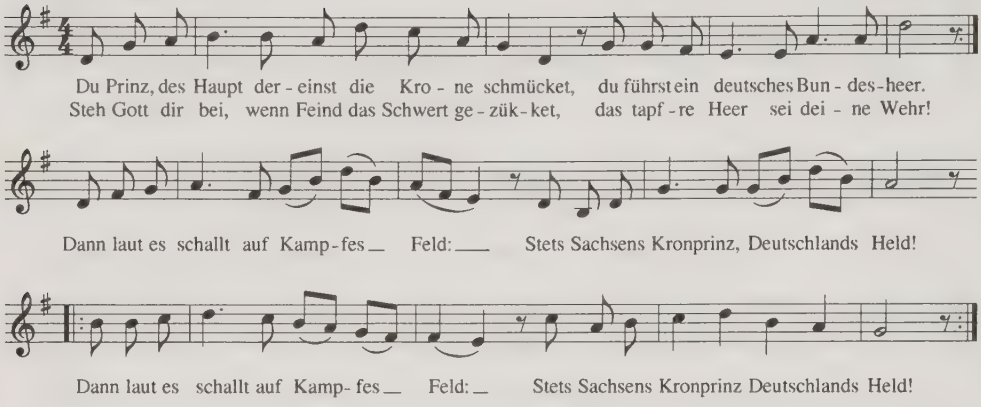
3. Kampf, führ' uns zum Siege
Auf der Freiheit Feld.
Mut beseel im Kriege
Jeden deutschen Held!
Prinz, im deutschen Lande
Soll dir Freiheit blühn,
Bis am fernsten Rande
Stehn um dich wir kühn.

4. *Haus Wettin*, dich schütze
Gottes Vaterhand.
Jeder Mann, er nütze
Wie's erheischt sein Stand
Ehre soll dich krönen
In der bängsten Zeit.
Mög recht bald ertönen:
Friede weit und breit.

Beispiel 241[1046]

Deutscher Held
1866

Text: Gustav von Lisia und G. v. Schönau
Melodie: Sind wir vereint zur guten Stunde



aus: Freytag: Historische Volkslieder des sächsischen Heeres

1. Du Prinz, des Haupt dereinst die Krone schmücket,
   Du führst ein deutsches Bundesheer.
   Steh Gott dir bei, wenn Feind das Schwert gezücket,
   Das tapfere Heer sei deine Wehr!
   Dann laut es schallt auf Kampfes Feld:
   Stets Sachsens Kronprinz, Deutschlands Held!

2. Du deutsches Heer, das *Kronprinz Albert* führt,
   Sei du ein Mann, ein' starke Wehr!
   Ums Banner schart, wenn sich die Trommel rührt,
   Das brave deutsche Bundesheer!
   Dann laut es schallt auf Kampfes Feld:
   Stets Sachsens Kronprinz, Deutschlands Held!

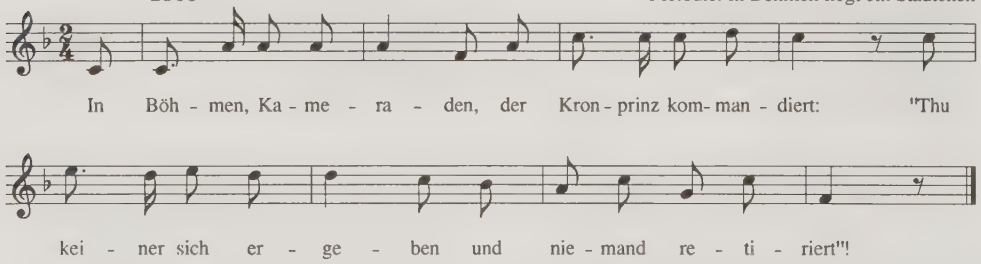
3. Nur Mut beseel' der Sachsen brave Schar,
   Und sei der Feind auch noch so stark.
   Gott steh dir bei in höchster Kriegsgefahr
   Und jedem Freund in deutscher Mark.
   Dann laut es schallt auf Kampfes Feld:
   Stets Sachsens Kronprinz, Deutschlands Held!

4. Der deutschen Freiheit opfern wir die Kraft,
   Und folgen Sachsens Kronprinz all';
   Ja, wird auch mancher von uns hingerafft,
   Dann allerwärts „warst Held" es schall'!
   Dann laut es schallt auf Kampfes Feld:
   Stets Sachsens Kronprinz, Deutschlands Held!

Beispiel 242[1047]

Der Kronprinz Albert in Böhmen
1866

Text: Anonym, 1866
Melodie: In Böhmen liegt ein Städtchen



aus: Freytag: Historische Volkslieder des sächsischen Heeres

1. In Böhmen, Kameraden,
   Der Kronprinz kommandiert':
   „Thu keiner sich ergeben
   Und niemand retiriert!

2. Der Vordermann geschossen,
   Der Hintermann tritt ein.
   Wir woll'n uns nicht ergeben
   Und tapfere Sachsen sein".

3. In Böhmen auf der Straße
Liegt mancher Kamerad,
Den in der Schlacht bei Gitschin
Der Preuß' geschossen hat.

4. Es platzen die Granaten,
Es stürmt der Feind herauf.
„Steht feste, Kameraden,
Schießt wacker nur darauf.

5. Wir können sie nicht halten,
Doch halten wir uns noch.
Thu keiner sich ergeben,
Hoch lebe Sachsen, hoch"!

6. Ach, wackre Kameraden,
Ihr liegt in Böhm'scher Erd',
Und Gott allein thut wissen,
Was uns noch wird beschwert.

Viele Lieder verherrlichten Armeeführer kriegerischer Auseinandersetzungen. Wir haben aus diesem bewaffneten Konflikt interessanterweise vor allem Beispiele aus Sachsen gefunden, von denen wir einige abgedruckt haben.[1048] Während Lied Nr. 239: **„Hingebung"** eine Treuekundgebung für den sächsischen König Johann (1854-1873) darstellt, der durch die Trias-Politik seines später auch der österreichischen Krone verpflichteten und dienenden Ministers Ferdinand Graf von Beust, der seit 1858 als Minister-Präsident Sachsens die Außenpolitik des Landes bestimmte, in steigenden Gegensatz zu Preußen geraten war und 1866 im Deutschen Krieg auf Seiten Österreichs kämpfte, sind die folgenden Beispiele – Nr. 240-242: **„Auf der Freiheit Feld"**, **„Deutscher Held"** sowie **„Der Kronprinz Albert in Böhmen"** dem sächsischen Kronprinzen gewidmet, der seit 1859 Kommandant des IX. Bundes-Armeekorps war und sich bei seinen Soldaten größter Beliebtheit und des vollsten Vertrauens erfreute. Jedoch waren dem sächsischen Kronprinzen schon in den ersten Kämpfen keine größeren Erfolge beschieden, sieht man davon ab, daß seine Truppen sich bei Gitschin zunächst behaupten und hinhaltenden Widerstand leisten konnten, bis die Stadt schließlich in einem erneuten – nächtlichen – Ansturm von den Preußen überrannt werden konnte. Die Lieder Nr. 240 und 241 sind dabei ganz offensichtlich in der Zeit vor dieser Niederlage, d.h. vor dem 28./29. Juni 1866 verfaßt, da sie noch einen optimistischen Tenor aufweisen und von Siegeszuversicht diktiert sind. Anders Lied Nr. 242, in dem der Kronprinz seine Soldaten expressis verbis auffordern muß, nach der Niederlage bei Gitschin nicht den Mut sinken zu lassen, sich nicht zu ergeben, nicht zu retirieren (Str. 1), sondern stattdessen mit vermehrtem Einsatz weiterzukämpfen. Str. 6 kündet von der Ungewißheit über den endgültigen Ausgang des Krieges, d.h. die eigentliche katastrophale Niederlage, die wenige Tage später folgen sollte, liegt noch in der Zukunft.

Beispiel 243[1049]
Schlacht bei Königgrätz (3.7.1866)

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871, S. 195

1. Die Schlacht bei Königgrätz,
Die haben wir mitgemacht,
Da donnerten die Kanonen,
Das hat nur so gekracht.

2. Mein Kam'rad ist geblieben
Und jener auch blessiert,
Doch hat uns unser Kommandeur
Auch immer gut geführt.

3. Der Benedek fürwahr
Als Feldherr wohlbekannt,
Der hat die tapfern Preußen
Ein Frühstück nur genannt.

4. Und als nun die Geschütze
Ihn trafen auf die Mütze,
Da schrie er so im Stillen:
Um Gottes, Gottes Willen,
Was wird der Franzl sagen?
Er wird uns noch fortjagen!

Beispiel 244
Die Schlacht bei Königgrätz

Worte: Anonym, nach 3. Juli 1866 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1050]
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 108ff. Nr. 71

1. Hört, ihr Brüder, laßt euch sagen,
Wie wir haben uns geschlagen
In der *Schlacht bei Königgrätz.*
Als die Preußen auf uns drangen,
Kriegten wir nicht Angst und Bangen,
Tapfer sind die Sachsen stets.

2. In der Nacht ward angesaget:
„Morgen wird ein Spiel gewaget,
Morgen wird's was geben schon".
Jeder ist gleich aufgestanden.
Als sich all' zusammenfanden,
Hörten wir Kanonenton.

3. Hinterm Dorf ward festgetreten:
„Thut ein Vaterunser beten!
Kameraden, schlagt euch gut!
Dort die Höhe müss'n wir kriegen,
Mag es brechen oder biegen,
Opfert euer Heldenblut"!

4. Nun ging's los durch dick und dünne,
Niemand hielt im Laufen inne,
Teilten links und rechts brav aus.
Artillerie war uns zur Seite,
Keiner wich. Nach hartem Streite
Riß der Preuße vor uns aus.

5. Ein'ge nahmen wir gefangen.
Als gar die Husaren schwangen
Mit dem Säbel auf uns ein,
Da ließ *Hering* schnell abprotzen.
Was half ihnen nun ihr Trotzen:
Denn das Dorf mußt' unser sein.

6. „Hurra, Kinder, so ist's rechte",
Rief der Hauptmann ins Gefechte,
„So behauptet euren Platz"!
Unser Oberst sank vom Pferde;
Mancher sank voll Blut zur Erde,
„Lebe wohl, geliebter Schatz".

7. Da wir in den Wald uns machen,
Fürchterlich ging an das Krachen,
Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz.
„Auf, ihr wackern Sachsenbrüder,
Werft euch in die Hecken nieder,
Schießt nur"! rief der *Carlowitz*.

8. Alle Häuser sah man brennen,
Und die Österreicher rennen
Quer in uns're Kompagnie:
„Rettet euch und lauft zurücke".
Ringsum hagelt's Kugelstücke,
Ich vergess's im Leben nie.

9. Wie wir aber um uns sehen,
Um den Hauptmann ist's geschehen,
Und so mancher Kamerad
Mußte auf die Gräber sinken,
Konnte mit der Hand nur winken:
„Kamerad, ich habe satt".

10. Nochmals wollten wir vorstoßen,
Dieses mußte ihn erbosen,
Denn er kam von allen Seiten.
Da konnt' er das Eisen fühlen,
Unsere Kanoniere zielten,
Und die trafen gut von weitem.

11. Wie wir waren ganz umgangen,
Ward der Rückzug angefangen,
Niemand hat an Flucht gedacht.
Stramm im Gliede ward marschieret
Und ein Liedchen musizieret.
„Preuß, wir haben nur gelacht".

12. Aber ach, in dem Gedränge,
An der Elbe im Gemenge
War es schlimmer als am Tag.
Viel ertranken, weil mit Schwimmen
Sie das Ufer nicht erklimmen.
Ich das nicht beschreiben mag.

13. Keiner hatte was gegessen;
Denn der Hunger ward vergessen,
Keinem fiel zu kochen ein.
Viele warfen sich zu Boden,
Schliefen feste wie die Toten;
Mancher fluchte greulich drein.

14. Wo wir standen, blieb'n wir liegen,
Mußten in die Ställe kriechen,
Schliefen auf Tornistern aus.
Ach, daß Öst'rreich hat verloren,
Daß uns Böhmen hat erkoren;
Gott, schütz unser Königshaus!

Beispiel 245
Königgrätz 1866

Worte: Anonym / Melodie: Steh' ich in finstrer Mitternacht[1051]
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 110f., Nr. 72

1. Bei Königgrätz, o blut'ger Tag,
D'ran Sachsen stets gedenken mag.
Dort schläft manch wackrer Sachsenheld
Und sieht nicht mehr die schöne Welt.

2. Mit unserm Kronprinz an der Schar
Ging's frisch hinein in die Gefahr.
Dann reitet Albert zu uns 'ran:
„Stellt heut' ja jeder seinen Mann".

3. „Leb' wohl, leb' wohl, mein Sachsenland",
Die Feinde nahmen überhand.
Wir sind verloren, rings umher
Muß weichen das Öst'rreicher Heer.

4. Die Preußen schossen gar zu schnell,
Vertrieben alles von der Stell'.
Wir aber wie die Mauern steh'n
Und wollen nicht vom Kampfplatz gehen.

5. Drauf kommt gesprengt die Ordonnanz:
„Wir sind vom Feind umgangen ganz.
Nun jetzt zurück in Reih' und Glied,
Nehmt die Verwundeten noch mit"

6. Nun gingen wir hindurch die Nacht.
An manchen Kam'rad ward gedacht,
Den liegen lassen mußten wir.
„Leb' wohl, leb' wohl, Gott helfe dir".

7. Als uns der König Johann sah,
Rief er: "Gott Lob, daß ihr seid da.
Ob uns der Feind zurück auch schlug,
Noch hab' ich treue Sachsen g'nug".

Beispiel 246
Das Begräbnis eines sächsischen Reiters

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 111f. Nr. 73

1. Versammelt stand eine Truppe sächsischer Reiter
Bei Nacht, erhellt durch Biwakfeuerschein,
Zu legen einen treuen Kameraden
Ins frisch gegrab'ne kühle Grab hinein.

2. Geisterähnlich spiegeln sich die Schatten
Im Hintergrunde ab, am Waldesende
Und beim Hinblick auf den teuren Toten
Falten gläubig fromm sich aller Hände.

3. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende", schallet
Aus aller Munde gläubig auf zum Herrn –
Und vor dem leisen Segensworte gedachte
Der Prediger der Lieben in der Fern.

4. Sie, die zu Hause jetzt, beim Abendsegen
Auch innig beten mit für ihren Sohn.
Die teuren Lieben ahnen nicht, daß er schon steht
Vor Gott des Vaters hohem Himmelsthron.

5. Sei du, o Vater, den Zurückgeblieb'nen Tröster!
So beten wir und senken ihn hinab:
Du aber, teurer Kamerad, schlaf ruhig
Bis einst zum großen Auferstehungstag.

6. Im Prater Wiens ruhst du im Erdenschoße,
Uns ruft die Pflicht, wir gehen fort von hier.
Doch treue Kameradschaft setzet
Vorm Scheiden noch ein Kleines dir:

7. Ein Kreuz von Holz, vom Säbel roh gezimert,
Darauf geschrieben steht: „Hier ruht, befreit von Sorgen,
Ein treuer sächs'scher Reiter aus und harret
Einst auf den frohen Auferstehungsmorgen".

Beispiel 247
Wo soll ich setzen meinen Pflug in die Erde

Worte: Anonym, 1867 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Vladimir Karbusicky, Zum Terminus ‚von unten', in: Dokumente des Vereins für demokratische Musikkulturen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 1: Was ist Musik von unten?, S. 9

1. *Wo soll ich setzen meinen Pflug in die Erde,*
Wo soll ich ziehen die erste Furch?
Das Jahr zuvor soll ich mir nun ersetzen,
Ich bitte Dich, mein Gott um Deinen Segen!
Auf den Gräbern der Brüder soll ich eggen,
In ihrem Schlaf soll ich sie nun stören?
Warum, warum ich muß mein Feld hier haben
Und kann den Frieden ihnen nicht wahren?

2. Als ob ich lauter Körper bepflügen würde,
Als ob ich bis zum Gürtel im Blut badete,
Der Schweiß rinnt mir von der Stirn in die Augen,
Als ob ich zwischen Leichen waten würde.
Mein Fuß mag gar nicht die Erde berühren,
Denn der Boden ist vom Blut geweiht,
Hier muß der Kummer das Herz überfluten,
Diese Erde darf nicht geschändet werden.

Bei strömendem Regen wurde diese größte Schlacht vor dem 20. Jahrhundert durch den Angriff zweier preußischer Armeen mit 124.000 Mann eingeleitet. Die österreichische Armee (184.000 Mann) und die an ihrer Seite kämpfenden sächsischen Verbündeten (22.000 Mann) leisteten zunächst erfolgreichen Widerstand. Sie sind auf einer Hügelkette strategisch günstig postiert, und ihre Artillerie fügt den Angreifern schwere Verluste zu. Einzelne preußische Abteilungen weichen unter dem andauernden Geschoßhagel schon zurück, und König Wilhelm, der sich nahe beim Dorf Sadowa hinter den preußischen Linien aufhält, sieht bereits ein neues Jena und Auerstedt auf seine Armee zukommen.

Benedek, der Oberbefehlshaber der Österreicher hat eine Reservearmee von circa 60.000 Mann zurückgehalten, um mit diesen Verbänden im geeigneten Moment die Front der abgekämpften Preußen zu durchstoßen und dem Gegner vollends den Garaus zu machen. Er weiß, daß eine zweite preußische Armee – von den Feinden sehnlichst erwartet – im Anmarsch ist, hofft aber, daß sie zur Entscheidung zu spät kommen wird. Ein österreichisch-sächsischer Sieg scheint greifbar nahe. Der preußische Generalstabschef Moltke hat die gegnerischen Truppen zunächst von Nordwesten her durch die preußische 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl und die sogenannte Elbarmee unter Bittenfeld einen Frontalangriff gegen die österreichischen Verbände führen lassen. Gleichzeitig hat er die 2. preußische Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm mit 97.000 Mann in Marsch gesetzt, die sich nördlich der österreichischen Aufstellung befand. Dieser Armee kommt die Aufgabe zu, den rechten Flügel des österreichischen Heeres anzugreifen, während die Elbarmee dessen linken Flügel umgehen soll. Auf diese Weise hofft Moltke die gesamte österreichisch-sächsische Streitmacht einkesseln und vernichten zu können. Wegen der widrigen Witterungsverhältnisse kommt die 2. preußische Armee wider Erwarten jedoch nur langsam voran, ihre Angriffsspitze – die 1. Gardedivision – erscheint dennoch gegen 14.00 Uhr völlig überraschend und unerwartet für die Österreicher vor Chlum, einem strategisch wichtigen Ort, der gleichwohl nur unzureichend gesichert ist.

Lassen wir an dieser Stelle Theodor Fontane, der wieder einmal als Kriegsberichtserstatter der Preußen fungierte und ein ausgezeichneter Beobachter war, zu Wort kommen:

„Die Höhe von Chlum giebt den besten Ueberblick, sie giebt aber auch bis zu einem gewissen Grade die Erklärung für den Gang der Schlacht an dieser Stelle, das heißt für das Ueberraschtwerden des feindlichen Oberfeldherrn in seiner rechten Flanke. Die Stelle nämlich (auf der Chlumer Höhe), wo Benedek hielt, gestattet nach allen Seiten eine vorzügliche Aussicht, nur nicht nach rechts. Nach rechts hin sieht man den Thurm von Chlum, der aus einer dichten Obstbaum-Anpflanzung mit seinen weißgelben Wänden und seiner kurzen Turmspitze aufragt, alles aber, was hinter dem grünen Schirm dieses Obstwäldchens, oder wohl gar am Fuß oder Abhang des hier (wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen) nach der kronprinzlichen Seite hin steil abfallenden Hügels gelegen ist, entzieht sich dem Auge. Sogar das am Höhenrand gelegene Dorf Chlum selbst, ist nicht sichtbar. Auf dieser hinter einer Waldcoulisse sich bergenden Linie rückten nun aber die Preußen gerade heran und außerdem durch die Beschaffenheit des Terrains auch noch durch Nebel, Regen und Pulverdampf einem etwa beobachtenden Blick entzogen, glückte es ihnen (ohne daß der vierhundert Schritt davon haltende feindliche Oberfeldherr auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte) sich in Dorf Chlum und den nächst gelegenen Punkten festzusetzen. Nichts wird den Feldzeugmeister, was auch im Uebrigen seine Verdienste sein mögen, von dem Vorwurf reinigen können, einen so wichtigen Punkt, und zwar in nächster Nähe, unbesetzt oder so gut wie unbesetzt gelassen, und dadurch dem Feinde einen Vorstoß in den Mittelpunkt seiner Stellung ermöglicht zu haben. Chlum, bei der Wichtigkeit speziell dieses Punktes, mußte über Vertheidigungskräfte verfügen, stark genug, jedem Angriff von der rechten Flanke her wenigstens auf Stunden hin zu begegnen. Was aber unter allen Umständen hier nicht möglich sein durfte, das war eine Ueberraschung. Daß sie schließlich dennoch eintrat, kann durch das Terrain erklärt werden, aber nicht entschuldigt".[1052]

Die unzureichende Deckung von Chlum rührt nicht zuletzt auch daher, daß einige österreichische Generale, deren Truppen ursprünglich hier aufgestellt waren, am Vormittag eigenmächtig die preußische 7. Infanteriedivision angegriffen haben, die den Swiepwald besetzt hält. Als die österreichischen Verbände dann schließlich durch ihren Oberbefehlshaber in aller Eile auf den rechten Flügel zurückbeordert werden, sind sie durch das blutige und für sie äußerst verlustreiche Waldgefecht stark mitgenommen und dezimiert, können den für sie völlig überraschend angreifenden preußischen Gardeinfanteristen keinen effektiven Widerstand mehr entgegensetzen. Da zur gleichen Zeit auch die Elbarmee die ihr gegenüberstehenden österreichischen und sächsischen Truppen weit zurückgeschlagen hat , was Benedek zu diesem Zeitpunkt ebenfalls noch nicht weiß, beginnt die preußische Zange sich bereits zu schließen. In den folgenden Stunden werden immer neue österreichische Verbände von ihren Generälen in sinnlose Bajonettangriffe gegen Chlum getrieben, anstatt daß ein geordneter Rückzug eingeleitet wurde, der das sich abzeichnende Desaster vermieden hätte. Die Österreicher rücken jeweils in tiefgestaffelten Kolonnen, mit wehenden Fahnen und Trommelwirbeln vor. Die preußischen Infanteristen lassen sie jeweils bis auf 300 Schritt und näher herankommen – und überschütten sie dann mit rasendem und vernichtendem Schnellfeuer ihrer überlegenen, zielgenaueren und weitertragenden Zündnadelgewehre. Abertausende österreichischer und verbündeter Soldaten werden auf diese Weise sinnlos von ihren Vorgesetzten geopfert, getötet oder zu Krüppeln geschossen.

Theodor Fontane hat die Lage mit den folgenden Worten geschildert:

„Unter ungeheuren Verlusten (hier fielen General Hiller von Gärtringen, Oberstlieutenant von Helldorf, Prinz Anton von Hohenzollern) wurde die Chlum-Stellung unsererseits behauptet und dadurch die Schlacht, die allerdings von

dem Moment an, wo der Kronprinz erschien, eine für Österreich so gut wie verlorene war, in eine völlige Niederlage des Feindes verkehrt".[1053]

Der heldenmütige Abwehrkampf der österreichischen Kanoniere ermöglichte es ihrer geschlagenen Armee zwar, sich auf das jenseitige Ufer der Elbe zurückzuziehen. Ein Großteil der Truppen retiriert in Richtung auf die Festung Königgrätz, die durch ein Überschwemmungsgebiet geschützt ist – und deren Tore der Kommandant nach dem Einzug der Flüchtenden hat schließen lassen. Als die Nacht hereinbricht, kommt es unter den österreichischen Soldaten, die das Sumpfgelände auf einigen Dämmen zu durchqueren suchen, zur Panik. Hunderte von Soldaten verlieren die Orientierung und ertrinken elendiglich. Andere werden im Gedränge der zurückfliehenden Menschenmassen, Pferde, Kanonen und Fuhrwerke zu Tode getrampelt oder zerquetscht. Das Desaster war vollständig.

Die **„Schlacht bei Königgrätz 3. Juli 1866"** (Nr. 243) wurde von einem preußischen Soldaten verfaßt, der an den blutigen und verlustreichen Kämpfen teilgenommen hat und den Verlust verschiedener Kameraden – seien sie nun getötet oder verwundet worden – zu beklagen hat (Str. 2). Dabei wird aber ausdrücklich die gute Führung seitens des Befehlshabers betont („Doch hat uns unser Kommandeur / Auch immer gut geführt"). Das überhebliche Zitat, welches dem österreichischen Oberbefehlshaber in Str. 3 in den Mund gelegt wird, nämlich daß dieser „die tapfern Preußen ein Frühstück" genannt habe, erscheint vor dem Hintergrund, daß Benedeck angesichts seiner Unkenntnis der böhmischen Geographie den Oberbefehl ursprünglich eigentlich gar nicht übernehmen wollte, wenig glaubwürdig.

Aus der Sicht der Unterlegenen, hier der Sachsen, schildern die drei folgenden Lieder – Nr. 244: **„Die Schlacht bei Königgrätz"**, Nr. 245: **„Königgrätz 1866"** sowie Nr. 246: **„Das Begräbnis eines sächsischen Reiters"** die militärischen Ereignisse des 3. Juli 1866 bzw. ihre Folgen für den Soldaten. In einer 14-strophigen Kontrafaktur auf die Melodie von „Prinz Eugenius, der edle Ritter" zeigt der sächsische anonyme Verfasser von Nr. 244 detailliert und wirklichkeitsgetreu den Verlauf der verlorenen Schlacht auf, die – wie üblich – von einer Kanonade der österreichisch-sächsischen Artillerie eingeleitet wurde, die die Preußen in große Bedrängnis brachte. In Strophe 5 wird sogar ein sächsischer Batteriechef, ein Hauptmann Hering, namentlich genannt, der einen feindlichen Husarenangriff zurückwarf. Jedoch scheint es in der Folge zu einiger Verwirrung zwischen den Verbündeten gekommen zu sein, als im weiteren Verlauf der Kämpfe „die Österreicher (...) quer in unsere Kompagnie" rennen (Str. 8). Ausdrücklich Erwähnung findet in Str. 7 der massive Beschuß seitens der preußischen Infanteristen mit dem überlegenen Zündnadelgewehr („Fürchterlich ging an das Krachen, / Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz"), der die in massierten Kolonnen auftretenden sächsisch-österreichischen Verbündeten erhebliche Opfer kostete, die auf dem Kirchhof in Probius bestattet wurden. Schließlich mußte angesichts der „preußischen Zange", d.h. der geglückten Umzingelung der Rückzug der Verbündeten angetreten werden, wobei dieser zunächst in völliger Ordnung erfolgte (Str. 11: „Niemand hat an Flucht gedacht. / Stramm im Gliede ward marschieret / Und ein Liedchen musizieret. / „Preuß, wir haben nur gelacht".). Erst am jenseitigen Elbufer kam es dann zur völligen Auflösung der geschlagenen Armee. Trotz all der Menschenopfer, der Verwundeten und Toten, trotz aller Mühsal und Entbehrungen, die in den letzten beiden Strophen (13./14) geschildert werden, wird die oberste Militärführung nicht in Frage gestellt. Es wird zwar bedauert, daß Österreich den Kampf verloren hat, desgleichen, daß man sein Verbündeter auf dem böhmischen Schlachtfeld war („Ach, daß Öst'rreich hat verloren, / Daß uns Böhmen hat erkoren"), doch endet das Lied mit dem ausdrücklichen Wunsch, Gott möge das sächsische Königshaus beschützen.

Lied Nr. 245: **„Königgrätz 1866"** unterstreicht noch einmal die führende Rolle des militärischen Oberbefehlshabers, des Kronprinzen Albert, der seine Soldaten unmittelbar vor der Schlacht noch einmal aufmunterte und mit verschiedenen Instruktionen versah. Auch hier wird die feindliche Umzingelung ausdrücklich erwähnt (Str. 5: „Drauf kommt gesprengt die Ordonanz: ‚Wir sind vom Feind umzingelt ganz'), auch hier wird aufgezeigt, daß man sich zunächst in mustergültiger Ordnung zurückzuziehen gedachte (Str. 5: „Nun jetzt zurück in Reih' und Glied, / Nehmt die Verwundeten noch mit"), wobei dieses Vorhaben dann jedoch letztendlich scheiterte (Str. 6: „An manchen Kam'rad ward gedacht, / Den liegen lassen mußten wir. / Leb' wohl, leb' wohl, Gott helfe dir"). Glaubt man unserem Verfasser, wurde die Niederlage vom sächsischen König als nicht so schwerwiegend angesehen, dem die zynisch anmutende Äußerung in den Mund gelegt wird, „ob uns der Feind zurück auch schlug, noch hab' ich treue Sachsen g'nug",

Auf die Grablegung eines der zahllosen Opfer nimmt Nr. 246: „Das Begräbnis eines sächsischen Reiters" bezug, der „bei Nacht, erhellt durch Biwakfeuerschein" in seine letzte Ruhestätte auf dem Kirchhof von Probius gelegt wird, wobei der Prediger ausdrücklich auch der Anverwandten des Toten gedenkt, die vom Dahinscheiden des teuren Lieben noch nichts ahnen.

Nr. 247: **„Wo soll ich setzen meinen Pflug in die Erde"** ist – laut Karbusicky[1054] – „ein erschütterndes Lied eines Bauern, der ein Jahr nach der Schlacht das Schlachtfeld beackern muß. (...) Hier haben wir massen- und tiefenpsychologisch ein sonderbares Phänomen. Bei Untersuchungen der Überlebenden von Hiroshima wurde festgestellt, daß gerade diejenigen, die keine Schuld an diesem Massenmord tragen, Schuldgefühle für den Tod der Anderen entwickelt haben. Ein unerklärliches Moment".[1055]

Beispiel 248
Und als die Nachricht kam nach Berlin

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Karbusicky, Zum Terminus von unten…, S. 9

1. Und als die Nachricht kam nach Berlin,
   Daß sie in Österreich gewonnen haben,
   Da jubelte Bismarck mit seinem
   Und soff mit dem Mamlas bis in den Morgen.

2. So tun es wohl all die Tyrannen,
   Die aus Gnaden Gottes herrschen wollen:
   Nur das Volk gegeneinander hetzen,
   Damit sie darüber lachen können!

3. Wenn aber einmal das Volk sich besinnt,
   Dann kommt erst die Zeit des Friedens,
   Dann wird es besser auf der Welt zugehen,
   Wenn alle Tyrannen von oben niedergefegt werden.

Eine gnadenlose Abrechnung nicht nur mit dem preußischen Ministerpräsidenten, sondern mit den Kriegsherren jeglicher Couleur.

Beispiel 249
Schlacht bei Kissingen (10.7.1866)

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hartmann, Historische Volkslieder und Zeitgedichte, III S. 200ff., Nr. 292

1. In Bayern liegt ein Städtchen
   Im schönen Frankenland,
   Bad Kissingen so herrlich,
   In Nah und Fern bekannt.
   Es sprudelt dort Rakoczy
   Aus tiefer Quelle Grund;
   Das machte Fürst und Kaiser,
   Was krank war, stets gesund.

2. So wie in frühern Jahren
   Der Wohlstand stets zunahm,
   So rücken heuer Preußen
   Als Kurgäst' dorten an.
   In Sachsen ist's gegangen,
   In Bayern wirds so gehn
   Die Städte zu brandschatzen,
   Eh man den Feind gesehn.

3. Doch plötzlich auf den Höhen
   Da blitzt es ringsumher;
   Es stehen unsre Bayern
   Dem Vaterland zur Wehr.
   Die Podewilsbüchsen krachen,
   Kartätschen feuern drein.
   Hurra ihr Pickelhauben!
   Ihr sollt willkommen sein!

4. Die Division von Zoller,
   Der Feldherr in der Mitt,
   Sie kämpften um jeden Baumstamm,
   Sie kämpften um jeden Schritt.
   Sie wissen, daß ganz Bayern
   Auf sie die Hoffnung hält.
   Stolz macht sie das Bewußtsein;
   Ihr Mut der ist gestählt.

5. Vor allen General Zoller,
   Wo's heiß und blutig ging,
   Da war er stets der erste
   Voran mit Ungestüm.
   Das Fernrohr führt die eine,
   Das Schwert die andre Hand.
   Ruft: „wacker, brave Truppen!
   Auf euch sieht's Vaterland"!

6. Das Schicksal hats verhänget:
   Er sinkt im Schlachtenfeld.
   Zum Tode schwer getroffen
   Geht's in die bessre Welt.
   Er ging nach jenem Lande,
   Wo Ruh und Frieden ist,
   Wo Österreich und Preußen
   Die Feindschaft auch vergißt.

7. Um die geliebte Leiche
   Stehn Hoch und Nieder stumm.
   Es gehet ein Gelöbnis
   Von Mund zu Mund herum:
   Wir wollen nicht verzagen,
   Bricht auch der Sturm herein;
   Wir wolln in allen Nöten
   Stets echte Bayern sein.

8. Es folgt nach schweren Leiden
   Einst eine bessre Zeit;
   Es führt das viele Unglück
   Doch nur zur Einigkeit.
   Dann denkt in bessren Tagen
   An die Tapfern auch zurück.
   Die's Herzblut hingegeben
   Für unser künftig Glück.

Beispiel 250

Wir ziehen jetzt hinaus ins Feld 1866

Worte: Anonym, wohl noch am 10. Juli 1866 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Hartmann, Historische Volkslieder und Zeitgedichte III S. 202f., Nr. 293

1. Wir ziehen jetzt hinaus ins Feld,
Hurra! hurra! hurra!
Fürs Vaterland und nicht fürs Geld
Hurrah! hurrah! hurrah!
Unser Hauptmann ist ein tapfrer Held;
Er gleicht dem Vogel in der Welt.
Er soll leben! er soll leben!
Er lebe mit hurra!
Hurra! hurra! hurra!
Ra! ra! ra! ra! hurra!

2. Bei Kissingen da war die Schlacht;
Hurra! hurra! hurra!
Prinz Karl hat selber mitgemacht.
Hurra! hurra! hurra!
Da standen vierzigtausend Mann;
Sie fingen gleich zu feuern an
Auf die Preußen, auf die Preußen,
Auf die Preußen mit hurra!
Hurra! hurra! hurra!
Ra! ra! ra! ra! hurra!

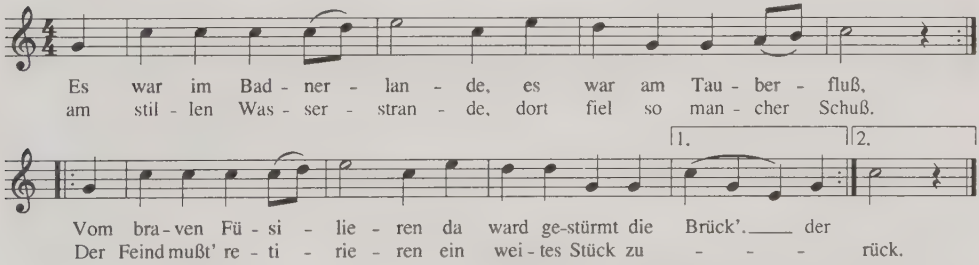
3. Seht, wie der stolze Preuße flieht,
Hurra! hurra! hurra!
Wenn er uns tapfre Krieger sieht!
Hurra! hurra! hurra!
Das Büchserl schnallt, daß's hoch erschallt.
Wir ziehen mutig in die Schlacht
Auf die Preußen, auf die Preußen,
Auf die Preußen mit hurra!
Hurra! hurra! hurra!
Ra! ra! ra! ra! hurra!

4. Und als der morgige Tag anbrach,
Hurra! hurra! hurra!
Als man das blutige Schlachtfeld sah,
Hurra! hurra! hurra!
Da waren alle Felder rot
Von lauter jungem Preußenblut.
Sie mußten sterben, sie mußten sterben,
Sie mußten sterben mit hurra!
Hurra! hurra! hurra!
Ra! ra! ra! ra! hurra!

Beispiel 251[1056]

Bei Tauberbischofsheim
24. Juli 1866

Text: Anonym, 1866
Melodie: Nachts um die zwölfte Stunde



aus: Dirfurth: Historische Volkslieder 1756-1871, S. 197f

1. Es war im Badnerlande,
Es war am Tauberfluß,
Am stillen Wasserstrande,
Dort fiel so mancher Schuß
Von braven Füsilieren
Da ward gestürmt die Brück',
Der Feind mußt' retirieren
Ein weites Stück zurück.

2. Es waren Füsiliere
Vom Stolz'schen (55.) Regiment,
Die setzten sich zur Wehre,
Potztausend Sapperment!
Sie hielten hier im Schache
An dreißigtausend Mann;
Es war 'ne schlimme Sache,
Doch kam kein Feind heran.

3. Gefallen waren Viele:
Als kam heran die Nacht,
Da wurde diesem Spiele
Ein Ende nun gemacht.
Auch unser Hauptmann fehlte
Jetzt bei der Compagnie,
Zu den Blessierten zählte
Er sich für seine Müh.

4. Das Städtchen brannte balde,
Das Bischofsheim genannt,
Es donnert' und es knallte
Sehr furchtbar hier zu Land.
Der Sieg uns aber lachte;
Als nun der Abend war,
Sich schleunigst fort nun machte
Die große Feindesschaar.

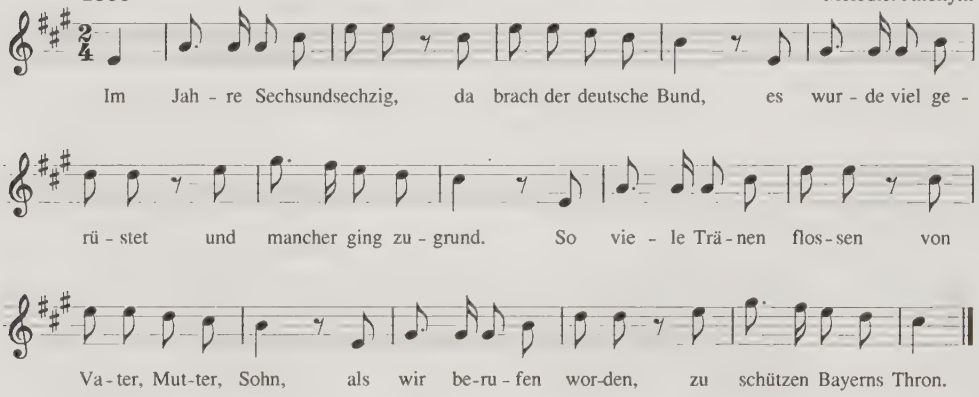
5. Wir dankten Gott und priesen,
Daß er uns in der Plag'
Hat gnädig sich erwiesen
An diesem heißen Tag.

Worterklärungen
Rakoczy = Name der Mineralquelle in Bad Kissingen / Podewilsbüchsen = Philipp Freiherrvon Podewils leitete seit 1853 die Gewehrfabrik in Amberg

Beispiel 252

Gefecht bei Roßdorf
1866

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: Paul Kiem: Oberbayerische Volkslieder, S. 191f mit der Anmerkung "Kastner Mathis, Fahrkanonier der 1.4.M (4-Pfünder)-Feldbatterie beim 1. Kgl. bayerischen Artillerie-Regiment Prinz Luitpold in München".

1. Im Jahre Sechsundsechzig, da brach der Deutsche Bund,
Es wurde viel gerüstet und mancher ging zugrund.
So viele Thränen flossen, von Vater, Mutter, Sohn,
Als wir berufen worden, zu schützen Bayerns Thron.

2. Bald ging's zum Aufmarschieren ins Sachsenland hinein,
Weil dort so viele Preußen gesehen worden sein;
Wir werden aufgenommen in Meiningen so gut,
Doch währte es nicht lange, es sollte fließen Blut.

3. Es wurden Feind gefunden, in Roßbach tief versteckt,
Da war das Blut im Herzen zum deutschen Kampf geweckt.
Im Brotsack keinen Bissen, die Feldflasche war auch leer,
Und Tausende von Kugeln, sie flogen um uns her.

4. Der Regen floß in Strömen, das war ja unser Glück,
   Sonst wären die Kartätschen im Boden nicht erstickt.
   Bald kommen die Gewehre von Bodewils daran,
   Zu schießen und zu fechten und treffen ihren Mann.

5. Die siebente Brigade, sie kam zu spät herbei,
   Sonst wärn wir nicht gewichen mit unsrem scharfen Blei;
   Dort an des Waldes Hügel, im stillen Wiesental,
   Dort fiel so mancher Krieger, dabei ein General.

6. Dort ruhen sie zusammen in dunklem Erdenraum,
   Sie haben ausgestritten von ihrem Kriegestraum,
   Dort kennt man keine scharfe (Patrone), hört keinen Bixenknall,
   So sind jetzt alle Brüder, wohl tausend an der Zahl.

7. Wenngleich nicht Monumente auf ihrem Grabe stehn,
   So wird in unsern Herzen ihr Denkmal nicht vergehn.
   So manche von den Preußen, sie schauten himmelwärts,
   Weil die gefüllten Kugeln sie trafen in das Herz.

8. Wenngleich wir nicht als Sieger das Buch der Waffen ziern,
   Das tapfre brave Krieger in Ruhm und Ehre führn,
   Ruht sanft, das ruft uns wieder der Kriegstrompetenschall,
   Ruht sanft auf dieser Erde, im stillen Wiesental.

Die letzten Lieder (Nr. 249-252) schildern Gefechte, die zu den Kampfhandlungen zwischen den süddeutschen Bundeskorps und der preußischen Rheinarmee 1866 gehören. Wir stellen die militärischen Ereignisse im Zusammenhang dar:
Der Operationsplan des VII. (bayerischen) Bundeskorps mit seinen 52.000 Mann sah vor, von Schweinfurt aus ins Fuldatal vorzudringen, um sich mit den Hannoveranern zu vereinigen. Man gelangte, von der antipreußisch gesinnten Bevölkerung gut aufgenommen, bis ins Gebiet von Sachsen-Meiningen, als die Niederlage der Hannoveraner bei Langensalza[1057] bekannt wurde. Daraufhin trat das VII. Bundeskorps unverzüglich den Rückmarsch nach Süden an, war die zunächst geplante Operation doch nunmehr sinnlos geworden. Eine Vereinigung mit dem VIII. Bundeskorps, das aus württembergischen, badischen und hessen-darmstädtischen Verbänden von zusammen 42.000 Mann zusammengesetzt war, kam nicht zustande, da beide Korps von den Preußen in getrennten Gefechten geschlagen und zurückgedrängt wurden: bei Dermbach, Hammelburg und Kissingen[1058] die Bayern, bei Aschaffenburg das VIII. Korps. Da die Preußen ihren Gegnern nicht gefolgt waren, kam es doch noch zu einer Vereinigung zwischen Würzburg und der Tauber.
Die Schlacht bei Kissingen am 10. Juli 1866 ist das Thema des Liedes Nr. 249: **„In Bayern liegt ein Städtchen"** und Nr. 250: **„Wir ziehen jetzt hinaus ins Feld"**, die wir beide der Hartmannschen Sammlung entnommen haben. In dem alten Kurbad erlitten die Bayern, die den Vormarsch des Feindes mit rund 40.000 Mann unter dem Kommando des Sohnes des bayerischen Königs Maximilian I. von Bayern, des Prinzen Karl aufhalten wollten, eine empfindliche Niederlage und mußten sich zurückziehen, als die preußische Mainarmee „dorten als Kurgäste" anrückte (Str. 1). Den preußischen Zündnadelgewehren hatten die Podewilsbüchsen, die ausdrücklich erwähnt werden (Str. 3) nichts entgegenzusetzen. Es handelt sich bei diesem Lied nicht zuletzt um eine Huldigung des königlich bayerischen Generalleutnant Oskar Freiherr von Zoller, der seit Beginn des Krieges die 3. bayerische Infanteriedivision kommandierte und im Verlauf der erbitterten Kämpfe am 10. Juli 1866 durch eine preußische Granate den Tod fand (Str. 6-8). In „Wir ziehen jetzt hinaus ins Feld" hätte es in Str. 4 anstatt „Da waren alle Felder rot von lauter jungem Preußenblut" viel eher heißen müssen: „Da waren alle Felder rot von lauter jungem Bayernblut", ist der Autor doch der Falschmeldung von einem bayerischen Sieg aufgesessen (Siehe Anmerkung 1058). Immerhin haben die bayerischen Verbände – nach Angaben des von Hartmann erneut zitierten Goeden – in dem Gefecht 10 Offiziere und 153 Mann verloren.
„Am 24. 7. standen die Spitzen des VIII. Bundeskorps bei Tauberbischofsheim und Werbach, während sich die Bayern bei Roßbrunn versammelten. Es kam jedoch nicht zur Organisierung des Zusammenwirkens beider Korps bei der Verteidigung der Tauberlinie. Der preußische Stab vermutete bei Tauberbischofsheim die Hauptkräfte des Gegners. Deshalb neigte er zu äußerster Vorsicht. Aber schon beim ersten Stoß wurde am 24.7. Tauberbischofsheim mit geringsten Kräften genommen. Die Gegenangriffe der württembergischen Division brachen wegen mangelnder Artillerieunterstützung im starken Feuer der preußischen Infanterie zusammen. Die Preußen drangen auf das andere

Ufer der Tauber vor und setzten sich dort fest. (...) Die Bayern hatten eine Stellung bei Roßbrunn bezogen. Hier entwickelte sich am 26.7. ein Gefecht, in dem die Bayern von den Preußen hart bedrängt wurden und sich an einzelnen Abschnitten zurückziehen mußten. Dennoch behaupteten sie Roßbrunn und wollten sogar zum Angriff übergehen. Doch das VIII. Bundeskorps, das links von den Bayern stand, verweigerte die Unterstützung und leitete den Abzug über den Main bereits ein. Nun blieb auch dem VII. Korps nur der Rückzug über den Main, der ohne Störungen durchgeführt wurde. Infolge von Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit den süddeutschen Staaten kam es nun nicht mehr zu weiteren Gefechten".[1059]

Lied Nr. 251: **„Bei Tauberbischofsheim"** schildert die Schlacht beim gleichnamigen Ort aus preußischer Sicht und enthält – wenn auch nur in gemäßigter Art – die üblichen Merkmale eines Siegliedes: das Lob der eigenen Tapferkeit, hier der „Füsiliere vom Stolz'schen 55. Regiment", die zahlenmäßige Stärke des Feindes, die immerhin 30.000 Mann ausgemacht habe, die Verluste an Toten und Verwundeten, schließlich das Dankgebet am Schluß.

Einige Interpretationsprobleme wirft dagegen Lied Nr. 252: **„Gefecht bei Roßdorf"** auf. Es liegt nahe, es auf die bekannte Schlacht bei Roßbrunn zu beziehen, da diese „hinhaltende" Schlacht noch am ehesten geeignet war, eine Feder in Bewegung zu setzen, um bayerischen Waffenruhm zu verkünden; zudem ist die Überlieferung des Schlachtenortes ohnehin ungewiß: im Titel steht Roßdorf, im Text dagegen Roßbach. Bei genauerer Analyse des Textes kommt man jedoch zu einem anderen Ergebnis: Die Strophen 2 und 3 gehören inhaltlich zusammen, sodas der Schlachtenort im Raum Meiningen zu suchen ist. Tatsächlich findet sich wenige Kilometer östlich von Dermbach die Ortschaft Roßbach. Dermbach und Roßbach markieren das weiteste Vordringen des VII. Korps, hier wurden die aus der Rhön heraustretenden bayerischen Spitzen am 4.7. von den Preußen zurückgeschlagen. Das Lied behandelt also nicht die *letzte*, sondern die erste Gefechtsberührung zwischen Bayern und Preußen im '66er Krieg. Den in der Quelle genannten „Kastner Mathias" halten wir für den Überlieferer, nicht für den Verfasser des Liedes.

Beispiel 253
Bruderkrieg 1866

Worte: Anonym, nach 1866 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Paul Kiem, Oberbayerische Volkslieder, S. 199f.

1. Das menschliche Lebn kimmt mä grad a so für,
   Als wenn ma recht bsoffa war vo dem braun Bier.
   Denn die ganze Welt is verruckt, des sagn alle Leut,
   Des hat ma oft gsehgn bei da kritischn Zeit.

2. Jetzt hama a Zeit, wos Leben in Gfahr steht,
   Aba jetzt is wieda Fried, bis wieda ogeht.
   Und ogehts gwiß wieda, denn des unschuldig Bluat,
   Ham mir oft sagn ghört, tuat gar nia a Guat.

3. I will koa Prophet sei und koa Levit,
   Die Zeit muaß a nehma, wias da Herr schickt,
   Alles das so falsch geht, des sagat i gern,
   Drum solln die menzhohn Filzhüat bald wegaputzt wern.

4. Warum hams denn jetzt Kriag gfüahrt, was war denn da Grund?
   Es hat si nur ghandelt um den deutschen Bund.
   A so moant da König vo Preußn und Bismarck da fei,
   Es sollt da Kaisa von Oesterreich vom Bund ausgschlossn sei.

5. Wegn dem hat da Kriag oghebt, is denn des wert?
   A so hat mas in da Zeitung und in Volksblätter ghört.
   Aba an Bismarck vo Preußn sollns lebendi siadn
   Und sollnan aufgsottna ins Bayern einaführn.

   Nachgsangl
   Bettln is vabotn, stehln is dalabt,
   Da Kini von Preußn hat's Bayernlands graubt.

Worterklärungen
Levit = Tempeldiener im Alten Testament / menzhohn Filzhüat = gemeint sind die hohen Grenadierhauben der Preußen; den Wortbestandteil „menz" konnten wir nicht eruieren, die einschlägigen Wörterbücher verweigern die Auskunft; ein Zusammenhang mit „mentisch" (von „sakramentisch") = stark, gewaltig wäre möglich / dalabt = erlaubt

Kommentiert wird in Lied 253: **„Bruderkrieg 1866"** der Kriegsausgang aus bayerischer Sicht. Verwundert fragt der anonyme Verfasser, was denn eigentlich der Grund für den eben zu Ende gegangenen Krieg war und findet auch die richtige Antwort: es war der Wille des preußischen Königs und Bismarcks, Österreich aus dem Deutschen Bund auszuschließen. Dieser Grund aber war keinen Krieg wert! – so lautet die Antwort auf die rhetorische Frage in der 5. Strophe, und den Urheber Bismarck trifft der sadistische Wunsch, bei lebendigem Leib „gesotten" und also nach Bayern transportiert zu werden. Ein sarkastisches Beispiel für Antikriegslyrik.
Die in der 2. Strophe ausgesprochene Prophetie („ogehts gwiß wieda") sollte sich schon nach vier Jahren erfüllen, diesmal an Preußens Seite gegen Frankreich, und wieder wurde „unschuldig Bluat" vergossen.[1060] Das „Nachgsangl" wurde vermutlich erst nach 1871 eingeführt und wertet die Eingliederung Bayerns in das Deutsche Reich als Länderraub. Auch während der Zeit des Kaiserreiches blieb Bismarck, den man auch für den Tod König Ludwigs II. verantwortlich machte, in Bayern denkbar unpopulär. In einer Variante des berühmten König-Ludwig-Liedes heißt es:

„Der Dokter Gudden und der Bismarck,
Den man auch den großen Kanzler nennt,
Haben ihn in' See neigsteßen,
Indem sie ihn von hinten angerennt".

Beispiel 254
Europäisches Welttheater 1866

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napolen's nach St. Helena 1815, bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes von 1866, S. 196-207, Nr. 131

Mutter Deutschland

1. Was für wunderliche Dinge
Hört man jetzt in meinem Land!
Einigkeit ist ganz geringe,
Zank und Streit nimmt überhand.
Ach, ich darf wol jammern, klagen,
Ueber meiner Kinder Trutz;
Keines will sich lassen sagen,
Was ihm doch alleinig nutz!

2. Die zwei Großen, voller Neide,
Schaun einander grimmig an,
Haben ihre größte Freude,
Wenn sie Leides sich gethan.
Und das soll zu meinem Wohle,
Wie sie reden, noch geschehn –
Ja so, daß ich mich erhole,
Wenn die Toten auferstehn!

Oesterreich

3. Liebe Mutter, laß dir sagen:
Ich bin groß und auch was stark,
Thu die Andern überragen,
Die sind gegen mich nur Quark.
Du bist alt und abgestanden,
Also rechtlich sich gebührt,
Daß hinfort in deinen Landen
Oesterreich den Zepter führt.

4. Meine Pfaffen, die regieren
So vortrefflich und auch gut,
Daß du nichts hast zu riskieren,
Sondern mehrest nur dein Gut.
Glaube mir, willst du noch leben,
Und in Ruhe wohl bestehn,
Mußt du mir die Herrschaft geben,
Und sodann in's Kloster gehen.

Preußen

5. Ei, das sollte mir doch fehlen,
Daß ich noch dein Sclave würd'!
Doch kann ich dir nicht verhehlen:
Dieses wird nicht aufgeführt.
Preußen ist im Deutschen Lande
Doch der Mächtigste, auf Ehr'!
Und es wär mir ewig Schande,
Wenn du wärst sein Gouverneur.

6. Ueber Ungarn und Crabaten,
Polen, Slaven, herrsche frei.
Segne sie mit deinen Thaten
Durch die liebe Clerisei:
Aber ich muß unverwehrter
Herr hier seyn im Deutschen Haus;
Viermalhunderttausend Schwerter
Helfen mir's schon fechten aus.

Italien

7. Recht so, lieber Bruder Preußen!
Schlag nur einmal herzhaft zu,
So wirst du der Sieger heißen,
Oest'reich wird schon geben Ruh.
Ich will auch ein'n Krieg anspinnen,
Dir getreulich stehen bei;
Will Venetien gewinnen,
Ganz Italien machen frei.

Dänemark

8. Himmeltausendsappermente!
Ging der Krieg nur wieder los,
Daß ich mich einmischen könnte –
Hilft vielleicht mir der Franzos.
Doch man kann nicht recht durchschauen
Die französisch' Politik,
Und dem Preuß' ist nicht zu trauen –
Er hat viel Verstand und Glück.

Herzog von Augustenburg

9. Wenn sie um mein Land sich schlagen,
So trifft es vielleicht noch ein,
Daß sie Preußen draus verjagen,
Schleswig-Holstein mir befrei'n.
Ich möchte' selber zwar nicht helfen
Mit dem Degen in der Hand,
Aber zwischen Hungerwölfen
Hat man auch ein'n üblen Stand.

Frankreich

10. Ich kann vorderhand wol sehen,
Wenn der Preuße Recht behält,
Weil Oest'reich geschwächt wird stehen,
Und der Deutsche Bund zerfällt.
Die zusammen anzupacken
War bisher von keiner Art;
Aber einzeln sie zu knacken,
Sind die Nüss' nicht mehr so hart.

England

11. Viel hab' ich nicht mehr zu sagen
Auf dem lieben Continent;
Thun nach mir gar wenig fragen,
Seit mich in der Krimm verbrennt.
Klüger werden auch die Deutschen,
Halten ihren Vortheil warm,
Lassen sich nicht mehr so peitschen,
Wenn John Bull erhebt den Arm.

Rußland

12. So lang Frankreich, England schweigen
Und zufrieden sind das Spiel,
Misch ich mich nicht in den Reigen,
Und schweig klüger dazu still.
Aber heimlich lach' der Sachen,
Weil mir in dem Orient
Scheinet mehr für mich zu machen,
Wenn's in Deutschland tüchtig brennt.

Türkei

13. Mich hat's Wunder nur genommen,
Daß sie nicht nach mir geschickt,
Wo sie früher doch gekommen,
Wenn sie so was ausgeheckt.
Glauben wol, weil sie mich nennen
Immerzu den „Kranken Mann",
Werd' ich kaum purgieren können.
Solches greife mich schon an.

Nassau

14. Dürfen alle selbst laxieren,
Was sie drückt und zwickt, hinweg,
Statt sich stets zu mengelieren
Einer in des Andern Dreck.
Guter Mond, du gehst so stille –
Singen sie zu Haus allein –
Meinen aber möchte' ihr Wille
Bringen schnell in andern Schein.

Der Bundestag

15. Nichts als Streiten und Faullenzen
War bishero unsre Sach;
Bei dem Ausland 'rumscherwenzen,
Thun nur, was für Deutschlands Schmach:
Wie soll'n wir uns da bekehren,
Von dem Sündenschlamme frei?
Ach, wenn doch nur Ferien wären,
Oder eine Gasterei.

Sachsen

16. Nun der Krieg ist losgebrochen!
Ich hielt mich zu Oesterreich,
Weil man mir gar viel versprochen,
Auch aus Preußenhaß zugleich.
Ach, die Sach' ist schief gewickelt
Und geworden schlimmer stets,
Denn mein Thron ist ganz zerstückelt
Durch die Schlacht bei Königgrätz.

17. Hätten sich nicht Viel' verwendet
Für mein Land und meinen Thron,
Hätt' es eben so geendet,
Wie's die Andern haben schon.
Jetzt halt' ich hinfort zu Preußen,
Weil es mächtig ist, nicht klein;
Und das soll der Nordbund heißen,
Mit noch Andern im Verein.

Hannover

18. Ach, ich konnte das erleben,
Nach der Langensalzaschlacht,
Doch mein Heer sich mußt' ergeben
Und der Preuß' schlug meine Macht!
Oesterreich war mein Verderben.
Hätt' ich's nur zuvor bedacht,
Wo mich Preußen wollte werben –
Bin um Land und Leut' gebracht!

Nassau

19. Lieber Vetter, auch nicht besser
Hat der Preuße mich traktiert,
Und mit seinem großen Messer
Meinen Zopf ganz wegrasiert.
Daß wir Oestreich und dem Bunde
Beigestanden ohne Noth,
Das bringt uns die böse Stunde,
Ist für unser Reich der Tod.

Frankfurt

20. Awwer bin ich angekomme,
Gottserbärmlich maltraitiert!
Weil das Maul so vull genomme,
Un auf Preiße räseniert.
Millerche, der versteht kein Spaße,
Frißt das Land un sechs Million,
Ob mer bitte oder rase –
Hat uns annektieret schon.

Kurhessen

21. Auch nicht besser Uns ergangen –
Eigensinnig – Kopf gefolgt –
Wilhelmshöhe Preuß' gefangen –
Langen Beinen hergestrolcht.
Alte blinde Hessentreue –
Schwerenöthisch tribuliert –
Schurken fort jetzt – Fritzenleue
Nach Stettin – marsch – fortgeführt.

Hessen-Darmstadt

22. Auch mich hat das Schicksal troffen,
Wie den lieben Bruder Fritz;
Nur ist's besser abgeloffen,
Bin doch halb noch im Besitz.
Denn mein untres Land gehöret
Zwar zu dem norddeutschen Bund,
Doch bin ich nicht annektieret,
Wie's der Preuße doch gekunnt.

Württemberg

23. Ich hielt mich zu Oestreichs Fahne,
Weil es mir am nächsten liegt;
Stand auch in dem festen Wahne,
Daß hier Preußen würd' besiegt.
Was dann aber kommen werde,
Hatt' ich mir nicht klar gemacht.
Jetzt zahl' ich mit viel Beschwerde –
Schwabenstreich wird ausgelacht.

Baden

24. Ich hielt heimlich gleich zu Preußen,
Weil ich ihm vertraute mehr,
Als östreichischem Verheißen,
Mit dem aufgelognen Heer.
Gehe drum auch ganz gelinde
Aus der Kriegsaffair' hervor;
Während Mancher ganz geschwinde
Land und Leute drin verlor.

Bayern

25. Was soll ich dazu nun sagen?
Ich wollt' halten mich zurück,
Bis sie sich kaput geschlagen,
Dann verhofft ich rechtes Glück.
Trieb darum den Krieg so lässig,
Ging zurück, statt herzhaft vor,
Bis zuletzt mir, recht gehässig,
Königgrätz das Spiel verlor.

26. Ach, wer dacht' daß so geschwinde
Oestreich unterliegen würd'!
Doch mit seiner Macht war's Winde,
Hat mich gleichfalls angeführt.
Jetzt muß ich auch Friede machen,
Zahle dreißig Million –
Noch zufrieden mit den Sachen,
Daß erhalten bleibt mein Thron.

Die Kleinen Alle

27. Nun wir kleinen Zwetschgenkön'ge
Tanzen, wie uns Preußen lehrt;
Sind auch unsrer nicht sehr wen'ge,
Müssen wir's doch, wie begehrt.
Ja, wir haben auch verschuldet
An der guten Mutter viel –
Zeit ist's, daß man nicht mehr duldet
Unser täppisch Kinderspiel.

Preußen

28. Hört, ihr lieben Deutschen Brüder,
Und bedenket wol mein Wort:
Oestreich herrschet hier nicht wieder,
Denn ich bin nun euer Hort.
Stehet fest zu meiner Seite,
Und ich schütz' euch, Klein und Groß,
Wider aller Welt Gestreite –
Sey es Russ', oder Franzos!

Mutter Deutschland

29. Kommt, ihr Kinder insgemeine,
Höret auch mein ernstes Wort,
Wie ich's treu und redlich meine,
Hütet es wie einen Hort!
Ehret euch, gleich wahren Brüdern,
Fördert Euch im Edelthun,
Statt euch ewig zu erniedern,
Und laßt alle Zwietracht ruhn!

30. Wollt ihr einen Kaiser haben?
Nun, der steht bald vor der Thür;
Aber erst müßt ihr begraben
Allen Neid und Streit allhier.
Werdet klüger, werdet weiser,
Stets auf's Ganze schaut zugleich:
Dann seyd ihr, dann ist der Kaiser,
Und beglückt das Deutsche Reich!

Ganz in der Tradition der historischen Rollenlieder, die wir auch an anderer Stelle vorstellen konnten,[1061] hat der unbekannte Verfasser von Lied Nr. 254: **„Europäisches Welttheater"**, ein aufmerksamer, am Zeitgeschehen interessierter und kundiger Beobachter und Interpret seinen 30-strophigen Text aufgebaut, in welchem er die ursprünglichen Motive und Ziele der einzelnen Kriegsparteien und die Ergebnisse des deutschen Bruderkrieges von 1866 vorstellt.

Strophe 1 und 2: Zunächst tritt in zwei einleitenden Strophen die Mutter Deutschland auf die Bühne, um sich über ihre ungebärdigen und trotzigen Kinder zu beklagen, die ihr wegen ihres Neides aufeinander und ihrer ständigen Zwistigkeiten viel Kummer machen. Strophe 3 u. 4 sowie 5 u. 6: Ebenfalls in jeweils zwei Strophen kommen sodann die Hauptkontrahenten des deutschen Bruderkrieges, Österreich und Preußen zu Wort, um ihre Positionen zu verdeutlichen. Österreich beansprucht wegen seiner Größe und Stärke die Führungsrolle in Deutschland, wozu es

außerdem nicht zuletzt auch wegen der geübten Herrschaft seines Klerus in Wien prädestiniert sei. Dieser Anspruch wird von Preußen postwendend zurückgewiesen. Preußen selbst sei der mächtigste Staat, der, und dies sei allein schon eine Frage der Ehre, keinesfalls unter österreichischer Regentschaft leben könne. Preußen erkennt dabei Österreichs Rolle und Interessen im Osten bzw. Südosten, seine Herrschaft über Ungarn, Kroaten, Polen und Slawen ausdrücklich an. Was Preußens Anspruch in Deutschland anbelange, werde dieser durch 400.000 Schwerter unterstützt. Strophe 7: Preußen wird dabei von Italien, seinem aktiven Bündnispartner in diesem Konflikt, ausdrücklich in seiner Haltung bestärkt und unterstützt, wobei hier auch die Ziele Italiens, nämlich der Erwerb Venetiens sowie die Schaffung eines italienischen Nationalstaates Erwähnung finden. Durch das Offensiv- und Defensivbündnis vom 8. April 1866, das für drei Monate gilt, hat sich Italien dazu verpflichtet, Österreich den Krieg zu erklären und es dadurch in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln, sobald die preußische Armee ihren Kampf gegen Österreich beginne. Strophe 8: Mit Dänemark kommt Preußens – sowie Österreichs – Kriegsgegner des Jahres 1864 zu Wort, der eigentlich darauf brennt, aktiv bei dieser neuen militärischen Auseinandersetzung mithalten zu können, es aber – angesichts der Undurchschaubarkeit der französischen Position in dieser Frage und deswegen, weil er sich angesichts der preußischen Nähe nicht so richtig traut – bei verbaler Unterstützung zuungunsten Preußens bewenden läßt.

Strophe 9: Der Herzog von Augustenburg, gemeint ist hier Herzog Friedrich VIII., muß ebenfalls vorsichtig lavieren, da Schleswig-Holstein zwischen den beiden „Hungerwölfen" Preußen und Österreich ohnehin keinen leichten Stand habe. Seine stille Hoffnung geht dahin, daß die Preußen verjagt würden und sein Land dadurch die Selbständigkeit gewinne. Die Angliederung Schleswig-Holsteins an Preußen nach Beendigung des Krieges von 1866 beendete seine diesbezüglichen Hoffnungen endgültig. Strophe 10: Frankreich hatte sich, und dies war wohl ein diplomatisches Meisterstück Bismarcks gewesen – zu strikter Neutralität verpflichtet. Der französische Kaiser begrüßte den Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten, weil er sich Vorteile davon versprach. Beide Konfliktparteien würden aus dem Krieg geschwächt hervorgehen, und einzeln seien „die Nüss' nicht mehr so hart" und damit die Chancen Frankreichs für einen zukünftigen Konflikt mit einer dieser beiden Mächte weitaus günstiger. Strophe 11: England hält sich ebenfalls zurück, wobei es als einen Grund dafür angibt, sich „auf der Krim" die Finger verbrannt zu haben. Im Krimkrieg von 1853 bis 1856 zwischen Rußland und der Türkei hatte England – neben Frankreich – für die letztere Partei ergriffen. Eigentliche Ursache für diesen bewaffneten Konflikt war das mit der Schutzherrschaft über die orthodoxen Christen des Osmanischen Reiches bemäntelte Expansionsstreben Rußlands auf dem Balkan, das weder England noch Frankreich zulassen wollten. Die Entscheidung fiel mit der Belagerung und Besetzung der Krimfestung Sewastopol (erster Stellungskrieg der modernen Geschichte). Finanznot zwang Rußland, im Frieden von Paris (1856) unter anderem folgende Bedingungen zu akzeptieren: Aufgabe des Protektorats über die Donaufürstentümer und die orthodoxen Christen im Osmanischen Reich, Freiheit der Donauschiffahrt, Neutralisierung des Schwarzen Meeres, Verzicht auf eine eigene Schwarzmeerflotte. Die Machtverhältnisse in Europa hatten sich auf Kosten Rußlands aber vor allem zugunsten Frankreichs verschoben. Ein weiterer Grund für die englische Zurückhaltung ist das gesteigerte Selbstbewußtsein der Deutschen, die ihren Vorteil – vor allem wohl durch Bismarck – gegenüber dem Ausland zu nutzen wüßten. Sie ließen sich nicht mehr von John Bull, dem hartnäckigen Engländer besonders in der Karikatur, der aus einer Satire von John Arbuthnot stammt, in die Schranken weisen.

Strophe 12: Auch Rußland möchte sich ganz bewußt des in Deutschland ablaufenden Spieles enthalten und – wie England und Frankreich – vor allem auf die Rolle des mehr oder weniger neutralen Zuschauers beschränken, zumal es seine zukünftigen Pläne – trotz oder wegen der Niederlage im Krimkrieg – vor allem auf den Orient gerichtet hat. Strophe 13 und 14: Die Türkei, der „kranke Mann am Bosporus", ist schon wegen ihrer außen- und innenpolitischen Schwäche zu strikter Neutralität gezwungen. Str. 15: Der Deutsche Bund, der sich im Lied ebenfalls um eine klare Aussage zugunsten einer der Kriegsparteien herumdrückt, tritt auf Antrag Österreichs zur Mobilisierung der Bundesarmee in den Krieg gegen Preußen ein. Str. 16: Das Königreich Sachsen ist in dem Konflikt der Hauptverbündete Österreichs, „weil man mir gar viel versprochen, auch aus Preußenhaß zugleich", und zusammen mit diesem einer der großen Verlierer des Krieges von 1866. Zwar entgeht es der staatlichen Auflösung und Eingliederung in Preußen, wie sie andere Staaten erfahren mußten, doch ist es durch seine erzwungene Mitgliedschaft im Norddeutschen Bund in vielen Dingen seiner Souveränität beraubt und eben doch faktisch dem Willen Preußens untertan.

Strophe 18, 19, 20, 21, 22: Im Gegensatz zu Sachsen werden – wider jegliches Legitimitätsprinzip – die übrigen Kriegsgegner Preußens, d.h. Hannover, Nassau, Frankfurt und Kurhessen annektiert und gehen – neben Schleswig-Holstein – im preußischen Staatsverband auf, während Hessen-Darmstadt zwar diesem Schicksal entgeht, doch mit einem Landesteil dem Norddeutschen Bund angehört. Strophe 23: Als ein weiterer Bundesgenosse Österreichs, „ich hielt mich zu Oestreichs Fahne, weil es mir am nächsten liegt", mußte Württemberg vor allem finanzielle Lasten tragen, da sich Preußen hinsichtlich der Kriegskosten an die Verlierer hielt. Strophe 24: Baden hingegen gehört – als Verbündeter Preußens – zu den Kriegsgewinnern. Es hebt hervor, daß es „drum auch ganz gelinde aus der Kriegsaffair'" hervorgegangen sei und nicht wie andere Länder „Land und Leute" verloren habe. Strophe 25 und 26: Auch Bayern hat auf die falsche Karte gesetzt und gehört zu den Verlierern, die jetzt mit 30 Millionen Gulden zur Kasse gebeten werden. Immerhin bleibt Bayern in seinem Bestand erhalten. Strophe 27: Die sonstigen noch existierenden kleinen und kleinsten Herrschaften sind sich der Tatsache wohl bewußt, daß die Zeit ihrer eigenständigen Existenz

abgelaufen ist. Str. 28: Preußen betont noch einmal, daß der Herrschaftsanspruch Österreichs über Deutschland endgültig abgewiesen sei und bietet den übrigen Ländern seinen Schutz „wider aller Welt Gestreite – sey es Russ', oder Franzos"! – an. Strophe 29 und 30: Mutter Deutschland fordert die deutschen Brüder noch einmal mit eindringlichen Worten zu Eintracht und edlen Taten auf und entwirft die Vision von einem Deutschen Reich mit einem Kaiser als Staatsoberhaupt. Hierzu sollte es aber noch eines weiteren Krieges bedürfen, der uns im Weiteren beschäftigen soll.

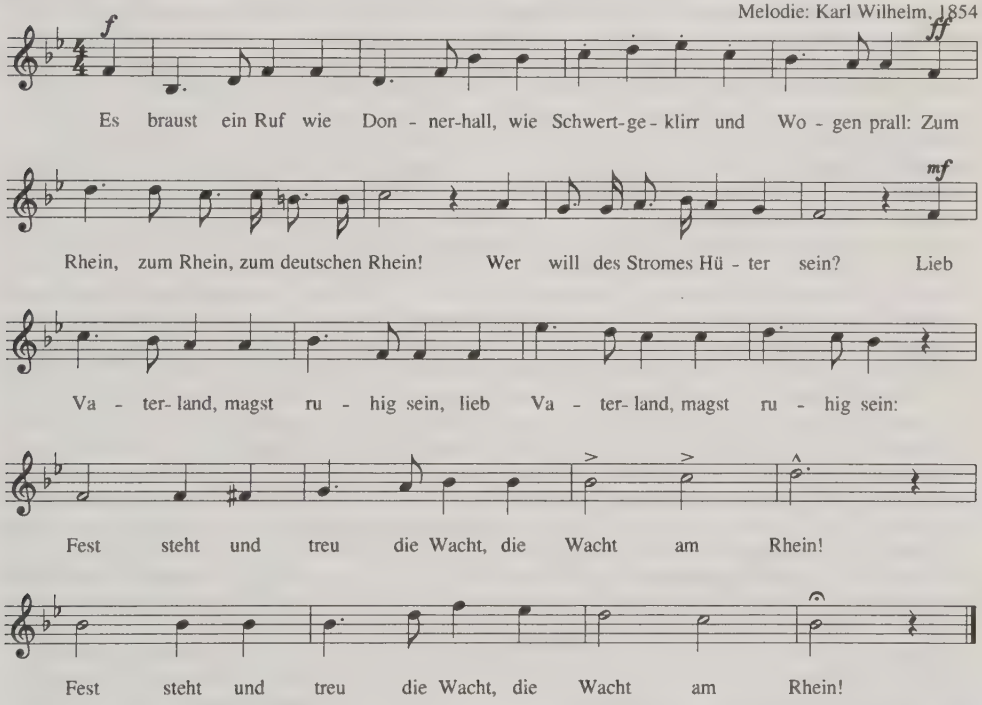
Deutsch-französischer Krieg 1870/1871

Nationale Begeisterung beim Kriegsausbruch

Beispiel 255

Die Wacht am Rhein

Text: Max Schneckenburger, 1840
Melodie: Karl Wilhelm, 1854



aus: Allgemeines Deutsches Kommersbuch, S. 32f

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
   Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
   Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
   Wer will des Stromes Hüter sein?
   Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
   Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
   Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!
   Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

2. Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
   Und Aller Augen blitzen hell:
   Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
   Beschirmt die heilige Landesmark.
   Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
   Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
   Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!
   Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

3. Er blickt hinauf in Himmelsaun,
Wo Heldengeister niederschaun,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust"!
Lieb Vaterland...

4. „Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht,
Reich wie an Wasser deine Flut
Ist Deutschland ja an Heldenblut".
Lieb Vaterland...

5. „So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand".
Lieb Vaterland...

6. Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland...

„Die Wacht am Rhein" ist zwar schon 1840 entstanden, war aber das mit Abstand populärste Lied des Krieges von 1870/71. Es hat deshalb an dieser Stelle seinen richtigen Platz. Wir folgen dem ausführlichen, kenntnisreichen und erfrischenden Kommentar von Walter Moßmann, dem wir nichts mehr hinzuzufügen haben.
„Im Jahr 1840 konnte man in deutschen Zeitungen lesen, der französische Ministerpräsident Thiers habe geäußert, Frankreich müsse wohl wieder – wie vorher unter Napoleon – seine Grenzen an den Rhein vorschieben. Das löste in den deutschen Ländern, vor allem in Preußen (das seit dem Wiener Kongreß einen Teil des Rheinlandes als ‚Rheinprovinz' eingesackt hatte) einen Sturm der Entrüstung aus. Für alle, die auf eine geeinte deutsche Nation scharf waren – egal ob mehr reaktionär oder fortschrittlich – wurde das trübe Gewässer zum Symbol: ‚Unser deutscher Rhein'. Geradeso, wie der Kölner Dom für die Liebhaber des deutsch-kaiserlichen Mittelalters zum Symbol der reaktionären Romantiker wurde. Für den unfertigen Dom konnte man Geld sammeln, was fleißig betrieben wurde, aber den Rhein mußte man verteidigen, gegen die Franzosen. Zunächst mit Worten, am besten in Reime gebracht. In den Jahren 1840/41 gab es einen gewaltigen Boom von Rhein-Gedichten und Rheinliedern, drei davon sind zeitweise außerordentlich populär geworden:
Ein Dichter namens Nikolaus Becker verfaßte den zuerst unbestrittenen Rhein-Hit: ‚Sie sollen ihn nicht haben / Den freien deutschen Rhein'. (...) Das zweite Schutz-und-Trutzlied von 1840/41 hat eine noch größere Karriere erlebt: *Das Lied der Deutschen* von Heinrich Hoffmann von Fallersleben. (...) Das dritte Lied schließlich aus jener patriotischen Zeit hat wahrscheinlich die merkwürdigste Karriere und die schlimmsten Folgen gehabt. Oder genauer (weil ein Lied ja nur ansprechen kann, was schon vorher da war): hat sich mit den schlimmsten Auswirkungen des deutschen aggressiven Nationalbewußtseins verbunden, und das über hundert Jahre lang (...) : *„Die Wacht am Rhein"* (...) Im Kontext der Zeitmode sind diese Verse nicht blöder als viele andere. Verbreitet war die Idee, daß Krieg etwas Natürliches sei, wie Sturm und Gewitter (‚Stahlgewitter' heißt es später bei Jünger). ‚Mann' heißt: ‚Soldat', und für ihn heißt ‚Leben': ‚Kämpfen'. Im heiligen Krieg darf alles geschehen, was in Liebesliedern nicht vorkommt: es ‚zuckt' und ‚braust' und ‚blitzt' und ‚glüht' und ‚rinnt' und ‚flattert'. Verführerisch war dieser Text wohl für die jungen Männer, die mit solchen Liebesliedern 1914 nach Langemarck oder 1916 nach Verdun oder 1941 nach Stalingrad gezogen sind. Und verführerisch war wohl auch der Volksliedton ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein', diese den Vätern abgeguckte Geste, wenn Mann den Arm um die Heimat legt. Max Schneckenburger schrieb den Text im November 1840, zuerst unter dem Titel *„Die Rheinwacht"*. (...) Begeistert vom preußischen Militär und seinem Oberkommando. Verachtet die Franzosen als ‚oberflächlich', ‚ohne gediegene Volksbildung und echte Religiosität', ‚entsittlicht', beklagt bei jenen ‚die zähen Überbleibsel alter Revolutionstheorien, die ins Fratzenhafte verzerrt und auf soziale Fragen angewendet immer mehr Boden gewinnen', nimmt ‚die absolute Notwendigkeit einer Eisen- und Blutkur' an. (...) Der junge deutschnationale Unternehmer-Dichter erlebte nur die ersten bescheidenen Erfolge seines Werkes (er starb schon mit 30); ein Komponist namens Mendel bearbeitete den Text und schrieb eine Komposition für Männerchor, die allerdings zu spät auf den Markt kam: die Chöre wollten damals Beckers Rheinlied singen. 1853 schreibt ein anderer Musiker eine inzwischen verschollene 2. Chorfassung, schickt sie an den Herausgeber der offenbar verbreiteten ‚Männerlieder', dem gefällt die Musik nicht, und er gibt den Text an Carl Wilhelm weiter, und dieser tut den Geniestreich. (...) 1854 schreibt er die Melodie und den Satz der *Wacht am Rhein* und läßt sie in Greefs ‚Männerliedern' (Moers) herausgeben. (...) Fünf Jahre später schlägt seine große Stunde: Das preußische Reich deutscher Nation braucht nur noch einen Krieg, um aus der Blut- und Eisentaufe gehoben zu werden. Und der Krieg braucht nicht nur Soldaten, sondern auch Schlachtgesänge, an denen die Soldaten sich berauschen können. Und als brauchbarster Schlachtgesang für diesen (und die beiden folgenden...) erweist sich die *Wacht am Rhein*. Es gibt unzählige heroische Geschichten, in denen beschrieben wird, wie die deutschen Soldaten aus verschiedenen Ländern, endlich Brüder (unter Vater Wilhelms Zuchtstock), Seite an Seite französische Bastionen stürmen, *Die Wacht am Rhein* singend. Eine dieser Geschichten handelt von einem Sängerkrieg: Im September 1870 gab es auf dem Bahnhof von Nancy eine Fast-Meuterei der bei Sedan gefangenen 300 französischen Offiziere, die durch den Aufmarsch von preußischen und württembergischen Truppen verhindert wurde. ‚Als die Franzosen diese Truppen erblickten, begannen sie die Marseillaise zu singen. Da brauste plötzlich die Melodie

der „Wacht am Rhein" aus tausend Kehlen deutscher Soldaten durch die weite Bahnhofshalle, und Preußen und Württemberger umarmten sich angesichts der Franzosen. Die Marseillaise verstummte, und die französischen Offiziere verkrochen sich in die Waggons'. (Die Wacht am Rhein, das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870, herausgegeben von Georg Scherer und Franz Lipperheide, Berlin 1871, S. 21). Am 2. März 1871 dann Einzug der deutschen Truppen mit der *Wacht am Rhein* in Paris. ‚Hunderte von Parisern lauschten wohlgefällig dem schönen Gesang, ohne ihn zu verstehen'. (...) *Die Wacht am Rhein* wurde mit allen Mitteln propagiert: In Schulen und Kasernen, in Vereinen und auf der Opernbühne, in Büchern, Notensammlungen, Zeitschriften. Sie wurde, so der Volksliedforscher Boehme 1895, das „Kriegs- und Sturmlied der Deutschen und bleibt Nationalgesang zur Feier aller vaterländischen Gedenktage". 75 Jahre lang haben es deutsche Soldaten mit sich herumgetragen; überall, an der Marne, an der Loire, am Dnjepr oder in der Sahara hielt der deutsche Mann die Wacht am Rhein'. Im HJ-Liederbuch stand das Lied unter der Rubrik *Fahrt*. Der gewaltige Tonbau des Meister Wilhelm. Daß das Lied zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort einschlug, lag wohl nicht nur am richtigen Text, sondern auch an der richtigen Musik. (...)

Der Chorsänger

1. Alle Mann werden sofort und etwas gewalttätig in die Zucht genommen, denn Sprünge und Rhythmus (der aus den Punktierungen entsteht) erfordern besonders für Laien-Sänger Konzentration. (Erst am Stammtisch darf man diesen Anfang ungenau hinaufjaulen.)
2. Jetzt steht der ganze Verein wie ein Mann, auf Vordermann gebracht, und trompetet die Parole: ‚Zum Rhein! Zum Rhein'!
3. Bisher gab es nur die Pflicht, der Chorleiter hatte den Verein an die Kandare genommen. Jetzt kommt ein Stückchen Kür: Diese volksliedhaft-innerliche Wendung ‚Lieb Vaterland...' fließt jedem mühelos aus der Kehle, besonders wenn man sie noch eine Terz drüber wiederholen darf.
4. Einschnitt, Aufwachen: der Quartsprung nach unten will exakt genommen sein, sonst wackelt die Stelle, wo es heißt: ‚Fest steht...'. Ich kann mir vorstellen, daß die Sänger hier schon trotzig die Beine etwas spreizen. Die Anforderungen von außen, die Pflicht, und das Freiwillig-Sentimentale kommen zusammen, vereinigt in den drei langen Noten auf ‚Wacht am Rhein' (c-d-e), und
5. in der Wiederholung des Refrains darf man nicht schleppen, denn das ist keine labbrige Wiederholung, so ein Echo, nein: die Überhöhung, die zentrale Parole als staatspolitisches Ziel. (...)

Deutsche Reichsharmonik

Es gibt eine Methode, verschiedene Dreiklangsformen logisch-‚funktional' aufeinander zu beziehen: Grundstellung – Sextakkord – Quartsextakkord (...) Die Liedmelodie der *Wacht am Rhein* ist mit ihrer eigentümlichen Spannungswirkung auch aus dieser Akkordtheorie zu erklären, und zwar als teilweise beschwerlicher Weg durch die drei Dreiklangstellungen, der schließlich mit der Grundstellung wieder abgeschlossen wird. (...) Die Nichtigkeit wird zu einer vorgetäuschten Riesengröße aufgedonnert. Insofern hat Carl Wilhelm tatsächlich die geniale Vertonung dieser Pappmaché-Poesie von der *Wacht am Rhein* geliefert. (...) Das also macht die Melodie unter anderem so brauchbar: kriegerische Aggression und volkstümliche Herz-Schmerz-Terz-Innigkeit; gewaltiger spannungsgeladener Stau über dem Quartsextakkord und Erlösung in der schrecklich leeren Tonika-Fanfare. Ein brauchbares, die Massen erfassendes und auf ein von oben bestimmtes Ziel ausrichtendes Lied. Nicht zu unterschätzen".[1062]

Natürlich hat die „Wacht am Rhein" eine Menge Kontrafakturen erfahren und ist vielfach parodiert worden. Wieder können wir auf Walter Moßmann verweisen,[1063] der eine ganze Anzahl davon ausgegraben hat. Wir begnügen uns mit zwei Beispielen. Im „Arbeiter-Feldgeschrei", dessen erste Strophe wir zitieren, bleibt die kriegerische Geste der Vorlage, ist aber nicht mehr gegen den äußeren Feind, sondern gegen den Klassenfeind gerichtet:

„Es tönt ein Ruf von Land zu Land:
Ihr Armen, reichet euch die Hand!
Und ruft ein ‚Halt' der Tyrannei,
Und brecht das Sklavenjoch entzwei!
Es wirbelt dumpf das Aufgebot,
Es flattert hoch die Fahne roth:
/:Arbeitend leben oder kämpfen den Tod"!:/

Das ist die übliche Art: eine bekannte Melodie wird zum Vehikel für andere Inhalte. Anders im folgenden Beispiel: Hier wird das Lied von der „Wacht am Rhein" selbst zum Thema; die Melodie wird von einem Studentenlied („Krambambuli, das ist der Titel") übernommen. Wir zitieren die erste und die letzte Strophe:

„Die Wacht am Rhein, das ist der Titel
Des Liedes, das im Schwange geht.
Es ist ein ganz probates Mittel
Für einen, der sonst nichts versteht.
Darum, bei Mond und Sonnenschein
Sing ich nur stets die Wacht am Rhein,
Die Wi-Wa-Wacht am Rhein, die Wacht am Rhein.

Ihr dauert mich, ihr armen Thoren,
Euch macht die Knechtschaft wenig Pein,
Zu Sklaven seid ihr auserkoren,
Und wollt des Landes Hüter sein.
Ihr könnet nichts, als kläglich schrei'n
Das blöde Lied, die Wacht am Rhein,
Die Wi-Wa-Wacht am Rhein, die Wacht am Rhein.

Beispiel 256

Unser Losungswort

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich bin ein Preuße[1064]

Quelle: Ditfurth, Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, 2. Teil. Berlin 1872, S. 11

1. Wir sind zum Rhein, zum deutschen Rhein gerufen,
   An seinen Ufern halten wir jetzt Wacht;
   Und sollten wir auch für die Freiheit bluten,
   Wir kämpfen Mann für Mann mit Muth und Kraft.
   Wir sagen's offen Jedem in's Gesicht,
   Wir Deutschen fürchten die Franzosen nicht!

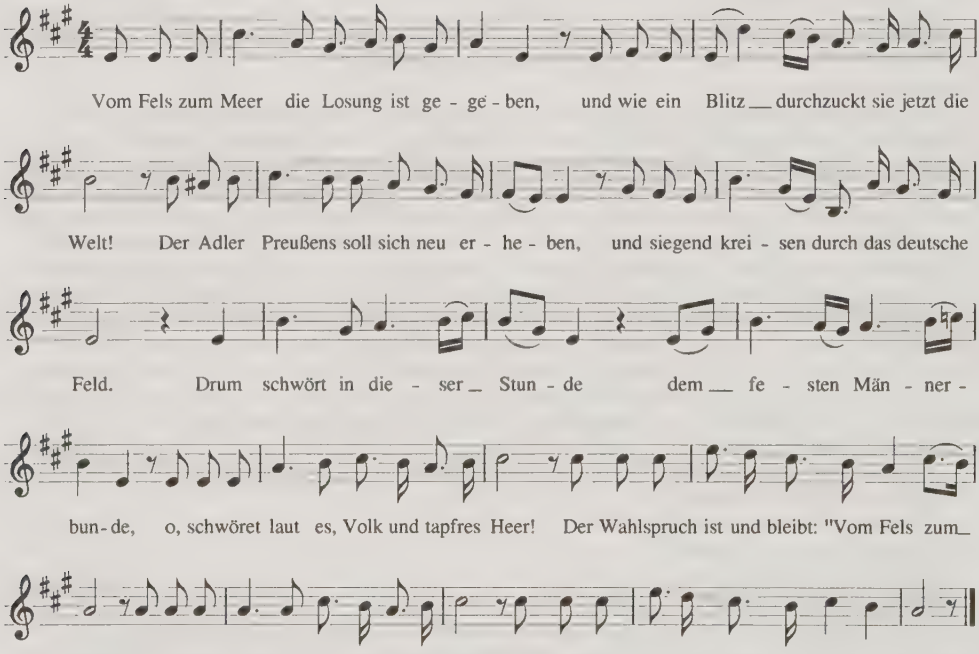
2. Zum freien Rhein woll'n wir als Kämpfer wallen,
   Für's Vaterland zu opfern Gut und Blut;
   Und sollten wir im Schlachtgetümmel fallen,
   Für's Vaterland ist ja der schönste Tod!
   Drum auf zum Rhein, zum schönen freien Rhein,
   Wir Deutsche wollen alle einig seyn!

3. Wir steh'n vereint im deutschen Vaterlande,
   Für Freiheit und für unser heilig Recht,
   Und kostet es auch manche schwere Wunde,
   Wir kämpfen muthig und verzagen nicht!
   Drum auf zum Rhein, zum schönen freien Rhein,
   Wir Deutschen wollen alle einig seyn!

Beispiel 257

Vom Fels zum Meer

Text: Anonym, 1870
Melodie: Ich bin ein Preuße



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, 2. Teil, S. 10

1. Vom Fels zum Meer die Losung ist gegeben,
Und wie ein Blitz durchzuckt sie jetzt die Welt!
Der Adler Preußens soll sich neu erheben,
Und siegend kreisen durch das deutsche Feld,
Drum schwöret in dieser Stunde
Dem festen Männerbunde,
O, schwöret laut es, Volk und tapfres Heer!
Der Wahlspruch ist und bleibt: „Vom Fels zum Meer"!
O, schwöret laut es, Volk und tapfres Heer!
Der Wahlspruch ist und bleibt: „Vom Fels zum Meer"!

2. „Vom Fels zum Meer"! und mag der Zwietracht Flammen
Anfachen Lüge, Dummheit und Verrath,
„Vom Fels zum Meer", es stehen treu zusammen
Für diese Losung Bürger und Soldat.
Drum laßt den Streit, das Rathen!
Das Vaterland will Thaten.
Es braust die neue Zeit im Sturm daher,
Und aus dem Sturme tönt's: „Vom Fels zum Meer"!
Es braust die neue Zeit im Sturm daher,
Und aus dem Sturme tönt's: „Vom Fels zum Meer"!

3. „Vom Fels zum Meer", so füllet die Pokale,
Dir, König, Dir sey dieses Glas gebracht!
Dein Hoch ertöne laut beim frohen Mahle,
Wie es ertönte in der heißen Schlacht.
Hör' an des Thrones Stufen
Das Vaterland heut rufen:
„Und wenn die ganze Welt voll Teufel wär',
An unsrer Fahne steht's: ‚Vom Fels zum Meer'"!
„Und wenn die ganze Welt voll Teufel wär',
An unsrer Fahne steht's: ‚Vom Fels zum Meer'"!

Beispiel 258
Napoleon und die Süddeutschen

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1065]
Quelle: Ditfurth, Historische Volkslieder und volksthümliche Lieder des Krieges 1870-1871, Teil, S. 13ff.

Napoleon

1. Wartet, Querköpf, ihr im Süden!
Jetzt ist euch der Strick beschieden,
Weil ihr kommt in Waffen her;
Hängt euch gar an den Preußen,
Der euch selbst doch wird zerreißen
Ich hätt' euch vergrößert ehr.

2. Kann der Preuße euch beschirmen,
Wenn nun meine Turkos stürmen,
Meine Zuaven auf ihn vor?
Meine Schassepos, Mitraljösen,
Werden ihm Respect einflößen,
Hauen blutig über's Ohr.

Bayern

3. Lügenbeutel, laß dir sagen:
Sakrisch wirst auf's Maul geschlagen,
Bayrisch Fäuste klopfen gut!
Drauf, ihr Brüder, auf den Turken,
Alle die Franzosenschurken,
Daß sie krümmen sich im Blut.

Napoleon

4. Doch du, aus dem Lande Schwaben,
Warum willst denn du hertraben
Also zornig auf mich her?
Hat mein Ohm dich nicht zum König
Großgemacht, geliebt nicht wenig
Ich hätt' dir noch geben mehr.

Württemberg

5. Weg mit deinen falschen Karten!
Ich werd' deine Trümpf' abwarten?
Trumpfe selbst dich tapfer ab!
Schwabenstreiche sollst jetzo fühlen,
Werden dir den Muth abkühlen
Nach dem deutschen Gut und Hab.

Napoleon

6. Und du, Baden, langgestrecket,
Wer hat dir den Muth erwecket,
Daß die Nase steckst hinein?
Wärest du neutral geblieben,
Hätt' ich dir viel Land verschrieben,
Hier und dort, so an dem Rhein.

Baden

7. Ha, ha, ha! Erst laß dich laden
Mit mir in dem Rhein zu baden;
Will dir waschen das Gesicht,
Reiben auch die geilen Glieder,
Daß das Blut soll fließen nieder,
Und der letzte Knochen bricht!

Napoleon

8. Und auch du, mein Hessensöhnlein,
Fürchtt'st du nicht, daß ich dein Krönlein
Dir abnehme von dem Haupt?
Hättest, was der Preuß' genommen
Von mir wiederum bekommen,
Und noch mehr, als dir geraubt.

Hessen

9. Heißt man uns zwar blinde Hessen,
Hab'n wir's Schlagen nicht vergessen,
Wo es gilt, da sind wir da!
Schau, daß dir und *deinem* Söhnlein
Wir nicht schlagen ab das Krönlein
Donnerwetter, drauf! Hurrah!

Napoleon

10. Ei, ich seh, 's ist nichts zu machen!
Renn' dem Löwen selbst in Rachen,
Komm ich her mit Worten glatt.
Ach, wie ändern sich die Zeiten!
Jetzo muß alleine streiten,
Hab euch Deutsche dick und satt!

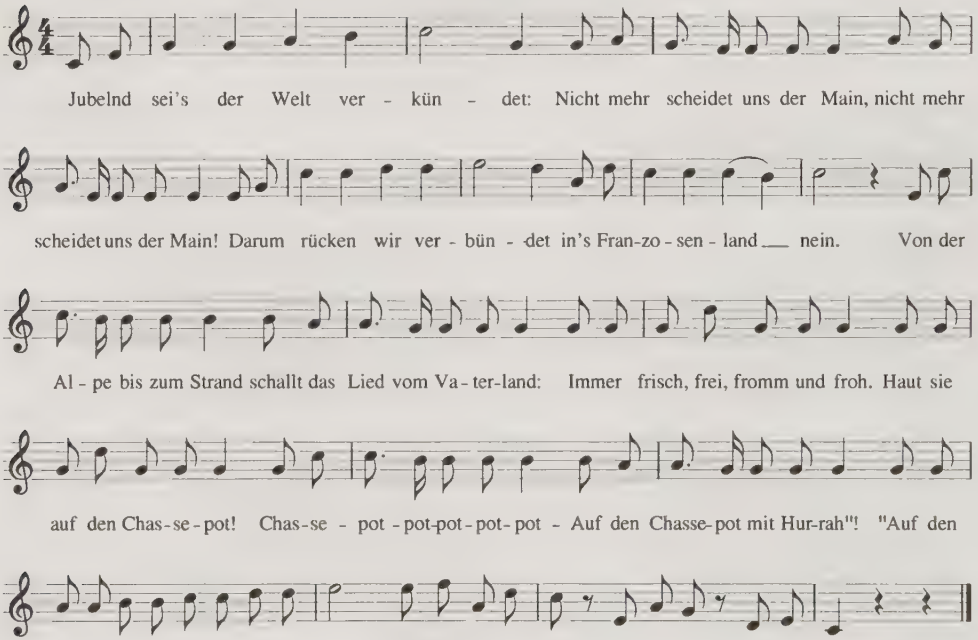
Die Süddeutschen

11. Ja, mit deinen Teufelslügen,
Hetzen, Rauben und Betrügen,
Stehst gebrandmarkt und entpuppt,
Und mit Gottes Hülf und Segen,
Bringt es Deutschland auch zuwegen,
Daß nach Helena wirst geschubt!

Beispiel 259

Allgemeines Kriegslied
1870

Text: Anonym, 1870
Melodie: Wer will unter die Soldaten



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges 1870-1871, 1. Teil, S. 17ff

1. Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main!
Nicht mehr scheidet uns der Main!
Darum rücken wir verbündet
In's Franzosenland hinein.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot!
Chasse-pot-pot-pot-pot-pot-
Auf den Chass'pot mit Hurrah"!

2. Bayern, Schwaben, Sachsen, Hessen,
Schließt euch tapfer, Glied an Glied!
Schließt euch tapfer, Glied an Glied!
Was geschehn ist, ist vergessen,
Und vergessen was uns schied!
Von der Alpe bis zum Strand…

3. Ob den heil'gen Chassepot preise
Auch der Franzmann voller Glut
Auch der Franzmann voller Glut
Glaubt mir, auch der heil'ge Dreyse
Und der Werder Wunder thut.
Von der Alpe bis zum Strand…

4. Immer feste auf die Weste!
Halt dich tapfer, alter Krupp!
Halt dich tapfer, alter Krupp!
Bring' uns bis zum letzten Reste
All' das Kruppzeug auf den Schub!
Von der Alpe bis zum Strand…

5. Daß der Teufel euch die Treffer
Und die Chassepots verhext,
Und die Chassepots verhext!
Fahrt zum Lande wo der Pfeffer
Von der Cayenne üppig wächst!
Von der Alpe bis zum Strand…

6. Jagt den Kaiser der Franzosen,
Brüder, fort von Reich und Haus,
Brüder, fort von Reich und Haus!
Drüben stehn die roten Hosen –
Wer da Muth hat, klopft sie aus!
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot!
Chasse-pot-pot-pot-pot-pot-
Auf den Chass'pot mit Hurrah"![1066]

Beispiel 260
Er ruft uns an's Gewehr

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Es, es, es und es[1067]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. U. vlksth. Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil 1, S. 11

1. Er, Er, Er und Er,
Er ruft uns an's Gewehr;
Wenn seine Hungerleider schrein:
„Allons zum Rhein, zum deutschen Rhein"!
Muß er sein Glück probieren,
Parieren.

2. Sie, Sie, Sie und Sie
Die saubre Kumpanie,
Die in Paris Minister heißt,
Den ersten Grund vom Zaune reißt,
Von wegen Hohenzollern
Zu kollern.

3. Wir, Wir, Wir und Wir,
Wir Preußen sind all hier,
Und mit uns Preußen wohlgemuth
Das ganze liebe deutsche Blut,
Dem Feinde Zähn und Eisen
Zu weisen.

4. Ihr, Ihr, Ihr und Ihr,
Ihr Brüder dort und hier,
Jetzt scheidet uns kein Main, o nein!
Jetzt sind wir um den deutschen Rhein
Herzeins in Süd und Norden
Geworden.

5. Du, Du, Du und Du,
Pflückt Lorbeern immer zu.
Mein König *Wilhelm*, Heldengreis,
Da nun das ganze Deutschland weiß,
Du führst zu Deutschlands Ehre
Die Heere.

6. Ihr, Ihr, Ihr und Ihr,
Ihr Bräute bleibet hier,
Verweint die klaren Augen nicht,
Da Alles uns den Sieg verspricht,
Uns wird der Herr der Schaaren
Bewahren.

Beispiel 261
Klagelied eines Franzosen (Mitte Juli 1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Lützow's wilde verwegene Jagd[1068]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil 2 S. 35ff.

1. Was braust von Osten so mächtig herein?
Ist der jüngste Tag denn entglommen?
Es blitzen die Höhen im Waffenschein;
Es dröhnen die Thäler von langen Reih'n
Der deutschen Männer, die kommen.
Sie kommen im Zorne zur heißen Schlacht:
Frankreich, Frankreich! Dir wird ein Ende gemacht.

2. Sie schreiten herüber den herrlichen Rhein;
Sie kommen von Norden und Süden,
Jetzt will nicht Einer dahinten seyn;
Sie drängen und wälzen sich furchtbar herein
Und wollen nicht eher ermüden,
Bis sie sich Quartier in Paris gemacht:
Frankreich, Frankreich! Dir wird die Rechnung gebracht.

3. Zu Hunderttausenden kommen sie her,
Die schrecklichen nordischen Riesen.
Vom Gebirge herunter, herauf vom Meer;
Die Schwaben, die Hessen, die preußische Wehr,
Die Bayern und Sachsen und Friesen.
Es schallt ihr Schlachtlied daher mit Macht:
Frankreich, Frankreich! Du bist zu Falle gebracht!

4. Sie waren schon zweimal allhier im Land
Vor länger als fünfzig Jahren.
Wir fühlten damals die schwere Hand;
Sie brachen in Stücke das eiserne Band,
In dem wir gefangen waren.
Doch haben sie freundlich uns da bedacht:
Frankreich, Frankreich! Jetzt wird es anders gemacht!

5. Denn damals war ein buntes Heer,
Geführt von vielen Gewalten.
Jetzt aber führt sie nur Einer her:
Jetzt Lothringen, Elsaß! Es wird mir schwer
Lebt wohl! Ihr seyd nicht zu halten.
Ihr war't gestohlen in Deutschlands Nacht:
Frankreich, Frankreich! Jetzt sind die Deutschen erwacht!

6. Sie kommen, sie kommen, das Schwert in der Faust,
Und wollen ihr Erbtheil nehmen.
Der gallische Hahn wird vom Adler zerzaust;
Zu lange hat jener vom Raube geschmaust;
Nun wird man die Flügel ihm lähmen.
Ist Lothringen, Elsaß dem Feind genug?
Frankreich! Jetzt trifft dich deiner Habsucht Fluch.

7. Vereinigt kommen die Deutschen, mir graut!
Wer reitet voran sie zu lenken?
Sein Haar ist Schnee, sein Bart ist ergraut:
Das ist der Bräut'gam und Deutschland die Braut.
Er will ihr zur Mitgift schenken
Das Elsaß, Lothringen, die Freigrafschaft!
Frankreich, rückwärts! Weiche der deutschen Kraft!

8. Zum Tanze führt Wilhelm sein junges Gemahl,
Zum blutigen Hochzeitsreigen.
Es schmettern die Hörner, gar weit ist der Saal;
Sie wollen nun tanzen zum letzten Mal:
Paris muß bezahlen die Geigen!
Ein letzter Krieg und entscheidend die Schlacht:
Frankreich! Prahlhans! Dir wird ein Ende gemacht!

Wie sehr der Rhein zum Symbol geworden war, zeigt ein weiteres Beispiel (Nr. 256: **„Unser Losungswort"**). „An seinen Ufern halten wir jetzt Wacht" zitiert unverkennbar die „Wacht am Rhein"; wie der Liedtitel aussagt, ist das Schneckenburgersche Lied zum „Losungswort" geworden. „Wir Deutschen wollen alle einig sein". Dieses Einigungsmotiv tritt sehr häufig auf, steht auch in den folgenden Liedern an zentraler Stelle. Ansonsten sind über „Unser Losungswort" nicht mehr viel Worte zu verlieren: es zeigt sich inhaltlich anspruchslos, klischeehaft-pathetisch („Mann für Mann", „der schönste Tod"), mit antiquiert-stabreimenden Wendungen durchsetzt („woll'n wir als Kämpfer wallen") und unrein gereimt („gerufen – bluten", „Wacht – Kraft", „Blut – Tod", „Vaterlande – Wunde", „Recht – nicht"). Es wurde – nach der Quellenangabe – kontrafaktiert auf „Ich bin ein Preuße", wobei wir den Text nicht mit dieser Melodie zur Deckung bringen konnten.
Das 1832 von August Neidhardt verfaßte „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" gibt auch für unser nächstes Liedbeispiel – Nr. 257: **„Vom Fels zum Meer"** – die Vorlage ab. Wieder treffen wir auf die Geographie-Symbolik, nur ist es diesmal nicht der Rhein, sondern die das neue Vaterland markierenden „natürlichen" Grenzen im Süden und im Norden: die bayerischen Berge und die preußische Nord- bzw. Ostsee. Der alten Zwietracht – gemeint ist der alte (groß-)deutsche Föderalismus – wird abgeschworen. Preußen macht sich auf, die deutschen Stämme unter seiner Pickelhaube zu vereinigen. Ganz unversehens hat sich eine verräterische Wendung eingeschlichen:

„Der Adler Preußens soll sich neu erheben / Und siegend kreisen durch das deutsche Feld".

Der siegreiche Preußenadler kreist nicht nur durch das französische, sondern auch durch das deutsche Feld. Und wer sich gegen ihn stellt, den treffen harte Vorwürfe: „Lüge, Dummheit und Verrath".
Es hat einigen Druck gekostet, um die süddeutschen Staaten gefügig zu machen. In den süddeutschen Staaten plante man nach 1866 einen „Südbund", der Bayern, Württemberg und Baden umfassen und dem Integrationsverlangen

des Nordens entgegenwirken sollte. Napoleon III., 1866 von Preußen geprellt, unterstützte diesen Plan nachdrücklich. In Bayern war es die neugegründete Patriotenpartei – sie errang 1869 die Kammermehrheit –, in Württemberg die demokratische Volkspartei, die sich dem kleindeutschen Nationalismus entzogen. „In dieser Bewegung kam noch einmal ein starker Protest süddeutsch-landschaftlicher Kräfte mehr kleinbürgerlicher Art in Württemberg, bäuerlich-katholischer in Bayern gegen den von Norddeutschland her aufgebauten preußisch-protestantisch geführten Nationalstaat zu Wort, der allein schon durch sein Militärsystem die bestehenden Verhältnisse bis in die Tiefe umwälzte".[1069]

Als 1870 der Krieg drohte, hoffte Napoleon III. nicht ganz unberechtigt auf die Neutralität der süddeutschen Staaten, wenngleich deren Bewegungsfreiheit durch die 1866 von Preußen halb erpreßten Schutz- und Trutzbündnisse stark eingeschränkt war. In rationaler Abwägung der Möglichkeiten beschreibt Graf Lerchenfeld-Koefering das Dilemma der Süddeutschen am bayerischen Beispiel: „Gehen wir mit Preußen und gewinnt dieses den Krieg, so ist Preußen gezwungen, den Bestand Bayerns zu achten. Unterliegt Preußen, so verlieren wir vielleicht die Pfalz; aber mehr kann uns nicht geschehen; denn Frankreich muß die Selbständigkeit der deutschen Einzelstaaten immer begünstigen; das gleiche tritt ein, wenn wir neutral geblieben sind und Frankreich siegt. Siegt aber Preußen, (...) dann erwartet uns das Schicksal Hannovers. Es wäre finis Bavariae".[1070]

In solche rationalen *respice finem*-Überlegungen mischten sich, durch die Umstände des Kriegs„ausbruchs" genährt, Emotionen, wie sie Baronin Spitzenberg beschreibt: „Empört ist man in Süddeutschland, und der Vater hat an St. Vallier erinnert, daß diese Forderungen Frankreichs das nationale Gefühl in Württemberg verletzten und feindlich stimmten, wofür ihm aus Berlin telegraphisch gedankt wurde. Sophie und ich weinten fast vor Freude darüber. Unkluger hätten es die Franzosen auch nicht einrichten können: anstatt uns zu spalten, vollziehen sie faktisch die Einigung Deutschlands, die nichts fester kitten wird als dieser gemeinsam geführte, blutige Krieg um die eigene Existenz. Für den Hohenzoller einen dynastischen Krieg zu führen, wäre in Süddeutschland wenig Lust gewesen; die Mäßigkeit dagegen, mit der Preußen in dieser Rücksicht verfuhr, welche dem preußischen Stolz fast schon als Demütigung erschien (Carl schreibt, daß ‚zahlreiche Telegramme diese Idee ausdrückten'), hat bei uns alle Herzen erobert".[1071]

Befriedigt konnte Bismarck daher am 15. Juli notieren: „Ueber den casus foederis walten bei keiner der süddeutschen Regierungen Zweifel ob. Sie sehn ohne Ausnahme in der Abwehr des angedrohten Angriffs eine gemeinsame deutsche Aufgabe und bereiten sich vor, demgemäß zu handeln".[1072]

In dem Rollenlied **„Napoleon und die Süddeutschen"** (Nr. 258) versucht Napoleon die kampfbereiten Südländer in letzter Minute vom Kriegseintritt abzuhalten durch Einschüchterungen und Versprechungen: Preußens Raublust, der Hinweis auf seine neuartigen Waffen und auf die Kolonialtruppen, in Aussicht gestellte Gebietsvergrößerungen dienen ihm als Argumente. Als erste antworten ihm die Bayern, ihrem Stammescharakter entsprechend grob: „Lügenbeutel, (...) sakrisch wirst auf's Maul geschlagen". Es hilft alles nichts, die Württemberger lassen sich auch nicht durch die Erinnerung an die Erhebung zum Königreich durch Napoleon I. beeindrucken, die Badener können sich einen Hinweis auf Napoleons III. Mätressenwirtschaft („die geilen Glieder") nicht verkneifen, und die Hessen übernehmen den preußischen Ruf: „Donnerwetter, drauf! Hurrah"! Die Süddeutschen prophezeien dem Franzosenkaiser, der einsieht, daß „nichts zu machen" ist, das Schicksal seines Onkels: die Verbannung nach St. Helena. Der Krieg gegen Frankreich war somit das, von Bismarck klarsichtig erkannte, Vehikel zum Transport eines kleindeutschen Nationalgefühls, das die bisherige Grenzlinie zwischen Nord- und Süddeutschland, die Mainlinie, überwand:

„Jubelnd sei's der Welt verkündet: Nicht mehr scheidet uns der Main"! (Nr. 259)
„Jetzt scheidet uns kein Main, o nein"! (Nr. 260)

Die beiden letztzitierten Lieder bedürfen noch knapper Erläuterungen.

Das **„Allgemeine Kriegslied"** (Nr. 259) beginnt mit dem Jubel über die deutsche Einigkeit. Das lyrische Ich stammt aus Preußen, die anderen deutschen Stämme, Bayern, Schwaben, Sachsen, Hessen werden aufgefordert, den 66er Krieg („was geschehen ist") zu vergessen. Dem Erfinder des französischen Infanteriegewehrs N 1866, A. Chassepot (1833-1905), werden die deutschen Waffenkonstrukteure Dreyse, Werder und Krupp gegenübergestellt. Seltsam mutet an, daß sie allesamt zu wundertätigen Heiligen erklärt werden. Johann Nikolaus Dreyse (1787-1867) hatte 1827 das Zündnadelgewehr erfunden und 1836 als Hinterlader konstruiert. Es wurde 1841 in der preußischen Armee eingeführt und 1866 vorteilhaft eingesetzt. Dreyse erhielt für seine Erfindung 1864 den Adelstitel. Eine Neuheit war 1870 das Werder-Gewehr, das einen selbsttätigen Patronenauswerfer besaß. Eigenartig der letzte Teil des Refrains: „Haut sie auf den Chassepot". Ist hier der Erfinder Chassepot gemeint oder das Gewehr? Vielleicht schwingt auch die phonetische Ähnlichkeit mit *chapeau* mit; „Hat sie auf den Hut" – das gäbe eher einen Sinn. Des Rätsels Lösung liefert die beigefügte Karikatur[1073]: die sich verselbständigende Endsilbe des endbetonten Wortes wird zur Assoziationsbrücke.

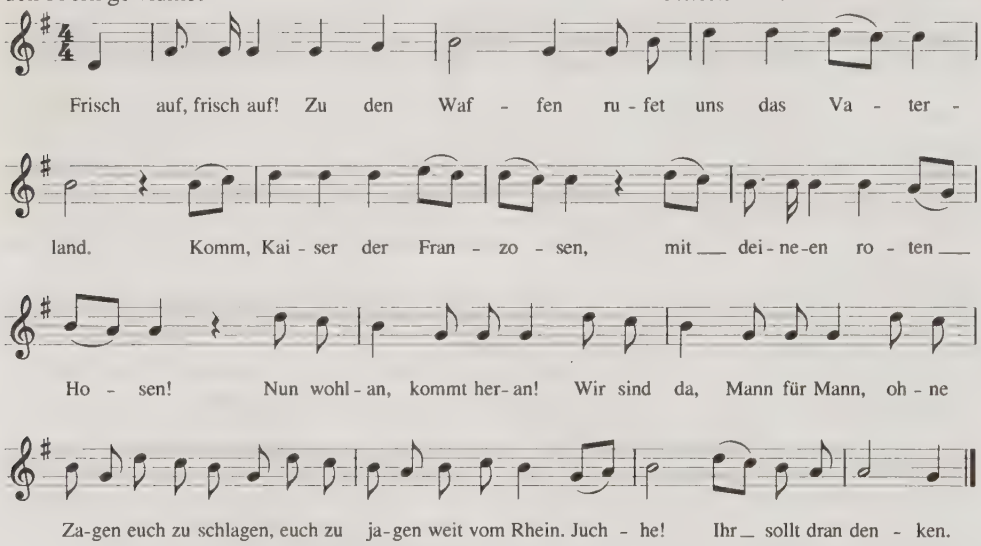
Lied Nr. 260: **„Er ruft uns ans Gewehr"** ist eine Kontrafaktur auf das bekannte Abschiedslied des Handwerksburschen „Es ist ein harter Schluß" und bezieht sich ebenfalls auf die Julitage des Jahres 1870. Es variiert wie die Vorlage die Personalpronomina: die Rede ist von Napoleon III., der französischen Regierung, den Preußen in der Wir-Form, den süddeutschen Verbündeten, dem Oberbefehlshaber König Wilhelm von Preußen und den deutschen

(!) Soldatenbräuchen. Als letztes der sogenannten Einigungslieder haben wir das **„Klagelied eines Franzosen"** (Nr. 261) zitiert. Der Verfasser schlüpft in die Rolle eines französischen Soldaten und läßt diesen ausgerechnet auf die kernpreußische Melodie der Lützowschen Jagd singen. Wir sind uns nicht darüber im Klaren, ob der Inhalt ernsthaft oder ironisch aufzufassen ist. Vermutlich doch ernsthaft, denn der Stil entspricht durchaus dem Ton der Zeit. Wenn „die deutschen Männer" „im Zorne" kommen, dann „braust es mächtig", dann „blitzt" und „dröhnt" es, fürwahr müssen es „schreckliche nordische Riesen" sein, die da „drängen" und „wälzen". Was hat sie so schrecklich gemacht? Nun doch ihre neu errungene Einigkeit, „vereinigt kommen" Schwaben, Hessen, Preußen, Bayern, Sachsen und Friesen. Eine schauderhaft-skurile Metapher bildet den Schluß: Der greise preußische König ist Bräutigam, Deutschland die Braut, er führt sie „zum blutigen Hochzeitsreigen".

Beispiel 262

Wir sind da
den 55ern gewidmet

Text: August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Schloss Corvey, 20. juli 1870
Melodie: Ein Schifflein sah ich fahren



aus: Franz Lipperheide (Hrsg.): Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Erste Sammlung, Berlin 1870, S. 17

1. Frisch auf, frisch auf! Zu den Waffen
Rufet uns das Vaterland.
Komm, Kaiser der Franzosen,
Mit deinen rothen Hosen!
Nun wolan, kommt heran!
Wir sind da Mann für Mann,
Ohne Zagen euch zu schlagen,
Euch zu jagen weit vom Rhein,
Juchhe! ihr sollt dran denken.

2. Die Ehr ist unser Banner,
Unser Feldgeschrei das Recht.
Und wenn wir auch erliegen,
Das Recht muß immer siegen.
Nun wolan, kommt heran!
Wir sind da Mann für Mann,
Ohne Zagen euch zu schlagen,
Euch zu jagen weit vom Rhein,
Juchhe! ihr sollt dran denken.

3. Wir deutschen Soldaten fechten
Für das deutsche Vaterland.
Wir sind mit Leib und Leben
Ihm bis zum Tod ergeben.
Nun wolan, kommt heran!
Wir sind da Mann für Mann,
Ohne Zagen euch zu schlagen,
Euch zu jagen weit vom Rhein,
Juchhe! ihr sollt dran denken.

Auch August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, seit 1860 als Bibliothekar in Schloß Corvey ansässig, ließ sich von der Kriegsbegeisterung jener Tage mitreißen.[1074] Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 war er nach eigenen Worten – „für fast alles andere nicht mehr vorhanden".[1075] Eine Reihe von Liedern gibt seiner Begeisterung Ausdruck, wie etwa sein Gedicht **„Wir sind da"**, welches er dem 55. Regiment widmete, und das dessen „Leiblied" wurde.[1076]

August Heinrich Hoffmann, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Hoffmann *von Fallersleben* genannt, wurde am 2.4.1798 in Fallersleben (Hannover) geboren. Er besuchte die Universität Göttingen, später Bonn und studierte Theologie, später Philosophie und Kunstgeschichte, bis er sich endlich – auf den Vorschlag der Gebrüder Grimm hin – der deutschen Philologie zuwandte. 1830 wurde er außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor der deutschen Philologie an der Universität Breslau. 1840 legte er Eindrücke einer Reise in seinen „Unpolitischen Liedern" nieder und wurde daraufhin seines Amtes entsetzt. Nach längerem aufgezwungenem Wanderleben ließ er sich schließlich in Corvey nieder. Hier starb er am 20.1.1874. Neben seiner Tätigkeit als Dichter politischer aber auch zahlloser Kinderlieder machte sich Hoffmann vor allem als Germanist einen Namen und verfaßte eine große Anzahl bedeutender Werke über die ältere deutsche Literatur. Kurz bevor Hoffmann das Lied „Wir sind da" verfaßte, hatte er die „Heldentaten" der Soldaten noch weitaus kritischer und ohne große Begeisterung gesehen,[1077] wie der in einer handschriftlichen Sammlung aufgezeichnete Text, den wir Jürgen Dittmar verdanken, Auskunft gibt:[1078]

Beispiel 263
Heldenthaten von 1870

Worte: August Heinrich Hoffmann von Fallersleben / Melodie: nicht überliefert

1. Ihr wollt von den Soldaten
   Fortwährend nichts als Thaten.
   Sind wir nicht Tag und Nacht
   Auf Thaten stets bedacht.

2. Wir müssen exerzieren,
   Rechts um Links um marschieren,
   Bald rück bald vorwärts gehen
   Und bald Parade stehen.

3. Wir müssen unsre Stutzen
   Und Degen täglich putzen,
   Und wer das unterläßt
   Bekommt sogleich Arrest.

4. Wir müssen salitieren
   Vor unsern Offizieren,
   Sonst kriegen wir den Lohn
   Für Insubortination.

5. Wenn wir Soldaten ehren,
   Gen Civilisten wehren,
   So machen wir dann auch
   Vom Säbel recht Gebrauch.

6. Sind das nicht lauter Thaten.
   Hoch leben die Soldaten!
   Der König gibt das Geld,
   Was kümmert uns die Welt!

Neben Hoffmann von Fallersleben haben sich auch viele andere ehemalige '48er bei Kriegsausbruch enthusiastisch geäußert, worüber die zeitgenössische Liedsammlung, aus welcher wir das „Leiblied des 55. Regimentes" entnommen haben, Auskunft gibt. Weitere Textbeiträge stammen aus der Feder von Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Ludwig August Frankl, Fritz Reuter, Adolf Strodtmann und anderen.

Emser Episode

Beispiel 264a
Benedetti, der Franzose

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1079]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 2f.

1. Benedetti, der Franzose,
Dacht, es wäre ganz famose,
Wenn der König gäb' klein bei!
Das würd' Louis Freude machen
Und die Kaiserin würd' lachen,
Frankreich schrei'n ein Siegsgeschrei.

2. Darum drängelt er nicht wenig
Und verlanget von dem König:
„Mußt mir gegen schwarz auf weiß,
Daß auf Spaniens stolzem Throne
Nie ein Hohenzollern wohne,
Schreib's auf Louis sein Geheiß"!

3. Solches konnt' der Freche wagen,
Unserm Könige zu sagen?!
Dieser aber dient ihm schön.
Dachte wohl bei solchen Worten:
Ist der Kerl verrückt geworden?!
Und er ließ den Narren stehn.

4. Drauf mit großem Kriegsgetose
Gleich erhob sich der Franzose
Wollte nehmen uns den Rhein!
König Wilhelm sprach derweile:
„Hat es denn so große Eile?
Müssen auch dabei doch sein"!

5. Er ließ seine Stimm' erschallen,
Und rief zu den Deutschen allen:
„Der Franzos ist wieder los!
Kriegt schon seine alten Mucken
Und will deutsches Land verschlucken,
Seine Raubgier, die ist groß"!

6. Der Franzose? – Hört ihr's Brüder!
Jucket dem das Fell schon wieder?
Nun, dem kann geholfen sein!
Kommt aus Süden und aus Norden,
Gegen diese fränk'schen Horden,
Kommet Alle, Groß und Klein"!

7. Und sie Alle, Alle kamen,
Alle d'rauf in Gottes Namen
Greifen feste zu dem Schwert.
Wenn es denn zum Kampf soll gehen,
Dann soll der Franzos auch sehen,
Was 'ne deutsche Faust ist werth!

8. Wer zählt alle die Kanonen,
Regimenter und Schwadronen,
Die da kamen auf die Bein'!
An die Million Soldaten,
Für das Vaterland zu thaten
Mochten wol beisammen sein!

9. Dieses große Kriegsgetümmel
Dringt sogar bis in den Himmel,
Wie's ein groß Getümmel thut.
Blücher sprach zum alten Fritzen,
Wie die just beisammen sitzen:
Donnerwetter, das wird gut!

Beispiel 264b
Ems 1870

Worte: W. Kreusler, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1080]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. U. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 61ff.

1. König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst in Ems, und dacht' nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
Trank er seinen Kranchenbrunnen,
Als ein König und ein Held.

2. Da trat in sein Cabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon;
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt' auf Spanien's Königsthron.

3. Wilhelm sagte: „Benedettig,
Sie ereifern sich unnöthig,
Brauchen Sie man nur Verstand!
Von mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Mein'thalb aus dem Pfefferland"!

4. Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil er's nicht begreifen kann;
Und er tänzelt, und er schwänzelt
Um den König und scharwenzelt,
Möchte' es gerne schriftlich han.

5. Da sieht unser König Rexe
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an,
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so zu bewundern
Jener seinen Rücken kann.

6. Als Napoleon dies vernommen,
Ließ er gleich die Stiefeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.

7. So, in großer Kriegesrüstung
Rufen sie in stolzer Brüstung:
„Auf Franzosen, übern Rhein"!
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders auch Diejen'ge
Die in's Feuer bläst hinein.

8. Viele tausend rothe Hosen
Stark, nun traten die Franzosen
Eilig unter'n Chassepot;
Blasen in die Kriegstrompete,
Und dem Heere à la tête
Brüllt der tapfere Turiko.

9. Der Zephire und Zuave,
Der Spahi und jeder Brave
Von der grande nation,
An die zweihundert Mitrailleusen
Sind mit der Armee gewesen,
Ohne sonstige Kanon.

10. Deutschland lauschet mit Erstaunen
Ob der wälschen Kriegsposaunen,
Ballt die Faust, doch nicht im Sack;
Nein mit Fäusten, mit Millionen,
Prügelt es auf die Cujonen,
Auf das ganze Lumpenpack.

11. Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz, geh' hin und haue ihn"!
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und – hauet ihn.

12. Haut ihn, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all' die Freude kriegen
In das klappernde Gebein;
Daß sie, ohne zu verschnaufen,
Bis Paris und weiter laufen,
Und wir ziehen hinterdrein.

13. Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut,
Und, ob wir sie gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann sagen,
Denn wir schrieben dort mit Blut.

14. Ein Füsilier von Dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf los gesungen,
Und wir ziehen hinterdrein.

Worterklärungen
à la tête (frz.) = am Kopf; an der Spitze / Turiko, Turko; Zuave, Spahi = siehe Einleitung S.488 / „Zephir" ist uns als Bezeichnung für einen Baumwollstoff und für den (Süd)Westwind bekannt; vielleicht heißt auch ein algerischer Kabylenstamm so. Vermutlich handelt es sich um eine Verballhornung von „Zuave"

Beide Lieder schildern den Anlaß des deutsch-französischen Krieges aus deutscher Sicht. Die thematische Mitte ist dabei jeweils die bekannte Szene auf der Brunnenpromenade von Bad Ems, die Wilhelm selbst so beschrieben hat: „Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr dringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn, zuletzt etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. – Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei".[1081] Zu den Ursachen und Folgen der Emser Szene verweisen wir auf die Einleitung (S. 483ff.) Beide Lieder: **„Benedetti, der Franzose"** (Nr. 264a) sowie **„Ems 1870"** (Nr. 264b) kontrafaktieren den „Prinzen Eugenius" und sind, vom Schluß abgesehen, inhaltlich und motivisch weitgehend gleich: beide behandeln in derselben Reihenfolge die Brunnenszene, die Abweisung Benedettis, die französische

Kriegserklärung und die Mobilmachung, die Einlösung der deutschen Militärbündnisse und die Millionenstärke des deutschen Heeres. Beide Lieder spiegeln Siegeszuversicht, einmal eher metaphysisch-geisterhaft, das andere Mal realistisch im Bewußtsein der ersten errungenen Siege – bei Wörth und Weißenburg – begründet.
Was die Auffaltung der Motive und die sprachliche Gestaltung anbelangt, so ist **„Ems 1870"** (Nr. 264b) unbedingt vorzuziehen. Ob der als Autor genannte „W. Kreusler" tatsächlich ein Angehöriger des Füsilierregimentes Nr. 83 war, wie ihn die Verfasserstrophe ausweist, wissen wir nicht. Wir vermuten es. Der „Volkston" ist auf jeden Fall hervorragend getroffen. Die Motive sind außerordentlich farbig und anschaulich ausgeführt: Das gilt für das Gespräch zwischen Wilhelm und Benedetti ebenso wie für die Aufzählung der „farbigen" Einheiten und für die Konferenz der deutschen Kriegsherren. In gutmütigem Spott wird gleich zu Beginn der preußische König vorgestellt: „Friedlich" trinkt der „Held" sein Mineralwasser („Krankenbrunnen"). Von skurriler Wirkung sind die originell erdachten Verballhornungen der Reimwörter: „Benedette", „Benedettig"; „Spaniolen", „sundern", „diejen'ge" (phonetisch: „diejenje"), „Turiko", „Kanon", „Moltk" und „Roone", „erdacht sich". Dieser Reimzwang ist ganz offenkundig nicht wie so oft aus dichterischem Unvermögen entstanden, sondern der humoristischen Wirkung wegen bewußt so gestaltet. Schon kunstvoll wirken Enjambements wie dieses:

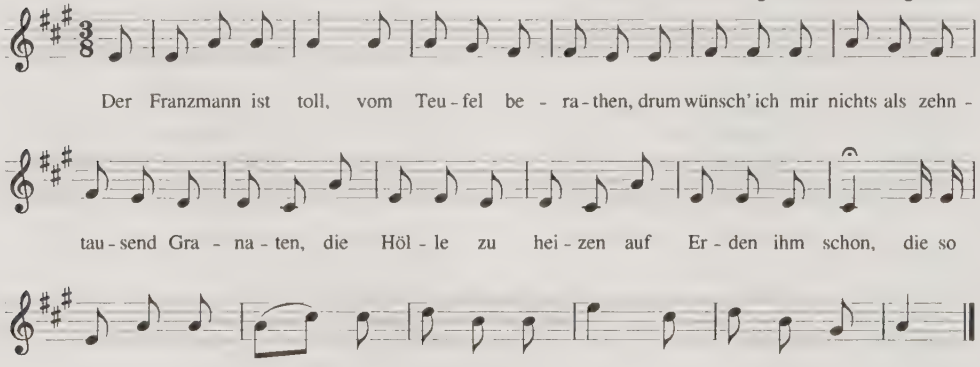
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.

Wenn auch vereinzelte kräftige Worte nicht fehlen, so wird dem Feind der schuldige Respekt doch nicht versagt („der tapfere Turiko", „jeder Brave"). Lied Nr. 264a fällt dagegen deutlich ab. Die Gestaltung der Motive ist ziemlich langweilig, der Ton insgesamt etwas rüder („der Kerl verrückt geworden", „den Narren", „diese fränk'schen Horden"); die Wortwahl wirkt nicht gerade originell, der vornehmlich verwendete Zeilenstil reichlich eintönig.

Beispiel 265

Der Franzmann ist toll

Text: Anonym, 1870
Melodie: Das Jahr ist gut, Braunbier ist gerathen



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder und volksliedhafte Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I, S. 27f

1. Der Franzmann ist toll, vom Teufel berathen,
Drum wünsch' ich mir nichts als zehntausend Granaten,
Die Hölle zu heizen auf Erden ihm schon,
Die so reich hat verdient der arge Cujon,
Der arge Cujon.

2. Der Erste war schlimm, der Dritt' ist noch schlimmer,
Der Onkel nicht klug, doch der Neffe ist dümmer,
Und Dummheit und Frechheit die passen zusamm'
Wie der Knebel zum Schnurrbart, daß Gott ihn verdamm
Daß Gott ihn verdamm'!

3. Wenn Spanien zum König wünscht einen Hoh'nzollern,
Was braucht der Franzos' da gleich drüber zu kollern?
Verbieten soll's ihm Wilhelm auf Louis' Befehl?
Ihm rappelt's im Kopfe, drum macht er Krakehl,
Drum macht er Krakehl!

4. Man sollt' ein Recept ihm aus Spanien verschreiben,
Mit spanischen Fliegen den Rappel vertreiben,
Ein richtiges Pflaster von größtem Gemäß,
Applicieren ihm auf sein zu heißes Gesäß,
Sein zu heißes Gesäß.

5. Was? noch nicht genug, da der Prinz schon verzichtet,
Wenn sich Preußen auf ewige Zeit nicht verpflichtet?
Nun ist es gewiß! Dem elendigen Tropf
Ist der Durst schon gestiegen vom Bauch in den Kopf,
Vom Bauch in den Kopf.

6. Daß Meineid und Lüge der Feigheit verbündet,
In Frankreich den Thron ihm des Kaisers gegründet,
Auf daß er konnt' knebeln sein Volk als Tyrann,
Geht die grande nation nur, uns geht es nichts an,
Und geht es nichts an.

7. Doch da der Cujon will ohne Schenieren
Den Völkern der Welt noch Gesetze dictieren.
Er, der noch das Maul sonst nimmt immer so voll
Von der Volksabstimmung, das ist doch zu toll,
Das ist doch zu toll!

8. Und da hilft Nichts, wir müssen marschieren,
Und ihn schon mit kräftigen Mitteln kurieren:
Mit Schnepper und Schröpfkopf von Dreyse und Krupp,
Das soll unsre Kur sein, man drup! immer drup!
Man drup! immer drup!

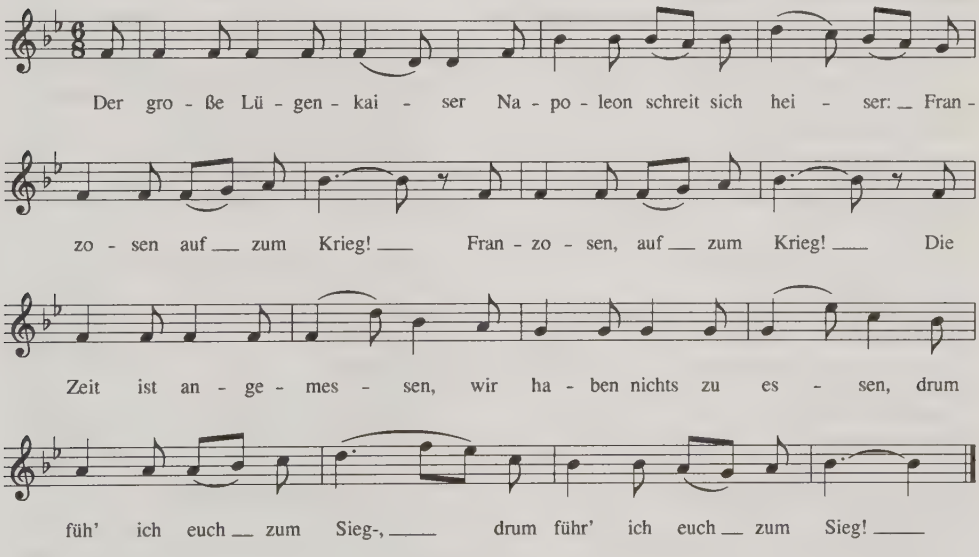
Auch Lied Nr. 265: **„Der Franzmann ist toll"** beschäftigt sich mit dem Kriegsanlaß, wobei hier der französische Kaiser stellvertretend für diesen „Franzmann" steht, ein eher abstoßendes Beispiel der Feindverspottung. Daß in der „literarischen" Auseinandersetzung eines Krieges nicht gerade zimperlich umgegangen wird, ist klar, doch findet man hier keine geistvolle Ironie, keinen humorvoll-sarkastischen Spott, sondern nur beißende Häme. Alle negativen Eigenschaften werden auf einen Haufen geworfen und dem Franzosenkaiser angedichtet: „Dummheit und Frechheit", „Rappel", „Meineid und Lüge", „Feigheit"; Napoleon ist „toll", „vom Teufel berathen", „macht Krakehl", „nimmt sein Maul voll" und „knebelt sein Volk als Tyrann". Wie es um die literarische Qualität bestellt ist, zeigt der folgende klappernde, reimzwängende Vers:

Wenn Spanien zum König wünscht einen Hoh'nzollern / Was braucht der Franzos' da gleich drüber zu kollern?

Beispiel 266

Der Lügenkaiser

Text: Anonym, 1870
Melodie: Im Wald und auf der Heide



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder und volksliedhafte Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I, S 8f

1. Der große Lügenkaiser
Napoleon schreit sich heiser:
„Franzosen, auf zum Krieg!
Die Zeit ist angemessen,
Wir haben nichts zu essen,
Drum führ' ich euch zum Sieg.

2. In Deutschlands reichen Gauen,
Da giebt es viel zu kauen,
Rheinwein und Bayrisch Bier.
Das alles sollt ihr kriegen,
Denn sicher werd't ihr siegen,
Drum auf und folget mir!"

3. Eu'r Kaiser hat gelogen,
Er hat euch schlau betrogen,
Kennt Treue nicht und Ehr'.
Er kleidet euch wie Affen,
Als Turkos und Zuaven,
Seid nicht Franzosen mehr.

4. Wir aber, wir sind schleunig
Als treue Deutsche einig:
Kommt nur und schaut uns an!
Habt ihr auch Kugelspritzen,
Wir haben gute Schützen,
Die treffen Mann für Mann.

5. Die deutschen Feldkanonen,
Die werden euch nicht schonen,
Die finden stets ihr Ziel,
Und unsre Ross' und Reiter
Sind feste, tücht'ge Streiter
In jedem Schlachtgewühl.

6. Wir wollen es euch lehren,
Ihr sollt nicht mehr begehren
Den Rhein als euren Lohn!
Zurück woll'n wir euch treiben;
Was deutsch ist, muß deutsch bleiben:
Adieu, Napoleon!

7. Die deutsche Treu' und Ehre
Bleibt unsre sichre Wehre,
Ist unser festes Band;
Der Sieg wird uns gelingen.
Wir wollen Frieden bringen
Und Heil dem Vaterland!

Beispiel 267
Hat ihn schon

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart[1082]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II S. 2

1. Zu ihrem Louis sprach die Frau:
Valleri, juchhe!
Ist, Alter, dir denn auch so flau?
Valleri, juchhe!
Mir schwant, daß bald wir fertig sind.
Valleri, juchheirassa!
Mit thut nur leid mein armes Kind.
Valleri, juchhe!

2. Denn sind wir einmal fortgejagt,
Valleri, juchhe!
Kein Mensch mehr nach dem Wurm da fragt.
Valleri, juchhe!
Dann bin ich auf derselben Stell',
Valleri, juchheirassa!
Wie meine Muhme Isabell.
Valleri, juchhe!

3. Frau, was du sprichst, das ist ganz schön:
Valleri, juchhe!
Mir scheint's auch, daß wir flöten gehen,
Valleri, juchhe!
Du bist ja sonst ein pfiffig' Weib:
Valleri, juchheirassa!
Wie mach' ich's, daß ich Kaiser bleib'?
Valleri, juchhe!

4. Louis, das Keilen ist dein Fach.
Valleri, juchhe!
Wer gut keilt, der gewinnt die Sach!
Valleri, juchhe!
Mit Keile ist dein Thron gebaut.
Valleri, juchheirassa!
Den will ich sehn, der besser baut.
Valleri, juchhe!

5. Die Russen hast du ausgeschmiert,
Valleri, juchhe!
Die Oesterreicher gut tractirt;
Valleri, juchhe!
In China ging es ebenso,
Valleri, juchheirassa!
Algier, Mentana, Mexiko,
Valleri, juchhe!

6. Louis, die Preußen kaufe dir!
Valleri, juchhe!
Sie haben kein'n Respekt vor dir.
Valleri, juchhe!
Verkeilst du brav ihr Ketzernest,
Valleri, juchheirassa!
So steht der Thron für Lulu fest.
Valleri, juchhe!

7. Ja, Frau, das ist die beste Lehr'.
Valleri, juchhe!
Nun hol mir mal den Doktor her!
Valleri, juchhe!
Wenn's Stuckern ich vertragen kann,
Valleri, juchheirassa!
Fang ich den Spaß noch heute an.
Valleri, juchhe!

8. Denn was ein rechter Louis heißt,
Valleri, juchhe!
Der keilt sich, bis in's Gras er beißt.
Valleri, juchhe!
Und hau'n sie mir auf die Frisur:
Valleri, juchheirassa!
Einmal holt uns der Teufel nur.
Valleri, juchhe!

9. Der Teufel nickte still zum Gruß,
Valleri, juchhe!
Und knixte mit dem Pferdefuß:
Valleri, juchhe!
Wen bring' ich jetzt auf Frankreichs Thron?
Valleri, juchheirassa!
Denn diesen Louis hab' ich schon.
Valleri, juchhe!

10. Und fragst du, wer dies Lied gemacht:
Valleri, juchhe!
Drei Leibhusaren bei der Nacht;
Valleri, juchhe!
Die helfen alle, Mann für Mann,
Valleri, juchheirassa!
Daß *ihn* der Teufel holen kann.
Valleri, juchhe!

Es war bereits den Zeitgenossen klar, daß die spanische Thronkandidatur der Hohenzollern nur ein vorgeschobener Grund und der äußere Anlaß zum Krieg war. Einige Liederdichter begeben sich auf die Suche nach den wirklichen Gründen. Zu einem eigenartigen Ergebnis kommt der Verfasser von Nr. 266: **„Der Lügenkaiser"**. Angeblich herrscht Hungersnot in Frankreich („Wir haben nichts zu essen"), man zieht nach Deutschland, um sich hier satt zu essen, und ausgerechnet der Rheinwein soll es – neben dem bayerischen Bier – gewesen sein, der die Franzosen zum Krieg getrieben hat. Wir vermuten, daß der Verfasser sein plattes Kriegsmotiv selbst nicht ganz ernstgenommen hat, nehmen aber das Lied zum Anlaß, einen Blick auf die sozialen Zustände in Frankreich zu werfen: „Frankreich war wohlhabend geworden. Industrielle Produktion und Außenhandel hatten sich verdoppelt. Ein Netz von Eisenbahnen wurde über das Land gelegt. Die Städte – vor allem Paris – wuchsen empor. Die letzte Volkszählung hatte ergeben, daß 37,5 Millionen Frankreich bevölkerten, ein Land mit reichen natürlichen Quellen und großen Chancen für das anbrechende industrielle Zeitalter. Schon waren dessen soziale Probleme aufgeworfen. Zwischen 1852 und 1870 stiegen die Löhne eines Bergarbeiters um dreißig Prozent; im selben Zeitraum verdreifachte sich die Dividende der Bergbaugesellschaft. Um dreißig Prozent erhöhte sich der durchschnittliche Tageslohn eines Pariser Arbeiters während des Zweiten Kaiserreichs, die Lebenshaltungskosten stiegen um 45 Prozent. Präfekt Haussmann stellte fest, daß mehr als die Hälfte der Pariser Bevölkerung in einer ‚an Not grenzenden Armut' lebte".[1083]
Lied Nr. 267: **„Hat ihn schon"** sucht den Kriegsgrund dagegen ganz im familiären Bereich des Kaiserpaares und kommt damit der historischen Wahrheit – wenn auch nur in einem Teilaspekt – ein gutes Stück nahe. Ein außenpolitischer Erfolg schien geeignet, den Strukturschwächen des bonapartistischen Herrschaftssystems entgegenzuwirken. Napoleon zögerte zwar, in den Krieg einzutreten, doch konnte er sich dem plebiszitären Druck, den seine Regierung provoziert hatte, nicht mehr entziehen. Kaiserin Eugenie, die für den Krieg eintrat, berichtet aus der Rückschau:
„Zurückweichen, mit sich reden lassen, wir konnten es nicht; das ganze Land wäre wider uns aufgestanden! (...) Man beschuldigte uns ohnehin schon der Schwäche; ein fürchterliches Wort drang bis zu uns: ‚Die Kandidatur Hohenzollern ist ein sich vorbereitendes Sadowa! Seit vier Jahren schon waren unsere erbittertsten Gegner nicht müde geworden, ihn uns an den Kopf zu schleudern. Jeden Tag begannen sie mit ihrem abscheulichen Refrain; jeden Tag wühlten sie in unserer Wunde, wie man das Messer in einem Geschwür umwendet".[1084] Es waren also letztlich innenpolitische Gründe, die Napoleon III. zum Kriegseintritt bewogen. Daran knüpft der Liedverfasser an, wenn er im fiktiven Gespräch Eugenie sagen läßt: „Mir schwant, daß wir bald fertig sind". Eugenie will nicht das Schicksal der spanischen Königin Isabella erleiden, die zwei Jahre zuvor vom Thron gejagt wurde; sie erinnert ihren kaiserlichen Gemahl an die Kriegsereignisse, in die das Zweite Kaiserreich verwickelt war: an den Krimkrieg gegen Rußland (1854-1656), an den oberitalienischen Krieg gegen Österreich (1859), an Napoleons Einmischung in China beim sogenannten Lorcha-Krieg (1856-1858), an die Schlacht von Mentana (1867), wo französische Truppen Garibaldis Freischaren entgegentraten und schließlich an das mexikanische Abenteuer (1867). Außenpolitisches Engagement mithin zur innenpolitischen Ablenkung.

Personenkult (zu Anfang des 70er Jahres)

Beispiel 268
O Kaiser Napoleon, zieh nicht in den Krieg

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Maria Theresia, zieh nicht in den Krieg[1085]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 11f.

1. O Kaiser Napoleon, zieh nicht in den Krieg!
   Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
   Was nutzen Dich denn all deine Zuaven, Spahi und Turkos dazu!

2. Der König Wilhelm unser greiser Held,
   Der führt gegen Dich ganz Deutschland in's Feld.
   Hunderttausende zu Fuß und viel tausend Reiterei und Kanonen sind dabei.

3. Wann man noch bei Euch sich die Hosen flickt,
   So sind wir schon nach Frankreich gerückt,
   Und knöpft man sich bei Euch noch die Gamaschen, so sind wir Paris schon nah!

4. König Wilhelm, zieh mit Gott übern Rhein,
   Wir alle wollen ja nach Frankreich hinein,
   Dann führet uns unser Kronprinz Fritz,
   so fürchten wir den Teufel nit!

5. Ei, wer hat denn so einen feinen Verstand,
   Daß er dies schöne Liedlein erfand?
   Ein Musketier von den Siebenundachtzigern, der hat dies Liedlein erdacht!

Beispiel 269
Ein lustiges Marschlied 1870

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Wer will unter die Soldaten[1086]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 19ff.

1. Also wollen wir marschieren
   Nach der schönen Stadt Paris.
   Dorten lernen wir parlieren,
   Das ist sicher und gewiß:
   Vullé vou „Keile", Herr Mosje,
   Von die Gloire und Liberté?
   Toujours lustig, toujours froh,
   Wie der Mops im Paletot!
   Vullé vou „Keile", vullé vou?
   Filou! filou! filou! mit Hurrah!

2. Wollt ihr einen König schauen?
   Seht euch unsern Wilhelm an!
   Auf den kann man schon bauen,
   Jeder Zoll ein König und ein Mann!
   Und der Kaiser mit der Blase,
   Mit den Zöpfen an der Nase,
   Mit den kurzen, dünnen Beinen,
   Mit dem tapfern Sohn, dem kleinen!
   Haha, haha, haha, haha!
   Haha, haha, haha, mit Hurrah!

3. Und der Bismarck, Deutschlands Retter,
   Der wie eine Eiche steht,
   In dem Krieges-Donnerwetter,
   Wie ein heiliger Prophet:
   Der wird sorgen, daß die Sachen
   Sich für uns am besten machen;
   Der wird drehen es und wenden,
   Bis zum allerschönsten Enden
   Sollt' was schief gehen, ist er da,
   Unser Bismarck, mit Hurrah!

4. Wie 'ne dunkle Wetterwolke
   In dem General-Quartier
   Sitzt der kluge Vater Moltke
   Mit dem Bleistift und Papier.
   Und er sagt uns, wo wir stehen,
   Und er sagt uns, wo wir gehen,
   Und er sagt uns, wo wir reiten,
   Und er sagt uns, wo wir streiten,
   Ja, so sind wir immer da,
   Wie's der Moltke will, mit Hurrah!

5. Neben unserem Strategen
Steht der Kriegsminister Roon.
Na, der wird den Franzmann fegen,
Das wißt ihr ja Alle schon!
Und der Steinmetz mit dem Säbel
Geht durch Sonnenschein und Nebel,
Und der tapfre Bittenfeld,
Ist im Norden aufgestellt,
Mit dem Vi-Va-Vogel von Falkenstein,
Die hauen Alle drein mit Hurrah!

6. Unser Kronprinz führt die Truppen
Uns'rer tapfern Südarmee,
Und er wird den Franzmann schruppen,
Mit dem Prinzen Friedrich Karl – O weh!
Ja, die stehn am deutschen Rhein,
Mit dem Bayer im Verein;
Und die Schiffe läßt nicht 'rein
Der Vi-Va-Vogel von Falkenstein,
Der Vogel von Falkenstein mit Hurrah!

7. Also wollen wir sie hauen,
Morgen dort und heute hier!
Die weißen, rothen, blauen,
Den Turco, den Zuaven, den Zephir!
Denn wir kämpfen mit Geschützen,
Und der Kaiser braucht halt Spritzen;
Damit spritzt er, o wie dumm!
's ganz ein'ge Deutschland um!
Spritz, spritz, Herr Kaiser, spritz!
Wir niesen auf deiner Spritz mit Hurrah!

Natürlich blüht, wie zu Beginn eines jeden Krieges, der Personenkult um die eigenen Heerführer. An erster Stelle steht der „greise Held": Nr. 268: **„O Kaiser Napoleon, zieh nicht in den Krieg"**, dsgl. Nr. 269: **„Ein lustiges Marschlied"**, König Wilhelm I. von Preußen. Wilhelm war zu Beginn des Krieges bereits 73 Jahre alt. Seit 1840 war der 1797 geborene Wilhelm Prinz von Preußen Thronanwärter. Er war ein ausgemachter Liebhaber alles Militärischen und schlug 1849 die Revolution in Südwestdeutschland mit aller Entschiedenheit nieder, weswegen er im Volk „Kartätschenprinz" genannt wurde (Siehe S. 418ff.). 1858 übernahm er anstelle seines geistesgestörten Bruders als Prinzregent die Regierungsgewalt. Seit 1861 war er König von Preußen, seit 1871 Deutscher Kaiser. Er starb 1888.
Otto von Bismarck, „Deutschlands Retter" – Nr. 269: **„Ein lustiges Marschlied"**, Str. 3, geboren am 1.4.1815, gestorben 1898, war 1848/49 einer der Führer der konterrevolutionären Kräfte in Preußen, 1851-59 war er preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main, 1859-62 preußischer Gesandter in Petersburg, 1862-90 preußischer Ministerpräsident, 1867-71 Kanzler des Norddeutschen Bundes und 1871-90 Reichskanzler.
Helmuth von Moltke (1800-1891) war von 1857-88 Chef des preußischen Generalstabs – „In dem General-Quartier / Sitzt der kluge Vater Moltke" (Nr. 269, Str. 4). Unter seiner Leitung wurde der Generalstab, der vorher nur eine unbedeutende wissenschaftlich-technische Dienststelle innerhalb des Kriegsministeriums gewesen war, zu einem leistungsfähigen Planungszentrum und zum eigentlichen Führungsorgan der preußischen Armee ausgebaut. Albrecht von Roon (1803-1879), ein ultrakonservativer Militär, war von 1859-73 preußischer Kriegsminister.
Karl Friedrich von Steinmetz war der Kommandant der 1. Preußisch-deutschen Armee, die vom Raum Trier aus nach Frankreich vorstieß (siehe auch S. 489ff.). Von Karl Eberhard Herwath von Bittenfeld (1796-1884) ist uns nur bekannt, daß er 1866 militärischen Ruhm errang, als er als Führer der Elbarmee in der Schlacht bei Königgrätz den linken Flügel des Gegners zurückwarf und so entscheidend mit zum preußischen Sieg beitrug (siehe S. 477ff.). Prinz Friedrich Karl von Preußen war Befehlshaber der südlich von Mainz stationierten 2. Armee, zu der auch die süddeutschen Truppenkontingente gehörten, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Befehlshaber der 3. Armee, deren Aufmarschplatz um Landau gelegen war. Friedrich Wilhelm von Preußen – er „führt die Truppen / uns'rer tapfern Südarmee" (Nr. 269, Str. 5) – war der spätere Kaiser Friedrich II. Der anonyme Verfasser des „lustigen Marschliedes" hat sich der Melodie von „Wer will unter die Soldaten" von Friedrich Kücken aus dem Jahr 1835 bedient.[1087]

Beispiel 270

Vater Blücher

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1088]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II S. 34f.

1. Marschall Blücher in dem Himmel
   Hört ein grausiges Getümmel,
   Er sah nieder auf den Rhein:
   „Schwerenoth! Was soll das heißen?
   An die hunderttausend Preußen
   Schlag ein Donnerwetter drein!

2. Wetter auf der andern Seite,
   Bei Straßburg und in die Weite
   Sah ich die Franzosen stehn.
   Scharnhorst, gieb mir meinen Degen,
   Wollen wir dazwischen fegen,
   Soll'n die Funken fliegen sehn!"

3. Scharnhorst aber sprach: „Mit nichten,
   Dieses könn'n wir nicht verrichten,
   Weil wir jetzt im Himmel seyn.
   Aber Steinmetz und den Göben
   Und den Herwarth sah ich eben,
   Fransedy und Falkenstein".

4. Sprach darauf der alte Blücher:
   „Wenn dies ist gewiß und sicher,
   Scharnhorst, steck' den Säbel ein.
   Wo die fünf die Preußen führen,
   Werd'n sie die Franzosen schmieren,
   Grad als wenn ich's selber sey".

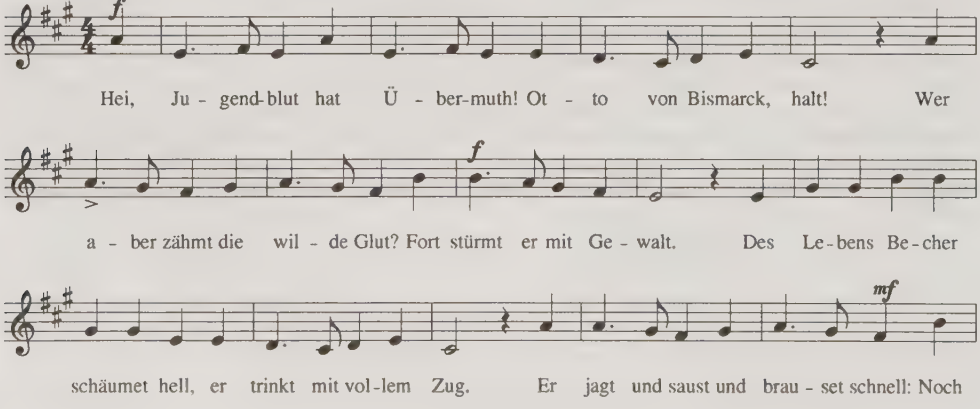
5. Und jetzt sieht er aus dem Himmel,
   Rufet in das Schlachtgetümmel:
   „Schlag ein Donnerwetter drein"!
   Preußen, hört ihr seine Stimme?
   Vater Blücher ruft im Grimme:
   „Vorwärts, vorwärts über'n Rhein"!

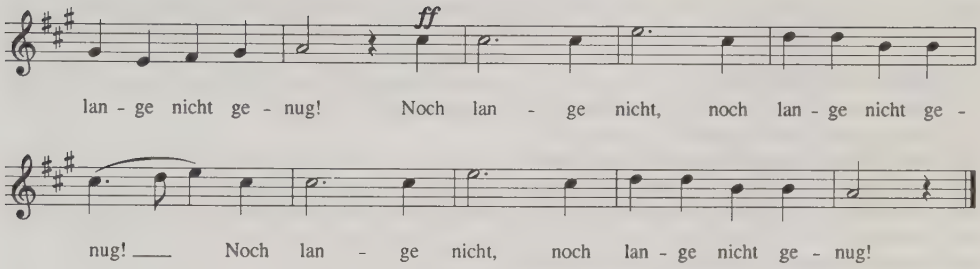
Wenn sogar die alten Helden aus der Zeit der „Befreiungskriege" gegen Napoleon I. ob der Qualität der derzeitigen Heerführer Steinmetz, Göben, Herwarth, Fransedy und Falkenstein nicht am gegenwärtigen Sieg der Preußen zweifeln können – und sie sind doch gewiß *Autoritäten* – („Wo die fünf die Preußen führen, werd'n sie die Franzosen schmieren"), wie sollte dann ein gewöhnlicher Sterblicher und Zeitgenosse des anonymen Verfassers unseres Liedes Nr. 270: **„Vater Blücher"** zweifeln können, der den Marschall Blücher und Scharnhorst bei einem fiktiven Gespräch im Himmel „belauscht" hat. Preußen hat mithin die „Geschichte" auf seiner Seite. August von Goeben (1816-1880) war kommandierender General des 8. Armeekorps, nahm unter anderem an den Schlachten bei Spichern, Gravelotte sowie Amiens teil und löste im Januar 1871 Manteuffel als Oberbefehlshaber der 1. Armee ab.

Beispiel 271

Noch lange nicht genug!
(Ein Lied vom Grafen Bismarck)

Text: Wolfgang Müller von Königswinter
Melodie: Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust





aus: Lipperheide: Lieder zum Schutz und Trutz, Teil I, S. 71ff

1. Hei, Jugendblut hat Uebermuth!
Otto von Bismarck, halt!
Wer aber zähmt die wilde Glut?
Fort stürmt er mit Gewalt.
Des Lebens Becher schäumet hell,
Er trinkt mit vollem Zug.
Er jagt und saust und brauset schnell:
Noch lange nicht genug!
Noch lange nicht, noch…

2. Doch in der Nacht, das Hirn voll Brand,
Er brütet, sinnt und denkt,
Wie er das theure Vaterland
Zu Ruhm und Ehre lenkt.
Er bauet manchen kühnen Plan
Mit hohem Geistesflug:
Und haben wir auch viel gethan,
Noch lange nicht genug!
Noch lange nicht, noch…

3. Zum Landtag ziehet er hinaus
Kühn in Entwurf und Wort.
Du hast, o Hohenzollernhaus,
Kein treuer Herz am Ort!
Der König ruft, der Ritter geht,
Ihm folget Preis und Fluch,
Wie er im Kampfe ficht und steht:
Noch lange nicht genug.
Noch lange nicht, noch…

4. Und fest und stark führt er den Staat,
Sein Wille lauter Erz,
Das Haupt so voll von List und Rath
Und offen grad das Herz.
Er schauet schärfer wie der Aar:
Allwärts Verrath und Lug!
Doch siegreich trotzt' er – ei, Gefahr?
Noch lange nicht genug!
Noch lange nicht, noch…

5. Mein Preußen in der schlimmsten Zeit
Flog dein Panier zum Sieg.
Jetzt machen sie mit Haß und Neid
Dir schlau den kleinen Krieg.
Sie zerren ab, sie zerren auf
Hinaus zum Kriegeszug!
Nach Schleswig-Holstein geht's im Lauf:
Noch lange nicht genug!
Noch lange nicht, noch…

6. Denn Oestreich gönnt dir nicht im Bund
Den Platz, der dir gebührt,
Und muß es sein, hinaus zur Stund'
Die Trommel frisch gerührt!
Bei Sadowa da ward das Reich
Erneut mit Recht und Fug.
Bei Gott, das war ein Meisterstreich!
Noch lange nicht genug!
Noch lange nicht, noch…

7. Der Franzmann stieß ins Kriegeshorn,
Laßt sehen, was er kann?
Deutschland steht auf in hellem Zorn
Bis auf den letzten Mann.
Den Korsenwolf vom morschen Thron!
Zur Hölle Tück' und Trug!
Und stürzte der Napoleon:
Noch lange nicht genug!
Noch lange nicht, noch…

8. Hei, Männermuth hat kühler Blut,
Graf Bismarck, halte Stand!
Ein Deutschland! Allwärts brennt die Glut
Ein freies Vaterland!
Der König, unser Volk und Du,
Wie Alles Schlachten schlug!
Und Sieg! Jetzt Frieden, Glück und Ruh'!
Dir Ehre, nie genug!
Dir Ehre, Dir Ehre…

Wolfgang Müller von Königswinter
NB. „Noch lange nicht genug"! ist die Devise des Hauses Bismarck.

Wolfgang Müller von Königswinter, der Verfasser von Lied Nr. 271: **„Noch lange nicht genug"**! malt eine heroische und heroisierende Biographie des nachmaligen deutschen Reichskanzlers Otto von Bismarck, die sich von seiner bewegten Jugend über seine diplomatische Laufbahn bis hin zu den deutschen „Einigungskriegen" von 1864 bis 1871 spannt. Es ist ein Lied im Stil des platten, traditionellen Herrscherlobs, das die historische Wahrheit arg verzerrt. Wir benützen die Gelegenheit, einige Schlaglichter auf die legendär gewordenen wilden Jugendjahre Bismarcks zu werden, zitieren dazu unter anderem aus den Bismarck-Biographien der Autoren Crankshaw und Kranz verweisen im übrigen auf die historische Einleitung:

„Im Jahr 1832 ging er nach Göttingen im Königreich Hannover (...) Es war verheerend. Er sollte Jura studieren, um so auf den preußischen diplomatischen Dienst vorbereitet zu sein. Aber er faulenzte herum, trank zu viel und demonstrierte seine Aufsässigkeit bis zum Exzeß durch Weibergeschichten und auffallende, grellfarbige Kleidung, die seine Körpergröße und seine Blässe noch betonte, und durch Studentenduelle, von denen er dem Vernehmen nach mindestens fünfundzwanzig ausfocht. Nach kurzem Flirt mit seinen Altersgenossen in den lauthals patriotischen Burschenschaften mit ihren nationalistischen und radikalen Ideen befand er, daß ein preußischer Junker in dieser Vereinigung nichts zu suchen habe, und trat in das exklusive und vornehme Corps Hanovera ein (...). Doch es war typisch für ihn, daß er trotz seiner Faulenzerei und obwohl er die Vorlesungen schwänzte und damit von den Gedanken einiger der berühmtesten Lehrer jener Zeit nichts mitbekam, dennoch sich so viel zu tun bequemte, daß er seine Examina bestand. Er bestand sie freilich nicht alle in Göttingen. Er verschuldete sich so hoch, daß er sich für sein letztes Universitätsjahr nach Berlin davonmachte, wo er die Universität besuchen und Geld sparen konnte, indem er zu Hause wohnte. Immer noch mied er Vorlesungen, verbrachte einen großen Teil seiner Zeit in Kreisen, die dem Hof nahestanden, nützte die Beziehungen seiner von ihm sonst gering geschätzten Mutter und verließ sich auf einen Einpauker, daß er ihn durchs Examen bringe".[1089]

Nach seinem Examen erhielt Bismarck einen Verwaltungsposten in Aachen, zog sich aber bald aufs heimatliche Gut Kniephof in Pommern zurück. „(...) so wenig er sich ums Studium gekümmert hatte, so wenig kümmerte er sich auf die Dauer um den Dienst. Aachen war damals ein Weltbad. Die internationale Gesellschaft zog ihn an, der Spielsaal und der Liebreiz schöner Frauen. Die Leidenschaft packte ihn. Einer jungen Engländerin, ‚einem Urbild englischer Schönheit', reiste er nach, verlobte sich mit ihr, ging nach Aachen gar nicht mehr zurück und bat schriftlich, ihn vorläufig zu beurlauben. Die Verlobung ging auseinander. Ihn fesselte eine andere Frau, von der er sich auch wieder löste, und dann zog ihn von neuem eine blonde und schlanke Engländerin an. Wieder kam es – immer wieder glühende Hoffnung und eisige Enttäuschung – zu einer Verlobung, wieder zu einer endgültigen Trennung. Seine Schulden in Aachen waren hoch, der Vater weigerte sich, ihn noch länger mit Geld zu unterstützen, und er war so gut wie am Ende. Er mußte die Gefälligkeit eines Bekannten, der ihm zuwider war, in Anspruch nehmen, daß ihn der in seinem Wagen zu den Eltern nach Hause fuhr. (...) Der Vater war bekümmert, die Mutter außer sich über diesen Sohn, aus dem nichts wurde. (...)". Der junge Otto „hatte gar kein Verlangen mehr, Beamter zu werden, Das ekelte ihn, wie er sagte, – was hätte er denn davon, sich fast sein ganzes Leben lang zu quälen, um schließlich Regierungspräsident mit zweitausend Talern Einkommen zu werden? Lieber wollte er in Magdeburg lernen, wie man Zucker fabriziert – dann könnten sie doch auf einem ihrer Güter eine Zuckerfabrik einrichten. (...) Dabei ging es den Eltern nicht gut, die Mutter war krank, Krebs hatte der Arzt festgestellt – die Güter brachten nicht genug ein, auch der Vater mußte Schulden machen, dafür zwölf Prozent Zinsen zahlen und noch mehr: wie sollte er dann noch Geld für seine beiden Söhne aufbringen? Es blieb nur eins: wer weder Beamter noch Offizier werden wollte, der mußte auf die ‚Klitsche' gehen, ein Gut übernehmen, ‚Stoppelhopser' werden und sehen, wie er da zurechtkam. So geschah es auch. Der ältere Sohn wurde Beamter und Landrat, der jüngere diente seine Militärzeit ab und erlernte die Landwirtschaft. Er war vierundzwanzig, als die Mutter starb, voller Kummer, daß ihre Söhne nicht gehalten hatten, was sie sich von ihnen versprochen hatte. Er war dreißig, als der Vater starb und ihm der Stammsitz Schönhausen zufiel.

Da saß er nun in dem alten Haus, mit einigen dreißig Zimmern, wovon zwei möbliert sind mit prächtigen Damasttapeten, deren Farbe an wenigen Fetzen noch zu erkennen ist, Ratten in Massen, Kamine, in denen der Wind heult, kurz in meiner Väter altem Schloß, wo sich alles vereint, was geeignet ist, einen tüchtigen Spleen zu unterhalten'. Und wenn man das englische Wort mit ‚sonderbarem Verhalten' richtig übersetzt, dann traf es den Sachverhalt, denn dieser Junggeselle und Rittergutsbesitzer benahm sich wirklich recht sonderbar. Das Gut zwar bewirtschaftete er vorzüglich; er hatte schon ein Rittergut in Pommern, das abgewirtschaftet war, wieder hochgebracht. Wie Don Quijote in seiner verfallenen Ritterburg dereinst Buch um Buch gelesen hatte, so saß er und las und las. Er las, was er unter den alten Schweinslederbänden, die sich im Hause fanden, nur an Interessantem fand – er las den großen Spötter Voltaire, der die Lehren den Kirche verhöhnte und den Gottesglauben nur aus der Notwendigkeit ableitete, einen Ursprung für eine moralische Ordnung zu haben. Er las Spinoza, für den Gott und Natur eins waren, womit die Existenz eines jenseitigen Gottes bestritten war. Er las in den Schriften Bruno Bauers, eines Theologen und Historikers, dem wegen seiner kritischen Ausführungen über die Evangelien die Lehrerlaubnis entzogen war, er blätterte in den Werken Ludwig Feuerbachs, dessen Auffassungen die philosophischen Grundlagen für die Theorien der Sozialisten Karl Marx und Friedrich Engels wurden, er las David Friedrich Strauss, dessen kritische Darstellungen des Lebens Jesu und der kirchlichen Dogmen die Zeit erregten. Immer wieder las er Goethes ‚Faust', er las Schiller und Dichter seiner Zeit wie Lenau und Rückert, Uhland und Heine. Er schwelgte in den berauschenden Versen Byrons, er lebte mit den dämonischen Gestalten der Königsdramen Shakespeares. Er las nicht etwa in einer Art Betäubung, sondern mit höchst wachem Verstand und einer erstaunlichen Fähigkeit, das, was ihn ansprach, für immer zu behal-

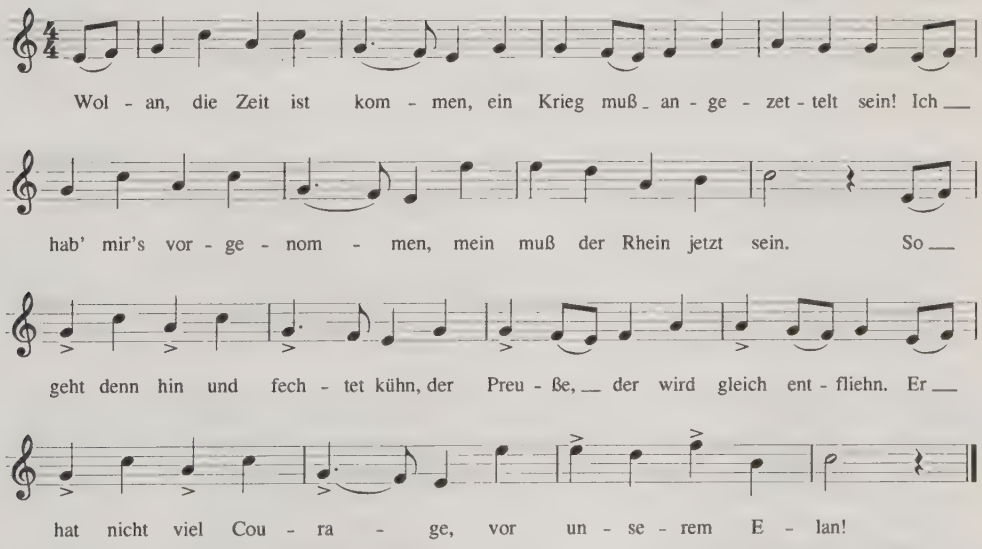
ten, so daß es ihm jederzeit gegenwärtig war, und so las er auch die großen geschichtlichen Werke. Dann aber warf er das Buch fort, raste in wilden gefährlichen Ritten durch die Nacht, stürzte und fand sich, als das Bewußtsein wiederkehrte, im Wald liegen, während sein Pferd ihn beschnupperte. Auf der Entenjagd hatte er Sekt und den geliebten Shakespeare mit ihm Boot. Mit beiden vertrieb er sich die Zeit, bis die Wildvögel kamen. Gäste des Hauses wurden mit ‚Kriegsbowle' bewirtet, einem Gemisch aus Champagner und schwerstem englischem Bier. (...) Er trieb es so weit, daß er für die Bauern zu einer gespenstischen Gestalt wurde. Hatten sie vordem schon gefragt: ‚Use arme junge Hehr – wat mak em wull sind'?, so erzählten sie sich nun Schauergeschichten, (...) und einer seiner Bekannten äußerte über ihn: ‚Ein höllischer Kerl – wo will er nur hinaus'? Er selbst aber sagte über sich: ‚So treibe ich willenlos auf dem Strom des Lebens ohne anderes Steuer als die Neigung des Augenblicks, und es ist mir ziemlich gleichgültig, wo er mich ans Land wirft'".[1090]

„‚Der tolle Bismarck' wurde er genannt, und all die beliebten Anekdoten – Verführung und Schändung von Dorfmädchen, die rücksichtslosen Mondscheinritte über die Kornfelder der Nachbarn, der losgelassene Fuchs im Ankleidezimmer einer Dame, der Pistolenschuß durchs Schlafzimmerfenster, mit dem der Freund aufgeweckt wurde – scheinen der Legende von einem unverantwortlichen jungen Mann Nahrung zu geben, der aus Langeweile und Enttäuschung, weil er seinen Weg nicht gemacht hat, zur Verzweiflung getrieben wurde. Ich halte diese Auffassung[1091] für falsch. Natürlich ist immer etwas Wahres an solchen Geschichten. Der junge Baron war offensichtlich von denselben wilden und unhaltbaren Energien getrieben, die seine Universitätszeit bestimmten. Doch wie er seine lärmende Kraftprotzerei in Göttingen und seinen Müßiggang in Berlin so weit trieb, daß sie seine Examina gefährdeten, so entwickelte er sich jetzt unter der Oberfläche eines draufgängerischen, trinkfesten, rohen Landadeligen (was gewiß eher eine theatralische Form des Dampfablassens war als die Suche nach verlorener Seele nach einem Ausweg) zu einem fähigen Landwirt und Gutsherrn".[1092]

Beispiel 272

Napoleon und Bismarck

Text: Anonym, 1870
Melodie: Wolan, die Zeit ist kommen



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder und volkstümliche Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I, S. 4f

Napoleon

1. Wolan, die Zeit ist kommen,
Ein Krieg muß angezettelt sein!
Ich hab mir's vorgenommen,
Mein muß der Rhein jetzt sein.
So geht denn hin und fechtet kühn,
Der Preuße, der wird gleich entfliehn,
Er hat nicht viel Courage
Vor unserem Elan!

2. Ich setz' mich selbst auf's Pferd'chen,
Und nehm den Lulu mit einmal
Und schwör bei meinem Bärtchen:
Das wird ein General!
So geht denn hin und fechtet kühn,
Der Preuße der wird gleich entfliehn,
Er hat nicht viel Courage,
Flieht vor uns überall.

Bismarck

3. Du glaubst, du seist der Schlauste
Wol in der ganzen Welt, Welt, Welt,
Ich lauf vor deiner Fauste?
Da ist es weit gefehlt!
Geh du nur hin, du kriegst dein Theil!
Ich führ dich nur am Narrenseil –
Du wirst es bald erleben,
Daß du bist arg geprellt.

4. In meines Königs Garten
Da wächst ein starker Kriegerchor,
Die lassen nicht lang warten,
Und hau'n dich über's Ohr.
Geh du nur hin, du kriegst dein Theil!
Ich führ dich nur am Narrenseil,
Du wirst labeth noch werden,
ich hab die Matador.

Napoleon

5. Dein Witz, den kannst du sparen,
Ich werde stets der Sieger sein;
Thu du nach Hause fahren,
Her muß zu mir der Rhein!
Geht ihr nur hin, meine Leut'
Und würgt und mordet ungescheut –
In Deutschland sollt ihr hausen,
Macht, daß ihr kommt hinein!

Bismarck

6. O denkst, ich werd mich bücken?
O nein! ich hab es nicht im Sinn,
Du aber wirst dich drücken,
Sammt deinen Turkos drin,
Fort, geh nur aus, du kriegst dein Theil!
Wirst kommen schon in rechter Eil,
Du kriegst, Napoleone,
Den Teufel zum Gewinn.

Nr. 272: **„Napoleon und Bismarck"** ist wieder einmal ein Beispiel für ein Rollenlied, in welchem sich die Gegner, hier der französische Kaiser und der preußische Ministerpräsident, schon vor der eigentlichen Auseinandersetzung gegenseitig Angst machen, das heißt den Schneid abkaufen wollen. Realiter trafen Bismarck und Napoleon III. erst wieder am 2. September 1870, nach dem Sieg der deutschen Truppen bei Sedan und der dortigen Kapitulation Napoleons wieder aufeinander.

Beispiel 273
Vater Moltke

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Guter Mond, du gehst so stille[1093]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthml. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 172f.

1. Vater Moltke geht so stille
Unter Pulverwolken hin,
Doch es hat des Königs Wille
Ihm ein hohes Amt verliehn.
Wenn die Stern am Himmel stehen
Ueber heiß erkämpftem Feld,
Kann man ihn noch sitzen sehen
Bei dem Licht im kleinen Zelt.

2. Frankreichs Karte auf den Knieen
Schaut der alte Degen an,
Läßt im Geist vorüberziehen
Seinen wunderbaren Plan.
Moltke schauet kühn und milde
Auf die rothen Linien hin,
Die durch Lothringens Gefilde
Nach Sedan hinüberziehn.

3. Wie zu feingeschlung'nen Netzen
Schließen sich die Linien dort;
Nach strategischen Gesetzen
War's der fest bestimmte Ort,
Um den Erbfeind rings zu fassen,
Und dem Kaiser bot man Schach,[1094]
Daß sein Heer in wilden Massen
In sich selbst zusammenbrach.

4. An der Zeltwand die Tabelle
Zeigt dem Eingeweihten klar,
Wie bis zu der fünften Stelle
Dieser Bruch berechnet war.
Mac Mahon im dunklen Drange
Manoevrierte voll Genie,
Aber Moltke hielt schon lange
Ihn am Seil der Strategie.

5. Läßt ihn seine Sprünge machen,
Bis er endlich zum Beschluß
Selber in des Feindes Rachen
Seine Heere führen muß.
Rothe Linien ziehen weiter,
Schlingen sich um ganz Paris:
Viermalhunderttausend Streiter
Rings umher bedeutet dies.

6. Was er jetzt noch meditiret,
Wird ein stolz Finale sein,
Bald nach Moltke's Takt marschieret
In Paris der Deutsche ein.
Hinter seinem König reitet
Moltke still durch Babels Thor,
Und Germania selber schreitet
Mit dem blut'gen Banner vor.

Nr. 273: **„Vater Moltke“** nimmt insofern eine Sonderstellung in unserer Sammlung ein, als hier einmal nicht der kühne Recke auf dem Felde, sondern der Stratege im Hintergrund, der Planer der deutschen Feldzüge am grünen Tisch gepriesen wird. Dabei hebt der anonyme Lieddichter mehrfach die sprichwörtliche Bescheidenheit des eher unauffälligen Helmuth von Moltke hervor, der immerhin von 1857 bis 1888 Chef des preußischen, ab 1870 deutschen Generalstabs war und diesen zum eigentlichen Planungszentrum, zum eigentlichen Führungsorgan der preußisch-deutschen Armee ausbaute.
Franz Herre schildert Moltke so: „Moltke war ein Schreibtischgeneral, Denker und Rechner, Stratege und Organisator. Er ging – wie ein Gelehrter – etwas gebückt; seine Stirn war zerfurcht, und die zusammengekniffenen Lippen glichen dem Bilanzstrich unter einem Mobilmachungsplan. ‚Leidenschaftliche Ergüsse, auch wenn sie aus patriotischen Gefühlen fließen, erreichen nicht das Ziel aller geschichtlichen Forschung – die Wahrheit‘. So lauteten seine eigenen Richtlinien für eine kriegsgeschichtliche Darstellung. Über alle Maße rühmten die Zeitgenossen sein schlichtes und bescheidenes Wesen, seine Selbstlosigkeit und Hingabe an die vaterländische Sache. Moltke erschien als die Verkörperung des preußischen Idealtyps, den Fontane zeichnete: mit griechischer Seele, altfritzischem Geist und märkischem Charakter. 1858 war er Chef des Großen Generalstabes geworden. Er prägte ihn nach seinem Vorbild. Ein Elitekorps entstand, das nach den Siegen von 1864 und 1866 überall gerühmt wurde“.[1095]
Trotz allem berechtigten Lobes des strategischen Genies Moltkes darf man nicht außer acht lassen, daß viele der Schlachten des Krieges von 1870/71 sich ganz anders als eigentlich vorausgeplant entwickelten, und daß es – neben der oftmaligen zahlenmäßigen Überlegenheit der deutschen Truppen – nur zu oft das Glück war, das für den günstigen Ausgang entscheidend war. So machten diverse Alleingänge militärischer Unterführer oftmals einen dicken Strich durch die Pläne Moltkes, etwa bei Saarbrücken und Spichern, Colombey, Nouilly sowie Gravelotte und St. Privat. Was die Schlacht bei Sedan anbelangt, waren es vor allem politische Überlegungen, die den französischen Generalstab dazu bewogen, eine Vereinigung der beiden französischen Armeen zu befehlen, obwohl von der militärischen Lage her ein Rückzug der Armee Mac Mahons in die französische Hauptstadt viel eher geboten gewesen wäre. So aber kamen die Franzosen den Plänen Moltkes entgegen (Siehe auch S. 493f.)

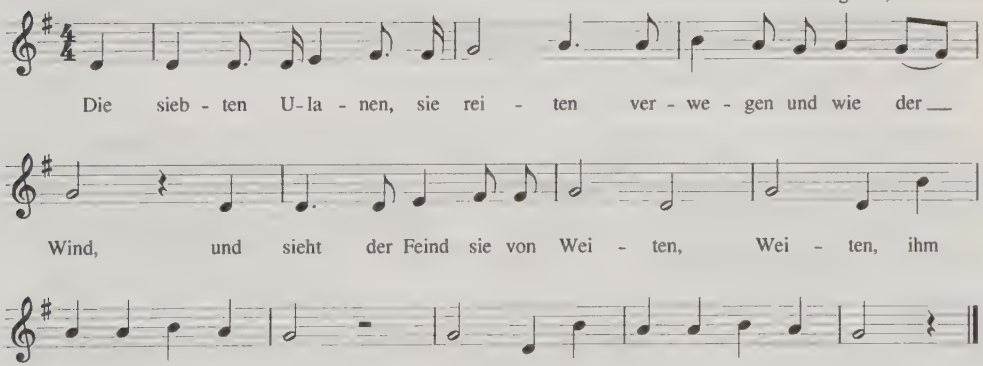
Kriegerische Ereignisse der Jahre 1870/1871

Saarbrücken

Beispiel 274

Die Garnison von Saarbrücken

Text: Anonym, vermutlich Juli 1870
Melodie: vermutlich "Die blauen Dragoner, die reiten"



aus: Ditfurth: Historische Volkslieder und volkstümliche Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I, S. 44

1. Die 7ten Ulanen, sie reiten
Verwegen und wie der Wind,
Und sieht der Feind sie von Weiten,
Ihm schon das Blut gerinnt.

2. Daneben die Füsiliere
Vom 40ten Regiment,
Sie geben dem Franzmann Klystiere,
Die „Teufel“ der Franzmann sie nennt.

3. Und zeigen sich eure Lanzen,
Ihr 7ten Ulanen dem Feind,
Dann kann er den Cancan tanzen,
Wie er es immer gemeint.

4. Und richten die 40ger Büchsen
Sich auf den Chassepot-pot,
Wie kann der Franzmann da knixen,
Sein Muth ist halter nur Stroh.

5. Drum frisch jetzt über die Grenze,
Mit Büchse und mit Spieß,
Holt euch die Lorbeerkränze
Im Seine-Babel, Paris!

Lied 274: **„Die Garnison von Saarbrücken"** dürfte unmittelbar vor Beginn des Feldzuges entstanden sein. Wir setzen es in den Juli 1870, möglicherweise ist die französische Kriegserklärung (19. Juli 1870) schon erfolgt. Die Kampfhandlungen haben noch nicht begonnen, von der Besetzung Saarbrückens (2. August 1870) ist noch nicht die Rede. Thematisch gehört das Lied in die Reihe der Regimentslieder. Im speziellen Fall erscheinen hier – mit dem gehörigen Selbstlob versehen – zwei Regimenter: das Ulanenregiment Großherzog Friedrich von Baden Nr. 7, das „Rheinische", und das Füsilier-Regiment Nr. 40, das spätere 8. Rheinische Infanterieregiment Nr. 70. Beide waren in Saarbrücken stationiert.
Wir haben dem Text die Melodie des Liedes „Die blauen Dragoner, die reiten" unterlegt, welches ebenfalls im Sommer 1870 entstand. „In jenem Juli also, an einem heißen Tag, marschierte eine Schwadron Dragoner vom 2. Gardedragonerregiment in ihre Unterkunft zurück. Eine Staubwolke stand über der marschierenden Kolonne. Der Schweiß lief den Männern in Strömen herunter, es waren nur noch wenige Schritte bis zum ersehnten Ruf: ‚Weggetreten'! Dann saßen sie auf den hölzernen Böcken in den Stuben und zogen sich gegenseitig die Stiefel aus. Die Fußlappen waren blutgetränkt und die Blasen schmerzten. ‚Ein saumäßiger Dienst', fluchten sie laut und vernehmlich. Nur einer fluchte nicht: Otto Wegener, ein lustiger, fröhlicher Kerl, stets zu Späßen aufgelegt. Er holte seinen Mundhobel hervor und blies eine zackige Melodie. ‚Du bist wohl ganz verrückt'! rief einer. ‚Du spürst deine Knochen wohl überhaupt nicht'! ‚Wollen wir denn alle Trübsal blasen'? gab Otto Wegener zurück. ‚Dann spiel doch mal ein lustiges Lied über die müden blauen Dragoner'! Otto Wegener sah ihn kurz an, der Spott blitzte aus seinen Augen. ‚Ist gut', sagte er, brummt ein wenig vor sich hin und begann dann mit tiefer Stimme:

‚Die blauen Dragoner, die reiten / mit klingendem Spiel durch das Tor…'

Ein donnerndes Hohngelächter erschütterte den Raum. ‚Mit klingendem Spiel'! schrie einer. ‚Das ist gut! Warum läßt du nicht gleich die Königsfanfaren blasen'! Otto Wegener grinste, und dann sang er:

‚Fanfaren sie begleiten / hell zu den Hügeln empor'!

Die Kameraden wollten sich ausschütten vor Lachen. Am Abend sangen die Dragoner „ihr Lied" und begossen es tüchtig mit Kartoffelschnaps. Die Stimmung schäumte über. Jeder wollte einen Vers beisteuern, aber jede neue Zeile übertraf die vorhergegangene an Derbheit und gemeinem Spott. Nur Otto Wegener brachte noch eine halbwegs passable zweite Strophe zusammen:

‚Die blauen Dragoner, die schlafen / mit Komtessen im seidenen Bett;
saufen mit reichen Grafen / allezeit um die Wett'!

Es wurde eine schicksalsschwere Nacht, denn die betrunkenen Dragoner hatten noch nicht einmal Zeit gehabt, ihre Strohsäcke aufzusuchen, da schrie der Wachtmeister vom Dienst: ‚Schwadron fertigmachen zum Ausrücken. Die Franzosen haben uns den Krieg erklärt'! Und so, wie sie waren, mit struppigen Bärten, wirrem Haar und brummenden Schädeln, zogen die blauen Dragoner in den Krieg. Es war vier Uhr morgens, am 20. Juli 1870. Das Singen ist den Dragonern bald vergangen; nur Otto Wegener, der Spaßvogel, sang manchmal, wenn sie absaßen und die Gäule führten, um sie zu schonen: ‚Die blauen Dragoner, die reiten…'".[1096]

Nachtrag
Otto Wegener, der „blaue Dragoner" wurde bei Mars-la-Tour schwer verwundet, man hätte ihn beinahe für tot liegen lassen. Im Feldlazarett muß ihm ein Bein amputiert werden. Monate später humpelte er an zwei hölzernen Krücken in sein Dorf zurück. Dabei hatte er noch großes Glück gehabt, denn an dem einen Tag der Schlacht bei Mars-la-Tour starben 16.000 französische und 15.000 deutsche Soldaten.
Am Tag der Einweihung des Denkmals für die Toten des deutsch-französischen Krieges 1870/71 in seinem Heimatdorf weigert sich Wegener, sein Lied von den „blauen Dragonern" zu singen. Der Lehrer erbittet jedoch Text und Melodie von ihm, die Frau Pastor dichtet noch ein paar Strophen hinzu, und so fand das Lied dennoch Verbreitung. Es wurde zunächst ein Lied für Frauenchöre und tauchte bald in den Liederbüchern für Frauenchöre auf, zwei-, drei- und vierstimmig. Nach dem Ersten Weltkrieg eroberten die „Die blauen Dragoner" auch zahlreiche Liederbücher der bündischen Jugend und auch der Zweite Weltkrieg hat das Lied keineswegs zum Verstummen gebracht.

Beispiel 275

Wie Napoleon Saarbrücken nahm (2.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1097]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthml. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 36f.

1. Schnapphahn Bonapart der Dritte
Denket: Ei, die Kriegsvisite
Bei den Deutschen wird mir schwer,
Steh'n in Waffen an die Zähne,
Drum 'nen Coup, ja, eine Scene,
Für Paris, mit meinem Heer!

2. Schnüffelnd mit der krummen Nase
Hält, sammt der Gen'ralstabsblase,
Kriegsrath er im alten Metz;
Da kommt ein Spion gelaufen –
Welch ein Pusten, Prusten, Schnaufen!
Und nun endet das Geschwätz.

3. „En avant! Ja bei Saarbrucken
Wollen wir hinüberrucken
Wenig Volk und offne Stadt.
Siebenhundertfunfzig Preußen
Stehen dort, die wir zerreißen,
Die Affaire gehet glatt".

4. Und er sammelt dreißigtausend
Fußsoldaten? 's folgen sausend
Reiterregimenter drei,
Der Kanonen sechsunddreißig,
Und die Mitrailleusen sechsunddreißig,
Spritzenkugeln auch dabei.

5. Nach drei Stunden Manövrieren
Sieht er endlich retirieren
Siebenhundertfunfzig Mann.
Große Nation, ohne Zweifel!
Und er grinset wie der Teufel,
Schreibet an Eugenien dann:

6. „Großer Sieg, Saarbruck genommen,
Luluchen ward mitgenommen,
Und im Feuer heut getauft;
Hinterm Schuß sehr viel Kourage!
Hat bei Knechten der Bagage
Feindeskugeln sich gekauft.

7. „Auch die erste Mitrailleuse
Orgelt er mirakuleuse,
Traf zwar nicht, Schreckschüsse sind's.
Muß ihn früh den Blutdurst lehren
Und wir nennen ihn mit Ehren
Jetzt den Mitrailleusen-Prinz.

8. Jetzt Paris nur allarmieret,
Kanoniert, illuminieret!
Ha! ich seh' nur Brand und Blut"!
Warte, Corsenwolf, wir taufen
Dich und deine Schergenhaufen
Bald in deutsche Feuergluth!

Worterklärung
Schnapphahn = veraltet für Raubritter, Wegelagerer

Beispiel 276

Saarbrücken

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus[1098]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil 2 S. 41ff.

1. Sie setzten Napoleon auf sein Pferd. Hurrah!
Das machte dem Kaiser viel Beschwerd! Hurrah!
Und auch der Loulou war mit dabei,
Auf daß die Gloire vollkommen sey.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Der Louis ist nun da.

2. Saarbrücken die große Festungsstadt – O je!
Ihn lange schon weidlich geärgert hat, O je!
Der wollt er jetzt zeigen die große Schlacht,
Wie die „Grande-Nation" Gloire sich macht.
O je, o je, o je!
Thät's Reiten nur nicht so weh!

3. Er hielt auf dem Berge in sicherer Hut. So so!
Er dreht sich den Schnauzbart in grimmiger Wuth. So so!
Und Dreißigtausend marschierten voran,
Er führte sie alle von hinten an –
So so! So so! So so!
Mit ihren Chassepots.

4. Nur seine famose Kugelspritz', Ei ei!
Die hat er vergessen in großer Hitz', Ei ei"
Doch dreiundzwanzig Kanonen sind da:
„Wir siegen und Loulou schreibt's der Mama".
Ei ei! Ei ei! Ei ei!
Das giebt ein groß Geschrei.

5. Und bis sie geschossen das Nest in Brand – Ja ja!
Das Häuflein Deutsche, sie hielten Stand. Ja ja!
Darauf rückte nun ein die Grande-Nation,
Der Louis, er telegraphirte schon:
„Ja ja! Ja ja! Ja ja!
Die alte Gloire ist da"!

6. In Paris aber noch in selbiger Nacht – Eh bien!
Las man an den Ecken: *„Die große Schlacht"*! Eh bien!
Des freute die Grande-Nation sich sehr;
Die Jungen schrie'n mörderisch: *„Vive l'Empereur"!*
Eh bien! Eh bien! Eh bien!...
Wenn's immer so leicht nur geläng!

Beispiel 277
Lied der Vierziger bei Saarbrücken

Worte: Anonym, nach dem 4. August 1870 / Melodie: Prinz Eugenius der edle Ritter[1099]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 39f.

1. Frau Eugenie, die span'sche Fliege,
Wollt dem Kaiser wied'rum bringen
Land und Leut am schönen Rhein.
Sie setzt ihm in's Ohr viel Mucken,
Daß er zog bis vor Saarbrucken
Mit Lulu, dem Söhnelein.

2. Und Saarbrucken ward beschossen
Von dem Kaiser der Franzosen,
O, welch' große Heldenthat!
Drei französ' Divisionen,
Sechsunddreißig Ka-Kanonen
Feuern auf die offne Stadt.

3. Dieses – und es ist nicht ohne –
Nennt der dritte Napoleone
Seine große Mission.
Er bringt durch das Sengen, Morden,
Seiner afrikan'schen Horden
Uns die Civilisation.

4. Wahrlich, unter der Kanone
Ist die Civilisatione
Die der Schuft uns importiert.
Sie dankt Gott auf ihren Knieen,
Daß drei deutsche Compagnien
Seine Bande hab'n geniert.

5. Lulu hatt' denn auch die Ehre,
Daß vor Papa's ganzem Heere
Er gefeuertaufet wurd'.
Daß sein Hos', wie wird gesprochen,
Drauf nicht nach Parfüm gerochen,
Scheint uns gar nicht so absurd.

6. Doch, hurrah! Es ist die Scharte,
Die uns schlug der Bonaparte,
Ausgewetzt bei Weißenburg.
Deutsche, unter Kronprinz Fritze,
Pfeifen auf die Kugelspritze,
Hauten die Franzosen durch.

7. Bald von unsern deutschen Helden
Wird man Weiteres noch melden
Dem Cujon Napoleon.
Fluch dem kaiserlichen Strolchen,
Pfui! dem Pack, das einem solchen
Buben gab die Kaiserkron!

Worterklärungen
span'sche Fliege = eine Blasenkäferart, Lytta vesicatoria. Gemeint ist hier die 1826 als Tochter des spanischen Grafen Montijo in Granada geborene Kaiserin Eugénie. Indem Eugénie als span'sche Fliege bezeichnet wird, soll – in Erinnerung an eine andere „span'sche Fliege", nämlich Lola Montez', der Mätresse Ludwigs I. von Bayern – auch die Moral der französischen Kaiserin in Frage gestellt werden / Cujon = Schuft, Schelm

Beispiel 278
Die Wacht von Saarbrücken

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Krieges-Lieder aus fünf Jahrhunderten, S. 355f., Nr. 159

1. Der Kaiser lächelt siegesfroh:
Auf Forbachs Feldern blitzen
Die vierzigtausend Chassepots
Und die neuen Kugelspritzen.
Hier faßt er mit der Eisenhand
Das wehrlos offne deutsche Land
„Halt"! tritt Major von Pestel an,
„Die Grenze hier
Bewachen wir neunhundert Mann,
Ulan und Füsilier!

2. Ein Pestel macht nicht früher kehrt
Vor deinen Mitrailleusen,
Bis Deutschland in die Rüstung fährt
Und kommt, ihn abzulösen".
Hoch vor Saarbrücken hält er Wacht,
Und wehrt die Grenzen Tag und Nacht.
Und zwölfmal bricht das Frühlicht an
Und trifft sie hier
Auf treuer Wacht, neunhundert Mann,
Ulan und Füsilier.

3. Sie schwärmen in das welsche Land,
Der Feindesmacht im Rücken,
Sie fangen die mit kecker Hand,
Und brechen Damm und Brücken,
Und sperren Weg und Eisenbahn;
Das freut den Pestel: „Brav, Ulan.
Sie fangen uns zu fürchten an,
Die wittern hier
Ein Heer von zwanzigtausend Mann,
Ulan und Füsilier".

4. Am zweiten Tag im Mond August
Beginnt das Kriegsgetöse.
Da zielt hin nach der deutschen Brust
Die erste Mitrailleuse.
Da ruft der brave Pestel laut:
„Nun, Leute, lustig aufgeschaut!
Und greifen Vierzigtausend an,
Dann weichen wir.
Sonst hält Saarbrücken wie ein Mann
Ulan und Füsilier".

5. Saarbrücken halten sie im Kampf
Drei Stunden fest in Händen.
Herr Frossard muß im Pulverdampf
Die Vierzigtausend senden;
Und Pestel sieht das Heer und lacht:
„Die stören nicht, was wir vollbracht,
Ganz Deutschland zog die Rüstung an,
Und weichen wir,
Der Schild war't ihr neunhundert Mann,
Ulan und Füsilier".

Beispiel 279
Die Feuertaufe

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Ein Jäger aus Kurpfalz[1100]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 42f.

1. Das ist der Wifflampröhr,
Der schreckliche Napoleon,
Er reitet bös daher
Mit der Euschönia Sohn.
Jaju, jajoh,
Ja lustig ist die Kugelspritz',
Und auch der Schassepoh!

2. Er fragt den Herrn Frossar:
Wo ist die Gegend säuberlich,
Und auch nicht kein' Gefahr,
Wo ist der Schnepfenstrich?
Jaju, jajoh,
Ja lustig ist die Mitraljös,
Und auch der Schassepoh!

3. Das Lulu fürcht sich sehr,
Er schlupft dem Papa in den Frack;
Das ganze Turkosheer
Rückt an mit Sack und Pack.
Jaju, jajoh,
Ja lustig ist die Mitraljös,
Und auch der Schassepoh!

4. Da kriegt der Prinz Kurasch,
Er brennt den Hinterlader los,
Grad in die Belletasch;
Der Alte ruft: Famos!
Jajuh, jajoh,
Ja lustig ist die Kugelspritz',
Und auch der Schassepoh!

5. Jetzt aber kommt der Preuß',
Jetzt kommt der Bayer himmelblau,
Dem Turko juckt der Steiß,
Gebläut auf grüner – Au.
Jajuh, jajoh!
Ja lustig ist die Mitraljös,
Und auch der Schassepoh!

6. Da kriegt der Wifflampröhr
Ein Watz, dann aber's Buckelweh,
Er giebt den Sarras her,
Und rutscht nach Wilhelmshöh!
Jajuh, jajoh!
Ja lustig ist die Kugelspritz,
Und auch der Schassepot!

Worterklärungen
Wifflampröhr = Vive l'Empereur (frz.): Es lebe der Kaiser / Belletasch = belle étage; frz.; der erste Stock; gemeint ist hier wohl „in die Luft" / Watz = Schneid, Mut / Sarras = Säbel / Wilhelmshöh = Napoleons Gefängnis bei Kassel nach seiner Gefangennahme in Sedan

Das Gefecht bei Saarbrücken am 2. August 1870 war an sich nur ein unbedeutendes Vorgeplänkel des Krieges, ein „einander Abtasten". Um die Ungeduld in Paris zu beschwichtigen, hatte Napoleon eine Operation gegen das ein paar Kilometer jenseits der Grenze gelegene Saarbrücken beschlossen, das nur von einer kleinen Garnison verteidigt wurde, eben dem bereits erwähnten Ulanenregiment Großherzog Friedrich von Baden Nr. 7 und dem Füsilier-Regiment Nr. 40. Am 2. August wurde diese Aktion von General Frossard, der sie auch vorgeschlagen hatte, mit einem übertriebenen Aufwand durchgeführt. Drei Armeekorps setzten sich gegen ein Bataillon preußischer Infanterie und einige Schwadronen Ulanen in Bewegung, und es gelang ihnen auch unschwer, die Stadt zu besetzen, obwohl die Preußen sie erst nach mehreren Stunden erbitterter Gegenwehr räumten. Da es sich ja nur um ein Demonstrationsunternehmen handelte, stellten die Franzosen daraufhin den Vormarsch ein, was sich im Nachhinein als schwerer Fehler herausstellen sollte. Wäre Frossard weitermarschiert, hätte er möglicherweise die ungünstig aufgestellte und zahlenmäßig unterlegene 1. Armee schlagen können. Dies hätte – abgesehen vom militärischen Erfolg – zu einer Demotivierung der deutschen Truppen und mithin möglicherweise zu einem anderen Kriegsverlauf führen können. So aber blieb, trotz des Erfolges, Saarbrücken ein nutzloses Scharmützel. Nichtsdestoweniger wurde es in den Heeresberichten der Franzosen zum großen Sieg aufgebauscht.
Es verwundert ein wenig, daß das für die Deutschen verlorene Gefecht einen starken Niederschlag im Lied gefunden hat, da es doch üblicherweise die Siege sind, die besungen werden.[1101] Ein Grund dafür mag in der Freude und Erleichterung der Deutschen darüber liegen, daß die Franzosen einen weitergehenden militärischen Erfolg durch ihr Anhalten verspielten, sodas die deutschen Truppen Zeit und Gelegenheit fanden, sich für die weiteren Kämpfe günstiger zu positionieren. Insofern war der hinhaltende Kampf für die preußischen Truppen unter dem Kommando des Major von Pestel doch ein voller Erfolg gewesen, wie dies etwa auch im Lied Nr. 278: **„Die Wacht von Saarbrücken"** recht schön zum Ausdruck gebracht wird (Str. 5). Sicher sind die anderen vier zitierten Lieder – Nr. 275 **„Wie Napoleon Saarbrücken nahm"**, Nr. 276: **„Saarbrücken"**, Nr. 277: **„Lied der Vierziger bei Saarbrücken"** sowie Nr. 279: **„Die Feuertaufe"** – außerdem nicht schon während des oder unmittelbar nach dem Kampf entstanden, sondern bereits in Kenntnis des Sieges von Weißenburg beziehungsweise noch später. Und hieraus ergab sich die Möglichkeit der ironischen Verarbeitung der eigenen Niederlage, die Napoleons erster und einziger Sieg bleiben sollte. Gerade die Bedeutungslosigkeit dieses französischen Sieges und, mehr noch, die Tatsache, daß er mit zahlenmäßig stark überlegenen Kräften errungen wurde, gehen als ironischer Spott in die „Saarbrücken-Lieder" ein: „Große Nation, ohne Zweifel" – „Großer Sieg" – „Die alte Gloire ist da" – „Die große Schlacht" – „O, welch' große Heldenthat". Es fällt auf, daß in den letztgenannten vier Liedern Napoleons Sohn Eugène Louis Napoleon, genannt Lulu, Zielscheibe des Spottes ist. Der damals 14jährige Kronprinz begleitete in Leutnantsuniform den Vater, nahm am Gefecht teil und wurde – wohl auch in bewußter Anknüpfung an die Artilleristentradition Napoleons I. – auch in der Bedienung von Geschützen unterrichtet. Napoleon III. schickte der in Saint-Cloud zurückgebliebenen Kaiserin in väterlichem Stolz ein Telegramm, das sie unklugerweise auch noch veröffentlichen läßt:
„Louis hat eine Flintenkugel, die zu seinen Füßen niedergefallen war, aufgehoben und aufbewahrt. Einige Männer weinten, als sie ihn so ruhig sahen".[1102] Paris, das ohnehin der kaiserlichen Familie nicht gewogen war, lachte; das Ausland lachte noch mehr, wie die Lieder beweisen. Lied Nr. 276: **„Saarbrücken"** enthält in der ersten Strophe eine Anspielung auf Napoleons Krankheit („Sie setzten Napoleon auf sein Pferd (...) Das machte dem Kaiser viel Beschwerd"). Am 1. Juli war der Kaiser noch durch ein Ärzteteam untersucht worden; man hatte eine durch einen Blasenstein verursachte eiterige Zystitis festgestellt, und der Arzt Nélaton hatte sich besorgt geäußert: „An einen Krieg ist gar nicht zu denken. Der Kaiser ist krank und könnte unmöglich reiten. Wir haben ein Konsilium abgehalten, der Fall ist ernst":[1103] Den wohlgemeinten Rat, die Anstrengungen des Feldlebens gesünderen Männern zu überlassen, schlug Napoleon in den Wind: „Es muß sein, denn ich heiße Napoleon",[1104] soll er als Entgegnung geäußert haben. Was weitere Anspielungen betrifft, verweisen wir auf die Worterklärungen. Obwohl Frankreich in Saarbrücken also in Wirklichkeit keinen überragenden Sieg erfochten hatte, es sich hier um ein völlig nutzloses kleines Gefecht gehandelt hatte, welches weder die deutschen Truppen noch das militärische Konzept des deutschen

Generalstabs in Gefahr brachte, wurde der „militärische Erfolg" in Paris überschwenglich gefeiert, hatte man doch schon bei der allerersten Feindberührung „größeren Ausmaßes" Erfolg gehabt. Der Zeichner einer Karikatur[1105] in „Paris-Comique", die den Titel „L'Aigle de Prusse" („Der Adler von Preußen") trägt, sieht den preußischen Wappenvogel bereits entscheidend an einem Flügel getroffen, nachdem Napoleon selbst mit einem Chassepot den Schuß auf ihn abgegeben hat, Hinweis auf die aktive Teilnahme des französischen Kaisers bei der „großen Schlacht". Die preußischen Truppen befinden sich – folgt man dem Karikaturisten – in völliger Auflösung und rennen Hals über Kopf auf Preußen zu.

Weißenburg und Wörth

Beispiel 280
Die Schlacht bei Weißenburg (4.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Zu Mantua in Banden[1106]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 47f.

1. Bei Weißenburg im Elsaß
Da war ein heißer Kampf,
Viel tausend Krieger standen
Da muthig Mann an Mann.
Der Kronprinz Fritz mit seinem Heer,
Der stellte sich da gut zur Wehr
Für Deutschlands heilig Recht.

2. Es wollten die Franzosen
Mal wieder Streit mit uns,
Sie wollten annectieren
Den freien deutschen Rhein;
Doch kaum erfuhr man diese Mähr –
Ganz Deutschland stellte sich zur Wehr
Für Deutschlands heilig Recht.

3. Ein großes Heer Franzosen
Kam eilig nun heran,
Mit seinen Afrikanern
Der Feldherr Mac Mahon.
Es kochte nun der Deutschen Blut,
Sie schlugen d'rauf mit grimm'ger Wuth
Für Deutschlands heilig Recht.

4. Nun fing man an zu schlagen,
Die Turcos hatten Noth;
Die Bayern und die Schwaben,
Sie schossen Manchen todt.
Doch blieben Viele uns'rer Leut
In diesem heißen, blut'gen Streit
Für Deutschlands heilig Recht.

5. Es ging auf Tod und Leben,
Man wollte kein Pardon,
Sie mußten sich ergeben
Mit ihrem Mac Mahon.
Der Gaisberg ward genommen auch,
So wie es ist bei uns Gebrauch,
Für Deutschlands heilig Recht.

6. Und alle die Franzosen
Wohl eine große Zahl
Sie mußten retirieren,
Es blieb sonst keine Wahl;
Sie ließen uns ihr Hab und Gut,
Aus Dank für das vergossne Blut,
Für Deutschlands heilig Recht.

Beispiel 281
Die bayrischen Knedel bei Weißenburg

Worte: Anonym, August 1870 / Melodie: Ein Jäger aus Kurpfalz[1107]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 48f.

1. Da drunten bei der Pfalz,
Da nudelten wir der Franzen Hals
Mit bayrische Knedel aus,
Im Weißenburger Strauß.
Ja ju, ja ju,
Gar lustig ist die Nudelei,
Wo's auf Franzosen geht
Wir Bayern sind dabei.

2. Rothosige Räubersbrut,
Wir hauen euch bis auf das Blut,
Großmäulig wie ihr seid!
Wir haben allzeit Schneid.
Ja ju, ja ju,
Gar lustig ist die Nudelei,
Wo's auf Franzosen geht
Wir Bayern sind dabei.

3. Den Geisberg mit Hurrah
Erstürmen wir und sind schon da,
Eh ihr es nur geglaubt;
Das Nest wird ausgestaubt.
Ja ju, ja ju…

4. Eu'r Lager und Gezelt
Das lasset ihr uns in dem Feld;
Viel Turkos Teufelsg'sind,
Das fangen wir geschwind.
Ja ju, ja ju…

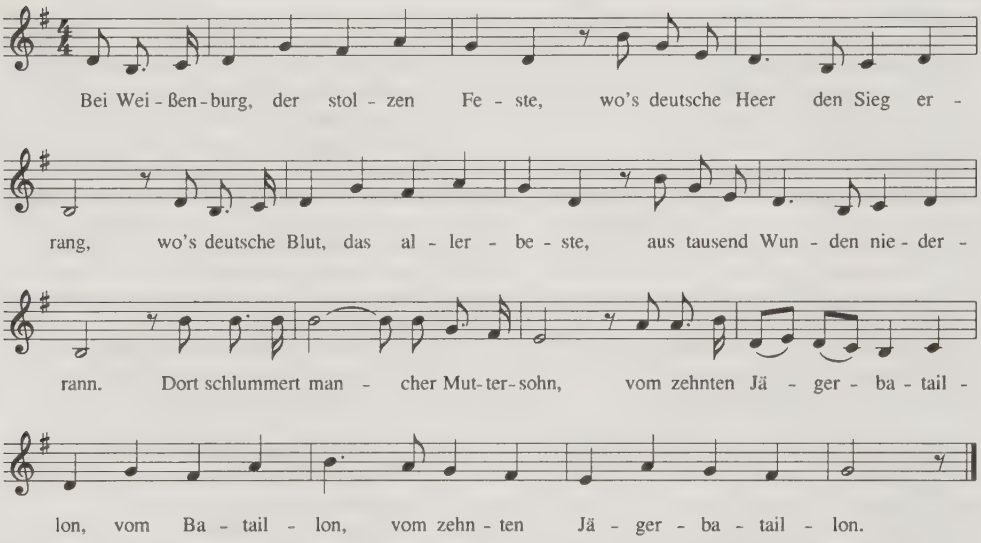
5. Bind mit uns Bayern an,
Windbeuteliger Franzenmann,
Wir beuteln dich, daß's kracht,
D'r Hellteifel selber lacht!
Ja ju, ja ju…

6. Hurrah nur immer drauf,
Und füttert sie mit Knedel brav,
Daß alle würgen dran,
Mitsammt Napoleon!
Ja ju, ja ju…

Beispiel 282

Bei Weißenburg

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: Handschrift im Oberpfälzer Volksmusikarchiv

1. Bei Weißenburg, der stolzen Feste,
Wo's deutsche Heer den Sieg errang,
Wo's deutsche Blut, das allerbeste,
Aus tausend Wunden niederrann,
Dort schlummert mancher Muttersohn,
Vom zehnten Jägerbataillon.

2. Wer dort sich wacker durchgeschlagen,
Wer dort ein kühner Jäger war,
Der freut sich noch in spät'ren Jahren,
Der freut sich noch im Silberhaar.
Der spricht noch oft im Siegerton
Vom zehnten Jägerbataillon.

3. Die kleine Schar der kühnen Streiter,
Die unaufhaltsam vorwärts drang,
Von dieser Schar wollt' niemand weichen,
Bis auf den allerletzten Mann,
Das war des Bayernfürsten Sohn,
Sein 10. Jägerbataillon.

4. Was soll das Kreuz im Friedhof deuten,
Geschmückt mit einem Jägerhut,
Es erinnert uns an schwere Zeiten
Und an vergoss'nes Jägerblut.
Ein ewiger Ruhm gebührt als Lohn
Dem 10. Jägerbataillon.

Beispiel 283
Der erste gefangene Turco

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, S. 44f.

1. Im Feuer stand bei Weißenburg
   Das fünfte Regiment
   Der tapfern Bayern Infantrie,
   Die man mit Achtung nennt.

2. „Daß dich die Pest"! ein Hauptmann brummt,
   „Daß dich die Schwerenoth!
   Die Kerle schießen wirklich mir
   Den letzten Turco todt.

3. Wie Mucken fallen die da um,
   Es ist nicht auszustehn,
   Ich hätte solchen Helden gern
   Lebendig mal besehn".

4. Wenn's das nur ist, denkt Köhler sich,
   Dann ist die Sach nit schwer.
   „Du Kam'rad, halt mir's doch amal
   A Bissel mei G'wehr"!

5. Und durch den Kugelregen springt
   Er auf die Turcos los,
   Und packt den Nächsten beim Genick
   Und sagt: „Komm mit, Franzos"!

6. Er hält ihn seinem Hauptmann hin
   Und salutirt und spricht:
   „Da hab'ns an'n, doch verzeihn's,
   Der Schönste ist es nicht"!

Beispiel 284
Schlacht bei Wörth (6.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 58f.

1. Hurrah, dir wackrer Königssohn!
   Aus allen deutschen Landen
   Ein Hurrah dir! Napoleon
   Hat deine Sprache verstanden.
   Ein blutiges tiefes Doppelweh
   Hast du in dreien Tagen
   Dort bei der Weißenburger Höh
   Und Wörth dem Corsen geschlagen.

2. Es ging ein Weh durch's deutsche Land,
   Als jener Frechen Bote
   Mit frechem Wort sich unterstand
   Und deinem Vater drohte.
   Dein Vater Wilhelm ist unsrer auch
   Und unser König der deine.
   Ein Hurrah, Hoch, nach deutschem Brauch
   Dir, deutsches Schwert am Rheine

3. Der Schlachtenlenker in der Höh
   Läßt jeden Hieb dir glücken;
   Es trägt der Feind das Doppel-W:
   Wörth-Weißenburg im Rücken.
   Mordbrenner er, voll Lug und Trug,
   Doch herrlich uns zu schauen;
   Du hast des Königs Namenszug
   In seinen Leib gehauen.

4. Hurrah, dir wackrer Königssohn!
   Schon ist die Schmach gerochen,
   Für unsern Vater auf dem Thron
   Die Ehrenrose gebrochen.
   Der Lorbeer dir und Gott die Ehr'!
   Victoria! Donnert Geschütze!
   Gott sende dem Corsen und Franzmann mehr
   Solch' deutsche Donner und Blitze!

Beispiel 285
Kronprinz und Marschall Mac Mahon

Worte: H. Dorn, 1870 / Melodie: nach der neuesten Mode[1108]
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten, S. 380ff. Nr. 162

1. Unser Königssohn von Preußen
   – Friedrich Wilhelm thut er heißen –
   Schlug bei Wörth den Allerwert'sten,
   Der Franzosen Hochgeehrt'sten,
   Mac Mahon, Mac Mahon!
   Fritze kommt und hat ihm schon.

2. Seine großen Kugelspritzen,
   Konnten ihm doch all nichts nützen,
   Seine feinen Mitrailleusen
   Sind das reine Blech gewesen.
   Mac Mahon, Mac Mahon!
   Fritze kommt und hat ihm schon.

3. Seine Turkos, seine Zuaven,
Des Tyrannen rohe Sklaven,
Seine wilden Söldnerscharen,
Trieb das deutsche Schwert zu Paaren.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

4. Wird von Straßburgs Münsterhöhen
Bald die deutsche Fahne wehen?
Wird durch Elsaß und Lothringen
Wieder deutsches Lied erklingen?
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

5. Frisch voran ihr muntern Reiter,
Wackres Fußvolk immer weiter,
Klopft die saubern Herrn Franzosen
Auf die roten Pluderhosen.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

6. Hei, was waren das für Pleiten!
Deutscher Speck hat gute Seiten;
Seht, Napoleons Marschalle
Marschten alle in die Falle.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

7. Und der Stolz der Präsidenten,
Palikao brütet Enten;
In Paris erfährt die Kammer
Täglich neuen Siegesjammer.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

8. Immer leerer wird die Scene:
Abgethan ist Held Bazaine,
Auch der Raubmatz der Chinesen
Ist die längste Zeit gewesen.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

9. Seinem Lulu, seinem Söhnchen,
Zeigt Papa ein Platzpatrönchen,
Läßt ihn dann nach rückwärts laufen –
Dieses nennt man Feuertaufen.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

10. Auch Plon-Plon, der tapfre Kämpe,
Der noch nie nicht zog die Plempe,
Reißaus nahm er mit Clotilden
Um Reservekorps zu bilden.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

11. Packt euch fort, ihr Diplomaten,
Und vergeßt nicht, was wir thaten;
Ihr sollt euch nicht drein melieren –
Wir sind's, die den Schluß diktieren.
Mac Mahon, Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihm schon.

12. Sapperment! Wo steckt der Kaiser?
Hat er Schnupfen, ist er heiser?
Großes Maul vor wenig Wochen,
Und nun feige sich verkrochen?
Mac Mahon, Mac Mahon,
Willem kommt und hat ihm schon.

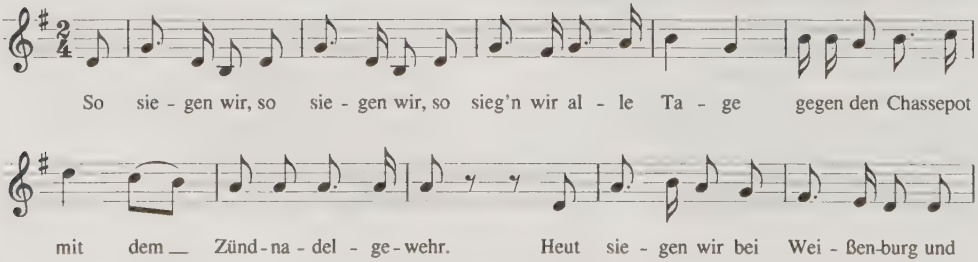
Die Sachsen sangen hierzu noch:

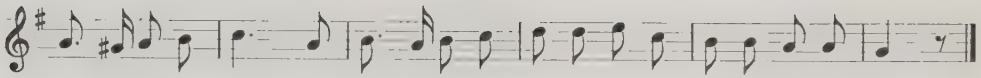
13. Unser Albert, Prinz von Sachsen,
War dem Marschall auch gewachsen,
Schloß sogar den Kaiser ein,
Und dabei noch obendrein
Mac Mahon, Mac Mahon!
Albert kommt und hat ihm schon.

Beispiel 286

Siegeslied

Text: Anonym, 1870
Melodie: So leben wir, so leben wir





morgen schon bei Wörth. Da hau'n wir die Fran - zo - sen durch mit unserm deutschen Schwert.

aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II, S. 50f

1. So siegen wir, so siegen wir,[1109]
So siegen wir alle Tage
Gegen den Chassepot
Mit dem Zündnadelgewehr.
Heut siegen wir bei Weißenburg
Und morgen schon bei Wörth,
Da hau'n wir den Franzosen durch
Mit unserm deutschen Schwert.

2. Der Franzmann wollte über'n Rhein,
Er dacht' es wäre Spaß;
Wir aber schlugen tapfer drein
Und trieben ihn zur Maas.
Heut siegen wir bei Weißenburg...

3. Das war 'ne heiße, blut'ge Jagd,
Fort gings im scharfen Trab,
Ganz Deutschland hat sie mitgemacht,
Der Preuße, Bay'r und Schwab.
Heut siegen wir bei Weißenburg...

4. Was schert uns jetzt der Süd und Nord,
Was schert uns jetzt der Main,
Mit Blut besiegelt ward das Wort:
„Ganz Deutschland soll es seyn"!
Heut siegen wir bei Weißenburg...
Und morgen schon bei Wörth,
Da hau'n wir den Franzosen durch
Mit unserm deutschen Schwert.

5. So ist die Sache wohl bestellt,
So zieh'n wir nach Paris,
Und schreiben trotz der ganzen Welt
Den Frieden mit dem Spieß.
Heut siegen wir bei Weißenburg...

6. Drum immer fest im Siegeslauf -
Ob mancher Brave fiel -
Wir gehen muthig dran und drauf;
So kommen wir an's Ziel.
Heut siegen wir bei Weißenburg...

7. So siegen wir, so siegen wir,
So siegen wir alle Tage
Gegen den Chassepot
mit dem Zündnadelgewehr.
Heut siegen wir bei Weißenburg...

Wir geben zunächst eine zusammenhängende Darstellung der Schlachten von Weißenburg und Wörth und zitieren Franz Herre:
„Am 4. August, 8 Uhr morgens, erreichte die Vorhut der Vierten bayerischen Division die Höhe von Schweigen. Vor ihr lag die Landstraße mit den weißblau und blauweißrot gestrichenen Grenzpfählen. Achthundert Marschtritte dahinter erhoben sich die Mauern von Weißenburg. Um 8:15 fiel der erste Kanonenschuß: er traf die französische Kaserne. Gleichzeitig entwickelten sich drei Kompanien Infanterie und ein Jägerbataillon zum Gefecht. Die erste Schlacht des Deutsch-Französischen Krieges begann".[1110] Das II. bayerische Armeekorps, zu dem die Vierte Division gehörte, bildete den rechten Flügel der 3. Armee, die am 4. August als erste die Grenze überschritten hatte. Schon am ersten Tag stieß man auf eine Division des französischen 1. Korps. Wir folgen weiter der anschaulichen Schilderung Franz Herres: „Zäh verteidigten sich die Franzosen; selbst die städtische Feuerwehr stand im Gefecht. Die Bayern schossen gut, griffen verbissen an. Vor den Gräben von Weißenburg, den aufgezogenen Toren, kamen sie zum Stehen. ‚Drauf, es gilt den Bayern Hilfe zu bringen. Sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist'! Im Eilschritt rückten das Fünfte und das Elfte Preußische Korps an. Zum ersten Male gingen Preußen und Bayern gemeinsam ins Gefecht. Weißenburg wurde genommen. Die Hauptmacht der Franzosen verschanzte sich auf dem Geisberg, südlich der Stadt. Der Sturmangriff wurde befohlen. Wie auf dem Exerzierplatz marschierten die preußischen Regimenter auf, voran das Königs-Grenadierregiment Nummer 7. Die Trommeln wirbelten, die Fahnen wehten; voran gingen die Offiziere und wiesen mit gezogenem Degen die Richtung. Die Schnellfeuer der Chassepots und der Hagel der Granaten rissen Bresche um Bresche in die Sturmkolonne. Schon begann sie zu wanken; der Fahnenträger des Füsilierbataillons fiel. Major von Kaisenberg, ein Pour-le-mérite-Träger von 1866, ergriff das Panier. Eine Kugel riß ihm die Pickelhaube vom Kopf, eine andere zerschmetterte die Fahnenstange. Der Major hielt das Fahnentuch mit der Hand empor und rief: ‚Vorwärts, Füsiliere'! Er sank um, ein anderer trat an seine Stelle, als auch dieser fiel, sprang wieder ein anderer ein. Um 14.40 Uhr war der Geisberg in deutscher Hand. In diesem Augenblick erschien der Oberbefehlshaber der Dritten Armee auf dem Schlachtfeld. Friedrich Wilhelm von Preu-

ßen umarmte den tödlich verwundeten Kaisenberg und küßte die Fahne des Füsilierbataillons. Allein das Königs-Grenadierregiment hatte 23 Offiziere und 329 Mann verloren. Süß und ehrenvoll sei es, für das Vaterland zu sterben, zitierte der Kronprinz. In den Notlazaretten von Weißenburg zerstörte die Wirklichkeit die patriotische Schulweisheit des freiwilligen Krankenpflegers Karl Pietschker. Er hörte die Verwundeten klagen, seufzen, fluchen, stöhnen, beten. Er sah einen Fähnrich mit bloßliegendem Gehirn, einen Grenadier mit durchschossenen Genitalien, einen französischen Kapitän, dessen Bursche vergebens das aus der Brustwunde sickernde Blut mit der bloßen Hand aufhalten wollte. ‚Mutter', schrien die Freunde, ‚Mama' die Feinde. Die Franzosen verloren bei Weißenburg 2100 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. General Abel Douay war gefallen. Eine einzige Division stand gegen drei deutsche Armeekorps, 4650 gegen 24.700 Gewehre, 18 gegen 90 Geschütze. Die Verlustliste der Deutschen nannte 91 Offiziere und 1460 Mann. Das war ein hoher Preis für die Eroberung einer strategisch unwichtigen Grenzstadt".[1111]

Bereits „in der ersten Schlacht wurden die Fehler der deutschen Kriegsführung offenkundig. Die Gefechtsleitung war weder einheitlich noch planmäßig. Ohne genügende Artillerievorbereitung wurde die Infanterie nach altem Stil gegen befestigte Stellungen und moderne Waffen vorgeschickt. Niemand dachte daran, den Erfolg auszunützen, den Feind zu verfolgen. Die Deutschen feierten ihren ersten Sieg. In dieser Feuertaufe hatte sich der deutsche Soldat dem französischen überlegen gezeigt: durch seine Überzahl, seine Angriffsgier, sein Durchhaltevermögen. Selbst sinnlose Befehle – wie den direkten Sturm des Geisberges – führte er mit eiserner Disziplin aus. (...) Und die Bayern hatten sich bewährt. Sie kämpften ‚wie die wilden Tiere, da sie alles niedermachen, was ihnen in den Weg kommt', erzählte man sich an den heimatlichen Stammtischen. Wegen ihrer hellblauen Uniformen nannten sie die Franzosen ‚die blauen Teufel'. (...) Auch die Württemberger durften sich bald bewähren. Zwei Tage später, am 6. August, fochten sie bei Wörth, Schulter an Schulter mit Schlesiern und Westpreußen, Thüringern und Westfalen, Hessen und Bayern. Diese Schlacht war nicht geplant. Nach beendeter Siegesfeier in Weißenburg tastete sich die Avantgarde des Fünften Preußischen Korps ins Elsaß hinein. Sie stieß auf Einheiten der Armee Mac Mahons, die in günstiger Position zusammengezogen war. Der Kommandeur der deutschen Vorhut, General von Montbary, brannte vor Neugierde und Kampfeslust. Er befahl eine ‚gewaltsame Erkundung'. Daraus entwickelte sich, überraschend für Freund und Feind, eine große Schlacht. Fünfzehn Stunden lang wogte sie hin und her. Wieder entschieden die Übermacht und der Angriffsschwung der Deutschen den Kampf. Die Verluste waren weit höher als bei Weißenburg: die Dritte Armee büßte 489 Offiziere und 10.153 Mann ein".[1112]

Bei den Liedern Nr. 280 bis 286 handelt es sich um Siegeslieder mit den dafür typischen Merkmalen: Ruhm und Lob für den eigenen Heerführer, hier vor allem Kronprinz Friedrich, der die Dritte Armee führte:

- „Der Kronprinz Fritz mit seinem Heer" (Nr. 280; 1,5)
- „Hurrah, dir wackrer Königssohn" (Nr. 284; 1,1)
- „Unser Königssohn von Preußen – / Friedrich Wilhelm thut er heißen" (Nr. 285; 1,1f.)
- „Fritze kommt und hat ihn schon" (Nr. 285; 1,6 usw.)

In der Zusatzstrophe zu 285 dürfen die Sachsen ihren Kronprinzen Albert feiern, der die nach der Schlacht um Metz neugebildete Maas-Armee führte und tatsächlich entscheidend zum Sieg von Sedan beigetragen hat:
„Unser Albert, Prinz von Sachsen, / War dem Marschall auch gewachsen" (Nr. 285; 13,1f.)
Hohn und Spott wird über den geschlagenen Gegner ausgegossen, womit sich besonders Nr. 281 „auszeichnet":

- „Rothosige Räubersbrut" (Nr. 281; 2,1)
- „Großmäulige wir ihr seid" (Nr. 281; 2,3)
- „Windbeuteliger Franzenmann" (Nr. 281; 5,2)
- „Mordbrenner, voll Lug und Trug" (Nr. 284; 3,5)
- „Des Tyrannen rohe Sklaven" (Nr. 285; 3,2)

Lied Nr. 285 geht außerdem in Str. 9 noch einmal spöttisch auf das Gefecht bei Saarbrücken und die Rolle des kaiserlichen Sohnes ein („Seinem Lulu, seinem Söhnchen, / zeigt Papa ein Platzpatrönchen, / Läßt ihn dann nach rückwärts laufen – / Dieses nennt man Feuertaufen"), zudem in Str. 10 auf den Prinzen Napoleon, der sich während des Krieges mit seiner Gemahlin in Italien aufhielt („Auch Plon-Plon, der tapfre Kämpe, / Der noch nie nicht zog die Plempe, / Reißaus nahm er mit Clotilden / Um Reservekorps zu bilden").
Und, dem Geist der Zeit entsprechend, Kriegs und Siegespathos, sprachliche Versatzstücke von Kriegspropaganda, die sich in weihevoll-altertümliche Vokabeln kleidet:

- „(...) gut zur Wehr / Für Deutschlands heilig Recht" (Nr. 280; 1,6f.)
- „Wo's deutsche Blut, das allerbeste" (Nr. 282; 1,4)
- „Die kleine Schar der kühnen Streiter" (Nr. 282; 3,1)
- „Die Ehrenrose gebrochen" (Nr. 284; 4,4)

Die bisher genannten Merkmale treffen wir bei den Siegesliedern vieler Kriege; für den Krieg von 1870/71 kommen noch einige spezielle Merkmale hinzu. Auffällig oft trifft man in den Liedern, die spätere Schlachten und Ereignisse zum Gegenstand haben, auf die im französischen Heer eingesetzten Turkos und Zuaven (Nr. 280; 4,2. Nr. 281; 4,3. Nr. 283. Nr. 285; 3,1). (Vgl. hierzu die historische Einleitung S. 488f.) Ebenfalls typisch für den 70er Krieg ist der

häufige Hinweis auf die eingesetzten Waffen, hier das Zündnadelgewehr, dort das Chassepotgewehr und die Mitrailleuse (Nr. 285; 2,1ff. Nr. 286; 1,3). Daß in Wirklichkeit die deutschen Infanteriewaffen den französischen unterlegen waren, haben wir an anderer Stelle ausgeführt (vgl. historische Einleitung S. 488f.)
Lied Nr. 283 ist gar vollends dem ersten gefangenen Turco gewidmet; ob die darin mitgeteilten Episoden Authentizität beanspruchen können, haben wir leider bisher nicht herausfinden können. Von der üblichen Eintönigkeit der Sieglieder heben sich Nr. 281, Nr. 283 und Nr. 284 maßvoll ab. Bei den „bayrischen Knedel bei Weißenburg" herrscht zwar ein saugrober, aber auch selbstironischer Ton; Nr. 283 erzählt eine makaber-lustige Episode, allerdings in kryptorassistisch-überheblicher Manier; und Nr. 284 enthält immerhin ein Sprachspiel, das „Doppelweh" bedeutet zunächst doppelten Schmerz, dann auch die Initialen sowohl der Schlachtorte Weißenburg und Wörth, als auch des Majestätsplurals „Wir, Wilhelm..." Die 2. Strophe von Nr. 284 spielt natürlich auf die kriegsauslösende Emser Episode an. Insgesamt kann der lyrischen Siegproduktion keine literarische Qualität zugeschrieben werden.

Von Wörth nach Sedan

Beispiel 287
Sturm der Bayern auf die Festung Marsal (14.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Marschieren wir ins Franzosenland[1113]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 67ff.

1. Marschieren wir ins Franzosenland,
Paris wird uns recht bald bekannt,
Marschieren wir frisch und recht geschwind
Vor Marsal, die starke Feste,
Darinnen viel Franzosen sind,
Woll'n sie belagern auf's Beste.

2. General Bothmer schickt einen Trompeter hinein,
Was sich die Franzosen doch bilden ein?
Sie sollten die Festung geben verlor'n,
Und sich gleich resolvieren,
Die Bayern stünden dichte davor,
Sie wollten sonst bombardieren.

3. Der Kommandant trotzig zur Antwort gab:
„Das kann mir so nicht gehen ab!
Wir müssen beschauen der Bayern Stück,
Sonst wär es uns eine Schande;
Denn kämen wir nach Paris zurück,
Sie jagten uns aus dem Lande.

4. Und als der Trompeter hat Kehrt gemacht,
Da hat es von den Wällen gekracht,
Sie haben ihn erschossen.
General Bothmer faßt einen grimmigen Zorn:
„Ihr Schurken, jetzt seid ihr alle verlor'n,
Weil ihr sein Blut vergossen.

5. Frisch auf Kanoniere nun allzumal,
So rücket die Stücke gleich vor den Wall,
Gebt Feuer, daß es donnert und kracht,
Schießt Wall und Mauern darnieder,
Auf daß wir zerstören ihre tückische Macht,
Frischauf, ihr tapferen Sieger"!

6. Und als wir im Sturm sind avanciert,
Da haben sie tapfer herwieder chargiert,
Ist mancher Bruder gefallen;
Doch sind wir ganz zornig hinaufgestürmt,
Wo sie der Vorwall hat beschirmt,
Hat uns kein Teufel können halten.

7. Unsre Artillerie, die schießt hinein,
Daß sie vermeinen, die Hölle thut spein
Aus ihrem feurigen Rachen.
Granaten und Bomben fallen immerzu,
Viel Häuser brennen lichterloh,
Ein Pulverthurm springt mit Krachen.

8. Sie stecken zwei weiße Fähnlein auf,
Begehren in Ehren freien Lauf,
Mit Waffen und mit Wehre.
General Bothmer, der spricht in zornigem Mut:
„Ihr schosset den Parlamentär mir todt,
Verdienet nicht solche Ehre!!

9. Ich gewähr euch eine Stunde Zeit:
Auf Gnad und Ungnad seid bereit,
Gebt euch in meine Hände;
Sonst laß ich euch und ganz Marsal
In Kugelregen begraben zumal,
Euer Schandthat Lohn und Ende"!

10. Sie kamen demüthiglich daher,
Und streckten nieder das Gewehr
Vor uns hin auf dem Plane.
Viel Munition und Kriegesbeut
Ward da gewonnen von unsrer Seit,
Ueber Marsal weht unsere Fahne.

Die übliche Kriegeshistoriographie, der auch wir in der Regel folgten, beschreibt einen Krieg phasenbezogen, markiert Anfangs- und Endpunkte in der Rückschau festgestellter Phasen. Es sind zunächst die Anfangstreffen, die Aufmerksamkeit beanspruchen dann vor allem Schlachten, welche Zwischen- oder Endergebnisse bedeuten. Nur selten finden „neben"sächliche Ereignisse Beachtung. Die Volksliedsammlungen folgen im Allgemeinen diesem Beispiel. Ungezählt sind die Lieder, die berühmte Schlachtsiege wie die von Metz oder Sedan thematisieren, selten werden „Wegstationen" wie etwa die Einnahme der Festung Marsal in Liedern behandelt bzw. wenigstens gesammelt. Marsal gehörte wie Liechtenstein, Lützelburg, Pfalzburg zur Kette der kleineren Festungen, die in zweiter Reihe hinter den starken Grenzfestungen gelegen, auf dem Vormarschweg der 3. Armee lagen, die nach der Schlacht von Wörth ihren Zug in Richtung Nancy fortsetzte.
Die in Lied Nr. 287: **„Sturm der Bayern auf die Festung Marsal"** geschilderte „Erstürmung" vom 14. August mag sich so abgespielt haben, wenngleich wir keinerlei Belege für die Erschießung des Parlamentärs haben finden können. Wahrscheinlich sollte hier die Brutalität und Unmenschlichkeit des Feindes geschildert und Propaganda gegen die Franzosen betrieben werden. Alle kleineren Festungen haben sich nach nur kurzer Gegenwehr ergeben.

Metz

Beispiel 288
Die Preußen vor Metz

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 138

1. Wir liegen hier vor deinem Loche.
   Herr Franzmann, du großmäul'ges Haus,
   Bereits schon in die dritte Woche,
   So komm denn doch zum Kampf heraus!
   Laß sehen, wer die größte Stärke,
   Zündnadel oder Chassepot.
   Was nützen alle unsre Werke?
   Vorwärts heraus! So oder so.

2. Du bist ja ein so flinker Knabe,
   Dazu gebildet, fein und stolz;
   Wir Preußen, wie ein schwarzer Rabe,
   Geschnitten aus dem gröbsten Holz.
   Drum wollen wir uns nochmals messen;
   Doch rath' ich dir, du Faselhans,
   Du wollt'st die Polka nicht vergessen,
   Die man dir spielt zum Schlachtentanz.

3. Du willst jetzt wol den Pelz erst flicken,
   Den Deutsche Jungens dir zerfetzt;
   Doch magst du hier und dorthin rücken,
   Dir wird doch Schlag auf Schlag versetzt.
   Wie konntest du den Wilhelm necken,
   Den Herrscher von dem Preußenland?
   Magst jetzt dich immerhin verstecken,
   Die Hose wird dir doch gewandt!

Die Anfangserfolge der deutschen Truppen zeitigten zahllose Gedichte und Lieder, die den erfolglosen Feind mit Spott und Hohn überschütteten, so auch der Text Nr. 288 **„Die Preußen vor Metz"**[1114] eines unbekannt gebliebenen Verfassers. Der Autor nimmt Bezug auf die ersten deutschen Siege, bei denen „deutsche Jungs" den Franzosen gehörig „den Pelz zerfetzt" hätten. Die Magazine Mac Mahons an der Saar waren verloren gegangen, und auf Grund der wenig genauen Marschberechnungen französischerseits waren weitere gravierende Versorgungsschwierigkeiten aufgetreten, was den französischen Heerführer veranlaßte, sich in Richtung Metz zurückzuziehen. Da Moltke inzwischen weitere Verbände gegen die Franzosen ins Feld schicken konnte, – er hatte die drei gegenüber der österreichischen Grenze stationierten Korps nachgezogen, da von dort auf Grund der überwiegend deutschfreundlichen Haltung keine Bedrohung bestand, – entschloß sich Bazaine, Metz kampflos aufzugeben und über Verdun in Richtung Châlons zurückzugehen. Teilen der deutschen 1. Armee, die über Les Etangs in Richtung Metz vorgestoßen war, gelang es in der Schlacht bei *Colombey-Nouilly* am 14. August, mehrere französische Korps zu fesseln. Bazaines Abzug wurde verzögert, die 1. und 2. deutsche Armee konnten gegen die französischen Verbände aufmarschieren. „Colombey-Nouilly war der erste Akt des dreiteiligen Schlachtendramas vor Metz".[1115] Eine weitere Verzögerung des französischen Rückzugs bewirkte zwei Tage später, am 16. August die Schlacht bei *Vionville* und *Mars la Tour*, in der zweieinhalb deutsche Korps fünf französische, die nach Westen ausweichen wollten, von Süden und

Südwesten her angriffen und ihren Abmarsch verhinderten. Einen hervorragenden Anteil daran hatte die preußische Artillerie und die preußische Kavalleriebrigade Bredow, die sich bereits bei Wörth ausgezeichnet hatte. Letztere wurde zu einem Himmelfahrtskommando befohlen, um die in Bedrängnis geratenen deutschen Truppen herauszuhauen. „Zwei Schwadronen, die das Glückslos zogen, wurden zur Flankensicherung eingesetzt. Die anderen sechs ritten in den Tod. In rasender Karriere preschten sie vor, die Kürrassiere mit gezogenem Pallasch, die Ulanen mit eingelegten Lanzen, gegen das Blitzen der Chassepots, das Donnern der Kanonen, den Hagel der Kartätschen. Getroffene Pferde bäumten sich auf. Männer sanken zur Erde, wurden mitgeschleift, zertrampelt. Irgendwie gelangte das Gros zwischen die Batterien. Der feindliche Kommandeur wurde aus dem Sattel gehauen. Die Kampfwut riß die Reiter weiter, unter das dahinterstehende Fußvolk. Als Kavallerie auftauchte, befahl Bredow den Rückzug. Er war noch verlustreicher als die Attacke. Die Kürassiere verloren 7 Offiziere, 189 Mann und 209 Pferde, die Ulanen 9 Offiziere, 174 Mann und 200 Pferde".[1116] Der Kriegskorrespondent der Londoner „Times" sprach angesichts dieses bewußt in Kauf genommenen Menschenopfers von „reinem Mord" und Otto von Bismarck, der die Uniform der Magdeburger Kürassiere trug, äußerte sich dahingehend, daß es sich bei dieser Unternehmung um „unsinnige und unmögliche Kavallerieattacken" gehandelt habe.[1117]

Zwei Tage später hatte die Infanterie ein ähnliches Blutopfer zu bringen. In der Nacht auf den 17. August war die Schlacht bei Vionville und Mars-la-Tour unentschieden abgebrochen worden. Aber sie ermöglichte kurz darauf den entscheidenden Schlag gegen Bazaine: die Schlacht bei *Gravelotte* und *Saint Privat*. Sie wurde – trotz eines Sieges über die Franzosen – „das ‚Grab der preußischen Garde'".[1118] Bazaine ging noch am 17. August auf die Höhenstellungen nordwestlich von Metz zurück, von wo aus er mit seinen nunmehr fünf Korps den inzwischen mit sieben Korps angreifenden Deutschen entgegentreten wollte. Das preußische Gardekorps wurde vom General der Kavallerie Prinz August von Württemberg befehligt, der das Eintreffen der Sachsen des XII. Armeekorps abwarten sollte, die ihrerseits das stark befestigte Dorf Saint-Privat von der Flanke her angreifen sollten. Der Prinz verlor jedoch die Geduld. Ohne auf das Auftauchen der Sachsen zu warten und darüberhinaus ohne entsprechende Artillerievorbereitung befahl er den frontalen Sturmangriff auf die Ortschaft. „Unter den Klängen des Avanciermarsches ging die Gardeinfanterie in den Tod. An der Spitze ritten die Stabsoffiziere; sie fielen zuerst. Im Getöse des Abwehrfeuers war kein Kommandowort mehr zu verstehen. Deckung gab es nur hinter Pferdekadavern und Menschenleibern. Die Bataillone schmolzen zusammen. Der Angriff stockte, blieb im Kugelregen liegen. Da kamen die Sachsen an. (...) Unter Hurra und Trommelschlag stürmten die Reste der Garde das brennende Dorf, kämpften Mann gegen Mann. Auf dem Friedhof wurde der letzte Widerstand gebrochen. (..) Das Gardekorps hatte in ein paar Stunden 307 Offiziere und 7923 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Manchen Bataillonen fehlten sämtliche Offiziere. Fast jede preußische Adelsfamilie betrauerte ein oder mehrere Opfer".[1119]

Nach dieser blutigen Schlacht spielten sich unbeschreibliche Szenen ab. Auf dem Felde lagen die Toten herum, stöhnten zahllose Verwundete. „Leichenräuber schlichen umher, schnitten Ringfinger ab, rissen Silbersporen von Offiziersstiefeln, stahlen Uhren und Geldbörsen. (...) Sie hatten sich als Feldpriester und Johanniter verkleidet. Die echten Johanniter und die Sanitäter halfen bis zum Umfallen; aber nicht alle Verwundeten konnten geborgen werden. Bauernstuben und Scheunen waren bereits überfüllt; viele Verletzte lagen im Freien, ohne Decken, ohne Wasser, ohne Beistand. Pausenlos amputierten die Ärzte, im Schein von Talgfunzeln. Die Reihen der Bahren nahmen kein Ende. Den ‚Moribunden' – den tödlich Verletzten – wurden Zettel an die Brust geheftet. Sie trugen bereits ihren Totenschein. Im Morgengrauen begann die Beerdigung. Massengräber wurden ausgehoben, die Leichen hineingeschichtet, Freund und Feind. (...) Der Boden war steinig; in geringer Erdtiefe lagen die Toten. Als es zu regnen anfing, wurden sie teilweise an die Oberfläche geschwemmt. Wochenlang wehte Verwesungsgeruch über die Schlachtfelder von Metz".[1120] Dies war die – später zumeist verdrängte und vergessene – Kehrseite der Medaille der „grandiosen" Siege Mitte August 1870. Bazaine wurde in die Festung Metz zurückgeworfen und dort eingeschlossen. Die starke und moderne Festung mit ihren zahlreichen Forts, die eine Beschießung der Stadt und einen direkten Angriff auf sie verhinderten, band allerdings sieben deutsche Korps und zwei Kavalleriedivisionen, insgesamt immerhin 180.000 Mann, die später noch durch Ersatztruppen auf 200.000 Mann erhöht wurden, bis zur Kapitulation am 27. Oktober 1870.[1121] Der Spott und Hohn des Verfassers von Lied 288 erscheint vor diesem Hintergrund mehr als unangebracht, waren die Siege von den Deutschen doch sehr teuer erkauft worden. Zwar war es gelungen, die feindlichen Streitkräfte in zwei Teile zu trennen und die Hauptarmee einzuschließen. Doch war dieser Erfolg mit 5.237 Toten und Gesamtverlusten in Höhe von 20.159 Mann bezahlt worden. Demgegenüber hatten die unterlegenen Franzosen insgesamt nur 13.218 Mann verloren.

Beispiel 289
Marschall Bazaine

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Difurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I S. 98f.

1. „Das ist entsetzlich" – sprach Bazaine
„Erst dreimal sich zu schlagen,
Und dann hier eingeklemmt zu stehn
Schon fast seit vierzehn Tagen.
So kann's fürwahr nicht weiter gehen!
Läßt sich Mac Mahon noch nicht sehn,
Ihr Herren Adjutanten"?

2. „Noch nicht, Herr Marschall", sagten die –
„Nicht mit dem besten Glase;
Die Preußen aber sitzen hie
Uns fast schon auf der Nase".
Derweilen sah ein Landwehrmann
Die Feste Metz von ferne an:
Und las in Tante Vossen:

3. „Entsetzen will Mac Mahon hier?
Daß laß er sich vergehen!
Entsetzen – das besorgen wir,
Er hat's ja schon besehen".
Drauf legt er sich in's hohe Gras,
Stopft eine Pfeife sich und las
In Tante Vossen weiter.

4. „Das ist entsetzlich"! – sprach Bazaine,
„Ich hörte gestern schießen;
Mac Mahon läßt sich noch nicht sehn,
Die Herren Preußen schließen
Mit jedem Tag mich enger ein,
Die Nationen werden klein,
Und die Armee nicht größer".

5. Derweilen lag derselbe Mann
Schon wieder in dem Grase,
Blies Tabakwölkchen dann und wann
Vergnügt aus Mund und Nase
Und dachte bei sich: Hat ihm schon!
Ich sagt es ja, der Mac Mahon,
Er wird sich schon entsetzen.

6. Nun soll die Bayern einer mir
Noch schelten und sie Sachsen;
Die sind ja akurat wie wir
Zum Siegen aufgewachsen.
Und gar der neue Kommandeur –
Führt nicht der Sachsenprinz das Heer,
Als wär's ein Hohenzoller!

7. „Es ist entsetzlich"! sprach Bazaine,
Denn eben war ein Boote
Hereingeschlichen ungesehn,
Der brachte eine Note.
Mac Mahon schrieb: „Freund eile dich,
Und komm' heraus, so kannst du mich
Nun selbst vielleicht entsetzen".

Worterklärungen
Tante Vossen = Vossische Zeitung, ab 1617 bestehende linksliberale Berliner Tageszeitung, für die unter anderem Lessing und Theodor Fonate schrieben. Nach dem Berufsverbot für ihre Redakteure mußte sie 1934 schließen.

Der unbekannte Verfasser malt in Lied 289: **„Marschall Bazaine"** zwei sich gegenüberstehende Bilder: zum einen den nach drei Niederlagen in Metz eingeschlossenen Bazaine, der vergeblich auf die Hilfe Mac Mahons wartete, zum anderen den preußischen Landwehrmann, Teil der Belagerungsarmee, der – nunmehr in der „Etappe" – geruhsam sein Pfeifchen schmauchen und in der „Vossischen Zeitung" blättern kann, wodurch die Ungefährlichkeit der eingeschlossenen französischen Truppen noch unterstrichen werden soll.[1122] Besonders gewürdigt wird in dem Text die Rolle der Bayern und Sachsen, die ihren gehörigen Teil zu den zurückliegenden militärischen Erfolgen beigetragen hatten: bei Weißenburg zeichnete sich das II. bayerische Armeekorps besonders aus, bei Gravelotte und Saint-Privat verhinderte das Eintreffen des sächsischen XII. Armeekorps eine mögliche deutsche Niederlage. Kronprinz Albert von Sachsen wird dabei im Lied sogar die Ehre zuteil, mit den Hohenzollern verglichen zu werden (Str. 6: „Führt nicht der Sachsenprinz das Heer, / Als wär's ein Hohenzoller"). Nicht ganz zu Unrecht, denn Albert von Sachsen war ein fähiger und bewährter Truppenführer. Er übernahm – darauf nimmt die 6. Strophe ebenfalls Bezug – nach der Schlacht von Gravelotte-St. Privat das Kommando über die neugebildete Maas- oder 4. Armee, die aus der Teilung der 2. Armee entstanden war. Die alte 2. Armee hatte doppelt soviele Korps umfaßt als die 1. Armee. Kronprinz Albert zog mit seiner Maas-Armee weiter. Die 1. und die nunmehr verkleinerte 2. Armee blieben zur Einschließung von Metz zurück. Auch die Niederlage der französischen Verbände unter Mac Mahon ist im Lied schon vorweggenommen (Str. 7: „Mac Mahon schrieb: ‚Freund eile dich, / Und komm' heraus, so kannst du mich / nun selbst vielleicht entsetzen"). Biographische Angaben zu Mac Mahon und Bazaine finden sich im Kommentar

zum folgenden Lied Nr. 290). Souverän geht der Verfasser mit der Doppeldeutigkeit des Wortes „entsetzen" um, das von den beiden Seiten verschieden gebraucht wird: einmal im Sinne von „befreien", das andere Mal im Sinne von „erschrecken" / „Entsetzen einflößen" (Str. 3).

Beispiel 290

Bazaine

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: I und mein Hans, juhe[1123]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 97

1. Ich und Freund Mac Mahon
Können schön tanzen:
Er hat den Sieg im Sack,
Ich in dem Ranzen.
Nun schenkt uns tüchtig ein
Bayern- und Preußenwein –
Bayern und Preußen geigen uns fein.

2. Er lauft weiß nicht wohin,
Ich in das Metze –
Daß gleich der Henker hol
Diese Wildhetze!
Nun schenkt uns tüchtig ein
Bayern- und Preußenwein –
Bayern und Preußen geigen uns fein!

3. Wenn das so weiter geht
Aus ist das Lachen,
Alles zum Teufel geht
In Höllenrachen.
Man schenkt uns tüchtig ein
Bayern- und Preußenwein –
Bayern und Preußen geigen uns fein!

4. Hätt' das zuvor gewußt,
Hätt' meine Nasen
Aus dem verdammten Spiel
Gern 'rausgelassen!
Man schenkt uns tüchtig ein
Bayern- und Preußenwein –
Bayern und Preußen geigen uns fein!

5. Kaiser Napoleon
Aus ist das Lügen,
Aus ist's mit dem élan
Und Weltbetrügen!
Man läßt uns blutig roth
Tanzen in großer Noth –
Bayern und Preußen geigen uns todt!

Auch der Bazaine von Lied 290 muß die deutsche Überlegenheit – nicht zuletzt resultierend aus der Einigkeit von Nord- und Süddeutschen angesichts der „französischen Bedrohung" – zur Kenntnis nehmen. Preußen und Bayern spielen den Franzosen tüchtig auf („geigen uns fein") und geben ihnen ihren bitteren Tropfen („Bayern- und Preußenwein") zu kosten.

Mac Mahon, Marie Edme Patrice de, Herzog von Magenta, französischer Marschall und anschließend Präsident der Republik, wurde 1808 in Syully geboren und starb 1893 in Forest. Er war bis 1870 Generalgouverneur in Algerien gewesen. „Mitte Juli erhielt er Ordre, sofort den Oberbefehl über ein bei Straßburg sich sammelndes Heer zu übernehmen. ‚Dieser Krieg wird für den Marschall bloß eine kleine Zerstreuung sein; er kann seine Vorbereitungen mit Aussicht auf eine baldige Rückkehr nach Algier treffen', hatte Napoleon ausrichten lassen. Der wagemutige wie geschmeidige Mac Mahon liebte den Krieg. Als junger Leutnant hatte er Algerien miterobert. Im Krimkrieg erstürmte er die Schlüsselstellung von Sebastopol, den Malakoff-Turm. Im italienischen Feldzug holte er sich den Titel ‚Herzog von Magenta'. Als Botschafter in Berlin lernte er die Preußen kennen, ohne Respekt vor ihnen zu bekommen".[1124] Mac Mahon führte 1870 die französische Südarmee. Nach den verlorenen Gefechten von Weißenburg und Wörth gegen die preußischdeutsche 3. Armee zog er sich nach Châlons-sur-Marne zurück. Nach dem Einschluß der Armee Bazaines in Metz erhielt Mac Mahon aus Paris den telegraphischen Befehl, Bazaine zu Hilfe zu kommen. „Nun gut, so wollen wir uns denn das Rückgrat zerbrechen lassen", soll er beim Abmarsch geäußert haben.[1125] Mac Mahon wurde bei Sedan von einer sächsischen Granate an der Hüfte verwundet und mußte sein Kommando abgeben.

Bazaine, Francois Achille, wurde 1811 in Versailles geboren und starb 1888 in Madrid. „Einfacher Soldat 1831, Marschall von Frankreich 1864" stand auf seinem Marschallstab. „Dieser Mann mit dem Nußknackergesicht eines Condottiere hatte das Wort Napoleons I. verwirklicht, daß der französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Ein simpler Troupier blieb er zeitlebens, verwegen tapfer vor dem Feind, unsicher bis zum Versagen in militärischen Führungspositionen. Nachdem Bazaine sich in Algerien die Ehrenlegion geholt hatte, kämpfte er in den Diensten der spanischen Königin Christine gegen die Karlisten. Als Kapitän kam er in das französische Nordafrika

zurück, im Krimkrieg wurde er Divisionsgeneral, in Italien zeichnete er sich bei Solferino aus. Den Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn und den Tiefpunkt seines persönlichen Ansehens erreichte er als Oberbefehlshaber des Expeditionskorps in Mexiko. Er eroberte Puebla, traktierte die Bevölkerung, täuschte den Kaiser Maximilian und kehrte mit einer spanischen Frau und als reicher Mann zurück".[1126] Bazaine kommandierte zu Beginn des Krieges von 1870 das III. Korps, wurde aber schon am 12. August Oberkommandierender des französischen Heeres. Aubry urteilt vernichtend über diese Ernennung, mit der man der öffentlichen Meinung nachgekommen war: „Selten hat ein Volk einen so abgründigen Irrtum begangen. (...) Im Grunde genommen ist er ein Kompanie- oder Bataillonschef geblieben, schon ein Regiment konnte man ihm kaum anvertrauen. Und nun ernennt man ihn zum Generalissimus und übergibt ihm unter besonders schwierigen Umständen die Verantwortung für das Leben, die Sicherheit und den Erfolg von 160.000 Mann und das Schicksal eines Regimes! Ein Fall von Kollektivwahn, der so fürchterliche Enttäuschung zur Folge hat, daß das fassungslose Frankreich sie einem Verrat zuschreiben wird (...)".[1127] Und über seine Rolle bei Metz heißt es: „Hätte er nur das geringste Gefühl für seine Pflicht als Oberbefehlshaber gehabt, so wäre sein Name glorreich in die Geschichte eingegangen. Unfähig, an Stelle eines Planes, den er auszuführen versprochen hatte, einen anderen zu fassen, in Einzelheiten schlau, im Ueberblick des Ganzen völlig unzulänglich, hat er sich aus moralischer Feigheit sechs bis sieben Gelegenheiten, den Feind zu schlagen entgehen lassen und wird nun durch sein Doppelspiel das Land vollends ins Verderben führen".[1128]
Bazaine hielt sich im belagerten Metz bis 27. Oktober: dann übergab er die vom Hunger zerstörte Festung. Dafür stellte man ihn später vors Kriegsgericht. 1873 wurde er zum Tode verurteilt, jedoch von seinem ehemaligen Kollegen Mac Mahon, der inzwischen zum Präsidenten der Republik avanciert war, zu 20jähriger Festungshaft begnadigt, aus der er jedoch nach Madrid floh, wo er schließlich 1888 starb. Bazaine Anteil an der französischen Niederlage ist bis heute umstritten.[1129]

Beispiel 291
Schlacht bei Mars la Tour (16.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten, S. 385f. Nr. 166f.

1. Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod.
Dort stehn die Brandenburger nur
Und leiden große Not.
Da sprengt und ruft ein Offizier
Durch Dampf und Donner durch:
„Vor, Halberstädter Kürassier,
Und rettet Brandenburg".

2. Sein Testament schreibt der Major
Auf seinem Sattelknopf,
Die Reiter biegen weit sich vor
Bis auf den Pferdekopf.
Es jauchzen die Trompeten auf,
Und die Standarte fliegt:
Marsch, Marsch! in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis alles liegt.

3. So geht es drauf. Als Schmettow sie
Zum Sammeln wieder ruft,
Ist stumm des Feindes Batterie
Und Brandenburg hat Luft.
Doch was ist das? – In Frankreich hat
Es im August geschneit?
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid.

4. Da liegen sie, da schlafen sie
Den ehrenreichen Schlaf,
Wie sie der Blitz der Batterie,
Der Säbelhieb sie traf.
Doch – über ihren Häuptern fliegt
Die Fahne hoch im Wind,
Und König Wilhelm hat gesiegt,
Und Deutschland, das gewinnt.

Beispiel 292
Mars la Tour (16.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Musik: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1130]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 64f.

1. Auf der Preußen rechtem Flügel
Steht auf einem hohen Hügel
Die gewalt'ge Festung Metz;
Zweimalhunderttausend Wälsche
Sammeln sich um diese höll'sche
Kriegesstellung eilig jetzt.

2. Friedrich Karl thut sie verachten,
Weil sie schon verspielt drei Schlachten,
Reit't mit Fünfzigtausend ein;
Gard'-Dragoner fünf Schwadronen
Und sechs leichte Feldkanonen
Decken links sie ganz allein.

3. Die Dragoner, unbefangen,
Reiten vor, dem Feind thut bangen,
Denkt es folgt die Infantrie;
Unsre Batterie wird kecke,
Fährt bis an die vordre Ecke,
Und bewirft mit Bomben sie.

4. Heimlich schleicht heran mit Tücke
Ein Regiment Chasseurs d'Afrique,
Nahen den Kanonen schon;
Doch wie still sie auch gekommen,
Richtig hat sie wahrgenommen
Unsre vierte Eskadron.

5. Fragt nicht, ob sie attakire,
Denkt nicht, Einer gegen Viere,
Wäre allzuschwer für sie;
Nein, sie reitet fröhlich munter
Unter die Franzosen drunter,
Und errettet die Battrie.

6. *Hindenburg* und *Szerdahele*
Und noch manche brave Seele
Starben für den König hier;
Aber, sollt's so wieder kommen,
Wird Attake angenommen,
Wieder einer gegen Vier.

Beispiel 293
Der deutsche König (Schlacht bei Rezonville 18.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 82f.

1. Der König Wilhelm steigt zu Pferd,
Der König Wilhelm zieht das Schwert,
Das Reichsschwert aus der Scheide:
Heran, du wälsche Lügenbrut,
Heran, verruchtes Corsenblut,
Heran zum blut'gen Streite!

2. Nicht List und Lug hier helfen kann,
Hier kommt ein König, kommt ein Mann,
Vor dem ist kein Entweichen.
Er faßt dich an mit Eisenarm;
Daß Gott sich deiner Seel' erbarm'
Bei dieses Mannes Streichen!

3. Das war bei Metz in festem Ort;
Schon war der Lügenkaiser fort,
Der Feige war entgangen,
Eh' Der im rothen Attila
Und Steinmetz war der Feste nah,
Des Corsen Meute zu fangen.

4. Aus ihrem Nest sie weichen wollt',
Schon ist der Schlangenleib entrollt,
Nun eilet sie von dannen.
Doch nein, sie muß in ihren Bau
Zurück; zurück in ihr Verhau
Vor König Wilhelms Mannen.

5. Brich aus, brich aus, du wälsches Heer,
Dem Kaiser dienest du nicht mehr,
Wo du hier liegst im Neste;
Brich aus, dein Volk schaut nach dir aus,
Brich aus, du wälsches Heer, brich aus,
Heraus aus deiner Feste!

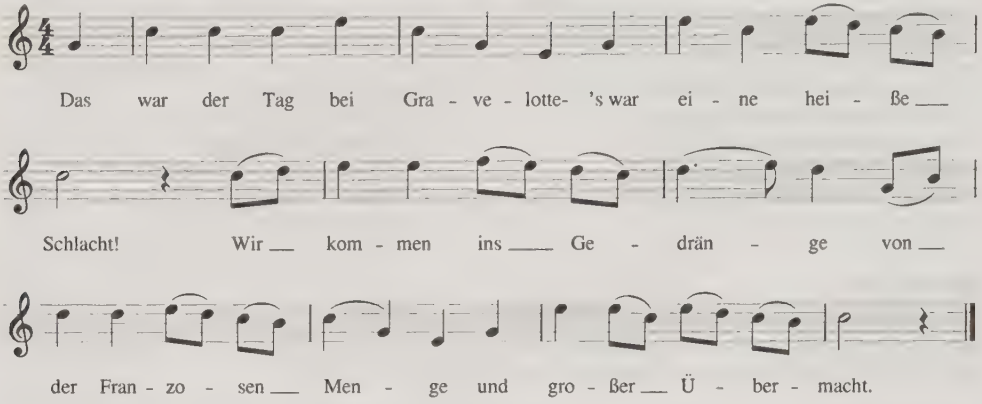
6. Dem deutschen König währt's zu lang,
Nun faßt die Wälschen er gedrang
Mit seinen Eisenhänden,
Nun schlägt sie mit dem deutschen Heer,
Und was nicht fällt, preßt er umher
An ihrer Feste Wände.

7. Und was nicht fällt im deutschen Heer,
Sinkt in die Knie, giebt Gott die Ehr';
Und in den deutschen Landen
Te Deum tönt; Victoria!
Der deutsche, der deutsche König ist da,
Das Reich ist wieder erstanden.

Beispiel 294

Schlacht bei Gravelotte oder Rezonville
18. August 1870

Text: Anonym, 1870
Melodie: Schier dreißig Jahre bist du alt



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I, S. 81f

1. Das war der Tag bei Gravelotte –
's war eine heiße Schlacht!
Wir kamen ins Gedränge
Von der Franzosen Menge
Und großen Uebermacht.

2. Und immer neu stürmt Bazaine vor,
Wollt uns erdrücken gar;
Wir konnten uns kaum mehr schützen,
Keine Hilfe uns unterstützen,
Da war wol groß die Gefahr.

3. Vater Moltke reitet in Sorgen hinaus:
„Wo bleibt Fransecky's Corps"?
Da sah er die Pommern kommen,
Vom Abendroth umglommen,
Fransecky allen vor.

4. Vater Moltke schwang den Degen hoch,
Und rief entgegen laut:
„Vorwärts, ihr tapfern Schaaren,
Treibt dort den Feind zu Paaren,
Auf euch hab ich vertraut"!

5. Hurrah! 's ist Vater Moltke selbst,
Und mitten im Schlachtengewühl!
Vorwärts die Pommern stürmen,
Ob sich die Höhn auch thürmen,
Uebersä't von Granatenspiel.

6. Bazaine grimmvoll wüthet zwar
In seinem Zorne groß;
Doch die Pommern niederschlagen
Franzosen, Turkos, Zuaven,
Trotz ihrer Chassepots.

7. Und als Bazaine retiriert,
Da reitet der alte Held
Zu König Wilhelm wieder:
„Der Feind liegt vor uns nieder,
Euer Majestät ist das Feld"!

Beispiel 295

Saint Privat (18.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 123 Nr. 84

1. Dieses war bei Saint Privat,
Wo der Sachse Wunder that,
Mutig ging er in die Schlacht
Und gewann sie, daß es kracht.

2. Vorne war die Artillerie,
Mit Kanonen schossen die.
Bazaine das gar sehr verdroß,
Weil sie gar zu sehre schoß.

3. Und nun noch die Kavallerei
Machte sich sehr schnell herbei,
Setzte sich auf ihre Pferde,
Machte weiter keene Märde.

4. Und die Infantrie nun flink
Bazaine in den Rücken ging.
Den ganzen Tag marschierten wir,
Und kee enzges Teppchen Bier.

5. Als wir nun herum im Bogen,
Macht' Bazaine große Oogen,
Fing er auf französisch an:
„Härn se, die fühl'n uf'n Zahn".

6. Doch Bazaine dachte: „Warte"!
Holte schleunigst seine Garde.
Als die uns nun thaten seh'n,
Wurden sie sehr handgemeen.

7. Doch wir waren auch nicht faul,
Schlugen Bazain' eens uf's Maul,
Daß er an zu lofen fing,
Uf die Retirade ging.

8. Unser Hauptmann, der aus Dräßen,
That uns nur „Ihr Kerle" heeßen.
Als die Schlacht gewonnen war,
War'n wir seine Heldenschaar.

Worterklärungen
Märde = frz. merde, soll hier wohl veranschaulichen, daß die sächsische Kavallerie hier nicht ähnlich wie die preußische Reiterei bei Mars la Tour ein Desaster erlebte / kee enzges Teppchen Bier = kein einziges Töpfchen Bier / Oogen = Augen / Härn se, die fühl'n uf'n Zahn = Hören Sie, die fühlen uns auf den Zahn / Retirade = Rückzug / Dräßen = Dresden

Da wir bereits im Kommentar zu Lied 288: **„Die Preußen vor Metz"** (S. 582ff.) ausführlich auf die Schlachten von Vionville und Mars la Tour sowie Gravelotte und Saint Privat eingegangen sind, können wir uns hier weitere Ausführungen zum Hintergrund der Lieder sparen, allenfalls einige ergänzende Anmerkungen anfügen. Insgesamt kann man auch bei verschiedenen Liedern zu diesen Ereignissen wieder die Tendenz zu Personalisierung feststellen. So wird sowohl in Lied Nr. 291: **„Schlacht bei Mars la Tour"** als auch in Nr. 293: **„Der deutsche König"** der Schlachtenerfolg vor allem dem preußischen König zugeschrieben, der im letzteren Lied mit gezogenem „Reichsschwert" und hoch zu Pferde seinen Truppen vorangeritten sei und „mannhaft" den französischen „Lügenkaiser" in die Flucht geschlagen habe. Wilhelm hatte formal den Oberbefehl und war zusammen mit der 1. und der 2. Armee mit vor Metz gezogen. Nach der „Schlachtentrilogie" (14. August: Colombey-Nouilly; 16. August: Vionville-Mars la Tour und schließlich am 18. August: Gravelotte – St. Privat beziehungsweise Rezonville) konnte Wilhelm nach Hause depeschieren:
„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen".[1131] Strophe 3 von Nr. 290 nimmt Bezug auf den Aufenthalt Napoleons III. in Metz, dem Großen Hauptquartier der Franzosen in der ersten Phase des Krieges. Der Kaiser war Ende Juli 1870 zusammen mit seinem Sohn dort eingetroffen und hatte von dort aus die Saarbrücker Aktion vom 2. August (siehe S. 569ff.) gestartet. Er verließ Metz am 14. August, einige Stunden bevor die Schlacht von Colombey, angezettelt durch die Eigenmächtigkeit deutscher Truppenführer entbrannte. In derselben Strophe werden die Führer der beiden preußischen Armeen genannt, die dem französischen Rückzug nach Metz gefolgt waren. General der Infanterie Karl Friedrich von Steinmetz (1796-1877), ein sturer Kommissschädel und ganz draufgängerischer Troupier, war Kommandeur der 1. Armee: „Der Haudegen mit dem buschigen Schnurrbart stand im 74. Lebensjahr. In den Befreiungskriegen hatte er sich das Eiserne Kreuz verdient; er hielt sich für den ‚Marschall Vorwärts' des preußisch-deutschen Heeres. Den namen ‚Löwe von Nachod und Skalitz' hatte er 1866 erhalten: die Erfolge in Böhmen verdankte er seinen rücksichtslos eingesetzten Soldaten. Nun brüllte er nach unten und fauchte nach oben, zeigte allen die Zähne".[1132] Während der Belagerung von Metz überwarf sich Steinmetz, der schon mehrmals durch seine Eigenwilligkeiten und durch sein blindes Drauflosschlagen Moltkes feingesponnene Pläne gestört hatte, endgültig mit seinem Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Karl und wurde nach Posen strafversetzt. „Der im rothen Attila" ist Prinz Friedrich Karl von Preußen, Neffe König Wilhelms und Befehlshaber der 2. Armee. „Den ‚rothen Prinzen' nannten ihn die Leute, aber nur, weil er meist die rote Uniform seines Ziethen-Husarenregiments trug. Keck und eitel wie ein Husar blieb er stets, auch etwas sprunghaft. Mit Ausdauer hatte er an der Universität Bonn studiert und militärwissenschaftliche Studien betrieben. In den Feldzügen von 1864 und 1866 war er als ebenso wagemutiger wie vorsichtiger Heerführer aufgefallen. Für seine jetzige Aufgabe hatte er sich bereits als Divisionskommandeur in Stettin vorbereitet. Damals erschien eine Schrift aus seiner Feder mit dem Titel: *Die Kunst, die Franzosen zu schlagen*".[1133] Als Attila bezeichnete man die Husarenjacke, deren Farben bei den Regimentern unterschiedlich waren. Das Husarenregiment von Ziethen (Nr. 3), wie das Gardehusarenregiment zu den roten Husaren zählend, gehörte zu den Traditionsregimentern des preußischen Heeres.
Auffällig ist, daß Wilhelm bereits als *deutscher* König bezeichnet wird; der Verfasser nimmt, seinem und dem Wunschdenken vieler Deutscher folgend, die Reichseinheit vorweg: „Das Reich ist wieder erstanden" (Str. 7). Personenkult wird auch in den Liedern 292: **„Mars la Tour"** und Nr. 294: **„Schlacht bei Gravelotte oder Rezonville"** betrieben, die die gleichnamigen Schlachten thematisiert haben, wobei die „Helden" hier „Vater Moltke" und der ebengenannte „Friedrich Karl von Preußen" darstellen, die die Franzosen das Fürchten lehren. In „Mars la Tour" findet sich der Todesritt der Bredowschen Kavallerie thematisiert, ein Angriff, der Major von Kretschman, den Stabsoffizier des Generals von Alvensleben II. in seinem Bericht an den König zu den törichten Worten veranlaßte: „Diese Attacke beweist, daß die Kavallerie auch heute auf dem Schlachtfeld zu Leistungen befähigt ist, wie zu den

schönsten Zeiten des Siebenjährigen Krieges, wenn sie die Opfer nicht scheut, welche die Infanterie und Artillerie jederzeit zu bringen bereit sind und bringen".[1134] Nr. 294 geht auf die für die deutschen Truppen zunächst mißliche Lage ein, die durch das übereilte Vorgehen des Prinzen August von Württemberg heraufbeschworen worden war, der gegen Saint-Privat vorging, ohne auf das Eintreffen der verbündeten sächsischen Verbände zu warten (Str. 1 und 2). Während es in Wirklichkeit eben die Sachsen waren, die die Deutschen hier vor einem endgültigen Desaster bewahrten, spricht unser Autor, vermutlich ein pommerscher Lokalpatriot von pommerschen Soldaten, die die Franzosen in die Flucht geschlagen haben sollen.[1135] Der historischen Wahrheit näher kommt der anonyme, in diesem Fall sächsische Verfasser von Lied Nr. 295: **„Saint Privat"**, der den Kampf in humorvollem Ton aus der Sicht der herannahenden und rettenden Sachsen schildert, „wo der Sachse Wunder that" (Str. 1). Interessanterweise geht dieses Lied auch auf den rüden Umgangston ein, den sich die Soldaten normalerweise gefallen lassen mußten. Jetzt aber, nach der siegreichen Schlacht sind die „Kerle" plötzlich des Hauptmanns „Heldenschaar" (Str. 8).

Beispiel 296
Beaumont (30.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten, S. 389 Nr. 169

1. Siebenmal zum Avancieren
   Aufgeprotzt – Juchheirassa!
   Sieben Stunden avancieren,
   War noch in der Welt nicht da!
   Vom vierten Korps die Infanterie,
   Doch vor allem Artillerie
   Schlug den Franzosen Failly.

2. Lust'ge Jagd durch Beaumonts Felder,
   Piff, paff, puff, – Juchheirassa!
   Mitrailleusen wie die Wälder
   Standen drüben fern und nah:
   Jedoch die brave Infanterie
   Und vor allem Artillerie
   Schlug den Franzmann Failly.

3. Zuletzt bei Mouzon an der Meuse
   Abends spät – Juchheirassa!
   Ging es den Franzosen böse,
   Kratzten aus, wo man sie sah;
   Denn das brave vierte Korps
   Band sie sich ganz gründlich vor –
   Adjö, mein lieber Failly!

4. Geh du nur hin nach Sedans Wällen,
   Über Nacht – Juchheirassa!
   Grade da woll'n wir dich stellen,
   Schießen dort Viktoria.
   Tag von Beaumont, schöner Tag,
   An dem sich baß erfreuen mag
   Das brave vierte Korps.

Beispiel 297
Schlacht bei Beaumont (30.8.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 125f. Nr. 88

1. Herr Mac Mahon, der wollte schon
   Die Hand dem Bazaine reichen;
   Und unverhofft – das kommt ja oft –
   Zu ihm nach Metz sich schleichen.

2. Doch schnitt er sich ganz jämmerlich,
   Denn *Sachsens Kronprinz* wachte,
   Gebot ihm Halt und warf ihn bald
   Zu Boden, daß es krachte.

3. Hurra, hurra! Wie galt es da,
   Der Welschen Fell zu gerben!
   Ha, wie sie floh'n, wie immer schon
   Nach sauste das Verderben!

4. Nach saust der Tod, die Nacht gebot
   Die Jagd nun einzustellen.
   Die letzte Wehr, Mac Mahons Heer,
   Sah Frankreich hier zerschellen.

Um die in Metz eingeschlossene Rheinarmee unter Bazaine zu retten, ließ Mac Mahon seine bei Châlons stehende Armee nach Norden in Richtung der belagerten Stadt vorrücken, worauf sich die 3. deutsche Armee in Richtung auf Sedan, die 4. Armee auf Beaumont in Marsch setzte, um durch einen Sperriegel Mac Mahons Vorhaben schon im Ansatz zum Scheitern zu bringen. Bei Beaumont gelang es den verbündeten Preußen, Sachsen und Bayern am 30. August, die französischen Truppen, konkret die Korps de Failly, Douay und Lebrun aufzuhalten und bis Mouzon zurückzuwerfen. Mac Mahon nahm seine Truppen hinter die Maas zurück und konzentrierte sie um Sedan. Sein Plan, sich über Mézières abzusetzen, scheiterte, da die deutsche Umklammerung ein Entkommen verhinderte. Die Lieder Nr. 296: **„Beaumont"** und Nr. 297: **„Schlacht bei Beaumont"** beziehen sich auf das gleichnamige Gefecht vom 30. September. Während Nr. 296 die Verdienste des 4. Korps ins rechte Licht zu rücken sucht, steht bei Nr. 297 wieder einmal der sächsische Kronprinz als Held im Mittelpunkt, der die Entsetzung von Metz durch Mac Mahons Verbände verhindert und sie schließlich dazu bewegt, sich ins befestigte Sedan zurückzuziehen.

Beispiel 298
Schlacht bei Sedan (1.9.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Schier dreißig Jahre bist du alt[1136]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 87-91

1. Von Remilly sind wir die Nacht marschiert,
Die Maas zur rechten Hand.
Der Weg der ist ja ganz helle
Vom Feuer in Bazailles,
Hat lichterloh gebrannt.

2. An der Bahnhofbrück wurd Posto gefaßt
Bei sechs Stund ohngefähr.
Ueber Bazailles auf den Höhen
Tausend Wachtfeuer sind zu sehen
Von der Franzosen Heer.

3. Und als es gegen vier Uhr kommt,
Und noch nicht aus die Nacht,
Da müssen wir marschieren
Franzosen zu attakieren,
Zu einer großen Schlacht.

4. Den Bahnhof vorn den nehmen wir,
Da ging das Schießen an.
Mitrailleusen fahren hernieder
In unsre Reihn und Glieder,
Daß todt bleibt mancher Mann.

5. Doch kommt uns frische Hülfe zu
Wohl von dem Tann'schen Corps.
Gleich geht es wieder an's Stürmen,
Ob auch die Gefallnen sich thürmen,
Und Mancher sein Leben verlor.

6. Bazailles nehmen wir mit Sturm,
Sie wehrten sich tapfer und gut;
Selbst ihre Weiber und Kinder
Sind gegen uns nicht minder,
Sie schießen auf uns voll Wuth.

7. Und immer kommen Franzosen mehr
Aus ihrem Lager gerückt,
Was wir auch mochten beginnen,
Wir mußten wieder von hinnen,
Durch ihre Macht erdrückt.

8. Die Weiber, wie die wilden Thier,
Mit ihrer ruchlosen Hand,
Sie warfen in die Flammen
Unsere Verwundeten allzusammen –
Bleibt ihnen ein ewige Schand.

9. Da stürzen wir auf's Neue vor
In großem Zorn und Wuth:
Jedes Haus wird da genommen,
Erschlagen, was entgegengekommen,
Der Ort steht in Feuersgluth.

10. Drauf jagen wir sie von da hinweg
Bis hinten in den Park;
Da kamen wieder neue Kolonnen,
Die nehmen uns, was wir eben gewonnen,
Sie sind uns viel zu stark.

11. Ob unsre Batterien auch
Von der andern Seite her
Tapfer schießen in ihre Glieder,
Das Glück geht für uns nieder,
Wir haben's schlimm und schwer.

12. Sie stehen auf den Höhen fest
Mit großer Uebermacht:
Ihr Mitrailleusenfeuer
Das wüthet ganz ungeheuer,
Erschrecklich ist die Schlacht.

13. Sechs Stunden hab'n wir in Minderzahl
Gehalten tapfer Stand;
Können kaum mehr widerstehen,
Wir müssen zu Grunde gehen,
Oder weichen – das wär' eine Schand.

14. Da kommt ein Offizier gesprengt
Von unsern Chevauxlegers,
Der ruft: „Die Sachsen kommen,
Sie kommen in dicken Kolonnen,
Sind da mit der ganzen Armee"!

15. Da schrein wir: „Victoria!
Hurrah, unsre Noth ist aus"!
Und als die Sachsen aufmarschieren,
Entgegen wir jubilieren,
Daß es donnert und schallet weit hinaus.

16. Franzosen aber stehen fest
Wie hinter Mauer und Thurm;
Ihre Schrapnels und Mitrailleusen
Mit Hurrah wir begrüßen,
Wir gehen frisch zum Sturm.

17. Von nah und fern erschallt auch rings
Kanonendonner schwer;
Unsre deutschen Brüder herschreiten
Von allen vier Enden und Seiten,
Wol um der Franzosen ihr Heer.

18. Und als nun der Kronprinz von Preußen kommt
Nach unserm Kriegesplan,
Da hat Mac Mahon müssen fliehen,
Und sich zurücke ziehen
Wol in die Festung Sedan.

19. Da sitzt er gefangen drin,
Kann nicht mehr frei davon:
Mit ihm ist auch verloren,
Der uns den Tod geschworen,
Kaiser Napoleon.

20. Unsre Bomben, die fallen donnernd hinein,
Steht manches Haus in Gluth;
Groß Schreckniß ist darinnen,
Kann Keiner nicht entrinnen,
Geht ihnen aus der Muth.

21. Und als nun kommt der andre Tag,
Da hat ihr Trutz ein End:
Der Kaiser, Mac Mahon daneben,
Sie müssen sich ergeben,
Fünfzig Generäl' in unsre Händ.

22. 's ist geschehen, geschieht auch nimmermehr
Ein solcher Sieg wie hier!
Hundertzwanzigtausend gefangen,
Zwölftausend Pferd wir erlangen,
Viertausend Offizier.

23. Vierhundertfünfzig Kanonen auch,
Hundertfünfzig Belagerungsstück,
Fallt alles in unsre Hände,
Dazu Kriegsbeut ohn' Ende,
Durch unser Waffenglück.

24. Gott hat geholfen wunderbar,
Gebt ihm allein die Ehr!
Deutschland ist herrlich erstanden,
Der Feind gemacht zu Schanden,
Gestürzt in Staub sein Heer!

25. Hurrah, ihr Brüder, nach Paris,
Bis Frankreich ist besiegt!
Den Frieden woll'n wir dort diktieren,
Frankreich die Lust soll verlieren,
Daß es uns wieder bekriegt!

Lied Nr. 298: **„Schlacht bei Sedan"** gibt – im Gegensatz zu vielen anderen „Sedan-Liedern" – detailliert und minuziös viele Einzelheiten aus dem Kampfgeschehen um Sedan wieder. Hier werden auch konkrete Örtlichkeiten benannt, wird der Kampfverlauf beziehungsweise die Abfolge von Geschehnissen akribisch und sachkundig geschildert. Bei dem unbekannten Liedautor handelt es sich also zweifellos um einen Kampfteilnehmer und genauen Kenner der Situation. Nach seiner Schilderung stießen – wie auch tatsächlich geschehen – das I. und II. Bayerische Armeekorps im Verbund mit dem IV. Armeekorps von Süden her kommend über Remilly nach den vor Sedan gelegenen Forts Bazailles und Balan vor, wobei die 4. Bayerische Division hinter Remilly nach Westen abschwenkte und gegen den Raum zwischen den Ortschaften Frénois und Wadelincourt vorstieß. Unmittelbar vor Bazailles überquerte die 3. Armee die vom Südosten heranlaufende Maas, hinter der das XII. Armeekorps sowie das Garde-Korps nach Westen gegen die östlich vor Sedan gelegenen Ortschaften Bazailles, La Moncelle, Daigny und die Festung Givonne vorrückten, währenddessen das XI. sowie das V. Armeekorps Sedan im Westen umging und im Anschluß daran von Nordwesten nach St. Menges, Floing und Fleigneux vorstieß.
Die Bayern hatten in Bazailles als erste Verbände Feindberührung, sie stießen auf den erbitterten Widerstand der in dem Fort gelegenen französischen Soldaten, die mit Heldenmut und Ausdauer kämpften. Das Kampfglück schwankte lange Zeit hin und her. Wie erbittert dieser Kampf geführt wurde, darüber geben die Strophen 4 bis 9 Auskunft: auf beiden Seiten wurde kein Pardon gegeben. Unser unbekannter Autor kritisiert das Verhalten der französischen Zivilisten – (Str. 8: „Die Weiber, wie die wilden Thier, / Mit ihrer ruchlosen Hand") – das er auf der anderen Seite wohl als deutschen Heldenmut und Patriotismus gepriesen hätte. Franz Herre berichtet über das Gefecht von Bazailles: „‚Ihr steht den Bayern gegenüber, bekannt als die schlechtesten Marschierer und die schlechtesten Schützen in der ganzen Welt'!, hatte Mac Mahon seinen Soldaten zugerufen. Die erbitterten Bayern griffen am Morgen des 1. September als erste an. Im Vorort Bazailles lagen ‚Mariniers', französische Elitetruppen. Sieben Stunden lang wurde um jedes Haus gerungen. Auch Zivilisten schossen aus Speicherfenstern und Kellerluken. Das Dorf wurde ausgeräuchert. Eine Frau und zwölf Männer, die man mit Waffen in der Hand antraf, wurden sofort an die Wand gestellt. Viele Einwohner verbrannten in ihren Häusern".[1137]
Die bayerischen Soldaten wären trotz ihrer Einsatz- und Opferbereitschaft am Ende doch noch unterlegen, hätten nicht nach und nach auch die übrigen deutschen Truppen ins Kampfgeschehen eingegriffen und Entlastung gebracht, etwa die sächsischen Verbündeten, die in Strophe 14 und 15 jubelnd begrüßt werden. Hervorgehoben wird – nachdem mehrfach auf die französischen Mitrailleusen eingegangen wurde (Strophe 4 und 12), die den bayerischen Soldaten besonders hohe Verluste einbrachten – die deutsche Artillerieüberlegenheit, die letztendlich die französische Niederlage besiegelte, sowie die sorgfältig geplante und bravourös durchgeführte Umzingelung der Armee Mac Mahons durch die deutschen Truppen. Mit dem verwundeten französischen Heerführer fiel den Deutschen völlig überraschend auch Napoleon in die Hände, desgleichen circa 100.000 französische Soldaten, 4000 Offiziere und die gesamte Artillerie – in Strophe 23 mit „450 Kanonen" und „150 Belagerungsstück" in etwa wahrheitsgetreu beziffert. In der letzten Strophe (Str. 25) wird sodann als nächstes und wichtigstes Angriffsziel der deutschen Ar-

meeführung die französische Hauptstadt ausgemacht, deren Fall den Deutschen den endgültigen Sieg bringen werde. Seinem Text hat unser Verfasser die Melodie des sogenannten „Mantelliedes" aus „Leonore", einem vaterländischen Schauspiel mit Gesang von Karl von Holtei aus dem Jahre 1827 unterlegt, eine während des gesamten 19. Jahrhunderts überaus populäre und verbreitete Weise, die auch anderen Texten als „Unterlage" diente.

Beispiel 299

Sedan

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 135f. Nr. 97

1. Bei Sedan an der Maas,
   Da gab es einen Spaß,
   Denn in dem alten Neste
   Ging's ihnen auf die Weste:
   Mac Mahon und Napoleon.

2. Ganz mitten drin im Kreis
   Wurd's ihnen eklig heiß,
   Der Preuße, Sachs' und Bayer,
   Die keilten ungeheuer
   Mac Mahon und Napoleon.

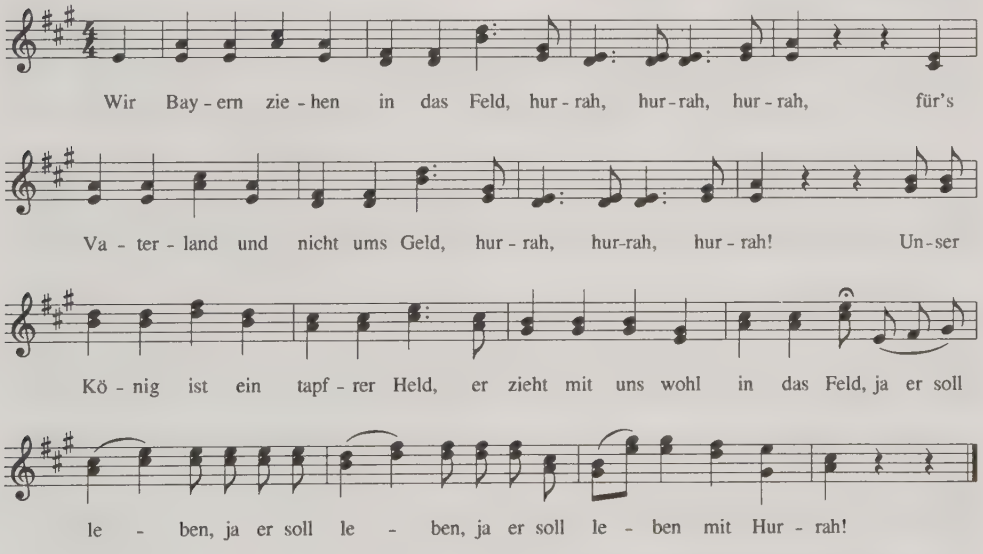
3. Da schrieb er einen Brief:
   Es geh' ihm gar zu schief,
   Er wolle seinen Degen
   Wilhelm zu Füßen legen –
   Na, siehste wohl, Napoleon!

4. Adjö, adjö, Mahon!
   Adjö, Napoleon!
   Jetzt bist du nach dem Rheine
   Nun wirklich auf die Beine –
   Wir haben dich, Napoleon.

Beispiel 300

Wir Bayern ziehn ins Feld!

Text: Anonym, 1870
Melodie: Wir Preußen ziehen in das Feld, 1813



aus: Kiem Pauli: Oberbayerische Volkslieder, S. 189f

1. Wir Bayern ziehen in das Feld, hurra, hurra, hurra,
   Fürs Vaterland und nicht ums Geld, hurra, hurra, hurra!
   Unser König ist ein tapfrer Held,
   Er zieht mit uns wohl in das Feld,
   Ja er soll leben, ja er soll leben,
   Ja er soll leben mit Hurra!

2. Bei Sedan, da war eine große Schlacht, hurra, hurra, hurra,
Wir Bayern, wir haben sie mitgemacht, hurra, hurra, hurra!
Da flossen alle Wässer rot
Von lauter jungem Franzosenblut,
Ja sie müssen sterben, sie müssen sterben,
Sie müssen sterben mit Hurra!

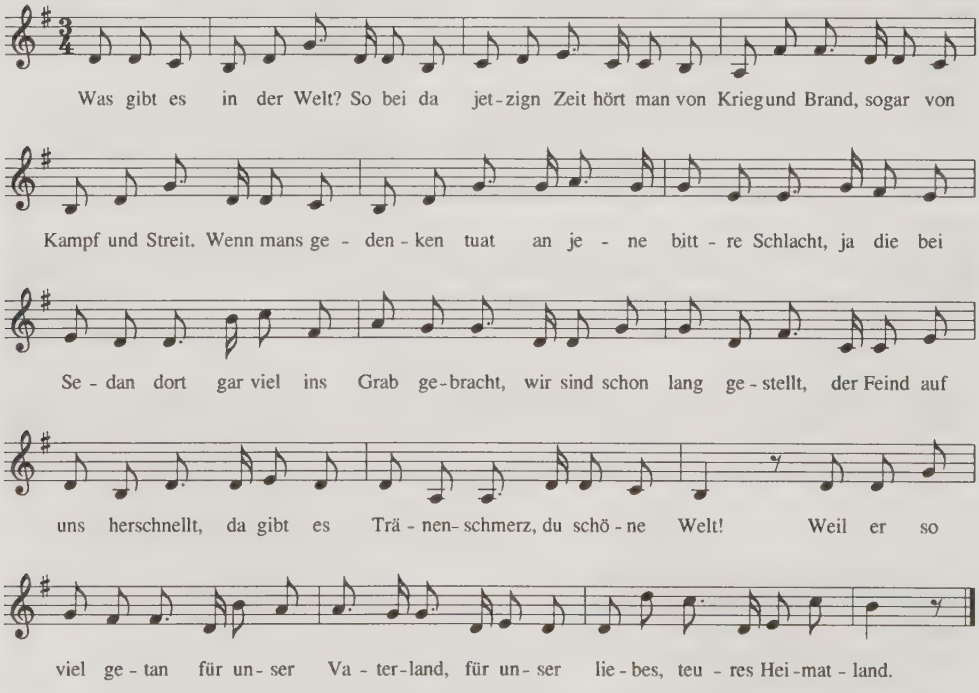
3. Wer hat denn dieses Lied erdacht, hurra, hurra, hurra,
Es haben zwei Infantristen gemacht, hurra, hurra, hurra!
Sie habens gesungen und habens erdacht
Und habens dem König zu Ehren gebracht,
Ja sie sollen leben, sie sollen leben,
Sie sollen leben mit Hurra!

Die Lieder Nr. 299: **„Sedan"** und Nr. 300: **„Wir Bayern ziehn ins Feld"!** weisen einen optimistischen und freudigen Tenor auf. Das letztere Lied wurde am 21. November 1927 von Röck und Georl in Zell bei Ruhpolding vogesungen. Der unbekannte Liedautor läßt die eigenen schweren Opfer unerwähnt, wenn überhaupt der Kriegsopfer gedacht wird, so kommen diese allenfalls auf Seiten des Feindes vor (Str. 2: „... Da flossen alle Wässer rot / Von lauter jungem Franzosenblut..."). Die dritte, die Verfasserstrophe sagt nicht unbedingt etwas über die wirklichen Autoren des Liedtextes aus, wenn das Lied auch glauben machen möchte, daß es sich bei den Verfassern um zwei bayerische Infanteristen gehandelt hat. Wie aus August Hartmann[1138] ersichtlich ist, wurde eine Version des Liedes bereits 1866 im Kampf gegen die Preußen gesungen. Nach Ditfurth[1139] wurde das Lied, welches unserer Fassung zugrunde liegt, mit dem Text „Wir Preußen ziehen in das Feld, hurra, hurra, hurra" bereits 1813 gesungen.

Beispiel 301

Was gibt es in der Welt?
1870

Text: Anonym, 1870
Melodie: Anonym



aus: Kiem Pauli: Oberbayerische Volkslieder, S. 205

1. Was gibt es in der Welt? So bei da jetzign Zeit
Hört man von Krieg und Brand, sogar von Kampf und Streit.
Wenn mans gedenken tuat an jene bitte Schlacht,
Ja die bei Sedan fort gar viel ins Grab gebracht,
Wir sind schon lang gestellt, der Feind auf uns herschnellt,
Da gibt es Tränenschmerz, du schöne Welt!
Weil er so viel getan für unser Vaterland,
Für unser liebes, teures Heimatland.

2. Und König Wilhelm dort, der führt auch selbst den Plan,
Kommandieren tuats bei uns der General von der Tann,
Und General Stefansheld den rechten Flügel hält
Zum tapfern Widerstand, das ist ja gewiß bekannt!
Soldaten, bleibts beisamm', jetzt geht's mit Sturm und Zwang,
Wenn alles „Vorwärts"! schreit, des is a Freud.
Weil er so viel getan für unser Vaterland,
Für unser liebes, teures Heimatland.

3. Zum Schluß, ihr lieben Leut, hab ich gedicht't ein Lied.
An alle Bekannte hätte ich halt noch die Bitt:
Bets für das junge Blut, das dort vergossen wurd,
Die Eltern haben viel geweint für die, die dort vereint,
Weil man als Toten findt, ja ja, ihr gutes Kind,
Weil man als Toten findt ihr gutes Kind.
Weil er so viel getan für unser Vaterland,
Für unser liebes, teures Heimatland.

Beispiel 302
Als in Frankreich die Fackeln des Krieges entbrannten

Worte und Melodie: Anonym / Quelle: Band des Oberpfälzer Volksmusikarchivs in Regensburg[1140]

1. Als in Frankreich die Fackeln des Krieges entbrannten,
Ja das haben wir in Deutschland so schmerzlich empfunden.
Die Mutter, die weinet samt ihren Kleinen.
Sie wollten den Vater nicht lassen vor Weinen.
Und als sich der Mond schon am Himmel gezeigt,
Da war ja der Vater schon längst fortgeeilt.
Da hört man von Weitem das Rufen der Kinder:
„Oh Vater, oh Vater, so komm doch bald wieder!
Oh Vater, oh Vater, so komm doch bald wieder"!

2. Es scheinet der Mond schon zum dritten Mal.
Die Kinder, sie liefen hinunter ins Tal.
Sie sahen die Straße von Weitem entlang,
Woher wohl der Vater zurückkehren kann.
Es fing an zu regnen, sie kehrten zurück,
Die Mutter erwartet sie mit traurigem Blick.
Sie ermahnt sie zum Beten, sie knieten sich hin,
Um Glück für den Vater in kindlichem Sinn,
Um Glück für den Vater in kindlichem Sinn.

3. Ja und bei Sedan, da war ja nichts mehr zu hoffen,
Denn der Vater, er war von der Kugel getroffen.
Voll Schmerzen hat er sich zu Boden gebückt
Und betet ganz leise für Weib und für Kind.
Ein treuer Kamerad reicht ihm nochmals die Hand,
Dann starb er für König und fürs Vaterland.
Ein Kreuzlein aus Holz, das sein Grabmal anzeigt,
Wo er ewig vom Herzen im Andenken bleibt,
Wo er ewig vom Herzen im Andenken bleibt.

Die letzten Lieder (Nr. 300 bis 302) beziehen sich bei all ihrer Verschiedenheit auf die Tatsache, daß es die bayerischen Verbände waren, hier vor allem das I. bayerische Armeekorps unter General Ludwig von der Tann, die am 1. September 1870 vor Sedan den ersten Angriff gegen die Franzosen zu führen hatten. Die 3. Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, in welche die bayerischen Armeekorps eingegliedert waren, hatten den Auftrag, die Stellungen vor Sedan vom Süden her anzugreifen und aufzurollen. Die Bayern gingen gegen Bazailles und Balan vor, wo ihnen die Franzosen entschiedenen Widerstand entgegensetzten und hatten, bevor die anderen Truppen nach und nach ins Kampfgeschehen eingriffen, zunächst die ganze Last des Angriffs zu tragen. Ihre Verluste waren dementsprechend hoch, worauf beispielsweise Nr. 300: **„Wir Bayern ziehn ins Feld"** mit keinem Wort eingeht. Dagegen wird in Nr.: 301: **„Was gibt es in der Welt"** und Nr. 302**: „Als in Frankreich die Fackeln des Krieges entbrannten"** sehr wohl auf die grausame Realität angespielt.[1141]
Schon in der ersten Strophe von „Was gibt es in der Welt" wird ganz offen von „jener bitteren Schlacht" gesprochen, „ja die bei Sedan dort gar viel ins Grab gebracht" (Zeile 3 und 4). Ausdrücklich werden auch die Befehlshaber der bayerischen Soldaten genannt, die sie ins Feuer zu schicken hatten: König Wilhelm von Preußen als der oberste Kriegsherr der verbündeten deutschen Verbände sowie General Ludwig Freiherr von und zu der Tann-Ratsamhausen, Kommandierender General des I. bayerischen Armeekorps. Der 1815 in Darmstadt geborene bayerische General war schon 1866 Generalstabschef der bayerischen Armeen. Über General Stefansheld, „der den rechten Flügel hält" (Str. 2, Zeile 3) ist uns weiter nichts bekannt. In der dritten Strophe, diesmal wieder ausdrücklich eine Verfasserstrophe, die die Authentizität des Liedes unterstreichen soll, wird ausdrücklich gebeten, der vielen Schlachtenopfer – aber auch deren Eltern – eingedenk zu sein.
„Als in Frankreich die Fackeln des Krieges entbrannten", ein Lied, welches noch in unseren Tagen in der Oberpfalz zu hören war, wie eine Tonbandaufnahme des Oberpfälzer Volksmusikarchivs in Regensburg ausweist, beschreibt den Krieg aus der Sicht einer Familie in Bayern, deren Familienvorstand nach Frankreich ziehen und dort schließlich das Leben lassen mußte. Hier ist nichts von Euphorie und Kriegsbegeisterung zu hören, vielmehr stehen der Trennungsschmerz und das traurige Schicksal des Getöteten im Vordergrund, wenn das Opfer hier auch „für König und fürs Vaterland" gebracht wurde und damit einen Sinn hatte, wie die dritte Strophe glauben machen will.

Beispiel 303
Die lustige Jagd (29.8-1.9.1870)

Worte: Anonym / Melodie: Im Wald und auf der Heide[1142]
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 126f. Nr. 89

1. Herr Albert wollt' einst jagen
Wohl in den Augusttagen
Ein Wild. Es war noch Nacht.
Er ließ die Treiber wecken:
„Fahrt aus durch Busch und Hecken;
Nur sachte, mit Bedacht".
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz *weckte* so.

2. „Daß keiner mir jetzt schwatze,
Sein Pfeifchen keiner schmatze,
Gebt Feuer nicht, noch Dampf.
Wenn ihr es habt gefangen,
Könnt alles ihr verlangen,
Doch vorwärts jetzt zum Kampf"!
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronpring *jagte* so.

3. Bald war das Wild gefunden:
In frühen Morgenstunden,
Im Schlummer lag es noch;
In wald'gen Felsesgründen,
Da war das Wild zu finden,
Frühaufstehen lohnt sich doch.
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz *fing* es so.

4. Und als Vorbei das Jagen,
Sprach Albert mit Behagen:
„Das habt ihr brav gemacht,
Jetzt sucht hervor die Pfeife,
Zum Brotsack jeder greife,
Die Jagd ist nun vollbracht".
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz *lobte* so.

5. Was läßt er sich jetzt reichen?
„Gebt Feuer mir". Nun steigen
Rauchwolken in die Luft.
Bringt man das Wild zur Strecken,
Wie köstlich thut dann schmecken,
Ach, der Zigarrenduft!
Halli, hallo, halli, hallo,
Der Kronprinz *rauchte* so.

Beispiel 304

Die Sachsen in der Schlacht bei Sedan

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1143]
Quelle: Freytag, Volkslieder des sächsischen Heeres

1. Im Galopp kam hergeritten
Aus des Bayernheeres Mitten
Ein Offizier von Chevauxleger:
Ob die Sachsen nicht bald kommen
Zu der Bayern Hülf und Frommen,
Bei Bazeilles es übel steh.

2. „Hurrah! Frisch zur Hülf dem Bayer,
Der so tapfer hält im Feuer –
Warte Turkos und Franzos"!
Vorwärts! ward gleich kommandieret
Im Geschwindschritt fortmarschieret,
Auf's Kanonendonnern los.

3. Da, inmitt von Donnerschlägen,
Schallt Hurrah den Bayern entgegen,
Hurra ruft auch unser Heer,
Gleich die Höhen hinauf wir stürmen,
Unsre Brüder zu beschirmen,
Ob es schießt und donnert schwer.

4. Der Franzosen ihr' Granaten
Sich in unserm Blute baden,
Mitrailleusen, Chassepots
Strecken ganze Reihen nieder,
Fast gleich wieder schließen die Glieder
Bis wir oben stehen so.

5. Da geht's drauf mit Kolbenschlägen,
Was uns kommt im Weg entgegen,
Wird gestürzet in den Sand.
Turkos, Zuaven und Zephyre,
Ob sie brüllten wie die Stiere,
Schlagen wir mit zorn'ger Hand.

6. Schritt vor Schritt ward vorgedrungen,
Jeder Fleck mit Sturm errungen,
Mancher da sein Ende fand.
Roth von Blut ward ganz die Erde,
Weil der Feind sich tapfer wehrte,
Stets auf's Neu Succurs bekam.

7. Doch der Sachsen und Bayern Schlägen
Ist er endlich da erlegen,
Und gewichen immer mehr;
Ist nach Sedan retirieret,
Wohin ringsum auch marschieret
Unser großes deutsches Heer.

8. Donner hört man überall schallen,
Als ob thät die Welt zerfallen,
Käm heran der jüngste Tag.
Die Franzosen sieht man laufen,
Zu der Stadt in wirren Haufen,
Vor dem furchtbar'n Wetterschlag.

9. Mac Mahon sitzt dort gefangen,
Aller Muth ist ihm vergangen,
Muß ergeben sich auf Gnad.
Hurrah! Brüder, selbst der Kaiser
Redet jetzt demüthig leiser,
Sich gefangen gegeben hat.

10. Ihr' berühmtesten Marschälle,
Fünfzig ihrer Generäle,
Hundertzwanzigtausend Mann,
Sind gefangen da genommen,
Und in unsre Händ gekommen,
An fünfhundert Stück Kanon.

11. So ist diese Schlacht zu Ende –
Faltet dankbar eure Hände:
Gott, der Herr, gab uns das Feld.
Wer dabei war in den Tagen,
Darf in Treuen gar wol sagen:
Solchen Sieg sah nie die Welt!

Beispiel 305

Sedan

Worte: vermutlich anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Freytag, Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 133f. Nr. 95

1. Es war in früher Morgenstunde
Ohnweit von Sedans erster Höh',
Da hieß es: Brüder, rasch in Front.
Kommt schnell und trinkt nicht erst Kaffee.
Nur rasch geladen eure Flinten.
Kein Zuav soll uns heut entschwinden,
Und schon auf Sedans zweiter Höh',
Da floß ihr Blut uns statt Kaffee.

2. Und vorwärts ging's mit Kriegsgeschrei
Zum Thal hinein, zum Berg hinauf,
Als wär' es Brezelbäckerei
Dort an der Kugelspritzenlauf.
Nur langsam. Ihr kriegt alle noch,
Lauft nicht an das Zuavenloch,
Denn hier auf der Kanonenhöh'
Giebt's sicherlich noch mehr Kaffee.

3. Ihr Kameraden, das nennt man Glück.
Wenn's nach Kaffee giebt gleich Frühstück.
Nur statt ein(em) Stückchen Hasenbraten
Giebt's Schrapnells und Blechgranaten
Hier wird's schon manchem Braven übel
Und zahlt die Zech' mit blut'gem Siegel.
Schon weit vor Sedans erster Höh'
Trank er die letzte Tass' Kaffee.

4. Nich(t) lang, da ging's zum Mittagstisch,
Nur schlimm, hier stand die Tafel schief,
Denn bei dem ersten Bissen Brot
Fand unser Hauptmann seinen Tod.
Nun schlummere sanft, du tapfrer Held,
Wo's Friede heißt in jener Welt.
Mancher Kamerad bei dieser Höh'
Trinkt sicherlich nicht mehr Kaffee.

5. Der Franzmann sperrt die Augen auf,
Weil man beim Vesper ihn nun braucht,
Denn er mit seinem dummen Prahlen
Soll nun die ganze Zech bezahlen.
Jetzt schleicht sich der Napoleon,
Und alles schreit: Man hat ihn schon.
Er kam auf Sedans letzte Höh'
Und trinkt in Deutschland jetzt Kaffee.

6. Und giebt's nun zum Abendbrot,
Dank's Gott, ein Stückchen Kommißbrot.
Wer heute hat kein Blei gespeist
Und Kameradenlieb' beweist,
Der leere seinen Brotsack aus
Und danke Gott für diesen Schmaus.
Und ist's nur eine Tass' Kaffee,
Verzehrt wird's hier auf Sedans Höh'.

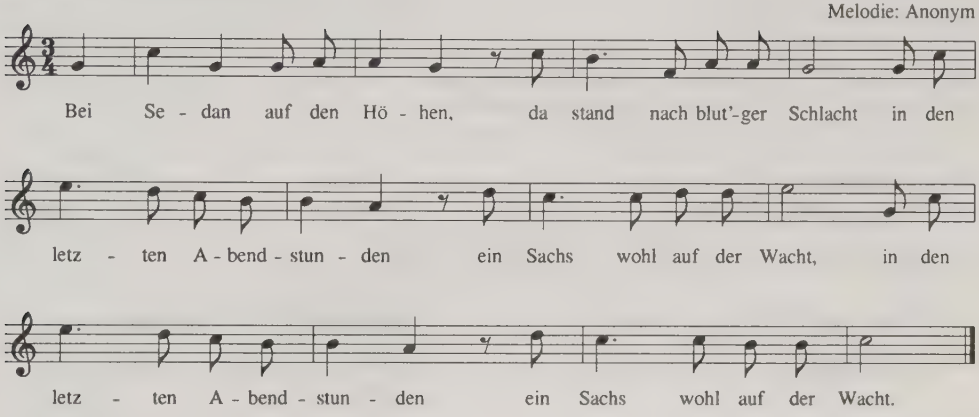
Pendants zu den bisherigen Sedan-Liedern (Nr. 298; 300 bis 302), welche die Ereignisse vornehmlich aus der Sicht der bayerischen Kriegsteilnehmer schildern, stellen unsere folgenden Lieder dar. Nr. 303: **„Die lustige Jagd"** beschreibt die „Ruhepause" der Sachsen unmittelbar vor dem – für die deutschen Alliierten siegreichen – Treffen bei Beaumont, einem Gefecht, das den Geschehnisse in und um Sedan unmittelbar vorausging. Nr. 304: **„Die Sachsen in der Schlacht bei Sedan"** könnte man getrost als ein direktes Gegenstück zu Lied Nr. 298: **„Schlacht bei Sedan"** (S. 591f.) betrachten, in welchem die Vorgänge des 01./02. September 1870 aus der Sicht eines bayerischen Kriegsteilnehmers geschildert wurden. Nunmehr ist es ein sächsischer Patriot, der an der Reihe ist, die Rolle seiner Landsleute ins rechte Licht zu rücken. Die sächsischen Soldaten – zusammengefaßt im XII. Armeekorps – waren in die 4., die Maasarmee integriert, die dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen unterstand. Ihre Aufgabe hatte zunächst vor allem darin bestanden, eine mögliche Vereinigung der Armee Mac Mahons mit derjenigen Bazaines zu verhindern. Am frühen Morgen des 26. August befahl Kronprinz Albert von Sachsen daher von sich aus das Einschwenken der Maas-Armee nach Norden in Richtung auf St. Ménehould, Damvilliers und Beaumont. Bereits am 29. August kam es dann zwischen der sächsischen Kavallerie, die Aufklärungsdienste wahrzunehmen hatte und den Franzosen zur ersten Feindberührung, der in Nr. 303 geschilderten „lustigen Jagd". Daraufhin nahm Mac Mahon seine Armee hinter die Maas zurück und versammelte sie um die Festung Sedan, um sich – wenn noch irgend möglich, über Mézières zurückzuziehen und abzusetzen, wobei dieses Vorhaben durch die Umzingelung seitens der deutschen Armeen scheiterte.

Der unbekannte sächsische Verfasser des Textes von „Die Sachsen in der Schlacht bei Sedan" setzt mit seinem „Kampfbericht" zu einem Zeitpunkt ein, als sich am 1. September das Kampfgeschehen für die Bayern bei Bazailles zeitweilig ungünstig zu entwickeln schien, also sogar eine verheerende Niederlage drohte. Das XII. sächsische Armeekorps bildete – von der im Osten von Bazailles gelegenen Ortschaft Douzy nach Westen gegen die von den Bayern und Franzosen heftig umkämpfte Festung vorstoßend – den linken Flügel der Maas-Armee und lag in unmittelbarer Nähe der bayerischen Verbände, denen es nun – auf deren Ersuchen hin – unverzüglich zu Hilfe kam. Der erbitterte französische Widerstand, die zeitweise drückende Überlegenheit der Franzosen durch die bessere Bewaffnung – „Mitrailleusen", „Chassepots" – wird auch hier besonders unterstrichen (Str. 4), kommt doch außerdem vor diesem Hintergrund die eigene Rolle, die eigene besondere Tapferkeit besser zum Tragen. Schließlich mußten die Franzosen sich geschlagen geben und zurückziehen (Str. 8), hatten sie doch vor allem der deutscher Artillerie nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Auch in diesem Lied wird abschließend natürlich die Gefangennahme Mac Mahons und Napoleons erwähnt und von der hohen Zahl sonstiger Gefangener und der reichen Ausbeute an Kriegsmaterial berichtet. Direkt auf das Schlachtgeschehen und die Opfer auf Seiten der angreifenden Sachsen geht auch Lied Nr. 305: **„Sedan"** ein, wenn uns der lakonische Ton dieses Liedes angesichts der hohen Opfer an Menschen doch ein wenig unangebracht, unangemessen und herzlos erscheint.

Beispiel 306a[1144]

Bei Sedan auf den Höhen

Text: Anonym, 1870
Melodie: Anonym



aus: DVA A 207 821

1. Bei Sedan auf den Höhen,
Da stand nach blut'ger Schlacht
In den letzten Abendstunden
Ein Sachs' wohl auf der Wacht.

2. Er denkt an seiner Eltern Briefe,
Er denkt an Liebchens Heim,
Die im fernen Sachsenlande
Sich auf seine Heimkehr freun.

3. Er wandelt wohl auf und nieder
Und gedenkt der Toten Schar,
Die noch gestern um diese Stunde
Noch gesund und munter war.

4. Horch, was jammert dort im Busche?
Es ist ein Reitersmann,
Der da liegt mit blut'ger Wunde
Im Busche bei Sedan.

5. „Reich mir Wasser, deutscher Kam'rad,
Denn die Kugel traf zu gut,
Dort an jenem Wiesenrande,
Da floß zuerst mein Blut.

6. Gewähr mir eine Bitte,
Grüß mir mein Weib und Kind,
Ich heiße Andreas Förster
Und bin aus Saargemünd".

7. Am andern Tag frühmorgens
Grub der Sachse ihm ein Grab,
Und er streute Wiesenblumen
Und Zweige auf sein Grab.

8.Und er setzte ihm ein Kreuzlein,
Worauf geschrieben stand:
Hier ruht Andreas Förster,
Er stammt aus Saargemünd.

Beispiel 306b
Bei Sedan auf den Höhen
Worte und Melodie: Anonym, 1870
Quelle: Paul-Ernst Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 179f.

1. Bei Sedan auf den Höhen,
Da stand nach blut'ger Schlacht
In stiller Abendstunde
Ein Bayer auf der Wacht.

2. Die Wolken ziehn nach Osten,
Die Dörfer stehn in Brand,
Sie beleuchten Wald und Fluren
Und den grünen Wiesenrand.

3. Horch, was wimmert dort im Grase
Und klagt in bittrer Not:
Ach guter Gott im Himmel,
Gib mir einen sanften Tod!

4. Der Bayer schleicht sich näher,
Sieh, da liegt ein Reitersmann
Mit tiefer blutiger Wunde
Am Busche bei Sedan.

5. Gib Wasser, deutscher Kamerad,
Die Kugel traf mich gut;
Dort an jenem Wiesenrande
Da floß zuerst mein Blut.

6. Ach lieber deutscher Kamerad,
Eine Bitte mir gewähr',
Grüß mir mein Weib und Kinder
Vom Vater, der nie wiederkehrt.

7. Ein Kreuzlein auf zwei Zweiglein,
Worauf geschrieben stand:
Hier ruht Andreas Förster.
Er starb fürs Vaterland.

Beispiel 306c
Bei Sedan auf den Höhen

Worte und Melodie: Curt Moser, Gefreiter im Schützenregiment Nr. 108[1145]
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 130f. Nr. 92

1. Bei Sedan auf den Höhen,
Da stand nach blutiger Schlacht
In später Abendstunde
Ein Schütze auf der Wacht.

2. Die Wolke zieht nach Osten,
Der Dörfer, Wälder Brand
Erhellte Wald und Fluren
Am grünen Meusestrand.

3. Er wandelt hin und wieder,
Beschaut der Toten Schar,
Die gestern um die Stunde
Noch frisch und rüstig war.

4. Er denkt der Eltern, Brüder
Und auch ans Liebchen fein,
Die fern im Sachsenlande
Sich seiner Heimkehr freu'n.

5. Wer jammert dort im Busche
Und klagt in bitterer Not:
„Gieb heil'ge Gottesmutter
Mir einen sanften Tod".

6. Der Schütze schlägt sich näher –
Da lag ein Reitersmann
Mit tiefer, blut'ger Wunde
Im Busche bei Sedan.

7. „Gieb Wasser, deutscher Kam'rad,
Die Kugel traf zu gut,
Dort an dem Wiesenrand
Da floß zuerst mein Blut.

8. Ich habe Weib und Kinder
Daheim am trauten Herd -
Die harrten ihres Vaters,
Der nimmer wiederkehrt.

9. Gewähre mir die Bitte
Und grüß' mein Weib und Kind,
Ich heiße *Andreas* Förster
Und bin aus Saargemünd.

10. Scharr mich am Wiesenrand
Dort ein beim Morgenrot".
Er sprach's, es brach sein Auge,
Der Reitersmann war tot.

11. In früher Morgenstunde
Grub ihm der Schütz' ein Grab
Und legte Wiesenblumen
Und Zweige mit hinab.

12. Ein Kreuze aus zwei Zweigen
Beugt sich dort sanft im Wind.
Hier ruht Andreas Förster,
Er war aus Saargemünd.

In diesem in zahlreichen Varianten vorliegenden – wohl auch heute noch bekanntesten[1146] Sedanlied, Nr. 306: **„Bei Sedan auf den Höhen"**, geht es nicht mehr primär um das Kampfgeschehen, noch wird des Heroismus der eigenen Seite gedacht. Vielmehr stehen im Mittelpunkt die Opfer der blutigen und verlustreichen Kämpfe, die in nur zwei Tagen immerhin circa 26.000 Tote und Verwundete gekostet haben. Ein nach den Kämpfen auf Wache stehender Sachse / Bayer / Schütze findet nach der Schlacht einen – namentlich benannten – Saarländer, der ihn um die Benachrichtigung seiner Hinterbliebenen bittet. Am Ende des Liedes steht in allen Varianten die Beerdigung des gestorbenen Saarländers, der im Tode seine Anonymität verliert und heraustritt aus der Masse des namenlosen Heeres, und ein mit Namen bezeichnetes Kreuz erhält. Im Gegensatz zu unzählbaren Donnerschnulzen und Hymnen auf Sedan, die mit Patriotismus und voller Schwulst den Heldenmut beziehungsweise den Heldentod auf dem Schlachtfeld „für König und Vaterland" besingen, denkt der Posten stehende Wachsoldat hier an die vielen Toten und wünscht – zusammen mit seinen Angehörigen – seine gesunde Heimkehr herbei. Wie Edmund Weeger in seinem Kommentar zu „Bei Sedan auf den Höhen"[1147] ausführt ist „auffallend an diesem Lied (...) die Tatsache, daß es am Tag nach der Schlacht beginnt und noch einen Tag später endet. Thematisiert wird der menschliche, nämlich tödliche Ausgang der Schlacht. (...) Da wird vordergründig kein wie auch immer ‚heiliger' Zweck des Sterbens aufgebaut, kein Heldentod. Das Sterben geschieht ruhig und abseits aus der Sicht der Betroffenen, nämlich der Soldaten. Mit ihnen wird der Krieg geführt, sie geben das Material ab für die nach Sedan immer noch perfekter werdende Kriegsmaschinerie. (...) Entscheidender für unseren Zusammenhang ist die Kenntnisnahme des Gegengeschichtlichen, das sich

dem wie auch immer offiziellen und im Kaiserreich tödlichen Kurs entgegenstellt und verweigert. Ein mögliches Ausdrucksmittel unter vielen kann hierzu das Lied sein, wenn Singen verstanden ist als eine Art, sich auszudrücken, sich zu äußern. Daß Lieder für das Gegenteil, nämlich als Träger der fatalen Begeisterung gerade des Militärs genauso taugen, ist nur zu bekannt. Singen scheint als wesentlicher Teil zum Soldatischen zu gehören. Es ermöglicht den musikalischen Gleichschritt, bringt die nötige Stimmung und weckt die Vorstellung der Zusammengehörigkeit. Das hier gegebene Sedanlied bietet sich für soldatisch begeisterte Zwecke kaum an. Dennoch hat es eine bis in den heutigen Tag reichende Bekanntheit erreicht, was wenig verwunderlich erscheint. Es hat die zentrale Thematik des Soldaten zum Thema, dem es immer ums Leben geht. Die an der Handlung beteiligten Landsleute und der Name des Sterbenden sind austauschbar. In unserem Beispiel, das konkret auf Sedan bezogen ist, kommt der Sachse" – in unseren anderen Beispielen der Bayer oder Schütze – „aus historischen Gründen vor: beide Länder waren mit Truppenkontingenten an dieser Schlacht beteiligt, die Sachsen" beziehungsweise Bayern „stellten eine ganze Armee. Auch der Schlachtname kann je nach Ereignis ausgewechselt werden und es sind ähnliche Lieder mit den austauschbaren Namen Königgrätz, Solferino, Weißenburg und anderen bekannt.
Das Lied drückt keine Verweigerung aus, keinen oppositionellen Gehalt im wörtlichen Sinne. Es zeigt die wirkliche Seite des Krieges aus der Sicht von unten, ohne gegen den Krieg anzugehen. Sein Sentiment ist resignativ und voller Trauer".[1148] Wir wissen nicht, ob es sich bei dem bei Nr. 306c genannten Gefreiten Curt Moser um den wirklichen Verfasser des Liedes handelt oder ob er auf einer anderen Liedquelle weitergedichtet hat. Für eine Autorenschaft spräche die Tatsache der geographischen Benennung (Str. 2 „am grünen Meusestrand") sowie die Länge des Liedes, das es auf jeden Fall zu einer älteren und „authentischeren" Form macht als die Nr. 306a sowie 306b.

Beispiel 307
Denkst du daran?

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Denkst du daran, mein tapferer Lagienka[1149]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl.u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 102f.

1. Denkst du daran, als uns die Herrn Franzosen
Mal gründlich wollten auf das Camisol,
Und wie das kleine Heer mit rothen Hosen
Dann ganz getrost zum Rhein gezogen kam?
Denkt ihr daran, als sie dann bei Saarbrücken
Die erste große Heldenthat vollbracht?
Wir denken dran mit freudigem Entzücken,
Und haben köstlich sie dann ausgelacht.

2. Denkt ihr daran, wie sie dann retirierten
Retour nach Metz mit ihrem Kaiserlein,
Und noch zum Schluß Saarbrücken illum'nirten?
Das können auch Franzosen nur allein!
Denkt ihr daran, wie dann der graue Drache
Mit allem Anstand ruhmvoll abgesetzt?
Wir denken dran, wir hatten unsre Sache
Ja damals ornd'lich mit ihm abgewetzt.

3. Denkt ihr daran, wie unterdeß der Kronprinz
Mit seinem Heer die wilden Turkos schlug,
Und wie man sie aus Weißenburg verjagte?
O Prügel kriegten sie ja auch genug!
Denkt ihr daran, wie sie dann machten Beine,
Als sey der Teufel hinter sie schon her?
Wir denken dran, es war ja eine Freude,
Es jubelte bei Gott das ganze Heer.

4. Denkt ihr daran, wie dann die Herrn Franzosen
Bei Metz noch wagten einen tollen Streich,
Und wie man sie dann faßte bei den Hosen,
Und sie mal gründlich klopfte butterweich?
Denkt ihr daran, wie sie dann eingeschlossen
Von unserm Heer, der ganze Bienenschwarm?
Wir denken dran, es hat uns nicht verdrossen,
Ob sie auch anfangs machten viel Alarm.

5. Denkt ihr daran, wie dann die Afrikaner,
Ein kleiner Haufe freilich war es nur,
Zum Schluß noch wollten ihre Ehre retten,
Und dennoch Keile kriegten nach der Schnur?
Denkt ihr daran, wie dann der alte Drache
Bei Sedan sich gleich übergeben hat?
Wir denken dran, wie er zum Schluß der Sache
Bei Kassel sich dann eingemiethet hat.

Worterklärungen
Camisol, Kamisol = kurze Weste

In Lied Nr. 307: **„Denkst Du daran"?** bietet der anonyme Liedautor nach dem Sieg bei Sedan eine Retrospektive auf den bisherigen Kriegsverlauf, erinnert an die lange Reihe deutscher Siege, die dann am 1./2. September in der französischen Niederlage von Sedan einen vorläufigen Höhepunkt fanden. In der Rückschau des Siegers nehmen sich die zum Teil äußerst blutigen und verlustreichen Schlachten wie eine Reihe von bequemen und ungefährlichen Spaziergängen aus. So haben die Franzosen bei Weißenburg beispielsweise allenfalls „Prügel" bezogen, ihnen wur-

den Beine gemacht (Str. 3), bei Metz faßte man sie „bei den Hosen" und klopfte sie nur mal eben gründlich butterweich (Str. 4), bei Sedan haben sie dann endgültig „nach der Schnur Keile gekriegt" (Str. 5). Der französische Kaiser wird mehrfach als „alter Drache" bezeichnet, der sich schließlich „bei Kassel eingemiethet" hat, dies ein „dezenter Hinweis" auf die Festungshaft des unglücklichen, geschlagenen französischen Monarchen.

Beispiel 308

Bazaine's Abschied

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 93f.

Eugénie

1. Will Bazaine sich ewig von mir wenden,
Wie der Fritz mit unnahbaren Händen
Immer näher auf den Hals mir rückt
Was schützt uns wol künftighin vor Keile,
Wenn dir's nicht, zu Frankreichs großem Heile,
Nach Paris, zu mir zu kommen glückt?

Bazaine

2. Theures Weib, gebiete deinen Thränen;
Nach Paris hin ist mein feurig Sehnen,
Doch der Wilhelm macht sich hier zu breit.
Vertraue nur mit deiner Isabellen
Und deinem Lulu dich den Wasserwellen,
In Calais liegt ja dein Schiff bereit!

Eugénie

3. Nimmer lausch' ich deiner Waffe Schalle,
Müßig liegst du hinter Metzen's Walle,
Und die grande Nation, ach die, die stirbt!
Komm Bazaine, ach komm, laß dich erweichen,
Komm, und such Paris noch zu erreichen,
Eh' der „schnelle Fritz" den Spaß verdirbt!

Bazaine

4. Schon seit Wochen thue ich nun sinnen,
Aus der Mausefalle zu entrinnen,
Aber, Kais'rin, das verstehst du nicht:
Draußen steht der Steinmetz vor dem Walle,
Wilhelm, Friedrich Karl, und die Alle –
Nee, Eugenie, 's geht dir wirklich nicht.

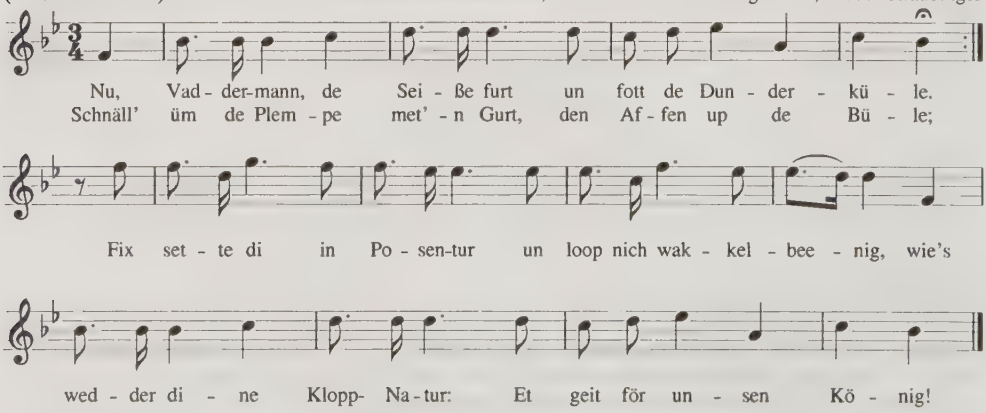
Die Form eines Rollenliedes, eines Zwiegesprächs zwischen der Kaiserin Eugénie, einer überzeugten Vertreterin der französischen Kriegspartei, und dem in Metz eingekesselten und belagerten Marschall Bazaine hat der anonyme Dichter gewählt, um die mehrfachen vergeblichen Versuche des französischen Oberbefehlshabers, den Belagerungsring zu sprengen und im Anschluß daran Paris zu entsetzen, zu verspotten. Eugénie fürchtet das Heranrücken der Deutschen, die den Kreis um die französische Hauptstadt immer enger ziehen und sehnt Bazaines Eintreffen in der französischen Metropole herbei. Dieser aber hat aufgrund der Aussichtslosigkeit seiner eigenen Lage für die Kaiserin nur den guten Rat übrig, sie möchte sich mit all ihrem Anhang nach Calais aufmachen und von dort aus das schützende englische Exil aufsuchen (Str. 2). Ihm selbst sei es leider unmöglich, aus der Mausefalle zu entrinnen, da Steinmetz, Wilhelm und Friedrich Karl ihn am Fortkommen hinderten.

Beispiel 309

Brandenborschet Landwehrlied

(Middelmäksch)

Text: Anonym
Melodie: O Danneboom, o Danneboo! bzw. Gott grüß dir, Bruder Straubinger



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, S. 113ff

1. Nu, Vaddermann, de Seiße furt
Un fott de Dunderküle,
Schnäll' üm de Plempe met'n Gurt,
Den Affen up de Büle;
Fix sette di in Posentur
Un loop nich wackelbeenig,
Wies wedder dine Klopp-Natur:
Et geit för unsen König!

2. De Landwehr geiht nach Frankreich 'rin,
De Linje is all dringer;
Nu schlah dir allens ut'n Sinn,
We Wirthschaft, Frau un Kinger.
Frankreich is uter Rand und Band,
Drum rüste di un höre:
Et geit för't deutsche Vaderland,
Et geit för unse Ehre.

3. In Spanjen fung der Rummel an,
Da woll'n se'n König wählen;
Prinz Leopold war der rechte Mann,
Den dähden se drüm quälen.
Un as he hadde tugesäht,
Der Prinz von Hohenzolldern,
Het sich Napoljon upgebläht,
Fung schmächlich an tu koldern.

4. Fix säht he unsen König an,
He wulle dät nich liden;
Drup het de Krone utgeschlan
Der Prinz üm'n liewen Frieden,
Doch Musje Bonaparte will,
Der König sall caviren,
Dät gar keen Hohenzolldern süll
In Spanien mal regieren.

5. Un Willem sett den Helm sich up,
Denn he word bitterböse,
Un säht tu Moltken: Nu man drup
Up Schaßpo, Medralljöse!
Un allens nu marschierde los
Ut alle deutsche Länder;
Denk di Bismarckens Freude bloß,
As allens bei eenänder!

6. Nu wettste, Vaddermann, wu't gung –
Kotts Bomben un Granaten!
Der Kronprinz namm den Feind bei'n Schlung,
Als dunne de Kroaten;
Un Friedrich Karl un Steinmetz joog
Mank Turkos un Zefire;
Wat örgend man Pumphosen droog,
Det kreek ook allens Schmiere.

7. Der gröttste Schnitt war äwer doch
Da an de belj'sche Gränze;
Mac Mahon's Kohr satt da in't Loch,
Kreeg fast de Pestellänze,
Un wußte nu nich in, nich ut,
Napoljon het drüm schräwen –
Denn he war midden in den Klut –
Dät se sich wull'n ergäwen.

8. Hurrah, det war'n schöner Dag
För König un Soldaten!
Denn hundertdausend up'n Schlag
Met öhren Potendaten
Marschirden nu nah Deutschland 'rin,
Doch ahne de Gewehre,
Un unse Lüdens frommer Sinn
Gaf Gott alleen' de Ehre.

9. Doch, Vaddermann, bei all' det Glück
Un all' die Heldendaten,
Kehrt mänjer doch nich mehr turügg'
Van unse Kameraten.
So mänjer storf den Ehrendood,
Un süll' et nich erläwen,
Dät sich Paris in sine Noth
Ook endlich het ergäwen.

10. Nu förwards, olle Jung', in't Feld,
De Isenbahn het Ile!
Hurrah, juchhei! de ganze Welt
Allwile is mobile.
Nu schenk noch fix 'n Landstorm in:
Nu marsch in Gottes Namen!
So wahr ick Brandenbörger bin,
Se luren, dät wi kamen!

Übersetzung ins Hochdeutsche[1150]: Brandenburgisches Landwehrlied (Mittelmärkisch)

1. Nun, Gevatter, die Sense fort
Und fass die Donnerkeule an,
Schnall um die Flinte mit dem Gurt,
Den Tornister auf den Rücken.
Schnell setze dich in Positur
Und lauf nicht wackelbeinig,
Zeig wieder deine Prügel-Lust.
Es geht für unsern König.

2. Die Landwehr geht nach Frankreich rein,
Die Front ist schon eng gedrängt;
Nun schlag dir alles aus dem Sinn,
Die Wirtschaft, Frau und Kinder.
Frankreich ist außer Rand und Band,
Drum rüste dich und höre:
Es geht um's deutsche Vaterland,
Es geht um unsre Ehre.

3. In Spanien fing der Rummel an,
Da woll'n sie'n König wählen;
Prinz Leopold war der rechte Mann,
Den taten sie darum quälen.
Und als er hatte zugesagt,
Der Prinz von Hohenzollern,
Hat sich Napoleon aufgebläht,
Fing schmählich an zu kollern.

4. Schnell geht er unsern König an,
Er wolle das nicht leiden;
Drauf hat die Krone ausgeschlagen
Der Prinz um des lieben Friedens willen,
Doch Monsieur Bonaparte will,
Der König solle zugestehen,
Daß kein Hohenzoller jemals
In Spanien regieren werde.

5. Und Wilhelm setzte den Helm sich auf,
Denn er wurde bitterböse,
Und er sagte zu Moltke: Nun mal drauf
Auf Chassepot, Mitrailleuse!
Und alles nun marschierte los
Aus allen deutschen Landen;
Stell dir nur Bismarcks Freude vor,
Wie alles so beieinander.

6. Nun weißt du, Gevatter, wie es ging –
Potz Donner und Granaten.
Der Kronprinz nahm den Feind beim Hals,
Wie damals die Kroaten;
Und Friedrich Karl und Steinmetz fuhren
Unter Turkos und Zephire;
Was irgend nur Pumphosen trug
Das kriegte auch gehörig Keile.

7. Der größte Schnitt war aber doch
Dort an der belgischen Grenze;
Mac Mahons Korps saß da im Loch,
Kriegte bald die Pestilenz,
Und wusste nun nicht ein, nicht aus,
Napoleon hat darum geschrieben –
Denn er war mitten im Morast –
Daß sie sich ergeben wollten.

8. Hurra, das war ein schöner Tag
Für den König und die Soldaten!
Denn hunderttausend auf einen Schlag
Mit ihren Potentaten
Marschierten nun nach Deutschland rein,
Doch ohne die Gewehre,
Und unserer Leute frommer Sinn
Gab Gott allein die Ehre.

9. Doch Gevatter, bei all dem Glück
Und all den Heldentaten,
Kehrte manch einer doch nicht mehr zurück,
Von unseren Kameraden.
So mancher starb den Ehrentod,
Und sollte es nicht erleben,
Daß sich Paris in seiner Not
Auch endlich hat ergeben.

10. Nun vorwärts, alter Junge, ins Feld,
Die Eisenbahn hat Eile!
Hurra, juchhei! die ganze Welt
Allweil ist mobil.
Nun schenk noch schnell 'm Landsturm ein:
Nun marsch in Gottes Namen!
So wahr ich ein Brandenburger bin,
Sie warten, daß wir kommen.

Der Verfasser des Liedes Nr. 309: **„Brandenborschet Landwehrlied"** ruft – nach der siegreichen Schlacht bei Sedan – den kleinen Landwehrmann, in diesem Fall aus Brandenburg, zu den Waffen. Auch er soll nunmehr sein Teil zum Sieg über den französischen Feind beitragen, der bereits von den Linientruppen hart bedrängt wird (Str. 2). Dabei wird zunächst auch noch einmal ausführlich auf die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges eingegangen, auf die spanische Thronkandidatur des hohenzollernschen Prinzen Leopold (Str. 3), den Verzicht auf die spanische Krone von Seiten der Hohenzollern und die Forderung Frankreichs auf einen endgültigen und immerwährenden Verzicht auf die spanische Regentschaft (Str. 4), nicht zuletzt auf den Kriegsbeginn. Einen breiten Raum nimmt naturgemäß der Sieg bei Sedan und die Kapitulation der französischen Truppen sowie die Gefangennahme des verhaßten französischen Kaisers ein (Str. 7/8). Neben dem euphorischen Siegesgefühl aber werden die Gedanken an die Kriegsopfer nicht verdrängt (Str. 9), wobei jedoch auch hier der Tod auf dem Schlachtfeld „för unsen König" (Str. 1), „för't deutsche Vaderland ... för unse Ehre" (Str. 2) niemals in Frage gestellt, sein Sinn an keiner Stelle angezweifelt wird.
Die Landwehreinheiten, die ursprünglich in Deutschland selbst eingesetzt und nicht zuletzt etwa als Küstenschutz vor einem zeitweilig befürchteten französischen Angriff von See her dienen sollten, nahmen hier quasi „ordnungspolitische" Aufgaben wahr, um die Feldtruppen hinsichtlich derartiger Aufgaben zu entlasten, beziehungsweise fungierten als Wachtruppen für die Gefangenenlager. Im Februar 1871 belief sich die Verpflegungsstärke aller deutscher Truppen in Frankreich auf 1.028.126 Mann, wobei lediglich 718.726 Mann mobile Truppen waren, die übrigen 309.000 Soldaten in irgendeiner Form in der Etappe Dienst taten.

Beispiel 310
Lithauisches Soldatenlied

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: O Danneboom, o Danneboom![1151]
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten, S. 366f. Nr. 149

1. Franzos, die plagt de Diewel woll,
Krieg met ons antofangn?
Du best ja ganz verröckt on doll,
Wat es denn värgegangn?
Ons'n Kenig, de keen Kind wat deiht,
Beleidigst du met Boßigkeit –
Dem wi so sehr verehrn?
Nach wacht, di wöll wi lehrn!

2. Son Rackertieg! Wat denke ju
Von onsem Landesvader,
So got, so friedlich, fest on tru,
Det Vaderlands Verader?
He soll ju allen Wöllen dohn,
Na june Pipe danze?
Wacht man, Franzos, dat find't sek schon,
Wi warre die kurranze!

3. Di Luewig Napolejohn,
So'n Keerl, so leeg' on wenig,
De es op dem gestohlnen Thron
Nich Keiser ock nich Kenig.
Wat so en rechter Kenig es,
Kannst di bi ons ergründe:
Dat es en ander Wark, geweß!
Bi ju nich optofinde.

4. So lang du oartig weerst, Kujon,
Da kunnst du sätte bliewe
Op dinem angemaßten Thron,
Om Onrauh to verdriewe.
Doch wenn du so strambulstrig best,
Mit luter Krieg on Löge,
Denn warst du di, dat glöw du fest
Am Ende sülwst bedröge.

5. Din Ohm, de haßt'uns Preuße sehr,
He haßt'ons bet tom Tode;
He ahnde woll, dat von ons her
De Ondergang em drohde.
So best ok du bi onsem Glöck
Räweddrig stets gewese,
On nu, in dissem Ogenblöck,
Dat es't to recht to lese.

6. Erst schöke wi de Jungens ut,
Di waren di besinge!
Se schmiete di ut Dietschland rut,
Dat ward on mott gelinge.
On wenn de nich genog gekloppt
Op dine rode Hose,
Denn komme selwst wie angeschoppt;
Dann gnad' di Gott, Franzose.

Stammt Lied 309, das **„Brandenborschet Landwehrlied"** aus dem preußischen Kernland, so entstammt Lied Nr. 307 der Feder eines Tagespoeten aus der „fernsten Provinz", nämlich dem östlichsten Teil Ostpreußens, dem Memelland, mithin dem Grenzgebiet zu Litauen, in dessen Dialekt es auch verfaßt ist:

Übersetzung ins Hochdeutsche: Lithauisches Soldatenlied

1. Franzose, dich plagt der Teufel wohl,
Krieg mit uns anzufangen?
Du bist ja ganz verrückt und toll,
Was ist denn vorgegangen?
Unseren König, der keinem Kind etwas antut
Beleidigst du mit Boshaftigkeit –
Den wir so sehr verehren?
Na pass nur auf, dich wollen wir lehren!

2. So ein Raufbold! Wast denkst du dir
Von unserem Landesvater,
So gut, so friedlich, fest und treu,
Des Vaterlands Bewahrer.
Er soll dir allen Willen tun,
Nach deiner Pfeife tanzen?
Pass auf, Franzose, das findet sich schon,
Wir werden dich bestrafen.

3. Der Ludwig Napoleon,
So ein Kerl, so leicht und wenig,
Der ist auf dem gestohlnen Thron
Nicht Kaiser, auch nicht König.
Was so ein richtiger König ist,
Kannst du bei uns ergründen:
Das ist ein anderes Werk, gewiss!
Bei euch nicht aufzufinden.

4. So lang du artig wärst, Kujon,
Da könntest du sitzen bleiben
Auf deinem angemaßten Thron,
Um Landraub zu vertreiben.
Doch wenn du so streitlustig bist,
Mit lauter Krieg und Lüge,
Dann wirst du dich, das glaube nur fest,
Am Ende selbst betrügen.

5. Dein Onkel, der haßte uns Preußen sehr,
Er haßte uns bis zum Tode;
Er ahnte wohl, daß von uns her
Der Untergang ihm drohte.
So bist auch du zu unserm Glück
Immer widerborstig gewesen,
Und jetzt, in diesem Augenblick
Da ist es erst recht zu lesen.

6. Erst schicken wir die Jungen hinaus,
Die werden dich besingen!
Sie schmeißen dich aus Deutschland raus,
Das wird und muß gelingen.
Und wenn du nicht genug geklopft worden bist
Auf deine rote Hose,
Dann kommen wir selbst herbeimarschiert:
Dann gnade dir Gott, Franzose.

Obwohl das **„Lithauische Soldatenlied"** (Nr. 310) sich ausschließlich mit der Person Louis Napoleons auseinandersetzt und nicht konkret zu kriegerischen Ereignissen des deutsch-französischen Krieges Stellung bezieht – dies ein Indiz dafür, daß es vermutlich noch vor den ersten Gefechten verfaßt worden ist –, haben wir es als eines der wenigen mundartlichen Liedbeispiele, die uns in Plattdeutsch vorlagen, in Verbindung mit unserem brandenburgischen Mundartlied abgedruckt, zumal die beiden Texte auf ein und dieselbe Melodie, nämlich „O Tannenbaum, o Tannenbaum" verfaßt wurden. Außerdem bietet es einen guten Übergang zu den folgenden Liedern, die sich ebenfalls vorwiegend mit der Person und dem Schicksal des Franzosenkaisers auseinandersetzen.
Napoleon III., eigentlich Charles Louis Napoléon Bonaparte, ein Neffe Napoleons I., von 1852 bis 1870 Kaiser der Franzosen, wurde am 20. April 1808 in Paris geboren und starb am 9. Januar 1873 in Chislehurst bei London. Er war ein Sohn von König Louis Bonaparte und Hortense Beauharnais. 1815 ging er mit seiner Mutter in ein langjähriges Exil vornehmlich nach Süddeutschland. Nach dem Tod des Herzogs von Reichstadt im Jahre 1832 sah er seine Aufgabe in der Wiederherstellung des napoleonischen Kaisertums mit demokratischer Prägung. Nach zwei verunglückten Putschversuchen – 1836 und 1840 – wurde er in einem öffentlichen Prozeß in Paris zu lebenslänglicher Gefängnishaft verurteilt, entkam aber im Verlauf der Wirren des Jahres 1846 aus der Festung Ham nach England. Der Ausbruch der Februarrevolution von 1848 begünstigte seinen Weg zur Macht. Seine Wahl in die Nationalversammlung und am 10.12.1848 zum Präsidenten der französischen Republik gegen Cavaignac und A. Ledru-Rolling bewies, welche Zugkraft der Bonapartismus bei beträchtlichen Teilen der Bevölkerung, besonders dem sozial unzufriedenen Kleinbürger- und Bauerntum, besaß. Durch einen Staatsstreich am 2.12.1852 sicherte sich Napoleon die Präsidentenschaft auf 10 Jahre; die neue Verfassung von 1852 sanktionierte die durch Plebiszit gebilligte Wiederherstellung des Erbkaisertums (Kaiserproklamation 2.12.1852).
Auf die Armee, den Klerus und die Bürokratie gestützt, verschaffte Napoleon durch eine großzügige und erfolgreiche Sozialpolitik und eine populäre Außenpolitik seinem Regime immer wieder die demokratische Sanktion. Im Krimkrieg unterstützte er auf seiten Englands die Türkei. Im italienischen Krieg von 1859-60 kämpfte er auf Seiten der italienischen Freiheitsbewegung mit C. Cavour gegen Österreich und erwarb dafür Nizza und Savoyen. Der Versuch, ein mexikanisches Kaiserreich unter dem österreichischen Erzherzog Maximilian zu gründen, scheiterte 1867 am Widerstand des von den USA unterstützten mexikanischen Volkes unter dessen Führer Benito Juarez. Die Minderung seines Ansehens zwang Napoleon zu liberalen Reformen im Innern und einer verstärkten Prestigepolitik nach außen. Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 geriet er nach der Kapitulation von Sedan am 2.9.1879 in Kriegsgefangenschaft. Er wurde abgesetzt und starb drei Jahre später im englischen Exil.
Auf diese bewegte Biographie Louis Napoleons bezieht sich auch der Verfasser des „Lithauischen Soldatenliedes", der dem Franzosenkaiser auch ein wenig glückliches Schicksal in seinem Kampf mit Deutschland prophezeit.

Napoleon in Wilhelmshöhe

Beispiel 311
Louis ist gefangen

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich bin ein Preuße[1152]
Quelle: Histor. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II. S. 98

1. Ein Jubelruf geht durch die deutschen Lande,
Ja, er erklingt daselbst in froher Hast,
„Geerntet hat Napoleon Schimpf und Schande"!
Das ist der Ruf in Hütte und Palast.
Wir haben ihn *gefangen*,
Er ist in's Netz gegangen!
Weil er zuletzt sah kein Entrinnen mehr,
Gab er sich selbst uns zum Gefangenen her.

2. Bei *Sedan* ward die heiße Schlacht geschlagen,
Dort hatte er in guter Ruh' geweilt;
Doch durft' er nicht zu *commandieren* wagen,
Denn der Befehl war Andrem zuertheilt.
Mac Mahon hieß der Arme,
Ach, daß sich Gott erbarme!
Den Sieger von *Magenta* hieß man ihn,
Bald wollt' er heißen „Sieger von Berlin"!

3. Doch an der *Spree*, da blühet nicht die Pflanze,
Womit ein *Sieger* sich im Kriege schmückt,
Da wächst kein *Lorbeer*, den im reichen Glanze
Den Helden man auf ihre Stirne drückt!
Da giebt's für durst'ge Preußen,
Nur *Pirkenbach'sche Weißen*,
Dazu trinkt *Jilka* das fidele Chor,
Und ist stets frohgelaunt und bei Humor.

4. Drum ward der Mac Mahon auch stets geschlagen,
Weil wir so kerngesunde Jungen sind,
Und einen guten Happen schon vertragen,
Wie jedes richtige Berliner Kind;
Doch schlecht ist ihm bekommen,
Was kühn er unternommen.
Wer wüßte nicht, wie dieser *General*
In's Feld zog? – es war wirklich ein *Scandal*!

5. Er weilte gern in schöner Mädchen Kreise,
Verfolgte sie auf jeden Schritt und Tritt,
Und als es ging zum Kriege auf die Reise,
Nahm er sich einen ganzen *Harem* mit!
Drum sah es aus im *Lager*
Bei ihm durchaus nicht *mager*,
Man fand daselbst *Pommadentöpfe* nett
Und wir, wir gaben ihm dazu das *Fett*!

6. Um die erlitt'nen Scharten auszuwetzen,
Die wir ihm beigebracht so kinderleicht,
War seine Absicht Metz nun zu *entsetzen*,
Und zum *Entsetzen* hat er sie erreicht!
Trotz seiner Turcoshorden
Ist er *verwundet* worden,
Und *Wimpfen*, der statt seiner commandiert,
Kroch nun zu Kreuz und hat *capituliert*.

7. Dabei ist uns ein Fisch in's Netz gegangen,
Nach dem wir ja so lange schon gefischt,
Der Musje *Louis* wurde *abgefangen*,
Und ruft nun kläglich: „Es war wieder nischt"!
Er mußte sich *ergeben*;
Wir aber lassen *leben*
Die Sieger hoch ob dieser frohen Mähr:
„Hoch König Wilhelm und sein tapfres Heer"!

„Wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen"! So könnten getrost die Lieder zum Kapitel „Napoleon in Wilhelmshöhe" überschrieben werden. Nach diesem Motto überschütteten nach der französischen Niederlage bei Sedan unzählige deutsche Zeitgenossen die Besiegten, und nicht zuletzt den glücklosen französischen Kaiser, mit Spott und Hohn. Im Falle des Liedes Nr. 311: **„Louis ist gefangen"** ist es eine „Berliner Spottdrossel", die vor allem an Napoleon und Mac Mahon als den verhaßten Symbolfiguren des Feindes ihren respektlosen Schnabel wetzt. Der Verfasser geht im einzelnen darauf ein, daß Napoleon wegen seines erbärmlichen Gesundheitszustandes schon zu Anfang des deutsch-französischen Krieges den Oberbefehl in die Hände Mac Mahons legte, des „Siegers von Magenta", im sardisch-französischen Krieg gegen Österreich im Jahre 1859 (Str. 2). Wie die Geschichte aber gezeigt habe, sei diesem ein „Sieg in Berlin" nicht vergönnt gewesen (Str. 3 und 4). Strophe 5 bezieht sich offensichtlich auf eine Episode nach der Schlacht bei Wörth. Dort hatten die Meininger die Bagage Mac Mahons erbeutet: Fasanen und Champagner, seidene Damenkleider und galante Bücher. Welch gefundenes Fressen für einen Spottlieddichter. In den folgenden Strophen wird vor allem der französische Heerführer nach allen Regeln der Kunst geschmäht, seine Fähigkeiten als Oberster Kriegsherr werden vehement in Frage gestellt. Leider war es uns bisher nicht vergönnt, die in der 3. Strophe erwähnten Berliner Getränke „Pirkenbach'sche Weiße" und „Jilka" zu probieren, weswegen wir hierzu eine Erklärung schuldig bleiben müssen. Die beiden letzten Strophen (Str. 6 und 7) befassen sich schließlich mit der Schlacht bei Sedan, der Verwundung Mac Mahons, der Übertragung seines Kommandos an Wimpffen und dessen erzwungene Kapitulation. Gekrönt worden aber sei der Sieg durch die völlig überraschende Gefangennahme des „Musje Louis", des französischen Kaisers, der sich selbst König Wilhelm und dessen Stab habe ergeben müssen (Str. 7). Vergleiche zu Mac Mahon auch den Kommentar zu Lied Nr. 290 (S. 585). Seinem Text hat der unbekannte Verfasser pikanterweise die Noten der „Preußenhymne" „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" unterlegt.

Beispiel 312
Der gute Kaiser

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich hatt' einen Kameraden[1153]
Quelle: Ditfurth, hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 111f.

1. In Frankreich war ein Kaiser,
   Keinen bessern find'st du nicht;
   Die Trommel schlug zum Kriege,
   Er glaubt sie schlägt zum Siege,
   Der Kaiser mit der Gicht.

2. Eine Kugel kam geflogen:
   „Schnell, Lulu, nimm sie dir"!
   Der hat sie eingestecket,
   Und war gar nicht erschrecket,
   Das kleine Wunderthier.

3. Bazaine zu befreien,
   Ging er nach Norden hin;
   Kaum war er fortgegangen,
   Da ward er schon gefangen,
   Ein ganzes Heer mit ihm.

4. Was hast du doch, o Louis,
   Für dummes Zeug gemacht!
   Hast Frankreich ruinieret,
   Dich selbst hast du blamieret,
   Und wirst recht ausgelacht.

Lied Nr. 312: **„Der gute Kaiser"** ist eine Kontrafaktur auf das Uhlandsche Soldatenlied „Ich hatt' einen Kameraden", welches unter dem Eindruck der Napoleonischen Kriege verfaßt wurde. Nun ist es wieder ein „napoleonischer Krieg", der den Text „Der gute Kaiser" zeitigt. Gehörte Ludwig Uhlands Lied zum Typ des sentimentalen Soldatenliedes, so ist „Der gute Kaiser" ein Spottlied – wieder auf Napoleon III. Auch hier befaßt sich der Autor mit der Krankheit des Kaisers, die diesen dazu bewog, den Oberbefehl über die französische Armee niederzulegen (Str. 1). Napoleon litt bekanntermaßen nicht nur an der Gicht, sondern auch an häufig auftretenden, sehr schmerzhaften Nierenkoliken. Str. 2 spielt auf die bekannte Episode während des Gefechtes von Saarbrücken am 2. August 1870 an, auf welche wir bereits an anderer Stelle eingegangen sind. (Siehe S. 570ff.) Schließlich wird Louis Napoleon selbst für das Desaster verantwortlich gemacht, sein „dummes Zeug" habe „Frankreich ruiniert", er selbst habe sich unsterblich blamiert und jeglichen Spott mehr als verdient.

Beispiel 313
Napoleon's Abschied

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Es, es, es und es[1154]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 102f.

1. Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß,
   Daß, daß, daß und daß ich jetzt aus Frankreich muß!
   Doch schlag ich Frankreich aus dem Sinn
   Und wend' nach Wilhelmshöh' mich hin.
   Mein Glück will ich probieren – Marschieren.

2. Ei, ei, ei und ei, Eugenie es ist aus!
   Dich, dich, dich und dich jagt man auch aus dem Haus.
   Nimm Lulu mit auf deinen Arm,
   Und halt ihn vor dem Schnupfen warm –
   Sein Kugel von Saarbrücken – Thu mir schicken.

3. Ihr, ihr, ihr und ihr Franzosen lebet wohl,
   Weil, weil, weil und weil von euch jetzt scheiden soll!
   Ich wünsche euch zu guter Letzt
   Ein'n Andern, der mein' Stell besetzt,
   Der euch wird coujonieren – Recht schnüren.

4. Ich, ich, ich und ich, ich weiß es kommt die Zeit,
   Daß, daß, daß und daß ihr rufet mich voll Freud.
   Franzosen, wenn sie müde sind,
   Sie rufen nach mir wie ein Kind –
   Dann will ich aber lehren – Parieren!

Die Abdankung Napoleons legte es natürlich nur zu nahe, daß ein Verfasser seinen Spottversen die Melodie eines der bekanntesten Abschiedslieder „Es, es, es und es" unterlegte. Louis Napoleon fällt es in dem Liedtext sichtlich schwer, Frankreich zu verlassen und seinen komfortablen Palast mit der Festung Wilhelmshöh bei Kassel zu vertauschen, wohin er verbracht wurde. Auch die Kaiserin Eugenie und der Kaisersohn mußten Frankreich gegen das englische Exil tauschen (Str. 2). Weiterhin wird auch hier in Verbindung mit Lulu wieder auf die bereits erwähnte Saarbrücker Episode (siehe S. 586) eingegangen.

Beispiel 314

Napoleon vor seiner Abreise nach Wilhelmshöhe

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Schönstes Kind, zu deinen Füßen[1155]
Quelle: Difurth, hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 103ff.

1. Ach was hab' ich Gram und Sorgen,
Jetzt verläßt mich all mein Glück!
Ich muß aus dem Land schon morgen,
Und darf kehren nicht zurück.
Werd nach Preußen transportieret,
Wie man die Gefangnen führet,
Nach der Wilhelmshöhe zu,
Wo ich leben soll in Ruh.

2. Ja die ist mir zwar versprochen,
Aber denk ich so zurück,
Da ist mir das Herz gebrochen,
Plagt mich jeder Augenblick.
Denn ich habe viel verheeret,
Stadt und Länder arg zerstöret,
Und vergossen sehr viel Blut,
Daß es mir bald wehe thut.

3. Hab mit Rußland Krieg geführet,
Und mit Oestreich auch dazu,
Mich nach China selbst riskieret,
Gab in Mexiko nicht Ruh.
Ueberall fand ich zu streiten,
Ging es nicht nach meinem Will,
Konnte ruhen nicht in Zeiten,
Blutvergießen mir gefiel.

4. Wer wird mich denn überwinden?
Ich bin Herr der ganzen Welt!
Da wollt mich nach Preußen wenden,
Das war aber weit gefehlt.
Denn die Deutschen allzusammen,
Fingen Feuer gleich und Flammen:
Achtmalhunderttausend Mann
Rückten schnell auf mich heran.

5. Diese lehren mich bald Moren,
Schlugen meine groß Armee –
Alles, Alles ging verloren,
Und wir schrien Ach und Weh;
Bis in Sedan wir gefangen, –
Alles Glück ist nun vergangen,
Und ich fürchte, daß zuletzt
Mich mein Volk gar noch absetzt.

6. Wilhelmshöhe, Wilhelmshöhe,
Wo Jérôme einst gethront –
Ach daß ich dich nimmer sähe,
Und dies Unglück mich verschont!
Ich vergehe noch vor Schmerzen,
Kummer wühlt in meinem Herzen –
A Dieu gloire, gande nation,
Aus ist's mit Napoleon!

Worterklärungen
Moren = Mores: Sitten, Anstand / A Dieu gloire, grande nation = zum Ruhme Gottes, große Nation; Auf Wiedersehen Ruhm, große Nation / Jérôme: Jérôme hieß der jüngste Bruder Napoleons I., der von 1807 bis 1813 König von Westfalen war („König Lustig"). Er hatte seinen Sitz in Kassel. (Siehe zu seiner Person auch S. 277, Kommentar zu Lied Nr. 116: „Geständnis des Königs an die Kasselaner").

Der Autor von Lied Nr. 314: **„Napoleon vor seiner Abreise nach Wilhelmshöhe"** schildert Louis Napoleon als einen machtgierigen, hybriden Potentaten, dem erst 1870 von den Deutschen seine Grenzen aufgezeigt worden seien. Dabei wird ein Rückblick auf die kriegerischen Ereignisse gegeben, in die Frankreich vor 1870 verwickelt und für die der französische Kaiser verantwortlich war. So wußte Frankreich den britisch-russischen Konflikt für sich zu nutzen, der schließlich im Krimkrieg (1854-1856) gipfelte, und durch den Paris eine neue Machtstellung erringen konnte. Nach dem sardisch-französischen Krieg gegen Österreich, wo die Verbündeten im Juni 1859 bei Magenta und Solferino den Sieg davontrugen, erhielt Frankreich im Frieden von Zürich die Lombardei zugesprochen, die 1860 dann im Vertrag von Turin mit Sardinien-Piemont gegen Nizza und Savoyen getauscht wurde. Bereits 1850 waren französische und englische Invasionstruppen unter dem Vorwand, China sei vertragsbrüchig geworden, im Reich der Mitte gelandet und hatten einen neunundneunzigjährigen Pachtvertrag über die Insel Kaulun erzwungen. 1862 besetzte Frankreich einen großen Teil von Annam, nur fünf Jahre später wurden von der französischen Kolonialarmee drei weitere Provinzen besetzt, Frankreich hatte damit die Kontrolle über das Mekong-Delta gewonnen, eine Position, die es erst 1954 zugunsten der USA räumte. Nachdem Frankreich und Großbritannien bereits mit Truppen während des Bürgerkrieges von 1858 bis 1861 in Mexiko interveniert hatten, eroberten französische Truppen 1863 Puebla und zogen siegreich in Mexiko ein. Auf Betreiben Napoleons III. proklamierte eine Notablenversammlung das Kaiserreich Mexiko und trug dem österreichischen Erzherzog Maximilian die Krone an. Schließlich mußten die französischen Truppen wegen des Protestes der USA (Bruch der Monroe-Doktrin) abgezogen werden, Kaiser Maximilian wurde geopfert. Vor diesem Hintergrund wird Napoleon als ein auch die Herrschaft über Preußen und ganz Deutschland anstrebender selbstherrlicher Eroberer gezeichnet. An Preußen/Deutschland schließlich aber mußte – so die Ansicht des Autors – seine Hybris ganz einfach scheitern, und der

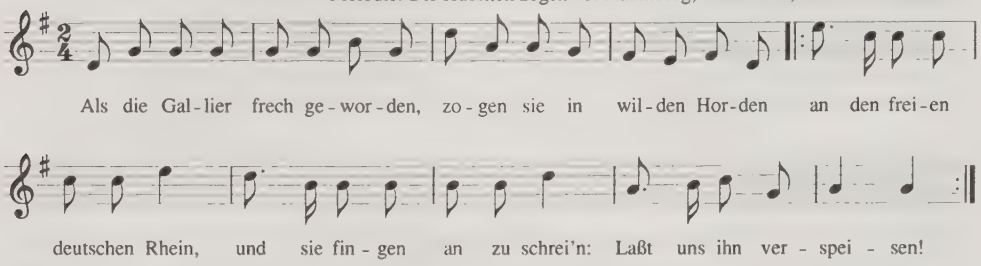
französische Kaiser fand sich nach der Niederlage bei Sedan unversehens auf der beim ehemals westfälischen, jetzt preußischen Kassel gelegenen Schloß Wilhelmshöhe wieder. Die Zuweisung der Wilhelmshöhe enthielt eine subtile Bosheit und Demütigung: Als Jérôme 1807 sein Königreich Westfalen in Besitz nahm, taufte man die *Wilhelmshöhe* kurzerhand in *Napoleonshöhe* um.

Beispiel 315

Das Lied von den Franzosen

Text: Anonym

Melodie: Die Hussiten zogen vor Naumburg, bzw. Halle, an der Saale Strande"



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I, S. 105ff

1. Als die Gallier frech geworden,
   Zogen sie in wilden Horden
   An den freien deutschen Rhein,
   Und sie fingen an zu schrei'n:
   Laßt uns ihn verspeisen!

2. Viel Zuaven, schwarze Turcos,
   Und dergleichen andre Schurkos,
   Kamen mit der Kugelspritz,
   Und noch sonst'gem Mordgeschütz,
   Chassepot nicht minder.

3. Louis Napoleon mit dem Sohne,
   Auf dem Zündloch der Kanone,
   Rückte in Saarbrücken ein,
   Und er ließ Victoria schrei'n
   Ob des großen Sieges.

4. Und nach Haus that er berichten:
   Glänzend stehen die Geschichten!
   Morgen werd' ich weiter zieh'n;
   Uebermorgen in Berlin,
   Werd' ich wieder schreiben.

5. Gut hatt' er sich's vorgenommen;
   Doch es sollte anders kommen,
   Denn am nächsten Morgen früh
   Kam 'ne deutsche Batterie
   Und fing an zu schießen.

6. Und dann kamen die Husaren
   Schnell daher in großen Schaaren;
   Wie das die Franzosen sah'n,
   Fingen sie zu laufen an,
   Liefen an die Mosel.

7. Und es trieben sie die Deutschen
   Vor sich her als wie mit Peitschen;
   Erst bei Metz, der festen Stadt,
   Welche Wall und Graben hat,
   Machten sie 'nen Rasttag.

8. Doch die strammen deutschen Reiter
   Jagten sie von da noch weiter,
   In die Kreuz und in die Quer,
   Bis das ganze Gallierheer
   Mußte sich ergeben.

9. Und Napoleon kam gegangen,
   Ließ sich eigenhändig fangen,
   Nun sitzt er in guter Ruh,
   Und raucht seine Pfeif' dazu,
   Auf der Wilhelmshöhe.

10. Und kaput ist die Gloire,
    Wol hinaus auf fünfzig Jahre;
    Solforino, Mexiko,
    Malakoff und sonst noch wo:
    Alles ist vergebens.

11. Also ist's den Galliern gangen,
    Hätten sie nicht angefangen!
    Und ein Jeder merk' sich das;
    Wer mit Deutschland anfängt was,
    Der kriegt seine Prügel!

Beispiel 316
Napoleon, laß die Deutschen in Ruh!

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Die Hussiten vor Naumburg (siehe Nr. 312)
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 106f.

1. Als die Franken frech geworden,
Wollten sie nach Deutschlands Norden;
Kamen aber nicht sehr weit:
König Wilhelm und sein' Leut'
Schlugen sie zurücke.

2. Louis selbst, der alte Sünder,
Muckebold, Europaschinder,
Mußte fliehen und, o weh!
Wurde Preuß'scher Prisonjeh,
Sitzt auf Wilhelmshöhe.

3. Da thät's auch Eugenien grausen,
Wüst war's ihr im ganzen Haufen,
In den schönen Tuilerien,
Und mit heißestem Bemüh'n,
Riß sie aus nach England.

4. Lulu, ganz bedeckt mit Orden,
Der beinah ein Held geworden,
Naß noch von der Feuertauf',
Raffte schnell die Hosen auf,
Rannte hin zu Muttern.

5. Ja ein Jahr des Heils ist 70:
Ganz Franzosien übergiebt sich.
Darum, Nachbar Parleh-wuh,
Laß die Deutschen hübsch in Ruh,
Kriegst sie sonst in'n Magen!

Nr. 315: **„Das Lied von den Franzosen"** und Nr. 316: **„Napoleon, laß die Deutschen in Ruh!"** wurden auf die Melodie eines Liedes aus den 1840er Jahren verfaßt, auf die Studentenweise „'s ist mir auf der Welt nichts lieber", der im Laufe der Zeit viele neue Texte unterlegt wurden. Beide Lieder enthalten die dringliche Warnung an die Nachbarn – speziell die Franzosen –, mit Deutschland nichts anzufangen, es hübsch in Ruhe zu lassen, da man ansonsten nur Prügel beziehen beziehungsweise sich den Magen gehörig verderben würde. Im übrigen finden sich die bekannten Versatzstücke der Napoleon-Verspottung. Wie unbeliebt der glücklose Napoleon sogar bei einer Vielzahl seiner Landsleute schon vor der Niederlage bei Sedan war, belegt die Tatsache, daß er bereits in Châlons-sur-Marne von Teilen der eigenen Truppen geschmäht wurde: „Am kaiserlichen Pavillon marschierte ein Bataillon Mobilgarde vorüber. Die ganze Abteilung zählte: ‚Eins, zwei, drei' und brüllte: ‚Scheiße'".[1156] Einige Soldaten riefen dem Kaiser sogar zu, er solle ihren Tornister tragen, und beim Appell ließen vor allem Pariser „Moblots" die Republik hochleben. In der zweiten Augusthälfte wäre Napoleon sogar beinahe Opfer eines Mordanschlages geworden. „Bei Chesne-Populeux legte ein Veteran des Krimkrieges auf ihn an, im letzten Augenblick wurde ihm die Flinte aus der Hand geschlagen. Bei seiner Vernehmung sagte der Soldat: ‚Ich wollte dieses Scheusal, das an allem unserem Unglück schuld ist, niederknallen'".[1157]

Beispiel 317
Wer sitzt dort vor das jelbe Haus?

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Preußisches Lesebuch – Bilder, Texte, Dokumente (hrsg.v.) Friedemann Bedürftig, Stuttgart 1981, S. 111

1. Wer sitzt dort vor das jelbe Haus
Mit jene Habichtsjurke?
Er schaut mir schon von ferne aus
Wie'n janz jemeener Schurke.
Ich kenne Dir, Napolium,
Mit deine trüben Oogen.
Die Schand' drückt Dir den Buckel krumm,
Wie'n ollen Fiedelbogen.

2. Es scheint, Du hast jekraucht in's Jras,
Denn Deine Knie' sind jrüne!
Der Andre aber – wer ist das
Mit die zufried'ne Miene?
Der Helm deckt zwar den Kopp ihm zu,
Drum ist sein Haar unzählbar;
Jedoch ooch so erkennest Du
Den Jrafen janz unfehlbar.

3. Des's recht, Herr Jraf, nur einjeheizt!
Nur feste off de Weste!
Er hat uns lang jenug jereizt:
Ihn hängen, wär' noch's Beste.
Jetzt haste Deine Wichse fort
Für dein Krakehlen, Louis,
Mit Dir – des war der reene Mord,
Keen Volk war sicher, – pfui!

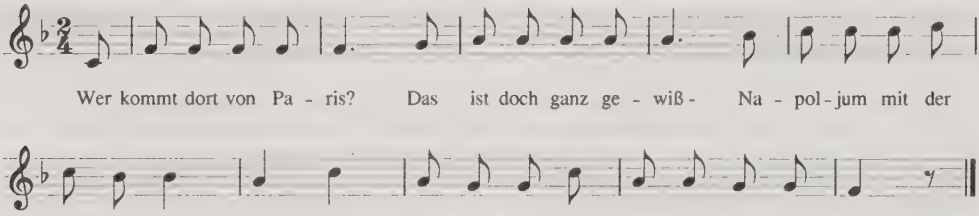
4. Wie'n Schusterjunge sitzt'st Du nu
Dort neben Deinem Meister:
Sein Knieriem kriegt jetzt endlich Ruh,
Du weeßt doch, „Otto" heißt er?
Du hast jetzt mal Dein Fett jekriegt;
Und weeßt, wie Prüjel schmecken;
Für fuffzig Dahler möchte ich nich
In Deine Stiebeln stecken.

Der Text findet sich in unmittelbarer Nachbarschaft eines Bildes, das Napoleon III. und Bismarck am 2. September 1870 in Donchéry bei Sedan zusammen sitzend zeigt.[1158] Am 2. September 1870 war Bismarck in aller Frühe mit der Nachricht geweckt worden, daß ihn der französische Kaiser zu sprechen wünsche und deswegen bereits nach Donchéry – zu Bismarcks Hauptquartier – unterwegs sei. Bismarck ritt sofort in Richtung Sedan, um Napoleon auf halbem Wege abzuholen. Bei Frénois traf er schließlich auf dessen Kutsche. „Der Kaiser, übernächtigt und mit schlaffen Schnurrbartspitzen, lüftete das Käppi. Wider das Reglement nahm Bismarck seine Mütze ab und erbat die Befehle Seiner Majestät. Ob er den König sprechen könne, fragte Napoleon. Der Kanzler wollte Zeit gewinnen, da die Kapitulation noch nicht abgeschlossen war. Er vertröstete den Kaiser und bot ihm zum Warten sein Quartier in Donchérie an".[1159] In Donchérie saßen Napoleon und Bismarck etwa eine Stunde beieinander und unterhielten sich über die Kapitulationsbedingungen beziehungsweise über die Aufnahme von Friedensverhandlungen.
In Bellevue in Donchérie traten sich sodann König Wilhelm von Preußen und Napoleon III. gegenüber, wo der König die Kapitulation des Letzteren entgegennahm: „Stumm reichten sie sich die Hand, der hochgereckte Wilhelm I. und Napoleon III., dessen gedrungene Gestalt noch unscheinbarer schien. Gott habe in dem Kriege, der gegen ihn erklärt worden sei, seinen Waffen den Sieg gegeben, hob der König an. Er habe den Krieg nicht gesucht, antwortete der Kaiser. Man tauschte Komplimente über die Tapferkeit der beiden Armeen aus. Nach einer Viertelstunde trennte man sich. Napoleon fuhr nach Deutschland, Wilhelm marschierte auf Paris. Nur für den Kaiser war der Krieg zu Ende".[1160]

Beispiel 318

St Helena von 1870
oder **Napoleon in der Berliner Gerichtslaube**

Text: Anonym, 1870
Melodie: Was kommt dort von der Höh!



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II, S. 114ff

1. Wer kommt dort von Paris?
Das ist doch ganz gewiß –
Napolijum mit der Mitrailleus',
Mi – mau – Mitrailleus'
Und auch dem Chassepot!

2. Wo will er denn man hin?
Schnurstracks jetzt nach Berlin,
Mit seinem lump'gen Sack und Pack,
Si – Sau – Sack und Pack,
In die Gerichtslaub' zieh'n!

3. Denn, ach sein Kaiserhron
Ki – ke- ka – kippelt schon.
Gambetta möchte ihm gern an's Fell,
Gi – ga – gern an's Fell,
Ihn stürzen möglichst schnell.

4. Drum rückt er schleunig aus,
Doch sie läßt er zu Haus,
Zu retten seine Dynastie,
Di – Do – Dynastie,
Durch General Trochy.

5. Klein Lulu nimmt er mit,
Ki – ke – ka – kugeln mit,
Daß er das Morden gründlich lern',
Gri – grau – gründlich lern',
Vom *Monsieur le Frossard!*

6. Denn das ist Lulu'n gut,
Daß er jetzt koste Blut –
Nur so hält sich Napoljums Sohn,
Pi – pa – poljums Sohn,
Peut-être auf dem Thron!

7. Denn immer mit Elan
War Louis in dem Wahn,
Daß er der Potsdamer Wachtparad',
Wi – Wau – Wachtparad',
Würd' machen den Garaus.

8. Damit hatt' er kein Glück,
Bald liefen sie zurück –
Der Frossard, Douay, Mac Mahon,
Mi – Mau – Mac Mahon,
Mit ihrer ganzen Klick'.

9. Mit Hurrah dran und drauf!
Mit Bajonett und Lauf –
Sie wurden in die Flucht gejagt,
Fli – Floh – Flucht gejagt!
Nicht blieb da Mann und Maus.

10. Im Eilschritt wichen sie
Nach hinten wie noch nie –
Daß unserm tapfern Deutschen Heer,
Hurrah! – Deutschen Heer
Das Folgen ward sehr schwer.

11. Doch trafen wir sie bald:
Sie mußten machen Halt –
Wir nahmen sie da was sie wörth,
Wi – wau – was sie wörth,
Bis daß sie machten Kehrt.

12. Sie concentrirten sich
Jetzt rückwärts schleuniglich –
Zurück jetzt nach der Festung Metz,
Meck – Meck – Metz – Metz – Metz,
Und liefen uns ins Netz.

13. Der König Wilhelm sah,
Was sie bezweckten da –
Er sprach: Bazaine, du Wütherich,
Wi – wau – Wütherich,
Mit dir ist es jetzt aus.

14. Umzingelt wurden ganz
Sie dort im Waffentanz –
Sie können nicht mehr da hinaus,
Di – do – da hinaus,
Wir räuchern sie jetzt aus.

15. Indessen Mac Mahon
Sich machte nach Châlons –
Wo er sich ach! ganz sicher glaubt,
So – sau – sicher glaubt,
Vor'm Zündnadelgewehr.

16. Napolium ihm nach!
Zu Lulu er da sprach:
Zaruck, zaruck, mein lieber Sohn,
Lu – lu – lieber Sohn,
Die Deutschen sind schon da!

17. Wenn die mich fassen hier,
Dann geht es sicher mir –
Ganz wie dem ersten Napolium,
Po – po – polium,
Doch noch viel dölderer!

18. Inzwischen wird Bazaine
Gewiß noch feste stehn –
Ne – oller Freund , des is nich mehr,
Ne – ne -is nich mehr,
Der streckt schon das Gewehr.

19. Ja was is da zu thun?
Ich darf jetzt nimmer ruhn –
Paris nimmt mich nicht wieder an,
Wi – wau – wieder an,
Mich armen kranken Mann!

20. Doch das geschieht mir Recht;
Warum war ich so schlecht –
Und führt' mein Volk so hinter's Licht;
Hi – hau – hinter's Licht;
Jetzt kommt nun das Gericht!

21. Adieu, adieu Paris!
Für ewig merk' dir dies –
Fang nie nich mit die Deutschen an,
Di – da – Deutschen an,
Die stehen wie ein Mann!

22. Komm her mein Weib, mein Kind!
Der Fritz kommt wie der Wind –
Und holt uns mit Bedeckung ab,
Di – da – Deckung ab;
Er führt uns fort im Trab!

23. Er führt uns nach Berlin,
Wo wir bei Mutter Grün –
Bezieh'n das erste Nachtquartier,
Ni – na – Nachtquartier,
Dicht am Pariser Platz.

24. In der Gerichtslaub' dann
Weist man uns Wohnung an,
Wo einst der Galgen und das Rad,
Ri – Ra – Rad – Rad – Rad,
Versahen ihren Dienst.

25. Dort mach ich's mir bequem
Trotz all' und alledem.
Die Tante Vossen koof' ich mir,
Ki – Kau – koof' ich mir,
Und trinke nur Weißbier.

26. Eugenie machst mir's Bett
Und hältst das Haus mir nett –
Schlägt einer dort das Wasser ab,
Wi – wau – Wasser ab,
Du bring' ihn auf den Trab!

27. Und du *mon fils* Lulu –
Sieh Söhnchen dann nur zu;
Daß du dir tüchtig Geld verdienst,
Gi – ga – Geld verdienst,
Durch Extrablatt-Verkauf!

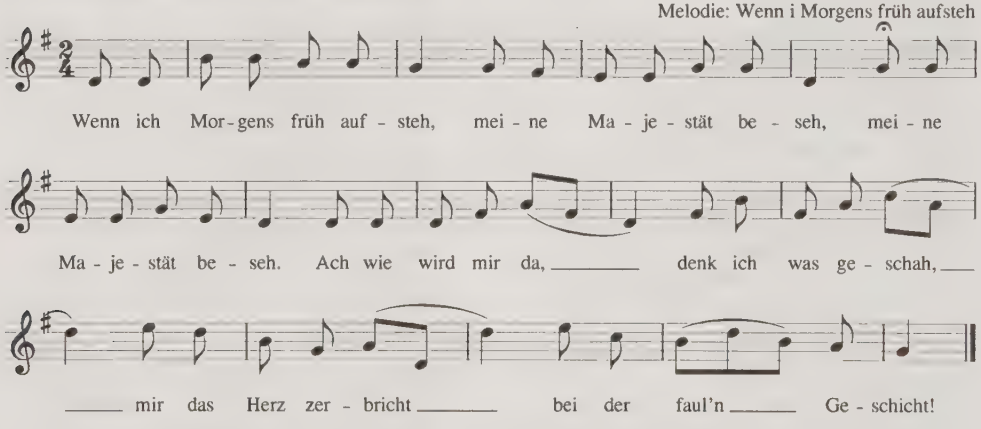
Das 27-strophige anonyme Berliner Lied Nr. 318: **„St. Helena von 1870! oder Napoleon in der Berliner Gerichtslaube“**, von seinem Verfasser auf die Melodie eines zu damaliger Zeit sehr verbreiteten Studentenliedes hin, welches „beim Fuchsritt zu singen war“, verfaßt, sieht den französischen Kaiser, nach seiner Niederlage bei Sedan in Berlin, eine vom Gericht zugewiesene Wohnstatt bewohnen. Es wurde unmittelbar vor der Ausrufung der französischen Republik verfaßt, Louis Napoleons Thron „kippelt“ bereits, Leon Gambetta möchte dem Kaiser „gern ans Fell“ und ihn möglichst schnell stürzen (Str. 3). Gambetta, 1838 in Cahors geboren und 1882 in Paris gestorben, war bereits 1869 Mitglied des Corps Législatif, 1870 – unter der Republik – avancierte er zum Innen- und Kriegsminister der „Regierung der nationalen Verteidigung“, die Napoleons Herrschaft folgte und war Leiter der Regierungsdelegation in Tours, später in Bourdeaux, die mit den Deutschen zu verhandeln hatte. Bei dem in Str. 4 erwähnten General Trochy handelt es sich um Louis Jules Trochy, geboren 1815 in Papais, gestorben 1896 in Tourns, einen französischen General, der 1870 zunächst Befehlshaber einer Territorialdividion, sodann Gouverneur von Paris war. Unter der Republik bekleidete er den Posten des Präsidenten der „Regierung der nationalen Verteidigung“ und war Oberbefehlshaber der Armee der französischen Hauptstadt. General Frossard (Str. 5) hatte die Aktion vom 2. August 1870 gegen Saarbrücken vorgeschlagen und geleitet, eine der wenigen erfolgreichen Kriegsmaßnahmen der Franzosen, bei der auch der 14-jährige kaiserliche Prinz seine „Feuertaufe“ erhalten hatte. Der Berliner Autor, und um einen Berliner muß es sich nach der ganzen Diktion des Liedes einfach handeln, läßt den gesamten Kriegsverlauf von Saarbrücken bis Sedan noch einmal vor dem geistigen Auge des Lesers / Hörers vorüberziehen. Napoleons Schicksal wird als gerecht apostrophiert, habe der vermessene Franzosenkaiser doch in seiner Hybris schließlich sogar Preußen-Deutschland angegriffen, habe er doch damit sein Volk schmählich hinters Licht geführt (Str. 20). Die Einwohner der Seine-Metropole wollen Napoleon nicht wiederhaben, wieder ein Hinweis auf die französische Republik, weswegen dem Ex-Kaiser nichts anderes übrig zu bleiben scheint, als das deutsche „Angebot“ an ihn, in Berlin „feste Wohnung“ zu beziehen anzunehmen. Die Entscheidung der preußischen Regierung, Napoleon bei Kassel auf Schloß Wilhelmshöhe festzusetzen, scheint zum Zeitpunkt der Entstehung des Textes noch nicht gefallen, zumindest aber nicht allgemein bekannt gewesen zu sein.

Beispiel 319

Louis Katzenjammer auf Wilhelmshöhe

Text: Anonym, 1870

Melodie: Wenn i Morgens früh aufsteh



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II, S. 119f

1. Wenn ich Morgens früh aufsteh,
   Meine Majestät beseh,
   Ach wie wird mir da,
   Denk ich was geschah,
   Mir das Herz zerbricht
   Bei der faul'n Geschicht!

2. War doch Kaiser der Franzosen,
   Hatt' Armeen mit rothen Hosen.
   Doch was bleibt mir jetzt?
   Alles ist zerfetzt,
   Und nichts hält mehr Stich,
   Das ist jämmerlich!

3. Ließ den Neujahrswunsch ich wittern
   Mußt' die ganze Welt erzittern,
   Ich lacht' in die Faust,
   Wenn sich Alles graust.
   Doch wie ist es heut?
   Louis, thust mir leid!

4. War mit Dummheit ja geschlagen,
   Als den Krieg ich ließ ansagen,
   Ach, mein ganzes Heer
   Lief bald kreuz und quer;
   Weg war Kind und Frau,
   Ich hab' meine Hau'!

5. Ich sitz nun auf Wilhelmshöhe,
Wo den Schaden ich besehe,
Daß sich Gott erbarm',
Lahm an Kopf und Arm,
Bin ich auf der Welt
Plötzlich kalt gestellt.

6. Sitz ich so in meiner Kammer,
Quälet mich ein Katzenjammer.
Ach es ist vorbei
Mit der Kaiserei;
Darum faßt nie an
Einen Deutschen Mann!

Beispiel 320
Das Czarenlied (nach alter Melodie in neuer Fassung)

Worte: Anonym / Melodie: Einst spielt' ich mit Scepter und Krone[1161] (aus „Zar und Zimmermann" von Albert Lortzing)
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 110f.

1. Einst spielt' ich mit Scepter und Krone und Stern,
Das dumme Europa dupiert ich so gern,
Mein Säbelgerassel durchzuckte die Welt,
Ich sprach, und der Cours sreigt; ich sprach, und er fällt;
Zum billigsten Kurs kauft' ich Staatspapier' ein –
O selig, der Kaiser von Frankreich zu sein!

2. Jetz sitz' ich in Cassel, 's begaffen von fern'
Die Hessen mich alten gefangenen Herrn.
Meine stolze Parole: gloire und élan,
Sie klingt mir jetzt nur wie terreur und Sedan.
O hätte ich nimmer verlangt nach dem Rhein,
Ich könnte dann Kaiser von Frankreich noch sein!

3. Und läßt man mich laufen, und läßt man mich frei,
Mit der Kaiserei, sagt Kutschke, ist's dennoch vorbei.
Man pfeift in Paris jetzt ein anderes Lied,
Ich riskiere zum zweitenmal kein Plebiscit.
Meinen Lulu geniert's nicht, der ist noch zu klein –
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Albert Lortzings „Einst spielt' ich mit Scepter und Krone" aus seinem „Zar und Zimmermann" bot sich geradezu an, die Situation des entmachteten und geschlagenen Napoleon zu beschreiben. So wurde auch auf diese Melodie schon bald ein neuer Text verfaßt, der dem früheren Wohlleben des französischen Ex-Kaisers sein gegenwärtiges Domizil in Kassel gegenüberstellte.

Beispiel 321a
Das Kutschkelied 1870

Worte: Hermann Alexander Pistorius, 16. August 1870 / Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart[1162]
Quelle: Erk/Böhme, Deutscher Liederhort, Bd 2. S. 183f.

1. Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub' es ist Napolium.
Was hat er 'rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

2. Dort haben sich im offnen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt;
Was haben sie da 'rum zu stehn?
Drauf los, die müssen wir besehn!

3. Mit den Kanonen und Mamselln,
Da knall'n sie, daß die Ohren gelln.
Was haben sie da 'rum zu knalln?
Drauf, Kameraden, bis sie falln!

4. Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!
Mit Gott, drauf los, dann ist's vorbei
Mit seiner ganzen Kaiserei!

Beispiel 321b
Kutschke auf Feldwache

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart[1163]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 142f.

1. Was fliegt dort in der Luft herum,
Das ist doch nicht Napolium?
Sein Pulver scheint noch nicht verpufft,
Napolium schwebt noch in der Luft.

2. Was bammelt da am Luftballon?
Scheint ein Pariser fliegt davon,
Das ist ein lust'ges Männken – kiek,
Gar einer von der Republik?

3. Was hat er auszufliegen dort?
Schnell Kameraden, schießt ihn fort!
Er kuckt uns hier in's Biwak 'rin,
Herrun'! so wahr ich Kutschke bin.

4. Nu geht der Wind mit einmal quer –
Reiß aus! – Du bist ein Franktiröhr,
Buschklepper oder ein Spion
Von die verfluchte Nation.

3. Das nennt nu so'n Franzose Krieg,
Die schönste Keile ist ihm Sieg!
Gambetta, halt das große Maul,
Inwendig ist der Appel faul!

Worterklärung
Franktiröhr; Franctireur (frz.) = „Freischütze", Heckenschütze, Freischärler, in Frankreich in der Zeit der Revolutionskriege entstandene Bezeichnung für jemanden, der sich, ohne Angehöriger einer regulären Streitmacht zu sein, an Kampfhandlungen beteiligt. Die Franktireurs des Krieges von 1870/71 rekrutierten sich zunächst vor allem aufs den 1868 gegründeten Schützengesellschaften, später auch aus allen möglichen anderen Freiwilligen. Heutige Bezeichnung: Partisan. Siehe hierzu auch S. 495 sowie 499f.

Beispiel 321c
Füsilier Kutschke's Einsprache

Worte: Anonym / Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart
Quelle: Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I. S. 107

1. Da siehst du's nun, Napolium,
Mit deiner Sache ging es krumm!
Erst schreist du an die ganze Welt,
Nun hab'n sie dir schon kalt gestellt.

2. Was hast du Krieg auch anzufangen?
Wir hatten danach kein Verlangen;
Was hatt'st du über'n Rhein zu fallen?
Da bist du schöne 'reingefallen!

3. Krauchst zwar nicht mehr im Busch herum,
Doch warst du wieder gar nicht dumm –
Erst schmeißt du deine Flinte weg,
Und meinst, du hattest man blos Pech.

4. Brennst dir 'nen neuen Cigarr'n an;
Und denkst, was ich davor nu kann?
Kommst dann ganz fein auf Rangdewu,
Und thust als wie: was sagst du nu?

5. Das geht mir sehr im Kopp herum –
Auf Wilhelmshöh Napolium!
Was hast du da auf's Schloß zu thun
Als Prisongeh? – Das frag ich nun.

6. Mit Eklipaschen und Lakai'n
Ziehst du nun doch in Deutschland ein?
Das glaub' ich, das gefällt dir so!
Das hat man von den Schassepoh.

Worterklärungen
Rangdewu, von Rendezvous (frz.) = Treffen / Prisongeh, von Prisonnier (frz.) = Gefangener / Eklipasche, von Equipage (frz.) = Kutsche

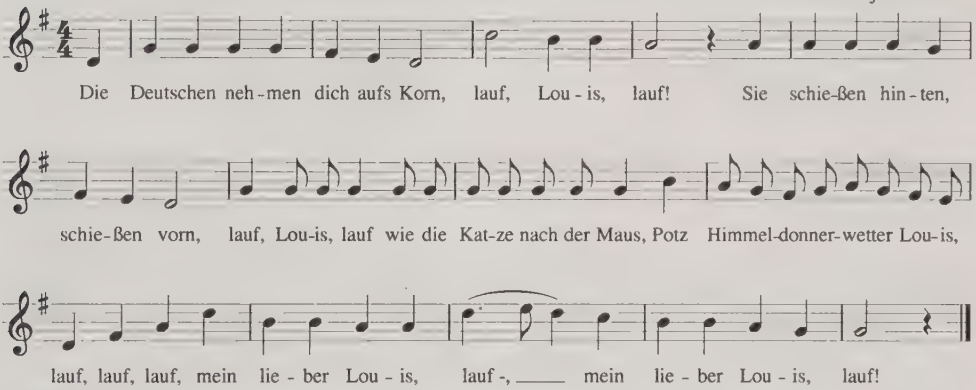
Das **„Czarenlied"** (Nr. 320) nimmt bezug auf ein anderes, kurz vorher verfaßtes Lied, welches während jener Tage zu einem regelrechten „Hit" wurde, nämlich Nr. 321a: das **„Kutschkelied"**, welches am 16. August 1870 auf die Melodie „Ich bin der Doktor Eisenbart" schrieben wurde. Bei Erk / Böhme wird es als „Scherzhaftes Soldatenlied" bezeichnet, „das 1870-71 viel gesungen und so berühmt wurde, daß man es in alle todten und lebenden Sprachen übersetzte".[1164] Verfasser schien nach den Angaben ein Füsilier August Kutschke zu sein. In Wirklichkeit handelte es sich um Hermann Alexander Pistorius, Präpositus zu Basedow in Mecklenburg. Das Lied wurde zuerst veröffent-

licht in den „Mecklenburgischen Anzeigen“ vom 22. August 1870. Das Lied erfuhr mehrere Nachbildungen, von denen wir zwei ebenfalls vorgestellt haben. Eine der ebenerwähnten Nachbildungen ist das Lied Nr. 321b: **„Kutschke auf Feldwache“**, über dessen Verfasser weiter nichts bekannt ist. Dieses Lied wurde nach der Ausrufung der Republik geschrieben, zu einem Zeitpunkt, als Léon Gambetta, der Innen- und Kriegsminister der Republik und Leiter der Regierungsdelegation sich bereits per Ballon aus dem belagerten Paris abgesetzt hatte (Str. 1). Aus deutsche Wachtposten Schüsse auf „Armand Barbès“ – so der Name des Ballons – abgaben, warf der Ballonführer Ballast ab, um auf diese Weise dem Schußbereich der Zündnadelgewehre zu entgehen. Auf diese Weise konnte Gambetta der Gefangennahme durch die Deutschen entkommen. Auf diese Ballon-Beschießung nimmt das Lied bezug. In Lied Nr. 321c: **„Füsilier Kutschke's Einsprache“** wird Kutschke zum Sprachrohr der Kritik des unbekannten Liedautors an den komfortablen Haftbedingungen Louis Napoleons auf Wilhelmshöhe – „mit Eklipaschen und Lakai'n / Ziehst du nun doch in Deutschland ein“? (Str. 6). Zu den Haftbedingungen siehe auch den Kommentar zu Lied Nr. 330d auf S. 637f.

Beispiel 322

Lauf, Louis, lauf!

Text: Anonym, 1870
Melodie: Es wohnt ein Müller an jenem Teich



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I, S. 72f

1. Die Deutschen nehmen dich auf's Korn,
   Lauf, Louis, lauf!
   Sie schießen hinten, schießen vorn,
   Lauf, Louis, lauf wie die Katze nach der Maus,
   Potz Himmeldonnerwetter, Louis, lauf, lauf, lauf,
   Mein lieber Louis, lauf! Mein lieber Louis lauf!

2. Sie schießen dir in dein Reich ein Loch,
   Lauf, Louis, lauf!
   Wozu doch wartest du immer noch?
   Lauf, Louis, lauf…

3. Schon jammert Madam Eugenia:
   Lauf, Louis, lauf!
   Ach wäre doch Papa wieder da!
   Lauf, Louis, lauf…

4. Sie weinet sich die Augen blind:
   Lauf, Louis, lauf!
   O weh, mein Sohn, das arme Kind!
   Lauf, Louis, lauf…

5. Mußt Lulu denn auch sein dabei?
   Lauf, Louis, lauf!
   Zu lernen die Menschenschlächterei?
   Lauf, Louis, lauf wie die Katze nach der Maus,
   Potz Himmeldonnerwetter, Louis, lauf, lauf, lauf,
   Mein lieber Louis, lauf! Mein lieber Louis lauf!

6. O Louis, Louis, lauf geschwind,
   Lauf, Louis, lauf!
   Und schütze dein Weib, und rette dein Kind!
   Lauf, Louis, lauf…

7. Der Louis schreit in seiner Noth:
   Lauf, Louis, lauf!
   Komm Satan, hole mich, sonst bin ich todt!
   Lauf, Louis, lauf…

8. Der Satan nimmt ihn Huckepack,
   Lauf, Louis, lauf!
   Und schleppt ihn durch die Luft mit Sack und Pack,
   Lauf, Louis, lauf…

9. Jetzt schmauch mit dem Satan in St. Cloud,
Schmauch, Louis, schmauch!
Und trink ein Schälchen Blut dazu!
Schmauch, Louis, schmauch! Die Cigarre geht sonst aus!
Potz Himmeldonnerwetter, Louis, schmauch, schmauch, schmauch!
Mein lieber Louis, schmauch! Mein lieber Louis, schmauch!

Beispiel 323

Sie sollen Ihn behalten

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Sie sollen ihn nicht haben[1165]
Quelle: Ditfurth, Hist. VL. u. vlksth. Lieder 1870-1871, Teil I S. 112

1. Sie sollen Ihn behalten,
Behalten alle Drei:
Ihn selber mit der Alten
Und mit Lulu dabei!

2. Ja, wenn wir sie auch fängen,
Was wär' das für ein Glück?
Wir würden sie nicht hängen,
Wir schickten sie zurück.

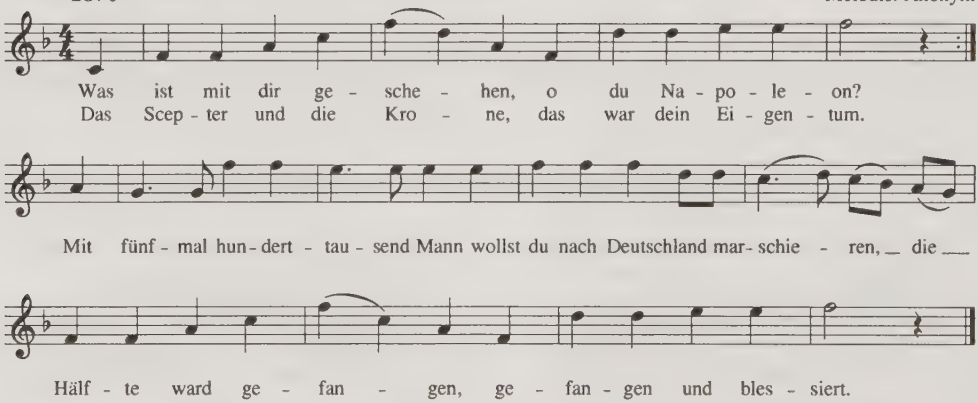
3. Wohin Ihn exportieren?
Er ist zu sehr bekannt!
Nein, Er soll fortregieren
Zur Strafe für sein Land.

4. Des Reiches soll er walten,
Und nach ihm sein Lulu;
Sie sollen Ihn behalten
Und Sie und Es dazu!

Beispiel 324

Auf Napoleon III.
1870

Text: Anonym, 1871
Melodie: Anonym



aus: Erk/Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, S. 185f

1. Was ist mit dir geschehen, o du Napoleon?
Das Scepter und die Krone, das war dein Eigentum.
Mit fünfmalmunderttausend Mann
Wolltst du nach Deutschland marschieren,
Die Hälfte ward gefangen,
Gefangen und blessiert.

2. Napoleon, du Krieger, das hättst du nicht gedacht,
Die Deutschen hab'n zertrümmert Deine ganze Heeresmacht.
Du bautest fest und sicherlich
Auf deine Heeresmacht,
Aber leider, du warst betrogen
Schon bei der ersten Schlacht.

3. Von Weißenburg nach *Sedan*, Du mußtest retirier'n,
   Da kamen die Deutschen die Kreuz und die Quer,
   Das war ja ein Plaisir.
   Und alles schrie: Hurrah!
   Und als die Franzosen das hörten,
   Da liefen sie davon.

4. Jetzt geht das Lied zu Ende, bei *Sedan* war die Schlacht,
   Da kam ein stolzer Vogel, setzt sich auf einen Ast.
   Geh nur weg, du stolzer Vogel,
   Versäume nicht die Ruh:
   Du bist kein stolzer Adler,
   Du bist nur ein Kuku.

5. Von da marschierten wir weiter von Sedan nach Paris.
   Dies mußten wir tapfer belagern, bis daß es hungern hieß.
   Da gab es starken Donner,
   Bei Tag und Nacht keine Ruh.
   Aber alles war verloren,
   Die Saar-Armee dazu.

6. Jetzt geht das Lied zu Ende mit dem Frieden von Paris.
   Es kam in unsre Hände, weil's „Capitulieren" hieß.
   Wir kehrten schon zur Heimath,
   Da kam die Revolution,
   Und das war Frankreichs Unglück,
   Uns bleibt sein Spott und Hohn.

Napoleon III. war die zentrale Spottfigur des Krieges, und das nicht erst, als er bei Sedan gefangengenommen worden war. Lied Nr. 322: **„Lauf, Louis, lauf"!** ist bereits vor diesem Zeitpunkt entstanden und dürfte unmittelbar nach der Kriegserklärung geschrieben worden sein. Napoleon befindet sich noch in Saint-Cloud, dem kaiserlichen Sommerschloß, das in der 9. Strophe erwähnt wird, und das Franz Herre folgendermaßen beschreibt: „Westlich von Paris, über der Seine, lag das Schloß Saint-Cloud. Von der Terrasse aus sah man den Triumphbogen und die Kuppel des Invalidendoms.
Mit Erinnerungen an Napoleon I. waren die Räume angefüllt. 1799 stürzte hier Bonaparte das Direktorium, 1804 proklamierte er in der Galerie des Apollo das Erste Kaiserreich. Dann kam der preußische Marschall Blücher und warf sich mit gespornten Stiefeln auf das Prunkbett des besiegten Napoleon. Der Neffe hißte wieder die bonapartistische Standarte: In Saint-Cloud wurde das Zweite Kaiserreich verkündet; das Schloß wurde die Sommerresidenz Napoleons III.".[1166] Napoleon, der dort „mit dem Satan" ein Pfeifchen schmaucht, gilt als der Kriegstreiber, der mit dem Teufel im Bunde steht und „ein Schälchen Blut" trinkt. Lied Nr. 323: **„Sie sollen ihn behalten"** ist wieder eine Kontrafaktur auf das bekannte Rheinlied von Nikolaus Becker, „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", das, anläßlich der Rheinkrise des Jahres 1840 gedichtet, große Verbreitung fand und damals schon vielfach parodiert wurde.[1167]

Bayerische Kriegsschnaderhüpfeln und Moritaten

Die Produktion bayerischer Kriegspoesie zum Frankreichfeldzug 1870/71 ist kaum zu überblicken und zeigt, wie groß das Kompensationsbedürfnis wegen der erlittenen Schmach von 1866 bei den Bayern gewesen sein muß. Die bayerische Kriegs- und Militärgeschichte hatte bisher wenig Ruhmvolles aufzuweisen, was als schweres Defizit angesehen wurde. Zur Zeit des Ersten Napoleon war man zu lange bei den falschen Fahnen; das schlechte Gewissen nagte noch sehr lange am nationalen Selbstbewußtsein der Bayern. Die bayerischen Könige kümmerten sich kaum um das bayerische Heer und hatten ganz andere Interessen: Ludwig I. förderte klassizistische Künstler, bestätigte sich selber als Dichter und unterstützte den Benediktinerorden, Max II. die Wissenschaften, Ludwig II. Richard Wagner und den Schlösserbau. Und dann kam die bittere Niederlage von 1866. Jetzt endlich, 1870/71, winkte auch den Bayern wieder Kriegsruhm, und sie kosteten ihn weidlich aus.

Beispiel 325
Boarische Kriegs-Schnaderhüpfln
Worte: Dr. Schad, 1870
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, S. 24f.

1. Der Bismarck hat's g'spunna,
Der Moltke hat's g'richt,
Das wird für d' Franzos'n
A z'widerne G'schicht.

2. Mit enkre Chass'pod'ln,
Da schießt's nur brav d'rei!
Bei enk thuat's blos blitz'n,
Bei uns da schlagt's ei'.

3. Und wenn a die Kug'lspritz'n,
D'Kug'ln grad schnei'n,
Mir wer'n uns nöt hinsteh'n
Grad wo sie hi'spei'n.

4. Dö Turkos, dö Zuav'n,
Dö Zephirl, dös G'fraß!
Mir freu'n uns scho' lang
Auf die damische Race.

5. Und so an Araber,
An schwarz'n wenn i sieg,
Den nimm i als G'schlaf'n
Mit hoam nach'm Krieg.

6. N' Napoleon wenn i fangat,
Oda sein Buab'n,
Fraß i g'wiß nimma Erdäpf'l,
Und koane Ruab'n.

7. Leicht gab ma da Kini
A wundaschön's G'schloß,
Und i fahrat mit da Res'l,
In da Chaise mit vier Roß.

8. Ho ma oft'n scho denkt,
I möchte a nach Paris,
Jetzt kost's mi koan Kreuzer,
Wenn i a no a so friß.

9. Da sauf i Champagninga,
Friß Trüff'ln g'rad g'nua,
Die französisch'n Mad'ln
Miaß'n tanz'n dazua.

10. An etla Franzos'n
Dö schiaß i scho todt,
Und trifft mi a Kugel,
So pfüat enk halt Gott!

11. Sagt's, daß i bin g'fall'n
Als a schneidiga Bua,
Für mei Boarn und mein Kini,
Aber die ham iatzt Ruah.

Übersetzung ins Hochdeutsche:
Bayerische Schnaderhüpfln

1. Der Bismarck hat es ausgedacht, (gesponnen)
Der Moltke hat es ausgeführt. (gerichtet)
Das wird für die Franzosen
Eine unangenehme Geschichte.

2. Mit euren Chassepots,
Da schießt nur brav drein!
Bei euch tut es nur blitzen,
Bei uns da schlägt es ein.

3. Und wenn auch die Kugelspritzen
Die Kugeln nur so schneien,
Wir werden uns nicht gerade dort hinstellen,
Wo sie hinspeien.

4. Die Turkos, die Zuaven,
Die Zephire, dies "Fressen"!
Wir freuen uns schon lange
Auf diese verrückte Rasse.

5. Und wenn ich so einen
Schwarzen Araber sehe,
Den nehme ich als Bettvorleger
Nach dem Krieg mit heim.

6. Wenn ich den Napoleon finge,
Oder seinen Sohn,
Äße ich bestimmt keine Kartoffeln mehr
Und keine Rüben.

7. Vielleicht gäbe mir der König
Ein wunderschönes Schloß,
Und ich führe mit der Theresia
In einer Kutsche mit vier Rossen.

8. Ich habe mir auch schon oft gedacht,
Ich möchte auch nach Paris,
Jetzt kostet es mich keinen Kreuzer,
Wenn ich auch noch so viel esse.

9. Da trinke ich Champagner
Esse Trüffeln gerade genug,
Die französischen Mädchen
Müssen tanzen dazu.

10. Und etliche Franzosen
Die schieße ich schon tot,
Und trifft mich eine Kugel,
So behüte euch Gott.

11. Sagt, daß ich gefallen bin
Wie ein tapferer Bursche,
Für mein Bayern und meinen König,
Aber die haben jetzt Ruhe.

Dr. Schad aus Kitzingen, der Verfasser der **„Boarischen Kriegs-Schnaderhüpfl'n"** – Lied Nr. 325 – sieht die Verantwortung für den Kriegsausbruch auf deutscher Seite ganz klar bei Fürst Otto von Bismarck (Str. 1: „Der Bismarck hat's g'spunna"). Das strategische Genie Moltkes sei es gewesen, Deutschland vor einer unangenehmen Situation, sprich: der Niederlage bewahrt zu haben (Str. 1: „Der Moltke hat's 'richt"). Einem derartigen Militärführer an der Spitze hätten die Franzosen nichts entgegenzusetzen gehabt. Die an sich überlegenen französischen Waffen, Chassepots und Mitralleusen, könnten die deutschen Soldaten daher nicht einschüchtern, genauso wenig wie die Elitetruppen auf französischer Seite (Str. 2; 3; 4). Die Situation in Frankreich sei – glaubt man dem Textdichter (Str. 8; 9) – für die siegreichen deutschen Soldaten geradezu idyllisch: der Champagner fließe in Strömen, lukullische Gaumenfreuden und nicht zuletzt die Mademoiselles gestalteten das Leben durchaus angenehm. Sollte den Soldaten dennoch unglücklicherweise eine tödliche Kugel treffen, so sei er doch wenigstens „als a schneidiga Bua" für sein geliebtes Bayernland und seinen hochverehrten König gefallen.

Beispiel 326
Oberbayerische Feld-Schnadahüpfln

Worte: Anonym, 1870/1871 / Melodie: Will's Dirndl wer'n grandi[1168]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl.u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 53ff.

1. Du frecher Franzose,
Willst du a Pläsier?
Wir klopf'n dir d' Hos'n,
Ob'st hergeh'st zu mir?

2. Und Dreyse und Werder
Die lehr'n dir Manier,
Uns're Schützen, die rufen:
Ob'st hergeh'st zu mir?

3. Wenns auch in Paris drein
Sich brüsten wie d' Stier,
's nutzt doch nix, wir son'g halt:
Ob'st hergeh'st zu mir?

4. Bei Wörth operierte
Das Spritzungethier;
Zur Kugelspritz sprach man:
Ob'st hergeh'st zu mir?

5. Hetzt ihr eure Bande,
So braun, fürchterlich,
Auf uns auch, wir sagen:
Ob'st hergeh'st zu mich?

6. Dem hungrigen Franzmann
Zeig'n Wurst wir und Bier;
Da kommen's glei g'sprungen:
Ob'st hergeh'st zu mir?

7. Die Zuaven, die Turkos
Hab'n g'schrie'n voll Gier,
Wir hab'ns doch g'fanga:
Ob'st hergeh'st zu mir?

8. Wenn wir ihna g'numma,
Geld, Leut', Land und Thier,
Sagt Frankreich zum Louis:
Ob'st fortgeh'st von hier?

9. Zu Frankreichs Soldaten,
Zum Stabs-Offizier,
Sagt Michel, der deutsche:
Ob'st hergeh'st zu mir?

10. A bayrischer Jäger,
Mit grüna Fangschnür,
Sagt: Louis, nur a bisserl
Geh heri zu mir!

11. In Weißenburg drinne
Giebt's schöne Quartier,
Da sagt der Altbayer:
Ob'st hergeh'st zu mir?

12. Gar vielfach haben's g'schossen
Gar ohne Genier,
Döi G'schütz hob'mer g'numma:
Ob't ihr hergeh't zu mir?

13. Die Adler von Frankreich
Sind prächtige Thier –
Glei flieg'n a Paar 'rüber:
Ob't ihr hergeh't zu mir?

Auch der Verfasser der „Oberbayerischen Feld-Schnadahüpfeln" legt angesichts der günstigen Situation für die deutschen Truppen ein gesundes Selbstvertrauen an den Tag. Die Rolle der Waffenfirma Dreyse, die das Zündnadelgewehr entwickelt und eingeführt hatte, – es war in Wirklichkeit dem französischen Infanteriegewehr unterlegen –, wird ebenso gewürdigt wie August Graf von Werder, 1870/71 Kommandierender General des XIV. Armeekorps und Befehlshaber einer Armeeabteilung (Str. 2: „Die lehr'n dir Manier"). Demgegenüber hätten nach der irrigen Ansicht des Autors sowohl die französischen Waffen, „das Spritzungetier" Mitrailleuse, sowie die französischen Truppen nichts vermocht.

Beispiel 327
Schnadahüpfln eines bayerischen Soldaten im Felde

Worte: Anonym, 1870/71
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges, Teil I S. 69f.

1. Napoleon der Erste
Und der Zweite san todt,
Den Dritten hab'n's eing'steckt,
Dem Vierten helf Gott.

2. Gelt, Franzmann, du schaugst,
Und waaßt net, wie dir is?
Die deutsche Armee
Geht bis hinter Paris.

3. Und wann ihr enk flüchtet
Und anander verliert,
Na sagt ös, es hebt's enk
Blos zurück concentriert.

4. Bal aber der Deutsche
An Feind wo aufsucht,
Noa hoaßt's, er befindet
Sich vorn auf der Flucht.

5. Und der Pfarrer hot g'sagt:
„Oes müßt's lutherisch wer'n".
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

6. Ob lutherisch, katholisch,
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch
Und lutherisch sei' Sach!

Übersetzung ins Hochdeutsche:
Schnadahüpflln eines bayerischen Soldaten im Felde

1. Napoleon der Erste
Und der zweite sind tot,
Den Dritten hat man eingesperrt,
Dem Vierten helfe Gott.

2. Gelt, Franzose, da schaust du
Und weißt nicht, wie dir geschieht?
Die deutsche Armee
Geht bis hinter Paris.

3. Und wenn ihr euch flüchtet
Und einander verliert,
Dann sagt ihr, ihr habt euch
Nur hinten wieder gesammelt.

4. Sobald aber der Deutsche
Irgendwo einen Feind aufsucht,
Dann heißt's, er befindet
Sich vorn auf der Flucht.

5. Und der Pfarrer hat gesagt:
„Ihr müßt lutherisch werden".
Der hat uns einen
Tüchtigen Bären aufgebunden.

6. Ob lutherisch oder katholisch,
Wer fragt schon danach?
Der Feind kriegt katholisch
Und lutherisch seinen Lohn!

Interessant sind bei diesen **„Schnadahüpfeln eines bayerischen Soldaten im Felde"** – Nr. 327 – vor allem die beiden letzten Strophen, in denen der unbekannte Verfasser auf die antipreußische Propaganda von Seiten des katholischen Klerus in Bayern vor Beginn der Krieges eingeht. Nur zu oft wurde von der Kanzel herab vor einem Zusammengehen mit den „Lutherischen" im Norden, nördlich des Mains gewarnt, da dies den Verlust des wahren katholischen Glaubens für die bayerische Bevölkerung mit sich bringen werde (Str. 5: Und der Pfarrer hot g'sagt: / „Oes müßt's lutherisch wer'n"). Während der Kämpfe, als Nord- und Süddeutsche aufeinander angewiesen waren, als sich die Soldaten aus allen Teilen Deutschlands kennenlernten, konnten zahllose Vorurteile zwischen ihnen abgebaut werden. Die katholischen Pfarrer hatten ihren Gläubigen also oftmals einen tüchtigen Bären aufgebunden, sich selbst aber damit auf längere Sicht einen wahren Bärendienst erwiesen. Ob katholisch oder lutherisch, nur der gemeinsame Kampf gegen die Franzosen habe letztendlich zum Erfolg, zum Sieg geführt.

Beispiel 328

Napoleon als Kriegsheld (in Schnaderhüpfln dargestellt)

Worte: Anonym

Quelle: Paul-Ernst Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 182f.

1. Es sprach Bonapartl
Zur Kaiserin leis:
I brauch für d' Franzosen
Jetzt wieder was Neus.

2. I hab nachn Kriegsruhm
An sakrischen Durst,
Und wie ma's jetzt ogreift,
Des is ma ganz wurst.

3. Ollivier und Grammont,
Frisch raus mit der Red,
Und reißts enka Maul auf,
So weit als nur geht.

4. Und du, Benedettl,
Auf Ems dampf jetzt zua
Und laß an Rex Wilhelm
Beim Brunna koa Ruah!

5. A bisserl a Pulver,
A bisserl a Blei,
Und a bisserl a Kriegsglück
Is allemal dabei!

6. Mei Kriegskunst soll Preußn
Und Bayern jetzt gespürn;
De Turkos tun beißen,
As ko net falliern.

7. Jetzt ziehg unserm Büaberl
's schönst Hösl nur o,
I nimm an in Krieg mit,
So gwöhnt er si dro.

8. Drauf fahrt es ganz dasig
Aus seinem Paris,
Denn wie's eahm wohl geh wird –
Ma woaß halt net gwiß.

9. Und fragt'n sei Büabl:
Wohin denn, Papa?
So sagt es: nach Deutschland
Und tauft wern muaßt' aa!

10. Do schreibt mir aus Spanien
A Brieferl der Prim;
Wart Wilhelm von Preußen,
Wi i dir jetz kimm.

11. O Pech und o Jammer,
Was muaß i erfahrn:
De boarische Kammer
Denkt nimma ans Sparn.

12. Nix hilft da sei Redn
An Kolb und an Jörg,
Sie stehna zu Preußn
Und i – steh am Berg.

13. De Schwabn und Badenser
San gschwind aa dabei –
O schönes Eugenerl,
Jetz graust ma scho glei!

14. Und waarn Kugelspritzen
Net so a guats Gschoß,
So moanat i freili,
Der Teufi is los.

15. Und wiara im Feld steht
– Kreuz-Stern-Element! –
Do draht er sein Schnauzbart
An alli zwoa End.

16. Wo fang ma jetz o glei?
So fragt si der Held,
Daß meine Pariser
Was hörn um ihr Geld.

17. Tabak macht Saarbrücken,
Den Deutschland gern schnupft;
Saarbrücken muaß brenna,
Saarbrücken wird g'rupft.

18. Und wie aus dem Stadtl
De Preußen marschiern,
Do laßt er der Kaiserin
Telegraphiern:

19. An künftigen Kaiser,
Den gwöhnt ma an Kampf,
Den tauft ma im Feuer
Und wascht ma im Dampf.

20. Doch merk das, mei Kloaner:
Den Fehler hat d' Schlacht,
Daß' Leut kost und Boaner
Und fürchterli kracht.

21. Drum macha mir zwoa
Der Mama koan Verdruß
Und bleibn, wenn's losgeht,
Hübsch weit weg vom Schuß.

22. Der Mac Mahon denkt:
Des waar lusti und neu,
I pack ma zum Feldzug
Aa Hofdamen bei.

23. Denn wenn der Bonapartl
Ins Hauptquartier kimmt,
Der wird vontwegen dessen
Viel heiterer gstimmt:

24. De oa zendt Zigarr o,
De bringt an Likör,
De dritte suacht Lorbeern,
Was will ma denn mehr?

25. Auf oamal – was blitzt dort?
Oa Glanz und oa Klang!
Weh, aus is: Den Deutschen
Wird's Warten scho z'lang.

26. So schön und so treuli
Warns nie no beinand;
Jetz deck, Bonapartl,
Die Kron und dei Land!

27. Es brummen Kanona:
Jetz waar ma herin;
Für enkern Spaziergang
Bedankt si Berlin.

28. Saarbrücken is unser,
Und unser die gloir;
No, jetz wird schö stutzn
Preuß und der Boar!

29. Und erst unser Prinzl
A Prachtprinz, Madam!
Ma siecht's halt: Der Apfi
Fallt net weit vom Baam:

30. Beim Kugelregn hat er
A Kugel eigschobn;
De Neigung zum Eischiabn
De konn i nur lobn!

31. D' Husarn schrein und d' Jaager,
Badenser und Schwabn:
Frisch auf, es Zephirln,
An Sturm kinnts jetzt haben.

32. Mir kunnt net dreschn
Und's Korn net eiführn.
Aufs Korn nehm maar enk jetz,
Wollns dreschen probiern.

33. Und droschn habns ehrli,
De kreuzbraven Leut,
Und gmaht aa net schlechter
Hui, war des a Schneid!

34. Da Duc von Magenta,
Der laaft sunst net gern;
Jetz aber erkennt er:
Do muaß i umkehrn.

35. De Damen erst springa,
Wia d'Haaserln davo,
Und laßn Gardrob hint,
Pomad und Chignons.

36. O Louis und Eugenerl,
Der krieg is a Buaß
Wenn jetzt enker Hofstaat
Scho Haar lassen muaß!

Worterklärungen
falliern = fehlgehen; fehlschlagen / beinand = zusammen / dasig = unglücklich / enkern = euren / Boaner = Knochen / ma siechts = man sieht es / waar = wäre / Baam = Baum / Aa = auch / Jaager = Jäger / zendt o = zündet an / mar = wir / oa = ein / gmaht = gemäht / laaft = läuft / Haserln = Häschen

Der Gstanzlsänger von **„Napoleon als Kriegsheld – in Schnaderhüpfln dargestellt"** – Nr. 328 – , die wohl zu Anfang der kriegerischen Ereignisse, nach dem Gefecht bei Saarbrücken im August 1870, entstanden sein dürften, schlüpft in die Rolle des französischen Kaisers, dessen persönlicher Ehrgeiz bzw. Wunsch, den Franzosen populistisch etwas „Neues" zu bieten (Str. 1) als eigentliche Ursache für den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich dingfest gemacht wird. Dabei wird in den einzelnen Strophen, die sich auf einem Flugblatt zur Unterstützung verwundeter Kameraden abgedruckt finden, sehr ausführlich zunächst auf die Vorgeschichte des Krieges eingegangen. Einen breiten Raum nimmt sodann das Gefecht bei Saarbrücken ein, die einzige erfolgreiche Militäraktion der Franzosen, die für den weiteren Kriegsverlauf jedoch ohne Bedeutung bleiben sollte. Bei den in Strophe 12 angeführten Namen Kolb und Jörg handelt es sich um zwei bayerische Abgeordnete, die sich im Landtag vehement gegen einen Kriegseintritt Bayerns auf preußischer Seite ausgesprochen hatten. Grammont, beziehungsweise Antoine Alfred, Herzog von Gramónt, wie er richtig hieß, Fürst von Bidache und 1870 französischer Außenminister war ein überzeugter Vertreter der Kriegspartei in Frankreich. Seine anmaßenden Forderungen mußte Vincent Graf von Benedetti, seit 1864 französischer Botschafter in Berlin, dem preußischen König vorlegen. Daß der weitere Verlauf des Krieges für die Franzosen nicht gerade günstig ausfiel, darauf weisen die Strophen 31 bis 36 hin, welche die Niederlage der Franzosen vorwegnehmen.

Beispiel 329
Das Fingerhackeln

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 66

1. Der Franzos' hat dem Deutschen das Hackeln angetrag'n,
   Der Deutsche sagt muthig: „Das kann man schon wag'n"!
   Die Deutschen gehen alle frisch über den Rhein,
   Und mit den Franzosen da hackeln sie ein.

2. Doch bei den Franzosen war die Kraft nit zu Haus,
   Sie lassen beim Hackeln gleich's erstemal aus.
   Und die Deutschen, die guten, die lassen nit los;
   A jeder sagt: „Mein g'hörst, mein lieber Franzos"!

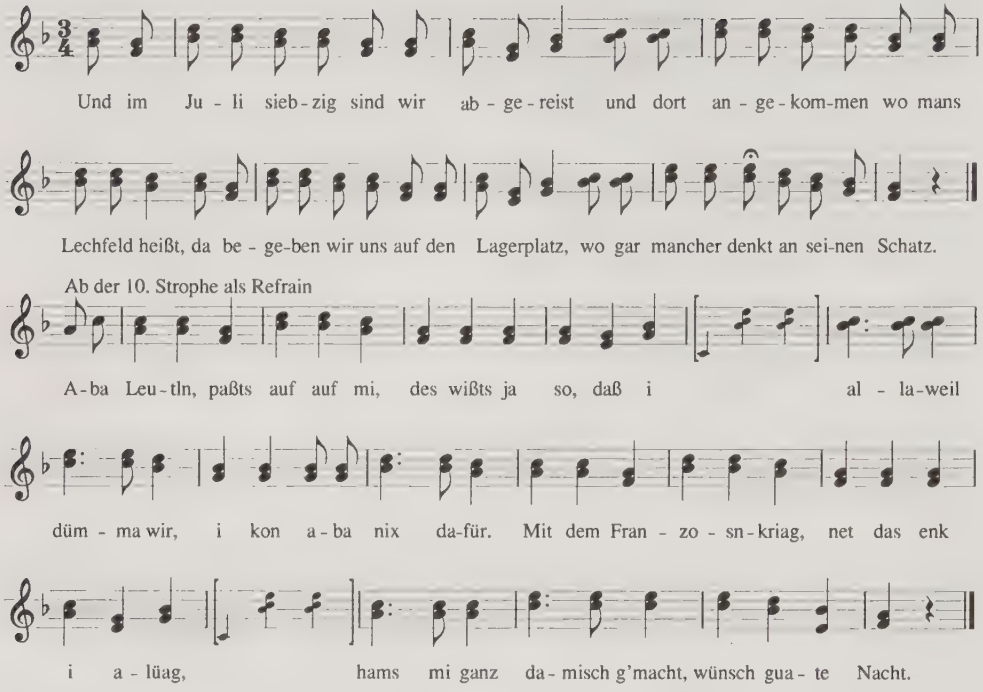
3. Und um die Franzosen da war's nachher g'fehlt;
   Mit sammt ihrem Kaiserreich werden sie g'schnellt.
   Es hackeln die Deutschen sie überall hin,
   Bis nach Paris, sie sind Meister schon drin.

4. Es hackeln die Deutschen sie weit über'n Tisch,
   Und 'bläut hab'n sie's auch noch, wie d' Holländer d'Fisch.
   Zurückkehr'n die Deutschen im Sieg über'n Rhein;
   Untereinander 's Hackeln laßt ferner jetzt sein!

Auch ein bayerischer „Nationalsport" wie **„Das Fingerhackeln"** wird im gleichnamigen Lied (Nr. 329) von einem unbekannten Autor „instrumentalisiert", das heißt Deutsche und Franzosen werden als Gegner in dieser Sportart gezeichnet. Selbstverständlich sind die Deutschen von vorneherein überlegen. Der Text endet mit der Mahnung an die deutschen Stämme, in Zukunft untereinander „'s Hackeln" sein zu lassen, das heißt Einigkeit zu zeigen.

Beispiel 330a
Siebziger Auszug

Text: Anonym, 1870
Melodie: Anonym



aus: Kiem Pauli: Oberbayerische Volkslieder, S. 176ff

1. Und im Juli siebzig sind wir abgereist
   Und dort angekommen wo mans Lechfeld heißt,
   Da begeben wir uns auf den Lagerplatz,
   Wo gar mancher denkt an seinen Schatz.

2. Und im Lechfeld sind wir schon den dritten Tag,
   Da heißt es immer exerziern mit Sack und Pack,
   Da hat a jeda gschoitn: „Es sois da Deifi hoin,
   Wenns net weida geht, da bleibn ma net"!

3. Auf oamai kommt Befehl, jetzt muaß ma weida schnell,
   Auf die Eisenbahn bei vierzigtausend Mann,
   Wir fahrn Tag und Nacht, das alle Wägn ham kracht,
   Ja da Rheinpfalz zua, mei liaba Bua.

4. Als wir nach Stuttgart kamen, da waren wir gut aufgenommen,
   Da brachtns uns Brot und Wein bei die Wägn herein,
   Da hat nun allessamt im hohen Vivat glebt,
   Und zum Dank ham wir die Kappen ghebt.

5. Und von Stuttgart weg, da fahrn ma no a Streck,
A so a dritthaib Stund, ja wann i's nenna kunnt,
Es is a schöni Stadt, i woaß hait do net grad,
Da hama a Schwainas kriagt, das neamd nix siagt.

6. Aba jetzt faits ma ei, des Nest, des is hait Bruchsal gwest,
Wo ma ausgstiegn san vo da Eisnbahn,
Dort hams uns weidagjagt: „Jetzt müaßts marschiern", hams gsagt,
Da hama Gsichta gmacht, wünsch guate Nacht.

7. Von da nach Germasheim, da hama biwakiert,
Und den andern Tag sama wieda abmarschiert,
Von da nach Weißenburg, des is a schöni Stadt,
Da wos zum erschtnmal gerappelt hat.

8. Von ein Uhr Nachmittag, da geht es Schlag auf Schlag,
Da fain auf beide Seitn a große Menge Leut,
Und die schwarzn Turkos, was die Wildn san,
De müassn uns gschicha ham, weis glafa san.

9. Gar viele tausend Mann hat der Napoleon,
Und der Preußenkönig, der hat a net zwenig,
Badn und Württnberg, die ham sich auch erzeigt,
Daß dem Franzosn san net guat geneigt.

10. Ja es is gwiß koa Gspoaß, wer die Gschicht saiba woaß,
Allawei in Regn und Wind, draußd auf die Felda liegn,
Z'fressn war a scho zweng, wenn ma so nachi denkt,
Und des schwar Tragn dazua, Elend hast gnua.

Tempo-Wechsel in der Melodie, ab jetzt kommt das Walzertempo als Refrain

11. Ja i hab ma scho gnua dafahrn, na hättns oan no fürn Narrn,
O meine liabn Herrn, da kannt i gifti wern,
Wanns da so gscheid dischkriern und ham a so a Hiern
Ais wia a Schweizastier-Sepperl adier.

12. Und da Kaisa Napoleon, des is a gscheida Mann,
Mia haman aba do belauscht und ham eahm d' Leut austauscht,
Da hat a gschaugt so trüab ais wia a Zwetschgndiab,
D' Stiefi hat ar a valorn, mitsamt die Sporn.

13. Jetzt muaß da Kerl bafuaß geh, des is halt a net schö,
Bai er auf Preußn kimmt und a Paar z'leicha nimmt,
Was aba net Unrecht war, soit ma glei schnoatn a
Und mit a paar Eisn bschlagn, war a schöns Tragn.

14. Aba gai, Kaisa, jetzt bist gstait, is da da Karrn aufgschnait,
Und da Gaul ar umgfalln, wia a Franzosenschnain,
Z'erscht hättst uns du blamiert, warst nach Berlin marschiert
Und hättst dort Mittag gspeist, des hama gneist.

15. Ja Brüadal, da bist gstimmt, bai oana zu die Preußn kimmt,
Der is amai a Hirsch, wie die Herrn saiba dürscht,
In Frankreich gibt's Wein grad gnua, und mia haif ma a dazua,
Und nacha kennts uns nix, des is vaflixt.

16. Aba jetzt muaß as do baid glabn, mit seine Esldarm
Und mit sein Schwanahirn muaß ma a Trumm Land valiern;
Hättst eha Friedn gmacht, glei nach da erschtn Schlacht,
Na hättst deine Stiefi no, vostehst mi scho.

17. Ja es is gwiß a Schand fürs ganz Franzosnland,
Napoleon, du gscherta Tropf, mit dein Parisakopf,
D'Leut hast ins Elend gstürzt, viele hast's Leben vakürzt
Mit dein vafluachtn Kriag, net das i lüag.

Worterklärungen
gschoitn = gescholten / Es sois da Deifi hoin = es solls der Teufel holn / hait = halt / Aba jetzt faits ma ei = aber jetzt fällt es mir ein / fain = fallen / de müassn uns gschicha ham, weis glafa san = die müssen uns gefürchtet haben, so wie die gelaufen sind / Gspoaß = Spaß / saiba = selber / woaß = weiß / zweng = zu wenig / Ja i hab ma scho gnua dafahrn = ja, ich habe schon genug erfahren / na hättns oan no fürn Narren = da halten sie einen noch zum Narren / dischkriern = diskutieren / Schweizastier-Sepperl = Schweizerstier; Stier aus der Schweiz /Zwetschgndiab = Zwetschgendieb / Bai er auf Preußen kimmt = sobald er nach Preußen kommt / z'leicha = zu leihen / schnoatn = beschneiden / gstait = gestellt / Franzosenschnain = Franzosennutte / gneist = wahrgenommen / mia haif ma a dazua = wir helfen auch dazu

Beispiel 330b
Im Juli Siebzig sind wir abgereist

Worte und Melodie: Anonym / Quelle: Bayerische Kriegspoesie von 1870/71, S. 191ff.

1. Im Juli Siebzig sind wir abgereist
Und dort angekommen, wo man's Lechfeld heißt;
Dort begeben wir uns auf den Lagerplatz
Wo gar mancher denkt an seinen Schatz.

2. Im Lechfeld sind wir schon auf den dritten Tag,
Da heißt es immer exerzier'n mit Sack und Pack,
Da hat a jeder g'scholt'n, es soll's der Teuf'l hol'n –
Wann's net weiter geht, da bleibt ma net!

3. Auf einmal kommt Befehl, jetzt müass' ma weiter schnell
Auf die Eisenbahn bei vierzigtausend Mann.
Wir fahren Tag und Nacht, daß alle Wäg'n ham kracht,
In die Rheinpfalz zua, mei liaber Bua!

4. Als wir nach Stuttgart kommen, da sind wir aufgenommen,
Da brachten's Brot und Wein bei die Wäg'n herein,
Da hat nun alles samt in hohem Vivat g'lebt
Und die Kappen in die Luft gehebt.

5. Und von Stuttgart weg, da fahr'n mir noh a Streck,
A so a dreißig Stund – ja wann i's nenna kunnt –
Is a schöni Stadt, ich woaß's ja doh net g'rad,
Da hamma a Schweiners kriagt, daß neamd nix siahgt.

6. Jetzt fallt's ma ei, dees Nest, es is ja Bruchsal g'west,
Wo mir ausg'stiegen san von der Eisenbahn;
Dort ham's uns weiter g'jagt: Jetzt müass'ma marschier'n, ham's g'sagt –
Da hamma G'sichta g'macht. Wünsch guate Nacht.

7. Da san ma furtmarschiert bei der größtn Hitz,
Und vor lauter Durst hat a jeder an Brunna g'spitzt;
Dee Gurgl is uns halbat z'sammapickt,
Daß beinah a jeder waar derstickt.

8. Von da nach Germersheim, da hamma biwackiert,
Und den andern Tag san ma wieder abmarschiert
Nach Weißenburg, dees is a schwarzi Stadt,
Wo's das ersti Mal gerappelt hat.

9. Und in Weißenburg, da san ma vorgeprellt,
Da siehgt's gefährlich aus, ei, du schöne Welt!
Mir lauf'n viele Stund als wia dee Jaagahund,
In Frischweil geht's zur Schlacht dee ganze Nacht.

10. Als wir in Froschweil sind, da heißt's: jetzt lauft's nur g'schwind!
Is alles aufmarschiert und geg'n den Feind spaziert,
Da hätt'n's uns bald verblitzt mit eahnare Kug'lspritz,
Auf z'letzt hat's doh noh glückt und hamma g'siegt.

11. Um eins Uhr Nachmittag, da geht es Schlag auf Schlag.
Da fall'n auf beide Seit' a große Menge Leut',
Und dee schwarz'n Türkos, was dee Wild'n san,
Dee müass'n uns g'schiecha ham, weil's g'laffa san.

12. Gar viele tausend Mann hat der Napoleon.
Und da Preiß'nkönig, der hat aa net z'wenig,
Bad'n und Württ'nberg ham sich auch gezeigt,
Daß s' den Franzos'n san net guat geneigt.

13. Aber Leutl'n, jetz paßt's auf auf mih, dees wißt's ja so, daß ich
Allerweil dümmer wir, i konn aber nix dafür –
Net, daß ich enk ohlüag – mit dem Franzos'nkriag
Ham's mih ganz damisch g'macht; wünsch guate Nacht!

14. Ja, es is g'wiß koa G'spoaß, wer dee G'schicht selber woaß:
Allaweil im Reg'n und Wind drauß auf dee Felder lieg'n:
Z' fress'n ham ma aa oft z'wenig, da hamma oft nachdenkt,
Und dees schwaar Trag'n dazua – Elend g'rad gnua.

15. In Frankreich und Welschtyrol, da konnst as sehg'n jawohl,
Wia's an Soldat'n geht, wann er gern was z' fress'n hätt!
D' Lag waar ja net so schlecht, wann wer was hergeb'n mecht,
All's ham's in d' Erd vergrabn, nix konn ma ham.

16. Aber saugrob magst aa net sei', sie san aber schoh so fei',
Fress'n und sauffa recht, leb'n tean dee g'wiß net schlecht –
Wenn aber da Soldat was will, red'n s' a Wort in der Still,
Wennst es net selber siehgst, sag'n s' oan halt nix.

17. Ich hätt' mir schoh gnua derfahr'n, na hätt'n s' dih noh für'n Narr'n!
Oh meini liab'n Herrn, da könnt' ich giftih wer'n,
Wenn s' aso g'scheidt dischkriern und ham a so an Hiern
Als wia a Schweizer Stier – Sepperl, adüa!

18. Kaiser Napolean is aa a g'scheidter Mann,
Mir ham an aber doh belauscht und ham eahm d'Leut umtauscht,
Da hat er g'schaugt so trüab als wia a Zwetschg'ndiab
D' Stief'l hat er aa verlor'n mitsamt die Spor'n.

19. Jetzt muaß der Kerl baarfuaß geh', dees is halt aa net schö',
Bal er in d' Schweiz neikimmt, und a paar z'leicha nimmt –
Was aber net unrecht waar: soll ma'n gleih schnoat'n aa
Und mit a paar Eis'n b'schlag'n, waar aa a schön's Trag'n.

20. Wannst dees ehvor hätt'st g'wußt, na hätt's dih schwerlih g'lust,
Daß 's dir net besser geht, wann ma's oft wiss'n tät!
Und mit dee schwarz'n Böck habt's uns ja lang net g'schreckt,
's Land hamma dir aa abg'schnihn, sei noh g'grad z'friehn!

21. Gel, Kaiser, jetz bist g'stellt, is dir da Karr'n aufg'schnellt
Und der Gaul aa umg'fall'n, wia a Franzos'nschnall'n!
Z'erscht hätt'st uns du blamiert, waarst nach Berlin marschiert
Und hätt'st gern z' Mittag g'speist, dees hamma g'neißt!

22. Ja, Brüaderl, da bist g'stimmt, waan oaner zu die Preuß'n kimmt,
Der is all'mal der Hirsch, weil dee Herm selber dürscht –
In Frankreich giebt's Wein g'rad gnua, mmir helf'n aa dazua
Und nacha kinnt's uns nix – dees is verflixt!

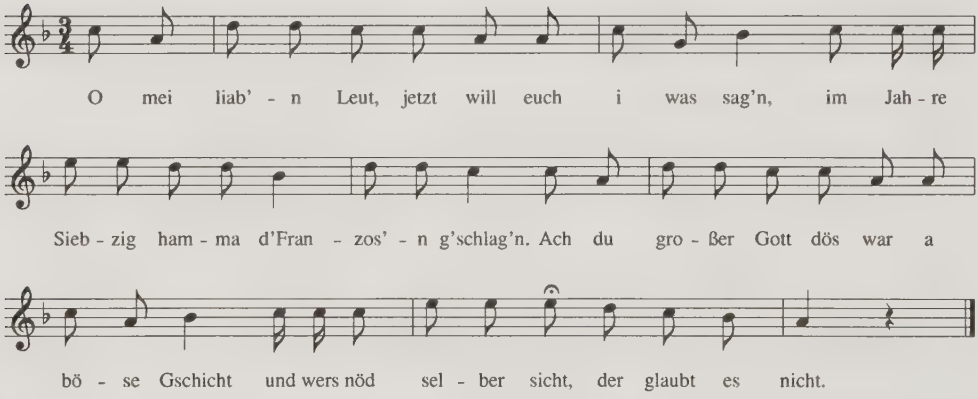
23. Jetzt muaß er's doh bald glaab'n mit seini Es'lsdarm,
Und mit dein Schwanahirn muaßt a Trumm Land verlier'n,
Hätt'st eher Fried'n g'macht gleih nach der ersten Schlacht,
Hätt'st deini Stief'l noh – verstehst mi scho.

24. Dees is a wahri Schand für's ganz Franzos'sland,
Napoleon, du g'scheerter Tropf mit dein Pariserkopf,
D' Leut hast in's Elend g'stürzt, viel'n hast's Leb'n verkürzt
Mit dein verfluacht'n Kriag – daß ich net lüag.

Beispiel 330c

Der Siebziger Kriag

Text: Georg Hegensteiner
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 153f

1. O, mei liab'n Leut, jetzt will euch i was sag'n,
Im Jahre Siebzig hamma d' Franzos'n g'schlagn.
Ach du großer Gott dös war a böse Gschicht
Und wers nöd selba sicht, der glaubt es nicht.

2. Am zweiundzwanzigsten Juli sind wir abgereist
Und dort angekommen, wo man's Lechfeld heißt.
Ja dort begeben wir uns in den Lagerplatz,
Gar mancher denkt zurück an seinen Schatz.

3. Und in Lechfeld sind wir schon den dritten Tag,
Da heißt es immer Exerzieren mit Sack und Pack,
Da hat a jeder gscholtn, dös soll der Deifl holn
Wenns nöd weiter geht, da bleib'm wir nöd.

4. Auf einmal kommt Befehl, wir müßten weiter schnell
Auf die Eisenbahn bei Vierzigtausend Mann.
Wir fahren Tag und Nacht, das alle Wäg'n ham kracht
In die Rheinpfalz zua, mei liaba Bua.

5. Wie wir nach Stuttgart kommen, sind wir aufgenommen,
Sie brachten Brot und Wein uns zu die Wäg'n hinein,
Da hat alles zam im Hohen Fiefath glöbt
Und die Kappe in die Luft gehebt.

6. Und vo Stuttgart wög da fahren wir nacha Stöck
So a vierzig Stund, ja wenn i's nenna kund,
Dös is a schöne Stadt, ich woaß halt doch nöd grad
Da hamma a Schweinas kriagt, das niemad siagt.

7. Jetzt fallts mir ein dös Nöst, dös is in Prochsall gwöst
Dort wo wir ausgstiegn san, vo dera Eisabahn
Jetzt müaßts marschiern, hams gsagt, und hamd uns weitergjagt
Da hamma Gsichter gmacht, wünscht gute Nacht.

8. Dann san wir forthmarschiert, ja bei der größten Hitz
Vo lauter Durscht hat jeda auf an Brunna gspitzt.
Dö Gurgl is uns a scho ganz zusamma piekt
Das a jeder waar beinah dastiekt.

9. Wir sind nach Germarsheim, da hamma piewagiert
Und den andern Tag, glei wieder abmarschiert,
Von dort nach Weißenburg, dös is a schwartzi Stadt
Wos dös ersti Mal gerappelt hat.

10. Und von Weißenburg, da sind wir vorgeprellt,
Da sieht es gfährlich aus, ei du große Welt.
Wir laufen viele Stund als wie ein Jägerhund
In Frischweil geht's zur Schlacht, die ganze Nacht.

11. Wie wir in Froschweil sind, da heißt es: Lauft nur geschwind!
Ist alles aufmarschiert und gegen Feind spaziert,
Da hättns uns bald voblitzt mit ihnerer Kugelspritz
Auf d' Letzt hats doch noch glückt, und habma g'siegt.

12. Von ein Uhr Nachmittag, da geht es Schlag auf Schlag,
Es fallen beide Seit, a ganze Menge Leit,
Und dö schwarzn Türkn was dö Wildn sand
Müassn uns gschiecha haben, weils gloffa hand.

13. Viele Tausend Mann, hat der Napolian
Und da Preissisch Köni, der hat a nöd wenig.
Badn und Württemberger ham si auch erzeigt,
Daß an Franzosn sand nöd guad geneigt.

14. Da hat uns do ganz gwiß no neamnd Unrecht do,
Wenns heißt ös habts ja enga Schneid am Bukl dro.
No ja da wers koa Wunder, wemma schneidi wird
Hinterm Bukl runter was man hert.

15. Aber mir bayerische sand dö größtn Narrn
Anderi lassn dö Tornister fahrn
Und mit bhaltens alliweil an Bukl dro
Weil mir d' Eseln hand, dös glaub i scho.

16. Dös is no alsam nix bis auf dö ander Wix
Wenn i auf Orlians denk und auf d' Franzosen Schix,
Aber daß jetzt gar is worn, da is a jeder froh
Wer dabei is gwen, der weiß a so.

17. Leit, was euch i will sagn, müastma nix fir Ungut ham
Dös wüßtn viel daß i bisweiln a weni dappi bi
Mit den Franzosen Kriag, nöd das i enk anliag
Hams mi ganz damisch gmacht, wünsch guadi Nacht.

18. Ja dös is gwiß koa Gspoaß, wer dös Ding selba woaß,
Alliweil in Wind und Regn, draußt aufn Feldern legn,
Das Essn is a oft wenig, wenn i recht nachidenk
Und dös schwahr Dragn dazua, Elend hast gnua.

19. Mir ham uns genuag erfahrn, nacha hättns uns no fix an Narrn
Ja meine liaben Herrn, da kann i gifti wern
Wenns zhaus oft so gscheid diskriern, und hamd a so a Hirn
Als wia a Schweitzer Stier, Seppall adier.

20. In Frankreich, in Welschtirol, da hat mas gseng jawohl
Wias an Soldata geht, wenna gern z' frößa hätt
D' Lag wär grad nöd so schlecht, wenn wer was hergebn möchte
Alls hams in die Erd vograbn, nix koma haben.

21. Saugrob magst doch nöd sein, si hand aber scho so fein
Frößn und saufand recht, leben dörn si gwiß nöd schlecht
Aba wenn a Soldat was will, redn a Wort in da Still
Wennstas nöd selba sichst, sagns si hamd nixt.

22. Da Kaiser Napolian, dös is a gscheida Mann
Mir hamta doch belauscht, hama ihm d' Leit austauscht
Da hada gschaugt so driab als wiara Zwötschkadiab
Stifl hada a verlohrn mitzamt dö Sporn.

23. Jetzt muaß ma barfuaß göh, dös is doch an nöd schö
Wenna ind Schweiz neikimd und dort was z'leicha nimmt
Was aber nöd Unrecht war, si soidn denn schnoata a
Und d' Füaß mit Eisn bschlagn, wahr a schös dragn.

24. Gelt Kaiser, jetz bist gstellt, ista da Karrn aufgeschnellt
Und da Gaul a umgfain, zwirra Franzosn Schnain
Zerscht hättst uns du planiert, wärst nach Berlin marschiert
Da hättst gern Mittag gspeist, dös hand mir gneißt.

25. Ja Breidall da bist gstimmt, wer zu dö Preißn kimmt
Der is allweil a Hirsch, weil dö Leit selba dirscht
In Frankreich gits Wein genua, drum helfan mir a dazua
Und macha kannst uns nix, dös is verflixt.

26. Wennstes zuvor hättst gewußt, dann hättst di schwerli g'lußt
Daßda nöd bößa geht, ja wennmas oft wüßn tät
Hättst eher Friedn gmacht, glei nach de ersten Schlacht
Nacha hättst deine Stiefi no, vostehst mi scho.

27. Da Napolian han an Krieg ankündt und a Zigarn anzündt
Er hat glei gmoand is geht, wia ers eahm vorstoid hätt
Was aba nöd is gschegn, dös kanna jetz no segn
Verspielt hat as halbat Land, des is a Schand.

28. In Weißenburg haita a Gfecht, weila gern ins Bayern mächt
Da hamsn glei zruckghaut, daßa öam nimma umschaugn traut
In Froschweiler und Wörth vostehst, hatta si wieda gsetzt
Dort hats erst diechti kracht, bei der seln Schlacht.

29. Von dort isa wieda zruck. Deutschland laßt gar nöd luk
Weil d' Leit a Früschn ham, a sans nöd schiach und lahm
Hamd 21 dausend gfangt dös is a Zahl
Mitzamtn Napolian und fünf General.

30. In Bazailles und Sedan hats fürchterlich gschnaid
So was mußma doch a nöd glei hern auf da Waid
Drei Tag hams sonst nix to als gstocha und ghaut
Und wiaviels daschoßn hamd dös sag i nöd laut.

31. Der Stoitz und dö Freiheit, dös is kurios
Wiar' er vom Ausmarsch hat ghabt da Franzos
Dös Chor dös vonagld hat gar nia nix glaubt
Aba jetz hamd öa mir, dö rothe Hosn ausgstaubt.

32. Wia spöttisch daß z'erscht in Paris gwösn san
Dawei hatsn öa doch wieda z'rissn den Plan
Hamd scho überall angschlagn jetz geht's nach Berlin
Dawei sand dö Hanswurschtn ias do nö nöd drin.

33. Dö Pfaffn dö Spitzbuam hamd a dazua gereizt
Nacha hamsi dö andern erst no bößa gspreizt
Dö alte Manna und dö Buam hams zu Freischärlern gmacht
Aber da hamatz nia koani gwunna koa Schlacht.

34. Dö französischn Bauern, hamd a oft so gschaugt
Dene hat dös verflucht Requariern nöd recht taugt
Wennst Kia und Schaf, Schwein, Ochsen und Roß
Alles nur wegnimmsr, dös is kurios.

35. Da muaßma si denka, dös macht haid da Kriag
Was hilft mi aba dös, wenn i gar nix mehr siahg
Mei Droad, Heu und Stroh hammsma a fort von Haus
I kön mi vo lauter Fodruß nimma aus.

36. Z'erscht bin i a Bauer gwen, habma was denkt
Für dö arma Leit habi nöd leicht was voschänkt
I hab gschundn und ghaust und hab Stoitz ghabt dabei
Aber jetzt hängi aufamahl da mit mein Wei.

37. Drum meine lieben Leit, seid no grad froh
Wenns a biaßal was habts, nacha sprechts nöd aso
Es gibt allerlei Zeitn, man denkt oft nöd dro.
Wo ma wieda armselig drum köma ko.

38. Den Krieg vom Jahr Siebzig wern viele Leit gspürn
In Frankreich werns a noch oft nachi studiern
Dö sela wo koa Vieh und koa Droad nimma ham
Und a Weib mit acht Kinder is a trauriga Stamm.

39. Es geht alles fürs Vaterland, tragt noch Geduld,
Es kommt alles vom liben rab, wer hat denn da d' Schuld
I kons a nöd begreifa und dürfts a nöd sagn
Mir is dös Liebste da Lebensmittl Wagn.

40. Gegen Frankreich zu kämpfen, is a schwiarige Sach
Dös kann man sich denken, gagn da lötzt werd mach schwach
Das Exaziern dös hat a scho Böch, ja dös is gwiß
Weil ma a so scho ganz zsamgschundn is.

41. Dort wir mir vier Wochen in Orlians warn
Da ham d' Mensch gmoant sie ham uns wir an Narrn
Aber umkehrt is a gfahrn, dö wern a moi schaugn
In dreiviertel Jahr, wird öa doch nix mehr taugn.

42. Um an Frah hamsis hergebn, dös hab i dafragt
Weil mas da Auhamer Jakob hat gsagt
Gegen dalötzt da hams aufgschlagn, hamd mehra begehrt
Sie ham gsagt, weil sonst a alsam teiriga wird.

43. I hab öas a nöd für Ungut, d' Matrazn gehen zgrund
Wennst a mal allwei so forttuast a Stund
Bald auf und bald nieda, daß Bedstadl kracht
Daß wüßts ja so alli selbst, wia mas macht.

44. Den achten November war ich auf der Wach
Den neunten da hats wieder fürchterlich kracht
Und 's Leibregiment wo i selbst dabei bin
Marschiert bald da auf a halbi Stund hin.

45. Und wirma bald draußtahalb Orlians warn
Da habens dö Verwundtn gegen uns einagfahrn
Ja da hat uns halt glei da ganz Gspaß nimma gfoin
Mir hättn uns vo lautern Retriern boild dafoin.

46. Von 7 Uhr auf d' Nacht bis um 2 in da Fruah
A jeda hat gschnauft wir a tragadi Kuah
Grobwötta is a no gwen, dös is erst gfaxt
Ja Briadal, da hats uns fürchterlich glaxt.

47. Wia spöttisch das mir schon oft gwen san a
Aber jetzt wüßtn wirs alle schon selber wias wa
Wenn d' Franzon retriert san, ham mir allmal glacht
Dawei hams uns halt auch amal ghagt dö ganze Nacht.

48. Im Monat November sind wir meistens marschiert
Aber den Erstn da habma was andres probiert
Da hats gheißn, Leit machts Patrontaschn auf
Heit käman d' Franzosn zwögn, Schiaßts no recht drauf.

49. Dem Erstn, dem zweitn, dem drittn hats kracht
Und den vierten halt a bis um zwei bei da Nacht
Koa so Gaudi wie dö war, hertma doch a nöd baid
Wos glei 4 Tag in ein Drum allwei schnaid.

50. Vier Tag und a halbadi Nacht no dazua
In Orlians sind ja Franzosn grad gnua
Dö Kerl müßn raus, da gibt's kein Pardon
Wer wird dem a so a schlechts Gsündl verschon.

51. Jetz is aber noch nöd gar, I woaß scho no a paar
In Artenna und Orlians, wennts euch no mierga kannts
Da hammas aba gherig gflickt, d' Freischärler a damit
Aufdletzt hamsis selba gschamt, das gar nia gwonna hamt.

52. Dö Preißn hamd an Deifl gsegn, dö Bayern san ganz verwögn
D' Wirthenberg last a nöd luk, Badn gehen gar nöd zruck
Leit dös is wirklich rund, das jetzt da deutsche Bund
Auf einmal so einig wird, wir sie sich ghert.

53. Was deutsch is soll Fiefath leben
D' Franzosen müaßn Geld hergeben
Wenn aber dös nöt glangt, wenns wieder fiere gfangt
Da Ausmarsch hat a viel kost und dö Quer san voll Roßt.

54. Dö Franzosen san schlau dös laß i scho zua
Aber Preißn und Bayern ham a Fostand gnua
Und sö andern zwei Firstn hamd a dös Ding gmirkt
Das a jeda von Frankeich a bißal was kriagt.

55. Dö französische Schaßippo, dö frein uns gar a so
Und a dö Kugelspritz, und dö Kanona Geschitz
Und dö viel Pahnzugwägn, dö kon ma alle segn
Und d' Logomadief dazua, jetz hamma Sach gnua.

56. Es kann ja nichts Schöneres geben
Als ein militärisches Leben
In Frankreich ein Krieger zu sein
Da gibt's guten Cocnac und Wein.

Der Verfasser von Lied Nr. 330c: **„Der Siebziger Krieg"** oder des „Schnaderhiepfel-Gediechts vom Ausmarsch 70 und 71", Georg Gegensteiner bzw. Heckensteiner, entstammt der Marionettenspieler-Familie Heckensteiner und lebte bis zu seinem Tode im Jahre 1909 als Steinbrecher in Krainburg am Inn. „Damit dö arme Seel a Ruah hat, wo er doch zeitlebens allsam dabläckt hat" haben die Nachkommen alle seine Aufzeichnungen verbrannt. Von daher wäre das Lied also verloren gewesen. Glücklicherweise haben Dritte viele der Lieder aufgezeichnet. Uns lagen drei – verschieden lange – Aufzeichnungen vor, die wir allesamt abgedruckt haben (330 a; b; c), wobei wir die Orthographie des letzteren Textes der besseren Verständlichkeit halber behutsam verbessert haben. Das Lied geht ausführlich auf den Abmarsch der bayerischen Soldaten ein und benennt die verschiedenen Stationen des Truppentransportes hin zu den Schlachtfeldern des 70er Krieges. Dabei ist der „Siebziger Ausmarsch" frei von jeglichem falschen Pathos und von jeglicher gefühlsduseliger Heldenverehrung. Vielmehr wird auf das harte und erbärmliche Los der Soldaten eingegangen, deren anfängliche Kriegsbegeisterung – nicht zuletzt wegen des erbitterten französischen Widerstandes vor allem in der Zeit nach der Schlacht bei Sedan – einen empfindlichen Dämpfer erhielt. Interessant sind nicht zuletzt diejenigen Strophen, die sich auf das Verhältnis der „Besatzungssoldaten" zur französischen Bevölkerung beziehen, das wegen der häufigen Plünderungen und „Requirierungen" von Seiten der deutschen Soldaten, die ihre kargen Rationen aufzubessern bestrebt waren, äußerst gespannt war. Daß der „Siebziger Ausmarsch" erst Ende 1870, Anfang 1871 entstanden ist, darauf weist die Tatsache hin, daß Georg Heckensteiner in seinem „Bericht" auch auf das Auftreten der französischen Freischärler eingeht (Str. 51), die hinter den deutschen Linien kämpften. Sie schlossen sich erst im Spätherbst beziehungsweise Winter gegen die Deutschen zusammen und fügten ihnen manche Verluste zu, obwohl sie das Kampfgeschehen insgesamt letztendlich nicht beeinflussen oder gar entscheiden konnten. Wir halten von den vorliegenden Varianten Nr. 330a, Nr. 330b, Nr. 330c und Nr. 330d den „Siebziger Krieg", also Nr. 330c, für die Fassung, die dem verlorenen Original am nächsten kommen könnte. Der „Siebziger Krieg" ist neben der bei Kiem Pauli abgedruckten Fassung[1169] das ausführlichste Dokument aus der Volksliedliteratur zum Feldzug von 1870/71. Ihm eignet gleichzeitig ein hohes Maß an Authentizität; aus nahezu jeder Strophe spricht die Detailkenntnis des Augenzeugen. Wir orientieren uns im folgenden Kommentar an der Reihenfolge der Strophen, die wir in Gruppen zusammengefaßt haben, und geben dabei die Worterklärungen:
Die Strophen 1 bis 9 beschreiben den Aufmarsch. Gleich in der ersten Strophe gibt sich der Verfasser als Augenzeuge zu erkennen. Der Mobilmachungsbefehl der bayerischen Regierung erging am 16. Juli 1870;[1170] sechs Tage später marschiert das Infanterie-Leibregiment, dem der Verfasser angehört (vgl. Str. 44), zum Sammelplatz am Lechfeld, also der Gegend zwischen Augsburg und Landsberg am Lech. Die „3 Tage Wartezeit" bis zum Abtransport werden zum Ärger der Soldaten („Gscholtn" = geflucht) mit Exerzieren in feldmarschmäßiger Ausrüstung verbracht. Der Eisenbahntransport führte zunächst über Stuttgart, wo eines der damals spontan eingerichteten ‚Erfrischungs-Comitees' tätig wurde[1171] nach Bruchsal, von wo aus der Fußmarsch über Germersheim ging, das bereits im Versammlungsraum der 3. Armee lag. An bekannten Motiven finden sich in den Anfangsstrophen: das Heimweh nach dem „Schatz" (Str. 2), die Beschwernisse des Marsches, nicht zuletzt der Durst (Str. 8).

Worterklärungen
Fiefath = Vivat / Stöck = Stücker (im Zusammenhang mit „vierzig Stund" zu lesen); gspitzt = gewartet

In den Strophen 10 bis 13 berichtet der Verfasser über die Gefechte von Weißenburg und „Froschweil", d.i. Fröschweiler und meint die Schlacht bei Wörth, die 15 Stunden gedauert hat und sehr verlustreich war. Mit den „schwarzen Türken" sind die Turcos gemeint. Eine hübsche Selbstironie: die Bayern sehen offensichtlich so wild aus, daß sogar die Wilden vor ihnen davonlaufen (schiecha = gescheut; gefürchtet). Str. 13 zählt die Verbündeten auf: Preußen, Badenser und Württemberger.
Über den Kriegsalltag der bayerischen Soldaten erfahren wir in den Strophen 14 bis 21. Sie müssen ihren Tornister selber tragen, während andere Truppenteile offensichtlich Bagagewagen benützen, haben die Widrigkeiten des Wetters, Wind und Regens auszuhalten, die Verpflegung ist zudem „oft wenig". Der Verfasser bekennt, daß ihn der Krieg sehr stark verwirrt hat (dappi, damisch = verwirrt, verrückt): er ist immer noch stark beeindruckt von dem Elend, das er erlebt hat. Ausgesprochen „giftig" kann er allerdings werden, wenn diejenigen, die den Krieg nicht selbst direkt erlebt haben, „zhaus" zu schwadronieren beginnen, siebenmalklug disputieren, obwohl sie doch keine Ahnung haben.
In den Strophen 20 und 21 beklagt sich der Verfasser darüber, daß die Zivilbevölkerung nichts „hergebn möcht", obwohl die Leute was haben, ja sogar „recht fressen und saufen". Und einfach requirieren? „Saugrob mag" er „doch nicht sein", der Gute!

Worterklärungen
Buckl = Rücken / Wix, Schix = liederliches Frauenzimmer

In den Strophen 22 bis 28 treffen wir auf den (anscheinend unvermeidbaren) Napoleonspott, dem jedoch, bei aller bayerischen Grobheit, Einfallsreichtum und skurriler Witz nicht abzusprechen sind. Was der arme Napoleon alles aushalten muß: obwohl er ein „gescheiter Mann" ist, wird er „belauscht" (= überrascht), werden ihm die Leute „ausgetauscht"; kein Wunder, daß er ein so verdrießliches Gesicht macht, so „trüab" schaut wie ein ertappter „Zwetschgendieb". Damit nicht genug: Der Kaiser der Franzosen hat seine „Stiefl verlorn" und muß barfuß gehen; fatal für ihn, wenn er in die neutrale Schweiz fliehen müßte, um sich dort Stiefel zu leihen. Die Schweizer sollten ihm – so wenigstens der Rat des Verfassers – wie einem Pferd die Hufe beschneiden und mit Eisen beschlagen. Napoleon hat zuviel gewagt wie ein Bauer, der seinen Karren überlädt, so daß dieser „aufschnellt" und den davorgespannten Gaul mitreißt. Dieser fällt um wie eine „Franzosenschnalln". „Schnalln" bedeutet: Nutte, Hure. Das tertium comparationis dürfte klar sein.
Strophe 24 bringt eine versteckte Erinnerung an den ersten Napoleon, der seinerseits ja tatsächlich „nach Berlin" marschiert ist. Das Stichwort „Berlin" gibt dem bayerischen Verfasser Gelegenheit, nebenbei dem trotz Waffenbrüderschaft immer noch nicht besonders gelittenen Preußen eins auszuwischen; „wer zu dö Preißn kimmt, der is allweil a Hirsch". Da schwingt natürlich auch Respekt mit, die Bayern haben 1866 nicht vergessen.

Worterklärungen
gneißt = wahrgenommen, erkannt / Breidal = Brüderl(ein) / g'lußt = gelüstet

Die Strophen 27 bis 30 sind dem weiteren Kriegsverlauf gewidmet. Zuerst aber kommt ein retardierendes Moment: der Rückblick auf die französische Kriegserklärung und auf die Schlachten von Weißenburg und Wörth; dann aber der Höhepunkt: die Schlacht bei Sedan mit der Gefangennahme Napoleons. Die Zahlenangabe in Strophe 29 wirkt auf den ersten Blick stark untertrieben, da infolge der Kapitulation über 80.000 französische Soldaten in Gefangenschaft gingen. Auf den zweiten Blick ist die Angabe allerdings verblüffend präzis: exakt 21.000 Franzosen gerieten während der Schlacht in deutsche Gefangenschaft.[1172] Die Bayern kämpften vor Sedan auf dem linken Flügel bei Bazailles an der Maas.

Worterklärungen
wia ers eahm vorstoid hätt = wie er es sich vorgestellt hätte / diechti = tüchtig / schiach = eigentlich: hässlich, hier für: alt und kraftlos / gschnaid = geschnallt, geknallt

Die blutige Schlacht, über deren Grausamkeit der Verfasser „nöd laut" reden will, veranlassen ihn über Grundsätzliches nachzudenken:
Die Strophen 33 bis 40 enthalten die Kriegsphilosophie des einfachen Soldaten: über den Hochmut („der Stolz und die Freiheit", „wie spöttisch"), der vor dem Fall („die roten Hosen ausgestaubt") kommt. Hochmut paart sich mit Dummheit („dös Chor dös vonagld" = „das Korps, das vernagelte" meint: die bornierte Truppe; „Hanswurschtn"). Das nimmt Bezug auf die französische Kriegspropaganda. Wir zitieren dazu die französische Zeitung „La Liberté" vom 10. August 1870: „Nach Berlin! Nach Berlin! Es ist keine Frage mehr von dem Rhein. Sie ist entschieden. (...)

Wir wollen keine Phrasen, sondern Handlungen, Jeder mannhafte Franzose, der eine Flinte tragen kann, soll nur einen Gedanken, einen Ruf haben: Nach Berlin, nach Berlin! Denn der Frieden darf und kann nur in Berlin unterzeichnet werden".[1173]

Zu den in Strophe 33 genannten „Freischärlern" verweisen wir auf den Kommentar zu Lied Nr. 333: „Im Wald von Fontainebleau" und Nr. 334: „Ein Franktireur". Die französischen Bauern, bei denen requiriert wird, nötigen dem Verfasser Mitleid ab, und unversehens schlüpft das lyrische Ich in die Rolle des Bauern, der schließlich an den Wankelmut des Schicksals erinnert und alle, die „a biaßal was" haben, ermahnt, Stolz und Geiz abzulegen. In Strophe 38 kehrt der Verfasser wieder zurück zum gegenwärtigen Krieg und malt sich dessen Folgen an konkreten Beispielen aus: „Ein Weib mit acht Kinder" ohne „Vieh" und ohne „Droad" (= Getreide). Der Soldat selbst ist schon ganz „zsamgschundn", das Liebste sind ihm die Lebensmittelwägen und vielleicht noch die Franzosenflittchen, von denen in den Strophen 41 bis 43 die Rede ist. Prostitution war in allen Kriegen und an allen Fronten üblich, wenn es auch in den allermeisten Liedern geschweige denn von den offiziellen Darstellungen verschwiegen wird. Die Soldatenhuren („d' Mensch"[1174]) versuchen den Preis zu treiben: das Lockangebot von einem Franc spricht sich bei den deutschen Soldaten herum, vom Auhamer Jakob bis zum Verfasser. Der Preis für die käufliche Liebe wird erhöht, weil halt alles „teiriga" (= teurer) wird. Der Verfasser zeigt Verständnis: immerhin werden die Matratzen zugrunde gerichtet, wenn man es „a Stund bald auf und nieda" forttut. Mag sein, daß manche der Französinnen die deutschen Soldaten zum Narren gehalten haben, aber „umgekehrt is a gfam" (die Retourkutsche im Wortsinn!): nach neun Monaten werden die Französinnen Kinder bekommen und es wird ihnen „nix mehr taugn".

Weitaus ernsthafter ist die Tendenz der folgenden Strophen 44 bis 51, in denen von den blutigen Kämpfen um Orléans die Rede ist. Der Verwundetentransport, dem der Verfasser vor Beginn der Kämpfe begegnet, hinterläßt einen tiefen Eindruck. Die Schlacht von Orléans wird im Lied datumsgenau geschildert. Am 7. November 1870 mußten die bayerischen Verbände unter General von der Tann einem großangelegten Angriff der 70.000 Mann starken Loire-Armee unter General d' Aurelles auf Orléans von Westen aus nach Nordosten ausweichen; ihre 19.000 Mann waren der Übermacht nicht gewachsen. Erst am 3./4. Dezember wurde die Front der Loire-Armee bei Orléans aufgebrochen. Die Strophen 52 bis 56 bilden die Zusammenfassung und verherrlichen die entstehende deutsche Einheit. Der Verfasser nennt noch einmal die Verbündeten und zählt die Kriegsbeute auf. Die letzte Strophe paßt von der Tendenz her natürlich nicht besonders zu den übrigen Strophen. Wir zitieren zum Abschluß die drei letzten Strophen der Fassung, die in der Sammlung von Kiem Pauli steht und mit der von uns präsentierten über weite Strecken identisch ist:[1175]

„Was ma alls gwunna ham, des wiß mia scho
De si aber gwiert ham ham nix davo
Sind viele derschossen und viele blessiert
Uns hams ganz ordentli umadressiert.

Uns arme Soldaten, hams rumzogn auf der Welt
Unser unschuldigs Bluat, wird fast nimmer zählt
Es bleibt se ganz gleich, was liegt denn da dro
Wer net selber dabei war, der versteht nix davo.

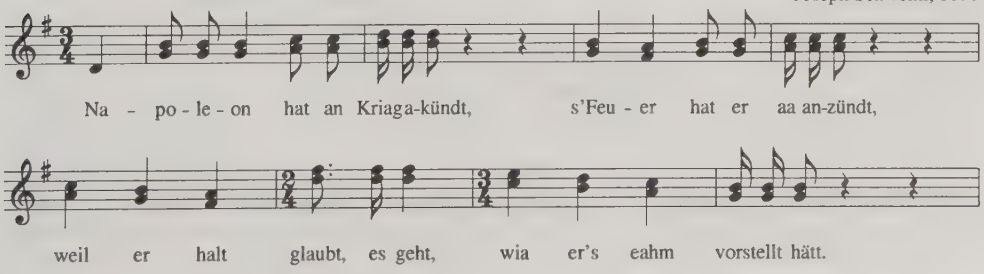
Gell, Leit, jetzt hab i enks gsagt, hab gwiß net unrechts ghabt
Wie d' Augn in Tränen steng, wenn i 's nachidenk.
Drum hör ma des auf, und singa a anders drauf
Daß wieda lustig wird, wia sa si ghört.

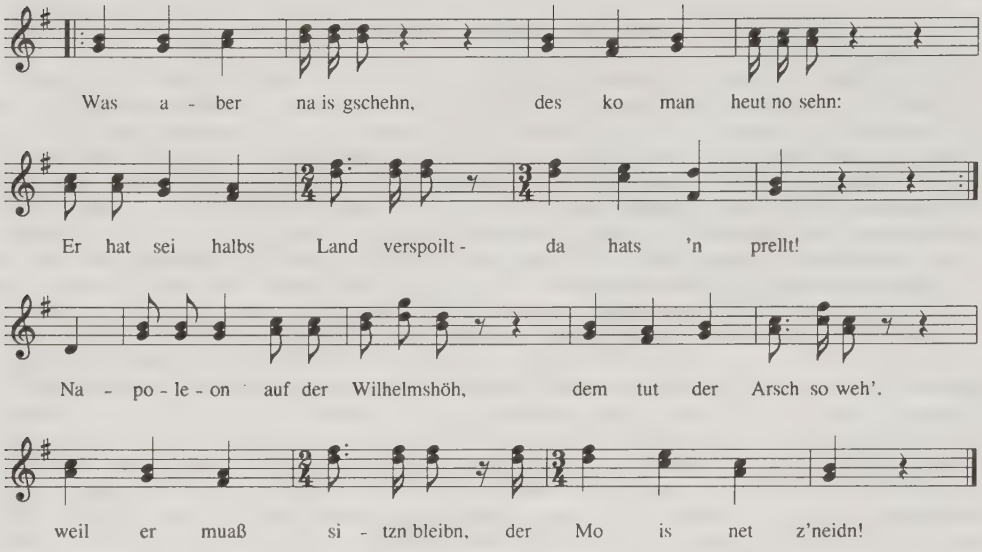
Die Gedanken des Verfassers in den letzten Strophen gehören also in dieser Fassung den „Opfern" des Krieges, all den Verteidigern, denen ihr Widerstand doch nichts genützt hat, wo doch so viele Menschen erschossen und verwundet worden sind, aber auch den angreifenden Soldaten, dessen „unschuldigs Bluat" fast niemand mehr zählen konnte. Die traurig-nachdenkliche Stimmung wird dann aber in der allerletzten Strophe aufgehoben, wo der Sänger selbst auffordert, ein anderes Lied zu singen, „daß wieda lustig wird, wia sa si ghört".

Beispiel 330d

Siebziger-Auszug

Text und Melodie:
Joseph Schweikl, 1870





aus: Leibhaftiges Liederbuch, S. 222ff

1. Napoleon hat an Kriag o(n)kündt,
's Feuer hat er aa o(n)zündt,
Weil er halt glaubt, es geht,
Wia er's eahm vorgstellt hätt.
Was aber na is gschehn,
Des ko mam heut no sehn:
Er hat sei halbs Land verspoilt –
Da hats 'n prellt!

2. Bei Weißenburg wars erste Gfecht,
Weil er ins Bayern möchte,
Da habns 'n aba schnell zruckghaut,
Hat sie nimma umzschaun traut!
Bei Fröschweiler und Wörth, vastehst,
Hat er sich wieder gsetzt,
Da hats erst richti kracht –
Bei derselln Schlacht!

3. Vo dort aus geht's wieda zruck –
Deutschland laßt gar net luck –
Weil d' Leut a Frischn habn,
Des is a großer Nam!
Da habns achtzgtausend gfangt,
– des is a schöne Zahl! –
Mitsamt dem Napoleon –
Und zwanz'g General!

4. Aber gell, Kaiser, jetz bist gstellt!
Is dir da Karrn aufgschnellt,
Der Gaul is dir aa umgfalln
Wia (r) a Franzosnschnalln!
Da hat er gschaugt so trüab,
Als wia(r) a Zwetschgndiab,
D' Stiefi hat er aa verlorn –
Mitsamt die Sporn!

5. Jetz muaß der Kerl barfuaß geh,
Des is ja aa net schön,
Wenn er in d' Schweiz nei kam'
Und dort oa z'leicha nahm.
Hättst eha Friedn gmacht
Glei nach der erstn Schlacht,
Hättst deine Stiefln no –
Verstehst mi scho!

6. Und da Herr von Kombeta
Hat sie aa dazua greizt,
Jetz ham si die andern
Erst recht einigspreizt:
Aus alte Manner und Schulbuam
Hams Freischarler gmacht –
Aber deratwegn hams koane
Gwunna, koa Schlacht!

7. Napoleon auf der Wilhelmshöh',
Dem tut der Arsch so weh',
Weil er muaß sitzn bleibn,
Der Mo is net z'neidn!

Joseph Schweikl hat seinen **„Siebziger-Auszug"** (Nr. 330d) an Georg Heckensteiners Lied angelehnt, wie verschiedene Textparallelen deutlich zeigen (z.B. Nr. 330d, Str. 23; 24). Anders als bei Heckensteiner stehen bei ihm jedoch nicht die bayerischen Soldaten im Mittelpunkt, sondern der unglückliche Franzosenkaiser, der im Kampf den Kür-

zeren zog und auf Wilhelmshöhe „einsitzen" mußte. Wir waren neugierig, ob Napoleon auf Wilhelmshöhe „z' neidn" war oder nicht und haben nachgeschlagen. Über den Alltag auf Schloß Wilhelmshöhe berichtet der Bewacher Napoleons, General der Infanterie Graf Carl von Monts in seinen Aufzeichnungen:
„Hinter dem Arbeitskabinett Napoleons waren sein geräumiges Schlafzimmer und sein Ankleidezimmer gelegen. (...) In der Mitte des Schlosses, gleichfalls in der ersten Etage, lag der große, gemeinsame Speisesaal; in ihm wurde das Gabelfrühstück und das Diner eingenommen, während das erste Frühstück jedem der Herren in seinem Zimmer serviert wurde. Bei den Mahlzeiten bedienten zahlreiche königliche Lakaien. In einem kleinen Vorzimmer, oben an der Treppe, hielt sich jederzeit einer der königlichen Bedienten auf; außer ihm noch einer der Berliner Geheimpolizisten und zwei Hausdiener. Des Kaisers Gefolge war zum Teil ebenfalls in der ersten Etage untergebracht, die jüngeren Herren sowie die Ärzte und der Sekretär im oberen Stockwerk. Bei der Geräumigkeit des Schlosses war es eine Leichtigkeit, die Dienerschaft des Kaisers sowie die seiner Umgebung gleichfalls zu beherbergen (...) Die Verpflegung war ausgezeichnet, das Menu reichhaltig. Das Gabelfrühstück bestand aus 2 bis 3, das Diner aus 4 bis 5 Gängen. Sekt hatte sich der Kaiser von Anfang an verbeten. Man trank Sherry, roten und weißen Wein. Napoleon selbst war mäßig in seinen Ansprüchen und gar nicht verwöhnt (...)".[1176]

Der Krieg gegen die französische Republik

Beispiel 331
Es streiten nicht mehr Cabinette

Worte: Gustav von Meyen, 10. September 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Gustav von Meyen, Zeitgedichte, Berlin 1870, S. 21[1177]

1. Es streiten nicht mehr Cabinette,
   Nicht Könige, die sich entzweit:
   Jetzt morden sich um die Wette
   Zwei Völker in diesem Streit!

2. Das eine ist Herrscher gewesen,
   Das andere will es sein,
   Da hilft kein Federlesen,
   Da heißt es „hart wie Stein".

3. Da thut kein Bitten und Beten
   Ein Pünktchen davon und dazu:
   Ein Volk muß das andere zertreten,
   Dann erst folgt Grabesruh';

4. Und setzt ihr den Fuß auf den Nacken
   Dem Todfeind: laßt ihn nicht frei,
   Bis rein geschmiedet von Schlacken
   Und ewig der Friede sei;

5. Hinweg mit den Diplomaten,
   Der Sieger behaupte sein Recht,
   Es rächen sich halbe Thaten
   Am künftigen ganzen Geschlecht.

6. Und geht euch verloren durch Schreiber,
   Was blutige Schlacht euch gewann,
   So klagen die todten Leiber
   Euch des Verrathes an.

7. Es streiten nicht mehr Cabinette,
   Nicht Könige, die sich entzweit:
   Jetzt morden sich um die Wette
   Zwei Völker in diesem Streit.

Wie Angelika Menne in ihrer Interpretation des Liedes Nr. 331: **„Es streiten nicht mehr Cabinette"** ausführt, ist das Gedicht, das Gustav von Meyern am 10. September 1870 zu Papier brachte, „in prägnanter Art und Weise" Formulierung der „Idee des Nationalkrieges":[1178] Nach Sedan gibt es für Deutschland in Bezug auf Frankreich „kein Zurück mehr. Der Sieg, der den Sturz des Kaisers gebracht hatte, muß zum endgültigen Sieg über die französische Nation werden und das erfordert, daß der Kampf weiter geführt wird. Die fünfte und die sechste Strophe enthalten die Aussage, um deretwillen das Gedicht geschrieben wurde. Sie beziehen sich nämlich auf die Auseinandersetzung darüber, ob die Kapitulation des Kaisers ausreichend sei, um mit einer neuen französischen Regierung Friedensbedingungen auszuhandeln. Diese Lösung hätte den Vorteil, daß die Stabilität der politischen Verhältnisse in Frankreich einigermaßen gesichert wäre. Eine Fortsetzung des Krieges würde von diesem Standpunkt aus die Gefahr sozialer und politischer Unruhen in sich bergen, zumal sie darauf angelegt wäre, die Strukturen des französischen Staates zu zerstören.
Meyern, eigentlich Gustav von Meyern-Hohenberg (1820-1868), von 1842 bis 1868 Jurist in den Diensten des Herzogs von Koburg-Gotha, benutzt die Form des Gedichts, um solche Haltung mit dem Verdikt des Verrats zu belegen. Anders als in einer direkten politischen Äußerung formuliert er seine Position so als seine politische Emp-

findung, die er, indem er sie von Gefallenen aussprechen läßt, mit der außer ihm liegenden Autorität des Helden versieht. Da nämlich in der Öffentlichkeit Moltke und Bismarck als die Protagonisten der beiden sich widersprechenden Ansichten dargestellt werden, ist in anderer Form als der des Gedichts ein Verratsvorwurf kaum möglich. Dem Autor scheint die heftige Sprache dieser Strophen gerade wichtig zu sein: Die Diplomaten verhindern, daß das Recht sich verwirklicht. Sie wollen ‚halbe Taten'. Die Zukunft wäre durch ihr Zurückweichen verdorben. Die blutige Schlacht dagegen verpflichtet geradezu zur Vollendung des Sieges. Ihren Auftrag zu mißachten, bedeutet Verrat an den Gefallenen. Ihre Opfer wären vergebens, und damit hätte der ganze Krieg seinen Sinn verloren. Die Fortsetzung des Krieges dagegen sichert noch nachträglich die bisherige Kriegslegitimation ab. Die vierte Strophe fordert geradezu, wenn der Krieg schon angefangen wurde, daß er dann auch bis zum Ende durchgehalten wird. (...) Die ersten drei Strophen bauen eine bestimmte Grundlage von allgemeinen Gedankenstrukturen für den Leser auf, mit der Meyerns danach folgende Stellungnahme zu der aktuellen öffentlichen Auseinandersetzung abgesichert wird. Die zweite Strophe artikuliert die neue Qualität der Nationalkriegslegitimation: Es geht um Herrschaft und Macht. Der Kampf der deutschen Nation rechtfertigt sich allein dadurch, daß sie sich an die Stelle Frankreichs setzen will, um Macht auszuüben. Die Strophe stellt eine Analogie zwischen der Form des inneren Kampfes um die Macht im Bürgerkrieg und dem Kampf gegen einen äußeren Gegner her. Sie überträgt die in der antidespotischen Kriegsrechtfertigung implizit enthaltene Struktur der Bürgerkriegslegitimation auf den Nationalkrieg. Die gnadenlose und brutale Form des Bürgerkriegs, in dem es um das Überleben geht, wird auf den Krieg mit dem äußeren Feind angewandt. Daraus folgt die Forderung nach absoluter Vernichtung und totaler Zerstörung der anderen Nation. Den zukünftigen Frieden stellt Meyern sich als Grabesruhe vor, nachdem das andere Volk zertreten ist".[1179]

Beispiel 332
Volkskrieg

Worte: Oskar von Redwitz / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Oskar von Redwitz, Volkskrieg, in: Das Lied vom neuen deutschen Reich[1180]

1. Nun wilder Volkskrieg, bist du aufgehetzt!
   Nicht flattert mehr allein das Kriegspanier.
   Am Schleifstein blinden Zornes Rachetier
   Das ganze Volk jetzt Dolch und Messer wetzt.

2. Zur rost'gen Flinte greift der Bauer jetzt,
   Und schleicht zum Hinterhalt in's Waldrevier.
   Vor'm Mord des Feindesschlafs im Nachtquartier
   Des Bauernweibes Herz sich nicht entsetzt.

3. Der Wunden heil'ger Schutzbrief ist zerrissen.
   's ist abgeschafft des Völkerkriegs-Gewissen,
   O alle Furien sind losgelassen!

4. Den Geist der Menschlichkeit seh' ich verwildern.
   Mein Blut erstarrt ob all den Greuelbildern,
   Bei Gott wen sollte Schauer nicht erfassen.

Beispiel 333
Im Walde von Fontainebleau

Worte: Julius Wolff, Moret, November 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz, Teilband III S. 125f.

1. „Still, Schwager! Stoß nicht so keck in das Horn,
   Bedenke, daß hier hinter Hecke und Dorn
   Verrath und Tod Dich umlauern;
   Zum Schweigen brächte wohl Deinen Tusch
   Hervor aus dem Dickicht, heraus aus dem Busch
   Die Kugel bewaffneter Bauern.

2. Du fährst nicht zu Hause den sichern Weg,
Verhau'n ist die Straße und Brücke und Steg,
Und es dämmert, der Tag geht zur Neige!
Treib an Deine Gäule mit Hü! und Hallo!
Es spukt in dem Walde von Fontainebleau,
Horch! – hörst du nicht knacken die Zweige"?

3. Ihn gruselt es nicht, er bläst mit Gewalt,
Als führ' er die Post im Thüringer Wald,
Da kennt er im Dunkeln die Gleise:
„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Feins Liebchen schaute zum Fenster heraus" –
So schmettert die lustige Weise.

4. Da tönt aus dem Walde ein gellender Pfiff,
Und von rechts und von links da knallt es paff! piff!
Und es stürzt ihm ein Pferd vor dem Wagen,
Und es raschelt im Laube – da kommen sie schon,
Da hast Du's, Du leichtsinn'ger Postillon!
Jetzt geht es an Kopf uns und Kragen.

5. Doch flink von dem Bocke, mit kräftigem Schnitt
Zertheilt er die Stränge, in sausendem Ritt
Entflieht er der jauchzenden Meute.
Wie hungrige Wölfe das sterbende Wild,
So fallen sie an – welch nächtiges Bild! –
Die meuchlings eroberte Beute.

6. Nun geht es an's Plündern mit wüstem Geschrei,
Sie theilen und streiten und kämpfen dabei
Um der Liebe freundliche Gaben;
Und nahm sich der Eine ein wärmendes Kleid,
So entreißt's ihm der Andre voll Gier und voll Neid,
Sie zerren herum sich wie Raben.

7. Die Briefe der wirbelnde Wind verweht,
Sie können's nicht lesen, was drinnen steht,
Und treten sie unter die Füße.
Da liegt nun im Kothe, was Mütterchen schrieb,
Wie sie bangt und zittert, die Hand so lieb,
Und der Liebsten herzinnige Grüße.

8. Wie aber das leuchtende Morgenroth
Des Waldes säuselnde Wipfel umloht,
Da naht sich's, den Frevel zu ahnden.
Sie kommen zu Fuß und kommen zu Roß,
Die Büchsen geladen mit scharfem Geschoß,
Die Räuber im Walde zu fahnden.

9. Und als die Sichel des Mondes bleich
Herunter blinkt auf das dämmernde Reich
Der moosigen Eichen und Föhren.
Da war es stille, der Vogel schwieg,
Da hingen in Schlingen wie Dohnenstieg
Zwei Dutzend von Franctireuren.

Beispiel 334
Ein Franctireur

Worte: Julius Wolff, Côte d'or, Januar 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz, Teilband IV S. 45f.

1. Eisig von den Juraketten
Bei der Dämmerung letztem Schimmer
Blickt der Winter, Zwielicht waltet,
Sternenglanz und Schneegeflimmer.

2. Vor dem Dorfe friert ein Posten,
Wachet über Weg' und Stegen,
Hört aus weiter, weiter Ferne
Schwer Geschütz in dumpfen Schlägen.

3. Wie er horcht und späht die Runde,
Sieh! da regt sich's hinterm Strauche,
Und er schmiegt sich durch's Gestrüppe
Wie die Schlange auf dem Bauche.

4. Kriecht hervor auf allen Vieren,
Duckt sich nieder, hockt und kauert,
Schleicht dann näher, rastet wieder,
Hebt den Kopf und spürt und lauert.

5. Nicht dem Auge des Soldaten
Ist des Feindes Nahn entgangen,
Und er steht wie angewurzelt,
Schußbereit, ihn zu empfangen.

6. Auf der leuchtend weißen Fläche
Glaubt er deutlich zu erkennen
Jener Schützen braune Blouse,
Die sich Franctireure nennen.

7. Auf sein „Werda" keine Antwort.
Und mit halb erstarrten Knöcheln
Drückt er los – ein Todesaufschrei
Und ein rauhes, tiefes Röcheln.

8. „Einer von uns beiden", spricht er
Wieder ladend, „mußte sterben,
Und den Schnee des Bodens mußte
Dein Blut oder meines färben".

9. Und er eilet hin zur Stelle,
Wo der Andre brach zusammen,
Sieht in seinem starren Blicke
Noch des Hasses Rachgier flammen.

10. Doch statt des bewehrten Mannes,
Dem die Kugel er gesendet,
Findet er in braunem Pelze
Einen zott'gen Wolf verendet.

11. „Arme Bestie! einen Schlimmern
Hofft' ich deinerstatt zu treffen,
Doch wer heißt dich", spricht er lachend,
„Franctireuren nachzuäffen.

12. Wer hat mehr gelernt vom Andern,
Uns in's Jenseits zu befördern?
Seid ihr beide doch von einer,
Einer Sippe Meuchelmördern".

Das Lied Nr. 332: **„Volkskrieg"** von Oskar von Redwitz sowie die beiden von Julius Wolff in Frankreich verfaßten Lieder Nr. 333: **„Im Wald von Fontainebleau"** und Nr. 334: **„Ein Franktireur"** geben beredt Auskunft über die neue Qualität des Krieges der Deutschen gegen die französische Republik. Wie der preußische König am 16. Dezember 1870 in einem Armeebefehl festhielt, erschwerte „gerade die revolutionäre und kriegerische Begeisterung der schwachen und kaum ausgebildeten französischen Armeen,[1181] der Produkte der von Gambetta emphatisch als nationale Rettung versprochenen levée en masse (...) den deutschen Truppen die planmäßige Vernichtung des französischen Kriegspotentials"[1182]. König Wilhelm von Preußen beschreibt diese Tatsache wie folgt:
„Ein großer Teil der Bewohner Frankreichs hat seine friedlichen, von uns nicht gehinderten Gewerbe verlassen, um die Waffen in die Hand zu nehmen".[1183] Nicht zuletzt aber die zahlreichen Franctireurbanden, denen die deutsche Armeeführung weitgehend hilflos gegenüberstand, trugen zu einer gesteigerten Brutalisierung des Krieges bei. „Hatte bis Mitte September – von einigen Ausnahmen abgesehen – die französische Bevölkerung nicht direkt in die militärischen Operationen eingegriffen, so änderte sich jetzt das Bild. Gewillt, die Republik zu verteidigen, reihten sich unter dem Einfluß der Regierungspropaganda und dem Aufruf des berühmten Dichters Victor Hugo folgend, immer mehr Männer in die Abteilungen der Franctireurs ein, die die deutschen Verbände attackierten, kleine Abteilungen und Stützpunkte überfielen und in manchen Gegenden zeitweise für den Gegner Aufklärung und Nachrichtenübermittlung fast unmöglich machten. Das für die deutsche Führung überraschende und bedrohliche Auftreten der Franctireurs, das ab Mitte September noch zunahm und dem sie mit brutalem Terror entgegenzuwirken versuchte, drückte eindeutig die grundlegende Veränderung im Charakter des Krieges aus".[1184]
Zunächst wurden von Seiten der rings um die Belagerungslinien von Paris streifenden Franktireurs immer wieder Angriffe gegen die deutschen Belagerungstruppen geführt, wobei das beliebteste Angriffsziel die mit Requisitionsaufgaben betrauten Abteilungen der deutschen Kavallerie waren. Andere Franktireurverbände griffen im Hinterland immer wieder die noch nicht zerstörten Eisenbahnstrecken an und behinderten auf diese Weise die deutschen Nachschubstransporte nicht unerheblich. Außerdem fanden die Kämpfe der Franktireurs mit den verhaßten Deutschen

sehr oft auch in Städten und häufig in der Form von erbitterten Straßenkämpfen statt. Noch während des Vormarsches der deutschen Truppen überfielen Franktireurbanden bei Nangis, Villeneuve und Rubelle Kavalleriepatrouillen und kleinere Abteilungen des bayerischen II. Armeekorps. In Ablis schließlich wurde eine bayerische Kompanie sowie eine Husarenschwadron von Franktireurs und den Bewohnern des Städtchens völlig aufgerieben, eine Aktion, die zu blutigen Vergeltungsaktionen führte. „Ablis wurde geplündert und in Brand gesteckt. Frauen, Kinder und Greise durften eine halbe Stunde vorher abziehen; die Männer wurden niedergeschossen oder erschlagen. Die Franktireurs unter dem Kommando des polnischen Grafen de Lipowski hatten sich hinter die mittelalterlichen Befestigungen von Châteaudun zurückgezogen. Die Deutschen bliesen zum Sturm. Die Freischaren, Bürger der Stadt und geflüchtete Bauern stiegen auf Mauern und Barrikaden. Ein nächtlicher Straßenkampf entbrannte. Wie Fackeln loderten die von den Angreifern angezündeten Häuser. Die Feuerwehr hatte keine Zeit zum Löschen; sie focht mit. Am Morgen lag die Stadt in Schutt und Asche. Unter ihnen waren viele Einwohner begraben. Die Überlebenden mußten eine beträchtliche Geldbuße aufbringen. Der Name Châteaudun durfte künftig in Gegenwart König Wilhelms nicht ausgesprochen werden".[1185] Derlei drakonische Maßnahmen vermochten den Widerstandsgeist der französischen Zivilbevölkerung jedoch keineswegs zu brechen, schwächten aber zugleich die deutschen Kampftruppen bedeutend, da zahlreiche starke Militärabteilungen für den Partisanenkampf abgezogen werden mußten. „Der Kampf aus dem Hinterhalt – selbstverständliche Konsequenz der Entwicklung des zerstreuten Gefechts – wurde von den deutschen Truppen, die in der traditionellen militärischen Auffassung erzogen worden waren, nach der das Schützengefecht lediglich der Einleitung des Kampfes mit geschlossenen Gefechtskörpern diente, als hinterlistiger Kampf empfunden".[1186] Vor diesem Hintergrund ist die Angst und ohnmächtige Wut unserer Liedautoren nur zu erklärlich. Über die Aktivitäten der Franktireurs berichtet der preußische Staatsanzeiger: „Aus jeder Ferne, aus jedem Gehöft bekommen die Cavalleristen Feuer; der einzelne Feldarbeiter wirft bei ihrem Nahen den Spaten hinweg, ergreift seine Flinte, die neben ihm am Boden liegt und schießt, jedes Haus wird zu einer kleinen Festung, jeder Blaukittel zum Franctireur. Täglich werden solche bei den General-Commandos eingebracht, denen die kriegsgerichtliche Entscheidung über solche Fälle anheimgegeben ist, vielfach werden mit demselben Priester theils als Urheber, theils als Thäter mit eingebracht. Jeder, der mit einem Gewehr in der Hand betroffen, wird nach der Bekanntmachung des Oberkommandos, die beim Einrücken in einen Landestheil, in Städte und Dörfer an die Ecken angeschlagen wird, zum Tode verurtheilt. Nur durch drakonische Strenge kann dieser meuchlerischen Weise, den Krieg zu führen, begegnet, und unseren Truppen Genugthuung verschafft werden".[1187]

Oskar Freiherr von Rednitz-Schmölz aus Ansbach (1823-1891), Verfasser von **„Volkskrieg"** (Nr. 332), der nach einem Jurastudium mittelhochdeutsche Sprache und Literatur bei Simrock in Bonn studiert hatte und ab 1851 Professor in Wien war, beklagt vor allem , „daß kein Gewissen mehr den Geist der Menschlichkeit vor der Verwilderung rette, weil nun das ganze Volk mobilisiert sei und keine Skrupel kenne. (...) Durch die Einbettung in den Kontext der anderen Gedichte, (...)[1188] ist seine Wendung gegen die französischen Freischärler eindeutig festgelegt, wenn sie auch mit keinem Wort erwähnt werden und das Gedicht wie eine allgemeine Klage über die Greuel des Krieges erscheint. Der alte Bauer mit dem rostigen Gewehr und die Bäuerin, die den schlafenden feindlichen Soldaten meuchlings ermordet, stehen beispielhaft für das Volk, das, einmal aktiviert, maßlos und nicht zu zügeln ist".[1189]

Julius Wolff sah in seinen Liedern **„Im Walde von Fontainebleau"** (Nr. 333) und **„Ein Franctireur"** (Nr. 334) in den französischen Freischärlern allenfalls hinterlistige und tollwütige Hunde, die es gnadenlos zu verfolgen und ohne viel Federlesens zu erschießen galt. Das im November 1870 verfaßte Lied „Im Walde von Fontainebleau" beschreibt klischeehaft die nächtliche Fahrt eines deutschen Post- und Nachschubwagens, die Sorglosigkeit des biederen Postillons, der plötzlich – und natürlich heimtückischerweise aus dem Hinterhalt! – von einer Gruppe französischer Freischärler unter Feuer genommen wird. Obwohl schon durch die ersten Schüsse ein Spannpferd erschossen wird, kann sich der Kutscher vor dem feindlichen Zugriff retten, das heißt er entgeht seiner „schändlichen Ermordung". Die siegreichen Franktireurs machen sich sofort „mit wüstem Geschrei" ans Plündern, wobei sie natürlich auch noch über die Verteilung der Beute in Streit geraten (Str. 6). Die für sie völlig wertlosen – für die deutschen Soldaten aber umso wertvolleren – Briefsendungen, die langersehnten Nachrichten aus der Heimat aber sind für ihre gedachten Empfänger verloren (Str. 7: „Da liegt nun im Kothe, was Mütterchen schrieb, / Wie sie bangt und zittert, die Hand so lieb, / Und der Liebsten herzinnige Grüße"). Gottseidank aber finden die ruchlosen Täter schon am nächsten Morgen ihre gerechte Strafe (Str. 9: „Und als die Sichel des Mondes bleich / Herunter blinkt auf das dämmernde Reich / (...) Da hingen in Schlingen wie Dohnenstieg / Zwei Dutzend von Franctireuren"). In **„Ein Franctireur"** (Nr. 334) vergleicht Julius Wolff den Gegner sogar mit einem blutrünstigen Wolf, wobei er die Frage offenläßt, wer von beiden eigentlich schlimmer sei.

Es ist durchaus richtig, daß ein großer Teil der Franktireurgruppen sich wohl weniger von patriotischen denn von ganz eigennützigen Beweggründen leiten ließ. So mußte Gambetta Mitte Januar 1871 „infolge der überhandnehmenden kriminellen Handlungen (...) die Auflösung der Franktireureinheiten oder ihre Einordnung in das Heer verfügen",[1190] da sich die Freischärler zunehmend gegen die eigene Bevölkerung wandten und an deren Eigentum vergriffen. Der haßerfüllte Tenor der Wolffschen Lyrik mutet aber heuchlerisch an, wenn man in Betracht zieht, daß der Autor vermutlich einen Kampf der deutschen Zivilbevölkerung gegen den Erzfeind Frankreich „mit allen Mitteln" durchaus als patriotische Tat gutgeheißen hätte, wäre der Kriegsschauplatz Deutschland und wären die ‚Freischärler', deutsche Patrioten' gewesen.

Beispiel 335
O Straßburg

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: O Straßburg, o Straßburg[1191]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Tel. II S. 132f.

1. O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Jetzt rückt vor deine Wälle
Der preußische Soldat!

2. Der Badische, der Bayrische,
Der Schwäbische Soldat,
Der will jetzt wieder haben
Die alte deutsche Stadt.

3. Durch's Elsaß, durch's Elsaß,
Schaut weit der Münsterthurm,
Durch's Elsaß, durch's Elsaß,
Weht's wie Gewittersturm.

4. Durch's Elsaß, durch's Elsaß,
Der Kronprinz führt das Heer,
Und fegt es von Franzosen
Und rothen Hosen leer.

5. Er fegt durch das Elsaß
Wol wie ein Gewittersturm;
Es winkt Erwin von Steinbach,
Es winkt der Münsterthurm.

6. Und vor des Windes Wehen
Verweht der welsche Wahn,
Es wicht der Herr Franzose,
Sein Letztes kräht der Hahn.

7. O Straßburg, o Straßburg,
Verlorner Edelstein,
Du bist einst Deutsch gewesen,
Du sollst es wieder sein!

Beispiel 336
Uebergabe von Straßburg (28.9.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: O Straßburg, o Straßburg
Quelle: Difturth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 133f.

1. O Straßburg, o Straßburg,
Du liebe deutsche Stadt,
Die uns so viel Herzleiden
Jetzund bereitet hat!

2. Wir hatten dich verloren,
Das macht uns großen Schmerz;
O komm, du liebste Tochter,
An's alte Mutterherz!

3. Es sangen die Kanonen
Ein schaurig Morgenlied,
Die haben nur erwecket
Dein uralt-deutsch Gemüth.

4. Herr Uhrich ist furig
Und voll Franzosenwuth,
Er will die Stadt behalten,
Das kostet vieles Blut.

5. Geblutet hat die Seele
Bei deines Feuers Schein,
Dem braven Deutschen Soldaten;
Er mußte doch hinein.

6. Mit Bomben und Granaten,
Das war ein grausig Frei'n,
Es bebte ihm schier das Herze,
Es mußte aber seyn.

7. O Straßburg, o Straßburg,
Du mußt uns das verzeih'n,
Wir heilen deine Wunden
Mit Liebe wahr und rein.

8. Kommt freudig, ihr Brüder,
Aus allem deutschen Land,
O reicht dem lieben Straßburg
Die treue Bruderhand.

9. Und wo ein Haus zerschossen
Und wo ein Herz verwund't,
Kommt, baut mit auf die Häuser,
Kommt, macht das Herz gesund!

10. Und bist du auch zerschossen,
Du bleibst doch wunderschön,
Wenn von dem stolzen Münster
Die Deutschen Fahnen wehn.

11. O Straßburg, o Straßburg,
Vergieb die böse Zeit,
Und denk' das große Liebe
Auch bringet großes Leid.

12. Ja, Straßburg, o Straßburg,
Du sollst nun unser seyn,
Und halten mit uns Allen
Die treue Wacht am Rhein!

13. Wir woll'n dich nicht mehr lassen,
Du gut' und schöne Stadt;
Hoch Deutschland, hoch Deutschland,
Das dich gewonnen hat!

Beispiel 337
An Straßburg

Worte: Karl Hackenschmied / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Karl Hackenschmied, An Straßburg, in: derselbe: Vaterlandslieder eines Elsässers, Straßburg, 2. Aufl. 1871, S. 11-13[1192]

1. Was klagst du, Stadt der Thränen
Den Herrn des Himmels an,
Als hätt' sein strenges Walten
Dir Unrecht angetan?

2. Ist nicht verdient, verschuldet
Das Übel, das dich schlug?
Ist nicht dein Weh und Jammer
Der eig'nen Thaten Fluch?

3. Du hast dein Blut verleugnet,
Das Volk, dem du entsprangst,
An dessen Hand und Busen
Du jung ins Leben drangst.

4. Du hast die deutsche Zunge
An welschen Laut gewöhnt
Und, fremden Ruhmes trunken,
Das Vaterland verhöhnt.

5. Du hast die Zeit vergessen,
Die Zeit der Herrlichkeit,
Wo du im Reiche blühtest
Als stolze freie Maid!

6. Gabst deinen stolzen Nacken
Dem Joche willig hin,
Und wardst dem fremden Babel
Zur Schleppenträgerin.

7. Du hast mit frecher Stirne
Um Frankreichs Gunst gebuhlt,
Und warst in seinen Armen
Genossin seiner Schuld.

8. Drum als der Tag gekommen,
Der Tag von düstrem Klang,
Wo Gott die scharfe Ruthe
Auf Frankreichs Rücken schwang,

9. Goß seines Zornes Schale
Auch über dich er aus.
Es traf der Blitz der Rache
Auch dich, o deutsches Haus!

10. Drum sanken deine Zinnen
In Moder und in Brand;
Drum fielen deine Kinder
In fremdem Sold und Land!

11. Der Götze, dem du dientest,
Zerborst bis auf den Grund,
Und seine Trümmer schlugen
Dir deine Stirne wund!

12. Hat dich der Taumelbecher,
Den Frankreich bot, ergötzt,
So trink ihn bis zum Boden,
Trink auch die Hefe jetzt!

13. Du aber, Gott der Gnade,
Laß unsre Noth und Pein,
Laß all' das Blut, die Thränen,
Ein sühnend Opfer sein!

14. Laß sein getilgt, vergessen
Vergang'ner Tage Schuld,
Und wieder mög' uns strahlen
Das Antlitz Deiner Huld!

15. Und wieder grün' und blühe,
Aus Blut gezeugt aufs neu,
Auf freiem deutschen Boden
Ein Straßburg deutsch und frei!

Beispiel 338
Straßburg wiedergewonnen
(In einem schönen Gespräch dargestellt zwischen Deutschland und Straßburg)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz[1193]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 124ff.

Deutschland

1. Straßburg, du edle Stadt,
   Ein End' die Knechtschaft hat!
   Mit Frankreich ist's vorbei,
   Und Deutschland macht dich frei
   Von Sclaverei.

2. Zweihundert lange Jahr
   Lagst du gefangen dar,
   Du schönes deutsches Kind,
   Da Frankreich dich umspinnt,
   Treulos gesinnt.

3. Reich jetzt die deutsche Hand
   Dem alten Vaterland;
   O kehre deinen Blick
   Von Frankreichs Flitterglück
   Auf uns zurück.

Straßburg

4. Mit Tücken und Verrath
   Frankreich gewonnen hat,
   Mit falschem Glanz und Schein,
   Mich schöne Stadt am Rhein –
   Gesteh es ein.

5. Doch wäret ihr vor Zeit
   In harter Noth und Streit,
   Da ich euch flehte, bat,
   Mit Hülfe mir genaht,
   Kam's nicht zur That.

6. Jetzt geht mein edles Blut,
   Mein schönes Hab und Gut,
   Verloren in dem Streit,
   Ich steh in Witwenleid –
   O schwere Zeit!

Deutschland

7. Stell deine Klagen ein,
   Es kann nicht anders sein!
   Was du im Streit verlor'n,
   Das wir dir neu gebor'n,
   Das sei geschwor'n!

8. Der arge Kommandant
   Der hat deß ewig Schandm
   Daß er um falsche Ehr',
   Auf friedliches Gehör
   Gab kein Gehör.

9. Was soll sein wilder Trutz?
   Er ist ihm doch nichts nutz;
   Vor unsrer Sturmgewalt
   Liegt er im Staub gar bald,
   Victoria schallt.

Straßburg

10. Soll ich zu dir jetzt stehn,
    So laß nie mehr geschehn,
    Daß ich verlassen werd,
    Wenn Frankreich mich begehrt –
    Wehr's mit dem Schwert!

11. Germania, nimm mich auf!
    Nach deinem Siegeslauf
    Blüh herrlicher empor,
    Im reichsten Segensflor,
    Wie nie zuvor!

Deutschland

12. Amen! So soll es sein!
    Du schöne Stadt am Rhein,
    Eh geh die Welt zu Grund
    Eh daß vergeh der Bund
    Von dieser Stund!

Beispiel 339
Lied der deutschen Soldaten im Elsaß

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich hatt' einen Kameraden[1194]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 128f.

1. Im Elsaß über dem Rheine,
   Da wohnt ein Bruder mein;
   Wie thut's das Herz mir pressen,
   Er hat es schier vergessen,
   Was wir einander sein!

2. Mein armer guter Bruder!
   Hast du dich denn verwälscht?
   Geraubt von den Franzosen,
   Trägst du die rothen Hosen –
   Ist auch dein Herz verfälscht?

3. Horch auf! Sie ist nun kommen
   Die lang ersehnte Zeit,
   Wir haben nun ein Deutschland,
   Ein einig starkes Vaterland,
   Vorbei ist Zank und Streit.

4. Dich auch nun haben wir wieder,
   Komm Bruder, komm nun her;
   Du bist mit Blut erstritten,
   Du bleibst in unsrer Mitten,
   Wir trennen uns nicht mehr!

5. Wer hat dies Lied gemacht?
Wer hat dies Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben,
In der Schlacht und auf der Wacht.

Da die Garnison in Straßburg starke deutsche Kräfte band und von daher in unmittelbarem Zusammenhang mit den geplanten deutschen Operationen vor Paris stand, wurden starke Belagerungskräfte, insgesamt 40.000 Mann, 200 gezogene Kanonen und 88 Mörser um die elsässische Metropole zentriert. Bereits vom 24. bis zum 26. August wurde Straßburg erstmalig, wenn auch zunächst ohne Erfolg, beschossen, am 30. August schließlich begann die regelrechte Belagerung der Stadt, die sich über einen Monat hinzog. Die Rheinfestung beherbergte neben 23.000 Soldaten auch 85.000 Zivilisten. Die Beschießung der Stadt erfolgte auf ausdrücklichen Wunsch der Heeresleitung, vertrat man hier doch die Ansicht, daß dem Völkerrecht entsprechend alle Kriegsmittel galten, ohne die das gesetzte Kriegsziel nicht zu erreichen war. Die Bitte, Greise, Frauen und Kinder vor einem Bombardement herauszulassen, wurde von General von Werder ausdrücklich abgelehnt, „weil die Befestigung großer Städte ihre Schwäche in den Leiden der Bevölkerung habe, die den Kugeln des Feindes schutzlos preisgegeben wird".[1195] Die Belagerungsartillerie, bestehend aus 124 schweren Geschützen feuerte in den 31 Tagen der Belagerung fast 194.000 Granaten auf Straßburg ab. „Die Herbeischaffung der Munition erforderte täglich einen Eisenbahnzug mit 30 Waggons. In Straßburg wankte das Münsterkreuz, brannten 400 Häuser ab; 10.000 Bürger wurden obdachlos, 300 Zivilisten starben, 700 erlitten Verletzungen. ‚Wollen wir einen Trümmerhaufen erben'? fragte die ‚Kölnische Volkszeitung'".[1196]
Nachdem keinerlei Hoffnung mehr auf einen Entsatz bestand und zudem die Vorräte der Garnison an Lebensmitteln und Munition weitgehend verbraucht waren, nicht zuletzt nachdem auch mehrere Ausfallversuche der Besatzung erfolglos geblieben waren, entschloß sich Gouverneur Uhrich, der Festungskommandant am Morgen des 28. September 1870 schließlich zur Kapitulation.
Neben der strategischen Lage war Straßburg nicht zuletzt auch aus emotionalen Gründen sehr wichtig für die Deutschen, holte man doch nunmehr, nach 200 Jahren, eine „urdeutsche Stadt" heim, so wenigstens die Meinung vieler Deutscher. Straßburg war seit 1681 in französischem Besitz. Gestützt auf den Reichtum Frankreichs und auf das vorbildlich gerüstete und geführte Heer konnte Ludwig XIV. in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die französischen Grenzen am Oberrhein ausdehnen. Dabei bediente er sich einer neuartigen Kombination aus gerichtlichem Verfahren und militärischer Urteilsvollstreckung. Die eingesetzten Réunionskammern, das heißt Wiedervereinigungskammern, hatten festzustellen, welche Gebiete im Elsaß je zu den im Jahre 1648 vom Deutschen Reich abgetrennten Gebieten gehört hatten. Dabei verfuhr man in den Réunionskammern frankreichfreundlich und ging bis in die Zeit der Merowinger zurück. Französisches Militär sorgte dann alsbald für die „Wiedervereinigung" mit Frankreich. Ein Teil des Elsaß, vor allem Straßburg, wurde auf diese scheinbar rechtliche Weise vom Deutschen Reich abgetrennt; den Eroberungen im Kriege folgten Eroberungen mitten im Frieden. Da gleichzeitig die Türken, ermutigt durch Ludwigs Vorgehen, die Ostgrenze bedrohten, konnte sich der Kaiser, der zu schwach für einen Zweifrontenkrieg war, nicht zur Wehr setzen. Ein Waffenstillstand mit Frankreich (1684) bestätigte die Réunionen und den Verlust Straßburgs. Von langer Dauer allerdings war der Waffenstillstand nicht. Als 1685 der Kurfürst von der Pfalz starb, forderte Ludwig für seine Schwägerin Liselotte, eine pfälzische Prinzessin, einen Teil des Erbes, um seine Stellung am Rhein auszubauen. Im folgenden Krieg, dem dritten Eroberungskrieg, brachte Wilhelm von Oranien, der schon Holland gegen die französischen Ansprüche verteidigt hatte, eine Koalition der bedeutendsten europäischen Mächte, darunter unter anderem Kaiser und Reich sowie Brandenburg, in einer Koalition gegen Ludwig XIV. zusammen. Europa kämpfte um das Gleichgewicht der Mächte gegen die Hegemonialansprüche des französischen Herrschers, die hier zu keinem Erfolg kamen. Beim Rückzug aus der Pfalz verwüsteten und plünderten die Franzosen auf Geheiß Ludwigs planmäßig alle Landstriche, die sie nicht zu halten vermochten. So wurde – bekanntestes Beispiel – das Heidelberger Schloß von ihnen zerstört. Die Koalition konnte zwar ihrerseits keinen eindeutigen Sieg erringen, doch blieb wenigstens die Pfalz in ihrem Bestand erhalten. Jedoch bestätigte der Frieden von Ryswyck (1695) noch einmal den auch von vielen Deutschen späterer Generationen als sehr schmerzhaft und schmachvoll empfundenen Verlust Straßburgs und des Elsaß. Nicht zuletzt aus der Erinnerung an diese für Deutschland wenig ruhmvolle Geschichte heraus empfanden viele Deutsche tiefe Haßgefühle gegenüber dem französischen Nachbarn, die Erbfeindschaft fand sich hierdurch besiegelt.
Vor diesem Hintergrund ist es nur zu verständlich, daß die Belagerung und Wiedergewinnung Straßburgs auch für große Teile der deutschen Öffentlichkeit von allergrößter Bedeutung war, daß nicht nur die deutschen Militärs an einem Sieg gerade im Falle der elsässischen Metropole interessiert waren. Der Übergang zum Nationalkrieg nach dem 2. September 1871 ging parallel zur Herausbildung von Forderungen nach der Eroberung des Elsaß und vor allem auch seiner Hauptstadt „Die Belagerung und Beschießung von Straßburg Ende September erreichte eine weitgehende Vereinheitlichung auf ein nationales Ziel. Straßburg und die Eroberung des Elsaß wurden zum Thema für zahllose Gedichte, die erkennen lassen, wie weit die Annexionsforderungen plötzlich, nach den entsprechenden militärischen Ereignissen, deren Interpretation sie zu sein vorgeben konnten, verbreitet waren".[1197] Zahlreiche Lied-

autoren sahen sich in der Folge der Kämpfe um Straßburg im August/September 1870 zu dichterischen Stellungnahmen, lyrisch-patriotischen Ergüssen veranlaßt.[1198] Oftmals wurden – wie im Falle einiger der von uns in diesem Zusammenhang vorgestellten Lieder – allgemein bekannte und weitverbreitete Melodien, hier von „O Straßburg, o Straßburg" beziehungsweise von „Zu Straßburg auf der Schanz", herangezogen und mit neuen, aktuellen Texten versehen, die den Sieg über Frankreich feiern sollten und die Beschießung und Übergabe der im Spätsommer / Frühherbst des Jahres 1870 belagerten Festungsstadt Straßburg thematisierten. Der schwülstige Tenor der Lieder, vor allem die in ihnen oftmals geäußerte Trauer ob der durch den hinhaltenden Widerstand der Franzosen „erzwungenen" Beschießung muten vor dem Hintergrund der Ereignisse eher peinlich und zynisch an, entsprang doch der Entschluß zur Kanonade dem kühlen und planmäßigen Kalkül der deutschen Militärstrategen, wurden doch die Opfer an Menschenleben und die sinnlose Zerstörung zahlreicher ziviler Häuser, darunter vieler wertvoller Bau- und Kulturdenkmäler planmäßig und ganz bewußt in Kauf genommen.

In den ersten vier der von uns ausgewählten Liedbeispiele (Nr. 335 bis Nr. 338) wird Straßburg jeweils direkt angesprochen, in einem Fall sogar als „liebste Tochter" apostrophiert, die endlich „an's alte Mutterherz" gedrückt werden kann (Nr. 336 Str. 2). Die barbarische und sinnlose Zerstörung Straßburgs war so offenkundig, daß sie nicht einmal von den „patriotischsten" Liedermachern totgeschwiegen werden konnte; sie wurde stattdessen positiv umgedeutet: So wird die Bombardierung der Stadt in Lied Nr. 335: **„O Straßburg"** zu einem reinigenden „Gewittersturm" , zu des „Windes Wehen" (Str. 3; 4; 5), vor denen „der welsche Wahn" verwehen mußte (Str. 6). Ein gelinde gesagt sehr eigenartiges Verständnis vom „deutschen Gemüt" offenbart der Verfasser des Liedes Nr. 336: **„Uebergabe von Straßburg"**: Es bedarf des „schaurigen Morgenliedes" der deutschen Kanonen, um das „uralt-deutsch Gemüth" Straßburgs zu erwecken (Str. 3). Der deutsche Soldat mußte schließlich auch gegen seine Neigung, wie der Verfasser uns glauben machen will, obwohl ihm „die Seele" bei des von seiner Führung zu verantworteten „Feuers Schein" blutete (Str. 5) einer höheren Pflicht gehorchend in die Stadt hinein. Schließlich wird die Beschießung mit Bomben und Granaten sogar zu einer Brautwerbung umgedeutet (Str. 6), obwohl sie realiter doch eher einer Vergewaltigung gleichkam.[1199] Und wenn sich die Stadt Straßburg den Blicken auch noch so verwüstet darbietet, so vermag dies die Liebe unseres Verfassers keineswegs zu schmälern, wenn nur „von dem stolzen Münster / die Deutschen Fahnen wehn" (Str. 10). Lied Nr. 337: **„An Straßburg"** entstammt der Feder des straßburgischen Pfarrers Karl Hackenschmied, der 1871 in seiner Deutschland als Reichsland angegliederten Heimat eine Pfarrei erhielt. Für ihn „lieferte die langwierige und brutale Belagerung den Realitätshintergrund, vor dem Straßburg gerade wegen seiner Leiden, anknüpfend an frühere Bilder der Stadt, zum Symbol für deutsche Stärke und Macht stilisiert werden konnte. Die Ausdauer der Belagerung bewies neben der Tapferkeit der deutschen Soldaten genauso die Intensität und Unrechtmäßigkeit des Widerstands in der Elsässer Bevölkerung. (...) Die Verantwortung für die Härte der militärischen Operationen wurde den Bürgern und Soldaten Straßburgs angelastet. Bei Hackenschmied erscheint die Gewaltanwendung in der zweiten Strophe als selbstverschuldete Strafe (...)".[1200] Hackenschmieds Gedicht „ordnet sich nicht allein durch seine religiöse Sprache in einen konservativen Ideologiekontext ein. Die Aufzählung der Sünden und der Schuld, die Straßburgs Beschießung und Eroberung zur gerechten Strafe machen, zeigt zusätzlich eine bestimmte politische Haltung zu Straßburgs Geschichte. Der Autor wirft ihr nämlich vor allem ihre Sympathie für die französische Revolution vor. 1792 kämpften die elsässischen Bauern, die ihren Boden behalten und nach der Abschaffung der Feudallasten in Frankreich nicht wieder in die persönliche Abhängigkeit nach preußischem Vorbild wollten, gegen die Heere der alliierten Monarchien an der Seite der revolutionären Armeen. Auch das Bürgertum vieler Städte hatte die Französische Revolution begrüßt. Das starke autonome Leben der mittelalterlichen Städte hatte lange den Widerstand gegen Frankreich getragen; seitdem die Revolution die alten Einrichtungen gebrochen hatte, wurden die Bürger die ersten, die für die Anpassung an Frankreich eintraten. (...) Vor diesem historischen Hintergrund erschienen auch die Beteiligung der Elsässer in der französischen Armee von 1870 sowie die Widerstände, auf die die deutschen Eroberungsabsichten stießen, als verursacht durch die Sympathien der elsässischen Bevölkerung für republikanische und revolutionäre Bewegungen. Die sechste und die siebte Strophe in Hakkenschmieds Gedicht verurteilen die historischen Gründe für den elsässischen Widerstand in moralischen Kategorien.

Der Autor wirft der Stadt vor, sie habe sich freiwillig dem fremden Joch unterworfen und der Unmoral der französischen Hauptstadt gedient. In der siebten Strophe kulminieren die Vorwürfe in Vorstellungen von völliger Unsittlichkeit – die frühere stolze, freie Maid verkommt zur Dirne in Frankreichs Armen. Unsittlichkeit und Götzenanbetung fordern in Hackenschmieds Vorstellugen die Strafe heraus, die die deutschen Heere vollstrecken. In der elften und zwölften Strophe stellt der Autor noch einmal über die Reizwörter ‚Götze' und ‚Taumelbecher' die assoziative Verbindung zu den eigentlich gemeinten, politischen Verfehlungen des Elsaß her. Der Begriff ‚Götze' kennzeichnet immer wieder in den Gedichten die Freiheit, die die Revolution erstrebt; und mit dem betäubenden Trank werden die gefährlichen Illusionen verglichen, mit denen Frankreich den Deutschen eine unbegrenzte Freiheit vorzugaukeln versuche. Hackenschmied bekennt sich indirekt zum Frankreich von vor 1789 und sieht den elsässischen Widerstand als eine direkte Fortsetzung der Unterstützung für die Schuld, die das Land damals auf sich geladen habe".[1201]

Lied Nr. 338: **„Straßburg wiedergewonnen"** ist wieder in der Form eines Rollenliedes geschrieben. Deutschland und Straßburg finden sich hier in trautem Zwiegespräch über die zweihundert Jahre dauernde „Knechtschaft" der

elsässischen Metropole unter französischer Hoheit wieder. Auch in diesem Lied wird die Schuld an der Zerstörung der Stadt ausschließlich dem französischen Erbfeind, hier personifiziert in Gestalt des Gouverneurs Uhrich, zugeschrieben.

Der Autor des Liedes Nr. 336: **„Lied der deutschen Soldaten im Elsaß"** beschwört die auf Blutsverwandtschaft begründete Bruderliebe des Elsässers, des „armen guten Bruders", der, von den Franzosen „geraubt" die roten Hosen des Usurpators habe tragen müssen. Nun aber sei er Mitglied eines einigen starken Deutschland, und zwar für alle Zukunft. In ähnlichem Stil wie die „Straßburglieder" war die offiziöse Stellungnahme gehalten, die am 8. Oktober 1870 in der „Provinzial-Correspondenz" erschien:

„Im ganzen wunderbaren Verlaufe des jetzigen Krieges hat keine Siegesnachricht die deutschen Herzen mit solch inniger Freude erfüllt, wie die Kunde von der Einnahme Straßburgs. So groß der Triumph und der Siegesjubel über Sedan und über des Kaisers Gefangennehmung waren, so mächtig das Bewußtsein des dort Errungenen alle Herzen ergriff, so ist doch die Befriedigung des deutschen Volkes über Straßburg noch tiefer und inniger: überall wird empfunden, daß in der Einnahme Straßburgs nicht bloß ein kriegerischer Erfolg, sondern vor Allem ein hochbedeutsames nationales Ergebnis vorliegt. Die Wiedergewinnung Straßburgs ist im deutschen Voksbewußtsein das Wahrzeichen der Wiedergeburt Deutschlands, der Auferstehung des Volkes zu nationaler Kraft und Macht. Ebenso wie die Losreißung Straßburgs vom deutschen Reiche durch französische List die Zeit des tiefsten Verfalls unseres Vaterlandes bezeichnet, so ist durch eine wunderbare Fügung Gottes die Wiedervereinigung der alten deutschen Stadt mit dem neu entstehenden Reiche die erste Bethätigung der geeinigten Volkskraft Deutschlands geworden. Eine Fügung Gottes ist es in Wahrheit (...)".[1202]

Beispiel 340

An die Kellerlochschützen und ihre Freund im Elsaß

Worte: Anonym, 1870 / Musik: nicht überliefert

Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 128

1. Fluch euch, verdammte Renegaten!
   Fluch dir, entartetes Geschlecht,
   Deß Ahnen Deutsch von Gottes Gnaden,
   Deß Boden Deutsch nach altem Recht
   Wie hat euch doch das Lied vom Glücke
   Und Ruhm der grande nation berauscht,
   Das ihr mit Fränkisch frevler Tücke
   Den deutschen Sinn so recht vertauscht!

2. Wohlan, habt ihr so ganz vergessen
   Das hohe Deutsche Vaterland,
   Habt feig und tückisch euch vermessen,
   Zum Mord zu heben eure Hand –
   Dann kommen wir auch nicht als Brüder,
   Dann ist's ein Feind, der grimmig naht,
   Und schwer Verderben rasselt nieder
   Auf eurer Bosheit Drachensaat!

3. Doch, ob wir euch auch gründlich hassen,
   Das, liebe Freund, wißt genau:
   Wir wollen doch euch nimmer lassen,
   Und Deutsch wird wieder euer Gau!
   Wollt ihr nicht Deutsche Brüder werden
   So sollt ihr Unterthanen seyn –
   Und macht's euch hie und da Beschwerden –
   Wir haben manchen Falkenstein!

4. Es fleucht der Teufel ärgste Bande
   Wenn sie vom lieben Gott was spürt –
   Drum, wenn aufs Neu in eurem Lande
   Das Deutsche Recht mit Macht regiert,
   Geht's abwärts mit euch alten Sündern,
   Beschließt ihr euren Schandenlauf –
   Will's Gott, dann steht in euren Kindern
   Ein deutsch Geschlecht in Ehren auf!

„Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein" ließe sich Lied Nr. 340: **„An die Kellerlochschützen und ihre Freunde im Elsaß"** eines unbekannten Verfassers und Franzosenhassers zusammenfassen. „Der Autor dieses Gedichts verflucht die Elsässer, die sich der Annexion widersetzen, als ‚verdammte Renegaten' und ‚entartetes Geschlecht'. Das schließt eine Wandlung und spätere Integration aus. Im Gegensatz zu den religiös formulierten Gedichten, die Reue für die Verfehlungen fordern, ist in diesem Gedicht Buße und anschließende Versöhnung nicht denkbar. Die polaren Gegensätze von Gut und Böse lassen eine Entwicklung hin zu einer Vermittlung zwischen beiden Gegensätzen nicht zu. Die Renegaten erscheinen als ebenso verbrecherisch wie unverbesserliche Mörder; ihre kriminelle Art muß bestraft werden. Haß bringt Vernichtung und Verderben; sie müssen sterben, damit ihre Kinder das deutsche Recht respektieren und ehrenvolle Deutsche werden. Die dritte Strophe bezeichnet das angekündigte Verderben genauer: Nicht um physische Liquidierung der Elsässer geht es, sondern um die Zerstörung ihrer politischen und nationalen Identität. Sie werden zwangsweise zu Deutschen gemacht. Eine starke antideutsche Strömung im Elsaß ließ es gefährlich erscheinen, ihnen eine vergleichbare Selbständigkeit im neuen Staatenbund zuzugestehen, wie den anderen deutschen Ländern. Sie wurden als Reichsland eingegliedert und direkt der Reichsregierung unterstellt. Sie hatten keine Landesregierung, sondern einen Beamten als obersten Verwalter. In dem zitierten Gedicht aus Ditfurths Sammlung wird die direkte Unterordnung des Elsaß unter die Reichsregierung

zum entscheidenden Element, mit dem die Sympathien für die französische Republik gebrochen werden können. (...) Die physische Liquidierung funktioniert in dem Gedicht als Metapher für die angedrohte Zerstörung der politischen und nationalen Identität der eroberten Elsässer. Diese Vorstellung greift auf das Bild zurück, das von der Belagerung und Beschießung Straßburgs in der Öffentlichkeit vorhanden war. Die unnötige Brutalität, die mit der hartnäckigen Weigerung zur Übergabe plausibel gemacht wurde, war die de facto existente Bedrohung der physischen Existenz der Elsässer. Das Gedicht baut den ideologischen Effekt der Straßburger Belagerung aus und liefert die dazugehörige politische Interpretation. Es zeigt den Symbolcharakter der militärischen Aktion, die den politischen Ansprüchen auf Annexion die legitimatorische Grundlage gab".[1203]

Metz

Beispiel 341
Kriegslied

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Was blasen die Trompeten[1204]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 135ff.

1. Was hat denn den Franzosen die Köpfe so verdreht?
   Ihr Hahn, der Krakehler hat furchtbar gekräht!
   Auf Regen soll ja deuten solch' Hahnengeschrei;
   Ja, Hiebe wird es regnen, und hageln Blei!
   Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
   Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

2. Ihr fränkischen Räuber, das habt ihr nicht gedacht,
   Daß Bayern, Hessen, Schwaben mithielten die Wacht!
   Und gleich die ersten Hiebe, sie kamen durch und durch,
   Und 's war doch nur der Anfang bei Weißenburg!
   Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
   Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

3. Der alte Fritz hat euch bei Roßbach geklopft,
   Bei Wörth jetzt der junge das Maul euch gestopft.
   Lauft doch, ihr Herrn, so eilig nur bis Paris nicht gleich!
   Ein „Wörtchen" spräch' noch Mancher gern Deutsch mit euch!
   Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
   Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

4. Bei Spicheren ging es wol etwas steil hinan,
   Stehn'n bleiben vor dem Berge ging aber doch nicht an.
   Und thäten die Franzosen mit Wällen noch umziehn
   Den allerhöchsten Felsen, wir nähmen ihn!
   Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
   Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

5. Bei Metz – o Noth und Jammer! – schläft mancher Kamerad,
   Drei heiße Tage säten dort blutige Saat.
   Wir aber, wir gelobten mit Herz und mit Hand,
   Daß wir die Saat gesäet in deutsches Land!
   Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
   Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

6. Was aber war es nachher um Metz für ein Dreck,
   Und dazu nichts zu essen als Schwarzbrod und Speck!
   Doch was schiert uns Regen, was Hunger und Durst?
   Als Bazaine sich ergeben, war Alles Wurst.
   Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
   Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

7. Das große Kesseltreiben bei Sedan war nicht dumm,
Piff, paff, bumm, bumm! So knallten die Schüsse rings herum!
Und als es aus dem Busche nun vorgekrochen kam,
Da war das edle Wild, ach, so zahm, so zahm!
Juchheirassassa! Die Deutschen sind da,
Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehthun, ja, ja!

8. O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Dein ehemal'ger Liebster dich nicht vergessen hat;
Er nimmt dich in die Arme, so fest und so warm,
Du mußt dich ihm ergeben! Das Gott erbarm'!
Juchheirassassa! Die Deutschen sind da!
Und ächte deutsche Liebe kann wehtun, ja, ja!

9. Die andern Nester alle zu nennen, wär' zu viel,
Die wir genommen haben, zum Beispiel: Thionville,
Genug, daß wir bewiesen, wir haben doch ein sehr
Einnehmendes Wesen! Was will man noch mehr?
Juchheirassassa! Die Deutschen sind da!
Und ächte deutsche Liebe kann wehtun, ja, ja!

10. Und mit den Herrn Parisern wir werden fertig auch;
Zu einem großen Maule paßt schlecht ein hohler Bauch!
Und setzt ihr jetzt nicht balde die Luftballons in Ruh',
So giebt's zu den Windbeuteln noch Schlagsahne zu!
Juchheirassassa! Die Deutschen sind da!
Und ächte deutsche Hiebe soll'n wehtun, ja, ja!

Beispiel342
Wie wir Metz erobern 1870

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert[1205]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil 2 S. 157f.

1. Es ist eine schöne Jejend
Um diese Festung hier,
Und wenn's manchmal nich rejent,
So sieht man was von ihr.

2. Jewöhnlich rejent's jräßlich
Und ießt daneben her,
Und iß das Wetter *häßlich*
Dann ießt es noch viel mehr.

3. Man liegt auf Wiesenrändern
Im weiten Kreise rings –
(Will man sich 'mal verändern,
So legt man sich nach links) –

4. Und kiekt von einer Stelle
Sechs Wochen lang egal
Hinüber auf die Wälle,
Herunter auf das Thal.

5. Und denkt man: Nu wird's werden?
Nu kommt das Nest zu Fall!
Dann krabbeln Ochsenherden
Da drüben auf 'n Wall,

6. Und brüllen bei des Jrasen,
Daß man es hören kann:
Bazaine wird euch was blasen,
Er denkt noch jar nich dran!

7. Die Seife wird zur Mythe,
Zur Sage wird das Hemd,
Der Jilka – meiner Jüte!
Is mich schon jänzlich fremd.

8. *Durch* is der rechte Socken,
Den linken ich verlor;
Das Einz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

9. Kurz, dieser Heroismus
Is nich janz ohne Reiz,
Mich zieht der Rheumatismus
Für's Vaterland durch's Kreuz.

10. Im Halse bin ich heiser
Schon seit verwichner Nacht –
So wird der Deutsche Kaiser
Im Einzelnen gemacht.

Beispiel 343
Vorposten-Poesie vor Metz 1870

Worte: Anomym, 1870 / Melodie: nicht überliefert[1206]
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder…, S. 400f. Nr. 180[1207]

1. Auf einsamen Posten wandle
Ich schweigend auf und ab,
Der Regen fließt in Bächlein
Von meinem Mantel herab.

2. Das Zeug fault einem vom Leibe –
Der Feind kriegt einen Graus
Vor uns; wir sehn auch wirklich
Zum Davonlaufen aus.

3. Zu rauchen hab' ich nichts mehr,
Die Feldflasch' ist gänzlich leer;
Die Marketend'rin liebt mich
Aber borgt mir nicht mehr.

4. Es sollen Liebesgaben
Gekommen sein aus der Fern';
Zu mir ist keine gekommen,
Ich hab' weder Glück noch Stern.

5. Die Johanniter seh' ich
In Purpur vorüberfahr'n;
Sie haben Wolljacken drunter
Und rauchen Havannazigarr'n.

6. Ich wollt' eine Bratgans käme
Geflogen und gälte mir –
Und neben ihr flög' ein Fäßchen
Gefüllt mit gutem Bier.

7. Ihr Dichter, die hinterm Ofen
Ihr es so schön besingt,
Wie die Kanonen donnern
Und wie die Drommete klingt –

8. Und wie um das Lagerfeuer
Sich lustig der Krieger drängt,
Und wie man nachts auf dem Posten
An lauter Poet'sches denkt –

9. Ich wollte, von euch so einer
Ständ' hier auf meinem Fleck,
Kein'n trocknen Faden am Leibe,
Mit den Füßen im tiefsten Dreck.

10. Wenn er dann noch Humor hätt'
Wie ich – Kreuzelement!
Ich wollt' ihn schöner besingen,
Als er es irgend könnt'.

Beispiel 344
Auf einem Heuboden vor Metz 1870

Worte: Anonym, 1870 Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder…, S. 492 Nr. 181[1208]

1. Hier is et kalt und zücht och sehr,
Gewürme wimmelt um mich her,
Hier riecht es faul und moderig –
Mit eenem Wort:
Hier is et koderig!

2. Keene Zigarren hab' ich nich,
Sojar een Streichholz mangelt mich;
Un hungern thut mir unermeßlich,
Und unter mir sinnt man uf Mord –
Mit eenem Wort: Hier is et jräßlich!

3. Ach wäre ick doch still zu Haus
Und tränk 'ne kühle Weiße aus!
Doch einsam hier verschmachten soll ich –
Ach wäre ich bei Muttern dort,
Mit eenem Wort: Da wär' et mollig!

Beispiel 345
Auf einer Verbandstation 1870

Worte: J. Wothe, 1870 / Melodie: nicht überliefert[1209]
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder…, S. 402f. Nr. 182

1. Kam'rad Francais, hast balle in Bein,
Da willst wohl auch verbunden sein?
Hast nix Charpie, in Tasch' nix Sous,
In Buddel nix, rien du tout?
Malheur!

2. Da nimm und iß un peu du pain,
Da kost einmal, ist gut le vin,
Hier ist auch noch ein Stück fromage,
Da kriegst du doch un peu courage!
Malheur!

3. „Merci monsieur"! Na, ist schon gut,
Weiß schon allein, wie Hunger thut;
Kam'rad nix böse auf Kam'rad,
Weil Chassepot mich troffen hat.
Malheur!

4. „Cam'rade Prussien ist brav Soldat,
Et comme le diable même se bat,
Nous contre vous sommes des enfants".
Monseur zu viel! Je nix comprends!
Malheur!

Worterklärungen
la balle = die Kugel / merci monsieur = Danke, mein Herr / le charpie = (zerkochtes) Fleisch / Chassepot = französisches Gewehr / le sous = kleine französische Münze / Camrade Prussien = der preußische Kamerad / rien du tout = überhaupt nichts / brav = tapfer / le malheur = das Unglück, Elend, Pech / Et comme le diable même se bat = Und wie der Teufel selbst schlägt er sich / un peu du pain = ein wenig Brot / le vin = der Wein / Je nix (ne) comprends = ich verstehe nichts / un peu (de) courage = ein wenig Mut

Im Falle der Festung Metz beschränkte man sich – im Gegensatz zu Straßburg – auf die Einschließung des Gegners und beabsichtigte die Kapitulation durch Aushungern zu erreichen. Bazaine hatte sich nach den Kämpfen Mitte August (siehe S. 492f. und S. 582-590) in die Festung zurückgezogen und band bis zum 27. Oktober, dem Tag der endgültigen Kapitulation starke deutsche Kräfte. Die Kapitulation bei Sedan und der daraus resultierende Sturz des Kaiserreichs bestärkten den französischen Marschall in seinem Entschluß, auf Ausbruchsversuche zu verzichten, da ein Durchbruch nach dem Süden „zwar einen großen Teil der Mannschaften und Offiziere retten, die Rheinarmee jedoch durch die sofort einsetzende Verfolgung jeden taktischen und organisatorischen Zusammenhang verlieren würde".[1210]
Die Besatzung der Festung und die Einwohner – ihre Zahl war durch Zuzug von geflüchteten Landbewohnern aus der Umgebung auf 70.000 angewachsen – verfügten zu Beginn der Einschließung über Vorräte für ein Vierteljahr, die Rheinarmee selbst besaß Vorräte für fast zwei Monate. Außerdem war sie in der Lage, sich durch Requisitionen in der näheren Umgebung der Festung und das Abschlachten von Pferden über einen weitaus längeren Zeitraum zu versorgen. Auch Munition war ausreichend vorhanden, und aufgrund dieser günstigen Voraussetzungen konnte Metz gewiß noch lange Zeit Widerstand leisten. In dieser Situation wagten es die Deutschen nicht, einen regelrechten Angriff zu unternehmen, war ein Erfolg doch von vorneherein mehr als fraglich. Deshalb beschränkte man sich deutscherseits in der Folge darauf, die französischen Truppen auszuhungern und damit zur Kapitulation zu zwingen zu versuchen. Im Oktober begann sich die Lage der Eingeschlossenen allmählich zu verschlechtern, die Zahl der Pferde der Kavallerie schmolz rapide zusammen. „Ohne Kavallerie aber war die Armee nicht mehr für größere Operationen im freien Feld zu verwenden".[1211] Nach kleineren, wenig erfolgreichen Ausfallversuchen am 22., 23. und 27. September führte die französische Rheinarmee am 7. Oktober ihren letzten großen Angriff bei Metz. Die Franzosen wollten neue Lebensmittelvorräte besorgen, es kam zum Gefecht von Landonchamps. Vor den überlegenen Kräften der deutschen Belagerungstruppen mußten sie sich jedoch unverrichteter Dinge zurückziehen.
Je länger die Belagerung andauerte, desto mehr verstärkten sich allmählich Spannungen unter der Bevölkerung von Metz, die den Belagerern in die Hände arbeiteten. Während das Bürgertum für die baldige Übergabe eintrat, verlangten die ärmeren Schichten sowie die demokratischen Kräfte in der Stadt die Fortsetzung der Verteidigung. Als nach dem 23. Oktober die Lebensmittelvorräte vollends zur Neige gingen, entschloß sich ein Kriegsrat der Rheinarmee unter dem starken Einfluß Marschall Bazaines am 24.10. Waffenstillstandsverhandlungen mit den Deutschen aufzunehmen. Bazaine wollte damit den freien und ehrenhaften Abzug seiner Armee in Waffen oder zumindest einen vorläufigen Waffenstillstand mit Verproviantierung erreichen, Vorstellungen, die von den Belagerern jedoch entschieden abgelehnt wurden. Daraufhin kapitulierte die Rheinarmee unter den gleichen Bedingungen wie die Armee von Châlons bei Sedan: Drei Marschälle, 6000 Offiziere und 173.000 Mann gingen kampflos in Kriegsgefangenschaft. „Noch nie vorher in der Weltgeschichte hatte ein so gewaltiges Heer die Waffen gestreckt".[1212]
Als er von der Kapitulation erfuhr, verkündete der preußische König: „Mit der Kapitulation von Metz ist nunmehr die letzte der feindlichen Armeen, welche uns beim Beginn des Feldzuges entgegentraten, vernichtet worden".[1213]
Für die Lage der deutschen Armeen bedeutete die Kapitulation eine wesentliche Erleichterung, setzte die Gefangennahme der Rheinarmee doch die 150.000 Mann starken Belagerungstruppen des Prinzen Friedrich Karl frei; sie konnten nun anderweitig eingesetzt werden: die Erste Armee unter General von Manteuffel marschierte in Richtung Compiègne; ihr Auftrag bestand darin, die Belagerung von Paris nach Norden gegen die dort operierenden französischen Truppen zu sichern. Die Zweite Armee rückte in Eilmärschen an die mittlere Loire vor, um die Einschließung der französischen Hauptstadt gegen die riesige Armee zu sichern, die Léon Gambetta aus dem Boden gestampft hatte.
Der Autor unseres Liedes Nr. 341: **„Kriegslied"**, welches offensichtlich nach der Übergabe von Metz verfaßt wurde und noch einmal die bedeutenderen deutschen Siege des Sommer-/Herbstfeldzuges 1870 in Erinnerung ruft,[1214] geht nach der schnoddrigen Verunglimpfung des Feindes (Str. 1: „Was hat denn den Franzosen / Die Köpfe so verdreht? / Ihr Hahn, der Krakehler, / Hat furchtbar gekräht"; Str. 3: „Ihr fränkischen Räuber…") zunächst auf die ersten siegreichen Schlachten der Deutschen ein und bemüht sogar die Erinnerung an Friedrich II. von Preußen und

seine gegen die Franzosen siegreiche Schlacht bei Roßbach am 05. November 1757. Allerdings verschweigt er in der Folge auch nicht die mißlichen Umstände der Belagerung auch für die Deutschen (Str. 6: „Was aber war es nachher / Um Metz für ein Dreck, / Und dazu nichts zu essen, / Als Schwarzbrod und Speck! / Doch was schiert uns der Regen, / Was Hunger und Dreck …"). Die Lage war nicht nur innerhalb der Festung wenig beneidenswert, mußten doch auch die Belagerungstruppen mancherlei Strapazen auf sich nehmen, mußten wegen der häufigen Regenfälle im Oktober buchstäblich in Schlamm und Dreck sowie in der Kälte eines unfreundlichen Herbstes biwakieren. Die Unterbringung und Versorgung der deutschen Soldaten – zumal in einer zumeist unfreundlich und feindlich gesinnten Umgebung – war insgesamt sehr mangelhaft, und sie hatten infolgedessen sowie wegen der unzureichenden hygienischen Bedingungen häufig unter Krankheiten und Seuchen zu leiden.

Auf die vielfältigen Belastungen und Mißlichkeiten des Soldatenalltags der Belagerungstruppen vor Metz gehen auch die Lieder Nr. 342: **„Wie wir Metz erobern"**, Nr. 343: **„Vorposten-Poesie vor Metz"** sowie Nr. 344: **„Auf einem Heuboden vor Metz"** ein, die damit einen reizvollen Kontrast zu der Vielzahl an „Donnerschnulzen" jenes Krieges bilden. Von jeglichem Feinddenken scheint der unbekannte Verfasser von **„Wie wir Metz erobern"** (Nr. 342), nach seinem Dialekt ein ostpreußischer Soldat, frei zu sein. Sein Text geht auch nicht auf den Verlauf der Belagerung ein, sondern beschreibt mit bitterem Sarkasmus die Lage des kleinen Soldaten an der Front und geht auf all die kleinen Widrigkeiten des Soldatenlebens ein, die das Leben schon im „Normalfall" zur Hölle machen können, und die nur sehr selten Eingang in die Kriegslyrik gefunden haben. So wird in den Strophen 1 bis 6 anschaulich die öde und unbequeme Belagerungszeit im strömenden Regen vor der Festung Metz geschildert. All die kleinen Entbehrungen des Soldaten im Feld, die fehlende Seife, die kaputte Wäsche, Hunger und Durst, sowie die von den Strapazen und Unbilden des Wetters hervorgerufenen Krankheiten werden aufgezählt (Str. 7-8). Das Lied schließt mit einer Strophe, die sehr treffend angibt, daß die großen Taten und Resultate des Krieges auf eben diesen Mißlichkeiten beruhen (Str. 10).

Die **„Vorposten-Poesie vor Metz"** (Nr. 343) zeigt den kleinen Wachsoldaten, der sich im strömenden Herbstregen, durch seine Kleidung nur sehr unzureichend geschützt, die Beine in den Leib steht (Str. 1). Selbstironisch merkt er an, daß die deutschen Soldaten in dieser Situation wirklich zum Davonlaufen aussähen (Str. 2). Besonders beklagenswert erscheint der Mangel an Tabak sowie die Leere der Feldflasche, und auch die ungenügende pekuniäre Ausstattung läßt hier leider keine Änderung zu (Str. 3). Von den „Liebesgaben aus der Heimat", die dem unter den Truppen kusierenden Gerücht zufolge inzwischen eingetroffen sein sollen, hat unser Poet bisher leider auch noch nichts zu sehen bekommen (Str. 4) . So bleiben ihm nur der Neid auf die viel besser ausgestatteten „Johanniter", Mitglieder des die Verwundeten und Erkrankten betreuenden Ordens, die er gelegentlich zu Gesicht bekommt (Str. 5) beziehungsweise „Tagträume", in denen eine Bratgans und ein Fäßchen Bier den Weg zu ihm finden (Str. 6). Interessant sind nicht zuletzt auch die Strophen 7 bis 10, in denen unser Verfasser sich kritisch mit denjenigen Dichtern auseinandersetzt, die – im buchstäblichen Sinne des Wortes weitab vom Schuß und hinterm warmen Ofen sitzend – das schöne Leben der Soldaten im Kriege besingen. Er wäre nur zu gerne an deren Stelle und würde ihnen ein schöneres Lied verfassen, als sie es zustande brächten.

Auch der Berliner Verfasser von Nr. 344: **„Auf einem Heuboden vor Metz"** hat nicht etwa mit den Franzosen zu kämpfen, sondern mit dem allgegenwärtigen Feind eines jeden im Felde befindlichen Soldaten, der unter mangelhaften hygienischen Verhältnissen zu hausen hat, dem vielfachen lästigen und krankheitverbreitenden Ungeziefer (Str. 1). Daneben leidet auch er vor allem an Hunger und unter dem Mangel an Zigarren (Str. 2) und wünscht sich vor diesem Hintergrund sehnlichst zurück „heim zu Muttern" (Str. 3). Ein Dokument humanitärer Gesinnung sowie der Versöhnung der verfeindeten Nationen stellt Lied Nr. 345 **„Auf der Verbandstation"** dar, in welchem der verwundete deutsche Soldat seine gewiß nicht üppig bemessene Ration an Brot, Wein und Käse voller Mitleid mit seinem verwundeten französischen Widerpart teilt, der sich – als Soldat der unterlegenen Armee – in einer noch viel unglücklicheren Situation befindet als er.

Beispiel 346
Friedrich Karl, er lebe hoch!

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1215]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 139

1. Tambour-Major, Bazaine mit Namen,
Deine letzten Stündlein kamen,
Seit du eincerniert in Metz;
Hast zwar noch Mobilgardisten
Und die Turkos aus den Wüsten
Afrikas, mit rothem Fez.

2. Doch die Jäger, Infanteristen,
Kavallerie und Artilleristen,
Wir verjagen dich denn doch;
Hast versucht dich durchzuschlagen,
Doch wir kriegten dich beim Kragen,
Pfeiffest jetzt aus dem letzten Loch.

3. Seit Napolium gefangen,
Toul und Straßburg übergangen,
Helfen Flausen jetzt nicht mehr,
Gieb nur her den Tambour-Knüppel,
Wie der Däne einst bei Düppel
Gab die Schanzen willig her.

4. Mac Mahon, dein Kampfgenosse,
Ja ihn traf auf hohem Rosse
Unsre Kugel – das war hart;
Doch wir mußten auf ihn schießen,
That es auch gar sehr verdrießen
Euern Louis Bonapart.

5. Und der General de Wimpffen,
Als er that bei Sedan schimpfen,
Ward sofort er eingelocht;
Eben so, das hoffen Alle,
Wenn du kommst in unsre Falle
Wirst du tüchtig eingestocht.

6. Friedrich Karl der Hohenzoller,
Ist für dich ein schlimmer Groller,
Und er fackelt nicht gern lang;
Er wird dich zu Paaren treiben,
Und ein Stammbuch-Blatt dir schreiben,
Das dir bleibt dein Leben lang.

7. Und wir Leute, die dies singen,
Wollen jetzt ein Hoch ausbringen:
„Friedrich Karl, er lebe hoch!
Daß er unsre Siege mehre,
Führe uns von Ehr' zu Ehre,
Friedrich Karl, er lebe hoch"!

Nr. 346: **„Friedrich Karl, er lebe hoch"!** gehört zu den seltenen Liedbeispielen, die aufgrund ihres Textes eine sehr genaue Datierung ermöglichen: Von den in der 3. Strophe mitgeteilten Ereignissen (Gefangennahme Napoleons, Kapitulation von Toul[1216] und Straßburg) liegt Straßburg in der Chronologie an letzter Stelle und gilt als terminus post quem. Das Lied muß also nach dem 27. September 1870 entstanden sein. Andererseits ist Metz noch nicht übergeben; als terminus ante quem ist der 27. Oktober 1870 anzusetzen. In der 4. Strophe wird authentisch die Verwundung Mac Mahons geschildert. Am Morgen des 1. September 1870 beobachtete der Marschall in der Nähe des Dorfes Bazailles bei Sedan durch seinen Feldstecher die gegnerischen Stellungen; dabei wurde er, auf dem Pferde sitzend, von einem Granatsplitter in die Hüfte getroffen. General de Wimpffen hatte nach der Verwundung Mac Mahons dem General Ducrot das Kommando streitig gemacht und widersetzte sich bis zum Schluß auf das Entschiedenste der Kapitulation. Als die Niederlage bei Sedan besiegelt war und auf Befehl Napoleons bereits die weiße Fahne auf der Zitadelle wehte, schickte de Wimpffen noch ein Schreiben an den Kaiser:
„Ich bin entschlossen, lieber den Durchgang durch die Linien, die sich vor den Generalen Lebrun und Ducrot befinden, zu erzwingen, als uns in Sedan zu Gefangenen machen zu lassen. Ich bitte Eure Majestät, sich in die Mitte Ihrer Truppen zu begeben! Sie werden es sich zur Ehre gereichen lassen, dem Kaiser einen Weg zu bahnen".[1217]

Orléans

Beispiel 347
Schlacht bei Orléans (11.10.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1218]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 139

1. Ja bei Orléans ist's geschegen,
Daß der Bayern tapfrer Degen
Die Franzosen hat gejagt.
Gen'ral von der Tann, der edle Ritter,
Schlägt ihr Heere ganz in Splitter,
Hat gewonnen diese Schlacht.

2. Fruh am zehnten Oktobris eben
Ward sich auf den Marsch begeben,
Stand der Feind bei Artenay.
Hurrah drauf! Mit Sturm genommen
Ward der Ort; davongekommen
Ist kaum einer in der Näh.

3. Tags drauf ward wieder aufgebrochen,
Und dem Feinde zugesprochen,
Der bei Cercoltes hielte Stand.
Da ging's los mit Donner und Wettern,
Unsre Kanonen drunter schmettern,
Daß Alles ging aus Rand und Band.

4. Hurrah! Draufstürmen unsre Truppen,
Brocken dem Feind eine Knedelsuppen,
Daß er sie nicht konnt' verdaun.
Dann bei Saran auf der Höhen
Wir schon dicht vor Orléans stehen,
Und ihn dorthin fliehen schaun.

5. Vorstadt-Orléans müssen wir stürmen,
Wo sie uns von Dächern, Thürmen,
Aus den Häusern widerstehn.
Das war erst ein schreckliches Morden,
Daß das Blut strömt aller Orten,
Viele Häuser in Flammen aufgehn.

6. Doch uns konnten sie nicht schrecken,
Schlugen sie ja aus allen Ecken,
Daß drin Keiner Bleibens hat.
Als zu Nacht sie All' retirieren,
Wir mit klingendem Spiel marschieren
In der Jungfrau Orléans Stadt.

Beispiel 348
Schlacht bei Artenay (9.11.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 139

1. Französle, Rothhösle,
Seind g'wesen kleine Stößle,
Bei Artenay in der Schlacht!
Habt g'meint, ihr könnt uns fressen,
Seid böslich aufg'sessen,
Ob ihr auch erst g'lacht.

2. Ihr konntet uns nichts anhaben,
So viel auch eurer kamen,
Samt Turkos Teufelsviech.
Ob wir aus Orléans müssen,
Ihr werdet's schwer noch büssen –
Daß glaubt nur sicherlich!

3. Wir kommen bald wieder gegangen,
Den Tanz neu anzufangen,
Die Rechnung ist gemacht.
Franzosen, Rothhosen,
Dann wird't ihr 'rumgestoßen,
Daß euch der Buckel kracht!

Beispiel 349
Prinz Friedrich Karl vor Orléans (4./5.12.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1219]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 193ff.

1. Friedrich Karl, der edle Ritter,
Wollt' dem König wiedrum kriegen
Stadt und Festung Orléans.
Und mit allen seinen Truppen
Thut von Metz er schnell anrucken
Auf Aurelles de Paladin.

2. Dieser stellt mit seinem Heere
Sich dem Prinzen in die Quere
Tapfer bei La Beaune Rolande;
Doch Voigts-Rhetz mit derben Hieben
Läßt die Feinde schnell zerstieben,
Wie die Spreu des Sturmes Wehn.

3. Denkt der Feind, er ist entronnen,
Sieht er schon die Tapfern kommen,
Die der Mecklenburger führt;
Und der faßt ihn bei dem Kragen,
Mußt' am Leben schier verzagen
Bei Loigny und Artenay.

4. Und der Treskow, gleich dem Blitze
Nimmt dem Feinde acht Geschütze
Und an die zweitausend Mann.
Aurelles aber kommandieret,
Daß sich rückwärts concentrieret
All sein Herr nach Orléans.

5. Als man aber dies vernommen,
Da läßt schnell zusammen kommen
Die General' der Feldmarschall.
Drauf, als Alles wohl erwogen,
Sie vereinet weiter zogen
Durch den Wald nach Orléans.

6. Heiß und schwer hat man gerungen,
Endlich hat den Feind bezwungen
Unsres Prinzen tapfrer Muth.
Manstein mit dem neunten Corpse
Stürmet kühn bis an die Thore,
Dringet in die Vorstadt ein.

7. Preußen, Mecklenburg und Bayern
Wollen all' im Kampf nicht feiern,
Friedrich Karl führt selbst sie vor;
Drauf, wie sie sind angekommen,
Haben sie die Stadt genommen
Wohl noch um die Mitternacht.

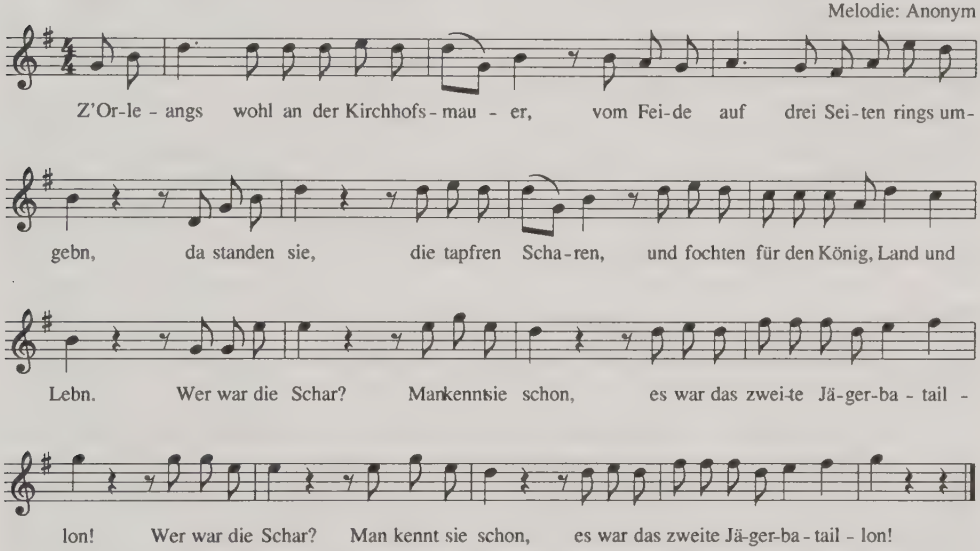
8. An die siebenzig Kanonen
Diesen Sieg dem Prinzen lohnen
Und an die elftausend Mann,
Auch von der Französ'schen Flotte
Nahm er vier Kanonenboote
Auf der Loire kühlem Strom.

9. Mancher Brave ist geblieben,
„Doch es soll uns nicht betrüben,
Gott lohnt edle Tapferkeit;
Fröhlich wollen stets wir singen,
Daß zum Himmel es soll klingen:
Hoch der Prinz und seine Schaar"!

Beispiel 350

Z'Orleangs wohl an der Kirchhofsmauer

Text: Anonym, um 1870
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 173, "bekommen von Hans Werner, genannt der Bader Muck, Tyrling 1912. Deutsches Volkslied, Wien, 19. Jahrgang, S. 49, Kopaljägerlied".

Z' Orleangs wohl an der Kirchhofsmauer,
Vom Feinde auf drei Seiten rings umgebn,
Da standen sie, die tapfren Scharen,
Und fochten für den König, Land und Leben.
Wer war die Schar? Man kennt sie schon,
Es war das zweite Jägerbataillon!
Wer war die Schar? Man kennt sie schon,
Es war das zweite Jägerbataillon.

Auch der Kampf um Orléans wogte wochenlang mehr oder weniger unentschieden hin und her, da der Ort für beide Seiten von großer strategischer Bedeutung war. Den Deutschen war es vor allem darum zu tun, von der Operationsbasis Orléans aus die Belagerungstruppen bei Paris vor den Angriffen französischer Truppen zu schützen, die in die Sologne zurückgeworfen und bei Glien und Blois erneut zusammengezogen worden waren. Und die Franzosen brauchten Orléans dringend als Stützpunkt, wollten sie überhaupt eine Chance haben, auf Dauer die französische Metropole zu entsetzen. Am 24. Oktober 1870 wurde daher von Seiten der Franzosen der Angriff beschlossen, der von Teilen des 16. und zwei Divisionen des 15. Korps unter dem Befehl des Generals d' Aurelle de Paladines

begonnen werden sollte. 13 Kavallerieregimenter sollten gleichzeitig die Rückzugslinie der Deutschen nach Paris bedrohen. Während Teile der französischen Truppen Orléans zur Ablenkung vom Osten her angreifen sollten, sollte der eigentliche Hauptangriff von Westen her erfolgen. Nach einem Sieg sollte Orléans als Operationsbasis fungieren. Außerdem war beabsichtigt, hier ein verschanztes Lager für 200.000 Mann zu errichten. Von hier aus sollte später der Großangriff gegen die Paris belagernden Deutschen geführt werden.
Unter General d' Aurelle standen zunächst etwa 70.000 Mann gegenüber nur 20.000 deutsche Soldaten bei Orléans unter Waffen. Die Deutschen verließen daher die Stadt, als ihre Aufklärungseinheiten die auf Meung und Charsonville vorrückenden französischen Verbände entdeckten, um nicht abgeschnitten zu werden, und zogen sich nach Coulmiers zurück. In einem kurzen aber heftigen Gefecht am 9.11. siegten die Franzosen über die zahlenmäßig bei weitem unterlegenen Deutschen, die – ohne verfolgt zu werden – nach Toury auswichen, wo sie wieder die Verbindung zu den deutschen Verbänden vor Paris herzustellen vermochten. Der Erfolg der Franzosen und die drohende Offensive zur Befreiung des belagerten Paris zwangen das deutsche Hauptquartier zum Umdenken; endlich gab man die bisherige hochmütige Unterschätzung der französischen Widerstandskraft auf und stellte sich auf eine langwierige und anstrengende Kriegsführung im Landesinneren ein. Der Schwerpunkt der militärischen Operationen wurde jetzt an die Loire verlegt. Nach den Kämpfen bei Coulmiers bezogen die Franzosen Stellungen nördlich von Orléans, um hier ein verschanztes Lager anzulegen und weitere Verstärkungen abzuwarten. Das bewaldete Gebiet bei der Stadt bot eine günstige Angriffs- aber auch Verteidigungsmöglichkeit. Hier versammelten sich nacheinander die Truppen des 2. Korps, das auf dem linken Flügel stehende 17 Korps sowie starke Franktireurabteilungen. Aus diesen Truppen sowie dem bei Gliens stehenden aus 40.000 Mann bestehenden 20. Korps sowie einer ebenfalls dort stationierten Division des 18. Korps wurde die Loirearmee gebildet, die unter dem Befehl Generals d' Aurelle stand und deren Stärke 200.000 Mann betrug.
Die deutschen Verbände im Raum zwischen Paris und Orléans befanden sich angesichts dieses Aufmarsches in einer wenig beneidenswerten Lage, konnten sie doch zur Abwehr des zu erwartenden französischen Angriffes lediglich die etwa 75.000 Mann der 2. Armee aufbieten. Zudem stand das Land rings um die deutschen Truppen in Aufruhr. Herumschweifende Franktireurabteilungen behinderten außerdem die deutsche Aufklärung nicht unerheblich. Der Chef des preußischen Generalstabs sah sich wegen dieser Lage genötigt, die Pläne für das weitere Vorgehen der 2. Armee zu ändern. Sollte diese bisher möglichst rasch gegen Orléans vorstoßen, so ließ die jetzige ungünstige Situation es für geboten erscheinen, zunächst erst einmal den drohenden französischen Angriff abzuwehren, bevor man wieder von sich aus die Initiative ergreifen und den Gegner bei Orléans frontal und von der Flanke her angreifen konnte. Wollen wir, was die weiteren militärischen Aktionen anbelangt, den Ausführungen von Helmert und Usczeck folgen, die den Verlauf minuziös nachgezeichnet haben:
„Am 28.11. befahl Gambetta dem 18. und 20. Korps, die den rechten Flügel der Loirearmee bildeten, das Vorgehen auf Beaune-la-Rolande. Um diesen Ort entwickelte sich am 28.11. eine Schlacht, nachdem das französische 18. Korps über Juranville und das 20. Korps über Boiscommun vorgedrungen waren. Sie stießen auf das geschwächte preußische X. Armeekorps, dessen 10.000 Mann mit 70 Geschützen eine starke Stellung besetzt hielten. Somit griffen zunächst 60.000 Franzosen mit 138 Geschützen bedeutend unterlegene deutsche Kräfte an. Für die deutschen Truppen standen jedoch erhebliche Verstärkungen in unmittelbarer Nähe des Gefechtsfeldes. Die französischen Kräfte drängten zunächst das X. Armeekorps zurück und umfaßten erfolgreich seinen linken Flügel. Es gelang nur mit Mühe und Not, diesen Angriff des französischen 18. Korps zum Stehen zu bringen. Das 20. Korps griff den rechten deutschen Flügel an. Um Beaune-la-Rolande wurde erbittert gekämpft. Am Nachmittag trafen die deutschen Verstärkungen ein und warfen die französischen Kräfte zurück. Die französischen Verluste betrugen etwa 4000, die deutschen 1000 Mann. (...) Am 30.11. ging in Tours die Nachricht ein, daß schon am 29.11. der große Ausfall der Pariser Garnison beginnen sollte. Es erschien dringend geboten, alles zu seiner Unterstützung zu unternehmen. Das im Zentrum stehende 15. und die den linken Flügel bildenden Korps (16. und 17. Korps) wurden zu einer Rechtsschwenkung auf Pithiviers angesetzt; war diese ausgeführt, sollten das 18. und 20. Korps erneut vorgehen. Für die Deckung der linken Flanke war das 21. Korps vorgesehen. Bei der Rechtsschwenkung mußten die französischen Kräfte von etwa 90.000 Mann auf die Armeeabteilung des Großherzogs stoßen, dessen Streitmacht sich inzwischen auf 35.000 Mann verringert hatte. Die 2. Armee gewann durch dieses Manöver der Loirearmee zwar ihre Bewegungsfreiheit wieder, aber ihre Führung, die immer noch auf Defensive eingestellt war, begriff nicht sofort die neue Lage.
Am 1.12. errang die Loirearmee bei Villepion einen taktischen Erfolg. Diese Tatsache und die falsche Nachricht von einem erfolgreichen Durchbruch durch die Einschließungsarmee von Paris bestimmten die französische Führung zu einem entschiedeneren Vorgehen. Das 15., 16. und 17. Korps sollten am 2.12. ihre Bewegungen beschleunigen. Daraus entwickelte sich am selben Tag die Schlacht von Loigny-Poupry. Das 15. und 16. Korps stießen hier auf bedeutende deutsche Kräfte. Im Verlauf heftiger Kämpfe schlugen die deutschen Truppen nur unter großen Schwierigkeiten alle französischen Angriffe zurück, sie erlitten dabei große Verluste. Infolge dieser Schlacht war das Vordringen des linken Flügels der Loirearmee nach Norden zum Stehen gekommen. Dieser Mißerfolg, die durch Kälte und Hunger erzeugte Demoralisierung sowie die Nachrichten vom Herannahen starker deutscher Verbände, die sich zum Angriff gegen die Loirearmee bereitstellten, veranlaßten den Stab der Loirearmee zu dem Plan, die Truppen

beschleunigt in die Stellungen vor Orléans zurückzunehmen. (...) Das Oberkommando der deutschen 2. Armee erhielt am 2.12., nachdem es am Vortag noch ergebnislos einen Angriff auf die weit auseinandergezogene Linie der Armee erwartet hatte, vom Hauptquartier den Befehl, von der Verteidigung zum Angriff überzugehen und auf Orléans vorzustoßen. Am 3.12. trafen die Verbände der 2. Armee auf das auf der Linie Artenay-Toury stehende französische 15. Korps. Die französischen Kräfte waren im Begriff, den Rückzug anzutreten, verteidigten jedoch zunächst hartnäckig ihre Stellungen. Um Artenay tobte ein erbittertes Artilleriegefecht. Erst gegen Mittag konnten Artenay und Chevilly von den deutschen Truppen genommen werden. Auch bei St. Germain-le-Grand, bei Santear und Chilleurs kam es zu Gefechten. Tapfer kämpfend gingen die Franzosen in den Wald von Orléans zurück.
Der deutsche Stoß hatte das französische 15. Korps hart getroffen. Obwohl die anderen Korps von den Kämpfen am 3.12. wenig berührt wurden, waren auch sie durch die vorherigen Mißerfolge stark erschüttert. Der Stab der Loirearmee entschloß sich daher, den Rückzug über die Loire fortzusetzen. Doch die Regierungsdelegation in Tours befahl, die Stellung vor Orléans bis zum äußersten zu halten. Da es auch dem 18. und 20. Korps nicht gelang, Orléans zu erreichen, stand für die Verteidigung der Stadt nur das 15. Korps zur Verfügung. Am 4.12. traten die deutschen Truppen zum Angriff gegen die Befestigungen auf der Linie Gidy-Carcottes an. Vor allem bei Carcottes und vor Orléans entwickelten sich heftige Kämpfe. Das Gefecht wurde abends aber abgebrochen, ohne daß es dem Angreifer gelungen war, die Stadt zu erreichen. Das gelang den Truppen der Armeeabteilung erst in der Nacht, nachdem die französischen Truppen freiwillig ihre Stellungen geräumt und den Rückzug über die Loire angetreten hatten. Mit der Aufgabe von Orléans teilte sich die Loirearmee endgültig in zwei Gruppierungen. Das 15., 18. und 20. Korps gingen auf dem linken Ufer in Richtung Salbris zurück, das 16. und 17. Korps marschierten am rechten Ufer in Richtung Beaugency weiter. Das französische 15. Korps hatte in der Schlacht von Orléans etwa 20.000 Mann verloren, die zumeist in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Dem standen deutsche Verluste von nur 1700 Mann gegenüber. Zwar war es nicht gelungen, die Loirearmee durch einen konzentrischen Angriff zu vernichten, aber ihre Teilung stellte einen Erfolg dar. Dagegen hatte die Offensive der Loirearmee mit dem Ziel, Paris zu entsetzen, mit einer Niederlage geendet. Damit war die deutsche Belagerungsarmee vor Paris einer ernsten Gefahr entgangen".[1220]
Franz Herre schreibt über die Einnahme von Orléans durch die deutschen Truppen: „Orléans, ‚die Schildwache des von der Loire eingefaßten Teiles von Frankreich', war wieder in deutschen Händen. In der Kathedrale kauerten 9000 französische Gefangene; ein Zuave spielte auf der Orgel einen Offenbachschen Cancan. Gambetta zog sich von Tours nach Bordeaux zurück".[1221]
Unsere hier vorgestellten Lieder decken den gesamten Verlauf der Kämpfe um Orléans ab. So thematisiert Lied Nr. 347: **„Schlacht bei Orléans"** (11. Oktober 1870) die für die Deutschen, genauer das bayerische I. Korps unter General von der Tann siegreichen Kämpfe um die Stadt (Str. 1), in deren Folge der unterlegene General de la Motterouge abberufen und General Aurelle de Paladines an seiner Stelle zum Befehlshaber der Loirearmee ernannt wurde. Die Kämpfe, die bereits am 9. Oktober begonnen hatten, zogen sich über mehrere Tage hin. Am 10. Oktober mußten die Franzosen bei Artenay weichen und wurden zunächst in die Stadt Orléans zurückgeworfen, die sie aber bereits nach kurzer Zeit unter dem Ansturm der Deutschen ebenfalls wieder räumen mußten. Zunächst hatten die deutschen Truppen – nach heftigem Artilleriebeschuß – die vorgelagerten Ortschaften eingenommen (Str. 3 und 4), sodann wurde der Kampf in die Vorstädte hineingetragen, wobei unser Lieddichter den heftigen Widerstand hervorhebt (Str. 4 und 5). Es wurde mit äußerster Erbitterung um einzelne Straßenzüge, ja sogar Häuser gekämpft, ohne daß von beiden Seiten Pardon gegeben wurde, bis die siegreichen deutschen Truppen schließlich „mit klingendem Spiel in der „Jungfrau von Orléans Stadt" einziehen konnten.
In Lied Nr. 348: **„Schlacht bei Artenay"** (9. November 1870) hatte sich das Blatt dagegen gewendet. An diesem Tag ging die neugebildete Loirearmee zur Offensive über. Waren die deutschen Verbände hier aus einem Treffen am 10. Oktober als Sieger hervorgegangen, wurde diese Schlacht zugunsten der Franzosen entschieden. General von der Tann sah sich genötigt, Orléans zu räumen und sich auf der Straße nach Paris zurückzuziehen. Der Großherzog Wilhelm von Mecklenburg wurde dem Feind mit der 6. Kavallerie-Division entgegengeschickt, um seinen Vormarsch zu stoppen. Der Rückzug der Deutschen wird vom Autor des Liedes zum militärischen Erfolg umgemünzt (Str. 1 und 2), verbunden mit der Drohung, daß sich das Blatt schon binnen kurzem wieder wenden werde (Str. 2 und 3). Tatsächlich blieb Artenay dann nach einem Gefecht am 3. Dezember 1870 endgültig in den Händen der Deutschen.
Prinz Friedrich Karl ist wiederum der strahlende Held des Liedes Nr. 349: **„Prinz Friedrich Karl vor Orléans"**, welches den militärischen Erfolg der 2. Armee am 4. und 5. Dezember 1870 bei Orléans mit höchsten Tönen zu rühmen weiß. Sowohl der Befehlshaber der 2. deutschen Armee als auch sein Gegenspieler, Aurelles de Paladine sind namentlich genannt (Str. 1). Der Verfasser läßt es nicht bei der bloßen Lobpreisung des deutschen Heerführers bewenden, sondern geht auf einige Einzelheiten des Schlachtenverlaufs genauer ein, etwa auf das Treffen von „La Beaune-Rolande", dessen Verlauf wir bereits auf S. 658 kurz geschildert haben. Ausdrücklich hervorgehoben wird dabei der Chef des X. Armee-Korps, General der Infanterie von Voigts-Rhetz (Str. 2), dessen Soldaten die Hauptlast des Angriffes der zahlenmäßig bei weitem überlegenen französischen Verbände zu tragen hatten. Das X. Armee-Korps leistete dabei Hervorragendes, doch bedurfte es deutscher Verstärkungen, um den Feind zurückzuwerfen,

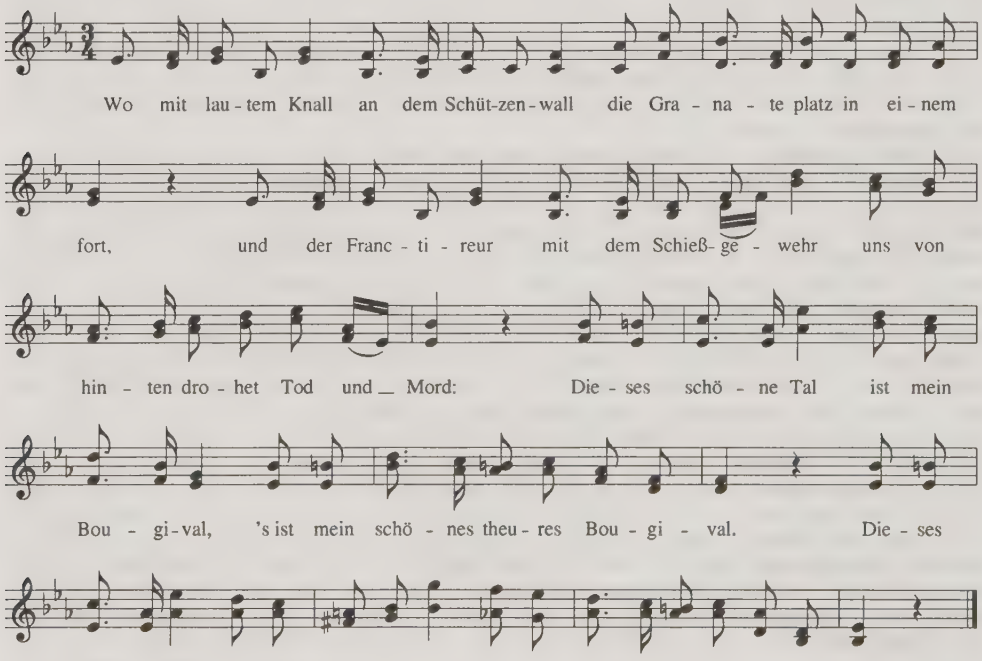
eine Tatsache, die unser Autor jedoch unerwähnt läßt, sei es aus Unwissenheit, sei es um die Tapferkeit der deutschen Soldaten zu unterstreichen. Wenige Tage nach diesem Treffen vom Ende November prallten die feindlichen Verbände erneut aufeinander, am 2.12. kam es bei Loigny-Poupry zur Schlacht. Hier war es wiederum die 6. Kavallerie-Division unter General-Leutnant Wilhelm von Mecklenburg, die sich – wenn auch unter erheblichen Verlusten – gegen die Franzosen behaupten konnte (Str. 3). Der in Strophe 4 erwähnte Treskow, dessen Vorgehen acht Geschütze und 200 französische Gefangene eingebracht haben, ist uns dagegen unbekannt. Die deutschen Erfolge veranlaßten die entmutigte Loirearmee immerhin zum Rückzug nach Orléans, welches in den ersten Dezembertagen erneut erbittert umkämpft wurde (Str. 3 und 4). Hier zeichnete sich auf deutscher Seite vor allem das IX. Armee-Korps unter dem General der Infanterie von Manstein aus, das als erster deutscher Verband in die Vorstadt eindringen konnte (Str. 6). 11.000 Franzosen gerieten in Gefangenschaft und 70 Kanonen konnten von den Siegern erbeutet werden (Str. 8). Das Lied schließt sodann mit einer nochmaligen Lobpreisung Friedrichs Karls „und seiner Schaar" (Str. 9). Ein Loblied auf das 2. Jägerbataillon, von dem uns leider nur eine einzige Strophe vorlag, wird in Nr. 350: **„'z Orleangs wohl an der Kirchhofsmauer"** angestimmt. Auch hier wird die Tapferkeit der betreffenden Soldaten hervorgehoben, die sich – im Kampf „für den König, Land und Leben" – gegen eine Übermacht, „vom Feinde auf drei Seiten rings umgebn", behaupten mußten.

Paris

Beispiel 351

Das Lied von Bougival

Text: Anonym, 1870
Melodie: Hoch vom Dachstein her



aus: Ditfurth: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II, S. 191

1. Wo mit lautem Knall an dem Schützenwall
Die Granate platzt in einem fort,
Und der Franctireur mit dem Schießgewehr
Uns von hinten drohet Tod und Mord:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

2. Wo durch Gärten frech auf Kolonnen-Weg
Der Soldat im Drecke triefend kriecht,
Zwischen Seinestrand und der Häuserwand
Musikal'sche „Barrikade" liegt:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

3. Wo der Patrouilleur durch Verhaue quer
Streift, die Hahnenfeder an dem Hut;
Wo am Waldesrain liegt das Blockhaus fein,
Dem die Bombe keinen Schaden thut:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

4. Wo die Division sagt: „Ich hab ihm schon",
Und uns nahm den besten Wein hinweg;
Und der Füsilier und der Musquetier
Nur noch liegt im tiefen, tiefen Dreck:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

5. Wo der „Bullerian" uns kein Leid gethan,
Außer an dem Tage des Gefechts;
Auf Matratzen froh kriechen Laus und Floh,
Militairisch schwenkend links und rechts:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

6. Wo der Füsilier morgens schon um vier
Auf der Straße stehet consigniert,
Und bei Pescator' Oberst und Major
Fein Granaten werden offeriert:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

7. Wo dem Offizier an der Gartenthür
Dicht am Ohre die Kugel schlug;
Und er dreht sich stumm einfach nur ringsum,
Sagt dann weiter nichts als: „Schlimm genug:
Dieses schöne Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival."

8. Wo man brennet Mord in dem Nachbarsort,
Was der Franzmann Rueil zu nennen liebt.
Und dem Arbeiter nach drei Stunden schwer
Man noch immer keinen Cognac giebt:
Dieses schönte Thal ist mein Bougival,
's ist mein schönes, theures Bougival.

Worterklärungen
musikal'sche Barrikade = Barrikade, bei welcher 6 Pianinos verbaut waren / consigniert (frz.) = marschbereit gehalten / bei Pescator = gemeint ist die Villa l'escatore, das Quartier des Brigade- und Regimentsstabes, welches plötzlich noch von Granaten heimgesucht wurde / offeriert = angeboten

Beispiel 352
Der tapfern Schwaben Lob
(von einem Kriegskameraden aus Franken, 2. December 1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1222]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I. S. 139ff.

1. Ja die edlen, braven Schwaben
Tapfer sich gehalten haben
Gegen Trochü's Ausfallsheer!
Bei Champigny ist's geschehen,
Den Franzosen sie widerstehen,
Und ersiegen große Ehr.

2. Als der Tag früh angebrochen,
Ward's Kommando ausgesprochen:
Sturm auf Champigny und Brie!
Hurrah schallt es in die Runde –
Und hinunter in dem Grunde
Stürmen frisch die Schwaben hie.

3. Der Franzosen ihre bösen
Chassepots und Mitrailleusen
Stürzen Hunderte zu todt;
Doch die Schwaben unerschrocken
Stürmen ohne Wanken, Stocken,
Macht kein Teufel ihnen Noth.

4. Bis sie jetzt die Barrikaden
Mit Gewalt erlanget haben,
Drauf der Tanz geht anders aus.
Alles wurd mit Macht erstürmet,
Ob es noch so gut beschirmet:
Barrikaden, Straß' und Haus.

5. In den Gassen, in den Straßen,
Unter die Franzosen rasen
Diese tapfern Schwabensöhn';
Durch die Häuser, bis zum Dache,
Herzhaft führen sie ihre Sache,
Daß nicht besser kann geschehn.

6. Von den starken Schwabenstreichen,
Die sie führen, ohn' Vergleichen,
Mit dem Kolben obenher,
Lernen Komplimente machen
Der Franzosen Siebensachen,
Wurd ihr blut' ger Schädel leer.

7. Und dazwischen Granatenfeuer
Donnert, wüthet ungeheuer,
Stecket manches Haus in Brand.
Schlöte, Dächer fallen nieder
Auf den Feind und auf die Brüder
Stürzen Giebel ein und Wand.

8. Ganz in Blut gebadet stehen
Konnt' man diese Tapfern sehen,
Aber kaum die Hälfte mehr;
Konnten, weil die Kräft' entrinnen,
Champigny nicht ganz gewinnen
Von der Franzosen großem Heer.

9. Aber was sie haben errungen,
Hat kein Franze wieder abgezwungen,
Also hatte der Respekt;
Blieb zu Nacht im Hause sitzen,
Wo er sich kann fein beschützen,
Hält die Nase eingesteckt.

10. Als der Morgen drauf gekommen,
Hat er still Reißaus genommen,
Ueber die Marne, ohn' Verzug;
Hat die Brucken abgebrochen,
Schnell sich in's Paris verkrochen,
Hatte der Schwabenstreich genug.

11. O ihr brave, tapfre Schwaben,
Wie wir's bei Bazeilles haben
Im September abgemacht,
Also habt ihr ihre Schanzen
Jetzt erobert und den Franzen
Ihr Blutnest frei abgejagt.

12. Grand nation muß ihr Geprahlen
Auf der Retirad bezahlen,
Kommt ja überall in Lauf;
Ihr' dickpelzige *gloire*
Muß uns lassen Haut und Haare –
Hurrah, Deutsche immer drauf!

Worterklärungen
Retirade (frz.) = Rückzug / gloire (frz.) = Ruhm, Ehre

Beispiel 353
Gefecht am 2. und 3. December 1870 beim Dorfe Champigny

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1223]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 189f.

1. Seht, wie die Kanone blitzet;
Aufgepaßt! – da oben sitzet
Auf dem Walle der Franzos.
Seine Bomben läßt er fliegen,
Sterben will er, oder siegen,
Alle Minen läßt er los.

2. Heulend aus dem eisern'n Rachen
Speien wild die Höllendrachen
Feuer und Verderben her;
Zur Attacke auf den Wegen
Kommt die Infantrie entgegen,
Achtzigtausend und noch mehr.

3. Lustig geht es an ein Knallen,
Daß die Fränk'schen Schergen fallen
Ehe sie das Ziel erreicht.
Champigny liegt in der Mitten,
Drauf komm'n sie mit Sturm geschritten,
Doch so Mancher rasch erbleicht.-

4. Ha, das war ein lustig Jagen!
Braucht nur tapfre Pommern fragen,
Die dabei gewesen sind.
Der Franzose hat's erfahren,
Von den Pommern spricht nach Jahren
Hier gewiß ein jedes Kind!

Beispiel 354
Württembergisches Kriegslied 1870

Worte: E. Engelmann, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder…, S. 405f. Nr.186

1. Zu Champigny im Felde,
Da ist ein großes Grab,
Drein senken sie die Schwaben,
Die Landsleut' all' hinab.

2. Die frisch die Sense huben
Im Gäu und Oberland,
Und die den Weinberg gruben
Am grünen Neckarstrand.

3. Der Alb, des Schwarzwalds Mannen,
Zusammen all' gefällt,
Wie Eichen und wie Tannen,
Die grimmer Sturm zerspällt.

4. Zerstochen und zerschossen,
So liegen sie im Schnee
Des Schwabenlandes Sprossen
Im herben Todesweh.

5. Am fernen Marnestrande,
Da schlafen sie in Reih'n,
Auf ihre Stätte schauet
Kein Freundesaug' herein.

6. Jedoch ihr Angedenken,
Das lebt für alle Zeit,
Und mancher stille Becher
Ist ihnen zugeweiht.

7. Und ernste Lieder melden
Von ihrer Thaten Ruhm,
Fürs Vaterland zu sterben
Ist höchstes Heldentum.

Beispiel 355
Die Bayernschanze

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Die Wacht am Rhein[1224]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u.vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 149

1. Die Bayernschanze, die getauft
Mit unserm Blut, um die gerauft
Auf Tod und Leben in der Schlacht,
Wir halten sie in treuer Wacht;
Käm selbst der Teufel auf uns her,
Wir geben sie nicht wieder her!

2. Du windiger Musje Franzos,
Hast du geprahlt so dick und groß,
Den Rhein wollt'st stecken gleich in Sack,
Berlin dazu mit Sack und Pack;
Jetzt halten wir in deinem Nest
Dich in der eignen Schanze fest.

3. Ja dürften unsre Batterien
Dich nur mit Bomben recht bedien',
Sollt'st pfeifen bald auf'm letzten Loch;
So soll der Hunger zwingen noch,
Halt Wach', daß dir dein schön's Paris
Nicht wird' ein Rattenparadies!

4. Ihr Brüder all' aus Preußenland,
Aus Hessen-, Baden-, Schwabenland,
Halt't fest und tapfer eure Schanz,
Bald ist zu End französisch Tanz!
Victoria, hurrah, hurrah!
Die blauen Teufel und die sind da!

Beispiel 356
Fransecky hoch!

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 188f.

1. Hoch lebe Fransecky! Hoch lebe der Held!
Der uns ja hat geführet
Aus Pommerland hinaus in's Feld,
Wo Ehre find't, dem sie gebühret.
Hoch lebe der Held des zweiten Corps,
Der wackern derben Jungen!
Hoch lebe er stets an jedem Ort!
Dies haben die Pommern gesungen.

2. Am 18. August schon Abend es war,
Als er zum Sieg uns brachte,
Bei Gravelotte – über des Feindes Aar,
Der nach dem Rhein schon tracht'te.
Wie leuchteten die Augen ihm hell
Selbst in des Kampfes Tosen!
Denn seine Pommern schlugen ja schnell
Auf's Haupt – und zurück die Franzosen.

3. Am 2. Dezember hat er wieder gezeigt,
Daß er zu siegen verstehet,
Dann bei Champigny, das wurde geräumt,
Als seinen Degen er ziehet,
Und als nach Paris ging Trochu zurück,
Und mit ihm seine Begleiter –
Herr Ducrot – der nicht den Sturmschriitt
Kann leiden – der Pommerschen Streiter.

4. So lebe denn hoch, Fransecky, Du Held,
Und führe uns ferner zum Siege!
Die Pommern, sie folgen Dir gerne in's Feld
Und theilen aus tüchtige Hiebe.
Solch einem Führer folgt gerne das Corps,
Das zweite aus Pommernlande,
Hoch lebe der Führer, hoch lebe das Corps
Vom fernen Ostseestrande.

Beispiel 357
Die Badenser bei Nuits (18.12.1870)

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus[1225]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I. S. 143ff.

1. Frühmorgens marschierten wir von Dijon ab – Hurrah!
Das war die erste und zweite Brigad. Hurrah!
Und als wir vor Boncourt kamen an den Wald,
Ihr hitziges Chassepotfeuer erschallt.
Hurrah, hurrah, hurrah!

2. Doch unsre Batterien, die feuern hinauf – Hurrah!
Und jagen die Franzosen zum Dorf hinaus. Hurrah!
Da konnten wir durch den Wald marschier'n,
Und ging es frisch an's Attakier'n.
Hurrah, hurrah, hurrah!

3. Und als wir an den Wingerts vorbei – Hurrah!
Da schießen sie wiederum auf's Neu. Hurrah!
Sie standen dicht darin versteckt,
Und mancher von uns ward niedergestreckt.
O Weh, o Weh, o Weh!

4. Doch stürmten wir vor und gegen Nuits – Hurrah!
Ein Zug in Ketten, der andre Repli. Hurrah!
Wir kümmern uns den Teufel nicht d'rum,
Um ihrer Kugeln Gesumm und Gebrumm.
Hurrah, hurrah, hurrah!

5. Doch immer ärger wurd ihr Geschieß, o Weh!
Daß Mancher davon sein Leben ließ, o Weh!
Bald bücken wir uns in die Gräben hinein,
Bald stürmen wir vor mit Hurrahgeschrein.
Hurrah, hurrah, hurrah!

6. Und in die Wingerts geht's mit Gewalt – Hurrah!
Grad auf der Franzen ihren Hinterhalt. Hurrah!
Und wie ihre Chassepots auch gekracht,
Wir haben sie doch hinausgejagt.
Hurrah, hurrah, hurrah!

7. Sie springen in Schaaren zur Straß voll Eil, – Hurrah!
Wir feuern drunter, kriegt Mancher sein Theil. Hurrah!
Bis daß sie kamen zum Eisenbahndamm,
Da halten sie wieder im Laufen an.
Hurrah, hurrah, hurrah!

8. Viel tausend Mann standen dort schon postiert – O Weh!
Und hinter dem Damme verbarrikadiert, O Weh!
Gleich fahren die Kugel wie Kiesel daher,
Wohin man schaut, blitzt's Chassepotgewehr.
O Weh, o Weh, o Weh!

9. Granaten die kamen auch mit Gesaus, o Weh!
Als bräche der Hölle der Boden aus, o Weh!
Als wollt' der Teufel unser Häufelein
Mit Gift und Galle ganz bespein.
O Weh, o Weh, o Weh!

10. Wir mußten uns auf die Erd hinlegen, o Weh!
Sonst gingen wir Alle dem Tod entgegen; O Weh!
Wir konnten nicht ruckwärts, konnten nicht nach vorn,
Wir hielten uns alle schon für verlor'n.
O Weh, o Weh, o Weh!

11. Doch unser tapfer zweites Regiment – Hurrah!
Das macht da unsrer Noth ein End. Hurrah!
Es stürmt von der Seit dem Bahndamm zu -
Da gaben sie uns mit Schießen Ruh.
Hurrah, hurrah, hurrah!

12. Wir sprangen gleich auf und schrien: hurrah!
Und stürzten zum Stürmen vor. Hurrah!
Vor Todten, die Freund und Feind verlor,
Konnt' man kaum zu dem Damme vor.
Hurrah, hurrah, hurrah!

13. Und als wir jetzt zum Hohlweg hinein, – Hurrah!
Da mußten sie fliehn, vor unsern Reihn. Hurrah!
Und ob sie auch schossen von manchem Ort,
Das Feld war unser, Franzosen mußten fort.
Hurrah, hurrah, hurrah!

Beispiel 358
Kutschke an Garibaldi

Worte: Anonym, 1870 / Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart[1226]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 156f.

1. Was willst du, Garibaldi, nur
   Bei die Regierung da in Tour?
   Wer kann mir, frag ich ernstlich nun,
   Von beiden jetzt am leidsten thun?

2. Mischst du dir mit Menottilein
   In solche faulen Sachen rein!
   Und die Franzosen schrein gleich aus:
   Eh bien, nun sind wir schöne 'raus!

3. Man still! Dir und dem Kronensohn,
   Euch werden wir's besorgen schon.
   War auf Carpera dir nicht wohl,
   Was ginst du nicht auf's Capitol?

4. Den Degen gegen uns zu ziehn –
   Pfui, Garibaldi, das ist kühn!
   Wer machte denn Italien frei?
   War'n wir nicht immer feste bei?

5. Bliebst du doch still beim Federvieh,
   Und schriebst Romane wie noch nie!
   Mach Kehrt! Denn mit *die* Republik,
   Da hast du diesmal doch kein Glück.

Beispiel 359
Das deutsche Heer vor Paris

Worte: Heinrich Zeise, 19.12.1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz, Teilband 4 S. 23f.

1. In Schnee, in Frost und bittrer Kälte
   Liegt vor Paris das deutsche Heer,
   Baracken schützen kaum und Zelte
   Des Vaterlandes Stolz und Wehr.
   Und während hier am Tannenbaume
   Strahlt tausendfacher Lichter Glanz,
   Spielt dort der Tod im Lagerraume
   Mit donnerndem Geschütz zum Tanz.

2. Noch trotzen stolz Lutetias Mauern
   Dem deutschen Herr im freien Feld,
   Wie lange aber wirds noch dauern
   Bis das moderne Babel fällt?
   Es winkt der Preis den Deutschen allen
   Als heißen Kampfes Preis und Ziel,
   Paris, das prunkende wird fallen,
   Wie einst das stolze Troja fiel.

3. Und Trochu, der sich als Protektor
   An seines Volkes Spitze stellt,
   Wird nimmermehr zum edlen Hektor,
   Dem ruhmbedeckten Götterheld.
   Der schirmte stolz mit seinem Speere
   Die Vaterstadt der Jahre zehn,
   Doch wird Paris dem deutschen Heere
   Der Monde sechs nur widerstehn?

4. Es wird dereinst in spätern Zeiten,
   Ein Sänger, herrlich wie Homer,
   Ein Lied entlocken goldnen Saiten,
   „Die Illias vom deutschen Heer".
   Ein Heer, das stets auf Ruhmesbahnen
   Den Hochmuth Frankreichs niederschlug,
   Und Siege knüpfend an die Fahnen
   Der Freiheit leuchtend Banner trug.

Beispiel 360
Bei der Nachricht von dem eröffneten Bombardement vor Paris 1870

Worte: Martin Greif, 27.12.1870 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder…, S. 404 Nr. 184

1. Ehrlichs Geschütz
   Mit gradem Mund
   Und grobem Witz
   Giebt daß euch kund,
   Was Deutschland not und nütz:

Erster Schuß:

2. Vor allem wißt,
   Daß phönixgleich
   In dieser Frist
   Das Deutsche Reich
   Vom Tod erstanden ist.

Zweiter Schuß:

3. Zum zweiten hört,
   Daß ihr am Rhein
   Uns nimmer stört!
   Soll *unser* sein,
   Was ehmals uns gehört.

Dritter Schuß:

4. Vernehmt auch klar
   Das letzte Wort
   Die Zahlung bar!
   Wir ziehn nicht fort,
   Bis jeder Buchstab' wahr.

Beispiel 361

Von der schönen Josephine 1870

Worte: Rudolf Löwenstein, 1870 / Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart[1227]
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder…, S. 404f. Nr. 185

1. Die schöne Josephine lag – Valerie juchhe!
   Auf hohem Fort manch langen Tag. – Valerie juchhe!
   Von Valerien sann sie auf Mord
   Und putzte manchen Deutschen fort.
   Valerie juchheirassa, Valerie juchhe!

2. Sie schickt' herab in blinder Wut – Valerie juchhe!
   Manch zentnerschweren Zuckerhut. Valerie juchhe!
   Und weil sie also furchtbar spie,
   Ward sie benannt la Valérie.
   Valerie juchheirassa, Valerie juchhe!

3. Einhunderteinundvierzig Schuß – Valerie juchhe!
   Hat sie gethan uns zum Verdruß – Valerie juchhe!
   Sie sprach: wer wagt es, mir zu nahn,
   Mir und dem Onkel Baldrian?
   Valerie juchheirassa, Valerie juchhe!

4. Doch eines Tags der Preuße kam – Valerie juchhe!
   Und sprach: Marsch fort mit euch, Madame! Valerie juchhe!
   Und schleppte sie trotz Ach und Weh
   Nach Berolin mit fort zur Spree.
   Valerie juchheirassa, Valerie juchhe!

5. Dort büßt für ihre Sünden sie – Valerie juchhe!
   Die böse Hexe Valérie – Valerie juchhe!
   Viel hundert böse Seelen stumm
   Die stehen dort um sie herum.
   Valerie juchheirassa, Valerie juchhe!

6. Ein Grenadier hält Tag und Nacht – Valerie juchhe!
   Bei den verfluchten Seelen Wacht – Valerie juchhe!
   Und brummt dazu die Melodie
   Von Josephine Valérie.
   Valerie juchheirassa, Valerie juchhe.

Beispiel 362

Die Sachsen in der Schlacht bei Saint Quentin (19.1.1871)

Worte: Anonym / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1228]
Quelle: Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 139f. Nr. 100[1229]

1. Sachsen hoch! Man soll sie ehren,
   Weil sie ritterlich sich wehren
   Wider der Franzosen Macht.
   Überall sind sie bestanden
   In Gefechten vielerhanden
   Und gar mancher großer Schlacht.

2. Bei Quentin ist's noch gewesen,
   Ohne vieles Federlesen
   Haben frisch sie attaquiert,
   Wo so viele tausend Franzen
   Sich in ein Gehöft verschanzen
   Und gar teufelsfest postiert.

3. Hurra! Drauf die Jäger rucken,
Ohne Mucken, ohne Zucken,
Jeder will der Erste sein.
Aber von dem Chassepotknallen
Viele Brüder niederfallen,
Lichter werden ihre Reih'n.

4. Und sie können's nicht gewinnen,
Müssen wieder fort von hinnen,
Lassen von der blut'gen Stell'.
Doch sie sammeln bald sich wieder:
„Jetzo drauf, ihr lieben Brüder,
Wär's der Teufel aus der Höll"!

5. Hurra! Da ist's vorgegangen,
Bis sie das Gehöft erlangen,
Und dicht an den Franzen steh'n.
Ob auch viele drum gefallen
Von Granaten, Chassepotknallen,
Konnte nichts mehr widersteh'n.

6. In die Gärten ward gedrungen,
Hecken, Mauern übersprungen,
Fester stets der Feind gepackt;
Aus den Häusern, Ställen, Scheunen,
Aus den Kellern, Bodenräumen
Wurde alles fortgejagt.

7. Vieles Blut ist da geflossen,
Manches Leben auch beschlossen;
Der Franzosen Schar war groß,
Weil an Zahl auch überlegen,
Mußten fort doch allerwegen,
Weichen von der Sachsen Stoß.

8. Keiner hat mehr widerstanden,
Alle floh'n vor ihren Handen,
Frei war das Gehöfte da;
An zweihundert sind gefangen –
Also ist es dort ergangen.
Vivat hoch, Germania.

Beispiel 363
Uebergabe von Paris (27.1.1871)

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 158f.

1. Kikeriki! Adché Partie!
Es gehet auf das Ende:
Französ'scher Hahn, jetzt wirst du zahm,
Und krähest dußemente.

2. Adche Partie! Dein Turkosvieh
Hat g'macht der Katz kein Buckel;
Dein' Schassepos und viele Forts
Sind uns jetzt zum Fruhstuckel.

3. Kikeriki! Adche Partie!
Gambetta-Lamperöre,
In's Luftballon lauf nun davon,
Und blas den Hobel leere!

4. Paris, Paris, was ist denn dies?
Gelt, Mäus und Rattenschwänze,
Die thun nicht gut für deinen Muth
Und deine Cancantänze.

5. Bin auch gewest in deinem Nest –
Thätest mich draus vertreiben –
Jetzt steh vor dir und helfe hier
Die Reife dir austreiben.

6. Franzos, Rothos, du Prahlhans groß,
Der Deutsche ist dein Sieger.
Kikeriki! Adche Partie!
Ein andermal sei klüger!

Worterklärungen
Adché, Adieu (frz.) = Auf Wiedersehen / dußemente = doucemente (frz.) = leise / Lamperöre; L'Empereur = der Kaiser

Beispiel 364
Uebergabe von Paris

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 159f.

1. Pariser Windbeutel, was sagt ihr denn nu?
Werd't ihr jetzt halten mit Prahlen sein Ruh!
Oder müssen wir erst marschieren hinein
Daß ihr aufhöret *gloire* zu schrein?

2. Ja ja, der Hunger, der ist schon gut
Für euren dicken Hoch- und Uebermuth!
Die Hund und Katzen, die Ratten und Mäus'
Und Kleienbrod sind da gesunde Speis'.

3. Bei eurem Geprahle für Hunger thut verschlucken
Elephanten und Tiger, als wären's nur Mucken;
Der *grande nation* ihre Gloire-Darm,
Der schreit vor Hunger, daß Gott erbarm.

4. Gambetta und Troschü und all' das Gesind,
Die helfen euch aus der Patsche wie'n Kind,
Wenn's meinen mit ihrem Jodelgeschrei,
Schlagen sie uns Deutschen die Schädel entzwei.

5. Da dürft ihr schon fester anziegen die Hos'n,
Eh' ihr uns wollt beuteln, Windbeutel-Franzos'n!
Auf, eure *gloire* und was der mehr,
Geb'n wir kein ecketen Heller drauf her!

6. Dem werth'sten Schaspopo-Musje,
Dem thut wol ein weillang das Leder noch weh,
Und eure Zuaven, Turkos, Zephir,
Die können's ihm kratzen, je nach Plaisir.

7. Steck wiederum an die Laternen, Paris,
Und *deine gloire zusammen* fein lies,
Und auch für dein Hirn ein Bissel mehr Grütz,
Sonst ist dein Gehtu kein Teifel nichts nütz!

8. Mag's dich verdrießen, erfreu'n oder reu'n,
Wir suchen doch bald mitten in dich hinein,
Hurrah, ihr Brüder! Dann ist der Tanz aus,
Von Siege zu Siege gehen wir wieder nach Haus.

Beispiel 365
Uebergabe von Paris

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 160f.

1. Hurrah! Du deutsches Volk, dir hoch! Du hast gesiegt
Und schneidig hast du es der Welt bewiesen,
Daß Gnade flehend jetzt vor deinen Knien liegt,
Was man gefürchtet und verehrt als Riesen
Und angebetet stets mit feigem Sinn,
Dich Seinestadt, als Städtekönigin.

2. Du hast's gewollt. In lächerlichem Uebermuth
Hast unsre Söhne dir zum Streit erkoren.
Wo sind die Deinen jetzt? Noch rauscht das frische Blut
Der Kinder, die du dem Tyrann geboren.
Du hast's gewollt. In Trümmer sank dahin
Dein Diadem, du Städtekönigin!

3. Du hast verachtet uns, weil du uns nie gekannt,
Nach deinem Maße hast du uns gemessen.
Du Dirne weißt ja nichts vom deutschen Vaterland,
Und daß die deutsche Treu wir nie vergessen.
Zu unsern Füßen liegst du, Buhlerin,
Dein Schild ist trüb, du Städtekönigin!

4. So bitte dir den Frieden, den du hast gebrochen;
Doch füchte nichts, wir sind nicht Deinesgleichen;
Nicht wollen wir dein armes Völkchen unterjochen -
Zum neuen Leben doch die Rechte reichen.
Zunächst nimm ein Stück Brot jetzt von uns hin,
Du bleiche Städtekönigin!

Nach dem Fall von Sedan Anfang September 1870 war von der deutschen Heeresführung beabsichtigt, Paris zu besetzen, um den Friedensschluß mit Frankreich auf diese Weise zu beschleunigen und die deutschen Forderungen durchzusetzen. Entgegen alle Erwartungen des preußischen Generalstabs jedoch hielt die belagerte Seine-Metropole stand. „Die geographische Lage von Paris begünstigte eine hartnäckige Verteidigung. Die Seine, die Marne, der Ourcq-Kanal und der Kanal von St. Denis setzten einem Angriff von Süden, Osten und Norden erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Sie und das von steilen Hängen begrenzte Tal zwischen Versailles und Sèvres gliederten die nächste Umgebung von Paris in sieben Abschnitte, die alle gute Verbindungen nach Paris hatten und auch die Querverbindung der Verteidiger gewährleisteten, während sie die Verbindungen innerhalb der Angriffsarmeen und deren gegenseitige Unterstützung empfindlich schmälerten.

Zur Verteidigung der Stadt waren 16 größere Forts und mehrere kleinere selbständige Schanzen erbaut worden, die in Verbindung mit der 1,5 bis 4,5 Kilometer zurückliegenden bastionierten Stadtumwallung ein starkes Befestigungssystem bildeten. Bei Ausbruch des Krieges waren die Wälle und Festungswerke der Hauptstadt zur Verteidigung ausgerüstet und durch neue Anlagen soweit wie möglich verstärkt worden. Vor der Nordfront waren Teiche und Bäche angestaut und die Gräben der Forts mit Wasser gefüllt worden. Von der Seine bis zur Anstauung des Rouillon-Baches war eine zusammenhängende Verteidigungslinie entstanden. Auch im östlichen Vorland wurden pioniermäßig Verteidigungsanlagen errichtet. Die Höhenzüge auf dem linken Seine-Ufer wurden befestigt. Nur die Anlagen auf der Halbinsel Gennevilliers und links der Bievre konnten nicht mehr vollendet werden. Bei Annäherung der deutschen Truppen wurden die Seine- und Marne-Brücken in der Nähe der Stadt mit Ausnahme einiger weniger gut gesicherter Eisenbahn- und Straßenbrücken gesprengt. Außerdem zerstörten die Verteidiger sämtliche außerhalb der Forts nach der Stadt führenden Wege gründlich und legten im Gelände noch zahlreiche künstliche Hindernisse und Sperren an. (...) Insgesamt verfügte die französische Führung zur Verteidigung der Hauptstadt über mehr als 350.000 Mann. Allerdings waren diese Truppen bunt zusammengewürfelt, mangelhaft ausgebildet und ausgerüstet und deshalb mindestens zu Beginn der Einschließung nicht in vollem Maße im freien Feld zu Ausfällen und energischen Gegenangriffen zu verwenden. Darauf aber mußte sich die aktive Verteidigung der Festung im Zusammenhang mit der entschlossenen Ausnutzung der starken Befestigungen konzentrieren. Die zuverlässigsten Truppenteile dieser Armee von Paris bildeten die Matrosen, die zur Verteidigung der Forts eingesetzt wurden, und die aus den Arbeitervororten stammenden Bataillone der Nationalgarde. Ein großer Teil der Linientruppen war durch die bisher erlittenen Niederlagen demoralisiert.

Der Unterstützung der Festungsartillerie diente eine neugebildete Flußflotille aus fünf schwimmenden Panzerbatterien, sechs gedeckten Dampfschaluppen, einer Jacht und neun Kanonenbooten. Im Laufe der Zeit wurden aus dem reichlich vorhandenen Geschützmaterial auch 124 Feldbatterien geschaffen. Das Kommando der Verteidigung von Paris lag in den Händen des Präsidenten der französischen Regierung, General Trochus. Obwohl er von dem Gedanken beherrscht war, daß es eine Torheit sei, Paris zu verteidigen, sahen er und sein Stab sich gezwungen,, zunächst alle Anstalten zu einer hartnäckigen Verteidigung zu treffen. Die Stadtumwallung wurde in neun Verteidigungsabschnitte unterteilt, sechs auf dem rechten und drei auf dem linken Seine-Ufer. Die Verteidigung der Wälle wurde der Nationalgarde übertragen. Sie stellte auch die erste Reserve. Die Mobilgarde bildete die zweite, die Linientruppen die dritte Reserve. (...) Die vorgeschobenen Befestigungen wurden in vier Abschnitte unterteilt. Das 13. und 14. Korps übernahm zunächst die Verteidigung des Vorfeldes. Sowohl Munition als auch Lebensmittel waren ausreichend vorhanden. Damit war Paris insgesamt gut auf eine mehrwöchige Belagerung vorbereitet. Die Verteidigung mußte bei einer geschickten Führung einen langwierigen Verlauf nehmen, auch wenn Entsatz nicht sofort möglich war. Ein starker Mangel der Verteidigung bestand allerdings darin, daß es an einer ausreichenden Anzahl bereits ausgebildeter Feldtruppen fehlte. Auf ihre baldige Heranbildung aus den vorhandenen Kräften mußte die französische Führung größten Wert legen".[1230]

Der preußische Generalstab legte für die Einschließung von Paris den folgenden Plan fest: „Die Maasarmee sollte mit starken Kräften Argenteuil besetzen und mit drei Armeekorps die Einschließung von Paris vom rechten Seine-Ufer unterhalb der Stadt bis an die Marne übernehmen. Ihre Kavallerie sollte über Poissy die Verbindung mit der Kavallerie der 3. Armee herstellen. Die 3. Armee hatte den Ring um Paris zu schließen. Die Armeen sollten so nah wie möglich an die Stadt herangehen, aber den Feuerbereich der Befestigungen vermeiden. Ihnen wurde befohlen, die von ihnen eingenommenen Stellungen sofort zu befestigen. Die Kavallerie der 3. Armee sollte gegen (das zu diesem Zeitpunkt noch nicht gefallene – die Verfasser) Orléans und die Loire aufklären, um Klarheit über die dort in Aufstellung befindlichen französischen Einheiten zu erhalten. Für die 3. Armee wurde weiter festgelegt, daß sie etwaige Entsatzversuche ein bis zwei Tagesmärsche vor der Stadt entschieden zurückzuweisen habe".[1231]

Nachdem es am 19. September zu einem für die Franzosen ungünstigen Gefechtsausgang bei Villecoublay-Bicêtre gekommen war, wurde von Seiten des Kommandos in Paris auf weitere Ausfallversuche verzichtet. Die provisorische Regierung wollte sich in Paris auf die bloße Verteidigung beschränken und das Schwergewicht des Widerstandes dagegen in die Provinz verlegen. „In Paris wurden die Feldtruppen hinter die äußeren Befestigungswerke zurückgenommen. Nur eine Division verblieb auf der Hochfläche von Vincennes. Zur Sicherung der Halbinsel von Gennevilliers und der nordwestlichen Stadtumwallung besetzte das 14. Korps den Raum von St. Denis. Außerdem wurden noch Marscheinheiten und Mobilgarden eingesetzt. Westlich der Hauptstadt standen unter General Ducrot etwa 30.000 Mann".[1232] Beide Seiten beschränkten sich in der Folgezeit auf den Ausbau ihrer Befestigungen. Insgesamt kam es vor Paris infolgedessen von Mitte September bis Mitte Oktober 1870 nur zweimal zu größeren Gefechten: So unternahmen die Franzosen am 30.9. einen erfolglosen und äußerst verlustreichen Ausfallversuch an der Straße von Fontainebleau und Orléans; auch einem erneuten Ausfall am 13.10., der sich – getragen von 26.000 Mann mit 80 Geschützen – gegen die bayerischen Truppen an der Südfront richtete, war kein Erfolg beschieden. Die Franzosen erreichten hier zwar Anfangserfolge, mußten sich aber am Nachmittag wieder in den Bereich der Forts zurückziehen. Erst in der zweiten Oktoberhälfte kam es in diesem Frontabschnitt wieder zu größeren Bewegungen, als die Franzosen erneut über die Seine in Richtung auf St. Germaine ausbrechen wollten. Am 21.10. wurde das angreifende 14. Korps bei La Malmaison an beiden Flanken von den deutschen Truppen umfaßt und in seine Aus-

gangsstellungen zurückgeworfen. Ebenso scheiterte kurze Zeit später ein französischer Angriff auf Le Bourget. Am 28.10. wurde der Ort zwar nach hartnäckigem Kampf genommen, konnte jedoch bereits zwei Tage später wieder von den deutschen Truppen, wenn auch nur unter erheblichem Kräfteaufwand und hohen Verlusten zurückerobert werden. Kurze Zeit später erhielten die Belagerten Aufschwung durch die Nachricht von der Bildung der Loirearmee. Die Pariser Armeeführung plante parallel hierzu einen erneuten großen Ausfall gegen die Belagerungstruppen. „ Dazu sollte besonders ein starker Angriff gegen die westliche Einschließungslinie geführt werden. Bereits in den ersten Novembertagen wurden die in der Stadt vorhandenen zahlreichen Streitkräfte zu größeren Truppenverbänden vereinigt und in drei Armeen gegliedert. (...) Die 1. Armee war zur Besetzung der Stadtumwallung und zur Aufrechterhaltung der Sicherheit innerhalb der Stadt bestimmt. (...) Die 2. Armee sollte die Ausfälle gegen die Einschließungsarmee ausführen. (...) Die 3. Armee sollte bei größeren Ausfällen Scheinangriffe an anderen Abschnitten unternehmen. In den Forts und Außenwerken standen 80.000 Mann Mobilgarden, in den Befestigungen von St. Denis 35.000 Mann. Die Gesamtstärke der in Paris verfügbaren Streitkräfte betrug damit gegen Ende November mehr als 400.000 Mann. Demgegenüber verfügte das deutsche Hauptquartier Ende November vor Paris nur über etwa 200.000 Mann.

Nachrichten über einen Sieg der inzwischen zur Offensive übergegangenen Loirearmee bei Coulmiers am 14.11. veranlaßten General Trochu, die Pläne für den Ausfall zu ändern. (...) Nun sollte durch einen Ausfall nach Osten mit anschließender Drehung des Stoßes nach Süden bei Fontainebleau Verbindung zur Loirearmee, die einer Nachricht aus Tours zufolge gleichzeitig angreifen sollte, hergestellt werden. (...) Das deutsche Hauptquartier hatte zu dieser Zeit infolge der aus dem Süden drohenden Gefahr eine Veränderung in der Aufstellung seiner Armee vorgenommen. Die 4. Armee dehnte ihre Front weiter nach Süden aus und setzte einen Teil des XII. Armeekorps auf das linke Marne-Ufer bei Noisy-le-Grand über. Das II. Armeekorps der 3. Armee wurde hinter der Südfront an der Yvette aufgestellt. Der französische Hauptstoß richtete sich am 30.11. gegen den rechten Flügel der württembergischen Division zwischen *Brie-sur-Marne* und *Champigny* über die Halbinsel Joinville hinweg. Die französische 2. Armee griff mit zwei Korps frontal, mit einem flankierend an. Die Württemberger wurden zurückgeworfen. Die Franzosen nahmen Champigny und Brie und wandten sich gegen Villiers. Es gelang ihnen aber nicht, in die rechte und linke Flanke der deutschen Gefechtsordnung vorzustoßen. Die Dunkelheit beendete den Kampf. An der Nordfront fanden an diesem Tage Scheingefechte statt, um den Gegner zu täuschen. Noch in der Nacht führte das deutsche Hauptquartier bedeutende Verstärkungen an die gefährdete Stelle heran. Es handelte sich um Teile des II., VI. und XI. Armeekorps. Am 1.12. hatten sie bereits bedeutende Kräfte konzentriert. Die französischen Truppen griffen an diesem Tage nicht an, ihr Oberkommando ließ sie in ihren exponierten Stellungen ausharren, um die deutsche Führung zu zwingen, hier noch stärkere Kräfte im verlustreichen Frontalangriff einzusetzen. Am 2.12. eröffneten die deutschen Truppen den Gegenangriff. Sie konnten Brie und Champigny nur zum Teil und dann auch nur vorübergehend zurückerobern. Die jetzt verstärkten französischen Truppen wurden wirksam durch die Artillerie der Forts unterstützt, und die im Frontalangriff vorgehenden deutschen Truppen erlitten hohe Verluste. Seinerseits ergriff der französische Armeeoberbefehlshaber am 3.12. die Initiative zur Weiterführung des Angriffs. Alle Divisionen wurden auf das linke Ufer der Marne geworfen, eine starke Artillerielinie wurde gebildet. Bei Brie wurde erneut gekämpft, aber jedes Vorgehen auf Villiers scheiterte. Die deutschen Kräfte hielten auch den von ihnen besetzten Teil von Champigny. Wieder beendete die Dunkelheit die Kämpfe. Moltke und der Stab der Maasarmee beurteilten die Lage nach wie vor sehr ernst und trafen Maßnahmen, um unter teilweiser Aufhebung der Belagerung die Verfolgung der ausgebrochenen Truppen sofort aufnehmen zu können. Entsprechende Befehle zur Umgruppierung wurden bereits erlassen. Doch das französische Kommando sah davon ab, die schon ermatteten und demoralisierten Truppen erneut ins Gefecht zu führen, die in diesen Gefechten etwa 12.000 Mann verloren hatten (deutsche Verluste etwa 5000 Mann). Die französischen Truppen traten in der Nacht um 4.12. den Rückzug an".[1233]

Auf den eben behandelten Zeitraum nehmen die sechs ersten unserer „Paris"-Lieder bezug: Nr. 351: **„Das Lied von Bougival"**, Nr. 352: **„Der tapfern Schwaben Lob"**, Nr. 353: **„Gefecht am 2. und 3. December 1870 beim Dorfe Champigny"**, Nr. 354: **„Württembergisches Kriegslied"**, Nr. 355: **„Die Bayernschanze"** sowie Nr. 356: **„Fransecky hoch"**!, eine Hymne auf den General der Infanterie von Fransecky, den Führer des II. Korps (3. und 4. Division), der an den Kämpfen um Champigny am 2./3. Dezember 1870 teilnahm.

Nr. 351 **„Das Lied von Bougival"** beschreibt anschaulich die militärische Auseinandersetzung um die vor St. Germain gelegene Ortschaft Bougival, wo am 21.10. ein Ausfallangriff aus Paris stattfand, wobei der uns unbekannte Verfasser die Form eines „Heimatliedes" gewählt hat. Bougival war eine Art Schlüsselposition für den Ausfall über die Seine in Richtung St. Germain und von daher für beide Seiten sehr wichtig. Aus dem Lied wird deutlich, wieso die Pariser Garnison in der zweiten Oktoberhälfte überhaupt einen erfolgversprechenden Ausfallversuch zu unternehmen vermochte. Der unermüdliche Einsatz einzelner Bataillone der inzwischen in größerem Umfang organisierten und mobilisierten französischen Mobilgarde sowie vor allem die plötzlichen und unerwarteten Überfälle herumschweifender Franktireurs auf die deutschen Belagerungsarmeen hatten dazu geführt, daß das deutsche Hauptquartier einzelne Truppenverbände aus dem Einschließungsring zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen abziehen mußte und die Belagerungstruppen vermindert waren. Auf die Franctireurs wird denn auch ausdrücklich in der 1. Strophe bezug genommen („Und der Franktireur / Mit dem Schießgewehr / Uns von hinten drohet Tod und

Mord"). Zu den Franctireurs siehe auch die Lieder Nr. 332-334 sowie die dazugehörigen Ausführungen. Daneben wird mit galligem Spott außer auf einzelne kriegerische Vorkommnisse vor allem auf den Unbequemlichkeiten und Nöte des Soldatenlebens im Kriege eingegangen (Str. 2: „... Der Soldat im Dreck triefend kriecht"; Str. 4: „Wo der Füsilier / Und der Musketier / Nur noch liegt im tiefen, tiefen Dreck..."; Str. 5: „Auf Matratzen froh / Kriechen Laus und Floh, / Militairisch schwenkend links und rechts" usw.). Am Schluß jeder einzelnen Strophe findet sich dann jeweils eine Lobpreisung dieser „Heimat": „Dieses schöne Thal / Ist mein Bougival, / 's ist mein schönes, theures Bougival", eine Floskel, die im Anschluß an die geschilderten Strophen inhalte nur ironisch, wenn nicht sogar zynisch anmuten muß.

Die Lieder Nr. 352-355 setzen sich sodann konkret mit den Kämpfen des 2./3. Dezember 1870 bei Champigny und Brie auseinander, wo 70.000 Mann der Pariser Besatzung seit dem 30. November gegen die deutsche Zernierungslinie im Südosten der Seine-Metropole anstürmten und den deutschen Belagerern schwere und äußerst verlustreiche Kämpfe lieferten, wie auch die angeführten Lieder nicht verhehlen. (Nr. 352: **„Der tapfern Schwaben Lob"**, Str. 3-8; Nr. 353: **„Gefecht am 2. und 3. Dezeember 1870 beim Dorfe Champigny"**, Str. 1-4; Nr. 354: **„Württenbergisches Kriegslied"**, Str. 1-7; Nr. 355: **„Die Bayernschanze"**, Str. 1). Zwar konnte der preußische König am 2. Dezember der Königin in Berlin Meldung machen: „Heute die noch vom Feinde besetzten Punkte diesseits der Marne durch Preußen, Württemberger und Sachsen wieder genommen, Champigny und Brie-sur-Marne",[1234] und die Ausbrecher sahen sich zum Rückzug nach Paris veranlaßt, doch war damit der Krieg seinem glücklichen Ende offensichtlich um keinen einzigen Tag nähergebracht worden. Auch die in **„Die Bayernschanze"** wiederum beschworene Waffenbrüderschaft zwischen den Soldaten der einzelnen deutschen Länder wurde allmählich immer mehr auf die Probe gestellt: „Der ständige Kleinkrieg zerrte an den Nerven. Nun gerieten sie sich selber in die Haare. Eine einzige Kanone erbeuteten endlich Preußen und Bayern. Die Preußen hißten ihre schwarzweiße Fahne, die Bayern wollten ihr weißblaues Banner aufpflanzen oder – zum Zeichen einer gesamtdeutschen Waffentat – die schwarzrotgoldenen Farben. Von einer Rauferei berichtete die Wiener *Neue Presse*. Der Oberbefehlshaber der Dritten Armee, der Kronprinz von Preußen, mäkelte wieder an seinen bayerischen Verbänden herum: Sie hätten zuwenig Grundausbildung, kaum Disziplin, und die bayerischen Feldärzte schickten Leichtverwundete nach Hause. Man griff einige Bayern auf, die mit einer französischen Patrouille in einer Kneipe soffen. Deutsche und französische Posten tauschten vor Paris bereits Zeitungen aus".[1235]

Neben dem Kleinkrieg waren es besonders die Witterungsbedingungen sowie die mangelhafte Versorgung, die auch den Belagerern von Tag zu Tag mehr zu schaffen machten. „Es wurde ein besonders strenger Winter. Die Soldaten vermummten sich mit Decken, organisierten Pelzen, wattierten Mänteln und Kapuzen. Dichte Stiefel wurden Mangelware. Schuhzeug des Feindes war genug erbeutet worden, doch ‚so ein brandenburgischer Fuß nimmt allein zwei französische Schuhe in Anspruch'. Gefangenen mit großen Füßen zog man die Stiefel aus, manchmal auch die Hosen. An Frostbeulen war man gewöhnt, die schweren Erfrierungen nahmen zu. Pferde, obwohl mit Eisnägeln versehen, stürzten auf den spiegelglatten Wegen. Stäbe kampierten in Schlössern, konnten die vorgefundenen Bücher verheizen oder einen Baum mit den Wurzeln voraus in den Kamin legen, anzünden und langsam nachschieben. Die meisten Soldaten buddelten sich in die gefrorene Erde. Sie lagen in Unterständen, mit den Füßen zum Feuer in der Mitte, mit angesengten Sohlen und kalten Köpfen. Und die Verpflegung wurde knapp. Fast 700.000 deutsche Soldaten mit 160.000 Pferden standen nun in Frankreich. Sie benötigten täglich 225.000 Stück Brote, 185 Stück Rindvieh, 400 Zentner Speck, 540 Zentner Reis, 160.000 Quart Branntwein, 40 Zentner Kaffee, 3400 Wispel Hafer, 6800 Zentner Heu und 1000 Schock Stroh. (...) Wenn der Nachschub klappte, gab es Rindfleisch mit Reis und Reis mit Rindfleisch. Und meistens Erbswurstsuppe, von der man Durchfall bekam. Die Partisanen des Generals Winter zermürbten die Truppe. ‚Herr Jott, du lebst noch'? begrüßten sich die halberfrorenen, halbverhungerten Soldaten".[1236] All dieses „normale, alltägliche Soldatenelend" wird von unseren Liedautoren gänzlich verschwiegen.

Voller Heldenpathos und den Krieg verherrlichend ist dagegen wiederum Lied Nr. 356: **„Fransecky hoch"!**. In ihm wird der General der Infanterie Eduard Friedrich Karl von Fransecky, Chef des II. Armeekorps in der 2. Armee enthusiastisch für den Sieg des 2. Dezember 1870 bei Champigny gefeiert. von Fransecky hatte 1825 sein Offizierspatent erworben und war 1843 zum Generalstab versetzt worden. Danach hatte er den Großteil seiner Laufbahn bei Verwaltungsstellen, im Instruktionsdienst oder mit wissenschaftlicher Tätigkeit verbracht. Ab 1864 hatte er das Kommando über die 7. Division in Magdeburg inne. Obwohl er ursprünglich also vorwiegend Theoretiker war, hatte er 1866 in Königgrätz trotz seiner Unerfahrenheit eine entscheidende Rolle gespielt. Kein Truppenführer erlangte damals größeren Ruhm als er. Der Liedautor ist offensichtlich ein Angehöriger des II. Korps, welches in Stettin, Stargard, Stralsund, Pasewalk, Hohensalza, Bromberg und Gnesen stationiert war, bevor es von Fransecky „aus Pommernland hinaus in's Feld", auf die Schlachtfelder Frankreichs geführt wurde. Glaubt man unserem unbekannten Liedermacher, war Fransecky auch höchstpersönlich verantwortlich für den Sieg bei Gravelotte, „als er zum Sieg uns brachte / (...) – über des Feindes Aar" (Str. 2), ein Beispiel abstoßender Heldenverehrung. Entgegen den Erwartungen und Hoffnungen des Generalstabs konnte der Krieg nicht mit der Vernichtung beziehungsweise Gefangennahme des Gegners beendet werden. Bismarck befürchtete, daß der lange, insgesamt erfolglose Kampf vor Paris das neutrale Ausland zur Intervention zugunsten Frankreichs ermuntern, Staaten wie Österreich, Dänemark und Italien sogar zur Einmischung bewegen würde. Auch die Verhandlungen mit den süddeutschen Regierungen

über den Anschluß ihrer Staaten an den Norddeutschen Bund litten unter dieser Situation. Aus diesem Grund kam es zur heftigen Auseinandersetzung Bismarcks mit Moltke und dem Generalstab über die Weiterführung des Kampfes gegen Paris: Bismarck wollte den Krieg binnen kürzester Zeit beendet wissen, weswegen er die sofortige Beschießung von Paris forderte, um die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Im Gegensatz dazu hielt der Generalstab die Beschießung der französischen Hauptstadt für sinnlos, „solange es keine Möglichkeit gab, nicht nur Belagerungsgeschütze in ausreichender Zahl, sondern auch soviel Munition nach Paris zu transportieren, daß ein begonnenes Bombardement bis zur Übergabe fortgesetzt werden konnte".[1237]

Nach dem gescheiterten Ausfall bei Villiers-Champigny (30.11. bis 2.12.70) bemühte sich auf der gegnerischen Seite das Kommando der in Paris stationierten Verbände, die Truppen wieder zu ordnen und ihre Kampfkraft wiederherzustellen. Verschiedene weitere Ausbruchsversuche – etwa ein französischer Angriff auf Le Bourget am 21.12. – scheiterten jedoch ebenso wie alle vorangegangenen Pläne. Inzwischen verschoben sich auch die Gewichte weiter zu Ungunsten der belagerten Stadt, da mit der Niederwerfung der Festungen im Osten die beiden nach Paris führenden Eisenbahnlinien über Metz, Mézières und Soissons sowie über Straßburg, Toul und Epernay von den Deutschen genutzt werden konnten. „Bis Ende 1870 waren 235 schwere Geschütze und der entsprechende Munitionsvorrat herangeführt worden. Etwa 100 Geschütze waren bereits feuerbereit in 17 Batterien an der Südfront von Paris in Stellung gebracht worden. Damit konnte Moltke seine bisherigen Vorbehalte gegen den Artillerieangriff auf Paris aufgeben, zumal sich seine Hoffnungen auf die schnelle Aushungerung der Stadt nicht erfüllt hatten".[1238] Am 5.1.1871 begann somit die Beschießung der Seine-Metropole. Von französischer Seite waren an der Südfront 402 Geschütze eingesetzt, die aber nicht zu verhindern vermochten, daß sich der Belagerungsring um Paris immer mehr zusammenzog. Auch an der Ostfront, wo auf deutscher Seite nur 76 Belagerungsgeschütze gegen 191 französische Geschütze standen, erzielten die Deutschen Fortschritte. Die Lage in der französischen Hauptstadt verschlimmerte sich im Laufe des Januars von Tag zu Tag, zumal die deutsche Artillerie täglich 300 bis 400 Geschosse gegen die Wohnviertel verschoß, eine reine Terrormaßnahme, den den Widerstandswillen der Einwohner von Paris erschüttern sollte. Es traten immer größere Mängel in der Lebensmittel- und Brennstoffversorgung auf. Die Unzufriedenheit großer Teile der Bevölkerung mit der Regierung und dem Oberkommando der Armee wuchs. Um dieser zu begegnen „und die der Regierung gefährlichsten Kräfte, die Nationalgarde kräftig zur Ader zu lassen",[1239] wurde für den 19.1. ein Massenausfall gegen die deutschen Linien bei Montretout, Garches und Buzanval befohlen. „Am 19.1. ging eine Ausfallarmee von 90.000 Mann unter dem Befehl des Generals Trochu in drei Kolonnen nach Südwesten in der Richtung auf Versailles vor. Schon von Anfang an war das Zusammenwirken der Kolonnen untereinander und mit der Artillerie durch das Armeekommando ungenügend organisiert. Mit großem Elan vertrieben die Truppen die deutschen Vorposten und besetzten die Verschanzungen von Montretout, den Park von Buzanval und einen Teil von St. Cloud. Diese geringen Anfangserfolge konnten aber gegenüber den deutschen Truppen, vor allem deren Artillerie, nicht ausgebaut werden. Der französische Angriff kam erst in einigen Richtungen, später an der ganzen Front zum Stehen. Am Nachmittag befahl Trochu den Rückzug, ohne daß eine endgültige Entscheidung gefallen war. Einzelne französische Truppenteile leisteten gegenüber den deutschen Gegenangriffen erbitterten und zum Teil auch erfolgreichen Widerstand. Trotzdem konnten auch sie das Scheitern des Ausbruchsversuchs nicht verhindern. Die hohen Verluste der französischen Truppen in den Gefechten am 19.1. waren umsonst gewesen".[1240]

Einen Tag später erklärte General Trochu jeden weiteren Ausbruchsversuch für sinnlos. Am 23.1. nahm Jules Favre in Versailles mit Bismarck Verhandlungen auf, um einen ehrenvollen Waffenstillstand zu erreichen. Das deutsche Hauptquartier forderte in dieser Situation die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen für alle französischen Armeen mit Ausnahme der Ostarmee Bourbakis. Dafür gestand man zu, bereits in der Nacht vom 26. zum 27.1. den Kampf vor der französischen Hauptstadt einzustellen und die Versorgungswege freizugeben, wenn den deutschen Truppen nur alle Forts übergeben und die Anlagen des Hauptwalls abgerüstet würden. „Die französische Regierung ging darauf ein. Sie machte sogar noch größere Zugeständnisse, weil sie das eigene Volk mehr fürchtete als die Eroberer. Am Abend des 26.1. fanden die Feindseligkeiten vor Paris ein Ende, die Zufuhr von Lebensmitteln in die Stadt konnte beginnen. Am 28.1. wurde schließlich zwischen Bismarck und Favre eine Konvention abgeschlossen, die einen zunächst auf 21 Tage befristeten Waffenstillstand vorsah. Am nächsten Tag besetzten die deutschen Truppen die Forts und die Stadt St. Denis und 250.000 Mann der Pariser Besatzung legten ihre Waffen nieder; 602 Feldgeschütze und 1362 schwere Geschütze wurden übergeben. Am 31.1. trat der Waffenstillstand in Kraft".[1241]

Lied Nr. 357: **„Die Badenser bei Nuits"** beschäftigt sich mit einer an sich unbedeutenden militärischen Episode, auf die keines der von uns herangezogenen kriegsgeschichtlichen Werke näher eingeht. Am 19. Dezember 1870 wurde die Ortschaft Nuits von der 1. und 2. Brigade des Württembergisch-Badenschen Korps nach heftigen Kämpfen, die der unbekannte Autor des Textes anschaulich beschreibt, erstürmt. Die Soldaten waren in aller Früh von Dijon, wo sie stationiert waren, in Richtung Nuits aufgebrochen und hatten bereits bei Boncourt erste Feindberührungen. Die Kämpfe im Vorfeld von Nuits werden in aller Ausführlichkeit mit all ihren Schrecken dargestellt, die badischen Soldaten mußten von ihren Kameraden des 2. Regiments aus einer für sie bedrohlichen Lage herausgehauen werden, bevor die Franzosen endlich dem vereinten Ansturm wichen und sich wieder nach Paris zurückzogen.

Lied Nr. 358: **„Kutschke an Garibaldi"**, eines der zahllosen „Kutschke"-Lieder jener Tage, verspottet den Befehlshaber der Vogesenarmee Giuseppe Garibaldi, geboren 1807 in Nizza, gestorben 1882 in Caprera. Garibaldi war der demokratische Vorkämpfer für die nationale Einheit Italiens. 1866 war er sodann der Befehlshaber der italienischen Freischaren gegen Österreich. Schon bald nach der Ausrufung der Französischen Republik stellte er sich den Franzosen für ihren Kampf gegen die deutschen Angreifer zur Verfügung. Der Spott unseres Liedautors erscheint völlig unangebracht angesichts der Tatsache, daß die Deutschen in Garibaldi einen sehr ernsthaften Gegner vor sich hatten, der maßgeblich an der Aufstellung und Ausbildung seiner Truppen beteiligt gewesen war. Am 24.11. waren die Truppen Garibaldis von Autun aus gegen Dijon vorgegangen und hatten am 26.11. vier deutsche Bataillone angegriffen. Obwohl die Deutschen alle verfügbaren Kräfte gegen ihn zusammenzogen, mußte der deutsche Vormarsch angesichts des entschlossenen Widerstandes bald eingestellt werden. Unter dem Einfluß Garibaldis verstärkte sich auch die Tätigkeit der Franktireurs, die alsbald das ganze bereits okkupierte Land unsicher machten. Erst Mitte Dezember gelang es dann einer deutschen Brigade, die französischen Kräfte in die Festung Langres zurückzuwerfen. Unser Lied stammt aus den letzten November-, vielleicht auch den ersten Dezembertagen, worauf die Tatsache hinweist, daß sich in Str. 1 noch Tours als Regierungssitz erwähnt findet. Erst am 9.12. verlegte die französische Regierungsdelegation angesichts eines Vorstoßes der 2. Armee auf Bourges ihren Sitz nach Bordeaux.

Die Lieder Nr. 359: **„Das deutsche Heer vor Paris"**, Nr. 360: **„Bei der Nachricht von dem eröffneten Bombardement vor Paris"** und Nr. 361: **„Von der schönen Josephine"** beschäftigen sich mit der Bombadierung der französischen Hauptstadt durch die deutsche Artillerie beziehungsweise – im Falle des letzten Liedes – mit der gegnerischen Artillerie. „Das deutsche Heer vor Paris" wurde am 19.12. von Heinrich Zeise in Altona, also weit weg vom Kriegsschauplatz verfaßt, am selben Tag, als die Franzosen ihren letzten Ausfall aus der Seine-Metropole wagten und das Schicksal der Stadt noch nicht endgültig entschieden war. Gleichwohl war am endgültigen Sieg der Deutschen kaum mehr zu zweifeln. Die armseligen und harten Lebensverhältnisse der Belagerungsarmeen hatten sich offensichtlich bis nach Deutschland herumgesprochen, da Zeise in Str. 1 ausdrücklich auf den harten Winter, mit Schnee, Frost und bitterer Kälte eingeht, vor denen die Frontsoldaten in ihren Unterständen, Baracken und Zelten nur unzureichend Schutz fanden. Natürlich werden die Leistungen der Soldaten vor Paris angesichts dieser Lebensumstände durch unseren Liedermacher noch unterstrichen, ihre Ausdauer und Tapferkeit hervorgehoben. Zeise malt hier auch eine schaurige Idylle: „Während hier (in Deutschland – die Verfasser) „am Tannenbaum (...) tausendfacher Lichter Glanz" erstrahlt, „spielt dort der Tod im Lagerraume / Mit donnerndem Geschütz zum Tanz". Übrigens wurde auch im Feindesland eine „echt deutsche Weihnacht" gefeiert. „Im Quartier Wilhelms I. stand ein Lichterbaum unter dem Transparent ‚Es lebe der König'! Gemütsvoll und martialisch ging es beim Kronprinzen zu. Es gab Punsch und Pfefferkuchen; eine Lotterie für 80 Personen wurde veranstaltet. Odo Russel, der englische Vertreter im Hauptquartier, gewann ein preußisches Offiziersportepee. Von zu Hause hatte Friedrich Wilhelm einen Taschenrevolver und ein Nadelkissen erhalten. Rund um Paris stand ein christ-germanischer Tannenwald. Er war mit brennenden Kerzen geschmückt, mit Erbswürsten und Chassepotkugeln behangen".[1242] Unser humanistisch gebildeter Autor nennt Paris bei seinem römischen Namen „Lutetia" und vergleicht die Stadt mit Babel oder Troja, Trochu werden die Fähigkeiten des Götterhelden Hektor abgesprochen. Sodann wird der Vermutung Ausdruck gegeben, daß Paris schwerlich mehr als sechs Monate wird Widerstand leisten können, wohingegen Troja den Feinden doch immerhin zehn Jahre lang trotzen konnte. Es ist nur natürlich, daß Zeise dem deutschen Heer einen neuen Homer prophezeit: „Es wird dereinst in spätern Zeiten, / ein Sänger, herrlich wie Homer, / ein Lied entlocken goldnen Saiten, / die Illias vom deutschen Heer".

In Lied Nr. 360: **„Bei der Nachricht von dem eröffneten Bombardement vor Paris"** thematisiert Martin Greif am 27.12.1870 die erste Beschießung der Seinemetropole, der die Deutschen mit ihren Schüssen unmißverständliche Botschaften hinüberschickten, nämlich daß das Deutsche Reich vom Tod auferstanden und zweitens der Rhein in deutschen Besitz übergegangen sei, und daß die Deutschen vor Paris verweilen würden, bis diese Tatsachen von den Franzosen anerkannt worden seien. Es ist bekannt, daß Artilleristen bisweilen ein besonderes Verhältnis zu ihren Kanonen entwickelten, ihnen oftmals sogar einen Namen gaben. Lied Nr. 361: **„Von der schönen Josephine"** geht dagegen auf ein gegnerisches Geschütz ein, das „in blinder Wut (...) manch zentnerschweren Zuckerhut" (Str. 2), ganz konkret wird von einhunderteinundvierzig Schuß gesprochen (Str. 3), auf die Deutschen abfeuerte, bis es schließlich in unserem Lied von den Preußen erobert wurde. Der Name Valerie, den das Geschütz nach unserem Autor R. Löwenstein von den deutschen Soldaten verpaßt bekam, weist darauf hin, daß es im Fort Mont Valérien im Westen von Paris seinen Standort hatte, von wo aus beispielsweise auch das Schloß St. Cloud in Brand geschossen wurde. Es könnte sich hierbei durchaus um das Geschütz handeln, um welches sich die Preußen und Bayern nach seiner Eroberung stritten (siehe S. 671). Schließlich kam es als Beutegut nach Berlin. Auf einen Einsatz der Sachsen am 19. Januar 1871 nimmt Lied Nr. 362: **„Die Sachsen in der Schlacht bei Saint Quentin"** bezug. Am 19. Januar mußten die deutschen Belagerungstruppen einem massiven französischen Ausbruchsversuch begegnen, mit dem die französische Regierung sich des Druckes der Nationalgarde zu entledigen trachtete, die ihr kritisch gegenüberstand. Auf den erbitterten Widerstand einzelner französischer Verbände beim Rückzug der Franzosen, der an der Gesamtsituation aber nichts zu ändern vermochte, sind wir an anderer Stelle kurz eingegangen (S. 672). Hier kostet die Gegenwehr die zur Abwehr des französischen Vorstoßes eingesetzten Sachsen erhebliche Opfer, bis sie schließ-

lich – nach Aussage des anonymen Verfassers – trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der französischen Nationalgardisten die Oberhand behalten und zweihundert Gefangene in den Händen der Deutschen zurücklassen müssen (Str. 7 und 8). Immer wieder beschäftigen sich Liedautoren natürlich auch mit der Übergabe der lange belagerten Stadt, in die die deutschen Geschosse manche böse Wunde gerissen hatten, wobei die Verfasser der betreffenden Lieder jeweils mehr oder weniger billigen Spott über das geschlagene Paris ausgießen. In den drei von uns vorgestellten Liedern – Nr. 363, 364 sowie 365, die alle drei den Titel **„Uebergabe von Paris"** tragen – wird dabei die Stadt beziehungsweise ihre Bevölkerung direkt angesprochen. Alle Lieder gehen auch auf die durch die Belagerung hervorgerufene Hungersnot in der Metropole ein und auf die Tatsache, daß der Appetit der ausgehungerten Pariser auch vor Mäusen, Ratten (Nr. 363, Str. 4; Nr. 364, Str. 2), Hunden und Katzen (Nr. 364, Str. 2) sowie den Tieren des Pariser Zoos (Nr. 364, Str. 3) nicht haltmachte. In Nr. 365 wird der „bleichen Städtekönigin" ein Stück Brot angeboten (Str. 4). Über die elende Versorgungslage der Pariser Bevölkerung im Verlauf der Belagerung durch die deutschen Truppen weiß Herre folgendes zu berichten: „Proviant in Fülle war in die Festung geschaffen worden. Riesenherden von Rindern weideten im Bois de Bologne; der Teich von Auteuil war halb ausgetrunken. Im Luxemburg-Garten wurden Hammel von den Statuen der Königinnen von Frankreich gehütet. In Parkbeeten pflanzte man Gemüse, in Hinterhöfen wurden Kaninchen gefüttert. Über zwei Millionen verwöhnte Esser waren auf unbestimmte Zeit zu verpflegen. ‚Man hat gestern die letzten Austern gegessen', notierte der Feinschmecker Goncourt am 24. September, fünf Tage nach der Einschließung der Stadt. Am 1. Oktober vermerkte er: ‚Heimtückisch schleicht das Pferdefleisch sich in die Pariser Ernährung ein'. Um diese Zeit stapelten sich sonst in den Hallen die Schätze des Herbstes. Nicht zur Stelle waren nun die Kompanien der Rehe, die Schwadronen der Fasane, die Regimenter der Rebhühner und die Armada der Fische. Nun gab es einige Dosen Liebigs Fleischextrakt, Fett, das wie Waschseife aussah, und rotschwärzliches Pferdefleisch. (...) Ein Pferdeprobeessen veranstaltete die ‚Zentralkommission für Gesundheitspflege' an diesem 1. Oktober im Stadthaus. Es gab Pferdebrühe, gekochtes Pferd mit Kohl, Pferdeschwanz à la mode, Pferderippen geschmort, Pferdefilet gebraten. Die Pferdeschlächterei wurde Monopol der Regierung. Seit dem 1. Dezember wurde offiziell nur noch ‚Cheval' angeboten. Auch zwei berühmte Traber wurden geschlachtet. 1867 hatte sie der Zar dem Kaiser geschenkt. Ihr Kaufwert betrug 56.000 Franken. Nun bezahlte die Behörde für das Pfund Lebendfleisch 40 bis 50 Centimes. Esel brachten es bis auf 75 Centimes.

‚Heute steht auf der Karte des Restaurateurs Büffel, Antilope, Känguruh', berichtete Goncourt am 6. Dezember. Den Rüssel des Lieblingselefanten Pollux entdeckte er beim englischen Metzger auf dem Boulevard Haussmann. Die Pariser aßen ihren Zoo auf. Begehrt waren Bärenbeefsteaks, die Alexander Dumas in seinen Reiseeindrücken gepriesen hatte. Derartige Genüsse konnten sich nur wohlhabende Leute leisten. Ein Pfund Elefant oder Bär kostete 10 bis 15 Franken. Ein lediger Nationalgardist bekam täglich eineinhalb Franken, ein verheirateter zweieinviertel Franken Sold. Für eine Tageslöhnung gab es ein Pfund Hundefleisch oder zwei Ratten. Ein eigener Rattenmarkt war sehr besucht. Die Tiere drängten sich in einem großen Käfig. Der Käufer wählte, der Verkäufer ließ die Ratte heraus. Eine bereitstehende Bulldogge brach ihr das Rückgrat und apportierte. Auf den Karten der teuren Restaurants standen Ratten in Champagner, Ratten mit Oliven, Ratten auf Wildart. Im Jockey-Club speiste man Rattenpastete mit Champignons. ‚Hundebouillon à la Bismarck' eröffnete das Menü. Katzen waren besonders geschätzt. ‚In Zwiebeln gedämpft oder als Ragout machen Katzen ein vortreffliches Gericht. Wenn ich nach London zurückkehre, werde ich mich oft mit einem dieser Tiere regalieren', berichtete Henry Labouchère dem Daily News.

‚Widerstand bis auf's äußerste', hieß es auf dem Wagen, in dem geschlachtete Katzen angeboten wurden. Sechs Franken kostete das Stück. Für die ärmlich gekleideten Frauen, die vor einem Bäckerladen warteten, war dies ein unerreichbarer Genuß. Am 19. Januar wurde das Brot rationiert: täglich 300 Gramm für Erwachsene, 150 Gramm für Kinder. In der Rue Saint-Nicolas lief eine Dirne hinter Goncourt her: ‚Herr, wollen sie zu mir hinaufkommen ... für ein Stück Brot'? (...) Die Eskalation des Hungers traf die Armen. Sie waren auf das Rationierungssystem der Regierung angewiesen. Die Reichen trieben für teures Geld immer wieder etwas auf: zwei Lerchen, eine Konservendose Spargel, vielleicht einen Hammelbraten für 75 Franken. In den Arbeitervierteln standen Frauen von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends Schlange für halbverschimmeltes Brot und ein paar Lot Pferdefleisch. Sie froren, weinten, schimpften und bettelten. ‚Gleichheit vor dem Hunger', forderte die Défense Nationale. Sie verglich die Lumpengestalten vor den amtlichen Armenküchen mit den Prassern in den Luxusrestaurants. In einer belagerten Stadt hätten alle Bürger denselben Anspruch auf Leben; das Geld als Mittel, sich Nahrung zu beschaffen, müsse verschwinden: ‚Es darf nicht länger sein, daß Leute sich Verdauungsstörungen holen, während andere Hungers sterben, Wir fürchten mehr als den Angriff der Preußen einen Aufstand, wenn die Regierung noch zögert, alle Nahrungsmittel zu requirieren'. Schon ging im Arbeiterviertel von Belleville das Brennmaterial aus. Dabei hatte man den strengsten Winter seit Menschengedenken. Die Kohle wurde für die Leuchtgasfüllung der Luftballons verheizt. Holz war knapp. Auf den Avenuen fällte man die Bäume. Holzzäune verschwanden über Nacht. Ein Holzdepot in der Rue des Belles Feuilles wurde geplündert. Wintermäntel und Pelze sah man nur in den vornehmen Quartieren. Wein war genug für alle da. Er wärmte ein wenig, heizte den Klassenhaß an, schenkte patriotische Räusche".[1243]

Als Ursache alle derzeitigen Elends wird von den gegnerischen Liedermachern jeweils der „welsche Hochmut" ausgemacht. So heißt es etwa in Nr. 363, Str. 6: „Franzos, Rothos, Du Prahlhans groß, / Der Deutsche ist dein Sieger", in Nr. 364 wird der Pariser beziehungsweise die Franzosen mehrfach als „Windbeutel" (Str. 1 und 6) oder

als „Prahler" apostrophiert (Str. 1 und 3), für deren „Hoch- und Uebermuth" der Hunger gerade gut sei (Str. 2). In Nr. 365 heißt es unter anderem: „In lächerlichem Übermuth / Hast unsre Söhne dir zum Streit erkoren" (Str. 2) oder: „Du hast verachtet uns, weil du uns nie gekannt, / Nach deinem Maß hast du uns gemessen" (Str. 3). Einen großen Eindruck scheinen auf die Deutschen auch hier wieder die „Zuaven" und „Turkos" hinterlassen zu haben, desgleichen die überlegenen französischen Infanteriegewehre, die „Schaßpos", die immer wieder Erwähnung finden (Nr. 363, Str. 2; Nr. 364, Str. 6). Zu den Zuaven und Turkos sowie der französischen Bewaffnung siehe S. 488f. Die Waffenstillstandsbedingungen wurden vom preußischen Ministerpräsidenten und jetzigen Reichskanzler Otto von Bismarck und den französischen Unterhändlern Jules Favre und Louis Adolphe Thiers ausgehandelt. Franz Herre hat diese Verhandlungen „rekonstruiert", und wir wollen hier seinem Bericht folgen:

„Eine Kutsche, deren kaiserliche Wappen abgekratzt waren, hielt an der Seine bei Sèvres. Das Wagenfenster füllte die Gestalt eines Generalstabshauptmanns aus. Graf Maurice d'Hérisson reichte dem Nationalgardisten einen Passierschein. Er sollte nicht sehen, wer sich in die Polsterecke drückte. Es war Jules Favres, Vizepräsident und Außenminister der ‚Regierung der nationalen Verteidigung'. Auf Nebenwegen war er glücklich an der Zernierungslinie angelangt. ‚Gott allein weiß, was uns die Pariser Bevölkerung antun wird, wenn wir gezwungen sind, ihr die Wahrheit zu sagen', seufzte der Herr im schlotternden Advokatenfrack. Er war auf dem Wege zu Bismarck. Am Nachmittag des 23. Januar hatte er ein Billett erhalten: Der Reichskanzler empfange den Vizepräsidenten zu der erbetenen Unterredung. Dieser hatte sich sofort auf den Weg gemacht. (...) Um 20.00 Uhr hielt der Wagen in der Rue de Provence in Versailles, vor der Villa Jessé. Favre wurde in den kleinen Salon im ersten Stock geführt. Wenige Minuten später trat der Kanzler ein. ‚Sie sind seit Fèrrieres recht grau geworden, Herr Minister', eröffnete Bismarck die Unterredung. Favre zuckte zusammen. D'Hérisson notierte: ‚Ich war zunächst erstaunt über den Gegensatz, den die beiden Unterhändler darboten. Der Graf von Bismarck trug die Uniform eines Obersten der weißen Kürassiere: weiße Tunika, weiße Mütze mit gelbem Turban. Er hatte das Aussehen eines Kolosses. In seine Uniform gezwängt, die Brust gewölbt, die Schultern breit, strotzend vor Gesundheit und von Kraft erdrückte er durch seine Nachbarschaft den gekrümmten, langen, mageren und untröstlichen Advokaten in seinem Überrock, der auf allen Seiten Falten schlug und auf dessen Kragen die weißen Haare herabhingen'.

Bismarck deutete auf eine geschlossene Tür des Salons: ‚Sie kommen zu spät, wir haben mit Ihrem Kaiser unterhandelt'. Favre war bestürzt. Er vermutete einen Angesandten Napoleons hinter der Tür. Er malte sich den Einzug Bonapartes in Paris aus, inmitten deutscher Bataillone. ‚Warum sollte ich eigentlich mit Ihnen verhandeln'? fuhr Bismarck fort. ‚In Wirklichkeit seid ihr doch nur eine Bande von Aufrührern! Wenn euer Kaiser wiederkehrt, hat er das unbestreitbare Recht, euch alle als Verräter und Rebellen niederzuschießen'. Favre rief: ‚Aber wenn er zurückkommt, so bedeutet das den Bürgerkrieg und die Anarchie'. Bismarck blieb ungerührt: ‚Das würde euch treffen'.

Nun denn, Frankreich sei zum äußersten Widerstand bereit, trotzte Favre. ‚Ach, Sie reden von Ihrem Widerstand', unterbrach ihn Bismarck. ‚Sie sind stolz auf Ihren Widerstand? Wissen Sie denn, mein Herr, daß ich Herrn Tochu, wenn er ein deutscher General wäre, noch heute abend erschießen lassen würde? Man hat nicht das Recht – verstehen Sie wohl – man hat nicht das Recht angesichts der Menschlichkeit und angesichts Gottes, um einer eitlen militärischen Gloriole willen eine Stadt von mehr als zwei Millionen Seelen, wie ihr es in diesem Augenblick tut, den Schrecken der Hungersnot auszusetzen. (...) Reden Sie mir nichts von Ihrem Widerstande: er ist ein Verbrechen'! Die Deutschen, nicht die Franzosen schössen auf Krankenhäuser und auf das Blindeninstitut, entgegnete Favre. ‚Ich weiß nicht, was Sie sich darüber beschweren', antwortete Bismarck, ‚Sie machen es ja noch viel schlimmer. Sie schießen auf unsere rüstigen und gesunden Leute'! Man schnitt die Kernfrage an: die Bedingungen einer Übergabe von Paris. Bismarck machte das Zugeständnis eines Verbleibens der kriegsgefangenen Garnison in der Stadt. Er forderte jedoch die Entwaffnung der Nationalgarde. ‚Was die Forts anbetrifft, so werden wir Geiseln nehmen: die Bürgermeister, die Redakteure der Zeitungen, die Mitglieder der Regierung: sie werden uns in die Forts voranschreiten, damit wir sicher sind, daß sie nicht unterminiert sind'. Einen Einzug der siegreichen Truppen in die Stadt wollte Favre den Parisern ersparen – und den Deutschen, die mit Zwischenfällen rechnen müßten. Bismarck erwiderte: ‚Ich würde Ihnen den Nichteinzug in Paris zugestehen. Aber der König und die Militärpartei halten daran fest. Er ist der Lohn für unser Heer. Wenn ich, nach Hause zurückgekehrt, einem armen Teufel begegne, der auf einem Bein daherhinkt, so würde er mir sagen: ‚Das Bein, das ich unter den Mauern von Paris gelassen habe, gab mir das Recht, meine Eroberung vollständig zu machen; der Staatsmann, der alle seine Glieder behalten hat, hat mich daran gehindert'.

Gegen 23 Uhre wurde Favre für die Nacht bei der Feldgendarmerie einquartiert. Bismarck ging zu Kaiser Wilhelm. Nach einer dreiviertel Stunde kam er zurück. Er ließ sich eine Tasse Tee einschenken und aß ein paar Bissen trockenes Brot. Dann pfiff er ein Jagdsignal. ‚Kennst du das'? fragte er seinen Vetter. ‚Ja, gute Jagd', antwortete Graf Bismarck-Bohlen. ‚Nein', sagte der Kanzler, ‚es war das Halali'! Wider seine Gewohnheit erhob sich Bismarck am nächsten Morgen schon vor 9 Uhr. Es war der Geburtstag Friedrichs des Großen. Der Kaiser und König hielt Kriegsrat mit dem Kronprinzen, dem Kriegsminister, dem Generalstabschef und dem Reichskanzler. Mittags überbrachte Bismarck dem französischen Unterhändler die Vertragsbedingungen für einen Waffenstillstand. Favre kehrte am Abend nach Paris zurück. Anderntags war er wieder in Versaillles. Mit endlosen Plädoyers suchte er die Härten zu mildern. Bismarck traktierte ihn mit üppigen Menüs und ließ ihm Spickgänse einwickeln als Wegzehrung

für die allabendliche Heimfahrt. Zur Verstärkung brachte Favre einen General mit, den Marquis de Beaufort d'Hautpoul. Als der ergraute Troupier den Befehl dazu bekam, weinte er wie ein Kind. Bei den deutschen Vorposten trank er sich Mut zu. An Bismarcks Tafel saß er stumm, die Serviette auf den Knien und ließ die vollen Schüsseln stehen. Plötzlich platzte ihm der Kragen. ‚Es ist sehr gut für Sie, daß wir hergekommen sind, mit Ihnen zu unterhandeln. Unsere Truppen sind in bester Stimmung', polterte er los. ‚Wenn es nur nach mir gegangen wäre, so würden Sie und Ihr Diner weit von mir entfernt sein'! Bismarck knallte den silbernen Becher hin, aus dem er abwechselnd Bier und Champagner getrunken hatte. Dann stand er auf, wies mit der Hand nach der Tür. Die deutschen Tischgenossen verschwanden. Der Kanzler trat auf die Franzosen zu. Mit einer Handbewegung über seine Schulter hinweg zeigte er auf Beaufort d'Hautpoul, der mit den Fingern auf eine Fensterscheibe trommelte: ‚Wenn Sie die Absicht haben, diesen Herrn wieder mitzubringen, so würde das heißen, daß Sie nicht unterhandeln wollen, und dann können wir schon jetzt die Verhandlungen abbrechen'. Favre entschuldigte sich und brachte das nächste Mal einen geschmeidigeren Generalstäbler mit.
Am 26. Januar spazierte Bismarck mit dem Hauptmann d'Hérisson durch Versailles. Die Korrespondenten eilten zum Telegraphenamt. ‚Wir sind über alle Punkte einig, nicht wahr'? sagte Bismarck an diesem Abend, als er die französischen Unterhändler zum Wagen begleitete. ‚Vollkommen', antwortete Favre. ‚In diesem Falle ist es unnütz, noch länger unser Pulver zu verbrennen. Ich schlage Ihnen vor, noch heute die Beschießung einzustellen, heute um Mitternacht'. Dankend nahm Favre den Vorschlag Bismarcks an: ‚Erlauben Sie nur, Exzellenz, daß Paris den letzten Kanonenschuß abfeuern darf'. (...) Doch nicht einmal den letzten Schuß hatte Favre – trotz Bismarcks Zugeständnis – erhalten: Den allerletzten Schuß feuerte eine Minute nach Mitternacht ein Geschütz der deutschen Batterie Nr. 20. Der Kommandeur sprach von einer ‚zufälligen Verspätung'. Am 28. Januar 1871 unterzeichneten Bismarck und Favre den Waffenstillstandsvertrag. ‚Konvention' wurde genannt, was eine Kapitulation war. Die Pariser Forts – bis auf zwei – wurden übergeben. Die Garnison – ausgenommen 12.000 Mann ‚Ordnungstruppen' – lieferten die Waffen ab. Die Nationalgarde behielt – nachdem Favre darauf bestanden hatte – ihre Gewehre. Die Stadt zahlte 200 Millionen Frank Kontribution. Sie wurde vorerst von den Deutschen nicht besetzt, blieb aber eingeschlossen. Nach Ablieferung der Waffen durfte sie sich verproviantieren. Der allgemeine Waffenstillstand war auf 21 Tage begrenzt. In dieser Zeit sollten die Franzosen eine Nationalversammlung wählen, die endgültig über Krieg und Frieden entschied".[1244]

Die Niederlage der französischen Ostarmee

Beispiel 366
Die letzten Kämpfe bei Belfort (30.1-1.2.1871)

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 168

1. Das waren harte Tage
   Bei Belfort, Pontarlier,
   Bis wir den Feind geschlagen,
   Daß blutroth Eis und Schnee!

2. Gar Mancher ist da geblieben,
   Schaut Sonn' nicht mehr und Mond,
   Liegt tief in Schnee begraben,
   Den sonst der Tod verschont.

3. Drei Tag' ist's so ergangen,
   Stets wüthiger ward der Feind,
   Bis ihm der Muth vergangen,
   Und uns der Sieg verbleibt.

4. Bourbaki, Garibaldi,
   Mit euch ist's jetzt zu End';
   Kann euch die Schweiz nicht retten,
   So fallt ihr in uns're Händ!

5. O Belfort, o Belfort,
   An jener Tage That,
   Wird Mancher noch gedenken,
   So lang er's Leben hat!

Beispiel 367
Bourbakis Flucht in die Schweiz (1.2.1871)

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 170ff.

1. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Durch Schnee und Eis umher
Irrt der Franzosen Heer.
Bourbaki auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht:
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

2. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd:
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

3. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Fähndrich ohne Fahn,
G'wehre ohne Hahn,
Feldherrn ohne Witz,
Stuckleut ohne Geschütz:
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

4. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Feldsack ohne Brot,
Ueberall Hunger und Noth;
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt:
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

5. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Voller Unflath, Läus,
Frost- und fieberweiß,
Ohne Stümpf und Schuh,
Rock und Hemd dazu:
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

6. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
So der Franzosen Heer
Flieht zur Schweiz daher;
Wo sie sich in Noth
Retten vor dem Tod:
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

7. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Statt im deutschen Land
Ueben Raub und Brand,
Sind wie Pharao,
Sie gestürzet so.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

Beispiel 368
Aus Neufchatel (aus dem „Kladderadatsch")

Worte: Rudolf Löwenstein, Berlin 19. Februar 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz, 4. Teilband S. 120

1. Es zogen die Heere im Sturmestrab –
Lauf, lauft! – an die Schweizer Grenze hinab.
Ein Jeder aus vollem Halse schrie:
„Allons, enfants de la patrie"!

2. Wir sind verrathen, wir sind verkauft!
Dort kommen die Preußen! Kam'raden lauft!
Verloren, o Jammer, es ist die Armee!
„Le jour de gloire est arrivé"!

3. Und als sie traten auf Schweizer Gebiet,
Da sangen sie weiter das hohe Lied,
Verhungert, verschmachtend in Noth und Weh:
„Le jour de gloire est arrivé"!

4. Jetzt sind wir gefangen – o schwere Pein!
Uns tröstet die Marseillaise allein:
Wir fegen die Straßen, wir schippen den Schnee:
„Le jour de gloire est arrivé"!

Worterklärungen
Allons, enfants de la patrie (frz.) = Vorwärts, Kinder des Vaterlands / Le jour de gloire est arrivé (frz.) = Der Tag des Ruhms ist gekommen

Belfort und die bourbakische Armee (Ostarmee) blieben auf den ausdrücklichen Wunsch der französischen Unterhändler von dem am 28. Januar 1871 geschlossenen Waffenstillstand ausgeschlossen. In der Konvention betreffend der Übergabe der Stadt Paris vom 28. Januar heißt es hierzu unter Artikel 1:
„(...) Die Kriegsoperationen in den Departements Doubs, Jura und Côte d'Or, wie Belforts Belagerung werden fortgesetzt unabhängig vom Waffenstillstande bis zu dem Augenblicke, wo man sich über die Demarkationslinie verständigt, deren Lauf durch die drei erwähnten Departements einer späteren Verständigung vorbehalten ist"".[1245]
Belfort wurde seit dem 3. November 1870 von den Deutschen belagert. Am 30. Dezember rückte General Borbaki, der zunächst, nach seiner Flucht aus Metz, am 11. Oktober von Lille aus die Aufstellung der französischen Streitkräfte im Norden organisiert hatte und am 19. November von der Regierung von Rours in Lille abberufen und zur Loire-Armee versetzt worden war mit einem großen Truppenaufgebot von Lyon nach Besancon zum Entsatz der belagerten Stadt an. Die Deutschen mußten Dijon und Gray aufgeben und zogen sich nach Besoul zurück, um ihre Kräfte auf die Linie von Belfort zu konzentrieren. Dem baden-württembergischen Korps der 3. Armee, unter seinem Befehlshaber, Generalleutnant von Werder gelang am 9. Januar 1871 die Erstürmung und anschließende Behauptung der Ortschaft Villersexel gegen die Ostarmee, wodurch die Deutschen Zeit und Luft bekamen, die befestigte Stellung Delle-Montbelliard-Hericourt-Lure zu erreichen. Trotz großer zahlenmäßiger Überlegenheit gelang es Bourbaki bei einem Angriff der Ostarmee vom 16. bis zum 18. Januar nicht, diese von den Deutschen erbittert verteidigte Linie bei Belfort zu durchbrechen. Die erschöpften und ob ihres Misserfolgs entmutigten Franzosen sahen sich genötigt, den Rückzug anzutreten, die Initiative ging wieder auf die Deutschen über, die den Flüchtenden auf dem Fuß folgten und sie nicht zur Ruhe kommen ließen. Unglücklicherweise wurde der sich zurückziehenden Ostarmee zudem am 22.1. vom I. Armeekorps der 1. Armee unter General der Infanterie Freiherr von Manteuffel der Rückzug abgeschnitten. „Bourbakis Zurückweichen durch den verschneiten Jura erinnerte an Napoleons I. Rückzug im russischen Winter. Die Truppe hungerte und fror. Die Republik hatte ihr Hosen geliefert, die wie Zunder zerfielen, und Stiefel, die Sohlen aus Pappe hatten. Im Tornister schleppten Mobilgardisten Zivilkleider mit. Nun standen sie vor dem letzten Gefecht mit dem Rücken zur Schweizer Grenze vor einem unbarmherzigen Feind".[1246]
In dieser Situation unternahm der verzweifelte Bourbaki am 26.1. einen erfolglosen Selbstmordversuch. General Clinchant, der nunmehr an seiner Stelle provisorisch den Oberbefehl über die Ostarmee übernahm, beschloß, da ihm von allen Seiten der Rückzug abgeschnitten war, mit den Schweizern wegen des Übertrittes der gesamten Armee in die Schweiz Verhandlungen aufzunehmen. Am 31.1. wurde zwischen ihm und dem General der Schweizer Grenzarmee eine diesbezügliche Konvention abgeschlossen. Die ganze Ostarmee, fast 90.000 Mann stark, trat am folgenden Tag mit allem Armeematerial in jämmerlichstem Zustand auf Schweizer Gebiet über, wo sie sofort entwaffnet und auf die einzelnen Kantone verteilt wurde. Diese Flucht führte zu einem Umschwung in der öffentlichen Meinung, der dem Widerstand Gambettas gegen die Pariser Regierung hinsichtlich des Waffenstillstandes den Boden entzog. Das nunmehr völlig isolierte Belfort schloß am 14. Februar 1871 zunächst einen Waffenstillstand mit den Belagerungstruppen ab,[1247] am 16. kapitulierte die Stadt unter ehrenvollen Bedingungen.
Die französische Niederlage bei Belfort Ende Januar 1871 sowie die darauffolgende Flucht der Ostarmee in die Schweiz sind die Themen der Lieder Nr. 366: **„Die letzten Kämpfe bei Belfort"**, Nr. 367: **„Bourbakis Flucht in die Schweiz"** und Nr. 368: **„Aus Neufchatel"**, die sich direkt mit den letzten Kampfhandlungen des deutsch-französischen Krieges 1870/71 auseinandersetzen. In allen drei Texten wird die Härte des Winters hervorgehoben, die die Strapazen des Krieges noch vermehrte. **„Bourbakis Flucht in die Schweiz"** ist eine – stellenweise wörtliche – Übernahme und „Weiterdichtung" des Liedes Nr. 113: **„Fluchtlied"**,[1248] das die Flucht Napoleons I. in Rußland im Jahre 1812 zum Thema hatte. Der Verfasser hat dabei verschiedene Strophen des alten Liedes unverändert übernommen beziehungsweise sie nur unwesentlich abgeändert (Str. 3; 4; 5) sowie weitere auftretende Kriegsschrecken geschildert. Die ersten beiden Zeilen des Textes der französischen Hymne, der „Marseillaise" , hat der Autor von Nr. 368: **„Aus Neufchatel"**, der Berliner Rudolf Löwenstein ironisch jeweils am Ende seiner einzelnen Strophen eingearbeitet („Allons, enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé"), die in direktem Gegensatz zu den den Ruhm des französischen Vaterlandes preisenden Worten stehen. Der Tag des Ruhms war allenfalls für die Deutschen gekommen, für die der Krieg mit der Flucht der französischen Ostarmee endgültig siegreich beendet war.

Friedensschluß und Gründung des Deutschen Kaiserreichs

Beispiel 369
Im Schloßhof zu Versailles (18.1.1871)

Worte: K. Elze / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder..., S.406 Nr. 187

1. Im Schloßhof zu Versailles
Die Trommel dröhnt, es stampft das Roß,
Geschütze klirren und rasseln,
Kommando schallt, es rennt der Troß
Im Schloßhof zu Versailles.

2. Ist Louis Quatorze erstanden
Und rüstet zum Verwüstungskrieg?
Oder ist's der blut'ge Korse
Und feiert der alten Garde Sieg
Im Schloßhof zu Versailles?

3. O nein! Vom deutschen Erze
Das knirschend Frankreich wiederhallt,
Und wie ein strafend Wetter
Mächtig des Siegers Stimme erschallt
Im Schloßhof zu Versailles.

4. Bis daß um Frieden flehend
Paris zu unsern Füßen liegt,
Bis daß gebüßt der Frevel,
Und Frankreich sich gebändigt schmiegt
Im Schloßhof zu Versailles.

5. Nun schwindet, ihr Siegesgemälde
In prahlenden Sälen der Eitelkeit.
Nun stürzet, ihr Erzgebilde,
In Nacht versunken ist eure Zeit
Im Schloßhof zu Versailles.

6. Ein and'res Bildnis steiget
Heut aus des Hofes Quadern auf,
Ein stolzes, riesengroßes,
Vom Fuß gewappnet bis zum Knauf,
Im Schloßhof zu Versailles.

7. Germania ist's geheißen,
Hoch schwinget es das Panier der Welt,
Und segnend im Morgenglühen
Ein goldner Strahl aufs Haupt ihm fällt
Im Schloßhof zu Versailles.

Beispiel 370
Der Friede

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil 1 S. 174f.

1. Victoria, 's ist Friede!
Jetzt ist der Krieg aus,
Bald all' unsre Leute
Marschieren nach Haus.

2. Napoleon, Lamperöhre,
Mitsammt seine General,
Seine großen Armeen,
Gefangen sind all'!

3. Der Schelmfranzose,
Besiegt ist er nun;
Die Turkos und Zuaven,
Die lernten fein ruhn.

4. Viel Blut ist geflossen,
Mancher Bruder ist todt;v
Wir haben ausgestanden
Viel Mühsal und Noth.

5. O Frankreich, o Frankreich,
In dir verloren hat
Sein jungfrisches Leben
Ein mancher Soldat!

6. Doch haben wir gewonnen
Groß Ehren und Ruhm,
Und können in Frieden
Zu Hause nun ruhn.

7. Victoria, ihr Brüder!
Wer lebet hat Glück;
Jetzt kehren wir wieder
Nach Deutschland zurück!

8. Der Kaiser soll leben,
Der ritterliche Held,
Sein Ruhm soll erschallen
An's Ende der Welt!

Beispiel 371
Am Friedenstage

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Ich hatt' einen Kameraden[1249]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I S. 175f.

1. Der Krieg, der hat ein Ende,
   Bald geht es wieder nach Haus!
   Was Alles wir erlitten,
   Da wir den Feind bestritten,
   Das ist nun glücklich aus.

2. Im Regen, Sturm und Wetter,
   In mancher heißer Schlacht,
   Haben wir in all' den Tagen
   Mit unserm Feind geschlagen,
   Bis er zu Fall gebracht.

3. Er, der uns wollte bestreiten
   Den freien Deutschen Rhein,
   Der liegt todtwund darnieder
   Kommt wol so bald nicht wieder,
   So kann es Friede sein.

4. Ihr Brüder in der Erde,
   Die ihr gefallen seid,
   Ruht sanft im Grab indessen!
   Wir woll'n euch nicht vergessen,
   Ihr Helden in dem Streit!

5. Victoria, Victoria!
   Zum Himmel hebt die Hand:
   Der Herr thut gnädig walten,
   Im Schlachtsturm uns erhalten -
   Grüß Gott dich, deutsches Land!

Beispiel 372
Friedenslied (1.3.1871)

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Es zogen drei Burschen zum Thore hinaus[1250]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 176f.

1. Nun haben wir Frieden und aus ist der Streit. Juhe!
   Das war eine böse, 'ne blutige Zeit. O weh!
   Jetzt ist sie vorüber, bald rücken wir ein
   In Deutschland und grüßen dich, Vater Rhein. Juchhe!

2. Wir bringen dir, Vater, zwei Kinder zumal. – Juchhe!
   Die einsten der tückische Wälsche dir stahl, – O weh!
   Zwar machen sie noch ein gar trübes Gesicht:
   Wie schön es bei uns ist, das wissen sie nicht. Juchhe!

3. Wir bringen dir Straßburg in gothischem Wix. Juchhe!
   Von Belfort, o Jammer, da kriegen wir nix. O weh!
   Doch Metz und viele Städte und Dörfer dazu;
   Nun haben vor Frankreich ein Weilchen wir Ruh. Juchhe!

4. Auf fünf Milliarden in deutschem Courant – Juchhe! –
   Wir kriegen einstweilen nur Länder als Pfand. O weh!
   Bis alles bezahlt ist auf preußischem Brett,
   Doch – in die Champagne, da lebt es sich nett. Juchhe!

5. Drei Jahr muß Mancher noch bleiben fort. O weh!
   Ach Mancher ist blieben auf ewig dort! O weh!
   Der Lenz nur thaut die Thränen herab,
   Und schmücket mit Blumen der Helden Grab. O weh!

6. Schnell gehen drei Jahre in's Land hinein. Juchhe!
   Wer wird dann in Frankreich wohl König sein? O weh!
   Doch wer da auch throne, der schaue sich um,
   Daß ihm's nicht ergeh' wie Napolium. Juchhe!

Beispiel 373

Ein ganz neues Bundeslied für den Süden und Norden

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Prinz Eugenius, der edle Ritter[1251]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I. S. 178f.

Preuße

1. Brüder, ja das muß man sagen:
Tapfer habt ihr euch geschlagen,
Wie nicht besser kann jeschehn!
Wenn wir so zusammenhalten,
Mag der Teufel selber walten,
Kann kein Unglück uns jeschehn.

Bayer

2. Brüderl, da dös könnt a fehlen
Unterananda zu krakehlen.
Wo wir sein in Blut getauft!
Wir, wir wöllen uns vertrag'n,
Und die Feind Z'sammenschlag'n,
Bis sie sackrisch abgerauft!

Württemberger

3. Sell ischt recht, so well mersch halte!
Unser Herr Gott wird schon walte,
Dene Deutsche stehen bei.
Wan sie selbscht sich nur vertrage,
Nit einander stets verschlage,
Ischt das Deutschland groß und frei!

Badner

4. Wie die rothe Franzosentropfe,
Wolln wir jeden Feind verklopfe
Wo uns trutzend kommt daher!
Alle stehn wir im Vereine,
Und von unserm freien Rheine
Kriegt Franzos kein Tröpfel mehr!

Hesse

5. Wir, wir lasse ungeschore
Jedermann, doch über's Ohre
Haun mer unsre Feinde schön.
Unsre Fäuste sinn von Eise.
Und die Zähn, die thun mer weise –
Teufel, wer uns will bestehn!

Preuße

6. Recht so, Brüder! Das jeschehe,
Daß ein Kaiserthum erstehe
Jroß und stark, voll Herrlichkeit!
Halten wir man juten Frieden,
So ist uns das Reich beschieden:
Deutschland hoch für alle Zeit!

Beispiel 374

Hoch Deutschland! Hurrah!

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Was blasen die Trompeten[1252]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 223f.

1. Was donnern die Kanonen? Was schallet her vom Rhein?
Es ziehet König Wilhelm nach Frankreich hinein!
Und mit ihm zieht die Jugend des Deutschen Volkes daher
In edler Mannestugend, in stolzer Kraft und Wehr.
Juchheirassassa und die Deutschen sind da!
Die Deutschen sind muthig, sie rufen: Hurrah!

2. Schon krähte bei Saarbrücken des wälschen Hahns Geschrei,
Als hätt' er in dem Städtchen gelegt ein Siegesei,
Da kam's wie Donnerwetter in Feindesreihn gekracht,
Des Vaterlandes Retter, am Rhein die treue Wacht.
Juchheirassassa…

3. Das war ein muth'ges Stürmen bei Weißenburg und Wörth,
Da fühlten die Franzosen das wucht'ge Deutsche Schwert.
Hei, Turcos und Zuaven sammt eurem Mac Mahon,
Wie jagten unsre Braven euch weit bis nach Châlons!
Juchheirassassa…

4. Bei Metz, bei der Feste, fast wär' es da geschehn,
Da wollten die Franzosen uns durch die Lappen gehen.
Da gab's mit Bazaine ein heißes Ringen noch,
Und nun sitz die Hyäne im engen Mauseloch.
Juchheirassassa…

5. Drei Tage galt's zu kämpfen und jagen bei Sedan,
Da wurden eingefangen an hunderttausend Mann.
Da zwangen unsre Helden den Schuft Napoleon
Sich bankerott zu melden, nun hat er seinen Lohn!
Juchheirassassa…

6. Und nun das Werk zu krönen, nun geht's nach Paris,
Das sonst so stolz und höhnisch in die Posaune blies.
Nun hilft nicht Lug und Fabel, nun wird es Ernst fürwahr,
Verrottetes Babel, nun naht der Rächer Schaar!
Juchheirassassa…

7. Was klingt von den Thürmen? Was schallt her vom Rhein?
Es ziehet *Kaiser Wilhelm* nach Deutschland herein!
Er schlug den Feind darnieder mit tapfrem Schwertesstreich,
Und bringet uns nun wieder das alte Deutsche Reich.
Juchheirassassa und die Deutschen sind da,
Hoch lebe Kaiser Wilhelm! Hoch Deutschland! Hurrah!

Beispiel 375
Die guten Kameraden

Worte: Anonym, 1871 / Melodie: Ich hatt' einen Kameraden[1253]
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 65

1. Ich hab viel Kameraden,
Und beßre find'st du nicht:
Das sind die tapfern Preußen,
Die Hessen, Sachsen, Reußen
Als Held ein jeder ficht.

2. Und so die Badner, Schwaben,
Und jeder deutsche Soldat.
Sie streiten wie die Löwen,
Und Ehr gebühret jedem
Als tapfern Kamerad.

3. Man hat uns woll'n verhetzen,
Und machen einander feind;
Jetzt können sie's ja sehen,
Wie wir zusammenstehen,
Auf Tod und Leben vereint.

4. Frankreich und diese Hetzer,
Die sind's, die uns betrübt;
Die wollen wir jetzt schlagen,
Und all zum Teufel jagen,
Daß endlich Friede giebt.

5. Hurrah, ihr deutschen Brüder!
Wir halten treu zusamm.
Wir Bayern schlagen nieder,
Was uns will trennen wieder
Mach's so ein jeder Stamm!

Beispiel 376
So is es zu Kriegeszeeten[1254]

Worte: Anonym, 1870/71 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. Vl. u. vlksthm. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 142ff.

1. Wenn Ihr *derheem* im Kretscham sitzt
Und klugsprecht no dar Aehle.
Und patrejautsche Raden spritzt,
Und schmunzelt und de Auhren spitzt
Bei jeder Kriegsnuwelle,
Kimmt Euch wul goar ein Dusel ein,
Uns Krieger zu beneeden
Üm a Chlampagner, üm a Wein,
Üm alle Kriegesfreeden.

2. Und um de Siege be Sedan,
Be Metz, be Wörth und Paris,
Be Stroaßburg und be Orlijan,
Üm Olles, woas mer hon gethan,
Und woas zu thun noch da is.
Da proahl wul Mancher unter Euch:
„Ach künnt' aich meete ziehen,
De Turkos schlüg aich windelweech,
Vur mair müßt Olles fliehen"!

3. Na woart og, wäret Ihr og hier,
Dar Dusel wär sich gaben,
Käm das Groanoatenungethier
Und Spritzenkaugeln schwirrten schier,
Als ob's scho ging üm's Laben:
Dar würdet Ihr erbärmiglich
Gesichter schneeden thuen
Und baten herzinbrünstiglich,
Doaß sie bald möchten ruhen.

4. Und scho, wenn Ihr so laben sullt,
Als wie wir hie thun laben:
Zu kofen nischte – nich für Guld,
Uff's Assen woarten mit Geduld,
Und woas wird's da no gaben
A Bree, vo Arbsenwurst gemacht,
Die werd't Ihr go ni kennen,
Se wird mit Wasser ogemacht
Und schmeckt – aich kann's ni nennen.

5. So lang es no Karnickel gab
Und Hühnder be a Bauern,
Da zogen wir so manches ab,
Und manche Henne fand ihr Grab,
Thoat moanchmal een' recht dauern.
Doch itze kräht ke Hoahn nich mehr,
Es gackert keene Henne.
Karnickel, ach ihr fehlt üns sehr,
Ihr schmecktet goar zu schöne!

6. Und oft, wenn scho de Suppe kocht,
Der Magen freudig knarret,
Wird allemirt, eh' man's gedocht,
Und Laufschritt über'n Berg gemacht,
Uff a Franzos geharret;
Wenn der nu ni kümmt oagerückt,
Marschir'n wir uff de Seete,
A Stückel Broaut wird dann verdrückt,
De Suppe ging halt pleete.

7. 's Quartier draß, muß aich gestehn,
War nobel scho zuweilen,
In Schlössern, fürstlich wunderschön,
Mit Garten zum Spazierengeh'n,
Da thoaten wir scho verweilen;
Doch ach, die schöne Zeit is weg,
Itz hoaben wir a Seegen,
A Häufel Stroh, das heißt mehr Dreck,
Und drinnen Schlaf-Collegen.

8. Uff Feldwach erst, da würde wull
Die Lust Euch bald vergehen,
Wenn ma so patruliren sull,
Wenn's treetscht vom Himmel gleich wie tull,
Als Duppelpusten stehen.
Da kimmt womöglich der Major
Mit am gewalt'gen Knittel;
Springt man ni glei mit Losug vor,
Da setzt's woas uff a Kittel.

9. So is es, wenn Ihr's no ni wißt,
Be üns zu Kriegeszeeten,
Und wenn sich eener noch vermißt
Und etwa neidisch uff üns ist,
Da mag a zu üns reeten;
Aich oaber denke, besser is,
Und doas is End vum Reeme,
Ja besser, vielmoal besser is,
Be Muttern scho derheeme!

Übersetzung ins Hochdeutsche: So ist es in Kriegeszeiten

1. Wenn ihr zuhause in der Kneipe sitzt
Und nach der Elle klugsprecht,
Und patriotische Reden verspritzt,
Und schmunzelt und die Ohren spitzt
Bei jeder Kriegsneuigkeit,
Kommt euch wohl gar der törichte Gedanke ein,
Uns Krieger zu beneiden
Um den Champagner, um den Wein,
Um alle Kriegesfreuden.

2. Und um die Siege bei Sedan,
Bei Metz, bei Wörth und Paris,
Bei Straßburg und bei Orleans,
Um Alles, was wir getan haben,
Und was da noch zu tun ist.
Da prahlt wohl manch einer unter euch:
„Ach, könnte ich mitziehen,
Die Turkos schlüge ich windelweich,
Vor mir müßte Alles fliehen"!

3. Na wartet auch, wärt Ihr auch hier,
Das Spintisieren würde sich geben,
Käme das Granatenungetier
Und Gewehrkugeln schwirrten nur so umher,
Als ob es schon ums Leben ginge:
Da würdet Ihr erbärmliche
Gesichter schneiden
Und herzinniglich bitten,
Daß sie bald Ruhe geben möchten.

4. Und schon, wenn ihr nur so leben solltet,
Wie wir hier leben:
Zu kaufen nichts – nicht einmal für Gold,
Auf's Essen warten mit Gedud,
Und was wird's dann noch geben –
Eine Brühe, aus Erbsenwurst gemacht,
Die werdet Ihr garnicht kennen,
Sie wird mit Wasser angemacht
Und schmeckt – ich kann's nicht benennen.

5. So lange es noch Kaninchen gab
Und Hühner bei einem Bauern,
Da zogen wir so manches ab,
Und manche Henne fand ihr Grab,
Was einem manchmal recht leid tun konnte.
Doch jetzt kräht kein Hahn mehr,
Es gackert keine Henne.
Kaninchen, ach ihr fehlt uns sehr,
Ihr schmecktet gar zu schön!

6. Und oft, wenn schon die Suppe kocht,
Der Magen freudig brummt,
Wird alarmiert, eh' man's gedacht,
Und Laufschritt über'n Berg gemacht,
Auf den Franzosen gewartet;
Wenn der nun nie angerückt kommt,
Marschiern wir auf die Seite,
Ein Stückchen Brot wird dann verdrückt,
Die Suppe ging halt pleite.

7. Das Quartier draußen, das muß ich Euch gesteh'n,
War nobel auch zuweilen,
In Schlössern, fürstlich wunderschön,
Mit Garten zum Spazierengeh'n,
Da taten wir schon verweilen;
Doch ach, die schöne Zeit ist weg,
Jetzt haben wir einen Segen,
Einen Haufen Stroh, das heißt mehr Dreck,
Und drinnen Schlaf-Kollegen.

8. Auf Feldwache erst, da würde wohl
Die Lust Euch bald vergehen,
Wenn man so patrouillieren soll,
Wenn's vom Himmel schüttet wie toll
Als Doppelposten stehen.
Da kommt womöglich der Major
Mit einem gewaltigen Knüpppel;
Springt man nicht gleich mit der Losung vor,
Da setzt's war auf den Kittel.

9. So ist es, wenn Ihr's noch nicht wißt,
Bei uns in Kriegeszeiten,
Und wenn einer noch so vermessen ist
Und etwa neidisch auf uns ist,
Da mag er zu uns reiten;
Ich aber denke, besser ist's
Und das ist das Ende vom Reim,
Ja besser, vielmal besser ist's
Bei Muttern schon daheim.

In Lied Nr. 369: **„Im Schloßhof zu Versailles – 18.1.1871"** führt uns K. Elze in den „Vorhof" der historischen Stätte der Proklamation des Preußischen Königs zum Deutschen Kaiser, auf den Schloßhof von Versailles. Nicht Ludwig IV. ist hier wiederauferstanden, auch nicht der „blutg'ge Korse" Napoleon I. (Str. 2). Während deren Siegesgemälde entschwinden (Str. 5), steigt das Bildnis der Germania, Sinnbild des neuen Deutschen Reiches, „aus des Hofes Quadern" auf (Str. 6 und 7). Angesichts des Friedensschlusses lassen noch einmal zahllose Liedermacher die Vergangenheit Revue passieren, aus dem sicheren Bewußtsein heraus, daß die Not und die Gefahren des Krieges endlich glücklich überwunden sind. Man gedenkt zwar immer wieder auch der vielen Opfer, des hohen Blutzolls, den der Sieg über Frankreich den deutschen Truppen abverlangt hat, doch überwiegen bei weitem die positiven Gedanken, die Freude über den so hart erkämpften Sieg sowie auf die langersehnte Rückkehr in die Heimat, so in Nr. 370: **„Der Friede"** und Nr. 371: **„Am Friedenstage"**. Nr. 372: **„Friedenslied"** ruft vor allem die Heimholung des Elsaß und eines Teiles Lothringens ins Gedächtnis zurück, „zweier Kinder", „die einstens der tückische Wälsche dir stahl" sowie die hohen Reparationszahlungen, die Frankreich nunmehr aufgebürdet waren. Wir wollen wenigstens auszugsweise den Friedensvertrag zwischen Deutschland und Frankreich wiedergeben, der letzterem am 10. Mai 1871 in Frankfurt am Main diktiert wurde:
„Artikel 1: Die Entfernung von der Stadt Belfort bis zur Grenzlinie, wie diese ursprünglich (...) vorgeschlagen worden und bezeichnet ist (...), wird als maßgebend betrachtet für den Rayon, der (...) bei Frankreich bleiben soll mit der Stadt und den Befestigungen von Belfort. Die deutsche Regierung ist bereit, diesen Rayon solche Weise zu vergrößern, daß er die Cantons von Belfort, Delle und Giromagny umfaßt, sowie den westlichen Theils des Rhône-Kanal aus dem Kanton von Delle austritt, im Süden von Montreux Château bis zur Nordgrenze des Kantons zwischen Bourg und Félon, wo diese Linie die Ostgrenze des Kantons von Giromagny erreicht. Die deutsche Regierung wird indessen die oben bezeichneten Territorien nur unter der Bedingung abtreten, daß die französische Republik ihrerseits in eine Grenzrektifikation einwillige längs den westlichen Grenzen der Kantone von Chatenom und Thionville, welche an Deutschland das Gebiet überläßt im Osten einer Linie, die von der Grenze von Luxemburg zwischen Hussigny und Redingen ausgeht, die Dörfer Thil und Villerupt an Frankreich lassend, sich zwischen Erronville und Aumetz, zwischen Beuvillers und Boulange, zwischen Trieux und Lomeringen erstreckt und die alte Grenzlinie zwischen Avril und Moyeuvre erreicht. (...) Artikel 2: Die den oben abgetretenen Gebieten angehörigen, gegenwärtig auf diesem Gebiete domizilirten französischen Unterthanen, welche beabsichtigen, die französische Nationalität zu behalten, genießen bis zum 1. Oktober 1872 und mittels einer vorausgehenden Erklärung an die kompetente Behörde die Ermächtigung, ihr Domizil nach Frankreich zu verlegen und sich dort niederzulassen, ohne daß dieses

Recht alterirt werden könne durch die Gesetze über den Militärdienst, in welchem Falle ihnen die Eigenschaft als französische Bürger erhalten bleiben wird. Es steht ihnen frei, ihre auf den mit Deutschland verbundenen Territorien gelegenen Immobilien zu behalten. (...) Artikel 7: Die Zahlung von 500 Millionen wird erfolgen innerhalb der dreißig Tage, welche der Herstellung der Autorität der französischen Regierung in der Stadt Paris folgen werden. Eine Milliarde wird bezahlt werden im laufenden Jahre und eine halbe Milliarde am 1. Mai 1872. Die letzten drei Milliarden bleiben zahlbar am 2. März 1874 (...). Vom 2. März des laufenden Jahres an werden die Zinsen dieser drei Milliarden Francs jedes Jahr am 3. März mit 5 pCt. per Jahr bezahlt werden (...)".[1255] Zwar war Frankreich glimpflicher weggekommen, als zunächst befürchtet worden war. So gestand Jules Favre: „Wir hatten gefürchtet, ganz Lothringen zu verlieren, behielten aber den größeren Teil".[1256] Mancher Deutscher, so auch der unbekannte Verfasser von Lied Nr. 372 hatte sich größere Gebietsgewinne gewünscht (Str. 3: „Von Belfort, o Jammer, da kriegen wir nix. O weh"). Doch schmerzte der Verlust des Generalgouvernements Elsaß-Lothringen viele Franzosen, und auch ein Großteil der Elsässer lehnte die Abtrennung ihrer Region von Frankreich ganz entschieden ab. In der im Friedensvertrag vorgesehene Option entschieden sich bis zum 1. Oktober 1872 „160.878 im Reichsland und 378.777 in Frankreich ansässige Elsässer und Lothringer" für den Verbleib bei Frankreich.[1257]

Immerhin hatte der deutsch-französische Krieg endlich die von vielen Deutschen langersehnte nationale Einheit mit sich gebracht. Der Wunsch danach zog sich ja wie ein roter Faden durch viele der literarischen Produktionen der Kriegszeit, viele der in unserer Sammlung vorgestellten Lieder geben diesem Wunsch beredt Ausdruck, so etwa auch die Lieder Nr. 373 bis 375. So beschwört ein bayerischer Verfasser in **„Die guten Kameraden"** (Nr. 375) die Freundschaft und gegenseitige Unterstützung der verschiedenen deutschen Stämme, eine Freundschaft, die nicht zuletzt auf den Schlachtfeldern Frankreichs gewachsen war, wo man miteinander Seite an Seite gegen den Feind gestritten, miteinander Not erlitten hatte, gegenseitige Hilfe erfuhr, sich kennenlernte und mannigfache tiefverwurzelte Vorurteile abzubauen vermochte. In der „Nationalzeitung" schrieb Karl Frenzel: „Das deutsche Heer eroberte nicht allein Straßburg, Metz und Paris, es eroberte uns auch die Einheit; es gab uns nicht nur Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder, es gab uns allen ein gemeinsames Vaterland".[1258]

Auch in unserem **„Ganz neuen Bundeslied für den Süden und Norden"** (Nr. 373) wird von „Preußen", „Bayern", „Württembergern", „Badenern" und „Hessen" die Einheit beschworen und der Wunsch nach einem Kaisertum für Deutschland geäußert. Und wer dieser Kaiser sein solle, darüber gibt Nr. 374: **„Hoch Deutschland! Hurrah"!** Auskunft, wo es in Strophe 7 heißt: „Es ziehet Kaiser Wilhelm nach Deutschland herein! / Er schlug den Feind darnieder mit tapfrem Schwertesstreich / Und bringet uns nun wieder das alte Deutsche Reich". In Frankreich, am 18. Januar 1871, noch während die Kämpfe um die französische Hauptstadt in vollem Gange war, wurde der preußische König im Spiegelsaal von Versailles in Gegenwart zahlreicher deutscher Fürsten zum Deutschen Kaiser ausgerufen. In einer kurzen Ansprache an die „Durchlauchtigsten Fürsten und Bundesgenossen" antwortete der Monarch:

„In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und Freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Bayern an Mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die Deutsche Kaiserwürde für Mich und Meine Nachfolger an der Krone Preußens zu übernehmen. Ich habe Ihnen, Durchlauchtigste Fürsten, und Meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich Meinen Dank für das Mir kundgegebene Vertrauen und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten".[1259] In Anwesenheit von 1400 Teilnehmern wird Wilhelm zum Kaiser ausgerufen. Anton von Werner hat hier sein verherrlichendes, in zahllosen Büchern abgedrucktes, Gemälde geschaffen, das die Realität nur bedingt wiedergibt. So trägt Bismarck beispielsweise den weißen Koller, den das Protokoll zu festlichen Anlässen vorschrieb. In Wirklichkeit trug er bei der Proklamation jedoch seinen blauen Waffenrock, was ihm die Allerhöchste Missbilligung eintrug.[1260] Nachdem der Deutsche Kaiser am 1. März 1871 auf der Pferderennbahn von Longchamps die Parade seiner siegreichen Truppen abgenommen hatte, zogen 30.000 Mann, preußische Infanteristen, Bayern in Raupenhelmen, Jäger und Pioniere, Husaren und Dragoner, Chevauxlegers und Vertreter der anderen Waffengattungen unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches in die französische Hauptstadt ein.

Frei von jeglichem Pathos ist der unbekannte Verfasser unseres letzten Liedes zum 70er Krieg, seinem Dialekt nach ein Schlesier, der sich mit seinem Text **„So is es zu Kriegeszeeten"** ganz ausdrücklich und entschieden gegen jeglichen Hurrapatriotismus wendet, wie er nicht zuletzt bei den an den Stammtischen Daheimgebliebenen weit verbreitet war, wenn auch nicht nur bei diesen. Der Mär vom schönen, gemütlichen Krieg, von einem Spaziergang nach Frankreich hinein, wie sie sich schon bald in den Köpfen vieler Deutscher festsetzte, die nur zu bereit waren, die Kriegsschrecken und -opfer zu vergessen und unter patriotischem Siegerhabitus zu verdrängen, setzt er die selbsterlebte bittere Realität der Zeit in Frankreich entgegen, das Kampfgeschehen mit Granaten und Gewehrkugeln, aber auch den mißlichen Kriegsalltag, etwa die mangelhafte Verpflegung. Er verschweigt auch nicht die gängige Praxis der Soldaten, ihre faden Mahlzeiten durch „Selbsthilfe" aufzubessern, indem sie die umliegenden Bauernhöfe absuchten und Eßbares requirierten. In der Etappe, im gemütlichen gutbürgerlichen oder gar adeligen Quartier ließ es sich zwar leben, doch mußte man eben dann doch wieder an die Front, mußte die gemütliche Wohnstatt mit einem weitaus weniger komfortablen Unterschlupf, etwa einem Strohbündel vertauschen, wo man in Form von allerlei Ungeziefer noch unangenehme, doch umso treuere Bettgenossen hatte. Hinzu kam das leidige Postenstehen,

die Feldwache – oftmals in strömendem Regen oder bei bitterer Kälte –, nicht zuletzt die strenge, oftmals ungerechte Behandlung durch die Vorgesetzten. Als Fazit bietet unser Verfasser seine Erkenntnis an: „Ja besser, vielmoal besser is, / Be Muttern scho derheeme"! Insgesamt wurden auf deutscher Seite 1871 Offiziere und 26.397 Mann getötet, 4184 Offiziere und 84.304 Mann verwundet, 102 Offiziere und 12.752 Mann galten als vermißt. Auf französischer Seite wurde über die einfachen Soldaten nicht Buch geführt. Hier fielen aber 32 Generäle, 28 Offiziere vom Generalstab, 12 der Gendarmerie, 56 der kaiserlichen Garde, 1525 der Infanterie, 92 der Kavallerie, 35 des Genies, 186 der Mobilgarde, 66 der mobilisierten Nationalgarde, 33 der Franktireurs und 128 der Artillerie. In deutsche Gefangenschaft gerieten 11.800 Offiziere und 375.788 Mann.[1261]

Zu guter Letzt, das heißt am Ende unserer Liedsammlung zum 70er Krieg wollen wir Georg Queri das Wort geben: „Nach dem glorreichen Jahre versuchten einige Sammler das gewaltige Material an Lyrik, das der Krieg in Deutschland ausgelöst hatte, in einem Monumentalwerke zusammenzuhalten, das in den Jahren 1871-1874 sechsbändig bei Schneider in Mannheim erschien. Wenn die Sammlung in einer Zeit, die noch voll der Eindrücke des Kriegsjahres war, lebhaftes Interesse fand, so muß sie sich heute von der Kritik wohl manches absprechen lassen. Insbesondere ist zu rügen, daß das wirklich gesungene Lied aus dem Volksmunde recht spärlich berücksichtigt wurde. Außer dem wackeren Musketier Kutschke (dessen Napolium Karl May in's Arabische zu übertragen versuchte) haben noch viele brave Soldaten ihr Liedlein gesungen, das jedenfalls heute mit mehr Achtung gelesen würde als die hausgemachte Lyrik irgendeiner Thusnelda Soundso, die damals schon die Redaktionen in Verzweiflung gebracht hatte. Und speziell die Bayern, die Meister des Vierzeilers, haben in dem Siebziger Konzert den kräftigen Baß gerne und oft mitbrummen lassen (...)".[1262] Wir waren bemüht, unsere Sammlung so zu gestalten, daß sie von Georg Queri gebilligt worden wäre. Wir hoffen es jedenfalls!

Anmerkungen

830 Michael *Howard*: Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 127.
831 Ebenda, S. 129.
832 Siehe hierzu auch: „Der große Schweiger – Helmuth von Moltke". In: Walter Görlitz: Geschichte des deutschen Generalstabes, S. 72-105.
833 „Die Betrachtungsweise des Autors (...) war es eigentlich, die bis in die jüngste Zeit zu Ratlosigkeit, Mißverständnis und – in Anwendung auf die Kriegspraxis – verhängnisvollen Fehldeutungen führte". (Deutsche Militärgeschichte IX, S. 320) „Es mag für alle große Theorien irgendwie zutreffen, daß sie die ‚intellektuelle Unschuld' derer korrumpieren, die mit ihnen in Berührung kommen. Der ‚Fall Clausewitz' bestätigt diese Beobachtung in aller Schärfe". (Dieter *Senghaas:* Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt 1972, S. 31.)
834 Zitiert nach Dieter *Senghaas:* Abschreckung und Frieden, S. 31.
835 Die trifft nicht zuletzt auch deswegen zu, weil spätestens seit Thomas von Aquin auch die Idee des *bellum iustum,* das heißt des „gerechten Krieges" in die abendländische Tradition eingegangen ist. Dieser Gedanke des *bellum iustum* „wurde dann in der Periode des klassischen Völkerrechts (1648-1918). Als dessen Begründer Hugo Grotius (1538-1645) mit seinem Werk ‚Drei Bücher vom Recht des Kriegs und des Friedens' angesehen wird, zum *ius ad bellum,* zum Recht souveräner Staaten auf Krieg erweitert. Dieses Recht wurde erstmalig im Westfälischen Frieden zu Münster (1648) schriftlich fixiert. Der Krieg wurde somit vom Zustand des Willkürakts von Herrschern in den Stand einer Rechts-Handlung zwischen souveränen Staaten versetzt. Diese allgemein geteilte Auffassung von der Legitimität des Krieges bestand 270 Jahre lang, bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. In den darauf folgenden 20 Jahren wurde dann erstmalig versucht, dem Krieg zunächst partiell und später generell seine Legitimität als Mittel zur Fortsetzung der Politik abzusprechen, wie es der preußische Generalmajor Carl von Clausewitz (...) formuliert hatte". (Erwin *Orywal,* Aparna *Rao,* Michael *Bollig* (Hrsg.): Krieg und Kampf. Die Gewalt in unseren Köpfen, S. 13f.
836 Carl *von Clausewitz*: „Vom Kriege", zitiert nach Dieter *Senghaas,* Abschreckung und Frieden, S. 41.
837 Ebenda, S. 43.
838 Ebenda, S. 43.
839 „Alle Theorien von Clausewitz sind über den Haufen zu werfen. Krieg und Politik dienen der Lebenserhaltung des Volkes, der Krieg ist aber die höchste Äußerung des Lebenswillens. Darum hat die Politik der Kriegsführung zu dienen". (General *Ludendorff:* Der totale Krieg, 1935, zitiert nach ebenda, S. 54)
840 Zitiert nach Deutsche Militärgeschichte IX, S. 388f.
841 Zitiert nach ebenda, S. 387.
842 Ebenda, S. 387f.
843 Ebenda, S. 387.
844 Ebenda, S. 384.
845 Das Schlagwort „Getrennt marschieren – vereint schlagen" stammt weder von Moltke selbst, noch wurde es von einem Zeitgenossen auf ihn gemünzt.
846 Deutsche Militärgeschichte IX S. 387.
847 Der preußische Generalinspekteur der Artillerie, Generalleutnant von Hahn, verbot in seinem Testament, bei seinem Leichenzug Geschütze mit gezogenem Rohr mitzuführen – so sehr liebte er die altmodischen glatten Kanonenrohre. Das war 1865. Und noch im russisch-japanischen Krieg (1904/05) hat der zaristische General Dragomirow den Telegrafen abgelehnt – da nichts die persönliche Meldung ersetzen könne, den Einsatz des Maschinengewehrs abgelehnt – weil es unfair sei, so schnell zu schießen, und außerdem Munitionsvergeudung, das Deckungnehmen verboten – da es unwürdig sei, sich auf den Boden zu legen. Dragomirows Begründungen atmen Humanität, aber die Russen verloren den Krieg.
848 Deutsche Militärgeschichte IX S. 327f. „Erst 1839 erhielt in Preußen das glatte, alte Steinschloßgewehr eine neue Art von Zündung, die Perkussionszündung. Ab 1841 wurde aber bereits ein neuer Hinterlader, das Zündnadelgewehr, allmählich in die preußische Armee eingeführt. Zu diesem Zeitpunkt und auch noch wesentlich später befanden sich aber nicht nur in anderen Ländern, sondern auch in Preußen noch gezogene Vorderlader mit neuen Munitionsarten in der Entwicklung und Einführung. Bald wurden aber auch schon Mehrlader, Repetiergewehre, entwickelt. In der Zeit des Amerikanischen Sezessionskrieges (1861-1865) gab es Milizen, die noch mit Steinschloßgewehren bewaffnet waren, aber bereits 1862 erhielt die Nordstaaten-Kavallerie Repetierkarabiner".
849 Ebenda, S. 330.
850 Man hat gelegentlich dem Zündnadelgewehr überhöhte Bedeutung beigemessen, zum Beispiel: „Ein Mann namens Dreyse spielte eine Hauptrolle im österreichischen Drama des 19. Jahrhunderts (...) Seine Wunderwaffe machte Weltgeschichte". (Helmut *Andics:* Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804-1900, Wien 1974, S. 172.) Und ein Lied im „Punch" vom 21. Juli 1866 beschreibt die Wirkung des Zündnadelgewehrs auf die Weise von „The Dog's Meat Man" wie folgt:

„Sharp shoots the Prussian Rifle, which
Has to be loaded at the breech,
Five times for each mouth-loader's one:
What a formidable weapon is the needle-gun!
Oh, that unerring needle-gun!
That death-dispensing needle-gun!
It does knkock over men like fun.
What a formidable weapon is the needle-gun".

(hier zitiert nach Gordon A. *Craig:* Königgrätz 1866 – Eine Schlacht macht Weltgeschichte, S. 123.)

851 Zitiert nach Deutsche Militärgeschichte IX S. 336. Volkmar Regling erklärt die Verzögerung so: „Noch einmal hatten ‚kommissiger' Starrsinn, die Furcht, die Truppe im Gefecht aus der Hand zu verlieren, die Scheu vor taktisch-führungsmäßigen Komplikationen gesiegt – und wohl auch die Tatsache, daß ein aufgelöster Schützenschwarm nicht den parademäßig-exakten Anblick einer Bataillonskolonne bot. Entscheidend für diese Verharrung dürfte aber gewesen sein, daß man mit – oder trotz – dieser Taktik einen grundsätzlich gleichwertigen Gegner besiegt hatte. Militärreformen pflegen nicht nach Siegen, sondern nach Niederlagen eingeleitet zu werden", (ebenda, S. 336)

852 Vgl. Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 139.

853 Deutsche Militärgeschichte IX S. 357.

854 Ebenda, S. 357.

855 Ebenda, S. 357.

856 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 134.

857 Zitiert nach Theodor *Fuchs:* Geschichte des europäischen Kriegswesens. Teil III: Von den Qualitätsheeren der Wehrpflicht zu den Massen-, Berufs- und Volksheeren am Ende des Zweiten Weltkrieges, München 1977, S. 36.

858 Ebenda, Bd. III, S. 39.

859 Deutsche Militärgeschichte IX, S. 359.

860 Zu den Uniformen siehe Liliane u. Fred Furcken: Historische Uniformen.., hier: Das deutsche Heer, S. 384-412.

861 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 134.

862 Helmut *Böhme* (Hrsg.): Die Reichsgründung, München 1967 (dtv-Dokumente 428), S. 129.

863 Zitiert nach Deutsche Militärgeschichte IX, 1. Teil, S. 202. Es gilt in den Geschichtsbüchern als ausgemacht, daß der preußische Verfassungskonflikt durch die militärischen Erfolge entschieden wurde, was ex eventu natürlich zutrifft. Ob ohne diese militärischen Erfolge der Liberalismus erfolgreich gewesen wäre, scheint uns fraglich; wir neigen zur Ansicht Manfred Messerschmidts: „Im Grund besaß das Parlament nie eine Chance, die Auseinandersetzung zu seinen Gunsten zu entscheiden", (ebenda, S. 184)

864 Ebenda, S. 183.

865 Michael *Howard:* Der Krieg in der europäischen Geschichte, S. 135.

866 Theodor *Fuchs*: Geschichte des europäischen Kriegswesens, Teil III S. 99f.

867 Zitiert nach Deutsche Militärgeschichte IV, 1. Teil S. 316.

868 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 118.

869 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, Bonn 1987, 2. Aufl. 1995, S. 12.

870 Ebenda, S. 12f.

871 Ebenda, S. 13f.

872 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 153.

873 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 24.

874 Ebenda, S. 25.

875 Ebenda, S. 28.

876 Dabei war sich Moltke, wie er schon im Januar 1864 in einer Denkschrift festgestellt hatte, der Tatsache nur zu bewußt, daß eine Eroberung des gesamten dänischen Festlands noch keinen definitiven Abschluß der Kriegshandlungen mit sich bringen werde, solange die preußische Flotte der dänischen unterlegen sei, da in diesem Falle die Inseln und nicht zuletzt der Sitz der Regierung in Kopenhagen für einen erfolgreichen Angriff unzugänglich seien. (Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 28)

877 Deutsche Militärgeschichte IX S. 395.

878 Einen interessanten Vergleich von Schulbuchlegende und tatsächlichem Hergang bieten William Lewis *Hertslet* und Hans F. *Hehnolt*: Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen, 11. Aufl. Berlin 1964, S. 287f.

879 Hellmut *Andics:* Das österreichische Jahrhundert, S. 180.

880 Vgl. Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 164.

881 Zitiert nach Freiherr *von Aretin:* 1866, ein Entscheidungsjahr der europäischen Geschichte, in: Die Reichsgründung von 1871 im Urteil der Gegenwart. Versuch einer kritischen Bilanz (Schriftenreihe des Instituts für staatsbürgerliche Bildung in Rheinland-Pfalz, Bd 21, S. 9-18), hier S. 12.

882 Zitiert nach Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 167.
883 Ebenda, S. 167.
884 Ebenda, S. 168f.
885 Hein *Helmert* und Hansjürgen *Usczek:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871. Militärischer Verlauf, Berlin (DDR), 4. Aufl. 1978, S. 91f.
886 Ebenda, S. 96f.
887 Ebenda, S. 97.
888 Deutsche Militärgeschichte IX S. 401.
889 Hellmut *Andics:* Das österreichische Jahrhundert, S. 181.
890 Egon *Friedell* Kulturgeschichte der Neuzeit, München 1969, S. 1251f.
891 Ebenda, S. 1252.
892 Johann Christian *Allmayer-Beck:* Der Feldzug der österreichischen Nord-Armee und Königgrätz, in: Wolfgang *von Groote* und Ursula *von Gersdorf* (Hrsg.): Entscheidung 1866. Der Krieg zwischen Preußen und Österreich, Stuttgart 1966, S.
893 Gordon A. *Craig*: Königgrätz 1866 – Eine Schlacht macht Weltgeschichte, Augsburg 1997.
894 Ebenda, S. 23f.
895 Ebenda, S. 24f.
896 Ebenda, S. 26f.
897 Siehe hierzu auch S. 460 Anmerkung 837.
898 Gordon A. *Craig*: Königgrätz 1866 – Eine Schlacht macht Weltgeschichte, S. 41f.
899 Ebenda, S. 44f.
900 Ebenda, S. 47f.
901 Michael *Freund:* Deutsche Geschichte. Gütersloh 1964, Sp. 706.
902 Robert *Prutz:* Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkausgabe, (hrsg. u. komment. v.) Hartmut *Kircher,* Köln 1975, S. 39. Kircher zitiert dabei aus Rudolf *Gottschall:* Robert Prutz , in: Rudolf *Gottschall:* Literarische Charakterköpfe, 3. Teil, Leipzig 1876, S. 171-213, hier S. 210.
903 Zitiert nach Karl Otmar *von Aretin:* 1866, ein Entscheidungsjahr der europäischen Geschichte, S. 14. Aretin kommentiert zutreffend: „Dieses Alles auf eine Karte setzen, war ein böses Erbe, das Bismarck dem deutschen Nationalstaat mitgab. Es sollte 1914-1918 und 1939-1945 böse Früchte tragen".
904 Egon *Friedell:* Kulturgeschichte der Neuzeit, S.1251.
905 Herbert *Kranz:* Bismarck und das Reich ohne Krone, Stuttgart 1962, S. 96f.
906 Deutsche Militärgeschichte IX S. 402.
907 Ebenda, S. 405.
908 Das Tagebuch der Baronin Spitzemberg, zitiert nach Werner *Pöls* (Hrsg.): Die Reichsgründung, München 1967 (dtv-Dokumente 428), S. 183.
909 Oskar *von Meding:* Memoiren zur Zeitgeschichte, zitiert nach Werner *Pöls* (Hrsg.): Historisches Lesebuch 1. 1815-1871 (Fischer TB 556), S. 295f.
910 Karl Otmar *von Aretin:* 1866. Ein Entscheidungsjahr der europäischen Geschichte, S. 9.
911 Ebenda, S. 11.
912 Gordon A. *Craig*: Königgrätz 1866 – Eine Schlacht macht Weltgeschichte, S. 9-13.
913 Während der „bayrischen Bierreise nach Thüringen", wie dieser Teil des Feldzuges in der Kriegsgeschichte heißt, sangen die Bayern noch voller Optimismus im Chor: „Ach, wenn das die Preußen wüßten, daß die morgen sterben müßten". (Herbert *Kranz:* Bismarck und das Reich ohne Krone, S. 98.)
914 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 171.
915 Heinz *Helmert* und Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 144.
916 Hellmut *Andics:* Das österreichische Jahrhundert, S. 187.
917 Zitiert nach Michael *Freund:* Deutsche Geschichte, Sp. 711; zu den „legitimistischen" Motiven Wilhelms vgl. auch Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 173.
918 Albert *Seaton:* Die Armeen des Deutschen Reiches 1870 bis 1888, Bonn 1980, S. 10.
919 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 180f.
920 Julius *Hartmann:* Erinnerungen eines deutschen Offiziers, zitiert nach Werner *Pöls* (Hrsg.): Historisches Lesebuch 1. 1815-1871, S. 301f.
921 Fritz *Kallenberg:* Die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71, in: Die Reichsgründung von 1871 im Urteil der Gegenwart, Mainz o.J. (1971), S. 45-60, hier S. 45.
922 Jochen *Dittrich:* Ursachen und Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870/71, in: Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontrollen, Interpretationen (hrsg.v.) Theodor *Schieder* und Ernst *Deuerlein,* Stuttgart 1970, S. 94.
923 Fritz *Kallenberg:* Die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71, S. 52.
924 Zitiert nach: Ernst *Deuerlein* (Hrsg.): Die Gründung des Deutschen Reiches 1870/71 in Augenzeugenberichten, München 1977 (dtv 1262), S. 34f.
925 Zitiert nach Helmut *Böhme* (Hrsg.): Die Reichsgründung, München 1967 (dtv 428), S. 245.

926 Franz *Herre:* Anno 70/71. Ein Krieg, ein Reich, ein Kaiser, Köln 1970, S. 85ff. Herre folgt hier im Großen und Ganzen der Darstellung, wie sie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" genußvoll mitteilt. Vielleicht ist diese Szene ex eventu zu effektvoll dargestellt, aber so ähnlich wird es wohl gewesen sein. Eine synoptische Gegenüberstellung der beiden Fassungen der Emser Depesche findet sich bei Helmut *Böhme* (Hrsg.): Die Reichsgründung, S. 250.
927 Octave *Aubry:* Das Zweite Kaiserreich, S. 685f.
928 Ebenda, S. 687.
929 Die Gründung des Deutschen Reichs in Augenzeugenberichten, S. 44.
930 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 89.
931 Die Gründung des Deutschen Reiches in Augenzeugenberichten, S. 57.
932 Ebenda, S. 50.
933 Die Gründung des Deutschen Reiches in Augenzeugenberichten, S. 46f. Den Namen „Dezembermann", der ursprünglich den russischen Dekabristen gehört, erhielt Napoleon III., weil er jeweils im Dezember eine neue Stufe seiner Karriereleiter erklommen hatte: 1848 Präsident der Republik, 1851 Präsident auf 10 Jahre, 1852 Kaiser.
934 Zitiert nach Benno *Hubensteiner:* Bayerische Geschichte, München 6. Aufl. 1977, S. 428f.
935 Vgl. Heinz *Helmert* und Hansjürgen *Usczeck:* Preußisch-deutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 191.
936 Ebenda, S. 187. Vgl. das oben zitierte Gedicht von Heinrich von Treitschke auf S. 553.
937 Die Gründung des Deutschen Reiches in Augenzeugenberichten, S. 61.
938 Deutsche Militärgeschichte IX S. 409f.
939 Heinrich *Helmert* und Hansjürgen *Usczeck:* Preußisch-deutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 192ff.
940 Zitiert nach Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 103.
941 Ebenda, S. 102f.
942 Vgl. Octave *Aubry*: Das zweite Kaiserreich, S. 707.
943 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 104.
944 Ebenda, S. 104.
945 Friedrich *Siegburg:* Kleine Geschichte Frankreichs, Frankfurt 1964 (Ullstein-Tb 2621), S. 123.
946 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 70.
947 Weißenburg hat in der bayerischen Militärgeschichte einen legendären Klang und wurde zum Symbol für die Tapferkeit *des* bayerischen Soldaten und wirkte als dringend benötigter Balsam für die Wunden von 1866. Die Legende wirkt bis heute. Als der preußische Kronprinz, Oberbefehlshaber der 3. Armee in Siegerlaune die bayerischen Soldaten lobte, erwiderte einer von ihnen: „Ja, Hoheit, Königliche. Hätten Sie uns g'führt anno Sechsasechzge, da hätten S' g'schaugt, wia mer die Malefizpreiß'n außa g'stampert hätt'n"!, zitiert nach Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 107f. Das gemeinsame Kampferlebnis drückt Moritz von Blankenburg seinem Freund, dem preußischen Kriegsminister Albrecht von Roon gegenüber so aus: „Daß die Bayern unter unseres Kronprinzen Führung in den entscheidenden Schlachten mitgetan haben, ist die Lösung der Deutschen Frage" (Max *Spindler:* Handbuch der Bayerischen Geschichte, IV S. 275.)
948 Heinrich *Helmert* /Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 186.
949 Ebenda, S. 187
950 Herbert *Kranz:* Bismarck und das Reich ohne Krone, Stuttgart 1962, S. 157f.
951 Die Gründung des Deutschen Reiches 1870/71 in Augenzeugenberichten, S. 64f.
952 Ebenda, S. 62.
953 Deutsche Militärgeschichte IX S. 410.
954 Heinrich *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 191.
955 Deutsche Militärgeschichte IX S. 411.
956 Ebenda, S. 411.
957 Ebenda, S. 412.
958 Ebenda, S. 211; Vgl. auch: Deutsche Militärgeschichte IX S. 412, wo die Ansichten der Militärhistoriker Kaulbach, Kessel und Caemmerer zu den „Plänen" Moltkes referiert werden.
959 Heinrich *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 213.
960 Deutsche Militärgeschichte IX, S. 413f.
961 Herbert *Kranz:* Bismarck und das Reich ohne Krone, S. 162f.
962 Ebenda, S. 165.
963 Deutsche Militärgeschichte IX, S. 414.
964 Die Gründung des Deutschen Reiches in Augenzeugenberichten, S. 92.
965 Ebenda, S. 94.
966 Heinrich *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 229.
967 Deutsche Militärgeschichte IX S. 415.
968 Ebenda, S. 414.
969 Heinrich *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 232.
970 Ebenda, S. 249.
971 Ebenda, S. 252.
972 Ebenda, S. 252.

973 Geschichte des europäischen Kriegswesens, S. 342.
974 Heinrich *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 254.
975 Ebenda, S. 277.
976 Ebenda, S. 277f.
977 Ebenda, S. 280f.
978 Ebenda, S. 283f.
979 Ebenda, S. 234.
980 Die Gründung des Deutschen Reiches in Augenzeugenberichten, S. 266.
981 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 152f. Herre schildert hier den Streit zwischen „Schießern und Scheißern" im Großen Hauptquartier und referiert die jeweiligen Argumente.
982 Ebenda, S. 158.
983 Ebenda, S. 20.
984 Siehe hierzu auch die Bibliographie.
985 Theodor *Schieder:* Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich, S. 206.
986 An dieser Stelle seien stellvertretend nur noch einmal die Namen Karl Schurz, Friedrich Hecker und Franz Sigl erwähnt. Die Union verdankt ihren Sieg über die Konföderierten nicht zuletzt auch mit den zahlreichen deutschen Regimentern, die gegen die Abspaltung der Südstaaten und für die Abschaffung der Sklaverei kämpften.
987 Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 232f.
988 Ebenda, S. 248.
989 Die Überlieferung darf hier nicht als repräsentativ für die damalige Verbreitung angesehen werden. Sicher hat es beispielsweise 1866 viele antipreußische Lieder gegeben, die man später „vergessen" hat, sei es, wie in Bayern, im trunkenen Siegestaumel von 1871, sei es, wie in Österreich, um nicht ständig an die Schmach von Königgrätz erinnert zu werden. Wir geben in unserer Auswahl den Liedern mit antipreußischer Tendenz genügend Raum.
990 Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 262.
991 Ebenda, S. 262.
992 Ebenda, S. 264.
993 Ebenda, S. 264f. Zur Lyrik auf französischer Seite siehe Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite. Die Legitimation politischer Vorgänge mit lyrischen Mitteln in den deutschen und französischen Kriegsgedichten von 1870-71, (Phil. Diss.) Berlin 1980.
994 Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 268f.
995 Ebenda, S. 285f.
996 Otto *von Bismarck:* Die gesammelten Werke, Bd. 3: Reden, bearbeitet von Wilhelm *Schüßler.* Berlin 1930, S. 510.
997 Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth:* Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil II, Vorwort S: VIff.
998 Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth:* Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I S. IV. Ditfurths „Historische Volkslieder vom Ende des dreißigjährigen Krieges, 1648 bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges 1765" waren dagegen „Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm I., dem siegreichen Wiederhersteller des Reiches" gewidmet.
999 Franz *Lipperheide:* Lieder zu Schutz und Trutz, Berlin 1871.
1000 Ebenda, inneres Deckblatt.
1001 Ebenda, Sammlung 4 S. 186.
1002 Ebenda, S. 186.
1003 Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite. Die Legitimation politischer Vorgänge mit lyrischen Mitteln in den deutschen und französischen Kriegsgedichten von 1870-71, S. 198.
1004 Siehe S. 438f. der vorliegenden Arbeit.
1005 siehe Geschichte (1815-1979) in Liedern. Programmheft: Öffentliche Abendveranstaltung beim 22. Deutschen Volkskundekongreß '79 am 19. Juni 1979 in Kiel, S. 25-29.
1006 Ebenda, S. 27f. Wir wollen an dieser Stelle wenigstens den Text des berühmten Arndt'schen Originals abdrucken, das am 12. Juni 1815 im Gasthofe zur Tanne bei Jena anläßlich der Gründung der „Burschenschaft" zum erstenmal gesungen wurde und bereits von manchen Zeitgenossen wegen des überschäumenden Lobes der deutschen Tugenden und des „Franzosenfressertums" angegriffen wurde. (Geschichte in Liedern 1815-1979, S. 18-24, hier S. 21).

1. Was ist des Teutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's wo am Rhein die Rebe blüht,
Ist's wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, nein, nein! sein Vaterland muß
größer sein,
Sein Vaterland muß größer sein.

2. Was ist des Teutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Steierland?
Ist's wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein? sein Vaterland muß
größer sein,
Sein Vaterland muß größer sein.

3. Was ist des Teutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's wo der Sand der Dünen weht?
Ist's wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

4. Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

5. Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

6. Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

7. Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es seyn!
Das, wackrer Teutscher, nenne dein"

8. Das ist des Teutschen Vaterkand.
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt –
Das soll es seyn!
Das, wackrer Teutscher, nenne dein!

9. Das ist des Teutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutsche heißet Freund –
Das soll es seyn!
Das ganze Teutschland soll es seyn!

10. Das ganze Teutschland soll es seyn!
O Gott vom Himmel, sieh darein!
Und gieb uns rechten teutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es seyn!
Das ganze Teutschland soll es seyn!

1007 Zitiert nach Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 30ff. Das Lied findet sich auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch.
1008 Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 31-32.
1009 Ebenda, S. 31f.
1010 Ebenda, S. 32f.
1011 Ebenda, S. 33.
1012 Die Melodie siehe auf S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1013 Das Lied erschien gedruckt im Leipziger Tageblatt, Jahrgang 1849, Nr. 117, 27. April, 1. Beilage)
1014 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 39.
1015 Die Melodie siehe auf S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1016 „Ob da ein wirklicher Anspruch bestand, kann man nur entscheiden, wenn man nach dem Wort Erich Brandenburgs in die ‚tiefsten Schächte des mittelalterlichen Lehensrechtes und Privatfürstenrechtes' hinabsteigt. Dante hat in seiner Hölle den Examenskandidaten vergessen, der über das Erbrecht in Schleswig-Holstein befragt wird". (Michael *Freund:* Deutsche Geschichte, Gütersloh 1964, Sp. 687). Was die „schleswig-holsteinische Frage" als einen Kristallisationspunkt verschiedenster politischer Interessen anbelangt, so „handelt es sich politisch und auch staatsrechtlich um eine der kompliziertesten Fragen in den Staatsbeziehungen des 19. Jahrhunderts, Der englische Außenminister, Lord Palmerstone, hat es einmal so glossiert: Nur drei Männer hätten diese Frage in all ihren Verästelungen erfaßt. Der eine sei tot, der andere darüber verrückt geworden, der dritte, er selber, habe alles wieder vergessen". (Winfried *Vogel*: Entscheidung 1864, S. 11.
1017 Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 14f. mit Melodie. Wie Barbara James, die Kommentatorin dieses Liedes anmerkt, verzichtete „kaum ein Gesellschaftsliederbuch der Zeit (...) auf das Schleswig-Holstein-Lied, es gehörte zum Standardrepertoire aller bürgerlichen Gesangsvereine und studentischer Verbindungen und blieb es auch während des ganzen 19. Jahrhunderts", (ebenda, S. 16)
1018 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 43.
1019 Ebenda, S. 46.
1020 Gemeint ist hier die ursprünglich für den 12. April vorgesehene Eröffnung der Londoner Konferenz, für die man Waffenerfolge vorweisen wollte, und die auf Betreiben Bismarcks auf den 20. April verschoben wurde.
1021 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 48f.
1022 Demgegenüber hatten die Dänen rund 160 Mann an Toten und Verwundeten und 102 Gefangene zu beklagen.
1023 Siehe S. 517f.
1024 Theodor *Fontane:* Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864, Berlin 1866, S. 109f.
1025 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 52f.
1026 Ebenda, S. 53.

1027 Siehe S. 470 der vorliegenden Arbeit.
1028 Theodor *Fontane:* Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864, S. 112. Einem anderen Bericht zufolge, den Fontane ebenfalls zitiert, soll bei der Sprengung durch die Pioniere Kitto und Klinke eine Frühzündung erfolgt sein, die den Pionier Klinke verletzte und verbrannte. Beim Herausklettern aus dem Graben habe er noch eine Schußwunde durch Arm und Brust erhalten und sei auf dem Transport ins Lazarett gestorben. Diese Version wird durch die Schilderung des Preußischen Generalstabswerks erhärtet.
1029 Winfried *Vogel:* Entscheidung 1864, S. 58 beziffert die Verluste der Dänen mit 110 Offizieren und 4.706 Mann, darunter 3.549 gefallene Soldaten und 56 Offiziere. Die Gesamtverluste auf preußischer Seite betragen 71 Offiziere und 1.130 Mann, wovon 17 Offiziere und 246 Mann gefallen sind.
1030 Wie wir wissen, ist es bis zum Juni 1864 bei diesem Wunsch geblieben.
1031 Die Erstürmung der Düppeler Schanzen und des Brückenkopfes durch die Preußen..., Hamburg o.J. (1864), Druck und Verlag von J. Kahlbrock; zitiert hier nach Hans Adolf *Neunzig* (Hrsg.): Das illustrierte Moritaten-Lesebuch. Geschichten und Lieder, Parodien und Fundsachen, München 1979 (dtv 1428), S. 99ff.
1032 Die Melodie siehe auf S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1033 Zwischen dem über 80 Jahre alten Wrangel und der politischen Führung in Berlin war es schon seit Februar verschiedentlich zu Meinungsverschiedenheiten wegen der zu durchzuführenden militärischen Operationen gekommen, was vor allem auf Bismarcks Seite zu tiefer Missstimmung führte.
1034 Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 37ff.
1035 Die Melodie siehe auf S. 257 Nr. 103.
1036 Heinz *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 153.
1037 Ebenda, S. 153f.
1038 Die Melodie siehe S. 272 Nr. 117.
1039 „In den geschr. Liederbüchern der Veteranen von 1866, Dungersche Sammlung – Einzeldruck. „Kamerad" 1866 S. 292."
1040 Strophe 13 nur im „Kamerad".
1041 Mit der Anmerkung „Erinnerungen an Garnison und Schlachtfeld von Kamerad Friedr. Paustka, 1868".
1042 Siehe S. 531ff. der vorliegenden Arbeit.
1043 Melodie einer *Romanze* aus der Oper „Das Nachtlager von Granada" von Conradin Kreutzer.
1044 Aus „Lieder für die Sächsische Armee", 7 Dichtungen von Gustav v. Lisia und G. v. Schönau, Dresden o.J.
1045 nach der Vertonung des Gedichtes von Max von Schenkendorf (1810) von Karl Groos, 1818.
1046 Weise des „Bundesliedes der Studenten 1815" von Georg Friedrich Hanitsch, 1815.
1047 Es handelt sich hierbei um die Weise von „Die letzten Sieben vom Regiment" zur Schlacht von Magenta 1859.
1048 Bei Ernst Richard *Freytag:* Historische Volkslieder des sächsischen Heeres, S. 121f. finden sich zwei weitere Lieder, auf deren Abdruck wir verzichtet haben, auf die wir hinweisen wollen: Nr. 82: „Kronprinz Albert-Lied – Nach 1866" sowie Nr. 83: „Kronprinz Albertlied".
1049 Welchen Eindruck die Schlacht bei Königgrätz in jedweder Hinsicht hinterlassen hat, beweist die Tatsache, daß es – laut Vladimir Karbusicky: Zum Terminus ‚von unten', in: Dokumente des Vereins für demokratische Musikkulturen in Geschichte und Gegenwart, Bd. I: Was ist Musik von unten?, Hamburg 1989, S. 8 etwa 160 Lieder gibt, „die dieses Ereignis verarbeiten, die die Schrecken schildern".
1050 Die Melodie siehe auf S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1051 Die Melodie siehe auf S. 428f. Lied Nr. 204: „Steh' ich in finstrer Mitternacht".
1052 Theodor *Fontane:* Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866, S. 76f.
1053 Ebenda, S. 77f.
1054 Karbusicky zitiert in seinem bereits erwähnten Beitrag – siehe Anmerkung 1049 – verschiedene andere Lieder zu Königgrätz an, von denen wir eines an dieser Stelle ebenfalls angeben wollen: „Zunächst eine typisch balladeske Szene eines Soldaten, der schwerverwundet auf dem Schlachtfeld liegt und seinen Kameraden bittet, daß er ihn totschlägt: „Welch' traurigen Anblick bieten / die Verwundeten, / wenn sie da vor mir liegen, / wenn sie wehklagen: / Mein treuer Kamerad, / wenn du zu mir aufrichtig bist, / laß mich nicht quälen / und komm, mich totzuschlagen."
1055 Ebenda, S. 9f.
1056 „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab" war ein beliebtes und vielgesungenes Lied aus der Napoleonzeit.
1057 Siehe S. 582ff.
1058 Zeitweise war man in Bayern aufgrund einer Falschmeldung der irrigen Ansicht, daß diese Schlacht von den bayerischen Truppen gewonnen worden sei. „In dem Buch: Das Treffen bei Kissingen am 10. Juli 1866 dargestellt von A.v. Goeben, königlich preußischer Genereal-Lieutenant (der selbst 1866 preußischer General war) Darmstadt und Leipzig 1894 schreibt dieser auch (S. 14): die Angabe der offiziellen bayerischen Darstellung des Feldzuges, daß die preußischen Geschütze ‚verstummten und den Platz räumten' beruht auf einem Irrtum". (zitiert nach: Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte III, S. 204)

1059 Heinz *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 157.
1060 Weitere Lieder zum Krieg von 1866 finden sich mit ihren Melodien abgedruckt bei Philipp *Wackernagel:* Trösteinsamkeit in Liedern, Frankfurt a.M. 1867. Hier wären zu erwähnen „Podol" (S. 285), „Gitschin" (S. 286f.), „Der König hat gewinket" (S. 290f.) und „Schlacht bei Königgrätz" (S. 291ff.)
1061 Siehe hierzu S. 69, Lied Nr. 1: „Gespräch zwischen Maria Theresia und König Friedrich über den Frieden (1745); S. 211f., Lied Nr. 66: „Gespräch von der Vertheilung der Länder und Friedensschluß zu Regensburg 1803"; S. 213ff., Lied Nr. 67: „Friedensgespräch auf dem endlich geendigten Friedensschluß"; S. 229ff., Lied Nr. 82: „Neues Gespräch über den letzten Krieg zwischen Kaiser Napoleon, König von Preußen, Kaiser von Rußland und denen andern großen europäischen Mächten"; S. 319f., Lied Nr. 158: „Preußen und Napoleon 1813"; S. 299ff., Lied Nr. 159: „Das große Gespräch bei Dresden 1813", sowie S. 310ff., Lied Nr. 171: „Friedrnsunterhandlungen der Potentaten den 1. März in Paris 1814".
1062 Walter *Moßmann* und Peter *Schleuning:* Alte und neue politische Lieder. Entstehung und Gebrauch, Texte und Noten, Reinbek 1978 (rororo 7159), S. 18ff. Danke, Walter Moßmann!
1063 Ebenda. Die zitierten Beispiele stehen auf den Seiten 37 und 43.
1064 Es ist uns nicht gelungen, den Text der angegebenen Melodie zu unterlegen, wohl aber den Text des folgenden Liedes, zu dem ebenfalls „Ich bin ein Preuße" angegeben ist.
1065 Die Melodie siehe auf S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1066 Das Lied war unter anderem auch auf einer Lithographie mit dem Titel „Haut sie auf den Chassepot" enthalten, welche die verbündeten deutschen Staaten Hessen, Baden, Sachsen, Württemberg, Bayern und Preußen zeigt, die einzelne Mitglieder der französischen kaiserlichen Familie, d.h. den Kaiser, die Kaiserin und deren Sohn, sowie des französischen Ministerrates als ungebärdige Kinder übers Knie gelegt haben und ihnen kräftig die bloßen Hintern versohlen. Diese Lithographie findet sich bei Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 265 abgedruckt.
1067 Die Melodie siehe S. 320 Nr. 159: „Das große Gespräch bei Dresden".
1068 Die Melodie siehe S. 289f.
1069 Theodor *Schieder:* Vom deutschen Bund zum deutschen Reich, S. 182.
1070 Helmut *Böhme* (Hrsg.): Die Reichsgründung, S. 254.
1071 Ebenda, S. 256.
1072 Ebenda, S. 257.
1073 Siehe S. 543 Anmerkung 1061 unserer Arbeit.
1074 Bereits während des Krieges in Schleswig-Holstein im Jahre 1864 zeigte er eine gänzlich andere Haltung als etwa sein Dichterkollege Robert Eduard Prutz, hatte er hier doch nicht weniger als sechs Liedersammlungen herausgegeben, deren Erlös den Soldaten hatte zugute kommen sollen, denen aber wenig Resonanz beschieden war.
1075 Brief an Karl Hirsche in Hamburg von Corvey aus vom 24. September 1870, abgedruckt in „An meine Freunde". Briefe von Hoffmann von Fallersleben (Hrsg.v.) Heinrich *Gerstenberg*, Berlin 1907, S. 326f.
1076 Heinrich *Gerstenberg* (Hrsg.): Hoffmanns von Fallersleben Gesammelte Werke, Berlin 1890ff., hier Bd V S. 166.
1077 Übrigens mußte Hoffmann niemals dienen, da ihn sein Vater, zum fraglichen Zeitpunkt Bürgermeister von Fallersleben, vom Militärdienst freigekauft hatte.
1078 Hs. Liedersammlung auch Achern/Baden, aufgezeichnet von dem Revolutionär Berger, Beruf Schmied, im Alter von 72 Jahren nach dem Gedächtnis geschrieben. Abschrift von Professor Dr. Johannes Künzig, Baden, DVA A 214 318.
1079 Die Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1080 Die Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1081 Die Gründung des Deutschen Reiches in Augenzeugenberichten, S. 36.
1082 Die Melodie siehe S. 329 Nr. 169: „Ich bin der Schlächter Bonapart".
1083 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 73f.
1084 Helmut *Böhme* (Hrsg.): Die Reichsgründung, S. 249f.
1085 Die Melodie siehe S. 88f. Nr. 19: „Grenadierlied".
1086 Die Melodie siehe S. 550f. Nr. 259: „Allgemeines Kriegslied 1870".
1087 Diese Weise wurde in jüngster Zeit von der Gruppe „Biermösl Blosn" aufgegriffen und hervorragend parodiert zu einem Anti-Soldatenlied gemacht.
1088 Die Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1089 Edward *Crankshaw:* Bismarck. Eine Biographie. Aus dem Englischen von Christoph M. Neumüller, München 1983 (Original-Ausgabe London: Macmillan 1981), S. 25f.
1090 Herbert *Kranz:* Bismarck und das Reich ohne Krone, S. 35-38. Zur weiteren Entwicklung siehe ebenda, S. 32-44.
1091 Crankshaw bezieht sich hier auf die Auffassung des Bismarck-Biographen Erich Marcks.
1092 Edward *Crankshaw:* Bismarck, S. 31.
1093 Die Melodie siehe S. 222f. Nr. 75: „Prinz Louis bei Saalfeld".
1094 Eine zeitgenössische Karikatur weist Helmuth von Moltke als überaus wichtige Figur auf dem militärischen Schachbrett aus. Siehe Hans *Dollinger:* Lachen streng verboten, S.100.

1095 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 99.
1096 Elisabeth *Thurmair* / Donald *Ahrens:* Im schönsten Wiesengrunde. Deutsche Volkslieder und wie sie entstanden. Bergisch Gladbach/Zürich 1979, S. 80f.
1097 Die Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1098 Die Melodie siehe S. 239 Nr. 89: „Schills Freischaar".
1099 Die Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1100 Die Melodie siehe S. 217 Nr. 70: „Die Bayern bei Iglau".
1101 Vgl. z.B. auch Ditfurth, Hist. Vl u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil I S. 38: „Ursachen und Wirkungen im Jahre 1870", oder ebenda, Teil II S. 39ff.: „Saarbrücken".
1102 Schon kurz nach der Schlacht, als sich der weitere Kriegsverlauf weniger günstig für Frankreich anließ, wurde „Titi Louis" nach dem sicheren England verbracht. Er starb später auch in englischen Diensten während einer Expedition gegen die aufständischen Zulus.
1103 Zitiert nach Octave *Aubry:* Das zweite Kaiserreich, Zürich o.J., S. 711, dessen Darstellung wir zum Teil im Liederkommentar gefolgt sind.
1104 Ebenda, S. 695 Anmerkung 1.
1105 Siehe Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 263. Auch der „Anteil" Lulus am Kampfgeschehen wurde von einem Karikaturisten gebührend in Szene gesetzt. Siehe hierzu Susan *Lambert:* The Franco-Prussian War in Caricature, Abb. 15.
1106 Siehe S. 257 Nr. 103.
1107 Die Melodie siehe S. 217 Nr. 70: „Die Bayern bei Iglau".
1108 Bisher war uns diese Melodie leider nicht zugänglich.
1109 Die ersten drei Zeilen der ersten Strophe kommen jeweils auch vor den einzelnen folgenden Strophen.
1110 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 106.
1111 Ebenda, S. 106f.
1112 Ebenda, S. 107f.
1113 Die Melodie lag uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt leider nicht vor.
1114 Metz wird uns anderer Stelle noch einmal beschäftigen. Siehe hierzu S. 650ff.
1115 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 114.
1116 Ebenda, S. 115.
1117 Ebenda, S. 116.
1118 Ebenda, S. 116.
1119 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 117.
1120 Ebenda, S. 119f.
1121 Siehe S. 651 unserer Arbeit.
1122 Ein etwas anderes Bild des „Etappendienstes" vor Metz zeichnen zwei andere Lieder, die wir in anderem Zusammenhang vorstellen. Siehe S. 651 und S. 652 unserer Arbeit.
1123 Die Melodie lag uns leider zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vor.
1124 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 104.
1125 Ebenda, S. 122. Eine andere Darstellung findet sich bei Oktave *Aubry:* Das Zweite Kaiserreich, S. 758; danach hätten sich, bevor das Telegramm eintraf, Mac Mahon und Napoleon entschlossen „aus soldatischem Kameradschaftsgefühl" einem Hilferuf Bazaines zu folgen.
1126 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 104.
1127 Octave *Aubry:* Das Zweite Kaiserreich, S. 731f.
1128 Ebenda, S. 747.
1129 E. *Ruby* / I. *Regnault:* Bazaine coupable ou victime? Paris 1980 oder als jüngere deutsche Unternehmung Franz *Uhle-Wettler:* Höhe- und Wendepunkte deutscher Militärgeschichte, Mainz 1984. Uhle-Wettler vernachlässigt jedoch die neuere französische Literatur.
1130 Die Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1131 Zitiert nach Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 119.
1132 Ebenda, S. 97.
1133 Ebenda, S. 97.
1134 Ebenda, S. 116.
1135 Weitere bekannte Lieder auf die Schlacht von Gravelotte sind Ferdinand Freiligraths „Die Trompete von Gravelotte" sowie B. Geroks „Die Rosse von Gravelotte", die an dieser Stelle wenigstens Erwähnung finden sollen. Siehe hierzu Hans *Ziegler:* Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten, S. 386ff., Nr. 167 und 168.
1136 Die Melodie siehe S. 588 Nr. 291: „Schlacht bei Gravelotte oder Rezonville"
1137 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 124.
1138 August *Hartmann:* Historische Volkslieder, Bd. 3 S. 202.
1139 Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth:* Historische Volkslieder des Preußischen Heeres, 1869, S. 103.
1140 Leider lag uns von der Melodie keine Abschrift vor.
1141 Insgesamt fielen während der Kämpfe des 1. und 2. Septembers 1870 auf deutscher Seite 460 Offiziere und 8.500 einfache Soldaten, wobei die meisten Toten zu Beginn der Kämpfe zu beklagen waren.

1142 Melodie siehe S. 559 Nr. 266: „Der Lügenkaiser".
1143 Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1144 Das Lied findet sich auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch.
1145 Diesen Verfasser gibt Ernst Richard Freytag an.
1146 Neben Ludwig Uhlands Lied vom „Guten Kameraden" dürfte es sich wohl um das bekannteste und verbreitetste Soldatenlied aus Deutschland schlechthin handeln.
1147 Edmund *Weeger:* Bei Sedan auf den Höhen, in: Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 50f.
1148 Ebenda.
1149 Die Melodie siehe S. 416 Nr. 195: „Denkst du daran",
1150 Bei der Übersetzung diese für uns nicht ohne weiteres ganz leicht verständlichen Textes, geschrieben in einem Dialekt des Niederdeutschen, war uns freundlicherweise der Schweriner Schriftsteller Jürgen Borchert behilflich, dem wir auch an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich für seine Unterstützung danken wollen!
1151 Melodie siehe S. 580f. Nr. 309: „Brandenborschet Landwehrlied". In unserer Quelle steht als Angabe zu lesen: „Na dem Leed vom Dannebohm, abersch a bößle fixer on schlömmer". –„Nach dem Lied vom Tannenbaum, aber ein bißchen schneller und schlimmer".
1152 Melodie siehe S. 548 Nr. 257: „Vom Fels zum Meer".
1153 Melodie siehe S. 272 Nr. 117: „Der gute Kamerad".
1154 Melodie siehe S. 320 Nr. 159: „Das große Gespräch bei Dresden".
1155 Die Melodie lag uns leider nicht vor.
1156 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 120.
1157 Ebenda, S. 122.
1158 Die Abbildung findet sich z.B. bei Friedemann *Bedürftig* (Hrsg.): Preußisches Lesebuch – Bilder/Texte/Dokumente, Stuttgart 1981, S. 111.
1159 Franz *Herre:* Anno 1870/71, S. 129f.
1160 Ebenda, S. 130.
1161 Leider lagen uns die Noten zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vor.
1162 Melodie siehe S. 329 Nr. 169: „Ich bin der Schlächter Bonapart".
1163 Siehe Anmerkung 1192.
1164 Vgl. Wilhelm *Ehrental:* Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung, Leipzig 1871.
1165 Melodie siehe S. 401 Nr. 198: „Wir wollen ihn nicht haben".
1166 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 80.
1167 Varnhagen von Ense berichtet 1841: „Im Volk ist viel gesunder, kräftiger Sinn, aber auch sehr viel Anlage zum Terrorismus. Dem Könige sagt man vielerlei Übles nach. Ein bitteres Lied ist im Umlauf, wieder eine Parodie von ‚Sie sollen ihn nicht haben', es wird gesagt, wir wollen sie nicht haben, Könige, welche so oder so – und dann werden die von Bayern, Hannover und Preußen bezeichnet...". (zitiert nach Walter *Moßmann* und Peter *Schleuning:* Alte und neue politische Lieder, S. 21) siehe auch die Lieder Nr. 195 und 196.
1168 Die Melodie lag uns leider nicht vor.
1169 Pauli *Kiem:* Sammlung oberbayerischer Volkslieder, S. 179ff., mit der Anmerkung: „Bei Prof. Dr. Maußer, dem ich für die freundliche Überlassung dieser Fassung zu herzlichem Dank verpflichtet bin, meldete sich ein Pfarrer namens Schweikl, der seinen Vater als den Verfasser des Liedes angab", (ebenda, S. 189)
1170 H. *Schulthess* / W. *Oncken:* Chronik und geschichtliche Übersicht der denkwürdigen Jahre 1870 und 1871, 1. Bd, S. 196.
1171 Über den Aufmarsch mit der Eisenbahn berichtet Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 100: „Mit dem Tage der Mobilmachung trat der Militärfahrplan in Kraft. Der Privatverkehr wurde auf allen Aufmarschlinien eingestellt. Dabei gab es keine Ausnahmen. (...) Zug auf Zugdampfte gen Westen, mit der vorgeschriebenen Geschwindigkeit von 22,5 Kilometern in der Stunde. ‚Eilgut nach Paris' stand auf den Güterwagen. Sie waren mit grünen Zweigen geschmückt. Die Stimmung der Truppe war ausgezeichnet. (...) Auf jedem Bahnhof gab es ‚Erfrischungs-Comitees'. Sie verteilten Bockwürste, Bier, Zigaretten und *patriotische Liederbücher*" (Hervorhebung durch die Verfasser).
1172 Otto *Berndt:* Die Zahl im Kriege. Statistische Daten aus der neueren Kriegsgeschichte in graphischer Darstellung, Wien 1897, S. 69 macht folgende Angaben, die „sich auf die neuesten Untersuchungen des deutschen Generalstabs" gründen: „Franzosen: 90.000 Mann. Verluste während der Schlacht: 17.000 todt und verwundet; 21.000 gefangen (...) Infolge der Capitulation geriethen in die Hände der Deutschen: 82.000 Franzosen".
1173 Ludwig *Halm* (Hrsg.): Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreichs, Berlin 1871, S. 448.
1174 Die bayerische Mundart kennt zwei Bedeutungen des Wortes „Mensch": 1. *der* Mensch, Plural: Menschen: wie im Hochdeutschen; 2. *das* Mensch, Plural: Mensch oder Menscher: liederliches Frauenzimmer, Nutte, Hure.
1175 Pauli *Kiem:* Oberbayerische Volkslieder, S. 189.

1176 Tony *von Held* (Hrsg.): Napoleon III. auf Wilhelmshöhe 1870/71 nach Aufzeichnungen des Generals der Infanterie Grafen Monts, Berlin 1909, S. 44. Was die Darstellung Napoleons III. in den deutschen politischen Liedern und Gedichten seiner Zeit anbelangt, siehe auch Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite. Die Legitimation politischer Vorgänge mit lyrischen Mitteln in den deutschen und französischen Kriegsgedichten von 1870-71 (= Phil. Diss.) Berlin 1980, S. 199-212.
1177 Zitiert nach ebenda, S. 217f.
1178 Ebenda, S. 217.
1179 Ebenda, S. 218-220.
1180 Oskar *von Redwitz:* Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers Vermächtnis ans Vaterland, Berlin 1870, zitiert nach Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 269
1181 Für die neuen Soldaten gab es keine Uniformen, sie erhielten keine ordentliche Ausbildung und operierten im weiteren Verlauf des Krieges oftmals auf eigene Faust, weswegen sie nur zu oft mit irregulären Freischärlern gleichgesetzt wurden. „In den deutschen Augen waren sie nichts anderes als Kriminelle". (Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 271)).
1182 Ebenda, S. 268.
1183 Ebenda, S. 268, zitiert nach Ludwig *Hahn* (Hrsg.): Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich, Berlin 1871, S. 663.
1184 Heinz *Helmert* und Hans Jürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871, S. 231.
1185 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 146.
1186 Deutsche Militärgeschichte, Bd. IX S. 419.
1187 Zitiert nach Ludwig *Hahn:* Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreichs, S. 663.
1188 „Volkskrieg" ist Teil eines mehr als 500 Sonette umfassenden Liedes vom neuen deutschen Reich, für das Redwitz – nach Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 270 „höchstes Lob von Kaiser, Kanzler und Feldherr schriftlich bekam".
1189 Ebenda, S. 269f.
1190 Deutsche Militärgeschichte, Bd. IX S. 418f.
1191 Musik siehe S. 301 Nr. 140: „Schlacht bei Lützen".
1192 Zitiert nach: Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 226f.
1193 Melodie siehe S. 205 Nr. 61: „Unser Korporal, der gestrenge Mann, den klag ich an".
1194 Melodie siehe S.272 Nr. 117: „Der gute Kamerad".
1195 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 141.
1196 Ebenda, S. 142.
1197 Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 225,
1198 So konnte Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth:* Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-1871, Teil I S. 123ff. weitere Liedbeispiele abdrucken: „General Uhrig" (S. 123), „Straßburg gefallen" (S. 127); siehe auch: ebenda Teil II S. 131f. „Vor Straßburg".
1199 Wie Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 246ff. an verschiedenen Liedbeispielen aufweist, werden „die Annexionsforderungen in den deutschen Gedichten (...) sehr häufig in ein Brautwerbungsmotiv verpackt, das ältere Vorstellugen, besonders aus dem Nibelungenlied, aufgreift und aktualisiert" (S. 246). „Die Eroberung von Straßburg und genauso auch von Metz scheint den Vorstellungen der Autoren und auch der Leser vom idealen Werben um eine Braut sehr nahe zu kommen. Hier wie dort stachelt die Zurückhaltung der zu Erwerbenden die Begierde an und beweist der Kampf, der alle Widerstände überwindet, die Stärke und Kraft des Eroberers. Je mehr Blut fließt, um so größer waren die Hindernisse und um so männlicher kann sich der Sieger fühlen": (S. 247) In einem Text zum Sieg über Metz wird „die Eroberung der Festung (...) vom Autor wie eine monumentale Defloration erlebt. Das fließende Blut bedeutet den Höhepunkt seiner Anstrengungen. Es beweist, daß keiner vor ihm stärker war als er, und besiegelt deshalb seinen Besitz. Im Vergleich der Jungfrau mit der erstürmten Festung zeigt sich, daß die Defloration direkt auch als Zähmung einer Frau verstanden wird, die niemandem gehört und deshalb für jeden Mann äußerst bedrohlich sein konnte: Ihr Trotz weist auf die Suche nach eigener Identität hin, die sie dem männlichen Einfluß entziehen würde. Erst mit dem fließenden Blut wird sie deutsch und Frau. Ihr wird also von dem Mann, dem sie als Eigentum zugeordnet ist, eine Identität verliehen, mit der ihre Untertänigkeit gesichert ist" (S. 248).
1200 Ebenda, S. 228.
1201 Ebenda, S. 229ff.
1202 Zitiert nach Ludwig *Halm* (Hrsg.): Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreiches, S. 670.
1203 Angelika *Menne:* Einigkeit und Unite, S. 333ff.
Neben Liedautoren waren es auch zahllose Karikaturisten, die die Einnahme der elsässischen Metropole willkommenhießen und mit spitzer Feder thematisierten und legitimierten. Vgl. hierzu etwa verschiedene Abbildungen aus: Die schönsten Bismarckkarikaturen. Ein Bismarck-Album des Kladderadatsch, Berlin 1890, Nachdruck: Hildesheim/New York 1981, S. 61ff.: „Selbsterhaltung" – „Von der anderen Seite" – „Guter Rat ist theuer". Ein schönes Karikaturbeispiel der Gegenseite, aus

französischer Sicht, nämlich von Honoré Daumier bietet Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 279.

1204 Melodie siehe S. 279f. Nr. 121: „Gebhard Leberecht von Blücher".

1205 Diesem Lied wurde von der „Passepartout GmbH" für die Begleit-CD die Weise von „Es kann ja nicht immer so bleiben" unterlegt, die die Gruppe von den Kollegen der renommierten norddeutschen Deutschfolkgruppe „Liederjan" übernommen hat.

1206 Dieses Lied findet sich auf der Begleit-CD, gesungen nach der norwegischen Weise „De twa Systrama".

1207 Nr. 342: „Wie wir Metz erobern" und Nr. 343: „Vorposten-Poesie" entstammen dem humoristischen Zyklus „Schulze und Müller auf dem Kriegsschauplatze".

1208 aus: Humor im Felde.

1209 Die „Passepartout GmbH" singt das Lied auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch auf die Weise eines Wiegenliedes von Klaus Groth – „Still min Hanne" – die die Regensburger Musiker von ihren norddeutschen Kollegen von „Liederjan" übernommen haben.

1210 Heinz *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege, S. 243.

1211 Ebenda, S. 243.

1212 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 142.

1213 Ebenda, S. 142.

1214 Das Lied findet seine „Entsprechung" in einer der besten deutschen Karikaturen jener Tage, eine Bilderfolge von Wilhelm Busch mit dem Titel „Erinnerungsblätter aus dem Jahre 1870". „Der Partikularist", das sich unter anderem auch bei Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 39 findet. Ein ganz offensichtlich nicht gerade preußenfreundlicher Zeitgenosse vertraut im Sommer 1870 völlig auf einen Sieg der Franzosen. Der Verlauf des Krieges aber läßt ein Gesicht immer länger werden, bis es sich sich vollends in einen Eselskopf verwandelt hat. Als Text steht unter den einzelnen Bildern zu lesen: „Jetzt kommen die Franzosen – Die Preußen kriegen Släge! – / „Haha! Saarbrücken! Gelt, der kleine Lulu"! / „Weißenburg –! Wer's glaubt"! / „Pah! Der Mac Mahon zeigt's ihnen schon"! / „Wörth! Wörth! Hm, sonderbar"! / „Mars la Tours. Siehst du wohl"! / „Aber der Mac Mahon fangt's fein an. H-u-iu"! – / „Sedan. Pfui Teufel"! / „Gefangen! Was – gefangen – Er"? / „O Straßburg, o Straßburg. Du wunderschöne Stadt"! / Sie: „Metz, Metz, Metz"! – Er: „Verrrrrath"! / „Und das Victoria-Geschieß auch noch"!

1215 Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".

1216 Toul wurde vom 12. September 1870 an belagert und kapitulierte erst nach achtstündigem heftigem Artilleriebeschuß am 23. September.

1217 Zitiert nach Octave *Aubry:* Das Zweite Kaiserreich, S. 777.

1218 Musik siehe S.119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".

1219 Musik siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen"

1220 Heinz *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege, S. 257-260.

1221 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 147.

1222 Melodie siehe S. 1119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".

1223 Melodie siehe S. 1119 Nr. 51: „Testament Fredrich's des Großen".

1224 Melodie siehe S. 663 Nr. 255: „Die Wacht am Rhein".

1225 Melodie siehe S. 239 Nr. 89: „Schills Freischaar".

1226 Melodie siehe S. 329 Nr. 169: „Ich bin der Schlächter Bonapart".

1227 Melodie siehe S. 329 Nr. 169: „Ich bin der Schlächter Bonapart".

1228 Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".

1229 mit der Anmerkung: D.H.V. S. 155, Handschriftl. Von einem im Spitale zu Nürnberg Verpflegten.

1230 Heinz *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege, S. 234-237.

1231 Ebenda, S. 237f.

1232 Ebenda, S. 239.

1233 Ebenda, S. 246-148.

1234 Zitiert nach Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 148.

1235 Ebenda, S. 150.

1236 Ebenda, S. 149f.

1237 Heinz *Helmert* / Hansjürgen *Usczeck:* Preußischdeutsche Kriege, S. 274.

1238 Ebenda, S. 275.

1239 Ebenda, S. 285.

1240 Ebenda, S. 285.

1241 Ebenda, S. 286.

1242 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 151f.

1243 Ebenda, S. 161ff.

1244 Ebenda, S. 182-187.

1245 Chronik und geschichtliche Uebersicht der denkwürdigen Jahre 1870 und 1871 von H. *Schulthess* / W. *Oncken,* 2. Bd. Nördlingen 1872, S. 465.

1246 Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 188f.

1247 Die Erbitterung eines Großteils der Bevölkerung der Stadt war so groß, daß die deutschen Unterhändler beim Betreten Belforts vor der aufgebrachten Bevölkerung geschützt werden mußten, wie unter anderem auch ein Gemälde von Alphonse de Neuville zeigt. Siehe Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 187.
1248 Siehe S. 269.
1249 Melodie siehe S. 272 Nr. 117: „Der gute Kamerad".
1250 Melodie siehe S. 239 Nr. 89: „Schills Freischaar".
1251 Melodie siehe S. 119 Nr. 51: „Testament Friedrich's des Großen".
1252 Melodie siehe S. 279f. Nr. 121: „Gebhard Leberecht von Blücher".
1253 Melodie siehe S. 272 Nr. 117: „Der gute Kamerad".
1254 „So is es zu Kriegeszeeten" kennen wir in einer Vertonung der Folkgruppe „Passepartout GmbH" aus Regensburg, die dem Text eine leicht veränderte Melodie der iro-kanadischen Folk-Sängerin Loreena McKennitt („Dante's Prayer") unterlegt hat, zu der uns jedoch keine Noten vorlagen.
1255 Chronik und geschichtliche Uebersicht der denkwürdigen Jahre 1870 und 1871, Bd. 2 S. 469ff.
1256 Zitiert nach Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 192.
1257 Ebenda, S. 222.
1258 Ebenda, S. 253.
1259 Zitiert nach ebenda, S. 19.
1260 Wir verzichten hier bewußt darauf, auf die Auseinandersetzungen um den Kaisertitel vor der Proklamation und die näheren Umstände der Kaiserkrönung einzugehen und verweisen stattdessen auf Franz *Herre:* Anno 70/71, S. 15ff.
1261 Alle Angaben nach ebenda, S. 223f.
1262 Georg *Queri:* Kraftbayrisch, S. 205.

Das Deutsche Reich als weltpolitischer Machtfaktor zwischen 1871 und 1914

Die militärische Niederlage, der Sturz des Kaiserreichs und der Verlust Elsaß-Lothringens vernichtete Frankreichs hegemoniale Stellung und besiegelte den Rollentausch, der sich seit 1866 abgezeichnet hatte. Das faktisch von Preußen beherrschte neue Deutsche Reich war zur stärksten Militärmacht Europas geworden. Der wirtschaftliche Aufschwung, der sich im Anschluß an die Reichsgründung in den sogenannten „Gründerjahren" vollzog, vollendete die Neuordnung des kontinentalen Europas unter preußischer Führung.

Otto von Bismarck war sich der Gefahr nur zu bewußt, die in der Machtstellung des neuen Reiches für dieses selbst lag, er war von der beständigen Furcht beherrscht, es könne sich gegen Deutschland eine übermächtige Koalition bilden. Eine derartige Verbindung suchte er durch ein ausgeprägtes Vertragssystem zu verhindern, wobei es ihm – wie er 1877 in Bad Kissingen formulierte – um die Herstellung einer politischen Gesamtsituation ging, in welcher alle Mächte außer Frankreich Deutschlands bedurften und von Koalitionen gegen das Reich durch ihre Beziehungen zueinander nach Möglichkeit abgehalten wurden. Kernpunkt all seiner Überlegungen war für Bismarck ein dauerhaftes Fundament der neugewonnenen Einheit. Hierbei verstand er es wiederum meisterhaft, Gegensätze und Konflikte zwischen anderen Staaten für dieses Ziel arbeiten zu lassen. Allerdings war dem 1873 auf sein Betreiben verwirklichten Dreikaiser-Abkommen zwischen dem deutschen, österreichischen und russischen Monarchen kein langer Bestand beschieden. Schon fünf Jahre später kam es zu ernsten Verstimmungen zwischen Petersburg und Wien, als Rußland nach seinem Siege über die Türkei Ansprüche auf dem Balkan geltend machte. Österreich – in dieser Frage unterstützt von England – sprach sich vehement dagegen aus, und es drohte zu einer kriegerischen Auseinandersetzung zu kommen. Hier schaltete sich Bismarck ein; auf seine Bemühungen hin trafen sich die Kontrahenten sowie England und Deutschland am 13. Juni 1878 in Berlin. Dieser Kongreß wurde für lange Zeit zum letzten Versuch überhaupt, große politische Fragen auf dem Wege allseitiger Übereinkunft zu regeln. Rein äußerlich ist er als Höhepunkt des internationalen Ansehens Bismarcks anzusehen. Der deutsche Reichskanzler erwarb sich hier als Verhandlungspartner Schuwalows (Rußland), Disraelis (England) und Andrassys (Österreich) den Ruf eines „ehrlichen Maklers".

Er durfte für sich beanspruchen, den Frieden noch einmal gerettet zu haben. Andererseits war die schon fast traditionelle deutsch-russische Freundschaft durch das Ergebnis der Verhandlungen – Petersburg mußte auf einen Teil seiner obengenannten Ansprüche verzichten – schwer belastet worden. Tatsächlich beweist das in der Folgezeit erkennbare Verhalten Rußlands immer mehr, daß Deutschland einer engeren Anlehnung an Österreich bedurfte. So schloß Bismarck am 7. Oktober 1879 einen Zweibund-Vertrag mit der Donaumonarchie. Für Österreich war hierbei die frühere historische Verbindung maßgebend, für Bismarck die Überlegung, daß sich Österreich bei allzugroßer Zurückhaltung Deutschlands auf Dauer einer feindlichen oder auch nur unfreundlich gearteten Koalition anschließen könne. Das Bündnis als solches hatte defensiven Charakter: Österreich und Deutschland verpflichteten sich, bei einem

Angriff von Seiten Rußlands einander Hilfe zu leisten. Dennoch wollte Bismarck diesen Zweckbund keineswegs als eine endgültige Entscheidung gegen den Nachbarn im Osten verstanden wissen, sondern mehr als einen vernünftigen Mittelweg mit dem Ziel, das Verhältnis Österreich-Rußland allmählich zu normalisieren. In diesem Sinne bildete der Vertrag eine feste Grundlage der gesamten europäischen Politik bis zum 1. Weltkrieg.

Am 18. Juni 1881 kam es nochmals zu einem Dreikaiserbündnis gegen dritte Mächte, doch erwies sich eine spätere Erneuerung als unmöglich, da Rußland – trotz seiner mannigfachen politischen Absichten in Asien immer noch brennend an der Balkanfrage interessiert – eine nochmalige Koalition mit Österreich ablehnte. 1885 kam es zu einem überaus gespannten Verhältnis zwischen Petersburg und Wien – zu einer Situation, die nicht ohne Auswirkung auf die Politik des Deutschen Reiches bleiben konnte. Bismarck vertrat die Auffassung, daß die Existenz Habsburgs für das Reich schlechthin lebensnotwendig sei, wies jedoch darauf hin, daß eine Nation nicht so weit gehen könne, ihre Machtmittel vorbehaltlos in den Dienst eines anderen Staates zu stellen. Es gäbe österreichische Interessen, für die sich Deutschland nicht einsetzen könne und wolle, – so sei die ganze Balkanfrage nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert. Andererseits gebe es auch deutsche Belange, die außerhalb des österreichischen Interessenbereiches lägen. Diese Einschränkung führte zu einer gewissen Verstimmung in der Wiener Hofburg; die sich hieraus anbahnende Entwicklung wiederum verbesserte das Klima zwischen Deutschland und Rußland, die schließlich am 18. Juni 1887 einen Rückversicherungsvertrag miteinander abschlossen. Der Inhalt dieses Abkommens stellte sich wie folgt dar: Deutschland erneuerte die bisherigen Vereinbarungen mit Rußland; darüber hinaus wurde eine schärfere Fixierung der Neutralitätsverpflichtung Rußlands für den Fall eines französischen Angriffs auf Deutschland wie auch einer gleichartigen Verpflichtung Deutschlands für den Fall eines österreichischen Angriffs auf Rußland einbezogen. Weiterhin sicherte Deutschland Rußland in einem geheimen Zusatzprotokoll wohlwollende Neutralität zu, falls sich dieses gezwungen sehe, den Zugang zum Schwarzen Meer in eigene Obhut zu nehmen. Etwa zur gleichen Zeit bemühte sich Bismarck um vernünftige Regelungen mit England. Auf seinen Vorschlag hin verband sich dieser Staat mit Österreich und Italien zwecks Wahrung des status quo an den Küsten des Mittelmeeres zur sogenannten Mittelmeer-Entente 1887 zwar nicht durch formellen Vertrag, sondern mittels Austausches gleichlautender Noten, wobei die Partnerschaft Englands mit Österreich – bereits im Orient-Bund der beiden Länder festgehalten – mehr der Abschirmung gegen die russische Expansionspolitik, jene zwischen England und Italien in gleicher Weise der Eindämmung französischer Interessen galt. Bismarck war es auf diese Weise wieder einmal gelungen, die genannten Staaten im Interesse des „stillen Teilhabers" Deutschland einzuspannen und zu instrumentalisieren.

Bismarck hat es wie kaum ein anderer europäischer Staatsmann nach ihm verstanden, ein ebenso kompliziertes wie zunächst auch wirksames Bündnisgespinst zum Schutze Deutschlands zu weben. Er wußte nur zu gut um die dauernde Gefahr, der ein Volk wie gerade das deutsche auf Grund seiner geographischen Mittellage ausgesetzt ist. Deshalb war er immer wieder darauf bedacht, jeweilige Gegner durch geschickte internationale Vereinbarungen zu isolieren und im Interesse Deutschlands ihre Gegensätze und Spannungen zu nutzen. So bediente er sich der Konflikte zwischen England und Rußland in Vorderasien und Indien ebenso wie derer zwischen Österreich und Rußland (Balkanfrage) und zwischen England und Frankreich (Ägypten, Nordafrika, Hinterindien). Hinter dieser Politik trat sein Interesse an etwaigen außereuropäischen Belangen Deutschlands merklich zurück. Er war mithin ein entschiedener Gegner des Kolonialismus, der seiner Meinung nach als reine Prestigefrage kaum Vorteile mit sich brachte. So zögerte er denn auch nicht, 1890 das für Deutschland völlig wertlose Sansibar

gegen Helgoland einzutauschen und England auf diese Weise eine im Kriegsfall strategisch sehr wichtige Position unmittelbar vor der deutschen Nordseeküste zu entziehen.

Unter Bismarcks Nachfolgern Caprivi, Hohenlohe, Bülow und Bethmann-Hollweg, die nicht im entferntesten seine staatsmännischen Fähigkeiten und seinen sicheren Instinkt besaßen, wurde schwere, nicht mehr gutzumachende Fehler begangen. Nach Bismarcks Entlassung durch Wilhelm II., der den „Lotsen" von Bord schickte,[1264] wurde der geheime Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht mehr erneuert. Es folgten als direkte Konsequenz dieses Versäumnisses russisch-französische Verträge: 1892 unterzeichneten Rußland und Frankreich eine Militärkonvention für den Fall eines gemeinsamen Krieges gegen das deutsche Reich, 1894 schlossen sie ein formelles Bündnis. Europa zerfiel nunmehr in zwei Blöcke, zwischen denen jedoch ein den Frieden garantierendes Gleichgewicht herrschte. Da forderte Berlin die Briten durch den Bau der deutschen Hochseeflotte heraus, den England ungeachtet aller deutschen Beschwichtigungsversuche als ernste Bedrohung auslegte. Je mehr sich Großbritannien in der Folge an die Mächte des Zweibundes anschloß, desto fragwürdiger wurde der Zustand des europäischen Gleichgewichts. Wenn Deutschland vorsichtig operierte, konnte es noch immer einen Zusammenstoß vermeiden, bei dem sich England auf die Seite von Rußland und Frankreich stellte. Aber die Politik Bethmann-Hollwegs, der dieses Ziel ansteuerte, wurde von Tirpitz durchkreuzt, der Wilhelm II. bewog, jedes Flottenabkommen abzulehnen, wenn England kein absolutes Neutralitätsversprechen ablegte.

Das Wettrüsten zu Lande zwischen Deutschland und Frankreich sowie zwischen dem Deutschen Reich und Rußland, zur See zwischen Deutschland und Großbritannien, führte zu einer Zuspitzung der Gegensätze und hob den friedenssichernden Charakter der Gleichgewichtspolitik auf, denn jeder Vorsprung der einen Seite störte in den Augen der anderen das Gleichgewicht. Hinzu kamen die Militärkonventionen – zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn waren es lediglich persönliche Abmachungen der Generalstabschefs – die sich auf die Termine der eventuellen Mobilmachung und des Aufmarsches bezogen. Als schwerste Gefährdung jeder Friedenspolitik aber erwies sich der sogenannte Schlieffenplan, da er auf blitzschnellem Zuschlagen der deutschen Armee gegen Frankreich unter Bruch der belgischen Neutralität beruhte. Er führte 1914 dazu, daß Berlin, statt abzuwarten, Rußland den Krieg erklärte, um den Kriegszustand mit Frankreich herbeizuführen, den es wiederum brauchte, um den Einmarsch in Belgien begründen zu können. Mit diesem aber war England zum Kriegseintritt gegen das Deutsche Reich gezwungen. Europa hatte aufgehört, noch aus eigener Initiative den Frieden wiederherstellen zu können.

Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich[1265]

War das Verhältnis des „deutschen Untertanen" zu seinem Militär eigentlich fast das gesamte 19. Jahrhundert über eher angespannt und von Mißtrauen und Abneigung bestimmt, sieht man einmal von dem kurzen Zeitraum der „Befreiungskriege" ab, so führten die Siege in den deutschen Einigungskriegen von 1864, 1866 und vor allem 1870/71 zu einer erheblichen Prestigesteigerung und Popularität, zur „Gesellschaftsfähigkeit" der Armee. Vorher war die „Bourgeoisie, die zwar nicht die Minister stellte, die aber doch in den verschiedensten Formen, mit den verschiedensten Mitteln die Gesellschaft insofern beherrschte, als diese sich mehr und mehr ihren Interessen entsprechend entwickelte, (...) keineswegs dem Militär freundlich gesinnt, und dieses wieder, das bis zu den mittleren Offizierschargen herab vornehmlich adlig war, ja bisweilen, insbesondere in einzelnen Regimentern, noch weiter herab, war der Bour-

geoisie keineswegs freundlich zugeneigt, ja ihr entfremdet. Kurz und gut, von Militarismus konnte man wahrlich fast 100 Jahre lang in Preußen, und erst recht in Deutschland nicht sprechen. (...) Die Wendung zum Militarismus sieht Engels erst mit dem Krieg von 1870/71 gekommen. Jetzt erst ergreift die Begeisterung für das Militär auch die Bourgeoisie. Jetzt werden Bourgeoisie und Kleinbourgeoisie militaristisch verseucht".[1266] Dieser Klimaumschwung kommt in den Erinnerungen eines Militärseelsorgers über die Begeisterung der Bevölkerung Rheinpreußens anläßlich der Siegesnachrichten während des 70er Feldzuges deutlich zum Ausdruck, einer Bevölkerung, die sich früher allenfalls als „Mußpreußen" verstanden hatte und zur preußischen Zentralregierung traditionell auf Distanz gegangen war:

„Mein erstes Schuljahr fiel in das Ende des Deutsch-Französischen Krieges (1870/71). Was war das für eine Aufregung und Begeisterung, als die ersten Siegesnachrichten kamen. Obwohl ich damals noch nicht sechs Jahre alt war, ist die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme des Kaisers Napoleon als stärkster Eindruck meiner Kindheit in mir bis heute haften geblieben. Ich meine noch das Hurrarufen in der Abendstunde des 2. September zu hören, worauf ich Hals über Kopf aus meinem Kinderbett aufsprang und hinunter eilte, wo alles drinnen und draußen auf dem Marktplatz jubelte und sang. Flugs wurde auch illuminiert, ja, man eilte vor den Ort zu einem Teich, in welchen man ein Faß Petroleum hineinlaufen ließ, es anzündete als Freudenfeuer über einen solch gewaltigen Sieg, von dem man meinte, daß der Krieg damit beendet sei. Am anderen Tag fertigte mein Vater ein neues Transparent mit dem großen Wort „Sedan", das wie die bisherigen Transparente „Spichern", „Weißenburg" und „Wörth" jedes der drei untern Fenster ausfüllte. (...) Wir Jungens hatten schwarz-weiße und später schwarzweißrote Fähnchen und sangen: ‚Ich bin ein Preuße' und ‚Heil dir im Siegerkranz' und das von meinem Vater gedichtete Lied ‚Wo liegt Paris? Paris allhier! Den Finger drauf, das nehmen wir'! nach der Melodie ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall', das wir übrigens auch noch nach Jahren immer wieder anstimmten".[1267]

Die Militärpolitik der Nachkriegszeit war daraufhin angelegt, sich diese Stimmung zunutze zu machen, das preußische Militärsystem auf das neugeschaffene Reich zu übertragen, dabei unerwünschte gesellschaftspolitische und parteipolitische Strömungen und Entwicklungen von der Armee fernzuhalten, die Wehrkraft zu steigern, sowie den parlamentsfreien Raum für eine extensiv gehandhabte Kommandogewalt ständig zu erweitern. Wie Jürgen Kuczynski für die Epoche nach der deutschen Reichsgründung anführt, ist es schließlich gelungen, in Deutschland „den Militarismus durch die Eroberung der Ideologie des Bürgertums und auch der Werktätigen, insbesondere des Kleinbürgertums, durch die Eroberung der Organisationen vom Waisenhaus bis zum Großbetrieb, bis zum Staat" soweit zu treiben wie in keinem anderen Land.[1268] In der Rückschau auf das wilhelminische Kaiserreich schrieb Ernst Troelsch 1918: „Der ‚Militarismus' bestand natürlich nicht in dem Vorhandensein einer starken Armee und in den Neigungen zu einer imperialistischen Politik. (...) Alles das gab es in den anderen Staaten auch. Der deutsche Militarismus war vielmehr eine politische Institution, ein entscheidendes Element der Staatsverfassung, und er war dies auch, weil er zugleich das Wesen der deutschen herrschenden Gesellschaft ausmachte (...)".[1269]

Die verfassungsrechtliche Sonderstellung des Militärs

Die Armee stand bereits seit dem preußischen Heeres- und Verfassungskonflikt in den 60er Jahren – letztlich mit Billigung breiter Kreise der Bevölkerung und mit ausdrücklicher Duldung auch der Repräsentanten des Bürgertums im Preußischen Landtag – weitgehend außer

parlamentarischer Kontrolle. Auch das deutsche Kaiserreich war dualistisch strukturiert, das heißt, „das Parlament ist für die ‚zivile' Seite des Regierens als Kontrollinstanz zuständig; die militärische Macht hingegen bleibt von solcher Kontrolle ausgespart (...)".[1270] Bismarck brachte die eigentümliche Stellung der Armee im Kaiserreich in seiner Rede vom 21. März 1889 vor dem Reichstag auf den Nenner:

„Eine Einmischung des Reichskanzlers in das Kommando der Armee und der Marine halte ich als das sorgfältigst zu Verhütende, weil der Reichskanzler eben vom Reichstage in einer gewissen Abhängigkeit ist und eine Einmischung des Reichstages in die geltende Macht des Kommandos die größte Gefahr für die staatlichen Verhältnisse bedeuten würde".[1271] Der einschlägige Reichsverfassungsartikel sprach dem Kaiser die alleinige Obergewalt über das deutsche Militär zu: „Die gesamte Landmacht des Reichs wird ein einheitliches Heer bilden, welches im Krieg und Frieden unter dem Befehl des Kaisers steht".[1272]

Die Macht der Kaisers als oberster Kriegsherr war somit im gesamten Kommandobereich unbeschränkt, für Kommandoakte bestand keinerlei Pflicht zur Gegenzeichnung durch den Reichskanzler. Auch der Reichstag blieb ausgeschaltet und hatte keine Einwirkungsmöglichkeiten. „Um den Bereich der exklusiven Befehlsgewalt des Kaisers, zu dem alle Fragen der Organisation, Ausbildung, Disziplin, Mobilisation der Truppen, der Personalpolitik und das gesamte Verhältnis zum Offizierskorps gehörten, noch schärfer vom parlamentarischen Einfluß abzuschirmen, wurde der Kompetenzbereich des dem preußischen Landtag verantwortlichen preußischen Kriegsministers immer mehr auf den Bereich der Militärverwaltung beschränkt. Gleichzeitig wurde die Macht der allein vom Kaiser abhängigen, in ihren verschiedenen Machtkompetenzen sich z.T. überschneidenden militärischen Institutionen – wie des Militärkabinetts, des Generalstabs und der relativ großen Zahl der Inhaber von Immediatstellen (u.a. alle Generäle) – verstärkt.

Auch im Bereich der Militärverwaltung und der Finanzierung der Streitkräfte blieb der Einfluß des Parlaments eng begrenzt. So hat der Reichstag die Praxis der Bewilligung des Heeresbudgets für zunächst jeweils sieben und seit 1893 fünf Jahre akzeptiert und damit für den weitaus größten Teil der Ausgaben auf die Ausübung seiner Kompetenz zur jährlichen detaillierten Feststellung des Haushalts, also auf ein zentrales Machtmittel zur Verstärkung seiner Stellung im Rahmen des Staates verzichtet".[1273] Bismarck hatte zwar das Heer bereitwillig für die Durchsetzung seiner Politik instrumentalisiert und verteidigte die privilegierte Sonderstellung der Soldaten. Dennoch wandte er sich gegen jegliche Versuche der Militärs, eine eigene politische Rolle zu spielen, obgleich er ihren politischen Einfluß natürlich nicht gänzlich zu unterbinden vermochte. Nach seiner Entlassung fiel aber dann auch diese Schranke fort, entfiel „diese Bändigung durch ein abwägendes gesamtpolitisches Urteil, das dank Bismarcks langjähriger Sonderstellung den Ausschlag gab, (...) während sich im Generalstab die seit Moltke ausgebildete Neigung zum reinen militärischen Effizienz- und Opportunitätsdenken verstärkte".[1274]

Militarisierung der Gesellschaft

Charakteristisch für die militaristische Ausrichtung des Deutschen Reiches ist vor allem das Phänomen, daß die militärische Denkweise und Mentalität nicht nur auf die Armee und militärische Kreise beschränkt blieb, sondern daß sie tief in das Alltagsleben der Zivilbevölkerung einwirkten und für die gesamte deutsche Gesellschaft jener Epoche prägend wurden. „Daß Militarismus im eigentlichen Sinne dort herrschte, ‚wo der Primat der politischen Führung

über die militärische, des politischen Denkens über das Soldatische in Frage gestellt ist' (Ritter), hat man seit langem als eine viel zu enge Definition kritisiert, und dieser Kritik wird man namentlich im Hinblick auf die preußisch-deutsche Geschichte zustimmen müssen. Denn hier liegt das zentrale Problem in der Militarisierung maßgeblicher Gruppen der Gesamtgesellschaft, nicht aber darin, daß – wie auch anderswo feststellbar ist – die politische Entscheidung zeitweilig vom militärischen Denken überwuchert wurde. Erst von diesem sozialen Militarismus her, demzufolge das Militär nicht nur an die Spitze der Prestigeskala rückte, sondern mit seinen Wert- und Ehrvorstellungen, seinen Denk- und Verhaltensweisen die ganze Gesellschaft durchdrang, kann man die eigentümliche Sonderstellung des Soldaten in der neueren deutschen Geschichte bis 1945 begreifen".[1275] Noch vor der Jahrhundertwende benennt ein Artikel im „Handbuch für Sozialdemokratische Wähler" jenes Phänomen und legt die Ursachen für den Ungeist der Jahre nach 1871 offen:

„Die Bezeichnung ‚Militarismus' ist kein bloßes Schlagwort, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte. Es ist unter dieser Bezeichnung nicht nur das bestehende Militärsystem verstanden, wie es sich in Deutschland allmählich entwickelt hat, sondern auch der Geist, die Sitten und Gewohnheiten, die der Einfluß des bestehenden Militärsystems auf das gesamte öffentliche und soziale Leben hervorgerufen hat und sich in unheilvoller Weise immer mehr Geltung verschafft.

Es ist der Geist der Ueberhebung, der Ausschließlichkeit und einer gewissen Feindseligkeit gegen das Volk, der geflissentlich genährt wird. Es ist die Sitte, daß der Soldat überall dem Bürger voransteht, daß nicht Wissen und Bildung, sondern der militärische Rang, die Uniform, im gesellschaftlichen Leben herrscht und in weiter Folge der pensionierte Offizier oder Unteroffizier sofort Ansprüche auf Stellungen macht, die für den Bürgerlichen erst nach langer fachmännischer Ausbildung erreichbar sind. (...) So kann man mit Fug und Recht von einem Reserveoffiziersgeist sprechen, der sich in gewissen militärischen Sitten und Gewohnheiten äußert, die ins bürgerliche Leben übertragen werden und ihren extremsten Ausdruck darin finden, daß auf den Visitenkarten und in gewissen öffentlichen Anzeigen der Reserveoffiziersrang dem bürgerlichen Beruf oder selbst der amtlichen Stellung vorausgeschickt wird – eine Erscheinung, die noch vor wenigen Jahren eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Gefördert wird ferner dieser eigenthümliche militärische Geist mit seinen Begleiterscheinungen durch die massenhaft vorhandenen pensionierten Offiziere, die überall in amtlichen und in bürgerlichen Stellungen Unterkunft suchen müssen und mit Vorliebe finden, weil die Pensionen nicht ausreichen, ihnen eine ‚standesgemäße' Lebensweise zu ermöglichen und in vielen Fällen genügendes Vermögen nicht vorhanden ist. Die gewaltige Verstärkung der Armee in den letzten Jahrzehnten und die damit in Verbindung stehenden massenhaften Entlassungen von Militärs vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts, hat weiter dem System der Versorgung der Militäranwärter in den unteren Stellen des Staats- und Kommunaldienstes eine Ausdehnung gegeben, die man ebenfalls früher nicht entfernt kannte. Und durch Reichs- und Staatsgesetze sind die Gemeindeverwaltungen verpflichtet, diese Militäranwärter bei Besetzung von Stellen in hohem Grad zu berücksichtigen. Dieses und vieles Andere hat dazu beigetragen, einen Zustand zu schaffen, der als Wesen und Ausfluß des Militarismus bezeichnet werden muß".[1276]

Militärisches Denken, militärische Wertvorstellungen beherrschten praktisch jeden Bereich des gesellschaftlichen Lebens und jegliche Institution, „herrschten uneingeschränkt im gesamten Staatsapparat, in den Parteien und Organisationen der herrschenden Klassen, im Bildungswesen von den Volksschulen bis zu den Universitäten, in der Presse der Großbourgeoisie und des Junkertums und in deren Kunst und Literatur"[1277]. Militärische Zucht und Ordnung war ein erklärtes Bildungsziel und -ideal jeglicher Erziehung in Schulen und Waisenhäusern, die

zudem „militärisch durchorganisiert" waren, wie die folgenden Erinnerungen und Assoziationen eines ehemaligen Waisenhauszöglings hinreichend dokumentieren:

„Die innere Organisation der Anstalt war streng militärisch. Die Einrichtungen der Kaserne waren offenbar zum Vorbild genommen, die Kompagnie das getreu kopierte Muster. An der Spitze der Anstalt stand, als Hauptmann, der Direktor; der älteste Lehrer war sein Leutnant, und die übrigen Lehrer die Unteroffiziere. In den Sommerferien, wenn das Seminar seine Zöglinge ausschwärmen ließ, kamen die dort studierenden Anstaltszöglinge und taten als Lehrerzöglinge Gefreitendienst. Da die Zahl der Anstaltszöglinge zwischen 80 und 100 schwankte, war auch zahlenmäßig das militärische Vorbild erreicht. Die taktische Einheit des Anstaltskörpers war – fast hätte ich gesagt die Korporalschaft – die ‚Familie', an deren Spitze ein Lehrer stand. Die Zahl der ‚Familien' betrug sieben bis acht, und ebenso viele Lehrer waren ursprünglich vorhanden. Jede ‚Familie' hatte ihr eigenes Schlafzimmer und eigenen Aufenthaltsraum. Genau wie beim Militär war der ‚Familienlehrer' für seine Untergebenen verantwortlich, und genau wie beim Militär in der Korporalschaft wurde innerhalb der ‚Familie' die Arbeit eingeteilt. Genau wie beim Militär gabs Zimmerdienst, Dienst beim Lehrer, und alle vier Wochen allgemeine Dienstvergebung, d.h. Einteilung des Anstaltsdienstes, wie Geschirrreinigen, Hofkehren, Holz- und Torfbeischaffen für die Küche, Abkommandieren zum Kartoffelschälen, Bestimmung des Putzers für den Direktor usw. Um den großen landwirtschaftlichen Betrieb bewältigen zu können, wurden die Zöglinge sehr stark in Anspruch genommen. Um 1 oder ½ 2 Uhr wurde mit der Glocke das Zeichen zum Appell – im wahren Sinne des Wortes – gegeben. Vor dem mittleren Turm des Gebäudes versammelte sich die Mannschaft, Unteroffiziere – Verzeihung, es waren Lehrer – hinter der Front oder abseits stehend, mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Munde des Hauptmann-Direktors hängend. Alsdann wurden die Schüler, je nach der Arbeit und nach den Schulklassen abgesondert – in zwei oder drei Abteilungen, je ein oder zwei Lehrer zur Aufsicht bestimmt, und dann gings los aufs Feld oder wo es sonst zu tun gab. (...) Die militärische Regelung des Anstaltsbetriebes trat auch bei der Essensausteilung in Erscheinung. In einem zu ebener Erde gelegenen Speisesaal standen die Tische, für jede ‚Familie' einer. Auf die Tische wurden die gleichen Kessel gestellt, wie sie auch beim Militär in Gebrauch sind. Der oben am Tisch Sitzende hatte das Austeilen zu besorgen. Jeder Tischgast sollte und mußte seine zwei Portionslöffel voll Suppe bekommen, doch suchte man sich, da die Suppe vielfach schlecht war, davon zu drücken (...). Bei der strengen militärischen Zucht, die hier herrschte, bildete der Stock ein wichtiges Erziehungsmittel. Es wurde feste drauflos gehauen. Am gefürchtetsten als Prügelhelden waren die Lehrer, die aus der Anstalt selbst hervorgegangen waren".[1278] Natürlich sollten auch die deutschen Industriebetriebe nach dem Willen der Unternehmer militärisch durchorganisiert sein, sollte hier ebenfalls das Prinzip Befehlen und Gehorchen walten. So erklärte der Generalsekretär des Centralverbandes deutscher Industrieller, H.A. Bueck auf einer Versammlung seiner Organisation:

„Wenn jeder Mensch den gleichen Grad sittlicher Erkenntnis, der Selbstbeherrschung, des Gefühls der Selbstverantwortung und des Rechtsgefühls überhaupt, mit einem Wort, den gleichen Grad allgemeiner Bildung haben würde, den sich doch nur die verhältnismäßig geringe Zahl der Bessersituierten aneignen könne, dann wäre ein gesellschaftlicher Zustand gegeben, der Gleichberechtigung nach allen Richtungen und auf allen Gebieten als gerechtfertigt erscheinen ließe. Dann würde ein Ideal geschaffen sein. Leider gehe man bei Beurteilung des Verhältnisses zwischen Arbeitergeber und Arbeiter häufig von diesem Ideal aus und verlange, von ihm ausgehend, vollständige Gleichberechtigung. Auf politischem und rechtlichem Gebiete bestehe diese Gleichberechtigung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Beide hätten die gleichen politischen Rechte, und vor dem Gesetz sei jeder Deutsche gleich. Die Gleichberech-

tigung aber auf das soziale und wirtschaftliche Gebiet übertragen zu wollen, sei ein Unding. (...) Der Referent verwies auf die deutsche Armee, die von der ganzen Welt bewundert werde. Die allergrößte Anerkennung finde dabei aber der Umstand, daß in dieser Armee eine unbeugsame Zucht und Disziplin aller Klassen herrsche. Er glaube, daß die großen deutschen Feldherren es nicht gerne sehen würden, wenn man in die Kaserne gehen und die soziale Gleichberechtigung zwischen den einfachen Soldaten und dem Obersten predigen wollte. In die Werkstätten aber gehe man und predige Gleichberechtigung, die hier ebenso verfehlt sei wie beim Militär. Beide – die Werkstatt wie das Militär – seien in dieser Beziehung gleich bis auf einen Punkt. Während das Militär oft erst nach Ablauf von Menschenaltern seine Pflicht im Ernste zu erfüllen habe, sei es in den Werkstätten täglich bitterer Ernst. Zweck und Aufgabe würden verfehlt sein, wenn dieser Ernst nicht obwalte. Die Arbeit könne nur gedeihen, sowohl in der Stube des Handwerkers wie in den großen Hüttenwerken, wenn jeder, vom Ersten bis zum Letzten, bis zu der unbedeutendsten Stelle unentwegt seine Pflicht erfülle. Dazu aber sei Autorität, Zucht und Disziplin nötig. Wenn Krupp mit seinen vielen tausend Arbeitern diese Disziplin nicht ebenso aufrechterhalte wie ein General in seinem Armeekorps, gehe die Arbeiterschaft auseinander, und das Werk könne niemals gelingen".[1279]

Militärisches Gepränge und Zeremoniell, Blasmusik und Parademärsche konnten mit einem breiten Publikum rechnen. Für den Angehörigen der militärischen Subkultur erhalten die Rituale und Symbole eine psychologisch Bedeutung: „Der Militarismus als soziale Einrichtung ist wie geschaffen, um menschliche Unzulänglichkeiten zu kompensieren. Er bietet unzähligen Menschen, die ihr liebes Ich auf keine andere Weise aus dem Dunkel der Bedeutungslosigkeit zu heben vermögen, eine glänzende Gelegenheit, im Lichte hoher sozialer Wertschätzung zu glänzen. Mit Uniformen, Chargen, Abzeichen und Orden, mit sichtbar, ja demonstrativ zur Schau getragener Überlegenheitsposition kitzelt er die Eitelkeit, stachelt er den Ehrgeiz, provoziert er die Sehnsucht nach der Heldenrolle. Allerhand kleine glitzernde Auszeichnungen, Ehrenzeichen, Schießschnüre usw., dienen dem niederen Instinkt, der Putz- und Großmannsucht. Und wieviel Soldatenleid hat schon die Militärmusik gelindert, der neben dem schimmernden Uniformenkrimskrams und dem pompösen Militärgepränge der größte Teil jener vorbehaltlosen Popularität zu verdanken ist, deren sich ‚unser herrliches Kriegsheer' bei Kindern, Narren, Dienstmädchen und Lumpenproletariern reichlich rühmen darf. Wer das berüchtigte Paradepublikum und das dem Aufzug der Berliner Schloßwache folgende Gewimmel auch nur ein einziges Mal gesehen hat, ist sich darüber klar. Daß die so tatsächlich in gewissen Zivilkreisen geschaffene Beliebtheit des Soldatenrocks für die ungebildeten Elemente der Armee ein beträchtliches Moment der Verlockung bedeutet, ist bekannt genug".[1280] Jules Huret, ein französischer Gast, der die verschiedensten Leute befragte, wodurch sich Berlin auszeichne, was für die deutsche Reichshauptstadt charakteristisch sei, berichtet:

„Der erste beste Droschkenkutscher weiß Bescheid über die nächsten Manöver und welche Generäle sich daran beteiligen werden. Hören Sie sie reden miteinander an ihren Haltestellen – um die Veränderungen in der Garnison, die Fähigkeiten ihrer Kommandeure dreht sich die Unterhaltung. Zieht ein Regiment daher, werden Sie sehen, wie selbst in den Vierteln mit durchweg sozialistischer Einwohnerschaft die Leute mit strahlenden Gesichtern herzueilen (...)".[1281]

Ein wesentliches Bindeglied zwischen Militär und Zivil, zwischen dem deutschen Bürgertum und militärischem Denken, das der massenhaften Verbreitung militaristischer Denkweise und Ideologie diente, waren dabei nicht nur zahlreiche ausgesprochene Propagandaorganisationen, beispielsweise der Alldeutsche Verband, der deutsche Flottenverein, der Deutsche Ostmarkenverein, der 1904 gegründete Reichsverband gegen die Sozialdemokratie und der

1912 gegründete Wehrverein. Auch die zahllosen Kriegervereine, in denen sich viele Veteranen und Reservisten auf lokaler Ebene zusammengeschlossen hatten, die prinzipiell alle ‚Gedienten' nach der Rückkehr ins Zivilleben zu organisieren versuchten, stellten einen beachtlichen meinungsbildenden Faktor dar. Ihre Funktion bestand zum einen darin, die Erinnerung ans Militärleben wachzuhalten, zum anderen sollten sie eine ständige systematische und gründliche Einflußnahme auf die ehemaligen Soldaten auch im Zivilleben gewährleisten. „1910 gehörten allein den 16.500 preußischen Kriegervereinen 1,5 Millionen Mitglieder an. Der ‚Deutsche Kriegerbund', der 1873 mit 214 Vereinen und 27.500 Mitgliedern angefangen hatte, überschritt um 1900 die Millionengrenze und hatte 1910 sogar 1,7 Millionen Mitglieder. Im ‚Kyffhäuserbund' waren noch einmal 2,5 Millionen Männer organisiert. Zudem gehörten zahlreiche Vereine keiner Dachorganisation an. Gemeinsam war allen eine sorgsam genährte, militant antisozialdemokratische, oft auch antisemitische Grundhaltung".[1282] Der staatspolitische Zweck der Kriegervereine, deren Zahl noch „durch paramilitärische Jugendverbände wie ‚Jungdeutschland' und ‚Jugendwehr', außerdem durch den ‚Flottenverein' und den ‚Wehrverein' verstärkt wurde",[1283] kommt in plastischer Weise in einem Rundschreiben des „Preußischen Landes-Kriegsverbandes" vom Februar 1903 zum Ausdruck:

„Kraftvoll wächst das Deutsche Kriegsvereinswesen heran, mehr und mehr breitet es sich aus und von Jahr zu Jahr wird seine Bedeutung für unser Volksleben größer. (...) Unser Preußischer Landes-Kriegerverband allein umfaßt zur Zeit mehr als 13.000 Vereine mit etwa 1.140. 000 Mitgliedern, und er wächst alljährlich um mehr als 500 Vereine und 45.000 Mitglieder. (...) Schon jetzt hat die ‚Armee im Bürgerrocke', wie unser Kaiser und Herr unsere Vereine bezeichnet hat, nicht nur die aufmerksamste und wohlwollendste Beachtung der Staatsbehörden, sondern auch die gnädigste Anerkennung unseres Allerhöchsten Protektors gefunden. ‚Die Stütze der Armee' hat Seine Majestät die Kriegervereine genannt, in mehrfachen gnädigen Ansprachen hat unser Kaiserlicher Herr das Kriegervereinswesen ausgezeichnet. (...) Wir erfüllen (...) die vaterländischen Aufgaben des Deutschen Kriegervereinswesens, indem wir unsere Liebe zu Kaiser und Reich (...) unsere monarchische und nationale Gesinnung bekennen, sie in unseren Vereinen pflegen (...) und sie bestätigen, wenn wir unsere staatsbürgerlichen Rechte auszuüben haben.

Die wichtigste Betätigung der staatsbürgerlichen Rechte, diejenige, durch welche jeder einzelne Bürger nicht nur seiner Stellung zum Staate Ausdruck gibt, sondern auch Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübt, geschieht bei den Wahlen. (...) Die Kriegervereine sind nichtpolitische Vereine und sie haben sich deshalb von Wahlkämpfen und Wahlagitationen fern zu halten. Wohl aber muß jedes Kriegervereins-Mitglied der von ihm übernommenen Satzungspflicht der Treue zu Kaiser und Reich (...) auch bei seiner Betätigung als Staatsbürger außerhalb des Vereins eingedenk sein. (...) In die Praxis übersetzt, heißt dies (...) folgendes: Unsere Kameraden sind vollkommen frei, innerhalb der den monarchischen Staat anerkennenden bürgerlichen Parteien zu wählen, wen sie wollen, und die Vereine und Verbände wie ihre Vorstände haben sich innerhalb dieser Grenzen um die Wahlen nicht zu kümmern. Unsere Mitglieder dürfen aber, sofern sie dies bleiben wollen, unter keinen Umständen, auch nicht in der Stichwahl, dem Kandidaten einer Partei, welche Kaiser, Reich und den monarchistischen Staat nicht anerkennt, welche die bestehende Gesellschaftsform umstürzen will, also einem Sozialdemokraten ihre Stimme geben. Wer, sei es auch innerer Überzeugung oder dem Drucke des sozialdemokratischen Terrorismus nachgebend, die Absicht hat, sozialdemokratisch zu wählen, der muß (...) vorher aus dem Kriegerverein ausscheiden. Tut er dies nicht, so heuchelt er seinem Vereine gegenüber, ein monarchisch und patriotisch gesinnter Mann zu sein, während er tatsächlich sich gegen den obersten Grundsatz des Kriegervereinswesens vergangen hat,

und dann muß er auch aus dem Verein ausgeschlossen werden. (...) Durch den Ausschluß aus dem Verein verliert der Betroffene (...) alles Anrecht auf die von den Vereinen (...) und dem Deutschen Kriegerbunde geschaffenen Unterstützungs- und Wohlfahrtskassen. Es liegt daher im wohlverstandenen Interesse jedes einzelnen Kameraden, daß er seine freiwillig übernommenen satzungsmäßigen Pflichten betreffs des Verhaltens gegenüber der Sozialdemokratie genau kennt".[1284] Die starke innenpolitische, d.h. die Ordnungsfunktion des deutschen Militarismus, dessen Aufgabe nicht zuletzt auch darin bestand, den politischen status quo zu bewahren, die alte Gesellschaftsordnung zu schützen, tritt hier offen zutage.[1285]

Auch das Reserveoffizierswesen und die Einrichtung des Zivilversorgungsscheines spielten eine nicht unerhebliche Rolle bei der Militarisierung der deutschen Gesellschaft. „Der insgesamt wachsende Anteil bürgerlicher Offiziere im Heer und in der von vornherein nur wenige Angehörige des alten Adels enthaltene Kriegsmarine war (...) eine notwendige Konsequenz der ständigen Vermehrung der Streitkräfte".[1286] Von 1870 bis 1913 stieg die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres kontinuierlich an, wie die folgende Übersicht verdeutlicht:

1870	40,9 Millionen	rund	400.000 Mann
1880	45,1 Millionen		434.000 Mann
1890	49,2 Millionen		509.000 Mann
1900	56,0 Millionen		629.000 Mann
1913	67,0 Millionen		864.000 Mann

Die Friedenspräsenzstärke des Heeres stieg von 1880 bis 1913 um etwa 100 Prozent an, wobei bei den vorliegenden Zahlen jeweils zu berücksichtigen ist, daß die tatsächliche Stärke für gewöhnlich etwas hinter der Soll-Stärke zurückblieb. Die Rüstungsausgaben stiegen im nämlichen Zeitraum um 360 Prozent an und machten kurz vor dem Ersten Weltkrieg 75 Prozent des Reichsetats aus. Waren 1860 noch etwa 65% des preußischen Offizierskorps Adelige, so war es im Jahre 1913 nur mehr ein Anteil von 30%, wobei überproportional viele Vertreter des Adelsstandes als Stabsoffiziere beziehungsweise in den obersten Führungspositionen Dienst taten. Vor allem in den Offizierskorps der alten vornehmen Garderegimenter Berlins oder einzelnen, mit regierenden Häusern verbundenen Regimentern der Provinz waren die Adeligen weitestgehend unter sich, ebenso waren auch die Kavallerie und die leichte Feldartillerie traditionell adelige Hochburgen. Bürgerliche Offiziere fanden dagegen ein Unterkommen vor allem bei den technischen Truppenteilen, etwa bei der schweren Artillerie oder bei den Pionierkorps, die gesellschaftlich als nicht vollwertig angesehen und auch von Adeligen gemieden wurden. Die Entscheidung über die Einstellung möglicher Offiziersaspiranten lag, sieht man von den Mitgliedern des Kadettenkorps ab, allein im Ermessensbereich der Regimentskommandeure, „die mit den Vätern der Bewerber über Privatzulage, Equipierung usw. korrespondierten und sich über die ‚richtige' soziale Herkunft der Kandidaten" vergewisserten. „Die Voraussetzungen für die eventuelle spätere Beförderung zum Offizier war neben dem Bestehen von Prüfungen die Wahl durch das Offizierskorps des ihn ausbildenden Truppenteils".[1287]

Die „Verbürgerlichung" des Militärs, was die Zusammensetzung zahlreicher Offizierskorps anbelangt, „führte aber nicht zu einer Verbürgerlichung seiner weitgehend noch feudal geprägten Vorstellungswelt und Verhaltensformen. Im Gegenteil gelang es, die bürgerlichen Offiziere fast vollständig auf die überkommenen, vom Vorbild des Adels bestimmten Traditionen zu verpflichten und durch diese Assimilation die Homogenität und Exklusivität des Offizierskorps zu bewahren. (...) Insgesamt wurden die aus bürgerlichen Kreisen stammenden Offiziere (...) voll in das alte Offizierskorps integriert".[1288] Sie versuchten nur zu oft, ihre

adeligen Kameraden „noch an ‚richtiger' Gesinnung, Standesdünkel und forschem Auftreten zu übertrumpfen",[1289] was mit ihren Minderwertigkeitsgefühlen, ihrem mangelnden Selbstwertgefühl zusammenhing, die es zu kompensieren galt. Als Symbolfigur der Assimilationskraft des Offizierskorps gegenüber den bürgerlichen Schichten „wurde der ‚feudal infizierte' bürgerliche Reserveoffizier[1290], der seit der Heeresreorganisation an die Stelle des Landwehroffiziers getreten war – in seinem Glaubensbekenntnis auf die bestehende Ordnung und auf die Glaubensartikel des nach 1871 anschwellenden Nationalismus eingeschworen".[1291] Die Reserveoffiziere, die sich aus den Kreisen der sogenannten Einjährig-Freiwilligen rekrutierten, das heißt Militärpflichtigen, „die nach der erfolgreichen Absolvierung von mindestens sechs Klassen einer höheren oder mittleren Schule (bzw. der Ablegung der Steuermannsprüfung für Seeleute) oder nach einer Prüfung vor der ‚Prüfungskommission für Einjährige' die Vergünstigungen erhielten, nur ein Jahr (statt, wie für die Masse der Wehrpflichtigen üblich, drei, ab 1893 zwei Jahre) zu dienen, wenn sie sich selber ausrüsten, kleiden und verpflegen konnten",[1292] standen gesellschaftlich in hohem Ansehen. Wer nicht Reserveoffizier war, hatte keinerlei Chance auf eine Karriere im Staatsdienst, wie der folgende Bericht von Hellmut von Gerlach dokumentiert, der sich um ein Regierungsreferendariat bemühte:

„Der Regierungsreferendar wurde im alten Preußen für etwas unvergleichlich Feineres gehalten, als es der Gerichtsreferendar war. (...) Natürlich wollte auch ich Regierungsreferendar werden. Voraussetzung dafür war, daß man zunächst zwei Jahre als Gerichtsreferendar gearbeitet hatte und dann von irgendeiner Regierung zur Vorbereitung für den Verwaltungsdienst angenommen wurde. Die Entscheidung über die Annahme lag in der Hand der Regierungspräsidenten.

Als sich die Zeit meines Gerichtsreferendariats ihrem Ende näherte, reichte ich bei dem Präsidenten der mir erwünschtesten Regierung mein Bewerbungsschreiben ein. Ich bekam einen Korb: Keine Stelle frei! Ich schrieb an eine zweite Regierung. Dasselbe Ergebnis. Da ließ ich der Sicherheit halber gleich an drei Regierungen zugleich meine Meldung los. Alle drei bedauerten: Alles besetzt! Was war los? Regierungsreferendar zu werden hatte man begründete Aussicht, wenn man dreierlei zugleich war: Adelig, alter Herr eines Korps, Reserveoffizier. Von diesen drei Bedingungen fehlten bei mir zwei. Ergebnis siehe oben. Als ich merkte, woran die Sache haperte, sagte ich mir: (...) Wozu hat man denn Vettern und Freunde in den Ministerien sitzen. Die wurden mobil gemacht. Georg Kreuzwendedich Freiherr von Rheinbaben zumal, der spätere Finanzminister, bemühte sich energisch und meldete mir in Kürze: Schleswig ist sturmreif! Dabei war eigentlich gerade dort ein locus maximae resistentiae. Regierungspräsident Zimmermann war nämlich nicht nur selbst Major der Landwehr, sondern hielt auch jeden Akademiker, der es nicht zum Reserveoffizier hatte bringen können, für minderwertig, mindestens körperlich. Deshalb beantwortete er – unter höherem Druck – meine Bewerbung zwar grundsätzlich zustimmend, knüpfte aber eine Bedingung daran. Ich sollte ein amtsärztliches Zeugnis beibringen, daß ich ‚einem anstrengenden Regierungsdienst körperlich in jeder Beziehung gewachsen sei'.

Dies Verlangen war ein Präzendenzfall. Jeder Kundige wußte, daß bei den Gerichten sehr viel mehr gearbeitet werden mußte als im feudalen Regierungsdienst. Aber ich hatte mich zu fügen, wanderte zum zuständigen Bezirksphysikus und bekam, auf meine Kosten natürlich, das geforderte Attest von dem baß erstaunten Medizinalbeamten ausgestellt. Nun hatte Zimmermann keinen Vorwand mehr und mußte mich zum Regierungsreferendar ernennen. Es war erreicht! Ein Berg von Mißtrauen blieb bei ihm jedoch angehäuft. Als ich meinen Antrittsbesuch machte, fragte er mir die Seele aus dem Leibe. (...) Immer blieb Zimmermanns Stirne gefurcht und seine Miene umdüstert, zumal auch mein Vater – wegen eines Herzfehlers – es

nicht zum Reserveoffizier gebracht hatte. Erst als er erfuhr, daß einer meiner Großväter Regierungspräsident in Köln gewesen sei, wurde er zugänglicher: ‚Na, da haben Sie ja wenigstens ein gutes Vorbild in Ihrer Familie".[1293]

Auch für den kleinen Mann war der Dienst mit der Waffe eine unbedingte Voraussetzung für den Aufstieg. Von Seiten der Regierung war man sich durchaus nur zu sehr der Gefahr bewußt, „die ein unzufriedenes, unzuverlässiges Unteroffizierskorps für Armee, Staat und Gesellschaft bedeuten könne. Vor diesem Hintergrund sind die Maßnahmen zugunsten der zivilversorgungsberechtigten ‚Militäranwärter' zu sehen. Allein bei der Postverwaltung stieg ihre Zahl zwischen 1900 und 1914 von 8 715 auf 19 324. Im Jahre 1914 warteten insgesamt 16.000 Militäranwärter auf Anstellung im Zivildienst. Diese weitgehend im ‚Bund deutscher Militäranwärter' zusammengefaßten ‚Zwölfender' – 1905 zählte der Bund bereits 35.000 Mitglieder – wurden im Militäranwärterunterricht stark ideologisch beeinflußt und gehörten ebenfalls zu den Außenposten der Armee in der Gesellschaft".[1294]

Gedienten Leuten, die sich während der Militärzeit bewährt hatten, waren im wilhelminischen Deutschland zahlreiche Posten und Ämter reserviert, „die eine mehr oder weniger auskömmliche und sichere Existenz"[1295] boten. „Der Zivilversorgungsschein war eine Art Geleitbrief, der seinen Inhaber der ärgsten Schwierigkeiten und wildesten Konkurrenz im Existenzkampf überhob. Viele neidische Blicke waren auf diesen Talisman gerichtet".[1296] Vor diesem Hintergrund ist es nicht schwer zu verstehen, daß auch mancher Proletarier nur zu gern Soldat werden wollte. In einer Monarchie, die sich zur Militärmacht ausgebildet hatte, in einem Volk, das sich zum großen Teil mit Begeisterung dem Militarismus verschrieben hatte, lag es auch für den Arbeiter nahe, seinen materiellen und sozialen Aufstieg, wenn sich sonst schon keine andere Möglichkeit bot, als Soldat zu versuchen. Hinzu kam, daß die Sozialisation durch die ebenfalls militärischem Denken verpflichteten Schulen des wilhelminischen Deutschland viele Arbeiter ebenfalls zu überzeugten Militaristen machten. Für manch einen bedeutete es von daher eine schwere Schmach und ein persönliches Unglück, wenn er bei den Soldaten nicht genommen wurde:

„Dann kam das Jahr, wo ich mich zum letztenmal zum Militär stellen mußte. Ich war vom Militärarzt zur Artillerie bestimmt, aber bei der Generalmusterung bestand ich nicht und wurde verworfen. Da war mir zumute, als wäre mir der allergrößte Schimpf widerfahren. Alle meine Onkels waren Soldaten gewesen, einer hatte bei den Gardejägern gedient, zwei bei den Pionieren, und einer bei den schwarzen Husaren, aber der war später zur Marine gegangen und ich war ausgeschlossen, da kam mir mein ganzes Elend recht zum Bewußtsein, und ich mochte nicht Mittag essen, sondern nahm meinen Stock und ging raus ins Bischofsröder Holz und legte mich schließlich in eine Schlackenhöhle, da habe ich geheult, bis die Sonne unterging".[1297] Moritz Bronne berichtet in seiner „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters: „Mittlerweile war ich zur ersten Musterung gewesen. Wir hatten im Turnverein meinen Brustumfang ungezählte Male gemessen, denn ich wollte zu gerne Soldat werden. Aber ein Vorturner meinte, wirst sehen, es wird nichts; wenn du dort stehst, mißt du nicht mehr wie 78 Zentimeter. Und er hatte recht behalten. ‚Ein Jahr zurück', tönte es im Handumdrehen aus dem Hintergrunde hervor".[1298] Ein glücklicherer Aspirant, Wilhelm Reimes schreibt in seiner Autobiographie: „Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, daß nicht leicht einer mit mehr Lust und Liebe als ich Soldat wurde. Ich hätte Tränen geweint, wäre ich nicht schon bei der ersten Ziehung genommen worden".[1299] Ähnlich ist der Tenor von Franz Rehbeins Bericht in seinem „Leben eines Landarbeiters":[1300] „Nun, ich hatte es nicht ungern gehört, daß ich Soldat werden mußte – wenigstens hatte ich das Kommißleben dann doch durchgemacht und ‚konnte mitreden', wenn sich andere darüber unterhielten. Dümmer würde ich sicher nicht dadurch werden, wenn

ich drei Jahre im bunten Rock abriß. Auch war es eine Abwechslung in dem ewigen Einerlei der ländlichen Arbeit, die ich nun schon jahrelang verrichtete.

Für die Kavallerie hatte ich mich schon seit jeher besonders interessiert, mehr als für die ‚Sandhasen' oder ‚Kanonenstöpsel'. Ich dachte an all die Erzählungen, die ich in meiner Jugend über das Soldatenleben mit angehört hatte; versetzte mich in die Zeit zurück, wo ich zu Hause während der Herbstmanöver den einquartierten Soldaten nachgelaufen war und meine helle Freude an der schmetternden Militärmusik gehabt hatte. Wie schön mußte es doch sein: Reiten, Turnen und Fechten nach Belieben und mit Musik; gut Essen und Trinken, in feiner Uniform umherspazieren, dazu Geld wie Heu; im schlimmsten Falle mal ein bißchen Krieg, aus dem man ordengeschmückt wieder heimkehrte. (...) Das Regiment lag in Elsaß-Lothringen. (...) Wohlgemut wanderte ich nach dem Flecken, der zugleich Eisenbahnstation ist. Hier erhob ich auf der Steuerkasse noch meine ‚Marschkompetenzen' in der imponierenden Höhe von 24 Groschen, und dann ging's nach dem Bahnhof. Dort warteten bereits eine Anzahl Rekruten aus anderen Dörfern auf den nächsten Zug. Auch sie sollten nach Metz zu den Dragonern oder nach Straßburg zu den Ulanen. Schnell waren die zukünftigen Regimentskameraden miteinander bekannt. Während der Fahrt gesellten sich auf den verschiedenen Stationen noch weitere ‚Vaterlandsverteidiger' zu uns. Die meisten waren ausgelassen lustig, nur einige ziemlich niedergedrückt, als ob sie trüber Ahnungen voll wären".[1301]

Rehbeins Bericht zeigt anschaulich, wie der Gruppenidentifikationsprozeß funktionierte. Die durch besondere Rituale und Symbole herausgehobene Subkultur Militär mußte schon durch ihre Andersartigkeit vom zivilen Bereich – sinnfälligster Ausdruck dieser Andersartigkeit ist die Uniform – Aufmerksamkeit erregen. Der militärisch geprägte Verhaltensstil, eine eigene, bisweilen zum Geheimcode tendierende Sprachnorm, die spezifische Art des Militärlebens, das sich manchem als antibürgerliches Abenteuer darstellen konnte, das alles schuf eine Anziehungskraft, deren Wirksamkeit nicht zu unterschätzen ist.

Verfehlt erscheint es uns allerdings, aus diesen Gegebenheiten eine allgemeine Integrationsthese abzuleiten, wie sie etwa Schmid-Richberg in der „Deutschen Militärgeschichte" formuliert hat: „Das demokratische Gleichheitsprinzip der Allgemeinen Wehrpflicht trug erheblich zur Milderung der Klassengegensätze bei und schuf ein unmittelbares persönliches Verhältnis des Bürgers zur Nation, wie es in keiner anderen Einrichtung des Staates möglich war. Die Armee fing die innenpolitischen Spannungen in sich auf, wirkte als Stabilisierungsfaktor und festes Bollwerk nach außen und innen. In einer auf Autorität beruhenden Staatsordnung konnte sie freilich auch den Untertanengeist fördern, doch überwogen bei weitem die positiven Züge".[1302] Zunächst ist zum Gleichheitsprinzip anzumerken, daß die Allgemeine Wehrpflicht zu keiner Zeit konsequent durchgeführt wurde;[1303] außerdem wurde das Gleichheitsprinzip durch die Privilegien des Adels und durch die Institution des Einjährig-Freiwilligen arg beeinträchtigt. Die Integrationsthese scheint uns in der obigen Formulierung unhaltbar. Wir zitieren Manfred Messerschmidt: „Daß sich die Kluft zwischen dem antidemokratisch und reaktionär eingestellten Offizierskorps und weiten Teilen der Nation, vornehmlich der Arbeiterschaft, vergrößerte, daran kann kein Zweifel bestehen. Auf der anderen Seite bewies das Offizierskorps gegenüber bürgerlichen und großbürgerlichen Schichten eine erhebliche Assimilationskraft".[1304] Die Integrationsthese ist also im Sinne einer partiellen Integration zu revidieren.

Aufbau und Organisation des deutschen Reichsheeres: Die Einteilung der deutschen Armee[1305]

Beim deutschen Reichsherr gab es – in Anlehnung an die Organisation des Norddeutschen Bundes – Kontingente mit eigener kriegsministerieller Verwaltung, so die der Königreiche Preußen, Sachsen, Württemberg und Bayern[1306], außerdem die in die preußische Armee integrierten „selbständigen Kontingente", zu denen die beiden Mecklenburg, Hessen und – bis 1866 – Braunschweig gehörten, daneben aber auch die badischen Verbände.

Preußen stellte das Gardekorps sowie das I. bis XI. Armeekorps

Gardekorps / Berlin
1. Garde-Division / Berlin
2. Garde-Division / Berlin
3. Garde-Kavallerie-Division / Berlin

I. Armeekorps / Königsberg
1. Division / Königsberg
2. Division / Insterburg

II. Armeekorps / Stettin
3. Division / Stettin
4. Division / Bromberg

III. Armeekorps / Berlin
5. Division / Frankfurt a.d.O.
6. Division / Brandenburg

IV. Armeekorps / Magdeburg
7. Division / Magdeburg
8. Division / Halle a.d.S.

V. Armeekorps / Posen
9. Division / Glogau
10. Division / Posen

VI. Armeekorps / Breslau
11. Division / Breslau
12. Division / Neiße

VII. Armeekorps / Münster
13. Division / Münster
14. Division / Düsseldorf

VIII. Armeekorps / Coblenz
15. Division / Karlsruhe
16. Division / Trier

IX. Armeekorps / Altona
17. Division / Schwerin
18. Division / Flensburg

X. Armeekorps / Hannover
19. Division / Hannover
20. Division / Hannover

XI. Armeekorps / Kassel
22. Division / Kassel
38. Division / Erfurt

Hinzu kamen

XIV. Armeekorps / Karlsruhe
28. Division / Karlsruhe
29. Division / Freiburg i.Br.

XV. Armeekorps / Straßburg i.E.
30. Division / Straßburg i.E.
31. Division / Colmar i.E.

XVI. Armeekorps / Metz
33. Division / Metz
34. Division / Metz

XVII. Armeekorps / Danzig
35. Division / Thorn
36. Division / Danzig

XVIII. Armeekorps / Frankfurt a.M.
29. Division / Frankfurt a.M.
Großherzoglich hessische (25.) Division

XX. Armeekorps / Allenstein
37. Division / Allenstein
41. Division / Deutsch-Eylau

XXI. Armeekorps / Saarbrücken
31. Division / Saarbrücken
42. Division / Saarbrücken

Das Königreich Sachsen stellte zwei Armeekorps

XII. (1. K. Sächs.) Armeekorps / Dresden
1. Division Nr. 23 / Dresden
2. Division Nr. 32 / Bautzen

XIX. (2. K. Sächsisches) Armeek. Leipzig
2. Division Nr. 24 / Leipzig
4. Division Nr. 40 / Chemnitz

Württemberg

XIII. (K. Württembergisches) Armeekorps / Stuttgart
- 26. Division (1. Königl. Württembergische) / Stuttgart
- 27. Division (2. Königl. Württembergische) / Ulm

Bayern

I. Bayerisches Armeekorps / München
- 1. Division / München
- 2. Division / Augsburg

II. Bayerisches Armeekorps / Würzburg
- 3. Division / Landau
- 4. Division / Würzburg

III. Bayerisches Armeekorps / Nürnberg
- 5. Division / Nürnberg
- 6. Division / Regensburg

Die Infanterie des deutschen Reichsheeres war nach dem Reichs-Militärgesetz vom 2. Mai 1874 in 148 Infanterieregimenter und 26 Jägerbataillone gegliedert. Der Gesamtetat für die Infanterie sah 9123 Offiziere und 269.969 Mann vor. Die Friedenspräsenzstärke für ein Bataillon betrug etwa 20 Offiziere und 600 Mann, die Kriegsstärke über 1000. Die deutsche Kavallerie war in 93 Regimenter zu je fünf Eskadrons gegliedert. In Friedenszeiten war die Kavallerie in Brigaden zu je zwei oder drei Regimenter unterteilt, die den (Infanterie-)Divisionen unterstanden. Für den Kriegsfall war die Aufstellung von 10 Kavalleriedivisionen zu je vier bis sechs Regimentern geplant. Die Artillerie wurde 1874 in die Feldartillerie und die nunmehr als „Fußartillerie" bezeichnete Festungsartillerie getrennt. Im Ganzen bestanden, entsprechend den 18 Korps, 36 Feldartillerieregimenter mit zusammen 300 Batterien zu je sechs Geschützen, von denen im Frieden jedoch nur vier bespannt waren. Die „Fußartillerie" führte noch lange Zeit das Eigenleben einer Hilfswaffengattung, die nur im Festungskrieg die Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung hat. Sie war in Regimenter zu je zwei Bataillonen mit jeweils vier Kompanien gegliedert. An sich sollte bei jedem Armeekorps ein Fußartillerieregiment formiert sein, doch hatten die 1867 neu aufgestellten Korps (IX., X. und XI.) jeweils nur ein Bataillon.

Außer den „kämpfenden Einheiten" gab es verschiedene technische und Verkehrstruppen, deren Notwendigkeit sich in den zurückliegenden Kriegen erwiesen hatte. So galt bezüglich der Pioniere der Grundsatz, „daß jedes Armeekorps über 1. Pionierbataillon verfügen sollte. (...) Die bisher teilweise noch getrennte Ausbildung in Pontonier-, Sappeur- und Mineurkompanien fiel weg. Als Ausbildungsziel schwebte dem Generalstab der Einheitspionier vor, doch ließ sich dieses Ideal mit den nur 3 Jahre dienenden Wehrpflichtigen bei der Vielgestaltigkeit des technischen Dienstes nicht verwirklichen. Ab 1872 wurden daher versuchsweise, ab 1874 endgültig 3 Kompanien in jedem Bataillon gleichmäßig für alle Aufgaben des Feldkrieges, die 4. Kompanie vorzugsweise für den Festungskrieg ausgebildet".[1307]

Große Bedeutung war in der Vergangenheit – vor allem im Feldzug 1870/71 – der Aufrechterhaltung der Eisenbahnverbindungen in besetzten Gebieten, der Instandsetzung zerstörter Strecken und Eisenbahnbrücken sowie der Neuverlegung von Eisenbahnstrecken zugekommen, um die Armee mit Nachschubgütern jeglicher Art zu versorgen oder um Verwundete und Gefangene abtransportieren zu können. Daher wurde am 1. Oktober 1871 in Berlin ein eigenes Eisenbahnbataillon errichtet, welches als „Stammtruppe für die bei einer Mobilmachung aufzustellenden Eisenbahnformationen dienen" sollte.[1308] Die Aufstellung weiterer Eisenbahnregimenter und -kompanien einzelner deutscher Bundesstaaten folgte in den folgenden Jahren. 1887 wurde beim Garde-Pionierbataillon zudem eine fünfte Kompanie aufgestellt, die sich speziell mit dem Militärtelegraphenwesen beschäftigen sollte. Noch im gleichen Jahr wurde die Ausbildung von Feldtelegraphen bei den 4. Kompanien aller Pionierbataillone angeordnet und darüberhinaus in Berlin eine Militärtelegraphenschule errichtet.

Wie sich ein Armeekorps aufgliederte, zeigen wir am Beispiel des III. Bayerischen Armeekorps, dem letzten in der Systematik (die auch eine Art Hierarchie bedeutete) des deutschen Heeres:

III. Bayerisches Armeekorps / Nürnberg

5. Division / Nürnberg
- 6. Infanterie-Brigade / Nürnberg
- 7. Inf.-Rgt. Hartmann: Nürnberg
- 8. Inf.-Rgt. Großhz. Friedrich Franz IV. Mecklenburg-Schwerin

Fürth / Sulzbach
- 10. Infanterie-Brigade / Bayreuth
- 11. Inf.-Rgt. Prinz Leopold von Bayreuth
- 19. Inf.-Rgt. / Erlangen
- 20. Kavallerie-Brigade / Nürnberg
- 21. Chevaulegers-Rgt. / Nürnberg

6. Chevaulegers-Rgt. Prinz Albrecht von Preußen / Bayreuth
- 5. Feldartillerie-Brigade / Fürth
- 6. Feldart.-Rgt. Prinz Ferdinand von Bourbon, Herzog von Calabrien / Fürth
- 10. Feldart.-Rgt. / Erlangen

6. Division / Regensburg
- 11. Infanterie-Brigade / Ingolstadt
- 10. Inf.-Rgt. König: Ingolstadt
- 13. Inf.-Rgt. Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, Apostolischer König von Ungarn

Ingolstadt / Eichstätt
- 12. Infanterie-Brigade / Regensburg
- 6. Inf.-Rgt. Kaiser Wilhelm, König von Preußen / Amberg
- 11. Inf.-Rgt. von der Tann / Regensburg
- 6. Kavallerie-Brigade
- 2. Chevaulegers-Rgt. Taxis / Regensburg

7. Chevaulegers-Rgt. Prinz Alfons / Straubing
- 6. Feldartillerie-Brigade / Nürnberg
- 3. Feldart.-Rgt. Prinz Leopold /
- 8. Feldart.-Rgt. Prinz Heinrich von Preußen / Nürnberg
- 3. Train-Abteilung / Fürth-Ingolstadt

Im Regionalbereich des 3. Armeekorps lagen das 3. Fußartillerie-Regiment in Ingolstadt, weiterhin das 3. und 4. Pionierbataillon in Ingolstadt, die jedoch der Pionierinspektion in München unterstanden; sowie die Landesinspektion der militärischen Strafanstalten, ebenfalls in Ingolstadt.[1309] Bayern hatte als eifersüchtig gehütetes Reservatrecht die eigene Regimentsnummerierung erhalten; daher rühren die niedrigen Regiments-Nummern.

Die Waffengattungen[1310]

Das Heer gliedert sich traditionell in die drei Waffengattungen Infanterie, Kavallerie und Artillerie; die übrigen Heeresteile werden gewöhnlich unter dem Namen Sondertruppen zusammengefaßt. Die Identifikationseinheit für den Soldaten war das Regiment; als Einheit mittlerer Größe war das Regiment noch überschaubar, doch schon so groß, daß ein Gruppenidentifikationsprozeß einsetzen konnte; zur Identifikation lud auch die Tatsache ein, daß die Regimenter Namen und Nummern trugen, die sie unterscheidbar machten. Wichtig war schließlich auch die Bindung des Regiments an den Garnisonsort. Wir versuchen nun einen Überblick über die einzelnen Waffengattungen beziehungsweise Regimentsbezeichnungen zu geben.[1311]

Die Infanterie

„In der *Infanterie* wurden die Soldaten traditionell nach ihren Waffen benannt: die *Arkebusiere* nach der alten Hakenbüchse, der Arkebuse, die *Musketiere* nach der Muskete, die *Grenadiere* nach den Handgranaten, die sie zu schleudern hatten, und die *Füsiliere* nach dem französischen fusil, dem Steinschloßgewehr. Im deutschen Heer gab es bereits eine Einheitsinfanterie; die alten Bezeichnungen behielt man der Tradition zuliebe bei. Musketiere blieben bis zum ersten Weltkrieg die Normalinfanteristen; die etwas (in welcher Weise auch immer) besseren Infanteristen, natürlich auch die Garde, durften sich Grenadiere nennen. Auch die Bezeichnung Füsiliere blieb; 1808 hatte jedes preußische Regiment ein Füsilierbataillon erhalten, das im zerstreuten Gefecht eingesetzt wurde und eine besondere Bewaffnung erhielt; da-

neben gab es eigene Füsilierregimenter. Doch schwand ab 1870/71 der Unterschied zu den Grenadieren und Musketieren immer mehr. An der alten Bezeichnung hielt man der Überlieferung und dem Elitebewußtsein zuliebe fest".[1312] Die Infanteristen tragen in der Regel die Pickelhaube und den (preußisch-)blauen Waffenrock. Die Regimenter waren fortlaufend durchnumeriert, nur die preußische Garde und die bayerischen Regimenter hatten ihr eigenes Nummerierungssystem. Die Regimentsnummer stand auf der Schulterklappe; manche Regimenter trugen statt dessen das Monogramm des Regimentsinhabers. Das in Flensburg stehende Füsilier-Regiment Königin (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 86 hatte beispielsweise die Initialen der Kaiserin Auguste Victoria auf der Schulterklappe. Aus den Buchstaben AV entstand der Spitzname „Arbeiter-Verein". Die Berliner Gardefüsiliere hießen allgemein „Maikäfer",[1313] worüber sich die Füsiliere zunächst sehr geärgert haben sollen; später wurde der Spottname jedoch zum Ehrennamen.

Ein gewisses Eigenleben innerhalb der Fußtruppen führten die *Jäger* und *Schützen*. Es waren traditionell die zum Militär eingezogenen Forstleute, die zu Scharfschützen ausgebildet wurden.[1314] Die Sonderstellung der Jäger- beziehungsweise Schützenbataillone kam durch die direkte Unterstellung unter die Generalkommandos, und nicht zuletzt durch die eigene grüne Uniform (die sich selbst nach 1910 im „Feldgrau" noch als graugrüner Farbton halten konnte) zum Ausdruck. Es fehlte jedoch an einer klaren Vorstellung, wie diese Elitetruppe ihrer Eigenart gemäß zu verwenden war. Es wurde herumexperimentiert: 1906 erhielten die Jägerbataillone eine Maschinengewehr-Kompanie, 1913 eine Fahrrad-Kompanie[1315] zugeteilt. Zu den Jägern zählte auch das Garde-Schützenbataillon, das in Berlin-Lichterfelde stationiert war. Der Volksmund nannte es „Neuchateller", weil es aus dem 1807 vom französischen Marschall Berthier, Fürst von Neufchâtel errichteten Bataillon hervorgegangen war. Berühmt waren die österreichischen Jäger: die österreichisch-ungarischen Feldjägerbataillone Nr. 1 bis 9 und vor allem die vier Regimenter der Tiroler Kaiserjäger. Insgesamt waren die Infanteristen im Heer nicht besonders hoch angesehen; der Soldatenhumor bezeichnete sie als „Sandhasen", „Stoppelhopser", „Fußlatscher", „Fußlappen" oder „Plattfußindianer", ganz im Gegensatz zum Exerzierreglement für die Infanterie vom 29. Mai 1906, das die Bedeutung der Waffengattung mit folgenden Worten hervorhob: „Die Infanterie ist die Hauptwaffe. (...) Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der größte Ruhm".[1316]

Die Geringachtung der Infanterie betraf natürlich nicht die Fußtruppen der Garde, die ein eigenes Armeekorps stellte. Im Gegenteil: das 1. und das 2. Garderegiment zu Fuß, stationiert in Potsdam und Berlin, nahmen in ihr Offizierskorps ausschließlich Adelige auf.[1317] Einen besonderen Kult trieben die Gardeinfanteristen mit ihren Kopfbedeckungen.[1318] Das Königreich Bayern leistete sich eine Miniaturgarde in Form der königlichen Leib- und Palastgarden, der Hartschiere und der Infanterie-Leib-Regimenter, der sogenannten *Leiber*. Die Hartschiere, deren Namen sich über die spanischen „arcieri" aus den alten Arkebusieren herleitet, hatten den König und seine Familie zu bewachen und beim feierlichen Auftreten des Landesherren Ehrendienst zu versehen. In einem bekannten bayerischen Lied, das die Münchner Fronleichnamsprozession zur Prinzregentenzeit beschreibt, heißt es in einer Strophe:

„Neben dem Himmel gehen d'Hartschier
Stolz als wia, Sporngeklirr
Verwünschen 'n ganzen Umgang schier
Möchtn liaber a Bier.
A Schasterbua, a kloaner
A recht a Planer, a Lump wia koaner,
Wie er d'Hartschier sieht, muß er woana,
Weil's ham die Sporn so groß
Und koane Roß".

Die Hartschiere trugen im Gala-Aufzug eine abenteuerlich-altertümliche Uniform mit Löwenhelm, hohen Stulpenstiefeln und einer Hellebarde als „Bewaffnung". Ebenso verhielt es sich mit den Titeln: An der Spitze stand ein Generalkapitän, die Stelle des Premierleutnants war stets von einem General besetzt, die Offiziere hießen offiziell Oberoffiziere (was sprachlogisch durchaus richtig ist), den Gefreiten nannte man Exempt. Um zum Infanterie-Leibregiment zu kommen, benötigte man das Gardemaß von 1,80 m. Deshalb trugen die langhaxigen Leiber den Spitznamen „Heuhupfer". Nach einer anderen Überlieferung hießen sie „Heufresser", weil irgendwann einmal Leiber zu einem Heuwagen gelaufen sein sollen, in der irrtümlichen Annahme, es handle sich um einen Verpflegungswagen.

Die Kavallerie

„Die große Vergangenheit als schlachtentscheidende Waffe, deren Tradition bewußt gepflegt wurde, besonders farbenprächtige Uniformen, die auch nach der Einführung der grauen Felduniform durch ihre besonderen traditionellen Schnitte (...) die Kavalleristen von dem sonst einheitlichen Heere unterschieden, führten der *Kavallerie*[1319] stets genügend Freiwillige zu. Die längere Dienstzeit schreckte den meist aus der Landwirtschaft kommenden Ersatz weniger als den Großstädter und Fabrikarbeiter".[1320] Die *Kürassiere* haben ihren Namen vom Kürass, dem mit Eisen beschlagenen Lederpanzer. Die preußischen Kürassiere trugen ihn mit Vorder- und Rückenstück nur zu Pferde als Paradestück. Sie galten als schwere Kavallerie. Eine Sondereinheit war das Regiment der *Garde du Corps* in Potsdam, das sich aus der berittenen Leibwache entwickelt hatte: Die Garde du Corps-Reiter trugen schwarze Kürasse und goldene Helme mit Adler. Sie standen auch an der Spitze der (heute reichlich kindisch anmutenden) Reiter-Rangordnung, welche die gesamte deutsche Kavallerie durchzog; nach ihnen ging es folgendermaßen weiter: Die sieben weiteren Regimenter der preußischen Gardekavallerie – bestehend aus Kürassieren, Dragonern, Husaren und Ulanen – „genossen Vorrang vor allen anderen deutschen Kavallerieregimentern. Ihnen folgten die beiden sächsischen schweren Regimenter. Bei den anderen Regimentern standen die Kürassiere und Dragoner an der Spitze, gefolgt von den Husaren, Ulanen und – am Schluß – der bayerischen Kavallerie".[1321] Die sächsischen schweren Regimenter hießen *Gardereiter* und *Karabiniere*, während die bayerischen *Schweren Reiter* nicht zur schweren, sondern zur mittleren Kavallerie zählte, zu der außerdem die *Ulanen* (mit Ausnahme der bayerischen) gerechnet wurden. Die charakteristische Uniform der Ulanen war die dunkelblaue[1322] Ulanka, ein kurzschößiger zweireihiger Rock mit breiten Aufschlägen und die Czapka, ein Helm mit einem viereckigen Deckel im oberen Teil. Die traditionelle Waffe war die Lanze.

Als besonders eitel galten die *Husaren*,[1323] die wohl am meisten an ihrer Selbstverherrlichung gearbeitet haben und auch die auffälligste Uniform trugen: den querverschnürten Waffenrock (Attila), die hohe Pelzmütze mit zipfelmützenartigem farbigem Oberteil (Kalpak), in einigen Regimentern noch die pelzbesetzte Überjacke (Dolman) sowie die große, meist schön bestickte Säbeltasche (Taschka). Die Farbe des Attila war unterschiedlich, man sprach von den roten, schwarzen, braunen etc. Husaren. Zu den „roten" gehörte auch der preußische Kronprinz Friedrich, der gerne seine Husarenuniform zur Schau trug. In Bayern gab es keine Husaren.[1324] Zufall? In Österreich-Ungarn galt bis zum 1. Weltkrieg der Brauch, daß trotz der deutschen Heeressprache der Kommandant einer Husarenschwadron auf ungarisch mit Vitez kapitàny ur (d.h. Tapferer Herr Rittmeister) angesprochen wurde. Die *Dragoner* hatten ihren Namen von *dragon*, einem Mittelding aus Karabiner und Pistole, waren zunächst berittene

Infanteristen, die abgesessen kämpften, ab Mitte des 18. Jahrhunderts auch zu Pferde schießend. „Der eigentliche Reiter hatte deshalb gern seinen Spott mit dem ihm nicht vollwertig dünkenden Dragoner: ‚Dragoner sind halb Mensch halb Vieh, zu Pferd gesetzte Infanterie'".[1325] Der „Küchendragoner" war ein Spottname für die in der Küche kommandierenden Mannschaften. „Ursprünglich war das Wort ein dienstlicher Titel: ‚Hofstaats- oder Küchendragoner' hießen mehrere brandenburg-preußische Dragonereinheiten, weil sie 1689-1704 den Dienst beim Hofstaat versahen und auch für den Zweck der Hofküche verwandt wurden".[1326] Der Waffenrock der Dragoner glich im Schnitt dem der Infanterie, war jedoch hellblau. Den Dragonern entsprachen in Bayern die *Chevaulegers*, die grüne Uniformen trugen. Die jüngste Waffensorte der Kavallerie waren die *Jäger zu Pferd*, die sich aus den Meldereitern entwickelt hatten. „Ihre Uniform war eine eigenartige stillose Mischung von Jägern und Kürassieren".[1327] Ein Unikum der Reitertruppen stellte schließlich das „*Grenadierregiment zu Pferde* Freiherr von Derfflinger (Neumärkisches) Nr. 3" dar.

Die Artillerie

Die *Artillerie* gliederte sich, wie bereits ausgeführt in Feld- und Fußartillerie. In den Feldregimentern kannte man fahrende und reitende Abteilungen. (Eine Kaserne in Berlin in der Nähe des Oranienburger Tores trug die berühmte Inschrift „Reitende Artillerie-Kaserne".) Die Artilleristen erkannte man in ersten Linie am Helm: es handelte sich zwar um das gleiche Modell wie bei der Infanterie, doch war die Spitze durch eine Kugel ersetzt. Der Waffenrock war dunkelblau mit schwarzen Manschetten.

Die Sondertruppen

Wir nennen noch die *Pioniere*. Die frühere Aufteilung in die Spezialtruppen der *Pontontiere* (Brückenbauer), der *Sappeure* (Schanzer) und der *Mineure* (Sprenger) entfiel im deutschen Heer zugunsten des Einheitspioniers. Die Pioniere trugen schwarze Kragen und prägten so den Spruch, der viele Reservistenkrüge zierte: „Der Pioniere schwarzes Korps tut sich allen andern vor". Die Pioniere fühlten sich als Alleskönner und waren es auch wohl oftmals. Ihr Ansehen bei den anderen Waffengattungen war gleichwohl mäßig. Die Bedeutung der Pioniere als technische Einheit wurde von den Traditionalisten unterschätzt. „Das hatte nicht zuletzt darin seinen Grund, daß die Pioniere bei den großen Übungen kaum hervortraten. Aus Gründen der Zeit- und Kostenersparnis wurden Brückenbau und Brückensprengung nur angedeutet (wenn auch technisch genau berechnet), Feldbefestigungen wegen des entstehenden Flurschadens nur abgesteckt und durch Flaggen dargestellt".[1328]

Rekrutierung

Die Allgemeine Wehrpflicht wurde in Preußen durch das Wehrgesetz von 1814 eingeführt, in der Folge jedoch inkonsequent durchgeführt. „Sieht man von der Quote der Untauglichen ab, so wurden unter dem preußischen System der Allgemeinen Wehrpflicht nur etwa die Hälfte aller Wehrpflichtigen erfaßt. Der Rest blieb unausgebildet".[1329] Dabei kam es zu den seltsamsten Gepflogenheiten: „Seit 1817 galt folgende Regelung: Über die Auswahl entschied das

Lebensalter in der Weise, daß der Zwanzigjährige vor dem älteren Wehrpflichtigen herangezogen wurde. Innerhalb des Jahrgangs rangierte dann der Ältere vor dem Jüngeren, so daß, ‚der im Januar Geborene mit schwerem Herzen, das Dezemberkind aber frohgemut selbander zur Musterung zogen' (Meinecke). In den westlichen Provinzen wurde dieses Verfahren als so ungerecht empfunden, daß man nach dem Los verlangte".[1330] Erst Roons Reform von 1859 erhöhte die Ausbildungsquote und machte das System gerechter, schöpfte aber das Potential der Allgemeinen Wehrpflicht ebenfalls nicht annähernd aus.

Gelost wurde vielfach in den deutschen Mittelstaaten. Vom Los getroffen worden zu sein, bedeutete noch nicht einrücken zu müssen; in fast allen Ländern bestand die Möglichkeit, gegen Geld einen freiwilligen Stellvertreter zu benennen. „Die militärische Stellvertretung, die in fast ganz Europa praktiziert wurde, galt als Höhepunkt zivilisatorischer Errungenschaften; denn ‚gebildeten' Menschen, hörte man z.B. in württembergischen Landtagsverhandlungen, seien die Mühe und Leiden des Kriegsdienstes nicht zuzumuten. Dieses Prinzip verteidigten die Oberschichten – denn selbstverständlich war die Stellvertretung ein rein plutokratisches System – mit großem Eifer".[1331] Von der Möglichkeit der Stellvertretung machte durchschnittlich ein Viertel des Ausgelosten Gebrauch; ab den fünfziger Jahren wurde es zunehmend schwieriger, Stellvertreter zu bekommen, da sich die Wirtschaftslage gebessert hatte und immer weniger junge Leute bereit waren, den „Einsteher" zu machen.

Im Deutschen Reich wurde die Rekrutierung durch die Wehr- und Heeresordnungen von 1875 und 1888 geregelt. Ab 1888 galt: Jeder Deutsche gehörte sieben Jahre lang dem Stehenden Heer an, und zwar die ersten drei Jahre bei den Fahnen, ausgenommen die Einjährig-Freiwilligen, und die letzten vier bis fünf Jahre in der Reserve. Infolge der Bevölkerungsvermehrung wurde ein ständig wachsender Anteil der als tauglich Gemusterten nicht eingezogen; diese Überzähligen wurden durch das Los ermittelt, sie bildeten die „Ersatzreserve".

Militärleben im Deutschen Kaiserreich

Die dreijährige, beziehungsweise zweijährige Dienstzeit beim Militär, für viele junge Deutsche ein langersehnter Lebensabschnitt, stellte einen tiefen und prägenden Einschnitt im Leben des jungen Mannes dar. Schon bald sahen sich viele junge Männer, die sich dem Militärdienst mit freudigem Herzen verschrieben hatten, mit einer Realität konfrontiert, die mit ihrem Wunschbild vom Soldatenleben nichts gemein hatte. Ein harter, oft unmenschlicher Drill sollte zum Verlust ihrer Individualität führen und sie in gefügiges „Menschenmaterial" verwandeln. Heinrich Mann hat in seinem 1914 vollendeten Roman „Der Untertan" ein anschauliches literarisches Bild des Kasernenlebens gemalt:

„Beim Exerzieren im Kasernenhof, beim Gliederbilden, Sichzerstreuen und Platzwechseln ward weiter nichts beabsichtigt, als die ‚Kerls' umherzuhetzen. Ja, Diederich fühlte wohl, daß alles hier, die Behandlung, die geläufigen Ausdrücke, die ganze militärische Tätigkeit vor allem darauf hinzielte, die persönliche Würde auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Und das imponierte ihm; es gab ihm, so elend er sich befand, und gerade dann, eine tiefe Achtung ein und etwas wie selbstmörderische Begeisterung. (...) Jäh und unabänderlich sank man zur Laus herab, zum Bestandteil, zum Rohstoff, an dem ein unermeßlicher Wille knetete. Wahnsinn und Verderben wäre es gewesen, auch nur im geheimsten Herzen sich aufzulehnen. Höchstens konnte man, gegen die eigene Überzeugung, sich manchmal drücken. Diederich war beim Laufen gefallen, der Fuß tat ihm weh. Nicht, daß er gerade hätte hinken müssen, aber er hinkte und durfte, wie die Kompanie ‚ins Gelände' marschierte, zurückbleiben. Um dies zu errei-

chen, war er zunächst an den Hauptmann selbst herangetreten. ‚Herr Hauptmann, bitte -, Welche Katastrophe! Er hatte, in seiner Ahnungslosigkeit vorwitzig das Wort an eine Macht gerichtet, von der man stumm und auf den Knien des Geistes Befehle entgegenzunehmen hatte! Der man sich nur ‚vorführen' lassen konnte! Der Hauptmann donnerte, daß die Unteroffiziere zusammenliefen, mit Mienen, in denen das Entsetzen vor einer Lästerung stand. Die Folge war, daß Diederich stärker hinkte und einen Tag länger vom Dienst befreit werden mußte".[1332] Sehr häufig kam es zu Mißhandlungen der Soldaten, die allerdings nur selten an die Öffentlichkeit kamen. Zahlreiche Schilderungen, die sich in Erinnerungen über die Militärzeit finden, haben einen bitteren und grimmigen Tenor:

„Schon auf dem Transport geht den Rekruten die Lust gründlich verloren, in deren Rausch sie am Tage der Aushebung, bekränzt mit Blumenkränzen, geschmückt wie Festochsen, die Regimentsnummer an der Kopfbedeckung durch die Straßen torkelten und johlten. Der begleitende Unteroffizier studiert schon jetzt den Charakter seiner zukünftigen Leute und macht sich im Geist Notizen, die er bei erster Gelegenheit dem Feldwebel zuflüstert, nicht zur Freude des betreffenden Opfers".[1333] Reimes schildert seine ersten Eindrücke in der Kaserne wie folgt:

„Schon bei der Gestellung zwischen Tag und Dunkel am anderen Morgen bekamen wir einen kleinen Vorgeschmack von der Wirklichkeit des Soldatenlebens. Ein Hauptmann stieß einen Zuspätgekommenen mit dem Reiterstiefel in die bekannte untere Rückenpartie, daß der Junge nur so ins Glied hineinkollerte. Die Leiden aber übertrafen alle Ahnungen, die uns schon beschlichen hatten. Nie im Leben waren wir widerstandslos einer Bande so auserlesener Schubiake überantwortet wie beim Unteroffizierskorps unserer Kompagnie. Noch jetzt, in der Abgeklärtheit einer über fünfundzwanzigjährigen Entfernung von diesen Dingen, kann ich an diesem Urteil keine Einschränkung machen. Sie haben uns gedemütigt wie keine Räuber und Verbrecher gedemütigt werden. Es war als sollte uns im ‚vornehmsten Rock' alle Menschenwürde und Selbstachtung ausgetrieben werden. Wir standen schon nach wenigen Wochen oft am Rande der Verzweiflung. (...) So könnte ich Seiten mit Einzelheiten füllen. Wir hatten einen Sergeanten – wenn der Weckdienst hatte, steckte er ganz eben den Kopf durch die Tür und rief ganz leise sein ‚Aufstehen' hinein. Aber wehe, wenn wir bei seinem zweiten Rundgang nicht aufgestanden waren. Einmal brachte er die Klopfpeitsche mit und hieb uns rechts und links wie ein Berserker aus den Betten heraus. Der Kerl erschien eines Sonntags, als uns das Ausgehen wieder einmal versalzen war und wir alle beim Flicken unserer Brocken saßen, mit seiner ‚Braut' auf unserer Stube. Da ließ er uns, als wir lange vor dem hohen Paar ‚Stramm' gestanden, im Zimmer die Sprungleine aufspannen und uns Vaterlandsverteidiger zum Vergnügen seiner Dame über die Leine springen. (...) Und nirgends Rettung vor dieser Quälerbande! – Wir hatten einen Feldwebel von solchem Jähzorn, daß wir allen Ernstes fürchteten, er werde uns einmal mit dem Degen durchstechen. Wir hatten einen Premierleutnant, der uns stets mit einem Gesicht voll so abgrundtiefer Verachtung begegnete, als ob er sich peinlich die Hände wüsche, wenn er nur in unsere Nähe gekommen. Ich habe selber gehört, wie er einen der Unteroffiziere anspornte: ‚Tretet den Biestern mit den Absätzen in den Arsch'! Wir hatten einen Hauptmann von einer so grausamen Strenge, daß wir allein nur das Gefühl der Furcht vor ihm kannten. Nein: Melden! – bei Vorgesetzten, die alle, Hoch und Niedrig, nur unsere Furcht statt unser Vertrauen haben wollten – davon redet klug und weise, wer selbst nicht als verschüchterter junger Bursche vom Land unter solchen Verhältnissen gestanden hat. Daß keiner meldete, war nicht so zu verwundern, als daß nicht einer das Seitengewehr nahm und es seinem Peiniger in den Leib rannte. Aber das gelobten wir uns oft: ‚Wenn es Krieg wird – die kriegen alle die Kugel von uns – die fallen durch unsere Hand'"![1334]

Erich Kästner, der – schon im Ersten Weltkrieg – während seiner Ausbildung zum Kanonier von einem sadistischen Ausbilder sosehr gequält wurde, daß er einen Herzschaden davontrug, hat seinem Schinder, ebenfalls aus der Rückschau, ein literarisches Denkmal gesetzt:

Sergeant Waurich[1335]

1. Das ist nun ein Dutzend Jahre her,
Da war er unser Sergeant.
Wir lernten bei ihm: „Präsentiert das Gewehr"!
Wenn einer umfiel, lachte er
Und spuckte vor ihm in den Sand.

2. „Die Knie beugt"! war sein liebster Satz.
Den schrie er gleich zweihundertmal.
Da standen wir dann auf dem öden Platz
Und beugten die Knie wie die Goliaths
Und lernten den Haß pauschal.

3. Und wer schon auf allen vieren kroch,
Dem riß er die Jacke auf
Und brüllte: „Du Luder frierst ja noch"!
Und weiter ging's. Man machte doch
In Jugend Ausverkauf...

4. Er hat mich zum Spaß durch den Sand gehetzt
Und hinterher lauernd gefragt:
„Wenn du nun meinen Revolver hättst –
Brächtst du mich um, gleich hier und gleich jetzt"?
Da hab ich „Ja"! gesagt.

5. Wer ihn gekannt, vergißt ihn nie.
Den legt man sich aufs Eis!
Er war ein Tier. Und er spie und schrie.
Und Sergeant Waurich hieß das Vieh,
Damit es jeder weiß.

6. Der Mann hat mir das Herz versaut.
Das wird ihm nie verziehn.
Es sticht und schmerzt und hämmert laut.
Und wenn mir nachts vorm Schlafen graut,
Dann denke ich an ihn.

Auch der an anderer Stelle bereits zitierte Franz Rehbein,[1336] der die Militärzeit als eine angenehme Abwechslung in seinem alltäglichen Leben angesehen hatte, mußte seine positive Meinung über das Soldatenleben nur zu bald revidieren und hatte mannigfache Gründe zu klagen:

„Der Stall und die Stube sind wahre Fundgruben für Anlässe, dem Manne das Leben bis zur Verzweiflung sauer zu machen. Erst in zweiter Linie kommt der Kasernenhof als Drillplatz hierfür in Betracht. Vor allem bei der unendlichen Putzerei lernt der Kavallerist nach und nach den ganzen Vorrat kleinlicher Schikanen kennen, die die Unteroffiziere und hauptsächlich – der Wachtmeister auf Lager haben. Die ‚Mutter der Schwadron' wird hier zum bösen Geist der Mannschaften. (...) Glücklich, wenn's nur mit Schimpfen abging. Doch vom Schimpfen bis zum Schlagen ist's beim Kommiß noch nicht einmal ein halber Millimeter, geschweige denn ein Schritt. Ich erhielt bei solchen Gelegenheiten – ebenso wie die meisten meiner Kameraden – nicht nur zahlreiche Maulschellen, Püffe und Tritte, nein, einmal gab mir der Berittführer sogar einen derartig wuchtigen Faustschlag ins Genick, daß mir das Blut aus Mund und Nase floß. (...) In jener Zeit trug ich mich ernsthaft mit Desertionsgedanken. War's ein Wunder? Selbstmord wollte ich nicht begehen, dazu war mir mein junges Leben doch zu lieb – und meine Peiniger mir zu wenig wert. Und ‚melden'? Ach, es war uns gerade oft genug gesagt worden: ‚Wer sich beschwert, der hat die ganzen drei Jahre keine frohe Stunde mehr; die Festung ist für den nicht weit'".[1337] In einem gegen die Sozialdemokratin Rosa Luxemburg wegen antimilitaristischer Agitation angestrengten Prozeß wurden von der Verteidigung unter anderem die folgenden Beweisanträge vorgelegt:

„Zeuge Wilhelm Schreiber, der von 1903 bis 1905 in Memel gedient hat, wird häßliche Schimpfereien, besonders des Hauptmanns bekunden, wovon sich kaum eine wiedergeben läßt. In der 11. Kompagnie dieses Regiments, so soll dieser Zeuge bekunden, bekam keiner ein Vierteljahr lang Urlaub, der sich revierkrank gemeldet hatte. Infolgedessen meldete sich niemand revierkrank, wo nicht dringende Gefahr bestand. Als sich ein Mann an der Hand verletzte, meldete er sich nicht, der Finger wurde schließlich brandig, und der Mann starb im Lazarett. Bei derselben Kompagnie mußte ein geistig nicht ganz normaler Soldat, weil er beim Dienst nicht mitkam, mit fünf oder sechs Sandsäcken exerzieren, bis ihm am Rücken das

Fleisch heraustrat. Diese Fälle sind nicht gerichtlich erörtert. (...) Der Zeuge Springer, 1902 bis 1903 Einjährig-Freiwilliger in Köln, hat erlebt, daß ein Musketier bei 22 bis 23 Grad Kälte in eine Badewanne mit kaltem Wasser steigen und sich von mehreren Musketieren mit der Bürste bis zum Bluten abwaschen lassen mußte. Der Zeuge sollte sich daran beteiligen, verweigerte aber die Ausführung eines solchen moralwidrigen Befehls, worauf ihm der Unteroffizier mit Meldung drohte. In diesem Augenblick wurde der Mißhandelte ohnmächtig. In der Frühstückspause mußten die Soldaten in Kniebeuge mit präsentiertem Gewehr bis zur Erschöpfung stehen, bis einige weinten, die der Unteroffizier Rens dann auslachte. (...) Zeuge Eisermann, der 1885 bis 1888 in Prenzlau gedient hat, wurde von Leutnant Erler mit der Faust ins Gesicht geschlagen, daß ein Zahn blutig und lose wurde. Überfälle auf mißliebige Rekruten, denen die ‚Kompagnieliebe' zuteil wurde, bei Nacht durch alte Leute, waren an der Tagesordnung. Der Zeuge selbst wurde blutiggeprügelt, seine Meldung aber nicht weitergegeben. Musketier Hempel kam eines Tages zu spät in die Kaserne, der Feldwebel erklärte der Kompagnie, von einer Weitermeldung dieses Schweines an den Hauptmann Abstand zu nehmen, aber man solle ihm die ‚Kompagnieliebe' geben. Als der Dienst beendet war, erschoß sich Hempel mit dem Dienstgewehr. Der hinzugerufene Oberstabsarzt sagte: ‚Mein Sohn, du hast gut getroffen".[1338] Auch im Reichstag wurde das Thema „Soldatenmißhandlungen" mehrfach zur Sprache gebracht, so im März 1893 durch August Bebel:

„Ich komme nun auf eines der beliebtesten, aber auch eines der skandalösesten Mittel, mit denen man die Mannschaften mißhandelt; dieses Mittel ist, daß die Vorgesetzten einen Soldaten zwingen, dem Nachbarn ins Gesicht oder gar in den Mund zu spucken. (Bewegung) – Das ist keineswegs eine seltene Art, wie man mißhandelt wird. Ich habe hier einen solchen Fall, der im Laufe des vorigen Jahres in Karlsruhe bei der zweiter Ersatzkompanie des 2. Grenadierregiments sich zutrug. Dort sieht eines Tages der Vizefeldwebel Bieser, daß ein Mann eine falsche Wendung macht; darauf ruft er laut: wenn der nochmals eine falsche Wendung macht, so soll ihm sein Nebenmann ins Gesicht spucken. Trotz wiederholten Befehls weigerte der Mann sich; da sagte Müller: ‚Sie wissen es, scheint's nicht, wie man es macht – so macht man's'! und nach diesen Worten spie er dem Manne, der den Fehler begangen hatte, ins Gesicht. (Hört! hört! links.) Kann man sich denn etwas Gemeineres denken, als eine Mißhandlung dieser Art?! Auch hier ist mir nicht bekannt geworden, ob der Unteroffizier durch die Militärjustizbehörde zur Verantwortung gezogen wurde.

Weiter ist in Magdeburg am 6. Februar des Jahres der Fall vorgekommen, daß der Musketier B. sich erhängte. B. war, wie ich anführen will, 18 Jahre alt, er war also freiwillig eingetreten. Ich will hierbei gleich hinzufügen: ich habe mehrere Fälle in meinen Akten, bei denen gemeldet wird, daß Leute, die aus patriotischer Begeisterung in die Armee traten, in sehr kurzer Zeit infolge erlittener Mißhandlungen in einen Zustand gerieten, daß sie, wie in dem eben mitgeteilten Falle, zum Selbstmord griffen, und in einem anderen Fall, der bei einem Ulanenregiment vorkam, der junge Mann, der erst aus Begeisterung und aus Verehrung für den Kaiser freiwillig eintrat, nachher fahnenflüchtig wurde und ins Ausland ging. Also selbst diese Leute, die freiwillig eintreten, sind vor solchen Mißhandlungen nicht sicher. In Magdeburg lag der Fall so, daß der Unteroffizier Hinze den Musketier B., nachdem er eben erst als Freiwilliger eingetreten war, dermaßen schlug und würgte, daß dieser auf 6 Wochen ins Lazarett gehen mußte. Zu Kaisers Geburtstag, am 28. Januar des Jahres, wurde B. aus dem Lazarett entlassen, und nun mißhandelte der Unteroffizier Hinze den Rekruten wieder aufs neue, indem er ihn nicht bloß mit der Hand schlug, sondern auch mit einer Peitsche auf ihn loshieb, und weiter zwei Gefreite aufforderte, den Mann zu ohrfeigen, was sie auch taten. Darauf klagte B. seiner Mutter, daß er diese Mißhandlungen nicht aushalten könne, er werde sich das Leben

nehmen; und obgleich die Mutter ihn inständigst bat, von diesem Gedanken Abstand zu nehmen, hat er, nachdem er von seiner Mutter weggegangen war, sich noch in derselben Nacht erhängt. (Hört! hört! links). Derselbe Unteroffizier Hinze kam eines Abends in angeheitertem Zustande nach Hause, er griff alsdann zur Peitsche, schreckte die Soldaten aus dem Schlafe auf und aus den Betten und veranstaltete mit der Peitsche in der Hand eine förmliche Hetzjagd in der Stube. Die Leute sind vor Angst unter die Möbel und auf die Schränke gekrochen, um sich vor den Mißhandlungen des Unteroffiziers zu retten. Auch in diesem Falle ist mir nicht bekannt geworden, daß dem Unteroffizier Hinze die wohlverdiente Strafe zuteil geworden ist".[1339]

Dies waren nun keine Einzelfälle. Das System der Mißhandlungen drohte schließlich sogar den Nimbus des Heeres und die Macht des Militarisms zu erschüttern. Auch an höchster Stelle wurde schließlich die Notwendigkeit erkannt, dagegen einzuschreiten. So erschien bereits 1890 und 1891 je ein Erlaß Kaiser Wilhelms II. und des Prinzen Georg von Sachsen gegen die „körperlichen Mißhandlungen", die jedoch kaum Wirkung zeigten. In dem von Prinz Georg von Sachsen gezeichneten Erlaß heißt es:

„Ich habe aus den mir vorgelegten Akten ersehen, daß die vorgekommenen Gewalttätigkeiten und körperlichen Mißhandlungen nicht etwa bloß die Folge augenblicklicher Erregung gewesen sind. Auch dergleichen Fälle bleiben ja strafbar und dürfen nicht geduldet werden; sie können aber im Drange dienstlicher Erregung und durch Temperamentsfehler einerseits und Indolenz andererseits, wenn sie auch nicht zu entschuldigen sind, doch Erklärung finden. Ein großer Teil der zahlreichen körperlichen Mißhandlungen hat sich aber als etwas weit Schlimmeres qualifiziert; als raffinierte Quälerei, als Ausfluß einer Roheit und Verwilderung, die man bei dem Material, aus dem unser Unteroffizier- und Instruktionspersonal sich ergänzt, kaum für möglich, und bei der Aufsicht und Kontrolle, die in unseren Dienstverhältnissen ausgeübt werden soll, kaum für ausführbar halten sollte. Es ist eine Behandlungsweise eingerissen, die auf den guten Geist und die Disziplin der Truppe zerstörend einwirken, jede Kameradschaft untergraben muß. Eine Änderung dieser Umstände muß unter allen Umständen herbeigeführt werden (...)".[1340] Es ist bezeichnend, daß als Grund für eine Änderung der Verhältnisse nicht das Elend der mißhandelten Soldaten gesehen wurde, sondern eine mögliche Gefahr für den „guten Geist und die Disziplin der Truppe". Im Januar 1892 brachte der „Vorwärts" einen Geheimerlaß des Kommandierenden Generals des XII. (sächsischen) Armeekorps, der sich gegen die fortgesetzten und gewohnheitsmäßigen Quälereien durch Offiziere und Unteroffiziere richtete. Am 17. Dezember 1892 richtete Wilhelm II. erneut eine Order an die Vorgesetztenchargen des Heeres, in der es unter anderem hieß:

„Ich gebe Mich der Erwartung hin, daß es gelingen wird, die Zahl der Mißhandlungen Untergebener weiter abzumindern. Es ist Pflicht der Vorgesetzten aller Grade, in erster Reihe durch Beispiel und Erziehung auf dieses Mittel hinzuwirken. Reichen diese Mittel nicht aus, so sind die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen und darüber nicht im Zweifel zu lassen, daß Ich bei Bestrafung wegen Mißhandlung Untergebener keine Nachsicht walten lassen will".[1341] Mag sein, daß die Zahl der Mißhandlungen tatsächlich zurückgegangen ist, am System änderte sich nichts.[1342]

Rücksichtslos wurde auch weiterhin gegen jedweden Versuch vorgegangen, die Stellung der Mannschaften „im Hinblick auf Selbständigkeit, Freiheit und Menschenwürde zu verbessern. (...) Besonders jede Abwehr von Mißhandlungen, jede Weigerung, sich durch systematische Quälereien zu Tode schinden zu lassen, jeder Ungehorsam gegenüber der Befehlsgewalt des Vorgesetzten, auch wenn dieser den Soldaten mißhandelte und durch die Mißhandlungen zur Verzweiflung trieb, wurde exemplarisch bestraft. Wer nach 15.000 oder 18.000

Kniebeugen erklärte, daß er erschöpft sei, wer sich weigerte, seinen eigenen Kot zu essen, sich in den Mund spucken zu lassen oder vor versammelter Mannschaft zu onanieren – alles Fälle, die vorgekommen und gerichtlich festgestellt sind – wanderte auf viele Jahre ins Zuchthaus. Grundsatz war: jeder, auch der unhaltbarste, widersinnigste Befehl muß ausgeführt werden – erst dann, und zwar 24 Stunden nach der Tat, hat der Soldat das Recht zur Beschwerde".[1343] Kam es dann wirklich einmal zu einer Beschwerde oder gar Klage gegen einen Offizier, so entschied die Militärjustiz im Regelfall zu Gunsten des Beklagten. In der 88. Sitzung des Reichstages vom Jahre 1891 sah sich August Bebel wegen dieser Tatsache denn auch zur folgenden Feststellung veranlaßt:

„Die Militärjustiz bildet eine Art geheimer Fehme, von der niemand Kenntnis erlangt, und von der nichts in die Öffentlichkeit dringt. In den Fällen, in denen der gemeine Mann wegen Insubordination oder Disziplinarvergehen gegen seine Vorgesetzten bestraft wird, ist in der Regel die Strafe von geradezu grausamer Härte, während umgekehrt da, wo die Vorgesetzten wegen oft unmenschlicher Mißhandlungen ihrer Untergebenen zur Verantwortung gezogen werden, die Strafe mild ausfällt".[1344]

Militärstrafen

Die deutsche Armee hatte ein ausgebautes Disziplinarstrafwesen, das aber, wie die dokumentierten Verfehlungen zeigen, häufig genug Theorie blieb. „Hätte sich die Armee danach gerichtet, wäre ihr mancher innenpolitischer Angriff erspart geblieben".[1345] Die unter Scharnhorst erlassene „Verordnung wegen der Militärstrafen" vom 3. August 1808 hatte zwar die „Freiheit der Rücken" gebracht, doch nicht für alle. Dieselbe Verordnung gebar den Soldaten 2. Klasse und bestimmte:

„Ist ein Soldat von so bösartigem Gemüt, daß die vorbezeichneten Bestrafungsarten ohne Wirkung auf seine Besserung geblieben sind oder begeht er ein entehrendes Verbrechen, z.B. Diebstahl mit seinen verschiedenen Abarten, so wird ein solches Subjekt durch Standrecht zur Klasse derjenigen verurteilt, die nur durch empfindliche körperliche Züchtigungen in Ordnung gehalten werden können, und bei Vergehungen mit Stockschlägen und zwar mit kleinen Röhrchen zu bestrafen sein".[1346]

Im Übrigen gab es die Arreststrafe, abgestuft nach drei Graden: Der gelinde Arrest wurde bis zu drei Tagen vom Kompaniechef entweder als Hausarrest für „gebildete Soldaten" oder als „einsames Gefängnis" ausgesprochen. Den mittleren Arrest sprach bis zu drei Tagen ebenfalls der Kompaniechef unter Mitteilung an den Bataillons- und Regimentskommandeur aus: Arrest mit Einsamkeit bei Wasser und Brot sowie Verlust des Soldes. Über den strengen Arrest hieß es in der Verordnung: „Schwere Vergehen werden mit strengem Arrest oder Arrest des dritten Grades bestraft, nämlich durch Arrest unter den nächstvorhergehenden Bestimmungen, aber noch mit Entziehung des Tageslichts in einem verschlossenen Zimmer, ohne Lagerstätte, und wo der Fußboden des Arestortes dergestalt mit Latten benagelt ist, daß sich der Bestrafte nicht dazwischen ohne Unbequemlichkeit niederlegen kann. Sobald dieser Arrest über drei Tage dauert, so erhält der Arrestant am vierten Tage den Genuß warmen Essens, des Tageslichts und einer Lagerstätte, und so wird bei längerem Arrest immer fortgefahren".[1347]

Bataillons- und Regimentskommandeure konnten den strengen Arrest von drei, den mittleren von acht und den gelinden Arrest von 14 Tagen sowie gegen Angehörige der 2. Soldatenklasse bis zu 40 Stockschläge anordnen. „Über die Abgrenzung der Disziplinarstrafe von der Kriminalstrafe herrschte Unsicherheit, ebenso über die Anwendung der verschiedenen disziplinären Mittel. Die Folge waren schwere Eingriffe in die Rechte der Soldaten, entehrende

Behandlung, körperliche Überstrapazierung, so daß Soldatenselbstmorde nicht selten vorgekommen zu sein scheinen".[1348] Das Disziplinarrecht wurde durch zwei weitere Verordnungen ein wenig modifiziert, blieb aber in seinen Grundzügen bis zum Ersten Weltkrieg bestehen. Die „Verordnung über die Disziplinarbestrafung in der Armee" vom 21. Oktober 1841 sah für Gemeine und sogenannte kleinere Disziplinarstrafen vor: („Nachexerzieren, Strafwachen, Strafstuben du jour, Strafarbeiten in Kaserne, Stall, Kammer, Schießstand, Rapport oder Appell in bestimmtem Anzug, Entziehung der freien Verfügung über das Traktament, Verwaltung des Traktaments, Auszahlung in Raten) und reduzierte die Prügelstrafe für Soldaten der zweiten Klasse von 40 auf 30 Stockschläge. Die „Disziplinarstrafordnung für das Heer" vom 31. Oktober 1872 schließlich galt für das ganze Reich und gründete sich auf die bisher dargestellten preußischen Vorschriften. Für Soldaten der 2. Klasse trat jetzt an die Stelle der Stockschläge die Einstellung in eine Arbeiterabteilung. Wir haben uns, unserem Erkenntnisinteresse entsprechend, auf die Darstellung des Disziplinarstrafrechts für Gemeine beschränkt. Für Offiziere und Unteroffiziere galten andere Strafarten.[1349]

Das Disziplinarstrafrecht darf nicht mit der Militärjustiz verwechselt werden. Für Soldaten waren außerhalb der Disziplinarstrafen eigene Militärgerichte zuständig; für sie galt das „Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich" vom 20. Juni 1870. Die Militärgerichte konnten die üblichen Arreststrafen aussprechen, darüber hinaus: Todesstrafe, Baugefangenschaft, Festungsstrafe, Degradierung sowie Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes.[1350]

Die wirtschaftliche Situation des Soldaten

Durch die preußischen Reformen nach dem Frieden von Tilsit wurde zwar die „Kompaniewirtschaft abgelöst, doch „änderte sich die Löhnung im Vergleich zur friderizianischen Zeit wenig und blieb auch im ganzen 19. Jahrhundert auf ungefähr gleicher Höhe. (...) Vor der Jahrhundertwende erhielt der Gemeine der Infanterie (...) nur 22 pf pro Tag".[1351]

Seit 1858 galten folgende Verpflegungssätze: „In der Garnison: 9 Lot Fleisch, 5 ½ Lot Reis (oder 7 Lot Graupen oder Grütze, oder 14 Lot Hülsenfrüchte oder ½ Metze Kartoffeln), 1 ½ Lot Salz. Frühstück und Abendessen standen dem Soldaten nicht zu. Bei Übungen, Lagern und Biwaks: 15 Lot Fleisch, 7 Lot Reis (oder Graupen, Grütze, Hülsenfrüchte und Kartoffeln entsprechend erhöht). (...) Hinzu kamen 1/16 Quart Branntwein, der seit 1862 durch 13g Kaffee ersetzt wurde. Der Branntwein verschwand damit aus der Friedensverpflegung".[1352] Die Verpflegung verbesserte sich langsam. Die Rationen für die deutschen Soldaten blieben jedoch erheblich hinter den Rationen der europäischen Großmächte zurück. Zusammenfassend läßt sich damit sagen: „Einen besonderen Anreiz hat die Armee für die Masse der Wehrpflichtigen mit ihrem Besoldungs- und Verpflegungswesen nicht geboten".[1353]

Die innenpolitische „Ordnungsfunktion" des Militärs

Der unmenschliche Drill, dem sich die Soldaten wehrlos ausgesetzt sahen, hatte eine wichtige Funktion, nämlich sie „auch für den Fall des Einsatzes im Innern, etwa gegen Streikende, als zuverlässige Truppe zu präparieren, die jeden Befehl auszuführen gelernt hatte".[1354] Entlarvend in dieser Hinsicht ist die Rede Wilhelms II. anläßlich einer Rekrutenvereidigung seiner Potsdamer Garderegimenter – der Elite der Armee – am 23.11.1893, die einen besonderen Eklat hervorrief:

„Rekruten! Ihr habt jetzt vor dem geweihten Diener Gottes und angesichts dieses Altars mir Treue geschworen. Ihr seid noch zu jung, um die wahre Bedeutung des eben Geschworenen zu verstehen: aber befleißigt euch zunächst, daß ihr die gegebenen Vorschriften und Lehren immer befolgt. Ihr habt Mir Treue geschworen, das – Kinder Meiner Garde – heißt, ihr seid jetzt Meine Soldaten, ihr habt euch Mir mit Leib und Seele ergeben; es gibt für euch nur einen Feind, und der ist Mein Feind. Bei den jetzigen socialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß Ich euch befehle, eure eignen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschießen – was ja Gott verhüten möge – aber dann müßt ihr Meine Befehle ohne Murren befolgen".[1355]

Das besondere Augenmerk der Staats- und auch der militärischen Führung richtete sich dabei auf die Sozialdemokratie, die als der große Störenfried einer deutschen Ordnung erschien, „die nach den Intentionen der Regierung jedes revolutionäre Drängen gerade überflüssig machen sollte".[1356] Das Bismarckreich war in den Augen der Sozialdemokratischen Partei eine rein antidemokratische Organisation, die vor allem auf der militärischen Macht Preußens ruhte, sowie nach den Klasseninteressen der konservativen Herrschaftsschicht, das heißt des Adels, der Großagrarier, des Beamtentums, des Offizierskorps, der Führer der Großindustrie, sowie jener Bürgerlichen und Kleinbürgerlichen ausgerichtet war, „die der Faszination der nationalen Einigung" und der Sehnsucht nach einer darauf beruhenden starken Politik erlagen.[1357] Zum erstenmal trafen auch in der bewaffneten Macht zwei Ideologien aufeinander. „Dabei zeigte sich, daß die Erziehung und Bildung des Offizierskorps, der selbstverständliche und darum unreflektierte Bestand an politischen Überzeugungen innerhalb der militärischen Hierarchie, der neuen Aufgabe nicht gewachsen war. Die Armee zog sich in einer ihrem Denken naheliegenden Weise auf eine Freund-Feind-Schablone zurück und betrachtete ihre Abwehrversuche als Kampf gegen die Finsternis".[1358] Vor allem der Aufstand der Pariser Kommune und die befürwortenden Stellungnahmen führender Sozialdemokraten bestärkten die militärische Führung in ihrer vorgefaßten Meinung vom Sozialismus. Moltke faßte diese noch wenige Tage vor dem Aufstand in den Worten zusammen: „Die große Gefahr aller Länder liegt wohl jetzt im Sozialismus".[1359]

Die Sozialdemokratie stand in strikter Opposition zum Gedanken des Stehenden Heeres und trat sowohl im Eisenacher als auch im Gothaer Programm für eine Volkswehr, für allgemeine Wehrhaftigkeit an Stelle der stehenden Heere ein. Mit dieser Haltung aber stand sie in striktem Gegensatz auch zum deutschen Bürgertum, welches „die Forderungen der Sozialdemokratie auf Volksbewaffnung vor allem im Lichte der damit gegebenen politischen Möglichkeit, die Macht im Innern zu übernehmen" sah.[1360] „Damit ist Militärgläubigkeit und konservative Orientierung gefördert und befestigt und seitens der Sozialdemokratie ein unbewußter Negativbeitrag zur politischen Denkweise in Deutschland geleistet worden, der der Armee einen zunehmend prominenter werdenden Platz im öffentlichen Bewußtsein sicherte. Moritz Mohl hat das schon 1871 im Reichstag so formuliert: die ‚kommunistische' Partei ist es, ‚welche die große Masse der Denkenden und Gebildeten froh sein läßt, wenn eine äußere Macht da ist, welche das Leben, das Eigentum, die Bildung und die Zivilisation schützt'".[1361] Obgleich die Führung der Sozialdemokratischen Partei von der absoluten Aussichtslosigkeit einer Auseinandersetzung oder gar einer Revolution überzeugt war und immer mehr auf ein legalistisches Vorgehen setzte, sah sich die Militärleitung dennoch verschiedentlich zu Maßnahmen gegen die mißliebige Partei veranlaßt, um die Armee weitgehend von sozialistischem Gedankengut freizuhalten. Diesem Ziel diente eine ganzes Bündel von Maßnahmen: Quartierrevisionen, Überwachung des Postverkehrs, Wirtshausverbote, schwarze Listen, Spezialbehandlung für verdächtige Rekruten, nicht zuletzt die Isolierung sozialdemokratischer Soldaten durch deren Stationierung in weit abgelegenen, ländlichen Garnisonen. Kriegsminister Bronsart von Schellendorf ordnete in seinem Erlaß vom 30. November 1884 eine Generalrevision an:

„Um einen Anhalt zu gewinnen, ob und inwieweit die sozialdemokratische Tendenzliteratur in der Armee etwa Verbreitung gefunden hat, werden auf Allerhöchsten Befehl S.M. des Kaisers und Königs die Kgl. Generalkommandos ergebenst ersucht, am Montag, dem 15. Dezember d.Js. mittags 12 Uhr eine unvermutete eingehende Kasernen- und Quartierrevision gefälligst vornehmen zu lassen, welche sich auch auf die Untersuchung der Kleider der Mannschaften (einschließlich der Unteroffiziere ohne Portepee) zu erstrecken hat. Es sollte darüber hinaus die Privatkorrespondenz der Soldaten geprüft werden – ‚mit Diskretion', wegen eventueller Kritik im Reichstag. Nach der Revision sollten ‚die zuverlässigsten Mannschaften' unter ‚Hinweis auf ihren Diensteid und mit dem Appell an ihre Vaterlandsliebe' befragt werden, ‚inwieweit sie und ihre Kameraden sozialistischen Wühlereien ausgesetzt' gewesen seien".[1362]

In Bayern kam es zu einer parallel durchgeführten Aktion, als der dortige Kriegsminister von Maillinger beim bayerischen König intervenierte, weil „die Bestrebungen der Sozialdemokratie der Armee gegenüber allgemein unterschätzt" würden. „An Gründlichkeit ließ die am 15. Dezember veranstaltete Revision nichts zu wünschen übrig. Der Soldat hatte Rock, Hose und Stiefel auszuziehen, Betten, Koffer und Ausrüstung wurden durchsucht, Schränke und Strohsäcke durchgesehen",[1363] ohne daß derartige Maßnahmen ein Ergebnis zeitigten. Dennoch lebte das Gespenst eines sozialistischen Umsturzes in den Köpfen der Militärs weiter, die Wahlerfolge der Sozialdemokratischen Partei nach Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahre 1890, – als 1,4 Millionen Wahlberechtigte ihre Stimme der Sozialdemokratie gaben – waren nicht dazu angetan, ihre Besorgnis abzubauen.[1364] Verschiedentlich wurde nunmehr sogar von hohen Militärs an Plänen für einen Staatsstreich „von oben" gearbeitet, der als Präventivschlag gegen eine sozialistische Machtübernahme verstanden wurde, ohne daß diese Pläne jedoch in ein konkretes Stadium traten.

Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894

Konnte ein Kampf des Militärs gegen die Sozialdemokratie immerhin mit Zustimmung breiter Kreise des deutschen Bürgertums rechnen, so stießen andere Maßnahmen auf krasses Unverständnis und waren eher dazu angetan, viele Menschen – nicht zuletzt gerade auch durchaus bürgerlicher Kreise – abzuschrecken beziehungsweise ihre scharfe Kritik hervorzurufen. So spielte sich am 29. und 30. Oktober 1894 in der nahe bei Fuchsmühl in der nördlichen Oberpfalz gelegenen Waldabteilung Schrammlohe die „Fuchsmühler Holzschlacht" ab, ein Ereignis, das damals nicht nur in Bayern, sondern auch im übrigen Deutschland großes Aufsehen und Empörung erregte. Die Gemeinde Fuchsmühl, die zusammen mit den Ortschaften Herzogöd, Güttern und Fürstenhof etwa 1100 Einwohner aufwies, bildete den Gutsbezirk des Kronlehens Fuchsmühl, dessen Inhaber zu jener Zeit Ludwig Freiherr von Zoller, Landgerichtsrat in München war. Dieser beantragte im Jahre 1892 beim zuständigen Bezirksamt Tirschenreuth die Ablösung der alten Holzrechte, über die die Fuchsmühler Bevölkerung weit über 400 Jahre hatte verfügen können. Dabei konnte er sich auf das Forstgesetz vom 28.3.1852 berufen, welches vorsah, daß Holzrechte wie die der Fuchsmühler zwar durch den Waldbesitzer abgelöst werden konnten, daß dies aber im allgemeinen nicht gegen den Willen der Holzberechtigten geschehen könne. Die Holzmenge, die bisher jedem einzelnen Berechtigten der Gemeinde Fuchsmühl zustand, war zwar nicht sehr groß, doch reichte sie neben dem eigenen Brennstoffverbrauch auch noch zum Verkauf; für viele der beständig am Rande des Existenzminimums lebenden Fuchsmühler[1365] stellte dies die einzige regelmäßige Einnahmequelle dar.[1366] Aus diesem Grund erklärten sich bei den Verhandlungen im September 1892 im Bezirksamt Tir-

schenreuth zwischen dem Lehensträger und den 135 Holzberechtigten nur drei zur Ablösung bereit. Das Bezirksamt verwies daraufhin, wie im Forstgesetz für derartige Fälle vorgesehen, den Gutsherren im Februar 1893 auf den Rechtsweg. Freiherr von Zoller klagte noch im März des gleichen Jahres beim Landgericht Weiden auf Zwangsablösung der Holzrechte. Gegen das zu seinen Gunsten gefällte Urteil wurde von seiten der Fuchsmühler Berufung eingelegt. Am 15. Oktober 1894 wurde schließlich vom Obersten Landgericht in München letztinstanzlich dahingehend entschieden, daß die Fuchsmühler zur Ablösung verpflichtet seien. Die vom Lehensherrn zu zahlenden Abschlagsummen, die vielleicht die zwanzigfache Summe des sehr gering angesetzten Wertes der jährlichen Holzmenge ausmachten, entsprachen kaum dem wahren Wert des Holzrechtes. Die Erbitterung und Wut der Fuchsmühler über das „Schandurteil" wurde noch erheblich dadurch gesteigert, daß ihnen die Gutsverwaltung – wie schon 1893 geschehen – auch für das Jahr 1894 kein Rechtholz anweisen ließ, daß sich die armen Bewohner des Steinwaldes mit seinem rauhen Klima nun schon mit dem zweiten Winter ohne ausreichendes Brennmaterial konfrontiert sahen. Da sowohl die Verwaltungsbehörden, das Bezirksamt Tirschenreuth und auch die Regierung der Oberpfalz sich für nicht zuständig erklärten und jede Hilfe und Unterstützung in dieser Notlage kategorisch verweigerten, faßten die Fuchsmühler in ihrer Verzweiflung den Entschluß, sich das ihnen nach ihrer Meinung nach altem Recht zustehende Holz eigenmächtig zu holen. Fast alle der 135 Holzberechtigten – mit Familienangehörigen waren es etwa 200 Personen – zogen am Montag, dem 29. Oktober 1894 in den Lehenswald, um gemeinsam das ihnen nach ihrer Auffassung zustehende Holz zu schlagen und dann nach den feststehenden Quoten unter die einzelnen Familien zu verteilen.[1367] Sie ließen sich dabei weder durch Bitten noch Drohungen des Gutsförsters Graßmann,[1368] auch nicht durch die Beschwörungen und Versprechungen des noch am selben Nachmittag herbeigeeilten Bezirksamtmanns Wall beeinflussen und setzten ihre Tätigkeit ungerührt fort. Daraufhin ließ Wall, obgleich von der Rechtmäßigkeit der Forderungen der Fuchsmühler überzeugt,[1369] noch im Verlauf desselben Abends die „Rädelsführer", die Holzrechtler Pappenberger und Reger sowie den Fuchsmühler Bürgermeister Stock von den Gensdarmen verhaften. Außerdem forderte er, um die Ordnung im Ort wiederherzustellen, per Depesche von der Bahnstation Wiesau aus eine Abteilung des in Amberg stationierten 6. Infanterieregimentes Kaiser Wilhelm an:

„Seit morgens 8 Uhr nehmen ungefähr 200 Mann aus Fuchsmühl unbefugt Holzfällungen im Freiherrlich von Zollerschen Lehenswalde daselbst vor, deren Vertreibung mit Hilfe der Gendarmerie mißlang. Militärische Hilfe geboten. Bitte, mit dem ersten möglichen Zuge 50 Mann nach Fuchsmühl, Eisenbahnstation Wiesau, zur Hilfeleistung zu senden".[1370]

Am Vormittag des 30. Oktober, gegen zehn Uhr, traf das angeforderte Militärkommando, eine 50 Mann starke Abteilung aus vier Sergeanten, einem Unteroffizier, einem Spielmann und 44 Gemeinen unter dem Kommando des Premierleutnant Hermann Mayr ein und wurde von Graßmann und Wall persönlich in den Lehenswald geleitet, wobei der Premierleutnant sich die Hintergründe der Vorgänge erklären ließ und an Wall die Frage richtete, „ob das Verhalten der Leute auf ‚sozialdemokratische Hetzer' zurückzuführen" sei, was jener jedoch verneinte[1371]. Die Soldaten nahmen auf Geheiß Walls in der Nähe der Holzfäller Aufstellung und richteten sodann eine dreimalige Aufforderung an diese, sofort die Werkzeuge niederzulegen und den Wald zu räumen. Als die Fuchsmühler dieser Aufforderung nicht rasch genug nachkamen, gingen die Infanteristen mit aufgepflanztem Bajonett gegen die Holzfäller vor[1372]. Es kann auch heute nicht mehr mit Sicherheit geklärt werden, ob die dreimalige Aufforderung zum Verlassen des Waldes so klar und deutlich artikuliert wurde, daß sie von allen im Wald befindlichen Fuchsmühlern gehört und verstanden werden konnte. Auch ist bis heute nicht klar, ob

sich alle Soldaten strikt an die Aufforderung hielten, nur bei aktivem Widerstand vom Bajonett Gebrauch zu machen. Möglich ist, daß einzelne Soldaten Widerstand sahen, wo ältere Holzfäller, die nicht so schnell wie die jüngeren fliehen konnten, nur um Pardon baten, ihre Axt aber als oftmals einzigen und für sie wertvollen Besitz nicht aus der Hand geben wollten. „Insgesamt vierzehn Personen wurden leicht verwundet, vier schwer. Mehrere Verwundete gaben an, Stiche in den Rücken erhalten zu haben, während sie wehrlos am Boden lagen oder gerade strauchelten. (...) Michael Robl, selbst Kriegsteilnehmer von 1866, war in der Nähe des Herzogöder Kirchensteiges, als Soldaten aus dem Gebüsch kamen und ihm mehrere Stiche im Hinterteil und, nachdem er gestürzt war, noch zwei Stiche im Unterleib beibrachten. (...) Er gab noch am Nachmittag des 30. Oktober dem Amtsrichter aus Waldsassen zu Protokoll:

‚Als frühmorgens aber Befehl zum Auseinandergehen gegeben wurde, war ich über 100 Schritte vom Militär entfernt und habe ich auch von dem erteilten Befehle nicht das Geringste vernommen. Auf einmal sah ich die anderen voranlaufen, weshalb ich mein Werkzeug packte und gleichfalls mitlief. Ich war ungefähr 300 Schritt gelaufen, als ich von hinten mit dem Bajonett plötzlich niedergestochen wurde. Als ich auf dem Boden lag und nicht mehr weiterkonnte, erhielt ich zwei weitere Stiche in die rechte Seite. Als ich meine Verletzungen erhielt, hatte ich kaum noch 50 Schritte auf die Straße hinaus".[1373] Und der 31jährige Taglöhner Johann Fichtner, der ebenfalls lebensgefährlich verletzt worden war, gab später zu Protokoll:

„Auf die Aufforderung des k. Bezirksamtmannes, unsere Werkzeuge niederzulegen und fortzugehen, folgten wir sogleich, aber man ließ uns keine Zeit, und das Militär schwärmte sofort gegen uns aus. Hierbei wurde ich von zwei bis drei Soldaten fortwährend auf den Rükken gestoßen und erhielt ich zwölf Stöße, sodann erhielt ich einen Stich in die rechte Seite. Ich habe mich nicht im geringsten widersetzt, konnte jedoch wegen der vorhandenen Stämme und Sträucher nicht so rasch laufen".[1374] Der 69jährige Bauer Georg Stock, Vater des inhaftierten Bürgermeisters, sowie der 68jährige Händler Leonhard Bauer, – beide Männer waren im Übrigen schwerhörig gewesen – blieben tot im Wald liegen. Stock wurde von dem Gemeinen Andreas Platzer getötet, der die Sache später so schilderte:

„Ich merkte, daß die Fuchsmühler nicht gehen wollten und daß es zu einem Zusammenstoß kommt, und ich hatte darüber selbst eine solche Angst, daß ich zitterte. Als wir so vorrückten, standen mir gegenüber mehrere, die sich nicht von der Stelle bewegten, sondern uns stehenden Fußes erwarteten und die Werkzeuge in der Hand hielten. Ich rief demjenigen, dem ich gerade entgegenkam, mit gefälltem Bajonett zu: ‚Zurück, zurück'!, mit lauter Stimme. Er blieb vor mir stehen, schaute mir gerade ins Gesicht und hatte die Faust geballt. Meine Kameraden zur Seite sagen, er habe auch in der rechten Hand ein Beil gehabt; ich kann dies jedoch nicht behaupten, aber seine Haltung war eine drohende; vorwärts mußte ich dem Kommando gemäß, und so blieb mir nichts übrig, als nach ihm zu stechen. Ich traf ihn, wie ich glaube, in die linke Seite, und er fiel um, und ich ging an ihm vorbei und weiter in den Wald hinein, Es tut mir leid, daß der Stich so schlimm ausgefallen ist. Allein ich habe als Soldat nicht anders handeln können, und mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe".[1375]

Nach einer „Verlustliste" der „Amberger Volkszeitung"

wurden schwer verwundet

1. Michael Robl, Gütler aus Fuchsmühl, 59 Jahre alt;
   Er erhielt etwa 300 Schritte von der Hiebfläche entfernt zuerst eine Wunde am Gesäß. Er stürzte hin. Während er sich umzudrehen versuchte, bekam er zwei weitere Wunden im Unterleib beigebracht.
2. Johann Fichtner, Bauer aus Fuchsmühl, 31 Jahre alt:
   Er wurde auf der Flucht etwa eine Viertelstunde lang von zwei Soldaten verfolgt. Auf einer Wiese stürzte er nieder. Die beiden Soldaten stachen mehrfach auf ihn ein. Er erhielt einen Stich ins Gesäß und 17 Stiche im Rückenbereich.
3. Johann Höcht, Bauer von Fuchsmühl, 65 Jahre alt:
   Er bekam zwei Stiche in den Unterleib und zwei in den Rücken.
4. Johann Stock, Dienstknecht aus Herzogöd:
   Er trug drei Stichverletzungen davon: eine am Kopf, eine an der Seite und eine am Rücken.

Leichte Verwundungen

1. Georg Konz, Bauer vom Fürstenhof: Stiche am Unterarm
2. Joseph Schramml, Steinhauer in Fuchsmühl: ein Stich im Rücken
3. Wilhelm Klarner, Maurer in Fuchsmühl: zwei Stiche im Rücken, ein Stich in der Seite
4. Karl Schramml, Zimmermann in Fuchsmühl: zwei Stiche im Rücken
5. Andreas Stock, Steinhauer in Fuchsmühl, Teilnehmer an den Feldzügen 1866 und 1870, 54 Jahre alt: vier Stiche im Rücken.
6. Johann Fürst, Taglöhner in Fuchsmühl: ein Stich im Rücken.

Je einen Stich in den Rücken erhielten

7. Johann Greger, Binder in Fuchsmühl
8. Andreas Vogel, Gütler in Fuchsmühl
9. Johann Rasp, Knecht auf der Siegelmühle
10. Johann Beer, Bauer in Fuchsmühl
11. Alois Beer, Sohn des Johann Beer"[1376]

Im Gegensatz dazu hatten die Soldaten keinen einzigen Verletzten zu beklagen, was von der Presse und der Öffentlichkeit, und sicher nicht zu Unrecht, als Indiz dafür angesehen wurde, daß der aktive Widerstand der Fuchsmühler ausschließlich in der Phantasie der Soldaten bestanden habe. „Die meisten Verletzungen sind Stiche in den Rücken, die vor allem dadurch entstanden seien, daß die Leute nicht vorwärtsgegangen seien, so das Kommando. Mehrere Stiche seien darauf zurückzuführen, daß einzelne Soldaten Kameraden zu Hilfe gekommen seien oder sich Fuchsmühler auffallend widerspenstig gebärdet hätten. Der Premierleutnant gibt an, er habe zwei Personen mit der Schußwaffe davon abgehalten, mit Steinen auf die Soldaten zu werfen. Alle Soldaten streiten ab, Frauen verwundet zu haben". So hieß es im Kammerbericht der Abgeordneten zur Rechtfertigung der Soldaten.[1377] Die eigentliche Schuld an der blutigen Auseinandersetzung hatte nach Ansicht des damaligen Pfarrers von Wiesau Jakob Ferstl „der Oberförster Graßmann, er wußte von der großen Erregung und Not den Volkes".[1378]

Obwohl die Empörung breiter Kreise der Bevölkerung ob des sinnlosen Blutbades ungeheuer war und beispielsweise auch die großen Blätter der Landeshauptstadt, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten", der „Bayerische Kurier" sowie die „Münchener Post", zu den Fuchsmühler Ereignissen ausführlich Stellung nahmen,[1379] obwohl außerdem die kleine sozialdemokratische Gruppe im Landtag am 13. November 1894 den Ministerpräsidenten aufforderte, den Landtag einzuberufen und die Übergriffe der Soldaten um Thema einer Debatte zu machen, lehnte am 18. November von Crailsheim jegliche Stellungnahme zu den blutigen Ereignissen ohne ein Wort der Begründung ab.[1380] Vom 23. bis zum 27. April 1895 fand im Rathaussaal in Weiden der Prozeß gegen 151 Angeklagte aus Fuchsmühl statt, wobei die Anklage auf Landfriedensbruch und Forstfrevel lautete. Bei der Urteilsverkündung wurden nur

zwei der Angeklagten freigesprochen, die übrigen wurden zu Gefängnisstrafen zwischen 14 Tagen und 4 ½ Monaten verurteilt. Die Höchststrafe wurde neben Bürgermeister Stock den Angeklagten Krämer, Reger und Pappenberger zugemessen.[1381] Alle Strafen sowie die Gerichtskosten von einigen tausend Mark wurden den „Fuchsmühlern" jedoch am 17. Januar 1896 von Prinzregent Luitpold auf dem Gnadenweg erlassen, ohne daß sich darob die Gemüter beruhigten. „Fuchsmühl" war für lange Zeit ein Synonym für Übergriffe von Seiten des Militärs. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der sogenannte „Fall Zech", der sich am Silvesterabend des Jahres 1896 im Pschorrbräu zu München abspielte. „Als der Unteroffizier Zech in dem Lokal einen Soldaten zur Ehrenbezeigung aufforderte und diese offenbar in spöttischer Weise durchgeführt worden war, fühlte sich Zech durch die Reaktion der Gäste bedroht („Bravo"! – „Glauben Sie vielleicht wir sind in Fuchsmühl"!)".[1382] Beinahe wäre es im Anschluß an diese Situation zu einem erneuten „Fuchsmühl" gekommen. Als nämlich gemäß der Tradition des Hauses zum Jahreswechsel das Licht gelöscht wurde, verließ Zech das Lokal und holte die Wache herbei, die in der Gaststätte eine drohende Haltung gegenüber den anwesenden Gästen einnahm. Nur mit Mühe konnte hier ein neues Unheil verhindert werden. Für die in Fuchsmühl eingesetzten Soldaten hatten die Vorkommnisse keine direkten negativen Folgen. Zwar wurden Disziplinarverfahren gegen sie eingeleitet, doch verliefen diese schon bald im Sande. „Auch ein am 24. Februar 1895 von Johann Schraml und vier weiteren Personen gestellter Antrag auf Strafverfolgung des Premierleutnants Mayr wegen Mißhandlung wurde abgelehnt, da der Waffengebrauch den Vorschriften entsprochen hätte. Eine disziplinarische Untersuchung des Vorgehens einzelner Soldaten, die sich offensichtlich nicht den Vorschriften entsprechend verhalten hatten, gab es ebenfalls nicht. Für Leutnant Mayr, dem ein korrektes Verhalten auch durch den Verteidiger der Fuchsmühler, Max Bernstein, im späteren Prozeß bestätigt wurde, hatten die Ereignisse keine weiteren Folgen. In dem ‚Militärhandbuch des Königreiches Bayern vom 1. Dezember 1897, steht Hermann Mayr bei den Leutnants an 1. Stelle; in einem handschriftlichen Nachtrag heißt es in der vorliegenden Ausgabe: *‚Zum Hauptmann befördert'*.[1383]

Der gute Ruf des 6. Infanterieregimentes Kaiser Wilhelm aber war auf Jahre hinaus ruiniert, „noch bis zum 1. Weltkrieg sollten die Soldaten (...) unter den Ereignissen des Jahres 1894 zu leiden haben. Das Regiment bekam den Beinamen *‚Die Fuchsmühler'*. Wo ein Soldat auftauchte, der die „6" auf den Schulterklappen trug, reckten sich die Hälse: ‚O, ein Fuchsmühler'!, und schon wurde er mit Fragen bestürmt: ‚Warst du auch dabei"? Wehe dem Soldaten, der die Ehre seines Regimentes zu verteidigen suchte. Viele ‚Sechser' ließen sich damals sogar Schulterklappen mit einer anderen Regimentsnummer anfertigen, die sie dann außerhalb der Kaserne aufknöpften, um ja nicht als *‚Fuchsmühler Bauernstecher'* erkannt zu werden. Leicht bestand die Gefahr, mit Kartoffeln beworfen oder verprügelt zu werden. Es kam zu Schlägereien zwischen Zivilisten und Soldaten. Wehrpflichtige schämten sich, dem in der Öffentlichkeit verhaßten Regiment anzugehören, im Quartier bei Manövern begegnete man ihnen mit Mißtrauen. Zwischen Angehörigen des 6. und des 7. Regiments kam es oft zu Reibereien. Nicht selten war beim Vorbeimarsch der beiden Einheiten von seiten der „7er" ein gezischeltes *„Fuchsmühler"* zu hören, der Auslöser zu Raufereien. Bei Begegnungen der beiden Kolonnen mußten Offiziere und Unteroffiziere auf den ganzen Zug verteilt werden, um Zusammenstöße zu verhindern. Schließlich versuchte man, es so einzurichten, daß die „6er" keinem anderen Regiment mehr begegneten".[1384]

Die Zabern-Affäre 1913

Das wohl eindruckvollste und bekannteste Beispiel des „Militarismus nach innen" war die „Zabern-Affäre" von 1913, die eine schwere innenpolitische Krise heraufbeschwor. Ungeachtet der nationalen Parolen von 1870/71 wurde das überwiegend deutschsprachige „Reichsland" Elsaß-Lothringen, in dem die Stadt Zabern lag, nicht wie ein befreites, sondern eher wie ein besetztes Gebiet, wie Feindesland behandelt. Es war nach der Aneignung dieses Gebietes nicht gelungen, die tiefe Kluft zwischen Altdeutschen und Elsaß-Lothringern zu überbrücken. „Das ausschlaggebende Besitz- und Bildungsbürgertum, hier wie jenseits des Rheins Träger des modernen Nationalgedankens, war durch den Staatsnationalismus der großen Französischen Revolution zutiefst geprägt worden. Es gewann aus den Überzeugungen und dem Sendungsbewußtsein der grande nation die Kraft zum Widerstand erst gegen die Annexion, dann gegen die ‚Eindeutschung' in allen Formen und gegen die inferiore Rechtstellung als abhängiges Territorium der Reichsgewalt".[1385] Das arrogante und aggressive Verhalten der deutschen „Besatzungsmacht" war nicht dazu angetan, die elsaß-lothringische Bevölkerung zu begeisterten Deutschen zu machen. Der Anstoß zur Affäre von Zabern ging von einem jungen Leutnant, Günter Freiherr von Forstner, aus, einem Angehörigen des in Zabern stationierten Infanterieregiments Nr. 99, der am 28. Oktober 1913 in einer Instruktionsstunde seine Rekruten aufforderte, bei Händeln während des Stadtausgangs mit Einheimischen in der Verteidigung von der Waffe Gebrauch zu machen: „Wenn ihr dabei einen solchen Wackes" – so der Schimpfname für die elsaß-lothringische Bevölkerung – „über den Haufen stecht, schadet das auch nichts".[1386] Der elsaß-lothringische Reichstagsabgeordnete schilderte in der Reichstagsdebatte vom 3. und vom 12. Dezember 1913 die Zuspitzung dieses Vorgangs, der schließlich in einer ausgemachten Verfassungskrise endete:

„Die Vorgänge, wie sie sich in Zabern in den letzten Tagen abgespielt haben, sind eines Kulturstaates und der Armee eines Kulturstaates unwürdig. (...) Sie wissen gang genau, daß es zurzeit fast in der ganzen Armee und in einem großen Teil Altdeutschlands und bei gewissen Altdeutschen im Elsaß Mode geworden ist, die Elsaß-Lothringer mit dem Wort ‚Wackes' zu bezeichnen. (...) Auch die elsaß-lothringischen Reserveoffiziere im Heer haben ihre Kameraden niemals im unklaren gelassen, daß sie in dem Wort ‚Wackes' eine Beleidigung erblickten. Dieses unserm Dialekt entnommene derbe Schimpfwort muß somit im Munde eines Altdeutschen beleidigend klingen. (...) Es mußte mithin der Herr Leutnant v. Forstner über die Bedeutung dieses Wortes im klaren sein. Aber dessen ungeachtet hat er sämtliche elsaß-lothringische Rekruten sich sofort nach ihrem Eintritt notiert und sie täglich mit dem Wort ‚Wackes' traktiert. Er ist sogar soweit gegangen, daß er die Leute zu sich kommen ließ und sie Meldung erstatten ließ: ‚Ich bin ein Wackes'. (...) Am Donnerstag den 6. November (...) ereignete sich eine Mißfallenskundgebung vor der Wohnung des Leutnants v. Forstner, die sich am Freitag wiederholte. Am Samstag kam die Revolveraffäre im Restaurant ‚Zum Karpfen'. Die jungen Leute haben an diesem Tage bereits provozierende Spaziergänge durch die aufgeregte Bevölkerung gemacht. (...) Am Sonntag, wo das Straßenpublikum durch den Zuzug der Landbevölkerung und sonst von auswärts verstärkt war, mußte Herr v. Forstner als Rondeoffizier die Straßen der Stadt mehrmals passieren und hat schließlich zu seiner Bewachung eine Patrouille mit geladenen Gewehren mit sich geführt, obwohl er nicht tatsächlich angegriffen wurde. Es ist selbstverständlich, daß dadurch die erbitterte Bevölkerung weiter gereizt, und kein Wunder, daß ihm dann einige Zurufe entgegengeschleudert wurden. Am Nachmittag dieses Sonntags gab es einen Regimentsbefehl, und es wurden sämtliche Mannschaften und Offiziere in die Kaserne beordert. Patrouillen wurden in alle Wirtschaften geschickt, um die Leute nach

der Kaserne zu holen, und nur die vier Herren Leutnants (...) blieben allein auf der Straße. (...) Daß die vier jungen Herren an diesem Tage, wo der Herr Oberst wie am Montag bekannt wurde, den Belagerungszustand verhängen wollte,[1387] wo er die Maschinengewehre und die Patronen hatte bereit halten lassen, durch die aufgeregte Bevölkerung liefen mit gelockertem Säbel und mit einer großen Dogge, das legt die Vermutung nahe – man kann es fast nicht anders deuten – daß sie den gewünschten Anlaß suchen wollten, um nachher mit diesen schönen Vorbereitungen, die in der Kaserne getroffen waren, in Aktion treten zu können. Am Montag wurde nun bekannt, daß am Tage vorher der Belagerungszustand hatte verhängt werden sollen, und der Bevölkerung wurde nun erst klar, in welcher Gefahr sie geschwebt hatte, und die Erregung stieg demgemäß weiter. (...) Die Bevölkerung in Elsaß-Lothringen fühlt in ihrer überwiegenden Mehrheit deutsch[1388] und lehnt eine gewaltsame Änderung des jetzigen Zustandes bewußt ab. Sie glaubt aber nicht, daß es unbedingt notwendig sei, daß ewige Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich bestehen. (...) Der Gang der Dinge nahm programmäßige Fortsetzung. Zunächst wurden die elsässischen Rekruten eingesperrt und versetzt, der ältere Jahrgang der Elsässer, der in Zabern blieb, wurde verhaftet; auch der Feldwebel, der auch Elsässer ist, wurde verhaftet, weil man an ihm zweifelte und meinte, daß er da etwas verraten haben könnte. Nur der Herr Leutnant, der Urheber der ganzen Sache, blieb da. Der Herr (...) mußte weiter bleiben, wahrscheinlich zur höheren Zierde und zur Wahrung des Prestige eines unbeugsamen Übermilitarismus. (...) Meine Herren, es gibt Momente, wo ein Volk gegen erlittenes Unrecht nicht mehr protestiert (...) wo auch dem Letzten im Volke klar zum Bewußtsein kommt, daß unsere Geschicke letzten Endes von Leuten dirigiert und beeinflußt werden, die uns nicht verstehen und die uns nicht verstehen wollen. (...) Was in solchen Tagen an Gefühlswerten verlorengeht und abstirbt, das ist einfach ungeheuer. (...) Zuletzt hat man Leute verhaftet, weil sie gelacht haben sollen. Der Höhepunkt (...) dieses Rechtsbruchs wurde am Freitag den 28. November erreicht. Ich war am Samstag selbst in Zabern. (...) Die Nachrichten, die ich da erhalten habe, sind haarsträubend gewesen. Unter den Verhafteten, die mit Kolbenstößen nach der Wache geschleppt worden sind, die zum Teil unmenschlich behandelt worden sind, befand sich nach meiner Feststellung am Samstag morgen ein Schreinermeister Levy. Er war früher städtischer Feuerwehrmann. Er hörte das Trommeln auf dem Schloßplatz und glaubte, es brennt irgendwo. Er läuft auf die Straße, und als er vor das Haus tritt, soll er verhaftet werden. Er springt ins Haus zurück, und vier Musketiere mit aufgepflanztem Seitengewehr verfolgen ihn bis in den dritten Stock seiner Wohnung. Seine alte Mutter – 78 Jahre alt – tritt den Soldaten entgegen, und sie halten ihr die vier Bajonette vor die Brust. Die Frau wurde ohnmächtig. Der Mann wird heruntergeschleppt und nach der Kaserne (...) gebracht. (...) Ein Kind des Mannes liegt vom Schrecken krank darnieder. Ein anderer Mann (...) wollte nach Hause gehen. Er wird verhaftet. Am anderen Morgen kommt seine Frau mit fünf kleinen Kindern, den Mann in Zabern zu suchen. Sie ist zur Kreisdirektion gegangen und hat gefragt, was sie eigentlich tun solle. Der Einspruch der Zivilbehörde hat ihr aber nichts genützt. Die Leute wurden alle bis gegen Mittag zurückgehalten und erst dann dem Zivilrichter vorgeführt. (...) Ein Mann namens Aron hatte Zahnschmerzen und wollte zur Apotheke gehen, um sich ein Mittel gegen Zahnschmerzen zu holen. – Er wurde über Nacht in die Kaserne gesperrt! Herr Guillot, der Redakteur des ‚Zaberner Wochenblatts', des einzigen konservativen Blattes im Wahlkreis Zabern, wurde ebenfalls ergriffen auf einem Gang in die Stadt. (...) Der Maschinist des städtischen Schlachthauses – Fritsch – wurde ebenfalls eingesperrt; am anderen Morgen war die Kühlanlage im Schlachthaus warm. Und um allem die Krone aufzusetzen: der Staatsanwalt Dr. Kleinböhmer wurde verhaftet. Er hat sich zu erkennen gegeben und wurde sofort wieder freigelassen. Der Landgerichtsrat Dr. Kalisch, der aus dem Landgerichtsgebäu-

de von einem Prozeß herauskam, der bis spät abends gedauert hatte, wurde von dem Leutnant verhaftet. Zwei andere Landgerichtsräte, die dabei waren, erklärten sich selbst für verhaftet, wenn ihr Kollege zur Wache müsse. Alle drei wurden erst auf Verwendung des Herrn Landgerichtspräsidenten am selben Abend wieder freigelassen, die übrigen Leute hat man aber dabehalten. Man hat sie in ein nasses Loch in der Kaserne, in einen Kohlenkeller Nr. 40 der Kaserne – er ist ungefähr 20 Quadratmeter groß, hat keinen Fußboden, keine Lüftung und keine Heizung – (...) hineingesperrt, bis das Loch voll war. Es waren 18 Personen darin, sie konnten sich weder setzen noch legen. Sie durften nicht einmal austreten, sie durften nicht einmal ihr natürliches Bedürfnis draußen verrichten, sie mußten es in einer Ecke dieses Raumes tun. Gegen 10 Uhr nachts hat man jedem endlich, als sie schon halb erfroren waren, zwei Decken gebracht, in die sie sich dann notdürftig einhüllen konnten. Am selben Abend hat man auch das Postamt militärisch besetzt. Keine Nachricht durfte weder angenommen noch herausgegeben werden. Der Vertreter der Zivilbehörde begab sich sofort zum Obersten und protestierte gegen diese Maßnahmen des Herrn v. Reuter. Vergeblich, meine Herren! Der verhaftete Amtsgerichtsrat und seine Kollegen erklärten sich zur Vernehmung der verhafteten Personen bereit. Vergeblich, meine Herren! (...) Am Samstag gegen Mittag um 11 Uhr hat man dann die Verhafteten einzeln unter Bedeckung von vier Bajonetten zum Zivilrichter gebracht, wo sie sofort vernommen und freigelassen wurden. Am Mittag hat die Zivilbehörde den Obersten wissen lassen – das geschah im Einverständnis mit dem Ministerium in Straßburg – daß sie allein die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Zabern übernehme und daß sie vom Herrn Obersten v. Reuter erwarte, daß er seine Soldaten von der Straße weglasse. Aber am selben Abend gingen wieder Patrouillen mit scharf geladenem Gewehr durch die Straßen von Zabern".[1389]

Bei diesen Vorfällen aber blieb es nicht. Leutnant von Forstner, der diese brisante Situation durch seine „dumm-forsche Schneidigkeit", die „allmählich zum Symbol militärischer Willkür und ziviler Machtlosigkeit" wurde[1390] heraufbeschworen hatte, machte bereits am 2. Dezember erneut von sich reden,, als er in dem Flecken Dettweiler einen halblahmen Schuster, der sich seiner Verhaftung mit einer schwachen Handbewegung zu widersetzen trachtete, mit dem gezogenen Säbel niederschlug und verletzte, – aus Notwehr, wie er später angab.[1391] Waren diese Ereignisse in Elsaß-Lothringen an sich schon unerfreulich genug, wurden sie vollends erst zu einem hochkarätigen Skandal und zur Staatsaffäre durch die Behandlung von seiten der Reichsregierung und der Militärgerichtsbarkeit. Reichskanzler Bethmann-Hollweg antwortete auf die Vorhaltungen des elsaß-lothringischen Abgeordneten mit einer allgemeinen Ehrenerklärung für die Armee:

„Jedenfalls aber bitte ich die Herren, auch in diesem ernsten und in vieler Beziehung sehr traurigen Fall nicht zu vergessen, daß die Armee das Recht hat, sich gegen direkte Angriffe zu schützen. Und sie hat nicht nur dieses Recht, sie hat auch die Pflicht dazu. Sonst kann keine Armee in der Welt bestehen. Der Rock des Königs muß unter allen Umständen respektiert werden. Und, meine Herren, daß es lediglich das Bewußtsein dieser Pflicht, die Armee zu schützen gewesen ist, was die Militärbehörde in Zabern veranlaßt hat, einzuschreiten, ist für mich nicht zweifelhaft, auch wenn in der Folge bei den Maßnahmen, die ergriffen worden sind, die gesetzlichen Grenzen nicht eingehalten wurden".[1392]

Der „politisch chronisch unreife Kronprinz" hatte es zudem für richtig gehalten, noch während der Affäre Öl ins Feuer zu gießen, indem er das Überschreiten der rechtlichen Kompetenz durch von Reuter mit Telegrammen zu rechtfertigen trachtete, deren Wortlaut der Öffentlichkeit durch einen Telegraphenbeamten zugänglich gemacht wurde.[1393] Er selbst schrieb über seine Rolle in der Zabern-Affäre:

„Unsere Politik in den Reichslanden hatte mich schon seit vielen Jahren mit schweren Sorgen und Bedenken erfüllt. Die Reisen in dem Gebiete und viele Gespräche und Berichte befreundeter Kameraden aus den westlichen Grenzgarnisonen und gründlicher, ehrlich schildernder Kenner der Verhältnisse hatten mir die Augen geöffnet über die dort herausgebildeten Zustände. Zuckerbrot und Peitsche hatten seit 1871 geherrscht. Der Erfolg entsprach dieser Taktik. (...) Die französisch gesinnten Notablen waren tonangebend, und nach ihren Pfeifen tanzte die Zivilverwaltung. Das Militär war von den irredentistischen Kreisen gewissermaßen geduldet. (...) Unter solchen Voraussetzungen kam es zum Ausbruch des Konfliktes. Die Zivilbevölkerung hatte das preußische Militär angepöbelt, der Offizier hatte sich zur Wehr gesetzt, und nun heulte auf einmal die ganze Welt gegen den preußischen Militarismus. Zu diesem Zeitpunkt (...) bin ich gern (...) auf die Seite meiner vom Sturm der öffentlichen Diskussion hart bedrängten Kameraden getreten. Ich habe an den General von Deimling und an den Oberst von Reuter telegraphiert. (...) Daß ich dem Oberst eine Depesche mit den Worten ‚Immer feste druff'! gesandt hätte, erfuhr ich dann allerdings erst durch die Zeitungen und dank der Fälscherphantasie jener Friedensfreunde, die mit dieser Erfindung die große Friedensstimmung rings um uns vielleicht zu stärken suchten. In Wahrheit hatte ich dem Oberst von Reuter als Kamerad dem Kameraden telegraphiert, er möge ja nur scharf durchgreifen, daß das Ansehen der Armee auf dem Spiele stehe. – Wäre Leutnant von Forstner verurteilt worden, so hätte sich dadurch jeder Rüpel ermutigt gefühlt, Uniformträger anzugreifen. Ein unhaltbarer Zustand wäre sanktioniert worden".[1394]

Während auch Oberst von Reuter, der sich vom 5. bis zum 10. Januar 1914 wegen der Vorgänge am 28. November zu verantworten hatte, – die Anklage warf ihm Freiheitsberaubung, Anstiftung zur Freiheitsberaubung, Nötigung und widerrechtliche Anmaßung der Exekutivgewalt vor, alles Vorwürfe, die sich nach geltendem Recht schwerlich widerlegen ließen – in allen Punkten freigesprochen wurde,[1395] wurden drei elsässische Rekruten, die eine despektierliche und obszöne Äußerung von Forstners über die französische Trikolore dem Redakteur des „Elsässers" mitgeteilt hatten, am 11. Dezember 1913 wegen des Verstoßes gegen einen Befehl von Reuters nach dem 6. November: über Dienstvorgänge absolutes Stillschweigen zu bewahren, zu sechs beziehungsweise drei Wochen Arrest verurteilt. Für die knapp vier Wochen dem Heer angehörenden Soldaten war das Strafmaß fraglos unverhältnismäßig hart. Bei den Prozessen gegen die angeklagten Offiziere standen die Urteile schon vorher fest. Der Reuter-Prozeß glich „einer Farce mit festgelegten Rollen", da die Zivilzeugen eher wie Angeklagte und ihre Aussagen nach Gutdünken behandelt wurden. Von Seiten des größten Teiles der deutschen Bevölkerung war dennoch keinerlei Protest zu erwarten, „das Versanden der Proteststimmung war (...) ein Ergebnis des gesellschaftlichen Militarismus im Kaiserreich von 1871".[1396]

„Wilhelm II. (...) gedachte keinerlei Konsequenzen zu ziehen oder sich gar bei den Elsässern für das ihnen in Zabern angetane Unrecht zu entschuldigen. Was noch übrig blieb, war also ein riesiger Scherbenhaufen. Deutschland hatte noch vor Beginn des Ersten Weltkriegs eine entscheidende Schlacht verloren (...)".[1397] Über die Hauptakteure der Zabern-Affäre ist für die Folgezeit wenig bekannt. Der Kommandierende General von Deimling in Straßburg, der sich bereits bei der Niederschlagung des Herero- und Nama-Aufstandes in Deutsch-Südwest nach der Jahrhundertwende einen Namen gemacht hatte, ist im Ersten Weltkrieg Kommandeur eines Armeekorps, welches an den Kämpfen bei Verdun und an der Somme teilnahm. „Die dortigen Erlebnisse und Eindrücke ließen ihn zu einem überzeugten Pazifisten werden, der nach der Revolution in Deutschland mit den Soldatenräten zusammenarbeitete. 1924 trat er dann dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold bei und agierte hier vor allem für die Enteig-

nung der deutschen Fürsten, was zu einem Ausschluß aus dem Offiziersverband führte".[1398] Leutnant von Forstner, von dem der Anstoß zur Zabern-Affäre ausgegangen war, „fand später Zugang zur Reichswehr, wo ihm freilich nur ein langsames Avancement beschieden ist. Um die Mitte der 30er Jahre wird er als Major des Infanterieregiments Nr. 8 in Frankfurt/Oder, Generalmajor von Brockdorff-Ahlefeld, als Adjutant beigegeben. Über eine weitere Laufbahn ist nichts bekannt, wie sich (...) auch in Blickrichtung auf Reuter keine Anhaltspunkte finden".[1399]

Der deutsche Imperialismus

In den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vollzogen die Großmächte, zu denen jetzt auch das Deutsche Reich gehörte, in ihrer Außenpolitik die Wendung zum „Imperialismus". Es begann ein Wettlauf um die Aufteilung der Welt, wobei vor allem in Afrika und Asien noch Kolonien und Einflußsphären zu gewinnen waren. Der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck hatte lange gezögert, Deutschland in das koloniale Abenteuer zu führen, war er doch nach der Reichsgründung in der Hauptsache darauf bedacht, die politische Ruhe auf dem europäischen Kontinent zu wahren. Ihm war es vor allem darum zu tun, einem revanchistischen Frankreich mit allen politischen Mitteln zu begegnen; dabei wollte er vor allem ein Bündnis des westlichen „Erbfeindes" mit irgendeiner anderen europäischen Macht verhindern. An der Ostgrenze galt es Rußland zu besänftigen, das ebenfalls mißtrauisch den Aufstieg des Bismarckreiches beobachtete.

Unmittelbar nach Ende des deutsch-französischen Krieges folgte dem politischen und militärischen Aufstieg Deutschlands ein Wirtschaftsaufschwung, der allerdings nicht zuletzt auf den französischen Reparationszahlungen beruhte und nicht von Dauer war und immer wieder durch tiefe Konjunktureinbrüche erschüttert wurde, da der Markt der neuen industriellen Massenproduktion noch nicht gewachsen war. Firmenpleiten, Bankenkonkurse und Börsenkräche waren an der Tagesordnung, wobei die Situation durch eine Bevölkerungsexplosion noch verschärft wurde. „ (...) ein allgemeiner Preisverfall erreichte in den 70er und 80er Jahren ein bisher ungekanntes Ausmaß. Senkung der Löhne und Massenentlassungen bei gleichzeitiger Erhöhung der Arbeitsproduktivität, Verschuldung der Landbesitzer bei Kreditinstituten, Hypothekenbanken und Versicherungen waren die wirtschaftlichen Eckdaten Deutschlands nach der Reichsgründung. Friedrich Hammacher, Mitbegründet des deutschen Kolonialvereins, Bergwerksbesitzer und nationalliberaler Abgeordneter, verglich die Situation der deutschen Schwerindustrie Anfang der 80er Jahre mit einem überhitzten Dampfkessel, der zu platzen drohe, wenn er nicht einen Abzug fände. (...) Zugleich mit der Kampagne gegen die ausländische Konkurrenz verstärkte sich die Propaganda für koloniale Eroberungen".[1400] Ein Major Boshard, Offizier der Kongotruppe, schrieb im Jahre 1895 rückblickend, daß Deutschland sich an dem Rennen um Kolonien in Afrika beteiligt habe, „lediglich zu dem Zweck, um neue Absatzgebiete zu schaffen für unseren Handel und unsere Industrie, welche sich gelähmt fühlen in den engen Grenzen der alten Welt, strotzend von Händen ohne Arbeit und der Überproduktion ohne Absatz".[1401] Zeitweise gab es in Deutschland bis zu neun Millionen Arbeitslose, von denen ein großer Teil im Gebiet des Deutschen Reiches keine Zukunftschancen mehr sah. So verließen allein im Jahre 1881 220.902 Deutsche ihr Vaterland, von denen allerdings 206.189 in die Vereinigten Staaten von Amerika auswanderten. In dieser Zeit gewann die Parole „Deutschland braucht Kolonien"! an Wirksamkeit, wobei von den Befürwortern einer imperialistischen Expansionspolitik vor allem drei Gründe ins Feld geführt wurden: 1. die Über-

völkerung des Vaterlandes, 2. die für die Existenz der heimischen Industrie nötige sichere Zufuhr von Rohstoffen, 3. die sittliche Pflicht der Europäer, den nach ihrer Meinung unterentwickelten Ländern die europäische Zivilisation zu bringen. Wie Eduard Fuchs schon 1916 klar erkannte, ist „der eine dieser Gründe so fadenscheinig wie der andere, und wenn nicht gar bewußte Täuschung dahinter steckt, so offenbaren sie zum mindesten eine große Selbsttäuschung bei denen, die mit diesen Gründen eine Expansionspolitik propagieren. Es ist einfach nicht richtig, daß auch nur ein einziger Staat in Europa an Überbevölkerung leidet. Der beste Gegenbeweis ist die Entwicklung Deutschlands. An der Hand des statistischen Jahrbuches ergibt sich nämlich folgendes: „Als Deutschland noch ein Agrarland war, mußten jahraus jahrein Zehntausende von proletarisierten deutschen Bauern, die in Deutschland keine Arbeit finden konnten, übers Meer wandern, obwohl Deutschland damals eine viel kleinere Bevölkerung hatte als jetzt. Die deutsche Auswanderung betrug in den Jahren 1831-1840: 177.000, von 1841-1850: 485.000, von 1851-1860: 1.130.000, von 1861-1870: 970.000, von 1871-1880: 505.000. Obwohl seit dieser Zeit die deutsche Bevölkerung stark zugenommen hat – im Jahre 1871 betrug sie nur 41 Millionen, im Jahre 1880: 45 Millionen, im Jahre 1890: 49 Millionen, im Jahre 1900: 56 Millionen und im Jahre 1910: 64 Millionen – sinkt die Auswanderungszahl in den nächsten Jahrzehnten: in der Zeit vom Jahre 1891-1900 beträgt sie noch 529.869, und im letzten Jahrzehnt nur 269.441. Die deutsche Kolonialpolitik beginnt also just in einer Epoche, wo trotz der starken Bevölkerungszunahme, die in der rapid wachsenden Industrie Beschäftigung findet, die Auswanderung abnimmt. Schon dies beweist, daß zwischen dem Drang des deutschen Kapitals nach kolonialer Ausbeutung und dem deutschen Bevölkerungszuwachs kein Zusammenhang besteht. Außerdem, und das ist nicht minder bezeichnend, kamen und kommen die deutschen Kolonien für die deutsche Auswanderung gar nicht in Betracht: Von den rund 270.000 Personen, die im letzten Jahrzehnt aus Deutschland ausgewandert sind, begab sich in die jetzigen Kolonialländer Asien und Afrika die gewaltige Zahl von 5960 Auswanderern, alle anderen in der Hauptsache nach Amerika, nämlich nicht weniger als 265.000.

Die sogenannte Übervölkerung Deutschlands als Notwendigkeit der kolonialen Expansion ist also ein Scheinargument. Ebenso verhält es sich mit der Behauptung, die deutsche Industrie könne nicht ohne Zufuhr von Rohstoffen aus neu zu erwerbendem Kolonialland auskommen; auch dieses ist ein üppiges Märchen. Die gleiche Quelle erweist, daß von den rund zehn Milliarden, die die deutsche Einfuhr heute im Jahr ausmacht, über achteinhalb Milliarden auf Europa, Amerika und Australien entfallen. Und daran läßt sich auch in Zukunft nichts Nennenswertes ändern, weil die in Frage kommenden Rohstoffe entweder nirgend anders vorkommen oder, was bei einem Teil der wichtigsten der Fall ist, eine bereits hochentwickelte Produktionsweise voraussetzen, und das letztere ist doch gerade das, was den erwünschten Kolonien fehlt. Es bleibt nun noch der dritte Grund: die Ausbreitung der europäischen Zivilisation. Daß auch dies ein Scheinargument ist, darüber braucht man die allerwenigsten Worte zu verlieren. Es fehlt bis heute einfach der kleinste Beweis, daß die überseeische Kolonialpolitik irgendwo und irgendwann von selbstlosen zivilisatorischen Absichten geleitet gewesen wäre. Die für die Notwendigkeit der Weltpolitik ins Feld geführten Gründe verdunkeln also nur den wahren Charakter des imperialistischen Expansionsdranges".[1402] In Wirklichkeit ging es den imperialistischen Großmächten vor allem um die Erschließung und alleinige Ausbeutung der durch die Kolonien erschlossenen Märkte, wobei auf die Lebensverhältnisse in den von der Kolonialisierung „beglückten" Ländern und auf die Bedürfnisse und Wünsche der eingeborenen Bevölkerung nicht die geringste Rücksicht genommen wurde. Vor diesem Hintergrund ist es interessant, daß sich vor allem Adelige, Kaufleute und Beamte, daneben auch viele Intellektu-

elle zum Träger der Ideologie machen ließen, die Kolonien, einen „Platz an der Sonne" für das deutsche Reich, forderten. Mehr als 200.000 Bürger organisierten sich in 3000 Kolonialvereinen und den Kolonialparteien. „So sind z.B. die Militärkreise an jeder starken Expansionspolitik stark interessiert. Denn wenn auch der Kleinadel ursprünglich nicht kolonialfreundlich ist, weil seine direkten wirtschaftlichen Interessen innerhalb der Grenzen des eigenen Landes liegen, so wird er dadurch kolonialfreundlich, daß seine Söhne als Offiziere an der imperialistischen Politik interessiert sind. Gegenüber der Intelligenz bildet der Imperialismus geradezu die einzig mögliche Ideologie, wenn sie, aus ihrer sonstigen politischen Interessenlosigkeit durch wichtige politische Ereignisse hervorgescheucht, sich einmal in Politik mischen. Die Anbetung der starken rücksichtslosen Persönlichkeit, das ist die am stärksten verbreitete Weltanschauung dieser Kreise, die sich nur durch persönliche Tüchtigkeit hervortun können. Wo anders aber lebt sich jetzt die bürgerliche ‚Persönlichkeit' am freiesten aus, wenn nicht in den Kolonien? Und wenn das graue bürgerliche Leben den Intellektuellen anekelt – wo sieht er die Leute, die von Abenteuern nicht zurückschrecken, die sich ‚ganz' ausleben, ohne Rücksicht auf die Sitten und Gesetze und die Heuchelei der Heimat? In den Kolonien! So nimmt der Imperialismus eine bürgerliche Schicht nach der anderen gefangen, er spannt sie vor seinen Wagen und feiert seinen Triumphzug durch die Welt".[1403] Fürst Bismarck, der nach dem Sieg über Frankreich noch erklärt hatte, Deutschland sei saturiert, sah sich schließlich gezwungen, dieser immer stärker werdenden Strömung nachzugeben. Allerdings vertrat er die Meinung, daß – nach englischem Vorbild – die Kolonien von Handelshäusern, Banken und Industriekonzernen auf eigene Rechnung und in Eigenverantwortung gegründet werden sollten. Der Handel sollte vorangehen und die Flagge ihm folgen. Ging es Bismarck also im wesentlichen darum, sich der nationalen Begeisterung zu bedienen, um von den drängenden sozialen Problemen im Inneren abzulenken und die Forderung der Arbeiter nach mehr politischer Teilhabe zu ersticken, war die Kolonialpolitik für Wilhelm II. nicht zuletzt ein Ausdruck der „Weltmachtstellung" Deutschlands und mithin eine Frage der nationalen Ehre. So hat der deutsche Kaiser in seiner Rede vom 2. Juli 1900 im Offizierskasino zu Wilhelmshaven erklärt, daß hinfort auf der Erde „ohne Deutschland und ohne den deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf".[1404] „Die seitherige Idylle der kapitalistischen Expansion" war um die Jahrhundertwende zu einem „berserkerhaften Wettstreit" geworden, „bei dem jedes kapitalistische Land so rasch wie möglich sich das an ‚Interessensphären' zu sichern trachtete, was in der zu einem großen Teil schon vergebenen Welt noch zu haben war. Jetzt mußte nicht nur der letzte Winkel der Welt erschlossen, sondern vor allem Asien und Afrika gänzlich aufgeteilt werden. Das ist der Inhalt der Politik der letzten dreißig Jahre".[1405]

In den Jahren 1884 bis 1900 gründeten deutsche Kaufleute, Abenteurer und Siedler eine deutsche Kolonie nach der anderen, indem sie mit Eingeborenen in Afrika und Asien auf mehr oder weniger dubiose Weise sogenannte „Schutzverträge" abschlossen, in denen die Unterzeichner, die in den meisten Fällen nicht einmal lesen geschweige denn schreiben bzw. Verständnis für die Tragweite des von ihnen geschlossenen und besiegelten Vertrages aufbringen konnten, sich, „ihr" Land und „ihr" Volk „auf ewige Zeiten" unter den Schutz des deutschen Kaisers stellten. So wurde am 5. Juli 1884 Togo zur deutschen Kolonie; wenige Tage später, am 14. Juli 1884 folgte Kamerun, am 7. August 1884 – diesmal mit des Kaisers ausdrücklichem Segen – Südwestafrika (heute Namibia), am 15. August 1885 die Karolinen-Inseln in der Südsee. Am 6. März 1898 schließlich kam – als „Pachtgebiet auf 99 Jahre" – das Kiautschou-Gebiet im Kaiserreich China hinzu, schließlich wurden die deutschen Koloniegründungen am 1. März 1900 mit dem Südee-Paradies Samoa abgeschlossen. Das Deutsche Reich, welches als letzte Kolonialmacht zum großen Raubzug auf die „weißen Flecken" der Landkar-

te antrat, wiederholte und übertraf bei seiner Landnahme und bei der Beherrschung seiner „eingeborenen Untertanen" alle Fehler und Irrtümer, die vor ihm von den Kolonial-Großmächten England und Frankreich begangen worden waren, wobei die Brutalität der deutschen Herrschaft in den meisten Kolonien ihresgleichen sucht.

Die Siedler, die sich in den deutschen Kolonialgebieten niederließen, waren von der Überlegenheit der weißen Rasse, insbesondere der Mitteleuropäer überzeugt. Die Ureinwohner waren für die meisten von ihnen „Untermenschen", die allenfalls als rechtlose Diener geduldet wurden. Die meisten derjenigen, die beispielsweise in Schwarzafrika in den Kolonien Fuß zu fassen suchten, gehörten den Mittelschichten im Deutschen Reich an, „die von Industrialisierung, Wirtschaftskonzentration und Konjunkturkrisen am meisten bedroht waren: Kaufleute, Handwerker, Bauern. Hinzu kamen unverhältnismäßig viele Adelige".[1406] Die Kolonien galten schon früh als Verschickungsland für ungeratene Junkersöhne oder auch für Offiziere, die sich auf dem Kasernenhof Übergriffe gegenüber Untergebenen schuldig gemacht hatten und nun „auf Bewährung" nach Übersee geschickt worden waren. „Die fortschreitende Industrialisierung Deutschlands im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war ein äußerst krisenhafter Prozeß. Die Mittelschichten sahen sich bedroht von sozialer Deklassierung, sie fürchteten ihren Abstieg ins Proletariat. Je weniger sie in der Lage waren, diesen Prozeß zu durchschauen, desto empfänglicher wurden sie für reaktionäre Ideologien. Der Rassismus kam auf durch die Popularisierung und Verfälschung der Lehren Darwins. Das Denken in rassistischen Kategorien – in Deutschland auch gegen die Juden gerichtet – steigerte den ohnehin schon vorhandenen Nationalismus zum Kult des Völkischen und des Blutes. Ob nun der Jude an allem schuld war, oder ob Deutschland ein Volk ohne Raum war – ein Ausweg aus der Misere schien Groß-Germanien zu sein, das deutsche ‚Weltreich', das in Übersee entstanden war. Dort wartete freies Land auf freie Menschen, (...) Aber während diejenigen, die daheim blieben, ihre realen sozialen Ängste kompensierten, indem sie ihre Ideologien auslebten – im Arierkult, zu Kaisers Geburtstag, in vaterländischen Vereinen – um dann doch wieder von der sozialen Wirklichkeit und ihren Bedrohungen eingeholt zu werden, konnten sich die wenigen, die in die Kolonien gingen, auf höchst reale Weise retten: ihnen drohte nicht mehr der Abstieg ins Proletariat, sondern der Aufstieg zum neuen Adel: dem Herrenmenschen".[1407] Dabei stellte sich die Wissenschaft, hier die Geographie, die Biologie und die Ethnologie in den Dienst der völkischen Ideologie. So steht in einem durchaus repräsentativen „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie der 1880er und '90er Jahre beispielsweise unter dem Stichwort „Neger" das Folgende zu lesen:

„Der Neger lebt gedankenlos in den Tag hinein, am liebsten im Nichtsthun und unter Tändeleien und sinnlosem Geschwätz; nur Hunger und Geschlechtslust wecken ihn aus seiner Ruhe. (...) Dem Stammesgenossen und Gastfreund zeigt er die offene Hand und theilt mit ihm alles, was er hat, was der Entwicklung des Sinnes für Eigenthum, Erwerb und Arbeit hinderlich ist. (...) Der Neger läßt sich zwar abrichten, aber nicht wirklich erziehen".[1408]

„Das Verhältnis zwischen Europäern und Afrikanern in der Kolonie war im günstigsten Falle gekennzeichnet von einer unüberbrückbaren sozialen Distanz, im schlimmsten Falle aber von einer heute kaum mehr vorstellbaren Brutalität der ‚Herren'".[1409] Auch die Soldaten der Schutztruppe, zumindest ihre Offiziere, kamen zumeist völlig fremd und unvorbereitet in die Schutzgebiete. Zeigten sie oftmals schon der Bevölkerung in der Heimat gegenüber Kastendenken, Dünkel und Überheblichkeit, traten sie den Eingeborenen erst recht mit Unverständnis und Voreingenommenheit gegenüber. Der Kasernenhofdrill und der weitverbreitete Rassismus waren eine todbringende Mischung für viele Ureinwohner in den deutschen Neuerwerbungen. Zwar fühlte man sich auf Seiten der Schutztruppler weitgehend frei von Schuld, rea-

gierte man doch nur auf die Unbotmäßigkeiten und die Angriffe „schwarzer Terroristen", die sich gegen eine „deutsche Ordnung" wandten, deutsche Siedler angriffen und ihnen das Heimatrecht in den Kolonien streitig machten. Dies kann aber keinesfalls die unbarmherzigen und grausamen, zudem mit deutscher Akribie geplanten Vernichtungs- und Ausrottungsfeldzüge mancherorts entschuldigen, deren Schrecklichkeit allenfalls noch von den Massenvernichtungen in den KZs des Naziregimes in den Schatten gestellt wurden. Einzig und allein einige Missionare haben sich für die Urbevölkerung in den Kolonien stark gemacht, haben Lernwillen und Lernfähigkeit der nicht-weißen Untertanen des Reiches ernstgenommen, weswegen sie nur zu oft auch rasch in einen Gegensatz sowohl zu den Siedlern als auch zu den Kolonial- und Militärbehörden gerieten. Als sich die Eingeborenen jedoch gewaltsam gegen die Unterdrücker wandten, nahmen die Gottesmänner eindeutig Partei für ihre Obrigkeit. In einem „Hirtenbrief" an das zerschlagene Volk der Hereros heißt es:

„Die Regierung Eures Landes war ernstlich bestrebt, allen Bewohnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und hätte berechtigten Beschwerden ihr Ohr nicht verschlossen. Auch verdankt ihr dieser Regierung sehr viel, vor allem das eine, daß ihr in Frieden leben konntet und nicht immer von den Einfällen unruhiger und räuberischer Nachbarn bedroht wurdet. Wenn Ihr Eurer Regierung und Obrigkeit den schuldigen Gehorsam und die gebührende Ehrerbietung entgegengebracht hättet, dann würdet ihr unter ihrem Schutz ein ruhiges und stilles Leben haben führen können in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. (...) Statt dessen seid Ihr in törichter Verblendung in den Aufstand eingetreten, habt die Waffen ergriffen gegen die Obrigkeit, von der es heißt: ‚Sie ist Gottes Dienerin' und ‚sie trägt das Schwert nicht umsonst'".[1410]

Exkurs: Die Rolle deutscher Soldaten bei der Besiedelung und verschiedenen Konflikten Nordamerikas

Bevor wir uns im Folgenden mit der eigentlichen Kolonialpolitik des Deutschen Reiches beschäftigen, wollen wir in einem kurzen Exkurs auf die Rolle eingehen, die deutsche Soldaten – als Söldner oder Einwanderer – bei der Besiedelung und den Konflikten des Nordamerikanischen Kontinents, der Neuen Welt, der Vereinigten Staaten von Amerika gespielt haben. Schon von Anfang der Inbesitznahme des amerikanischen Kontinents durch die europäischen Einwanderer und Eroberer an haben die deutschen Länder immer wieder zahllose Auswanderer in die Neue Welt exportiert. So bekennt sich noch heute ein hoher Prozentsatz der derzeitigen US-Bevölkerung – es wird bisweilen sogar von über 50 Prozent der Amerikaner gesprochen – gerne ihrer deutschen Vorfahren. Die Gründe und Motive der deutschen Auswanderungswellen nach Amerika sind dabei vielschichtig. Am Anfang, kurz nach der Entdeckung des amerikanischen Kontinents, waren es zunächst einmal Einzelne, die – oftmals aus Abenteuerlust und Fernweh – ihr Glück jenseits des Atlantischen Ozeans suchten, bisweilen Glücksritter, die in dem sagenhaften „El Dorado Amerika" reich zu werden trachteten. Eine zweite Gruppe waren Menschen, die in ihrer alten Heimat aus den verschiedensten Gründen gescheitert waren, „schwarze Schafe" ihrer Familien und der Gesellschaft, bisweilen sogar kriminell Gewordene, die ihre Vergangenheit abstreifen und bewußt hinter sich lassen wollten, die einen persönlichen Neuanfang anstrebten in einem Land, das eben nicht nach der Vergangenheit des Einzelnen fragte. Einen „Sonderfall" in der noch weitgehend ungeschriebenen Geschichte der deutschen Einwanderung nach Amerika und eine für uns interessante Gruppe stellen jene Untertanen dar, die von ihren Landesherren aus rein egoistischen Interessen oder aus machtpolitischen Gründen nach Übersee verkauft wurden, etwa die hessischen Soldaten, die der

sein Land für seine Maitressenwirtschaft ausplündernde hessische Landgraf 1775 an die Engländer für deren Krieg gegen das für seine Unabhängigkeit kämpfende Nordamerika verkauft hatte.[1411] Einer der damals auf diese Weise nach Amerika gekommenen unglücklichen Hessen trug den Namen Küster, ein Name, der uns in der abgewandelten Form seines Enkels noch an anderer Stelle beschäftigen wird.[1412] Das Gros der Auswanderer aus dem deutschen Raum aber waren zweifellos Menschen, die heute wohl als „Wirtschaftsflüchtlinge" bezeichnet würden, Menschen, die im alten Europa kein Auskommen hatten und keine berufliche noch sonstige Zukunft für sich und ihre Kinder sahen. Hierzu gehörten beispielsweise viele zweite Söhne von Bauernfamilien, deren älterer Bruder den heimischen Hof erbte, sodas sie allenfalls die Möglichkeit hatten, sich andernorts als Knechte zu verdingen, daneben vielfach auch Handwerksburschen, die für sich wegen der starren Zunftordnung daheim keine Möglichkeit einer Existenzgründung als Meister sahen. Manch einer mußte daneben auch aus politischen Gründen seine Heimat verlassen. Erwähnt seien hier nur die „48er", die nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 in Deutschland – oftmals bei Nacht und Nebel – die Heimat verlassen mußten, um nicht hingerichtet, inhaftiert oder sonstwie bestraft zu werden.[1413] Berühmte Politflüchtlinge sind hier Karl Schurz, Friedrich Hecker und Franz Sigl, um stellvertretend nur einige wenige Namen zu nennen. Karl Schurz, der am 2. März 1829 in Liblar bei Köln als Sohn eines Lehrers geboren worden war, war aktiver Burschenschafter gewesen und hatte unter anderem auch an den Kämpfen des Jahres 1849 in Baden teilgenommen. Während der Belagerung Rastatts durch die siegreichen Truppen unter dem preußischen „Kartätschenprinzen" Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm I., gelang ihm die Flucht durch die Abwasserkanäle der Festung. Nach der spektakulären Befreiung seines Lehrers und Freundes Gottfried Kinkel aus der Festungshaft wanderte Schurz 1852 in die USA aus, wo er ein enger Freund und engagierter Gefolgsmann und Kampfgefährte Abraham Lincolns wurde. Von 1860 bis 1862 weilte er erneut – diesmal als Botschafter der USA in Madrid – in Europa.

Als der „Sezessionskrieg", der amerikanische Bürgerkrieg (1861-1865) ausbrach, ließ sich Schurz reaktivieren und bekleidete in den Jahren 1862 und 1863 den Rang eines Generals der Nordstaatenarmee. Nachdem er sich dann nach dem Krieg eine Zeitlang aus der Politik zurückgezogen hatte, – er arbeitete journalistisch und gab eine Zeitung für seine deutschen Landsleute heraus – vertrat er von 1869 bis 1875 den Staats Missouri als Senator und war in der Zeit von 1877 bis 1881 sogar US-Innenminister und als solcher auch verantwortlich für die Indianerpolitik Grants, der in dieser Zeit gerade die letzten freien Prärieindianer „befrieden", d.h. in Reservationen stecken ließ. Friedrich Hecker,[1414] der am 28.09.1811 im badischen Eichtersheim geborene spätere Rechtsanwalt und Revolutionär, der 1848 zusammen mit Gustav von Struve den badischen Aufstand organisiert und angeführt hatte, emigrierte nach dem Scheitern seines Zuges zunächst in die Schweiz, bevor er in die USA auswanderte, wo er sich als Farmer niederließ. Im Sezessionskrieg kämpfte er als Regiments- und Brigadekommandeur ebenfalls auf Seiten der Nordstaatenarmee. Am 24.03.1881 starb er in St. Louis/USA. Franz Sigl (1824-1902) war ursprünglich badischer Infanterieleutnant gewesen, bis er 1847 Abschied vom Militärdienst nahm und dann ein führender Teilnehmer am badischen Aufstand Friedrich Heckers im April 1848 war. Nachdem er nach dessen Scheitern zeitweilig in der Schweiz Unterschlupf gefunden hatte, war er während der badischen Revolutionskämpfe 1849 eine Zeitlang Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee und emigrierte nach deren Zusammenbruch ebenfalls in die USA, wo er während des Bürgerkrieges den Rang eines Generalmajors der Nordstaatenarmee bekleidete. Neben diesen profilierten Vertretern des Deutschtums in Amerika gab es während des Sezessionskrieges ganze deutsche Freiwilligenregimenter auf Seiten der Unionsarmee, die sich aus zahllosen „48ern" rekrutierten, welche wegen ihrer Dis-

ziplin, wegen ihrer – oftmals schon früheren – guten Militärausbildung und ihrer leidenschaftlichen Einsatzbereitschaft für die Sache der Union den Sieg des Nordens mit entschieden.

Während ein Großteil der männlichen Einwohner der fast rein deutschen Stadt New Ulm/Minnesota für die Sache der Nordstaaten kämpfte,[1415] sahen sich deren Angehörige 1862 dem ersten großen allgemeinen Sioux-Aufstand ausgesetzt. Diese hatten die vage Hoffnung, daß sich die Weißen im Bürgerkrieg gegenseitig ausrotteten oder doch zumindest keine Möglichkeit sahen, gegen sie mit größeren Machtmitteln vorzugehen. Präsident Lincoln vermutete denn zunächst erst auch einmal, daß das Massaker auf eine geheime Verschwörung der westlichen Stämme zugunsten der Südstaaten zurückzuführen sei. Dieser Aufstand war dabei aber allein von einer unfähigen und arroganten amerikanischen Bürokratie und korrupten Indianeragenten verursacht, ja man möchte fast meinen angezettelt worden, hatten die in einer Reservation des südwestlichen Minnesota lebenden Santee-Sioux, die unkriegerischsten Sioux überhaupt, sich doch bereitwillig zu Christen und Maisbauern umerziehen lassen. Sie wurden aber von korrupten Indianeragenten mit verdorbenen und zudem überteuerten Waren beliefert. Als 1862 zudem eine Raupenplage die gesamte Maisernte der Santee-Nation vernichtete, wurden die Indianer von den meisten Weißen schmählich im Stich gelassen, man ließ sie ganz einfach verhungern Ein einsichtiger deutscher Farmer namens Heinrich Berthold aus New Ulm schrieb angesichts der Lage an seinen Bruder in New York:

„Sie müssen verhungern. Es sind fleißige, gottesfürchtige, fromme und ehrliche Indianer, hilfsbereit und frohgemut. Aber ihre Situation ist furchtbar. Wir helfen, wo wir können, aber die Raupen haben auch unsere Felder heimgesucht. Die skrupellosen Indianerhändler, die sie auf Schritt und Tritt betrügen, sagen, daß sie große Schulden bei ihnen hätten. Ich wüßte nicht für was. (...) Die Beamten haben bereits in anderen Counties diese Siouxwaren zu erniedrigten Preisen angeboten. Die Gefahr ist also groß, daß es sich hier um einen ganz großen Schwindel auf Kosten der Indianer handelt. Diese aber sind vom Hungertod bedroht, und die kleine Gruppe der Jäger unter ihnen, die immer dagegen waren, daß man zu Farmern wurde, werde dann eines Tages keinen Ausweg mehr wissen als den Kampf. Und das wird dann furchtbar sein. Und wir Farmer sind es, die dann wahrscheinlich darunter zu leiden haben werden. Das Schlimme an der Sache ist, daß man in Amerika nur von der zweiten Schlacht bei Bull Run spricht, von Braggs Invasion in Kentucky und von den 23.000 Gefallenen bei Antietam. Selbst wenn uns allen hier die Hälse durchgeschnitten werden, kümmert sich kein Mensch darum".[1416] Konkreter Anlaß des folgenden Aufstandes war die herzlose Antwort des Indianeragenten Andrew Myrick auf die Bitte des Santee-Häuptlings Little Crow hin, man möge doch endlich die Lagerhäuser öffnen, da sein Volk sonst verhungern müssen: „Wenn Sie hungrig sind, sollen sie Gras fressen".[1417]

Little Crow war vor Zorn sprachlos, doch verbreitete sich dieser Satz durch den beim Gespräch anwesenden deutschen Farmer Sebastian Müller unter den ausgehungerten und erbitterten Santee und versetzte sie geradezu in Raserei. Am frühen Morgen des 18. August 1862 gingen die Sioux zunächst gegen die Regierungsagentur bei Redwood Falls vor, wo sie völlig unerwartet auf nur wenig Widerstand trafen. Obgleich sie zunächst noch einige Gefangene machten und sogar viele Siedler verschonten, die sie menschlich behandelt hatten und von ihnen daher als Freunde angesehen wurden, töteten sie sodann fast jeden Weißen, der nicht mehr in das sichere Fort Ridgely hatte fliehen können auf der Stelle. Dabei kam es zu manchen unentschuldbaren Greueln, etwa Vergewaltigungen zahlloser Frauen. In wenigen Wochen war die Zahl der – oftmals deutschstämmigen – Opfer schließlich auf 773 angestiegen, insgesamt fanden über 1000 Weiße bei diesem Aufstand den Tod; es war mithin das größte Massaker der Indianerkriege. Am 18.09.1862 kreiste General Henry Hastings Sibley die Sioux mit 1600

Soldaten ein und schlug sie vernichtend. Alle männlichen Sioux, deren man nur habhaft werden konnte, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und 307 von ihnen zum Tode verurteilt. 38 Verurteilte wurden schließlich – nach der Bestätigung ihres Urteils durch Präsident Lincoln – am 25.12.1863 in Mankato in einer als Abschreckung gedachten Massenhinrichtung an einem viereckigen Galgen, alle auf einmal, öffentlich gehenkt.[1418]

Einer der erbittertsten Feinde der Indianer, der wohl größte Indianerhasser und -töter seiner Zeit war der Lieutenant Colonel im Titularrang eines Generalmajors George Armstrong Custer, der, aus einer deutschstämmigen Familie stammend – der Großvater hatte noch Küster geheißen – in Ohio geboren worden und in Michigan aufgewachsen war. Aufgrund seiner herausragenden Tapferkeit und oftmals unüberlegten Tollkühnheit[1419] wurde Custer zum wohl bekanntesten Reiteroffizier des Sezessionskrieges. „Unter den Kavallerieführern der Union war nicht einer, der an Geschicklichkeit und Kühnheit General Custer gleichgekommen wäre", sagte beispielsweise ein konföderierter Gegenspieler später.[1420] Im April 1865 wurde er schließlich zum Generalmajor befördert, nach dem Krieg jedoch wieder zum Lieutenant Colonel, zum Oberstleutnant zurückgestuft. Nachdem Custer sich 1867 bei seinem in Fort Hays neu aufgestellten 7. Kavallerieregiment, dem zahlreiche deutsche Einwanderer angehörten, verschiedene Disziplinlosigkeiten hatte zuschulden kommen lassen und unerlaubt die Truppe verlassen hatte, um seine Frau zu sehen, wurde er schließlich für ein Jahr ohne Bezüge vom Dienst suspendiert. 1868 zu seiner Truppe zurückgekehrt, brannte er während General Sheridans Winteroffensive gegen eine Gruppe aufständischer Cheyenne darauf, sich zu rehabilitieren. „An der Spitze seines 800 Mann starken Regiments verfolgte er durch tiefen Schnee die Spuren einer Gruppe von Cheyenne, die an Überfällen beteiligt gewesen waren. Diese Spuren führten ihn an den Washita, zum Winterlager des friedfertigen Häuptlings Black Kettle, dessen Leute vier Jahre zuvor von Chivingtons Truppen massakriert worden waren. Im Morgengrauen des 27. November attackierte Custer das aus 51 Tipis bestehende Dorf. Die Indianer waren völlig überrascht, leisteten aber erbitterten Widerstand. (...) Es gab auf weißer Seite 22 Tote und 14 Verwundete, die indianischen Verluste dürften sich auf etwa 100 Tote, darunter wohl die Hälfte Frauen und Kinder, und mehrere Dutzend Verwundete belaufen haben. Ferner wurden 53 Squaws und Kinder gefangen. (...) Militärisch gesehen war die Schlacht am Washita ohne Zweifel ein Erfolg. Er bestand vor allem darin, daß die Indianer sich von nun an in ihren Winterlagern nicht mehr sicher fühlen konnten".[1421] Unentschuldbar aber bleibt die Tatsache, daß hier mit brutalsten Mitteln auch gegen Frauen und Kinder vorgegangen wurde, deren Leichen sogar zum Teil auf Veranlassung Custers verstümmelt und skalpiert wurden. Politisch war die Aktion insofern ein krasser Mißerfolg, als der Angriff am Washita die bis dahin einigermaßen friedlichen Cheyenne an die Seite der weitaus kriegerischeren Oglalla- und Hunkpapa-Sioux brachte. Custer ist auch direkt mitverantwortlich für die weiteren Auseinandersetzungen mit ebendiesen Sioux. Der Erschließung von Bodenschätzen sollten 1874 und 1875 mehrere von der Regierung geförderte und von Custer geleitete Expeditionen in die den Dakota heiligen Black Hills dienen, die zu weitgehend unbegründeten Gerüchten über große Goldvorkommen in diesem Gebiet führten. Unmittelbar nach der Custer-Expedition von 1874, bei der ein Korps von circa 1000 Soldaten mit einer Geologen Prospektorengruppe, bewaffnet mit neuen Repetiergewehren und Revolvern, Kanonen und Schnellfeuerkanonen in das Sioux-Gebiet eindrang, ohne die Indianer zu informieren geschweige denn vertragsgemäß ihre Erlaubnis einzuholen, wurde ein Eilkurier nach Fort Lincoln geschickt, der die angeblichen Goldfunde aber nicht etwa als geheime Kommandosache dem Oberkommandierenden meldete, sondern zuerst die Presse in Bismarck informierte, die daraufhin sofort von den größten Goldfunden der amerikanischen Geschichte berichtete. Dieses Vorgehen zeigt klar die

Absichten auf, die dieser Expedition eigentlich zugrundelagen. Man wollte Gold finden, um Tausende und Abertausende Goldsucher in die Che sapa, die Black Hills zu locken. Die Indianer würden sich ob dieses offenkundigen Vertragsbruchs zur Wehr setzen und gegen die Goldsucher vorgehen, was man wiederum als Vorwand für ein Eingreifen gegen die „angriffslustigen Wilden" nutzen konnte. Obwohl erwartungsgemäß der Goldboom in den Black Hills auch losbrach und es in wenigen Monaten in den Bergen nur so von Goldsuchern wimmelte, obwohl von den Einwanderern Städte gegründet und ganze Wälder kahlgeschlagen wurden und das Wild wenn nicht ausgerottet so doch verjagt wurde, ließen sich die Sioux, die sich an die Friedenspolitik ihres Oberhäuptlings Machipiya-luta (Red Cloud) hielten, zunächst nicht zu dem erwarteten Aufstand hinreißen. Vielmehr wanderte Red Cloud zu einer politischen und diplomatischen Offensive in den Osten und informierte – wie bereits früher – die Ostpresse über die offenkundigen Vertragsbrüche der Weißen.[1422] Zu den letzten großen kriegerischen Ereignissen kam es schließlich durch die Weigerung des Hunkpappa-Häuptlings Tatanka-yotanka (Sitting Bull) und des Oglala-Häuptlings Tashunka witko (Crazy Horse), sich auf einen erneuten Rechtsbruch durch die US-Regierung einzulassen, nämlich die Forderung, daß die Dakota endgültig ihr angestammtes Territorium im Powder River-Gebiet verlassen und sich in einer Indianerreservation registrieren lassen sollten. Angezogen vom Charisma und dem strategischen Geschick ihrer beiden Führer formierte sich im Tal des Little Big Horn eine der größten Ansammlungen von Plains-Indianern in der Geschichte zur Streitmacht, hier vor allem Sioux und die mit ihnen verbündeten Cheyenne, ohne daß auch nur eine der drei getrennt gegen sie anmarschierenden Marschkolonnen der US-Armee unter Brigadegeneral Terry, General Crook und Oberst Gibson davon auch nur die geringste Ahnung gehabt hätte. Die Indianer griffen – völlig überraschend für die Weißen – am Morgen des 17. Juni 1876 unter Tashunka witko ohne jegliche Vorwarnung General Crook im Quellgebiet des Rosbud an. Nach einem sechsstündigen Gefecht war Crooks Kolonne fast ohne Munition und hatte an die hundert Tote und Verwundete zu beklagen, während Tashunka witko seine Krieger in einer strategischen Meisterleistung vom Feind löste. Entscheidend für den weiteren Verlauf dieses Feldzuges war, daß Crooks geschwächte Truppe damit für den weiteren Feldzug ausfiel. Am Nachmittag des 25. Juni 1876 griff eine Abteilung Oberst Gibsons unter Reno, Benteen und Custer wegen des Ehrgeizes ihrer Führer und entgegen den ausdrücklichen Weisungen der Armeeführung den Südteil des großen Sioux-Cheyenne-Lagers am Little Big Horn an, in welchem sich unter anderem auch Tatanka yotankas Hunkpapa-Krieger aufhielten. Wider Erwarten wichen die Indianer nicht von der Stelle, sondern schlugen die Angriffe der drei weißen Heerführer zurück. Die Schlacht endete für die Soldaten mit einem völligen Desaster, die US-Armee erlitt mit 265 Toten und 52 Verwundeten die schwerste Niederlage der Indianerkriege. Custers Abteilung, die bis dato glorreiche Siebte Kavallerie, wurde völlig aufgerieben. Unter den Toten befanden sich auch George Armstrong Custer, dessen Brüder Tom W. Custer und Boston Custer, deren Neffe Armstrong Reed sowie zwanzig weitere deutschstämmige Kavalleristen.

Der hohe Anteil deutschstämmiger Opfer während der Indianerkriege der '70er Jahre erklärt sich nicht zuletzt auch daraus, daß sich das Heer der Indianerkriege, die sogenannte „Grenzarmee" vor allem aus dem städtischen Proletariat und hier ebenfalls nicht zuletzt aus Einwanderern rekrutierte. Schon vor dem Bürgerkrieg hatte fast die Hälfte der regulären Nordstaatenarmee aus Iren und Deutschen bestanden, dabei blieb es auch in der Folgezeit.[1423] Der Weg von der Ostküste in den von vielen erstrebten Westen kostete Geld, das die meisten Neuankömmlinge ganz einfach nicht aufzubringen in der Lage waren. Was lag da näher, als sich bei der Grenzarmee zu verdingen.[1424] Besonders hoch war der Anteil deutscher Soldaten dabei im Unteroffizierskorps, da viele von ihnen schon in der alten Heimat Militärdienst gelei-

stet hatten und deswegen – wenn auch vielleicht nicht gerade für den Indianerkampf – gut ausgebildet und gerüstet waren. Gehörten die Kolonisten in Afrika zumeist den besseren Ständen an, so waren es in Amerika vor allem Angehörige unterprivilegierter Schichten, die gleichwohl zumeist ebenfalls kaum einen Gedanken an das Schicksal der Ureinwohner ihres Ziellandes und deren Lebens- und Wohnrecht verschwendeten. Vielmehr ließen sich die meisten Einwanderer – auch aus Deutschland – wohl von ähnlichen Gedanken leiten, wie sie bereits 1802 Quincy Adams hinsichtlich des „Indianerproblems" formuliert hatte:

„Welches Recht hat ein Jäger auf tausend Meilen von Wald, die er ab und zu auf seinen Beutegängen durchstreift hat? (...) Sollten das Feld und die Täler, die ein gütiger Gott schuf, um erfüllt zu sein mit dem Leben unzählbarer Scharen, dazu verdammt bleiben, auf ewig brachzuliegen".[1425]

Das christliche Ethos vom „sich-die Erde-untertan-Machen" hat also seinen Teil zur Vernichtung der indianischen Nationen beigetragen. Die verstreut lebenden „Horden von Wilden", als die sie zumeist angesehen und verfolgt wurden, besaßen demnach keinerlei Recht, das Land dem weißen Siedler und damit dem „gottgewollten menschlichen Fortschritt" vorzuenthalten. Ohne die geringsten Bedenken und Gewissensbisse und dabei noch zutiefst von ihrer moralischen und sittlichen Überlegenheit überzeugt, nahmen die Siedler von allenthalben aus Europa die Jagdgründe des Roten Mannes in Besitz, um das Land „urbar zu machen" und ihre Familien darauf anzusiedeln. Aus Menschen, die in ihrer Heimat nur zu oft Not und Unterdrückung gelitten hatten, die mithin zu den Opfern gehört hatten, waren so unversehens Täter geworden.

Die deutsche Kolonialpolitik in Afrika

Als sich Otto von Bismarck 1884, dem Wunsch breiter Kreise der deutschen Bevölkerung nachgebend, zur Sanktionierung der durch Privatleute eingeleiteten Koloniegründungen entschloß, wurde das Kanonenboot „Möwe" mit einem Sonderbeauftragten, Generalkonsul Dr. Gustav Nachtigal, dem berühmten Afrikaforscher, in geheimer Mission nach West- und Südwestafrika entsandt. Binnen weniger Wochen war das Deutsche Reich im Besitz dreier afrikanischer Kolonien, Togo, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika.

Togo

An der Sklavenküste, dem heutigen Togo, einem Küstenstreifen, der im Westen von der Goldküste und im Osten von Dahomey begrenzt wird, befanden sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sechs kleine, selbständige Reiche, denen die benachbarten Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich ein wachsendes Interesse entgegenbrachten. In diesem Gebiet hatten sich seit 1880 mehrere deutsche Firmen – aus Bremen und Hamburg – niedergelassen, um den Zollabgaben der britischen Goldküste zu entgehen.[1426] Da sich an den kargen Küstenstrich nach Norden hin ein fruchtbares Hinterland anschloß, das als Käufer und als Lieferant tropischer Produkte zunehmend an Bedeutung gewann, entwickelten sich die Handelsbeziehungen der deutschen Kaufleute mit der einheimischen Bevölkerung recht günstig. Als England und Frankreich sich anschickten, diese noch freien Gebiete in Besitz zu nehmen, baten die Senate Hamburgs und Bremens den deutschen Reichskanzler Mitte 1883 darum, den Schutz der deutschen Interessen in dem von unabhängigen Stämmen, beispielsweise den Ewe, den Guang und

den Ashanti[1427] bewohnten Gebiet durch den Abschluß von Verträgen mit den Häuptlingen und durch Stationierung von Kriegsschiffen zu gewährleisten, eine Bitte, der Bismarck bald darauf entsprach. Als der deutsche Sonderbeauftragte, Generalkonsul Dr. Gustav Nachtigal, am 2. Juli 1884 auf dem Kanonenboot „Möwe" vor Klein-Popo eingetroffen war, begab er sich, um einer eventuellen englischen Intervention zuvorzukommen, unverzüglich nach Bagida und schloß dort bereits am 5. Juli mit König M'lapa von Togo einen „Schutz- und Freundschaftsvertrag" ab, obwohl er hierzu von der deutschen Regierung keineswegs ermächtigt worden war. Nachdem am folgenden Tag in Lomé ein weiterer Vertrag feierlich besiegelt worden war, erstreckte sich das deutsche Schutzgebiet von der englischen Grenze bei Aflao im Westen bis östlich von Klein-Popo. Innerhalb weniger Wochen wurde dann das Hinterland durch verschiedene Expeditionen unter der Leitung von Dr. Hans Gruner, von Carnap-Quernheimb und Dr. Döring in Besitz genommen. „Das Jahr 1897 brachte die Abgrenzung im Osten und Nordosten gegen Frankreich und damit den endgültigen Verzicht auf eine Ausdehnung bis zum Nigerstrome, während Frankreich seinem großen afrikanischen Gebilde die Dahómekolonie angliedern konnte. Der Samoavertrag (1899) regelte die Westgrenze und überließ das altberühmte Salaga den Engländern, das Jahr 1912 brachte die endgültige Abgrenzung gegen Frankreich im Osten und Norden".[1428] Verwaltungs- und Regierungssitz des Schutzgebietes war zunächst der im westlichen Küstenbereich gelegene Ort Bagida, später das bei Anécho liegende Sebe und schließlich, von 1897 an, die Hafenstadt Lome. Der Nationalität nach überwog – abgesehen von den etwa 950.000 Eingeborenen – das deutsche Element: „40 Deutsche und 10 ‚Fremde' in den Jahren 1891/92, 126 Deutsche und 11 Fremde um die Jahrhundertwende, 300 Deutsche und 30 Fremde 1908/09", wobei die meisten Weißen im Küstenbereich wohnten.[1429]

Togo nimmt unter den afrikanischen Kolonien des Deutschen Reiches in zweierlei Hinsicht eine Sonderstellung ein. Zum einen mußten niemals Reichszuschüsse für die Kolonie Togo entrichtet werden, da die Bremer und Hamburger Handelsgesellschaften an der Küste überaus glänzende Geschäfte mit Palmöl, Baumwolle, Kakao, Kaffee und Elfenbein tätigen konnten. Zum anderen kam es – ebenfalls im Gegensatz zu den übrigen afrikanischen Kolonien – zu keinen nennenswerten Aufständen der einheimischen Bevölkerung, da man insgesamt eine moderate Kolonialpolitik verfolgte. Man konnte die ganze Kolonialzeit über auf die Aufstellung einer regulären Schutztruppe verzichten und es bei der Stationierung einer kleinen Polizeitruppe bewenden lassen. Dem Reichskommissar Frankenthal stand, als er in Togo eintraf, zunächst nur der Sekretär Grade und der Polizeihauptwachtmeister Bilcke zur Verfügung. Nur unter großen Bedenken stimmte der Reichstag in Berlin schließlich zu, zwölf Haussa-Krieger als Polizisten in Dienst zu nehmen und mit Mausergewehren auszustatten. Diese Polizeitruppe sollte aber ausschließlich zum Schutz der in Togo ansässigen Europäer Dienst tun und durfte nicht zu Befriedungsaktionen gegen Einheimische eingesetzt werden. Erst unter dem Landeshauptmann Jesko von Puttkamer, der diesen Posten von 1893 bis 1898 innehatte, kam es zu einer Verstärkung der Polizeikräfte, die schließlich bis zum Jahre 1914 auf fünfhundertundsechzig afrikanische Polizisten anstiegen, welche von sechs schwarzen Polizeiwachtmeistern und zwei weißen Offizieren geführt wurden und über drei schwere Maschinengewehre verfügten. Die Polizei unterstand der Zivilverwaltung und kam insgesamt nur zweimal zu einer größeren Aktion in Einsatz. Während diese Truppe im allgemeinen sehr diszipliniert auftrat, „neigten einheimische Hilfspolizisten, die als Gendarme ohne deutsche Aufsicht in den Dörfern walteten, gelegentlich zu Übergriffen, die aber bei Bekanntwerden streng geahndet wurden".[1430]

Kamerun

Weitaus schwieriger war die Lage in Kamerun, wo die deutsche Flagge am 14. Juli 1884 gehisst wurde. Im Gegensatz zu Togo kam es hier schon bald zu erbittertem Widerstand seitens der einheimischen Bevölkerung, da die Deutschen bei der Besiedelung des Landes mit unerbittlicher Härte vorgingen und die Eingeborenen skrupellos ausbeuteten.

Noch Mitte des 19. Jahrhunderts war Kamerun weitgehend britisches Interessen- und Einflußgebiet gewesen. Seit 1868 jedoch unterhielt die Hamburger Firma Woermann am Kamerunfluß eine ständige Handelsstation, der schon bald weitere deutsche Firmen folgten. Der Handel entwickelte sich für die Deutschen in wenigen Jahren so günstig, daß die Firma Woermann bereits 1874 um die Ernennung eines deutschen Konsuls für Kamerun und die Insel Fernando Po bat. England war der Überzeugung, daß Bismarck keine Kolonien wollte und daß sich deutsche Firmen im Notfall an England mit der Bitte um Unterstützung und Schutz wenden würden. Weit mehr befürchtete man in London ein Vordringen der französischen Kolonialmacht in Richtung auf das Nigerbecken. Daher war man sofort bereit, dem Reichskommissar Dr. Nachtigal bei der Ausführung seiner „Mission" behilflich zu sein. Erst als es zu spät war, erkannte England seinen Irrtum und machte Bismarck schwere Vorwürfe, daß er London vorsätzlich getäuscht habe. Nachtigal war bei seiner Inbesitznahme Kameruns mit ganz eindeutigen Instruktionen der deutschen Reichsregierung versehen:

„Die Gründe, welche in diesem Falle für die eigentliche Besitzergreifung namens des Reiches geltend gemacht werden, haben Seine Majestät den Kaiser bewogen, die Proklamierung allerhöchstdessen Protektorats über diesen Küstenstrich und die Einsetzung eines kaiserlichen Commissars mit seiner Zeit näher zu bestimmenden Regierungsbefugnissen zu willigen. Die kaiserliche Oberhoheit ist erst nach deren vertragsmäßiger Anerkennung seitens der eingeborenen Häuptlinge oder aufgrund zuvorheriger Erwerbung in den betreffenden Gebieten seitens Angehöriger des Reichs zu proklamieren. Die interessierten deutschen Firmen haben bereits einige vertragsmäßige Erwerbungen gemacht und können die betreffenden Gebiete daher sofort, vorbehaltlich der bestehenden Rechte Dritter, unter das Protektorat seiner Majestät des Kaisers gestellt werden".[1431] Die „Möwe" mit Gustav Nachtigal ging am 12. Juli 1884 in der Mündung des Kamerunflusses in der Höhe von Bell-Town und Akwa-Town, dem heutigen Duala, vor Anker, und der deutsche Sonderbeauftragte beeilte sich, die Verträge mit den beiden afrikanischen Monarchen des Territoriums, Bell und Akwa unter Dach und Fach zu bringen, um den Engländern zuvorzukommen, die nun ebenfalls eine formelle Inbesitznahme des Gebietes anstrebten.

Mitte Dezember 1884 revoltierten die Häuptlinge Lock Prisco und Green Joss von Hickory-Town gegen den deutschfreundlichen König Bell und damit auch gegen die deutsche Schutzmacht. Letztere machte sich unverzüglich daran, „mit Waffengewalt das Ansehen der Flagge wiederherzustellen und den Deutschen Sicherheit für Leben und Eigentum zu verschaffen".[1432] Ein Expeditionskorps der Kriegsschiffe „Bismarck" und „Olga" von dreihundertzwanzig Mann mit vier Geschützen ging am 18. Dezember mit Waffengewalt gegen Hickory-Town und Joss-Town vor, um beide einzunehmen und das erstere zu brandschatzen, da auch Bell-Town einen Tag zuvor beim Angriff der Rebellen ein Opfer der Flammen geworden war. Nach erbitterten Kämpfen, bei denen die Aufständischen große Verluste zu beklagen hatten, während die deutsche Marine einen Toten und acht Verwundete in ihren Reihen hatte, gelang es den Deutschen, die Ruhe wiederherzustellen. Aufgrund eines Reichstagsbeschlusses ging die deutsche Regierung nunmehr daran, die Verwaltung für Kamerun einzurichten und die Personalwahl zu treffen. Im April 1885 erfolgten die Ernennungen des Freiherrn Julius von Soden zum Gouver-

neur und des Referendars Jesko von Puttkamer zum Kanzler. Während der Amtszeit Sodens ereignete sich in Kamerun nicht viel, jedoch sollte sich dies nur zu bald ändern.

Kamerun verfügte im Gegensatz zu Togo „über fruchtbare Hochländer (...), die für eine europäische Plantagenwirtschaft besonders geeignet waren und daher die Begehrlichkeit großer Handelsunternehmen auf sich lenkten. Interessierte Wirtschaftskreise erkannten bald, daß die Möglichkeiten für profitable Investitionen in Kamerun weitaus günstiger als in den anderen Kolonialgebieten lagen. So wurden in Kamerun in den neunziger Jahren umfangreiche Landkonzessionen erteilt, die früher oder später zum Konflikt mit den Einheimischen führen mußten. Weil die großen Plantagengesellschaften einen wachsenden Bedarf an Arbeitskräften hatten, griff man in zunehmendem Maße zu dem Mittel der Zwangsaushebung, die sich auf das Verhältnis der Afrikaner zur Kolonialmacht ungünstig auswirken sollte".[1433] Entscheidend mitbestimmt wurde die Entwicklung des Schutzgebietes Kamerun durch den bereits mehrfach erwähnten Jesko von Puttkamer, der sein Amt als Gouverneur hier von 1894 bis 1906 innehatte. „Puttkamer war ein vollendeter Autokrat, der seine Aufgaben mit großer Brutalität ausführte".[1434] Während seiner Amtszeit wurde der größte Teil des Landesinneren unterworfen. „In zahlreichen militärischen Expeditionen, die wiederholt die gebotene Menschlichkeit vermissen ließen, wurden die widerspenstigen Stämme gefügig gemacht".[1435] Ein bezeichnendes Beispiel für die brutale und rücksichtslose Vorgehensweise der deutschen Kolonialmacht ist nicht zuletzt der Bau der Residenz des Gouverneurs in Buea. Da Puttkamer – zeitweise von Malariaanfällen heimgesucht – das Klima in der Hafenstadt Duala nicht ertragen zu können glaubte, mußten Tausende von Zangsarbeitern, Männer, Frauen und Kinder, vom Hafen Victoria aus zentnerschwere Zementsäcke in den 30 Kilometer entfernten, 985 Meter hoch am nordöstlichen Abhang des Kamerunberges gelegenen neuen Residenzort schleppen. Wer Ermüdungserscheinungen zeigte und sich ausruhen wollte, wurde von den brutalen Peitschenhieben der Aufseher erbarmungslos weitergetrieben. Die Peitsche war auch ansonsten ein sehr beliebtes Utensil der Kolonialherren in Kamerun. Die Eingeborenen galten als rechtloser Besitz ihrer deutschen Herren, die sie unterdrücken, quälen, prügeln und hinrichten lassen konnten, wann immer sie wollten, ohne daß sie deswegen jemals Gefahr liefen, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Die Sterblichkeitsrate der Eingeborenen lag im Jahre 1902 bei etwa 20 Prozent. Auch die Rechtsprechung war einer europäischen Nation unwürdig und kann nicht anders als barbarisch bezeichnet werden. So wurden beispielsweise des Diebstahls verdächtigte Schwarze, ganz egal, ob ihre Schuld nun erwiesen war oder nicht, als abschreckendes Beispiel öffentlich ausgepeitscht. Eingeborene, die sich gegen eine derartige Behandlung zur Wehr setzten und gegen ihre Herren Widerstand leisteten, wurden nach Folterungen getötet. In Jaunde war zu diesem Zweck eigens eine Mauer errichtet worden, von der die Delinquenten in den Tod gestoßen wurden. Es ist dabei überliefert, daß in einigen Fällen schwarzen Frauen vor der Hinrichtung der Leib aufgeschlitzt wurde, und daß Männer zerstückelt und ihre Körperteile einzeln in den Abgrund geworfen wurden[1436] – dies alles im Namen der deutschen Kolonialmacht. Die zu derartigen „Strafmaßnahmen" abkommandierten Söldner wurden von einem deutschen Kolonialoffizier der ersten Stunde, Leutnant Hans Dominik, befehligt, der sich bei der Unterwerfung von Eingeborenenstämmen einen Namen gemacht hatte und Strafexpeditionen wie einen Jagdausflug anzugehen pflegte: Dominik folgte bei seinen Operationen dem Grundsatz:

„Die (die Eingeborenen) müssen wissen, daß ich ihr Herr bin und der Stärkere, solange sie das nicht glauben, müssen sie es eben fühlen, und zwar hart und unerbittlich, so daß ihnen für alle Zeiten das Auflehnen vergeht; ist das erreicht, dann kann man sie mit der größten Freundlichkeit und Milde behandeln und zu brauchbaren Menschen erziehen".[1437]

Dominiks brutales und unbarmherziges Vorgehen wurde vom Gouverneur von Puttkamer ausdrücklich gebilligt, ja letzterer wies die Truppe nachhaltig an, ihrerseits ebenfalls mit größter Härte gegen aufständische Schwarze vorzugehen. Solange die Ordnungskräfte nicht ausreichten, „wurde auch in Kamerun immer wieder die Marine zu Hilfe gerufen, die (...) mehrfach als Büttel oder als Feuerwehr eingreifen mußte. So gelang es 1893 nur mit Hilfe der Schiffsartillerie und eines Landekommandos des Kanonenbootes ‚Habicht', die Rebellion der Polizeisoldaten aus Dahomey niederzuschlagen, seinerzeit die einzige Streitmacht, die dem Gouverneur zur Verfügung stand".[1438] Die rund 50 Polizisten hatten vor allem deshalb gemeutert, weil man sie nach Einschätzung Gustav Noskes „nicht anders wie Sklaven behandelt, die für den Herrn, der sie bezahlte, ums Sattessen, ohne Lohn zu erhalten, ihre Haut zu Markt tragen sollten".[1439] Aufgrund dieser Ereignisse wurde die 1891 durch den Reichstag genehmigte Polizeitruppe ab 1894 systematisch als Kolonialtruppe ausgebaut, zumal „mit der weiteren Befriedung des ausgedehnten Gebietes (...) die Sicherheitsaufgaben, aber auch die Kämpfe" zunahmen. „Die Sicherheitskräfte wurden deshalb weiter verstärkt und bis zum Ausbruch des Weltkrieges bei der Polizei auf dreißig weiße Offiziere und tausendzweihundert einheimische Polizisten sowie bei der Schutztruppe auf hundertfünfundachtzig Offiziere und tausendfünfhundertfünfzig schwarze Soldaten gebracht".[1440] Ihr Hauptquartier, in dem eine Stammkompanie auch die Rekruten ausbildete, befand sich in Soppo bei Buea. Die neun Feldkompanien mit ihren Artillerieabteilungen waren, teilweise mit zusätzlichen Außenposten, in Duala, Soppo, Fontemdorf, Bamenda, Ebolowa, im Makalande, in Banjo, Garua und Kusseri stationiert, wobei die Stationen teilweise zu Festungen mit hohen Mauern und Ecktürmen ausgebaut waren.

1898 wurden, nach vier Jahren verhältnismäßiger Ruhe, die besitzergreifenden Expeditionen fortgesetzt. Ein Expeditionskorps unter von Kamptz schlägt den „Ngilla" (Oberhäuptling) des stärksten Volkes der Sanangamulde und stürmt dessen Stadt. Der Emir von Tibati, dessen Vasallen die Wute waren, flieht und stirbt nach seiner späteren Gefangennahme in seinem Verbannungsort Duala. 1901 stürmt Hauptmann Kramer von Klausbruch die Stadt Ngaumdere, zieht von dort aus nach Garua und schlägt den Sultan Suberu, während zur gleichen Zeit Oberleutnant Radtke in Bubandjidda einen Sieg über die dortigen Eingeborenen erringt. Die Ermordung eines deutschen Offiziers der Schutztruppe veranlaßt deren Kommandeur, Oberstleutnant Pavel, „über Banjo nach Garua und Dikoa zu marschieren und offiziell von dem deutschen Tschadseegebiet unter Anlegung von Stationen Besitz zu ergreifen".[1441] Bereits 1899 hatte man im südlichen Urwaldgebiet den Reichtum der Gegend an Kautschukbäumen festgestellt, um die es in der Folgezeit – ab 1903 – zu ernsten Unruhen kam, „die mit der Ermordung der deutschen Händler begannen und mit der Bestrafung der feindlichen Stämme endeten".[1442] Ein größerer Aufstand der vereinigten Stämme des Dja- und Njonggebietes ab 1805 konnte erst nach zweijährigem erbitterten Kampf „unter allergrößten Schwierigkeiten und Opfern beendet" werden, und die von „fanatischen Mekkapilgern" östlich von Marua „und von einem ‚zweiten Propheten' am oberen Benué angezettelten ‚religiösen Aufstände'" ließen das Land auch weiterhin nicht zur Ruhe kommen und „machten ‚eine schnelle, blutige Niederwerfung' nötig".[1443]

Zu einem der unliebsamsten Kapitel in der Geschichte der deutschen Kolonie Kamerun kam es in den letzten drei Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Das Verhalten der Deutschen veranlaßte die Dualas, als einziger Stamm „sofort nach Kriegsausbruch auf die Seite der Feinde Deutschlands überzugehen".[1444] 1910 war von der Kolonialregierung die Enteignung und Zwangsumsiedelung der Dualas in neue, vom Wasser abgetrennte Gebiete in die Wege geleitet worden, wobei für diese Maßnahme gesundheitliche Gründe sowie die Verhinderung von Landspekulation ins Feld geführt wurde. Es sollten getrennte Wohnbezirke für Schwarze und Wei-

ße geschaffen werden, außerdem sollte Grund und Boden für die rasch anwachsende wichtige Hafenstadt Duala erschlossen werden. Diese Maßnahmen versetzten die eingeborene Bevölkerung Dualas in große Erregung und Erbitterung, da sie in ihnen einen Bruch des Vertrages von 1884 erblickte, ganz abgesehen von dem hohen Wert ihrer Grundstücke, die ihnen entschädigungslos abgenommen wurden. Die rücksichtslose Siedlungspolitik der Deutschen wurde auch in der Heimat ruchbar, als Ngoso Din, der Sekretär des Häuptlingssohnes Rudolph Manga Bell – dessen Vater hatte seinerzeit den „Schutzvertrag" mit Gustav Nachtigal abgeschlossen – sich heimlich nach Berlin begab, um auf die Notlage seines unterdrückten Volkes aufmerksam zu machen und die Reichstagsabgeordneten um Hilfe gegen die Kolonialherren zu bitten. Telegramme, in denen Rudolph Manga Bell vorher auf die Situation hatte aufmerksam machen wollen, wurden auf dem Postamt Duala von den Kolonialbehörden abgefangen, Manga Bell selbst seiner Häuptlingswürde enthoben. Obwohl sich einige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete seines Abgesandten annahmen, und Ngoso Din seine Petition gegen die Zwangsenteignung seines Volkes im Reichstag vorbringen konnte, waren all seine flehentlichen Bitten um eine Abstellung der Mißstände erfolglos. Ngoso Din wurde unmittelbar nach Verlassen des Reichstagsgebäudes „wegen Hochverrats" verhaftet und unverzüglich nach Kamerun abgeschoben, wo die Polizei schon auf ihn wartete. Zusammen mit Rudolph Manga Bell wurde er unter der falschen und völlig abwegigen Anschuldigung, Kamerun den Engländern überantworten zu wollen, vor Gericht gestellt und im Eilverfahren am 8. August 1914 zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde schon am nächsten Tag vollstreckt, obwohl es in Kamerun und auch in Deutschland ungezählte Proteste gegen das Schandurteil gab.

Deutsch-Südwestafrika

Traurige Berühmtheit erlangte aber vor allem das deutsche Vorgehen in Deutsch-Südwestafrika, welches die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches vollends in Mißkredit brachte. Nicht zuletzt die Geschehnisse in dieser dritten deutschen Kolonie lieferten den siegreichen Alliierten nach dem Ersten Weltkrieg den Vorwand, Deutschland jegliche Befähigung zur Koloniebildung völlig abzusprechen und die deutschen Kolonien „einzubehalten", obwohl Deutschland ihrer wohl auch im Falle einer mustergültigen Kolonialpolitik verlustig gegangen wäre. Die Geschichte der Kolonie Deutsch-Südwestafrika ist zugleich die Geschichte eines stetigen erbitterten Widerstandes gegen die Kolonialherren, die die Rechte der einheimischen Bevölkerung auch hier ständig mit Füßen traten.

Bereits im Frühjahr 1883 hatte Häuptling Fredericks von Bethanien den Abgesandten des Bremer Tabakhändlers Adolf Lüderitz, fünf deutschen Abenteurern unter der Führung des erst 21 Jahre alte Kaufmannsgehilfen Heinrich Vogelsang, einen Großteil seines Landes im Tausch gegen 200 alte Gewehre und 100 Pfund Sterling abgekauft, eine Meeresbucht inklusive fünf Meilen Land von jedem Punkt der Küste aus gerechnet. Auch die Häuptlinge der anderen Eingeborenenstämme, der Hereros, der Bondelswarts, der Namas und der Swartbois, verkauften den Deutschen große Gebiete. Da die deutsche Presse diesen Landgewinn ausführlich kommentierte und Adolf Lüderitz von einem Großteil der deutschen Bevölkerung begeistert als Held der deutschen Kolonialbewegung gefeiert wurde, sah sich Bismarck veranlaßt, das billig erworbene Land im Südwesten Afrikas unter den Schutz von Kaiser und Reich zu stellen. Die Inbesitznahme wurde am 7. August 1884 durch den Kommandanten der Korvette „Elisabeth", Kapitän zur See Schering, offiziell vollzogen. Das Kanonenboot „SMS Nautilus" wurde auf weitere Erkundungsfahrt in die nunmehr nach Lüderitz benannte Bucht entsandt, Man stellte zunächst erst einmal fest, daß die Karte des Lüderitz-Besitzes falsch sei, da Lüde-

ritz statt der in den Kaufdokumenten festgesetzten geographischen Meile (7,4 Kilometer) nur englische Meilen (1,6 Kilometer) in Besitz genommen habe. Die Eingeborenen fühlten sich betrogen, doch all ihre Proteste fruchteten nichts. Die Deutschen beanspruchten nunmehr ein Gebiet, welches viermal so groß war, wie die Eingeborenen verkauft zu haben glaubten.[1445] Deutsch-Südwestafrika, wie die neue Kolonie genannt wurde, wurde im Norden vom Cunene-, im Süden vom Oranje-Fluß und im Osten von der Kalahari-Wüste sowie Englisch-Betschuana-Land begrenzt und hatte eine Bevölkerungszahl von etwa 200.000 Schwarzen, die sich aus den Stämmen der Namas, Damas, Hereros, Bondelswarts, Ovambos und der Witboois zusammensetzten. Die Kolonie, die die Ausmaße des heutigen Namibia erreichte, war etwa eineinhalbmal so groß wie das Mutterland. 1885 wurde der Landgerichtsrat Dr. Heinrich Göring (der Vater des späteren NS-Reichsmarschalls Göring) durch Bismarck zum ersten Reichskommissar der Kolonie ernannt, bereits zwei Jahre später kamen die ersten Siedler und Bauingenieure ins Land.

Erste Auseinandersetzungen

Schon bald darauf aber sah es so aus, als ob Kolonialherrschaft in Deutsch-Südwest zusammenbrechen würde. Schuld daran war nicht zuletzt die Politik der beiden Emissäre des Deutschen Reiches, Dr. Heinrich Göring und Karl Gotthilf Büttner, die Streitigkeiten zwischen einzelnen Eingeborenenstämmen schürten, um die Kolonie um so leichter in Besitz nehmen zu können. So veranlaßten sie den Hererohäuptling Maherero zum Angriff gegen Hendrik Witbooi, den Anführer des gleichnamigen Stammes, der sich beharrlich geweigert hatte, einen „Schutzvertrag" mit dem Deutschen Reich abzuschließen. „Fest steht jedenfalls, daß Göring an der Schlacht von Osona (1885) als Zuschauer teilnahm. Kostenlos verteilte er an die Hererokrieger Tabak und Schnaps. Viele von ihnen sollen alkoholisiert in den Kampf gezogen sein. Göring kümmerte sich auch aufopferungsvoll um die verwundeten Hererokrieger. Maherero war tief beeindruckt".[1446] Zwar mußte Hendrik Witboois, wie von den Deutschen erhofft, eine Niederlage einstecken, doch hielt ihn dies keineswegs davon ab, in der Folge nun seinerseits einen erbitterten Kleinkrieg gegen den mit der Kolonialmacht verbündeten Stamm zu führen, wobei er sorgsam darauf bedacht war, die Deutschen nicht direkt anzugreifen. Gleichwohl war der Kleinkrieg, der von den Witboois äußerst geschickt und zumeist siegreich geführt wurde, auch für die deutsche Schutzmacht mehr als unangenehm, wurde doch offenkundig, daß sie ihrem Teil des Vertrages, nämlich ihren Bundesgenossen Schutz zu bieten, nicht nachzukommen in der Lage war. Mit den Deutschen führte der selbstbewußte Hendrik allenfalls einen „brieflichen" Krieg. Als er wieder einmal ein Gefecht siegreich beendet und dabei auch von den Deutschen an den Gegner gelieferte Waffen erbeutet hatte, schrieb er an den deutschen Reichskommissar:

„Von den Gewehren, die Sie Manasse (dem Kapitän des mit Hendrik verfeindeten Roten Volkes) gegeben haben, habe ich fünf erbeutet. Ich bitte Sie deshalb, mir auch zu der entsprechenden Sorte Munition zu verhelfen. Ich hoffe, daß Sie mich recht verstehen".[1447] Kurze Zeit später folgte ein ironisches Schreiben an Göring:

„Ferner muß ich Ihnen mitteilen, daß ich bei Axanib die deutsche Flagge, die Sie Manassa überreicht haben, erbeutet habe. Sie befindet sich in meiner Verwahrung in Hornkranz. Die Flagge ist eine fremdartige Sache für mich, und ich möchte gerne wissen, was ich damit anfangen soll. Ich frage deshalb bei Ihnen an. Alles, was sonst Manasse gehört, ist mein Eigentum geworden".[1448]

Hendriks Strategie, die Deutschen als unfähige Schutzmacht vorzuführen, ging auf, als die Herero 1888 ihren „Schutzvertrag" mit dem Deutschen Reich widerriefen und um britisches Protektorat nachsuchten. Sie waren durch die ständigen Raubzüge der Witboois nahezu ruiniert; die Deutschen hatten ihnen nicht helfen können, aber ihrerseits kräftigen Nutzen aus dem Vertrag gezogen: Weiße Händler hatten sich in Hereroland niedergelassen und die ersten deutschen Farmer besiedelten das Land. In dieser bedrohlichen Situation zog sich Göring auf britisches Gebiet nach Walfischbai zurück. „Der erste Reichskommissar war davongejagt worden, und zumindest indirekt ging dies auf Hendrik Witboois zurück",[1449] der in der Tat zu diesem Zeitpunkt die Aufrichtung der deutschen Kolonialherrschaft gefährdete wie kein anderer.

Die deutsche Öffentlichkeit – in ihrer nationalen Eitelkeit verletzt – reagierte entsetzt und empört über die erzwungene Flucht Görings, zumal ihm seine Niederlage von einem „unzivilisierten Wilden", von einer „Räuberbande wilder blutrünstiger Hottentotten" zugefügt worden war, wie Hendrik Witboois und seine Gefolgsleute in der Reichspresse apostrophiert wurden. Zeitgenossen, die den schwarzen Kapitän persönlich kannten, urteilten dagegen völlig anders über seine Persönlichkeit und seinen Einfluß: „Allen Besuchern auf Hornkranz imponierte die einzigartige Disziplin unter den Bewohnern, der Genuß von Alkohol war grundsätzlich untersagt. Wenn die Krieger Spirituosen erbeuteten, wurden sie an Ort und Stelle ausgeschüttet. (...) Die Europäer waren es bei anderen Stämmen gewohnt, angebettelt zu werden. Nicht so auf Hornkranz. Dies alles vermochte die Autorität Hendrik Witboois".[1450] Dr. Schwarz, der Chef der ersten Expedition der Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft, der Hendrik im Jahre 1888 in seinem Lager in Hornkranz besuchte, war von dem Häuptling ebenfalls sehr beeindruckt:

„Ist es ein Wunder, daß ein Mann, von dem solche erzieherischen Kräfte ausgehen, auch einen immer wachsenden Anhang findet? Aus einer Handvoll Menschen ist in wenigen Jahren eine ganz kleine Armee von einigen Hundert gut berittenen und mit Hinterladern versehener Krieger geworden und der Zuzug selbst aus fremden Stämmen dauert noch fort. Was aber die Hauptsache ist, diese Leute sind ihrem selbsterkorenen Oberhaupte blind ergeben. Sie glauben an seine Mission und seine Visionen und folgen ihm, noch besonders dazu angefeuert durch seine eigene, in der That ganz außerordentliche Tapferkeit, ohne Zögern selbst in Tod und Verderben".[1451]

Da die Niederlage gegen die Ehre der Nation verstieß, wurden Soldaten nach Südwestafrika geschickt. Gegen Ende des Jahres 1889 traf eine „Schutztruppe" von zunächst 30 Mann unter dem Befehl des Hauptmanns Curt von Francois und dessen jüngeren Bruders, Leutnant Hugo von Francois in Deutsch-Südwest ein, die „als angebliche Forschungsreisende auf englischen Schiffen eintrafen und Südwestafrika über die britische Walfischbai betraten".[1452] Obwohl auf ausdrückliche Anweisung Bismarcks die Truppe Polizeiaufgaben wahrnehmen sollte und nicht zu kriegerischen Unternehmungen bestimmt war, war Curt von Francois gewillt, mit Gewalt gegen die Aufständischen vorzugehen, getreu seiner Auffassung:

„Die Europäer haben eben nicht verstanden, dem Schwarzen gegenüber richtig aufzutreten. Sie haben zuviel Rechte zugestanden, alle Wünsche erfüllt, ohne zu bedenken, daß dieses von den Negern nur als Schwäche ausgelegt wird. Rücksichtslose Schwäche kann hier nur zum Ziel führen".[1453] Francois, der zum Nachfolger des inzwischen abberufenen Dr. Göring ernannt worden war, machte seine Ankündigung wahr. Seine Politik der Stärke war insofern von Erfolg gekrönt, als es ihm gelang, den Herero-Häuptling Maherero zur Erneuerung des „Schutzvertrages" mit dem Deutschen Reich zu bewegen. Für die Hereros jedoch hatte dieser Schritt unmittelbare negative Folgen. Sie mußten ohnmächtig zusehen, wie sich die „Schutztruppe"

des Gebietes um Windhoek bemächtigte – alten Hererogebiets – und dort ein Fort errichtete, das zugleich der Regierungssitz des Reichskommissars war, wodurch Windhuk später die Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas wurde. Bevor Francois sich sodann zum Vorgehen gegen die Witbois entschloß, forderte er Verstärkung für seine Truppe an. Die zeitweilig drohende Gefahr, daß sich die beiden großen Stämme, Hereros und Namas sowie noch andere Stämme gegen die Kolonialmacht Deutschland zusammenschließen könnten, bewog die deutsche Reichsregierung, einer drastischen Verstärkung der „Schutztruppe" zuzustimmen; statt der ursprünglich vorgesehenen hundert Mann trafen zweihundertzwölf Soldaten ein. Im Morgengrauen des 12. April 1893 gingen die deutschen Soldaten gegen Hendriks Lager in Hornkranz vor. Letzterer wähnte sich zu diesem Zeitpunkt im Frieden und hatte nicht einmal Wachtposten aufstellen lassen. Die „Schutztruppe" eröffnete von drei Seiten das Feuer auf die völlig ahnungslosen Schwarzen. Hendrik hat später in einem Brief an den Nachfolger von Francois, Major Leutwein, geschrieben, wie er den hinterhältigen Überfall erlebt hatte, der sich wohl kaum mit dem oftmals beschworenen Ehrenkodex deutscher Soldaten geschweige denn eines deutschen Offiziers vereinbaren ließ:

„Ich lag ruhig in meinem Haus und schlief, da kam Francois mich wachzuschießen, und das nicht um des Friedens willen oder um eine Mißetat, deren ich mich durch Wort und Tat schuldig gemacht habe, sondern darum, daß ich etwas, was allein mein Eigentum ist und worauf ich Recht habe, nicht aufgegeben habe. (...) Solche Taten hatte ich von Francois nicht erwartet, umsoweniger, als ihr weißen Menschen die verständigsten und gebildetsten Menschen seid und uns Wahrheit und Gerechtigkeit lehrt".[1454] Trotz des Überraschungsmoments auf deutscher Seite war diese Aktion militärisch ein völliger Fehlschlag, da Hendrik selbst mit dem größten Teil seiner Männer entkommen konnte. Um diesen Mißerfolg zu vertuschen, den Francois in einem Telegramm nach Berlin als überwältigenden Sieg ausgab, ließ er die gefangenen Frauen und Kinder im Triumphzug nach Windhoek abführen. Ein Beobachter der „Siegerparade" der deutschen Soldaten mit ihren Gefangenen, ein Premierleutnant a.D. von Bülow, der sich gerade in Windhoek aufhielt, schilderte seine Eindrücke:

„Bestäubt und beschmutzt zogen die Krieger hinter ihren drei Führern her, und am Ende der Kolonne folgten 30 bis 40 gefangene Weiber und Kinder unter guter Bedeckung von Soldaten. Alte, hagere Gesichter mit runzliger gelber Haut und todtenkopfartigen Gesichtern, bekleidet mit großen Fellen, in denen sie ihre Säuglinge auf dem Rücken trugen, hübsche, jugendliche Gestalten von 14 bis 17 Jahren, deren große Augen erstaunt umherwanderten und schließlich kleine, nackte, röthlich-gelbe Mädchen machten die Schar der Gefangenen aus. Hinter den Fußgängern kamen mehrere Wagen mit den Beutestücken, von denen nur einige Gewehre von Werth waren, obgleich auch sie zum größten Theil nur Vorderlader von älterer Konstruktion waren, während ein ganz durchschossenes Harmonium mehr komisch als erhebend wirkte. Die Beute an Vieh und Pferden war gering und minderwerthig, und nur die Hühner von Hornkranz, die Verräther an ihren Herrn (die krähenden Hähne hatten den Soldaten den Weg nach Hornkranz gewiesen – Die Verfasser) waren sehr willkommen, da unsere Hühner durchaus nicht legen wollten".[1455]

Hendrik, der sich bisher jeglicher direkter Kampfhandlung gegen die Deutschen enthalten hatte, ging nunmehr zum offenen Kampf gegen die Kolonialherren vor. Unmittelbar nach dem „großen deutschen Sieg" gelang es den Witboois, die den abziehenden Soldaten unbemerkt gefolgt waren, sich eines Großteiles der Pferde der „Schutztruppe" zu bemächtigen. „Während Francois hilflos in Windhoek festsaß und sehnsüchtig auf die in Deutschland bestellten Kanonen wartete, übte Hendrik die Hoheit im Lande aus, konnte den Soldaten sogar vor den Toren Windhoeks eines der für die Witboois typischen Gefechte liefern: blitzartiger Angriff

von verschiedenen Seiten, und dann – welch ein Hohn für die deutschen Soldaten – drehten sie hüteschwenkend ab und ritten davon".[1456] Bei all seinen Kampfhandlungen ließ sich Hendrik jedoch niemals zu einem Angriff gegen Zivilisten hinreißen, er führte seinen Krieg ausschließlich mit den Soldaten. Ein deutscher Händler, der Vieh nach Süden treiben wollte und Hendrik um Erlaubnis für den Viehtrieb bat, wußte zu berichten:

„Witboi wußte genau, daß wir Deutsche waren, mit denen er sich im Krieg befand, und daß er die Ochsen ohne einen Schuß haben konnte, aber wir wußten auch, das Hendrik sein Wort halten würde, und wurden nicht enttäuscht".[1457] Hendrik glückten noch mehrere militärische Operationen, die die deutsche Kolonialmacht in ernsthafte Schwierigkeiten brachten. So gelang es ihm in der Folge, Windhoek völlig von jeglichem Versorgungsnachschub abzuschneiden. Nachdem auch die Verstärkung der Schutztruppe und die Ausrüstung mit Kanonen zu keinem Erfolg führte, da sich die Witboois einer Entscheidungsschlacht durch den Rückzug in das unwegsame Naukluftgebirge entzogen, wurde der inzwischen zum Major beförderte Francois von der Reichsregierung ob seiner Erfolglosigkeit durch Major Theodor Leutwein ersetzt, der am 1. Januar 1894 in Walfischbai eintraf. Dem neuen Befehlshaber gelang es schließlich, nachdem Hendrik auch ihn noch eine Zeitlang hatte hinhalten können, nach einem überaus schwierigen Feldzug, in welchem der Witbooihäuptling sich immer wieder als „genialer Taktiker erwies, der den deutschen Truppen schwere Verluste zufügte",[1458] den Gegner durch die extreme waffentechnische Überlegenheit seiner „Schutztruppe" niederzuwerfen. Den Wiboois wurde das Gebiet um Gibeon als unveräußerliche Reservation zugewiesen. Zwar durften die Krieger ihre Waffen behalten, doch mußten sie der deutschen Kolonialmacht in Zukunft Heeresfolge leisten. In Gibeon wurde zudem eine deutsche Militärstation eingerichtet, die die Aufgabe hatte, den Stamm unter ständiger Kontrolle zu halten. Bis zum Jahre 1904 hielt Hendrik den Vertrag mit den Deutschen ein. Erst im Oktober dieses Jahres sollten die Witbooi unter seiner Führung noch einmal zu den Waffen greifen, um ihren letzten Verzweiflungskampf gegen die Deutschen zu führen.[1459]

Die weitere deutsche Politik gegenüber den Eingeborenen

Theodor Leutwein, „im Gegensatz zu Francois (...) hochgebildet und politisch begabt",[1460] darüberhinaus ein profunder Kenner der britischen Kolonialgeschichte, suchte Nutzen aus den Zwistigkeiten und Fehden der einzelnen Stämme zu ziehen, deren Land gegebenenfalls konfisziert werden konnte. Allmählich wuchs die Zahl der deutschen Siedler an,[1461] und das Land der Hereroo geriet durch eine schlimme Rinderpest im Jahr 1897, die einen Großteil ihrer Herden hinwegraffte sowie eine Malariaepidemie, die ihr Volk dezimierte, immer mehr unter den Zugriff der Kolonisten. Samuel Maherero war gezwungen, Stammesland in großem Maßstab zu verkaufen, da Rinder als Tauschobjekte weitgehend entfielen. So bewahrheitete sich nur zu rasch der Brief, den Hendrik Witbooi 1892 an Häuptling Joseph Frederick von Bethanien geschrieben hatte:

„Ich bin sehr ungehalten über Euch und alle Capitaine von Namaland, die Ihr deutschen Schutz angenommen habt. Die Deutschen lassen sich nun in unserem Gebiet nieder und drängen uns ihre Gesetze auf. (...) Sie verbieten den Menschen, denen diese Gebiete gehörten, das freie Herumstreifen, verbieten ihnen freie Verfügung über ihr eigenes Land, ihre eigenen Weiden, ihr eigenes Wasser. Ich verstehe nicht, was Ihr Capitaine Euch dabei gedacht habt, als Ihr Euch unter den Schutz dieser Menschen stelltet"![1462] Auch der Häuptling der Hereros hatte eine diesbezügliche Warnung Hendriks erhalten, als er seinerzeit den „Schutzvertrag" mit dem Deutschen Reich erneuerte:

„Lieber Kapitän! Diesen Schritt werdet Ihr schwer bereuen; ewige Reue werdet Ihr empfinden, daß Ihr Euer Land und die Regierungsrechte an die weißen Menschen abgetreten habt. Der Krieg, den wir gegeneinander führen, ist nicht so schlimm und schwer, wie Ihr meint und deshalb diesen wichtigen Schritt getan habt. (...) Trotzdem hoffe ich, daß dieser unser Krieg zum friedlichen Ende kommen wird; aber diese andere Sache, daß Ihr Euch der Regierung der Weißen unterstellt habt und noch glaubt, weise gehandelt zu haben, diese Sache wird für Euch sein, als ob Ihr die Sonne auf dem Rücken trüget. (...) Ich weiß nicht, ob Ihr und das Hererovolk die Sitten, Gesetze und Handlungsweise dieser Regierung verstehen werdet, und ob Ihr längere Zeit friedlich und ungestört unter dieser Herrschaft werdet bleiben können. (...) Nun ist es aber auch schon zu spät. Ihr habt ihm bereits die vollen Rechte gewährt".[1463]

Seit 1898 setzte ein regelrechter Run von Europäern auf das angestammte Land der Hereros ein, der durch den Bau zweier Eisenbahnlinien von Swakopmund nach Windhoek beziehungsweise nach Otavi begünstigt wurde. Farbige Zwangsarbeiter mußten unter härtesten Arbeitsbedingungen beim Bau dieser Bahnlinien mitwirken, die ihr Land diagonal teilten. Immer mehr trat den Hereros zudem die Tatsache vor Augen, daß sie vor der totalen Enteignung ihrer Ländereien standen. Herero-Großleute, die im Osten nahe der Missionsstation Otjihaenea wohnten, schrieben 1901 einen verzweifelten Brief an Leutwein:

„Aber nun, sehr geehrter Herr Gouverneur, wo sollen wir bleiben, wenn unser ganzer Fluß und alles Land uns abgenommen wird? Anbei legen wir ein Verzeichnis aller Werften, welche im Gebiete von Otjituepa bis Omitava liegen. Diese alle tränken ihr Vieh im weißen Nossob. Und so fragen wir nochmals, wo sollen alle diese Leute hin? Wir sehen mit Entsetzen, wie ein Platz nach dem anderen in die Hände der Weißen übergeht und bitten wir daher unseren geehrten Herrn Gouverneur unterthänigst, doch keinen weiteren Verkauf hier im Gebiet des Weißen Nosob zu genehmigen und alles Land, welches noch nicht verkauft ist, zu einem großen Hereroreservat zu machen; denn dann sind wir und unsere Kinder geborgen, d.h. wir haben einen Platz, wo wir wohnen können und Gärten machen".[1464]

Gouverneur Leutwein sah die Berechtigung derartiger Wünsche ein und plante in Hereroland eine Reservation um Otjimbingwe und zudem zwei weitere Reservationen für die Nama, dies allerdings eine völlig unzureichende Maßnahme angesichts der „Herrenmentalität" der weißen Siedler, die die Eingeborenen wenn überhaupt dann allenfalls als billige Arbeiter und willfährige Dienstboten in „Deutsch-Südwest" dulden wollten. Es kam auch hier immer wieder zu brutalsten Übergriffen, die Schwarzen wurden mißhandelt, ihre Frauen und Töchter waren nur zu oft Freiwild, etwaige Unbotmäßigkeiten wurden strengstens geahndet. „Betroffen (...) waren in der Zeit vor 1904 in erster Linie die entwurzelten, ohne Stammeszugehörigkeit lebenden Afrikaner, die bei den Europäern in Dienst standen. Aber es konnte auch Großleuten geschehen, wie Asse Riarura, einem der reichsten Okahandja-Herero, der einmal von einem Bäcker in Windhoeck mit dem ‚Schambock', also der Nilpferdpeitsche, blutig geschlagen wurde wegen einer Auseinandersetzung um 2.- Mark. Die Strafe, die der Gouverneur über den Bäcker verhängte, war schwerlich dazu angetan, Gerechtigkeit herzustellen: 20.- Mark Schmerzensgeld für Asse Riarura. Die Prügelstrafe galt als ein probates Mittel der Züchtigung der Eingeborenen. Allenfalls diskutierte man darüber, ob die Nilpferdpeitsche oder das Tauende hier bessere Dienste leisteten, wie verschiedene Dokumente aus dem Aktenbestand des Gouvernements von Deutsch-Südwestafrika offenlegen:

„Die Prügelstrafe ist die einzige Strafe, die der Eingeborene als solche empfindet. Sie entspricht seinem Anschauungs-, seinem Auffassungsvermögen und seinen Sitten. Sie allein wirkt abschreckend auf ihn. Gefängnis – selbst Kettenhaft – ist für den Eingeborenen kaum eine Strafe; im Gegenteil: vielfach mußte leider die Beobachtung gemacht werden, daß Leute, die

zu Gefängnis verurteilt wurden, sich darüber freuten. Geldstrafen verfehlen ebenfalls ihr Wirkung. Der Eingeborene kennt und schätzt den Wert des Geldes noch nicht. So sauer er es oft verdienen muß, so leichtsinnig wirft er es wieder weg". „Durch den mit dem obigen Erlaß dorthin mitgeteilten Erlaß (...) war von meinem Amtsvorgänger die Anordnung getroffen worden, daß bei Vollstreckung der Prügelstrafe gegen Eingeborene der Schambock oder Kibo in Zukunft in allen afrikanischen Schutzgebieten Anwendung zu finden hätte. Diese Anordnung hat von Seiten des Gouvernements von Kamerun und Togo insofern Widerspruch erfahren, als dieselben unter Hinweis auf angeblich bei Benutzung des Schambocks beobachtete schädliche Folgen die Beibehaltung bzw. Wiedereinführung des Tauendes als Züchtungsmittel befürworten. Im gleichen Sinne haben sich einige der hier beteiligten Referenten ausgesprochen. (...) Da der Schambock (Kibo) im dortigen Schutzgebiete schon seit langen Jahren im Gebrauch ist, so ersuche ich das Kaiserliche Gouvernement (in Windhoek – Die Verfasser) ergebenst um eine gefällige Äußerung darüber, ob nach den dort gemachten Erfahrungen die von Gegnern des Schambocks erhobenen Befürchtungen begründet erscheinen (...) Gleichzeitig bitte ich über Art und Herstellung des Schambocks sowie das bei der Züchtigung angewendete Verfahren eingehend zu berichten. Berlin, Auswärtiges Amt, Kolonial-Abteilung".

„An das Kaiserliche Gouvernement in Windhuk: (...) Ich bitte geh., in Erwägung ziehen zu wollen, ob es nicht angebracht erscheint, bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes dahin vorstellig zu werden, die Nilpferdpeitsche als Züchtigungsmittel wieder durch unser altes Tauende zu ersetzen. Wenn ich auch als Freund der Prügelstrafe mir wohl bewußt bin, daß ja gerade eine kräftige Züchtigung erwünscht erscheint, so bin ich in den vier Monaten, in denen nunmehr hier mit Flußpferdpeitschen gezüchtigt wird, doch zu der Überzeugung gekommen, daß diese Art der Züchtigung eine Grausamkeit darstellt, die wohl nicht beabsichtigt worden ist. Es ist fast unvermeidlich, daß von den Hieben der Flußpferdpeitsche Löcher in die Haut gerissen werden und gerade an der Stelle, die dem Menschen und besonders dem Auge des Verletzten am schwersten zugänglich ist. Eine Wundpflege ist daher für den Geprügelten selber recht schwer, die Wunden sind schwer rein zu halten, der Verletzte bedarf des Gesäßes zum Sitzen, die Wunde wird schmutzig, eitert, und der Gezüchtigte bleibt wochenlang arbeitsunfähig. Ich glaube nicht, daß das die Absicht der Kolonialabteilung gewesen ist, als sie die Nilpferdpeitsche einführte. Wie so anders ist die Züchtigung mit dem Tauende. Der Missetäter fürchtet sie sicher ebenso wie die mit dem Koboko. Aber die Folgen sind bei weitem nicht so schwer, sie sind milder, menschlicher und doch von pädagogisch nachhaltigerer Wirkung. Der Schmerz ist heftig, brennt heiß und juckend, aber die Haut wird nur selten verletzt, und die früher einmal zum Ausgangspunkt von allerhand Klagen gemachten ‚Epidermisverluste' treten kaum auf. Das Tauende erscheint mir das Ideal eines Züchtigungsmittels für Disziplinarvergehen, für Entlaufen oder Drücken vor der Arbeit, Beharren im Ungehorsam, gröbliche Verletzung des Pflichtverhältnisses und dergleichen. Die Züchtigung mit der Dickhäuterpeitsche erscheint mir für solche Vergehen zu schwer, man hebt sie gern für schwere Verbrechen auf, und so verliert die Prügelstrafe an Wert: Sie büßte ihre Eigenschaft als Disziplinarmittel ein".[1465]

Wie das obige Beispiel der Ahndung der Mißhandlung des Asse Riarura zeigt, liefen weiße Gesetzesbrecher kaum eine Gefahr schwerer Bestrafung. „Die offizielle Rechtspflege war ein Skandal. Afrikaner wurden bewußt als Menschen zweiter Klasse behandelt, und sie empfanden dies auch".[1466] Leutwein, der eine Statistik über die unterschiedliche Behandlung von Morden beziehungsweise Totschlägen durch Weiße und Afrikaner veröffentlichte, zog daraus den Schluß, „daß das Leben des Weißen höher eingeschätzt worden ist als dasjenige der Eingeborenen".[1467]

Hier im Einzelnen die Statistik:

Während meiner Amtszeit im Schutzgebiet kamen zu Tode

A. Weiße durch Handlungen Eingeborener

Namen	*Sühne*
a) 1894 Engländer Christi	1 Todesurteil und 1 Freiheitsstrafe
b) 1895 ein Reiter der Schutztruppe	6 Todesurteile
c) Bur Smith	2 Todesurteile
d) 1896 Engländer Feyton	1 Todesurteil
e) 1899 Ansiedler Claasen und Dürr	2 Todesurteile
f) 1900 ein weißer Polizist	3 Todesurteile

B. Eingeborene durch Handlungen Weißer

a) 1896 Hottentotten Jantje und Kurieb	1. Instanz: 5 Jahre Zuchthaus 2. Instanz: 3 Monate Gefängnis
b) 1901 Herero Lambert	1 Jahr Gefängnis
c) Herero Kamauru	2 Jahre Gefängnis
d) 1903 Tochter des Häuptlings Zacharias von Otjimbingwe	1. Instanz: Freisprechung 2. Instanz: 3 Jahre Gefängnis[1468]

Ein Auszug aus den Strafverzeichnissen der Bezirksämter des deutsch-südwestafrikanischen „Schutzgebietes" aus den Jahren 1897 bis 1899 gibt weitere Einblicke in die damalige Rechtsprechungspraxis:

Name des Delinquenten	*Straftat*	*Strafe*
Hottentott	wegen Ungehorsams gegen seinen Dienstherrn	10 Schambockhiebe
Campten (Bergdamara)	wegen Viehdiebstahls im Rückfall	50 Stockhiebe 10 Monate Gefängnis / Zwangsarbeit und die Kosten
Fritz	Entwendung einer Flasche Rum	25 Schambockhiebe
Herero Kohorehe	Freche Regen gegenüber einem Polizisten	10 Hiebe
Woykopp	Unverschämte Antwort gegenüber seinem Dienstherrn	20 Schambockhiebe
Kaffer Saul	Zu spätes Melden des Todes eines Pferdes nach dem Verzehr desselben	25 Schambockhiebe
John Murway	Stiftung von Unzufriedenheit, belegte seinen europäischen Vormann mit dem Schimpfnamen „bloody German"	25 Schambockhiebe und 14 Tage Kettenhaft
Hottentott Richter	Entlaufen als Kriegsgefangener	5 Jahre Kettenhaft nebst 25 Schambockhieben
Kapotu (Herero)	Weil er die Ochsen in den Garten laufen ließ	25 Schambockhiebe

Mit deutscher Ordnungsliebe wurde auch eine Statistik erstellt, die einen Vergleich über die in allen afrikanischen Schutzgebieten verhängten Prügel- und Rutenstrafen gibt:

Berichtsjahr	*Deutsch-Ostafrika*	*Kamerun*	*Deutsch-Südwestafrika*	*Togo*
1901/02	3467	315	257	162
1902/03	4735	407	473	181
1903/04	4783	293	340	194
1904/05	5655	367	187	161
1905/06	6322	665	294	290
1906/07	5981	906	336	363
1907/08	4654	924	534	434
1908/09	3746	1334	703	620
1909/10	5799	1513	928	566
1910/11	5509	1909	1262	735
1911/12	5944	2851	1655	733
1912/13	8075	4800		832[1469]

Aufsehenerregend und skandalös war die weitgehende Schonung des Prinzen Proper von Arenberg, eines Offiziers der „Schutztruppe", der bereits in Deutschland wegen Mißhandlung eines Untergeben vorbestraft und zur „Bewährung" nach Deutsch-Südwest geschickt worden war. Er verrichtete seinen Dienst als Kommandeur von Epukiru – an der Grenze zu Betschuanaland – und hatte einen Afrikaner namens Willi Cain wegen angeblichen Viehschmuggels verhaftet. Die Akten der Kolonianabteilung geben über den Fall genaue Auskunft:

„Cain bestritt die erwähnte Absicht, Arenberg ließ ihn fesseln und mißhandelte ihn wegen seines Leugnens mit Faustschlägen ins Gesicht. Später losgebunden, wurde Cain von Arenberg mit Erschießen bedroht, wenn er einen um ihn gezogenen Kreidekreis überschreite; am Nachmittag ritt Arenberg mit dem Gefangenen nach Stampriet. Die Werftleute des Cain wurden entwaffnet, der Vater Cains und 2 andere Leute festgenommen. Nachdem Arenberg abends mit Cain Schnaps getrunken und Jagdgeschichten erzählt, legte er sich schlafen; neben ihm lag Cain. Um 4.00 Uhr früh ging Arenberg mit dem Gefreiten Wieberger und Cain 150 Schritt vom Lager abseits, sprach mit Cain englisch und erklärte Wieberger, Cain habe alles gestanden. Prinz Arenberg will nun, um Cain die ihm angeblich drohende längere Gefängnisstrafe zu ersparen, diesem gestattet haben zu fliehen, er werde aber auf ihn feuern lassen. Tatsächlich lief Cain fort und auf Befehl Arenbergs schoß ihn Wieberger in den rechten Oberschenkel. Cain bricht zusammen, murmelt noch einige Worte, Arenberg schießt ihn mit dem Revolver in den Hinterkopf. Prinz Arenberg und Wieberger gehen ins Lager, kehren mit dem Reiter Baumann nach 5 Minuten zurück. Cain hat sich unter einen Baum geschleppt. Arenberg zieht ihn vor, Cain fragt noch, warum er geschossen werde, Arenberg sagt zu Wieberger: ‚Ich kann nicht mehr anders, er muß totgehen'. Wieberger erhält von Arenberg Befehl, Seitengewehr aufzupflanzen und Cain totzustechen. Arenberg packt Cain an der Schulter und zeigt Wieberger die Herzgegend, dieser sticht zu, Cain sinkt um, erhält noch 2 Stiche von Wieberger und als er noch zuckt, führt Arenberg einen Ladestock durch den Schußkanal im Hinterkopf und bohrt im Gehirn umher. Arenberg befiehlt später noch Unteroffizier Stoll und Wieberger, die anderen Gefangenen unschädlich zu machen; der Befehl wird aber nicht ausgeführt".[1470]

Wäre ein derartiger brutaler Mord von einem Schwarzen an einem Weißen verübt worden, wäre der Täter ohne große Umstände zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Da der Täter aber ein Angehöriger der deutschen „Herrenrasse" und zudem ein Adeliger war, außerdem sein Opfer nur ein Schwarzer, ließ man Gnade vor Recht ergehen: „Dieser Vorfall rief eine derartige Empörung hervor, daß von Arenberg in Windhoek kriegsgerichtlich zu 10 Monaten Gefängnis verurteilt werden mußte. Da aber besonders die sozialdemokratische Presse (in Deutschland) gegen dieses skandalöse Urteil Sturm lief, wurde es schließlich aufgehoben. Nach erneuter Verhandlung in Deutschland wurde von Arenberg im September 1900 zum Tode verurteilt. Der Kaiser wandelte die Todesstrafe in 15 Jahre Zuchthaus um, das später durch Gefängnis ersetzt wurde. Nach dem Ausbruch des Hereroaufstandes (1904) fand man aber in den herrschenden Klassen Deutschlands das Verbrechen von Abensbergs gar nicht mehr so verabscheuungswürdig. Er hatte doch nur das getan, was jetzt die Sache des Militärs war. Der Fall wurde nochmals aufgerollt. Dieses Mal erkannte das Gericht auf Grund des Gutachtens von acht medizinischen Sachverständen sowie des wissenschaftlichen Senats der Kaiser-Wilhelm-Akademie auf Freispruch, da von Arenberg bei Begehung der Tat geisteskrank im Sinne des §51 gewesen sei.[1471] Von der Strafe hatte der ‚hohe Herr' 4 Jahre und 2 Monate abgesessen".[1472]

Alle Ermahnungen des Gouverneurs an seine deutschen Landsleute, die Eingeborenen in Zukunft besser zu behandeln, ihre Rechte nicht zu verletzen und vor allem auch ihre Eigenart zu respektieren waren jedoch leider vergeblich. Samuel Maherero, Oberhäuptling der Hereros, der als einer der ersten einen „Schutzvertrag" mit dem Deutschen Reich abgeschlossen hatte, sah weiterhin genügend Gründe zu bitterer Klage, wie sie in einem Brief an Leutwein zum Ausdruck kam:

„Du weißt, wie viele Hereros durch die weißen Leute, besonders durch Händler mit Gewehren und besonders in Gefängnissen getötet worden sind. Und immer wenn ich diese Sache nach Windhuk zur Sprache brachte, war die Strafe für das Blut meiner Leute nicht mehr als einige Stück Vieh".[1473] Mißhandlungen, Betrügereien und vor allem die Wegnahme ihres angestammten Landes führten zunächst zu Unruhe und schließlich zum allgemeinen Aufstand der Hereros in Deutsch-Südwest. An die Spitze des Aufstandes stellte sich jener Samuel Maherero, dessen Klage unbeachtet geblieben war. Sein Befehl, mit der er zur Eröffnung der Kampfhandlungen aufrief, sah ausdrücklich vor, alle Nichtdeutschen zu schonen:

„Ich bin der Oberhäuptling Samuel Maherero. Ich habe ein Gesetz erlassen und ein rechtes Wort, und bestimme es für alle meine Leute, daß sie nicht weiter ihre Hände legen an folgende: Bastards, Bergdamara, Namas, Buren. An diese legen wir unsere Hände nicht. Ich habe einen Eid dazu geschworen, daß diese Sache offenbar werde, auch nicht den Missionaren".[1474] Wie der Großmann Daniel Kariko später bestätigte, bestand auf Seiten der Herero zudem der erklärte Wille, neben den Missionaren auch alle Frauen und Kinder zu schonen:

„Auf unseren geheimen Zusammenkünften beschlossen unsere Häuptlinge, das Leben aller deutschen Frauen und Kinder zu schonen. Auch die Missionare sollten verschont werden. (...) Nur deutsche Männer wurden als unsere Feinde betrachtet".[1475] Die Kampfhandlungen begannen für die Kolonialherren völlig unerwartet, etwaiges auffälliges Verhalten der Hereros wurde fehlinterpretiert: „Zwar war den Händlern bereits seit ein paar Tagen vorher aufgefallen, daß sich die Hereros auf Kredit mit allen möglichen Sachen eindeckten: Sattel, Zaumzeug, Kleidungsstücke, bis alle Läden nahezu leer waren, doch interpretierten sie die plötzliche Kauflust nach dem Bericht einer Händlerfrau, die beim Aufstand verschont wurde, völlig anders:

„Ich ging mit meinem Mann nach dem Store und übergab ihm die Bücher. Immer bedenklicher schüttelte er den Kopf, als er las: ‚Warme Decken, Strümpfe, Hemden – sie rüsten sich ja ganz aus, wie zur Reise; so ist es am Ende doch wahr, was man munkelt, daß sie nach Betschuanaland auswandern wollen. Nun, kriegen werden wir sie da auch, und sie müssen bezahlen'". Auf Mahereros Seite standen etwa achttausend Männer bereit, die sich durch eine eventuelle Teilnahme weiterer Stämme auf rund zehntausend vermehren ließen. Vielleicht ein Drittel von ihnen war mit modernen Hinterladern ausgerüstet und verfügte über ausreichende Munition. Weitere moderne Waffen und Munition fielen den Hereros jedoch durch die Überfälle auf die Deutschen in die Hände, „so daß die deutschen Streitkräfte mit einem gut bewaffneten Feind rechnen mußten, der sich über die südafrikanische Grenze und durch Überfälle auf deutsche Truppen weiter versorgen konnte".[1476] Da der ganze Stamm der Hereros, das heißt mit Frauen, Kindern und Rinderherden in den Krieg aufgebrochen und auf die wenigen verfügbaren Wasserstellen angewiesen waren, hatten sie große logistische Probleme zu bewältigen. Sie besaßen zudem keine modernen Kommunikationsmittel noch schwere Waffen, etwa Artillerie. Diese Nachteile wurden aber am Anfang dadurch ausgeglichen, daß sie das Land genauestens kannten und ihre ausgezeichneten Augen jede Bewegung in dem unüber-

sichtlichen Gelände sehr schnell erfaßten. Die Schwarzen verstanden sich meisterhaft zu tarnen, Deutsch-Südwestafrika war zudem wie kaum ein anderes Land für Hinterhalt und Guerillakampf geeignet. Die deutsche Artillerie war in dem Dornbuschgelände nur bedingt einsatzbereit. Auch die einheimischen Hilfstruppen, die den Deutschen bei früheren Aufständen als Aufklärer zur Verfügung gestanden hatten, waren wegen der Ausbreitung des Aufstandes kaum mehr zur derartigen Diensten bereit. Deutsche berittene Spähtrupps, häufig von Offizieren angeführt, waren ein beliebtes Angriffsziel der Hereros und erlitten besonders hohe Verluste.

Der hervorragend geplante, gut organisierte und feldplanmäßig durchgeführte Aufstand brach in der Nacht zum 12. Januar 1904 nördlich von Windhoek, in Okahandja aus. Zunächst wurden alle Telephon- und Telegraphenleitungen zur Hauptstadt sowie zu den Stationen der „Schutztruppe" durchgeschnitten, als nächstes die Eisenbahnlinie von Swapokmund nach Windhoek an mehreren Stellen zerstört. Der nächste Schlag richtete sich gegen die Farmen der deutschen Siedler, wobei alle deutschen Männer getötet wurden, soweit man ihrer nur habhaft werden konnte. Auch die am Waterberg gelegenen kleinen Militärstationen waren ein Ziel der Aufständischen, die die dort stationierten Besatzungen niedermachten, plünderten und die Stationen sodann zerstörten. In den ersten Tagen fielen 123 Weiße, von wenigen Ausnahmen abgesehen deutsche Männer, der lang aufgestauten Wut und Erbitterung der Hereros zum Opfer. Von Seiten der Siedler hatte man den Angreifern nichts entgegenzusetzen, da der größte Teil der „Schutztruppe" sich unter dem Kommando des Gouverneurs auf einem Feldzug gegen die Bondelzwarts im äußersten Süden des Landes befand, die sich vor einiger Zeit ebenfalls erhoben hatten.[1477] Zwar gelang Leutwein der Abschluß eines Waffenstillstandes mit den letzteren, doch mußten sich die deutschen Truppen zunächst auf einen reinen Verteidigungskrieg beschränken und versuchen, die bedrohten Militärstationen in Okahandja und Omaruru zu entsetzen. Der zahlenmäßigen Übermacht der Hererokrieger hatten die nicht einmal 800 „Schutztruppler" außerdem nichts entgegenzusetzen. Im Lande selbst wurden von deutscher Seite zunächst erst einmal tausendeinhundertfünfzig Reservisten ausgehoben. Am 18. Januar 1904 wurden vom Reichstag in Berlin die ersten Verstärkungen genehmigt, darunter zwei Millionen Mark zur Entschädigung der betroffenen Farmer.

Das militärische Aufgebot der Deutschen

Das militärische Aufgebot in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika nahm sich wie folgt aus:

1885:	3 Reichsbeamte
1888:	20 Soldaten
1890:	50 Mann
	250 Mann

Zu Beginn des Jahres 1904, vor Ausbruch des Hererokrieges, befanden sich in Deutsch-Südwestafrika:

- 27 Offiziere
- 9 Sanitätsoffiziere
- 3 Veterinäre
- 1 Zahlmeister
- 729 Mann
- 800 Pferde.

Nach Ausbruch des Aufstandes wurde die Feldtruppe verstärkt durch:

- 34 Offiziere
- 730 ausgebildete Mannschaften der Reserve und Landwehr
- 138 Landsturmpflichtige
- 239 Kriegsfreiwillige

März/ Anfang April 1904 trafen als Verstärkung aus dem deutschen Reich in Deutsch-Südwestafrika ein:
- 55 Offiziere und Ärzte
- 11 Beamte
- 1164 Mann
- 1200 Pferde
- 18 Feldgeschütze
- 1 Maschinenkanone.

Am 30. April wurden in Hamburg nach der Kolonie eingeschifft:
- 650 berittene und 500 unberittene Mannschaften
- 2 Feldbatterien
- 4 Geschütze
- 1 Maschinengewehrabteilung
- 3 Funktelegraphenstationen
- 1 Verstärkung der Eisenbahntruppe.

In den Monaten Mai und Juni 1904 erfolgten fünf weitere Truppentransporte aus dem Deutschen Reich, bestehend aus insgesamt:
- 169 Offizieren, Ärzten, Beamten
- 2185 Mann
- 2126 Pferden.[1478]

Schließlich hatte die deutsche Kolonialmacht auf dem Kriegsschauplatz Südwestafrika über 15.000 Mann zusammengezogen. Eine Besonderheit der „Schutztruppe" in Deutsch-Südwest ist die Tatsache, daß es – im Gegensatz zu den anderen Kolonien – auch in den unteren Rängen deutsche Schutztruppensoldaten gab, die als Freiwillige des Landheeres im Deutschen Reich in die Kolonie kamen.

Die „Schutztruppe" gliederte sich folgendermaßen:[1479]

a) Friedensgliederung im Jahr 1903
- Kommandeur: Oberst Leutwein
- Stellvertreter: Hauptmann von Fiedler
- 1. Feldkompanie / Windhuk (Oberleutnant von Stillfried)
- 2. Feldkompanie / Omaruru (Hauptmann Franke)
- 3. Feldkompanie / Keetmannshoop (Hauptmann von Koppy)
- 4. Feldkompanie / Outjo (Hauptmann Kliefoth)
- Gebirgsbatterie / Okahandja (Hauptmann von Heydebreck)

b) Kriegsgliederung Anfang April 1904
- Kommandeur: Oberst Leutwein
- Generalstab: Hauptleute Salzer und Bayer

Hauptabteilung
- Chef: Oberst Leutwein (ab 17. April: Major von Estorff)
- 4. Feldkompanie (Oberleutnant Epp)
- 2. Kompanie des Marine-Expeditionskorps (Hauptmann Schering)
- 2. Feldkompanie (Hauptmann Franke)
- 6. Feldkompanie (Hauptmann von Bagenski)
- 1. Feldkompanie (Oberleutnant von Stillfried)
- 5. Feldkompanie (Hauptmann Puder)

Maschinengewehrabteilung
- (Leutnant von Saurma)

Feldartillerieabteilung
- (Hauptmann von Heydebreck)
- 3. Feldbatterie (C96) (Oberleutnant Bauszus)
- Bastardabteilung (Oberleutnant Böttlin)
- 2. Feld-(Geb.) Batterie (Leutnant von Hirschberg)
- 1. Feldbatterie (5,7cm; Hauptmann von Oertzen)
- Witboiabteilung (Leutnant Müller von Berneck)

Ostabteilung
- Chef: Major von Glasenapp
- 4. Kompanie des Marine-Expeditionskorps (Hauptmann Lieber)
- 1. Kompanie des Marine-Expeditionskorps (Hauptmann Fischel)
- Berittene Abteilung (Oberleutnant von Winkler)
- Artillerieabteilung (Oberleutnant z.S. Mansholt)
- Schutztruppenkompanie (Oberleutnant von Brockdorff)

Der Verlauf der Kämpfe

Samuel Maherero war sich durchaus darüber im Klaren, daß seine Erfolgsaussichten gegen die bestens ausgerüsteten und gut ausgebildeten deutschen Soldaten auf Dauer sehr gering waren, auch wußte er nur zu gut, „daß ihm wegen der Ermordung der deutschen Männer ein erbarmungsloser Kampf bevorstand, bei dem weder Gefangene noch Verwundete geschont wurden und das Schicksal seines Stammes auf dem Spiel stand".[1480] Überall machte sich eine Pogromstimmung gegenüber den Hereros breit, schien doch das weitverbreitete und jetzt von offizieller Seite durch die Propaganda durchaus noch genährte Vorurteil Bestätigung gefunden zu haben, „daß es sich bei den Schwarzen um bestialische Untermenschen handelte".[1481] Ein deutscher Missionar Eiger gab seinen diesbezüglichen Befürchtungen Ausdruck:

„Die Deutschen sind erfüllt von einem furchtbaren Haß und schrecklichem Rachedurst, ja ich möchte sagen Blutdurst gegen die Hereros. Man hört in dieser Beziehung nichts als: ‚aufräumen, aufhängen, niederknallen bis auf den letzten Mann, kein Pardon' etc. Mir graut, wenn ich an die nächsten Monate denke. Die Deutschen werden ohne Frage schreckliche Rache nehmen".[1482] Stimmen wie die eines Farmers Conrad Rust in den „Alldeutschen Blättern", einem auflagestarken Sprachrohr imperialistischer Bestrebungen, waren durchaus keine Seltenheit:

„Für solch ‚teuflisches Treiben (der Aufständischen), für solch' unbarmherziges Rauben, Morden und Schänden kann es nur eine Strafe geben: den Tod. Darum: Tod den Mördern, Räubern, Plünderern; Tod denen, die dazu anfeuern, und den Tod von heulenden Hyänen, die an den Greueltaten Wohlgefallen finden. Wer da von Schonung spricht, ist ein Verräter an der weißen Menschheit, ein Verräter an seiner Rasse, ein Verräter an der guten Sache, für die Deutschlands Söhne – Kolonisten und Soldaten – Gut und Blut einsetzten! – Aber unsere, der Kolonisten Forderung geht noch weiter. Von den überlebenden Mördern, die wir ja kennen, müssen an derselben Stelle, wo sie gemeuchelt, für jeden erschlagenen Weißen mindestens fünf Stück aufgehängt werden, eine Strafe, die im Hinblick auf das, was sie verbrochen, als äußerst milde bezeichnet werden muß. Zu solchen Maßnahmen zwingt die Notwendigkeit, zwingt das sich im Selbsterhaltungstrieb offenbarende, eherne Naturgesetz. Für den Rest, die Überlebenden: Frondienst, bis diese Nobili sich bewußt geworden sind: der Weiße, und ganz speziell der Deutsche ist Herr und nicht gesonnen, seine Herrschaft abzutreten".[1483]

Gouverneur Leutwein übertrug die militärische Führung gegen die Hereros dem Hauptmann Viktor Franke, einem erfahren Militär, der mit der 2. Feldkompanie „in einem beispiellosen Siegeszuge" eingeschlossene Ortschaften entsetzte, Bahnverbindungen wieder freikämpfte und schließlich mit der Erstürmung des „Kaiser-Wilhelm-Berges" bei Okahandja die „glänzendste Waffentat des Hererokrieges" seitens der Deutschen vollbrachte, insgesamt also die Initiative des Handelns für die „Schutztruppen" wiedergewann.[1484] „In der Bewunderung der Leistungen der Truppe des Hauptmanns Franke wurde dabei allzu leicht übersehen, daß die Herero, wie das Beispiel des Kampfes um Omaruru und den Kaiser Wilhelm-Berg bei Okahandja deutlich zeigte, keineswegs mehr das Bild einer in sich zerrissenen, nur auf den Nutzen

des eigenen Unterstammes und der eigenen Sippschaft bedachten, verweichlichten und vor der Macht des weißen Mannes sich beugenden Nation boten:

Es war eine gewandelte Nation, die hier erstmals den Deutschen geschlossen gegenübertrat, eine Nation, die in seltener Einmütigkeit und Disziplin, mit Zähigkeit und Tapferkeit zu kämpfen verstand, wenn es galt, die nationale Freiheit, die Heimat und die Viehherden gegen den Zugriff des weißen Mannes zu verteidigen, so daß bei Eingeweihten böse Vorahnungen über die Härte und die Dauer der bevorstehenden weiteren Kämpfe aufkamen".[1485] Die deutschen Soldaten führten nunmehr einen blutigen Rachefeldzug gegen die Hereros. Zudem stand das Prestige des Reiches auf dem Spiel, wenn es nicht gelang, einen kleinen aufsässigen Stamm niederzuwerfen. „Der Kaiser schaltete sich persönlich ein, die Leitung der Operationen wurde dem Generalstab übertragen (...). Die Führung der allmählich auf Divisionsstärke anwachsenden Truppe mit Tausenden von Reitern und Tragetieren, mehreren Artillerieabteilungen und umfangreichen logistischen Verbänden wurde Anfang Mai dem Generalleutnant von Trotha übertragen, einem erfahrenen Divisionskommandeur, der sich bereits in Deutsch-Ostafrika und in China bewährt hatte".[1486] Leutwein, der wegen seiner verschiedentlichen Niederlagen gegen die Hereros vom Generalstab einen scharfen Tadel hatte einstecken müssen, blieb aber Gouverneur. War Leutwein immer um einen Ausgleich zwischen den Deutschen und den Schwarzen in Südwestafrika bemüht gewesen, vertrat der neue Oberbefehlshaber der Schutztruppe die Auffassung, daß es sich um einen „Rassenkampf" handelte, den es mit aller Brutalität und Gewalt zu führen galt, um den Gegner zu vernichten:

„Ich kenne genug Stämme in Afrika. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, daß sie nur der Gewalt weichen. Diese Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst Grausamkeit auszuüben, war und ist meine Politik. Ich vernichte die aufständischen Stämme mit Strömen von Blut und Strömen von Geld".[1487] Lothar von Trothas eindeutiger Auftrag an seine Soldaten lautete, den „hochmütigen Kaffernstamm" ein für allemal zu vernichten. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr häuften sich die Grausamkeiten der deutschen „Schutztruppler". In sozialdemokratischen Zeitungen wurden bereits Briefe deutscher Soldaten vom Kriegsschauplatz veröffentlicht, wie der des Sohnes eines Trierer Schneidermeisters, der unter anderem die folgenden Sätze enthielt: „Wir dürfen keine Gefangenen machen. Alles, was lebend ist und schwarze Farbe hat, wird niedergeschossen".[1488] Ausgehend von diesem Bericht geißelte der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete August Bebel die Kampfweise der deutschen „Schutztruppe":

„Wenn der junge Mann aus Trier recht hat, geht man in Südwestafrika sogar weiter (als im Boxeraufstand in China); man soll nicht nur keine Männer gefangen nehmen, sondern alles, was schwarze Farbe hat, soll niedergeschossen werden, also demnach auch Frauen und Kinder. Meine Herren, wenn das in der Tat die Kampfweise der Deutschen in Südwestafrika sein sollte, dann wäre sie nicht nur barbarisch, dann wäre sie bestialisch".[1489] Zwar gab es niemals einen offiziellen Befehl, keine Gefangenen zu machen und auch Frauen und Kinder ohne Mitleid niederzumachen, doch war ein derartiges Vorgehen schon unter Leutwein gängige Praxis gewesen, wie er auf Anfrage der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt zugeben mußte:

„Daß indessen auch auf seiten unserer Soldaten, nach allem, was vorgefallen ist, nicht mit besonderer Schonung vorgegangen wird, ist nur naturgemäß. (...) Bei dieser Sachlage ist es nicht zu verwundern, wenn die Gelegenheit, unverwundete Gefangene zu machen, während der Kriegshandlungen sich überhaupt nicht ergeben hat".[1490] Die Aufständischen zogen sich angesichts der ungeheueren, bestens ausgerüsteten Streitmacht der Deutschen in das Gebiet südlich des Waterberges zurück, um hier hinhaltenden Widerstand leisten zu können. Nachdem von Trotha, dessen Ehrgeiz darin bestand, „den Widerstand des Gegners ‚durch einen

großen Schlag zu brechen,'"[1491] seine Truppen noch durch erneuten Zuzug aus dem Reich hatte verstärken können, holte er zum entscheidenden Schlag aus und ließ die Hereros in ihrem Refugium einschließen, wobei er südöstlich des Waterberges nur eine dünne Postenkette Stellung beziehen ließ. Seine Hoffnung ging nämlich dahin, daß die Aufständischen an dieser Stelle durchbrechen und in die Omaheke, ein riesiges wasserloses Sandfeld flüchten würden, wo sie rettungslos dem Verderben preisgegeben waren. „Nach den Schlachten von Okanjira und Oviumbo vollzog sich im August 1904 am Waterberg ‚das große Drama (...) das den Untergang einer Nation bedeutete'".[1492] Diese Absicht wird im Generalstabswerk über den Hererokrieg gang unverhohlen zugegeben:

„Sollten die Herero indessen versuchen, hier durchzubrechen, so mußte ein solcher Ausgang der deutschen Führung um so erwünschter sein, als dann der Feind freiwillig in sein Verderben rannte".[1493] Trotha ließ seine Soldaten am 12. August zum entscheidenden Angriff gegen die Belagerten antreten.[1494] Zunächst wurde der Waterberg nach klassischem Muster stundenlang unter Artilleriebeschuß genommen und sturmreif geschossen; zur Durchführung des Angriffs hatten die Deutschen nämlich ihre Geschütze in Stellung gebracht, die jeweils von zwölf Mauleseln als Zugtiere herangeführt worden waren. Diesen Waffen und den zwölf mitgeführten Maschinengewehren konnten die Hereros lediglich einige Mausergewehre neueren Datums sowie alte Vorderlader entgegensetzen, wobei sie die letzteren mit selbstverfertigter Munition luden. Trotz der drückenden deutschen Überlegenheit konnten sich die Hereros, deren Schießkünste weitaus besser waren als erwartet, zwei Tage lang halten. Schließlich erfolgte jedoch der von Trotha erwartete Ausbruch durch die deutschen Reihen in die Omaheke.[1495] Gleichwohl kam der Kampf am Waterberg strategisch einer deutschen Niederlage gleich. „Dem Feind, dessen Gefechtsverluste am Waterberg nachweislich nur ca. 120-150 Gefallene betrug, war es gelungen, dem von General von Trotha beabsichtigten ‚Vergeltungsschlag à la Sedan oder Cannae', wenn auch unter Verlust eines Großteils seiner Habe und seines Viehs zu entkommen; zurückgeblieben waren Kranke und Alte, Schwache und ein Teil der Kinder und Frauen. Der Abzug der Herero vollzog sich allerdings fluchtartig".[1496] Die Gesamtverluste der Deutschen an Toten und Verwundeten am Waterberg betrugen zwölf Offiziere und sechsundachtzig Mann. Den Hereros aber stand die eigentliche Tragödie erst noch bevor. Die deutschen Truppen stießen bei ihrem Zurückweichen sofort nach und machten sich auf eine unerbittliche Hetzjagd des geschlagenen Feindes, um ihm keine ruhige Minute der Überlegung und Ruhepause zu gönnen. Hauptmann Bayer vom Hauptquartier, ein Zeuge der Flucht, berichtete darüber:

„Wohl hundert Meter breit zeichnete sich der niedergetretene Fluchtweg des Feindes ab. Hier war das ganze Volk (...) in eiliger Flucht gezogen. Deutlich sah man die Beweise der verzweifelten, kopflosen Hast, mit der die Hereros davongeeilt waren, nur darauf bedacht, das Leben zu retten und aus dem Wirkungsbereich der ‚großen Rohre' zu kommen".[1497] Der Waffengang wurde später im Generstabsbericht mit hohlem Pathos, die Tapferkeit der „Schutztruppe" verklärend, andererseits auch die unnötige Grausamkeit des deutschen Vorgehens entlarvend, folgendermaßen gewürdigt:

„Die Verfolgung der Hereros, insbesondere der Vorstoß (...) in das Sandfeld, war ein Wagnis gewesen, das von der Kühnheit der deutschen Führer, ihrer Tatkraft und verantwortungsfreudigen Selbsttätigkeit ein beredtes Zeugnis ablegte. (...) Die kühne Unternehmung zeigte die rücksichtslose Energie der deutschen Führung bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes in glänzendem Lichte. Keine Mühen, keine Entbehrungen wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben; wie ein halb zu Tode gehetztes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schließlich willenlos ein Opfer der

Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes. (...) Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Betschuanalandes vorstießen, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdursteter Heereszüge. Das Röcheln der Sterbenden und das Wutgeschrei des Wahnsinns (...) sie verhallten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit! Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden. Die Hereros hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein".[1498] Um nichts dem Zufall zu überlassen und ganz sicher zu gehen, daß wirklich so wenig wie möglich Hereros entkamen, ließ von Trotha die Wüste im Süden und Westen mit einem 250 Kilometer langen Absperrgürtel seiner Soldaten versehen, der bis Mitte 1905 aufrechterhalten wurde. Seine weitere Strategie legte er in einem Brief vom 4. Oktober 1904 an den Generalstabschef der preußischen Armee, Alfred Graf von Schlieffen dar:

„Es fragt sich nun für mich nur, wie ist der Krieg mit den Hereros zu beendigen. Die Ansichten darüber gehen bei dem Gouverneur und einigen ‚alten Afrikanern' einerseits und bei mir andererseits gänzlich auseinander. Erstere wollten schon lange verhandeln und bezeichnen die Nation der Hereros als notwendiges Arbeitsmaterial für die zukünftige Verwendung des Landes. Ich bin gänzlich anderer Ansicht. Ich glaube, daß die Nation als solche vernichtet werden muß, oder, wenn dies durch taktische Schläge nicht möglich war, operativ und durch die weitere Detail-Behandlung aus dem Land gewiesen wird. Es wird möglich sein, durch die erfolgte Besetzung der Wasserstellen von Grootfontein bis Gobabis und durch eine rege Beweglichkeit der Kolonnen die kleinen nach Westen zurückströmenden Teile des Volkes zu finden und sie allmählich aufzureiben. (...) Ich habe gestern, vor meinem Abmarsch, die in den letzten Tagen ergriffenen Orlog-Leute, kriegsgerichtlich verurteilt, aufhängen lassen, und habe alle zugelaufenen Weiber und Kinder wieder in das Sandfeld (...) zurückgejagt. (...) Sie müssen jetzt im Sandfeld untergehen, oder über die Betschuanagrenze überzugehen trachten. Dieser Aufstand ist und bleibt der Anfang eines Rassenkampfes, den ich schon 1897 in meinen Berichten an den Reichskanzler vorausgesagt habe".[1499] Zwei Tage vorher, am 2. Oktober 1904, hatte von Trotha seinen berüchtigten Schießbefehl erlassen:

„Ich, der große General der deutschen Soldaten, sende diesen Brief an das Volk der Herero. Herero sind nicht mehr deutsche Untertanen. Sie haben gemordet, gestohlen, haben verwundeten Soldaten Ohren und Nase und andere Körperteile abgeschnitten und wollen jetzt aus Feigheit nicht mehr kämpfen. Ich sage dem Volk. Jeder, der einen der Kapitäne an einer meiner Stationen als Gefangenen abliefert, erhält 1000 M; wer Samuel Maherero bringt 5000 M. Vom Volk der Herero muß jeder das Land verlassen. Wenn das Volk dies nicht tut, so werde ich es mit dem groot Rohr dazu zwingen. Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero, mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen. Ich nehme keine Weiber und Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück oder lasse auf sie schießen. Das sind meine Worte an das Volk der Herero. *Der große General des mächtigen Kaisers: Trotha.* Dieser Erlaß ist bei den Appells den Truppen mitzuteilen, mit dem Hinzufügen, daß auch der Truppe, die einen Kapitän fängt, die entsprechende Belohnung zuteil wird, und daß das Schießen auf Weiber und Kinder so zu verstehen ist, daß über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß dieser Erlaß dazu führen wird, keine männlichen Gefangenen mehr zu machen, aber nicht zu Greueltaten gegen Weiber und Kinder ausartet. Diese werden schon fortlaufen, wenn zweimal über sie hinweggeschossen wird. Die Truppe wird sich des guten Rufes des deutschen Soldaten bewußt bleiben. *Das Kommando, gez. V. Trotha, Generalleutnant*".[1500]

„Das Zurücktreiben in die Wüste war trotz der Differenzierung, die von Trotha zwischen Männern auf der einen, Frauen und Kinder auf der anderen Seite machte, tödlich",[1501] zumal nach einigen Tagen berittene Patrouillen Jagd auf eventuell Überlebende machten und herumirrende Hereros niedermachten. Zwei Monate lang durchstreiften die Verfolger zu Fuß, zu Pferde und sogar auf Kamelen die Wüste. Das unmenschliche Vorgehen der Deutschen schokkierte die Welt, und als das Ausmaß der Vernichtung in vollem Umfang auch im Reich bekannt wurde, löste dies in weiten Kreisen der Bevölkerung größte Empörung und Entsetzen aus. Schätzungen ergaben, daß allein 55.000 Hereros von deutschen Soldaten auf die eine oder andere Weise umgebracht wurden, sei es, daß sie direkt erschossen oder massakriert wurden, sei es, daß sie an Hunger und Erschöpfung starben oder verdursteten. Demgegenüber hatte die deutsche „Schutztruppe" insgesamt lediglich 1662 Tote zu beklagen, von denen zudem 680 durch Krankheiten gestorben waren. August Bebel hat am 30. Januar 1905 scharf mit der deutschen Vernichtungspolitik abgerechnet:

„Meine Herren, dieser Krieg ist auch von unserer Seite mit großer Rücksichtslosigkeit geführt worden. Es ist erklärt worden, die Eingeborenen müßten vernichtet werden – nicht nur waffentragende Männer, auch die Frauen und Kinder. (...) Nun sagt man – ‚Ja, aber die Greueltaten der Eingeborenen'! – Diese Greueltaten leugnet niemand. Aber erst durch die Greueltaten von unserer Seite (...) ist das Volk der Eingeborenen zum Äußersten getrieben worden und hat seinerseits mit Greueltaten geantwortet. (...) Wenn es einmal vor der Geschichte ein Abwägen von Schuld und weniger Schuld gibt, dann kann kein Zweifel bestehen, daß das größere Maß an Schuld auf unserer Seite ist".[1502]

Wilhelm II. gab schließlich – wenn auch nur äußerst widerwillig – dem Druck nach und erließ am 8. Dezember 1904 einen Erlaß, demzufolge der Kaiser an jenen Hereros, die sich den deutschen Behörden freiwillig stellten „Gnade üben" werde. „14.000 Hereros, Männer Frauen und Kinder ‚konnten gesammelt werden'. Was die mitbrachten, waren drei Pferde. Ihre Viehbestände lagen verdurstet in der Omaheke. Unterstaatssekretär von Lindequist schätzte im Dezember 1905, daß zwei Drittel des Hererovolkes umgekommen seien, eine Größenordnung, die mit ziemlicher Sicherheit zu niedrig gegriffen war, wurden doch am 1. Januar 1908 im Schutzgebiet nur 16.360 Hereros gezählt. Folglich mußten drei Viertel des Volkes dem Vernichtungskampf zum Opfer gefallen sein".[1503] Diejenigen Eingeborenen, die sich auf die kaiserlichen Versprechungen verließen, wurden allesamt in ein Konzentrationslager[1504] gesteckt und mußten unter unmenschlichen Haftbedingungen Zwangsarbeit verrichten, wobei nochmals einige tausend von ihnen – nicht zuletzt wegen der ungewohnten und unzureichenden Gefangenenkost und der ungewohnten klimatischen Verhältnisse – starben.[1505] Eine Besserung der Verhältnisse trat erst ein, als Ende 1905 der frühere deutsche Generalkonsul von Kapstadt, Dr. Friedrich von Lindequist, als Gouverneur des Schutzgebietes eingesetzt wurde.

Breite Kreise des Bürgertums aber blieben von den Greueltaten ihrer „glorreichen Soldaten" und „siegreichen Helden" völlig ungerührt. In katholischen und protestantischen Kirchen wurde „Gottes Segen für die tapferen Kämpfer in den Kolonien" erfleht, unzählige Eltern steckten ihre halbwüchsigen Knaben in kleine „Schutztruppen-Uniformen" und stellten ihnen das leuchtende Beispiel der „Brüder in den Kolonien" vor Augen. Weitere Kämpfe, die in Südwestafrika ab Oktober 1904 gegen die nunmehr aufständischen Nama-Stämme unter Hendrik Witboi und anderen geführt wurden, blieben von der deutschen Öffentlichkeit weitgehend unbeachtet.

Der Nama-Aufstand

Auch die Nama hatten sich in den letzten Jahren immer mehr von den deutschen Siedlern eingeengt gesehen und waren in Massen enteignet worden. Das traurige Schicksal der Hereros hatte ihnen endgültig die Augen für das ihnen eventuell drohende Schicksal geöffnet, und sie waren nicht gewillt, sich kampflos „zur Schlachtbank" führen zu lassen. Dabei verfolgten sie von vorneherein eine völlig andere Taktik als die Hereros, die sich auf eine Entscheidungsschlacht eingelassen hatten, die für sie aufgrund der zahlenmäßigen und waffentechnischen Überlegenheit der Deutschen nur verhängnisvoll ausgehen konnte. Hendrik Witbooi, der ja in den '90er Jahren vielfältige Erfahrungen im Kampf gegen die Kolonialmacht hatte sammeln können, und dem sich daher die anderen Kapitäne – unter anderem auch Jakob Morenga – freiwillig untergeordnet hatten, zog demgegenüber den Guerillakrieg vor, der die deutschen „Schutztruppen" in erhebliche Schwierigkeiten brachte.[1506]

Die hervorragend berittenen und gut bewaffneten Aufständischen sammelten sich in einer Stärke von 500 bis 600 bewaffneten Kämpfern bei Rietmont und Kalkfontein, wo sich ihnen die Rote Nation, die Fransmann-Hottentotten von Gochas, außerdem ein Teil der Bethanier und schließlich die zunächst als treue Gefolgsleute des Deutschen Reiches angesehenen Veldschoendrager anschlossen. Die Kriegsführung erwies sich für die „Schutztruppe" als äußerst schwierig. Die blitzschnell auftauchenden und nach ihren Angriffen ebenso rasch wieder verschwindenden Nama, die sich ins Gebirge oder in die Wüste, ein den Deutschen wenig bekanntes Territorium, zurückzogen, fügten – obwohl sie mit ihren höchstens 2000 Kriegern den 15.000 deutschen Soldaten gegenüber absolut in der Minderzahl waren – den Kolonialtruppen eine demütigende Niederlage nach der anderen zu. So wurde beispielsweise fast der gesamte, aus der Kapkolonie herangeführte Nachschub von dem bereits erwähnten Jakob Morenga, einem genialen Unterführer Hendrik Witbois, der von seinen Gegnern respektvoll „der schwarze Napoleon" genannt wurde, abgefangen. Aufgrund der militärischen Mißerfolge der Deutschen sah sich von Trotha im Dezember 1904 zu dem folgenden Telegramm nach Berlin veranlaßt: „Erbitten unter diesen Umständen Befehl Seiner Majestät, Operationen im Süden zeitweise einzustellen (...)".[1507] „Trotz der geringen Kopfzahl des afrikanischen Gegners sollte die Niederschlagung des Hottentottenaufstandes mehr deutsche Gefallene (149) als im Hererokrieg (127) kosten, wesentlich längere Zeit in Anspruch nehmen und auch höhere Kosten verursachen".[1508] Die kämpferischen Fähigkeiten der Namakrieger werden vom Generalstabswerk noch höher eingeschätzt als die der Hereros:

„Wenn auch an Körperkraft den Hereros nachstehend, ist er (der Nama – Anmerkung der Verfasser) ihnen doch vermöge seiner unglaublichen Ausdauer und Beweglichkeit, seiner guten Schuß- und Reitfähigkeit, seines ausgesprochenen Geschicks für Geländebenützung und Kleinkrieg und nicht zum wenigsten durch seinen großen persönlichen Mut überlegen".[1509] Anschaulich weiß das Generalstabswerk auch von den Schwierigkeiten zu berichten, die die „Schutztruppe" in ihrem Feldzug gegen die Nama zu bewältigen hatte:

„Hier galt es, einen leicht beweglichen, bedürfnislosen, das Kriegs- und Räuberleben über alles liebenden, vortrefflich schießenden Feind unter bewährten Führern zu bekämpfen. Hier erleichterte keine ins Herz des Kriegsschauplatzes führende Bahn die Entwicklung und Erhaltung einer dem Gegner ebenbürtigen Truppenmacht. War auch die Zahl der Feinde gering, so fanden sie an der Natur des Heimatlandes, seiner Wasser- und Vegetationsarmut, seiner Wegelosigkeit, seinem Reichtum an Schlupfwinkeln und unzugänglichen Verteidigungsstellungen einen Bundesgenossen, der ihre zahlenmäßige Schwäche reichlich ausglich".[1510]

Insgesamt schien sich die Situation für die Deutschen zunächst zu verbessern, als Hendrik nach neuen Kampfhandlungen – er hatte am 29. Oktober 1905 in der Nähe Bersebas einen Verpflegungstransport angegriffen – verwundet wurde und am nächsten Tag an den Folgen seiner Verletzungen verstarb. Ein Teil des Stammes unter dem Unterführer Samuel Isaak ergab sich daraufhin den Deutschen, und 1906 folgten weitere Guerillaeinheiten unter dem Bethanier Cornelius und Johannes Christian diesem Beispiel. Von der Brutalität der deutschen Strafmaßnahmen gegen die sich Ergebenden abgeschreckt leisteten andere Verbände unter Simon Kopper, dem Kapitän der Franzmann-Nama, und unter Jakob Morenga weiterhin hinhaltenden Widerstand und bereiteten den „Schutztruppen" erhebliche Schwierigkeiten. Jakob Morenga, ein kultivierter, gebildeter, charismatischer Mann und begnadeter Stratege, der außer Nama und Herero fließend Englisch, Kapholländisch und Deutsch sprach, und ebenso wie vorher Hendrik Witbooi dem Klischee des ungebildeten grausamen Wilden in keiner Weise entsprach, war sich der Tatsache bewußt, daß er den Kampf gegen die Deutschen auf lange Sicht unmöglich gewinnen konnte und daß auch der vorkoloniale Zustand in Südwestafrika kaum mehr herzustellen war. Ausgehend von dieser Erkenntnis, und mit dem Fernziel, eine einige schwarze südwestafrikanische Nation zu schaffen, strebte er statt der deutschen die britische Kolonialherrschaft über Deutsch-Südwest an, war letztere doch seiner Meinung nach das kleinere Übel. Obwohl die Deutschen einen unerbittlichen Vernichtungsfeldzug gegen ihn und seine Gefolgsleute führten, bemühte sich auch Morenga um eine humane Kriegsführung. So bat er beispielsweise, nachdem er einen deutschen Stützpunkt erstürmt hatte, das deutsche Kommando um die Entsendung eines Arztes für die verwundeten deutschen Soldaten. Schließlich ließ Oberst Deimling, der neue Chef der „Schutztruppe", den wir bereits von der „Zabern-Affäre" her kennen,[1511] alle derzeit irgendwie verfügbaren deutschen Truppen, das heißt 12 Kompanien, 4 Züge Gebirgsartillerie und 4 Maschinengewehre sowie zwei 7,5 cm-Gebirgsgeschütze neuester Art im Süden konzentrieren, „um Morenga mit seinen wenigen Guerillas einzukreisen" und den Preis zu verdienen, „den Wilhelm II. auf Morengas Kopf ausgesetzt hatte".[1512] Es waren aber schließlich keine Kugeln deutscher Soldaten, die den schwarzen Freiheitskämpfer töteten, sondern diejenigen einer britischen Polizeipatrouille, die die Aufständischen etwa 100 Kilometer nördlich von Upington, auf britischem Gebiet, wohin sie sich vor der deutschen Übermacht unter Hauptmann Besch zurückgezogen hatten, stellten und unter anderem ihren Führer erschossen. Im März 1908 konnte dann auch der letzte der Aufständischen, Simon Kopper, der mit etwa 150 Guerillas von der unwegsamen Kalahari aus operierte, geschlagen werden, nachdem ein deutsches Kommando unter Hauptmann Erckert völkerrechtswidrig 90 Kilometer nach Britisch-Betschuanaland vorgestoßen war und sein Lager aufgespürt und überfallen hatte. Kopper, der hier noch einmal entkommen konnte, schloß im Februar des folgenden Jahres einen Vertrag mit dem Deutschen Reich, der beinhaltete, daß er Deutsch-Südwest nie wieder betreten dürfe.

In der Zwischenzeit hatte sich eine weitere Tragödie der deutschen Kolonialgeschichte abgespielt. Diejenigen Nama, die vor den Deutschen kapituliert hatten, wurden in das deutsche Konzentrationslager auf der Haifischinsel vor der Lüderitzbucht verbracht und teilten das Schicksal der wenigen überlebenden Hereros. Das nachts feuchtkalte Klima im Lager führte dazu, daß die an das trockene und heiße Inlandklima gewöhnten, völlig unzureichend ernährten und bekleideten Afrikaner zu Hunderten an Lungenentzündung und anderen Krankheiten dahinstarben. Versuche des Lagerkommandanten von Estorff, das Los der Gefangenen ein wenig zu mildern und wenigstens die Frauen und Kinder von der ungesunden Insel auf das Festland bringen zu lassen, wurden von dem Stellvertretenden Gouverneur Hintrager hintertrieben. Dieser glaubte darauf hinweisen zu können, daß schließlich auch England im Buren-

krieg 10.000 Weiber und Kinder habe sterben lassen. Da von Estorff die Lage der Inhaftierten nicht länger glaubte verantworten zu können, schilderte er die verheerenden und skandalösen Zustände Anfang April 1907 in einem Telegramm nach Berlin.:

„245 Männern nur periodisch arbeitsfähig, alle übrigen sich nur an Stöcken fortbewegen, so daß ein weiterer Verbleib auf Haifischinsel Hottentotten einem langsamen und sicheren Tode entgegenführt. Vom September 1906 sind von 1795 Eingeborenen 1032 auf Haifischinsel gestorben. Für solche Henkerdienste, mit welchen ich auch meine Offiziere nicht beauftragen kann, übernehme ich keine Verantwortung, besonders da Überführung und Festhaltung Hottentotten Bruch Versprechens bedeutet, das ich mit Genehmigung Kommandeurs Samuel Isaak und Leuten bei Übergabe gegeben habe".[1513] Sodann führte er eigenmächtig und auf eigene Verantwortung die Reste der Nama auf das Festland. Insgesamt sind mindestens 2000 weitere Afrikaner auf der Haifisch-Insel ums Leben gekommen. Nunmehr war das Land „beruhigt". „Der Preis: Drei Viertel des Hererovolkes und nahezu die gesamte Witbooi-Nation vernichtet, dazu 800 im Kampf gefallene, 700 an Typhus und anderen Krankheiten zugrundegegangene deutsche Soldaten. Der finanzielle Aufwand: rund eine halbe Milliarde Mark.

Deutsch-Ostafrika

Auch in Deutsch-Ostafrika wurde die deutsche Herrschaft immer wieder durch Aufstände erschüttert, die durch die oftmals brutale Ausbeutung der Einheimisch durch Kopfsteuer, Hüttensteuer und Zwangsarbeit provoziert wurden. Allein beim Maji-Maji-Aufstand des Jahres 1889 kamen durch erbitterte Kämpfe und darauf folgende Seuchen rund 120.000 Menschen ums Leben. Auch in Ostafrika waren deutsche hanseatische Firmen seit langer Zeit tätig. 1875 betrug die deutsche Ausfuhr dorthin mit dreieinhalb Millionen Mark bereits das Dreifache des englischen Exports, wobei sich dieser Handel jedoch ausschließlich auf die Insel Sansibar beschränkte.

Die Initiative zur Gründung der deutschen Kolonie in Ostafrika ging diemal nicht von deutschen Handelshäusern aus, sondern von dem damals gerade 28jährigen Dr. Carl Peters aus Neuhaus an der Elbe, der zusammen mit vier weiteren Abenteurern im Auftrag der von ihm im April 1884 gegründeten „Gesellschaft für deutsche Colonisation" ins Hinterland von Ostafrika aufbrach. Peters Ziel war es dabei, dort Ackerbau- und Handelskolonien zu gründen und die dafür benötigten Kapitalausstattung aufzubringen. Bismarck hatte der Expedition Peters, den er für einen gefährlichen „Jingo-Imperialisten" hielt, ausdrücklich jegliche Unterstützung des Reiches versagt. Der Expedition gelang es während eines 37 Tage langen Gewaltmarsches, den sogenannten „Sultanen" der Provinzen Usagara, Ngura, Useguha und Ukami ihr Land gegen ein vages Schutzversprechen abzuschwätzen, das am 27. Februar 1885 jedoch von Kaiser Wilhelm I. dennoch sanktioniert wurde, da Peters drohte, anderenfalls Leopold II., den belgischen König um einen Schutzbrief für die erworbenen Gebiete zu bitten:

„Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen tun kund und fügen hiermit zu wissen: Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation' Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr Felix Graf Behr-Bandelin, Unseren Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Ngura, Useguha und Ukami (...) abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonialgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen

vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir (...) die betreffenden Gebiete (...) unter unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben (...)". *Gegeben Berlin, der 27. Februar 1885; (gez.) Wilhelm; (gez.) von Bismarck.*[1514]

Als der Sultan von Sansibar, der das ostafrikanische Küstenland als sein Herrschaftsgebiet ansah, gegen das deutsche Vorgehen protestierte, schickte Wilhelm II. Kanonenboote zur ostafrikanischen Insel und ließ Sultan Said Bargasch im August 1885 ein Abkommen abpressen, das dem Deutschen Reich entlang der gesamten Sansibar gegenüberliegenden Küste bis 10 Kilometer tief ins Landesinnere alle Hoheitsrechte einräumte. Der Vertrag wurde endgültig am 20. Dezember 1885 an Bord der Kreuzerfregatte „Bismarck" unterzeichnet. Nach Stabilisierung seiner Macht ging das Deutsche Reich an die systematische „Bewirtschaftung" seiner neuen Kolonie und ergriff drakonische Maßnahmen gegen alle, die sich zu widersetzen wagten. Selbst die Gouverneure des Sultans von Sansibar auf dem Festland mußten in den Küstenorten Zoll an die Deutschen entrichten, wobei die Kolonialherren ihre Verachtung der Herrschaft des Sultans ganz offen zeigten. So rissen sie an mehreren Orten dessen Flagge herunter und trampelten mit den Füßen darauf herum. Nachdem sich etliche deutsche Tabakpflanzungen etabliert hatten, ging es an die weitere systematische Ausbeutung des Landes. Die deutschen Siedler beschäftigten dabei zumeist Sklaven, die sie gegen ein geringes Entgelt von arabischen Händlern ausgeliehen hatten. Bei miserabler Ernährung mußten die Schwarzen schwerste Zwangsarbeit verrichten, ein Schicksal, dem sich viele durch die Flucht zu entziehen suchten. Wer bei einem derartigen Versuch erwischt wurde, oder wer den Anordnungen seines Herrn nicht unverzüglich Folge leistete, wurde hart bestraft.[1515]

Der Araber-Aufstand 1888

Die Zollpraktiken sowie die Gefährdung des einträglichen Sklavenhandels an der ostafrikanischen Küste durch die deutschen „Eindringlinge" führten dazu, daß im September des Jahres 1888 lokale Aufstände gegen die Kolonialherren ausbrachen. Buschiri Bin Salem, ein einflußreicher arabischer Händler, hatte zum Widerstand gegen die Deutschen aufgerufen und ließ auf seine Kosten 6000 Araber und Afrikaner mit modernsten Waffen ausrüsten. Nur Bagamoyo und Daressalam konnten im Schutz deutscher Schiffsgeschütze und gelandeter Marineeinheiten gehalten werden. Der Befehlshaber des vor der Küste Ostafrikas stationierten Kreuzergeschwaders, Admiral Karl Deinhard vertrat die Ansicht, daß sich die deutsche Kolonialmacht aus Ostafrika zurückziehen müsse, da diese Kolonie auf Dauer nicht zu halten sei. Das militärische Eingreifen des Deutschen Reiches wurde nunmehr vom Bismarck als ein „Kreuzzug gegen die Sklaverei" deklariert, obgleich es sich bei der Behauptung Deutschlands in Ostafrika in Wahrheit wohl eher um eine reine Prestigefrage handelte. Mit der Zusammenstellung der ostafrikanischen „Schutztruppe" wurde der 36jährige erfahrene Afrika-Reisende Major Hermann Wissmann[1516] betraut, der in größter Eile daran ging, eine Kampftruppe aus afrikanischen Söldnern[1517] und eine kleine Flotille für Unternehmungen an der ostafrikanischen Küste aufzustellen. In Kairo wurden sechshundertdreißig entlassene sudanesische Soldaten angeworben, aus Portugiesisch-Ostafrika hundert Zulus, und aus Somalia kamen vierzig Mann seemännisches Personal. Fünfundzwanzig Offiziere sowie sechsundfünfzig Unteroffiziere und sieben Proviantmeister wurden vom deutschen Heer ausgewählt und für die Dauer der Unternehmung aus dem aktiven Dienst entlassen, da Bismarck diese Gruppe nicht offen als eine militärische Einheit des Reiches in Erscheinung treten lassen wollte. Hinzu kamen noch zwei Offiziere und zwanzig Mann aus der Türkei, daneben noch etliche einheimische Askaris, die

im Dienst der „Ostafrikanischen Gesellschaft" standen. Neben Infanteriewaffen wurde die „Wissmann-Truppe" mit einigen leichten Feldgeschützen ausgerüstet.

Am 8. Mai 1889 kam es zur Entscheidungsschlacht im Lager Buschiris bei Bagamoyo. Der Disziplin der nach preußischem Reglement ausgebildeten Wissmann-Truppe, vor allem aber den überlegenen Waffen hatten die Aufständischen nichts entgegenzusetzen, ihr Lager wurde nach hartem Kampf genommen. Den ursprünglichen „Plan Wissmanns, die ‚Boma' Buschiris zunächst beidseitig zu umfassen und erst dann zu stürmen, machte der ehrgeizige Kommandeur des Marinekorps, Korvettenkapitän Hirschberg, zunichte. Dessen vorzeitiger Sturm führte zu einem ‚blindeifrigen Wettbewerb' (...) zweier verschiedener Waffengattungen und zwang Wissmann, nun ebenfalls zu stürmen. ‚Der Feind aber, zu seiner Ehre sei es rühmend hervorgehoben, weicht und wankt nicht' Die Palisaden halten lange. Erst im Nahkampf ‚entsinken den Arabern Fanatismus und trotziger Mut'".[1518] Die Wissmann-Truppe hatte zehn Tote und dreizehn Verwundete, die Marine zwei Tote und einen Verwundeten zu beklagen, während Buschiris Verluste hundertsechs Tote und eine nicht feststellbare Zahl an Verwundeten betrug. Buschiri Bin Salem selbst konnte zwar zunächst entkommen, doch wurde er, als die Deutschen eine Kopfprämie auf ihn aussetzten, von Einheimischen verraten, gefangengenommen und am 15. Dezember 1889 ohne ordentlichen Prozeß öffentlich hingerichtet. Verschiedene Expeditionen ins Landesinnere dienten vor allem dazu, das angeschlagene deutsche Ansehen im Hinterland wiederherzustellen. Am 6. Juni 1889 wurde schließlich noch die Küstenstadt Sadani genommen, nachdem die deutschen Kreuzer „Leipzig", Schwalbe", „Pfeil" und „Möwe" den Ort und seine Befestigungen von See her unter Feuer genommen und Wissmanns Truppe mit 530 Mann und zwei Geschützen gleichzeitig von der See- und der Landseite angegriffen und die Verteidiger vertrieben hatte. Sadani wurde niedergebrannt, wovon sich Wissmann eine abschreckende Wirkung für die weiteren noch zu erobernden Ortschaften versprach.[1519] Der dort regierende Sultan Bana Heri, das Oberhaupt der Wasegula, konnte sich mit seinen Truppen zwar zunächst ebenfalls einer Gefangennahme entziehen, doch mußte er sich nach zwei weiteren Niederlagen – am 4. Januar und am 8. März 1890 – den Deutschen ergeben. Nach Sadani fiel auch Pagani und Wissmann konnte mit einer arabischen Abordnung die ersten Verhandlungen über eine zukünftige friedliche Zusammenarbeit einleiten. Auf einer Friedenskonferenz wird den Arabern, die in Zukunft als „loyale Untertanen" des Deutschen Reiches handeln wollen, ihr Besitz ungeschmälert belassen. Am 26. Mai 1890, nach der erfolgreichen Befriedung des Landes, reiste Wissmann zu einem Heimaturlaub nach Deutschland, um daneben der Regierung Vorschläge für den Wiederaufbau des vom Kriege zerstörten Landes zu unterbreiten. Wenig später wurde er in den Adelsstand erhoben.

Der Maji-Maji-Aufstand

Auch in der Folgezeit kam es immer wieder zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen der deutschen Kolonialmacht und verschiedenen Stämmen des ostafrikanischen Hinterlandes, insbesondere den Wahehe, Nyamwezis und Nyonis, die nicht bereit waren, sich den Deutschen freiwillig zu unterwerfen und sich der „Schutztruppe" noch jahrelang erfolgreich erwehrten. Auch die Stämme im Kilimandscharogebiet, die sich von den Landerwerbungen europäischer Siedler bedrängt fühlten, leisteten zähen Widerstand. Zu einem die deutsche Herrschaft wirklich ernstlich bedrohenden Aufstand kam es aber erst zu der Zeit, als in Deutsch-Südwestafrika die Kämpfe gegen die Hereros und Nama in vollem Gange waren. Hans Georg Steltzer hat die beiden parallel verlaufenden großen Aufstände, die die deutsche Kolonialherr-

schaft erschütterten verglichen und Unterschiede herausgestellt: „Die sogenannte Maji-Maji-Rebellion in Deutsch-Ostafrika hatte außer dem Ziel, die Kolonialmacht zu vertreiben, mit den Ereignissen in Südwestafrika nichts gemein, weder in den Ursachen noch in der Kampfführung, noch in den Auswirkungen für die afrikanische Bevölkerung. Während in Südwestafrika einige zahlenmäßig schwache Hirtenvölker wegen ihres schwindenden Lebensraumes und des wachsenden Drucks der Fremdherrschaft rebellierten, ereignete sich in der südlichen Hälfte Deutsch-Ostafrikas ein Massenaufstand einer heterogen zusammengesetzten Millionenbevölkerung, in einem Gebiet, in dem sich die deutsche Herrschaft noch kaum etabliert hatte und auch Überfluß an Land vorhanden war. In Südwestafrika kämpften zwei organisierte, gut bewaffnete und geführte Stämme gegen eine deutsche Übermacht, die schließlich die Stärke einer Division erreicht; in Ostafrika dagegen fand eine Volkserhebung statt, an der mehr als zwölf verschiedene Stämme beteiligt waren und die sich nicht nur gegen die Kolonialmacht, sondern gegen alles Fremde richtete und die von afrikanischen Söldnern unter Führung deutscher Offiziere und Unteroffiziere niedergeschlagen wurde. Der Aufstand in Südwestafrika war ein verzweifeltes Auflehnen gegen die schwindende Unabhängigkeit; in Ostafrika lag dem Aufstand eine Ideologie zugrunde, deren Grundelemente Aberglaube und Fanatismus waren. Im Maji-Maji-Aufstand spielten Zauberer und Medizinmänner eine führende Rolle; in Südwestafrika waren mystische Kräfte nicht beteiligt. Maji-Maji war wahrscheinlich die erste große, die Stammesgrenzen überschreitende Massenbewegung im kolonialen Afrika, die zwar zerschlagen wurde, aber die Kolonialmacht zwang, ihr Verhältnis zur afrikanischen Bevölkerung neu zu gestalten".[1520]

Der Maji-Maji-Kult[1521] breitete sich im Jahre 1905 in wenigen Wochen über den ganzen Süden Ostafrikas aus. Der Aufstand war also letztlich nur zum Teil die Folge deutschen Fehlverhaltens, wenn letzteres auch die Bereitschaft zu feindseligen Handlungen gegen die Kolonialherren gefördert haben mag. Letztlich war es „die Auflehnung der überlieferten Ordnung gegen den wachsenden Druck der europäischen Zivilisation, der die alten Lebensformen zu zerstören drohte. Es war eine Empörung gegen alles Fremde, der Deutsche, Inder, Araber, Wasuahelis, Missionare und ihr Eigentum gleichermaßen zum Opfer fielen".[1522] Schließlich erlahmte die Dynamik des Aufstandes nach zahlreichen Kämpfen, an denen auf deutscher Seite mehr als hundert Soldaten beteiligt waren. Ein Grund dafür war zweifellos die Tatsache, daß sich der Maji-Maji-Zauber als unwirksam erwiesen hatte, ein anderer, daß die Ernährungslage durch die von beiden Seiten angewandte Taktik der „verbrannten Erde" immer schlechter wurde. Im Januar 1907 fiel mit Abdallah Mponda der tapferste und fähigste der Rebellenführer in einem der letzten Gefechte. Omari Kinjalla, einer der eifrigsten Organisatoren des Aufstandes, wurde bereits im September 1906 von eigenen Leuten erschossen, während ein weiterer Initiator, Abdallah Chimai gefangen und kriegsgerichtlich abgeurteilt wurde. „Auf beiden Seiten war tapfer gekämpft worden. Die Aufständischen, die gegen die überlegenen deutschen Waffen einen ungleichen Kampf führten, hatten große Verluste, während die Ausfälle auf deutscher Seite relativ gering waren".[1523] Hauptleidtragender war – wie so oft – die Zivilbevölkerung, die durch die unerbittliche Kriegsführung von beiden Seiten und die nachfolgenden Hungersnöte stark dezimiert wurde.

Im Jahresbericht des Gouvernements von 1907 heißt es: „Was dem Aufstand folgte, war für die Eingeborenen schlimmer als die offenen Kämpfe. Im ersten Taumel der Kriegserregung hatten sie in den Erträgnissen der letzten reichen Ernte gepraßt und hatten geschlachtet, was sie an Vieh für sich retten konnten. Als dann der Rückschlag erfolgte, ihre verborgenen Vorräte entdeckt wurden und, soweit sie nicht für Expeditionszwecke zu verwenden waren, zerstört werden mußten und jeder Anbau den Besiegten unmöglich wurde, trieb die Sorge um die

Zukunft die meisten zur Unterwerfung. Von denen, die Krieg und Hunger verschont hatten, fiel eine große Zahl entkräftet jeder Krankheit zur Beute. Wurmleiden traten seuchenartig auf und breiteten sich, durch die Arbeiter verschleppt, auch in vorher gesunden Gegenden aus. Den schlecht genährten Müttern versagte die Milch, so daß in manchen Gegenden eine enorme Kindersterblichkeit eintrat. (...) Kurz die ersten Monate dieses Jahres sehen in den aufständischen Gebieten ein unsagbar trauriges Bild".[1524] Ein weiteres Bild des Elends zeichnete ein Bericht des Missionars Neuberg aus dem gleichen Jahr:

„Von der Boma (einer Art Verwaltungsgebäude – Die Verfasser) aus wurden den Gesundgebliebenen oder Genesenden neue Plätze zugewiesen, auf denen sie sich neue Hütten errichten sollten. Aber niemand kam dem nach. Alles was noch gehen oder kriechen konnte, floh in die alte Heimat, zu den alten, einsamen Bambusbüschen. Sie sollten jetzt Hilfe und Rettung vor dem bösen Hunger, vor der garstigen Krankheit bringen. (...) Aber der geschwächte Körper konnte den Bambussaft nicht mehr vertragen wie früher, wo auch immer noch etwas feste Zukost dazu war, die jetzt ganz fehlte. Schon einige Becher genügten, um den Trinker betrunken zu machen. (...) So kam es denn, daß sich die Geflüchteten trotz wiederholter Aufforderung und Warnung weigerten, zu kleinen Arbeitsleistungen, zu Trägerdiensten und Botengängen auf die Boma zu kommen. Doch der mbwana mkuba, der Postenführer, verstand keinen Spaß. Er schickte seine Askari nach allen Richtungen der Windrose aus und ließ die Leute wieder einfangen. Wer fortlief, wurde erschossen. Der Krieg hat begreiflicherweise die Askari verroht. Manches Blutvergießen hätten sie wohl vermeiden und viele betrunkene Pangwa gewißlich auch ohne Schießerei einfangen können. Aber so wurde nicht viel Federlesens gemacht. Wer sich weigerte mitzukommen, bekam seine Kugel. Viele Pangwa haben so ihr Leben lassen müssen. Aber noch mehr sind im betrunkenen Zustand den häufigen kalten Regen und Hagelschlägen zum Opfer gefallen. In der Nähe der Station fand ich desöfteren betrunkene Leute, die durch den Regen völlig erstarrt, dem Tode nahe. Wie viele mögen fern von hier so zugrunde gegangen sein? (...)"[1525]

Nachtrag

Carl Peters, der Gründer Ostafrikas, unternahm noch weitere Versuche, Kolonien zu gewinnen, so etwa 1889/1890 Uganda.[1526] Dies wurde jedoch von Bismarck vereitelt, dem mehr an einem guten Verhältnis zu einer anderen Kolonialmacht, England, gelegen war. In die Geschichte eingegangen ist Peters als „Mkono wa Damu" („Mann mit den blutigen Händen") – wie ihn die Afrikaner nannten – beziehungsweise als „Hängę-Peters", da er am Fuße des Kilimandscharo einen seiner Diener und eine seiner Mätressen aufhängen und ihre Heimatdörfer niederbrennen ließ, allein aus dem Grund, weil sie angeblich ein Verhältnis miteinander gehabt hatten. Als Folge von Peters Terrorjustiz brach im Kilimandscharo ein Aufstand des Daga-Stammes aus, dem die beiden Gehängten angehört hatten, der von der „Schutztruppe" erst nach einigen Monaten blutiger Kämpfe niedergeschlagen werden konnte. 1897 wurde Carl Peters wegen Missbrauch seiner Amtsgewalt aus dem Staatsdienst entlassen. Nach einer Sanbesi-Expedition (1899-1900) lebte er bis Ausbruch des Ersten Weltkriegs in London, kehrte dann nach Deutschland zurück, wo er 1918 starb.

Die deutschen Südsee-Schutzgebiete

Nicht nur in Afrika trachteten deutsche Kolonisten Fuß zu fassen, sondern auch in der Südsee, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine weitere Domäne der Kolonialisierungsbestrebungen des Deutschen Reiches und seiner Pläne, endlich auch einen „Platz an der Sonne" zu finden, werden sollten. Insgesamt setzten sich die deutschen Südsee-Schutzgebiete, deren Fläche insgesamt etwas größer war als zwei Drittel Preußens, deren Einwohnerzahl aber geringer als die des Herzogtums Braunschweig oder der Stadt Köln, nach der In-Besitz-Nahme wie folgt zusammen:

„*Mikronesien* (2482 qkm/ 62.000 Einwohner), bestehend aus den Marianen (ohne Guam), den Palau-Inseln und Karolinen, und den Marshallinseln mit Nauru. *Melanesien* (238.750 qkm/ 360.000 Einwohner), bestehend aus dem Bismarck-Archipel, den Salomonen-Inseln Buka und Bougainville und dem Kaiser-Wilhelm-Land auf Neuguinea, und *Samoa* (2588 qkm/ 37.000 Einwohner)".[1527]

Auch in diesen Gebieten hatten verschiedene hanseatische Firmen schon seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts Fuß zu fassen versucht, wobei die Schwerpunkte des deutschen Südseehandels – vor allem mit Kopra – auf Samoa und dem Bismarck-Archipel (Neubritannien) lagen, während Neuguinea,[1528] die zweitgrößte Insel der Erde, wegen der geographischen Bedingungen sowie der niedrigen Kulturstufe seiner Einwohner, dem Handel noch kaum erschließbar war. „Das Hamburger Handelshaus ‚Johann Cesar Godeffroy und Sohn' hatte zunächst auf den Tuamotu-Inseln, anschließend auf Tahiti und wenig später auf Samoa *Handelsstationen* eingerichtet und schließlich nach Ankauf eines Teils der Samoa-Hauptinsel Upolu dort ‚allmählich (...) seinen Mittelpunkt' gefunden. Der 1860 aufgenommene Koprahandel ermutigte fünf Jahre später zur Anlage erster eigener Kokosplantagen. Bald schon konnte Godeffroy seine Tätigkeit auf weitere Gebiete Ozeaniens, Mikronesien und Melanesien ausdehnen und ‚auf diese Weise die Besitzergreifung durch das Reich' vorbereiten – ein Jahrzehnt, bevor in Deutschland der Gedanke an kolonialen Besitz in der Südsee Gestalt annahm. Handelsstationen entstanden (und vergingen teilweise wieder) u.a. auf Jap (westliche Karolinen), auf den Tonga-Inseln, auf Fotuna, Utea und den Neuen Hebriden. 1873 folgten Niederlassungen auf den Marshall-Inseln. In den folgenden beiden Jahren faßte das Haus Godffroy Fuß im Gebiet des Bismarck-Archipels und in Neupommern".[1529]

Auf Initiative Adolf von Hansemanns wurde am 26. Mai 1884 die „Neuguinea Compagnie" gegründet, in der Absicht, in der Südsee ein Staatswesen mit eigenen Hoheitsrechten, jedoch unter dem Schutz des Deutschen Reiches zu entrichten. Mit der Ausführung dieses Plans wurde die bereits seit 1880 existierende „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee" beauftragt, die nach dem Zusammenbruch des Hauses Godeffroy aus dessen „Konkursmasse" entstanden war. Man kam bei Bismarck um Gewährung des Reichsschutzes nach. Diesem Verlangen wurde stattgegeben, schien sich das Vorhaben doch ganz nach des deutschen Reichskanzlers Vorstellungen zu entwickeln, weil zum einen von der Gesellschaft weder finanzielle noch militärische Mittel des Reiches beansprucht wurden, und man sich andererseits zur Vorbereitung der Besitzergreifung der Dienste des Ornithologen Dr. Otto Finsch, eines bewährten Forschungsreisenden, versichert hatte, der bereits 1882 eine Expedition in das Innere Neuguineas und Neubritanniens unternommen hatte und von daher mit den dortigen Verhältnissen wie kein anderer vertraut war. Die Gesellschaft stellte ihm für die geplante Annexionsreise das ihr gehörige Handelsschiff „Samoa" zur Verfügung. Samoa, eine Inselgruppe der Südsee, unterstand, bevor zwei der größten Inseln, nämlich Upolu und Sawai, 1899 deutsches Schutzgebiet wurden, zunächst einer Drei-Mächte-Verwaltung des Deutschen Reiches, Groß-

britanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika, die um der Gewinnung des Territoriums willen ihre Günstlinge unter den Fürsten gegeneinander auszuspielen trachteten. Es kam daher mehrfach zu blutigen Kämpfen der Eingeborenen, die wiederum die Flotten der drei Kolonialmächte auf den Plan riefen und den Spannungen zeitweise eine weltpolitische Dimension verliehen.[1530] Eine engere Beziehung zwischen Deutschen und der Bevölkerung sollte erst mit der Errichtung einer deutschen Kolonialherrschaft im Jahre 1900 eintreten, obgleich diese Inselgruppe das älteste wirtschaftliche Betätigungsfeld des Deutschen Reiches in der Südsee gewesen war. Am 1. März 1900 wurde der Munizipialpräsident von Apia, Dr. Wilhelm Solf, eine auf Ausgleich und Zusammenarbeit mit England und den USA bedachte Persönlichkeit, zum Ersten Kaiserlichen Gouverneur ernannt. Er schaffte zwar – gemäß der Vereinbarungen des Samoavertrags – die dortige Königswürde ab, ermutigte jedoch die Bevölkerung zum Aufbau einer Selbstverwaltung auf der Grundlage der samoanischen Traditionen.

Bald nach der ersten Landnahme des Deutschen Reiches in Samoa waren auch die Marshall-Inseln zu einem bevorzugten Handelsgebiet der Deutschen geworden. Die große Fruchtbarkeit des Bodens und die kulturell relativ hochstehenden Bewohner polynesischen Ursprungs übten eine derartige Anziehungskraft auf den deutschen Handel aus, daß sich bereits 1883 auf dem Archipel schon über zwanzig Niederlassungen deutscher Firmen etabliert hatten, darunter allein neun Stationen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, die ein regelrechtes deutsches Monopol ausübten.[1531] Nach dem 13. Oktober 1885 erfolgte dann auch die formelle Inbesitznahme, als das deutsche Kanonenboot „Nautilus" vor Lauit, der Hauptinsel der Marshallgruppe erschienen war und dessen Kommandant, Kapitänleutnant Röttger, mit dem dortigen König Kabua und dessen Hauptleuten in feierlicher Form einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hatte und die Reichskriegsflagge hissen ließ. Bis zum 1. November 1885 folgten entsprechende Vertragsabschlüsse mit neunzehn weiteren Häuptlingen auf allen größeren Inseln und der gesamte Archipel befand sich mithin unter dem Schutzanspruch des Deutschen Reiches. Im April 1886 erfolgte dann die endgültige Einverleibung als Schutzgebiet der deutschen Kolonialmacht, nachdem England den diesbezüglichen Ansprüchen nicht widersprochen hatte, und zwei Jahre später übernahm der Staat ganz offiziell auch die Verwaltung des gesamten Territoriums.[1532] Der Reichsschutz für die Besitzungen in der Südsee blieb dennoch bis in die neunziger Jahre dürftig und beschränkte sich auf den kaiserlichen Kommissar von Oertzen auf Matupi und die deutschen Konsuln auf Samoa und Jaluit.

Im Zuge der neuen Gebietserwerbungen in der Südsee wurde am 27. Februar 1885 ein aus vier Schiffen bestehendes Südseegeschwader gebildet, das sogenannte Ostasien-Geschwader, welches unter das Kommando des Kommodore Karl Paschen gestellt wurde. Diese Maßnahme erwies sich insofern als erforderlich, als die Vielzahl unterschiedlicher Kulturen von den Steinzeitmenschen auf Neuguinea bis hin zu den relativ hochstehenden Feudalstrukturen auf Ponape und Samoa es dem Deutschen Reich ungemein erschwerte, ein einheitliches Verwaltungssystems aufzubauen. Außerdem kam es immer wieder zu Streitigkeiten und zu unzähligen Fehden miteinander verfeindeter Sippen, die ganz plötzlich und unerwartet auszubrechen pflegten und deren Ende wegen der dort herrschenden Blutrache niemals abzusehen war. Eine besondere Erbfeindschaft herrschte dabei zwischen den Bergvölkern und den Küstenstämmen, die, auf völlig unterschiedlichen Kulturstufen stehend, unversöhnlich gegeneinander vorgingen. Nicht zuletzt kam es aber auch immer wieder zu Angriffen auf die europäischen Kolonisten, die Ermordung von Weißen und die Plünderung ihres Gebietes gehörten in manchen Inselgebieten fast zu den Erscheinungen des täglichen Lebens. Auch die zahlreichen Missionsstationen, häufig auf abgelegenen kleinen Inseln, mußten mit derartigen Attacken leben. Besonders auf Neuguinea fielen zahlreiche Europäer Mordanschlägen und sonstigen

Straftaten zum Opfer, deren Rädelsführern man in der Regel nicht habhaft wurde. Da die Kolonialverwaltung keinerlei Machtmittel besaß – es standen ihr anfangs nur Segelboote und einige wenige eingeborene Polizeisoldaten zur Verfügung – mußten die häufigen Strafaktionen mit Niederbrennen von Dörfern und Anpflanzungen auf den verschiedensten Inseln den Landekommandos der Marine überlassen werden. So kam es beispielsweise auf Ponape (Ost-Karolinen) wegen Arbeitsstreitigkeiten zu einem Aufstand, bei dem der Bezirksamtmann Gustav Boder zusammen mit seinem Sekretär und seiner fünfköpfigen Bootsbesatzung erschlagen wurde. Jeder erwachsene Inselbewohner mußte während der Kolonialzeit 30 Tage unbezahlt im Straßenbau arbeiten. Im Verlauf derartiger Arbeiten wurde ein Arbeiter von einem deutschen Aufseher zusammengeschlagen. Seine Kollegen schworen Rache und verbarrikadierten sich, und im Verlauf der Streitigkeiten wurden die obigen sieben Männer getötet. Der Aufstand eskalierte im Dezember 1910. Während die rebellierenden Eingeborenen sich auf den schwer zugänglichen Sokehs-Felsen in der Nähe der Hafeneinfahrt von Ponape verschanzten, setzten die Deutschen von China aus Kriegsschiffe des Ostasien-Geschwaders in Marsch: die „Kormoran", die „Emden", die „Nürnberg" und die „Planet" nahmen Kurs auf Ponape. In dem Bericht eines kaiserlich-deutschen Offiziers über die folgenden Kämpfe heißt es:

„An ein Aushungern des Gegners konnte nicht gedacht werden, da die Insel einen großen Reichtum an Früchten aller Art aufwies. Des moralischen Eindrucks wegen mußte auf schnelle Entscheidungen gedrängt werden. Der Gegner mußte im Angriff aus seinen Stellungen geworfen werden. Bei klarem, sonnigem Wetter wurde um 7 Uhr 45 vormittags mit der Beschießung begonnen".[1533] Gegen die deutschen Kanonen und Maschinengewehre hatten die Gewehre der Rebellen keinerlei Chance. Die siegreichen Kolonialherren machten anschließend kurzen Prozeß: 15 Aufrührer wurden zum Tode verurteilt und standrechtlich erschossen, die Überlebenden wurden auf andere Inseln verbannt.

Dagegen gab es auf den übrigen vier Inselgruppen zwischen Kolonialmacht und Bevölkerung kaum Auseinandersetzungen. Obwohl die Deutschen mit Machtmitteln nur sehr sparsam vertreten waren, machte die Befriedung der fünfzigtausend weit verstreuten Inselbewohner erheblich schnellere Forschritte als das Eindringen in die dichten Urwälder Neuguineas, wo sechshunderttausend zum größten Teil von der Zivilisation noch völlig unberührte Eingeborene lebten, die als Kopfjäger und Kannibalen gefürchtet waren und keine Neigung verspürten, europäische Lebensgewohnheiten anzunehmen. Der Gouverneur in Deutsch-Neuguinea von 1902 bis 1914, Dr. Albert Hahl, „der sich in besonderen Maße um das Wohl der Eingeborenenbevölkerung kümmerte, sich zudem intensiv mit ihrer Kultur befaßt und auch einige Stammessprachen erlernt hatte, vertrat die Auffassung, daß gerade in Neuguinea die Berührung der Eingeborenen mit der Zivilisation sehr behutsam erfolgen müsse, die ‚Tabus' möglichst geschont werden sollten und eine geordnete Verwaltung nur dann Aussicht auf Erfolg haben würde, wenn es gelänge, den Eingeborenen selbst für den Dienst am Land und damit für sein eigenes Wohl zu gewinnen. (...) Dem Gouverneur kam es vor allem darauf an, die Selbstverwaltung zu fördern, um damit die deutsche Verwaltung zu entlasten, dies eine Haltung, die von vielen europäischen Kolonisten entweder belächelt oder angefeindet wurde".[1534] „Besonders unerfreulich war die Stimmung im Gouvernementsrat, in dem Vertreter des alldeutschen Gedankens dem Gouverneur das Leben schwermachten. Land war zwar auf Samoa reichlich vorhanden, aber die Einwanderer, insbesondere die Deutsche Handels-und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, drängten darauf, den Eingeborenen das Recht auf Verpachtung ihrer eigenen Ländereien zu entziehen".[1535]

Die deutsche Kolonialpolitik in China: Tsingtau

Auch im Kaiserreich China gelang es dem Deutschen Reich in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts Fuß zu fassen. China spielte zu dieser Zeit als eigenständige Macht bereits keine Rolle mehr. Von 1839 bis 1842 hatte der Opiumkrieg gewütet, in dem die Briten sich die Erlaubnis für den Opiumhandel erzwangen, 1858 hatte Rußland riesige Gebiete nördlich des Amur in Besitz genommen, bereits 1850 waren unter dem Vorwand, China sei vertragsbrüchig geworden, französische und englische Invasionstruppen gelandet, die Peking erstürmten, den Sommerpalast verwüsteten und dem geschlagenen Gegner einen neunundneunzigjährigen Pachtvertrag über die Insel Kaulun abpreßten. 1862 wurde Portugal der Besitz von Macao bestätigt, Frankreich besetzte einen großen Teil Annams und England annektierte Nieder-Burma. 1867 wurden von der französischen Kolonialarmee drei weitere Provinzen besetzt, wodurch Frankreich die Kontrolle über das Mekong-Delta gewann. Vier Jahre später nahm Rußland einen breiten Landstrich in Chinesisch-Turkestan in Besitz, den es später jedoch gegen eine große Summe an China zurückgab. 1879 wurden die Riukiu-Inseln von den Japanern besetzt, 1886 Ober-Burma von den Engländern vereinnahmt, und ein Jahr später beendete Frankreich seine Eroberungen mit der Gründung von Französisch-Indochina. 1894 wurde China von Japan erneut ein Krieg aufgezwungen und als Folge davon Korea unabhängig, während sich Japan Formosa und die Pescadores aneignete. Das chinesische Kaiserreich war also zu einem reinen Verfügungsobjekt geworden, aus dessen Konkursmasse sich die ausländischen Mächte ungeniert bedienten.

Was die deutschen Bestrebungen bezüglich des asiatischen Raums anbelangt, liefen bereits im Jahre 1860 unter Leitung des Grafen Friedrich zu Eulenburg die drei deutschen Kriegsschiffe „Arcona", „Thetis" und „Frauenlob" zu einer Expeditionsreise nach Ostasien aus, um Handelsverträge mit China, Japan und Siam abzuschließen. Zu den Teilnehmern dieser Unternehmung gehörte auch der Geologe Ferdinand Freiherr von Richthofen, der später noch weitere sieben Reisen in das Reich der Mitte unternehmen und einer der besten Chinakenner seiner Zeit werden sollte. Aufgrund seiner Berichte über die Eignung der Kiautschou-Bucht als Handelsstützpunkt trug sich sogar Bismarck trotz seiner ansonsten prinzipiell ablehnenden Haltung hinsichtlich jeglicher Kolonialisierungspläne zeitweise mit dem Gedanken einer Nutzung dieses Gebietes, doch wurden diesbezügliche Planungen durch den deutsch-französischen Krieg in den Hintergrund gedrängt und schließlich gänzlich ad acta gelegt. Da China in der folgenden Zeit für den deutschen Handel jedoch eine immer größere Bedeutung einzunehmen begann, und die chinesische Regierung es den Deutschen in den 90er Jahren zudem gestattete, in den Vertragshäfen Tsientsin und Hankou eigene Niederlassungen einzurichten, wurde in Deutschland immer stärker der Wunsch nach einem Platz laut, „der in erster Linie deutsch war und unter deutscher Verwaltung stand".[1536] „Die Verletzungen der chinesischen Souveränität gipfelten in den eklatanten Ansprüchen Deutschlands unter Kaiser Wilhelm. Deutschland hatte sich spät entschlossen, am Festmahl teilzunehmen. Jetzt aber zeigte sich die Gier nach fremden Besitzungen um so mehr. Der preußische Doppeladler wollte der französischen Trikolore und dem englischen Union Jack nun nicht mehr nachstehen".[1537] Bereits im Jahre 1895 machte das Deutsche Reich massiv Ansprüche auf die Errichtung eines Kohlebergwerkes an der chinesischen Küste geltend, eine Forderung, die von China zu diesem Zeitpunkt noch als unberechtigt zurückgewiesen werden konnte. Als jedoch zwei Jahre später, am 1. November 1897 die Ermordung der beiden deutschen Missionare Nies und Hienle in der reichen Provinz Schantung bekannt wurden, handelte das Deutsche Reich sofort, konnte es einen geeigneteren Vorwand für Strafmaßnahmen, das heißt die Entsendung von Kriegsschiffen und die Okkupa-

tion eines „deutschen Gebietes" in China für Berlin doch kaum geben. Admiral Tirpitz hatte vorher bereits mit Hilfe Ferdinands von Richthofen die Bucht von Kiautschou mit dem kleinen Fischerhafen Tsingtau im Nordwesten als idealen Platz für eine derartige Aktion ausgewählt. Eine unter dem Kommando des Admirals von Diederichs stehende Kreuzerdivision erhielt den Befehl, umgehend die Bucht von Kiautschou als Pfand zur Erfüllung der deutschen Forderungen zu besetzen. Am 14. November 1897 ging daraufhin ein etwa 700 Mann starkes Landungskorps von den Kreuzern „SMS Kaiser", „Prinzess", „Wilhelm" und „Cormoran" an Land, nachdem man von den chinesischen Behörden vorher noch rasch die Erlaubnis eingeholt hatte, eine Übung abzuhalten. Mit vorgehaltenem Gewehr wurde sodann der chinesische Oberkommandierende der Region mit etwa 2000 Soldaten zur Kapitulation gezwungen. Durch einen China im Anschluß daran aufgezwungenen sogenannten „ungleichen Vertrag", dessen vorbereitende Verhandlungen auf deutscher Seite der damalige Gesandte in Peking, Freiherr von Heyking führte, und durch den das Deutsche Reich zu keinerlei Gegenleistungen verpflichtet war, wurde das Kiautschou-Gebiet für den Zeitraum von 99 Jahren gepachtet. Zum Pachtgebiet gehörte die Stadt Tsingtau, die Inseln in der Bucht von Kiautschou – Yintau und Huangtau – und daneben auch mehrere der Bucht vorgelagerte Inseln, insgesamt etwa 550 Quadratkilometer Land. Hinzu kamen auf der Landseite in einem Halbkreis mit einem Radius von 50 Kilometern noch ein sogenanntes „neutrales Gebiet", das allerdings ebenfalls von den Deutschen kontrolliert wurde, also die Bezeichnung „neutral" keineswegs verdiente, sowie ein 30 Kilometer breiter und 400 Kilometer langer Streifen, der von Tsingtau nach Westen durch die ganze Provinz Schantung bis nach Jinan führte und die ergiebigsten Kohlegebiete Chinas für das Deutsche Reich öffnete, welche den Brennstoff für die deutschen Kriegs- und Handelsschiffe im Hafen von Tsingtau liefern sollten. Eines der zuerst durchgeführten Vorhaben war daher folgerichtig – zur optimalen Beherrschung der Provinz Schantung und zur Ausnutzung der Kohlevorkommen – der Bau einer Eisenbahnstrecke von Tsingtau quer durch die Provinz. Das Gebiet unterschied sich in mancherlei Hinsicht von den deutschen Kolonien im afrikanischen und im Südseeraum, war in erster Linie als Marinestützpunkt gedacht und unterstand von daher auch dem Reichsmarineamt und hatte einen Kapitän zur See zum Gouverneur.[1538] In einer während der Sitzungsperiode 1907/1908 an den Reichstag gerichteten Denkschrift zur Entwicklung dieses Gebietes hieß es denn auch:

„Das Kiautschougebiet stellt, im Gegensatz zu den übrigen deutschen Kolonien, den reinen Typus einer Handelskolonie dar, d.h. eines räumlich eng begrenzten Gebietes, dessen wirtschaftliche Hauptfunktion in der Vermittelung des Güteraustausches zwischen zwei großen Wirtschaftsgebieten liegt".[1539]

Tsingtau, die Hauptstadt des Pachtgebietes und Sitz des deutschen Gouverneurs, des Kapitäns zur See Rosendahl, der in seiner Person „die höchste Militär- und Zivilgewalt innerhalb des Gebietes vereinigte",[1540] begann sich rasch zu einem wichtigen militärischen Stützpunkt und einem bedeutenden Handelszentrum mit einem modernen Überseehafen zu entwickeln. Es wurden in kürzester Zeit „Regierungsgebäude, Kasernen, Privatunterkünfte, öffentliche Einrichtungen, eine Werft und ein moderner Überseehafen sowie ein neues Chinesenviertel für fünfzigtausend Einwohner" errichtet.[1541] „Schantung verwandelte sich rasch zu einer Art fernöstlichem Preußen. Überall prangten Verbotsschilder, es wimmelte von Technikern, und allerorts predigten Missionare. Innerhalb weniger Jahre wurde aus Tsingtau ein exotisches Düsseldorf, die ordentlichste, gepflegteste, sauberste unchinesischste und bestbewehrte Stadt in China.[1542] ‚Das Gebiet', bemerkte der amtsenthobene Kanzler Fürst Bismarck verdrießlich, ‚ist groß genug für eine Menge Narrheiten'".[1543] Kaiser Wilhelm II. hatte seinen Bruder Heinrich mit einer regelrechten Armada nach China entsandt, wobei er ihm ganz ausdrücklich den

Rat mit auf den Weg gab, daß er keinerlei Schwäche oder Mitleid zeigen sondern mit eiserner Faust durchgreifen solle, wenn es jemand wagen sollte, die Rechte des Deutschen Reiches anzutasten.

Wie auch in den übrigen Kolonien gingen auch hier die Deutschen bei der Durchsetzung ihrer Pläne oftmals sehr rücksichtslos und brutal vor, ohne auf die Gefühle der einheimischen Bevölkerung Rücksicht zu nehmen, geschweige denn ihre Menschenwürde und ihre etwaigen Rechte zu respektieren. Zum möglichst raschen Auf- und Ausbau der für das Deutsche Reich überaus wichtigen Hafenstadt wurden viele tausend Chinesen zwangsverpflichtet und mußten ohne jegliche Bezahlung Schwerstarbeiten verrichten, wobei sie zumeist noch unter der Aufsicht schwerbewaffneter Posten standen, die sie mit dem Gewehrkolben antrieben. Rings um Tsingtau wurden mit Stacheldraht umzäunte und schärfstens bewachte Arbeitslager errichtet, in denen die gepreßten Zwangsarbeiter bei dürftigster und schlechtester Verpflegung sowie unter den erbärmlichsten Verhältnissen hausen mußten. Wer bei einem Fluchtversuch erwischt wurde, wurde schwer bestraft und zu Abschreckungszwecken möglicher anderer Fluchtwilliger gefoltert. Oftmals wurden die Delinquenten öffentlich mit Bambusstöcken oder mit Kuheutern, deren Enden mit Bleikugeln gefüllt waren geschlagen. Wer die Folter überlebte, war oftmals zeitlebens gesundheitlich geschädigt oder verkrüppelt. Vor diesem Hintergrund kam es schon bald zu Widerstandsaktionen in der gesamten Provinz Schantung, deren achtunddreißig Millionen Bewohner für ihr ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl und ihr Individualitätsstreben weithin bekannt waren. „Die Aufforderung Kaiser Wilhelms ‚sofort zuzuschlagen, würde man sich am allerwenigsten in der Provinz Schantung gefallen lassen. Die Vorstellung, zu teutonischen Asiaten umerzogen zu werden, war jedermann in Schantung ein Greuel. Es hagelte Proteste gegen den Bau von deutschen Eisenbahnen, die Tausende von Bootsmännern ihrer Existenz beraubten. Ebenso heftig wurden die deutschen Missionare abgelehnt, die ihren Einfluß bei den einheimischen Gerichtshöfen geltend machten, wenn chinesische Christen sich zu verantworten hatten. Jeden offenen Widerstand bestraften die Deutschen mit Strafexpeditionen, die im Landesinneren ganze Dörfer niederbrannten".[1544] Binnen kürzester Zeit gelang es den Deutschen somit, sich durch ihr unsensibles, arrogantes und rigororses Verhalten bei breiten Kreisen der einheimischen Bevölkerung zutiefst verhaßt zu machen.[1545]

Der Boxeraufstand

1889 kam es überall in China zu lokalen Aufständen, die sich zum einen zwar gegen die eigene Regierung, das schwache und korrupte chinesische Kaiserhaus aber auch gegen die verhaßten Kolonialmächte, die „fremden Teufel" richteten. Ein Dutzend Geheimgesellschaften schlossen sich zum Zweck eines gemeinsamen Vorgehens gegen die eigene Obrigkeit sowie die Invasoren zusammen. Vor diesem Hintergrund ist auch die Boxerbewegung zu sehen, eine Untergrundbewegung, die sich von Schantung aus auch auf die Nachbarprovinz Tschili ausbreitete. „Die Provinzialregierung und erst recht die deutschen Besatzungstruppen in Schantung hatten allen Grund, die wachsende Popularität der Boxergesellschaft mit Argwohn zu betrachten. Im Oktober 1898 hatten die Boxer bereits eine Gefolgschaft von tausend Mann. Die Aktivitäten begannen mit der Vertreibung eines Chinesenchristen und seiner Familie, später folgte die Ermordung zweier Christen: Häuser und Kapellen wurden niedergebrannt".[1546] Schon kurze Zeit später war die Zahl der Boxer auf etliche Tausend angewachsen, die Zahl der Sypathisanten lag noch um ein Vielfaches höher. Bald schon kam es überall zu Aufruhr, zu Mord und Todschlag, zu offenen Überfällen auf Europäer und Amerikaner, schließlich sogar

zu offenen Feldschlachten. Am 30. Dezember 1898 wurde mit dem englischen Missionar Reverend S.M. Brooks schließlich der erste weiße Christ niedergemetzelt. Je länger die Kämpfe andauerten, desto mehr verlagerten sie sich von der Provinz in die Nähe der Hauptstadt. Hunderte von Missionars- und Ingenieursfamilien und auch andere Weiße flohen entweder in die scheinbare Sicherheit der Ausländerenklaven an der chinesischen Küste, oder aber nach Peking, wo sich die Situation ebenfalls immer mehr zuzuspitzen begann. Die Berichte von niedergebrannten Dörfern, mißhandelten und geschlagenen Christen, Zerstörungen und Brandschatzungen von Ausländereigentum und Massen von Boxerpartisanen, die sich auf die Hauptstadt zubewegten, häuften sich, am 28. Mai 1900 schließlich wurden mehrere Ortschaften unmittelbar in der Nähe Pekings von den Boxern angegriffen. Zwar erhielt das Gesandtschaftsviertel in Peking Zuzug durch eine kleine internationale Schutzgruppenabteilung, doch sah diese sich einer riesigen Übermacht der Boxer und ihrer Anhänger gegenüber. Die Situation spitzte sich noch zu, als am 6. Juni ein kaiserliches Edikt die Haltung des chinesischen Kaiserhofes gegenüber den Boxern darlegte und als Verantwortliche für die Massaker und die anderen Greueltaten in den nördlichen Provinzen die chinesischen Christen ausmachte:

„In der letzten Zeit sind in verschiedenen Provinzen viele Kirchen errichtet worden. Mit der wachsenden Zahl der Konvertiten wuchs auch die Zahl der bösen Elemente in ihren Reihen. (...) Diese gefährlichen Elemente unterdrücken unter dem Deckmantel der Christlichkeit die einfachen Leute und terrorisieren die Dörfer. Was die Boxer anbelangt, werden die Lokalbehörden dazu angehalten, die Situation im Auge zu behalten; bislang haben die Boxer ihre ländlichen Gemeinden nur verteidigt und uns keinen Grund zur Beanstandung gegeben. Es ist nicht Sache der Behörden, festzustellen, wer sich der Boxergemeinschaft anschließt, sondern lediglich die Gesetzesbrecher unter ihnen im Auge zu behalten. Jeder Unruhestifter soll streng bestraft werden".[1547]

Die stillschweigende Duldung seitens der chinesischen Behörden führte dazu, daß die Boxerbewegung auch die chinesische Hauptstadt infiltrierte, daß die Boxer in der Folge immer mehr das Straßenbild Pekings beherrschten. Zum Ausbruch offener Feindseligkeiten sollte es nach einem Vorfall kommen, der sich am Morgen des 13. Juni 1900 im Gesandtschaftsviertel der Stadt abspielte. Dort versuchte ein Boxer die „fremden Teufel" dadurch zu provozieren, daß er in martialischer Aufmachung und mit drohender Haltung in einem Wagen die Straße hinunterfuhr. Dabei traf er unglücklicherweise auf den deutschen Botschafter, Baron Clemens von Ketteler, dessen Temperament und „preußisches Ehrgefühl" eine derartige Herausforderung nicht zuließ. „Sein preußisches Blut geriet beim Anblick des messerwetzenden Boxers in Wallung. Er griff ihn mit seinem Spazierstock an und zog ihn vom Wagen herunter. Für einen Augenblick schien der Boxer vergessen zu haben, daß er bewaffnet war und floh; der Baron blieb ihm auf den Fersen. Der Boxer sprang über die Mauer, die Prinz Sus Palast zwischen dem Peking-Hotel und der kaiserlichen Stadt umgab. Der Baron kehrte zum Wagen zurück und fand im Innern am Boden zusammengekauert einen zweiten, noch sehr jungen Boxer. Der Baron verprügelte ihn und übergab ihn dann den Wachen der deutschen Gesandtschaft, die ihn einsperrten. Trotz offizieller Anträge um seine Freilassung blieb er dort in Gefangenschaft".[1548] Aller Wahrscheinlichkeit nach hätten die Boxer und ihre zahlreichen Sympathisanten das Gesandtschaftsviertel ohnehin zu irgendeiner Zeit angegriffen, war ihnen doch an der Beseitigung der „fremden Teufel" gelegen, doch stellte das Verhalten von Kettelers in ihren Augen eine erneute schwerste Provokation dar, die es zu rächen galt. Das Verhalten des deutschen Gesandten war in der Tat in einer derart angespannten und unruhigen Situation völlig unangebracht und gefährlich, sieht man einmal davon ab, daß es eine Überreaktion darstellte und von Unreife zeugte, die auch moralisch durchaus fragwürdig war, auf eine derartige offensichtli-

che Provokation mit Gewalt zu reagieren. Kettelers Rechnung, daß die Boxer und ihre Anhänger sich durch sein „forsches" Auftreten würden beeindrucken und einschüchtern lassen, ist denn auch nicht aufgegangen. Nur wenige Stunden später herrschte in der Stadt offene Aufruhr und Brandstiftung. Verschiedene Kathedralen wurden ein erster Raub der Flammen. Hunderte von chinesischen Christen wurden sofort getötet oder aus ihren Wohnungen in die Flammen getrieben. George Morrison, Korrespondent der „Times" und unmittelbarer Augenzeuge der Geschehnisse, schrieb in einem Artikel, der allerdings erst viel später nach jenen Ereignissen veröffentlicht wurde, von „Frauen und Kindern in Stücke gehackt, Männer wie Federvieh an den Füßen aufgehängt, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen".[1549]

Während angesichts der Eskalation der Gewalt vor allem die älteren Angehörigen der Ausländerkolonie für ein vorsichtiges und zurückhaltendes Auftreten den Boxern gegenüber waren, vertraten die meisten Jüngeren die Auffassung, daß man sich keineswegs einschüchtern lassen dürfe, daß jede Zurückhaltung nur als Schwäche ausgelegt werden würde. Wieder war es der deutsche Gesandte, der sich dabei mehrfach mit unnachgiebigen Äußerungen hervortat. Am 17. Juni wurde Baron von Ketteler die Nachricht überbracht, daß eine Gruppe von fünfzig bis einhundert Boxern die „Frechheit" besäße, zu Füßen der nahegelegenen Tartarenmauer, also praktisch direkt vor seinen Augen zu exerzieren. Ketteler holte sofort seine Pistole und ließ rasch einen Begleittrupp zusammenstellen, mit dem zusammen er sich auf die Mauer begab und die Exerzierenden unter gezieltes Feuer nahm. Die Boxer, die – in etwa zweihundert Meter Entfernung – eine hervorragende Zielscheibe für die schweren und treffsicheren Mauser-Gewehre abgaben, hatten überhaupt nicht mit einem derartigen Angriff gerechnet. Sieben von ihnen wurden tödlich getroffen, viele verwundet, der Rest stob in wilder Flucht davon. Am gleichen Tag ließ der deutsche Gesandte seine Leute dann auch noch auf einen Trupp moslemischer Soldaten feuern, die die Deutschen mit Steinen beworfen hatten. Verschiedene „Parteigänger" von Kettelers folgten dem Beispiel der Deutschen. „Es war geradezu eine sportliche Tat, einen Boxer oder einen Chinesen, den man nach flüchtiger Inaugenscheinnahme für einen hielt, zu töten".[1550]

Insgesamt wog man sich in Sicherheit, verließ man sich doch darauf, daß das zu Hilfe gerufene internationale Expeditionskorps, das sich unter dem Kommando des englischen Admirals Seymour befand, Peking in Bälde entsetzen würde, eine Hoffnung, die sich dann aber am 18. Juni als trügerisch herausstellte. Am Nachmittag des folgenden Tages trafen sich die in Peking weilenden Gesandten in der spanischen Botschaft, um die Lage der Europäer und Amerikaner in der Stadt zu diskutieren. Baron von Ketteler bestand im Verlauf des Gesprächs darauf, ins chinesische Außenministerium hinüberzugehen und die chinesische Regierung zum Einlenken zu zwingen, ein Vorschlag, der von seinen Kollegen jedoch einstimmig abgelehnt wurde. Als man sich auch beim nächsten Treffen – diesmal in der französischen Gesandtschaft – am folgenden Tag uneins und zögerlich zeigte, entschloß sich der deutsche Gesandte, die Initiative zu ergreifen und in Begleitung seines Dolmetschers den Versuch zu unternehmen, sich zum chinesischen Außenministerium „durchzuschlagen". In zwei, von livrierten Vorreitern eskortierten Sänften machten sich Ketteler und Cordes auf den Weg, wobei sie bewußt auf die Begleitung durch eine Eskorte von fünf bewaffneten Marinesoldaten verzichteten. „Unübertroffen in seiner preußischen Überheblichkeit hatte sich Ketteler nur mit einer Havanna in Haubitzengröße, die er ruhig vor sich hinpaffte, und einem Buch bewaffnet, mit dem er sich die Zeit vertreiben wollte, wenn man ihn würde warten lassen",[1551] dies eine erneute völlig unnötige Provokation für die Boxer, die nur darauf warteten, sich an dem Deutschen blutig für sein Vorgehen rächen zu können. Unmittelbar darauf wurden die beiden Sänften angegriffen. Während sich die beiden Vorreiter auf ihren Pferden zu den Barrikaden zurück retten konnten,

und Cordes lediglich durch Schüsse in die Oberschenkel verletzt wurde, endete die Mission für von Ketteler tödlich. Den Hergang der Ereignisse veröffentlichte die „Times" Monate später nach dem Bericht von Cordes:

„Ich beobachtete einen Wagen mit Lanzenträgern, der vor der Sänfte des Gesandten vorbeifuhr, als ich plötzlich etwas erblickte, was mir das Herz stocken ließ. Die Sänfte des Gesandten war drei Schritte vor mir. Ich sah einen Fahnenträger, dem Aussehen nach ein Mandschu, in voller Uniform mit einem Mandarinhut mit Knopf und blauer Feder, vorrennen. Kaum einen Meter vom Sänftenträger entfernt hob er das Gewehr und feuerte hinein. Entsetzt schrie ich: ‚Halt'! Im selben Augenblick, in dem der Schuß fiel, wurden die Sänften fallengelassen. Ich sprang auf die Füße. Ein Schuß traf mich in den unteren Teil des Körpers und weitere Schüsse wurden auf mich abgefeuert. Ich sah die Sänfte des Gesandten stehen, aber es regte sich nichts darin. (...) Ich bin ganz sicher, daß die Ermordung des deutschen Gesandten ein geplanter Mord war, ausgeführt auf Befehl hoher Regierungsbeamter von einem kaiserlichen Fahnenträger".[1552]

Die Ermordung des deutschen Barons bestätigte die übrigen Gesandten endgültig in ihrer Überzeugung, daß eine Flucht aus Peking einem Selbstmord gleichkäme und daß man besser daran täte, zu bleiben und den Angriffen der Boxer hinhaltenden Widerstand zu leisten, bis die Gesandtschaften und die Stadt von alliierten Verbänden entsetzt würde. Nun erging von den verschiedenen Gesandtschaften die Aufforderung an jedermann – Chinesen ausgeschlossen[1553] – sich in die britische Botschaft zu begeben und auf einen eventuellen Angriff vorzubereiten. Eine Konzentrierung auf das britische Gesandtschaftsareal erschien vor allem deswegen zweckmäßig, weil es sich um die flächenmäßig größte Botschaft handelte, das Gelände von der Tartarenmauer aus nicht eingesehen werden konnte und außerdem ausgezeichnetes Schußfeld bot. Insgesamt befanden sich schließlich rund 950 Weiße und etwa 3000 Chinesen auf dem britischen Botschaftsgelände beziehungsweise im benachbarten Palast des Prinzen Su, der den Nichtweißen Schutz bot. Die Acht-Nationen-Truppe bestand – einschließlich der Militärattachés und anderem militärisch ausgebildetem Personal – aus drei englischen Offizieren mit 79 Soldaten, zwei russischen Offizieren mit ebenfalls 79 Soldaten, drei amerikanischen Offizieren mit 53 Soldaten, einem deutschen Offizier mit 53 Soldaten, sieben österreichischen Offizieren mit 30 Soldaten, einem japanischen Offizier mit 24 Soldaten, zwei französischen Offizieren mit 45 Soldaten sowie einem italienischen Offizier mit 28 Soldaten, die noch von zwei Kontingenten bewaffneter Freiwilliger ergänzt wurden. Den Belagerten standen vielleicht 25.000 Boxer gegenüber, wenn später auch verschiedentlich von 100.000 Belagerern die Rede war.

Die Befreiungsaktionen der alliierten Expeditionskorps

Als die Ermordung von Kettelers in Deutschland bekannt wurde, ging eine Welle der Empörung durch die Nation. Binnen kürzester Zeit meldeten sich etwa 120.000 Freiwillige zum Rachefeldzug gegen China, von denen 11.790 für den Einsatz ausgewählt wurden. Am 2. Juli verabschiedete Wilhelm II. in Wilhelmshaven die ersten beiden Seebataillone zur Strafexpedition nach China, denen zwei Wochen später eine Armada von 18 Kriegsschiffen und Truppentransportern sowie 39 Frachtdampfer folgten, die unter anderem 28 Geschütze und 3484 Pferde für die Kavallerie trugen. Bei der Verabschiedung des „Ostasiatischen Expeditionskorps" unter dem Oberbefehl des Grafen Alfred von Waldersee hielt der deutsche Kaiser eine markige Ansprache, die als „Hunnenrede" in die Geschichte eingegangen ist:

„Kommt ihr an den Feind, so wißt: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagen wird, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. Der Segen Gottes wird sich an eure Fahnen heften und es euch geben, daß das Christentum in jenem Land seinen Eingang finde".[1554]

Da das Deutsche Reich durch die Ermordung seines Gesandten am schwersten betroffen und in seiner „Ehre verletzt" war, setzte Wilhelm II. es durch, daß von Waldersee zum „Weltmarschall", das heißt zum Oberbefehlshaber über die alliierten Expeditionstruppen gemacht wurde. Der deutsche Kaiser beabsichtigte, die Befreiung Pekings zu einem wilhelminischen Projekt zu machen. Hier sah er eine gute Chance, „sich den bisher versagten Ruhm zu verschaffen. Ein deutscher Feldmarschall würde die Operationen der Alliierten befehligen. Deutsche Ulanen würden die häßlichen Boxer in die Wüste Gobi jagen und sie mit ihren Lanzen aufspießen".[1555]

Während sich das deutsche Expeditionskorps derart ermutigt und motiviert von Deutschland aus auf den Weg in seinen „heiligen Krieg" machte, kämpfte sich bereits eine internationale Befreiungsarmee von Tientsin aus gegen den erbitterten Widerstand von Zehntausenden von Boxern am Ufer des Peiho-Flusses und entlang der Bahnlinie nach Peking vor. „Die Militärgeschichte kennt nur wenige Beispiele einer derartig zähen und mühsamen Befreiungsoperation, wie das beim Boxeraufstand der Fall war".[1556] Ein Hauptgrund der Schwerfälligkeit dieses Kontingentes waren mannigfache Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Offizieren der verschiedenen Nationen, die internationalen Rivalitäten, wie sie beispielsweise zwischen den Russen und Japanern oder den Deutschen und Franzosen herrschten. Die Angriffshandlungen wurden von einem Entlastungsangriff gegen das gleichfalls von den Boxern bedrohte Tientsin eingeleitet, wobei hier vor allem deutsche Verbände an die Front geworfen wurden. Tientsin war auch der Sammelpunkt der internationalen Befreiungsarmee, die sich aus fast 10.000 Japanern, etwa 5000 Russen, 3000 Engländern, 2000 Amerikanern, 800 Franzosen und einigen hundert Deutschen, Österreichern und Italienern zusammensetzte. „Es war das letzte Zurschaustellen des Imperialismus alten Stils (...). Es war aber auch das letzte Aufflackern der Kriegsführung im alten Stil. Am Horizont konnte man schon die Panzer, Flugzeuge, Zeppelinbombardements, die riesigen Kanonen, Massenarmeen und die Kriegsführung mit chemischen Waffen des Ersten Weltkriegs erahnen. Der Berufssoldat hatte bei diesem Feldzug wohl zum letztenmal etwas Elitäres, Stolzes und Pittoreskes an sich. Auf der Straße nach Peking erschienen die Kolonialarmeen zum letztenmal im vollen Ornat, berühmte Regimenter, deren Geschichte bis in die Zeit der napoleonischen Kriege zurückging, in die Zeit der Eroberung Indiens oder des Sudans, Nordafrikas und des amerikanischen Westens. Sie repräsentierten eine viktorianische Welt, die sich immer noch gewisse Illusionen leisten konnte, die größtenteils auf der Theorie der rassischen Überlegenheit basierten".[1557]

Unter schwierigsten, infernalischen Marschbedingungen, bei täglichen Durchschnittstemperaturen um die 45 Grad Celsius mit schwerem Marschgepäck kämpften sich die Soldaten in Richtung der chinesischen Hauptstadt vor. Lebensmittel und Munition wurden in einem sechs Meilen langen Train in Dschunken und Sampans den Pei-Ho hinaufgeschleppt. General Galasee, Oberbefehlshaber dieser internationalen Armee, trieb die Truppen in immer neuen Gewaltmärschen vorwärts. Immer, wenn man aufgrund der Geländegegebenheiten mit einem Hinterhalt rechnen konnte, ließ er das Terrain durch eine kleine Vorausabteilung Kavallerie erkunden. Danach folgte die Kolonne in Gefechtsordnung, gefolgt von der berittenen Artille-

rie, die die feindlichen Stellungen vor dem Angriff der Infanterie sturmreif zu schießen hatte. Wo die Soldaten hinkamen, bot sich ihnen „verbrannte Erde", stießen sie auf zerstörte, von allen Menschen verlassene Dörfer, in denen sich allenfalls Leichen befanden. Die erste größere Schlacht wurde am zweiten Tag des Marsches in der Nähe von Peitsang geschlagen, am darauffolgenden Tag kam es bei Jangtsun erneut zum Gefecht, wobei die Alliierten sich jeweils siegreich behaupten und den Feind in die Flucht schlagen konnten. Die offensichtliche Schwäche der Boxer-Verbände ermutigte die alliierten Generäle, den Marsch auf Peking zu forcieren, winkte doch militärischer Ruhm und vermeintlich leicht zu erringende Beute. „Jeder Kommandeur sah nun die Chance, schnell zu Ehren und Beförderung zu kommen. Andere erinnerten sich, wie gewisse Teilnehmer der englisch-französischen Expeditionstruppe sich bei der Plünderung Pekings im Jahre 1860 bereichert hatten".[1558] Der Zug der internationalen Armee ging in der Folge so rasch vonstatten, daß der Nachschub größte Schwierigkeiten hatte, dem Tempo zu folgen und immer weiter zurückfiel. Das nächste größere Hindernis auf dem Vormarsch war nun die nur vierzehn Meilen vor den Toren Pekings gelegene ummauerte Handelsstadt Tschungtou, die am 12. August nach kurzer Gegenwehr eingenommen werden konnte und zur Plünderung freigegeben wurde. Ein Augenzeuge der Eroberung bemerkte später, daß Tschungtou „einmal eine reiche Stadt gewesen sein muß, ehe der Krieg ausbrach, jetzt lagen überall Leichen mit eingeschlagenen Schädeln auf den Straßen. In den demolierten Schaufenstern lagen Brokat und zerbrochenes Porzellan. Die vergoldeten Türbögen waren mutwillig zerstört. Möbel aus geschnitztem Teakholz wurden von den alliierten Soldaten als Brennholz verwendet. (...)"[1559]

Eine abgefangene Depesche gab der alliierten Generalität Aufschluß darüber, daß der chinesische Widerstand immer mehr abebbte, weswegen man sich zum massierten Angriff auf Peking zum nächstmöglichen Termin entschloß, um die günstige Situation zu nutzen. Die einzelnen Kontingente sollten dabei parallel zueinander vorgehen. General Galasee, ein echter Gentleman, tat dabei sein Bestes, um zu verhindern, daß die Operation im Endstadium noch von einem Rettungs- zu einem reinen Beutezug ausartete. „Es war sicher nicht seine Schuld, daß das internationale Entsatzheer schon bald zweifache Befreiungsarbeit leistete: Zuerst befreite es die Gesandtschaften, dann befreite es Peking von seinen Schätzen".[1560]

Am 14. August 1900 begann im Morgengrauen die entscheidende Schlacht um Peking, wobei die japanischen und die deutschen Kontingente zur gleichen Zeit als erste in die Stadt eindrangen. Einer amerikanischen Einheit gelang schließlich die Befreiung des Gesandtschaftsviertels. Daß die Ausländer in den eingeschlossenen Enklaven in der Hauptstadt überhaupt so lange hatten standhalten können, bis sie schließlich durch die internationale Entsatzarmee gerettet wurden, verdankten sie wahrscheinlich dem chinesischen Oberbefehlshaber in Nordchina, Jung Lu. Sir Robert Hart schrieb hierzu in einem Buch, das ein Jahr nach dem Boxeraufstand veröffentlicht wurde:

„Es erscheint wahrscheinlich, daß irgend jemand uns zumindest halb und halb schützte. Die Angriffe standen in keinem Verhältnis zu den Möglichkeiten der Regierungstruppen – nie wurde ein konsequenter Angriff geführt, sondern Attacken immer dann abgebrochen, wenn wir glaubten, wir seien verloren. Hätten uns die feindlichen Truppen wirklich massiv angegriffen, hätten wir die Stellung nicht einmal eine Woche, ja wahrscheinlich nicht einmal einen Tag halten können. So schenkte man der Behauptung immer mehr Glauben, daß irgend jemand, vielleicht ein freundlich gesonnener, weiser Mann, dem es klar war, was die Zerstörung der Gesandtschaften das Kaiserreich und die Dynastie kosten würden, gegen den Befehl unserer Vernichtung sein Veto eingelegt hatte. So spielten die Soldaten mit uns weiter Katz und Maus. Nach außen hin konnte man dem Hof weismachen, wie schwer sie uns bedrängten und wie

hartnäckig wir uns verteidigten, in Wirklichkeit aber gaben sie uns nicht nur die Chance zu überleben, sondern ließen sogar der Entsatztruppe die Zeit, heranzukommen und uns zu befreien. So wurde das nationale Unglück abgewendet, das der Hof in seinem Stolz und in seiner Überheblichkeit nicht wahrhaben wollte, das aber anscheinend ein weiser Mann erkannt hatte und zu vermeiden wußte".[1561]

Jung-Lu war sich der Schwäche Chinas wohl nur zu bewußt gewesen. Er wußte, daß China eine weitere Konfrontation mit dem Westen bevorstünde, die sein Land niemals gewinnen könne, dies nicht zuletzt auch zu einem Zeitpunkt, an dem Japan und Rußland begehrliche Ambitionen auf die Mandschurei zeigten.

Strafmaßnahmen und Friedensschluß

Das große deutsche Expeditionskorps unter Graf Alfred von Waldersee kam zwar viel zu spät, um an der Befreiung der Gesandtschaften teilnehmen zu können, fühlte sich aber dennoch als Sieger und Vollstrecker des in der „Hunnenrede" Wilhelms II. geäußerten kaiserlichen Willens. Schon die deutschen Soldaten, die dem internationalen Befreiungsheer angehört hatten, hatten sich an Plünderungen und Ausschreitungen gegen die wenigen in Peking zurückgebliebenen Chinesen beteiligt. So bemerkte kurz nach seiner Ankunft in der chinesischen Hauptstadt Feldmarschall Graf von Waldersee, der Oberkommandierende der Besatzungstruppen: „Jede Nation schiebt der anderen den Schwarzen Peter in bezug auf Plünderungen zu, doch es steht fest, daß alle gleichermaßen geplündert hatten".[1562]

Frankreich und Deutschland teilten sich beispielsweise in die bronzenen astronomischem Messinstrumente des Pekinger Observatoriums, die nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg ganz an Frankreich übergingen. Auch die deutschen Besatzungstruppen ließen sich vielfache brutalste Übergriffe zuschulden kommen, plünderten, raubten, brandschatzten und vergewaltigten, und die Soldaten erwiesen sich dabei als ordentliche, gehorsame und treue deutsche Untertanen, die – dem Wort ihres Monarchen und obersten Kriegsherrn gehorchend – Jagd auf etwaige Boxer und dabei keine Gefangenen machten. Ein englischer Beobachter, der die Feststellung machte, daß seit der Ankunft des gewaltigen deutschen Expeditionskorps nur noch in größerem Ausmaß geplündert und vergewaltigt wurde, wußte zu berichten: „Sobald die Nacht hereinbricht, plündern und rauben diese Männer, wo und was sie können. Sie behaupten, daß der Kaiser in seiner Abschiedsrede ihnen dieses aufgetragen hätte. Jetzt würden sie nur seinem Befehle Folge leisten".[1563]

Von Waldersee selbst, der eine ganze Reihe blutiger Strafexpeditionen durchführen ließ, die erneut großes Leid über die nordchinesische Bevölkerung brachten und die Deutschen sogar bei ihren Alliierten binnen kürzester Zeit unbeliebt, ja verhaßt machten, ist der folgende Ausspruch überliefert, der vor dem Hintergrund der Brutalität und Grausamkeit der Strafmaßnahmen nur zynisch anmuten kann: „Das einzige, was mich stört, ist unsere Milde gegen die Chinesen".[1564]

Das deutsche Strafgericht über das besiegte China zog sich über mehrere Monate hin. Der Mörder von Kettelers, ein Gefreiter der Pekinger Feldarmee, der sechs Monate nach seiner Bluttat von deutschen Truppen gefangengenommen worden war, wurde an genau der Stelle enthauptet, an der der deutsche Gesandte sein Leben hatte lassen müssen. Des Aufstandes Verdächtigte und Boxer wurden monatelang durch das Land gejagt, bis man ihrer habhaft werden und blutige Vergeltung an ihnen üben konnte. Gefangene wurden gezwungen, ihr eigenes Grab zu schaufeln, dann wurden sie mit den Zöpfen aneinander gebunden und erschossen.

Zahlreiche unbewaffnete Gefangene wurden auch mit dem Bajonett niedergemacht, wobei zu den Opfern vielfach auch Frauen und Kinder gehörten. In Pauting wurden mehrere Stadtbeamte öffentlich hingerichtet und andere Vergeltungsmaßnahmen praktiziert, um dem deutschen Ruf Geltung zu verschaffen. Die Bevölkerung ganzer Ortschaften wurden zur Bestrafung wie Viehherden zusammengetrieben, versprachen sich die deutschen Offiziere von derartigen spektakulären Aktionen doch immerhin „eine moralische Wirkung von weitreichender Bedeutung".[1565] Der amerikanische General Chaffee, der sich derartiger Strafmaßnahmen enthielt, berichtet über von den Deutschen drchgeführte Erschießungen: „Auf einen einzigen Boxer, den man getötet hatte, kamen fünfzehn harmlose Kulis oder Landarbeiter, nicht mitgerechnet die unbeabsichtigt getöteten Frauen und Kinder".[1566]

Die deutsche Generalität sah in den Racheexpeditionen „Übungsmöglichkeiten" für die Truppe und nicht zuletzt für die neuen deutschen Waffen. So äußerte sich von Waldersee begeistert darüber, welch gute Dienste die Krupp-Geschütze bei den Operationen geleistet hätten, eine Mitteilung, die Wilhelm II. zu einem eigenhändig geschriebenen Brief an Waldersee veranlaßte, der folgende Bemerkung enthielt: „Wie freut es mich, von der ausgezeichneten Wirkung unserer schweren Haubitzen zu hören! Unsere ganze Feldartillerie kann stolz auf sie sein".[1567]

Am 4. Januar 1901 wurden der chinesischen Regierung die endgültigen Friedensbedingungen diktiert, auf die sich die elf ausländischen Regierungen schließlich hatten einigen können. Die gemeinsame Note enthielt zwölf Hauptpunkte und neunzehn Zusätze des Inhalts, wie China für die Ereignisse des letzten Jahres, für seine „Unbotmäßigkeit" gegenüber den Kolonialmächten zu zahlen habe. Die Hauptbestimmungen waren dabei folgende:

1. Eine Mission unter der Leitung eines kaiserlichen Prinzen sollte in Berlin vor Kaiser Wilhelm offiziell Abbitte leisten und das Bedauern seiner Regierung über die Ermordung des deutschen Gesandten ausdrücken. Am Schauplatz der Ermordung Kettelers sollte ein Gedenkstein errichtet werden, welcher eine lateinische, eine deutsche und eine chinesische Inschrift enthalten sollte, in der sich China des Verbrechens für schuldig erklärte und das Deutsche Reich um Vergebung für die Untat bat.
2. An Japan sei für die Ermordung des Kanzleivorstands Sugiyama von der japanischen Gesandtschaft eine „angemessene Reparationszahlung" zu leisten.
3. Auf den von den Chinesen während der Erhebung verwüsteten Ausländerfriedhöfen sollten von der chinesischen Regierung ebenfalls „Gedenksteine" aufgestellt werden.
4. In denjenigen Städten, in denen Ausländer ermordet oder auch nur mißhandelt worden waren, wurden für fünf Jahre alle „öffentlichen Prüfungen" untersagt.
5. Den von ausländischen Mächten benannten Personen sei „strengste Bestrafung gemäß der Schwere ihres Verbrechens" zuzumessen.
6. Die Einfuhr von Waffen und „Materialien", die ausschließlich der Herstellung von Waffen und Munition dienten", sollte strikt untersagt sein.
7. Zwischen Peking und Tientsin sollten von den ausländischen Mächten zwölf Militärstützpunkte eingerichtet werden, die die Verbindung zwischen der Hauptstadt und der Küste aufrechterhalten sollten.
8. Verschiedene namentlich benannte Befestigungswerke seien zu schleifen.
9. Für die während des Boxeraufstandes erlittenen Verluste und Schäden seien an Ausländer, ausländische Regierungen und Missionsgesellschaften Entschädigungen zu leisten.
10. Das Gesandtschaftsviertel in Peking sei zu befestigen. Es müßten zudem zur Bewachung der Gesandtschaften eigene Truppen aufgestellt werden, und Chinesen sollten keinerlei Wohnrecht im Gesandtschaftsviertel haben.

11. Die Mitgliedschaft in einer ausländerfeindlichen Gesellschaft sollte fürderhin mit der Todesstrafe geahndet werden. Beamte, Vizekönige, Gouverneure und Provinzgouverneure, die ausländerfeindliche Aufstände nicht ohne zu zögern und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln unterdrückten, sollten unverzüglich abberufen und nie wieder eingesetzt werden.
12. Das chinesische Außenministerium sei neu zu möblieren und für den Empfang der ausländischen Botschafter entsprechend herzurichten. Zudem sei das Hofzeremoniell abzuändern und sollten ausländische Gesandte im Palast mit gebührender Würde empfangen werden.[1568]

Daneben hatte China bis 1940 unangemessen hohe Kriegsentschädigungen von 465 Millionen Tael, das heißt 1420 Millionen Goldmark, in einem festgelegten Verteilerschlüssel an die Sieger zu bezahlen, eine immense Summe, die vor allem von England und Deutschland gefordert wurde. Um etwaige Kapitaleingänge zur Zahlung der Reparationskosten besser überwachen zu können, wurden zudem zum einen die Hafenzölle von Ausländern kontrolliert, außerdem die Einfuhrzölle auf fünf Prozent erhöht und auch Inlandgütern eine Sonderabgabe auferlegt. Neue Zollbestimmungen gab es beispielsweise für Käse, Seife, Alkohol und Textilien.[1569] Auf chinesischer Seite wurde der Vertrag von dem chinesischen Spitzenpolitiker und Diplomaten, ab 1870 Vizekönig von Tschili, Li-Hungtschang unterzeichnet.[1570] Der von deutscher Seite, insbesondere vom deutschen Kaiser, übertriebene Geltungswille wirkte auf die übrigen Nationen äußerst befremdend und abstoßend und wurde noch im Ersten Weltkrieg zu antideutscher Propaganda herangezogen. Was die deutsche Kolonialpolitik – und wohl nicht nur diejenige Deutschlands – sowie das Verhältnis des Deutschen Reiches zu seinen Kolonien insgesamt anbelangt, können wir mit einem Zitat Albert Schweitzers, des Urwaldarztes aus Lambarene, namhaften evangelischen Theologen, weltbekannten Musikers, Vorkämpfers der deutsch-französischen Aussöhnung und Freundschaft, großen Humanisten und Friedensnobelpreisträgers schließen, der einmal in anderem Zusammenhang geäußert hat:

„Was haben die Weißen aller Nationen, seitdem die fernen Länder entdeckt sind, mit den Farbigen getan? Was bedeutet es allein, daß so und so viele Völker da, wo die sich mit dem Namen Jesu zierende europäische Menschheit hinkam, schon ausgestorben sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen! Wer beschreibt die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die die Farbigen im Laufe der Jahrhunderte von den Völkern Europas erduldet haben? Wer wagt zu ermessen, was der Schnaps und die häßlichen Krankheiten, die wir ihnen brachten, unter ihnen an Elend geschaffen haben! Würde die Geschichte alles dessen, was zwischen den Weißen und den farbigen Völkern vorging, in einem Buch aufgezeichnet werden, es wären aus älterer wie aus neuerer Zeit massenhaft Seiten darin, die man, weil zu grausigen Inhaltes, ungelesen umwenden müßte. Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur".[1571] Was könnte man diesen Worten hinzufügen oder gar entgegensetzen?

Lieder aus der Zeit der imperialistischen Kriege

Dem Lied war, wie wir bereits ausgeführt haben, während des Krieges von 1870/1871, in der Stunde der nationalen Begeisterung, eine ganz besondere Rolle zugekommen. Vor allem nationales, vaterländisches Liedgut stand auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten auf dem Programm. Theodor Körners nationalistische Lieder oder die chauvinistischen Gesänge eines Ernst Moritz Arndt waren absolute „Schlager" und trugen nicht unwesentlich zur Stimmung und Einstellung breiter Kreise der Bevölkerung im Wilhelminischen Deutschland bei. Heimstatt dieser „Donnerschnulzen", wie sie Rolf W. Brednich einmal während eines Vortrages bezeichnet hat,[1572] waren nicht zuletzt die zahlreichen Männergesangsvereine, die – Anfang des Säkulums entstanden – nach der Mitte des 19. Jahrhunderts zahlen- und mitgliedermäßig stark angestiegen waren. Auch die deutsche Sozialdemokratie benötigte zur Propagierung ihrer Ziele und Aufgaben auch künstlerische Mittel zur Gewinnung möglichst breiter Kreise der Arbeiterschaft, wobei sich hierfür in besonderem Maße das Lied, das sozialistische Kampflied eignete. Aus den Reihen klassenbewußter Arbeiterpartei eines August Bebel und eines Wilhelm Liebknecht erwuchsen Arbeiterdichter, die zu bekannten Liedmelodien neue politische Texte schrieben.[1573]

Diese Lieder fanden weite Verbreitung auf Flug- und Liedblättern sowie durch ihren Abdruck in der Arbeiterpresse und in sozialdemokratischen Liedsammlungen, die regelmäßig in Neuauflagen herausgegeben wurden. Innerhalb Deutschlands besaßen Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereine bereits seit den 1840er Jahren eigene Gesangsabteilungen bzw. Gesangsvereine, so z.B. in Hamburg, Leipzig und Köln.[1574] Die Obrigkeit, vorrangig in Preußen aber auch in anderen deutschen Ländern reagierte mit Überwachungsversuchen, polizeilichen Verboten und Gerichtsprozessen. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes 1890 vereinigten sich die Arbeitergesangsvereine vielerorts zu lokalen Sängerbünden. Nach Gründung der festen Organisation des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes (DAS) im Jahre 1908 erlebte die Arbeiterchorbewegung in allen Teilen Deutschlands einen bedeutenden Aufschwung. Zum Preis von 5 Pfennigen erschien ein „Arbeiter-Liederbuch für Massengesang" allein im Jahre 1910 in 13 Auflagen mit insgesamt 240.000 Exemplaren.[1575]

„Die Kräfte und die sie durchsetzenden Mächte, die den Liedgesang im 19. Jahrhundert am nachhaltigsten gestalteten, sind unter dem Begriff nationalstaatlicher Ideologisierung zusammenzufassen. Zum ersten Mal tritt hier im weltlichen Bereich das ‚verordnete' Lied auf. Für die Ideologien ist Volkslied, Nationallied, Nationalhymne oder Volkshymne nunmehr identisch. Es sind keine tradierten Lieder, die den Bestand der neuen Schul-, Soldaten-, Studenten- und Chorbücher ausmachten. Es sind neugeschaffene Lieder, in deren Texten sich die Ideologie ausdrückt, während ihre Melodien zum Teil neu komponiert, zum Teil aus Melodien des 18. Jahrhunderts umgestaltet oder nach ihnen geschaffen wurden. Ihr Inhalt preist entweder die Ordnung im Inneren des Staates und die Tugenden, die dazu führen: Gottesfurcht, Gehorsam, Zufriedenheit, Schönheit der Natur, vor allem der Heimat, die gegen den Feind verteidigt werden muß. (...) Eine Art von optimistischer Lebensverklärung ist der Tenor, der die Gesamtheit der von der Obrigkeit zugelassenen und sanktionierten Lieder von den Freiheitskriegen über die Studentengruppen des Wartburgfestes bis in die Wilhelminische Zeit innerlich verklammert. Auf der anderen Seite wurde sorgfältig beobachtet, ob sich nicht ideologiefeind-

liches Gedankengut verbreitete. Es gab eine ständige Zensur des Liedgutes. Liederbücher aller Art wurden zensiert, Verfasser und Sänger unerwünschter Lieder verfolgt und bestraft. (...) Singende Gruppen wurden auf das in ihnen umlaufende Liedgut geprüft. (...) Sozialdemokratische Liedersammlungen wurden immer jeweils kritisch beäugt und zensiert.[1576] Auch das Liedgut der Armee wurde durch Soldatenliederbücher verordnet".[1577] Desgleichen wurden die Schulen reglementiert und unterlagen einer rigorosen Aufsicht. Es konnte vorkommen, daß Schulleiter, Lehrer und Schüler nach dem Absingen nicht-genehmer Lieder hochnotpeinlich verhört wurden. Oftmals wurden kritische Strophen in offizielle genehmigten Liederbüchern gestrichen oder durch positive Versionen im Sinne der Staatsideologie ersetzt. Auf diese Weise wurde alles Mißliebige unterdrückt und das Genehme unterstützt und gefördert, auf diese Weise entstand durch die bewußte und gezielte Pflege des akzeptablen ideologischen Liedgutes ein fester Kanon von offiziellen Gesängen, die nicht nur auf einzelne Gruppen beschränkt waren, sondern die durch gruppenübergreifende Institutionen wie Schule, Armee, Sängerbünde weit verbreitet wurden. Von besonderer Bedeutung ist dabei auch die Tatsache, daß durch den Druck billiger Liederbücher das Durchsetzen eines einheitlich verbreiteten Liedgutes erleichtert, ja in einem bis dato nicht gekannten Ausmaß überhaupt erst ermöglicht wurde. „Es konnten nun auch Lieder nicht nur in mündlicher Tradition innerhalb primärer Gruppen, sondern in breiter Streuung die einzelnen Gruppen übergreifend direkt an die Sekundärgruppen – etwa der Schuljugend, der Studenten, der Soldaten, der Gesangsvereine – herangebracht werden. Damit war es in weitaus größerem Umfange als zuvor möglich, das verordnete Lied gruppenübergreifend zu verbreiten, und in dem Maße wie das gelang, wurde an den Volksliedcharakter dieses verordneten, gruppenübergreifenden Liedes im Sinne Herders geglaubt – es wurde, wie man meinte, eben vom Volk gesungen".[1578]

Es nimmt vor diesem Hintergrund nicht wunder, daß aus jener Zeit nur relativ wenige oppositionelle Lieder tradiert sind, zumal beispielsweise auch ein großer Teil der sozialdemokratischen Arbeiterschaft an derartigem Liedgut nur ein geringes Interesse zeigte.[1579] Von den meisten Liedsammlern und Wissenschaftlern, die sich dem Medium Lied verschrieben hatten, war ebenfalls kein Interesse an bestimmten Liedern zu erwarten. Nur zu oft ließen sie sich im Sinne einer obrigkeitlichen Ideologie vereinnahmen, ließen mißliebige Lieder ganz weg oder richteten ihre Sammlungen der Obrigkeit zu Gefallen ein, wie etwa Franz Magnus Böhme und andere.[1580] Selbst Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth, von Wolfgang Steinitz in die „Reihe demokratischer Volksliedsammler" aufgenommen,[1581] – und zwar mit Recht, wie wir meinen – aus dessen Sammlung wir zahlreiche Lieder übernommen haben, verstand sich 1872 zu einer Art „Entschuldigung", als er im Vorwort zu seinen „Historischen Volksliedern von 1815-1866", die zahlreiche scharf anklägerische oder satirisch-demokratische Volkslieder aus dem Vormärz und von 1848 enthielten, schrieb:

„Der Herausgeber hat mehrfache Bedenken gehabt, vorliegende Sammlung zu veröffentlichen. Das darin vorgebrachte dürfte nach manchen Richtungen hin unangenehm berühren. In Erwägung aber, daß die Geschichte ein Recht darauf hat, mochte er doch um so weniger etwas davon vorenthalten, als ohnehin der hier betretene Zeitraum historischer Volksliederdichtung noch sehr spärlich ausgebaut ist. Dahin entschied sich auch der Rath einsichtsvoller Männer. Möge sie denn aufgenommen werden, wie sie gegeben ist – sine ira et studio".[1582] Zahlreiche widerständige und militärkritische Lieder entstanden in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in den Kabaretts der Metropolen Berlin und Wien, aber auch in der bayerischen Hauptstadt im Überbrettltum Schwabinger Intellektueller und Künstler sowie – wie Ludwig M. Schneider vor einigen Jahren aufgezeigt hat[1583] – vor allem im Bereich des Münchner Volkskabaretts, wie aus dem Bericht eines englischen Reisenden deutlich wird:

„In der Absicht, meinen Freunden in England originale Münchner *chansons de cabaret* mitzubringen, besuchte ich verschiedene Geschäfte der vulgären Musikbranche und ließ mir die beliebtesten Stücke zur Ansicht in mein Hotel schicken. Ich war zunächst angewidert von der allgemeinen Roheit der Texte, dann aber wuchs mein Unwille, als ich bemerkte, daß gerade die berühmtesten Piecen fast ausschließlich aus der plumpsten Verhöhnung zweier Stände ihre Wirkung zogen, des Bauern nämlich und des Soldaten.[1584] Ich erwartete nicht Pendants zu den Barrack-Room-Ballads zu finden, aber ich durfte ebensowenig erwarten, in den Liedern der einzelnen Waffengattungen nichts als Witz- und talentlose intendierte Persiflagen von sich selbst mit gelegentlichen Andeutungen derber Erotik und gelegentlichen Anwandlungen einer Sentimentalität zu finden, die wie ein Vomitiv wirkt".[1585]

Zusammenfassend hat Schneider die Münchner Volkssängerszene und ihr Publikum um die Jahrhundertwende folgendermaßen charakterisiert:

1. Die Volkssänger erfaßten mit ihren Darbietungen breite Volksschichten, speziell die bürgerlichen Unterschichten, zu denen sich auch der Arbeiter zählen konnte, aber auch wohlhabendere mittelständische Schichten.
2. Aufgrund ihres gesellschaftlichen und künstlerischen Selbstverständnisses fühlten sich die Volkssänger als Sprachrohr und Anwalt des ‚kleinen Mannes' und als Vertreter einer bürgerlichen Gegenkultur.
3. Ein Bedürfnis nach gesellschaftlicher und politischer Akzentuierung ist nachweisbar.
4. Es ist davon auszugehen, daß die Zensur stark hemmend gewirkt hat; die schärfste Kritik wird sich also nicht in den (gedruckten) Texten finden, die von der Zensur genehmigt wurden, sondern wurden in erster Linie ‚extemporiert' und ist somit für uns kaum greifbar. Das was in den gedruckten Texten uns heute noch zugänglich ist an gesellschaftlichem und politischem Zündstoff, ist häufig nur die Spitze eines Eisbergs.
5. Eine Untersuchung der Produktionen der berühmten Volkssänger läßt auch Aussagen über die Masse weniger bekannter Volkssänger zu.[1586]

Ein wichtiges Forum des politischen Liedes waren daneben die Kabaretts, die sich um die Jahrhundertwende in den Metropolen Europas etablierten, ausgehend von dem vom Maler R. Salis 1881 auf dem Montmartre in Paris gegründeten „Chat noir", einer Unterhaltungsstätte für Bohemiens und verkannte Genies, die sich an gegenseitigen Geistesprodukten ergötzten. So gründete der am 23.04.1855 in Berlin geborene Ernst Ludwig Freiherr von Wolzogen 1901 in der deutschen Hauptstadt das literarische Kabarett „Das Überbrettl", in dem neben Gedichten, Prosastücken und Kurzspielen unterhaltender Art auch gesellschaftskritische und politische Lieder und Gedichte vorgesungen beziehungsweise vorgetragen wurden, oppositionell zur herrschenden Gesellschaftsordnung, die sie in ihren kleinen und großen Schwächen verspotteten. Ebenfalls in Berlin entstand Max Reinhardts „Schall und Rauch" und in München die „Elf Scharfrichter" sowie der „Simplicissimus". Einer der bekanntesten „Politbarden" jener Epoche – bis hinein in die 1920er Jahre – war Otto Pfützenreuter, der unter seinem Künstlernamen Otto Reutter zahlreiche kritische Lieder und Couplets verfaßte und selber vortrug. Er war mehr als 30 Jahre der Star der Varietés und Unterhaltungsbühnen, über dessen witzige Einfälle, schlagfertigen Pointen und eingängigen Melodien sich berühmte Schriftsteller wie Frank Wedekind und Kurt Tucholsky mit Recht amüsierten, obwohl viele seiner Couplets sowohl von den Inhalten als auch von der Form her eher dürftig waren. Reutter schrieb seine „Sachen" zunächst zu vorhandenen Melodien, da er als Anfänger nicht das Geld hatte, Musiken zu seinen Texten in Auftrag zu geben, dann fand er seinen eigenen Coupletstil. Er hinterließ weit über 1000 Couplets, die Maßstäbe setzten für ein zeitverbundenes Repertoire. „In

den Reutterschen Vorträgen zwischen 1890 und 1910 sind viele (...) ‚Gassenhauer' wiederzufinden"[1587], populäres Liedgut, das sich die Berliner Bevölkerung zu eigen gemacht hatte, indem sie bekannte Melodien mit eigenen schnoddrigen Texten versah, die er teils original zitierte, teils mit aktuellen Pointen versehen vortrug. Er nahm seine musikalischen Anregungen dabei „aus dem gesamten populären Liedgut des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts" und verwendete „seit der Zeit, da er als junger Mann mit den Volkssängern umherreiste (...) Volkslieder, Salonpiecen, Kommersbuchlieder, humoristische Bänkelweisen, Operettenmelodien, Tanzmusiken, Marschmusiken und Bühnengesänge, wie sie in Form von Couplets, humoristischen Duetten, Schnaderhüpferln und Walzerliedern in Possen und anderen Volksstükken üblich waren. (...) Eine vor und nach 1900 häufig von ihm benutzte Form ist das Potpourri", wobei er für manche Vortragsstücke „ausschließlich Volksliedmelodien" verwendete.[1588] „Für sein humoristischen Vorträge und Absichten nutzte Reutter (...) ausnahmslos alle bekannten, gängigen Melodien, die ihm geeignet erschienen. Er verarbeitete Altes und Neues, mischte Klassisches von Schubert und Chopin mit Aktuellem aus dem Schlagerangebot der Musikverlage. Er strebte nicht nur gedankliche Aktualität an, sondern hatte auch das Ohr seines Publikums, wenn er Schlager von Paul Lincke, Zitate aus den Offenbach-Operetten, Oscar-Straus-Refrains vom Überbrettl oder Melodien der leichten Muse aus dem Repertoire der Salonkapellen übernahm.[1589] (...) Es ist Reutter gelungen, bei enger Bindung seiner Couplets an die Rhythmik der zeitgenössischen Tanz- und Unterhaltungsmusik in die Coupletkunst eine Menge frischer und zündender Melodien einzubringen, die mit ihrer fröhlichen Beschwingtheit ins musikalische Gedächtnis von Generationen eingeprägt sind"[1590]

Eine weitere „Zufluchtstätte" politischer Lyrik, die in den Jahren nach der Reichsgründung immer mehr an Relevanz gewann, waren daneben nicht zuletzt auch die zahlreichen satirischen Zeitschriften, die nach 1871 in Deutschland herausgegeben wurden.[1591] Zumeist waren die in ihnen abgedruckten politischen Zeitgedichte und -lieder, ebenso wie viele der Kabarettlieder, allerdings auf schnell wieder aus dem Bewußtsein verschwindende, kurzlebige Zeitereignisse bezogen und schon nach kürzester Zeit wieder vergessen, ein Schicksal, das sie mit der Flut an Karikaturen zu den nämlichen Geschehnissen teilten, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg jedwedes politische, militärische oder soziale Ereignis zu kommentieren trachteten:

„Auch die politische Karikatur fand nach dem Krieg von 1870/71 vor allem in zahllosen Zeitschriften ihr neues Medium. Sie erschien im Gegensatz zu früheren Epochen „fast gar nicht mehr in der Form des Einzelflugblattes (...), sondern ausschließlich im Rahmen der satirischen Presse. Das Einzelflugblatt ist stets eine Überraschung, die periodische Zeitung, auch wenn die größten künstlerischen Potenzen an ihr mitarbeiten, wird dagegen binnen kurzem zu einer Gewohnheit. Gerade dadurch aber, daß das karikaturistische Flugblatt zur periodischen Zeitung geworden ist, ist auch die einzelne Karikatur eindringlicher geworden. Die Witzblattpresse aller Länder hat die ganze ungeheuere Entwicklung, die die Presse im allgemeinen in den letzten drei Jahrzehnten durchgemacht hat, ebenfalls mitgemacht. Unzählige neue Witzblätter sind in dieser Zeit in jedem Lande entstanden, zahlreiche von ihnen haben in ihrem Mitarbeiterstab einen oder mehrere der glänzendsten Künstler. (...) Unzählige von ganz bestimmten Vorstellungen sind denn auch vermittelst der Karikatur in die Hirne der Zeitgenossen gehämmert worden, und viele Ereignisse sind einzig in der Formel in den Köpfen lebendig geblieben, die dieser oder jener geniale Karikaturist geprägt hat. Man kann deshalb wirklich sagen: viele Tausende in jedem Lande denken heute mit dem Hirn ihrer politischen und gesellschaftlichen Satiriker. Da nun aber die ganzen verflossenen Jahrzehnte sozusagen ununterbrochen auf den Krieg eingestellt waren, da die Steuerkraft eines jeden Landes durch

nichts auch nur annähernd so in Anspruch genommen worden ist, als durch die immer neuen Militärvorlagen, so liegt auch das auf der Hand, daß zu allem Aktuellen in erster Linie alles gehörte, was mit Militär und Krieg irgendwie zusammenhing. Es kommt hierbei noch hinzu, daß jeder Krieg das Stoffgebiet des Karikaturisten außerordentlich erweitert, und daß dieser hier außerdem sehr oft die einzige Gelegenheit hat, sein Temperament hemmungslos zu gestalten. Die Folge hiervon ist, daß wir nicht nur von jedem Krieg, der während der letzten dreißig Jahre irgendwo auf der Welt sich abspielte, sondern selbst von dem Umfang einer jeden drohenden Kriegsgefahr jederzeit eine fast lückenlose plastische Vorstellug immer wieder von neuem uns verschaffen können; und zwar derart erschöpfend, wie wohl durch kein zweites geistiges Ausdrucksmittel, dessen sich die Zeitgeschichte bedient. Weil eben in der Karikatur gerade das Gestalt annimmt, was sonst nur im Gefühl lebt und als bloße Ahnung die Gemüter erfüllt. Diese Tatsachen kann man freilich nur konstatieren und nicht belegen, weil man sonst einfach alle Witzblätter nachdrucken müßte".[1592]

Die politischen Karikaturzeitschriften jener Epoche, die neben Spottzeichnungen oftmals auch Gedichte und Liedertexte enthielten, trugen Namen wie „Berliner Wespen", „Deutsche Wespen", „Ulk", „Schalk", „Puck", „Deutsche Wacht", „Cricri", „Doktor Eisenbart". Besonders zu erwähnen sind hier die sozialistischen Karikaturzeitschriften, „Rummeltipuff", „Der Nußknacker", „Chemnitzer Raketen", „Leuchtkugeln", „Die rote Latern", „Brennessel", „Der Reichswauwau", „Das Lämplein", „Berliner Bockbierzeitung", „Hiddigeigei", „Kieler Stichlinge", „Kieler Eule", „Münchhausen", „Der lustige Vetter", „Der Reichskobold" und „Der deutsche Michel", wobei diese Blätter jedoch ohne überregionale Bedeutung blieben. Anders dagegen war es um die sozialistischen Blätter „Süddeutscher Postillion" (1882 bis 1910) sowie „Der wahre Jakob" bestellt, die 1890 zusammen in einer Auflage von etwa 107.000 Exemplaren erschienen. Die Auflage des „Wahren Jakob" stieg von 193.000 im Jahre 1903 auf 286.000 im Jahre 1910 und erreichte im Jahre 1914 mit 380.000 ihren Höhepunkt.[1593] Die schärfste Karikaturzeitschrift ihrer Zeit aber war ab 1896 die politisch-satirische Wochenschrift „Simplicissimus" mit den Zeichnern Th.Th. Heine, Bruno Paul, W. Schulz, Rud. Wilke, Ed. Thöny, Engl. Jank, Olaf Gulbransson, Reznicek und anderen, ein Blatt, welches radikal gegen alles kämpfte, was nach seiner Meinung falsch und unecht war.

Besonders schonungslos ließ man sich den Kampf gegen den Dünkel der imperialistischen wilhelminischen Ära angelegen sein und prangerte unerbittlich auch alle politischen und sozialen Missstände an. Ein überaus beliebtes Angriffsziel mußte naturgemäß auch die „heilige Kuh" des wilhelminischen Deutschland, das heißt das Militär sowie der deutsche Militarismus sein. Im Mittelpunkt standen dabei das dünkelhafte Militärkorps, die ständigen Heeresvermehrungen und Aufrüstungen, die innenpolitische Ordnungsfunktion des Militärs – vor allem in Hinblick auf die junge Sozialdemokratie, die weitgehend der Kontrolle entzogene Militärgerichtsbarkeit und die Ehrengerichte, nicht zuletzt auch die häufigen Soldatenmißhandlungen von seiten ihrer Offiziere, um hier die wichtigsten von der Karikatur – und oftmals auch vom Lied – aufgegriffenen Themen zu benennen. Auch die deutsche Kolonialpolitik war immer wieder Thema von bitterbösen Karikaturen und kritischen Liedern, wenngleich das Ausmaß der Brutalität der deutschen Schutztruppen in manchen Kolonien kaum adäquat dargestellt werden konnte. Behördlicherseits ging man bisweilen recht rigoros gegen die Zeichner von Karikaturen beziehungsweise die Herausgeber der satirischen Zeitschriften vor, wie die zehnmonatige Haftstrafe des von uns oftmals zitierten Kulturhistorikers Eduard Fuchs, des zeitweiligen Herausgebers des „Süd-Deutschen Postillions" beweist. Dennoch haben die Zeitschriften bis zum Ende des deutschen Kaiserreiches eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Auch hinsichtlich von Lieddarbietungen gab es natürlich Vorschriften und Einschränkungen.

„Die Zensurbestimmungen der Polizei lassen sich nicht nur von der Absicht leiten, gewisse sittliche Ausschreitungen zu verhindern, um die allgemeine Moral sicherzustellen, es geht auch um die politische Komponente. Sämtliche Darbietungen des Volkssänger unterlagen der Vorzensur", was im Jahre 1896 vom Abgeordneten Scherm kritisiert wird:[1594]

„Alle Couplets (...) müssen der Polizeidirektion zur Genehmigung vorgelegt werden, andere dürfen nicht vorgetragen werden. Solche natürlich, in welchen Anspielungen auf politische und soziale Verhältnisse enthalten sind, sind unbeliebt und werden nicht genehmigt, und extemporiert einmal ein Komiker auf diese Verhältnisse, so kann er gewärtigen, daß er gestraft wird. Die Komiker empfinden diese Verhältnisse selbstverständlich als sehr drückend".[1595]

Die Lieder zu unserem Kapitel „Zeitalter der imperialistischen Kriege" sind in zwei Hauptgruppen gegliedert:

1. Lieder, in denen der Militarismus des deutschen Kaiserreiches thematisiert ist (eine strenge Auswahl aus überreichem Material);
2. Lieder, die die deutsche Kolonialpolitik zum Gegenstand haben.[1596]

Zur ersten Gruppe sind einige Erläuterungen notwendig. Der inhaltliche Schwerpunkt liegt einmal auf dem Militärleben. Als Themen finden sich die Rekrutierung, der Abschied von den Eltern, der Braut oder Freundin, damit zusammenhängend die Mädchenklage, Besäufnis, menschenunwürdige Behandlung sowie Drill und Schinderei im Soldatenalltag, Soldatengefängnis, Desertion, Verabschiedung. Der Kriegsalltag tritt natürlich in diesem Kapitel in den Hintergrund, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, die keinen Hinweis auf einen bestimmten Krieg enthalten und deshalb hier Platz finden. Viele der in diesem Kapitel aufgeführten Lieder sind vor 1870 entstanden, können aber, da es an konkreten chronologischen Hinweisen mangelt, als „zeitlos" gelten. So gesehen fungiert das Kapitel „Zeitalter der imperialistischen Kriege" – nicht ganz korrekt, aber praktisch – auch als Restkategorie, als „Schublade" für nicht in den chronologischen Aufbau passende Lieder. Dies gilt auch für die von uns so genannten „Waffenlieder", in denen die eigene Waffengattung beziehugsweise Regimentssorte verherrlicht sind. Die „Waffenlieder" haben wir zu einer einzigen Untergruppe zusammengefaßt.[1597]

Ein zweiter inhaltlicher Schwerpunkt liegt in der innenpolitischen Funktion des Militärs als Mittel der Sozialdisziplinierung. Dazu haben wir ein markantes Beispiel zumal aus unserer Region, das im politischen Lied Niederschlag gefunden hat, ausgewählt und ausführlich behandelt, die Fuchsmühler Holzschlacht (1894).[1598] Abschließend werden dann einige wenige Liedbeispiele, die das Thema deutsche Kolonien und Kolonialpolitik zum Thema haben vorgestellt. Wir haben uns darum bemüht, die verschiedenen Aspekte zum Thema „Militarismus im deutschen Kaiserreich" in der Einleitung ausführlich und im Zusammenhang darzustellen und vielfach durch Augenzeugenberichte und andere Quellen zu belegen. Die Lieder zum Thema geben inhaltlich in der Regel keine Probleme auf und sprechen in den meisten Fällen für sich, weswegen die Einzelkommentare jeweils meist ganz kurz gefaßt sind. Wir verweisen auf die historische Einleitung, die hier ganz besonders den Charakter eines Sammelkommentars trägt.

Lieder aus der Zeit der Imperialistischen Kriege

Soldatenalltag

Beispiel 376a
Ich bin Soldat

Worte: vermutlich Max Kegel / Melodie: Denkst du daran, mein tapferer Lagienka[1599]
Quelle: Zupfgeigenhansel, Es wollt ein Bauer früh aufstehn[1600]

1. Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne,
   Als ich es ward, hat man mich nicht gefragt;
   Man riß mich fort, hinein in die Kaserne,
   Gefangen ward ich, wie ein Wild gejagt;
   Ja von der Heimat, von des Liebchens Herzen
   Mußt' ich hinweg und von der Freunde Kreis,
   Denk' ich daran, fühl ich der Wehmut Schmerzen
   Fühl' in der Brust des Zornes Glut so heiß.

2. Ich bin Soldat, doch nur mit Widerstreben;
   Ich lieb' ihn nicht, den blauen Königsrock,
   Ich lieb' es nicht, das blut'ge Waffenleben,
   Mich zu verteid'gen wär' genug ein Stock.
   O sagt mir an, wozu braucht ihr Soldaten?
   Ein jedes Volk liebt Ruh' und Frieden nur,
   Allein aus Herrschsucht und dem Volk zum Schaden
   Laßt ihr zertreten, ach, die gold'ne Flur!

3. Ich bin Soldat, muß Tag und Nacht marschieren,
   Statt an der Arbeit, muß ich Posten steh'n,
   Statt in der Freiheit, muß ich salutieren
   Und muß den Hochmut frecher Burschen seh'n.
   Und geht's ins Feld, so muß ich Brüder morden,
   Von denen keiner mir zuleid was tat,
   Dafür als Knüppel trag' ich Band und Orden,
   Und hungernd ruf ich dann: Ich war Soldat!

4. Ihr Brüder all', ob Deutsche, ob Franzosen,
   Ob Ungarn, Dänen, ob vom Niederland,
   Ob grün, ob rot, ob blau, ob weiß die Hosen,
   Gebt euch statt Blei zum Gruß die Bruderhand!
   Auf, laßt zur Heimat uns zurückmarschieren,
   Von den Tyrannen unser Volk befrei'n;
   Denn nur Tyrannen müssen Kriege führen,
   Soldat der Freiheit will ich gerne sein.

Beispiel 376b
Ich bin Soldat

Worte: Carl Hirsch / Melodie: Denkst du daran, mein tapferer Lagienka[1601]
Quelle: Max Kegels Sozialdemokratisches Liederbuch, 10. Aufl. Hottingen-Zürich 1887, S. 58f.

1. Ich bin Soldat und bin es mit Vergnügen,
   Als man mich nahm, hat man mich erst gefragt:
   „Wirst du's auch gern"? Ich sprach: „Ich müßte lügen,
   Wenn dies Geschäft nicht stets mir zugesagt.
   Was gibt es Schön'res denn, wie Exerziren,
   Patrouillen, Posten, Ordonnanzen sein,
   Und auf Befehl bald stehen, bald marschieren,
   O welches Glück, welch Glück Soldat zu sein"!

2. Ich bin Soldat, was kann es Schön'res geben,
   In Lust und Kurzweil mir die Stunden fliehn,
   Mein Sold ist reichlich für ein flottes Leben,
   Kasernen sind mir Ferienkolonien.
   Und geht's ins Feld, ein Dasein voller Reize
   Harrt meiner dann im schönen Frankenland.
   Sind Krüppel wir, so werden Eisenkreuze
   Als Siegespreis den Helden zuerkannt.

3. Drum hol' der Teufel alle Zivilisten,
   Es lebe nur der edle Kriegerstand,
   Nur Militär, ob Juden oder Christen,
   Sei'n hochgeehrt im deutschen Vaterland.
   Auf, laßt zur Heimath uns zurückmarschiren,
   Laßt von der Freiheit unser Volk befrei'n,
   Laßt uns alljährlich neue Kriege führen
   Ich bin Soldat und will es gerne sein.

Das erstere „Soldatenlied" mit dem Titel **„Ich bin Soldat"** (Nr. 377a) ist bereits in der Zeit vor dem deutsch-französischen Krieg entstanden. Sein Verfasser ist der 1850 in Dresden geborene Max Kegel, als uneheliches Kind einer Näherin und eines Arbeiters den unterprivilegierten Bevölkerungsschichten zugehörig. Bereits als 19-Jähriger trat Kegel in die soeben erst gegründete Sozialdemokratische Arbeiterpartei ein, deren Vorsitzender in seiner Heimatstadt, Otto Walster, seine Fähigkeiten erkennend, ihn zur literarischen Tätigkeit anregte Seit 1871 als Agitator und Publizist für die Arbeiterbewegung tätig, zunächst beim „Dresdner Volksboten", von 1873 bis 1878 als Redakteur bei der „Chemnitzer Freien Presse", war Kegel schon bald für die heimische Obrigkeit persona non grata. Weil er in Sachsen und Thüringen wegen seiner publizistischen Tätigkeit von Polizei und Justiz verfolgt wurde, ging er 1882 nach Süddeutschland und lebte in Nürnberg und München. 1882 gründete er den „Süddeutschen Postillion", eine der großen satirischen Wochenschriften der Arbeiterbewegung, deren Beiträge er zunächst fast gänzlich allein bestritt. Ab 1888 arbeitete er als Redakteur für die andere große satirische Zeitschrift der Sozialdemokratie, den „Wahren Jakob". Kegels unbestreitbares Talent entfaltete sich am besten in zahlreichen Satiren und Parodien, mit denen er den politischen Gegner, hier den deutschen Militarismus zu treffen versuchte.

In seinem „Ich bin Soldat" thematisiert Kegel treffend die Unlust des politisch bewußten Proletariers, der eben nicht zur Fahne drängt, sondern gegen seinen Willen zum Dienst für Kaiser und Vaterland gepreßt werden muß. Er argumentiert aus der Sicht des kleinen Mannes, der keinerlei Feindschaft oder Haßgefühle gegen den von der Obrigkeit propagierten „Feind" aufzubringen vermag, sondern in ihm den Gesinnungsgenossen und „Bruder" sieht. Sein Feind ist dagegen eher sein eigener Vorgesetzter, der – oftmals adelige – Offizier, der ihm, dem gemeinen Soldaten nur zu oft mit Überheblichkeit und voller Klassendünkel gegenübertritt. Das Lied gipfelt in der Aufforderung an alle Soldaten-„Brüder", egal „ob Deutsche, ob Franzosen, ob Ungarn, Dänen, ob vom Niederland, ob grün, ob rot, ob blau, ob weiß die Hosen", gegen den eigentlichen Feind in der jeweils eigenen Heimat zu marschieren, das heißt gegen die nicht durch den Willen des Volkes legitimierten Herrscherdynastien, die „Tyrannen" zu kämpfen, anstatt sich für deren egoistische Interessen instrumentalisieren und gegeneinanderhetzen zu lassen. Über die Wirkung des Liedes berichten folgende Briefe an das Arbeiterlied-Archiv in Berlin:

„Ich will euch den Text eines Liedes schreiben, wofür mein Mann 1896 vom Militärgericht zu 1 Jahr Festungshaft verurteilt wurde. Er diente im Füselierregiment 39 in Düsseldorf. Sechs vom Regiment waren schon auf Festung, und weil die Offiziere das schwarze Portepee oder Troddel bekamen, wenn sie den 7. auf Festung schicken mußten, sang mein Mann das Kampflied der sozialistischen Soldaten auf dem Kasernenhof. Mein Mann kam auf die Festung, aber die Offiziere waren halb verrückt vor Wut. Die schwarze Troddel war die größte Schande für ein Regiment"[1602] Noch in der Zeit des Ersten Weltkriegs war das Singen dieses Liedes ein strafwürdiges Vergehen, wie die folgenden Zeilen eines Franz Rehfeld belegen:

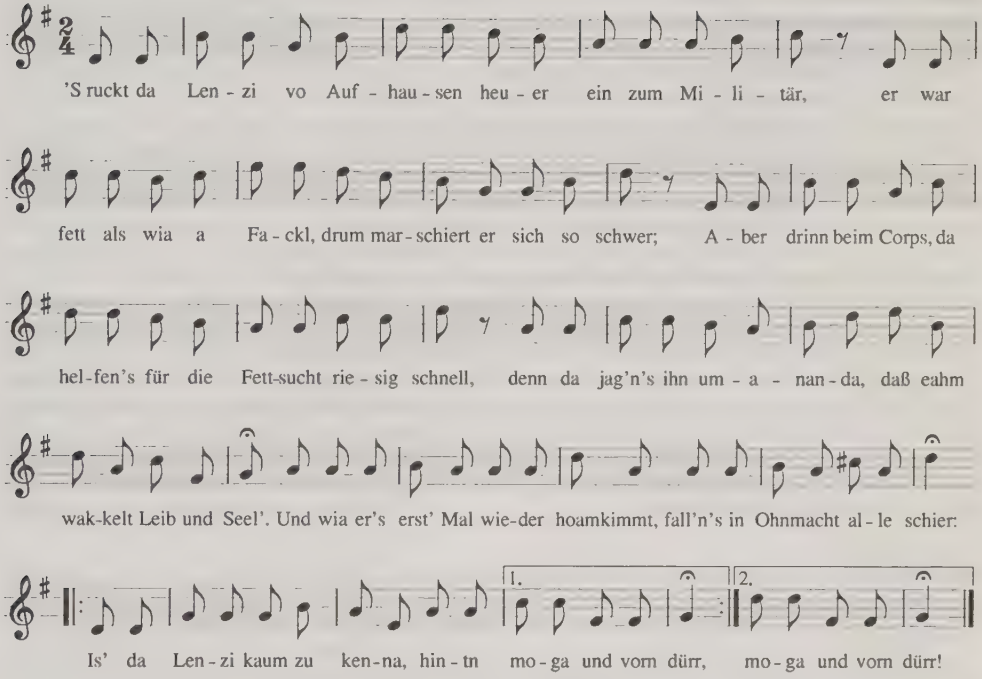
„Hier schicke ich euch ein kleines Lied, welches von mir 1917 an der Front in Frankreich gesungen wurde. Ich erhielt dafür 14 Tage verschärften Arrest. Ich wurde von einem Re. Leutnant belauscht und verraten".[1603]

Auf die Bekanntheit dieses Liedes weist auch die darauffolgende Parodie **„Ich bin Soldat"**, (Nr. 377b) hin, als deren Verfasser Carl Hirsch bekannt ist, ein Redakteur, der 1871 wegen verschiedener „Pressevergehen" vier Monate im Gefängnis verbringen mußte, wo vermutlich auch dieser Text geschrieben wurde. „Er steigert in seiner Umdichtung die gegen das Militär gerichtete Tendenz der Vorlage, indem er deren negative Aussage ins scheinbar Positive wendet, was in den satirisch-bitteren Schlußzeilen seinen Höhepunkt findet, wenn zu alljährlich neuen Kriegen und zur Befreiung von der Freiheit aufgefordert wird. (...) Die von Hirsch so umgearbeitete Vorlage formuliert eine entschiedene Absage an das Militär, an jegliches Soldat-sein-müssen. Hirsch radikalisiert den Text sehr geschickt, indem er den pathetischen Ton gängiger Soldatenlieder beibehält, inhaltlich jedoch den militärischen Dünkel und die Realität des Soldaten konfrontiert, da jeder weiß, daß es so nicht ist, wie das Lied zu behaupten vorgibt. Hirsch erreicht eine viel unmittelbarere Entschleierung des Militärs, da er sich auf dessen Ansprüche einläßt und nicht einfach nur jammert und klagt".[1604]

Beispiel 378

Hint'n moga und vorn dürr

Text: H. Moser
Melodie: H. Moser



aus: Maximilian Seefelder: Die Münchner Volkssänger der Jahrhundertwende, in: Sänger- und Musikantenzeitung, 28. Jahrgang 1985, H. 4, S. 263

1. 'S ruckt da Lenzl vo Aufhausen
Heuer ein zum Militär,
Er war fett als wia a Fackl,
Drum marschiert' er sich so schwer;
Aber drinn beim Corps, da helfen s'
Für die Fettsucht riesig schnell,
Denn da jag'n's ihn umananda,
Daß eahm wackelt Leib und Seel'.
Und wia er's erst' Mal wieder hoamkimmt,
Fall'n s' in Ohnmacht alle schier:
Is' da Lenzl kaum zum kenna,
Hint'n moga und vorn dürr!

2. Neue Schiffe und Kanonen,
Waffenbauten und so fort,
Hafenbauten für Marine,
Da reinste Leitumbringa-Sport;
All Augenblick a groß Manöva
Kostet Millionen Geld,
Deutschland konn sich sowas leisten,
Denn wir Bürga liefern 's Geld;
Und dö nobla, feina Herren,
Leb'm als wia dö Kavalier!
Und mir wer'n vo lauta Steuern
Hint'n moga und vorn dürr!

3. Hat a rechta armer Teife
A sehr fruchtbar g'sundes Weib,
Jedes Jahr bringt s' ihm an Sprößling,
Grad als wia zum Zeitvertreib.
Dabei wird sie immer g'sünder,
Kriagt a G'sichtsfarb' rosig rot
Und der Mann denkt voller Bangen:
Steh mir bei du lieber Gott.
In da Früah ißt's scho vier Weißwürscht,
Trinkt dazu drei Quartl Bier,
Und da Mo, der schleicht in d' Arbat,
Hint'n moga und vorn dürr!

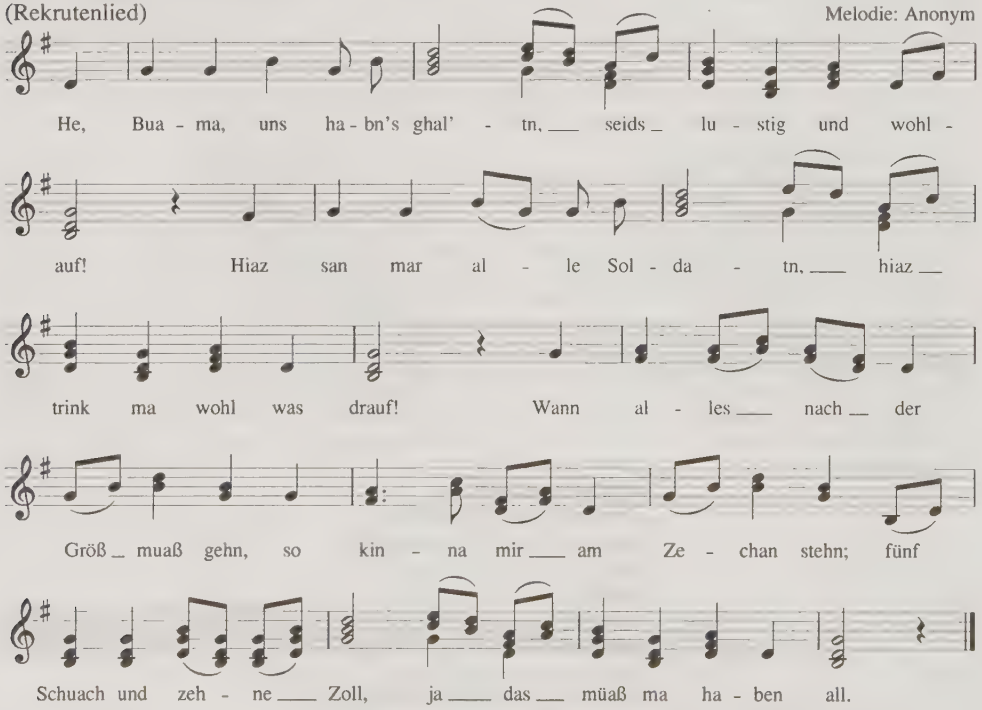
Worterklärungen
Fackl = Ferkl / Teife = Teufel / moga = mager

Das Couplet **„Hint'n moga und vorn dürr"** (Nr. 378) entstammt der Feder des Münchner Volkssängers H. Moser. Um die Jahrhundertwende traten zahlreiche derartige Kleinkünstler in Münchner Gastwirtschaften und Sälen von Brauereien auf. Weitere Auftrittsmöglichkeiten vor vorwiegend kleinbürgerlichem Publikum boten die konzessionierten Singspielhallen der bayerischen Hauptstadt, etwa das „Platzl", der „Oberpollinger", der „Münchner Hof" (Apollotheater). Oftmals war das vermeintlich harmlose „Unterhaltungsprogramm mit ernsten gesellschaftskritischen und politischen Stellungnahmen verbunden", die der Volkssänger „dennoch auf humorvolle Art und Weise hervorbrachte. Er trat vor kleinbürgerlich-proletarischem Publikum auf und ging in seinen Beiträgen auf dessen Sorgen und Nöte ein. Seine Art Kritik zu üben, nämlich bestehende Mißstände anzusprechen, wenn es sein mußte, diese auch anzuprangern, aber in der Form, daß die Zuhörer dabei immer über ihr eigenes Schicksal lachen konnten, stellte eine spezielle Form der Abreaktion dar. Der Volkssänger verstand sich dabei als Sprachrohr des kleinen Mannes, denn, was dieser dachte, fühlte und erdulden mußte, brachte der Volkssänger an die Öffentlichkeit, und zwar immer so, daß dabei die kritische Komponente unterhaltsam verpackt war".[1605]
Mosers Couplet ist ein gutes Beispiel für die Hauptliedgattung der Volkssänger, ein Strophenlied heiteren Inhalts mit einer witzigen und unerwarteten Pointe im Refrain. Des Verfassers Kritik richtet sich implizite gegen die Vertreter des Offizierskorps, die ihren Untergebenen das Leben oftmals sehr sauer machen konnten. Die zweite Strophe spiegelt den Unmut großer Bevölkerungsteile gegen den deutschen „Militärstaat preußischer Prägung", der auch die Geldbörse des kleinen Mannes arg beanspruchte. Hier sind es vor allem die Waffen, aber auch die aufstrebende deutsche Kriegsmarine, deren schneller Aufbau zur Weltmachtgeltung des Deutschen Reiches beitragen und seinen „Platz an der Sonne" sichern helfen sollte, und die viel Geld kosteten. „Die steuerliche Belastung des Einzelnen war nicht zuletzt wegen des ständig steigenden Rüstungsetats so hoch".[1606] Manch ein deutscher Steuerzahler litt sehr unter den Ansprüchen des Militarismus.

Beispiel 379

He, Buama uns haben's ghaltn
(Rekrutenlied)

Text: Anonym, verm. Ende des 19. Jhs.
Melodie: Anonym



aus: Walter Deutsch: Das alpenländische Liederbuch, Ravensburg 1979, S. 140, Nr. 120 mit der Anmerkung "Aus Niederösterreich"

1. He, Buama, uns haben's ghal'tn,
Seids lustig und wohlauf!
Hiaz san mar alle Soldatn,
Hiaz trink mar wol was drauf!
Wann alles nach der Größ muaß gehen,
So kinna mir am Zechan stehn;
Fünf Schuach und zehne Zoll,
Ja dös müaß ma haben all.

2. Hiaz derf i neama dreschn
Und a koan Stroh mer schneid'n;
Hab oft a Bratl z'essn,
Wer i koan Hunger leidn.
Und wann i scho auf d' Wacht muaß gehen,
Muaß i nit allweil Schildwacht stehn,
Kann mi wiedrum niedalegn,
Ja das is halt a schens Leben.

3. I brauch mir koan Gwand schaffa
Als wia-r-a Bauernknecht;
I kann mei Geld vasaufa,
Des is mir allas recht.
I kriag an Rock von Kamisol,
An neichn Huat, des woaß i wohl,
Und neiche Hosn und Schuah
Und Gamaschn a dazua.

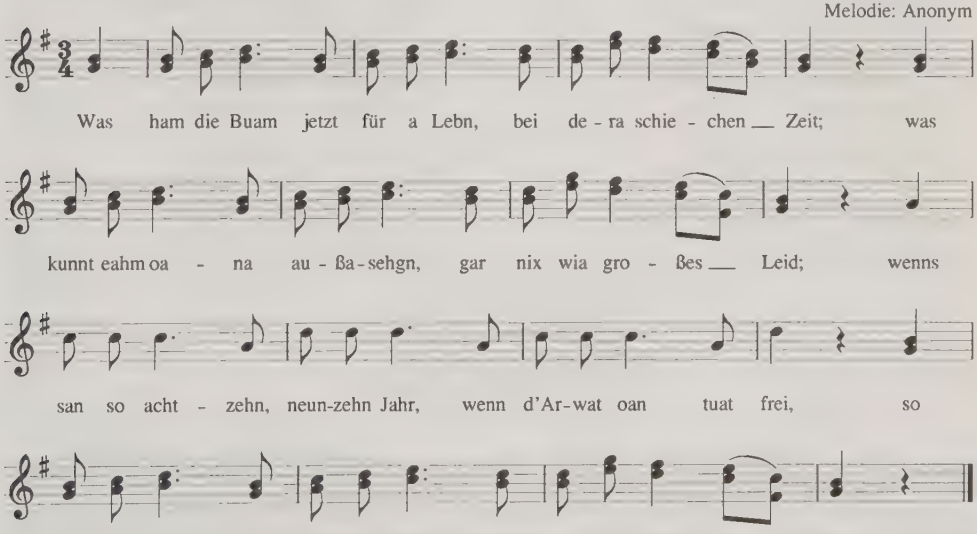
4. Ban Bauern, da hoaßts allweil
Recht in da Fruah aufstehn,
Dann muaß ma, ohne z'essn,
Glei in die Arbat gehn.
All Tag fruah auf und spat nieda?
Dann hoaßts: „Freßts gschwind und lafts wieda"
Ja, allweil fruah und spat,
I will liaba sein Soldat.

Worterklärungen
ghaltn = (beim Militär) behalten / Kamisol = eine Gewebeart / Schuach, Zoll = Längenmaße

Beispiel380

Was ham die Buam jetzt für a Leben

Text: Anonym, wohl nach 1871
Melodie: Anonym



aus: Pauli Kiem (Hrsg.): Sammlung oberbayerischer Volkslieder, S. 200f mit der Anmerkung: "Vorgesungen von der Gugglbergerin und Johanna Hallberg, Ruhpolding, 20.11.27, Text von Kreß, Ruhpolding"

1. Was ham die Buam jetzt für a Leben,
Bei dera schlechtn Zeit?
Was kunnt eahm oana außasehgn,
Gar nix wia großes Leid;
Wenns san so 18, 19 Jahr,
Wenn d'Arwat oan tuat frei,
So muaß scho oft a Bua davo,
Kunnts schlechta wohl no sei?

2. Und is a frisch und is a gsund,
So toant ihn d' Herm eischreibn;
Ko er wartn auf sei Unglücksstund,
Zu Haus muaß eah er bleibn;
Da Kaisa schickt aus seine Herrn
Und laßt die Buam holn all;
Megst geh mit Unwuin no so gern,
Es hilft euch nix amal.

3. Sie nehmas heut grad, wias eah taugt,
Soldatn müaßts agebn;
Auf d'Eltern wird ganz weni gschaut,
Wias eahna wird no gehen;
Die Gschwista woan, oft groß und kloa,
Bei die Eltern hats koa Ziel,
Ach Eltern, jetza pfüad euch God,
Jetzt müaßts halt Not leidn viel.

4. Eltern, ach, ein traurigs Lebn
Habt ihr jetzt in dieser Zeit;
Ihr müßts wegn uns viel Sorgn ausstehn
Und habt gar wenig Freud;
De junga Jahr, de müassn dro,
Drum fang ma jetza o;
Es dauert nur a kurze Zeit,
Dann kemma ma wiedrum zamm.

5. Ja seids getrost, es nimmt a End
Es geht vorüba scho;
Wenn mia amal in Himmi sind,
Is größer aft da Loh;
Mia müaß ma halt a so fortlebn,
Und 's Kreiz geht nimma aus;
A bißl lusti, liabe Leut,
Und mach ma uns net viel drauß.

Beispiel 381
Soldat

Worte: Anonym / Melodie: Die Melodie lag uns nicht vor[1607]
Quelle: Gelb-weiße Lieder, gesammelt von einem Hannoveraner, 2. Auflage, München 1868

1. Was fang' ich armer Teufel an,
So fragt zur Zeit sich jedermann,
Ich habe weder Geld noch Brot,
Was fang' ich an in dieser Not?
Geh hin und werd' Soldate!

2. Soldat, Soldat, Soldat, Soldat,
Das ist ein widerlicher Rat,
Ist denn die Welt nicht voll genug
Von Müßiggängern alt und jung,
Geh hin und werd' Soldate!

3. Die Welt ist schier ein Schinderhaus,
Soldaten ziehen ein und aus,
Die Welt ist 'worden zur Kasern,
Soldaten nah, Soldaten fern.
Geh hin und werd' Soldate!

4. Soldaten hier, Soldaten dort,
Man sinnt auf nichts als Krieg und Mord.
Soldaten rechts, Soldaten links,
Gewärtig jeden blut'gen Winks.
Geh hin und werd' Soldate!

5. Ja, geh nur und, und werd' Soldat,
Weil die Entscheidung blutig naht,
Wo sich die ganze weite Welt
Verwandelt in ein Schlachtenfeld.
Geh hin und werd' Soldate!

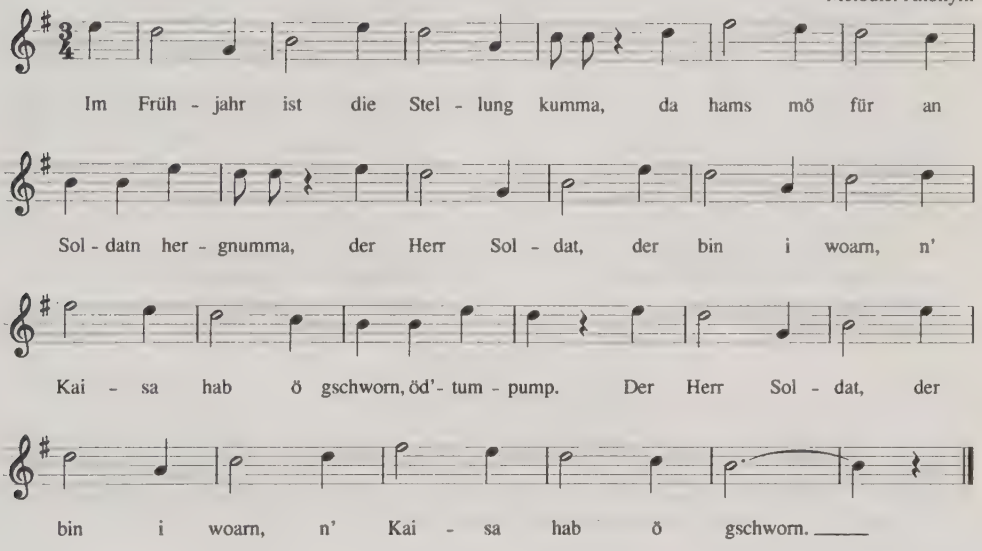
Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte sich in allen deutschen Staaten die Allgemeine Wehrpflicht durchgesetzt. Vergleiche hierzu im einzelnen die Ausführungen in der Einleitung.
Die Lieder Nr. 379, 380 und 381 haben die Soldatenrekrutierungen zum Inhalt, unterscheiden sich jedoch in der Tendenz sehr voneinander. Das Lied Nr. 379 **„He Buama uns haben's ghaltn"** trägt eher offiziösen Charakter und ist als Werbelied für den Soldatenstand anzusehen. Den Bedrückungen des Lebens als Bauernknecht („dreschn", „Stroh schneiden", „Hunger leiden", „Gwand schaffa", „in da Fruah aufstehn", „spat nieda") werden die Vorzüge des Soldatendaseins gegenübergestellt („Bratl z'essen", „wiedrum niedalegn", „schens Leben", „Geld vasaufa", „Rock von Kamisol", „neichn Huat", „neiche Hosn und Schuah und Gamaschn"). Daß der Alltag des Soldaten etwas anders aussah, als es das verlogene Lied glauben machen möchte, haben wir durch Augenzeugenberichte und Lieder hinreichend dokumentiert.
„Was ham die Buam jetzt für a Leben" (Nr. 380) zeigt in realistischer Weise die negativen Folgen der Rekrutierung auf. Die jungen, kräftigen Bauernburschen, die an der Arbeit Freude haben, fehlen auf dem Hof. Wenn es ein kleiner Hof ist und „schlechte Zeit" herrscht, mag es schon sein, daß die Eltern „viel Not leiden" müssen. Rührend mutet der fügsame Schluß an: trotz aller Sorgen: „a bißl lusti", und: der Lohn im Himmel ist gewiß! Das Lied wirft Datierungsschwierigkeiten auf. Der in Strophe 2 genannte Kaiser könnte der österreichische sein, dann wäre eine

Datierung vor 1871 möglich; das Lied müßte aber dann von Österreich aus ins bayerische Ruhpolding gewandert sein. Wir halten es für wahrscheinlicher, daß das Lied in Bayern nach 1871 entstanden ist; den Kaiser sehen wir als den preußisch-deutschen Kaiser an, der für die Not der Kleinbauern letztlich verantwortlich gemacht wird.
Ebenfalls nicht genau zu datieren ist Nr. 381 **„Soldat"**. Einen Hinweis gibt möglicherweise die Zeile „So fragt zur Zeit sich jedermann": möglicherweise ist die Entstehung des Liedes in die 20er oder 30er Jahre des 19. Jahrhunderts zu setzen, als durch Gewerbefreiheit und Bauernbefreiung die soziale Sicherung des Feudalsystems weggefallen war, die Arbeitslosigkeit ein Massenphänomen wurde und es jede Menge „armer Teufel" gab. „Die Welt ist worden zur Kasern" könnte sich auf die vergangenen Napoleonischen Kriege und ihre Folgeerscheinungen beziehen, auf der anderen Seite aber könnte mit dem Text auch die allgemeine Militarisierung der Gesellschaft nach 1871 angeprangert sein. Auf jeden Fall lehnt das lyrische Ich auf sarkastische Weise den „guten" Rat ab, Soldat zu werden, um so die materielle Not zu lindern. Es bestünde für einen armen Schlucker immerhin die Möglichkeit, sich als freiwilliger Stellvertreter zu verkaufen. Aber: „Das ist ein widerlicher Rat".

Beispiel 382

Soldatenlied

Text: Anonym, 19. Jh. oder früher
Melodie: Anonym



aus: Huber/Simbeck: Niederbairisches Liederbuch, S. 30

1. Im Frühjahr ist die Stellung kumma,
Da hams mö für an Soldatn hergnumma;
Der Herr Soldat, der bin i woarn,
N' Kaisa hob ö gschworn, öd'rumpump.

2. Herr Ko(r)poral, i bitt' recht schö:
So laßn's mö an Urlaub gö'!
An Urlaub gö', dös tat ö gea(r)n
I mecht a Musö hea(r)n, öd' rumpump.

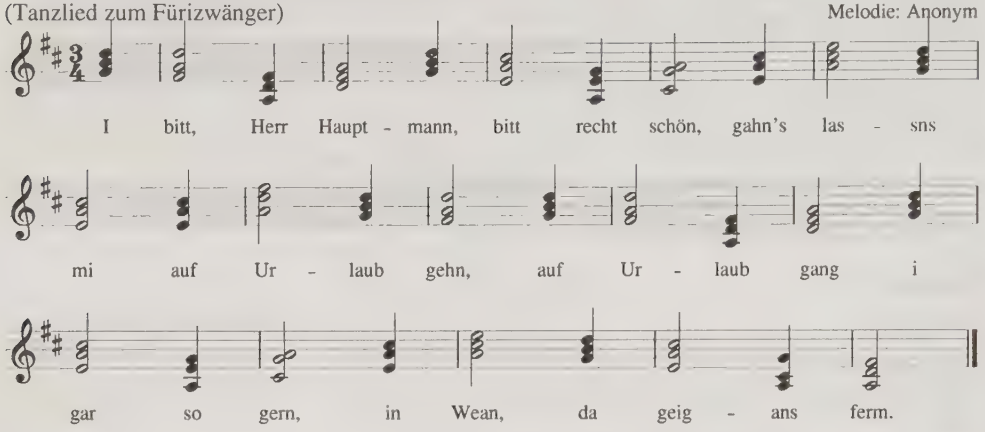
3. Herr Ko(r)poral, i hob a Madal z'haus,
Dö kennt sö vo mir nimma aus.
Sie schreibt ma, daß ö kemma soll
Ön Sunnta af jed'n Fall, öd' rumpump.

Beispiel 383

I bitt, Herr Hauptmann, bitt recht schön

(Tanzlied zum Fürizwänger)

Text: Anonym, 19. Jh. oder früher
Melodie: Anonym



aus: Walter Deutsch: Das alpenländische Liederbuch, S. 186f

1. I bitt, Herr Hauptmann, bitt recht schön,
   Gehns' lassns mi auf Urlaub gehen,
   Auf Urlaub gang i gar so gern,
   In Wean, da geignans ferm.
2. Na, na, mei Kind, da wird nix draus,
   Daß du kommst bald auf Urlaub z'Haus!
   Du mußt erst lernen exerziern
   Und a die Welt probiern.
3. Herr Hauptmann, i hab a Madl z'Haus,
   Die kennt si fast vor Liab net aus.
   Sie schreibt mir, daß i kommen soll
   Ganz gwiß auf jeden Fall!
4. Führ dich brav, erst nachher dann
   Kannst du dich fragen bei mir an;
   Glaub mir nur, auf mein Ehrenwort,
   Ich laß dich dann gwiß fort.
5. I nimm glei Feder und Papier
   Und schreib mein Madl alls von mir,
   Daß i ganz gwiß auf jeden Fall
   Kommen wird amal.

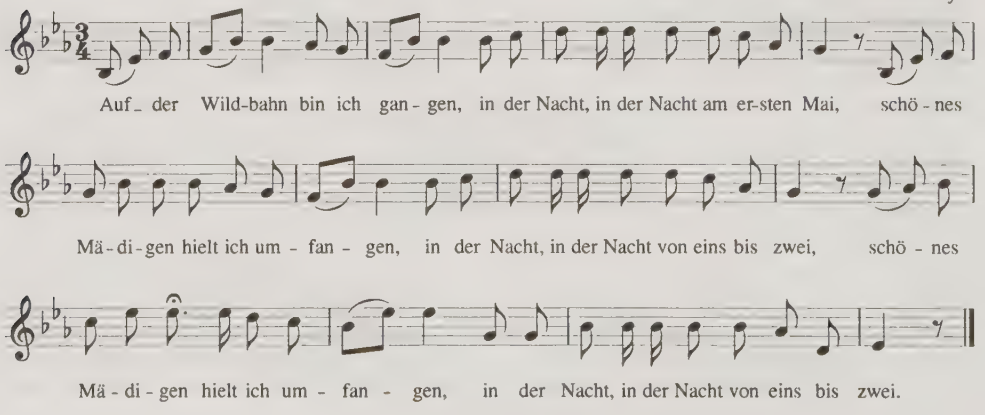
Worterklärungen

Fürizwänger = ein ländlicher ‚Umtretwalzer', der besonders im niederösterreichischen Ötscherhebiet beheimatet war[1608] / ferm geigen = vollkommen, firm, gewandt Geige spielen[1609]

Beispiel 384

Auf der Wildbahn

Text: Anonym, 18. oder 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Pauli Kiem (Hrsg.): Sammlung oberbayerischer Volkslieder, S. 193f

1. Auf der Wildbahn bin ich gangen,
In der Nacht, in der Nacht am 1. Mai,
Schönes Mädigen hielt ich umfangen,
In der Nacht, in der Nacht von 1 bis 2.
Schönes Mädigen hielt ich umfangen,
In der Nacht, in der Nacht von 1 bis 2.

2. Und sie wollte mit mir wandern
In der Nacht, in der Nacht am 1. Mai,
Und sie wollte mit mir gehen
In der Nacht, in der Nacht von 1 bis 2.
Aber ach, vor lauter Weinen
Konnte, konnte sie den Weg nicht sehn.

3. Schönes Mädigen, ich muß nun scheiden
In der Nacht, in der Nacht am 1. Mai,
Und der Weg, der ist für dich zu weit
In der Nacht, in der Nacht von 1 bis 2,
Denn meine Straße führt nach Frankreich
Und mein Name, Name ist Soldat.

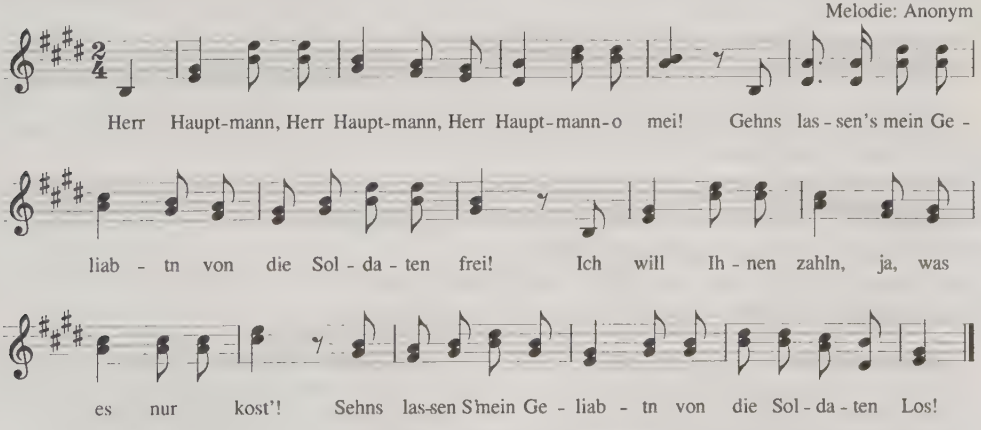
4. Sollt ich sterben auf fremder Erden
In der Nacht, in der Nacht am 1. Mnai,
So bekommst du einen Leichenschein
In der Nacht, in der Nacht von 1 bis 2,
Und auf mein Grab, da sollst du pflanzen
Rosen, Rosen und Vergißnichtmein.

Der Abschied von der Liebsten und der Trennungsschmerz sind häufige Motive in den Soldatenliedern. Nr. 382 **„Soldatenlied"** haben wir im „Niederbayerischen Liederbuch" von Kurt Huber gefunden; es trägt den Vermerk „Aus Deutschböhmen herübergewandert". Mit dem Kaiser in der 1. Strophe ist also ursprünglich ganz offensichtlich der österreichische Kaiser gemeint. Obwohl der Eingezogene noch nicht lange Soldat ist, bittet er seinen Korporal um Urlaub; der Brief der Liebsten, die sich vor Sehnsucht „nimma aus"kennt, dient als Begründung. Das „Soldatenlied" könnte auf das von österreichischen Volksliedforschern aufgezeichnete[1610] Lied Nr. 383 **„I bitt' Herr Hauptmann, bitt recht schön"** zurückgehen, in dem korrekterweise der Hauptmann und nicht der Korporal den Urlaub zu gewähren hat.
Einen ernsten Hintergrund besitzt dagegen Nr. 384 **„Auf der Wildbahn".** Der scheidende Soldat denkt an seinen möglichen Tod „auf fremder Erden", in Frankreich. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 dürfte dabei aber nicht gemeint sein, da dieser Krieg im August und nicht im Mai begann. Vielleicht aber soll der „Mai-Termin" (Wonnemonat Mai) auch die Tiefe des Trennungsschmerzes der Liebenden unterstreichen. Unserer Meinung nach könnte das Lied ansonsten in der Zeit der Napoleonischen Kriege oder gar noch früher entstanden sein.

Beispiel 385

Herr Hauptmann

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S.

1. Herr Hauptmann, Herr Hauptmann,
Herr Hauptmann – o mei!
Gehns lassen S' mein Geliabtn
Von die Soldaten frei!
Ich will Ihnen zahln,
Ja, was es nur kost'!
Gehns lassen S' mein Geliabtn
Von die Soldaten los!

2. Geh hoam, du schwarzbrauns Madl,
Geh hoam, du mit dein Geld,
Dein Geliebter, der muß sterben
Im weiten breiten Feld!
A Rats will i dir ja
Zum Auflösn gebn,
Und bald du das derratn tuast,
So will i dir ihn gebn!

3. Derrat, was das is:
A König ohne Land?
Derrat, was das is:
A Wasserl ohne Sand?
Derrat was das is:
A Zimmer ohne Tisch?
Derrat was das is:
A Bacherl ohne Fisch?

4. Der König in der Kartn,
Der hat ja koa Land,
Das Wasserl aus die Äugerl,
Das rinnt ja ohne Sand,
Der Schneck in sein Häuserl,
Der hat ja koan Tisch,
Und 's Brünndl in der Kuchl draußt,
Das hat ja koane Fisch!

5. Derrat, was das is:
A Muatta ohne Kind?
Derrat, was das is:
Viel gschwinder als der Wind?
Derrat, was das is:
Viel bittrer als der Tod?
Derrat, was das is:
Viel süaßer als das Brot?

6. De Muatta auf der Schraubn,
Die hat ja koa Kind,
An Menschen eahn' Gedankn
San gschwinder als der Wind,
An altes, böses Weib
Is no bittrer als der Tod,
De Kinderln eahna Schlaf
Is no süaßer als das Brot!

7. Ja weil du schwarzbrauns Madl,
Jetzt die Rats aufglöst host,
Drum gib i dir dein Franzl jetz
Von die Soldaten los!
Geht's hoam und habts enk gern!
Und werds amal a Paar,
Na denkts an enkern Hauptmann
Dort an dem Traualtar.

Worterklärung
a Rats = ein Rätsel

Zum Lied **„Herr Hauptmann"** (Nr. 385) zitieren wir den dazugehörigen Kommentar aus dem „Leibhaftigen Liederbuch", S. 214ff. „Dieses eigenartige Rätsellied, im Volksliedarchiv des Reichssenders München auf Schallplatten aufbewahrt, stammt aus dem österreichischen Inn-Salzachgebiet. Den liedkundigen Geschwistern Schiefer aus Laufen a.S. verdanken wir die Wiederbelebung des Liedes, zu dem wir keine Parallele finden konnten. Rätsellieder, z.T. mit den gleichen uralten Fragen wie in unserem Text, gehören zum ältesten Bestand des deutschen und germanischen Liedgutes, insbesondere bei Hochzeiten (vgl. Wolgadeutsche Volksl. P. 63), beim Flachsbrechen usw. Die Melodie unseres Liedes (Tanzweise?) begegnet uns auch häufig als ein von Wiener Schrammeln gespielter, jedenfalls älterer Wiener Marsch".[1611]

Beispiel 386
Mein Schatz willst du zum Tanze gehen?

Worte: Anonym, 19. Jahrhundert oder früher / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Georg Queri, Kraftbayrisch, S. 203f.

1. Mein Schatz, willst du zum Tanze gehen,
Tanz auch einmal, einmal mit mir,
Tanz mit den Kameradi-radigen,
Tanz auch mit den Soldati-datigen,
Sie haben's viel Pläsier, Juhe!
Sie haben's viel Pläsier.

2. Mein Schatz, was Du so traurig bist
Und sprichst kein Wort, kein Wort mit mir?
Was tut Dir denn nicht taugi-taugigen,
Ich seh's an deinen Augi-Augigen,
Du weinest für und für, Juhe!
Du weinest für und für.

3. Was soll ich denn nicht weinigen
Und auch nicht traurig, traurig sein,
Bin ich doch voller Schmerz – Schmerzigen,
Ich trage unterm Herzi- Herzigen
Ein zartes Kinderlein, Juhe!
Ein zartes Kinderlein.

4. Zwegn dem brauchst doch nicht weinigen
Und auch nicht traurig, traurig sein.
Wirst du das Kind gebäri- bärigen,
Will ich es schon ernähri- nährigen
Und auch der Vater sein, Juhe!
Und auch der Vater sein.

5. Was hilft mich das Ernährigen
Und auch das Vater- Vater sein?
Mein Ehr' hab ich verlori- lorigen,
O wär ich doch gestori-storiben
Und läg' im kühlen Grab, Juhe!
Und läg im kühlen Grab

6. Und wenn du wärst gestoriben
Und lägst im kühlen Grab,
So müßt dein Zuckermauli-mauligen
Und auch dein Herz verfauli-fauligen
Bis an den jüngsten Tag, Juhe!
Bis an den jüngsten Tag.

7. Und wenn dein Herz verfauliget,
So fraget niemand, niemand nicht.
Ich geh zum Kirchhof abi- abigen
Und pflanz auf deinem Grabi-grabigen
Ein zart Vergißmeinnicht, Juhe!
Ein zart Vergißmeinnicht.

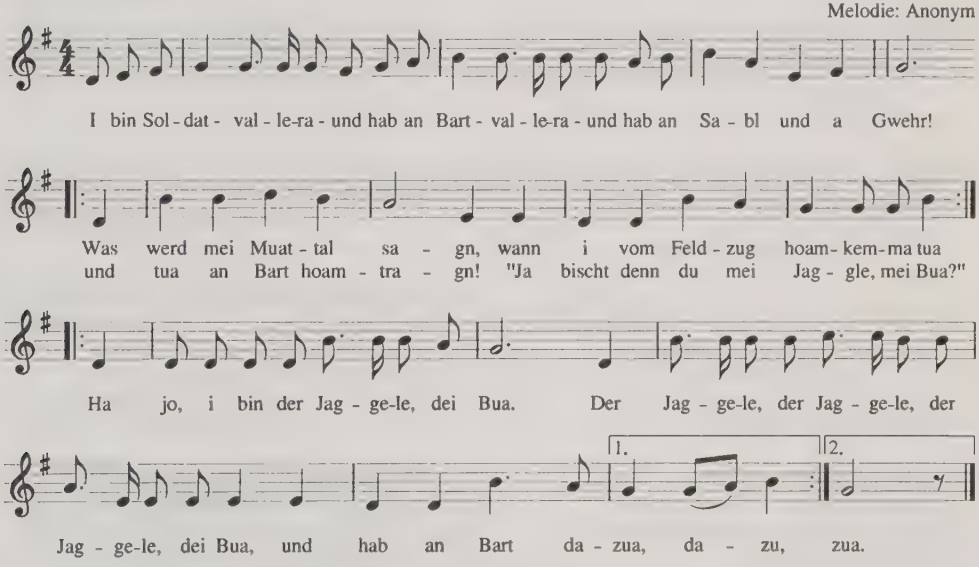
8. Darum hör auf zu weinigen
Und stell' dein Jammern, Jammern ein.
Ist erst dein Kind gebori-borigen,
Will ich dafür schon sori-sorigen.
Das letzte soll's nicht sein, Juhe!
Das letzte soll's nicht sein.

Queri bezeichnet das von ihm aufgezeichnete **„Mein Schatz, willst du zum Tanze gehen?"** (Nr. 386) als „ein altes Volkslied mit einigen modernen Schnörkeln".[1612]

Beispiel 387

I bin Soldat - vallera

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Walter Schmidkunz (Hrsg.): Das Leibhaftige Liederbuch, S. 198f

1. I bin Soldat – vallera –
Und hab an Bart – vallera –
Und hab an Sabl und a Gwehr!
Was werd mei Muattal sagn,
Wann i vom Feldzug hoamkemma tua
Und tua an Bart hoamtragn!
„Ja bischt denn du mei Jaggele, mei Bua"?
Ha jo, i bin der Jaggele,
Der Jaggele, dei Bua,
Und hab an Bart dazua.

2. I bin Soldat – vallera –
Und hab an Rausch – vallera –
Und hab an Sabl und a Gwehr!
Was werd mei Muattal sagn,
Wann i vom Wirtshaus hoamkemma tua
Und tua an rausch hoamtragn?
„Ja bischt denn du mei Jaggele, mei Bua"?
Ha jo, i bin der Jaggele,
Der Jaggele, die Bua,
Und hab an Rausch dazua.

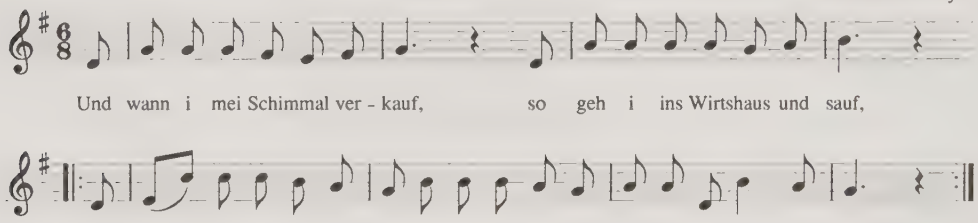
3. I bin Soldat – vallera –
Und hab an Schatz – vallera –
Und hab an Sabl und a Gwehr!
Was werd mei Muattal sagn,
Wann i vom Kirta hoamkemma tua
Und tua mein Schatz hoamtragn?
„Ja bischt denn du mei Jaggele, mei Bua"?
Ha jo, i bin der Jaggele,
Der Jaggele, dei Bua,
Und hab an Schatz dazua.

Wie Walter Schmidkunz ausführt, ist das Lied vom „Jockele", „Jaggele", „Jeggerle" „schwäbischen Ursprungs, doch kann ich Aufzeichnungen und Quellen nicht nachweisen. Es gehört zum Singbestand des Münchner „Kommiß" und ist auch von Maußer (Liedbestand bayrischer Truppen im Weltkrieg 1916) als insbesondere von Münchner Ersatzregimentern gesungen aufgeführt. Wir sangen es schon in der ersten Wandervogelzeit, daher hat es auch Buchner, ähnlich unserer Fassung, in seinen ‚Liedern aus dem Oberland' festgehalten".[1613]

Beispiel 388

Und wann i mein Schimmal verkauf

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Huber/Simbeck: Niederbairisches Liederbuch, S. 48f

1. Und wann i mei Schimmal verkauf,
So geh i ins Wirtshaus und sauf,
So dank ich's Gott, daß ich bin ein Soldat
Und der alles versoffen hat.

2. Und wann ich gestorben soll sein,
So stellt auf mein Grab ein Glas Wein!
A Wurst und a Brot und hier liegt a Soldat
Und der alles versoffen hat.

3. Und wann ich gestorben soll sein,
So grabt mich in Keller hinein!
Wohl unters Bierfaß, mer Gurgel hats gern naß,
Und ein lustiger Friedhof wär das.

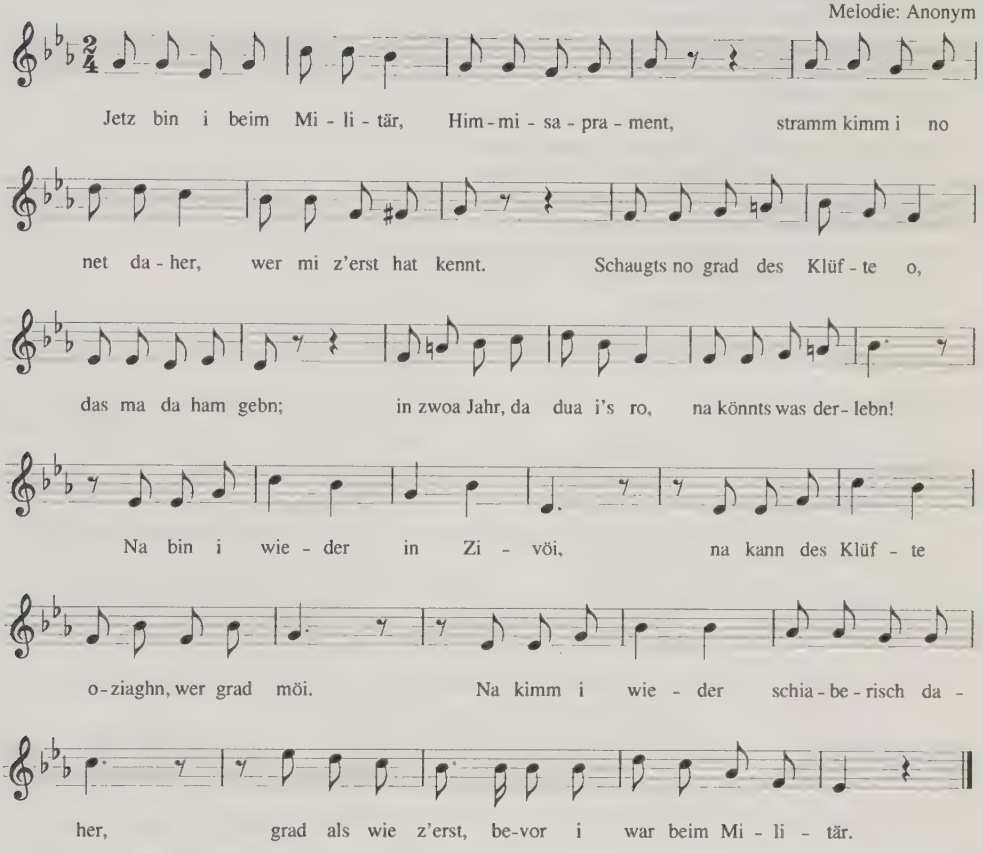
4. Und wo kemmand dö Rauschinga hi?
Und wo kemmand dö Rauschinga hi?
Und ön Himmö hinei, da wird Petrus drin sei,
Und der schenkt uns a frische Maß ei.

Nr. 387 **„Ich bin Soldat – vallera"** thematisiert wiederum die Soldatenliebe, daneben zwei weitere „Statussymbole" des Soldaten: den Bart und den Rausch.[1614]
Ganz allein dem Soldatenrausch ist Nr. 388 **„Und wann i mein Schimmal verkauf"** gewidmet. Saufen und Soldatsein gehören seit jeher zusammen: mag sein, daß der Alkohol das Kasernenleben erträglicher macht. Zudem scheint das Trinken zu bestimmten soldatischen bzw. „männerbündischen Ritualen" zu gehören. Wer nicht gehörig trinkt, ist kein richtiger Mann. Es ist uns wichtig, auf eine weitere wichtige Funktion des Alkohols hinzuweisen, die nur zu gern verschwiegen wird: es war üblich, vor dem Kampf den Soldaten Schnapsrationen zuzuteilen, um so die Hemmschwelle für das Töten herabzusetzen. Heldentaten im Halbrausch! Oder: „Wer säuft, marschiert". Bis 1862 gehörte die tägliche Branntweinration sogar zur „Friedensverpflegung" des preußischen Heeres für Soldaten, die sich in Übungen, Lagern und Biwaks befanden. Ähnliches galt bei den Massenhinrichtungen des Zweiten Weltkriegs, wo zu Erschießungskommandos abgestellte SS-Männer, Soldaten und Mitglieder von Polizeieinheiten ebenfalls „fürsorglich" mit Schnapsrationen versorgt wurden.

Beispiel 389

Jetz bin i beim Militär

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 87ff

1. Jetz bin i beim Militär, Himmisaprament,
   Stramm kimm i no net daher, wer mi z'erst hat kennt.
   Schaugts no grad des Klüfte o, des ma da ham gebn;
   In zwoa Jahr, da dua i's ro, na könnts was derlebn!
   Na bin i wieder in Zivöi, na kann des Klüfte oziahgn, wer grad wöi.
   Na kimm i wieder schiaberisch daher, grad ois wia zerst
   Bevor i war beim Militär.

2. Wiari war am erstn Tag drinn in der Kasern,
   Jesgas, war a des a Plag, wia's do alle plärrn:
   Esl, Ochs und Dromedar, Früchterl von der Au,
   Gloiffe, Depp, Hanswurst sogar, des nehma de net gnau.[1615]
   Da rennst und laffst ois wia der Wind, daß dir der Schwitz vom Buckl rinnt,
   Und hast di plagt und grackert gnua, na gibt's a Kuahfleisch
   Und Erdäpfi zammt der Montur.

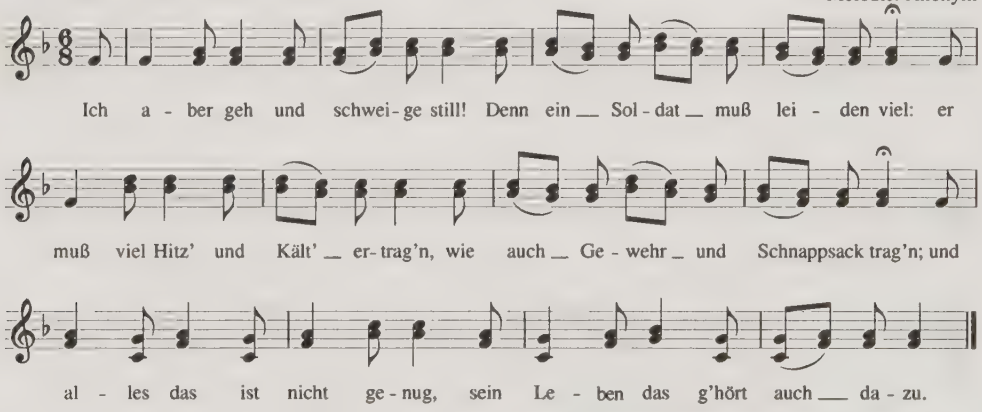
3. Lieg i nachts am Strohsack drobn, stinkt er mir scho glei,
Kloane Viecherl gibt's da drobn und noch mancherlei!
Und erst meine Kameradn da bei mir herübn,
Sorgn zu meim größtn Schadn aa no fürs Parfüm!
Da sag i: Deats enk fei verroin, mit sowas mögts enk scho vertroin!
So ebbas, dös verbitt i mir, i meld's scho morgn glei
Dem Herrn Unteroffizier!

4. Aber wenn's dann Sunnta is, Freunderl, da werd's zeam,
Da kimmt d' Glasscherbn-Zenzi gwiß her zu der Kasern.
Arm in Arm dann sausen wir auf den Tanzplatz glei,
Eßn Kaas und saufan Biar, 's gibt a Viecherei!
Da tanz ma Woiza und Franceh, drahn schiaberisch linksum, des woaßt eh!
Und is die Zeit zon hoamgeh do, na schutz i d' Zenz,
Weil i's in der Kasern net braucha ko!

Beispiel 390

Soldatenleiden

Text: Anonym, 19. Jh. oder früher
Melodie: Anonym



aus: Ditfurth: Fränkische Volkslieder: Weltliche Lieder, S. 207

1. Ich aber geh' und schweige still;
Denn ein Soldat muß leiden viel;
Er muß viel Hitz' und Kält' ertrag'n,
Wie auch Gewehr und Schnappsack tra'gn;
Und alles das ist nicht genug,
Sein Leben das g'hört auch dazu.

2. Und wann wir kommen ins Quartier,
Da sollt' schon Alles bereit seyn hier;
Kein Teufel will uns zu essen geb'n,
Sie mein'n wir können vom Winde leb'n:
Frau Wirthin, trag' sie nur tapfer auf
Und wart' sie uns recht tapfer auf!

3. Gibt uns ein Mädchen einen Blick,
So heißt's: trau' kein Soldaten nicht!
So heißt es gleich: was thust du denk'n,
Daß du dich an ein Soldat willst henk'n,
Als wenn man's gar nicht würdig wär',
Ein solches Mädchen anzusehn.

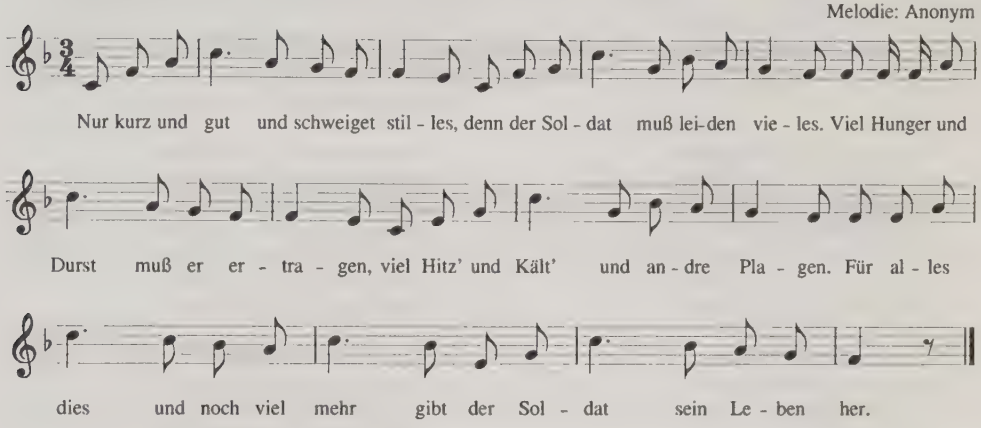
4. Und wann wir kommen in das Feld,
So muß schon All's seyn hergestellt;
Da heißt es gleich: zum Zeltaufschlag'n,
Wie auch zum Holz- und Wassertrag'n!
Und mein Kam'rad, der ist schon todt,
Wer schneid't uns in die Supp'n das Brod?

5. Kaum sind die Kessel angefüllt,
Da kommt ein Soldat hergebrüllt,
Da heißt es gleich: schütt't aus die Supp'n!
So geht es bei uns bayrische Trupp'n!
Da schlag' das Donner und 's Wetter 'nein,
Der Teufel mag Soldat da seyn!

Beispiel 391

Nur kurz und gut

Text: Anonym, 19. Jh. oder früher
Melodie: Anonym



aus: Huber/Simbeck: Niederbairisches Liederbuch, S. 43

1. Nur kurz und gut und schweiget stilles,
   Denn der Soldat muß leiden vieles.
   Viel Hunger und Durst muß er ertragen,
   Viel Hitz' und Kält' und andre Plagen.
   Euch solls aufs Allerbest gebührn.
   Gibt der Soldat sein Leben her.

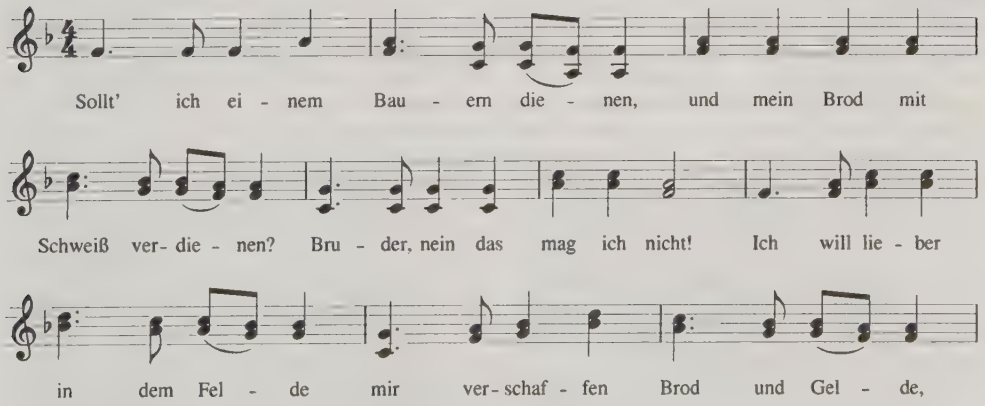
2. So fruah, so fruah der Tag anbricht,
   Der Herr Korp'ral ins Zimmer tritt:
   Guatn Moargn, meine Herrn, laßt euch rasiern!
   Für alles dies und noch viel mehr
   Zieht euch nur hübsch und sauber an!
   Denn heute kommt der Herr Hauptmann.

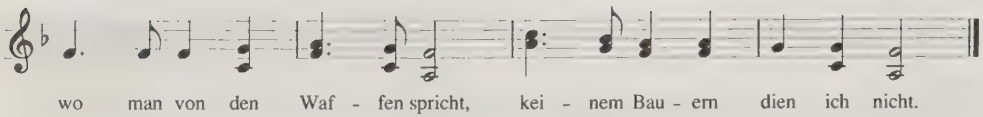
3. So fruah, so fruah die Sonn aufgehet,
   Der Herr Soldat am Exerzierplatz stehet.
   Da heißt's: Bald dies, bald das mußt putzen.
   Und darfst kein einziges Wort mehr trutzen.
   Und trutzest du ein einziges Wort,
   So heißt es gleich: „Auf d' Stockwacht fort"!

Beispiel 392

Soldatenlust

Text: Anonym, vermutlich 18. Jh.
Melodie: Anonym





aus: Ditfurth: Fränkische Volkslieder, S. 193, Nr. 254a

1. Sollt' ich einem Bauern dienen,
Und mein Brod mit Schweiß verdienen?
Bruder, nein das mag ich nicht!
Ich will lieber in dem Felde
Mit verschaffen Brod und Gelde,
Wo man von den Waffen spricht,
Keinem Bauern dien' ich nicht.

2. Sollt' ich denn ein Handwerk tragen,
Als Gesell den Meister fragen?
Bruder, nein das mag ich nicht!
Lieber plag' ich mir die Pfaffen,
Will in Zelt und Lager schlafen,
Wo der Blitz und Donner kracht,
Lieber Meister, gute Nacht!

3. Sollt' ich denn am Schreibpult sitzen,
Dinten und Papier verspritzen?
Bruder, nein das mag ich nicht!
Lieber will ich bei Generalen
Und bei tapfern Feldmarschallen
Als Soldat im Dienste seyn;
Schreiben geht mir gar nicht ein.

4. In geschlossnen Gliedern stehen,
Stürmisch, wie der Teufel, sehen,
Steht Soldaten trefflich an.
Zugehauen und geschossen,
Und die Glieder fest geschlossen,
Einen nach dem Andern her,
Dafür hat man das Gewehr.

5. Kommt ein großer Kugelregen,
Mit vermischten Donnerschlägen,
Schon auf unsre Häupter los:
Müssen wir wie Mauern stehen,
Und dem Feind entgegen gehen,
Und mit unserm Feldgeschoß,
Gehn wir auf die Feinde los.

6. Fällt ein Kamrad von der Seiten,
Das hat gar nichts zu bedeuten,
Denn es kann nicht anders seyn.
Nur gehauen und geschossen,
Und die Glieder fest geschlossen,
Wo der Blitz und Donner kracht;
Lieber Bruder, gute Nacht!

7. Wenn wir als Soldaten sterben,
Ach! so werden unsre Erben
Mit uns doch zufrieden seyn:
Treu dem König, treu dem Lande,
Tapfer im Soldatenstande
Wird auf unserm Grabesstein
Unser schönster Abschied seyn.

8. Auf, ihr Brüder, laßt uns saufen,
Laßt die Gläser tapfer laufen,
Lustig ist der Soldatenstand!
Frisch, ihr Tambur, laßt euch hören!
Laßt noch unsre Freud' vermehren
Durch das fröhlich Lebhochschrein,
Marketendrin, schenk' nur ein!

Wie es im Kaiserreich um das Militärleben tatsächlich bestellt war, haben wir in der historischen Einleitung ausführlich dokumentiert. Einen kleinen, aber recht anschaulichen Eindruck in Liedform gibt Nr. 389 **„Jetzt bin i beim Militär"**. Der Geplagte ärgert sich, nachdem er zuerst kräftig geflucht hat, über die wenig kleidsame, wohl auch unbequeme Montur, über die Beschimpfungen mit Tiernamen, die schlechte Kost, über das Ungeziefer im Quartier. Unklar ist die Deutung des „Parfüms" in Strophe 3: Ironisch für Gestank oder Metapher für homosexuelle Annäherungen der Kameraden? Wie dem auch sei: Wenn es die Glasscherben-Zenzi nicht gäbe – es wäre schier zum Verzweifeln für das „Früchterl" von der Au, einem Münchner Stadtviertel, das nicht gerade zu den feinsten zählte. Wir haben keinerlei Angaben darüber, wer der Verfasser des Liedes ist. Rattelmüller bekam es nach seinen Angaben im Jahre 1976 von Joseph Eberwein vorgesungen, einem Volks- und Coupletsänger aus der Hallertau, der erst vor wenigen Jahren – in hohem Alter – durch einen Unfall ums Leben kam. Eberwein verbrachte einen Teil seiner Jugend in München, wo er vermutlich auch verschiedene der damaligen dort lebenden und auftretenden Volkssänger zu hören bekam, die unter anderem auch kritische Lieder zur Gesellschaft und Politik der Kaiserzeit vortrugen und dabei natürlich auch das Militär nicht ausließen.[1616] Vielleicht hat Eberwein das Lied damals in sein Repertoire übernommen, vielleicht hat er es auch selber verfaßt.[1617]
Wolfgang Steinitz dokumentiert sechs Fassungen des Liedes Nr. 390 **„Soldatenleiden"**,[1618] denen wir noch eine siebte Fassung beifügen können, die wir im „Niederbairischen Liederbuch" von Kurt Huber und Ludwig Simbeck gefunden haben. „Dieses Lied ist im 19. Jahrhundert weit verbreitet gewesen, besonders auch unter den Soldaten, wie die zahlreichen aus handschriftlichen Soldatenliederbüchern stammenden Fassungen beweisen. Dies ist um so

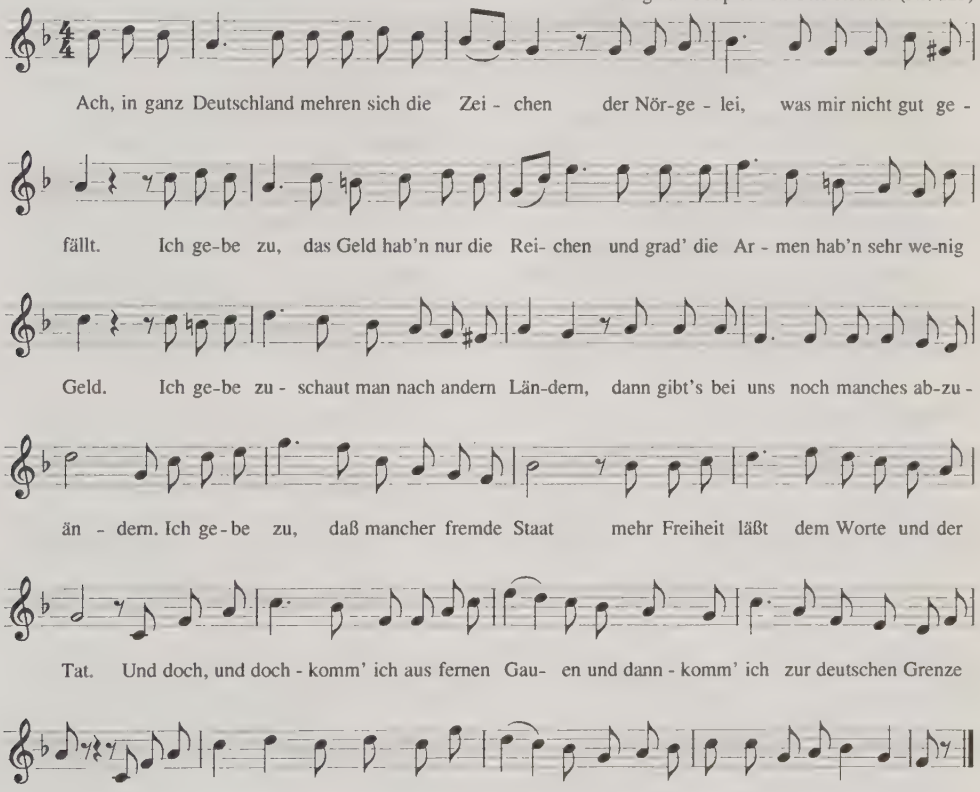
bemerkenswerter, als fliegende Blätter für unser Lied – bezeichnenderweise! – fehlen. Ein deutliches Zeichen für seine Beliebtheit sind die zahlreichen Umänderungen und Zusätze in den meisten Fassungen, wobei sich deutlich in den verschiedenen Gebieten verschiedene ‚Redaktionen' erkennen lassen".[1619]

„Soldatenlust" (Nr. 392) führen wir als Gegenbeispiel an: nicht nur das Soldatenleben wird als „Lust" empfunden, sondern auch das Töten im Krieg. Die Versatzstücke sind bekannt: Verklärung der Tapferkeit und des „Heldentods", die Abgrenzung von den zivilen Berufen und nicht zuletzt das Saufen.

Beispiel 393

Drum bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin

Text und Melodie:
Original-Couplet von Otto Reutter (Nr. 223)



Kopie der Ausgabe aus dem Musikarchiv der Staatsbibliothek Berlin

1. Ach, in ganz Deutschland mehren sich die Zeichen
Der Nörgelei, was mir nicht gut gefällt.
Ich gebe zu – das Geld hab'n nur die Reichen,
Und grad die Armen hab'n sehr wenig Geld.
Ich gebe zu – schaut man nach andern Ländern,
Dann gibt's bei uns noch manches abzuändern.
Ich gebe zu, daß mancher fremde Staat
Mehr Freiheit läßt dem Worte und der Tat.
Und doch – und doch – komm' ich aus fernen Gauen
Und dann – komm' ich zur deutschen Grenze hin
Als ersten Landsmann gleich 'nen Schutzmann schauen,
Dann bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin.

2. Ich gebe zu – wir sind nicht sehr sympathisch
Im ganzen Ausland – und das schmerzt mich sehr.
Ich gebe zu – der Zwist ward systematisch.
Italien entfernt sich immer mehr.
Ich gebe zu, besonders bei den Briten,
Da ist der Deutsche nicht sehr gut gelitten.
Ich gebe zu – 's herrscht wenig Einigkeit,
Und auf uns Deutsche schaut man oft voll Neid.
Und doch – und doch – nicht jeder mag uns leiden.
Grad' *das beweist:* Im Deutschen steckt was drin.
Denn, wer nichts ist, den wird man nicht beneiden.
Drum bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin.

3. Ich gebe zu – 's gibt nicht nur schöne Frauen.
Am Rhein und an der Spree und in dem Harz.
Auch 'ne Mulattin kann uns mal erbauen,
'ne Neg'rin schwarz – ist auch mal was Apart's.
Ich gebe zu – 'ne braune und 'ne gelbe,
Die küßt man auch – man will nicht stets dasselbe.
Ich gebe zu – in Spanien und Paris,
Da küssen alle Mädchen extra-süß.
Und doch – und doch – wenn ich im Ausland reise
Und treffe Abends 'ne Berlinerin –
„Na, Dickchen, ooch aus Preußen"? sagt sie leise –
Dann bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin.

4. Ich gebe zu – die neuen Steuern gaben
Viel böses Blut – man nörgelt ohne Ruh'.
Ich gebe zu – der Staat will stets was haben.
Er nimmt – er gibt nichts zu – das geb' ich zu.
Ich gebe zu – die Sozialisten wachsen;
Rot, schamrot wird's in Preußen, Baden, Sachsen.
Ich gebe zu – ich hätte selbst gelacht,
Hätt' man die Erbschaftssteuer durchgebracht.
Und doch – und doch – jetzt freu ich mich aufs Sterben
Lieg' ich erst mal vergnügt im Sarge drin,
Weiß ich genau: Jetzt lachen meine Erben
Dann bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin.

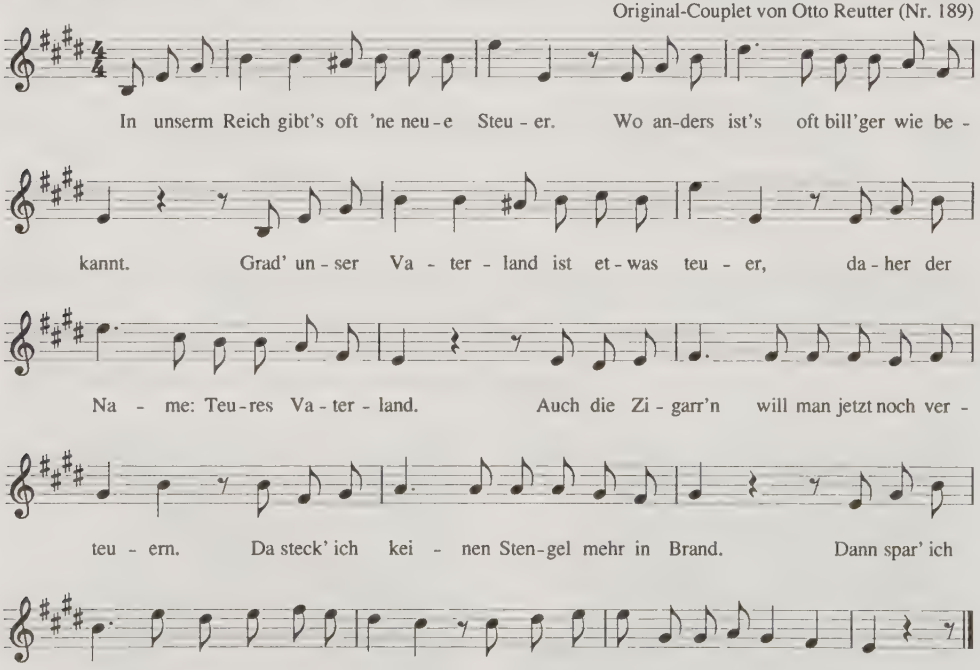
5. *Ich gebe zu – 's wär' manchmal gar nicht schade*
Wenn man dem Militär mehr Freiheit ließ.
Ich gebe zu – 's ist oft zu viel Parade –
Parade kommt nicht her von Paradies.
Ich gebe zu – man könnt' aus den Kasernen
Noch manches Wort und manchen Stoß entfernen;
Ich gebe zu – so mancher Herr Sergeant
Hat's Buch von „Knigges Umgang" nie gekannt.
Und doch – und doch – seh' ich sie aufmarschieren,
So schneidig stramm – denk' ich in meinem Sinn:
Solang' die da sind, kann uns nichts passieren
Dann bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin.[1620]

6. Ich gebe zu – wir haben gegenwärtig
Noch mit der Luftfahrt einen schweren Stand.
Ich gebe zu – 's ist noch nicht alles fertig;
's ist noch zu neu, zu teuer, zu riskant.
Ich gebe zu – nicht wir allein probieren –
Nein, auch das Ausland möchte konkurrieren.
Ich gebe zu – es währt noch manches Jahr,
Bis wir die Luft erobert ganz und gar.
Und doch – und doch – wenn ich nach oben sehe
Und „Zeppelin" streicht durch die Wolken hin,
Dann seh' ich: Deutschland ist noch auf der Höhe,
Dann bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin.

Beispiel 394

Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland

Text und Melodie:
Original-Couplet von Otto Reutter (Nr. 189)



Kopie der Ausgabe aus dem Musikarchiv der Staatsbibliothek Berlin

1. In unserm Reich gibt's oft 'ne neue Steuer.
Wo anders ist's oft bill'ger, wie bekannt.
Grad' *unser* Vaterland ist etwas teuer,
Daher der Name: *Teures* Vaterland.
Auch die Zigarr'n will man jetzt noch verteuern,
Da steck' ich keinen Stengel mehr in Brand,
Dann spar' ich Geld. Wodurch? Durch neue Steuern.
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland.

2. Ein armer Schlucker kam jüngst in Bedrängnis,
Da schlug er einfach eine Scheibe ein.
Der Schutzmann kam, nun sitzt er im Gefängnis.
Doch er denkt lachend dort: Hier hab' ich's fein!
Der Wärter hier behandelt mich mit Schonung,
Die Sorgen sind vier Wochen lang gebannt.
Ich hab' mein Essen, hab' 'ne freie Wohnung.
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland!

3. *Die kleinen Kinder hab'n oft ihre Plage*[1621]
Doch herrlich habn's die Kinder in Berlin.
Die freu'n sich immer am Paradetage,
Da hat ein kleiner Bengel froh geschrie'n:
„Ick bleibe heut' nich sitzen uff dem Stuhle,
Ick loofe rum und bin aus Rand und Band.
Wir hab'n Parade, da hab'n wa keene Schule.
Det dank' ick Dir, mein teures Vaterland"!

4. Vor läng'rer Zeit, da gab es 'nen Minister,
Halb Spekulant, halb Schweinelieferant.
Man weiss, in Gnaden längst entlassen ist er,
Denn er war kränklich, wie wohl allbekannt.
Heut' ist er wieder munter, wie 'ne Lerche
Und sagt zur Frau: „Wir leben jetzt charmant.
Ich wurde reich durch deine Tippelskerche,
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

5. Ein alter Metzger fing jüngst an zu weinen.
„Mir geht's jetzt schlecht", so sprach er voller Wut,
„Sonst nährt ich redlich mich von fremden Schweinen.
Ich kaufte billig und verkaufte gut".
„Jetzt schaun'n Sie her", so sprach der alte Knabe,
„Die fremden Schweine sind von mir verbannt.
Das einz'ge Schwein, das deutsche, das ich habe,
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

6. *Der Hans vom Land, der kommt zum Militäre*
Und schreibt den lieben Eltern bald nach Haus:
„Ich glaubt' bisher stets, daß ein Mensch ich wäre
Doch ich sag's frei, ich kenn' mich nicht mehr aus.
Was hört man hier für schöne Redensarten,
Ich werde Esel, Ochs, Kamel genannt.
Ich komm' mir vor, wie ein Zoolog'scher Garten.[1622]
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

7. *Schon mancher Monat ist dahin geflossen,*
Seit die Geschicht' in Köpenick passiert.
Viel Geld hat man zusammen schon geschossen.
Das wird dem „Hauptmann", wenn er frei, spendiert.
Drum denkt er froh in seinem Loch, dem dustern:
Hauptmann a.D. werd' später ich genannt,
Ich krieg' viel Geld und brauch' nie wieder schustern.
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland!

8. 's gibt kein Retourbillet mehr auf der Reise -
Auch Freigepäck, das gibt es heut' nicht mehr.
's gibt Eil- und Schnellzug, zu verschied'nem Preise.
Mal kost't es mehr, mal wen'ger als bisher.
Ja, wenn ich heut' mal in ein Kursbuch gucke,
Werf' ich's bald fort und rufe wutentbrannt:
„Les' ich noch länger, wird' ich ganz meschugge.
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

9. In Polen sind die kleinen Polenkinder
Schon in der Schule störrisch wie ein Bock.
Nix deutsch woll'n lernen diese kleinen Sünder,
Dann kommt der deutsche Lehrer mit dem Stock.
Dann singt das Kind, das schon so früh verdorben,
Ein Lied – und reibt sich hinten mit der Hand:
„Ich bin ein Deutscher, kennt Ihr meine Farben.
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

10. Den Herrn Franzosen ist dahin geschwunden
Ein Luftballon, den nannten sie „Patrie".
„Patrie" heißt „Vaterland". – Ich hab' gefunden,
Schon in dem Namen liegt 'ne Ironie.
Sie haben jetzt ihr „Vaterland" verloren.
Als den Soldaten der Ballon entschwand,
Rief der Gen'ral: „Mon Dieu, ich bin blamoren.
Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

11. Marie, die Köchin, liebte 'nen Rekruten.
Sie küsste oft den schmucken Reitersmann,
Presst' ihn an's Herz und sang voll Liebesgluten:
„An's Vaterland, an's teure, schliess' Dich an"!
Nach kurzer Zeit sah ich das Mädchen wieder.
Sie trug ein Kind. Da frug ich ungalant:
„Wo kam das her"? Da sang sie treu und bieder:
„Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"!

Vom bekannten Berliner Coupletdichter Otto Reutter[1623] stammen die Lieder Nr. 393 **„Drum bin ich froh, daß ich ein Deutscher bin"** sowie Nr. 394 **„Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"**. Reutter, einer der ersten Berufssänger im Bereich der gesellschaftskritischen, politischen, kabarettistischen Lyrik, dessen Couplets – jeweils mit einer Porträtphotographie auf dem Deckblatt und mit dazugehöriger Piano-Stimme – im Verlag G. Danner im thü-

ringischen Mühlhausen herausgegeben und für den Preis von 1,50 Mark zum Verkauf angeboten wurden, war einer der beliebtesten Berliner Vortragskünstler seiner Zeit. In seinen Texten kritisiert er neben anderen „Zeitscherscheinungen" immer wieder vor allem auch den Militarismus sowie den Hurrah-Patriotismus des deutschen Bürgertums der wilhelminischen Epoche, wobei sich letzterer schlaglichtartig in den beiden Sätzen „Zuhause ist es doch am schönsten" – ganz egal wie die Verhältnisse auch sein mögen – sowie „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen" zusammenfassen ließe. Interessant ist für uns im Zusammenhang mit unserem Thema vor allem die fünfte Strophe von Nr. 393, in der der Autor auf das militärische Brimborium sowie den rüden Kasernenhoftun bei der kaiserlichen Armee eingeht. („Ich gebe zu – man könnt' aus den Kasernen / Noch manches Wort und manchen Stoß entfernen; / Ich gebe zu – so mancher Herr Sergeant / Hat's Buch von ‚Knigges Umgang' nie gekannt). Mit „Knigges Umgang" ist das 1788 erschienene erfolgreiche und immer wieder aufgelegte Buch „Über den Umgang mit Menschen" des am 16.10.1752 auf Schloß Brederbeck bei Hannover geborenen und am 6.5.1796 in Bremen gestorbenen Kammerherrn und Schriftstellers Adolf Freiherr von Knigge gemeint, das im Geiste der Aufklärung Regeln der Lebenskunst und des menschlichen Miteinander-Umgehens vermittelt und den Namen seines Verfassers bis in unsere Zeit zum geflügelten Wort machte. Das Lied, zu dessen Entstehungszeit wir leider keine genaueren Informationen haben, dürfte in der zweiten Hälfte des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts verfaßt worden sein. Zu dieser Zeit etwa wuchs die Zahl der SPD-Wählerschaft in verschiedenen deutschen Ländern immer mehr an – siehe Str. 4. Die Sozialdemokratie war 1869 in Eisenach von Wilhelm Liebknecht und August Bebel begründet worden. Neben ihr bestand der von Ferdinand Lasalle gegründete „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein" von 1863, bis sich beide Parteien 1875 auf der Grundlage des Gothaer Programms zur „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands" zusammenschlossen. Nach Ablauf des Sozialistengesetzes 1890, das die Partei seit 1878 weitgehend in die Illegalität gezwungen hatte, nahm die Partei zu Halle an der Saale den Namen SPD an und wurde in der Folge die bei den Reichstagswahlen stimmenstärkste Partei. Sie stellte bei den Wahlen von 1912 mit 110 Mandaten – das war etwa ein Drittel der Sitze – schließlich auch die stärkste Fraktion des Reichstages. Die zeitliche Eingrenzung der Entstehung des Liedes wird auch durch die Nennung des „Zeppelin" in der sechsten Strophe gestützt („Und doch – und doch – wenn ich nach oben sehe / Und ‚Zeppelin' streicht durch die Wolken hin"), desgleichen durch die Erwähnung der gegenwärtigen Schwierigkeiten, des „schweren Standes" der deutschen Luftfahrt. Der „Zeppelin" wurde von Ferdinand Graf von Zeppelin – er wurde am 8.7.1838 in Konstanz geboren und verschied am 8.3.1917 in Berlin – erfunden. Schon im Jahre 1895 vollendete Zeppelin, der 1891 als Offizier aus dem aktiven Militärdienst[1624] geschieden war, mit Theodor Kobert die erste Konstruktion eines Starrluftschiffes. Nach verschiedentlichen Schwierigkeiten und Rückschlägen wurde dann im Jahre 1908 durch eine „Nationalspende" von 6 Millionen Mark die Gründung der „Luftschiffbau-Zeppelin GmbH" ermöglicht, die die Ideen von Zeppelin verwirklichte.

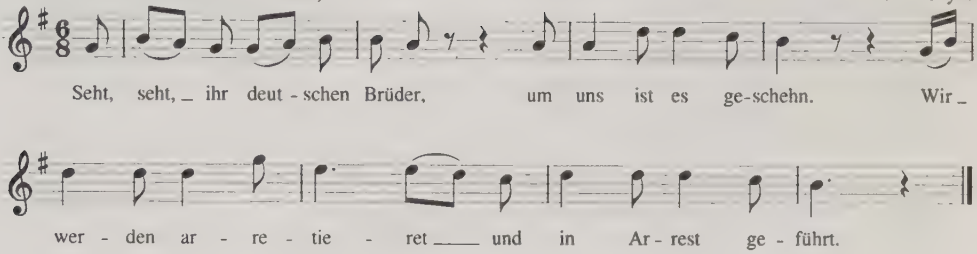
Ein bezeichnendes Bild der doppelten Moral der – wohl nicht nur deutschen! – Gesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg malt Reutter in der 3. Strophe, in welcher er darauf anspielt, daß sich zahlreiche deutsche Auslandsreisende zuweilen durchaus auch mit nicht-deutschen beziehungsweise farbigen Frauen zu vergnügen pflegten, die man zu Hause – zumindest in der Öffentlichkeit – tunlichst mied. Auch in den deutschen Kolonien waren farbige Mätressen durchaus keine Seltenheit.

Was Nr. 394 **„Das dank' ich Dir, mein teures Vaterland"** anbelangt, sind für uns vor allem die Strophen 3, 6 und 7 von Interesse, die sich ebenfalls mit dem wilhelminischen Militär sowie dem militaristischen Denken der Epoche beschäftigen. Das Lied wurde nach 1906 verfaßt, worauf in Strophe 7 die „schon manche Monate zurückliegende Geschichte in Köpenick" hinweist.[1625] Es ist nur natürlich und kennzeichnend für den Geist der Epoche, daß bei Militärparaden die Schüler in Berlin und anderswo schulfrei bekommen (Str. 3: „Doch herrlich haben's die Kinder in Berlin. / Die freu'n sich immer am Paradetage./ (...) Wir hab'n Parade, da hab'n wa keene Schule"). Die Kehrseite der Medaille ist aber auch hier die Schinderei und der rauhe Kommißton, denen sich der einfache Soldat in der Kaserne ausgesetzt sieht. (Str. 6: „Ich glaubt' bisher, daß ein Mensch ich wäre – / Doch ich sag's frei, ich kenn' mich nicht mehr aus. / Was hört man hier für schöne Redensarten, / Ich werde Esel, Ochs, Kamel genannt. / Ich komm' mir vor, wie ein Zoolog'scher Garten".)

Beispiel 395

Um uns ist es geschehn!
(Seht, seht ihr deutschen Brüder)

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 496

1. Seht, seht, ihr deutschen Brüder,
   Um uns ist es geschehn,
   Wir werden arretieret
   Und in Arrest geführt.

2. Wir kommen in einen Kerker,
   In eine finstre Gruft,
   Da hört man niemand sprechen,
   Als was die Schildwach ruft.

3. An einem heitern Morgen
   Wohl um die neunte Stund'
   Ließ mich der Richter rufen
   Zu sagen den reinsten Grund.

4. Ich trat mit festem Schritte
   Dem Richter vors Angesicht
   Und sprach aus reinem Herzen:
   „Von diesem da weiß ich nicht"!

5. „Fort, fort mit diesem Buben,
   Ins finstre Loch hinein,
   Bis daß ich ihn wieder laß rufen
   Und er gesteht es ein".

6. Es dauert nicht immer und ewig,
   Allhier Soldat zu sein;
   Wir kommen auch wieder nach Hause
   Und schlafen beim Mädchen allein.

7. Und als wir nach Hause gekommen,
   Ins Wirtshaus kehren wir ein,
   Dann stoßen wir vivat die Gläser:
   Die traurige Zeit ist vorbei.

Beispiel 396

Freinderl, kennst du das Haus (Zuchthauslied)

Worte: Anonym, vermutlich 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts / Melodie: „70er Auszug" – im Silbenmaß angepaßt[1626]
Quelle: Horst Haubner, Hinüber d'Alm, herüber d'Alm, S. 60f., desgleichen Christoph Well, Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, S. 296f.[1627]

1. Freinderl, kennst du das Haus drunt am Paradeplatz,
   Da wo so manches Madl drin hat seinen Schatz;
   Und die da drinnen sitzen, die schaun so traurig aus,
   Das ist das teure, teure Laßts-mi-net-aus.

2. In da Fruah um halbe sechse, da geht da Jammer los,
   Da scheberns mit die Schlüssl, na sperrns da auf die Schloß,
   Und mit die Wassakübin, da rennas hin und her,
   Ja mit koan Maßkruag (leider) nimmermehr.

3. Z'Mittag um halbe zwölf, da kriagst dann die Menasch,
   Freinderl, de wannst sehatst, des is a wahra Graus,
   Erst wannstas fressn müaßt, na kamst ja glei ins Spital,
   Da lebatst a nimma lang, vareckatst bald.

4. Auf d' nacht um halbe acht, da kriagst dann dei Matratzn,
   Freinderl, de is z'bissn von die Mäus und Ratzn,
   Von die Läus und Flöh, da kriagst halt a koa Ruah
   Bis in den andern Tag in alla Fruah.

5. Eine alter Kupplerin, die einst vorüber ging,
   Die dacht in ihrem Sinn: ja, da war ja ich auch schon drin,
   Da wo koa Vogerl singt und a koa Zither klingt,
   Da is die Luft net rein, da sperrns di ein.

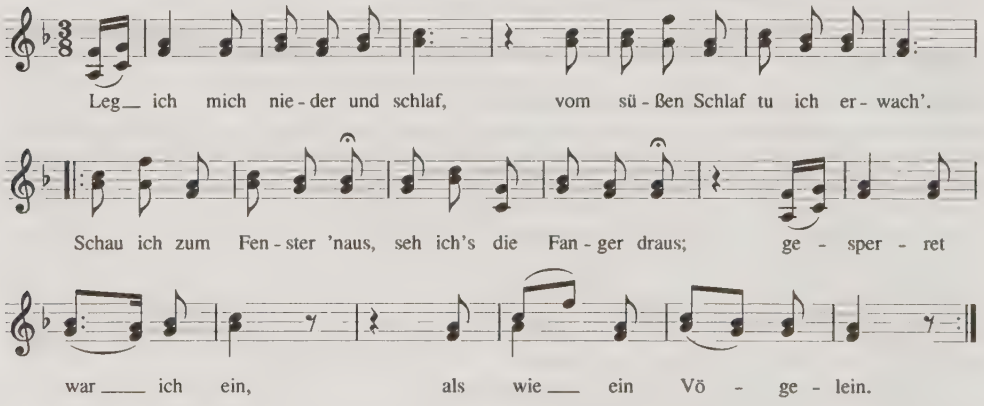
6. Ja, meine liabn Leit, jetz werds do aomoi gscheit,
   Denkts nur an einen Gott, an die Gerechtigkeit;
   Es ist ein hartes Los, wenn man verriegelt ist,
   Denn nur die Freiheit ist das Paradies.

Zum geschichtlichen Hintergrund der beiden Arrestlieder Nr. 395 und Nr. 396 verweisen wir auf die Einleitung. **„Um uns ist es geschehen"** gehört nach Steinitz „zu den verbreitetsten Soldatenliedern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ist in zahlreichen handschriftlichen Soldatenliederbüchern und in vielen Aufzeichnungen aus dem Volksgesang belegt. (...) Da unser Lied in Franken gut belegt ist, in Ditfurths ausgezeichneter Sammlung fränkischer Volkslieder aus den Jahren 1830-1840 aber fehlt, auch in anderen älteren Sammlungen sowie in Erks Material nicht vorkommt, können wir annehmen, daß es in seiner neuen Form erst um die Mitte (im zweiten Viertel) des vorigen Jahrhunderts entstanden ist".[1628] Der Delinquent ist offenbar von einem Militärgericht zu einer Festungsstrafe verurteilt worden.
Nr. 396 **„Freinderl, kennst du das Haus"?** beschreibt die Zustände im Münchner Soldatengefängnis am Paradeplatz. In Preußen gab es bis 1806 bei jedem Wachlokal einen eigenen „Brummstall"; erst dann erhielten die Garnisonsstädte eigene Arrestanstalten, in Berlin war die Lindenstraße 30 die berüchtigte Adresse. Das „Zuchthauslied", wie Nr. 396 auch genannt wird, ist heute durch die Überlieferung von Josef Bauer, vulgo Kraudn Sepp, aus Geißach bei Bad Tölz wieder einer größeren Zahl von Volksmusikfreunden bekannt. Ein weiteres Kerkerlied bayerischer Provenienz mit dem Titel „Hat's Leben büßen müssen auf Festung Oberhaus", das auf die ehemals Fürstbischöflich Passauische Festung, die später als Festungshaftanstalt diente, Bezug nimmt, findet sich bei Steinitz.[1629]

Beispiel 397[1630]

Da muß ich mein Leben beschließen

Text: angeblich die Drückerin von Greßhausen um 1825
Melodie: Schätze, wie meinst du's mit mir!



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I, S. 487

1. Leg ich mich nieder und schlaf,
   Vom süßen Schlaf tu ich erwach',
   Schau ich zum Fenster 'raus,
   Seh ich's die Fanger draus;
   Gesperret war ich ein,
   Als wie ein Vögelein.

2. Ganz traurig bin ich gewest,
   In der ganzen Welt 'rumme gerest,
   Komm ich in mein Vaterland,
   Wo ich bin so bekannt,
   Da muß ich mein Leben beschliess'
   Und mich mit einer Kugel erschiess'.

3. Ei Franz! was sagen dei Leut'.
Daß dich das Schießen so freut?
Mei Leut' sagen allezeit:
Schießen geht weit und breit,
Und das Schießen geht stark im Schwang,
Vom Spiegel laß ich mich nicht fang!

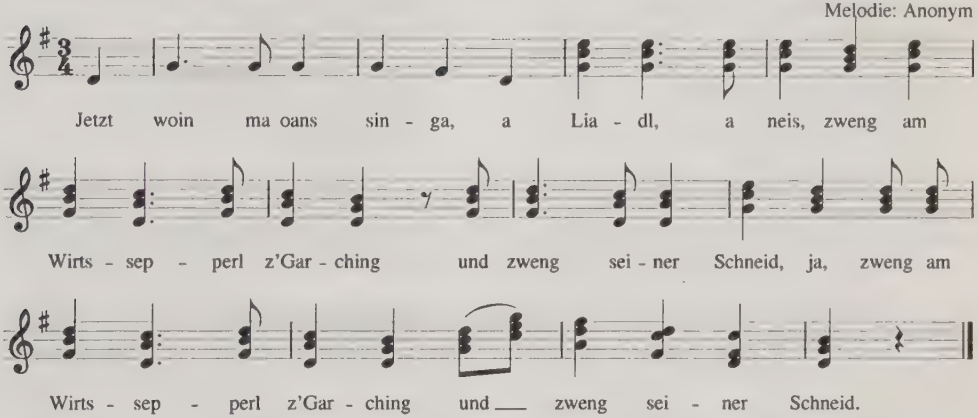
4. Ei Spiegel, was hast du geton,
Daß du ein Verräter bist wor'n!
Ich glaub' du entgehst es nicht,
Weil du der Verräter bist;
Ach Gott! was machst du dir draus?
Am jüngsten Tag machen wir's aus!

5. Ach Vater und Mutter, bitt' euch
Vergesset doch meiner nit gleich!
Wie einer Blum' auf der Wies',
Der Tod ist mir gewiß,
Wie der Blume auf grüniger Heid' –
Gott geb' mir die ewige Freud'!

Beispiel 398[1631]

Der Wirtssepperl z'Garching

Text: Anonym, um 1840
Melodie: Anonym



aus: Walter Schmidkunz: Bauernballaden, S. 136ff, desgl. Textvariante - mit Melodie - bei Christoph Well: Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, S. 302

1. Jetz woin ma oans singa,
A Liadl, a neis,
Zweng am Wirtsepperl z' Garching
Und zweng seiner Schneid.

2. Vom Wirtssepperl z'Garching
Habts gwiß scho mal ghört,
Der an Kini vo Boarn
Is dreimal desadeert.

3. Da Wirtssepperl z'Garching,
Der ko nix dafür,
's Deandl hat gjammerscht,
Is er higroast zu ihr.

4. Aba da Kini vo Boarn
Hat an Steckbriaf ausgeben:
Zweng an Wirtssepperl z'Garching,
Zweng sein lustinga Leben!

5. Und d' Steckbriaf san ganga
Landauf und landa.
Wia er hinkimmt auf Kraiburg –
San d' Steckbriaf scho da!

6. Da is er gach weita
Über d' Dorfener Bruck,
Und sei altboarisch Hüatei
Hat er ins Gsicht einidruckt.

7. Aba da hats 'n dürscht
Is er einkehrt um a Biar
Und wia er si' umschaut
Stehn d' Schandarm in da Tür.

8. Und die mechtn eahn bandln
Und auflegn am Wagn,
Da hat er 's glei beitlt
Und d' Tschako san gflogn.

9. Aba sie warn die mehrarn,
Ham'n auffi am Wagn;
Muaß da Wirtssepperl z' Garching
Auf Mühldorf neifahrn!

10. Muaß da Wirtssepperl z'Garching
Aufs Gricht einifohrn:
Ham die Vögerl am Bam
Eahre Liadln valorn!

11. Und da Landrichter z' Mühldorf
Schaugt'n kreuzverliabt o:
„Den Wirtssepperl z' Garching,
Hängts hint und vorn o"!

12. Aba d' Landrichterin z' Mühldorf
Schaugt'n kreuzverliabt o:
„Gel, den Wirtssepperl z' Garching
Hängts net so fest o"!

13. Und da Landrichter z' Mühldorf
Hat eahm 's Urtl gsprochn:
Auf drei Jahr und sechs Monat
Geht's dahi auf d' Wochn!

14. Und 's Deandl is gwallfahrt
Um an Öttinger Segn,
Hat eahm a Betbüachl gschickt
Is aa Briafei dringlegn.

15. „Aba sei ma net trauri,
Mei eigspirrta Bua!
Und kehrst bei meim Fensta
Auf d' Woch wieder zua"!

16. „Drei Jahr und sechs Monat,
Des is halt a Zeit,
Geh scho liaber zum Deandl,
Aber besser glei heut".

17. Zwoa Schelln an die Füaß
Und a Gschloß an da Hand
Is er zum Loch außigsprunga
Und außi ins Land.

18. Zweng an Wirtssepperl z' Garching
Und zweng seiner Schneid –
Da brauchts Enk net z' kümmern:
Um den is net gfeit.

Worterklärungen
Boarn = Bayern / desadeert = desertiert / gach = rasch; schnell / beitlt = gebeutelt; unsaft geschüttelt / Öttinger Segn = Segen bzw. Gnadenbeweis von Altötting, der berühmtesten bayerischen Wallfahrtsstätte / gfeit = gefehlt

Wie wir in der Einleitung zu den Liedern aus dem Zeitalter der Kabinettskriege ausgeführt haben, war die Desertion geradezu systemtypisch für die verstaatlichten Söldnerheere der damaligen Zeit. Es gibt eine Vielzahl von Deserteurliedern. Steinitz dokumentiert etwa elf Lieder, jedes mit etlichen Varianten,[1632] in Ditfurths „Fränkischen Volksliedern" finden sich sieben.[1633] Die meisten dieser Lieder dürften auf die Zeit der Kabinettskriege, auf die Werberzeit, zurückgehen. Wir führen an dieser Stelle zwei Deserteurlieder an, deren Helden nachweislich im 19. Jahrhundert aktiv waren, wodurch belegt ist, daß Desertionen auch nach der Epoche der Söldnerheere vorgekommen sind.[1634]
Zu Lied Nr. 397 **„Da muß ich mein Leben beschließen"** notiert Ditfurth: „In der Gegend von Haßfurt a.M. lebte (...) vor etwa 30 Jahren ein junger lustiger, allgemein beliebter Jägerbursch, welcher sich der Wehrpflicht durch Flucht ins Ausland entzog. Als er nach einiger Zeit seine Flucht vergessen glaubte, kehrte er zurück, hielt sich jedoch immer noch verborgen. Er wurde aber vom damaligen Landgerichtsdienergehülfen Namens Spiegel zu Haßfurt verrathen, und da er eines Morgens seine Wohnung von Häschern umstellt sah, erschoß er sich. Auf diese Begebenheit dichtete damals eine Gänsehirtin zu Greßhausen namens Drückerin, vulgo Drükersch Dick, dies Lied zu einer bekannten Weise".[1635]
Nr. 398 **„Der Wirtssepperl z'Garching"** ist wohl das bekannteste bayerische Deserteurlied. Wir übernehmen den Kommentar von Walter Schmidkunz: „Der Wirtssepperl z'Garching, ein lustiger landum bekannter Zitherspieler, schneidiger Drauflos und lustiger Bruder und ‚Desadeur', was aber seinen Ruf nicht schmälerte, war etwa um 1840 der Volksheld der Gegend zwischen Tristberg, Mühldorf und Kraiburg. Er muß solchen Ruf gehabt haben, daß man noch heute im Chiemgau auf die neugierige Frage: ‚Wo gehst hin'? die Scherzworte zu hören bekommt: ‚No, zum Wirtssepperl z'Garching'. Das balladenartige Lied aus der Zeit ist öfters mit meist 12-14 Strophen aufgezeichnet worden, von Georg Queri und nach ihm vom Kiem Pauli, in den ‚Deutschen Gauen', im ‚Oberbayrischen Archiv' usw. In einer ausgesponneneren Fassung singt es die Simbacher Singgruppe Winkler-Simböck. Eine von mir veranlaßte Umfrage, die Fanderl Wastl durch die Lokalzeitungen gehen ließ, ergab eine große Anzahl von interessanten Lesarten und originellen Zusätzen, die anderen Ortes veröffentlicht werden. Die hier erstmals veröffentlichte Lesart versucht, an Hand mehrerer mündlicher und handschriftlicher Überlieferungen, das Lied logisch und vollständig zu restaurieren".[1636] Es ist ein häufig auftretendes Kennzeichen bayerischer Deserteurlieder, daß der Held ausdrücklich mit Namen genannt ist. Wir erinnern an den „Johann Philipp",[1637] der angeblich sechsmal desertierte und dessen Weg über Burghausen, Passau, Kraiburg und Eichstätt führte, an den „Wancherlbua",[1638] dem die Desertion gar zwölfmal gelungen sein soll, bis er schließlich im „Neuburga Gschloß" landete, und an den „Gams Urberl"[1639], dessen Lebenslauf Steinitz rekonstruieren konnte.

Beispiel 399

Kriegslied

Worte: Anonym / Melodie: Ich bin ein Preuße[1640]
Quelle: Ditfurth, Hist. Volks- u. vlksth. Lieder des Krieges 1870-1871, Teil II S. 28f.

1. Von Frankreich her erschallt die Kriegs-Trompete,
Es lechzt der Feind nach Blut und unserm Rhein,
Mag auch der Krieg verheeren Dörfer, Städte,
Wir schonen nicht, der Sieg muß unser seyn.
Doch seine Stunde hat geschlagen!
Der uns zu drohen es that wagen,
Wir woll'n ihm zeigen, daß der deutsche Mann,
Wenn's gilt, für's Vaterland auch fechten kann.

2. Er, der durch List sich schwang empor zum Kaiser,
Der aus der Festung heimlich ist entfloh'n,
Er ist kein Feldherr, aber ein Duckmäuser;
Was hat bis jetzt geschaffen er wohl schon?
Wie konnte Frankreich ihn wohl dulden,
Der nur das Land gestürzt in Schulden?
Vor ihm erzittert fast die halbe Welt,
Doch Deutschland kühn sich ihm entgegen stellt.

3. Mit Gottes Hilfe werden wir auch siegen,
Denn Muth und Kraft stählt jedes Mannes Brust;
Wenn Bomben und Kartätschen-Kugeln fliegen,
So ist sich jedes Deutsche Herz bewußt.
Es gilt das Vaterland zu retten.
Liegt ihr blessiert in euren Betten,
So tragt den Schmerz, wenn auch die Wunde brennt;
Mit Stolz man euch die tapfern Krieger nennt.

4. Ach, möge doch aus diesem Krieg entsprießen
Ein Frieden, der da dauert immerdar,
Viel Millionen Thränen werden fließen,
Und auch ergrauen ach so manches Haar.
Das Bienen-Nest, ja es muß fallen,
Denn Frankreich ist es ja vor Allen,
Das stets den Handel und die Arbeit stört;
Zur Ruhe wird es bring'n das Deutsche Schwert.

5. Ja, bald wird deine Stunde auch nun schlagen,
Wo du, Napoleon, entthronet bist,
Man wird aus deinem eig'nen Land dich jagen;
Ein Glück für uns, daß du entlarvet bist.
Du konntest ja so friedlich sprechen -
Doch jetzt woll'n wir uns aber rächen.
Wird auch von Blut getränkt das Schlachtfeld roth,
Sieg sey die Losung, nicht schreckt uns der Tod!

6. Und mögen donnern die Kanonen brüllen,
So wanken Deutschlands Söhne sicher nicht;
Mag Pulverdampf sie auch in Nebel hüllen,
Sie schau'n dem Tod doch kühn in's Angesicht.
Den Arm dem Vaterlande weihen,
Kein Schwert und keine Kugel scheuen:
So ziemt's dem Krieger; der nur ist ein Held,
Der sich dem Feinde kühn entgegen stellt.

7. Prangt auch auf eurem Grab kein Hügel,
Schmückt es nicht Lorbeer und kein Kreuz von Holz,
Doch Deutschlands Adler schwinget seine Flügel
Stets über euch, ihr wart des Volkes Stolz.
Doch euren Tod, den wird man rächen;
Des Feindes Macht und Kraft muß brechen,
Und Deutschland steht dann groß und mächtig da,
Und trotzet jedem Feind von fern und nah.

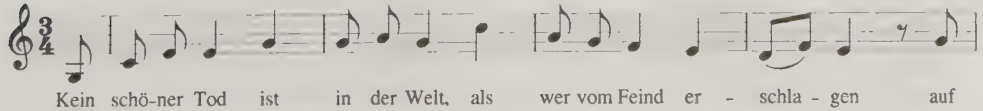
8. Ihr Väter, Mütter, Schwestern, Bräute, Brüder,
Stillt eure Thränen, weinet nicht so sehr!
Siehst holde Gattin nicht den Gatten wieder,
Mach dir das Herz nicht sammt den Kindern schwer!
Denk' so: es war ja Gottes Wille,
Und bet' für ihn in aller Stille;
Er fiel für's Vaterland und schläft so süß,
Obgleich sein Liebstes er auf Erden ließ.

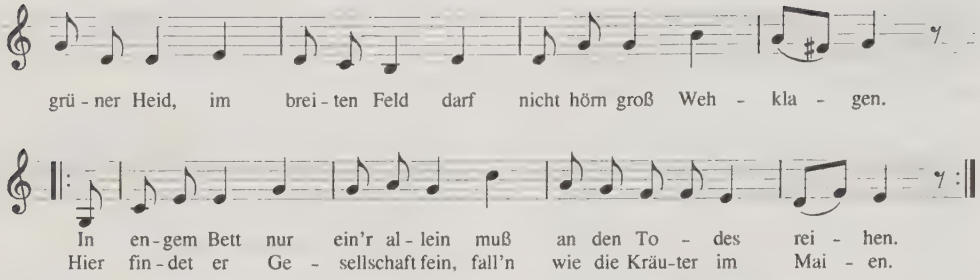
9. Schweigt dann die Schlacht und auch der Hähne Knacken,
Steht ihr umlaubt als brave Sieger da,
Habt ihr gesetzt den Fuß auf Feindes Nacken,
Der schon im Geist euch überwunden sah,
Dann jauchzen wir aus frohem Herzen,
Trotzdem euch eure Wunden schmerzen:
Ihr, Brüder, seyd ja Deutschlands Hort und Schild,
Und jedes Auge lächelt auf euch mild.

Beispiel 400

Kein schöner Tod ist in der Welt

Melodie: Friedrich Silcher, 1836
Text: Göttling um 1820 nach dem Vorbild eines Liedes von Jakob Vogel, 1626





aus: Liederbuch des VII. Korps, S. 104

1. Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Heid, im breiten Feld
Darf nicht hörn groß Wehklagen.
In engem Bett nur ein'r allein
Muß an den Todesreihen.
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fall'n wie die Kräuter im Maien.

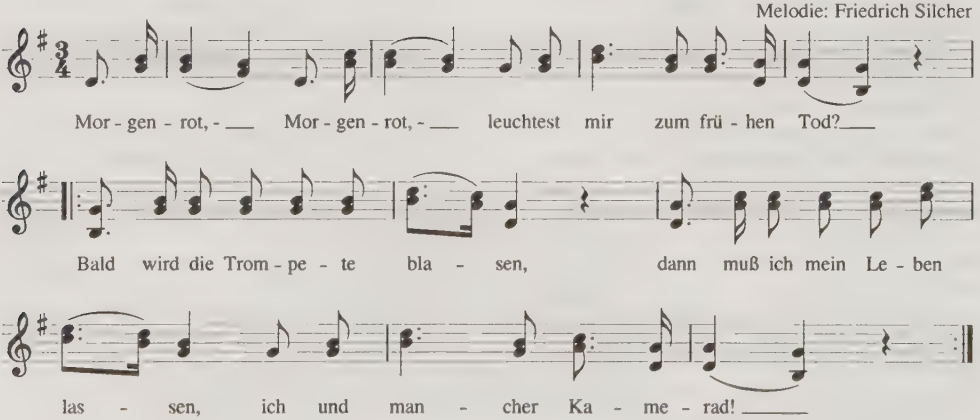
2. Manch frommer Held mit Freudigkeit
Hat zug'setzt Leib und Blute,
Starb sel'gen Tod auf grüner Heid
Dem Vaterland zugute.
Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen,
Auf grüner Heid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

3. Mit Trommelklang und Pfeifengetön
Manch frommer Held ward begraben,
Auf grüner Heid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm tut er haben.
Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Heid im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Beispiel 401

Morgenrot

Text: Wilhelm Hauff, um 1800
Melodie: Friedrich Silcher



aus: Liederschatz des VII. Korps, S. 112,
Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S. 374-382

1. Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

2. Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

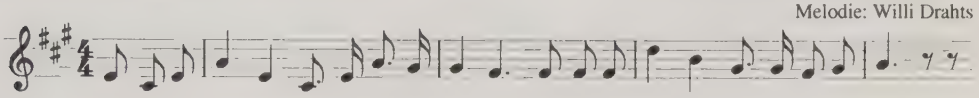
3. Ach wie bald, ach wie bald,
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Strahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all!

4. Darum still, darum still
Füg ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann!

Beispiel 402

Wenn alles grünt

Text: Anonym, vermutlich Ende des 19. Jhs.
Melodie: Willi Drahts



aus: Liederbuch des VII. Korps, S. 153f, sowie Tonaufnahme des Oberpfälzer Volksmusikarchivs in Regensburg

1. Wenn alles grünt und blüht auf dieser Erde,
Wenn alles grünt und blüht auf dieser Welt,
Ja ja da sitz ich hier und denk' im Traum verloren
Zurück an jene längst vergange Zeit.

2. Sie war ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren,
Sie kannte keinen Kummer, keinen Schmerz.
Sie kannte nicht das Leben der Gefahren,
Allein ihr Liebster, der besaß ihr Herz.

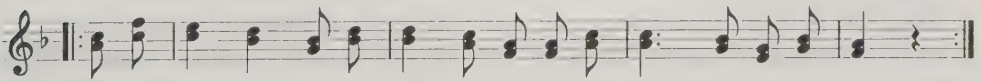
3. Da kam die Botschaft, die sie höchst betrübte,
Da kam die Botschaft, die ihr Herz bedrückt:
Auf Frankreichs Fluren, da fand man seine Leiche,
Auf Frankreichs Fluren starb er den Heldentod.

4. Nun ruhe sanft in Frankreichs grüner Erde!
Nun ruhe sanft, du stolzer Grenadier!
Und kehrn die andern heim und du bist nicht bei ihnen,
Ach Gott, ach Gott, wie's da zerreißt mein Herz.

Beispiel 403

Traurig klingt das Abendglöcklein

Text: Anonym, vermutlich Ende 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Tonaufnahme des Oberpfälzer Volksmusikarchivs in Regensburg

1. Traurig klingt das Abendglöcklein,
Die Natur setzt sich zur Ruh,
Vöglein singen Schlummerlieder,
Die Sonne sinkt dem Westen zu.

2. Drinnen in dem Lazarette,
Bei der Lampe Dämmerschein,
Frohe tapfre deutsche Krieger,
Die im Kampf verwundet sein.

3. Dort an einem Sterbebette
Ist noch eine Nonne wach,
Betet für den armen Kranken,
Der die Worte sterbend sprach:

4. „Grüßt mir meine liebste Mutter,
Sagt, ihr Sohn sei schwer verwund't,
Eine Kugel hat ihn getroffen
In seiner allerletzten Stunde".

5. Dann legt er sein Haupt zur Seite
Und sein Aug' im Tode bricht,
Seine Seele flieht vor ihm,
Geht ein zum ewigen Licht.

6. Horch, was klopftet an der Pforte?
Ein alt's Mütterlein trat ein:
„Liegt nicht hier mein Sohn verwundet?
Möchte' ihm gern' die Pfleg'rin sein"!

7. „Liebste Mutter", sprach die Nonne,
„Euer Sohn, der lebt nicht mehr!
Soeben hat er ausgelitten,
Seine Leiden war'n so schwer.

8. Beide Füße abgeschossen,
Und dazu die rechte Hand,
Weil so tapfer er gestritten
In dem Kampf für's Vaterland".

9. Und die Mutter trat ans Bette,
Hob das Leichentuch herab.
Einen Schrei, und sie sank nieder,
Und man grub für zwei ein Grab.

Zum Thema „Heldentod" haben wir, um Ausgewogenheit bemüht, fünf Lieder ausgewählt:
- Zwei Donnerschnulzen der übelsten Sorte: Nr. 399 **„Kriegslied"** und Nr. 400 **„Kein schönrer Tod"**
- Das zwiespältig zu bewertende Nr. 401 **„Morgenrot"**
- Zwei sentimentale Lieder, Nr. 402 **„Wenn alles grünt"** und Nr. 403 **„Traurig klingt das Abendglöcklein"**

Die ersten drei Lieder tragen Merkmale des Kunstliedes, bei zweien davon sind Komponist und Dichter bekannt. Nr. 401 und 402 komponierte Friedrich Silcher. Die letzten beiden Lieder sind mündlich überliefert. Nr. 402 stammt vermutlich von einem der Hinterm-Ofen-Dichter, von denen im letzten Lied die Rede war, und nimmt auf den Krieg von 1870/71 Bezug. Deutschlands Macht und Größe (Str. 7) und „Gottes Wille" (Str. 8) dienen als Legitimation für den Tod auf dem Schlachtfeld und sollen die trauernden Hinterbliebenen trösten. Immerhin wird das unsägliche Leid, das der Krieg mit sich bringt, nicht verschwiegen (Str. 4). Nr. 400 **„Kein schönrer Tod"** gehörte bis in den Zweiten Weltkrieg[1641] zum verordneten Liedgut. Schwierig zu bewerten ist Nr. 401, das sehr bekannte **„Morgenrot"**, das heute nur noch als seine eigene „Karikatur" gelesen werden kann, als „Küchenlied", dem allenfalls eine nostalgische Sympathie entgegengebracht werden kann. Daß das Lied zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit großem Ernst gesungen wurde, können wir uns gut vorstellen; daß es aber zu Beginn des 2. Weltkriegs offenbar ebenfalls noch als ernsthaftes Liedgut behandelt wurde,[1642] hat uns doch überrascht.
Welche große Verbreitung das „Morgenrot"-Lied hatte, zeigt die Vielfalt der Parodien.[1643] Wir beschränken uns auf ein Beispiel, das aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stammt und als zusätzliches Liedbeispiel zum Militärleben dienen kann:

1. Morgenrot, Morgenrot,
Alle 4 Tagen gibt's ein Brot.
2 Mark 20 die Dekate,
Dafür müssen wir Soldate(n)
Präsentiern und Schildwach stehn.

2. Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ist die Löhnung durchgebracht!
Gestern noch bei vollen Flaschen,
Heute leer in allen Taschen,
Morgen geht das Pumpen los.

3. O wie bald, o wie bald
Sang und Gläserklang verhallt!
Und der Wirt will uns nichts borgen,
Weil wir leben ohne Sorgen,
Sonst auch niemand borgen mag.

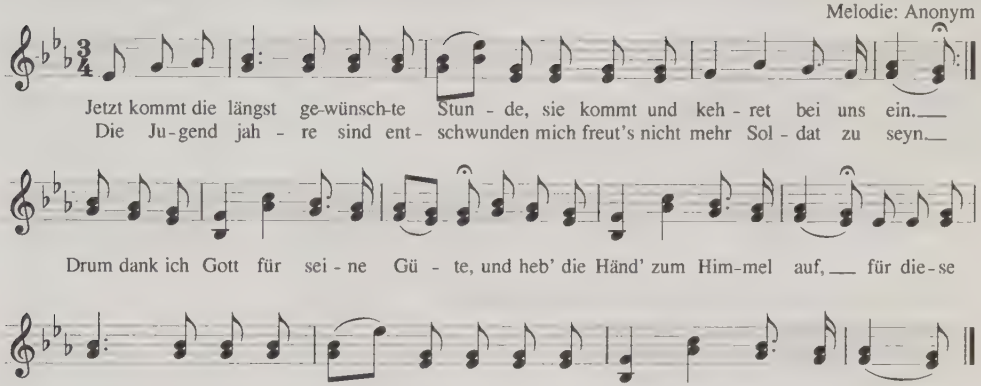
4. Darum still! In Civil
Trinken wir noch oftmals viel!
Jedem braven Reservisten,
Sei es Juden oder Christen,
Sei ein volles Glas gereicht.[1644]

Zu den „sentimentalen Soldatenliedern" merkt Steinitz an: „Die hier zusammengetragenen Soldatenlieder sind nicht anklägerisch-oppositionell, zeigen aber im allgemeinen doch einen so ausgesprochen *nicht*-militaristischen, *nicht*-hurrapatriotischen Charakter, daß sie in der preußischen Armee des 19. Jahrhunderts und besonders in der Wilhelminischen Ära als Ausdruck einer zwar verschwommenen, oft wehleidig-sentimentalen, aber eben doch in den breiten Elementen des Volkes vorhandenen Einstellung gegen den Krieg aufgefaßt werden *müssen*. Es waren gerade diese und andere sentimentale Lieder, die im ersten Weltkrieg bei den Soldaten besonders beliebt waren, während die sog. ‚patriotischen' militaristischen Lieder von den Soldaten kaum gesungen werden (...)".[1645]
Nr. 402 **„Wenn alles grünt"** bezieht sich wohl auf den Krieg von 1870/71 und wirkt unverfälscht-natürlich. Im Stil der terzenseligen, rührenden Ballade präsentiert sich Nr. 403 das **„Abendglöcklein"**, ein „Küchenlied" mit pazifistischem Grundton.

Beispiel 404

Verabschiedung

Text: Anonym, vermutlich 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Ditfurth: Fränkische Volkslieder, S. 216, Nr. 283

1. Jetzt kommt die längst gewünschte Stunde,
   Sie kommt und kehret bei uns ein.
   Die Jugendjahre sind entschwunden,
   Mich freut's nicht mehr Soldat zu seyn.
   Drum dank ich Gott für seine Güte,
   Und heb' die Händ' zum Himmel auf,
   Für diese Gnad', daß ich noch lebe,
   Und habe wieder freien Lauf.

2. Wo sind die schönen Jünglingsstunden,
   Wo sind die Jugendjahre hin?
   Beim Militär sind sie entschwunden,
   Als wie ein Rauch sind sie dahin!
   Es ist ja nur ein Traum auf Erden,
   Und glücklich ist, der's nie vergißt:
   Der Mensch sey Staub, muß wieder werden,
   Was er zuvor gewesen ist.

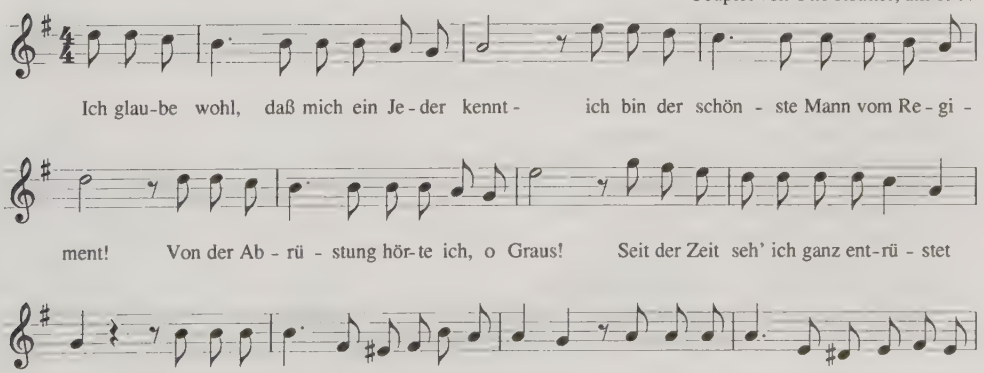
3. Soldat heißt viel, wenn man's betrachtet;
   Er setzt sein Leben hin aufs Spiel;
   Als g'ringer Preis wird er geachtet,
   Man stellt ihn hin ins Mordgewühl.
   Er muß im Rauch und Pulverdampfe,
   Wie auch in großer finstrer Nacht,
   Im blut'gen Schweiß, nach hartem Kampfe,
   Bei Sturm und Regen auf die Wacht.

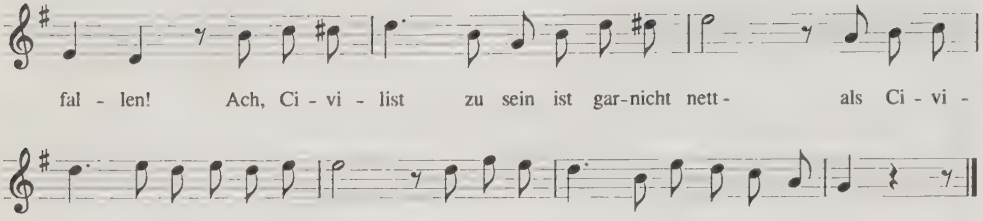
4. Und viele meiner Kameraden,
   Sie sind geblieben in der Schlacht;
   Ich sah sie dort im Blute waten,
   Jetzt ruhn sie in des Grabes Nacht.
   Sie lagern dort vor meinen Füßen,
   Dem fehlt ein Arm, dem fehlt ein Fuß;
   Da sah ich blut'ge Ströme fließen –
   Was ein Soldat nicht leiden muß.

Beispiel 405[1646]

Der abgerüstete Rekrut

Text und Melodie:
Couplet von Otto Reutter, um 1900





Notenblatt nebst Klavierstimme mit illustriertem Titelblatt aus den Beständen der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin

Der Vortragende tritt als Rekrut auf und weint bitterlich

1. Ich glaube wohl, daß mich ein Jeder kennt –
Ich bin der schönste Mann vom Regiment!
Von der Abrüstung hörte ich, o Graus,
Seit der Zeit seh' ich ganz entrüstet aus.
„Die Waffen nieder"! hörte ich erschall'n
Vor Angst, da liess ich gleich den Säbel fall'n.
Ach, Civilist zu sein ist gar nicht nett –
Als Civilist, da wird man so komplet –
Beim Militär, da wird man nicht so fett!

Während der Zwischenspiele heftiges Schluchzen

2. Wie oft marschiert' ich mir die Füsse wund
Das ist doch für den Körper sehr gesund!
Des Abends lagen wir im Bett so fein –
Wir streuten erst Insektenpulver rein!
's giebt keinen Krieg mehr, ich möchte' schier verzag'n
Gern hätt' ich die Franzosen tot geschlag'n!
Nur deshalb hab' ich mich darum beworb'n
Jetzt hat man mir den ganzen Spass verdorb'n
Ich wär' so gern für's Vaterland gestorb'n.

3. Auch keinen Leutnant man mehr sehen kann –
Was fängt denn nun so mancher Backfisch an!
Die Pferde von der Artillerie, o Graus
Werd'n abgeschlacht't, da macht man Würste draus!
Zu meinem Schatz bin ich heut' hingeeilt
Wir nahmen Abschied, haben laut geheult.
Ach, unterm Hausflur stand'n wir manche Nacht,
Wenn ich sie küsste, sagte sie ganz sacht:
Ach Fritz, das hast du wirklich gut gemacht!

Der Vortragende ringt sein vorher durchnässtes Taschentuch aus

4. Kein Unt'offizier sagt mehr zu mir: du Vieh!
Du bist der Dümmste von der Kompagnie!
Auch kein Sergeant giebt heimlich mir 'nen Knuff
Die Zärtlichkeit – die hört jetzt leider uff!
Auch das Kommissbrod, das man stets erhält
Und jeden zehnten Tag das viele Geld!
Es ist vorbei! Mir ist um's Herz so weh!
Was fang ich an? Ich habe 'ne Idee! (vergnügt):
Ich bleib' Soldat, ich geh' zur Heilsarmee!

Wir beschließen die Untergruppe der Lieder zum Militärleben mit zwei Liedbeispielen, zunächst mit einer versöhnlichen Produktion eines unbekannten Verfassers. In Nr. 404 **„Verabschiedung"** wird der Soldat entlassen und dankt Gott für diese Gnade. Seiner offenkundigen Freude ist allerdings die Trauer über die toten Kameraden beigemischt.

Geht man von der auf dem Deckblatt von Nr. 405 **„Der abgerüstete Rekrut"** abgedruckten Auflagenzahl vom „6. Tausend" aus, erfreute sich das „Original-Costüm-Couplet" (Nr. 45) von Otto Reutter, das der Leipziger Verleger Otto Teich für einen Verkaufspreis von 1,50 Mark auf den Markt brachte, einiger Beliebtheit.[1647] Otto Reutter pflegte dieses Couplet als Rekrut kostümiert vorzutragen, der sich anläßlich seiner Verabschiedung vom aktiven Militärdienst seinen Gedanken und Erinnerungen an das Soldatenleben hingab. Interessante Aufschlüsse hinsichtlich der Behandlung der Soldaten geben vor allem die Strophe 2, wo der Autor und vermeintliche jetzige Reservist sarkastisch über die oftmaligen Strapazen des Dienstes sowie die hygienischen Bedingungen in der Kaserne räsonniert („Wie oft marschiert' ich mir die Füße wund – / Das ist doch für den Körper sehr gesund! / Des Abends lagen wir im Bett so fein – Wir streuten erst Insektenpulver rein!), sowie die Strophe 4, in der Reutter sich noch einmal ironisch expressis verbis zur oftmals rüden Behandlung seitens Vorgesetzter und zur kärglichen Kost und Löhnung äußert („Kein Unt'roffizier sagt mehr zu mir: du Vieh! / Du bist der Dümmste von der Kompanie! / Auch kein Sergeant giebt heimlich mir 'nen Knuff – / Die Zärtlichkeit – die hört jetzt leider uff! / Auch das Kommißbrot, das man stets erhält – / Und jeden zehnten Tag das viele Geld! / Es ist vorbei! Mir ist um's Herz so weh! ....")[1648]

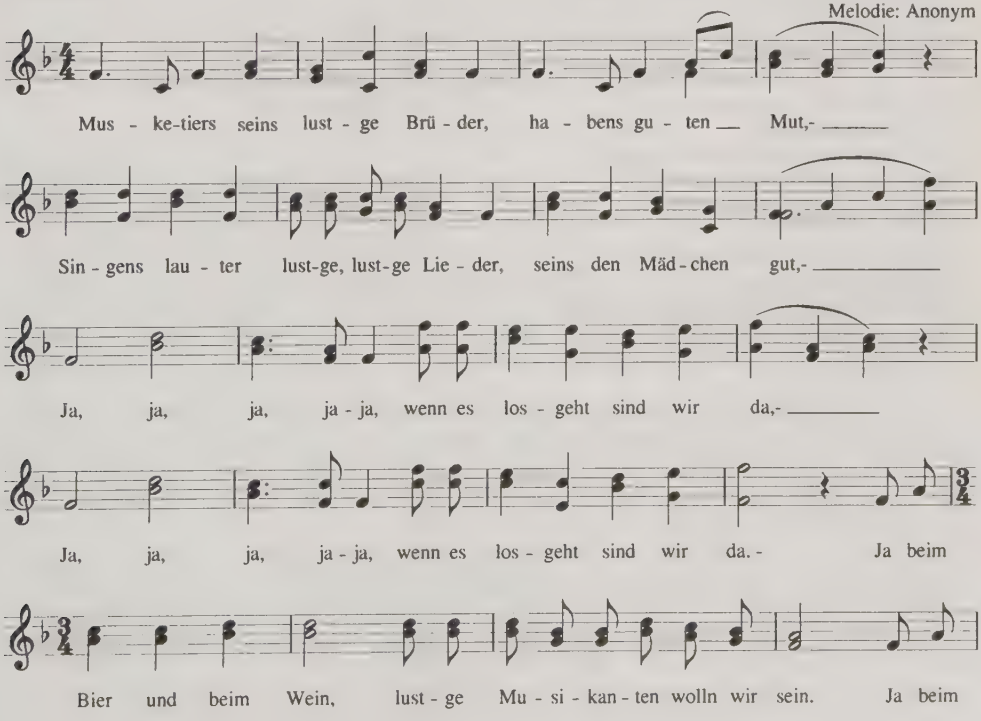
Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß Otto Reutter kurz vor dem Ersten Weltkrieg „nach rechts" rückte und nach Ausbruch des Krieges – etwa 1915 – als Direktor des gepachteten „Palast-Theaters am Zoo" sogar chauvinistische Kriegsrevuen veranstaltete, bis er, nach der Ernüchterung durch die Kriegsereignisse, die beispielsweise 1916 auch seinen Sohn das Leben kosteten, wieder zum realistisch-kritischen Couplet zurückkehrte. 1919 konnte Kurt Tucholsky, damals Chefredakteur des „Ulk" deswegen bei ihm satirisch-kritische Couplets zum Zeitgeschehen bestellen.

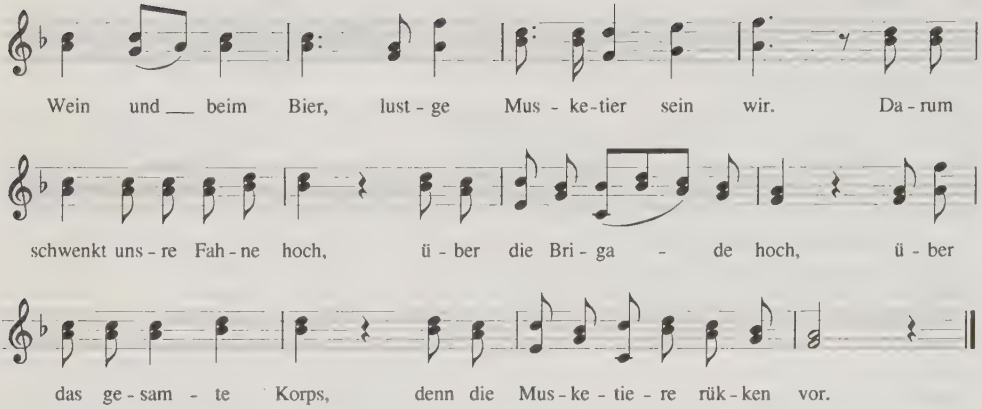
Waffengattungen

Beispiel 406

Musketier

Text: Anonym, vermutlich 18. Jh. mit späteren Zusätzen
Melodie: Anonym





aus: Liederbuch des VII. Korps, S. 117

1. Musketiers seins lust'ge Brüder,
Habens guten Mut,
Singens lauter lust'ge, lust'ge Lieder,
Seins den Mädchen gut,
Ja, ja; jaja,
Wenn es losgeht, sind wir da.
Ja beim Bier und beim Wein,
Lust'ge Musketiere wolln wir sein.
Ja beim Wein und beim Bier,
Lust'ge Musketiere, das sein wir!
Darum schwenkt unsre Fahne hoch,
Über die Brigade hoch,
Über das gesamte Korps,
Denn die Musketiere rücken vor.

2. Spiegelblank sind unsre Waffen,
Schwarz das Lederzeug,
Wenn wir nachts beim Mädchen schlafen,
Sind wir unserm König gleich.
Ja, ja; jaja…

3. Wenn wir durch die Stadt marschieren.
Unser Hauptmann voran,
Öffnens die Mädchen die Fenster und Türen,
Schauen ihren Schatz wohl an.
Ja, ja; jaja…

4. Immer gibt's nicht Schweinebraten,
's gibt auch trocknes Brot.
Lustig singen wir Soldaten
Bei Wasser und bei trocknem Brot.
Ja, ja; jaja…

5. Mut im Herzen, Geld im Beutel
Und ein Gläschen Wein,
Das soll uns die Zeit vertreiben,
Lust'ge Musketier zu sein.
Ja, ja; jaja…

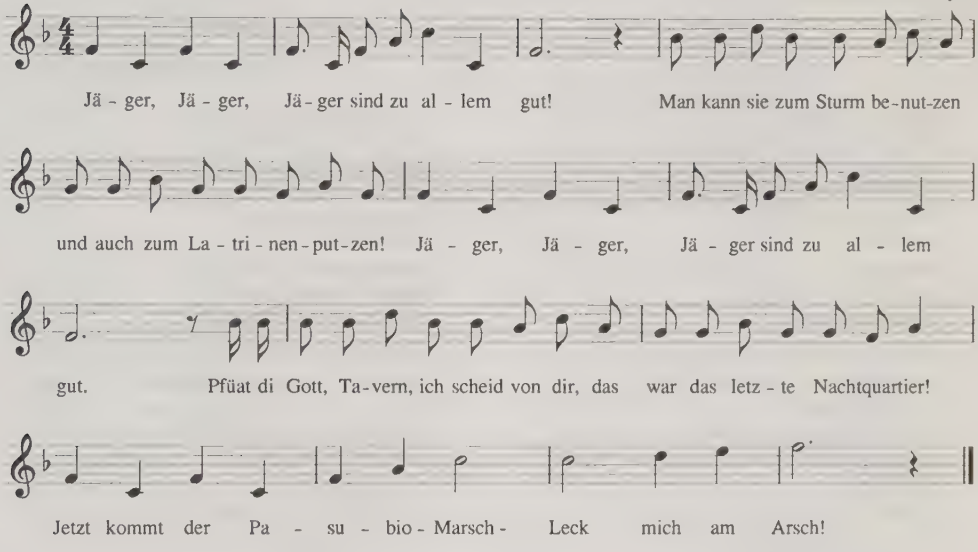
6. Hat uns gleich der Tod beim Kragen,
Fürchten wir uns nicht,
Wer auf seinen Gott vertraut,
Den verläßt er nicht.
Ja, ja; jaja…

7. Haben wir zwei Jahr gedienet,
Ist die Dienstzeit aus,
Dann schickt uns der Hauptmann wieder
Ohne Geld nach Haus.
Ja, ja; jaja…

Beispiel 407

Jäger sind zu allem gut

Text: Anonym, vermutlich vor dem 1. Weltkrieg
Melodie: Anonym



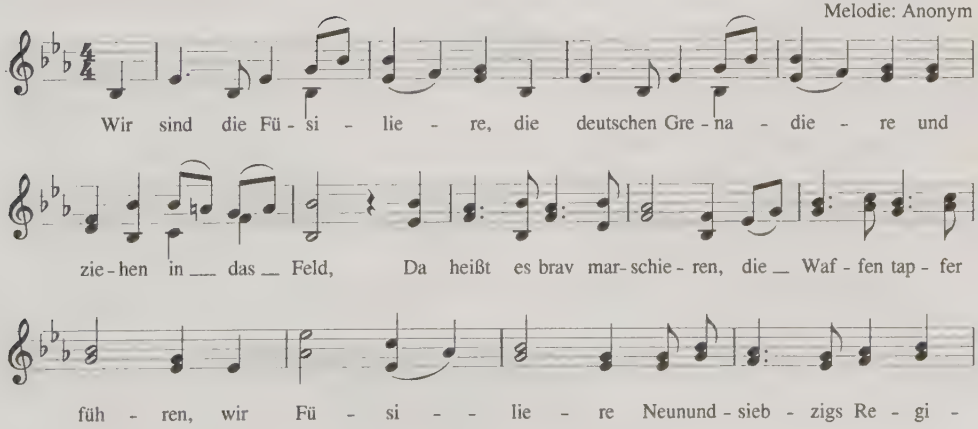
aus: Das Leibhaftige Liederbuch, S. 234

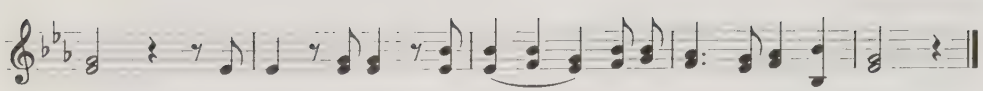
1. Jäger, Jäger, Jäger sind zu allem gut!
   Man kann sie zum Sturm benutzen
   Und auch zum Latrinenputzen!
   Jäger, Jäger, Jäger sind zu allem gut!
   Pfüat di Gott, Tavern, ich scheid von dir,
   Das war das letzte Nachtquartier!
   Jetzt kommt der Pasubio-Marsch –
   Leck mich am Arsch.

Beispiel 408

Wir sind die Füsiliere

Text: Anonym, wahrscheinlich 1870
Melodie: Anonym





aus: Liederbuch des VII. Korps, S. 165

1. Wir sind die Füsiliere,
Die deutschen Grenadiere
Und ziehen in das Feld.
Da heißt es brav marschieren,
Die Waffen tapfer führen,
Wir Füsiliere,
Neunundsiebzigs Regiment.
Hurrah, Hurrah, Hurrah,
Neunundsiebzigs Regiment.

2. Nach Frankreich sind wir kommen
Und haben Metz genommen,
Jetzt geht es auf Paris.
Die Waffen wolln wir führen,
Franktireure aufzuspüren,
Wir Füsiliere,
Neunundsiebzigs Regiment.
Hurrah, Hurrah, Hurrah,
Neunundsiebzigs Regiment.

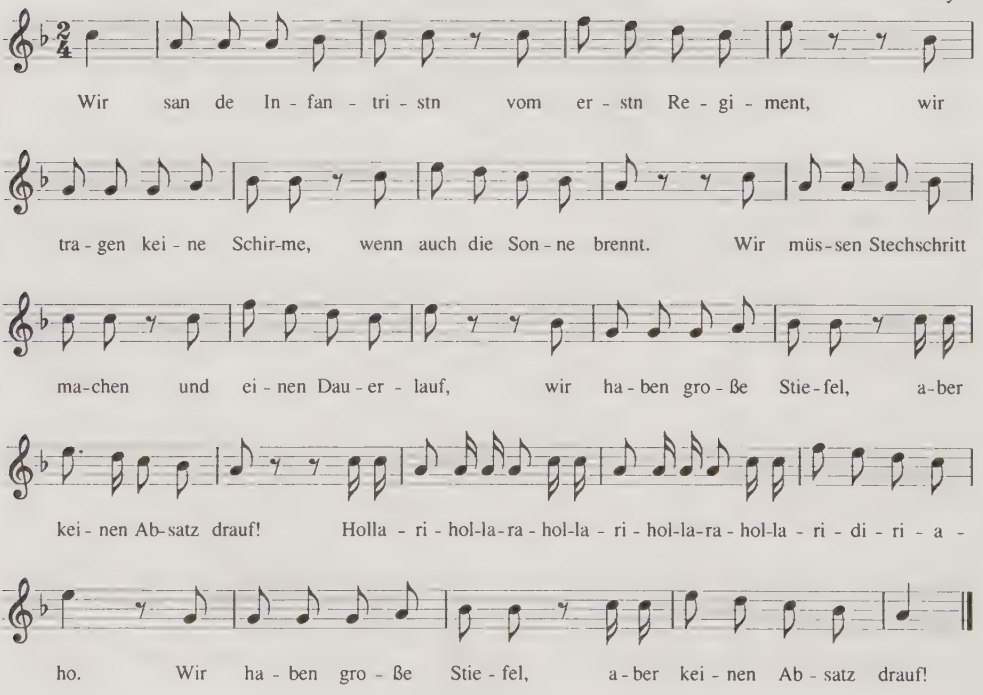
3. Am dritten Weihnachtstage
Da gab's 'ne große Plage,
Es ging nicht, wie man will.
Wir konnten nicht marschieren,
Wir mußten retirieren,
Wir Füsiliere,
Neunundsiebzigs Regiment.
Hurrah, Hurrah, Hurrah,
Neunundsiebzigs Regiment.

4. Und sollt' es Gott gefallen
Und sollt' es nicht mehr knallen,
Es gehe, wie es will!
Ein Liedlein wolln wir singen,
Ein Liedlein soll erklingen
Uns Füsilieren,
Neunundsiebzigs Regiment.
Hurrah, Hurrah, Hurrah,
Neunundsiebzigs Regiment.

Beispiel 409

1. Infanterieregiment "König"

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 82f

1. Wir san de Infantristn
Vom erstn Regiment,
Wir tragen keine Schirme,
Wenn auch die Sonne brennt;
Wir müssen Stechschritt machen
Und einen Dauerlauf,
Wir haben große Stiefel
Aber keinen Absatz drauf!
Hollari – hollara – hollari – hollara,
Hollari – diri – aho,
Wir haben große Stiefel,
Aber keinen Absatz drauf!

2. Wir müssen Posten stehen
Bei Tage wie bei Nacht,
Und wenn wir grad nicht schlafen,
Dann geben wir auch acht.
Und hören wir was gehen,
Dann rufen wir: Wer da?
Doch ist es unser Liebchen,
Dann schreien wir: Hurra!
Hollari-hollara-hollari-hollara,
Hollari – diri – aho,
Doch ist es unser Liebchen,
Dann schreien wir: Hurra!

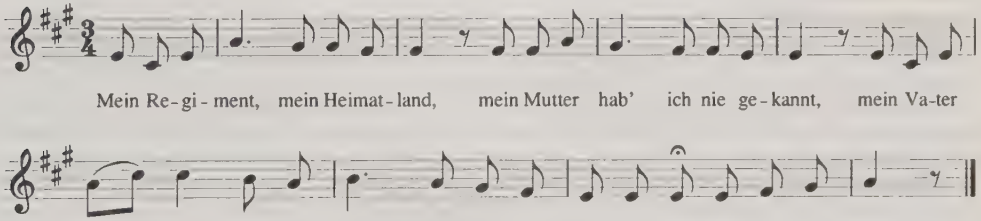
3. Zwei Mark und zwanzig Pfennig,
Des gebns uns no zum Leben,
Davon wird schon die Hälfte
Für d' Stiefelschmier ausgebn.
Das andre ghört für Kleider,
Für Speise und für Trank,
Und was noch übrig bleibet,
Des tragn ma auf die Bank.
Hollari – hollara – hollari – hollara,
Hollari – diri – aho,
Und was noch übrig bleibet,
Des tragn ma auf die Bank.

4. Wir freuen uns auf Sonntag,
Da ham wir unsre Ruh,
Wir gehen zu den Mädchen
Und tanzen immerzu.
Und liegen wir beim Schätzlein,
Dann denken wir uns drauf,
Vom Gfreiten bis zum Hauptmann
Steigts uns an Buckl nauf!
Hollari – hollara – hollari – hollara,
Holari – diri – aho,
Vom Gfreiten bis zum Hauptmann
Steigts uns an Buckl nauf!

Beispiel 410

Mein Regiment, mein Heimatland

Text: Anonym
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 96f

1. Mein Regiment mein Heimatland,
Mein' Mutter hab ich nie gekannt,
Mein Vater starb schon früh im Feld,
Ich steh' allein, allein auf weiter Welt.

2. Marie, Marie, so heißt mein Nam',
Den ich vom Regiment bekam.
Mein ganzes Leben lasse ich
Fürs Regiment, mein Schatz, und auch für dich.

3. Wenn's Regiment früh ausmarschiert,
Der Tambour seine Trommel rührt,
Tausch ich mit keinem König nicht,
Er leb' denn glücklicher als ich.

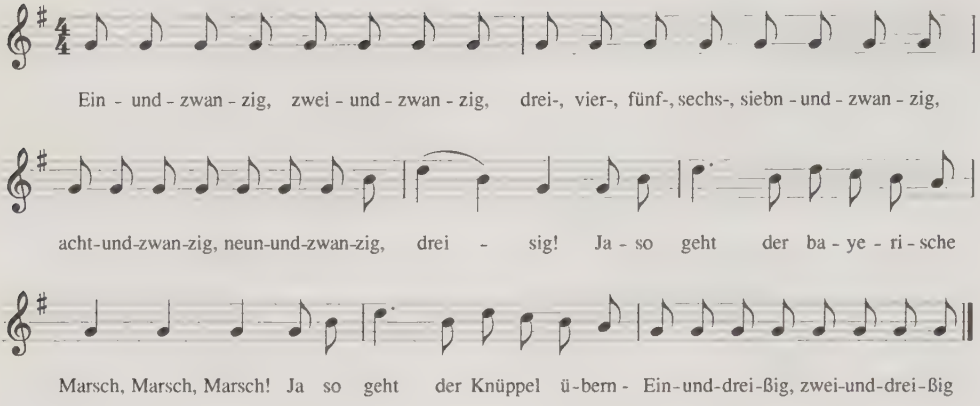
4. Ein' Artill'risten mag ich nicht,
Weil er's den Mädchen viel verspricht.
Ein stolzer Leiber muß es sein,
Für den schlägt nur mein Herz so ganz allein.

5. Und wenn ich einst gestorben bin,
So setzt mir einen Grabstein hin.
Daroben soll geschrieben sein:
Hier ruht Marie, Marie so ganz allein.

Beispiel 411

Der bayerische Marsch

Text: Anonym, vermutlich vor dem 1. Weltkrieg
Melodie: Anonym



aus: Das Leibhaftige Liederbuch, S. 232

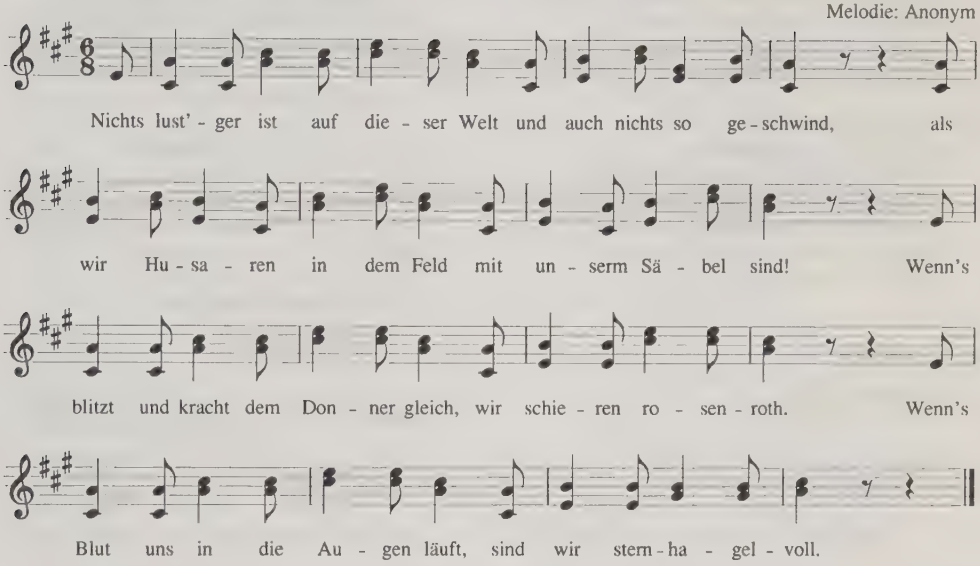
1. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, drei-, vier-, fünf-, sechs-, siebnundzwanzig,
   Achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig!
   Ja so geht der bayerische Marsch, Marsch, Marsch!
   Ja so geht der Knüppel übern -
2. Einunddreißig, zweiunddreißig, drei-, vier-, fünf-, sechs-, siebnunddreißig,
   Ja so geht der bayerische Marsch, Marsch, Marsch!
   usw.

Nr. 406 **„Musketier“**, 407 **„Jäger sind zu allem gut“**, 408 **„Wir sind die Füsiliere“**, 409 **„1. Infanterieregiment ‚König‘“**, Nr. 410 **„Mein Regiment, mein Heimatland“** und Nr. 411 **„Der bayrische Marsch“** sind Lieder, die Infanterietruppen zum Inhalt haben. Die Entstehung des „Musketier“-Liedes setzen wir in eine Zeit, in der die Waffensorte noch Bedeutung hatte: die letzte Strophe, die auf die allgemeine Wehrpflicht hinweist, mag später hinzugekommen sein, aber natürlich noch vor der Roonschen Heeresreform von 1859, durch welche die Dienstzeit auf drei Jahre angehoben wurde. „Jäger **sind zu allem gut“** (Nr. 407) stammt aus Österreich; nach Schmidkunz ist der Pasubiomarsch „ein von Depolo-Mühlberger stammendes prächtiges Lied, das die Heldenkämpfe um den Pasubio an der Südtiroler Alpenfront verherrlicht“.[1649] Das **„Füsilierlied“** (Nr. 408) nennt auch noch die Kameraden vom Nachbarbataillon, die Grenadiere. Wir haben die Regimentsnummer nachgeschlagen. Die Nr. 79 trug das 3. Hannoversche Infanterieregiment v. Voigts-Rhetz. Das Lied Nr. 409 **„1. Infanterieregiment ‚König‘“** ist das Beispiel eines Regimentsliedes, dessen Funktion die Identifikation mit der eigenen Waffengattung und mit dem eigenen Regiment war. Das betreffende Regiment war in München stationiert und darf nicht mit dem Leibregiment verwechselt werden. Von diesem ist in Nr. 410 **„Mein Regiment, mein Heimatland“** die Rede; hier ist ein Mädchen das lyrische Ich, und man sieht, wie die Identifikation mit dem Regiment auch auf das weibliche Geschlecht übergreift. Immerhin waren die „Leiber“ die angesehensten (und eingebildetsten!) Infanteristen. Das Offizierskorps war adelig, die hochgewachsenen Soldaten wurden im ganzen Königreich rekrutiert. Man hielt eine eigene Regimentszeitung mit dem Titel „Der Leiber“. Den **„bayerischen Marsch“** (Nr. 411) haben wir als Beispiel für einen Marschiertaktfüller aufgeführt, der zwischen Marschlieder gesetzt oder an solche angehängt wurde.

Beispiel 412

Husarenlust

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Ditfurth: Fränkische Volkslieder, S. 191

1. Nichts lust'ger ist auf dieser Welt
   Und auch nichts so geschwind,
   Als wir Husaren in dem Feld
   Mit unserm Säbel sind!
   Wenn's blitzt und kracht dem Donner gleich,
   Wir schießen rosenroth;
   Wenn's Blut uns in die Augen läuft,
   Sind wir sternhagelvoll.

2. Nun, ihr Husaren insgesammt,
   Schlagt die Pistolen an!
   Greift euren Säbel in die Hand,
   Und gebet kein Pardon!
   Weil ihr französisch nicht versteht,
   So haut fein tapfer drein!
   Des Säbels Sprach' am besten geht,
   Der Kopf muß unser seyn!

3. Wann gleich mein treuer Kamerad
   Muß bleiben in dem Streit,
   Husaren fragen nichts darnach,
   Sind auch dazu bereit.
   Der Leib vermodert in der Gruft,
   Der Rock bleibt in der Welt.

Beispiel 413

Kürassierlied

Worte: Anonym / Melodie: „Altes Volkslied"[1650]
Quelle: Queri, Kraftbayrisch, S. 202f.

1. Kann es denn was Schönres geben
   Als den edelen Soldatenstand,
   Ihm geb ich's hin mein ganzes Leben
   Mit Gott für König und Vaterland.
   Ihm bleib ich treu bis an das Grab.
   Woran ich's meine, woran ich's meine;
   Woran ich's meine Freude hab.

2. Und in der Früh um halber Viere
   Ertönet der Trompetenschall,
   Da heißt es: Auf ihr Kürassiere,
   Und haut dir's eine gleich herab.
   Woran ich's meine, woran ich's meine,
   Woran ich's meine Freude hab.

3. Dann kommt die Reitschul an die Reihe,
Die kommandiert der Herr Saschant,
Wennst net g'scheit drom sitzt, kannst di gfreuen,
Er hat die Reitpeitsch in der Hand.
Woran ich's meine, woran ich's meine,
Woran ich's meine Freude hab.

4. Zu Oberwiesenfeld auf der Haide
In Achtung steht die Eskadron,
Da lacht des Reiters Herz voll Freude,
Es kommt daher der Leutnant schon
Und kommandieret: Achtung! Trab!
Woran ich's meine, woran ich's meine,
Woran ich's meine Freude hab.

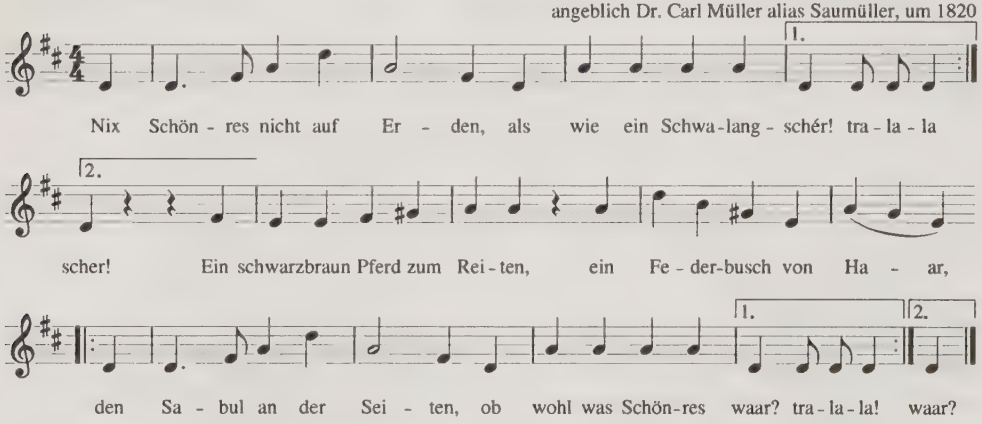
5. Und wann mir's wieder heimwärts reiten,
Da kann man sehn in jedem Haus,
Die Fenster öffnen sich von weitem,
Die feinsten Fräuleins schau'n heraus
Und sehn verliebt auf uns herab.
Woran ich's meine, woran ich's meine,
Woran ich's meine Freude hab.

6. Am Sonntag gehen mir's spazieren
In's Tal hinab zum Sollerwirt;
Da kann man sich's gut amüsieren,
Es kann auch sein, daß grafft dort wird.
Na ziahgst halt oan a paar herab.
Woran ich's meine, woran ich's meine
Woran ich's meine Freude hab.

Beispiel 414[1651]

Der Schwalangschér

Text und Melodie:
angeblich Dr. Carl Müller alias Saumüller, um 1820



aus: Das Leibhaftige Liederbuch, S. 228ff

1. Nix Schönres nicht auf Erden
Als was ein Schwalangschér! (tralala)
Nix Schönres nicht auf Erden
Als was ein Schwalangschér!
Ein schwarzbrauns Pferd zum Reiten,
Ein Federbusch von Ha-a-ar,
Den Sabul an der Seiten
Ob wohl was Schönres waar? (tralala)
Den Sabul an der Seiten
Ob wohl was Schönres waar?

2. Kaum hats acht Uhr geschlagen,
Sitzt Mann und Roß zu Pferd! (tralala)
Kaum hats acht Uhr geschlagen,
Sitzt Mann und Roß zu Pferd.
Spazieren wird geritten,
Trampeter reit'n vor-a-an,
Den Fahner in der Mitten
Und links ein Flügelmann. (tralala)
Den Fahner in der Mitten
Und links ein Flügelmann

3. Wir reitens durch die Straßen,
Das Pflaster möcht krepiern (tralala)
Wir reitens durch die Straßen,
Das Pflaster möcht krepiern.
Das Mädchen schaut vom Fenster
Und grüßt den Schwalangsché-e-er
Und denkt sich: „Ach mein Schönster,
Wann ich dein Rößlein wär"! (tralala)
Und denkt dich: „Ach mein Schönster,
Wann ich dein Rößlein wär"!

4. Wir reitens auf die Wiesen
Und tean manöveriern: (tralala)
Wir reitens auf die Wiesen
Und tean manöveriern.
Der Oberst kummandieret,
Der ganzen Front vora-a-an,
Und gleich druaf präsantieret
Die ganze Eskadron. (tralala)
Und gleich drauf präsantieret
Die ganze Eskadron.

5. Drauf blast man zum Kummando
Den Marsch zum Afanschirn' (tralala)
Drauf blast man zum Kummando
Den Marsch zum Afanschirn'n
Da geht es wie das Wetter
Im starksten Karje-e-ehr,
Bis als daß die Trampeter
Nicht blasen nimmermehr. (tralala)
Bis als daß die Trampeter
Nicht blasen nimmermehr.

6. Nun reitet man zarucke
Wohl in die Garnison. (tralala)
Nun reitet man zarucke
Wohl in die Garnison.
Und putzt sein Pferd und Sattel,
Das Riemenzeug dazu-a-u
Und eilt zu seiner Kathel
Und wünscht ihr gute Ruh. (tralala)
Und eilt zu seiner Kathel
Und wünscht ihr gute Ruh.

7. Die schließt in ihre Arme
Den schönsten Schwalangschér! (tralala)
Die schließt in ihre Arme
Den schönsten Schwalangschér!
Kein Kurasier, kein Jäger
Und auch kein Gardiko-o-or
Soll mir dein Herzlein rauben,
Da steh ich dir davor! (tralala)
Soll mir dein Herzlein rauben,
Da steh ich dir davor!

8. Vom Fuhrwesén gar keiner
Und auch kein Pompertär, (tralala)
Vom Fuhrwesén gar keiner
Und auch kein Pompertär,
Nicht einmal ein Halahner,
Sein Lebtag kein Husa-a-ar,
Gar niemals ein Draganer,
Viel wen'ger ein Standar! (tralala)
Gar niemals ein Draganer,
Viel wen'ger ein Standar!

9. So bleibens wir zusammen
Bis zu dem Zapfenstreich! (tralala)
So bleibens wir zusammen
Bis zu dem Zapfenstreich!
Adje, mein Schatz, muß gehen -
Muß gehen in Kusa-a-arm!
Morgen tu ich dich schon sehen
Und schließen in den Arm! (tralala)
Morgen tu ich dich schon sehen
Und schließen in den Arm.

10. Und geht jetzt in den Stalle
Und schaugt nach seinem Pferd (tralala)
Und geht jetzt in den Stalle
Und schaugt nach seinem Pferd.
Ob es kein Mangel habe,
Ob alle Fenster zu-a-u,
Dann legt er sich und labet
Sich durch die gute Ruh. (tralala)
Dann legt er sich und labet
Sich durch die gute Ruh.

11. Drum kanns nicht Schönres geben
Als wie was ein Schwalangschér. (tralala)
Drum kanns nicht Schönres geben
Als wie was ein Schwalangschér.
Denn wenn er in Paradi
Glanzt er als wie die So-a-onn
Und auf der Promenadi
Sieht man ihn von weitem schon! (tralala)
Und auf der Promenadi
Sieht man ihn von weitem schon!

Beispiel 415
Weißt du noch die schönen Maientage

Worte: Ludwig Thoma / Melodie:Anonym[1652]
Quelle: Georg Queri, Kraftbayrisch, S. 201f.

1. Weißt du noch die schönen Maientage,
Wo die Liebe uns beseligt hat?
Du gestandest mir auf meine Frage,
Ja, das Liebste ist mir ein Soldat.
Die Soldaten liebtest du so sehr,
Und am meisten einen Schwalanscher!

2. Wo du gingest, bin ich mitgegangen,
Und am Himmel hat der Mond gescheint,
Wenn wir leise Liebeslieder sangen
Und die Herzen innig sich vereint.
Und beim Abschied sagtest du: o kehr
Morgen wieder als mein Schwalanscher!

3. Ach, vorbei sind jene schönen Stunden,
Wo die Liebe treue Liebe fand.
Aus dem Sinne bin ich dir entschwunden,
Deine Falschheit hab ich wohl erkannt.
Wo ich liebte, gingst du heimlich her,
Nahmst dir einen andern Schwalanscher!

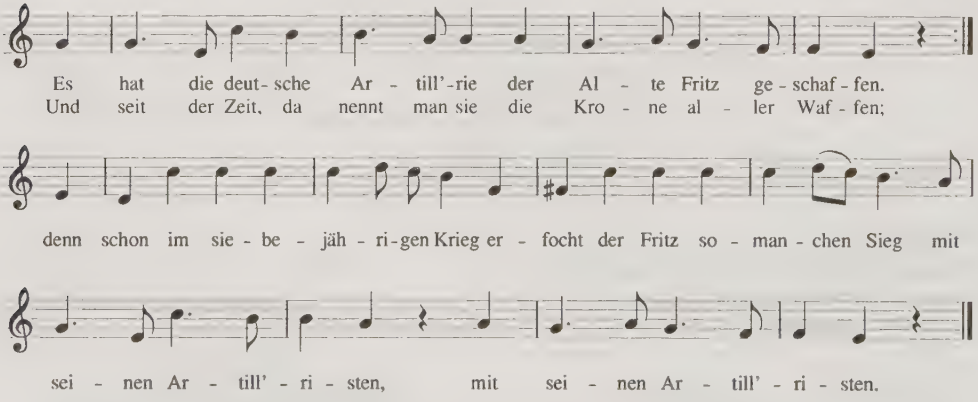
4. Lebe wohl! Das macht mir keine Schmerzen,
Deine Treue hat verweht der Wind,
Und ich finde wohl noch andre Herzen,
Wo die Freuden nicht geringer sind.
Das wär traurig, gäb's keine Mädchen mehr
Für dem König seinen Schwalanscher!

Die Kavalleristen hatten nicht nur die buntesten Uniformen, sondern auch den größten Eigenstolz, mit anderen Worten: die Kavallerie war die eingebildetste Waffengattung, worüber auch unsere Kavallerielieder Auskunft geben und was sich auch insgesamt durchaus förderlich auf die Liedproduktion auswirkte.[1653] Lieder über die Husaren waren sehr populär; wir erinnern an den zum Karnevalsschlager verkommenen „bayerischen Husaren",[1654] wir erinnern an den bekannten „Blankensteinhusar".[1655] Das von uns ausgesuchte Husarenlied Nr. 412 **„Husarenlust"** geriert sich schnoddrig-frech, in der zweiten Strophe mit perverser Lust am Töten. Da klingt das **„Kürassierlied"** (Nr. 413) schon weitaus gemütvoller mit einer leisen Tendenz zur Selbstironie. Das im Lied genannte „Oberwiesenfeld" war das Übungsgelände für alle Waffengattungen in München; heute stehen dort die Bauten für die Olympischen Spiele 1972. Den „Sollerwirt im Tal" gibt es unseres Wissens heute nicht mehr.
Nr. 414 **„Der Schwalangschér"** (Chevaulegers) wird von Schmidkunz als „wohl das beliebteste und vergnügteste bayerische Soldatenlied"[1656] bezeichnet. Auch uns gefällt es – trotz des sexistischen 3. Strophe – ganz gut, vor allem die unverfälschte alte Münchner Soldatenmundart, die Fremdwörter so lange traktierte, bis sie auch von einem Bauernbuben aus dem Dachauer Hinterland ausgesprochen werden konnte, und die an einen Reitermarsch erinnernde Musik. Der Verfasser bietet einen schönen Überblick über die verschiedenen Waffensorten: Kürassier, Jäger, Garde du Corps, Fuhrwesen, Bombardeur,[1657] Ulan, Husar, Dragoner, Gendarm. Die Aufzählung läßt Schlüsse auf die Entstehungszeit des Liedes zu: Jägerbataillone wurden in Bayern etwa 1815 errichtet; das Gardekavallerieregiment „Garde du Corps" fiel 1825 der Einsparungskommission unter Ludwig I. zum Opfer.[1658] Wir nehmen deshalb eine Entstehungszeit um 1820 an; allerdings gab es damals die Dragoner im bayerischen Heer nicht mehr: sie waren schon 1811 in Chevaulegers umgewandelt worden.[1659] Auch das letzte Lied, Nr. 415 **„Weißt du noch die schönen Maientage"** handelt vom Chevaulegers, allerdings in eindeutig parodistischer Absicht. Georg Queri notierte dazu: „Ludwig Thoma hat in dem (...) ‚Schwalanscher'-Gesang den bewußt kitschigen Ton des modernen Soldatenliedes angeschlagen".[1660] Weitere Kavalleristenlieder aus der bayerischen Militärliedertradition finden sich bei Paul-Ernst Rattelmüller.[1661]

Beispiel 416

Artilleristenlied

Text: Anonym
Melodie: Anonym



Quelle: Dr. Adolf Eichensser, Bezirksheimatpfleger a.D. des Bezirks Oberpfalz

1. Es hat die deutsche Artillerie der Alte Fritz geschaffen.
Und seit der Zeit, da nennt man sie die Krone aller Waffen;
Denn schon im siebenjährigen Krieg erfocht der Fritz so manchen Sieg
Mit seinen Artill'risten, mit seinen Artill'risten.

2. Das Pulver, das ein Mönch erfand aus Schwefel, Salz und Kohlen,
Das ist der ganzen Welt bekannt, dem Teufel abgestohlen.
Der kluge Mönch hieß Berthold Schwarz, drum ist die liebe Farbe schwarz
Bei allen Artill'risten, bei allen Artill'risten

3. Man schuf aus Eisen und Metall gewaltige Geschütze.
Wer es verstand auf Blitz und Knall, das war ein alter Wichte.
Kanonen treffen allzumal, ein jedesmal die runde Zahl
Von hundertneunundneunzig, von hundertneunundneunzig.

Beispiel 417
Die Leute vom Genie

Worte: Gustav Medicus, 1870 / Melodie: Ich bin der Dr. Eisenbart[1662]
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe..., S. 64ff.

1. Wir sind die Leute vom Genie, valleri...
Sind immer lustig, traurig nie, valleri...
Und wenn es ringsum blitzt und kracht, valleri...
Wir haben uns nichts draus gemacht, valleri...
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

2. Die Brücken hat der Feind zerstört,
Was haben wir uns drum geschert?
Wir haben flugs sie neu gemacht,
Und ihn dazu brav ausgelacht.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

3. Mit Wasser hat er uns bedrängt,
Bis wir die Schleusen ihm gesprengt.
Die Wege hat er uns versperrt,
Bis wir ihm Mores rasch gelehrt.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

4. Und wenn er gar zu grimmig tat,
Feld-Telegraph, der schaffte Rat.
Feld-Eisenbahn war auch dabei,
Und brachte rasch Succurs herbei.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

5. Nun aber geht es nach Paris,
Daß wir es nehmen ist gewiß.
Denn mit dem letzten Parallel,
Sind wir am Ende stets zur Stell!
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

6. In trüber Nacht bei fahlem Schein,
Gar leise graben wir uns ein.
Da wird geflüstert kaum ein Wort,
Bis wir uns sehn am rechten Ort.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

7. Und donnern wenn die Mine fliegt,
Und alles rings in Trümmern liegt,
Das ist die rechte Melodie,
Für wackre Leute vom Genie.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

8. Und wenn aus all dem Schutt zugleich,
Steigt neu empor das deutsche Reich,
Dann erst ist unser Werk gekrönt,
Dann alle Deutschen sind versöhnt.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

9. Und der euch diese Lied erdacht,
Der stund zu Ingolstadt einst Wacht,
War einst mit Lärmen und Geschrei,
Beim Brückenschlagen auch dabei.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

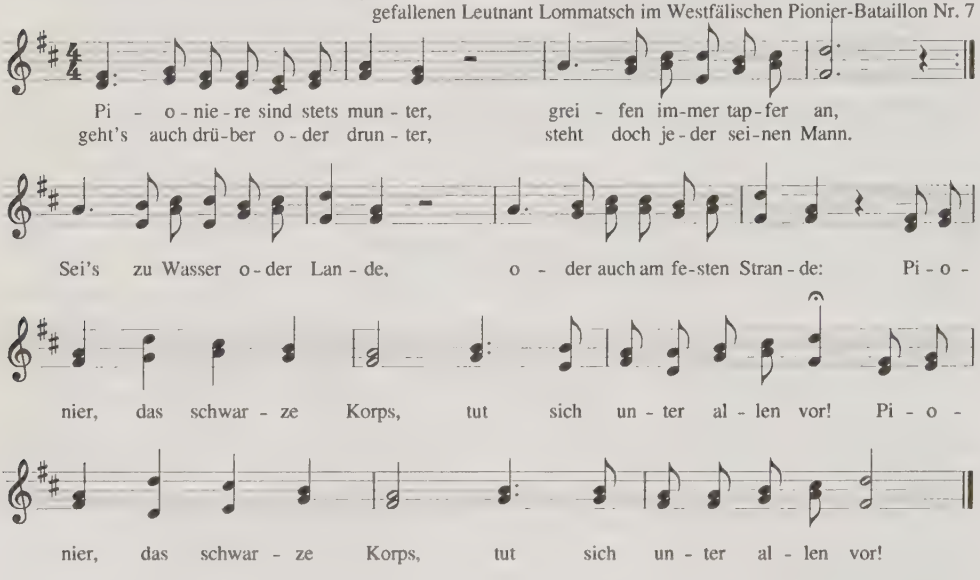
10. Und ob er jetzt daheim auch sitzt,
Und hinterm Ofen keucht und schwitzt,
Sein altes Herz blieb doch bei euch,
Im lahmgelegten Franzenreich.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

11. Drum, wenn ihr singt die neue Weis,
Denkt auch an ihn dabei ganz leis,
Dieweil ein jeder junge Mann,
Zuletzt ein alter werden kann.
Juchheirassa, juchheirasse, valleri juchheirassa,
Juchheirassa, juchheirassa, valleri juchhei!

Beispiel 418

Pioniere sind stets munter

Text und Melodie:
angeblich von dem am 18. April 1864 beim Sturm auf die Düppeler Schanzen gefallenen Leutnant Lommatsch im Westfälischen Pionier-Bataillon Nr. 7



aus: Liederbuch des VII. Korps, S. 127

1. Pioniere sind stets munter,
   Greifen immer tapfer an,
   Geht's auch drüber oder drunter,
   Steht doch jeder seinen Mann.
   Sei's zu Wasser oder Lande,
   Oder auch am festen Strande:
   Pionier, das schwarze Korps,
   Tut sich unter allen vor!

2. Kommt das Heer an Stromesfluten,
   Pioniere fürchten nichts,
   Wenn auch mancher da muß bluten,
   Schnell erfüllt er seine Pflicht.
   Schlagen wir gleich feste Brücken,
   Alles kann hinüberrücken,
   Pionier, das schwarze Korps,
   Tut sich unter allen vor!

3. Wenn aus tausend Feuerschlünden
   Ach die Festung Kugeln speit,
   Und kein sichrer Weg zu finden,
   Sind Sappeure stets bereit,
   Graben ohne Ruh' und Sorgen
   Von dem Abend bis zum Morgen.
   Pionier, das schwarze Korps,
   Tut sich unter allen vor!

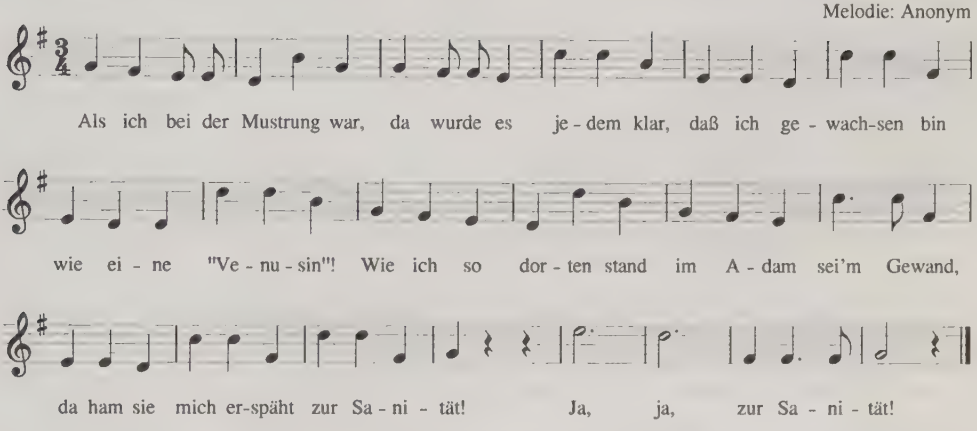
4. Endlich, ohne Ruh' und Rasten
   Der Mineur in seinem Schacht,
   Füllt er seinen Pulverkasten,
   Zündet an, es ist vollbracht.
   In die Luft fliegt Erd' und Steine,
   Und vernichtet sind die Feinde.
   Pionier, das schwarze Korps,
   Tut sich unter allen vor!

5. Ja, das schönste Korps von allen
   Sind gewiß die Pionier!
   Schönen Mädchen zum Gefallen,
   Tragen schwarze Kragen wir.
   Darum laßt uns fröhlich singen,
   Unserm Stand ein Vivat bringen:
   Pionier, das schwarze Korps,
   Tut sich unter allen vor.

Beispiel 419

Die Sanität

Text: Anonym, 19. Jh.
Melodie: Anonym



aus: Rattelmüller: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe ..., S. 85f

1. Als ich bei der Mustrung war,
   Da wurde es jedem klar,
   Daß ich gewachsen bin
   Wie eine „Venusin"!
   Wie ich so dorten stand
   Im Adam sei'm Gewand,
   Da ham sie mich erspäht
   Zur Sanität! Ja, ja, zur Sanität!

2. Bin ich in der Kasern',
   Wie liegt mir dann so fern,
   Von unsre Säu der Stall,
   Meine Geschwister all;
   Kann nicht so ganz allein
   Drauß in der Ferne sein,
   Drum muß vor allem her:
   Eine Schwester! Ja, ja eine Schwester!

3. Wir sind die Sanität,
   Wir sorgen früh und spät,
   Daß unserer Armee
   Nie nicht der Bauch tut weh;
   Hat einer – o Verdruß
   Mal einen kranken Fuß,
   Den schneiden wir gleich weg,
   's hat keinen Zweck! Ja, ja, 's hat keinen Zweck!

4. Und hab ich ausgedient,
   Das weiß ein jedes Kind,
   Dann ist's vorbei, vorbei
   Die ganze Zwirnerei.
   Und dann mein Schätzelein
   Braucht gar nicht traurig sein,
   Denn als Ersatz kriegt sie
   A Fotografie! Ja, ja, a Fotografie!

Das **„Artilleristenlied"** (Nr. 416) beruft sich auf den Alten Fritz, wohl nicht ganz zurecht: Infanterie und Kavallerie lagen damals in der Wertschätzung noch obenan. „Krone der Waffen" aber wurde die Artillerie im Krieg von 1870/71. Über die Entstehung des Liedes Nr. 417 **„Die Leute vom Genie"** gibt der Text selbst Auskunft: der Verfasser tat einst Dienst bei den Genietruppen in Ingolstadt, ist inzwischen zu alt, um den Feldzug Anno 70/71 mitzumachen; statt dessen schreibt er „hinterm Ofen" das Lied. Auch Nr. 418 ist – wie schon der Titel Auskunft gibt – ein Pionierlied, es nennt die Arbeiten der Pontontiere (Str. 1), Sappeure und Mineure.

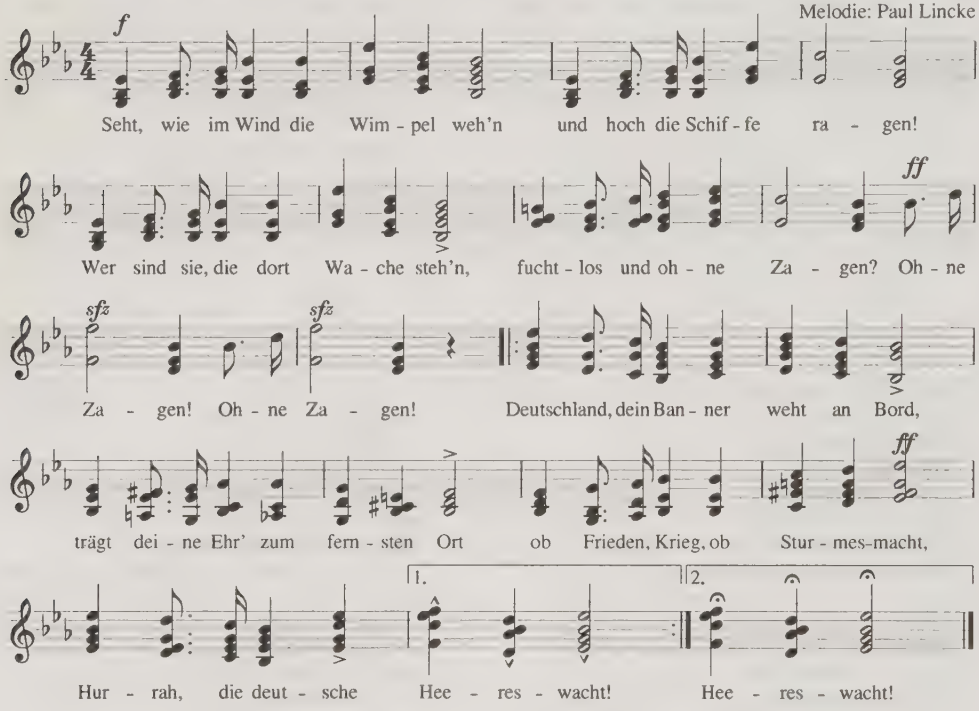
Thema unseres Liedes Nr. 419 ist **„Die Sanität"**, das Sanitätswesen der deutschen Armee, welches – durch die Musterung – die erste militärische „Instanz" war, mit der der Wehrpflichtige konfrontiert wurde. Bei den einzelnen Divisionen gab es jeweils einen Generaloberarzt, bei jedem Bataillon und bei jeder Artillerieabteilung einen Oberstabs- oder Stabsarzt, bei der Kavallerie Regimentsärzte, die über die Gesundheit der Soldaten zu wachen hatten. Den Bataillonen, Artillerieabteilungen und Kavallerie-Regimentern stand zudem noch ein Assistenz- oder Oberarzt zu, wobei diese Planstellen „jedoch im Frieden nicht einmal zur Hälfte besetzt" waren. „Die Aufgaben wurden von Unterärzten und Einjährig-Freiwilligenärzten wahrgenommen. Sanitätsoffiziere betreuten gleichfalls die Militärschulen und Kadettenhäuser oder waren als Garnisonsärzte an größere Standorte kommandiert. Kleinere Garnisonen hatten Verträge mit Zivilärzten und Krankenhäusern abgeschlossen, und erst an den wichtigeren Standorten gab es Lazarette (...), die seit 1873 von Sanitätsoffizieren als Chefarzt, seit 1896 zumeist von Generaloberärzten geleitet wurden. Die Ausstattung der Lazarette mit allen modernen medizinischen Einrichtungen scheiterte oft an der Kostenfrage (...)".[1663] Der Verfasser unseres Liedes, welches Rattelmüller wiederum 1976 von Joseph Eberwein vorge-

sungen bekam, zeigt insgesamt nicht recht viel Vertrauen in die medizinische Versorgung (Str. 3: „Hat einer – o Verdruß / Mal einen kranken Fuß, / Den schneiden wir gleich weg") und bezeichnet das Sanitätswesen, wie er es kennenlernen durfte, als „Zwirnerei" (Str. 4).

Beispiel 420[1664]

Die deutsche Meereswacht

Text: Josef Huggenberger
Melodie: Paul Lincke



aus: Eva Rieger: Friedenserziehung im Musikunterricht, S. 33

1. Seht, wie im Wind die Wimpel wehn
Und hoch die Schiffe ragen!
Wer sind sie die dort Wache stehn,
Furchtlos und ohne Zagen?
Ohne Zagen! Ohne Zagen!
Deutschland, dein Banner weht an Bord,
Trägt deine Ehr' zum fernsten Ort
Ob Frieden, Krieg, ob Sturmesmacht,
Hurrah, die deutsche Heereswacht!

2. Raum deutschem Fleiß in weiter Welt!
Ist unser Friedenswerben.
Doch wer uns stören will das Feld,
Dem sei es zum Verderben!
Zum Verderben! Zum Verderben!
Deutschland, dein Banner weht an Bord,
Trägt deine Ehr' zum fernsten Ort
Ob Frieden, Krieg, ob Sturmesmacht,
Hurrah, die deutsche Heereswacht!

3. So zieht hinaus in stolzer Fahrt,
Ihr blanken Wasserwehren!
Wacht über treue deutsche Art
Auf allen Weltenmeeren!
Allen Meeren! Allen Meeren!
Deutschland, dein Banner weht an Bord,
Trägt deine Ehr' zum fernsten Ort
Ob Frieden, Krieg, ob Sturmesmacht,
Hurrah, die deutsche Heereswacht!

Mit Nr. 420 **„Die deutsche Meereswacht"** wollen wir wenigstens ein einziges Lied vorstellen, das sich mit der deutschen Kriegsmarine beschäftigt, die zum einen erst einmal eine deutsche Kolonial- und Weltmachtpolitik ermöglichen sollte und von daher immer mehr an Bedeutung gewann, die aber andererseits den Gegensatz zwischen dem Deutschen Reich und England mit vertiefen mußte und damit indirekt mitverantwortlich für das Eintreten Englands gegen Deutschland im Ersten Weltkrieg war. Admiral Alfred von Tirpitz, der „Ewige", wie er oftmals auch liebevoll-spöttisch von seinen Anhängern genannt wurde, der 1897 ernannte Staatssekretär des Reichsmarineamtes war der namhafteste und gleichwohl umstrittenste offizielle Repräsentant des ehrgeizigen deutschen Flottenbauprogramms. „Je maßloser seine Pläne, um so begeisterter war der Kaiser, was gelegentliche taktische Differenzen zwischen den beiden nicht ausschloß. Tirpitz verwarf die bis dahin im wesentlichen auf die Verteidigung der deutschen Küsten orientierte Seedoktrin und entwickelte eine, auf eine entscheidende Seeschlacht mit dem Gros der britischen Flotte abzielende Doktrin. Öffentlich wurde jedoch erklärt, die deutsche Flottenrüstung verfolge lediglich den Zweck, die deutsche Kriegsflotte so stark zu machen, daß es ein ernstes Risiko für die britische, die größte Kriegsflotte der damaligen Zeit bedeute, sie anzugreifen. Das verschleierte das aggressive Wesen der deutschen Pläne, die den Flottengesetzen von 1898 und 1900 sowie den Flottennovellen von 1906, 1908 und 1912 zugrundelagen".[1665] Flaggschiff der deutschen Kriegsflotte war das Linienschiff „Deutschland", und 1910 wurde mit dem Panzerkreuzer „Moltke" eines der modernsten Großkampfschiffe der damaligen Zeit in Dienst gestellt. Ein Liniengeschwader in Kiellinie, dies war ein Bild, das nach Wilhelms II. Wunsch die Herzen aller Deutschen höher schlagen lassen sollte. Unterstützung fanden die hochfliegenden Pläne in den zahllosen Flottenbauvereinen des Deutschen Reiches sowie im Deutschen Flottenverein, dessen Präsident Großadmiral von Koester war

Der Text unseres Liedes, das uns mit Klavierbegleitung vorlag, stammt von Dr. Josef Huggenberger und war dem Kaiserhaus zugeeignet, da vor allem Wilhelm II. der Ausbau der Marine und ein „Platz an der Sonne" für das Deutsche Reich ja eine Herzensangelegenheit war. Die deutsche Fahne sollte überall auf der Welt wehen, „Deutschland, dein Banner weht an Bord, trägt deine Ehr' zum fernsten Ort, ob Frieden, Krieg, ob Sturmesmacht, Hurrah die deutsche Meereswacht" heißt es da martialisch jeweils im Refrain der drei Strophen des Huggenbergschen Textes. Und in Strophe 2 und 3 wird weiterhin ganz unverhüllt das imperialistische Programm des Deutschen Reiches vorgestellt, wenn es etwa heißt: „Raum deutschem Fleiß in weiter Welt! ist unser Friedenswerben, doch wer uns stören will das Feld, dem sei es zum Verderben" (Str. 2) bzw. „Wacht über treue deutsche Art auf allen Weltenmeeren" (Str. 3). Die heroische und „majestätische Melodie" steuerte der Berliner Komponist Paul Lincke bei, ein seinerzeit bekannter und überaus beliebter Operetten-Schreiber, der am 7.11.1866 in der Preußenmetropole geboren worden war und am 4.9.1946 in Clausthal-Zellerfeld die Augen schloß. Anfangs in Paris tätig, arbeitete Lincke dann in Berlin, wo er vor allem Operetten schrieb, denen er ein typisches Berliner Kolorit gab. Seiner Feder entstammen beispielsweise „Frau Luna" (1899), „Lysistrata" (1902), „Grigri" (1911) und „Casanova" (1914). Daneben schrieb er viele Tänze und Märsche – etwa die „Berliner Luft", noch heute eine Art „Berlin-Hymne" bei volkstümlichen Veranstaltungen – sowie Salonstücke und Couplets. „Stets auf der Höhe der Zeit, komponierte er während des Ersten Weltkrieges die Operette ‚Fräulein Kadett', die um den Verrat militärischer Geheimnisse kreist. Er reagierte damit auf die Atmosphäre eines säbelrasselnden Militarismus, der in den Jahren vor und während des Ersten Weltkrieges auch die Künstler in Deutschland infizierte und sie zu chauvinistischen Lobpreisungen animierte. Vom Krieg erhoffte man sich einen Reinigungsprozeß, eine Abkehr von der Stagnation und einen Aufbruch zu neuen Ufern".[1666]

Beispiel 421
Weiß-Blau

Worte und Melodie: Anonym[1667]
Quelle: Rattelmüller, Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe...

1. Man hört erzählen in allen Orten, von unserm schönen Bayernland,
   Die Farbe weiß-blau unsrer Krieger wird aus dem Heere ganz verbannt:
   Wenn man uns nimmt die blaue Farbe, so wird doch ewig fortbesteh'n
   Das schöne Weiß-Blau unsrer Berge und unsrer himmelblauen Seen.

2. Und wenn auch Bayerns stolze Farbe aus der Armee verschwindet ganz,
   So werden doch die blauen Teufel bewahren ihren Ruhmesglanz;
   Ob blau, ob schwarz, ob hell, ob dunkel, der Bayer mutig kämpft und siegt,
   Weil Bayerns Mut und Bayerns Stärke nicht nur in seinen Farben liegt.

3. 's war unser Ludwig, Bayern Zierde, gewiß ein König Zoll für Zoll,
   Begabt mit edler Herrscherwürde, sein Lob aus jedem Mund erscholl;
   Doch eines ist uns unvergesslich, drum sei es hier im Lied erwähnt,
   Die stolzen himmelblauen Augen, die jeder Wittelsbacher kennt.

4. Doch leider fing er an zu meiden sein Volk, das ihn so sehr geliebt.
   Zu früh mußt' er vom Leben scheiden, ganz Bayern war darob betrübt;
   Inmitten seiner schönen Berge sagt' er dem Leben selbst „Ade"
   Und suchte Frieden und Vergessen, in Starnbergs schönem blauen See.

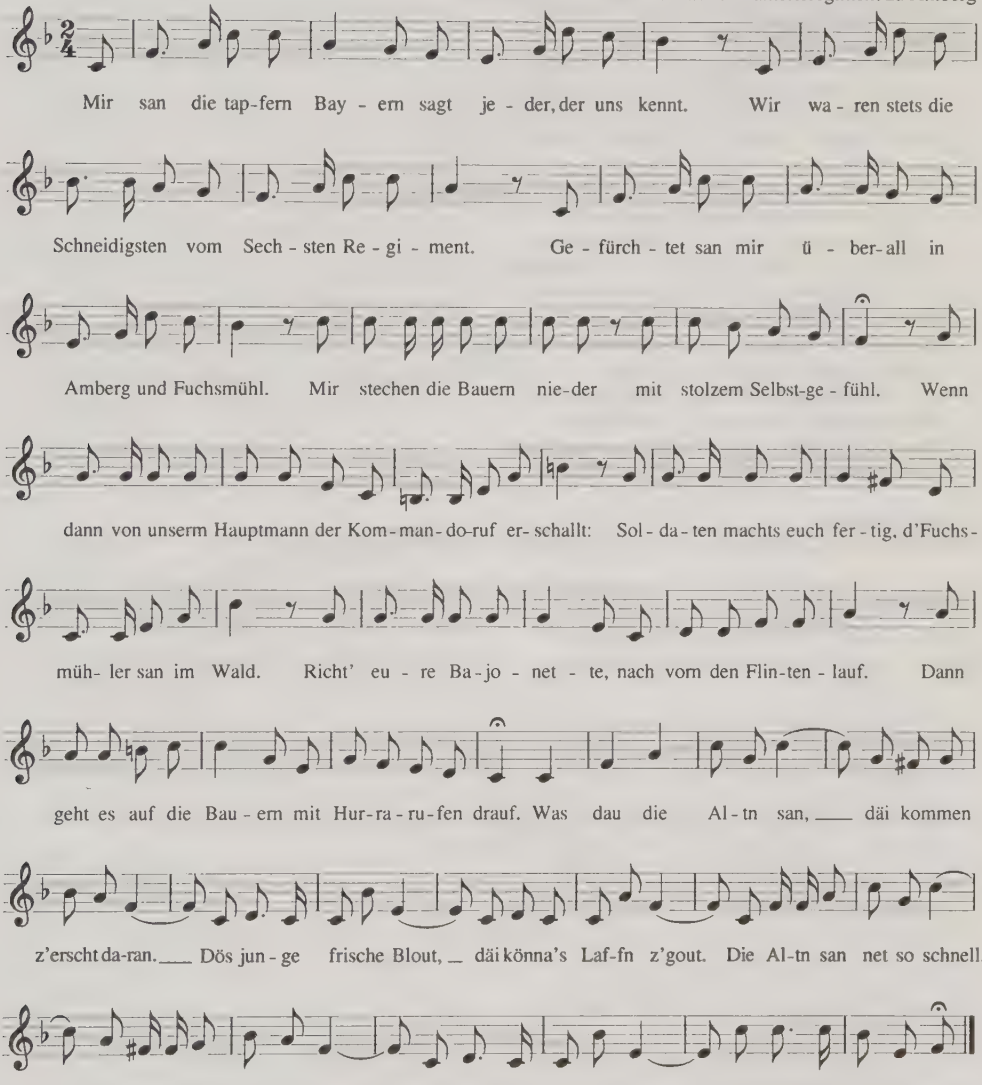
5. In längst vergang'nen, schweren Zeiten, bei Sendlings Friedhof, wie bekannt,
   Sah man die Oberländler streiten für Freiheit, Ehr' und Vaterland;
   Doch leider war der Kampf vergebens, sie sanken hin zu ew'gen Ruh,
   Die Fahne weiß-blau deckt' als Bahrtuch den letzten Oberländler zu.

Die Sorge der Bayern, die blaue Farbe zu verlieren, bezieht sich auf die Einführung der feldgrauen Uniform für das deutsche Heer. Nach vorhergehenden Erprobungen in den Kolonialkämpfen wurden 1907 feldgraue und graugrüne Uniformen für die Mannschaften des deutschen Heeres genehmigt, 1910 auch die entsprechenden Offizieruniformen. Ab 1910 mußte die neue Felduniform bei allen Gefechtsübungen getragen werden. Vorher war die traditionelle Uniform beispielsweise der bayerischen Infanterie von hellblauer Farbe; nach ihr erhielten die verwegen kämpfenden Bayern im Krieg von 1870/71 den „Ehren"-Namen: „die blauen Teufel". Obwohl die letzten drei Strophen unseres Liedes Nr. 421 **„Weiß-Blau"** nichts mehr mit unserem Thema zu tun haben, haben wir sie dennoch aufgeführt: als Seitenblick auf die naive Ludwig-Verehrung vieler bayerischer Untertanen und als Rückblick auf die sogenannte „Sendlinger Bauernschlacht" des Jahres 1705, auf die sich die letzte Strophe bezieht.

Beispiel 422a[1668]

Fuchsmühler Sechserlied

Text: Anonym, 1984
Melodie: Marsch für das 6. Infanterieregiment zu Amberg



Quelle: Aufzeichnung durch Josef Härtl (Wiesau) nach einem Vortrag von Josef Ulrich, sowie Textübermittlung durch Theo Schaumberger ans OpfVLA (VII / 1983)

1. Mir san die tapfern Bayern, sagt jeder der uns kennt.
Mir waren stets die Schneidigsten vom Sechsten Regiment.
Gefürchtet san mir überall in Amberg und Fuchsmühl,
Mir stechen die Bauern nieder mit stolzem Selbstgefühl.
Wenn dann von unserm Hauptmann der Kommandoruf erschallt:
„Soldaten, machts euch fertig, d' Fuchsmühlner san im Wald.
Richt' Eure Bajonette, nach vorn den Flintenlauf"!
Dann geht es auf die Bauern mit Hurrarufen drauf.
Was dau die Altn san, däi kommen z'erscht daran.
Dös junge frische Blout, däi könna 's Laffn z'gout.
Die Altn san net so schnell, däi kumma net vo da Stell,
Drum's Bajonett ei'grennt vom Sechsten Regiment.

2. Die Förster Grassmann, Schuster, Herr Wall aus Tischenreuth,
Sie stehen da als Muster der aufgeklärten Zeit.
Gepriesen wird nach Jahren noch ihre Heldentat,
O glücklich Land der Bayern, das solche Männer hat!
Die Trommel ruft zum Streite! Soldaten stehet still!
Wir müssen heute wieder von Amberg nach Fuchsmühl!
Dort hausen ja die Bauern, die sag'n sie hamm as Recht -
Wenn wir zu ihnen kommen, dann geht es ihnen schlecht!
Ja, ja, es is a Schand für's ganze Bayernland,
Wenn so a Millig'sicht die alt'n Leit dasticht.
Wenn Ludwig auferstand und solchen Zustand fandt,
Der machat schnell a End dem Sechsten Regiment.

Worterklärungen
däi = die / Laffn = Laufen / dös = das / Millig'sicht = Milchgesicht / Blout = Blut

Beispiel 422b
Fuchsmühler Holzlied („Das 6er-Lied")

Quelle: Alfred Wolfsteiner, Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894. Chronologie eines Skandals, S. 214f.[1669]

1. Mir san die tapfern Bayern, sagt jeder, der uns kennt.
Wir waren stets die Schneidigsten vom 6ten Regiment.
Gefürchtet sind wir überall in Amberg und Fuchsmühl,
Mir stechen die Bauern nieder mit stolzem Selbstgefühl.
Wenn dann von unserm Hauptmann der Kommandoruf erschallt:
„Soldaten macht's euch fertig, d' Fuchsmühler san im Wald,
Richt't eure Bajonette, nach vorn den Flintenlauf',
Dann geht es auf die Bauern mit Hurrarufen drauf.
Was dou die Altn san, däi kommen z'erscht daran.
Dös junge, frische Blout, döi könna's Laffn z'gout.
Däi Alt'n san net so schnell, däi kumma net vo da Stell,
Drum 's Bajonett neig'rennt vom 6ten Regiment.

2. Der Majoratsherr Zoller, sonst ein honetter Mann,
Der schikaniert die Bauern, was nur ein solcher kann.
Und als die armen Teufel sich holen wollten ihr Recht,
Da kam die schlimme Stunde, da ging es ihnen schlecht.
Die Trommel ruft zum Sturme, es kommt das Militär,
Die fielen über die Bauern wie Kannibalen her.
Sie stachen und sie hieben, fürwahr es ist ein Graus,
Im Kriege anno 70 sah's auch nicht ärger aus.
Ja, ja, es ist a Schand fürs ganze Bayernland,
Wenn so a Miligsicht die altn Leut absticht.
Da waren in dem 70er Jahr die Franken a sogar
Bei einem bessern Regiment wie die vom 6ten Regiment.

3. Wieviel Millionen werden vom Volk gefordert doch,
Von Jahr zu Jahr wird's g'steigert, für den Militärmoloch.
Dafür werden die Soldaten so 'drillt und so dressiert,
Daß jeder aufs Kommnando seine Landsleut massakriert.
Mit Schmerz muß ich's gedenken jener unheilvollen Zeit,
Als Bayerns Heer in Waffen mit Deutschland kampfbereit,
Wie dort auf Frankreichs Erde die tapfere Heldenschar
Im Kampfe wie im Sturme stets bei den Ersten war.
Doch wie man's hat gehört, war's in Frankreich umgekehrt:
Die Bayern in Frankreich drin, die boten die Brust dem Feinde hin,
Das glaubt wohl mancher nicht, daß man die Leit von hint' z'amsticht,
Daß man den tapfer nennt, wie die vom 6ten Regiment.

4. Sollt unser liebes Bayernland einst kommen in Gefahr,
Dann wird es sich beweisen, ob diese Heldenschar
Auch dann wie anno 70 mit kriegerischem Mut
Fürs Vaterland wird opfern ihr Leben und ihr Blut,
Ob sie im Kugelregen auch dann noch tapfer sind
Oder, wenn der Feind besiegt, auch dann noch Gnade find't
Oder, wenn vom Tod verwundet sein mattes Auge bricht,
Eine 6er ihn von hinten gefühllos niedersticht.
Daß er im Bayernland ja nirgends Hilfe fand,
Der seine Steuern zahlt, dazu das Maul noch halt!
A guater Untertan fängt überhaupt nichts an,
Sonst wird er niedergrennt vom 6ten Regiment.

5. Der Förster Graßmann, Schuster, Herr Wall aus Tirschenreuth,
Die stehen da als Muster der aufgeklärten Zeit.
Gepriesen noch nach Jahren wird ihre Heldentat.
O glücklich Land der Bayern, das solche Männer hat!
Warum verlangt der Bauer auch Hilfe von dem Staat,
Wenn er sein Leben sauer mit Arbeit zugebracht?
Und will er dann sein Rechtholz von seinem Lehensherrn,
Der Name Wall und Graßmann wird ihn sodann belehr'n.
Wenn's einmal soweit ist, dann weiß man's für gewiß,
Daß unser Bayernland schon längst am Abgrund stand.
Wenn Ludwig auferstand und solchen Zustand fand,
Der machet schnell a End' dem 6ten Regiment.

6. Liberale, Patrioten, Demokraten, Volkspartei
Behaupten, daß der Volkswohlstand des Staates Stütze sei.
Wo ist denn jener Redner, der für die Fuchsmühler G'schicht
Bei der nächsten Landtagstagung noch eine Lanze bricht?
Der frei und offen darlegt, als echter deutscher Mann,
Daß man des Volkes Rechte auch unterstützen kann!
Der es zur Sprache bringt, daß es nach oben klingt,
Daß nicht in jedem Fall ein Graßmann und ein Wall,
G'rad wie es ihnen beliebt, die Leut' zum Stechen gibt
Und die Bauern niederrennt wie die vom 6ten Regiment!

Worterklärungen
„...im Jahre anno 70 sah's auch nicht anders aus" und sonstige Hinweise auf Frankreich in verschiedenen Strophen = Anspielung darauf, daß das Sechste Regiment im 70er Krieg verschiedentlich wegen seiner Tapferkeit ausgezeichnet worden war.

Beispiel 422c
Wir sind die tapfern Bayern (Fuchsmühler Lied)

Quelle: gedruckte Fassung in einem Aufsatz von Max Böhm, Über die Entstehung von Volksliedern. Der besondere Fall der Fuchsmühler Begebenheit[1670]

1. Wir sind die tapfern Bayern, sagt jeder der uns kennt,
Wir sind ja stets die schneidigsten beim 6. Regiment,
Gefürchtet sind wir überall in Amberg und Fuchsmühl,
Wir stechen die Bauern nieder mit stolzem Selbstgefühl!
Wann dann von unserm Hauptmann der Kommandoruf erschallt:
„Soldaten, macht euch fertig! Die Fuchsmühler sind im Wald!
Und tut die Bajonette schnell auf den Flintenlauf"!
Dann geht's mit Hurrah-Rufen wohl auf die Bauern drauf.
Was dann die Alten san, die kommen z'erst daran;
Denn's junge, frische Blut, die können's Laufen gut.
Die Alten dan net so schnell, die kommen net von der Stell!
Drum's Bajonett neig'rennt vom 6. Regiment.

2. Die Förster Graßman-Schuster, Herr Wall von Tischenreuth,
Die stehen da als Muster der aufgeklärten Zeit;
Gepriesen noch nach Jahren wird ihre Heldentat.
O glückliches Land der Bayern, das solche Männer hat!
Warum verlangt der Bauer auch Hilfe von dem Staat,
Wenn er sein Leben sauer in Arbeit zugebracht
Und will er nun sein Rechtholz von seinem Lehensherrn,
Der Name Wall und Graßmann wird ihn sodann belehrn,
Daß der im Bayernland sein Recht ja niemals fand,
Der seine Steuern zahlt, dazu sein Maul schön halt;
Der gute Untertan fangt überhaupt nichts an,
Sonst wird er niederg'rennt vom 6. Regiment.

3. Der Majoratsherr Zoller, sonst ein ganz netter Mann,
Der schikaniert die Bauern, was nur ein solcher kann!
Und als die armen Teufel sich wollten holn ihr Recht,
Da kam die schlimme Stunde, da ging es ihnen schlecht.
Die Trommel rief zum Sturme, da kimmt das Militär,
Die fielen über die Bauern wie die Kannibalen her.
Sie stachen und sie hieben, fürwahr, es ist ein Graus!
Im Kriege Anno 70 sah es auch nicht ärger aus.
Ja, ja, es ist a Schand fürs ganze Bayernland,
Wenn so a Milig'sicht die alten Leut ersticht;
Da waren in den siebziger Jahren die Franken sogar
Beim besseren Regiment wie die vom 6. Regiment.

4. Wie werden bei den Wahlen die Geister all gequält!
Des Volkes Recht und Freiheit sei nimmer respektiert.
Liberale, Patrioten, Demokraten, Volkspartei
Behaupten, daß der Volkswohlstand des Staates Stütze sei.
Wo ist nun der Redner von der Fuchsmühler Geschicht,
Der in der Landtagssitzung aus seiner Lunge spricht,
Der frei und offen darlegt als ein echter deutscher Mann,
Daß man des Volkes Rechte nicht unterdrücken kann?
Und dies zur Sprache bringt, daß es nach oben klingt,
Daß nicht in jedem Fall ein Graßmann und ein Wall,
Grad wie es ihnen beliebt, das *Recht* so unterdrückt!

Obwohl dieses Lied Nr. 422 **„Fuchsmühler Holzschlacht"** – zum Hintergrund siehe S. 728 bis S. 732 – auf einen kleineren geographischen Raum um die Ortschaft Fuchsmühl begrenzt gewesen zu sein scheint, ist es sicherlich das bekannteste unter den Fuchsmühler Liedern zur „Holzschlacht" des Jahres 1894. Es wurde nachweisbar in Fuchsmühl selbst bis in die 1960er Jahre beim geselligen Beisammensein gesungen und gespielt. Wie Theo Schaumberger (Fuchsmühl) berichtet, seien es vor allem zwei Musikanten gewesen, die das Lied desöfteren, mit Akkordeon begleitet, vorgetragen hätten; diejenigen Anwesenden, die den Text einigermaßen beherrschten, hätten halt mitgesungen. Für eine gewisse Popularität des Liedes spricht auch die Existenz mehrerer deutlich unterscheidbarer Varianten, die den Umsingeprozeß dokumentieren, den das Lied im Laufe der Tradierung erfahren hat. Die jüngste notierte Fassung (Nr. 422a) ist in diesem Fall auch die kürzeste. Schaumberger berichtet hierzu von der Existenz weiterer Textfragmente in Fuchsmühl, die jedoch in keiner Strophe mehr gesungen werden.

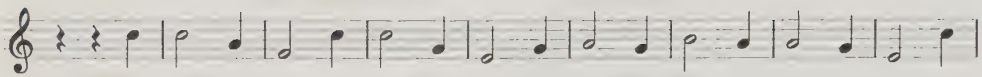
Eine „Wiederentdeckung" des Liedes im Rahmen des Folk-Revival der 1970er/-80er Jahre erfolgte erst im Jahr 1983 durch Uli Otto von der Regensburger Deutschfolk-Gruppe „Anonym", die das Lied anschließend – manchmal in aktualisierter Fassung, wobei Graßmann und Wall durch aktuelle Politiker Ersetzung fanden – auf Kleinkunstbühnen oder bei größeren Konzerten darboten sowie auf einer Kassette („Des Deutschen Vaterland? Regensburg 1985) einspielten.[1671] Auch der „Fuchsmühler Dreigesang" hat sich seit 1984 auf Anregung von Theo Schaumberger wieder dieses Liedes angenommen.

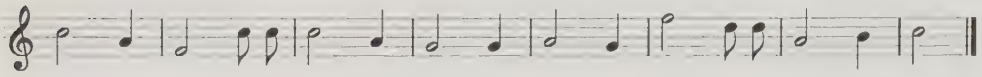
Zunächst wird – wir haben Nr. 422b herangezogen – das brutale Vorgehen der Abteilung des 6. Regiments gegen die holzschlagenden Bauern beschrieben.[1672] Das Lied wirkt vor allem durch seinen beißenden Spott über die Soldaten des besagten Regimentes, die „Helden der Fuchsmühler Schlacht", die „Bauernstecher", wie sie noch lange Jahre später in der einheimischen Bevölkerung hießen. Die Tatsache, daß es sich bei den zwei Todesopfern der „Auseinandersetzung" um 70jährige Greise handelt, wird in der ersten Strophe besonders sarkastisch dargestellt. Sodann wird in Strophe 2 der Majoratsherr Zoller erwähnt, dessen Verhalten das Verhängnis erst heraufbeschworen habe. Immer wieder wird auch angeführt (Str. 2, 3, 4), daß das soldatische Vorgehen an den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 erinnere, wobei es „anno 70 (...) auch nicht ärger" ausgesehen habe, als es gegen den französischen Erbfeind ging. Vielmehr hatten die vielgerühmten „blauen Teufel" zumindest des 6. Regiments für lange Jahre jegliches Renomée wenigstens unter der nordoberpfälzischen Bevölkerung gründlich verspielt. Der unbekannte Verfasser attackiert sodann in der 3. Strophe auch die Tatsache, daß das Militärwesen einen immer größeren Anteil am Staatsetat verschlang und wendet sich zudem vehement gegen den sturen militärischen Drill, der die Soldaten zu bloßen Befehlsempfängern machte, die schließlich sogar auf Kommando gegen die eigenen Landsleute vorgingen. Variante a wendet sich mit ihrer Kritik vor allem gegen Militär und Gutsförster, sie endet mit den Zeilen „Wenn Ludwig auferstand..." (vgl. hierzu 422b, Strophe 5). Dies ist ein deutlicher Beleg für die vor allem unter der bäuerlichen Bevölkerung weitverbreiteten König Ludwig-Verehrung, die sich anläßlich der Klage über das erfahrene Unrecht im Lied verbalisiert. Andere Textzeilen eher politischen Inhalts fehlen dagegen bei der Variante a. Die älteren Varianten (422b und 422c) führen ihre Kritik demgegenüber noch weiter aus, indem auch der Gutsherr von Zoller und das Parlament mit einbezogen wurden. Besonders die Variante 422b dokumentiert deutlich das Unverständnis der Bevölkerung gegenüber dem überaus harten, überzogenen Militäreinsatz. Man fühlt sich im Stich gelassen, ja darüberhinaus noch betrogen in der Erwartung, Hilfe vom Staat zu erhalten, quasi als Gegenleistung für langjährige „Dienste an ebendiesem Staat". Das Lied drückt zudem ein durchaus erschüttertes Rechtsverständnis beziehungsweise Misstrauen gegenüber der Justiz, ein langfristig gestörtes Verhältnis zu jeglicher Obrigkeit, zum Parlament und Staat seitens der Fuchsmühler Bevölkerung – und wohl nicht ausschließlich dieser – aus. Die Ironie wird auf den Höhepunkt getrieben, indem sich das Lied ausgerechnet der Melodie des Regimentsmarsches des 6. Regiments bediente. Das Parodieverfahren wird zum entscheidenden stilistischen Mittel und trägt sicher nicht wenig zum bissigen und sarkastischen Charakter des Liedes bei.

Beispiel 423a

Das "Fuchsmühler Waldvögerl"
(D'Fuchsmühler hat die Not)

Text: Anonym, 1894
Melodie: 'S Waldvögerl möcht' die Fremd gern sehn





aus: Max Böhme: Über die Entstehung von Volksliedern, S. 102f;
desgl. Alfred Wolfsteiner: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 213f

1. Die Fuchsmühler hat die Not so stark geplagt,
   Da hab'n sie sich ins Holz 'naus g'wagt.
   Sie hab'n scho g'seng von weiter Fern,
   Wie s' komma san, die großen Herrn.

2. Man hats da g'fragt, was sie denn woll'n?
   Ja, unser Holz woll'n ma uns hol'n!
   Ja, wollts mir gleich auseinandergehn,
   Sonst könnt am End no a Unglück gscheng.

3. D' Fuchsmühler sagns für ganz gewiß,
   Daß dieses Holz ihr Eigentum ist.
   Drauf sagt dann gleich der strenge Herr:
   Na, na, von jetzt ab nimmermehr!

4. Kommt andern Tags der strenge Herr
   Mit einem Haufen Militär,
   Fragt noch amal: Gebts jetzt a Ruha?
   Net? – No dann, Soldaten, stechts halt zua!

5. No, wema zum Dastecha g'hörn,
   So woll mer halt dastocha wern!
   In unserm Wald, bei unsre Bäum –
   Am liebsten stirbt man doch daheim.

Beispiel 423b[1673]

D' Fuchsmühl'na

Text: Anonym, 1894
Melodie: Anonym

Quelle: Handschriftliche Aufzeichnung durch Simon Dobmeier (Pfreimd)

1. Die Fuchsmühl'na hab'n se in Wold nausg'wagt
   Und hab'ns halt ihrer Holz z'ammg'hackt
   Und sie hab'n scho g'sehn von weiter Fern'
   Wias kumma san die grouß'n Herrn.

2. Die Fuchsmühl'na wußten ganz gewiß,
   Daß dieser Wald ihr Eig'ntum is,
   Doch von nun an spricht der Zoller,
   Von heute an geht's nimmer mehr.

3. Und da kam halt glei das Militär
   Von Amberg angeritten her,
   Und ets liab'n Leit gebt's no koi Rouh,
   Soldaten nacha stechts halt zou.

4. Und wenn ma zum Dastecha g'hörn,
   Nacha woll'n ma glei dastocha werd'n
   Hier in unser'm Wold bei uns're Baam
   Am liabst'n stirbt ma doch dahoam.

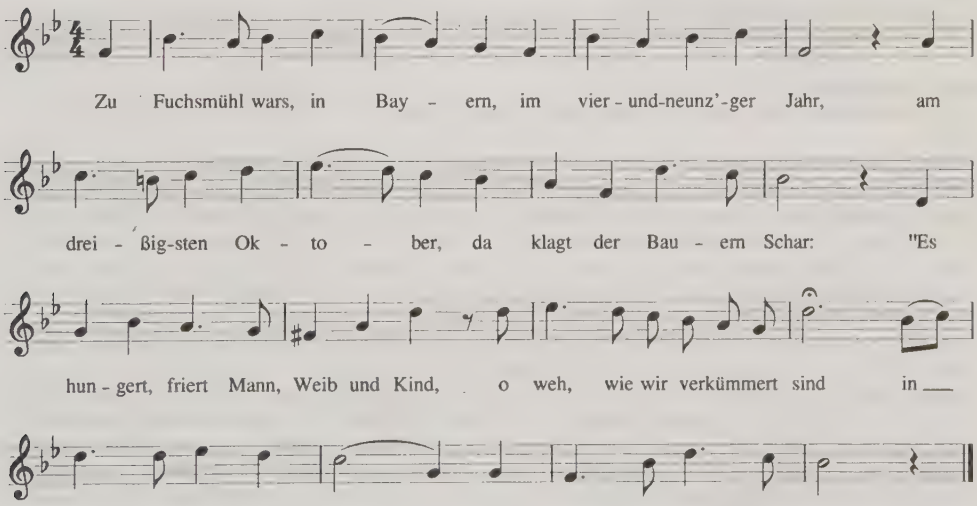
5. Wäre König Ludwig noch am Leb'n
   Und er würde dieses Elend seh'n
   Wie seine Kinderlein in der größten Not
   Mißhandelt wird'n bis in den Tod.

Lied Nr. 423 **„D'Fuchsmühler hat die Not"** bzw. **„D'Fuchsmühl'na"** ist ein weiteres Beispiel dafür, wie sich sozusagen als Reaktion auf die Fuchsmühler Ereignisse des Jahres 1894, Unmut und Unzufriedenheit in der Bevölkerung in Form eines Liedes verbalisierten. Auch für dieses Beispiel läßt sich eine gewisse, wenn auch räumlich begrenzte Popularität annehmen, was durch die Existenz zweier voneinander unabhängiger Varianten belegt wird. Interessant ist dabei, daß Variante 423b auf eine völlig andere Melodie gesungen wird, obwohl auch sie textlich eindeutig dem **„Waldvögerl"** nachempfunden wurde. Diese Variante stammt aus Bodenwöhr, sie war dort vor 50 Jahren noch allgemein bekannt, gehörte zum allgemeinen Sing- und Musiziergut, wie Simon Dobmeier zu berichten weiß. In Fuchsmühl selbst ist jedoch keine Variante zu diesem Lied bekannt.
Auch dieses Lied kommentiert die Vorfälle im Fuchsmühler Lehenswald auf äußerst sarkastische Art und Weise. Variante b nennt hierbei Orts- und Eigennamen (Amberg als Stationierungsort des 6. Regimentes, Zoller als der Gutsherr), wogegen Variante a unbestimmt bleibt („der strenge Herr"). Die Darstellung der Ereignisse erfolgt sehr schematisch, es wird subjektiv für die Fuchsmühler Bauern Partei ergriffen. Sehr schematisch ist auch die Kritik, die durch dieses Lied ausgedrückt wird: sie zielt eher auf ein allgemeines, Gesellschaftliches, ohne daß bestimmte Kritikpunkte konkret angesprochen werden. Interessantes Stilmittel ist die Übernahme einer Strophe aus der parodierten Vorlage, indem sie durch Austausch eines Wortes in den neuen Sinnzusammenhang gestellt wird. Aus „Und wenn man zum Daschiaßn g'hörn, / na woll'n ma glei Daschoßn wird'n..." wird „Und wenn ma zum Dastecha g'hörn...". Auffällig ist auch die in Variante b angehängte Schlußstrophe, die wiederum die verklärte Rückbesinnung auf die Herrschaft König Ludwigs II. zum Inhalt hat. (vgl. hierzu Lied Nr. 423a; 422b). Unzufriedenheit mit den jetzigen politischen Zuständen und die Überzeugung, daß es damals „gerechter" zugegangen sei motivieren zur Verklärung des Vergangenen. Unbewußt spricht aus diesen Zeilen jedoch auch, wie schwer es der Bevölkerung offensichtlich fiel, in diesem Staat mit seinem bürokratischen Beamtenapparat, seinem Militär und seiner Justiz, die sich immer mehr verselbständigten, die Vertretung der eigenen Interessen wiederzuerkennen.

Beispiel 424[1674]

Zu Fuchsmühl war's in Bayern

Text: Anonym, 1894
Melodie: Zu Mantua in Banden (Dur-Melodie)



aus: Max Böhme: Über die Entstehung von Volksliedern, S. 102f; desgl. Alfred Wolfsteiner: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 212

1. Zu Fuchsmühl war's in Bayern, im vierundneunz'ger Jahr,
Am dreißigsten Oktober, da klagt der Bauern Schar:
„Es hungert, frieret Weib und Kind,
O weh, wie wir verkümmert sind
In unserm alten Recht, in unserm alten Recht'.

2. Der Zoller hat entzogen in Eigensinn und Stolz
Uns schon der Jahre viele verbrieftes Rechtlerholz.
Was kann uns hindern in dem Wald,
Wenn der Gemeinde Notruf schallt,
Zu sichern unser Recht? Zu sichern unser Recht!

3. Herr Amtmann Wall dastehet mit der Gendarmerie,
Er hatte requiriert von Amberg Infant'rie.
Mit einer Axt zum Widerstand
Hat sich erhoben keine Hand.
Sie hält nur fest ihr Recht, sie hält nur fest ihr Recht.

4. Der Tambour wirbelt d'Schlegel, nun stürmen sie heran,
Da ging es gegen Feinde mit scharfem Jagatan.
O Gott, schon blutet manches Herz,
Ganz Fuchsmühl lag im Trauerschmerz.
Es blutet für sein Recht, es blutet für sein Recht.

5. Zwei schwache Greise konnten nicht fliehen schnell davon,
Sie wehrten ab das Bajonett, doch gab es kein Pardon.
So wurden sie dann massakriert,
Anstatt zu geben, was gebührt,
Ihr gutes altes Recht, ihr gutes altes Recht.

6. Auch noch des Kerkers Gitter verschließt manch guten Mann,
Der nie in seinem Leben auf einen Treubruch sann.
Der Blutruf schreit hinaus ins Land:
‚Es lebt ein Gott, dem ist bekannt
Wohl unser gutes Recht, wohl unser gutes Recht'!

Worterklärungen
requirieren = bitten um; ersuchen; gewalttätig an sich reißen / Yagatan = Bajonett; Seitengewehr

Relativ typisch für das ausgehende 19. Jahrhundert wurden die Ereignisse im Fuchsmühler Lehenswald in diesem Lied Nr. 424: **„Zu Fuchsmühl war's in Bayern"** dargestellt. Eine größere Popularität des Liedes, vor allem über einen längeren Zeitraum hinweg, scheint jedoch fraglich, da Varianten, die einen Umsingeprozeß belegen könnten, bis dato fehlen. Denkbar wäre eine Rezeption des Liedes allenfalls im Umfeld des Fuchsmühler Schützenvereins. Dieser wurde in den Jahren nach der „Holzschlacht" gegründet und führt den Namen „Andreas Hofer", was die Vermutung nahelegt, das Lied, das ja eine Umdichtung eines sehr populären Hoferliedes ist, könnte hier eine gewisse Rolle gespielt haben.
Verglichen mit den Liedern Nr. 422 und Nr. 423 ist die hier geäußerte Kritik an Staat und Regierung eher milde und zurückhaltend. Der Verfasser des Textes arbeitet zudem nicht mit Ironie, sondern bemüht sich um eine kurze skizzenhafte Darstellung der Ereignisse. Es werden dabei auch Aspekte der Vorgeschichte, sowie die unmittelbaren Folgen der „Holzschlacht", Todesopfer und die überaus harten Gefängnisstrafen miteinbezogen. So wird das Lied auch für den des Geschehens Unkundigen verständlich und bleibt nicht unbedingt auf weitgehenden Gebrauch innerhalb einer Gruppe beschränkt. Zentralbegriff in diesem Text ist das „Recht", das der anonyme Verfasser des Liedes den Fuchsmühler Bauern zugesteht, und das als Motiv für ihre Handlungsweise genannt wird. Eine gewisse Distanz zwischen dem Verfasser und den Akteuren des Liedes, die in diesen Zeilen mitschwingt, ist jedoch unverkennbar. Am Ende des Liedes folgt schließlich noch der Appell an eine höhere, göttliche Gerechtigkeit. Wesentlich scheint auch die sicher nicht zufällige Parallele, die zwischen Fuchsmühler Bauern und dem Freiheitskämpfer der Napoleonzeit, Andreas Hofer hergestellt wird, indem **„Zu Mantua in Banden"** als Vorlage für die Kontrafaktur diente.

Beispiel 425
Wo Fichtelgebirg' und Böhmerwald

Worte: Anonym, 1894 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: „Neue Freie Volkszeitung", eingesandt ans OPfVIA durch Theo Schaumberger (Fuchsmühl) (VII/83); dsgl. Alfred Wolfsteiner, Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 216-219[1675]

1. Wo Fichtelgebirg' und Böhmerwald
Wie Brüder sich die Hände reichen,
Da kreischt die Säge, da dröhnet die Axt
Und der Wald sinkt von zischenden Streichen.
Zweihundert Baum vom Zorne durchloht,
Zweihundert junge und alte,
Die trieb das verletzte Recht und die Not
Hinaus zum Fuchsmühler Walde.

2. Von alters her war's ihr gutes Recht,
Ihr Holz im Walde zu fällen.
Die Junker aber suchten mit List
Die Bauern darum zu prellen.
Sie haben mit ihnen prozessiert
Drei lange bange Jahrzehnte,
Bis endlich das Volk durch Richterspruch
Sein Holzrecht gesichert wähnte.

3. Dann kam der neue, der bessere Herr!
Man empfing ihn mit Glockengeläute,
Mit Böllerschüssen und Jubelgeschrei,
Mit Jungfrau'n im schneeigen Kleide.
Und süßer Worte war voll sein Mund
Schier konnt' er die Bauern rühren
Er tat es der armen Gemeinde kund:
Er wolle nicht prozessieren.

4. Doch Junkers Wort ist wie Spreu im Wind,
Bald faßte ihn bittere Reue,
Und das verderbliche Ränkespiel
Begann seinen Lauf auf's Neue!
Und wieder ging's von Gericht zu Gericht
Durch Jahre hindurch und Wochen
Und endlich ward um ein Linsengericht
Dem Herrn das Recht zugesprochen.

5. Da drunten in München am Landgericht
Da sitzt der Freiherr von Zoller;
Der spürt die Not seiner Bauern nicht,
Sein Beutel wird voller und voller.
Zu Fuchsmühl aber das Häuslervolk,
Das fühlte die klammernden Griffe.
Das packt die Verzweiflung, das packt der Zorn,
Ob all dieser Ränke und Pfiffe.

6. Womit soll's, wenn man das Recht ihm raubt,
Bezahlen die Zinsen und Steuern?
Womit soll's im Winter bei grimmigem Frost,
Die Stuben und Öfen feuern?
Womit soll's im Stall dem ermatteten Vieh
Ein wärmendes Lager bereiten,
Wenn ihm die Junker das Recht auf Streu
Entreißen oder beschneiden?

7. Drum kreischt die Säge und dröhnet die Axt;
Und der Wald sinkt von zischenden Streichen,
Wo Fichtelgebirg' und Böhmerwald
Wie Brüder die Hände sich reichen.
Es ließen an Gerechtigkeit
Die Bauern den Glauben fahren;
Und zogen zum Wald, mit Säge und Axt,
Sich selber ihr Recht zu wahren.

8. Das hörte der Amtmann zu Tirschenreuth
Und er eilte den Staat zu schützen;
Ließ in der Sonne Gewehr und Helm
Der tapfren Gendarmen blitzen.
Und sie wichen zurück aus der Herren Wald
Und legte die Äxte nieder.
Doch sie trieb die Not und der Kampf um's Recht
Und andern Tags kamen sie wieder.

9. Und wieder zur Stelle war Amtmann Wall,
Und er lauschet hinab in die Tale,
Als lauschte er fernem Trommelschall
Und der Trompeten Signale.
Als dann die Sonne im Mittag stand,
Da klirrte der Wald voller Waffen;
Da nahte von Amberg das Militär
Um „Ruhe" und „Ordnung" zu schaffen.

10. Und aus dem Rocke ein weißes Papier
Der Amtmann eilends packte.
D'raus las er den Bauern verschiedenes für
Es waren die Aufruhrakte!
„Hinweg die Äxte" – sie legten sie fort.
„Nun räumet den Wald ihr Banden"!
Die Bauern blieben und schauten ihn an
Sie hatten ihn nicht verstanden.

11. Da klang der Trommel dumpfer Schall,
Kommandorufe und Schwärmen.
Und durch den Wald im Widerhall
Klang kriegerisches Lärmen.
Mit aufgepflanztem Yagatan
Auf die verdutzten Bauern
Drang wutentbrannt das Militär
Und wirkte ohne Schauern.

12. Hei – das gab eine tolle Jagd!
In wildem Lauf die Jungen
Sind über Stock und über Stein
Dem Tod davongesprungen.
Die Alten aber, müde und matt
Mit ihren lahmen Knochen,
Die hat der tapf're Feind erwischt
Und auch gleich totgestochen.

13. Zwei Siebzigjährige, kalt und tot;
Die andern schwer an Wunden
So hat der Kampf um's alte Recht
Ein grausig Ziel gefunden.
Gedüngt mit braver Bauern Blut,
Wächst nun der Wald wohl voller?
Und das so schwer erkämpfte Recht
Gesegnet sei's Herrn Zoller!

14. Doch aus dem blut'gen Moose steigt
Des Nachts ein heimlich Klagen.
Das wird vom Wind durch's ganze Land
Zu jeder Hütte getragen.
Und wo ein Armer den Boden baut,
Im Grimme die Faust sich ballte
Das ist die Furcht vor der blutigen Saat,
Vor der Schlacht zu Fuchsmühl im Walde!

Worterklärung
mit aufgepflanztem Yagatan = mit aufgepflanztem Bajonett

Dieses politische Zeitgedicht Nr. 425 **„Wo Fichtelgebirg' und Böhmerwald"** wurde unter anderem von der „Neuen Freien Volkszeitung" in ihrem „Bayrischen Landboten" veröffentlicht, wobei der Verfasser jedoch unbekannt ist. Syntax und Ausdruck, der sich eines durchaus gewählten Hochdeutschs bedient, lassen jedoch auf einen literarisch gebildeten Verfasser schließen. Die sehr breit angelegte, gleichsam episch-balladenhafte Darstellung der Ereignisse berücksichtigt auch die Vorgeschichte der „Holzschlacht", den langandauernden ersten Prozeß, den Einzug des neuen Herrn und die erneute Anstrengung von Zollers, die Holzrechte abzulösen.
Der Autor nennt Not und Kampf um das „alte, überlieferte Recht" als Motive, die die Bauern in ihren Absichten rechtfertigen. Vor alle die letzte Strophe trägt einen stark „apokalyptischen" Charakter. Besonders hier schwingt etwas von Büchners „Krieg den Palästen – Frieden den Hütten" mit, wie auch die übrigen Strophen den Gutsherrn durchweg stark negativ, als Junker, als listig, verschlagen und geldgierig charakterisieren. Auch der Tirschenreuther Amtmann Wall wird vom Verfasser für schuldig an den Vorfällen befunden. Als Zeitdokument spiegelt dieser Text sicher nicht die Auffassungen der Fuchsmühler Beteiligten wider, sondern vermittelt einen Eindruck davon, wie die Ereignisse von Presse und bayrischem Publikum der größeren bayrischen Zentren aufgenommen und kommentiert wurden.

Beispiel 426
Wia bin i vawicha

Worte: Anonym, 1894 / Melodie: Bin i voll Valanga[1676]
Quelle: Alfred Wolfsteiner, Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 213

1. Wia bin i vawicha
Zu de Richta gschlicha:
Derf i's Rechtholz holn?
Wos dir einfall, du dumma Bua,
Wos sagat denn der Zoller dazu?

2. Bin i voll Valanga
Zum Bezirksamt ganga:
Derf i's Rechtholz holn?
Dumma Bua, schreit dees in sein Zuarn,
Willst Bajonette kosten, kannst es tuan.

3. Wußt nix anzufanga,
Bin zum Hergott ganga:
Derf i's Rechtholz holn?
Ei, ja freili, sagt er und hat aa glacht:
Für die Bauern hab i ja 's Rechtholz gmacht.

War das geschriebene Recht auch auf Seiten des Gutsherrn von Zoller und des Bezirksamtmann Wall, auf deren Veranlassung nach Auffassung des unbekannten Dichters von Lied Nr. 426 **„Wia bin i vawicha"** (Str. 1 und 2) schließlich sogar das Militär gegen die Fuchsmühler Bauern in Gang gesetzt wurde, so waren die Fuchsmühler immerhin moralisch im Recht, ja hatten sogar den Herrgott auf ihrer Seite, der das „Rechtholz" ja schließlich vor allem „für die Bauern (...) gmacht" habe, wie es in der 3. Strophe eindeutig wertend zugunsten der vor dem weltlichen Gericht verurteilten „Rechtsbrecher" heißt.

Beispiel 427
Fuchsmühler Glaubensbekenntnis

Worte: Anonym, 1894
Quelle: Max Böhm, Über die Entstehung von Volksliedern, S. 104

Ich glaube an den Freiherrn von Zoller, den rechtmäßigen Besitzer des Waldes und an den Bezirksamtmann, den allmächtigen Herrn über Leben und Tod der Fuchsmühler Bauern, und an den Oberförster Graßmann, den eingeborenen Diener seiner Gnaden unseren Herrn, die empfangen haben alle Gewalt über unseren Leib und unser Gut, denn wir sind geboren in Unrecht, haben gelitten unter Oberleutnant Mayer und fünfzig Sechser, wurden gestochen, sind gestorben und begraben, hinabgestiegen in den tiefsten Pfuhl der Hölle für unsere Freveltat.
Unsere Seelen werden einst auferstehen von den Toten, fahren zu unseren Mördern, Rechenschaft fordern und unser Fluch wird folgen Lebenden und Toten.
Ich glaube an den Geist der Milde und Gnade, an eine allgemeine Verzeihung des Blutbades, Gemeinschaft der Gewaltherren, Nachsicht alles uns Zugefügten, eine Auferstehung unserer Betrüger und deren ewiges Leben – Amen.

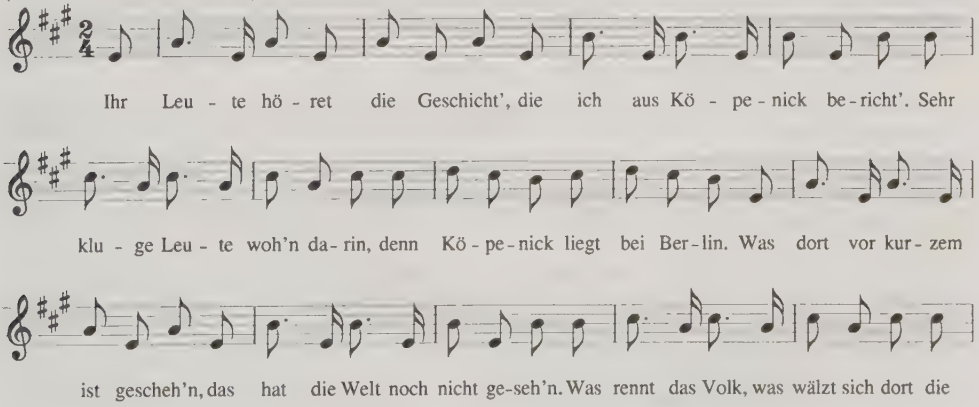
Dieses „interessante Kuriosum", wie Böhm das Glaubensbekenntnis in seinem Aufsatz nennt, ist auch heute noch in Fuchsmühl selbst bekannt. Vor allem älteren Personen ist es noch geläufig, wie Theo Schaumberger (Fuchsmühl) berichtet. Es existiert dort auch noch das Gerücht, das **„Fuchsmühler Glaubensbekenntnis"** (Nr. 427) sei von Johann Oppl, einem selbst an der „Holzschlacht" beteiligten Fuchsmühler verfaßt worden.
Die Erbitterung und der Sarkasmus, der aus diesen Zeilen spricht, bedarf kaum weiterer Erläuterung. Daß der Verfasser selbst vor einem der zentralen Texte der christlichen Theologie nicht zurückschreckte, macht diesen Text zu einem Sakrileg, zur absoluten Provokation für Kirche und Obrigkeit, zur zynischen Anklage gegen Adel, Militär und Justiz. Die Tatsache, daß die Herausgeber der Chronik der Fuchsmühler Holzschlacht[1677] ernsthafte Schwierigkeiten mit dem Fuchsmühler Ortspfarrer hatten, als es um die Veröffentlichung dieses Textes ging, zeigt, wie provokant der Text auch in jüngster Vergangenheit noch wirken konnte.

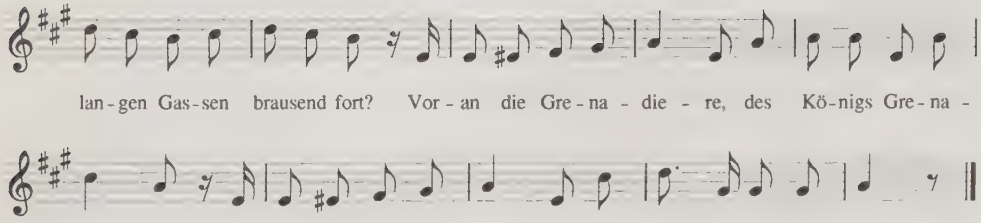
Deutsche Uniformgläubigkeit

Beispiel 428[1678]

Der Räuber-Hauptmann von Köpenick
(Aktuelle Schauerballade)

Text und Melodie:
Couplet von Otto Reutter





Quelle: Kopie der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin (mit Pianobegleitung)

1. Ihr Leute höret die Geschicht', die ich aus Köpenick bericht'.
   Sehr kluge Leute wohn'n darin, denn Köpenick liegt bei Berlin.
   Was dort vor kurzem ist gescheh'n, das hat die Welt noch nicht geseh'n,
   Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort?
   Voran die Grenadiere, des Königs Grenadiere,
   Auf jeder Seite viere und der Gefreite vorn.

2. Ja zeigt sich wo ein blanker Knopp, nickt man vor Ehrfurcht mit dem Kopp,
   Das Köppenicken, das bringt Glück. Daher der Name Köpenick…
   Die Grenadiere stellten sich vor's Rathaus – es war fürchterlich –
   Die Leute standen auf dem Damm – die Grenadiere standen stramm.
   Dann kam der Herre Hauptmann, der Hauptmann, der Hauptmann.
   Ja, was der sagt, das glaubt man. „Der Hauptmann hat's gesagt"!

3. Der Hauptmann zog in's Rathaus ein und dort gehorcht ihm Groß und Klein.
   Die Polizei von Köpenick hielt selbst das Publikum zurück.
   Der Hauptmann zählt den ganzen Kitt, er nahm sogar die Pfenn'ge mit.
   Doch vorher wurde der Rendant zur neuen Wache hingesandt -
   Und dann der Bürgermeister, der Meister, der Meister -
   Der klügste alles Geister, ein kluger Langerhans.

4. Als alles nun geschehen dort und als der Hauptmann lange fort,
   Da wurde erst den Leuten klar, daß er ein Räuberhauptmann war.
   Jetzt sucht man, wo der Schwindler steckt. Die Mütze hat man schon entdeckt.
   Den Säbel bracht' man auch herbei und fröhlich ruft die Polizei:
   „Jetzt hab'n wir auch die Hose, die Hose, die Hose" –
   Doch 's Pech ist bei der Chose: Der Hauptmann ist nicht drin.

   Anmerkung für den Vortragenden: Sollte der „Hauptmann" inzwischen erwischt sein, so ist der 4. Vers leicht umzuändern, etwa so:

   Den Säbel bracht' man auch herbei, die Hose fand die Polizei.
   Jetzt hab'n sie auch den Hauptmann, den Hauptmann, den Hauptmann,
   Den großen Räuberhauptmann aus Köp'nick bei Berlin.

5. Und die Moral von der Geschicht': Die Hauptsach' ist der Hauptmann nicht!
   Die Uniform verschafft Respekt, ganz gleich, wer auch darinnen steckt.
   Wo eine Uniform sich zeigt, da wird man ängstlich und man schweigt,
   Da wird nur noch „Hurrah" geschrie'n. Ja, eine solche Disziplin,
   Die hab'n wir nur in Preußen, in Preußen, in Preußen,
   Wenn alle Stränge reißen – Stramm hält die Disziplin!

Worterklärungen
Kitt = Geld / Rendant = Kassenverwalter, Rentmeister, Rechnungsführer

Bereits im Herbst des Jahres 1906 war das Ansehen des Deutschen Reichs durch eine Affäre erschüttert und worden, die es dem Gespött der übrigen Länder preisgab, und die sich auch in den deutschen Karikaturblättern und in denen anderer Länder niederschlug.[1679] Auch in einem der Hauptwerke der deutschen Literatur, in dem „deutschen Märchen" „Der Hauptmann von Köpenick" wurde dem Schuster Wilhelm Voigt durch Carl Zuckmayer ein Denkmal gesetzt.

Wilhelm Voigt hatte bereits insgesamt sechzehneinviertel Jahre wegen verschiedener kleiner Vergehen im Gefängnis gesessen, als der nunmehr Sechsundvierzigjährige – eben erst wieder einmal aus der Haft entlassen – auf der Arbeitssuche erneut in die Mühlen der Bürokratie geriet. Denn ohne Aufenthaltsgenehmigung bekam er keine Arbeit und ohne diese keine Aufenthaltsgenehmigung, ein Teufelskreis. In dieser Situation erstand Voigt beim Trödler eine Hauptmannsuniform, zog sie auf der Toilette des Schlesischen Bahnhofs an und genoß sogleich auf dem Bahnsteig den Respekt der Beamten. Er unterstellte sich eigenhändig ein Wachkommando, ließ das Rathaus von Köpenick besetzen und den Bürgermeister verhaften, schließlich die Gemeindekasse beschlagnahmen. Da es in Köpenick aber unglücklicherweise keine Paßabteilung gab, hatte er sein eigentliches Ziel verfehlt und befahl den Soldaten heimzukehren. Die Polizei fahndete einige Tage vergeblich unter den ehemaligen Soldaten nach dem Täter, als Voigt – wieder in Zivil – in der Paßabteilung des Berliner Polizeipräsidiums auftauchte und sich als der Gesuchte zu erkennen gab, nachdem ihm der zuständige Beamte einen Paß zur Belohnung versprochen hatte. Ganz Deutschland und mehr noch das Ausland lachte über diese Affäre und Kaiser Wilhelm selbst, der für den „Hauptmann von Köpenick" durchaus Wohlwollen aufbrachte, äußerte sich mit den Worten: „Da kann man sehen, was Disziplin heißt! Kein Volk der Erde macht uns das nach", Worte, die angesichts der Militär- und Obrigkeitsgläubigkeit im wilhelminischen Deutschland nur zu angebracht und berechtigt waren.

Nr. 428 **„Der Räuberhauptmann von Köpenick"** ist „übrigens die einzige echte Bänkelballade unter den Repertoirestücken Otto Reutters geblieben. Für einen Varietékünstler, der nie Anspruch auf literarische Bewertung erhoben hat, ist es eine gut erzählte und pointierte Geschichte, mit der es obendrein gelingt, den vom Wolzogenschen Überbrettl kreierten Schlager „Die Musik kommt" aus dem Felde zu schlagen. Liliencrons martialische ‚Klingkling-Bumbum- und Tschingdada-Musik' in der Vertonung von Oscar Strauss beherrschte über Jahre das offizielle Repertoire.

Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der sind wir treu bis an das Grab…
Und dann der Herre Hauptmann.

Es war das beliebteste Chanson der Epoche, das Standardlied aller Militär- und Salonkapellen. Reutter schreibt mit seinem ‚Räuberhauptmann von Köpenick' die Parodie darauf und verweist es endgültig ins Theatermuseum: ‚Vorbei ist die Musike'. Das Varieté übernimmt – zumindest in den satirischen Couplets – eine Zeitlang die im offiziellen Kabarett verlorengegangene Zeitkritik. Vom Publikum wurde Reutter auch so verstanden. Das bestätigen die Kritiken. Die „Frankfurter Bürgerzeitung" schrieb in ihrer Ausgabe vom 4. März 1914: „… er kommt, singt und siegt auf der ganzen Linie, er wird jubelnd von dem Frankfurter Publikum begrüßt, und zwar ohne Unterschied der Konfession und der Partei. Die Sozialdemokraten lachen mit demselben Vergnügen und Behagen über den gesegneten Humor dieses Reutter wie die echtpreußischen Leute, die sich von ihm allerdings eine so witzige Behandlung gefallen lassen müssen, daß sie nichts Gescheiteres tun können, als gute Miene zum witzig-sarkastischen und humoristisch-satirischen Spiel zu machen".[1680]

Exkurs: Deutsche Soldaten in ausländischen Diensten

Beispiel 429
Stets in Trauern muß ich leben, weil ich ein Soldat jetzt bin (Edle Freiheit, du mein Leben)

Worte und Melodie[1681]: Anonym
Quelle: Ditfurth, Fränkische Volkslieder II Nr. 271[1682]

1. Edle Freiheit, du mein Leben
Wie betrübt gehst du dahin!
Stets in Trauern muß ich leben,
Weil ich ein Soldat jetzt bin.

2. Jung bin ich dazu gekommen;
Was hat mich dazu gebracht?
Weil ich's Handgeld hab genommen
Und die Freiheit so veracht't.

3. Und in meinen jungen Jahren
Lebt' ich's in Soldatenstand;
Da bekam ich graue Haare
Mit zurück ins Vaterland.

4. Edles Deutschland, deine Grenze
Seh ich jetzt zum letztenmal.
Wird sich einst mein Unglück enden,
Daß ich dich doch wiederseh?

Beispiel 430
Schießt Arm' und Beine man uns ab, so zahlt sie England Dir (Juchheißa nach Amerika)

Worte: Anonym, 1775 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Fliegendes Blatt, zitiert nach Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 413[1683]

1. Juchheißa nach Amerika,
   Dir Deutschland gute Nacht!
   Ihr Hessen, präsentiert's Gewehr,
   Der Landgraf kommt zur Wacht.

2. Ade, Herr Landgraf Friederich,
   Du zahlst uns Schnaps und Bier!
   Schießt Arme man und Bein' uns ab
   So zahlt sie England Dir.

3. Ihr lausigen Rebellen ihr,
   Gebt vor uns Hessen Acht!
   Juchheisa nach Amerika,
   Dir Deutschland gute Nacht!

Beispiel 431
Und alle Tag' dieselbe Plag' (Die Hessen nach Amerika)

Worte: Anonym, 1775 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Histor. 1763-1812, S. 9 und 405;[1684] nach Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters..., Bd. I S. 413f.

1. Frisch auf, ihr Brüder, ins Gewehr,
   's geht nach Amerika!
   Versammelt ist schon unser Heer,
   Vivat Viktoria!
   Das rote Gold, das rote Gold,
   Das kömmt man nur so hergerollt,
   Da gibt's auch, da gibt's auch, da
   gibt's auch bessern Sold!

2. Das Leben hätten wir hier satt,
   Wir wollen in das Feld,
   Weil man ja kaum zu fressen hat,
   Dazu so wenig Geld.
   Und einen Tag und alle Tag
   Dieselbe Plag, dieselbe Klag,
   Spießruten, Spießruten, Spießruten,
   das es kracht.

3. Adchö, mein Hessenland, adchö!
   Jetzt kömmt Amerika,
   Und unser Glück geht in die Höh,
   Goldberge sind allda!
   Dazu, dazu in Feindesland,
   Was einem fehlt, das nimmt die Hand,
   Das ist ein, das ist ein, das ist ein andrer Stand.

Beispiel 432
Gesang bei Abmarsch der Hochfürstlich Brandenburg-Ansbach-Bayreuthischen Auxiliartruppen nach Amerika (Anno 1777)

Worte: Anonym, 1877 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Ditfurth, Hist. 1763-1812, Anhang S. 370f.

1. Sein junger Morgen dämmert schon,
   Der Aufbruchstag ist da!
   Die Trommel lärmt, ihr lauter Ton
   Ruft: Nach Amerika!

2. Ihr Schall dringt furchtbar durch das Ohr
   Ins elterliche Herz;
   Aus diesem bricht in's Aug hervor
   Ein zügelloser Schmerz.

3. Wie Hektors Gattin vor dem Streit
   Die Arme um ihn schlug,
   Und wie nach Ihm voll Zärtlichkeit
   Das Kind sah, das sie trug:

4. So fallen Kinder, Gattinnen
   Den Kriegern um den Hals,
   Und schrein gequält von Ahndungen
   Des künft'gen Trauerfalls:

5. Was gehen uns Englands Kolonien,
Was die Rebellen an?
Was soll in andre Welten ziehn
Kind, Vater, Ehemann?

6. Schweigt aufgebrachte Töchter Teuts,
Besiegt den irr'gen Wahn!
Was wir jetzt thun, hat seinerseits
Der Britte längst gethan.

7. Er sah den stolzen Gallier
Uns Tod und Knechtschaft drohn;
Und großmuthsvoll kam er daher,
Befreite uns davon.

8. Auf wilden Wellen nahten sich
Die Helfer Teutschem Strand:
Und wie ein Gott vom Himmel stieg
Ihr König selbst an's Land!

9. *Georg* erschien, ihm folgte,
Die Waffen in der Hand,
Der Stolz der britischen Armee,
Sein Sohn, Held *Cumberland.*

10. Und alle fochten voller Wuth,
Germania, für dich;
Erfochten drauf mit Tod und Blut
Dir Freiheit und den Sieg.

11. Ha! solchen Freunden beizustehn,
Mit glühendem Gesicht
Auf ihre Feinde loszugehn,
Ist edler Teutschen Pflicht.

Beispiel 433
Jetzt bist du ganz verkauft
(Als ich nach London kam)

Worte: Anonym, um 1775 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: A 154366, Hdschr. Liederbuch des Seemanns Marcus Schlüter aus Dückermühle bei Glückstadt in Holstein 1860-1863, zitiert nach Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters…., Bd. I S. 416f.

1. Als ich nach London kam,
Da wollt ich fröhlich leben,
Mein Provession war nichts,
Ich thäte mich begeben,
Wohl in ein schönes Haus.
Da ich gut Leben fand,
Ich lebte wie ein Prinz
Und war der Sprach bekannt.

2. Es war auf einem Sonntag,
Da man aus der Kirch' thät kommen,
Wir wurden unser fünf
Von der Straße weggenommen,
Man führte uns gar bald
In ein groß Kriegesschiff,
Wie ein verlornes Schaf,
Doch hört' wie es ablief.

3. Ich saß allda drei Tage
Mit beiden Füße in Eisen,
Da schmeckte uns fürwahr
Kein Trank und keine Speise
Doch schwieg ich still dazu,
Mit meinen Kameraden
Und ließen uns nicht aus,
Wie uns zu Muthe war.

4. Ich sahe da ein Schiff,
Das lag so schön aufs Wasser
Mit vierzig Scharfgeschützen
Und sechzehn Drehebassen.
Gar oben in der Mast'
Hat er Kanonen stehn,
Ich resolvierte mich,
Bei ihm ans Bord zu gehen.

5. Ich war drei Tag' ans Bord,
Da thät' ich mich verwundern,
Es hieß die Mastseils los,
Kommt lichtet unser Anker,
Setzt unsre Bramseils auf,
Heßt Plach und Wimpel auf.
Ich dacht' in meinem Sinn
Jetzt bist du gar verkauft.

6. Wir segelten so fort,
Der Herr gab seinen Segen.
Es kam eine fransch Frigatt,
Die kam uns recht entgegen
Und feuerte auf uns los,
Ich wußt wohl, was es war,
Es wurde kommandirt:
Halt die Kanonen klar!

7. Er feuert noch einmal.
Der Kapitain der commandirte,
Heßt unser englische Flag',
Die Blutfahn' und den Wimpel.
Wir antworteten ihm sogleich
Mit vierzig Kugeln roth,
Daß hundertsiebzig Mann
Auf dem Decke lagen todt.

8. Doch endlich muß er sich
Doch selbst gefangen geben,
Wir rufen drei mal Hurrah,
George, der soll leben!
Der Kapitain war froh,
Jung', spare keinen Wein!
Wir schickten die Frigatt
Sogleich nach London ein.

9. Es warn auf unserm Schiff
In drei Stunden todt geschossen
Wohl fünf und funfzig Mann,
Der eine war ein Bootsmann,
Der andre hat kein Fuß,
Der andre hat kein Arm
Ach daß sich Gott erbarm.

10. Wohnt denn ein Mensch aufs Land,
Der führt ein edles Leben,
Er wär ein großer Narr,
Wollt' in Gefahr sich geben.
Er schläft in guter Ruh'
Und ist ihm Alles gleich,
Sind wir in großer Noth,
Bald arm, bald wieder reich.

11. Komm ich einmal aufs Land,
Hab' meine Freiheit wieder,
Ich gehe nicht zur See,
Die See ist mir zuwider.
Wo eine Jungfer ist,
Dazu ein gut Glas Wein,
Gefällt mir besser da,
Als auf der See zu sein.

Worterklärungen
Provession = Beruf / Plach = Flagge / Drehebasse = Geschütz, das in jede Richtung gedreht werden kann / fransch = französisch / resolvieren = hier: sich verpflichten, um freizukommen / Frigatt = Fregatte / Mastseil = Marssegel, Bramsegel / heßt = heißt, hisst

Beispiel 434
Er schleppt mich nach der Hauptwach fort

Worte: Anonym, um 1775 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Fliegendes Blatt, Staatsbibliothek Berlin Yd 7901, III. Bd. 81,6. Sechs schöne Lieder. Das 6., zitiert nach Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, ... Bd. I, 419f.

1. Ich ging, beynahe sinds zwey Jahr,
Zum Jahrmarkt in die Stadt,
Ich ging, da große Hitze war,
Vor Durst ganz abgematt,
Da ging ich in den Schwarzen Bock
Und trunk ein Känngen Bier,
Da kam ein Herr im blauen Rock
Und setzt sich neben mir.

2. Er klagte Hunger und auch Durst
Und lud mich höflich ein,
Auf eine Gurck und eine Wurst
Sein lieber Gast zu seyn.
Da kamen noch zwey andre Herrn,
Die setzten sich an Tisch;
Der Herr Trackteur, der sah es gern,
Da ging es erst recht frisch.

3. Man trunk dann Bier und Branndewein
Recht tapfer auf mich zu;
Zuletzt schenkt man ein Volles ein,
Da gings auf du und du;
Auf König und auf Vaterland
Ward manches Glas geleert,
Vorzüglich der Soldaten Stand
Ward da recht hoch geehrt.

4. Mir wurde warm, ich kriegte Muth;
Hier zahlte man für mich;
Man sagte, man wär mir herzlich gut,
Mein Durst vermehrte sich.
Ich schrie juchhe, ich schrie und sank,
Bis daß ich nicht mehr sah,
Daß weiß ich nicht, fiel von der Bank,
Ach hört, was da geschah!

5. Als ich erwacht, befand ich mich
An einem fremden Ort,
Mein Kopf war dumm, drum taumelt ich
Nach einer Thüre fort.
Da kam als Unteroffizicier
Der, der mich gestern bat,
Gab Binde, Hut und Pallasch mir
Und sagt, ich sey Soldat.

6. Wie fluchte ich, nein nimmermehr,
Und er ergriff den Stock,
Er schlug die Länge und die Quer
Auf meinen Sonntagsrock,
Und schleppt mich nach der Hauptwach fort,
Wo er mich binden ließ,
An einen teufelischen Ort,
So man die Pritsche hieß.

7. Hier lag ich nun drey Tage lang
Voll Hunger und voll Durst,
Und Heringslacke war mein Trank
Und schwarzes Brod statt Wurst.
Wie fluchte ich dem Brandewein,
Der Gurke, Wurst und mir;
Kurz, meines Elends los zu seyn
Ward ich ein Musquetier.

Worterklärung
Trackteur = hier: Wirt; Kellner / Pallasch = (türkisch-ungarisch) langer, breiter, schwerer Säbel mit langer, meist gerader Klinge für die schwere Kavallerie

Lied Nr. 429 **„Stets in Trauern muß ich leben, weil ich ein Soldat jetzt bin“**, das aus der Zeit der Kabinettskriege stammen dürfte, wo zahllose Untertanen bestimmter deutscher Duodezfürstentümer in ausländische Kriegsdienste, hier speziell an die englische Krone für den Kampf gegen die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner in Neuengland verkauft wurden, beklagt prototypisch das Schicksal eines der jungen Männer, die sich unversehens auf einem Schiff der englischen Kolonialmacht befanden, das sie in die Kolonien bringen sollte. Wie Wolfgang Steinitz ausführt, besteht „das Besondere dieses Liedes (…) darin, daß es nicht nur das allgemeine traurige Leben der Soldaten im Fürstendienst behandelt, sondern das spezielle Schicksal eines für ausländische Dienste Angeworbenen“.[1685] Die Lieder Nr. 430 **„Schießt Arm' und Beine man uns ab“**. Nr. 431 **„Und alle Tag' dieselbe Plag'“** und Nr. 432 **„Gesang bei Abmarsch der Hochfürstlich Brandburg-Ansbach-Bayreuthischen Auxiliartruppen nach Amerika (Anno 1777)“** sowie Nr. 433 **„Jetzt bist du ganz verkauft“** und Nr. 434 **„Er schleppt mich nach der Hauptwach' fort“** gehören zeitlich zu unserem Kapitel über die „Kabinettskriege“ des 18. Jahrhunderts,[1686] auf die wir ausführlich eingegangen sind, weswegen wir uns an dieser Stelle auf einige ergänzende Ausführungen beschränken können. Diese Lieder verweisen auf das Schicksal der deutschen Soldaten, die fernab von Mitteleuropa – hier in Amerika – für die Interessen fremder Landesherren zu kämpfen und gegebenenfalls zu sterben hatten, da sie zum einen von ihrem Landesherren an England regelrecht verkauft worden oder sonstwie in die Hände englischer Webeoffiziere gefallen waren. Wie Wolfgang Steinitz ausführt, muß Nr. 429 **„Schießt' Arm und Beine man uns ab, so zahlt sie England Dir“**, „dieses Lied der abziehenden hessischen Soldaten, die der sein Land für seine Maitressenwirtschaft ausplündernde Landgraf 1775 an die Engländer für den Krieg gegen Nordamerika verkauft hatte, (…) 1783 noch bekannt gewesen sein. Schiller spielt in Kabale und Liebe, 2. Akt, 2. Szene darauf an:
Kammerdiener (lacht fürchterlich). O Gott! – nein – lauter Freiwillige. Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? – Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: „Juche! Nach Amerika!…“ Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrieen: „Gott mit euch, Weib und Kinder! – Es leb' unser Landesvater – Am Jüngsten Gericht sind wir wieder da“!
Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel (1720-1785), der erst als 40-jähriger die Regentschaft übernommen hatte, hatte sich am Siebenjährigen Krieg auf Seite Preußens beteiligt. Die Spannungen dieses Krieges verbanden sich mit denen zwischen England und Frankreich um das Gebiet am oberen Ohio in Nordamerika sowie dem Krieg dieser beiden Länder um Kanada, der 1763 durch den Pariser Frieden beendet wurde. Als dann 1775 in Nordamerika der achtjährige Unabhängigkeitskrieg der 13 Kolonien gegen die britische Herrschaft ausbrach, überließ Landgraf Friedrich gegen Subsidien 12.000 hessische Landeskinder[1687] an die Engländer für ihre nordamerikanische Auseinandersetzung, die 1783 im Frieden von Versailles mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der USA durch Großbritannien beendet wurde.
Lied Nr. 431 **„Und alle Tag' dieselbe Plag'“** ruft die hessischen „Brüder ins Gewehr“ zum Kampf gegen die amerikanischen Rebellen, wobei den verkauften Soldaten ein paradiesisches Leben in Aussicht gestellt wird (Str. 1: „Das rote Gold, das rote Gold, / Das kömmt man nur so hergerollt. / Da gibt's auch, da gibt's auch, da gibt's auch

bessern Sold"). Die Zukunft in Amerika mußte den Geworbenen und Zwangsgepreßten insofern positiv erscheinen, als sie in der alten Heimat ein elendes Leben fristeten und wohl auch keine bessere Zukunft gewärtigen zu können glaubten (Str. 2: „Weil man ja kaum zu fressen hat, / Dazu so wenig Geld. / Und einen Tag und alle Tag / Dieselbe Plag, dieselbe Klag".) Was einem nicht freiwillig gegeben werde, werde man sich im „Feindesland" zudem gewaltsam nehmen können (Str. 3: „Dazu, dazu in Feindesland, / Was einem fehlt, das nimmt die Hand, / Das ist ein, das ist ein, das ist ein andrer Stand"). Wie Steinitz ausführt, wollen „Die zwangsgeworbenen hessischen Soldaten (...) nach der Devise ‚Lieber ein Ende mit Schrecken. Als ein Schrecken ohne Ende' in das Feld (Str. 2); für die häufigen, meist aber vergeblichen Desertierversuche gibt es „Spießruten, daß es kracht". In ihrer Verzweiflung sind sie durch Versprechungen auf besseren Sold in Amerika und auf Plündern leicht zu demoralisieren. Der bettelnde Sänger hat die Wahrheit der Versprechungen erfahren".[1688]

Im Lied Nr. 432 **„Gesang bei Abmarsch der Hochfürstlich Brandenburg-Ansbach-Bayreuthischen Auxiliartruppen nach Amerika"** aus dem Jahr 1777 wird zunächst der Schmerz der Zurückbleibenden, der Eltern, Ehefrauen und Kinder thematisiert (Str. 1-4), die die Frage stellen, was „Englands Kolonien", was „die Rebellen" ihre Söhne, Ehemänner, Väter überhaupt angingen. In den Strophen 6-11 wird als Replique der Einsatz der „Geworbenen" oder „Zwangsgepreßten" mit dem Argument gerechtfertigt, daß England seinerseits, personifiziert durch Georg III. und dessen Bruder – fälschlicherweise heißt es im Lied: Sohn – Heinrich Friedrich (1745-1790), dem Hause Brandenburg in früheren Zeiten gegen Frankreich zu Hilfe geeilt sei, daß es nun nur recht und billig sei, wenn man England jetzt gegen seine Feinde beistehe.

Georg III. von England (1760-1820), seit 1814 dann auch König von Hannover, der erste in England geborene König des Hauses Hannover, hatte von Anfang an versucht, sich als „patriotischer König" in die aktive Politik einzuschalten und regierte bis 1782 mit „persönlichem Königtum", d.h. er ließ die von der Parlamentsmehrheit gestützten Minister nicht frei schalten und walten, sondern war versucht, durch Bestechung („influence") im Parlament eine königstreue Mehrheit zu gewinnen. Durch seine Unversöhnlichkeit und Schroffheit war er mitschuldig am Abfall der nordamerikanischen Kolonien. Deshalb fügte er sich später der parlamentarischen Regierung unter dem jüngeren W. Pitt gemäß der konstitutionellen Tradition seiner Vorgänger. Hannover wurde von London aus regiert. Um 1811 wurde Georg III. geisteskrank, sein Sohn Georg IV. übernahm an seiner Stelle die Regentschaft.

Was Ansbach-Bayreuth anbelangt, die heutigen Hauptstädte der bayerischen Regierungsbezirke Mittel- und Oberfranken, waren beide lange Zeit aufs engste mit der brandenburgisch-preußischen Geschichte verknüpft. Bayreuth war bereits seit etwa 1260 im Besitz der hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg. Diese erwarben 1331 Ansbach und erbten 1341 Kulmbach. Friedrich V. (1375-1397) teilte 1391 seine Lande in die Fürstentümer Kulmbach (später Bayreuth) und Ansbach. Seit 1415 wurden die fränkischen Fürstentümer Markgrafschaft Brandenburg genannt. Aufgrund der Dispositio Achilleo hinterließ der brandenburgische Kurfürst Albrecht Achilles beide fränkischen Markgrafschaften 1474 seinem Sohn Friedrich V. dem Alten (1460-1536). Aufgrund des Geraischen Hausvertrages von 1603 erbten die jüngeren Söhne des Kurfürsten Johann Georg (1525-1589) nach dem Tod des Markgrafen Georg Friedrich (1539-1603) Bayreuth. Markgraf Friedrich von Bayreuth (1711-1763) war vermählt mit Friedrichs des Großen Schwester Wilhelmine. 1768 wurden beide Gebiete als Fürstentum Ansbach-Bayreuth unter Fürst Karl Alexander von Ansbach (1763-1806) vereinigt, der 1791 zugunsten Preußens verzichtete. Fürst Hardenberg ließ das Gebiet als selbständige Provinz vorbildlich reorganisieren. Im Jahr 1805 erhielt Bayern Ansbach aufgrund der Bestimmungen des Schönbrunner Vertrags, Bayreuth kam 1810 ebenfalls an Bayern. Vor diesem Hintergrund ist es nur zu verständlich, daß 1777 Hilfstruppen aus der Markgrafschaft Brandenburg nach Amerika geschickt wurden, um gegen die Aufständischen – und mittelbar auch gegen das die Rebellen unterstützende Frankreich – zu kämpfen.

Die Lieder 433 **„Jetzt bist du ganz verkauft"** und 434 **„Er schleppt mich nach der Hauptwach' fort"** geben detailliert und wirklichkeitsgetreu die Werbepraktiken der englischen Werber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – und nicht nur von diesen! – wieder. Wie Steinitz ausführt, schildert „auch Johann Peter Hebel in seinem Schatzkästlein (Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers)" die „hier an einem Deutschen praktizierte Methode der Engländer, sich durch Menschenraub Besatzung für ihre Kriegsschiffe zu verschaffen (...) als gang und gäbe: ‚... Denn wenn die Engländer viel Volks auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: ‚Landsmann, wer bist du?' oder ‚Landsmann, wer seid Ihr?' sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn – gern oder ungern – fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen'".[1689]

Kampf gegen Indianer

Beispiel 435[1690]
Lied der Neu-Ulmer
(Minnesota-Aufstand 1862)

Worte: Anonym, vielleicht Georg Meile, 1862 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Friedrich Mayer, Neu-Ulm. Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben, Barmen 1914, S. 107

1. Höret, ihr Städte, vernehmet mein Lied,
Hier kommen die tapfern Neu-Ulmer!
Gold nicht, noch Silber selbst führen wir mit,
Die Fahne nur blieb uns Neu-Ulmern.

2. Tot ist mein Weib, getötet mein Kind,
Die Fahne allein ist geblieben!
Helden ihr seht, kommt, mustert geschwind,
Nur Tapfre und Kühne hier liegen.

3. Recht muß erstehen, denn Recht, das ist stark,
Den tapfern und letzten Neu-Ulmern,
Und sterben wir einst, so legt auf den Sarg,
Statt Kranz uns die Fahn' der Neu-Ulmer!

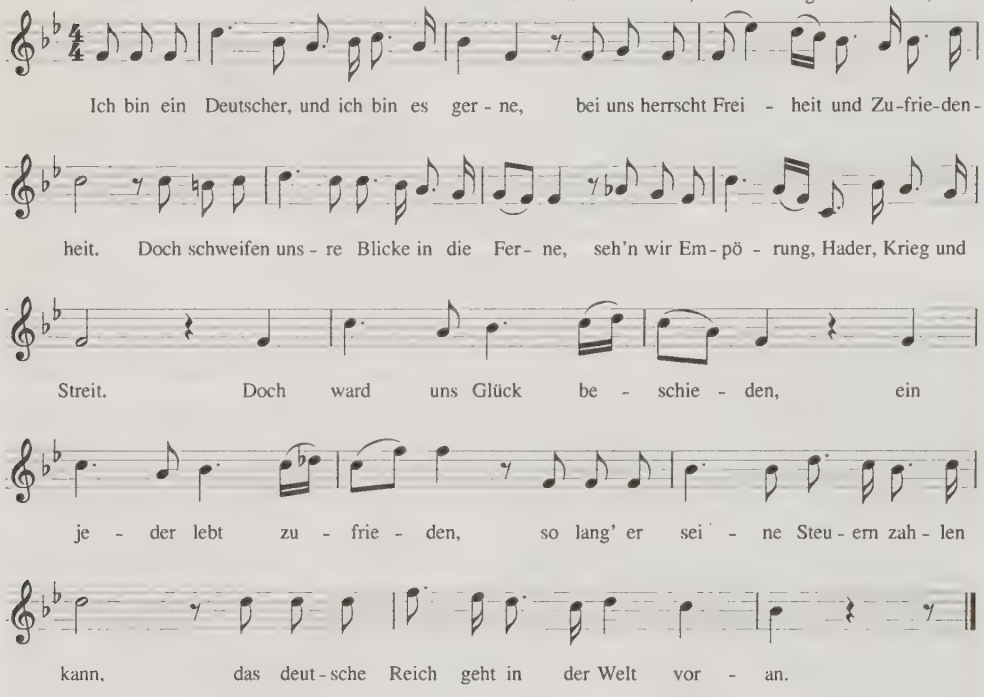
Das Lied Nr. 435 **„Lied der Neu-Ulmer"** entstand unmittelbar nach der Belagerung New Ulms durch die aufständischen Santee-Sioux unter Häuptling Little Crow und wurde gesungen, als die Einwohner der Stadt nach den Kämpfen in die benachbarte Ortschaft Mankato einzogen.[1691]
Die Bewohner der Umgebung hatten sich nach Beginn der Unruhen in die von ehemaligen '48ern, gegründete Stadt Neu Ulm am Minnesota und Cottonfluß zurückgezogen. Überall in der Umgebung brannten die aufgegebenen Farmen, Scheunen und Ställe. Schließlich befanden sich über zweitausend Menschen in den Straßen der Stadt. Auf Betreiben des Pastor Mack wurde zunächst das Pfarrhaus und die Kirche abgerissen, um aus den Steinen und Balken Barrikaden zu bauen und aus dem Blei der Dachrinnen Kugeln zu gießen. Ein ehemaliger Hauptmann, Jakob Nix wurde zum Kommandanten der Stadt gewählt, der weitere Häuser abtragen und daraus Barrikaden errichten ließ. In den Häusern innerhalb der Barrikaden lagen die Verwundeten, deren Zahl sich durch hinzukommende Flüchtlinge ständig vergrößerte. Der einzige überlebende Arzt Neu-Ulms, Dr. Weschke hatte somit alle Hände voll zu tun, obwohl er vom Pfarrer und etlichen Frauen tatkräftig unterstützt wurde, bis er später durch die Ärzte Daniel Mc Mahon, Ayers und Mayo von La Seure und St. Peter weitere Hilfe erhielt. Zunächst unterblieb ein Angriff der aufständischen Santee auf die Stadt, da sie zunächst Fort Ridgley mit seiner Militärbesatzung belagerten und zu nehmen trachteten. Als schließlich doch eine Abteilung von ihnen unter dem Unterhäuptling „Black Eagle" heranrückte, gelang es den Eingeschlossenen unter Aufbietung aller Kräfte und unter großen Menschenopfern, die Angreifer zurückzuschlagen. Da der Anführer der Santee-Abteilung im Handgemenge fiel, brachte dies zeitweilige Entlastung für die belagerte Stadt. Schließlich jedoch rückte Little Crow selbst mit seinen Männern von Fort Ridgley heran, das erfolgreich Widerstand hatte leisten und sich hatte halten können. Die Barrikaden Neu-Ulms wurde von den Eingeschlossenen mit Erbitterung und Todesverachtung verteidigt, viele der deutschen Verteidiger hatten in Deutschland beim Militär gedient, andere hatten sich in der Prärie Kampferfahrung aneignen können. Über Neu-Ulm zog eine Feuersbrunst, verursacht von den Brandpfeilen der Santee, hinweg, die schließlich dem Kampfe Einhalt gebot. Auch in weiteren Angriffen gelang es den Indianern nicht, die Stadt zu nehmen. Als schließlich Entsatztruppen unter General Sibley heranrückten, wurden alle Angriffsversuche aufgegeben. Die inzwischen durch den Zuzug weiterer Flüchtlinge auf etwa zweitausendfünfhundert Menschen herangewachsenen Verteidiger konnten Neu Ulm auf diese Weise geordnet räumen und sich nach dem dreißig Meilen entfernten Mankato zurückziehen, da von Neu Ulm nur mehr vierzig Häuser standen, nicht einmal genug, um nur für die Verwundeten ordentliche Quartiere zu schaffen.

Lieder zum deutschen Imperialismus

Beispiel 436[1692]

Das deutsche Reich geht in der Welt voran

Text und Melodie:
Couplet von Otto Reutter, auf die Weise von "Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben"
von B. Thiersch, 1831 und August Neidhardt, 1832



Quelle: Kopie der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin

1. Ich bin ein Deutscher und ich bin es gerne.
   Bei uns herrscht Freiheit und Zufriedenheit.
   Doch schweifen uns're Blicke in die Ferne,
   Seh'n wir Empörung, Hader, Krieg und Streit.
   Doch uns ward Glück beschieden.
   Ein jeder lebt zufrieden,
   So lang' er seine Steuern zahlen kann.
   Das deutsche Reich geht in der Welt voran.

2. Für jedes Fach, da hab'n wir 'nen Minister,
   Für Kultus, Handel, Krieg und Landwirtschaft.
   Doch alle sind sie Eisenbahnminister,
   Denn auf der Bahn, da zeig'n sie ihre Kraft.
   Sie sind an allen Orten,
   Heut' hier und morgen dorten,
   Selbst in Berlin, da sind sie dann und wann.
   Das deutsche Reich geht in der Welt voran.

3. Auch in der Kunst da sind wir groß auf Erden,
   Das sagt ein jeder, der dies Land besah.
   Wo anders mög'n die Sachen besser werden,
   Jedoch im Quantum stehn wir einzig da.
   Und unsre Kolonien,
   Wie gut sind die gediehen,
   Da hat ein jeder seine Freude dran.
   Das deutsche Reich geht in der Welt voran.

4. Das Militär muß jedem imponieren,
   Die Disziplin verhilft uns stets zum Sieg.
   Da kann das Ausland gar nicht konkurrieren
   Schon ein Manöver ist ein kleiner Krieg.
   Und dann erst die Parade.
   Wie stramm und kerzengerade,
   Der schwarze Schell'nbaumträger vorne an.
   Das deutsche Reich geht in der Welt voran.

5. Beim Ausland sind wir immer auf dem Posten,
Wir helfen oft und gern mit Rat und Tat.
Was uns allein die Telegramme kosten,
Wir depeschieren niemals ohne Draht.
Und wenn die Blätter melden
Von irgend einem Helden,
So kommt von uns der erste Orden an.
Das deutsche Reich geht in der Welt voran.

6. Drum woll'n wir fröhlich in die Zukunft schauen.
Ein dreifach Hoch dem schönen deutschen Reich!
Auf unsern Stammbaum können wir vertrauen.
In der Beziehung kommt uns keiner gleich.
Wo anders hab'n sie einen,
In Holland haben sie keinen,
Bei uns marschieren sechs stramme Prinzen an.
Das deutsche Reich geht in der Welt voran.

Lied Nr. 436 **„Das deutsche Reich geht in der Welt voran"** hat Otto Reutter ganz bewußt auf die Melodie des Preußenliedes „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" von August Neidhardt hin verfaßt, die er auch in zahlreichen anderen seiner Lieder verwendete. Was den Inhalt des Liedes anbelangt, macht sich Reutter zum „Sprachrohr" breiter Kreise des liberalen Bürgertums, das der Devise frönte, daß am deutschen Wesen die Welt genesen möge und imperialistischen Bestrebungen nachhing. Dieses Gedankengut fand Nahrung durch die zunehmende Industrialisierung, das ständige Bevölkerungswachstum und die Ausweitung des Außenhandels. Selbst einige sozialdemokratische Politiker sahen die Weltpolitik als wichtige Aufgabe des modernen Industriestaates an. Optimistischer Fortschrittsglaube und übermäßiges Vertrauen auf die militärische Stärke des Reiches förderten ein gewisses Sendungsbewußtsein. Publizisten und Wissenschaftler, Historiker vor allem und Nationalökonomen, propagierten ebenso eine imperiale Politik wie manche Agitationsverbände, die „Deutsche Kolonialgesellschaft" oder der ausgesprochen nationalistisch-chauvinistische „Alldeutsche Verband". Ebenso begünstigte die deutsche Industrie in gewissen wirtschaftlichen Vereinen imperialistische Vorstellungen. Das deutsche Reich geht eben in der Welt voran, wie jeweils die letzte Textzeile des sechsstrophigen Reutter-Liedes verlauten läßt. Die Zeilen 5-7 von Strophe 3: „Und unsre Kolonien – / wie gut sind die gediehen – / Da hat ein jeder seine Freude dran" können nur ironisch gemeint sein, würden sie doch ansonsten – angesichts der oftmals brutalen Kolonialpolitik des Deutschen Reiches etwa in Deutsch-Südwest und in China, um hier nur zwei Beispiele anzuführen – von abgrundtiefem menschenverachtendem Zynismus zeugen. Die Strophen 6 und 7 spielen ganz offenkundig auf das deutsche Kaiserhaus, die Dynastie der Hohenzollern an. Mehr und mehr war in den Jahren nach der Entlassung Bismarcks Wilhelm II. selbst zu einer Schlüsselfigur der deutschen Außenpolitik geworden, zum Symbol gleichsam der sich auch in Deutschland nach britischem Vorbild durchsetzenden imperialistischen Tendenzen. Auch im weltpolitischen Geschehen suchte der deutsche Kaiser verstärkt sein „persönliches Regiment" zur Geltung zu bringen. Man mag ihm zwar zugestehen, daß er den Gedanken einer deutschen Weltherrschaft, wie er bisweilen in der Hoffnung auf kaiserliche Unterstützung geäußert wurde, grundsätzlich ablehnte, doch brachten seine unausgegorenen, aus persönlichen Komplexen geborenen Ideen und Attitüden, die sich oftmals in unbesonnenen Reden und Handlungen äußerten, die deutsche Politik in ein gefährliches Zwielicht, und wenn Wilhelm II. sich gelegentlich für den „einzigen Lenker der deutschen Außenpolitik" erklärte, so trug er auch einen wesentlichen Teil der Verantwortung für das Schicksal des Reiches. Strophe 6 bezieht sich offensichtlich auf die Krüger-Depesche Wilhelms II. Ende 1895. In der Burenrepublik Transvaal hatten neuentdeckte Goldfelder zahlreiche, vorwiegend britische Einwanderer angelockt. Als die Buren, die sich bisher immer gegen eine Eingliederung in das britische Empire gesträubt hatten, ihnen nur verminderte politische Rechte zubilligen wollten, suchte man von Rhodesien aus das doppelte Problem mit einem Schlag zu lösen und schickte Ende 1985 ohne offizielle Billigung der britischen Regierung eine Freischärlertruppe in die Republik, um das Land zu annektieren. Den Buren gelang es aber, den Angriff erfolgreich zurückzuschlagen. Die Weltöffentlichkeit empörte sich über diesen aus typisch imperialistischem Geist heraus erwachsenden Gewaltakt. Wilhelm II. trug sich mit dem Gedanken, das Land unter deutschen Schutz zu stellen, begnügte sich dann aber auf Vorhaltungen des Auswärtigen Amtes mit einem Telegramm an den Präsidenten der Burenrepublik, Paul Krüger, in dem er ihn beglückwünschte, daß es den Buren gelungen sei, den englischen Angriff abzuschlagen, „ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren".[1693] Strophe 7 stellt das „fruchtbare" Haus Hohenzollern in den Mittelpunkt, d.h. die sechs Söhne Wilhelms II. – „Auf unsern Stammbaum können wir vertrauen, / In der Beziehung kommt uns keiner gleich. / Wo anders hab'n sie einen – / In Holland hab'n sie keinen – / Bei uns marschier'n sechs stramme Prinzen an", – nämlich den Kronprinzen Wilhelm sowie dessen Brüder Eitel Friedrich, Adalbert, August Wilhelm, Oskar,[1694] und Joachim. Daneben gab es als siebtes Kind noch die Prinzessin Viktoria Luise. Sogar in dieser Beziehung also gehe das deutsche Reich in der Welt voran.

Beispiel 437
Dem Kaiser

Worte: Anonym, zum 27.01.1913 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Titelseite einer Ausgabe der Wochenschrift „Kolonie und Heimat", eines Organs des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft aus dem Jahr 1913[1695]

1. Dein Tag wird nicht nur in Berlin
   Und nur im Reich begangen!
   Wo immer Deine Schiffe zieh'n,
   Soll heut Dein Name prangen!

2. Der soll heut stolz und überall
   Klingen vor allen Nationen!
   Dein Name ist wie ein fester Wall;
   Darunter läßt's gut sich wohnen!

3. Von vielen Stämmen in mancherlei Tracht,
   In vielen Farben und Zungen
   Wird heute Dir ein Hoch gebracht
   Und Dein Kaiserlied gesungen!
   M.M.

Auf die dem deutschen Kaiser zugebilligte außenpolitische Rolle geht auch das folgende Lied ein. Der Text Nr. 437 **„Dem Kaiser"** wurde Wilhelm II. zu seinem 54. Geburtstag zugeeignet und gibt wohl weniger die Gedanken der Kolonialvölker in den deutschen Schutzgebieten wieder, die wahrlich keinerlei Grund und Veranlassung hatten, dem deutschen Monarchen in irgendeiner Weise zu huldigen, wenn man die deutsche Kolonialgeschichte unvoreingenommen betrachtet. Vielmehr spiegeln sich in diesen Worten die Hoffnungen und Wünsche der Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft wider, in deren Wochenschrift – VI. Jahrgang, Nr. 38, Ausgabe A – das Gedicht abgedruckt war.

Beispiel 438
Deutsche Colonie-Polka

Worte: Anonym, nach 1884 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Fliegendes Blatt BL. 42 aus Hamburg, aus den Flugblattbeständen des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg i.Br.

1. Nun ist vorüber alle Noth, die goldne Zeit ist da,
   Wir haben eine Colonie im fernen Afrika.
   Und wem's in Deutschland nicht gefällt,
   Wer hier verfolgt, verkannt,
   Der schnür sein Bündel nur und zieh
   In Lüderistens Land.
   Nach Angra Pequena
   Da ist's so wunderschön.

2. Da giebt es Fische ohne Zahl, Guanolager groß,
   Und Gold und Silber findet sich in Klumpen zweifellos,
   Und geht das kleine Geld uns aus,
   Ziehn wir mit leichtem Sinn
   Aus unserm lieben deutschen Land
   Ins Land der Schwarzen hin.
   Nach Angra Pequena
   Da ist's so wunderschön.

3. Ist Michel dann beim Militär, da weint die Liese sehr:
   „Ich sehe meinen lieben Schatz auf dieser Welt nicht mehr.
   So mancher hat in Königsberg,
   In Potsdam Garnison,
   Allein mein armer Michel dient
   Beim schwarzen Bataillon.
   In Angra Pequena
   Muß er jetzt Wache stehn.

4. Käm' wieder ein Napoleon, zu nehmen unsern Rhein,
Wie brächten ihn wie bei Sedan als Kriegsgefangnen ein.
Doch setzten wir ihn sicher nicht
Ins schöne Hessenland,
Nein, statt zur schönen Wilhelmshöh'
Wird er gewiß gesandt
Nach Angra Pequena,
Da ist es wunderschön.

5. Vielleicht kommt Einer mal und kauft hier alles saure Bier,
Den schlechten Wein, gefärbte Wurst, führt alles fort von hier.
Er' nehm auch den Exkutor mit,
Der Schuldenmacher Heer,
Die falschen Zöpfe unsrer Fraun,
Und führ' sie über's Meer,
Nach Angra Pequena,
Ach, da wär's wunderschön".[1696]

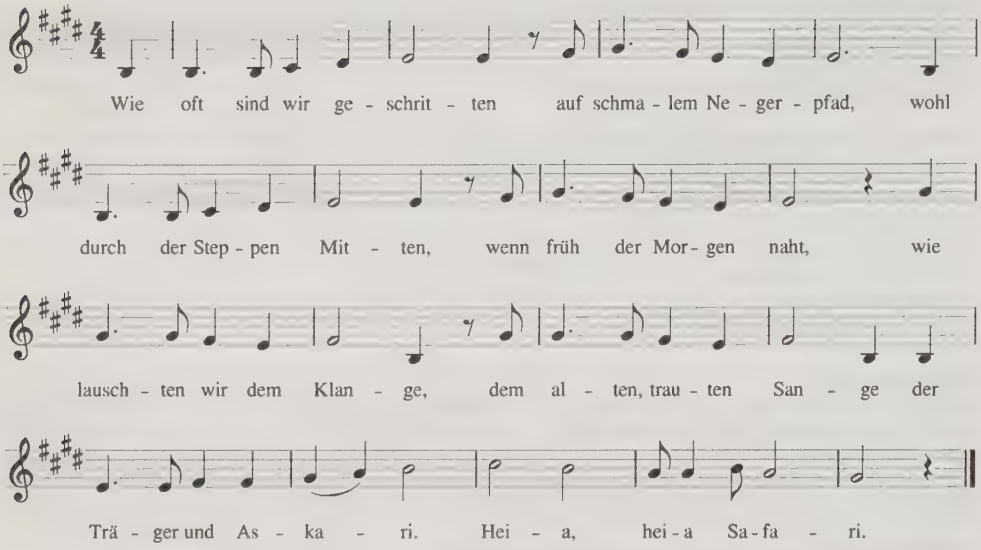
Worterklärungen
Lüderist = Adolf Lüderitz, Bremer Großkaufmann (1834-1886), ertrunken im Oranje. Er kaufte 1883 den Hafen Angra Pequena (Lüderitz-Bucht) mit Küstengebiet, das 1884 der Kern des Schutzgebiets Deutsch-Südwestafrika wurde / Angra Pequena = von Adolf Lüderitz 1883 erworbene Hafenbucht (Lüderitz-Bucht) in Deutsch-Südwestafrika / Guano = Ablagerungen von Kot und Leichen von Seevögeln, stickstoff- und phosphorsäureartiges Düngemittel; findet sich auf Inseln, Küstenstrichen des regenlosen Gebiets Südamerikas (hier bes. Perus) und Afrikas / Napoleon = Napoleon III. Im Deutsch-französischen Krieg mußte er sich am 2.9.1870 in Sedan ergeben und wurde auf Wilhelmshöhe bei Kassel als Kriegsgefangener festgehalten / Exkutor = hier: Händler

Der uns unbekannte Verfasser des Flugblattliedes **„Deutsche Colonie-Polka"** (Nr. 438) begrüßt emphatisch das Hereinbrechen eines neuen Zeitalters, welches mit der ersten deutschen Koloniegründung in Südwestafrika angebrochen sei (Str. 1: „Nun ist vorüber alle Noth, die goldne Zeit ist das, / Wir haben eine Kolonie im fernen Afrika".) und unterliegt wie so viele seiner koloniebegeisterten Zeitgenossen einer großen Selbsttäuschung, da die Kolonien für die meisten Deutschen überhaupt keinen konkreten Nutzen hatten, sieht man von dem vermeintlichen Prestigegewinn des Deutschen Reiches ab, der vielen Bürgern sehr am Herzen lag. Deutschland hatte nunmehr seinen langersehnten „Platz an der Sonne", den die über 200.000 in den Kolonialvereinen und -parteien organisierten Bürger immer lauter forderten. Kaufleute, Handwerker, Bauern und unverhältnismäßig viele Adelige – oftmals „schwarze Schafe" ihrer Familie, die sich in den Kolonien bewähren bzw. dort ihren Fehltritt oder schlechten Ruf vergessen machen sollten – insgesamt aber kaum mehr als 5000 auswanderungswillige Deutsche versuchten in einer der afrikanischen Kolonien Fuß zu fassen. Eine Hoffnung des Autors sollte immerhin in Erfüllung gehen, wenn auch hier wiederum der Einzelne kaum einen Nutzen daraus ziehen konnte. Schon bald wurden im Gebiet von Deutsch-Südwest, das heißt des heutigen Namibia riesige Diamantenfelder entdeckt, und die Kolonie begann in den wenigen noch verbleibenden Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges Gewinne abzuwerfen. „Daß während dieser letzten Jahre des deutschen Kolonialregimes in Namibia zugleich auch der Grundstein für die Errichtung einer auf rassischen Kriterien beruhenden, gesetzlich festgeschriebenen Herrschaftsform gelegt wurde, ist eine der Erinnerungen daran, daß auch heute noch die koloniale Ära Deutschlands in Namibia in nur gering modifizierter Form lebendig ist" bzw. bis vor kurzem war. „Denn was als Apartheid oder ‚getrennte Entwicklung' seitens des südafrikanischen Regimes noch immer Anwendung findet" bzw. fand, „repräsentiert nur die konsequente Fortsetzung einer unter deutscher Verwaltung entstandenen ‚Eingeborenenpolitik'".[1697]
Auch in den übrigen Strophen verherrlicht der anonyme Verfasser der „Deutschen Colonie-Polka" „Deutsch-Südwestafrika" und sieht in Angra Pequena einen passenden Aufenthaltsort für einen neuen möglichen Feind vom Kaliber Napoleons III., der nach seiner Gefangennahme in der Schlacht von Sedan zunächst auf der Wilhelmshöh' bei Kassel inhaftiert war.

Beispiel 439

Heia Safari

Text: Robert Götz
Melodie: Robert Götz



aus: Hinz/Patemann/Meier (Hrsg.): Weiss auf Schwarz, S. 110;
desgl.: Der Bettelstudent (hrsg. v.) Reinhold Brumberger u. a., Bonn/Bad Godesberg, 4. Aufl. 1979, S. 97

1. Wie oft sind wir geschritten
Auf schmalem Negerpfad
Wohl durch der Steppe Mitten,
Wenn früh der Morgen naht.
Wie lauschten wir dem Klange,
Dem altvertrauten Sange,
Der Träger und Askari.
Heia, heia Safari.

2. Steil über Berg und Klüfte,
Durch tiefe Urwaldnacht,
Wo schwül und feucht die Lüfte
Und nie die Sonne lacht,
Durch Steppengräserwogen
Sind wir hindurchgezogen
Mit Trägern und Askari.
Heia, heia Safari.

3. Und saßen wir am Feuer,
Des Nachts wohl vor dem Zelt,
Lag, wie in stiller Feier
Um uns die nächt'ge Welt,
Und über dunkle Hänge
Tönt es wie ferne Klänge
Der Träger und Askari.
Heia, heia Safari.

4. Tret ich die letzte Reise,
Die große Fahrt einst an,
Auf, singt mir diese Weise
Statt Trauerlieder dann,
Daß meinem Jägerohre,
Dort vor dem Himmelstore
Es klingt wie ein Halali,
Heia, heia Safari.

Worterklärungen
Askari = ostafrikanische eingeborene Soldaten, die unter deutscher Flagge dienten

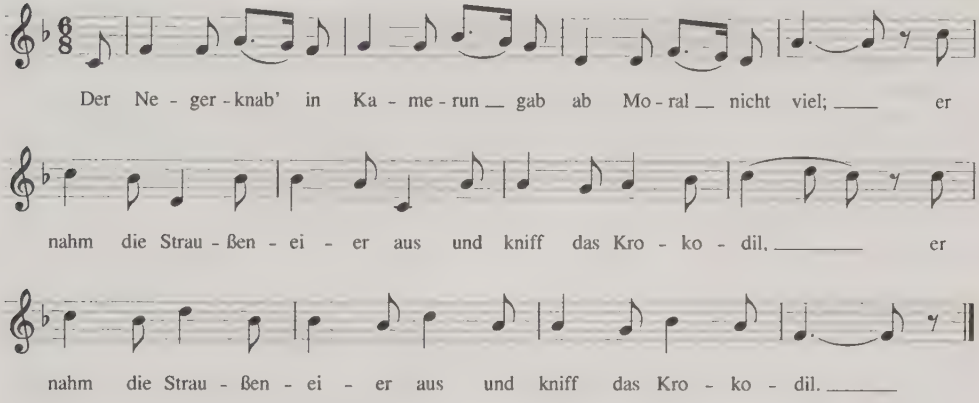
Robert Götz malt in Lied 439 **„Heia Safari"** eine romantische Jagdidylle, die gleichwohl nur für die Angehörigen der weißen „Herrenrasse" so idyllisch war, kaum aber für viele der ostafrikanischen Eingeborenen, die oftmals schwerste Zwangsarbeit für ihre deutschen Herren zu verrichten hatten und bei Befehlsverweigerung oder gar Fluchtversuchen drakonisch bestraft wurden. Der Verfasser dieser Idylle kann mit der Realität der Lebensumstände der Schwarzen kaum vertraut gewesen sein oder zeigt keinerlei Interesse dafür. Geradezu kitschig ist die letzte Strophe gestaltet, wo dem „Jägerohre, / dort vor dem Himmelstore / es klingt wie ein Halali. / Heia, heia Safari". Vor dem Hintergrund der grausamen Unterdrückung der Eingeborenen durch die deutsche Kolonialmacht, wo ein Carl Peters, „Hänge-Peters" beziehungsweise der „Mann mit den blutigen Händen", wie er genannt wurde, weitgehend ungestraft Terrorjustiz übte und seine „Safaris" gegen schwarze Menschen veranstaltet, kann ein derartiges Lied nur

zynisch anmuten beziehungsweise nicht unbefangen gesungen werden, auch wenn es von seinem Verfasser bestimmt anders gedacht und angelegt worden ist. In Kamerun war es ein Hans Dominik (1870-1910), zunächst Leutnant, später Major der dortigen Schutztruppen, der sich als „Menschenjäger" einen Namen machte. Er war ein regelrechter Spezialist für „Befriedungs"- und „Strafexpeditionen", der seine Unternehmungen wirklich als „Jagden" im eigentlichen Wortsinne ansah und seine Menschenjagden mit „Waidmannsheil" auf den Lippen betrieb.

Beispiel 440

Der Negerknab' in Kamerun

Text: Anonym
Melodie: Im schwarzen Walfisch



aus: Festlieder. Gewidmet von Roth & Junius, Hagen i. W./Berlin o. J.

1. Der Negerknab' in Kamerun
Gab auf Moral nicht viel:
Er nahm die Straußeneier aus
Und kniff das Krokodil.

2. Die Majestät im Negerland,
Den Löwen ehrt er nicht.
Fraß ihm die fett'sten Menschen weg
Und schnitt ihm ein Gesicht.

3. Da zog mit Fibel und Moral
Die Pädagogik ein.
Und von dem bösen Buben blieb
Nur noch ein schwacher Schein.

4. Er läßt das Straußenei in Ruh'
In stiller Wüstenei
Und starrt mit Lust und Lernbegier
Auf das Normalwort „ei".

5. Auch ißt er jetzt das Menschenfleisch
Um keinen Preis der Welt,
Weil den gelehrten Bruder er
Für ungenießbar hält.

6. Weil die Erziehung Hosen braucht
Zum Strammzieh'n, wie bekannt,
Hat's Negerbüblein abgelegt
Sein luftiges Gewand.

7. Mit ABC und Fibel zog
Das deutsche Lied auch ein.
Und statt der Tamtamtam-Musik,
Erschallt die Wacht am Rhein.

8. Das ist der Pädagogik Sieg
Im fernen Afrika;
Jetzt steht der stumpfe Negerbub
Den Denkern geistig nah.

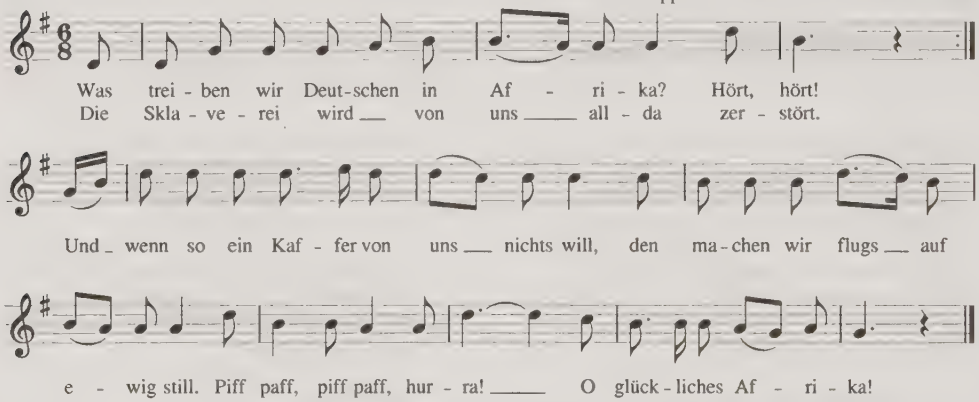
Der unbekannte Verfasser von Nr. 440 **„Der Negerknab' in Kamerun"** malt ein klischeehaftes und verzerrtes, kurz ein völlig falsches Bild des Eingeborenen in Kamerun, der, bevor die Kolonialmacht kam, Straußeneier ausgenommen und sich ansonsten vorwiegend vom Fleisch seiner Zeitgenossen ernährt habe. Erst die „Erziehung" und „Unterrichtung" durch die deutsche Kolonialmacht, die deutsche Fibel und Moral, die deutsche Kleiderordnung und Dressur ließen ihn an den deutschen Kulturgütern teilhaben (Str. 7: „Und statt der Tamtamtam-Musik / Erschallt die Wacht am Rhein"). Durch die Pädagogik – und sie ist es, die in diesem Lied eigentlich kritisiert und verspottet wird, „ steht der stumpfe Negerbub den ‚Denkern' geistig nah", dies nach Ansicht des Verfassers letztlich aber wohl kein echter Fortschritt. Obwohl der Eingeborene hier also nur Mittel zum Zweck ist, um den Einfluß der Pädagogik beziehungsweise deren Nutzen in Frage zu stellen, zu karikieren und zu verspotten, ist dennoch ein Bild des unmündigen, dummen, menschenfressenden Wilden gezeichnet, das in den Köpfen vieler Deutscher um die Jahrhundertwende spukte. Farbige waren bestenfalls unmündige Kinder, die es zu erziehen galt, denen zu einer „Menschwer-

dung" deutsche Sitte und Kultur – wie immer diese auch aussehen mochte – nahegebracht werden mußte. Über das ganze ostafrikanische Schutzgebiet lagen daher die Stationen der Missionsgesellschaften verteilt, die ihre Aufgabe neben dem Schulunterricht vor allem in der Verbreitung der christlichen Lehre, in der handwerklichen Ausbildung, in der Einführung neuer landwirtschaftlicher Techniken sowie in ärztlicher Tätigkeit sahen.[1698] Insgesamt ist die Entwicklung Ostafrikas – zumal seit dem um 1906 einsetzenden Aufschwung der Kolonie – erfreulicher, als man dies von anderen Territorien unter deutscher Herrschaft sagen konnte. „Regierung und Missionen gewährten" den Eingeborenen „beträchtliche Mittel und gaben ihnen Gelegenheit, zu lernen und sich fortzubilden. (...) Die Regierung hatte in einer dem Reichstag überreichten Denkschrift folgenden ‚für die Behandlung der Neger und für die Bewirtschaftung und Verwaltung der Kolonie fundamentalen Satz ausgesprochen: ‚Die Kolonialverwaltung ist sich bewußt, daß ihr zur Befestigung der deutschen Herrschaft und gleichzeitig zur wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien kein wirksameres Mittel zur Verfügung steht, als die Hebung des Kulturzustandes der Eingeborenen'. Tatsächlich war „die Folge dieser einzig richtigen Methode" die Gründung von *Regierungsschulen* und *Fortbildungsanstalten*, die Förderung und Unterstützung aller *Missionsanstalten* und *-schulen* und die Unterweisung der Eingeborenen auf allen wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten",[1699] wobei dieser Politik weniger menschenfreundliche denn eigennützige Motive zugrundelagen. Der für die Kolonialfragen zuständige „Staatssekretär Dernburg hatte ‚mit vollem Recht (...) die Bevölkerung der Kolonien als deren größten Reichtum bezeichnet', den es ‚nicht nur zu erhalten und auszunützen, sondern in jeder Beziehung zu verbessern, zu vermehren und (...) leistungsfähiger zu machen' galt".[1700] Andere sahen in einer derartigen Politik dagegen nur „Humanitätsduselei" und hätten eine Politik mit Waffen vorgezogen.

Beispiel 441[1701]

Bibel und Flinte

Text: Anonym, etwa um 1890
Melodie: Es klappert die Mühle am rauschenden Bach



aus: Demokratisches Liederbuch, Stuttgart 1898; Das kleine dicke Liederbuch, S. 414f

1. Was treiben wir Deutschen in Afrika? Hört hört!
   Die Sklaverei wird von uns allda zerstört.
   Und wenn so ein Kaffer von uns nichts will,
   Den machen wir flugs auf ewig still.
   Piff paff, piff paff, hurra! O glückliches Afrika!

2. Wir pred'gen den Heiden das Christentum. Wie brav!
   Und wer's nicht will glauben, den bringen wir um. Piff paff!
   O selig die „Wilden", die also man lehrt
   Die „christliche Liebe" mit Feuer und Schwert.
   Piff paff, piff paff, hurra! O glückliches Afrika.

3. Wir haben gar „schneidige" Missionär, Juchhei!
   Den Branntwein, den Krupp und das Mausergewehr, die drei.
   So tragen Kultur wir nach Afrika.
   Geladen! Gebt Feuer! Halleluja!
   Piff paff, piff paff, hurra! O glückliches Afrika!

Nr. 441 **„Bibel und Flinte"**, ein anonymes Spottlied auf die Kolonialpolitik des deutschen Reiches vermittelt in sarkastischem Ton interessante Einblicke in die deutschen Kolonialpraktiken. Die erste Strophe – „Die Sklaverei wird von uns allda zerstört" – könnte beispielsweise eine direkte Anspielung darauf sein, daß Otto von Bismarck 1888, als die deutsche Herrschaft in Ostafrika zeitweise durch einen Araberaufstand gefährdet war, das militärische Eingreifen des Deutschen Reiches an der ostafrikanischen Küste zugunsten des deutschen Handels mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung als einen Kreuzzug gegen die dort herrschende Sklaverei deklarierte. Mit diesem geschickten Schachzug gelang es ihm tatsächlich, sich im Reichstag eine große Mehrheit zu sichern, die die für das deutsche Vorgehen benötigten Mittel genehmigte.

Schon der Liedtitel **„Bibel und Flinte"** spielt darauf an, daß bei der Durchdringung des afrikanischen Kontinents, der Sammlung von Informationen über die afrikanischen Sprachen und Kulturen, mithin auch bei der Eroberung und Aufteilung fast des gesamten schwarzen Kontinents den sehr aktiven Missionaren beider großer Konfessionen eine wichtige Rolle zukam. Schon im Jahre 1870 existierten in Deutschland acht große Organisationen, die sich der Missionierung in Übersee verschrieben und vor allem die Christianisierung Afrikas zur Aufgabe gemacht hatten. Zwar beschränkten sich viele Missionare nicht nur auf die rein seelsorgerischen Aufgaben, sondern sorgten für die Schulerziehung und spätere Berufsausbildung ihrer Schutzbefohlenen und trachteten danach, sie vor der Ausbeutung durch Händler und Siedler zu schützen. So wurde beispielsweise auch die verzweifelte Lage der Hereros in Deutsch-Südwestafrika vor ihrem großen Aufstand durchaus richtig beurteilt.[1702] Später jedoch nahm die Mission eindeutig Partei für die Obrigkeit beziehungsweise damit auch für den unbarmherzigen Rachefeldzug seitens des deutschen Militärs, wenn es etwa in einem „Hirtenbrief" an das zerschlagene und völlig dezimierte Volk der Herero heißt: „Die Regierung Eures Landes (d.i. das Deutsche Reich – die Verfasser) war ernstlich bestrebt, allen Bewohnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und hätte berechtigten Beschwerden ihr Ohr nicht verschlossen. Auch verdankt ihr dieser Regierung sehr viel, vor allem das Eine, daß ihr im Frieden leben konntet und nicht immer von den Einfällen unruhiger und räuberischer Nachbarn bedroht wurdet. Wenn Ihr Eurer Regierung und Obrigkeit den schuldigen Gehorsam und die gebührende Ehrerbietung entgegengebracht hättet, dann würdet ihr unter ihrem Schutz ein ruhiges und stilles Leben haben führen können in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. (...) Statt dessen seid Ihr in törichter Verblendung in den Aufstand eingetreten, habt die Waffen ergriffen gegen die Obrigkeit, von der es heißt: ‚Sie ist Gottes Dienerin' und ‚sie trägt das Schwert nicht umsonst".[1703]

Neben der waffentechnischen Überlegenheit war es aber vor allem der Alkohol, der zur „Zivilisierung" der Afrikaner ganz bewußt und planmäßig eingesetzt wurde. „Alkohol gehörte zu den klassischen europäischen Handelsgütern an der afrikanischen Küste". Schon die ersten hanseatischen Kaufleute, die 1850 ihre Absatzmöglichkeiten an der afrikanischen Westküste prüften, waren sich sehr schnell klar darüber, daß sie „durch die Einfuhr von Spirituosen billigster Machart einen einfachen Einstieg in den neuen Markt finden konnten. (...) Der preußische Kartoffelschnaps (...) wurde zum entscheidenden Mittel, mit dem sich Hamburger und Bremer Überseehändler in Westafrika gegenüber der englischen und sonstigen Konkurrenz durchsetzten und ihre so gewonnene Stellung jahrzehntelang behaupteten".[1704] Alkohol war beispielsweise das wichtigste Transportgut auf vielen Schiffen, Alkohol wurde sowohl auf den Schiffen als auch auf den Plantagen zu einem Teil des Lohnes. 1883 machten Spirituosen 48 Prozent der gesamten deutschen Ausfuhr nach Afrika, 1884 sogar 66 Prozent allein der Hamburger Ausfuhr nach Afrika aus. Die mindere Qualität dieser Exportware ist mehrfach bezeugt: „Unsere Missionare, die mit den englischen und deutschen Dampfern fahren, welche Missionare und Branntwein bringen, berichten oft von Äußerungen der Kapitäne, die lieber dies oder das thun oder leiden wollen, als etwas von dem Getränk trinken, mit dem die Neger beglückt werden. Dasselbe bezeugte der anglikanische Bischof von Sierra Leone bei einer Audienz im Auswärtigen Amt. (...) Er erzählte, ‚daß der Dampfer, mit dem er das letzte Mal nach Afrika fuhr, voller Rum, Gin und Pulver beladen gewesen, alles von Hamburg, und daß ihm der Kapitän gesagt, die Spirituosen seien von solcher Art, daß er sie um keinen Preis anrühren würde'".[1705]

Die Folgen des Branntweingenusses waren verheerend. So hatten die Missionare der Norddeutschen Mission schon seit 1874 Grund zur Klage „über die Herrschaft, die der Schnaps über ihr Volk in von Jahr zu Jahr steigendem Maß gewinnt. Wohin sie kommen, stoßen sie auf diesen Feind allen kulturellen Fortschritts und wahrer Zivilisation. Ist auch an der Küste das Uebel am größten, so müssen sie doch wahrnehmen, daß es unaufhaltsam immer weiter ins Innere vordringt und auch hier die Branntweinpest das Volk durchseucht".[1706] Von Seiten der Handelsfirmen wurde Vorwürfen an derartigen Zuständen mit Gleichmut begegnet. So vertrat Adolf Woermann, seit 1884 Mitglied des Reichstages und gleichzeitig Chef der führenden Hamburger Überseefirma im Parlament in deutlichen Worten seine Interessen als Branntweinhändler: „Sollen wir demgegenüber aus reiner Liebe zu den Negern, die doch noch nicht so lange unsere Brüder sind, einen großen Geschäftszweig unterbinden? (...) Ich meine, daß es wo man Zivilisation schaffen will, hier und da eines etwas scharfen Reizmittels bedarf, und daß scharfe Reizmittel der Zivilisation sehr wenig schaden. Wenn die schwarzen Arbeiter etwas Tüchtiges leisten sollen, da hilft nichts besser zur Arbeit, als wenn sie abends ein Gläschen Branntwein bekommen".[1707] Als die Auseinandersetzungen nicht nachließen, parierte Woermann die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zynisch mit der Frage nach den Arbeitsplätzen Deutscher: „Und wer steht uns näher. Die vielen Tausend Deutschen, die dadurch (den Branntweinhandel) ihr Brot und Lebensunterhalt verdienen, oder die an sich geringe Zahl der Neger, die etwa durch den Branntwein zu Grunde gehen könnte,

während es noch nicht erwiesen ist, daß es überhaupt der Fall ist".[1708] Als Dr. H.E. Göring – der Vater des späteren Reichsmarschalls Göring – als Reichskommissar nach Südwest geschickt wurde, nahm er auf der Reise ins Landesinnere zu Zacharias von Otjimbingwe, einem der mächtigsten Stammesfürsten des Damalandes mehrere Flaschen „Eau de Brême", das war ein als Parfüm getarnter Branntwein, mit, um mit dieser Lieferung dessen Wohlwollen zu erringen. Dieses angebliche Parfüm war eine Erfindung von Adolf Lüderitz, der damit die Missionare täuschen wollte, die jegliche Alkoholeinfuhr unterbunden wissen wollten.[1709]

Beispiel 442
In den fernen deutschen Zonen

Worte: Anonym, 1904 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Der Aufstand der Herero in Afrika oder: Der Neger Gräueltaten in Deutsch-Südwest und deren Sühne. Schwiebus o.J. (1904), S. 8. Wir erhielten dieses Blatt Bl 9461 von Dr. Jürgen Dittmar vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg/Br.

1. In den fernen deutschen Zonen
Weit in Südwestafrika
Loht die Fackel wilden Kampfes
Bei dem Ort Oka-handja.

2. Tückisch brachen dort Hereros
Ihren Treueid, ihren Schwur,
Sie ergriffen ihre „Kirris",
Zeigten ihre Raubnatur.

3. Hundert blüh'nde deutsche Farmen
Sanken bald in Schutt und Graus.
Wie die Deutschen man dort quälte,
Malte wohl kein Pinsel aus.

4. Weh' den Frauen, weh' den Kindern,
Keiner ahnt ihr elend Loos,
Rettet keiner Deutschlands Söhne?
Die Gefahr ist riesengroß.

5. Doch schon ziehen aus zum Schutze,
Tapf're Männer, wohlbewehrt,
Hat der Feind den Kampf gefordert,
Sei gewährt, was er begehrt.

6. Oberst Leutwein, Major Franke,
Leutnant Zülow, Winkler, Franz,
Ziehn nach Windhuk, nach Gobabis,
Um den Feind zu dämpfen ganz.

7. Und der wackre Kreuzer „Habicht"
Legt sich fest vor Swakopmund,
Um ein ernstes Wort zu reden,
Muß es sein, mit eh'rnem Mund.

8. Doch in unserm Vaterlande
Schwellt Begeist'rung jedes Herz,
Daß mit Kraft und ohne Zögern,
Man den Feind wirft landeinwärts.

9. Sind's doch unsere deutschen Brüder,
Die nach Afrika zieh'n hin,
Um den Frieden uns zu sichern,
Uns, dem Volke zum Gewinn.

10. Wenn der Kaufmann, wenn der Farmer
Ist bedrängt von fremder Hand,
Regt sich stets zu ihrem Schutze
Unser deutsches Vaterland.

11. Deutsche Liebe, deutsche Treue
Sind fürwahr kein leerer Wahn,
Bahnen fernen deutschen Brüdern
Achtung, Ehre, Freiheit an.

Worterklärungen
Okahandja = Ort in Südwestafrika, Zentrum des Hereroaufstandes im Jahre 1904 / Kirris; eigentlich Kurris = bei den Hereros übliche Wurfkeulen / Windhuk; Windhoek = Hauptstadt von Deutsch-Südwestafrika / Gobabis = Ortschaft in Südwestafrika / Swakopmund = Stadt in Südwestafrika

Wir sind in unserer historischen Einleitung relativ breit auf den Hererokrieg des Jahres 1904 eingegangen, weswegen wir an dieser Stelle auf unsere diesbezüglichen Ausführungen (S. 731ff., besonders S. 760ff.) verweisen können. Lied Nr. 442 **„In den fernen deutschen Zonen"** eines unbekannten Verfassers ist unmittelbar nach Ausbruch des Herero-Aufstandes entstanden. Der Autor bringt für die Gründe und Motive des unterdrückten und seines Landes beraubten Hererovolkes, einen Aufstand gegen die deutsche Kolonialmacht zu wagen, keinerlei Verständnis auf sondern glaubt, die Hinterlist der Hereros ins Feld führen zu müssen. (Str. 2: „Tückisch brachen dort Hereros / ihren Treueid, ihren Schwur"). Natürlich wird von ihm auch die Grausamkeit der Eingeborenen gebührend hervorgehoben (Str. 2: „Sie ergriffen ihre ‚Kirris', / zeigten ihre Raubnatur" und Str. 3: „Hundert blüh'nde deutsche Farmen / sanken bald in Schutt und Graus. / Wie die Deutschen man dort quälte, / malte wohl kein Pinsel aus".) Besonders die Behauptung, daß Frauen und Kinder deutscher Siedler von den aufständischen Hereros gequält oder gar hingemetzelt worden seien (Str. 4: „Weh' den Frauen, weh' den Kindern, / keiner ahnt ihr elend Loos") entbehrt jeglichen

Wahrheitsgehaltes und läßt sich nicht halten. Es wurde ganz im Gegenteil von Seiten der Hereros ganz ausdrücklich darauf geachtet, die Frauen und Kinder sowie die Missionare zu schonen, eine Praxis, die leider von den deutschen Schutztruppen nicht geübt wurde.[1710] Die Strophen 5 bis 7 berichten von den Anfängen der deutschen Gegenmaßnahmen. Gouverneur Leutwein, der bei Ausbruch des Aufstandes in Port Stalloth weilte, schiffte sich unverzüglich mit einem Dampfer nach Swakopmund ein, wo der Kreuzer „Habicht" schon ein „Expeditionskorps" aus seiner Mannschaft zusammengestellt und zu einem Vorstoß gegen die Hereros gelandet hatte. Die Kompanien Laubschats, Franke, Winkler und andere machten sich unverzüglich auf den Weg, um die eingeschlossenen Besatzungen in Omaruru, Gobabis, Karibib und Okahandja zu entsetzen. Auf die Stimmung in Deutschland selbst beziehen sich sodann die Strophen 8 bis 11. Die deutsche Liebe und deutsche Treue werden den deutschen Brüdern in den Kolonien Achtung, Ehre und Freiheit bringen. Ganz im Gegensatz zu diesem Wunsch in Strophe 11 brachte das deutsche Vorgehen, der Rache- und Vernichtungsfeldzug gegen die Hereros, der drei Vierteln dieses Volkes den Tod bringen sollte, das Deutsche Reich und seine Kolonialpolitik vollends in Mißkredit.

Beispiel 443

Nach Südwest hinzugehn war mein Begehr

Worte: Anonym / Melodie: Eine neue Weise wurde von Rainer Hasinger verfaßt[1711]
Quelle: Flugblatt B 12 588 aus den Beständen des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg

1. Nach Südwest hinzugehn war mein Begehr,
   Fürs Vaterland zu kämpfen;
   Doch als ich drüben erst gelandet war,
   Tat sich mein Mut schon dämpfen.
   Erst Himmel und Wasser, dann Himmel und Sand,
   Dann Himmel und Dorn im heißen Land.
   Nun weiter gings mit Reis und Salz bepackt,
   Wenns Haar auch öfter mal im Dornbusch hakt.

2. Zwei Jahre lagen wir bereits im Feld
   Und hatten wenig zum Essen;
   Denn mit dem Proviant wars schlecht bestellt,
   Der ward so oft vergessen.
   Dazu ein zähes Ochsenfleisch,
   Was hartem Leder gleicht.
   Man hörte oft die Kameraden schrein:
   „Das Brot könnt auch bedeutend größer sein"!

3. Ein Kaffermädchen liebte ein Soldat
   In diesem Pavianslande,
   Und als er endlich merkte den Salat,
   Es war 'ne wahre Schande;
   Vor lauter Lust und Phantasie
   Sang er die schönste Melodie:
   „Den schönsten Platz, den fand ich stets bei ihr
   Des Abends um neun Uhr vor Pontoks Tür;
   Jetzt steh ich da, ach! ich verlassner Mann,
   Denn vor dem Pontik stehn schon fünfzehn Mann"

4. Und wenn ich einst des Orlogs müde bin,
   Muß diesem dann entsagen,
   Dann, Exzellenz, gewähr die Bitte mir,
   Laß mich zur Heimat fahren!
   „Ja endlich, endlich kommst auch du!
   In deinen Armen find ich endlich Ruh'"
   Mein Liebchen mir dann in die Arme sinkt,
   Ihr Mund verlockend auch zum Küssen winkt.
   So, Afrika, du lebe herzlich wohl,
   Und den Morenga soll der Teufel holn!

Worterklärungen
Pontok = bienenkorbartige, geflochtene Hütte der Hereros / Orlog = Krieg / Morenga = Jaokob Marengo, herausragender Guerillakämpfer gegen die deutschen Truppen in den Jahren von 1903 bis 1907 [1712]

Beispiel 444
Ich zog zum fernen Afrika

Worte: Anonym, 1906 / Melodie: nicht überliefert[1713]
Quelle: Flugblatt B 12 587 aus den Beständen des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg/Br.[1714]

1. Ich zog zum fernen Afrika,
Hinaus ins wüste Land;
Dort sollte, wie ihr wißt wohl ja,
Ein Aufstand sein entbrannt.
Die Hereros und die Witbois
Sowie der Hottentott,
Sie hatten alles in Brand gesteckt,
Drum war die Hilfe not.

2. Und als ich kam ins Land hinein,
Gings Biwakieren los.
Doch aber bald war es zum Schrein,
's war bald der Teufel los.
Viel Steine gabs und wenig Brot
Zum Lebensunterhalt,
Daß man dabei mußt leiden Not,
Dies ließ nicht jeden kalt.

3. Drum wer sich meldt nach Afrika,
Er tut am klügsten doch,
Er nimmt sich den Proviant fürs Jahr,
Für sich und andre noch.
Dann hat er die Gewißheit doch,
Daß er nicht leidet Not,
Denn er hat Zucker, Rum und Speck
Und auch sein täglich Brot.

4. So wie es ist, so wird's auch bleibn,
So wird's auch weitergehn,
Bis unsre Mannschaft endlich doch
Für einen Mann wird stehn.
Da dieses ausgeschlossen schien,
So stands dem Urteil nach,
Daß Hunger und Durst wohl hört nicht auf
In Südwestafrika.

Die beiden letzteren Lieder – Nr. 443 und 444 „**Nach Südwest hinzugehn war mein Begehr**" sowie „**Ich zog zum fernen Afrika**" – stammen beide aus den Aufzeichnungen des ehemaligen Sergeanten E. Petrus, der den zweiten südafrikanischen Feldzug 1905/1906 als Reiter der im Südbezirk / Kommando Keetmanshoop und hier in Warmbad stationierten 8. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 153 mitmachte. Sie wurden ganz offensichtlich von ihm selbst oder von einem seiner Kameraden geschrieben, stammen mithin von einem wirklichen Kriegsteilnehmer und nicht aus zweiter Hand, wofür auch der nüchterne und realistische Ton der Lieder spricht, die jegliches Pathos und jegliche falsche Begeisterung für die Kämpfe missen lassen. Gegen die Guerillakrieger Hendrik Witbois und Jakob Morengas, des „schwarzen Napoleons", die blitzschnell auftauchten und nach dem Überraschungsangriff ebenso schnell wieder verschwanden, vermochten die deutschen Kolonialtruppen – obwohl zahlen- und ausrüstungsmäßig bei weitem überlegen – zeitweise nichts auszurichten. Dieser Situation, die noch längst nicht zugunsten der Deutschen entschieden war, tragen auch die beiden Liedtexte Rechnung.
In **„Nach Südwest hinzugehn war mein Begehr"** berichtet der Verfasser von der ursprünglichen Begeisterung nach Südwest zu gehen und dort für die deutsche Sache zu kämpfen. Die Realität Afrikas aber hat ihm schon bald die Augen geöffnet (Str. 1: „Doch als ich drüben erst gelandet war, / tat sich mein Mut schon dämpfen…"). Vor allem der Proviantmangel, die völlig unzureichende und schlechte Verpflegung („Denn mit dem Proviant wars schlecht bestellt, / der ward so oft vergessen, / Dazu ein zähes Ochsenfleisch, / was hartem, zähem Leder gleicht") machte den deutschen Schutztrupplern sehr zu schaffen („Man hörte oft die Kameraden schrein: / ‚Das Brot könnt auch bedeutend größer sein'"!). Interessant und aufschlußreich ist nicht zuletzt die 3. Strophe, welche auf ein Problem aufmerksam macht, das im offiziellen Soldatenlied normalerweise ausgeklammert bleibt: die Prostitution. In einem Landstrich fernab vom Mutterland, in dem es kaum weiße, geschweige denn deutsche Frauen gab, waren die Soldaten auf die eingeborenen Frauen angewiesen. Manchmal entwickelten sich sogar echte Beziehungen, die sogar zu Eheschließungen führten, zumeist aber gingen die Soldaten kurzlebige Bindungen – oftmals mit Prostituierten – ein. In unserem Fall muß der Soldat das „Kaffermädchen" mit fünfzehn anderen Männern teilen. (Str. 3: „Den schönsten Platz, den fand ich stets bei ihr / des Abends um neun vor Pontoks Tür; / Jetzt steh ich da, ach! ich verlassner Mann; / denn vor dem Pontok stehn schon fünfzehn Mann"!) Vor diesem Hintergrund hat unser Schutztruppler eigentlich nur mehr den Wunsch, möglichst bald in die Heimat, zu den Freunden und nicht zuletzt zu seiner in Deutschland wartenden Liebsten zurückzukehren, wobei er abschließend noch den erbittertsten und hartnäckigsten Gegner der Deutschen beim Namen benennt und ihn zum Teufel wünscht (Str. 4: „Und den Morenga soll der Teufel holn".)
Auch in **„Ich zog zum fernen Afrika"** wird die alltägliche Realität des kleinen Schutztrupplers beschrieben, die ständige Not, die immerwährenden Strapazen und Entbehrungen. Der Mangel an Proviant steht auch hier im Mittelpunkt, wobei der Autor, was die Zukunft anbelangt, eher pessimistisch ist. (Str. 4: „So wie es ist, so wirds auch bleiben, / so wirds auch weitergehn, / bis unsre Mannschaft endlich doch / für einen Mann wird stehn. / Da dieses ausgeschlossen schien, / so stands dem Urteil nach, / daß Durst und Hunger wohl hört nicht auf / in Südwestafrika".)
Ein großes Problem war offensichtlich auch die Uneinigkeit der Soldaten untereinander, die eben nicht „für einen

Mann" standen. Die klimatischen, hygienischen und sonstigen Bedingungen haben sicherlich erheblich mit zu einer Verwilderung der Soldaten, zu Disziplinlosigkeit, Egoismus und mangelnder Kameradschaft beigetragen.
Ganz auffallend bei beiden Liedern ist die Tatsache, daß in ihnen mit keinem Wort auf aktuelle Kampfhandlungen eingegangen wird, die eben auch die Ausnahme im Leben der Schutztruppler waren. Zunächst hatten sie erst einmal unter den erschwerten und extremen Lebensbedingungen in Südwest-Afrika zu leiden, unter der brütenden Hitze tagsüber und der bitteren Kälte in der Nacht, die ihnen den Aufenthalt nur zu oft verleideten und deren Wechsel den Kreislauf vieler Soldaten wohl nicht unerheblich belastete. Derartige Lieder wird man wohl schwerlich in zeitgenössischen Soldatenliederbüchern finden, mangelt es ihnen doch völlig an jedwedem Hurrapatriotismus und fehlen auch chauvinistische Töne gegenüber dem Feind gänzlich.

Beispiel 445
Der Feind wird gesucht

Worte: Anonym / Melodie: Was blasen die Trompeten[1715]
Quelle: Kopie einer „Ansichtskarte" mit dem Titel „Kriegsbilder. Deutsch-Süd-West-Afrika aus den Beständen des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg/Br. mit der Nummer LP 255[1716]

1. „Was ziehn dort für Reiter die Spitze voran,
   Durch Dorngebüsch und Klippen auf seliger Bahn"?
   Das sind unsere Deutschen in Afrika's Land,
   Als Schutztrupp der Brüder hinübergesandt!
   Juchheirassassa, die Schutztrupp ist da,
   Die Schutztrupp ist wachsam, denn Feinde sind nah.

2. „Ihr Reiter sagt, was wollt ihr im sand'gen Revier?
   In brennendheißer Wüste verdurstet ihr schier".
   „Und gilts zu entbehren und winkt uns der Tod,
   Dem Feind soll'n wir folgen, so heißt das Gebot!
   Juchhei! Immer nach dem schwärzlichen Korps,
   Die Schutztrupp verzagt nicht, sie dringt weiter vor".

3. „Was kriecht da durch die Büsche auf dornigem Weg,
   Was schlüpft da durch die Felsen auf klippigem Steg?
   Hereros, Hottentotten, so wartet ihr nur,
   Jetzt sind wir Gesellen euch hart auf der Spur.
   Juchheirassassa, die Schutztrupp rückt an,
   Die Schutztrupp jagt vorwärts, jetzt ist sie heran.

Ernst Moritz Arndts Lied aus den Befreiungskriegen „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus"! wurde vom unbekannten Dichter des Textes von Nr. 445 **„Der Feind wird gesucht"** nachgeahmt und kontrakariert. Bei dem neuen Lied handelt es sich um eine Lobeshymne auf die Soldaten der deutschen Schutztruppe, die schließlich auch den Feind, seien es nun die Hereros oder die Namas, niederkämpften. Während der Lieddichter hier aber das Bild von der kühnen Reitertruppe malt, die dem Feind in unermüdlichem Einsatz immer auf den Fersen war und ihn schließlich heldenhaft – gleichsam im Kampf Mann gegen Mann – niederwarf, führte letztlich doch ausschließlich die drückende waffentechnische und zahlenmäßige Überlegenheit der deutschen Truppen zu den Siegen über die aufständischen Stämme in der südwestafrikanischen Kolonie. Die Grausamkeiten, die die Deutschen bei der Niederringung der Aufstände begingen, übertrafen die der von ihnen bekämpften und besiegten „Wilden" bei weitem. Ihr unermüdlicher Einsatz bestand beispielsweise unter anderem darin, halbverdurstete und -verhungerte Hereros, darunter auch zahllose Frauen, Alte und Kinder zu jagen und am Verlassen der wasserlosen Omaheke zu hindern und somit einem qualvollen Tod preiszugeben. Diese Grausamkeit aber findet sich bezeichnenderweise in keinem einzigen deutschen „Afrikalied" verzeichnet.

Beispiel 446
Orlog im Südwesten

Worte: Otto Pahl, zum Jahreswechsel 1904/05 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: terre des hommes, 2. Quartal 1981, S. 22

1. Doch mit des Jahres Wende
Nahm auch die Ruh ein Ende,
In der Silvesternacht
Hat's fürchterlich gekracht.
Beim Donner der Geschütze
Und bei des Himmnels Blitze
Hieß es in unsrer Schar:
„Viel Glück im neuen Jahr"!
Wie wir im Patsch gesessen,
Wird keiner mehr vergessen.
Nicht Punsch, nicht Grog, nicht Bier!
Im Feuer kiegen wir.

2. Die nächste Wasserstelle
Besetzte Hendrik schnelle.
Bei Nabas saß er lange
Zu unserem Empfange,
Und erst am dritten Tage,
Nach großer Müh und Plage
Und manchem blut'gem Strauß,
Riß Hendrik endlich aus.
Gewonnen war die Schlacht,
Der Not ein End' gemacht.
Das Wasserloch – mehr braucht's ja nicht.
Die Gelben hatten Wichs' gekriegt.

3. Der Auob ist vom Feinde frei.
Allein man munkelt allerlei,
Hendrik sei in Verlegenheit,
Weil er die Hottentottenleut
Nun hat ins Unglück doch geführt
Und er den Strick am Halse spürt.
Denn für den Kopf des Hottentotten
5000 Mark sind schon geboten,
's ist viel, das sieht der Hendrik ein,
Und unsere 7. möcht es sein,
Die unter ihre braven Jungen
Den Preis verteilt, den sie errungen.

Nach der Niederwerfung der Hereros erhoben sich die Nama unter ihrem Häuptling Hendrik Witbois, da sie ein ähnliches Schicksal wie die ersteren zu gewärtigen fürchteten.[1717] Lied Nr. 446 **„Orlog im Südwesten"** von Otto Pahl nimmt bezug auf den plötzlichen Angriff der Guerilleros zur Jahreswende 1904/05 und gibt Auskunft über die Schwierigkeiten, die die Aufständischen mit ihrer Taktik den Deutschen bereiteten. Auf Hendriks Kopf wurde schließlich sogar Kopfgeld ausgesetzt, 5000 Goldmark, wie wir der dritten Strophe von Pahls Text entnehmen können. Der Verfasser gibt dabei der Hoffnung Ausdruck, daß der Kopfpreis seinen Kameraden von der 7. Kompanie zufallen möge. Diese Kompanie war im Südbezirk / Kommando Keetmanshoop, und zwar konkret in Gochas und Arahoab stationiert und führte unter anderem Kamelreiter und Maschinengewehre mit sich. Es gelang jedoch nicht Hendrik festzunehmen, der Häuptling starb jedoch schließlich nach erneuten Kämpfen an den Folgen einer Verletzung. Von seinen Anhängern wurde Hendrik Witbois das folgende Preisgedicht gewidmet:[1718]

Schlange im Gras, Nanseb,
Kurz Knochiger, Groß-Auge,
Hüter des Volkes und des Landes,
Scharf-Auge, der die Verschwörer überrascht,
Spitz-Ohr, der hört, wo kein Laut ist,
Geschmeidiger, der die Fliegen erschlug,
Die zu stechen über das Wasser kamen
Und der die Fliegen aus Übersee zum Weinen brachte.
Dem Auge erscheinst Du langsam,
Schnell denkender Mann,
Groß-Zitze, Milch, die nie versiegt,
Beschützer der Waisen,
Wasserloch und Schattenbaum für die Flüchtenden,
Kurz-Knochiger, Stumpffinger, tief verwurzelter Strauch,
Schrecken der Eroberer,
Das Gewehr in Deinem Stumpfen Finger,
Auf dem Rücken des Kurz-Ohr, Schrecken der Feinde.

Kurz-Ohr, Stumpf-Finger zu Willen,
Gao-aob aller in der Geschichte der !Khowesen
Rund-Schuh, Deine Spuren sind in jedem Winkel,
Stumpf-Finger, Kurz-Knochiger,
Herr des Gewehrs und des Kurz-Ohr,
Nanseb, großer Vater, tief verwurzelter Strauch.

Worterklärungen
Schlange = steht in der Überlieferung der Nama, der Khoe-khoen für Klugheit / Nanseb, Gabema = der afrikanische Name von Hendrik Witboi; Nanseb verlor im Kampf einen Finger / Kurzohr = eine Kohe-khoen-Bezeichnung für Pferd / Gao-aob = der traditionelle Führer der Khoe-khoen, wobei Gao-aob nicht mit Häuptling oder Kapitän übersetzbar ist

Beispiel 447
Fern in Deutschlands Kolonien

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Das Gericht über die Sklavenhändler oder: Das „Schauri" in Magoha, Schwiebus o.J. Aus den Beständen des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg/Br. unter der Signatur Bl 9452, S. 7/8

1. Fern in Deutschlands Kolonien
Ziehet eine tapfre Schar.
Kühnen Mutes woll'n sie suchen
Eine feige Mörderschar.

2. Die ohn jegliches Erbarmen
Herzlos sengend, mordend bricht
In die Dörfer armer Neger,
Ihnen raubt der Freiheit Licht.

3. Wohl sind es nur arme Neger
Die Rubiki niedermäht,
Aber Menschen sind es, Brüder,
Die zu Gott dem Herrn gefleht.

4. Da tritt ein der wackere Deutsche,
Zeigt, daß menschlich er gefühlt,
Daß dem Armen, dem Bedrängten
Stets sein Schutz, sein Helfen gilt.

5. Nadir schleicht in's deutsche Lager,
Heuchelt Freundschaft mit Geschick -
Da entlarvt der Schwarze „Ryamu"
Ihn in einem Augenblick.

6. Rubiki wird auch gefangen;
Seine Tat ist offenbar,
Denn die Opfer sind entgangen
Der Araber Henkerschar.

7. Da entflammt das deutsche Zürnen,
Und im „Schauri", dem Gericht
Man den beiden Sklavenhändlern
Das gerechte Urteil spricht.

8. Mit Vollstreckung dieses Urteils
Wird gewartet nicht mehr lang.
Rubiki und Nadir büßten
Ihr Verbrechen mit dem Strang.

9. Heil dem Volke, welches endlich
Schnödem Sklavenhandel wehrt.
Drum den Deutschen über alles
In Kilwa der Schwarze ehrt.

Lied Nr. 447 **„Fern in Deutschlands Kolonien"** ist in Verbindung mit einer längeren Geschichte – „Das Gericht über die Sklavenhändler oder: Das ‚Schauri' in Magoha – abgedruckt, die detailliert über den Hintergrund des Liedes Auskunft gibt. Im Lager einer von den Deutschen im ostafrikanischen Distrikt Kilwa durchgeführten Expedition war eines Morgens ein Kilwa-Araber namens Nadir eingetroffen, der – zumindest nach seiner Aussage – auf Elfenbeinjagd aus war. Dieser Araber aber wurde von einem zum nämlichen Zeitpunkt ins Lager geführten Eingeborenen als Anstifter einer Sklavenjägerbande identifiziert und, als er auf die Beschuldigungen hin fliehen wollte, von den Deutschen festgenommen. Auch Häuptling Rubiki ya Mtua, der die Sklavenjäger angeführt hatte, konnte dingfest gemacht werden. Mit beiden wurde kurzer Prozeß gemacht und sie wurden an einem Baume aufgehängt. „Hier hatte diesmal die Expedition noch einmal die Hülfe gebracht, eine deutsche Expedition, darauf können wir stolz sein. Das Negerdorf erstand wieder. Unter dem Schutz unserer Kolonialtruppen gedieh die Ansiedlung. Fruchtbare Felder dehnten sich da wo einst das Blut der armen Unschuldigen floß. Nyamu und sein Weib haben die Hülfe der weißen Feuermänner nicht vergessen. Oft bringen sie Früchte und Elfenbein in die ferne Station als Geschenk, dann vergessen sie nie, den Dank für die Hülfe aus dem Elend auch mündlich in der Sprache ihres Landes zu

betonen. Viele der Weiber, deren Männer gefallen waren, verheiraten sich auch mit den schwarzen Soldaten der Schutztruppe. (...) Cameron, – ein Forscher in jenem dunklen Erdteil – schließt einen Brief an den Cardinal Lavigerie mit den Worten: ‚Der Mensch, der es fertig bringt, den Negern die Freiheit zu sichern, wird der würdigste Diener des Herren sein, den die Welt je gesehen'! Möchte Deutschland, unser Vaterland, diesen Dienst dem schwarzen Erdteil Afrika leisten"!

Das Lied mutet wie eine publizistische Unterstützung der Bismarckschen Position des Jahres 1888 an, als der deutsche Reichskanzler die Entsendung von Militär in die bedrohte Kolonie Ostafrika als einen Kreuzzug gegen die Sklaverei deklarierte und vor dem Reichstag rechtfertigte. Wenn die Deutschen gegen den Sklavenhandel vorgingen, so geschah dies doch nur darum, um das arabische Monopol zu brechen und den arabischen Widerstand gegen die Kolonialherren zu schwächen. Unerwähnt läßt der unbekannte Liedautor die Tatsache, daß sich die deutschen Siedler in Ostafrika nur zu gerne der Sklaven bedienten, die sie von arabischen Händlern gegen ein geringes Entgelt ausgeliehen hatten. Unerwähnt bleibt daneben auch, daß es den unter den Deutschen arbeitenden Sklaven nur zu oft noch wesentlich schlechter ging als unter den arabischen Herren, sodas viele Schwarze sich den Deutschen durch die Flucht zu entziehen suchten. Wer sich dabei erwischen ließ oder wer den Befehlen der deutschen Herren gegenüber nicht willfährig genug war, wurde auf das Grausamste bestraft.

Beispiel 448
Die Deutschen in Ostafrika

Worte: Franz Tetzner, um 1890 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: Franz Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter, Leipzig 1892, S. 354f.

1. Nun schwand der letzte Uferrand
Und Mast und Meergefilde.
Lebt wohl! – Die Segel sind verbrannt.
Wir grüßen euch, o Wilde.
Das Maultier trabt, es tönt das Horn,
Glanz strahlt vom Schwert, dem blanken.
Zuberg! – Ihr Plänkler, reitet vorn,
Ihr Schützen, wahrt die Flanken.

2. Des Arabers finstre Rache blitzt,
Sein Handwerk will er wahren.
Er sperrt den Pfad, den er bespritzt
Mit Blut seit tausend Jahren.
Tilgt seines Lagers Pfahlverhack;
Vernichtet alle Spuren,
Des letzten Sklavenschiffes Wrack
Und fremde Koransuren.

3. Getrost ihr Neger, kommt herzu!
Wir bergen keine Ketten.
Wir bringen Perlen, Tücher, Schuh,
Wir kommen euch zu retten.
Pflegt friedlich in des Feldes Kreis
Der Palmen und Bananen
Und erntet eurer Arbeit Preis
Im Schutze unserer Fahnen.

4. Das Raubtier flieht. Bald soll umgrünt
Des Moslems Schandpfad liegen.
Der schwarze Hirt steht drauf versühnt
Und weidet seine Ziegen.
Dann wird das Posthorn Lieb und Weh
Auf breiten Wegen blasen.
Vom Meer zum wimpelreichen See
Sehn wir das Dampfroß rasen.

3. Es soll in Schulen froher Klang
Und Wort und Spruch ertönen,
Und wie im Vaterland der Sang,
Im walddurchrauschten, schönen.
So baut die feste Heimstatt auf
Inmitten grüner Reiser,
Pflanzt stolz den deutschen Adler drauf
Und ruft: „Hoch Reich und Kaiser".

Franz Tetzner, der Autor von Lied Nr. 448: **„Die Deutschen in Ostafrika"** hat im Vorwort seiner „Deutschen Geschichte in Liedern deutscher Dichter" auf S. 3 seinen Anspruch wie folgt formuliert: „Dem Herausgeber ist jedes hier in Betracht kommende Gedicht *nicht Quelle, sondern verklärendes Bild einer geschichtlichen Thatsache*".[1719] Eine Verklärung der Realität stellt denn auch sein Text „Die Deutschen in Ostafrika" dar, der mit der tatsächlichen Realität in Deutsch-Ostafrika wenig wenn nicht garnichts zu tun hat. So wird mit keinem einzigen Wort etwa der miserablen Lebensbedingungen der schwarzen Zwangsarbeiter in der Kolonie gedacht, die Deutschen werden dagegen als Befreier der Eingeborenen von den arabischen Sklavenhändlern dargestellt, die allein aus menschenfreundlichen und idealistischen Motiven heraus handelten.

Beispiel 449

Ene, mene Mongo

Worte: Anonym / Melodie: nicht überliefert

Quelle: Deutsches Volksliedarchiv A 87585. W. von Stornh. Heiligengrabe Kr. Ostpriegnitz. 1913. Eingesandt auf eine Umfrage in der Zeitschrift ‚Daheim'. Übermittelt durch Otto Stückrath

Ene, meine Mongo,
Schielste nach dem Kongo?
Kidal, Nadal, Fabulo,
Futsch der Entenschnabulo,
Der Grips ist klein,
Der Graps ist groß,
Der Michel ist Marokko los.
Gib noch 'nen Haps von Togo zu,
Und Müllers Esel, das bist du.

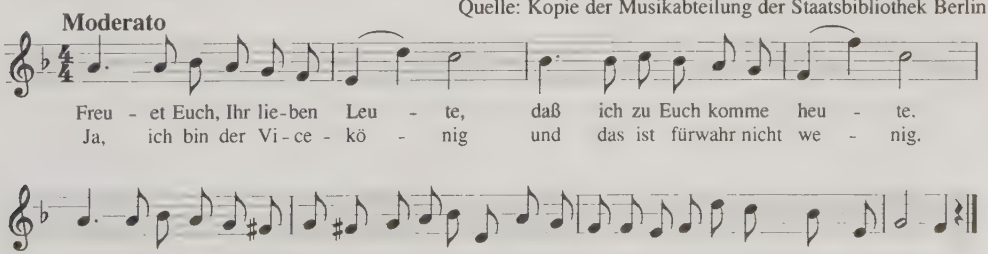
Der „Kindervers" **„Ene, meine Mongo"** (Nr. 449) dürfte in der Zeit der zweiten Marokkokrise entstanden sein. Die Konfliktherde, die seit der Mitte der achtzehnhundertneunziger Jahre vornehmlich im schwarzafrikanischen, asiatischen und pazifischen Raum entstanden waren und von dort auf Europa zurückgewirkt hatten, schoben sich näher an den europäischen Kontinent heran, sie bildeten sich in Marokko und im Nahen Osten aus. Zunächst in Ägypten, dann in Marokko versuchte das Deutsche Reich die sich abzeichnende englisch-französische Einigung auf die Probe zu stellen und zu torpedieren, immer in der Erwartung, daß sie sich als brüchig erweisen würde, wenn die deutschen Kompensationsforderungen nur entschieden und nachhaltig genug hervorgebracht würden. Im Falle Ägyptens forderte Deutschland bereits 1904 als Gegenleistung für die deutsche Zustimmung zu dem anglo-französischen Abkommen, welches Ägypten als Interessengebiet Englands und Marokko als Einflußsphäre Frankreichs festlegte, dieselbe Rechtstellung, wie sie Frankreich zugestanden worden war, vor allem aber uneingeschränkte Handelsfreiheit. Die Forderung wurde von London zurückgewiesen, in Paris mit Schweigen übergangen. In der unter Reichskanzler Bethmann-Hollweg vom Deutschen Reich provozierten Marokkokrise, die in Vorbereitung und Erledigung der ersten ähnelte, hat Deutschland erneut den typischen weltpolitischen Fehler begangen, aus einer bloßen Ehrenfrage ein Lebensfrage zu machen. „Kiderlen-Waechter schmiedete die deutsche Forderung auf Kompensation für das französische Vordringen in Marokko in einen Kampf um Sein oder Nichtsein um. ‚Einen befriedigenden Abschluß (...) erreichen wir aber nur, wenn wir bereit sind, die letzten Konsequenzen zu ziehen, d.h. wenn die anderen fühlen und wissen, daß wir es sind. Wer im Voraus erklärt, daß er nicht fechten will, kann in der Politik nichts erreichen' Als Ziele stellte er hin. ‚Wir müssen den ganzen französischen Kongo haben. (...) Wir müssen bis an den belgischen Kongo heran, damit wir mittun, falls dieser aufgeteilt werden sollte, und damit wir, solange dieses Gebiet noch besteht, durch ihn die Verbindung nach unserem Ostafrika erhalten".[1720] Der Verseschmied hat für eine derartige Politik ganz offensichtlich nicht viel übrig, beziehungsweise macht sich über ihr Scheitern lustig: „Der Grips ist klein, / der Graps ist groß, / der Michel ist Marokko los". „Das einzige materielle Ergebnis dieser gefährlichen Prestigepolitik war die territoriale Erweiterung Kameruns um ein paar tausend Quadratmeilen tropischen Urwalds und von der Schlafkrankheit verseuchten Sumpfgebiets, (um den sogenannten ‚Schlaf-Kongo') und die Vermehrung der rund 12,5 Millionen zählenden Kolonialbevölkerung um eine bestimmte Anzahl von Negern. Politisch half es den Knoten zum deutschen Verhängnis zu schürzen. Es führte England und Frankreich zu gemeinsamer Abwehr weiterer deutscher Ansprüche zusammen und schuf angesichts neuer Verwicklungen im Nahen Osten (Tripoliskrieg, Balkankrise) für Deutschland ungünstige Positionen".[1721]

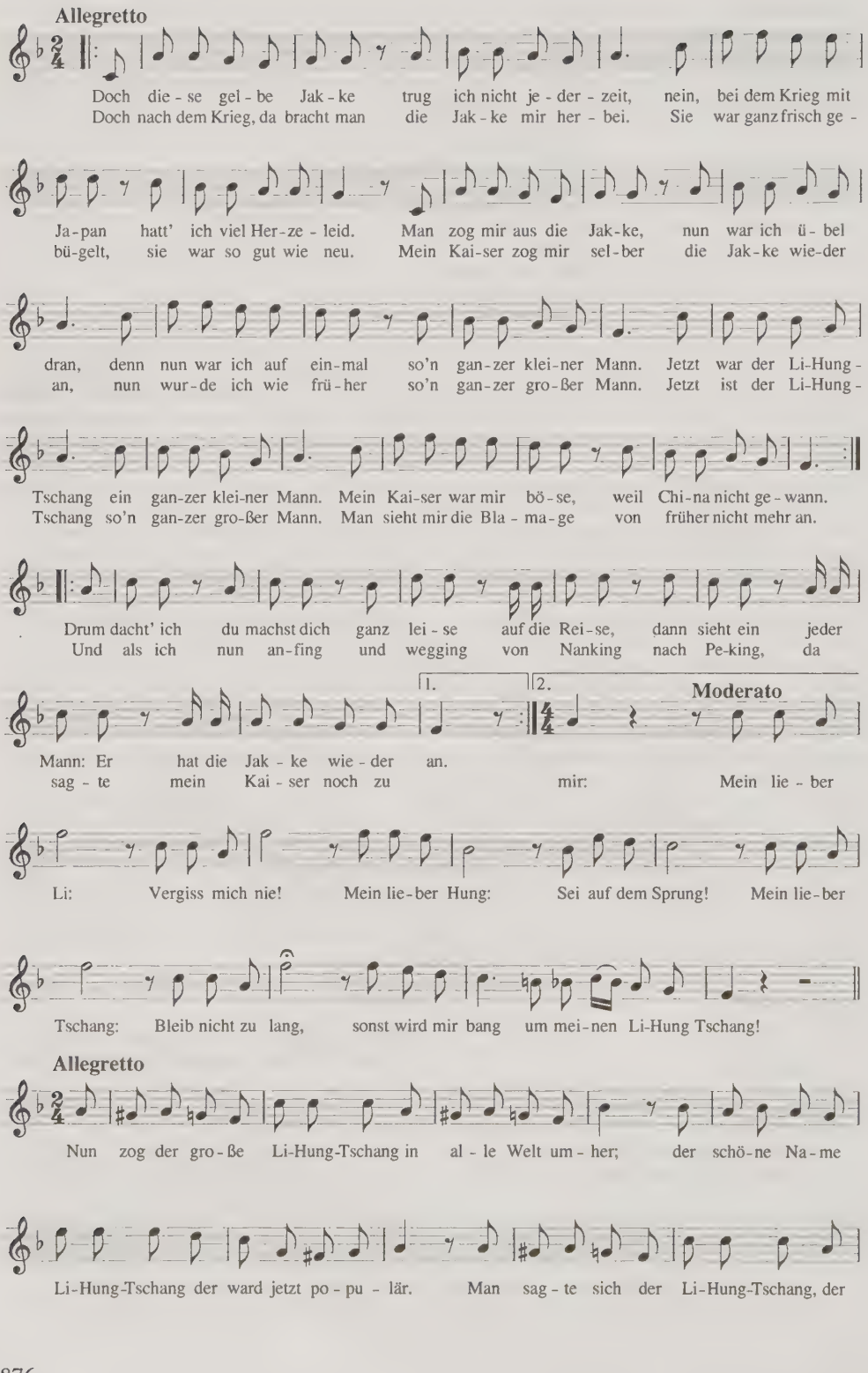
Beispiel 450[1722]

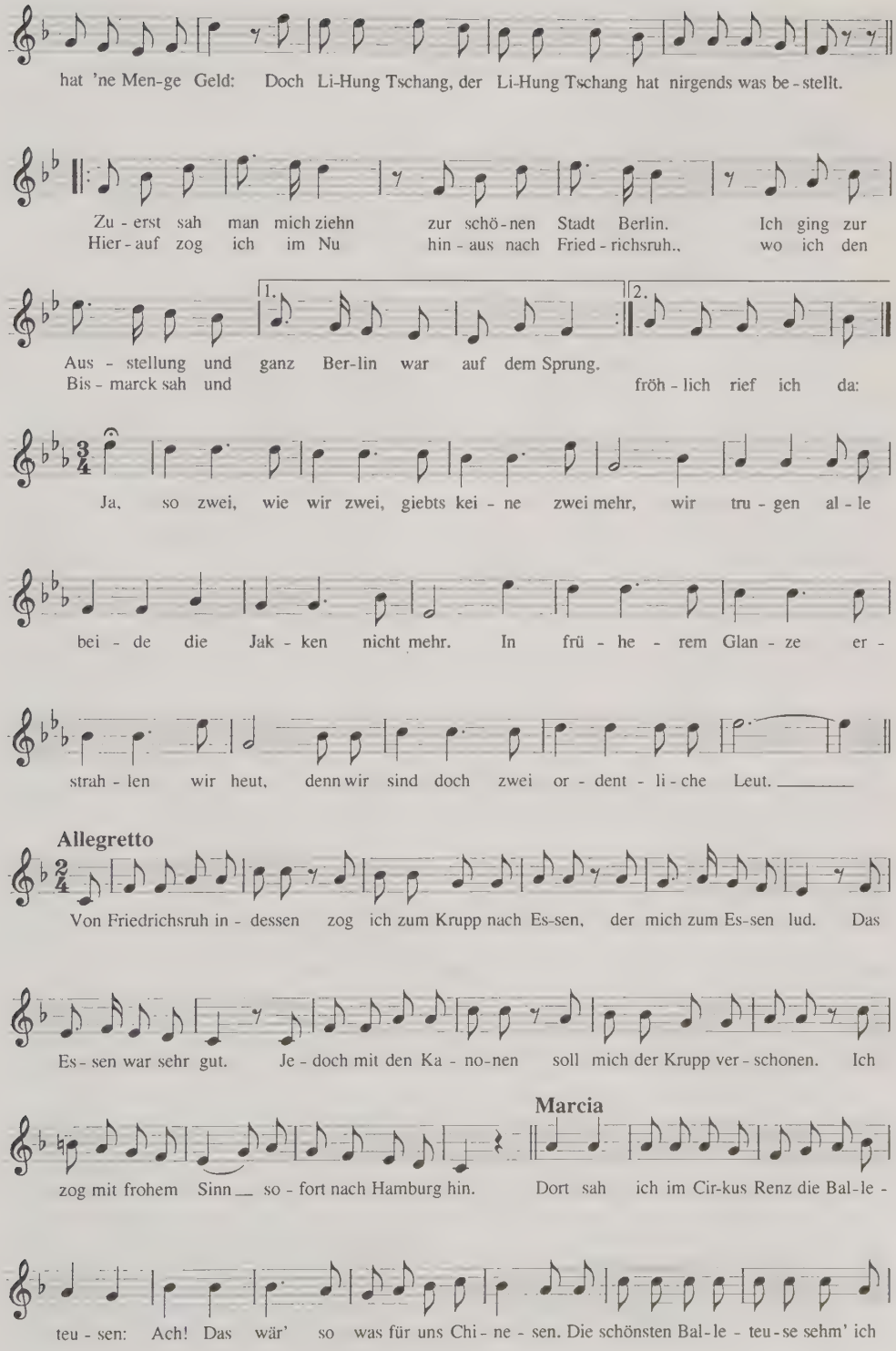
Li Hung Tschang

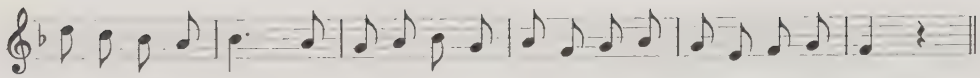
Worte: Otto Reutter / Melodie: Potpourri aus elf Liedern

Quelle: Kopie der Musikabteilung der Staatsbibliothek Berlin

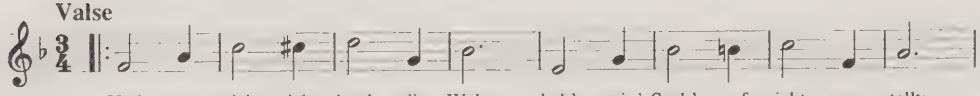


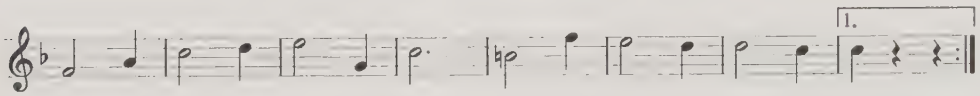

Allegretto
Doch die - se gel - be Jak - ke trug ich nicht je - der - zeit, nein, bei dem Krieg mit
Doch nach dem Krieg, da bracht man die Jak - ke mir her - bei. Sie war ganz frisch ge -
Ja - pan hatt' ich viel Her - ze - leid. Man zog mir aus die Jak - ke, nun war ich ü - bel
bü - gelt, sie war so gut wie neu. Mein Kai - ser zog mir sel - ber die Jak - ke wie - der
dran, denn nun war ich auf ein - mal so'n gan - zer klei - ner Mann. Jetzt war der Li - Hung -
an, nun wur - de ich wie frü - her so'n gan - zer gro - ßer Mann. Jetzt ist der Li - Hung -
Tschang ein gan - zer klei - ner Mann. Mein Kai - ser war mir bö - se, weil Chi - na nicht ge - wann.
Tschang so'n gan - zer gro - ßer Mann. Man sieht mir die Bla - ma - ge von früher nicht mehr an.
Drum dacht' ich du machst dich ganz lei - se auf die Rei - se, dann sieht ein jeder
Und als ich nun an - fing und wegging von Nanking nach Pe - king, da
1.
2.
Moderato
Mann: Er hat die Jak - ke wie - der an.
sag - te mein Kai - ser noch zu mir: Mein lie - ber
Li: Vergiss mich nie! Mein lie - ber Hung: Sei auf dem Sprung! Mein lie - ber
Tschang: Bleib nicht zu lang, sonst wird mir bang um mei - nen Li - Hung Tschang!
Allegretto
Nun zog der gro - ße Li - Hung - Tschang in al - le Welt um - her; der schö - ne Na - me
Li - Hung - Tschang der ward jetzt po - pu - lär. Man sag - te sich der Li - Hung - Tschang, der

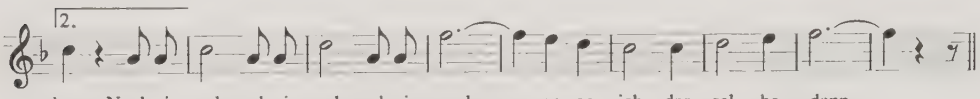

hat 'ne Men-ge Geld: Doch Li-Hung Tschang, der Li-Hung Tschang hat nirgends was be-stellt.
Zu-erst sah man mich ziehn zur schö-nen Stadt Berlin. Ich ging zur
Hier-auf zog ich im Nu hin-aus nach Fried-richsruh.. wo ich den
1.
2.
Aus-stellung und ganz Ber-lin war auf dem Sprung.
Bis-marck sah und fröh-lich rief ich da:
Ja, so zwei, wie wir zwei, giebts kei-ne zwei mehr, wir tru-gen al-le
bei-de die Jak-ken nicht mehr. In frü-he-rem Glan-ze er-
strah-len wir heut, denn wir sind doch zwei or-dent-li-che Leut.
Allegretto
Von Friedrichsruh in-dessen zog ich zum Krupp nach Es-sen, der mich zum Es-sen lud. Das
Es-sen war sehr gut. Je-doch mit den Ka-no-nen soll mich der Krupp ver-schonen. Ich
Marcia
zog mit frohem Sinn so-fort nach Hamburg hin. Dort sah ich im Cir-kus Renz die Bal-le-
teu-sen: Ach! Das wär' so was für uns Chi-ne-sen. Die schönsten Bal-le-teu-se sehm' ich



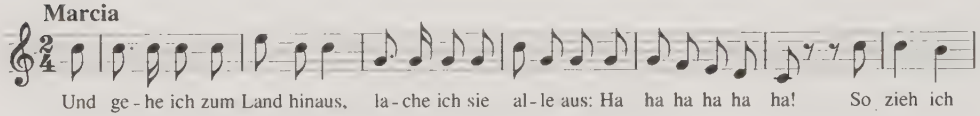
Valse

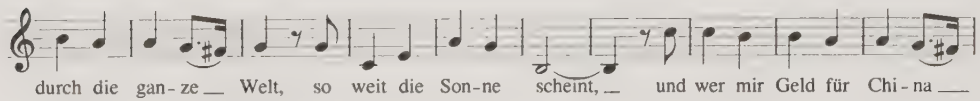


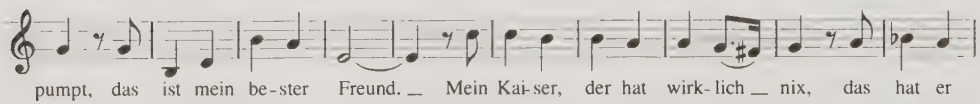


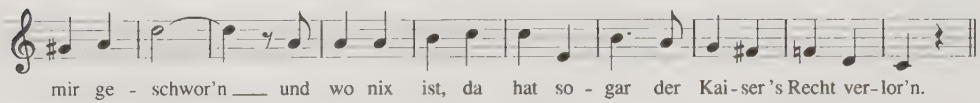


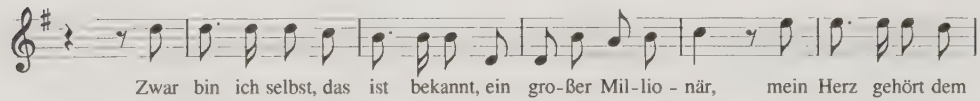
Marcia

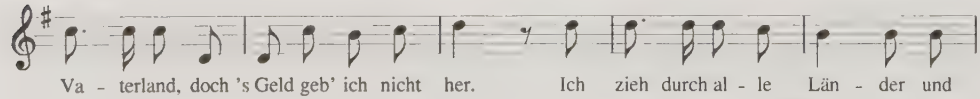


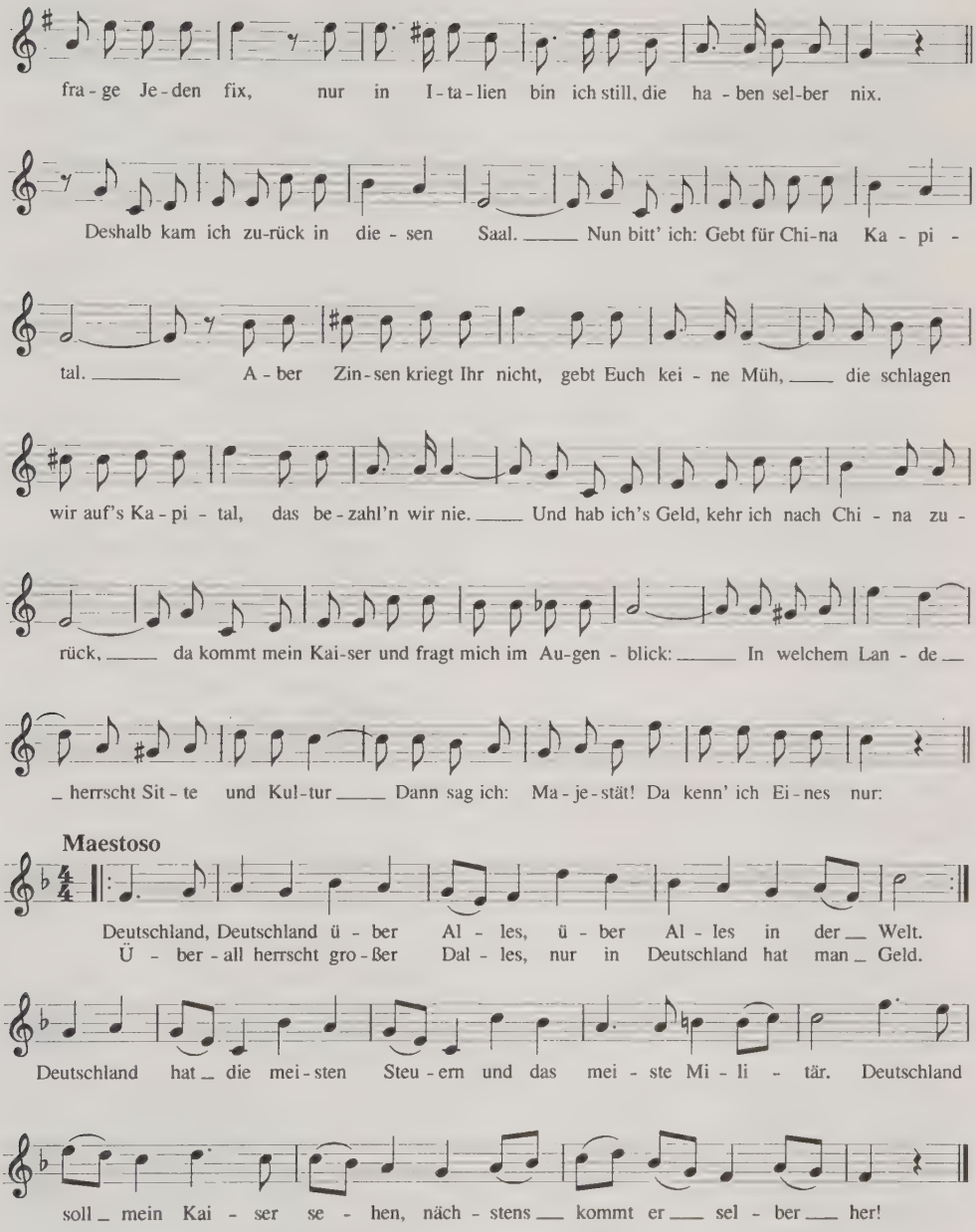












1. Freuet Euch, Ihr lieben Leute,
Daß ich zu Euch komme heute.
Meine Heimat liegt noch hinter Palästina:
Denn ich bin der große Li-Hung-Tschang aus China.
Ja, ich bin ein Vice-König,
Und das ist fürwahr nicht wenig.
Schon von weitem, da erkennt mich wohl ein Jeder
An der gelben Jacke und der Pfauenfeder.

2. Doch diese gelbe Jacke
Trug ich nicht jederzeit;
Nein – bei dem Krieg mit Japan
Hatt' ich viel Herzeleid.
Man zog mir aus die Jacke,
Nun war ich übel dran,
Denn nun war ich auf einmal
So'n ganzer kleiner Mann;

Jetzt war der Li-Hung-Tschang
Ein ganzer kleiner Mann.
Mein Kaiser war mir böse,
Weil China nicht gewann.
So'n ganzer großer Mann.
Jetzt ist der Li-Hung-tschang.

3. Doch nach dem Krieg, da bracht' man
Die Jacke mir herbei –
Sie war ganz frisch gebügelt,
Sie war so gut wie neu.
Mein Kaiser zog mir selber
Die Jacke wieder an.
Nun wurde ich wie früher
So'n ganzer großer Mann.
Jetzt ist der Li-Hung-Tschang
So ein ganz großer Mann;
Man sieht mir die Blamage
Von früher nicht mehr an.

4. Drum dacht' ich – du machst dich
Ganz leise – auf die Reise –
Dann sieht ein Jedermann:
Und als ich – nun anfring
Und wegging – von Nanking
Nach Peking – da sagte
Mein Kaiser noch zu mir:
Mein lieber Li:
Vergiß mich nie!
Mein lieber Hung:
Sei auf dem Sprung!
Mein lieber Tschang:
Bleib nicht zu lang,
Sonst wird mir bang'
Um meinen Li-Hung-tschang!

5. Nun zog der große Li-Hung-Tschang
In alle Welt umher;
Der schöne Name Li-Hung-tschang
Der ward jetzt populär.
Man sagte sich: Der Li-Hung-tschang
Der hat 'ne Menge Geld:
Doch Li-Hung-tschang, der Li-Hung-tschang
Hat nirgends was bestellt.

6. Zuerst sah man mich zieh'n
Zur schönen Stadt Berlin.
Ich ging zur Ausstellung
Und ganz Berlin war auf dem Sprung.
Hierauf zog ich im Nu
Hinaus nach Friedrichsruh,
Wo ich den Bismarck sah,
Und fröhlich rief ich da.
Ja, so zwei, wie wir zwei,
Giebts keine zwei mehr.
Wir trugen alle beide
Die Jacken nicht mehr;
In früherem Glanze
Erstrahlen wir heut,
Denn wir sind doch zwei ordentliche Leut'.

7. Von Friedrichsruh indessen
Zog ich zum Krupp nach Essen,
Der mich zum Essen lud.
Das Essen war sehr gut:
Jedoch mit den Kanonen
Soll mich der Krupp verschonen.
Ich zog mit frohem Sinn
Sofort nach Hamburg hin.
Dort sah ich im Cirkus Renz die Balleteusen;
Ach! das wär so was für uns Chinesen.
Die schönste Balleteuse nehm' ich mit auf meine Tour
Und stell sie meinem Kaiser
auf den Tisch als Nippfigur.

8. Und so zieh' ich durch die Welt,
Hab' meine Sach' auf nichts gestellt:
Jedes Land, in dem ich bin,
Stell' ich als das beste hin.
Ueberall, da sag ich gleich:
Ja, dies ist das beste Reich!
Komm' ich in ein andres an,
So sag' ich ganz dasselbe dann;
Noch einmal, noch einmal, noch einmal
Sage ich dasselbe dann:
Und gehe ich zum Land hinaus,
Lache ich sie alle aus.
Ha ha ha ha ha ha!

9. So zieh' ich durch die ganze Welt,
So weit die Sonne scheint,
Und wer mir Geld für China pumpt,
Der ist mein bester Freund.
Mein Kaiser, der hat wirklich nix,
Das hat er mir geschwor'n,
Und wo nix ist, da hat sogar
Der Kaiser 's Recht verlor'n.
Zwar bin ich selbst – das ist bekannt –
Ein großer Millionär,
Mein Herz gehört dem Vaterland,
Doch 's Geld geb' ich nicht her.
Ich zieh' durch alle Länder
Und frage jeden fix;
Nur in Italien bin ich still,
Denn die hab'n selber nix.

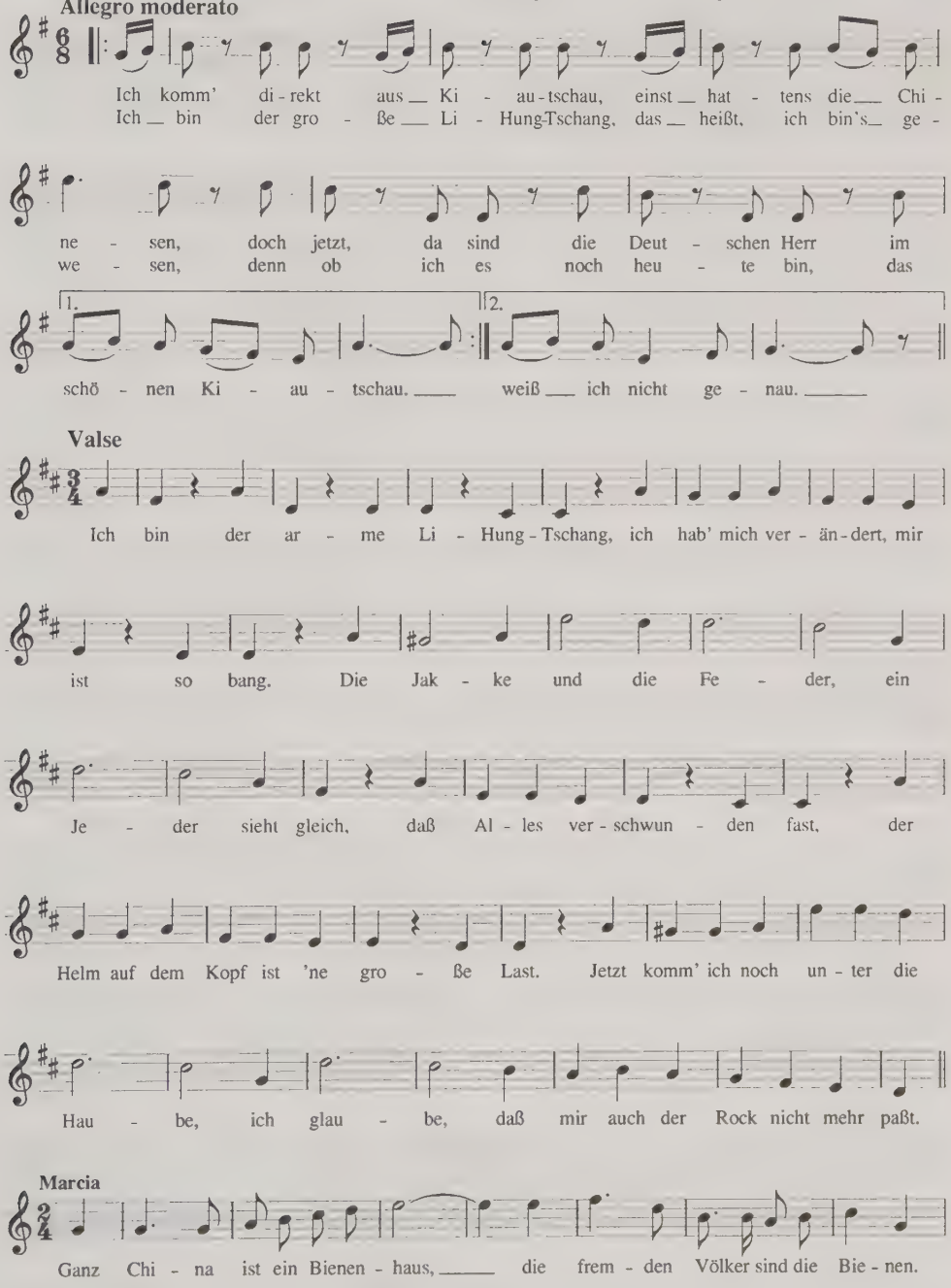
10. Deshalb kam ich zurück in diesen Saal.
Nun bitt' ich: Gebet für China Kapital;
Aber Zinsen kriegt Ihr nicht – gebt Euch keine Müh'
Die schlag'n wir auf's Kapital, das bezahl'n wir nie.
Und hab' ich's Geld, kehr ich nach China zurück.
Da kommt mein Kaiser und fragt mich im Augenblick,
In welchem Lande herrscht Sitte und Kultur?
Dann sag' ich: Majestät! Da kenn' ich Eines nur:

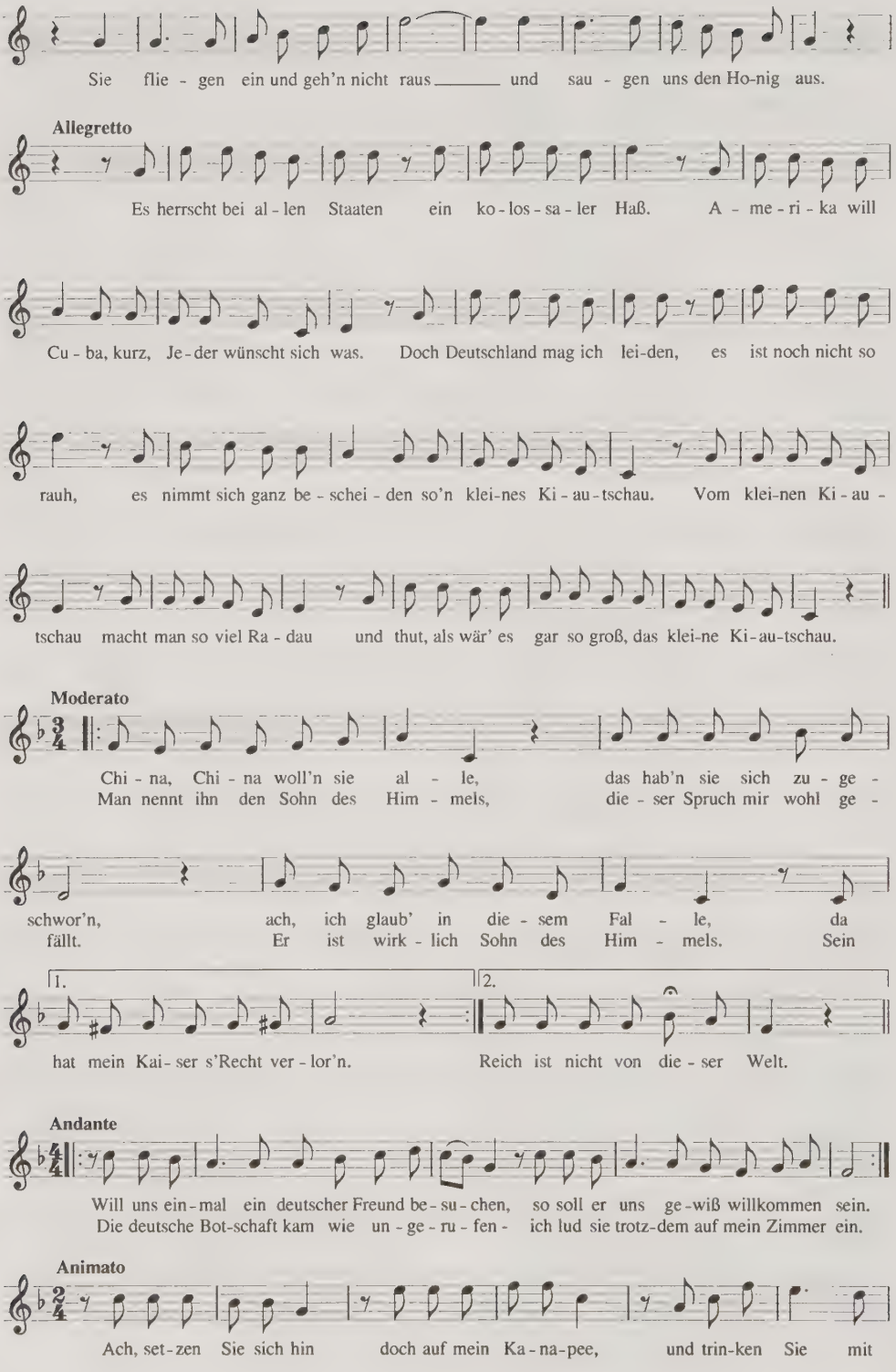
11. Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt.
Ueberall herrscht großer Dalles,
Nur in Deutschland hat man Geld.
Deutschland hat die meisten Steuern
Und das meiste Militär!
Deutschland soll mein Kaiser sehen,
Nächstens kommt er selber her!

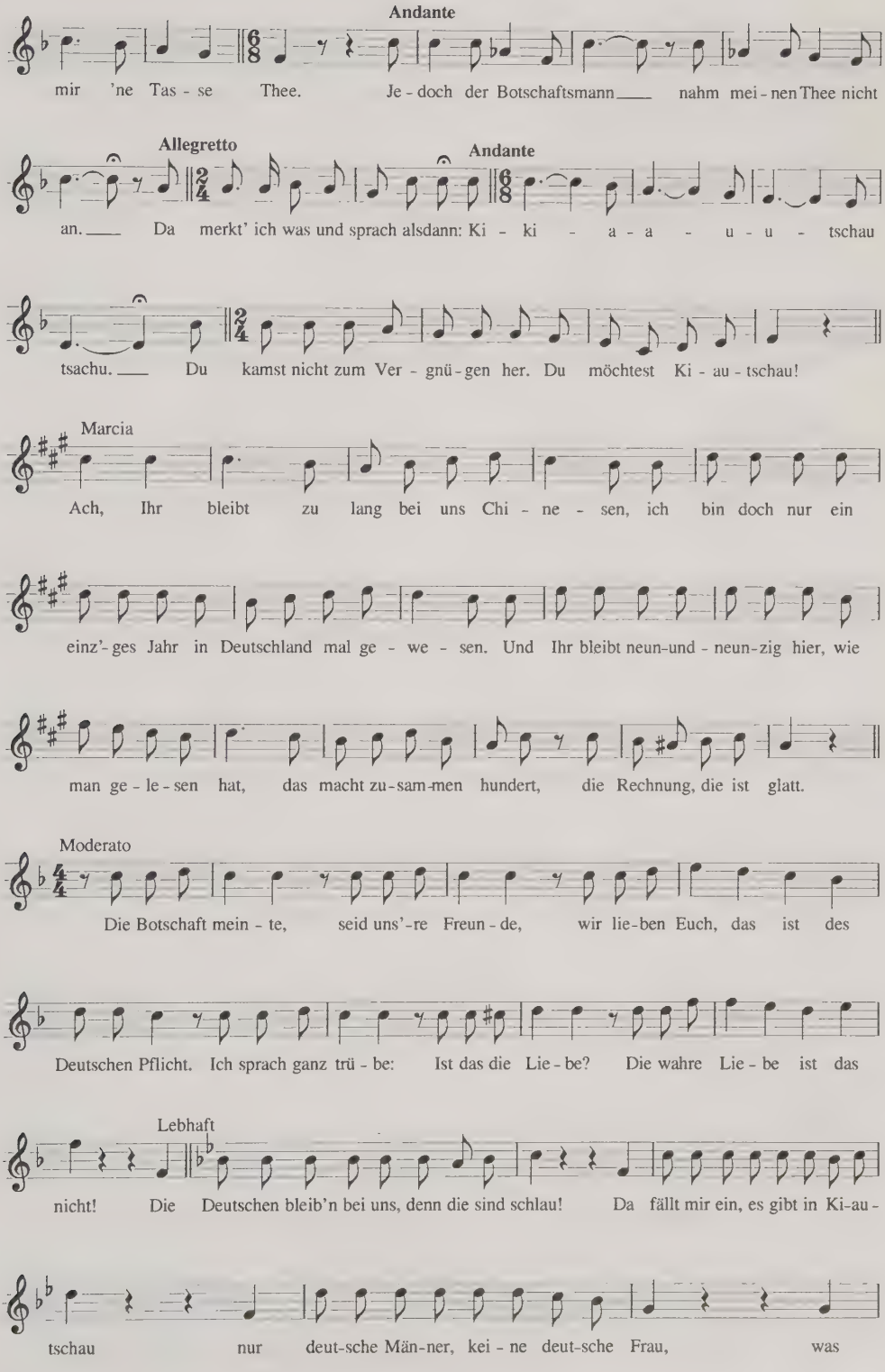
Beispiel 451[1723]

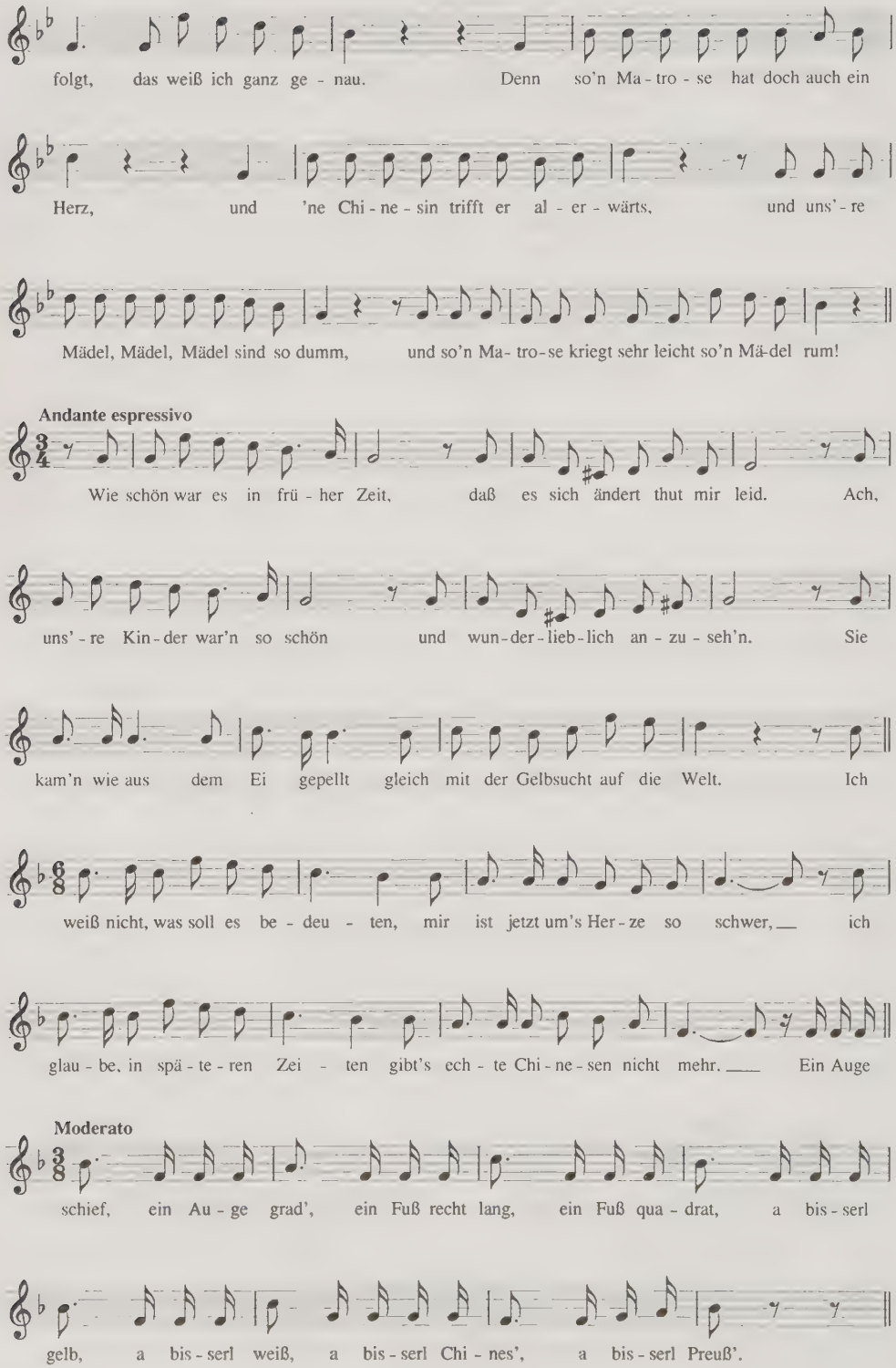
Li Hung Tschang in Kiautschau

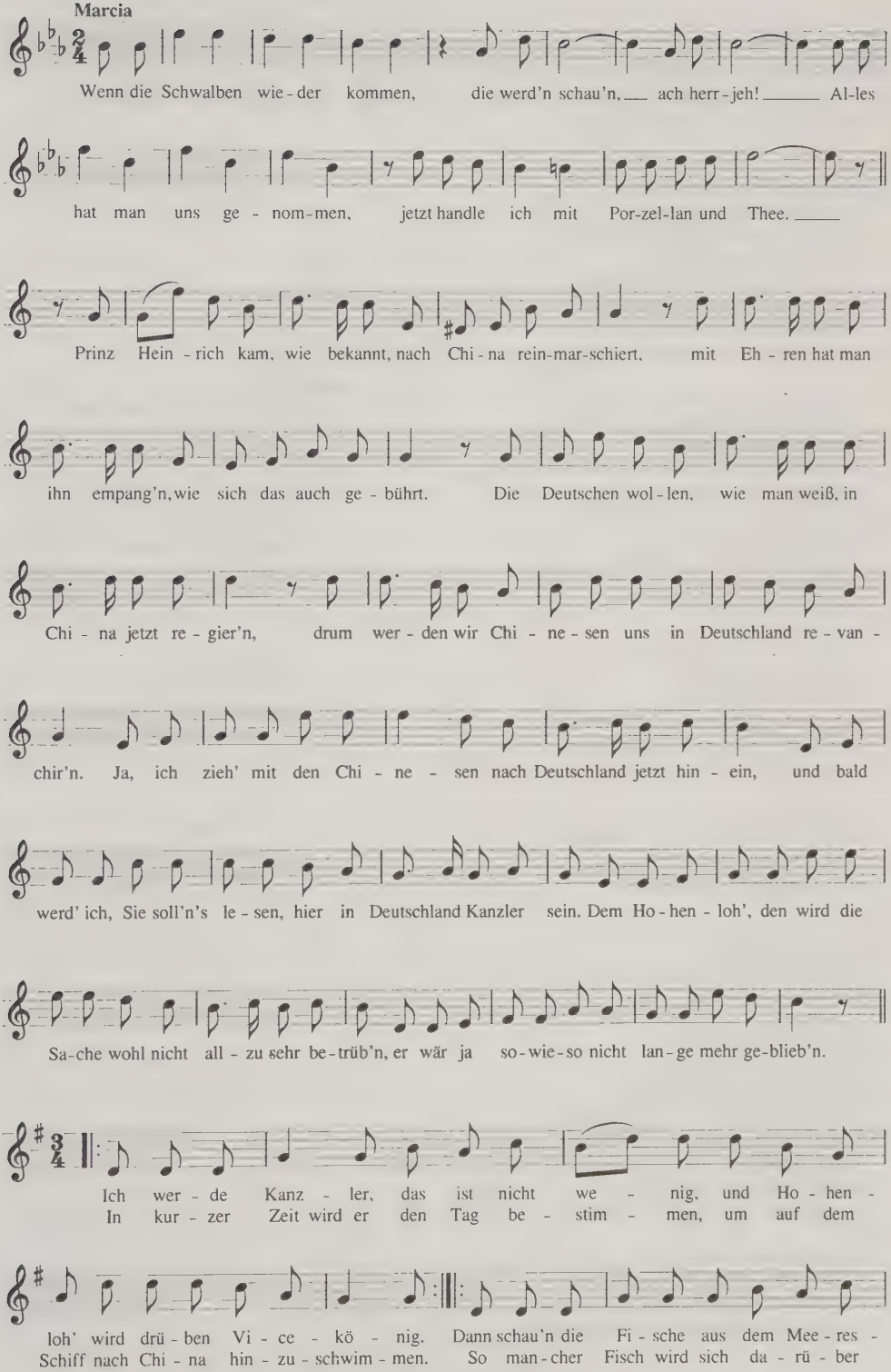
Worte: Otto Reutter / Melodie: Potpourri aus elf Liedern
Quelle: Kopie der Musikabteilung der Staatsbibliothek Berlin

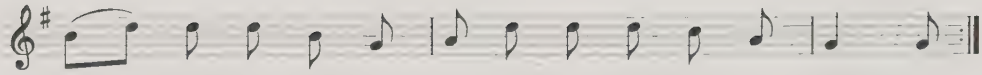



Sie flie - gen ein und geh'n nicht raus und sau - gen uns den Ho-nig aus.
Allegretto
Es herrscht bei al - len Staaten ein ko - los - sa - ler Haß. A - me - ri - ka will
Cu - ba, kurz, Je - der wünscht sich was. Doch Deutschland mag ich lei-den, es ist noch nicht so
rauh, es nimmt sich ganz be - schei - den so'n klei-nes Ki - au - tschau. Vom klei-nen Ki - au -
tschau macht man so viel Ra - dau und thut, als wär' es gar so groß, das klei-ne Ki-au-tschau.
Moderato
Chi - na, Chi - na woll'n sie al - le, das hab'n sie sich zu - ge -
Man nennt ihn den Sohn des Him - mels, die - ser Spruch mir wohl ge -
schwor'n, ach, ich glaub' in die - sem Fal - le, da
fällt. Er ist wirk - lich Sohn des Him - mels. Sein
1.
2.
hat mein Kai - ser s'Recht ver - lor'n. Reich ist nicht von die - ser Welt.
Andante
Will uns ein - mal ein deutscher Freund be - su - chen, so soll er uns ge - wiß willkommen sein.
Die deutsche Bot-schaft kam wie un - ge - ru - fen - ich lud sie trotz-dem auf mein Zimmer ein.
Animato
Ach, set - zen Sie sich hin doch auf mein Ka - na - pee, und trin-ken Sie mit


Andante
mir 'ne Tas - se Thee. Je - doch der Botschaftsmann nahm mei - nen Thee nicht
Allegretto
Andante
an. Da merkt' ich was und sprach alsdann: Ki - ki - a - a - u - u - tschau
tsachu. Du kamst nicht zum Ver - gnü - gen her. Du möchtest Ki - au - tschau!
Marcia
Ach, Ihr bleibt zu lang bei uns Chi - ne - sen, ich bin doch nur ein
einz'-ges Jahr in Deutschland mal ge - we - sen. Und Ihr bleibt neun-und - neun-zig hier, wie
man ge - le - sen hat, das macht zu - sam-men hundert, die Rechnung, die ist glatt.
Moderato
Die Botschaft mein - te, seid uns'-re Freun - de, wir lie-ben Euch, das ist des
Deutschen Pflicht. Ich sprach ganz trü - be: Ist das die Lie - be? Die wahre Lie - be ist das
Lebhaft
nicht! Die Deutschen bleib'n bei uns, denn die sind schlau! Da fällt mir ein, es gibt in Ki-au -
tschau nur deut-sche Män-ner, kei - ne deut-sche Frau, was


folgt, das weiß ich ganz ge - nau. Denn so'n Ma - tro - se hat doch auch ein
Herz, und 'ne Chi - ne - sin trifft er al - er - wärts, und uns' - re
Mädel, Mädel, Mädel sind so dumm, und so'n Ma - tro - se kriegt sehr leicht so'n Mä-del rum!
Andante espressivo
Wie schön war es in frü - her Zeit, daß es sich ändert thut mir leid. Ach,
uns' - re Kin - der war'n so schön und wun - der - lieb - lich an - zu - seh'n. Sie
kam'n wie aus dem Ei gepellt gleich mit der Gelbsucht auf die Welt. Ich
weiß nicht, was soll es be - deu - ten, mir ist jetzt um's Her - ze so schwer, ich
glau - be, in spä - te - ren Zei - ten gibt's ech - te Chi - ne - sen nicht mehr. Ein Auge
Moderato
schief, ein Au - ge grad', ein Fuß recht lang, ein Fuß qua - drat, a bis - serl
gelb, a bis - serl weiß, a bis - serl Chi - nes', a bis - serl Preuß'.


Marcia
Wenn die Schwalben wie-der kommen, die werd'n schau'n, ach herr-jeh! Al-les
hat man uns ge-nom-men, jetzt handle ich mit Por-zel-lan und Thee.
Prinz Hein-rich kam, wie bekannt, nach Chi-na rein-mar-schiert, mit Eh-ren hat man
ihn empang'n, wie sich das auch ge-bührt. Die Deutschen wol-len, wie man weiß, in
Chi-na jetzt re-gier'n, drum wer-den wir Chi-ne-sen uns in Deutschland re-van-
chir'n. Ja, ich zieh' mit den Chi-ne-sen nach Deutschland jetzt hin-ein, und bald
werd' ich, Sie soll'n's le-sen, hier in Deutschland Kanzler sein. Dem Ho-hen-loh', den wird die
Sa-che wohl nicht all-zu sehr be-trüb'n, er wär ja so-wie-so nicht lan-ge mehr ge-blieb'n.
Ich wer-de Kanz-ler, das ist nicht we-nig, und Ho-hen-
In kur-zer Zeit wird er den Tag be-stim-men, um auf dem
loh' wird drü-ben Vi-ce-kö-nig. Dann schau'n die Fi-sche aus dem Mee-res-
Schiff nach Chi-na hin-zu-schwim-men. So man-cher Fisch wird sich da-rü-ber



1. Ich komm' direkt aus Kiautschau,
   Einst hattens die Chinesen,
   Doch jetzt, da sind die Deutschen Herr
   Im schönen Kiautschau.
   Ich bin der große Li-Hung-Tschang,
   Das heißt, ich bin's gewesen,
   Denn ob ich es noch heute bin,
   Das weiß ich nicht genau.

2. Ich bin der arme Li-Hung-Tschang,
   Ich hab' mich verändert, mir ist so bang.
   Die Jacke und die Feder,
   Ein Jeder sieht gleich, daß Amerika will Cuba,
   Kurz, Jeder wünscht sich was.
   Doch Deutschland mag ich leiden,
   Es ist noch nicht so rauh,
   Es nimmt sich ganz bescheiden
   So'n kleines Kiautschau.
   Vom kleinen Kiautschau
   Macht man so viel Radau
   Und thut als wär' es gar so gross,
   Das kleine Kiautschau.
   Alles verschwunden fast
   Der Helm auf dem Kopf ist 'ne große Last.
   Jetzt komm' ich noch unter die Haube,
   Ich glaube, daß mir auch der Rock nicht mehr paßt.

3. Ganz China ist ein Bienenhaus,
   Die fremden Völker sind die Bienen.
   Sie fliegen ein und geh'n nicht raus
   Und saugen uns den Honig aus.

4. Es herrscht bei allen Staaten
   Ein kolossaler Hass.
   Ich sprach ganz trübe: Ist das die Liebe?
   Die wahre Liebe ist das nicht!

5. China, China woll'n sie alle,
   Das hab'n sie sich zugeschwor'n,
   Ach, ich glaub' in diesem Falle,
   Da hat mein Kaiser 's Recht verlor'n.
   Man nennt ihn den Sohn des Himmels
   Dieser Spruch mir wohlgefällt.
   Er ist wirklich Sohn des Himmels:
   Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

6. Will uns einmal ein deutscher Freund besuchen,
   So soll er uns gewiss willkommen sein.
   Die deutsche Botschaft kam wie ungerufen,
   Ich lud sie trotzdem auf mein Zimmer ein.

7. Ach setzen Sie sich hin doch auf mein Kanapee,
Und trinken Sie mir 'ne Tasse Thee.
Jedoch der Botschaftsmann nahm meinen Thee nicht an.

gesprochen
Erst abwarten, dann Thee trinken! Sagt er.

wieder gesugen
Da merkt' ich was und sprach alsdann:
Ki-ki-a-a-u-u-tschau-tschau.
Du kamst nicht zum Vergnügen her.
Du möchtest Kiautschau.

8. Ach, Ihr bleibt zu lang bei uns Chinesen,
Ich bin doch nur ein einzig's Jahr in Deutschland mal gewesen.
Und ihr bleibt neun und neunzig hier, wie man gelesen hat,
Das macht zusammen hundert, die Rechnung, die ist glatt.

9. Die Botschaft meinte, seid uns're Freunde,
Wir lieben Euch, das ist des Deutschen Pflicht.

10. Die Deutschen bleib'n bei uns, denn die sind schlau,
Da fällt mir ein, es giebt in Kiautschau nur
deutsche Männer, keine deutsche Frau,
Was folgt, das weiß ich ganz genau.
Denn so'n Matrose hat doch auch ein Herz,
Und 'ne Chinesin trifft er allerwärts,
Und unsre Mädel, Mädel, Mädel sind so dumm,
Und so'n Matrose kriegt sehr leicht so'n Mädel rum!

11. Wie schön war es in frührer Zeit,
Daß es sich ändert, thut mir leid.
Ach unsre Kinder war'n so schön
Und wunderlieblich anzuseh'n.
Sie kam'n wie aus dem Ei gepellt.
Gleich mit der Gelbsucht auf die Welt.

12. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Mir ist jetzt um's Herze so schwer,
Ich glaube, in späteren Zeiten
Giebt's echte Chinesen nicht mehr.

13. Ein Auge schief, ein Auge grad',
Ein Fuß recht lang, ein Fuß quadrat,
A bisserl gelb, a bisserl weiß,
A bisserl Chines', a bisserl Preuss!

14. Wenn die Schwalben wiederkommen,
Die werd'n schau'n, – ach herrje!
Alles hat man uns genommen,
Jetzt handle ich mit Porzellan und Thee.

15. Prinz Heinrich kam, wie bekannt,
China reinmarschirt,
Mit Ehren hat man ihn empfang'n,
Wie sich das auch gebührt.
Die Deutschen wollen, wie man weiß
In China jetzt regier'n,
Drum werden wir Chinesen uns
In Deutschland revanchir'n.

Ja, ich zieh mit den Chinesen
Nach Deutschland jetzt hinein,
Und bald werd' ich, Sie soll'n's lesen,
Hier in Deutschland Kanzler sein.
Dem Hohenloh', den wird die Sache
Wohl nicht allzusehr betrüb'n,
Er wär ja so wie so
Nicht lange mehr geblieben.

16. Ich werde Kanzler, das ist nicht wenig,
Und Hohenloh' wird drüben Vicekönig.
In kurzer Zeit wird er den Tag bestimmen
Um auf dem Schiff nach China hinzuschwimmen.
Dann schau'n die Fische aus dem Meeresgrunde,
Schau'n auf den Hohenloh' mit off'nem Munde.
So mancher Fisch wird sich darüber wundern,
Ich glaub', da wundern sich sogar die Flundern.

Unter den Klängen „Ich bin ein Preusse" marschiert der Vortragende eventuell ab

In den Liedern Nr. 450 **„Li-Hung-Tschang"** sowie Nr. 451 **„Li-Hung-tschang in Kiautschau"** schlüpft Otto Reutter in die Person des chinesischen Diplomaten und Spitzenpolitikers Li-Hungtschang *oder* Li Hung-chang, um unter anderem auch auf die gegenwärtige Politik des Deutschen Reiches in den 1890er Jahren hinzuweisen und – wenn auch nur verhalten und formal manchmal ein wenig unbedarft – kritische Töne zur deutschen Kolonialpolitik anzubringen. Nr. 451 glossiert den Staatsbesuch des damaligen Generalgouverneurs der Chinesen bei Kaiser Wilhelm II. 1895 in Berlin. Li-Hungtschang war am 15.2.1832 in Hope/ Provinz Anhwei geboren worden und starb am 17.11.1901 in Peking, wo er kurz zuvor noch den Vertrag mit den europäischen Mächten sowie den USA und Japan unterzeichnet hatte, der den Boxeraufstand abschloß. Schon im Jahre 1862 wurde Li-Hungtschang Gouverneur von Kiangsu, zwei Jahre später zum Generalgouverneur der beiden Kiangprovinzen, 1870 schließlich Vizekönig von Tschili. Er war schon unter seinen Zeitgenossen „bekannt wegen seiner geschäftlichen Machenschaften und seiner ‚Privatdiplomatie' mit Europäern". [1724] Nach dem chinesisch-japanischen Krieg, der im Jahre 1894 um den Einfluß in Korea ausgebrochen war und bei dem das Reich des Mitte unterlegen war, vertrat er China bei den Friedensverhandlungen von Schimosoneki. Peking mußte die „Unabhängigkeit" Koreas anerkennen und Taiwan, das erst 1683 von China erobert worden war an das siegreiche Japan abtreten.
China war seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts endgültig zu einem bloßen Spielball auswärtiger Nationen geworden. Dem hatten die Mandschu-Kaiser aus der Ts'ing-Dynastie, die von 1644 bis 1911 über das Reich herrschten, nichts entgegenzusetzen. So wurde das Land im Opium-Krieg der Jahre 1840-1842 gezwungen, die Häfen Kanton, Amoy, Ningpo (Yinsien), Futschou und Schanghai dem europäischen Handel zu öffnen. Unter dem Einfluß westlicher Ideen entstanden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verschiedene revolutionäre und reformerische Bewegungen. England und Frankreich nutzten die nicht zuletzt auch aus den inneren Zwistigkeiten herrührende Schwäche Chinas im Lorcha-Krieg (1856-1860) zu erneuten Forderungen aus und unterstützten im Austausch dafür die Mandschu-Regierung bei der Niederwerfung der Rebellionen. 1898 mußte China an das Deutsche Reich Kioutschou, an England Weihaiwei, an Frankreich Kuangtschouwan und an Rußland Süd-Liaotung verpachten. Im selben Jahr leitete Kaiser Kuangsü unter der Führung Kang-Yuweis überstürzt mehrere Reformen ein, die seine Position weiterhin schwächten, 1903 wurde beispielsweise das traditionelle literarische Prüfungssystem, das Fundament des chinesischen konfuzianischen Beamtenstaates, aufgehoben. In den Jahren von 1899 bis 1901 kam es zum Boxeraufstand, einem christen- und fremdenfeindlichen Aufruhr in Nordostchina, der von einer bereits um 1770 gegründeten Geheimgesellschaft, den Boxern entfacht wurde und schließlich von einem internationalen Expeditionskorps niedergeworfen wurde.[1725]
Otto Reutter zeichnet seinen Vice-König Li-Hung-Tschang als einen typischen Mandarin mit all seinen Attributen, der „gelben Jacke und der Pfauenfeder"[1726] deren er nach Lied Nr. 451 als für den Friedensabschluß nach dem Krieg mit Japan mitverantwortlicher Politiker zeitweise verlustig ging (Str. 2: „Man zog mir aus die Jacke, / Nun war ich übel dran – / Denn nun war ich auf einmal / So'n ganzer kleiner Mann; / (...) Mein Kaiser war mir böse, / Weil China nicht gewann"). Schon bald aber konnte er das Vertrauen seines Monarchen wiedergewinnen und wurde auf diplomatische Mission nach Europa entsandt, wo er unter anderem auch in Berlin bei Kaiser Wilhelm vorstellig wurde. Ebenso wurde er vom früheren Reichskanzler Otto von Bismarck empfangen, der – ebenso wie er zeitweilig – „die Jacke[1727] nicht mehr" trug, d.h. im Ruhestand war und besichtigte die Kruppsche Waffenfabrik in Essen, ohne daß es hier jedoch zu einem Handelsabschluß gekommen wäre. Nach einem Abstecher in verschiedene andere Länder,

wo Li-Hungtschang sich ebenfalls vergeblich um finanzielle und auch sonstige Unterstützung für seine Heimat bemühte, – ausdrücklich erwähnt ist hier nur Italien – kehrte er vor seiner Rückreise in seine Heimat noch einmal kurz nach Deutschland zurück. In der letzten Strophe, einer Kontrafaktur auf „Deutschland, Deutschland über alles" – siehe hierzu auch die folgenden Ausführungen zu den verwendeten Melodien – spielt Otto Reutter noch einmal auf die Belastungen an, denen sich der deutsche Bürger mit der Zeit immer mehr ausgesetzt sah: „Deutschland hat die meisten Steuern / Und das meiste Militär", und die in den folgenden Jahren noch steigen sollten. „Die Leute vom Fiskus kannten die statistischen Zahlen und die Hausfrau merkte es am Portemonnaie: Infolge des Wettrüstens waren die Lebenshaltungskosten 1913 um ein Drittel gegenüber dem Jahre 1900 gestiegen. Durch eine Reichsfinanzreform im Jahre 1909 erhöhten sich die indirekten Steuern – vor allem auf Dinge des täglichen Bedarfs – um 25 bis 30 Prozent und die Einnahmen des Staates um jährlich 500 Millionen Mark".[1728]

Eingeleitet wird das Potpourri von einigen Takten des Trauermarsches aus der Sonate b-moll, op. 35 von Frederic Chopin, dem unter unterem dann Melodienteile aus Johann Lersvokjans „Margarethe-Marsch", aus Paul Linckes Gesangswalzer Opus 104 „Fritz, laß das Poussieren sein", aus dem seinerzeit viel gespielten „Junggesellen-Marsch" von Otto Teich sowie aus Schneiders „Unsere Jungens auf See" folgen. „Im Schlußteil seines zeitsatirischen Potpourris läßt er den chinesischen Mandarin, (...), eine neue Hymne auf Deutschland anstimmen, wohl mit der Melodie" von Joseph Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser", „die jeder Schuljunge kannte, aber mit einem neuen Wortlauf, zum erstenmal einem realistischen Text, wie man fand".[1729]

Lied 451 **„Li-Hung-Tschang in Kiautschau"** setzt sich mit der deutschen Landnahme in China und deren Folgen auseinander. Schon seit 1895, dem Jahr des Besuchs Li-Hungtschangs in Berlin, unternahm das Deutsche Reich immer wieder Versuche, an der chinesischen Küste ein Kohlebergwerk zu errichten, von dem aus die deutsche Flotte mit den dringend benötigten Brennmaterialien versorgt werden konnte. China wies diesbezügliche Forderungen zurück, jedoch nahm Deutschland die Ermordung zweier seiner Missionare im darauffolgenden Jahr zum Anlaß, Kriegsschiffe nach Ostasien zu entsenden und am 14. November 1897 ein 700 Mann starkes deutsches Expeditionskommando unter Admiral von Diederichs in der Bucht von Kioutschou zu landen. Das Kioutschou-Gebiet mit der Stadt Tsingtau wurde für einen Zeitraum von 99 Jahren gepachtet, ohne daß das Deutsche Reich sich zu irgendwelchen Gegenleistungen hätte verpflichten müssen. Vor diesem Hintergrund sind auch Otto Reutters Zeilen zu sehen, in denen sich Li-Hung-Tschang über das Schicksal der von den Deutschen okkupierten Provinz beklagt. „Die Jacke und die Feder", Zeichen seiner Mandarins- und Generalgouverneurswürde, sind fast ganz verschwunden und haben dem deutschen Helm Platz gemacht, den Li-Hung-Tschang als große Last empfindet. Im Folgenden wird darauf eingegangen, daß „ganz China (...) ein Bienenhaus" geworden sei, in dem „die fremden Völker (...) die Bienen" seien. („Sie fliegen ein und geh'n nicht raus – / Und saugen uns den Honig aus".) In Strophe 10 beklagt Li-Hung-Tschang alias Otto Reutter die Dummheit der chinesischen Mädchen, die sich von den deutschen Matrosen nur zu leicht herumkriegen ließen, was zur Folge haben werde, daß es in späteren Zeiten überhaupt keine echten Chinesen mehr geben werde. Diese Zeilen tragen der oftmaligen schweren Pein und den Seelennöten der chinesischen Mädchen nicht Rechnung, die ihr Herz an einen deutschen Matrosen verloren und anschließend dessen Kind bekamen, ein Kind, das im Regelfall weder von der deutschen noch von der chinesischen Gesellschaft anerkannt wurde. Und wieviele Mädchen waren aus Not und Armut gezwungen, sich zu prostituieren und deutschen Matrosen oder Soldaten hinzugeben? Hinzu kamen später während des Expeditionszuges gegen die aufständischen Boxer und danach noch die zahlreichen Opfer von Vergewaltigungen, die ebenfalls von einem siegreichen Deutschen schwanger wurden.

Das Lied 451 ist ebenfalls ganz sicher noch in der Zeit kurz oder unmittelbar vor dem Boxeraufstand verfaßt worden, weil Reutter mit keinem Wort auf die militärischen Auseinandersetzungen und den Rachefeldzug der Alliierten gegen China eingeht, die die Öffentlichkeit sehr bewegten – und dies wohl nicht nur in Deutschland, wenn hier auch wegen der Ermordung des deutschen Gesandten die Wogen der Empörung besonders hoch schlugen.

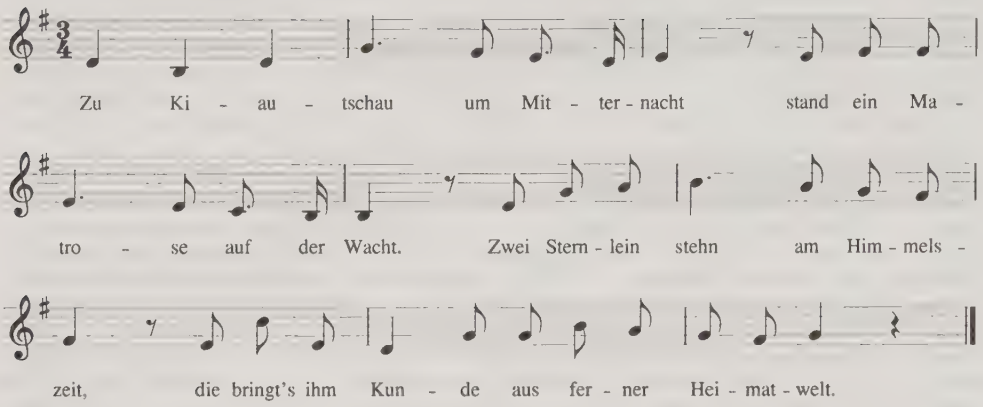
Bei dem in Strophe 11 erwähnten Prinzen Heinrich handelt es sich um Wilhelms II. Bruder, der im Jahre 1898 das Kommando über das Kreuzergeschwader in Ostasien übernahm und in seiner Eigenschaft als Kommandeur auch Tsingtau besuchte. Der in derselben Strophe genannte Hohenloh' ist Clemens Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey, von 1894 bis 1900 Reichskanzler. Er wurde am 13.3.1819 in Rotenburg an der Fulda geboren und starb am 16.7.1901 in Ragaz. Von 1866 bis 1870 bayerischer Ministerpräsident war er ein überzeugter Gegner des politischen Katholizismus und unterstützte die Gründung des Deutschen Reiches von 1871. Von 1874 bis 1885 war er dessen Botschafter in Paris, danach bis 1894 Statthalter in Elsaß-Lothringen, wobei er hier eine durchaus gemäßigte und versöhnliche Politik vertrat. Als Kanzler stand Hohenlohe außenpolitisch zwischen England und Rußland / Frankreich. Ihm trägt Reutter das Vizekönigtum in China an, während Li-Hungtschang dessen Rolle als Kanzler einnehmen werde.

Auch hier bedient sich Otto Reutter wieder bekannter Melodien, etwa von Franz von Suppés Ouvertüre zu „Leichte Kavallerie", „Mein Herz ist ein Bienenhaus", „Guter Mond, du gehst so stille", „Wie haben noch lange die Schnauze nicht voll" und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", die seine Texte tranportierten, um hier nur einige Beispiele zu benennen.

Beispiel 452[1730]

Kiautschau-Lied

Text: Anonym
Melodie: Argonnerwald-Lied



aus: Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. II, S. 485f

1. Zu Kiautschau um Mitternacht
Stand ein Matrose auf der Wacht.
Zwei Sternlein stehn am Himmelszelt,
Die bring'n ihm Kunde aus ferner Heimatwelt.

2. Die Liebste, die am Fenster steht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Denkt sie an den Geliebten heiß,
Den sie im fernen China weiß.

3. Sei ruhig still, Matrosenbraut,
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut,
Sei ruhig still, in Gottes Hut,
Dich liebt ein treues Matrosenblut.

4. Sterb' ich, die Büchse in der Hand,
Sterb' ich den Tod fürs Vaterland,
Gerecht ist nur der Tod im Krieg,
Ein jeder denkt wohl an sein fernes Lieb!

5. Zu Kiautschau um Mitternacht
Sagen zwei Herzen gute Nacht.
Wenn zweie auseinander gehen,
So sagen sie: „Lebe wohl, auf Wiedersehn"!

Wie Wolfgang Steinitz schreibt, kommt in diesem **„Kiautschou-Lied"** (Nr. 452) sehr deutlich „die nicht kriegsbegeisterte Stimmung der zur Niederhaltung des chinesischen Volkes nach Kiautschou geschickten Marinetruppen (...) zum Ausdruck.[1731] Das Kiautschou-Lied war vor 1914 bei den deutschen Matrosen sehr beliebt (...) und ist auch nach 1918 mehrfach als Volkslied aufgezeichnet worden".[1732]

Beispiel 453

Mein deutsches Volk vernahmst du nicht den feigen Meuchelmord?

Worte: Anonym, 1900 / Melodie: nicht überliefert
Quelle: DVA A 139734. Abschrift aus dem handschriftlichen Liederbuch des Carl Franke, 12. Dragoner in Gnesen 1896-1906

1. Mein deutsches Volk vernahmst du nicht den feigen Meuchelmord?
Es pflanzt sich ein Entrüstungsschrei durch Deutschlands Gaue fort.
Im fernen China schießt empor des Aufruhrs wilde Saat,
Und ihrer giftgen Fracht entsprießt die frevelhafte Tat.
Flieg auf, flieg ostwärts, Zollernaar! Hilf denen, die bedroht!
Es kämpft die kleine Heldenschaar für die Flagge schwarz-weiß-rot.

2. Verletzt hast du das Völkerrecht, du feige Boxerbrut,
Doch ungestraft vergießt man nicht einen Tropfen deutsches Blut.
Der Kaiser rief: Freiwillige vor! gabs je wohl schönern Lohn?
Denn vor trat da mit einem Schlag das ganze Bataillon.
Ja wo viel Heldenmut, da hat es keine Not,

3. Ein jedes deutsches Regiment schickt seine Helden hin,
Und unsere blauen Jungens ziehn voraus mit heiterm Sinn.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein, so tönt ihr froher Sang,
Wir stehen wie die Wacht am Rhein hier am Jangtsekiang.
Ging es zum Sturm, der Deutsche stets die Brust dem Feinde bot,
Von Pekings Mauern allvoran weht die Flagge schwarz-weiß-rot.

Wie Lied Nr. 453: **„Mein deutsches Volk vernahmst du nicht"** übermittelt, vernahm das deutsche Volk sie sehr wohl, die Nachricht von dem „feigen Meuchelmord" in China, die im Deutschen Reich eine Welle der Empörung auslöste, die auch vor der Provinz Posen, wo die 12. Dragoner des Übermittlers des obigen Textes stationiert waren, nicht haltgemacht hat. Der Hohenzollernadler wird beschworen, ostwärts zu fliegen, zu den in der britischen Botschaft in Peking eingeschlossenen und von den aufständischen Boxern belagerten Europäern und Amerikanern – insgesamt fast 1000 Weiße – und etwa 3000 mit ihnen verbündeten oder ihnen dienenden Chinesen. Ihnen standen etwa 25.000 Boxer gegenüber. Später genannte Zahlen von 100.000 Belagerern wird man mit Recht ins Reich der Legende verweisen dürfen, sie sollten die Heldenhaftigkeit der Belagerten unterstreichen.
Unerwähnt bleiben die Ursachen für die Ermordung von Kettelers, der sich durch sein arrogantes und provokantes Verhalten die besondere Feindschaft der aufständischen Boxer zugezogen hatte, hatte er doch ein junges Mitglied dieser Geheimgesellschaft grundlos verprügelt und dann der deutschen Gesandtschaftswache übergeben. In den Tagen kurz vor seiner Ermordung hatte der deutsche Gesandte mehrfach ohne Not auf Boxer und andere feindlich gesinnte Chinesen schießen lassen. Nicht zuletzt hatte von Ketteler seinen Tod dann selbst mit verschuldet, als er sich – um Mannhaftigkeit zu demonstrieren – ohne bewaffneten Schutz, nur in Begleitung seines Dolmetschers Cordes mit der Sänfte von der französischen Gesandtschaft aus zum chinesischen Außenministerium durchschlagen wollte. Im Deutschen Reich selbst meldeten sich auf die Nachricht von des Gesandten Ermordung etwa 120.000 Freiwillige (Str. 3: „Ein jedes deutsches Regiment schickt seine Helden hin, / Und unsre blauen Jungens ziehen voran mit heiterm Sinn"), aus deren Reihen etwa ein Zehntel für den Einsatz in Ostasien ausgewählt wurde. Kaiser Wilhelm selbst verabschiedete das „Ostasiatische Expeditionskorps" unter dem Oberbefehl des Grafen Alfred von Waldersee mit seiner in die Geschichte eingegangenen „Hunnenrede", in der er die Soldaten aufforderte, kein Pardon zu geben und keine Gefangenen zu machen.[1733]
Der Verfasser von „Mein deutsches Volk vernahmst du nicht" versichert das Vaterland noch der Treue und Tapferkeit der deutschen Soldaten (Str. 3: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, (...) / wir stehen wie die Wacht am Rhein hier am Jagtsekiang. / Ging es zum Sturm, der Deutsche stets die Brust dem Feinde bot") und verweist darauf, daß die deutsche Fahne siegreich über Pekings Mauern flattern werde.

Beispiel 454
China, ach China läßt mir keine Ruh

Worte: Anonym, aus Elberfeld / Melodie: nicht überliefert
Quelle: DVA B 6651. Aus Otto Schell: Volkslieder aus dem Bergischen. Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde Jg. 9 (1912)

1. China, ach China läßt mir keine Ruh;
Morgen marschieren wir nach China zu.

2. Bruder, ach Bruder, sie hab'n mich geschoss'n.
Bring mich geschwinde ins Lazarett
Daß meine Wunde verbunden wird.

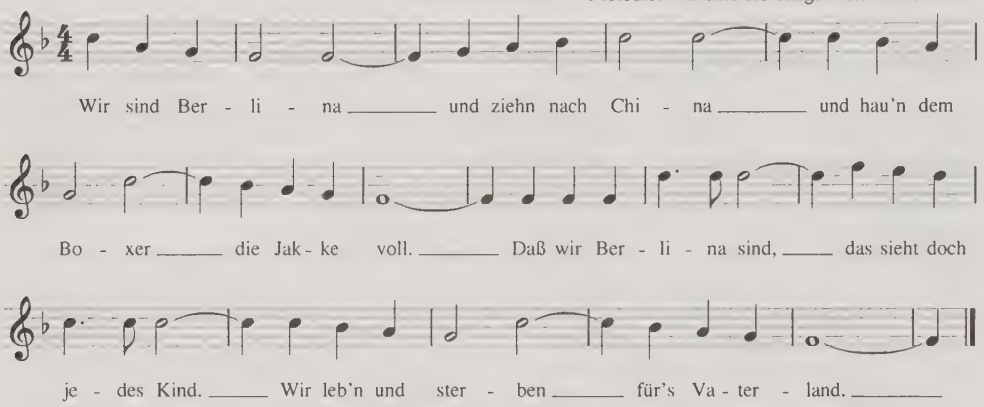
3. Bruder, ach Bruder, ich kann dir nicht helfen,
Helf dir der liebe, liebe, liebe Gott.
Morgen marschieren wir noch weiter fort.

Obwohl sich also viele Freiwillige zu dem ostasiatischen Racheunternehmen meldeten, und die allgemeine Begeisterung für diesen Vergeltungsfeldzug also sehr groß war, kamen in manch einem der Ausziehenden angesichts der ungewissen Zukunft fern der Heimat, wo einen eine feindliche Kugel oder ein feindlicher Säbelhieb ereilen konnte Bedenken und nicht ganz so optimistische Gedanken hoch. Schließlich bewegte man sich ja nicht in heimischen Gefilden, und die Sorge, schwerverwundet irgendwo am Wegesrand zurückgelassen zu werden, mag manch einen der zahlreichen Freiwilligen umgetrieben haben. Unser unbekannter Liedautor von Nr. 454: **„China, ach China läßt mir keine Ruh"** zumindest hat derartigen Gedanken Ausdruck gegeben.

Beispiel 455

Wir sind Berlina

Text: Anonym
Melodie: Wir sind die Sänger von Finsterwalde



aus: Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, Wien 1941, S. 84

Wir sind Berlina und ziehn nach China
Und hau'n dem Boxer die Jacke voll.
Daß wir Berliner sind, das sieht doch jedes Kind.
Wir leb'n und sterben für's Vaterland!

Nr. 455 **„Wir sind Berlina"** – auf die Melodie von „Wir sind die Sänger von Finsterwalde" gesungen – ist eine Umdichtung des folgendes Liedes, welches ein Jahr zuvor, zur Zeit des Burenkrieges 1899 in Berlin gesungen wurde. Aus den „Buren von Transvaals Fluren" wurden die „Berlina", die nach China ziehen und „dem Boxer die Jacke voll" hauen:

Wir sind die Buren von Transvaals Fluren,
Wir leb'n und sterben für's Vaterland.
Daß wir die Buren sind, das sieht doch jedes Kind.
Wir leb'n und sterben für's Vaterland.

Der gemütliche Jargon von **„Wir sind Berlina"** ist kaum in der Lage, das Ausmaß und die Brutalität der deutschen Straf- und Racheexpedition in China auch nur annähernd wiederzugeben. Die deutschen Besatzungstruppen unter Waldersee befolgten nur zu genau die Parole ihren obersten Kriegsherrn, „kein Pardon" zu geben; sie raubten, plünderten, brandschatzten, vergewaltigten und mordeten ohne Gnade, wobei auch zahlreiche Unschuldige ihrem Strafgericht zum Opfer fielen. Oftmals wurden nicht einmal Greise, Frauen und Kinder von ihnen verschont.[1734]

Anmerkungen

1263 zitiert nach Klaus *Schrenck* (Hrsg.): Auf den Barrikaden von Paris, S. 100.
1264 Vgl. hierzu die entsprechende Karikatur „Dropping The Pilot" in der englischen Satirezeitschrift „Punch" vom 29. März 1890. Siehe hierzu auch Herwig *Guratzsch* (Hrsg.): „Der Lotse geht von Bord". Zum 100. Geburtstag der weltberühmten Karikatur. (= Katalog einer Ausstellung des Wilhelm-Busch-Museums Hannover vom 11. November 1890 bis zum 20. Januar 1991), Bielefeld 1991.
1265 Siehe hierzu „Präsentierkrieg oder Staatsstreich – Alfred Graf von Waldersee", „Der große Plan – Alfred Graf von Schlieffen" sowie „Der Krieg ohne Feldherrn – Der jüngere Meltke und Falkenhayn 1906-1916". In: Walter Görlitz: Geschichte des deutschen Generalstabes, S. 105-121, S. 122-145 und S. 146-190.
1266 Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags der deutschen Volkes, Bd. IV S. 313.
1267 Ch. Th. *Müller*: Begegnungen und Erlebnisse in siebzig Lebensjahren. Berlin 1963, S. 25f., hier zitiert nach Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 325.
1268 Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 344.
1269 Wilhelm *von Bredow*: Moderner Militarismus, S. 32ff.
1270 Ebenda, S. 34.
1271 Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 324.
1272 Reichsverfassung, Art. 63, zitiert nach E. R. *Huber* (Hrsg.): Dokumente zur Deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. II 1964, S. 302.
1273 Gerhard A. *Ritter*/Jürgen *Kocka*: Deutsche Sozialgeschichte, S. 221.
1274 Hans-Unrich *Wehler*: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918, 2. durchges. Aufl. Göttingen 1975, S. 154.
1275 Ebenda, S. 158.
1276 Handbuch für Sozialdemokratische Wähler, Berlin 1898, zitiert bei Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 314.
1277 Ebenda, S. 329.
1278 H. G. *Dikreiter*: Vom Waisenhaus zur Fabrik. Berlin 1914, S. 27-30, zitiert nach Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 330.
1279 Ebenda, S. 331. Kuczynski zitiert hier H. A. *Bueck*: Der Centralverband Deutscher Industrieller, Bd. 2 Berlin 1902, S. 209.
1280 Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Berlin 1930, S. 533. Der Bericht eines ausländischen Beobachters vermag den Eindruck der paradesüchtigen Berliner Bevölkerung ein wenig zu relativieren: „Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage: Berlin war früher nur eine große Kaserne, heute aber ist es ein riesiger Basar, der in Kasernen abgehalten wird. Nichtsdestoweniger aber fühlt man nach und nach die Wichtigkeit alles dessen, was Uniform trägt. Der Kaiser selbst ist vor allem Soldat, der in erster Linie für die Uniform, für Pferde, Paraden und das frische Leben und Treiben in freier Luft schwärmt. Die Folge davon ist, daß das Militärische direkt oder indirekt die Stadt regiert. Wer könnte sich darüber wundern? (...) Diese spottsüchtige, unbotmäßige Bevölkerung erträgt keinerlei Joch, ohne ihre Witze darüber zu machen. Das Joch des Militarismus hat also keine Sympathien. Außerdem ist der Berliner schon um seiner Selbstgefälligkeit wenig geneigt, die Nachbarschaft von Leuten zu ertragen, deren Beruf in armseligem Ruhme und Gepränge gipfelt. Vor fünfzig Jahren nannte er die Offiziere ‚nichtsthuende Bummler', und von dieser Anschauung ist er kaum zurückgekommen. (...) Mit Bitterkeit betrachtet er die Taler, die er aus der Tasche holen muß, um den Frieden Europas zu sichern. (...) Ich sage nicht, daß der echte Berliner ein schlechter Soldat sei. Einmal in Reih und Glied, fügt er sich ohne große Umstände und konzentriert alle seine Intelligenz auf die Schönheiten des Parademarsches. Hat er aber ein gewisses Alter erreicht, so schimpft er aus vollem Herzen auf die übertriebene Entwicklung des militärischen Regimes. Die Gaffer, welche im Tritt neben der aufziehenden Wache Unter den Linden herummarschieren, sind ebenfalls keine echten Berliner. Diese wenden vielmehr kaum den Kopf, um die von Straßenjungen und Provinzialen begleitete Truppe zu sehen. Obgleich die Spree-Athener ihren Spaß an der Entwicklung großer Truppenmassen haben, so lassen sie ihre Spottlust doch nicht dabei zu kurz kommen; über die aufziehende Wache reißen sie ihre blutigsten Witze", (zitiert in: Der Berliner zweifelt immer (hrsg.v.) H. *Knobloch*, Berlin 1979, S. 251, zitiert nach Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 333)
1281 Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 333.
1282 Hans-Ulrich *Wehler*: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, S. 164.
1283 Ebenda, S. 165: „Auch derartige Zahlen muß man sich klarmachen, den dahinter verborgenen Einfluß und Kollektivmentalität sich vergegenwärtigen, wenn man die Bedeutung des Militärs in der reichsdeutschen Gesellschaft mit seinen weitverzweigten Möglichkeiten abschätzen will".
1284 K. *Saul*: Der „Deutsche Kriegerbund". Zur innenpolitischen Funktion eines „nationalen" Verbandes im kaiserlichen Deutschland, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 6, 2/1969, S. 135-137, zitiert nach Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 327.
1285 Zur innenpolitischen Funktion des Militärs siehe auch S. 726ff. sowie S. 841ff. unserer Arbeit.
1286 Deutsche Sozialgeschichte, S. 223. Zu Bayern siehe Hermann *Rumschöttel*: Das bayerische Offizierskorps 1866-1914 (Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse Bayerns im Industriezeitalter), Berlin 1973.

1287 Deutsche Sozialgeschichte, S. 223.
1288 Ebenda, S. 223.
1289 Ebenda, S. 223.
1290 Siehe hierzu auch Hartmut John: Das Reservefliegerkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914. Ein sozialgeschichtlicher Beitrag zur Untersuchung der gesellschaftlichen Militarisierung im Wilhelminischen Deutschland, Bd. 224, Frankfurt a.M./New York 1981.
1291 Manfred *Messerschmidt*: Die Armee in Staat und Gesellschaft, S. 106.
1292 Deutsche Sozialgeschichte, S. 224. „Sie wohnten nach der Grundausbildung nicht in der Kaserne, sondern in Privatquartieren und erhielten spätestens vom 4. Monat an eine Sonderausbildung. Bei militärischer Befähigung nach etwa neun Monaten zum Unteroffizier befördert, konnten nach Meinung ihrer Vorgesetzten geeignete Einjährige kurz vor Beendigung ihrer Dienstzeit sich einer Offiziersprüfung unterziehen. Die schließliche Ernennung zum Reserveoffizier hing von der Absolvierung von Übungen und von der Wahl durch das Offizierskorps eines Landwehrbezirks ab.
1293 Hellmut *von Gerlach*: Von Rechts nach Links, Neudruck Hildesheim 1978, S. 76f., hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 129f.
1294 Manfred *Messerschmidt*: Preußens Militär, S. 71f.
1295 Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. I S. 534.
1296 Ebenda, S. 534.
1297 Ebenda, S. 534.
1298 Moritz *Bromme*: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (Hrsg. u. eingel. v.) Paul *Göhre*, Jena und Leipzig 1905, zitiert nach Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. I S. 534f.
1299 Zitiert nach ebenda, S. 535.
1300 Franz *Rehbein*: Gesinde und Gesindel. Aus dem Leben eines Landarbeiters im wilhelminischen Deutschland, Berlin 1955.
1301 Ebenda, S. 177ff.
1302 Deutsche Militärgeschichte Bd. V S. 58. Hervorhebungen durch die Verfasser..
1303 1914 waren von insgesamt 10,4 Millionen Wehrpflichtigen rund 5,8 Millionen nicht ausgebildet. Vgl. ebenda, S. 52.
1304 Manfred *Messerschmidt*: Die Armee in Staat und Gesellschaft, in: Michael *Stürmer* (Hrsg.): Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870-1918, 1970, S. 89-118; hier S. 107.
1305 Siehe auch Edgar Graf *von Matuschka*: Organisationsgeschichte des Heeres 1890 bis 1918. In: Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648-1939, Bd. 3, Abschnitt V, (hrsg.) Militärgeschichtlichen Forschungsamt, München 1983, S. 157-279.
1306 Zu Bayern siehe auch Eugen *von Frauenholz*: Die Königlich Bayerische Armee von 1867 bis 1914 (Geschichte des Bayerischen Heeres, Bd. 8, München 1931.
1307 Deutsche Militärgeschichte Bd. IV, 2. Teil S. 355.
1308 Ebenda, S. 356.
1309 Ingolstadt ist die bayerische Militärstadt par excellence. In der geographischen Mitte des rechtsrheinischen Bayern gelegen, war es eine der beiden modernen Landesfestungen (bis 1919). An die Pioniere in Ingolstadt erinnert Marie Luise Fleißers gleichnamiges Theaterstück. Heute beherbergt Ingolstadt das Bayerische Armeemuseum.
1310 Nach 1272: Zur Heerausbildung und Entwicklung der einzelnen Waffengattungen sowie zu deren Uniformierung und Ausstattung siehe die entsprechenden Kapitel in Liliane u. Fred *Funcken*: Historische Uniformen... München 1997.
1311 Wir stützen uns dabei vor allem auf die folgenden Werke: Karl *von Seeger*: Marschallstab und Kesselpauke. Tradition und Brauchtum in der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee, Stuttgart 1941; Walter *Transfeld* u.a.: Wort und Brauch im deutschen Heer, Hamburg 6. Aufl. 1967; Uniformen der alten Armee, München o.J.; Albert *Seaton*: Die Armeen des deutschen Reiches 1870 bis 1888, Berlin 1980; Deutsche Militärgeschichte Bd. I-V; Der Große Brockhaus in 25 Bänden; sowie auf mündliche Überlieferung.
1312 „In der preußischen Garde – außer bei den Gardefüsilieren – und in allen Grenadierverbänden hießen die einfachen Soldaten Grenadiere. Lediglich im Füsilierregiment Nr. 108 wurden einfache Soldaten Jäger genannt, während sie in allen anderen Infanteriebataillonen die Bezeichnung Musketier führten, ausgenommen im Infanterieregiment Nr. 115, wo sie Gardesoldaten waren". (Albert *Seaton*: Die Armeen des Deutschen Reiches, S. 25)
1313 Nach Walter *Transfeld* u.a.: Wort und Brauch im deutschen Heer, S. 255 entstand der Name durch Maikäfersammelnde Jugendliche, die den Füsilieren beim Exerzieren zuschauten.
1314 Die Tradition ging bis ins 17. Jahrhundert zurück. 1674 teilte der Große Kurfürst jeder Kompanie einige mit Büchsen bewaffnete Jäger zu, die – nach Karl *von Seeger*: Marschallstab und Kesselpauke, S. 16 – „vorzugsweise die feindlichen Offiziere abschießen sollten. Auch im Krieg gegen die Schweden zog er Forstbeamte unter Führung ihrer Oberförster zur Landesverteidigung heran. Allein der Erfolg war nicht immer der gleichen. So liefen die Jäger bei Oranienburg mit der Begründung davon, daß sie keine Soldaten seien".
1315 „Das deutsche ‚Armeefahrrad' (mit starrem Rahmen) war ein solides widerstandsfähiges Gerät, jedoch, zumal bepackt, ziemlich schwer, und es konnte nicht wie die leichten französischen Klappräder, die auch in

Österreich und Italien eingeführt waren, in schwierigem Gelände vom Schützen auf dem Rücken getragen werden". (Deutsche Militärgeschichte, Bd. V S. 165)

1316 Ebenda, S. 159.

1317 Über das erste Garderegiment schimpfte *Bismarck*: „Das erste Garde-Regiment ist das militärische Mönchtum, der Korpsgeist bis zum Unsinn; (...) ich rate jeder ab, einen aus diesem Regiment zu heiraten, sie wird dienstlich geheiratet, dienstlich unglücklich gemacht, dienstlich in den Tod getrieben" (zitiert nach Georg *Kotowski* u.a. (Hrsg.): Das Wilhelminische Deutschland. Stimmen der Zeitgenossen, Frankfurt 1965 (Fischer-Tb 611), S. 83.) Den Generalstabschef Graf *Waldersee* stimmte die Exklusivität des Adels bedenklich: „Die Gardeinfanterie und -kavallerie, bald auch die Gardeartillerie besteht nur aus adligen Offizieren, ebenso eine große Anzahl Kavallerie- und einige Infanterie-Offizierskorps der Linie; umgekehrt gibt es viele Linienregimenter mit fast ausschließlich bürgerlichen Offizieren. Das ist in heutiger Zeit ein unhaltbarer Zustand, der nicht nur keinen vernünftigen Sinn hat, sondern sogar große Gefahren in sich birgt", (zitiert nach ebenda, S. 82).

1318 „Im Jahre 1824 erhielt das 1. Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam von Zar Alexander I. von Rußland Grenadiermützen verliehen. Als Vorbild wählte der Zar die Mützen seines Regiments Pawlowsk. (...) Als 70 Jahre später Kaiser Wilhelm II. dem 1. Garde-Regiment zu Fuß eine neue Garnitur Mützen in friderizianischer Form schenkte, erhielt das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 die Mützen in der Form der Pawlowskmützen. In der preußischen Garde hießen die Mützen wegen ihrer hohen Form Zuckerhut oder Hurratüte. (...) Ebenfalls aus der Urform der Zipfel- oder Zeltmütze entstand die Grenadierpelzmütze. (...) Auch sie finden wir in der deutschen Armee von 1914 vertreten. Die Pelzmütze war das stolze Abzeichen der von der 1. Kompanie des mecklenburgischen Grenadierregiments Nr. 89 gestellten Galawache" (Karl *von Seeger*: Marschallstab und Kesselpauke, S. 14).

1319 Hervorhebung durch die Autoren.

1320 Deutsche Militärgeschichte, Bd. V S. 170.

1321 Albert *Seaton*: Die Armeen des Deutschen Reiches 1870 bis 1888, S. 26.

1322 In Bayern war die Ulanka dunkelgrün, in Sachsen hellblau.

1323 An dem Streit um die Etymologie des Wortes „Husar" beteiligen wir uns ganz bewußt nicht.

1324 Durch das königliche Reskript vom 1. Juli 1822 waren die bayerischen Husarenregimenter in Chevaulegers-Regimenter eingegliedert worden. Vgl. Friedrich *Münich*: Geschichte der Entwickelung der bayerischen Armee seit zwei Jahrhunderten, München 1864 (Neudruck: Krefeld 1972), S. 271.

1325 Karl *von Seeger*: Marschallstab und Kesselpauke, S. 21.

1326 Walter *Transfeldt*: Wort und Brauch im deutschen Heer, S. 256f.

1327 Karl *von Seeger*: Marschallstab und Kesselpauke, S. 24.

1328 Deutsche Militärgeschichte Bd. V S. 182. Zu den Lage-Simulierungen im Manöver fällt uns die folgende hübsche Anekdote ein: Während eines Manövers kommt eine Infanterieeinheit an eine Brücke, an der ein Schild befestigt ist mit der Aufschrift: „Brücke gesprengt". Die Infanteristen marschieren in Reih und Glied singend über die Brücke. Der letzte von ihnen trägt ein Schild am Rücken mit der Aufschrift: „Wir schwimmen".

1329 Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 1 S. 61.

1330 Ebenda, S. 62.

1331 Ebenda, Bd. IV Teil 2 S. 355.

1332 Heinrich *Mann*: Der Untertan, Leipzig/Wien 1918, S. 50f.

1333 Franz *Berg*: Ein Proletarierleben, Frankfurt a.M., zitiert nach Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. I S. 535. Auszüge aus diesen Erinnerungen finden sich auch abgedruckt bei Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 303f. und S. 3297. Hier findet sich unter anderem eine interessante und lesenswerte Passage über Widerstandaktionen der geschundenen Soldaten (S. 327f.)

1334 W. *Reimers*: Durch die Drahtverhaue des Lebens, Dresden 1920, S. 58 und S. 60ff., zitiert nach Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 326.

1335 Aus Erich *Kästner*: Lärm im Spiegel (1929), zitiert nach Erich *Kästner*: Gesammelte Schriften für Erwachsene, Bd. 1: Gedichte, Zürich 1969, S. 111f.

1336 Siehe S. 702.

1337 Franz *Rehbein*: Gesinde und Gesindel. Aus dem Leben eines Landarbeiters, S. 193f. Bei Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. I S. 541 findet sich ein „Lexikon" der gebräuchlichsten Schimpfnamen abgedruckt, die beim Militär üblich waren: „Aasknochen; polnisches, verrücktes, dämliches Aas; Affe; Affengesicht; gemeine Bande; Banditenkopf; Bauernkerl; elende Bestie; ehrlose Blase; Bube; Drecksack; Esel; Früchtl; Halunke; Hammel; dappiger Hanswurst; Himmelhund; Hornochse; wilde Horde; verfluchter Hund; verfluchte Hundebande; Hundsfott; Hundelümmel; Hundehund; Hundskerl; Hundsknochen; traurige Hundeseele; saudummer Judenjunge; Kamel; Kümmeltürke; Lausbub; dummes Luder; Luderzeug; Louis; Lümmel; trauriges Mannsbild; Meineidiger; Nihilist; Ochs; Pazzi; Pechhengst; Rammel; Rindvieh; Rhinozeros; Roß Gottes; dreckige Saubande; Saubauer, Sauhund; Saukerl; Saukopf; Schaf; Schafskopf; Schnallentreiber; Schuft; meineidiger Schuft; Schwein; Schweinehund; Schweinejunge; Schweinepelz; Schweinepriester; Seehund; verfluchter Seeräuber; Sozialist; Strizzi; trauriges Subjekt; verfluchter Satan; Spitzbube; feiger Schurke; Saubengel; verfluchtes Vieh; Viehzeug; Verbrecher; Viehkerl; Windkutscher.

Krepiere, elende Bestie! Ich haue dir eine in die Fresse, daß dir die Backzähne sektionsweise zum Arsch herausspazieren! Wenn wir nach Hause kommen, muß dir die ganze Abteilung ins Gesicht spucken". Wie *Rühle* weiter fortfährt, (S. 541f.), hat die „Preußische Lehrerzeitung" „eine ähnliche Blütenlese von Kraftausdrücken und Beschimpfungen (...) veröffentlicht. Es handelt sich dabei um die Behandlung von Lehrern, die als Stiefkinder des Heeres besonders unter Soldatenmißhandlungen zu leiden hatten. Die Schimpfwörterflut, von der die Kasernenhöfe überschwemmt sind, würde Bände füllen. Dabei stellt sich heraus, daß gewiß ungebildete und rohe Unteroffiziere im Erfinden massiver, klotziger Kraftausdrücke das Menschenmögliche leisten, daß ihnen aber die aus der gebildeten und honetten Gesellschaft kommenden Offiziere im Erfinden und im Gebrauche schmutziger, schweinischer Verunglimpfungen durchweg überlegen sind. Was den Bildungsgrad und die moralische Qualität dieser Herrschaften drastisch beleuchtet".

1338 Rosa *Luxemburg* im Kampf gegen den deutschen Militarismus. Prozeßberichte und Materialien aus den Jahren 1913-1915, Berlin 1960, S. 163, 165-167, hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 326.

1339 Die Soldatenmißhandlungen vor dem Deutschen Reichstag. Aus den Verhandlungen des Deutschen Reichstages vom 10. und 21. März 1893, Nürnberg 1893, S. 17f., hier zitiert nach Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 328f.

1340 Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. II S. 544. Daß Monarchen gegen Soldatenmißhandlungen einschreiten mußten, war in Preußen schon traurige Tradition. Bereits im Jahre 1843 gab Friedrich Wilhelm IV. kund, daß er mit Missfallen vernommen habe, „daß Mißhandlungen ‚sogar durch Offiziere' stattgefunden hätten. Er machte es den Offizieren sogar zur ‚heiligen Pflicht', jedes unangemessene Benehmen der Unteroffiziere zu rügen, ‚und dadurch die dem Offiziersstande besonders für den Fall eines Krieges unentbehrliche Liebe und Anhänglichkeit der Untergebenen zu sichern'. Generale und Stabsoffiziere sollten in dieser Hinsicht den Dienst in den Kompanien überwachen. Abschließend hieß es: ‚Die Vergehen dieser Art, sei es in Schimpfworten oder körperlichen Mißhandlungen sind nicht allein nach dem Maße ihrer gesetzlichen Strafbarkeit, sondern auch als Überschreitung Meiner Befehle, nach Befinden der Umstände und der Größe des Vergehens mit Arrest, Degradation, Festungsstrafe und selbst Dienstentsetzung zu bestrafen'. Diese Kabinettsorder mußte dem gesamten Unteroffizierskorps vorgelegt, die Kenntnisnahme unterschriftlich bestätigt werden", (Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 1 S. 150).

1341 zitiert nach: Deutsche Militärgeschichte, Bd. V S. 101. Die Häufigkeit der sozialdemokratischen Reichstagsinitiativen und mehr noch die wiederholten obrigkeitlichen Versuche, die Zahl der Soldatenmisshandlungen wenigstens zu reduzieren wenn nicht ganz abzuschaffen, beweisen unseres Erachtens, daß es sich bei den diesbezüglichen Übergriffen weniger um „Ausnahmen" als systembedingte Erscheinungen gehandelt hat. Es berührt von daher seltsam, daß die im Übrigen recht verdienstvolle „Deutsche Militärgeschichte" behaupten kann, daß der Soldat des Kaiserreiches „von Ausnahmen abgesehen, das Gefühl haben" konnte, „gerecht behandelt zu werden" (ebenda, S. 100) und sich damit den Vorwurf der Schönfärberei gefallen lassen muß.

1342 Psychische Mißhandlungen und Demütigungen ließen sich ohnehin kaum jemals nachweisen.

1343 Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. II S. 546.

1344 Zitiert nach Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Bd. IV S. 329. Kuczynski gibt hier – in Anmerkung 19 – weitere Literatur zur Thematik Militär und Justiz an.

1345 Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 2 S. 144.

1346 Zitiert nach ebenda, S. 146.

1347 Zitiert nach Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 2 S. 145.

1348 Ebenda, S. 147.

1349 Wir verweisen wißbegierige Leser auf die einschlägige Literatur, zum Beispiel die Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 2 S. 142ff.

1350 Weitere Informationen siehe ebenda, Bd. IV Teil 2 S. 153ff.

1351 Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 2 S. 185.

1352 Ebenda, S. 187. 1 Lot = 16,6g; 1 Metze = ¾ l.

1353 Ebenda, S. 188.

1354 Bericht in der „Neißer Zeitung", zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 327. Es gab allerdings auch abweichende Meldungen.

1355 Wilhelm II. Reden des Kaisers. Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II. (Hrsg.v.) E. *Johann*, 2. Aufl., München 1977, S. 56, hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 327.

1356 Manfred *Messerschmidt*: Die Geschichte der preußisch-deutschen Armee. – In: Deutsche Militärgeschichte, Bd. IV Teil 1 S. 249. Siehe auch Reinhard Höhn: Sozialismus und Heer, Bd. 3: Der Kampf des Heeres gegen die Sozialdemokratie, Bad Harzburg 1969.

1357 Ebenda, S. 230.

1358 Ebenda, S. 231.

1359 Ebenda, S. 249.

1360 Ebenda, S. 252.

1361 Ebenda, S. 252.

1362 Ebenda, S. 257.

1363 Ebenda, S. 257.

1364 Wie Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894. Chronologie eines Skandals, Pressath 1993, S. 17f. gerade zu den Verhältnissen in Bayern ausführt, äußerte sich seit Beginn der 90er Jahre „die Bevölkerung selbst verstärkt in ihrer Abneigung gegen Offiziere und militärische Führung, wie etwa im Juni 1893, als im beliebten Infanterieleibregiment eine Typhusepidemie ausbrach, 300 Soldaten erkrankten und davon 17 starben. Bei den Trauerfeiern kam es zu Schmähungen der Offiziere, ohne daß es gelang, die Rädelsführer zu ermitteln. Ein weiterer Fall ereignete sich in der Münchner Türkenkaserne, wo es auf Grund drakonischer disziplinärer Maßnahmen der Offiziere zu einem regelrechten Aufstand der gemeinen Soldaten kam. Trotz kriegsrechtlicher Bestrafung des ganzen Regiments war es auch hier nicht möglich, die Anführer zu ermitteln. Unter dem Eindruck derartiger Ereignisse wurde der Kampf gegen Militarismus und Preußentum zum Hauptslogan der Wahlkampfbewegung des Jahres 1893 bei Zentrum, SPD und Bauernbund. Die Kluft zwischen Volk und Armee verbreiterte sich noch mehr. Die Schuld an den Verhältnissen gab die Öffentlichkeit alleine den Offizieren. Die meisten Offiziere entstammten dem Großbürgertum, dem Adel und dem höheren Beamtentum. Diese schlossen sich in der Abwehr der neuen Kräfte mehr und mehr ab und näherten sich dem preußischen Offiziersethos mit seinen national-chauvinistischen Tendenzen. In Abneigung gegen das Militär kam es 1893 schließlich auch in der Oberpfalz zu heftigsten Protesten der Bevölkerung, als im Raum Nabburg Divisionsmanöver geplant waren, während der Bauernbund in seinem Programm verlangen konnte: ‚Wir haben genug Soldaten, wir zahlen schon genug für das Militär, jetzt muß das ewige Zahlen für Soldaten und Kanonen einmal aufhören'. (zitiert nach Alois *Hundhammer*: Geschichte des Bayerischen Bauernbundes. München 1924, S. 28.) Als im Frühjahr 1895 die Manöver des 1. Armeekorps im Raum Ingolstadt – Weißenburg angekündigt wurden, kommentierte ‚Das Bayerische Vaterland' ironisch: ‚Die Bewohner werden eine unsagbare Freude über den militärischen Besuch haben'. (zitiert nach „Bayerisches Vaterland" vom 14.4.95) Auch die Sozialdemokraten übten Kritik am Militär. Im Oktober 1893 hatte sich Georg von Vollmar in einer programmatischen Erklärung gegen das Militärsystem geäußert, und später sagte er ganz klar: ‚Die Sozialdemokraten sind Gegner des jetzigen Militärsystems (...) weil wir dasselbe wirtschaftlich wie politisch, national wie international für verderblich halten'", (zitiert nach: Eugen *von Frauenholz*: Die Königlich Bayerische Armee von 1867 bis 1914. München 1931, S. 33.

1365 „Teile der Oberpfalz waren am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgesprochene Elendsgebiete. Die meisten untauglichen Wehrpflichtigen kamen von hier. Die schlechte Ernährung drückte auf den Gesundheitszustand. Es herrschte eine hohe Säuglingssterblichkeit. Im Vergleich zu anderen Bezirken in Bayern hatte die Oberpfalz die wenigstens Schulen, dafür die meisten Armen. Fuchsmühl lag in einem dieser benachteiligten Gebiete. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 hatte der Ort 1156 Einwohner, die in 196 Wohngebäuden lebten, insgesamt gab es 234 Haushaltungen. Haupterwerbsquelle Fuchsmühls war die Landwirtschaft, die aber auf meist verschuldeten Anwesen betrieben wurde. Der Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten war nicht sehr bedeutend (...). An Viehbestand wurden 10 Pferde, 596 Stück Rindvieh, 128 Schweine und 96 Ziegen gezählt. Das Notjahr 1893 führte dazu, daß sich der Viehbestand um etwa 100 Stück verringerte. (...) Insgesamt waren nur 189 Personen steuerpflichtig, größter Arbeitgeber waren neben dem Tonwerk in Wiesau, das ungefähr 50 Fuchsmühlern Arbeit bot, die Basaltwerke in Triebendorf. Etwa 80 Einwohner Fuchsmühls führten als Berufsbezeichnung ‚Steinhauer', ‚Steinbrecher' oder ‚Steinklopfer'. Allerdings war die Steinbrucharbeit nur ein zeitweiliger Broterwerb, da hier die Leute bei Bedarf eingestellt wurden und so waren die Verdienstmöglichkeiten für viele sehr eingeschränkt. Eine größere Zahl von Personen fand ebenfalls nur saisonbedingt als Holzhauer Arbeit im Staatsforst und bei Baron Zoller", (Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 23f.). Adolf *Müller*: Fuchsmühl – eine Skizze aus dem Rechtsstaat der Gegenwart, München 1894, S. 10 beschreibt eindrucksvoll die elenden Wohnverhältnisse der Fuchsmühler: „Das ist wohl die unwirtlichste Gegend des bayerischen Landes, und für mindestens 150 von den in der amtlichen Statistik aufgeführten Behausungen ist die Bezeichnung Wohngebäude eine sehr euphemistische. Niedere, einstöckige Hütten bilden die Herberge der meisten Ortsangehörigen. Ein dürftiges Schindeldach und vielfach gerissene Mauerwände bieten nur notdürftigen Schutz gegen die heftigen Nordstürme, welche sich fast ständig zu Gast laden in der Hochebene. Zweistöckige Häuser mit Schieferdächern werden von den Einwohnern als ‚Paläste' betrachtet, aber es gibt hier höchstens ein halbes Dutzend solcher Prachtbauten. So elend wie das Äußere ist auch das Innere der Wohnung; im einzigen, dumpfen Zimmer der Hütte wohnt, ißt und schläft der Häusler mit Weib und Kindern und wohl noch mit einem Einlieger. Höchstens fünf von den Einwohnern Fuchsmühls (...) haben Land genug, um ihr eigenes Brot zu gewinnen". (hier zitiert nach: Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 24.

1366 Nach Alfred *Wolfsteiner* ebenda S. 24, lebten 135 holzberechtigte Einwohner, dies ein nicht gerade niedriger Prozentsatz, ausschließlich oder vorwiegend vom Verkauf des überschüssigen Rechtholzes, „wobei der Klafter 16 bis 17 Mark einbrachte".

1367 Zu den Fuchsmühler Ereignissen siehe vor allem die bereits mehrfach zitierte, vorzügliche neuere Arbeit von Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894. Chronologie eines Skandals, Pressath 1993, der für sein Buch erstmalig die umfangreichen Prozeßakten im Staatsarchiv Amberg vollständig ausgewertet und daneben die Materialien im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München, im Gemeindearchiv und im Archiv des Forstamtes Fuchsmühl sowie nicht zuletzt den Nachlaß von Dr. Georg Heim im Stadtarchiv Regensburg und zahlreiche Presseartikel aus zeitgenössischen regionalen und überregionalen Zeitungen herangezogen hat. Siehe auch Adolf *Müller*: Fuchsmühl – eine Skizze aus dem Rechtsstaat der Gegenwart, München 1894.

Daneben siehe Willy_*Albrecht*: Die Fuchsmühler Ereignisse vom Oktober 1894 und ihre Folgen für die innere Entwicklung Bayerns im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Bd. 33, H. 1 (1970), S. 237-307; daneben siehe Josef *Hermann*: Die Fuchsmühler Holzschlacht, in: Alt-Bayerische Heimat: Blätter für Heimatpflege und Unterhaltung Nr. 7 (1974), S. 3; dsgl. Annette *Thoma* (Hrsg.): Das Volkslied in Altbayern und seine Sänger. Ein Geburtstagsbuch für den Kiem Pauli, München 1952, hier Max *Böhm*: Über die Entstehung von Volksliedern. Der besondere Fall der Fuchsmühl-Begebenheit, S. 95ff. Hingewiesen sei auch auf Carsten *Lenk-Alt*: Historisch-politische Lieder in der Oberpfalz: Die „Fuchsmühler Holzschlacht" (1894) (= Unveröffentlichte Seminararbeit), Regensburg 1986. Außerdem haben wir uns bei unserer Darstellung auf die Chronik der Fuchsmühler Begebenheiten gestützt, die uns der Fuchsmühler Heimatforscher und -dichter Theo Schaumberger freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. Daneben existiert ein Hörspiel von Fritz *Meingast*: Gerechtigkeit gibt's nur im Himmel, sowie aus dem Jahr 1972/73 ein 30-minütiger Film der Hochschule für Film und Fernsehen in München mit dem Titel „Fuchsmühl", der mit Laiendarstellern gedreht wurde.

1368 Das Klima zwischen den Kontrahenten war von vornherein gestört. Oberförster Graßmann, der seit 1878 als Förster bei Zoller im Dienst stand, galt bei den Fuchsmühlern ohnehin „als die Triebfeder und der Urheber allen Übels (...) Der Oberförster soll wiederholt geäußert haben, er gehe nicht eher von Fuchsmühl fort, bis die Gemeinde ruiniert sei. Er war sehr jähzornig und öfter gab es Klagen über ihn. (...) Der Förster besaß offensichtlich eine große Machtvollkommenheit, da der Lehensherr nichts von Land- und Forstwirtschaft verstand und sich selten in Fuchsmühl blicken ließ, meist war er nur im Sommer während der Gerichtsferien vor Ort". (Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 40.) Nach gängiger Meinung in Fuchsmühl ist es „Graßmann (...) gewesen, der dem Gutsbesitzer Zoller die Zwangsablösung eingeflüstert hat". (zitiert nach Adolf *Müller*: Fuchsmühl – eine Skizze aus dem Rechtsstaat der Gegenwart, S. 24f.)

1369 Überliefert ist seine Äußerung zu Graßmann: „Warum weist Ihr denn Ihnen sein (!) Holz nicht an, es ist ja sein (!) Recht". (Prozeßakten Landgericht Weiden Nr. 69, zitiert nach Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 49.)

1370 „Regensburger Anzeiger" 312 vom 10.11.1894, zitiert nach Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 55.

1371 Ebenda, S. 58.

1372 Siehe hierzu auch Anm. 1673 auf S. 908 der vorliegenden Arbeit.

1373 Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 68f.

1374 Ebenda, S. 69.

1375 Ebenda, S. 70f.

1376 Zitiert nach: ebenda, S. 74. Bei drei weiteren genannten Personen „war die ‚Amberger Volkszeitung' offensichtlich einer Falschmeldung aufgesessen".

1377 Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 75. Wolfsteiner zitiert hier den Stenographischen Bericht X, 1895/96, Bd. 5, S. 16.

1378 Infolge der Ereignisse und der darauf anspielenden Presseangriffe gegen die an den Fuchsmühler Geschehnissen Beteiligten veranlaßte die bayerische Regierung am 27. Januar 1895 die in den Ruhestand-Versetzung des Bezirksamtmanns Wall, dem am 21. Juni 1896 auch der Regierungsdirektor Theodor Spät in den Ruhestand folgte, der damit für sein unterlassenes Handeln im Oktober 1894 zur Rechenschaft gezogen wurde. Noch im Verlauf der Landtagssession 1895/1896 wurde zudem nach eingehenden Beratungen eine Novelle zum Forstgesetz von 1852 erlassen, durch die der Zwangsablösung ein Ende gemacht wurde.

1379 Zu den zeitgenössischen Pressestimmen siehe etwa Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 89-99.

1380 Siehe ebenda, S. 164-175 das Kapitel „Die Affäre in den Volksvertretungen".

1381 Zum Prozeß siehe ebenda, S. 130-157.

1382 Vgl. „Münchner Neueste Nachrichten" vom 3./4.1.1896, zitiert nach Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914), S. 310. Hervorhebungen durch die Verfasser.

1383 Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894, S. 99f.

1384 Ebenda, S. 100 zitiert nach einem Manuskript von Josef Herrmann im Gemeindearchiv Fuchsmühl.

1385 Hans-Ulrich *Wehler*: Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, Göttingen 1970, S. 66.

1386 Ebenda, S. 66.

1387 Die Verhängung des Belagerungszustandes wurde jedoch vom Kreisdirektor unter Berufung auf Art. 68 der Reichsverfassung abgelehnt, wonach allein dem Kaiser das Recht zustand, den „Kriegszustand" zu erklären, „wenn die öffentliche Sicherheit in dem Bundesgebiet bedroht ist". (Hans-Ulrich *Wehler*: Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 68 und S. 348 Anm. 11); E.R. *Huber* (Hrsg.): Quellen zum Staatsrecht der Neuzeit, 1, Tübingen 1949, S. 360.

1388 Zabern, eine Stadt, die als „kerndeutsch" galt, lag im einzigen elsaß-lothringischen Wahlbezirk, „wo seit 1877 der Vertreter einer altdeutschen Partei, der Reichspartei, gewählt worden war, die 1912 die Fortschrittliche Volkspartei abgelöst hatte". (Hans-Ulrich *Wehler*: Die Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 67.

1389 Verhandlungen des Reichstags, XIII. Legislaturperiose I. Session. Stenographische Berichte 90. Sitzung, Bd. 291, Berlin 1914, S. 6140-6143, zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 330ff.

1390 Hans-Ulrich *Wehler*: Krisenherde des Kaiserreichs 1870-1918, S. 68.

1391 Ebenda, S. 68. Leutnant von Forstner wurde wegen des Dettweiler Zwischenfalls am 19. Dezember 1913 in erster Instanz vom Straßburger Militärtribunal wegen vorsätzlicher Körperverletzung und rechtswidrigem Waffengebrauchs zu 43 Tagen Haft verurteilt. In der Berufungsverhandlung aber wurde er schließlich freigesprochen, da der „Tatbestand der Putativnotwehr" erfüllt gewesen sei (ebenda, S. 75 und S. 353 Anm. 50).

1392 Verhandlungen des Reichstags. XIII. Legislaturperiode I. Session, Stenographische Berichte 90. Sitzung, Band 286, Berlin 1913, S. 6157, zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 333.

1393 „Auf bloße Vermutung hin wurden darauf alle Straßburger und Zaberner Postbeamten strafversetzt, denen eine Indiskretion in dieser Sache zuzutrauen wäre" (Hans-Ulrich *Wehler*: Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 71.)

1394 H. *Rosner* (Hrsg.): Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen, Stuttgart 1923, S. 124-126, hier zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 333.

1395 Hans-Ulrich *Wehler*: Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 75.

1396 Ebenda, S. 78.

1397 Eberhard *Otto*: Eine deutsche Niederlage. Die Zabern-Affäre vor 70 Jahren. In: Oberpfälzer Nachrichten vom 28.10.1983, S. 17/18, hier S. 18.

1398 Ebenda, S. 18.

1399 Ebenda, S. 18.

1400 Arnim *Meier*: Die Kolonialprofiteure oder „Der Platz an der Sonne", in: Weiß auf schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand. (Hrsg.v.) *Hinz*, *Patemann*, *Meier*, Berlin 1984, S. 56-60, hier S. 57.

1401 Ebenda, S. 57.

1402 Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 300ff.

1403 Ebenda, S. 307f. Die Einstellung der damals unmittelbar Beteiligten gibt ein Zitat des langjährigen Gouverneurs in Deutsch-Südwestafrika, Oberst Leutweins, wieder, der das Schutzgebiet für eine möglichst große Anzahl weißer Siedler zu öffnen hatte und diese Frage – nach Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 130f. „mit großer Nüchternheit" wie folgt beschreibt: „Das Endziel jeder Kolonisation ist, von allen Idealen und humanem Beiwerk entkleidet, schließlich doch nur ein Geschäft. Die kolonisierende Rasse will der Urbevölkerung des zu kolonisierenden Landes nicht das von dieser vielleicht erwartete Glück bringen, sie sucht in erster Linie ihren eigenen Vorteil. Ein solches Streben entspricht nur dem menschlichen Egoismus und ist daher naturgemäß", (zitiert nach Theodor *Leutwein*: Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, Berlin 1907, S. 242).

1404 Ebenda, S. 309.

1405 Ebenda, S. 309.

1406 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest. Namibia und die Deutschen, Weinheim/Basel 1983, S. 133.

1407 Ebenda, S. 133f.

1408 Ebenda, S. 134.

1409 Ebenda, S. 134.

1410 Aus: Bericht des Missionars Meyer in Otjimbungwe vom 15.4.1904, abgedruckt in: J.L. *de Vries*: Mission und Politik 1880-1918, Neukirchen-Vluyn 1980, S. 186f, hier zitiert nach Helgard *Patemann*: Der Freiheitskrieg der Herero, in: Weiß auf schwarz, S. 100-103, hier S. 103.

1411 Friedrich Schiller hat diesen Unglücklichen 1783 in „Kabale und Liebe", 2. Akt, 2. Szene ein Denkmal gesetzt: *„Kammerdiener* (lacht fürchterlich): O Gott! – nein – lauter Freiwillige. Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? – Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie ‚Juchhe! Nach Amerika! …' Noch am Stadttor drehten sie sich um und schien: ‚Gott mit euch, Weib und Kinder! – Es leb' unser Landesvater – Am jüngsten Gericht sind wir wieder da'"!, hier zitiert nach Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 413.

1412 Siehe S. 741ff. der vorliegenden Arbeit.

1413 So verließen unmittelbar nach dem Scheitern der Revolution in Baden 1849 allein 80.000 Menschen ihre dortige Heimat, dies ein gewiß nicht unerheblicher Aderlaß. Weitere Gruppe von Emigranten verließen Deutschland aus religiösen Gründen, z.B. die Mennoniten seit 1683 und die Hutterer Brüder nach 1874.

1414 Siehe hierzu auch S. 378ff. der vorliegenden Arbeit.

1415 „Auch die Neu-Ulmer fehlten nicht beim blutigen Kampf um die Freiheit, ja um die Erhaltung der amerikanischen Union. Wie einst ihre Väter gegen den Blutmenschen Napoleon, so verließen die Söhne die Wertstatt und Farm, Weib und Kind zurücklassend, und zogen hinaus, das Joch der Negersklaven zu zerbrechen. Aus ihren Scharen heraus tönte dasselbe Heldenlied, mit welchem ihre Väter in den Krieg gezogen waren –: ‚Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen: / Es ist ein Kreuzzug; 's ist ein heil'ger Krieg'!" (Friedrich *Mayer*: Neu-Ulm. Eine kulturhistorische Erzählung, Barmen 1914, S. 13.

1416 H.J. *Stammel*: Indianer. Legende und Wirklichkeit von A-Z, München 1992, S. 157f.

1417 Ebenda, S. 158. Ebendiesen Satz hatten bereits die schlesischen Weber in ihrem Hungerjahr 1844 im alten

Europa hören müssen, und auch dort war es dann anschließend zu einer Hungerrevolte gekommen Siehe hierzu S. 378ff. der vorliegenden Arbeit.

1418 Der Hunkpapa-Sioux-Häuptling und Medizinmann Tatanka-yotanka, besser bekannt unter seinem englischen Namen Sitting Bull, der 1863 seine Verwandten in der Santee-Reservation am Missouri besuchte, konnte sich hier von der Politik und Vorgehensweise der Watschitschun, der Weißen überzeugen und gewann daraus für sich die Erkenntnis, daß „die weißen Landräuber" auch vor dem Stammesgebiet seines Volkes in den Plains des Westens nicht Halt machen würden, weswegen er sich vornahm, mit den Weißen keinerlei Kompromisse einzugehen und das Land der Sioux-Nation so lange wie möglich mit allen Kräften zu verteidigen. Zum Minnesota-Aufstand siehe vor allem den bereits zitierten Friedrich *Mayer*: Neu-Ulm. Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben, Barmen 1914, dsgl. Richard H. *Dillon*: Indianerkriege. Große Schlachten und berühmte Krieger in der Geschichte Nordamerikas, München 1994, S. 128ff., dsgl. David *Hurst* u.a.: Die Welt der Indianer. Geschichte, Kunst, Kultur von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1994.

1419 „Custers Michigan-Brigade hatte mit bis Kriegsende 525 Gefallenen oder tödlich Verwundeten die höchsten Verluste unter allen Kavalleriebrigaden der Union.

1420 Marcus *Junkelmann*: Die Eroberung des Westens. Die USA nach dem Bürgerkrieg 1865-1890, Augsburg 1993, S. 178.

1421 Ebenda, S. 179.

1422 Im Vertrag von Fort Laramie vom 6. November 1868 war den Indianern neben anderen Zugeständnissen ausdrücklich zugesichert worden, daß kein Weißer ohne ihre ausdrückliche Zustimmung Zutritt zu ihrem Land haben sollte.

1423 Marcus *Junkelmann*: Die Eroberung des Westens. Die USA nach dem Bürgerkrieg 1865-1890, S. 159.

1424 Nicht verschwiegen werden darf dabei aber auch die Tatsache, daß nicht wenige der Soldaten, kaum daß sie im Westen angelangt waren, schon bei der ersten Gelegenheit zu desertieren suchten. „Von den 255.000 Rekruten, die die amerikanische Armee zwischen 1867 und 1891 einstellte, sind nicht weniger als 88 475 desertiert, also mehr als ein Drittel". (Marcus *Junkelmann*: Die Eroberung des Westens, S. 159.)

1425 zitiert nach Marcus *Junkelmann*: Die Eroberung des Westens. Die USA nach dem Bürgerkrieg 1865-1890,, S. 145.

1426 Die ersten deutschen Faktoreien lagen in Anécho und Klein-Popo.

1427 Zu den Lebensbedingungen eines dieser Stämme siehe Manfred O. *Hinz*: Die Ewe vor 100 Jahren. Ein Beispiel des Afrika der Afrikaner, in: Weiß auf Schwarz, S. 13-17.

1428 Karlheinz *Graudenz* und Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien. Geschichte der deutschen Schutzgebiete in Wort, Bild und Karte, Augsburg 1994, S. 196.

1429 Ebenda, S. 196.

1430 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, Frankfurt 1984, S. 115.

1431 Ebenda, S. 48.

1432 Ebenda, S. 51.

1433 Ebenda, S. 118.

1434 Ebenda, S. 120.

1435 Ebenda, S. 120.

1436 Nach Hans Dominik, dem grausamsten Vollstrecker derartiger Strafen, wurde die Mauer, die nach der Niederlage der Deutschen in Kamerun im Ersten Weltkrieg abgetragen wurde, die „Dominik-Mauer" genannt.

1437 Wie Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 123 anführt, führen manche Lexika Hans Dominik immer noch als „Offizier und Kamerunforscher", der viel zur „Befriedung und Erforschung" des Landes beigetragen habe, obwohl er seine Menschenjagd mit „Waidmannsheil" betrieb.

1438 Ebenda, S. 123.

1439 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 337. Amtlich hieß es hierzu, „den Dahomeysoldaten könne die Löhnung der Polizeisoldaten ‚zur Zeit noch nicht zuteil werden, da sie um einen teuren Preis aus der Sklaverei losgekauft' worden seien und ‚den Kaufpreis (...) erst abverdienen sollten'", (ebenda, S. 327).

1440 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 123.

1441 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 238.

1442 Ebenda, S. 239.

1443 Ebenda, S. 239.

1444 Hans Georg *Steltzer*: Das deutsche Kolonialreich, S. 157.

1445 Es kam niemals zu einer Überprüfung der eventuellen Berechtigung der diesbezüglichen Klagen und Proteste der eingeborenen Bevölkerung. Der große Hottentotten-Aufstand diente vielmehr den Deutschen als Anlaß und Vorwand, das gesamte Gebiet zu beschlagnahmen.

1446 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 105.

1447 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 100.

1448 Ebenda, S. 102.

1449 Ebenda, S. 105. Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 58 führen den Rückzug Görings von seinem Amtssitz in Otjimbingwe auf einen „vermutlich von Cecil Rhodes" ins

Werk gesetzten „Intrigenfeldzug“ zurück. Göring wurde nach seinem Abschied später Ministerresident in Domingo/Haiti.

1450 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 107.
1451 Ebenda, S. 107.
1452 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 60.
1453 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 108.
1454 Ebenda, S. 110f.
1455 Ebenda, S. 112.
1456 Ebenda, S. 111.
1457 Ebenda, S, 112.
1458 Leutwein sah sich im Verlauf des Feldzuges gezwungen, 100 Mann und vier Offiziere als Ersatz anzufordern.
1459 Siehe S. 901ff. der vorliegenden Arbeit.
1460 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 93.
1461 Die Zahl des ansässigen Weißen stieg von 539 im Jahr 1891 über 2025 – unter ihnen 1500 Deutsche – im Jahr 1896 auf schließlich mehr als 4500 im Jahr 1904 – vorwiegende Farmer und Händler – an.
1462 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 108.
1463 Ebenda, S. 109.
1464 Ebenda, S. 63.
1465 Zitiert nach Uwe *Timm*: „Morenga“, Aufstand in Deutsch-Südwest-Afrika, Reinbek, hier zitiert in der Zeitschrift „terre des hommes“, Heft Nr. 2/81, S. 24f.
1466 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 136.
1467 Ebenda, S. 137.
1468 Ebenda, S. 136.
1469 Zitiert nach Weiß auf Schwarz, S. 86.
1470 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 137,
1471 Laut Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 137 erkannten die Richter nach den ärztlichen Gutachten auf „Tropenkoller“. Diese „neue Interpretation kam in schöner Regelmäßigkeit all denjenigen Weißen zugute, die sich Verbrechen an Afrikanern schuldig gemacht hatten“.
1472 Ebenda, S. 138.
1473 Ebenda, S. 138.
1474 Ebenda, S. 147.
1475 Ebenda, S. 147. Auch Leutwein hat die Fairneß der Hereros ausdrücklich hervorgehoben. In seinen Memoiren führt er an, daß die fünf dennoch getöteten deutschen Frauen allein auf die Tatsache zurückzuführen seien, „daß es überall Unmenschen gibt, die sich an derartige Grenzen nicht halten“. (ebenda)
1476 Hans Georg *Stelter*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 200.
1477 Am 25. Oktober 1803 war der Distriktchef von Warmbad, Leutnant Jobst, im äußersten Süden des Landes bei einem Streit mit dem Kapitän der Bondelzwarts erschossen worden. Bei diesem Streit hatte der deutsche Offizier eindeutig seine Kompetenzen überschritten. In der Folge kam es zu Unruhen.
1478 Nach: Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Herausgegeben vom Großen Generalstabe Kriegsgeschichtliche Abteilung I. 1. Der Feldzug gegen die Hereros, Berlin 1906, zitiert nach: Weiß auf Schwarz, S. 108.
1479 Nach der vorzüglichen und umfangreichen neueren Darstellung von Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand von 1904 – Ein düsteres Kapitel der deutschen kolonialen Vergangenheit Namibias, 3. Aufl. Bonn 1996.
1480 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 200.
1481 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 149. Wie Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest, S. 97 Anm. 1 darlegt, berichtet „z.B. Hauptmann Franke in seinem Nachlaß, ihm sei während eines Marsches von Gibeon nach Windhuk im Januar 1904 von einem Schutztruppler erzählt worden, er sei auf der Farm Frauenstein gewesen, habe diese total zerstört vorgefunden, der Farmer Pillet sei ermordet, desgleichen seine junge Frau und die Schwägerin. ‚Der Mann gab eine grausige Schilderung, weil er die zerstückelten Leichen der Frauen erblickt habe, an den Dornbüschen vor dem Hause hängend. (...) Eine Geschichte, mustergültig brauchbar und ähnlich den Zeitungsnachrichten, die damals in Deutschland Entsetzen und Empörung gegen die ‚schwarzen Bestien‘ hervorriefen. Bezeichnend für den Wert dieser Gerüchte ist die Tatsache, daß ich wenige Tage später in Okahandjas Feste jene beiden Frauen unversehrt vorfand“.
1482 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Südwest, S. 149.
1483 Alldeutsche Blätter Nr. 12, März 1904, S. 95, zitiert nach Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 149.
1484 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 64. Zu diesen militärischen Aktionen siehe auch den ausführlichen Bericht über „Hauptmann Frankes Siegeszug“ in Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest, S. 85-96.
1485 Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest, S. 95.
1486 Hans Georg *Stelter*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 202.
1487 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 153.

1488 Ebenda, S. 151.
1489 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 151.
1490 Ebenda, S. 152.
1491 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 65.
1492 Ebenda, S. 65.
1493 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Südwest, S. 153.
1494 Nach Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest, S. 225 standen „nahezu 4000 Mann, gegliedert in 20 Kompanien, acht Batterien mit 36 Geschützen, ferner drei Maschinengewehr-Abteilungen mit insgesamt 14 MGs neben Fernmeldeeinheiten und Versorgungstruppen, in einem weiten Ring um das Massiv".
1495 Ebenda, auf S. 232-260 findet sich die Entscheidungsschlacht am Waterberg ausführlich und in allen Details dargestellt.
1496 Ebenda, S. 261.
1497 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 203.
1498 Zitiert nach Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 65f.
1499 M. *Behmen*: Quellen zur deutschen Außenpolitik im Zeitalter des Imperialismus 1890-1911, Darmstadt 1977, zitiert nach: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, S. 336.
1500 Zitiert nach Helga und Ludwig *Helbig* Mythos Deutsch-Südwest, S. 154.
1501 M. *Behmen* (siehe Anmerkung 1422), S. 336.
1502 Zitiert nach Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 158.
1503 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 66.
1504 Lager befanden sich bei Swakopmund und Lüderitzbucht, Sammellager waren in Omburo, Otjihaenena, Otjosongome und Okomitombe.
1505 Zu den Hereros in der Gefangenschaft siehe Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest, S. 306-314.
1506 Über die Gründe von Hendrik Witbois Erhebung schreiben Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 66: „Über die Gründe (...) sind zwei Theorien aufgestellt worden. Die eine unterstellt Witboois, daß er sich plötzlich in einem Anfall religiösen Wahnsinns zur Vertreibung aller Weißen aus Afrika berufen glaubte, die andere geht von der Annahme aus, daß er sich ausschließlich seinem Bezwinger von einst, mit dem er Frieden geschlossen hatte, Major Leutwein, verpflichtet gefühlt habe, nicht aber dessen Nachfolger, Generalleutnant von Trotha".
1507 Zitiert nach Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 161.
1508 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 207.
1509 Ebenda, S. 207. Was diese andere Qualität der Kriegsführung anbelangt, spielte natürlich auch die Tatsache eine nicht unerhebliche Rolle, daß die Nama-Krieger einen Guerillakrieg führten, bei dem sie weder ihre sie bei ihren Aktionen eventuell behindernden Familien noch ihr Vieh mit sich führten, wie dies etwa bei den Hereros der Fall gewesen war.
1510 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 207.
1511 Siehe S. 733ff., hier vor allem S. 736 der vorliegenden Arbeit.
1512 Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 166.
1513 Ebenda, S. 72.
1514 Zitiert nach Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 98.
1515 Wie unsere Statistik auf S. 758 aufweist, nahm Deutsch-Ostafrika eine absolute Spitzenstellung hinsichtlich der über Eingeborene verhängten Prügel- und Rutenstrafen ein.
1516 Hermann *Wissmann*, 1853 in Frankfurt a.d. Oder geboren, galt – trotz zahlreicher Eskapaden – als überaus tüchtiger Soldat. Als er 1879 den Afrikaforscher Dr. Paul Pogge kennenlernte, ließ er sich vom Militärdienst beurlauben und begleitete den Forscher auf dessen nächster Expedition Mittellos und ohne Medikamente schlug er sich bis zum Tangankikasee durch, untersuchte dessen Abfluß zum Kongo und erreichte im November 1892 wieder Sansibar, nachdem er in Tabora mit dem arabischen Händler Tibbu Tibb Freundschaft geschlossen hatte. Er ist der erste Deutsche, das das tropische Afrika durchquerte sowie der erste Europäer, der es von West nach Ost bereiste. Nachdem er zwischenzeitlich im Dienste Leopolds II. von Belgien für die Forschung arbeitete, lernte er schließlich Carl *Peters* kennen.
1517 Er vertrat die „Ansicht, daß weiße Soldaten in Masse in den Tropen nicht lange verwendungsfähig bleiben würden". (Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 141.)
1518 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 142.
1519 Zu den weiteren konkreten Maßnahmen und Kampfhandlungen Wissmanns siehe Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 140-148.
1520 Hans Georg *Stelter*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 212.
1521 Die Initiatoren der Erhebung, verschiedene Häuptlinge, durchaus weltlich gesinnte Führer im Südosten des Schutzgebietes, die eine gemeinsame Aktion gegen die Kolonialmacht planten, verbreiteten unter ihren Gefolgsleuten das Gerücht, daß ein im Rujijifluß lebender Geist namens Kolelo dem in Ugarambi lebenden Medizinmann eine Zaubermedizin gegeben habe, die diejenigen, die sie besäßen, von allen täglichen Sorgen befreien würde. Sie sollte unter anderem auch gegen feindliche Geschosse unverwundbar machen. (Siehe Hans Georg *Stelter*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 212). Ein ähnliches Phänomen, die Religion des Geistertanzes, hatte 1890 in den Reservationen der Plains-Indianer der USA ähnliche Hoffnungen ausgelöst

und zur bewaffneten Niederschlagung dieser Bewegung durch US-Armee-Verbände geführt. Hier hatte der Paiute-Messias Wowoka, bei den Weißen unter dem Namen Jack Wilton bekannt, die Lehre verbreitet, der Sohn Gottes werde den weißen Mann für alles Unrecht, das er den Roten zugefügt habe, bestrafen. Er werde die Weißen von der Erdoberfläche verschwinden lassen, die lebenden Indianer würden nicht sterben, die Toten würden wieder lebendig werden sowie die Bisons und die anderen – weitgehend verschwundenen – Tiere der Prärie zurückkehren. Am 28. Dezember 1890 machten die Gewehre und Geschütze einer Abteilung der US-Kavallerie unter Major Samuel Whitside dieser letzten indianischen Bewegung am Wounded Knee am Pine Ridge ein jähes und blutiges Ende.

1522 Hans Georg *Stelter*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 214.

1523 Ebenda, S. 218.

1524 Ebenda, S. 218.

1525 R. *Tetzlaff*: Koloniale Entwicklung und Ausbeutung. Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas 1885-1914, Berlin 1970, S. 287-290, hier zitiert nach: Weiß auf Schwarz, S. 94.

1526 „Wenn ich selbst auf meinen Lebenslauf zurückblicke, so wundert mich viel mehr, als daß ich Deutsch-Ostafrika gegründet habe, die umgekehrte Tatsache, daß ich nicht viel weitere Länderstrecken dem Deutschen Reiche zuführen konnte und daß es mir nicht gelungen ist, mir persönlich ein Reich nach meinem Geschmack zu erwerben. Von Kindheit an war meine Phantasie mit solchen Plänen beschäftigt. Meine Vorbilder in der Geschichte waren Perikles, Hannibal, die Gracchen bis zu Cortez, Sir Walter Raleigh, Nelson (...)", so ein Zitat Carl Peters nach Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 99.

1527 Ebenda, S. 271.

1528 Wie Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 65f. anführt, hatten „erstmalig 1866 in einer Eingabe an das preußische Handelsministerium (...) Deutsche, die in Australien ansässig waren", gebeten, „Neuguinea ‚dem deutschen Vaterlande zu erhalten bzw. zu sichern'."

1529 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 267.

1530 Eine der letzten Amtshandlungen Bismarcks befaßte sich von daher mit der Schlichtung derartiger Streitigkeiten und führte schließlich 1889 zur Samoakonferenz nach Berlin, ohne daß die Konflikte zunächst tatsächlich beendet werden konnten. Erst ein Orkan am 15. März 1899, der die drei Nationen zum Teil ihre Kriegsschiffe kostete, bannte endlich die Kriegsgefahr und leitete Verhandlungen der drei Mächte zur endgültigen Lösung der Auseinandersetzungen ein. Das Deutsche Reich erhielt am 16. Februar 1900 per Vertrag die beiden großen Inseln Upolu und Sawai, die USA die kleineren, östlich von Upolu gelegenen Inseln zugesprochen, während England für die Aufteilung Samoas unter seinen beiden Kontrahenten mit der – vormals unter deutscher „Schutzherrschaft" stehenden Insel – Tonga und zwei Salomonen-Inseln, Choiseul und Isabel entschädigt wurde.

1531 Hans-Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 73 begründet die umfangreichen deutschen Handelsinteressen wie folgt: „Hierbei spielten sicher klimatische Gründe, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Kulturstufe der Bewohner eine Rolle. Entscheidend dafür aber waren wohl die günstigen Verkehrsbedingungen. Außer Neuguinea, das erst später und sehr zögernd erschlossen wurde, handelte es sich in der Südsee um Küstengebiete ohne schwer zugängliches Hinterland, die bequem mit Schiffen erreichbar waren. (...) Die kleinen Inselvölker ließen sich schnell durch Kriegsschiffe disziplinieren".

1532 Auseinandersetzungen mit Spanien um die Karolinen und Palau-Inseln wurden am 30. Dezember 1885 durch einen Schiedsspruch Papst Leos XIII. beendet. Am 30. Juni 1899 wurde die gesamte Inselgruppe für rund siebzehn Millionen Reichsmark von Spanien an das Deutsche Reich veräußert und – mit Ausnahme Guams, das bereits 1898 den Vereinigten Staaten von Amerika überlassen worden war – zu einem Bestandteil des Schutzgebietes Neuguinea erklärt. (Hans-Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 70-72.)

1533 Zitiert nach Jens-Peter *Marquardt*: Notizen aus Mikronesien. Manuskript einer Sendung des Bayerischen Rundfunks – Bayern2Radio -, Erstsendung 08. Januar 1996.

1534 Hans-Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 170.

1535 Ebenda, S. 72. Solf war über die beabsichtige Schmälerung der Rechte der Eingeborenen empört und bot deswegen sogar seinen Rücktritt an. Schließlich konnte er sich in Berlin mit seiner Auffassung durchsetzen.

1536 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 295.

1537 Richard *O'Connor*: Der Boxeraufstand. Chinas blutige Tragödie, München 1980, S. 8.

1538 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 128. Wie Steltzer ausführt, bestanden „zwischen Marine und der Kolonialabteilung (...) bereits seit Gründung der ersten Kolonien tiefgreifende Rivalitäten. Die Marine vertrat den Standpunkt, daß die Kolonialverwaltung versagt hätte, während sie selbst bei allen ihren Einsätzen ihre Leistungsfähigkeit bewiesen hätte. Einflußreiche Kreise in Deutschland waren sogar der Auffassung, daß die Kolonien der Marine unterstellt werden sollten".

1539 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 296.

1540 Ebenda, S. 301.

1541 Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 129

1542 Nach Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 296f. machten „‚Umfassende hygienische Vorkehrungen und die natürliche Schönheit des Platzes in ihrer eigenartigen Verbindung von Meer und bewaldeten Bergen' (...) Tsingtau zu einer ‚gut besuchten Sommerfrische'. Die *Bevölke-*

rung zählte zum Zeitpunkt der Besitzergreifung 84.000 Köpfe, überstieg aber schon bald die Zahl 100.000. Sie verteilte sich auf 284 Ortschaften. In Tsingtau, einem ehedem unbedeutenden Dorf mit etwa 1000 Einwohnern, wohnten 1902 neben 688 Europäern knapp 15.000 Chinesen, ein Jahr später waren es bereits 928 Weiße und mehr als 26.000 Eingeborene. 1907 lauteten die entsprechenden Zahlen: 1184 Weiße (unter ihnen 412 Deutsche), 31.500 Chinesen und 200 Japaner".

1543 Richard *O'Connor*: Der Boxeraufstand, S. 9.

1544 Ebenda, S. 10. Nach Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 129 war „neben dem III. Seebataillon und einer Matrosenartillerieabteilung, insgesamt etwa zweitausend Mann, (...) auch das Ostasiengeschwader mit mehreren Tausend Mann in Tsingtau stationiert. Die Polizeiaufgaben wurden unter deutscher Aufsicht von sechzig Chinesen wahrgenommen". Als oberster Befehlshaber fungierte der deutsche Gouverneur, Kapitän z.S. von Rosendahl.

1545 Demgegenüber schreibt Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, S. 174 beschönigend: „Gelegentlich gab es Konflikte mit deutschen Ordnungsvorstellungen. Die deutsche Pachtzeit war eine Periode ohne Konflikte mit der ortsansässigen Bevölkerung, die wegen der wirtschaftlichen Anreize, die von der Hafenstadt Tsingtau ausgingen, mit großer Schnelligkeit zugenommen hatte".

1546 Richard *O'Connor*: Der Boxeraufstand, S. 12.

1547 Ebenda, S. 52f.

1548 Ebenda, S. 59.

1549 Ebenda, S. 74.

1550 Ebenda, S. 78.

1551 Ebenda, S. 82.

1552 Ebenda, S. 83f.

1553 Es ist ein dunkles Kapitel der Belagerungsgeschichte, daß die Vertreter der Gesandtschaften sich weigerten, den Zuflucht und Schutz suchenden chinesischen Christen Unterschlupf zu gewähren. Erst als sichergestellt war, daß die Chinesen nicht mit ihnen unter einem Dach leben würden, sondern ein an die britische Botschaft anschließendes Gebäude beziehen würden, stimmten sie einer Rettungsaktion zu. Auch im Verlauf der Belagerungen waren die Chinesen Menschen „zweiter Klasse". Als die Befreiung auf sich warten ließ und die Versorgungslage immer schlechter wurde, hatten die Chinesenchristen am schwersten zu leiden. „Die Handvoll Reis, die man ihnen zuteilte, war unter dem Existenzminimum; sie wurden von ihren Beschützern mit herablassender Gleichgültigkeit als Bürger und Christen zweiter Klasse behandelt. Die Chinesenkinder aßen in den Palmengärten bereits die Blätter von den Bäumen, und wenn sie in der Mittagshitze nackt umherliefen, konnte man ihre vom Hunger aufgedunsenen Bäuche sehen". (Richard *O'Connor*: Der Boxeraufstand, S. 170)

1554 Ebenda, S. 190f.

1555 Ebenda, S. 155.

1556 Ebenda, S. 187.

1557 Ebenda, S. 190f.

1558 Ebenda, S. 193.

1559 Ebenda, S. 196.

1560 Ebenda, S. 197.

1561 Ebenda, S. 241.

1562 Ebenda, S. 242f.

1563 Ebenda, S. 257.

1564 Ebenda, S. 263.

1565 Ebenda, S. 263.

1566 Ebenda, S. 264.

1567 Ebenda, S. 264.

1568 Ebenda, S. 265f.

1569 Ebenda, S. 266.

1570 Siehe hierzu auch die Lieder „Hung Tschang" (Nr. 450), „Li Hung Tschang in Kiautschou" (Nr. 451).

1571 Albert *Schweitzer*: Zwischen Wasser und Urwald, in: Albert Schweitzer: Selbstzeugnisse, München 1959, 8. Unveränderte Aufl. 1988, S. 205f.

1572 Öffentliche Abendveranstaltung beim 22. Deutschen Volkskundekongreß '79 in Kiel am 19. Juni 1979: Geschichte (1817-1979) in Liedern.

1573 Hierzu gehörten unter anderem August Geib, Max Kegel und Jakob Audorf, aber auch Eduard Fuchs, der zeitweilige Herausgeber des „Süddeutschen Postillions" und namhaften sozialdemokratischen Karikaturensammlers und Kulturwissenschaftlers, aber auch Dichter wie Georg Herwegh und Johann Most, die zu Propagandisten der revolutionären Arbeiterbewegung wurden. Siehe zur Entwicklung des Arbeiterliedes unter anderem auch Inge *Lammel*: Das Arbeiterlied, Frankfurt a.M. 1980, dergl. Empor zum Licht, Arbeitsänger und Arbeitersportler in München vor 1933. Beiträge zur Kulturgeschichte der Münchner Arbeiterbewegung (Begleitbuch zur Ausstellung vom 11.4.-5.6.1987 im Münchner Rathaus, München 1987.

1574 Die früheste übergreifende Vereinigung der Arbeitersänger war dabei der im Jahre 1877 in Gotha von dem sozialdemokratischen Verleger Emil *Sauerteig* ins Leben gerufene „Allgemeine Arbeiter-Sänger-Bund".

1575 Wie Inge *Lammel*: Arbeitermusikkultur in Deutschland 1844-1945, Leipzig 1984, S. 55 darlegt, trugen „weitere Auflagen bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges und danach noch einmal bis 1921 (...) zu einer Gesamtauflagenhöhe von 550.000 bei", das Gewerkschaftsliederbuch „Singe mit!" erschien „in einer Auflage von 130.000 Exemplaren" (ebenda, S. 56).

1576 Die Texte vieler Arbeiterlieder ebenso wie die vieler oppositioneller Lieder der katholischen Arbeiter während des „Kulturkampfes" waren im Parodieverfahren den Melodien bekannter, selbst nationaler und militaristischer Lieder wie „Die Wacht am Rhein" unterlegt, so daß sie bei etwaigem Eintreffen der Polizei jederzeit nahtlos mit dem offiziellen Text weitergesungen werden konnten.

1577 Ernst *Klusen*: Volkslied – Fund und Erfindung, Köln 1969, S. 147ff.

1578 Ebenda, S. 148.

1579 Ein Großteil der Texte in den einschlägigen sozialdemokratischen Liederbüchern, etwa in Max Kegels „Sozialdemokratischem Liederbuch", 1891 erschienen, war denn auch alles andere als revolutionär. Auch hier wurden radikale und revolutionäre Strophen zumeist gestrichen oder behutsam geglättet.

1580 Zwar stellt der „Erk-Böhme", den F.M. Böhme auf der Grundlage der Sammlungen und Ausgaben von Ludwig Erk in den Jahren 1893/1894 herausgab, immer noch die wohl umfassendste Ausgabe deutscher Volkslieder dar, doch zeigt dieses Werk nicht nur manche wissenschaftliche Unzulänglichkeiten, sondern Böhme hat seinerzeit ganz bewußt oppositionelles und antimilitaristisches Liedgut unterdrückt und unterschlagen und somit an einer direkten Verfälschung der Überlieferung mitgewirkt.

1581 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I Vorwort S. XXXIII.

1582 Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons ... 1815 bis zur Gründung des Nordbundes 1866, Berlin 1872, Vorwort.

1583 Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914). Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Münchner Revolution von 1918/19, München 1975 (= Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München Heft 61)

1584 Hervorhebung durch die Autoren.

1585 Gefährdetes Münchnertum (von einem Engländer), In: Süddeutsche Monatshefte, 7. J. (1910), 2. Bd., S. 108-110, 110, hier zitiert nach Ludwig M. *Schneider*: Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914), S. 116. Zur Kritik am militaristischen Machtstaat siehe auch ebenda, S. 302-312.

1586 Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914), S. 120.

1587 Helga *Bemman*: Ick wundre mir über jarnischt mehr. Eine Otto-Reutter-Biographie, Berlin 1977, S. 87.

1588 Ebenda, S. 87ff.

1589 Ebenda, S. 91.

1590 Ebenda, S. 95.

1591 Wie Ludwig M. *Schneider* in: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München auf S. 102f. ausführt, wurde die „Volkssängerliteratur (...) durch verschiedene andere Quellen ergänzt. (...) Es handelt sich vielfach um Lieder aus Textbüchern, wie sie in Bierhallen verwendet wurden, um Faschings- und Oktoberfestzeitungen, bzw. -führer, Schnadahüpfel, Witzbücher und humoristische Schriften. Eine besondere Bedeutung wird der Ergänzung des Quellenmaterials aus den sog. Skandalblättern eingeräumt. Es sind dies typisch Münchnerische Presseerzeugnisse – Wochen- oder Halbwochenschriften – von nicht geringer Popularität bei den unteren Volksschichten. In einem Polizeibericht werden sie als ‚eine anscheinend unausrottbare Sumpfpflanze des Großstadtlebens' bezeichnet, (zitiert nach StAM, Pol. Dir. 2126/2: Bericht über die poliz. Geschäftstätigkeit v. 12. Mai 1911).

1592 Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 323f.

1593 Die Aufstellung wurde entnommen aus Friedhelm *Jürgensmeier*: Die katholische Kirche im Spiegel der Karikatur der deutschen satirischen Tendenzzeitschriften von 1848 bis 1900, Trier 1969, S. 53-64.

1594 Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914), S. 116.

1595 Ebenda, S. 117. Schneider zitiert hier die Stenographischen Berichte der Kammer der Abgeordneten (StBd-KdAbg.) 1896, IV, S. 584. (Zu weiteren konkreten Zensurmaßnahmen und Verboten in München siehe Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914), S. 118f.

1596 Hier sind wir viel seltener fündig geworden, das heißt, eine gründliche Aufarbeitung des Themas „Die deutsche Kolonialpoitik im Spiegel historisch-politischer Lieder" steht derzeit noch aus und erforderte noch umfangreiche und aufwendige Recherchen, die wir – aus Zeit- und Kostengründen – nicht anstellen konnten. Auf dieses Defizit in der Liedforschung, dsgl. was das Thema „Auswanderung aus Deutschland und Auswandererlied" anbelangt, sei an dieser Stelle aber ausdrücklich hingewiesen.

1597 Dabei haben wir das Thema „Marinelieder" – mit Ausnahme von einem einzigen Liedbeispiel (S. 838f.) bewußt ausgespart, zum einen da die Kriegsmarine erst in den letzten Jahren der Wilhelminischen Epoche eine bedeutende und entscheidende Rolle gespielt hat, zum anderen aus Platzgründen. Zu diesem Thema könnte und müßte unseres Erachtens ebenfalls eine eigene Abhandlung folgen.

1598 Erst in den allerletzten Jahren ist hierzu mit Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894. Chronologie eines Skandals, Pressath 1993 eine vorzügliche Publikation erschienen, die wir dankbar mit herangezogen haben.

1599 Die Melodie findet sich abgedruckt auf S. 416 Nr. 195: „Denkst du daran"

1600 Das Lied findet sich auf der LP von „Zupfgeigenhansel" „Volkslieder 1", 1976 pläne LC-0972, B-Seite Nr. 2. Für die Begleit-CD dieses Buches hat die „Passepartout GmbH" aus beiden Fassungen des Liedes eine neue Version erstellt.
1601 Die Melodie findet sich abgedruckt auf S. 416 Nr. 195: „Denkst du daran".
1602 Zupfgeigenhansel: Es wollt ein Bauer früh aufstehn, S. 355.
1603 Ebenda, S. 355. Wir verweisen im Übrigen auf Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 332-338.
1604 Geschichte (1815-1979) in Liedern, S. 46ff. Auf die „Schönheit des Soldatenlebens", die damit verbundene „Lust und Kurzweil", die Kasernen als „Ferienkolonien" spielen zahlreiche Karikaturen jener Jahre an. Die zahllosen Soldatenmisshandlungen durch brutale Vorgesetzte, gegen die man sich schließlich sogar von höchster Stelle einzuschreiten gezwungen sah – vgl. S. 722f. –, boten den Zeichnern der oppositionellen Presse immer wieder genügend Stoff. Siehe hierzu etwa die Abbildungen bei Franz *Conring*: Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 285, dsgl. Franz W. *Seidler*: Das Militär in der Karikatur. Kaiserliches Heer, Reichswehr, Wehrmacht, Bundeswehr und Nationale Volksarmee im Spiegel der Pressezeichnung, München 1982, hier etwa S. 63f.
1605 Maximilian *Seefelder*: Die Münchner Volkssänger der Jahrhundertwende.
1606 Ebenda, S. 47f.
1607 Das Lied wurde in den letzten Jahren von der Deutschfolkgruppe „Liederjan" aus Hamburg in einer Vertonung des Gruppenmitglieds Jörg Ermisch auf Platte eingespielt: „Liederjan": Der Mann mit dem Hut. Philips 6435 127. Leider haben wir keinerlei Notenmaterialien von diesem Lied.
1608 Walter *Deutsch*: Das alpenländische Liederbuch, S. 187.
1609 Walter *Deutschs* Erklärung „im entsprechenden Stil" spielen halten wir für falsch. Unsere „Übersetzung" stützt sich auf Johann Andreas *Schmeller*: Bayerisches Wörterbuch, I Sp. 756 und auf eigene Mundartkompetenz.
1610 Raimund *Zoder* und Karl M. *Klier*: Volkslieder aus Niederösterreich, 1. Heft, Wien 1932, S. 31.
1611 Walter *Schmidkunz* (Hrsg.): Das Leibhaftige Liederbuch, S. 216.
1612 Georg *Queri*: Kraftbayrisch, S. 203.
1613 Walter *Schmidkunz* (Hrsg.) Das Leibhaftige Liederbuch, S. 199.
1614 Leider ist auch unsere Armee für viele der jungen Wehrpflichtigen eine „Schule der Nation", was den Alkoholkonsum sowie das Kartenspielen anbelangt. Mancher hat sich das unmäßige Trinken „beim Barras" angewöhnt, wie wir zahllosen Gesprächen mit „Ehemaligen" entnehmen konnten.
1615 Eine zeitgenössische Karikatur von F. Horsky aus der Zeitschrift „Ulk", 1904, die sich unter anderem bei Franz *Conring*: Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 167 findet, zeigt „Das Muske-Tier oder die Kommissgestalt". Ein Musketier, aus verschiedenen Tieren zusammengesetzt, wird auf dem Kasernenhof von einem Unteroffizier zusammengebrüllt. Unter der Abbildung steht zu lesen: „Wie ein preußischer Rekrut ungefähr aussehen würde, wenn er das alles wäre, was ihn der Herr Unteroffizier zu nennen pflegt". Wir entdecken am Muske-Tier folgende Schimpfnamen: Ochse, Nashorn, Esel, Giraffe, Kamel, Elefant, Sau, Bock. Vgl. auch die Auflistung der Beschimpfung in der Einleitung, S. 723f. Anmerkung 1338. Zu den vielfältigen massiven Schikanen siehe auch Erich Kästners Lied „Sergeant Waurich" auf S. 722.
1616 Siehe Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914), München 1965.
1617 Maximilian *Seefelder*: Die Münchner Volkssänger der Jahrhundertwende, S. 49.
1618 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 350-356. Insgesamt sind bei Steinitz zwölf gedruckte und dreiundzwanzig handschriftliche Fassungen belegt.
1619 Ebenda, S. 354.
1620 Hervorhebung der 5. Strophe durch die Verfasser.
1621 Hervorhebung in Strophe 3, 6 und 7 durch die Verfasser.
1622 Siehe S. 721 Anmerkung 1333 der vorliegenden Arbeit.
1623 Siehe S. 789 der vorliegenden Arbeit.
1624 Der württembergische Hauptmann Graf von Zeppelin begegnet uns interessanterweise auch in einem von Ditfurth gesammelten Lied aus dem Kriege 1870/71, nämlich in „Ein deutsches Reiterstück vom Jahre 1870". Siehe hierzu Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Historische Volks- und volksthümliche Lieder 1870-1871, Teil II, S. 37ff.
1625 Siehe S. 842 der vorliegenden Arbeit. Die „Passepartout GmbH" hat das Lied für die Begleit-CD des vorliegenden Buches eingespielt.
1626 Siehe S. 621ff. der vorliegenden Arbeit.
1627 Christoph *Well*: Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, München 1996, mit 2 dazugehörigen CD's. Das Lied findet sich in einer leichten Textvariante – in einer Aufnahme vom Kraudn Sepp – auf der 2. CD (Nr. 11), MH 2108 CD.
1628 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 497ff.
1629 Ebenda, Bd. II S. 389.
1630 Das Lied findet sich unter dem Titel „Der Selbstmord" außerdem abgedruckt bei Zupfgeigenhansel: Es wollt ein Bauer früh aufstehn, 222 Volkslieder, Dortmund 1978, S. 110f., dsgl. auf der LP „Zupfgeigenhansel – Volkslieder 1, S. A Nr. 4.

1631 Das Lied findet sich in einer Aufnahme der Waakirchner Sänger auf der CD: „Bairisches Spektaculum", BMG-Ariola", ebenso auf der 2. CD von Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, MH 2108 CD, hier Nr. 10.

1632 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Teil I S. 463ff. Nr. 171-181.

1633 Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Fränkische Volkslieder, S. 41 Nr. 47 und S. 209ff., Nr. 275-280.

1634 Die „Deutsche Militärgeschichte" berichtet zwar über die Strafen, die über Deserteure verhängt wurden (vgl. Bd. IV/2, S. 156 u. 158), nicht aber über die Häufigkeit der Desertionen. Wir haben auch in anderen Büchern keine genaueren Angaben gefunden. Die Auswertung von Militärgerichtsakten stellt offensichtlich noch eine Forschungslücke dar.

1635 Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Fränkische Volkslieder, S. 41.

1636 Walter *Schmidkunz*: Bauernballaden, S. 246. Wir haben den dort abgedruckten Text um die erste Strophe sowie die Melodie aus Christoph *Well*: Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, S. 302 ergänzt.

1637 Walter *Schmidkunz*: Bauernballaden, S. 126f.

1638 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Tel. I S. 489.

1639 Ebenda, S. 491.

1640 Die Melodie siehe S. 548, Lied Nr. 257 : „Vom Fels zum Meer".

1641 Wir fanden es sowohl in einem Soldatenliederbuch (a.a.O.) und in einem Schulliederbuch aus der NS-Zeit (Unser Lied. Liederbuch für höhere Schulen, hrsg. v.d. Fachgruppe Musik in der Fachschaft II des Nationalsozialistischen Lehrerbundes München, Augsburg und Wien o.J., S. 46).

1642 Liederbuch des VII. Korps, S. 114f.; Mein Liederbuch. Über 200 der schönsten und bekanntesten Volkslieder für diatonische Handharmonika, Ravensburg 1939, S. 141. Im NS-Liederbuch für höhere Lehranstalten (a.a.O.) fehlt das Lied bezeichnenderweise.

1643 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II, S. 374-382.

1644 Ebenda, Bd. I S. 380ff.

1645 Ebenda, Bd. I S. 380ff.

1646 Das Lied findet sich in einer Fassung der „Passepartout GmbH" auf der Begleit-CD zum vorliegenden Buch.

1647 Der Verleger sah sich auf dem Textblatt ausdrücklich zu dem folgenden Hinweis genötigt: „Achtung! Berufshumoristen ist das öffentliche Vortragen dieses Costüm-Couplets nur dann gestattet, wenn sie das Aufführungsrecht käuflich von der Verlagshandlung erworben haben", wobei dies als ein Indiz dafür genommen werden kann, daß manch eines von Otto Reutters Liedern auch unautorisierte Aufführungen erlebte.

1648 Immerhin hat das Militärleben den Einzelnen sowie die Gesellschaft der Wilhelminischen Epoche nachhaltig geprägt, wie auch eine Karikatur aus einem Exemplar des „Simplicissimus" jener Zeit darlegt: Der Spieß schreitet die Reihe der zu Entlassenden – diese sind bereits in Zivil – ab und nimmt von seinen ehemaligen Untergebenen Abschied: „... und dann müßt ihr bedenken, als Zivilisten seid ihr hergekommen und als Menschen geht ihr fort"! Der als „Mensch" ins Zivilleben Entlassene aber ist ein verkleideter Soldat: in Reih und Glied stehend, mit herausgestreckter Brust und dem Mittelfinger an der Hosennaht. (Bilder aus dem Simplicissimus, S. 97).

1649 Walter *Schmidkunz* (Hrsg.): Das Leibhaftige Liederbuch, S. 234.

1650 Weitere und genauere Angaben zur Melodie lagen uns leider nicht vor.

1651 Der Schwalangscher" gehört heute beispielsweise mit zum Repertoire der „Biermösl-Blosn", einer der bekanntesten Folk-/Volksmusikgruppen Bayerns, die sowohl auf der Bühne als auch auf Tonträger immer wieder neben neuen kabarettistischen Liedern auch historisch-politische Lieder kongenial vorträgt. Das Lied findet sich auch bei Christoph *Well*: Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, S. 282f. Eginhard König hat das Lied zusammen mit der „Passepartout GmbH" für die Begleit-CD des vorliegenden Buches eingespielt.

1652 Die Melodie lag uns leider nicht vor.

1653 Elisabeth *Thurmair*: Alte deutsche Reiterlieder, München 1983 verzeichnet unter der Überschrift „Lieder der Reitersoldaten" nicht weniger als 95 Lieder.

1654 Aus dem noch halbwegs melodiösen Lied „War einst ein bayrischer Husar" (Elisabeth *Thurmair*: Alte deutsche Reiterlieder, S. 119f.) wurde „Es war einmal ein treuer Husar".

1655 Ebenda, S. 150f. mit weiteren Beispielen für Husarenlieder.

1656 Walter *Schmidkunz* (Hrsg.): Das Leibhaftige Liederbuch, S. 231.

1657 „Bombardeur" bezeichnete den niedrigsten Unteroffiziersrang bei der Artillerie (Walter *Transfeldt* u.a.: Wort und Brauch im deutschen Heer, S. 80).

1658 Friedrich *Münich*: Geschichte der Entwicklung der bayerischen Armee seit zwei Jahrhunderten, München 1864. (Nachdruck Krefeld 1972), S. 359 und 391f.

1659 Ebenda, S. 264f.

1660 Georg *Queri*: Kraftbayrisch, S. 201.

1661 Paul-Ernst *Rattelmüller*: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um Lieder ohne Melodie: „Kürassierlied der Garde du Corps" (S. 46f.), „Kavallerielied" (S. 54), „Der Taxis-Chevaulegers" (S. 61ff.), „Der schwere Reiter" (S. 72ff.), „Der boarische Schwalangscher" (S. 79ff. – mit

Melodie), „Als ich vor einem Jahr" (S. 80f. – mit Melodie, dies ebenfalls ein Schwalangscher-Lied). Wir rechnen auch die Mädchenlieder dazu, z.B. „Soll ich ein Schatz mir suchen" (S. 102, ein Ulanenlied) oder „Mei Schatz is a Reiter" (S. 103f.).

1662 Siehe S. 329 Nr. 169: „Ich bin der Schlächter Bonapart".

1663 Deutsche Militärgeschichte, Bd. 3 V, S. 192.

1664 Eva *Rieger*: Friedenserziehung im Musikunterricht, Regensburg 1987.

1665 Der Deutsche Militarismus, S. 320.

1666 Eva *Rieger*: Friedenserziehung im Musikunterricht, S. 32. „Nicht nur Schriftsteller, sondern auch Musiker waren hiervon ergriffen. So schrieben neben Lincke auch Jean Gilbert und Walter Kollo Kriegsoperetten" (ebenda, S. 32).

1667 Die Melodie lag uns leider nicht vor.

1668 Die Melodie „Wir sind die 6er stolz und kühn" ist auch bekannt unter dem Titel „Die Gaudibuam". Vgl. Opf. Volksliedarchiv VII/1983; STAA BA TIR 3508.

1669 Eine ähnliche, allerdings lediglich 4-strophige Version schickte Karl Haberland aus Amberg im Jahre 1958 an das Oberpfälzer Volksmusikarchiv in Regensburg, wo die Verfasser anläßlich verschiedener Recherchen darauf stießen. Wolfsteiner entnahm seine Version der Sammlung Hermann, in: Gemeindearchiv Fuchsmühl; STAA BA TIR 3508; Vom Volkslied, S. 100f. Interessanterweise wurde das „Fuchsmühler Holzlied" im Jahre 1986, als der Widerstand der oberpfälzischen Bevölkerung gegen die in Wackersdorf geplante atomare Wiederaufarbeitungsanlage einen Höhepunkt erreicht hatte, von der Regensburger Deutschfolk-Gruppe „Anonym", der einer der Autoren, Uli Otto, als Gründungsmitglied angehörte, anläßlich einer Protestveranstaltung „an historischem Ort", nämlich im ehemaligen Reitstadel des 6. Regimentes in Amberg aufgeführt. Eine aktualisierte Fassung von „Die braven Bayern" aus dem gleichen Jahr findet sich auf der LP: „Anonym" – „Ade du schöne Zeit", PTA 333-0216, S. B Lied Nr. 2.

1670 Max *Böhm*: Über die Entstehung von Volksliedern. Der besondere Fall der Fuchsmühler Begebenheit, in: Annette *Thoma* (Hrsg.): Das Volkslied in Altbayern und seine Sänger. Ein Geburtstagsbuch für den Kiem Pauli. München 1952, S. 94-103.

1671 Siehe hierzu auch die Anmerkung 1668 auf S. 841 der vorliegenden Arbeit.

1672 Alfred Wolfsteiner, dem Schwandorfer Stadtbibliothekar und „Fuchsmühl-Spezialisten", verdanken wir eine interessante mögliche Erklärung dieser Brutalität. Wie ihm mitgeteilt wurde, sei das Vorgehen nicht zuletzt als „Reaktion" auf die passive Haltung des Regiments während des badischen Feldzugs im Sommer 1849 zu sehen, als man nicht entschieden genug gegen die Revolutionäre vorgegangen und deswegen gemaßregelt worden sei. Hier gilt es – was bisher aus Zeitmangel unterbleiben mußte – die Regimentsgeschichte zu studieren, um die Rolle der „Bauernstecher" in dieser Epoche zu recherchieren.

1673 Simon Dobmeier ist Musikant und Mitglied der „Nabburger Boum", einer Pioniergruppe auf dem Sektor des oberpfälzischen Volksliedes. Das aufgezeichnete Lied wurde von ihm ins Repertoire der Gruppe eingebracht.

1674 Die verwendete Melodie stammt aus F.M. *Böhme*: Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895, S. 79 (Nr. 94). Weitere Varianten finden sich bei Josef *Hermann*: Vor 60 Jahren: Die Fuchsmühler Bauernschlacht. Eine heimatgeschichtliche Erinnerung, in: Die Oberpfalz (1954), S. 252f. In der Chronik des Fuchsmühler Schützenvereins „Andreas Hofer", in den 60er Jahren zusammengestellt von Hauptlehrer Bösl (Fuchsmühl), eine Abschrift dieser Variante wurde durch Theo Schaumberger 1993 ans OpfVlA gesandt. Die beiden Fassungen sind exakt identisch, Hermann läßt lediglich die fünfte Strophe aus.

1675 Die Texte bei Max Böhm und Alfred Wolfsteiner weichen an einigen Stellen – wenn auch nur ganz unwesentlich – voneinander ab. Wolfsteiner hat seine Version aus der Bayerischen Ostmark 250 vom 26.10.1934; Hermann in: „Unser Bayern" 1974 sowie leicht abgeändert: Manuskript Hermann, in: Gemeindearchiv Fuchsmühl; Vom Volkslied, S. 96-99.

1676 Leider lag uns diese Melodie nicht vor.

1677 Theo *Schaumberger*: 1894 – Fuchsmühler Holzschlacht, eine Chronik, hrsg. von der Marktgemeinde Fuchsmühl 1984.

1678 Das Lied findet sich unter anderem auch auf einer LP der Gruppe „Liederjan": „Unsere Klingel ist kaputt", Verlag pläne 1983 (88330), wo wir es zum erstenmal hörten. In einer Fassung der „Passepartout GmbH" findet sich das Lied auf der Begleit-CD des vorliegenden Buches.

1679 So nimmt ein Regiment, „Das neue Köpenick-Regiment" in einer Zeichnung Alfred Schmidts in der dänischen Zeitschrift „Blazsprutten" (1906) mit allen möglichen uniformierten Witzfiguren Aufstellung vor einem Hauptmann der auf einer klapprigen Mähre grüßend die Front abreitet. Und in der Zeitschrift „Ulk" hat Griebner in einem Spottbild auf die Köpenick-Affäre mit dem Titel „Preußische Disziplin" aus dem ehemaligen Schuster und Strafgefangenen Wilhelm Voigt einen Affen gemacht, der sich aus seinem Käfig befreit und eine herumhängende Uniform angezogen hat, und dem die Soldaten angesichts seines Dienstgrades blindlings folgen, ganz egal welchen Befehl er nun gibt. In diesem Fall jagen sie mit aufgepflanztem Bajonett Zivilisten auf das Brandenburger Tor. (Beilage 42 zu Franz *Conring*: Das deutsche Militär in der Karikatur.) „Der Räuberhauptmann von Cöpenick oder Der geschundene Bürgermeister" findet sich auf einem Flugblatt der Lustigen Blätter (Franz *Conring*: Das deutsche Militär in der Karikatur, S. 380) und im kaiserlichen Deutschland gebietet sogar eine Vogelscheuche Achtung, wenn sie nur eine Uniform trägt, wie uns der Zeichner

der Karikatur „Aus dem Dreiklassenstaat. Der Herr Hauptmann" in direktem Bezug zur Köpenickiade glauben machen will, die im „Wahren Jakob" vom 13.11.1906 Abdruck fand. (Franz W. *Seidler*: Das Militär in der Karikatur, S. 46.). Th.Th. Heine schließlich apostrophiert die Tat des Wilhelm Voigt im „Simplicissimus" unter dem Titel „Dem Verdienste seine Krone" als einen Beitrag zum Pazifismus, der den „Hauptmann von Köpenick" sogar für die Verleihung des Friedensnobelpreis würdig mache. Unter der Zeichnung steht zu lesen. „Der König von Norwegen" – der hier allerdings die Züge des deutschen Kaisers Wilhelms II. trägt – „überreicht dem Hauptmann von Köpenick den Friedenspreis der Nobelstiftung, weil es ihm in unübertrefflicher Weise gelungen ist, den Militarismus lächerlich zu machen". (Herbert *Reinoß* (Hrsg.): Simplicissimus. Bilder aus dem „Simplicissimus", Hannover 1970, S. 55.)

1680 Helga *Bemman*: Ick wundre mir über jarnischt mehr. Eine Otto-Reutter-Biographie, S. 84f.

1681 Die Regensburger Deutschfolkgruppe „Passepartout GmbH" hat diesem Text eine andere Weise unterlegt, die Melodie von „Stets in Trure muß i leben", die sie von der ersten Langspielplatte der Gruppe „Zupfgeigenhansel" – Volkslieder 1 her kennengelernt hat. In dieser anderen Fassung findet sich das Lied auch auf der unserem Buch beiliegenden CD.

1682 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, B. 1, S. 410.

1683 Flieg. Blatt (Einzeldruck) 4°: „Ein schön und wahrhaftig Soldatenlied, so Anno 1775 am 19. Oktober zu Cassel auf der Parade von den abziehenden Militärs mit admirabler bonne humeur vor Ihrer Durchlaucht gesungen ward": E.-B. II Nr. 333.

1684 „Mündlich 1829 von einem alten Soldaten namens Mirbach zu Kassel, der den Feldzug mitgemacht hatte, nun aber betteln mußte".

1685 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, B. 1, S. 412

1686 Siehe S. 49-67 der vorliegenden Arbeit.

1687 Zum Soldatenhandel der deutschen Fürsten, der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts besonders rücksichtslose und schamlose Formen annahm, siehe Friedrich *Kapp*: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, 1. Aufl. New York 1864, 2. Aufl. Berlin 1874". (Hinweis von Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I S. 413.). Wie W. *Daniel-Wilson*: Das Goethe-Tabu. Protest und Menschenrechte im klassischen Weimar, München 1999 auf S. 47-76 aufweist, beschränkte sich der Verkauf von Untertanen dabei nicht nur auf das Land Hessen-Kassel. „(...) zu den Hessen gesellten sich Hanauer, Braunschweiger, Waldecker, Anhaltiner und Brandenburger" (ebenda, S. 72). Doch auch Weimar verkaufte „der englischen Krone Untertanen für die Verwendung in Amerika" (ebenda S. 49), wobei Johann Wolfgang von Goethe, der dortige ‚Kriegskommissar', der seit Januar 1779 Leiter der herzöglichen Kriegskommission war und von daher schon von Amts wegen mit diesen Werbungen zu tun hatte, eine nicht gerade rühmliche Rolle gespielt hat, war er doch direkt „mitbeteiligt an der Entscheidung, weimarische Untertanen gegen ihren Willen nach Amerika und später auch nach Preußen zu verkaufen" (ebenda, S. 59).

1688 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, B. 1: S. 414.

1689 Ebenda, S. 419.

1690 Siehe S. 737ff. der vorliegenden Arbeit.

1691 Während der Kämpfe wurde von den Mitgliedern des Neu-Ulmer Gesangsvereins unter anderem das Theodor Körnersche Lied „Vater, ich rufe dich! Brüllend umwölbt mich der Dampf der Geschütze" aus der Zeit der Befreiungskriege gesungen, daneben das Kampf- und Siegeslied der evangelischen Kirche „Ein' feste Burg ist unser Gott". (Friedrich *Mayer*: Neu Ulm. Eine kulturhistorische Erzählung, S. 65f.).

1692 In einer Fassung der „Passepartout GmbH" findet sich das Lied auf der Begleit-CD des vorliegenden Buches.

1693 In diesem deutlichen Hinweis auf die deutsche Unterstützungsbereitschaft erblickte man in London einen unfreundlichen Akt und eine anmaßende und unberechtigte Einmischung in die Angelegenheiten des Empire und steigerte sich geradezu in eine Abwehrhaltung, die darin gipfelte, daß die Kriegsbereitschaft der Flotte verstärkt wurde. Solche Reaktionen wiederum bestärkten in Deutschland wiederum jene Kreise, die glaubten, das Reich müsse sich um jeden Preis an dem allgemeinen Rüstungswettlauf der Mächte beteiligen. Wilhelm II. strebte von nun an den Ausbau der deutschen Kriegsflotte an.

1694 Oskar war übrigens der Taufpate des Onkels eines der Autoren.

1695 zitiert nach Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 10. Der Text findet sich unterhalb eines Bildes, das Vertreter der eingeborenen Völker der einzelnen deutschen Kolonien – von Afrika über China bis Neuguinea – zeigen, die einem Porträt Kaiser Wilhelms II. huldigen.

1696 Die letzten beiden Zeilen einer jeden Strophe wurden wiederholt.

1697 Terre des hommes, Heft Nr. 2/1981, S. 23.

1698 Die Evangelischen Missionen – unter ihnen auch zwei englische – unterhielten nicht weniger als 69 Haupt- und 185 Nebenstationen beziehungsweise Außenplätze. Die Zahl der Katholischen Missionen betrug immerhin 61.

1699 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien,, S. 153. Mit *„Deutschland, Deutschland, über alles"* ist eine Karikatur im „Süddeutschen Postillion" Nr. 23 vom Jahre 1897 überschrieben, die dem Betrachter recht drastisch den Einfluß der deutschen Sitte und Kultur in Afrika vor Augen führt. Sie zeigt einige „Kulturbilder aus Afrika": Da ist zum einen – unter der Überschrift „Frauenkultus" in Europa und Afrika – ein Vertreter des deutschen Offiziersstandes zu sehen, der seiner Dame im ersteren Fall galant die Hand küßt und devot vor ihr einknickt. Die afrikanischen Frauen aber werden von seinen Stan-

desgenossen in den Kolonien nicht so zuvorkommend und galant behandelt. Vielmehr erteilt hier ein Offizier den Befehl, die vorgeführten Frauen durchzupeitschen bzw. mit Stockschlägen zu traktieren. Im Zentrum des Bildes ist ein Missionar mit einer Flasche Schnaps zu sehen, ein „Vater vom heiligen Geiste", der angesichts dreier sinnlos betrunkener, herumliegender Neger mahnend den Finger hebt. Nur haben die Eingeborenen ihren billigen Branntwein eben von deutschen Handelsgesellschaften bezogen, die mit dieser Exportware nach Afrika ein Riesengeschäft machten. Kaum eine noch so gute Karikatur hätte die Rolle und Auswirkungen des deutschen Alkoholhandels in den Kolonien dabei treffender darstellen können, als ein durchaus ernstgemeintes Werbeplakat der Hamburger Spirituosenfirma Heinrich Helbing. Hier betritt die schwert- und schildbewehrte Germania über der in englisch abgefaßten Werbeaufschrift *„Helbings renowned Germania Spirits* den afrikanischen Kontinent, wo sie von jubelnden Eingeborenen freudig begrüßt wird. (Siehe Weiß auf Schwarz, S. 68). Zur Rolle des Alkohols siehe außerdem den Kommentar zum folgenden Lied. Unten auf unserer Karikatur sind noch ein paar „lustige" Szenen zu sehen, die die preußisch-deutsche Ordnungsliebe und Disziplin sowie die Moral zum Thema haben. So wird eine Giraffe „verdonnert", weil sie den deutschen Gouverneur über die Achsel angesehen hat, ein Pavian, der dem Betrachter sein rotes Hinterteil entgegenstreckt, hält einen Strafbefehl wegen „Verletzung des Schamgefühls" in Händen, ein Pudel macht einem an ihm vorüberschreitenden Offizier Ehrenbezeigung. (Süddeutscher Postillion. Reprint (hrsg.u.eingel. v.) Udo *Achten*, Berlin/Bonn 1969.

1700 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 153.

1701 Das Lied findet sich auch auf der LP von „Zupfgeigenhansel": „Volkslieder 2" – S 19 F 102, Dortmund: pläne 1977, Seite B Nr. 3. In einer Fassung der „Passepartout GmbH" findet sich das Lied auf der Begleit-CD des vorliegenden Buches.

1702 J.L. *de Vries*: Mission und Politik 1880-1918. Neukirchen-Vöuyn 1980, S. 186f., zitiert nach Weiß auf Schwarz, S. 103.

1703 Ebenda, S. 103.

1704 Ebenda, S. 67.

1705 Ebenda, S. 67f.

1706 Ebenda, S. 68.

1707 Ebenda, S. 70.

1708 Ebenda, S. 68.

1709 Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien, S. 56f.

1710 Siehe hierzu S. 760f. Anmerkung 1475 unserer Arbeit.

1711 Das Lied findet sich auf der zum Buch gehörenden CD der Gruppe „Passepartout GmbH".

1712 Siehe auch S. 915f. unserer Arbeit.

1713 Die „Passepartout GmbH" hat das Lied nach einer irischen Weise – „Lakes Of Pontchartrain" für die Begleit-CD des vorliegenden Buches eingespielt. Diese Weise findet sich im Repertoire zahlreicher irischer Gruppen und Einzelmusiker. Erwähnt seien hier nur die Fassungen von „Planxty", Christie Moore und Paul Brady.

1714 „In den fernen deutschen Zonen" (Nr. 454) sowie „Ich zog zum fernen Afrika" findet sich abgedruckt in den Kleinen Mitteilungen. Neuere Soldatenlieder. Von Wolfgang *Stammler*, Hannover, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 26. Jahrgang, 1916, Heft 2, S. 209f.

1715 Die Melodie siehe auf S. 279f. Nr. 121: „Gebhard Leberecht von Blücher".

1716 „Himmelfahrtstag! Bei strahlendem Sonnenschein machten wir einen Ausflug in den maiengrünen Bergwald. Alle waren sie fröhlich, nur ich nicht. Ich haderte mit dem Schicksal. Schon vor einem Jahr hatte ich mich zur Schutztruppe nach Afrika gemeldet, um aus dem ewigen Einerlei des Garnisondienstes fortzukommen, dort drüben im geheimnisvollen schwarzen Erdteil auf eigenen Füßen zu stehen, mit eigener Kraft in der hoffnungsvollen deutschen Kolonie als Pionier die Kultur zu schaffen. Ich hatte in der Zwischenzeit gelernt, was warten heißt. Mit fieberhafter Spannung sah ich meiner Einberufung entgegen. Seit fünf Monaten loderten in Südwest die Flammen des Aufruhrs, unerhörte Greueltaten waren an friedlichen deutschen Einwohnern verübt, wehrlose Frauen und Kinder in bestialischer Grausamkeit hingemartert worden. Ihr Blut schrie zum Himmel. Schon waren in rascher Folge Verstärkungen aus der Heimat drüben gelandet, zu strafen und zu rächen. Gleich beim Beginn des Aufstandes hatte ich mein Gesuch wiederholt, der Regimentsarzt mich nochmals auf Tropendienstfähigkeit untersucht: keine Herzerweiterung – eigentlich ein Wunder! – kein Alkoholiker, ziemlich solide, verträgt starke Dosen Chinin, also brauchbar. Gott sei Dank"!

Mit diesem und ähnlichen Texten wurde Werbung für den Dienst in den Kolonien, mit Berichten über die angebliche Grausamkeit der Aufständischen Stimmung gegen die Hereros und Namas gemacht, die es gewagt hatten, sich mit der deutschen Kolonialmacht anzulegen. Daneben versuchten auch zahlreiche heroisierende Schlachtengemälde für die deutschen Schutztruppler zu werben oder deren in der Realität nur zu oft unrühmlichen Taten in Heldentaten umzudeuten.

1717 Siehe hierzu S. 751ff.

1718 Es wurde entnommen aus Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest, S. 162.

1719 Hervorhebung durch die Autoren.

1720 Winfried *Baumgart*: Deutschland im Zeitalter des Imperialismus (1890-1914), Frankfurt/Berlin/Wien 1972, S. 73.

1721 Ebenda, S. 73.

1722 Was die Originale anbelangt, waren uns von den elf Melodien einige – abgesehen von Frederic Chopins Trauermarsch aus der Sonate b-moll, op. 35, der das Potpourri einleitet, dem Marsch „Margarethe" von Johann Leskovjan (Nr. 6), dem Walzer „Fritz, laß das Poussieren sein" von Paul Lincke (Nr. 7), dem Marsch „Unsere Jungens auf See" (Nr. 9) sowie Joseph Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser", welches den Abschluß bildete – völlig unbekannt.

1723 Wir konnten hier sechs Originalweisen zuordnen, etwa einleitend einige Takte aus der Ouvertüre zu Franz von Suppés „Leichte Kavallerie", „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus", „Guter Mond, du gehst so stille", „Wir haben noch lange die Schnauze nicht voll", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und – als instrumentaler Anhang, den wir hier nicht festgehalten haben, einige Takte von „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben".

1724 Helga *Bemman*: Ich wundre mir über jarnischt mehr. Eine Otto-Reutter-Biographie, S. 91.

1725 Siehe S. 778-788.

1726 Siehe hierzu auch die Deckblätter der beiden 10- bzw. 11-seitigen Liederhefte, die zum Preis von 4 Mark vom Leipziger Verleger zum Kauf angeboten wurden. Auf dem ersteren Titelblatt ist der chinesische Diplomat mit einem drachengeschmückten chinesischen Prunkmantel bekleidet, er hat einen typischen, herabhängenden „Chinesenbart" und trägt auf dem Kopf als Zeichen seiner Macht und Würde eine Mandarinmütze mit Pfauenfeder. Das zweite Titelblatt zeigt ihn in ähnlichem Habitus, nur daß seine Mandarinmütze durch einen preußisch-deutschen Soldatenhelm ersetzt ist, auf dem gleichwohl ebenfalls eine Pfauenfeder thront.

1727 Hiermit ist wohl der weiße Koller gemeint, den Bismarck als preußischer Ministerpräsident und deutscher Reichskanzler bei offiziellen Anlässen trug, den das Protokoll bei derartigen Gelegenheiten mehr oder weniger zwingend vorschrieb. Mit diesem weißen Koller ist Bismarck etwa auch auf dem verherrlichenden Gemälde „Die Kaiserproklamation. Versailles, 18. Januar 1871" von Anton von Werner zu sehen, obgleich er bei diesem Anlaß seinen gewöhnlichen blauen Waffenrock trug, was ihm seinerzeit die Allerhöchste Mißbilligung eintrug.

1728 Helga *Bemman*: Ick wundre mir über jarnischt mehr. Eine Otto-Reutter-Biographie, S. 66.

1729 Ebenda, S. 91.

1730 Das Lied findet sich, von der „Passepartout GmbH" eingespielt, auf der Begleit-CD des vorliegenden Buches.

1731 Inwieweit sich Wolfgang Steinitz hier von seinem Wunschdenken hat leiten lassen, mag dahingestellt bleiben. Die Freiwilligenzahlen zu dem Einsatz in China sprechen eine andere Sprache.

1732 Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. II S. 486. Eine Karikatur aus dem Süddeutschen Postillion, S. 186 zeigt ein überzeugteres Mitglied des deutschen Expeditionskorps nach München, das die „Hunnenrede" seines Kaisers verinnerlicht hat und mit Rachegedanken schwanger geht. Unter dem Spottbild auf Karl Hesselbacher, seines Zeichens Unteroffizier bei der schweren Artillerie des Feldheers, der mit gezogenem Säbel dasteht, steht der folgende Text zu lesen: „Lebewohl! Vor meiner Abreise nach China sage ich allen meinen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl und ein fröhliches Wiedersehen! Werde ich dort anlangen, werde ich handeln, wie geschrieben steht: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten'! Die Redaktion des Süddeutschen Postillion sah sich seinerzeit zu dem Hinweis veranlaßt: „Wir bitten unsere Leser, dieses Abschiedsinserat ja nicht als einen Witz aufzufassen, es ist authentisch und stammt aus einer norddeutschen Zeitung". Und ein weiteres Spottbild aus ebendiesem Süddeutschen Postillion vom Jahr 1898 mit dem Titel „Donnerrrwetter! Der Militarismus als Vorreiter der Zivilisation" zeigt den preußisch-deutschen Adler, die Pickelhaube als Symbol des Militarismus auf dem Kopf und zudem auf einer Kanone sitzend, wie er von Vertretern des Bürgertums und des Klerus, nach Meinung des Zeichners den Hauptträgern der militaristischen Ideologie des Deutschen Reiches, vorwärts nach Osten gezogen wird, wo „im fernen China" unter seinem Schutz und unter seiner Führung die deutsche Kultur Verbreitung finden soll. Es spielt auf die „Kiautschou-Vertrag" zwischen Deutschland und China an, den die Deutschen dem darniederliegenden chinesischen Kaiserreich unter der Drohung von Waffengewalt abzwangen. (Siehe Hans *Dollinger*: Lachen streng verboten, S. 128.). Siehe auch S. 781 unserer Arbeit.

1733 Siehe S. 784 unserer Arbeit.

1734 Zahlreiche – auch nichtdeutsche – Karikaturen setzten sich in der Folge mit dem Chinaabenteuer auseinander. Siehe hierzu etwa Hans *Dollinger*: Lachen streng verboten, S. 134. Dsgl. Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, S. 66 und 348. Ein im Süddeutschen Postillion, S. 165 erschienenes Spottbild bezieht sich dabei nur zum Teil auf die Niederschlagung des Boxeraufstandes in China und die darauffolgende massive und brutale Strafpolitik des Deutschen Reiches, die sogar den Abscheu der anderen, in diesem Konflikt verbündeten Kolonialmächte erregte. Der Zeichner von Stumm spielt daneben darauf an, daß für weite Kreise des deutschen Bürgertums nach wie vor der ebenfalls „abzustrafende Feind im Inneren Deutschlands", gegen den man sich ein ähnlich rigoroses Vorgehen wünschte, die deutsche Sozialdemokratie war. Sozialdemokraten verdienten danach mindestens ein ähnliches Schicksal wie die in der Karikatur gezeigten fünf gefangenen Chinesen, die einem deutschen Erschießungskommando zum Opfer fallen. Der Betrachter dieser Szene äußert dazu: „Schade, daß es keine Sozialdemokraten sind (… die da hingerichtet werden)".

Bibliographie

I Liedersammlungen, Sammlungen und Untersuchungen

1818, Ein Lesebuch. Berlin o.J.

Allgemeines deutsches Lieder-Lexikon (hrsg.v.) Wilhelm *Bernhardi*, Leipzig 1844.

Alte und neue Lieder, Hannover 1870.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen (hrsg.v.) Verband Deutscher Vereine für Volkskunde unter Leitung von John *Meier*, Heft 2, Leipzig o.J.

Ernst Moritz *Arndt*: Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten, nebst zwei Anhängen von Liedern. Königsberg 1813.

Ernst Moritz *Arndt*: Kriegs-Lieder für teutsche Soldaten. 1. Vom kühnen Schill. 2. Vom tapfern Gneisenau. 3. Vom edlen Dörnberg. 4. Vom braven Chasot. 5. Vom Deutschen Vaterlande, Königsberg 1813.

Ernst Moritz *Arndt*: Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann seyn und mit Gott in den Streit gehen soll, Leipzig 1813.

Ernst Moritz *Arndt*: Lieder für Teutsche im Jahr der Freiheit 1813, Leipzig 1813.

Ernst Moritz *Arndt*: Kriegs-Lieder der Teutschen, Frankfurt 1814.

Ernst Moritz *Arndt*: Lob teutscher Helden. Im Jahr der Freiheit, Frankfurt 1814.

Ernst Moritz *Arndt* und Theodor *Körner*: Lob teutscher Helden gesungen von E.M. Arndt und Th. Körner, 2. Aufl. Frankfurt 1814.

Ernst Moritz *Arndt*: Teutsche Wehrlieder von E.M. Arndt und anderen Verfassern, Frankfurt 1814.

Ernst Moritz *Arndt*: Ueber die Feier der Leipziger Schlacht. Zweite mit einem Anhange von Liedern vermehrte Auflage, Frankfurt 1815.

Ernst Moritz *Arndt*: Kriegslieder. Erste Sammlung, Göttingen 1806, in: R. *Steig* und H. *Grimm* (Hrsg.): Achim von Arnim und die ihm nahe standen, Stuttgart 1884, Bd. I S. 197-206.

Robert F. *Arnold* und Karl *Wagner* (Hrsg.): Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres, Wien 1809.

Aus der Heimat. Alte und neue Lieder nach Wort und Weise, Leipzig 1917.

R.Z. *Becker*: Mildheimisches Liederbuch. Faksimiledruck der Ausgabe 1815, Stuttgart o.J.

Helga *Bemmann*: Ich wundre mir über jarnischt mehr. Eine Otto-Reutter-Biographie, Berlin 1977.

Alois *Bergmann* (Hrsg.): Liederbuch der Egerländer, Geislingen 1952.

Julius *Bintz* (Hrsg.): Ausgewählte Gedichte geschichtlichen Inhalts, Leipzig 1876.

Franz Magnus *Böhme* (Hrsg.): Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895.

Hugo *Borst* (Hrsg.): Kopf hoch! 60 Soldatenlieder für die Kriegsjahre 1914-1915-1916, 8. Aufl. Stuttgart 1916.

Cesar *Bresgen*: Fein sein, beinander bleiben. Alpenländische Volkslieder aus Österreich, Salzburg, 1. Aufl. 1947, 4. Aufl. o.J.

Hans *Breuer* (Hrsg.): Der Zupfgeigenhansl, Leipzig 1917.

P. Reinhold *Brumberger* u.a. (Hrsg.): Der Bettelmusikant, Bonn-Bad-Godesberg, 4. Aufl. 1979.

Heide *Buhmann* und Hanspeter *Haeseler*: Das kleine dicke Liederbuch. Lieder und Tänze bis in unsere Zeit, 2. Erw. Aufl. Eigenverlag Darmstadt 1981.

Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, Wien 1941.

Demokratisches Liederbuch, Stuttgart 1898.

Des deutschen Kriegers Heimkehr aus Frankreich. Ein Cyclus von 25 patriotischen Gesängen mit verbaler Deklamation von M *Dietlein* und C. *Stein*, Wittenberg o.J.

Des Knaben Wunderhorn – Alte deutsche Lieder, gesammelt nach L. Achim *von Arnim* und Clemens *Brentano*, Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe von 1806/1808, München 1962.

Walter *Deutsch*: Das alpenländische Liederbuch, Ravensburg 1979.

Deutsche Kriegslieder 1870, Würzburg o.J.

Deutsche Kriege- und Vaterlandslieder, Stuttgart 1871.

Deutscher Liederschatz, Bayreuth 1979.

Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, (hrsg.v.) Franz Magnus *Böhme*, Unveränderter Neudruck, Leipzig 1924.

Deutsches Kommersbuch, Historisch-kritische Bearbeitung von Karl *Reisert*, 7. Aufl. Freiburg 1896.

Deutschlands Liederschatz mit Sang und Klang, Berlin o.J.

Die Volkshymnen aller Staaten des Deutschen Reiches. Beiträge zu einer Geschichte ihrer Entstehung und Verbreitung von Otto *Boehm*, Wismar 1901.

Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts, Nördlingen 1872.

Franz Wilhelm *Freiherr von Dithfurth*: Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, 1763, bis zum Brande von Moskau, Berlin 1872.

Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons nach St. Helena 1815 bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes, Berlin 1872.

Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871, 2 Bde, Berlin 1872.

Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870-71, 2 Bde, Berlin 1872.

Franz Wilhelm *Freiherr von Ditfurth*: Fränkische Volkslieder mit ihren Weisen, wie sie vom Volke gesungen werden, Leipzig 1855.

Theodor *Echtermeyer* (Hrsg.): Deutsche Gedichte, neu bearbeitet von Benno von Wiese, Düsseldorf 1961.

Theodor *Echtermeyer* (Hrsg.): Auswahl deutscher Gedichte, Halle 1836.

Adolf *Enslin* (Hrsg.): Der deutsch-französische Krieg 1870-71 in Liedern und Gedichten, Berlin 1871.

Ludwig *Erk* (Hrsg.): Die deutschen Freiheitskriege in Liedern und Gedichten, Berlin 1863.

Ludwig *Erk* (Hrsg.): Deutsche Volkslieder aus den Freiheitskriegen, Berlin 1863.

Ludwig *Erk* und Franz Magnus *Böhme*: Deutscher Liederhort, 3 Bde Leipzig 1893-94.

Ludwig *Erk* und A. *Jakob*: Patriotischer Sängerhain. Lieder über den deutschen Volkskrieg von 1870 und 1871, 1 Heft, Berlin 1871.

Ludwig *Erk* und A. *Jakob*: Teutonia. Lieder über den deutschen Volkskrieg für den mehrstimmigen Männerchor, 1 Heft Berlin 1871.

Fest-Lieder, gewidmet von Roth und Junius, Hagen i.W./Berlin o.J.

C.W. *Finck* (Hrsg.): Musikalischer Hausschatz der Deutschen, Leipzig 1843

Hartmut *Flechsig*: Revolution und Romantik in Deutschland. Politische und andere Lieder aus der Zeit von 1813 bis 1848, Regensburg 1980 (Lehrerheft, Schülerheft und Kassette).

Fliegende Kriegslieder, München 1870.

Friedrich *Förster*: Kriegslieder, 2. Aufl. Berlin 1839.

Ernst Richard *Freytag* (Hrsg.): Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen, Liedersammlungen und dem Volksmunde, Dresden 1892.

Max *Friedländer* (Hrsg.): Commersbuch, Leipzig 1892.

50. Auswahl deutscher Lieder mit ein- und mehrstimmigen Weisen, Leipzig 1860.

Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescheerung von Deutschlands Dichtern, Berlin 1871.

Gelb-weiße Lieder, gesammelt von einem Hannoveraner, 2. Aufl. München 1868.

Ingeborg *Gansberg*: Volksliedsammlungen und historischer Kontext. Kontinuität über zwei Jahrhunderte, Frankfurt/Bern/New York 1986.

Geschichte (1815-1979) in Liedern. Programmheft: Öffentliche Abendveranstaltung beim 22. Deutschen Volkskundekongreß '79, Kiel 19.6.1979.

Adolf *Glaßbrenner*: Gedichte, Berlin 1851.

Adolf *Glaßbrenner*: Neue Volkslieder, Berlin 1849.

Gleiberger Soldatenliederbuch. Oberhessische Volkslieder, gesammelt von Otto *Böckel*, Marburg, Heft 3 (DVA 59 036)

J.P. *Glock*: Badischer Liederhort I. Die historischen Volkslieder des Großherzogtums Baden, insbesondere die Kriegslieder der badischen Truppen in den Feldzügen des 19. Jahrhunderts, Karlsruhe 1910.

Walter *Grab* und Uwe *Friesel*: Noch ist Deutschland nicht verloren. Eine Analyse unterdrückter politischer Lyrik von der Französischen Revolution bis zur Reichsgründung, München/Hamburg 1970.

August *Hartmann*: Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jahrhundert, 3 Bde München 1907-1913.

Horst *Haubner* (Hrsg.): Hinüber d' Alm, herüber d' Alm, München 1972.

G. *Heine* (Hrsg.): Vaterländische Gedichte aus dem Sommer 1870, Cöthen 1871.

Hell klingen unsre Lieder, Liederbuch der Bundeswehr (hrsg.v.) Bundesministerium der Verteidigung Führungsstab der Streitkräfte, Wolfenbüttel/Zürich/Rodenkirchen/Bad Godesberg 1963.

Hell klingen unsere Lieder, Liederbuch der Bundeswehr (hrsg.v.) Bundesministerium der Verteidigung Führungsstab der Streitkräfte, Bamberg 1976.

G. *Hensing* u.a. (Hrsg.): Die Kriegs-Poesie der Jahre 1870-1871, geordnet in eine nationale Geschichte, 6 Bde Mannheim 1873.

Walter *Hinck* (Hrsg.): Geschichte im Gedicht. Texte und Interpretationen. Protestlied, Bänkelsang, Ballade, Chronik, Frankfurt/Main 1979.

August Heinrich *Hoffmann von Fallersleben* und Ernst *Richter*: Schlesische Volkslieder, Leipzig 1842.

August Heinrich *Hoffmann von Fallersleben*: Deutsche Gassenlieder, Zürich/Winterthur 1843.

August Heinrich *Hoffmann von Fallersleben*: Deutsches Volksgesangbuch mit Melodien, Leipzig 1848.

Johannes *Holzmeister*: Carmina historica. Geschichte(n) im Lied, Boppard 1965.

Kurt *Huber* und Pauli *Kiem*: Altbayerisches Liederbuch, Mainz o.J.

Kurt *Huber* und Ludwig *Simbeck*: Niederbairisches Liederbuch, München o.J.

Barbara *James* und Walter *Moßmann*: Glasbruch 1848, Darmstadt und Neuwied 1983.

Friedrich Ludwig *Jahn* (Hrsg.): Dank- und Denk-Lieder zur Jahresfeier der Leipziger Schlacht, Berlin 1817.

Friedrich Ludwig *Jahn* (Hrsg.): Rundenlieder, Berlin 1817.

Bruno *Kaiser*: Die Achtundvierziger. Ein Lesebuch für unsere Zeit, Weimar 1952.

Kaiser-, Kriegs-, Sieges- und Jubellieder aus dem Jahre 1870-1871, Mülheim 1871.

Kameraden singt! Liederbuch der Bundeswehr (hrsg.v.) Bundesministerium der Verteidigung Führungsstab der Streitkräfte, Bonn 1991.

Wladimir *Karbusický*: Zum Terminus ‚von unten', in: Musik von unten Dokumente Bd. 1, Hamburg Januar 1981.

Max *Kegel*: Sozialdemokratische Liederbuch, 5. Aufl. Stuttgart 1887.

Andreas *Kettel* (Hrsg.): Volksliederbuch, Reinbek 1977.

Pauli *Kiem* (Hrsg.): Sammlung oberbayrischer Volkslieder, 6. Aufl. München 1980.

Klabund, d.i. Alfred *Henschke*: Das deutsche Soldatenlied wie es heute gesungen wird, München 1915.

Karl M. *Klier*: Historische Volkslieder des 18. Jahrhunderts aus Österreich. Zugleich ein Beitrag zur Metrik des Volksliedes, in: Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 8 Wien 1959, S. 22-51.

G.M. *Kletke* (Hrsg.): Militairisches Dichter-Album, Berlin 1853.

Friedrich *Knauth* (Hrsg.): Alldeutschland. Dichtergrüße am Auferstehungsmorgen des geeinigten Deutschlands im Hochsommer des Jahres 1870, 2 Bde Langensalza 1870.

Eginhard *König* u.a. (Hrsg.): Regensburger Liederbuch. Eine Stadtgeschichte in Noten, herausgegeben im Auftrag der „Folk- und Volksmusikwerkstatt Regensburg und Ostbayern", Regensburg 1989.

Theodor *Körner*: Drei Deutsche Gedichte von Theodor Körner Jäger beim Lützowschen Freicorps, Berlin 1813.

Theodor *Körner*: Zwölf freie deutsche Gedichte. Nebst einem Anhang, Leipzig 1813.

Theodor *Körner*: Theodor Körner's Nachlaß. Oder dessen Gefühle im poetischen Ausdruck, bei Gelegenheit des ausgebrochenen deutschen Freiheits-Krieges. Aus dem Portefeuille des Gebliebenen (hrsg.v.) Herrn *von Freymann*, Leipzig 1813.

Theodor *Körner*: Leyer und Schwerdt von Theodor Körner. Lieutenant im Lützow'schen Freicorps. Einzig rechtmäßige, vom Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe, Berlin 1814.

Theodor *Körner*: Kriegs-Lieder der Preußischen Freischaaren, von Körner, Lieutenant bei dem Lützow'schen Husaren-Regiment Nro 1, Bremen 1813/14.

Hein und Oss *Kröher* (Hrsg.): Das sind unsere Lieder. Ein Liederbuch, Frankfurt a.M. 1977.

G. *Kröner* (Hrsg.): Deutschland über Alles. Kriegs- und Vaterlandslieder aus Schwaben, Stuttgart o.J.

H. *Krome* und H. *Schmid-Kayser*: Was die Wandervögel singen, Berlin 1918.

Johannes *Künzig* (Hrsg.): Lobser Liederhandschrift 1816. Sammlung von 47 weltlichen Landliedern. Zusammengetragen von Karl *Kraus*, Schullehrer im Dorfe Lobs, Herrschaft Falkenau, Köln o.J. (= Schriftenreihe des Instituts für Musikalische Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule Rheinland / Abtlg. Neuss, Bd. III).

Kunst der bürgerlichen Revolution. Von 1830-1848/49, 2. Aufl. Berlin 1973.

Arthur *Kutscher*: Das richtige Soldatenlied. Verse und Singweisen im Felde gesammelt, Berlin 1871.

Inge *Lammel*: Arbeitermusikkultur in Deutschland 1844-1945, Leipzig 1984.

Inge *Lammel*: Das Arbeiterlied, Frankfurt a.M. 1980.

Inge *Lammel*: Lieder der Revolution von 1848, in: Das Lied im Kampf geboren. Publikationsreihe der Abteilung Arbeiterlied der Deutschen Akademie der Künste, Heft 1, Leipzig 1957.

Leier und Schwert für 1870. Patronentaschen-Liederbuch des Feld-Soldatenfreundes, Berlin 1870.

G. *Lemke*: Volkstümliches in Ostpreußen, Allenstein 1899.

Johann *Lewalter* (Hrsg.): Reichswacht, Kassel o.J.

Lieder aus dem Rinnstein, gesammelt von Hans *Ostwald*. Neue Ausgabe, München 1920.

Lieder der Freiwilligen von 1813, 14 und 15 zur Festfeier am 3. Februar 1848, Posen 1848.

Lieder zum Theil in bayerischer Mundart von P. Marcelin *Sturm*, ehemaliger Augustiner, in Musik gesetzt nach den eigenen Melodien des Verfassers von dem kön. Advokaten J. *Giehrl* in Neunburg vorm Wald 1819 (OpfVA MDE 67).

Lieder zur Gitarre (hrsg.v.) Adolf *Häseler*, 2 Bde, Hamburg 1914.

Lieder für die deutsche Jugend (hrsg.v.) Heinrich *Müller*, 3. Aufl. Gießen o.J.

Lieder und Toaste der freiwilligen Jäger. Gesungen und gesprochen am Erinnerungsfeste des königlichen Aufrufes vom Jahre 1813, den 3ten Februar 1831, Berlin 1831.

Liederbuch der Freiwilligen von 18713, 1814 und 1815, Berlin o.J.

Liederbuch der Freiwilligen von 1813, 1814 und 1815 und ihre fortdauernde Kameradschaft, 2. Aufl. Köln 1839.

Liederbuch, Teutsches, zum Gebrauch für Hochschulen, Stuttgart 1823.

Rochus *Freiherr von Liliencron*: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert, 4 Bde und Ergänzungsband, leipzig 1865ff.

Franz *Lipperheide*: Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870, 4 Teilbände Berlin 1871.

Alexander *Lipping* und Björn *Grabendorff*: 1848. Der Deutsche macht in Güte Revolution. Lieder und Texte, Frankfurt 1982.

Mädchenliederbuch, besonders zum Gebrauche für katholische Mädchenvereine, Jungfrauenvereine und Kongregationen, Dienstmädchen- und Arbeiterinnenvereine, Institute und hauswirtschaftliche Schulen, (hrsg.v.) Verband der katholischen Burschenvereine Bayerns, 6. Aufl. Regensburg o.J.

Hermann *Marggraf* (Hrsg.): Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock bis zur Gegenwart, Leipzig 1843.

Otto *Maußer*: Der Liedbestand bayrischer Truppen im Weltkrieg, o.O. 1916.

Mein Liederbuch. Über 200 der schönsten und bekanntesten Volkslieder für diatonische Handharmonika, Ravensburg 1939.

Angelika *Menne*: Einigkeit und Unité. Die Legitimation politischer Vorgänge mit lyrischen Mitteln in den deutschen und französischen Kriegsgedichten von 1870-71 (Phil. Diss.) 1980.

Walter *Moßmann* und Peter *Schleuning*: Alte und neue politische Lieder. Entstehung und Gebrauch, Texte und Noten, Reinbek 1978.

Müller von der Werra und W. *Baensch*: Alldeutschland. Neue Lieder zu Schutz und Trutz im Jahre der deutschen Erhebung 1870, Leipzig 1870.

Curt *Mündel*: Elsäßische Volkslieder, Straßburg 1884.

Neue und alte, lustige und ernste Kriegslieder gegen die Franzosen, Breslau 1870.

Hans Adolf *Neunzig* (Hrsg.): Das illustrierte Moritaten-Lesebuch. Geschichten und Lieder, Parodien und Fundsachen, München 1979.

Hans *Niehaus*: In der Tradition des historischen Volksliedes. Lieder aus der Zeit des Vormärz, der Deutschen Revolution 1848/49 und, als Beispiel aus der Gegenwart, Lieder der badisch-elsässischen Bürgerinitiativen. (= Unveröffentlichte Staatsexamensarbeit für das Lehramt an Gymnasien), Freiburg 1977.

O Deutschland hoch in Ehren! Alte und neue Soldaten-, Volks- und Vaterlandslieder, Ansbach 1916.

Odenwälder Spinnstube. 300 Volkslieder aus dem Odenwalt, gesammelt von H. *Krapp*, Darmstadt 1904.

Reinhard *Olt*: Krieg und Sprache. 1. Band: Untersuchungen zu deutschen Soldatenliedern des Ersten Weltkriegs. 2. Band: Deutsche Soldatenlieder, Gießen 1980.

Ulrich *Otto*: Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, Köln 1982.

Uli *Otto*: Deutschland, Deutschland über alles...??? Ein „Volks"liederbuch (Historisch-politische Lieder von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben), Hildesheim/Zürich/New York 1984.

Uli *Otto* und Maximilian *Seefelder*: Tradition oder Neuheit? Kritische Lieder im Volksmusikgewand, in: Schmankerl 55/56. Blätter für bayrisch-österreichische Heimatliteratur, München, Sept./Okt. 1986.

Ludolf *Parisius*: Handschriftliche Sammlung um 1850 in Sachsen-Anhalt. Univ.-Bibliothek Halle Yi 5a, (= Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde Bd. 10).

Bernhard *Paumgartner*: Österreichische Soldatenlieder, Heft 3: Marsch- und Heimatlieder, Wien 1917.

Pfälzische Volkslieder (hrsg.v.) Georg *Heeger* und Wilhelm *Wüst*, Kaiserslautern 1909.

Georg *Queri*: Kraftbayerisch. Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern, München 1981.

Paul-Ernst *Rattelmüller*: Dirndl, wo hast denn dein Schatz, juhe... Bayerische Soldatenlieder und vaterländische Gesänge aus dem 19. Jahrhundert, Rosenheim 1977.

Max *Remy* (Hrsg.): Der deutsche Heldenkampf im Jahr 1870, Berlin 1870.

Enst *Richter* und A. *Jakob* (Hrsg.): Patriotische Liederharfe, Heft 3 und 4: Der deutsche Volkskrieg gegen den französischen Erbfeind. Berlin o.J.

Eva *Rieger*: Friedenserziehung im Musikunterricht, Regensburg 1987.

Hermann *Rollett*: Frühlingsboten aus Österreich, Jena 1846.

Hermann *Rollett*: Lyrisches Wanderbuch, Frankfurt 1846.

Hermann *Rollett*: Kampflieder, Leipzig 1848.

Hermann *Rollett*: Republikanisches Liederbuch, Leipzig 1848.

Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch (Ursprünglich hrsg. unter musikalischer Redaktion von Friedrich *Silcher* und Friedrich *Erk*), 71.-74. Aufl. Lahr 1898.

J. *Schenkel* (Hrsg.): Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts, Mainz 1850/51.

Max *von Schenkendorf*: Gedichte, Stuttgart/Tübingen 1815.

Franz Josef *Scherer* (Hrsg.): Deutschland im Liede, Paderborn 1876.

M. *Schmitz* (Hrsg.): Dichter der Freiheitskriege. Mit Einleitung und Erläuterungen, Paderborn 1898.

Gustav *Schwab* (Hrsg.): Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte, 4. Aufl. Leipzig 1857.

Schwert und Leier. 303 ernste und fröhliche deutsche Vaterlands-, Soldaten- und Volkslieder in der großen Kriegszeit, gesammelt von Robert *Lienau*, 3. Aufl. Berlin/Wien 1914.

Walter *Schmidkunz*: Bauernballaden, 3. Aufl. Rosenheim 1976.

Walter *Schmidkunz* (Hrsg.): Das Leibhaftige Liederbuch. Wolfenbüttel o.J. (unveränderter Nachdruck der ersten Aufl. Erfurt 1938)

Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914). Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Münchner Revolution von 1918/19, in: Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München 1975.

Sechzehn der neusten Kriegslieder. Flugschrift, o.Verf., o.O. 1916.

Maximilian *Seefelder*: Die Münchner Volkssänger der Jahrhundertwende, in: Sänger- und Musikantenzeitung, 28. Jg. Juli/August 1985, S. 239-256.

F.W. *Sering* (Hrsg.): Deutschlands Ehrentage 1870 und 1871 in Ton und Wort, 2 Hefte, Leipzig o.J.

Bernhard *Seyfert*: Das musikalisch-volkstümliche Lied von 1770-1880, Leipzig 1894.

Manfred *Sievritts*: Lied – Song – Chanson. Band 1: Lieder erzählen..., unter Mitarbeit von Peter *Mühlbauer*. Materialheft zu Musikdidaktik Grundband 1 sowie Schüler-Materialheft und Kassetten, Wiesbaden 1982.

Manfred *Sievritts* Lied – Song – Chanson. Band 2: Politisch Lied, ein garstig Lied?, unter Mitarbeit von Peter *Mühlbauer*. Materialheft zu Musikdidaktik Grundband 1 sowie Schüler-Materialheft und Kassetten, Wiesbaden 1984.

Karl *Simrock* (Hrsg.): Lieder vom deutschen Vaterlande aus alter und neuer Zeit, Frankfurt a.M. 1870.

Soldatenlieder, gesungen in der Champagne 1870/71. Gesungen von einem Fünf-und-vierziger, Marienburg o.J.

Soldatenlieder, zusammengestellt von H. *Hermelink*, 3. Aufl. Tübingen 1903.

Soldatenliederbuch. Lübben/Brandenburg 1887.

Fr.L. *von Soltau*: Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet, Leipzig 1836.

Sozialdemokratisches Liederbuch, 10. Aufl. Höttingen-Zürich 1887.

Spielmanns Lust und Leid. 111 Lieder und Gesänge zur Guitarre oder Laute (hrsg.v.) Otto *Rathmann*, Leipzig 1912.

Karl *Steiff* und Günther *Mehring*: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs Stuttgart 1912.

Wolfgang *Steinitz*: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, 2 Bde Berlin 1954/1962.

H.W. *Storck*: Großer Schulliederschatz oder 1000 Jugend- und Volkslieder. Gütersloh 1868.

Gerhard *Strecke* (Hrsg.): Lieder der Schlesier. Rodenkirchen/Köln o.J.

Franz *Tetzner* (Hrsg.): Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter, Leipzig 1892.

Elisabeth *Thurmair*: Alte deutsche Reiterlieder, München 1918.

Elisabeth *Thurmair* und Donald *Ahrens*: Im schönsten Wiesengrunde. Deutsche Volkslieder und wie sie entstanden, Bergisch-Gladbach/Zürich 1979.

Karl *Trebitz* (Hrsg.): Trutznachtigall. Sammlung deutscher Lieder, gesammelt im deutschen Krieg wider Frankreich 1870, Jena o.J.

Unser Lied. Liederbuch für höhere Schulen (hrsg.v.d.) Fachgruppe Musik in der Fachschaft II des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, München u.a. oJ.

Unsre Lieder 1914/15, Reserve-Infanterie-Regiment 235, o.O. o.J.

Heinrich *Viehoff* (Hrsg.): Handbuch der deutschen Nationalliteratur, Braunschweig 1857, 16. Aufl. 1881.

Moritz *Vogel*: Liederschatz für gemischten Chor, Leipzig o.J.

Volks-Klänge. Eine Sammlung patriotischer Lieder, Paris 1841.

Volkslieder aus dem badischen Oberlande (hrsg.v.) Othmar *Meisinger*, Heidelberg 1913.

Vierzig schöne alte und neue Soldatenlieder (hrsg.v.) Carl *Köhler*, Essen o.J.

Ernst *Wachsmann* (Hrsg.): Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870, Berlin 1871.

Philipp *Wackernagel* (Hrsg.): Deutsches Lesebuch, 3. Aufl. Stuttgart 1854.

Philipp *Wackernagel*: Trösteinsamkeit in Liedern, Frankfurt 1867.

Karl *Wagner* (Hrsg.): Germania in Bildern deutscher Dichter, Leipzig 1842.

Ernst *Weber*: Ergießungen Deutschen Gefühles in Gesängen und Liedern bey den Ereignissen dieser Zeit. Eine Anthologie Patriotischer Lyrik aus den Befreiungskriegen, Hildesheim 1983.

Ernst *Weber*: Lyrik der Befreiungskriege (1812-1815). Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur, Stuttgart 1991. (mit einem umfassenden Literaturverzeichnis der Lyrik der Epoche)

Heinrich *Weber*: Storndorfer Volkslieder, o.O.o.J.

Carl *Weitershausen* (Hrsg.): Liederbuch für deutsche Krieger und deutsches Volk, Darmstadt 1830.

Christoph *Well*: Klampfn Toni. Alte und neue bairische Lieder, München 1996.

Weltkriegs-Liedersammlung (hrsg.v.) Verlag „Der Deutschmeister", Dresden 1926.

Walter *Werckmeister*: Deutsches Lautenlied, Berlin 1914.

Heinrich Friedrich *Wilhelmi* (Hrsg.): Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetscten Schöpfungen während der letzten 100 Jahre vornehmlich von Göthe bis auf die Gegenwart, 2. Aufl. Frankfurt/Main 1852.

W. *Wohlrabe* (Hrsg.) Die Freiheitskriege in Lied und Geschichte, Leipzig 1912.

O.L.B. *Wolff* (Hrsg.): Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes, 27 Aufl. 1876.

Hans *Ziegler*: Deutsche Soldaten- und Kregslieder aus fünf Jahrhunderten, Leipzig 1884.

Raimund *Zoder* und Karl M. *Klied*: Volkslieder aus Niederösterreich. 1. Heft Wien 1932.

Zupfgeigenhansel: Es wollt' ein Bauer früh aufstehn – 222 Volkslieder, Dortmund 1978.

II Ausländische Liedsammlungen

Pierre *Barbier* und Franc *Vernillat* (Hrsg.): Histoire de France par les chansons, 7 Bde Paris 1959.

H.E *Butler*: War Songs of Britain, Londom 1903.

La chanson francaise du XIe au XX siècle, Paris 1910.

Le chansonnier francais à l'usage de la jeunesse. Chants guerriers, complaints, romances, chansons plaisantes, Paris 1892.

Chansonnier du solat francais, Paris 1873.

Les chants guerriers, Paris 1870.

Chants lyriques sur la guerre e l'occupation, Tour 1871.

Jules *Frey* (Hrsg.): Les chants de Guerre de la France en 1870-71, Paris 1872.

K. *Dallas*: The Cruel Wars – 100 Soldier's Songs, Wolfe, n.d.

C. *Fanshawe*: The Book of Battle Songs, 1858.

J.S. *Farmer*: Scarlet and Blue; or, Songs for Soldiers and Sailors, 1896.

A.J. *Lloyd*: Folk Song in England, Lwrence und Wishart 1967.

Roy *Palmer*: The Rambling Soldier. Military life through soldiers' songs and writings, Penguin Books 1977.

C. *Stone*: War Songs, Oxford 1908.

L *Winstock*: Songs and Music of the Redcoats, 1642-1902, Leo Cooper 1970.

A. *Wyatt-Edgell*: A Collection of Soldiers' Songs, 1871.

Andy *Irvine*: Aiming for the heart. Poetische Lieder aus Irland, Dreieich 1988.

III Allgemeine Darstellungen, Handbücher und Lexika zu Geschichte und Militärgeschichte

G. *von Alten*: Handbuch für Meer und Flotte. Berlin/Leipzig/Stuttgart/Wien 1909.

Ernst *Aichner*: Bayerische Militärmaler. Ihre Werke als historische Primärquallen, in: Bayerische Militärmaler von Bech bis Thöny (Ausstellungskatalog: Veröffentlichungen des bayerischen Armeemuseums, Bd. 5) Ingolstadt 1982, S. 7-26.

Hellmut *Andics*: Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804-1900 (= Neue österreichische Geschichte in vier Bänden) Wien 1978, Bd. I.

Karl *Bauer*: Regensburg. Aus Kunst-, Kultur- und Sittengeschichte, Regensburg 3. Aufl. 1980.

Wilhelm *Bauer*: Einführung in das Studium der Geschichte, 2. Aul. Tübingen 1928.

A. *Bausani:* Geheim- und Universalsprachen. Entwicklung und Typologie, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1970.

August *Bebel*: Aus meinem Leben, Berlin 1946.

Friedemann *Bedürftig*: Preußisches Lesebuch. Bilder, Texte, Dokumente, Stuttgart 1981.

Otto *Berndt*: Die Zahl im Kriege. Statistische Daten aus der neueren Kriegsgeschichte in graphischer Darstellung, Wien 1987.

Rittmeister *Brix*: Das österreichische Heer in seiner Organisation und Stärke, Uniformierung, Ausrüstung und Bewaffnung, Berlin 1866.

Von Caemmerer: Gefecht und Schlacht im Landkrieg, in: Wehr und Waffen, Teil II o.J., S. 100ff. (zitiert nach Herbert *Krieger* (Hrsg.): Handbuch des Geschichtsunterrichts IV, S. 242)

Thomas *Carlyle*: Geschichte Friedrichs des Zweiten, genannt der Große (hrsg. v.) Georg *Dittrich*, 4 Bde Meersburg 1928.

J. *Castner*: Militär-Lexikon, Leipzig 1822.

W.H. *Chaloner* und W.O. *Henderson* (Hrsg.): Engels as Military Critic, Manchester 1959.

Werner *Conze*: Der erste Weltkrieg 1914-1918, in: Unser Jahrhundert im Bild, Gütersloh 1964.

Gordon A. *Craig*: The Politics of the Prussian Army, 1640-1945, Oxford 1955.

Gordon A. *Craig*: Die preußisch-deutsche Armee 1640-1945, Staat im Staate, Düsseldorf 1960.

Gordon A. *Craig*: Königgrätz 1866 – Eine Schlacht macht Weltgeschichte, Augsburg 1997.

Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet von Hein, Feuerwerks-Oberleutnant bei der 15. Feldartillerie-Brigarde, Kiel und Leipzig 1901, hier Nachdruck Augsburg 1998.

Das Militär-Bilderbuch. Die Kriegsheere Europas. In Bildern von Richard Knötel mit Text von Oberstlieutenant Hermann Vogt, herausgegeben von Julius Lohmeyer, 2. verbesserte und bis auf den neuesten Stand ergänzte Auflage, Glogau o.J., hier Nachdruck Augsburg 1998.

Hans *Delbrück*: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte Bd. 1-4, fortgesetzt von Emil *Daniels* und Otto *Haintz* (Bd. 5-7), Berlin 1900-1936.

Hans *Delbrück*: Historische und politische Aufsätze, Berlin 1907.

Karl *Demeter*: Das deutsche Heer und seine Offiziere, Berlin 1930.

Karl *Demeter*: Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, Frankfurt 2. Aufl. 1962.

A. *Demmin*: Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwicklungen, 3. Aufl. Gera 1891.

Der bunte Rock in Preußen. Militär und Ziviluniformen 17. bis 20. Jahrhundert. Ausstellungskatalog, Berlin 1981.

Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939 (hrsg.v.) Militärgeschichtlichen Forschungsamt, München 1983.

Die deutsche Soldatenkunde (hrsg.v.) Bernhard *Schwertfeger* und E.O. *Volkmann*, 2 Bde Berlin 1937.

Dienstunterricht für den Infanteristen des Deutschen Heeres (hrsg.v.) Kgl. Preußischen Kriegsministerium, 49. Aufl., Berlin 1914/15.

John *Dollard*: Frustration und Aggression, Weinheim/Basel 1970.

W. *Eckart* und O. *Morawietz*: Die Handwaffen des brandburgisch-preußisch-deutschen Heeres 1640-1945, Hamburg 1957.

J. *von Egan-Krieger*: Die deutsche Kavallerie in Krieg und Frieden, Karlsruhe/Dortmund 1928.

Bernt *Engelmann*: Trotz alledem. Deutsche Radikale 1777-1977, München 1977.

Cyril *Falls*: Große Landschlachten, Frankfurt a.M. 1964.

Theodor *Fontane*: Der deutsche Krieg von 1866, 2 Bde Berlin 1871/72.

Fragen an die deutsche Geschichte. Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart. Ausstellungskatalog, Bonn 1980.

Michael *Freund*: Deutsche Geschichte, Gütersloh 1964.

Freiherr von Freytag-Loringhoven: Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges: Beiträge zur Psychologie des Krieges im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1914.

Egon *Friedell*: Kulturgeschichte der Neuzeit, München 1969.

Friedrich Karl, Prinz von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben (hrsg. v.) Wolfgang *Förster*, 2 Bde Stuttgart 1910.

Theodor *Fuchs*: Geschichte des europäischen Kriegswesens, 3 Bde München 1977.

Liliane und Fred *Funcken*: Historische Uniformen. Napoleonische Zeit – 18. Jahrhundert und 19. Jahrhundert, Preußen, Deutschland, Östrreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland, München 1997.

Hermann *Glaser*: Spießer-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes, Freiburg 1964.

Walter *Görlitz*: Geschichte des deutschen Generalstaates von 1650-1945, Augsburg 1997.

Sebastian *Haffner*: Preußen ohne Legende, Gütersloh 1981.

J. *Hahn-Butry* (Hrsg.): Preußisch-deutsche Feldmarschälle, Berlin 1938.

Handbuch der Uniformkunde. Die militärische Tracht in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart, begründet von Richard *Knötel*, grundlegend überarbeitet, fortgeführt und erweitert von Herbert *Knötel* d.J. und Herbert *Sieg*, Hamburg 1956.

Paul *Hassel*: Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. II. König Albert als Kronprinz, Berlin/Leipzig 1900.

Carl Hans *Hermann*: Deutsche Militärgeschichte. Eine Einführung, Frankfurt a.M. 1966.

William Lewis *Hertslet* und Hans F. *Helmolt*: Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen, 11. Aufl. bearb. v. Friedrich *Wencker-Wildberg*, Berlin 1965.

Magnus *Hirschfeld* und Andreas *Gaspar* (Hrsg.): Sittengeschichte des Ersten Weltkriegs, 2. Aufl. Hanau 1964.

Hajo *Holborn*: Moltke and Schlieffen, in: Makers of Modern Strategy: Military Thought from Macchiavelli to Hitler (hrsg. v.) Edward Mead *Earle*, Gordon A. *Craig* und Felix *Gilbert*, Princeron 1943.

Michael *Howard*: The Franco-Prussian War, New York 1961.

Michael *Howard*: Der Krieg in der europäischen Geschichte. Vom Ritterheer zur Atomstreitmacht, übers. von Karl Heinz *Siber*, München 1981 (Originaltitel: „War in European History", Oxford 1976).

Benno *Hubensteiner*: Bayerische Geschichte, 6. Aufl. München 1977.

Ernst Rudolf *Huber* (Hrsg.): Dokumente zur Deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 2, 1969.

Ernst Rudolf *Huber*: Heer und Staat in der deutschen Geschichte, Hamburg 1938.

Illustrierte historische Hefte 13, Berlin 1978.

Max *Jähns*: Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens, Berlin 1880.

Erich *Keyser*: Das Bild als Geschichtsquelle, in: Historische Bildkunde 2 (hrsg.v.) Walter *Goetz*, Hamburg 1935, S. 8.

Herbert *Krieger* (Hrsg.): Handbuch des Geschichtsunterrichts Bd. IV: Die Neuzeit, 3. Aufl. o.J.

Jürgen *Kuczynski*: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, 5 Bde Köln 1981/82.

Hans *Kühner*: Neues Papstlexikon, Frankfurt 1965.

W. *Lautemann* und M. *Schlenke* (Hrsg.): Geschichte in Quellen, Bd. III München 1966.

Albrecht *Lehmann*: Militär als Forschungsproblem der Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde, 78. Jg. (1982/II) (= Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde)

Kurt *Lenk*: Volk und Staat. Strukturwandel politischer Ideologien im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1971.

Karl *Linnebach*: Deutsche Heeresgeschichte, Hamburg 1935.

Karl *Marx* und Friedrich *Engels*: Werke (MEW), Berlin 1968ff.

Manfred *Messerschmidt*: Die politische Geschichte der preußisch-deutschen Armee (Siehe Deutsche Militärgeschichte II).

Manfred *Messerschmidt* u.a. (Hrsg.): Militärgeschichte. Probleme-Thesen-Wege

Manfred *Messerschmidt*: Preußens Militär,

Helmuth *von Moltke*: Briefe an die Braut und Frau, Leipzig 1894.

Helmuth *von Moltke*: Gesammelte Schriften und Aufsätze, 2 Bde Berlin 1892.

Moltkes Militärische Werke:

I. Militärische Korrespondenz, Berlin 1896.

II. Die Thätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee im Frieden, Berlin 1900.

III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten, Berlin 1904.

Herbert *Mühlstedt*: Der Geschichtslehrer erzählt, Bd. III 6 Aufl. Berlin 1978.

Friedrich *Münich*: Geschichte der Entwickelung der bayerischen Armee seit zwei Jahrhunderten, München 1864, Nachdruck Krefeld 1972.

Museum. Bayerisches Armeemuseum Ingolstadt, Braunschweig 1981.

Erwin *Orywal*, Aparna *Rao*, Michael *Bollig* (Hrsg.): Krieg und Kampf. Die Gewalt in unseren Köpfen, Berlin 1996.

Werner *Pöls* (Hrsg.): Historisches Lesebuch I: 1815-1871, Frankfurt 1966.

Bernhard *Potien* (Hrsg.): Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaft, 9 Bde, Bielefeld-Leipzig 1877-1880.

Preußen. Versuch einer Bilanz. Ausstellungsführer (Katalog Bd. I), Berlin 1981.

Preußen. Beiträge zu einer politischen Kultur (hrsg. v.) Manfred *Schlenke* (Katalog Bd. II), Berlin 1981.

Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates. Eine Darstellung in Quellen; bearb. v. Peter *Brandt* u.a. (Katalog Bd. III), Berlin 1981.

Preußischer Generalstab: Kriegsgeschichtliche Abteilung. Der Feldzug von 1866 in Deutschland, 2 Bde Berlin 1767.

– Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik III. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt? Berlin 1903.

– Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. VI. Heeresverpflegung, Berlin 1913.

Kurt *von Priesdorff* (Hrsg.): Soldatisches Führertum, 10 Bde Hamburg 1936ff.

Heribert *Raab* (Hrsg.): Kirche und Staat. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, München 1966.

Peter *Rassow* (Hrsg.): Deutsche Geschichte im Überblick. Ein Handbuch, Stuttgart 1973

Ludwig *Reiners*: Bismarck gründet das Reich, 1864-1871, München 1957.

Gerhard *Ritter* und Jürgen *Kocka*: Deutsche Sozialgeschichte.

Otto *Rühle*: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, 2 Bde Berlin 1930; Nachdruck 2. Band Gießen 1977.

Rudolf *Schenda*: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910, München 1977.

Friedrich *Schmid*: Über die Psyche des Infanteristen im Kampfe. Diss. Greifswald 1919.

Heinz Dieter *Schmid*: Fragen an die Geschichte, Bd. 3 Frankfurt 1980.

Wolfgang *Schmidt*: Eine Stadt und ihr Militär. Regensburg als bayrische Garnisonsstadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Regensburg 1993.

Hans-Joachim *Schoeps*: Preußen. Geschichte eines Staates, Frankfurt 1966.

Otto Ernst *Schüddekopf*: Der Erste Weltkrieg, Gütersloh 1977.

Dieter *Senghaas*: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt 1972.

Friedrich *Sieburg*: Kleine Geschichte Frankreichs, Frankfurt 1964.

Max *Spindler*: Handbuch der bayerischen Geschichte,

Rudolf *Stadelmann*: Moltke und der Staat, Krefeld 1950.

Baron *Stoffel*: Militärische Berichte, erstattet aus Berlin 1866-1870, Berlin 1872.

Heinrich *von Sybel*: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., 7 Bde München 1890.

Heinrich *von Treitschke*: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5. Aufl. Leipzig 1908.

Eduard *Vehse*: Preußische Hofgeschichten (neu hrsg.v.) H. *Conrad*, Bd. II München 1913.

Wolfgang *Venohr* und Friedrich *Kabermann*: Brennpunkte Deutscher Geschichte 1450-1850, Kronberg/Taunus o.J.

Von Scharnhorst zu Schlieffen (hrsg. v.) F. *von Cochenhausen*, Berlin 1933.

Weltgeschichte im Aufriß, Bd. 2: Von den bürgerlichen Revolutionen bis zum Imperialismus, Frankfurt 1978.

Zeit im Bild. Das historische Nachrichtenmagazin, Wien 1979.

Johannes *Ziekusch*: Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreiches, 3 Bde Frankfurt/M. 1925ff.

IV Literatur zu den Themen „Lied“ und „Bild“, Nachbardisziplinen, Hilfsmittel

Lars Ulrich *Abraham* und Carl *Dahlhaus*: Melodielehre, Köln 1972.

Allgemeine deutsche Biographie, 8 Bd. Leipzig 1878.

Adolf *Bach*: Deutsche Volkskunde, 3. Aufl. Heidelberg 1960.

Hans *Bahlow*: Deutsches Namenslexikon, Frankfurt 1972.

Otto *Baur*: Bestiarum Humanum. Mensch-Tier-Vergleich in Kunst und Karikatur, München 1974.

Bayerische Militärmaler von Beich bis Thöny. Ausstellungskatalog. Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums Bd. 5, Ingolstadt 1982.

Rolf W. *Brednich* u.a. (Hrsg) Handbuch des Volksliedes, 2 Bde, München 1973.

Rolf W. *Brednich*: Die Liedpublizistik im Flugblatt des 15.-17. Jahrhunderts, 2 Bde Baden-Baden 1974/75.

Rolf W. *Brednich* (Hrsg.): Erotische Lieder aus 500 Jahren, Frankfurt a.M. 1979.

Breslau. Ansichten aus sechs Jahrhunderten. (Ausstellungskatalog) Regensburg 1983.

Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden und drei Ergänzungsbänden, Wiesbaden 1966-1981.

Karl *Bücher*: Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1899.

Konrad *Burdach*: Studentensprache und Studentenlied in Halle, Halle 1894.

Franz *Conring*: Das deutsche Militär in der Karikatur, Stuttgart 1907.

Michael *Curschmann*: Typen inhaltsbezogener formaler Nachbildungen eines spätmittelalterlichen Liedes im 15. und 16. Jahrhunderts, in: Ingeborg *Glier* u.a. (Hrsg.): Werk, Typ, Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur, Stuttgart 1969, S. 305-326.

Der Große Brockhaus in 25 Bänden, 17. Aufl. Wiesbaden 1966-1981.

Hans *Dollinger*: Lachen streng verboten. Die Geschichte der Deutschen im Spiegel der Karikatur, München 1972.

G. *Faulseit* und G. *Kuhn*: Stilistische Möglichkeiten der deutschen Sprache, 2. Aufl. Halle/Saale 1963.

Gustav *Freytag*: Gesammelte Werke, Bd. 21 Leipzig 1888.

Eduard *Fuchs*: Die Kariatur der europäischen Völker, 2 Bde. Bd. 1: Vom Altertum bis zum Jahre 1848. Bd. II: Vom Jahre 1848 bis zur Gegenwart, Berlin 1901/03.

Eduard *Fuchs*: Geschichte der erotischen Kunst, Berlin 1977.

Eduard *Fuchs*: Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 3 Bde und 3 Ergänzungsbände, Berlin 1909.

Eduard *Fuchs*: Die Juden in der Karikatur, München 1921.

Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, München 1916.

Ingeborg *Glier* (Hrsg.): Werk, Typ, Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur, Stuttgart 1969.

Walter *Goetz* (Hrsg.): Historische Bildkunde 2, Hamburg 1935.

Alfred *Goetze*: Das deutsche Volkslied, Leipzig 1929.

Alfred *Goetze*: Deutsche Studentensprache, Berlin 1924.

Alfred *Goetze*: Vom deutschen Volkslied, Freiburg 1921.

Rudolf *Gottschall*: Literarische Charakterköpfe, 3. Teil Leipzig 1876.

H. *Grote*: Stammtafeln, Leipzig 1877, Neudruck Leipzig 1983.

Dietrich *Grünewald*: Karikatur im Unterricht, Weinheim/Basel 1979.

Max *Heinemann* (Hrsg.): Sueton: Cäsarenleben, Stuttgart 1957.

Andreas *Heusler*: Deutsche Versgeschichte, Berlin 1956.

Walter *Hinderer* (Hrsg.): Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland, Stuttgart 1978.

Werner *Hinze*: Lieder zwischen den Fronten. Ich hatt' einen Kameraden. Beispiel einer wechselhaften Liedbiographie, in: Musik von unten. Dokumente Bd. 1, Hamburg Jan. 1981, S. 26-37.

Friedhelm *Jürgensmeier*: Die katholische Kirsche im Spiegel der Karikatur der deutschen satirischen Tendenzzeitschriften von 1848 bis 1900, Trier 1969.

Gustav *Kahn*: Europas Fürsten im Sittenspiegel der Karikatur, Berlin o.J.

Gustav *Kahn*: Das Weib in der Karikatur Frankreichs, Berlin 1907.

Wladimir *Karbusický*: Ideologie im Lied. Lied in der Ideologie, Köln 1973. (= Schriftenreihe des Instituts für musikalische Volkskunde an der PH Rheinland/Abtlg. Neuss, hrsg. v. Ernst *Klusen*, Bd. II)

Kaufmann: Formen des Zeitliedes im 30jährigen Krieg. (= Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien), München o.J.

Kindlers Literatur Lexikon, 25 Bde München 1974.

F. *Kluge*: Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen, Straßburg 1901.

Ernst *Klusen*: Volkslied. Fund und Erfindung, Köln 1969.

Rosa *Kroll*: Untersuchungen zum Zeitlied des böhmisch-pfälzischen Krieges 1718-1622/23. (= Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien), München o.J.

M. *Küpper* und H. *Küpper*: Schülerdeutsch, Hamburg/Düsseldorf 1972.

Carsten *Lenk-Alt*: Die Fuchsmüher Holzschlacht (= Unveröffentlichte Seminararbeit am Seminar für Volkskunde der Universität Regensburg), Regensburg 1985.

Matthias *Lexer*: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 33. Aufl. Stuttgart 1972.

Lexikon der Germanistischen Linguistik (hrsg.v.) H.P. *Althaus*, H. *Henne*, H.E. *Wiegand*, Tübingen 1973.

Walter *Lipphardt*: Über die Begriffe Kontrafakt, Parodie, Travestie, in: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 12 (1968).

Hannjost *Lixfeld*: Soldatenlied, in: Rolf W. *Brednich* u.a. (Hrsg.): Handbuch des Volksliedes, Bd. II München 1973.

Musik von unten. Dokumente Bd. 1, Hamburg, Januar 1981.

Musik von unten. Dokumente Bd. 2, Hamburg, Januar 1991.

H. *Ostwald*: Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache, Berlin 1906.

Friedrich *Panzer*: Der deutsche Wortschatz als Spiegel deutschen Wesens und Schicksals, Köln 1944.

Otto *Paul* und Ingeborg *Glier*: Deutsche Metrik, München 1970.

Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaften, 6. Bd. Stuttgart 1909.

Leander *Petzold*: Bänkelsang. Vom historischen Bänkelsang zum literarischen Chanson, Stuttgart 1974.

Georg *Piltz*: Geschichte der europäischen Karikatur, Berlin 1976.

Gerhard *Pohl*: Der Strophenbau im deutschen Volkslied, Weimar/Berlin 1920.

Marlies *Polster*: Luther und die Reformation im berichtenden und agitierenden Lied seiner Zeit (= Unveröffentlichte Zulassungsarbeit für das Lehramt an Gymnasien), Regensburg 1976.

Walter *Rehm*: Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik, Halle 1928.

Ludwig *Reiners*: Stilkunst, 14. Aufl. München 1976.

Lukas *Richter*: Parodieverfahren im Berliner Gassenlied, in: Deutsches Jahrbuch der Musikwissenschaft IV (1959), S. 60f.

Karl *Riha* und Helmut *Hartwig*: Politische Ästhetik und Öffentlichkeit, Berlin 1974.

Lutz *Röhrich*: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, 3. Aufl. Freiburg/Basel/Wien 1974.

Johann Andreas *Schmeller*: Bayerisches Wörterbuch, 2 Bde, 4. Neudruck der von G. Karl *Fromann* bearbeiteten 2. Ausgabe München 1872-1877, München 1983.

Leopold *Schmid*: Volksgesang und Volkslied. Proben und Probleme, Berlin 1970.

Edouard *Schuré*: Geschichte des deutschen Liedes, eingeleitet von Adolf *Stahr*, 2. Aufl. Berlin 1875.

Franz W. *Seidler*: Das Militär in der Karikatur. Kaiserliches Heer, Reichswehr, Wehrmacht, Bundeswehr und Nationale Volksarmee im Spiegel der Pressezeichnungen, München 1982.

Simplicissimus. Bilder aus dem Simplicissimus (hrsg.v.) Herbert *Reinoß*, Birsfelden/Basel 1970.

Alfred *Spiegel*: Die Gustav-Adolf-Zeitlieder, München 1977.

Wolfgang *Steinitz*: Ein deutsches Volkslied gegen den Söldnerdienst und seine Geschichte, in: Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung (= Veröffentlichung des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 2 Berlin 1953), S. 39f.

Willy *Steputat*: Reimlexikon, neu bearbeitet von Karl Martin *Schiller*, Stuttgart 1976.

Wolfgang *Suppan*: Volkslied. Seine Sammlung und Erforschung, Stuttgart 1966.

Klaus *Theweleit*: Männerphantasien, 2 Bde Freiburg i.Br. 1977.

Anette *Thoma* (Hrsg.): Das Volkslied in Altbayern und seine Sänger. Ein Geburtstagsbuch für den Kiem Pauli, München 1952.

Albert *Werminghoff*: Zur Ikonographie des deutschen Mittelalters, in: Deutsche Geschichtsblätter 18, S. 57ff.

Gero *von Wilpert*: Sachwörterbuch der Literatur, 5. Aufl. Stuttgart 1969.

Gabriele *Wirsich-Irwin* (Hrsg.): Klassik (= Die Deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung Bd. 7), Stuttgart 1974.

Victor *Zmegac* (Hrsg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. I/2: 1700-1848, Königstein/Taunus 1979.

V Ausgewählte Bibliographie zum Soldatenlied

August *Angenetter* und Emil Karl *Blümml* (Hrsg.): Lieder der Einserschützen, Wien 1924.

Robert F. *Arnold*: Zum Lied auf den Reservemann, in: Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 20, S. 318.

Joseph *Beifus*: Deutsches Soldatenlied, in: Bayrische Hefte für Volkskunde, Jg. 4 (1917), S. 46-56.

Fritz *Böhm*: Das Volkslied im jetzigen Kriege, in: Zeitschrift für Volkskunde 25 (1915), S. 392-398.

Wilfried *von Bredow*: Auf einsamer Wacht. Neuer deutscher Marschgesang, kritisch betrachtet, in: Die Zeit, 7.12.1962; dazu Leserzuschriften in „Die Zeit" vom 21.12.1962.

Hans *Commenda*: Vom Soldatenlied, Wien 1917.

Thilo *Cornelissen*: Armeemarsch und Soldatenlied, in: Völkische Musikerziehung 1942, S. 162.

Oskar *Ebermann*: Zu den neuen Kehrversen von Soldatenliedern, in: Zeitschrift für Volkskunde 26 (1916), S. 90.

Winfried *Elbers*: Das deutsche Soldatenlied im 1. Weltkrieg und seine publizistische Bedeutung (Unter besonderer Berücksichtigung des neuen Soldatenliedes), Münster 1963.

B.G. *Foerster*: Auch das Lied erzieht zur soldatischen Haltung, in: Die Tonkunst 43 (1939), S. 307f.

Wolfgang *Greiser*: Das deutsche Kriegs- und Soldatenlied. Von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit, Berlin 1916.

Leo *Hajek*: Bericht über die Ergebnisse der auf Anregung des kuk Kriegsministeriums durchgeführten Sammlung von Soldatenliedern aus dem Kriege von 1914-1916, Wien 1916.

W. *Hambach*: Das Soldatenlied und das Zersingephänomen, in: Deutsche Militär-Musiker-Zeitung 64, (1942), S. 153ff.

Wilhelm *Hansen*: Das Soldatenlied, in: Deutsches Bibliographisches Institut (Hrsg.): Das deutsche Volk, sein Wesen und seine Stände, Bd. 9, Leipzig 1934, S. 426-472.

Manfred *Hausmann*: Kunstdichtung und Volksdichtung im deutschen Soldatenlied 1914-1918, München 1922.

Werner *Hinze*: Lieder zwischen den Fronten. Ich hatt' einen Kameraden. Beispiel einer wechselhaften Liedbiographie, in: Musik von unten. Dokumente Bd. 1, Hamburg 1981, S. 28ff.

Hans *Kessler*: Die Lieder einer Infanteriekompagnie im Weltkrieg, Würzburg 1924.

Wadimir *Karbusický*: Zum Terminus ‚von unten', in: Musik von unten. Dokumente Bd. 1, Hamburg 1981, S. 4-10.

Klabund: Das deutsche Soldatenlied wie es heute gesungen wird, München 1915.

Werner *Kohlschmidt*: Selbstgefühl und Todesschicksal im Liede des deutschen Soldaten. Untersuchungen zur Geschichte des Soldatenliedes und zur Bestimmung des „sentimentalen" Volksliedes, Frankfurt a.M. 1940. (= Deutsche Forschungen (hrsg.v.) Fr. *Panzer* und J. *Petersen*, Bd. 35)

Arthur *Kutscher*: Das richtige Soldatenlied. Verse und Singweisen im Felde gesammelt, Berlin 1917.

Hannjost *Lixfeld*: Soldatenlied, in: Handbuch des Volksliedes (hrsg. v.) Rolf W. *Brednich* u.a., Bd. 1, München 1973, S. 832-862.

Martin *Locher*: Das ältere deutsche Soldatenlied der Schweiz, Freiburg (Schweiz) 1974.

Marta *Lowien*: Die deutsche Kriegsflotte im deutschen Lied, Elberfeld 1928.

Fr. *Lüdtke*: Das deutsche Kampflied, in: Monatsschrift für höhere Schulen Jg. 1935, S. 292-301.

Martin *Lutschewitz*: Das Lied der Soldaten der Bundeswehr. Warum und wie wird in der Bundeswehr gesungen? In: Das Politische im Lied. Politische Momente in Liedpflege und Musikerziehung (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, 76 / 1967).

Wilhelm *Lücke*: Die Entwicklung des Soldatenliedes. Westermanns Monatshefte 66 (1915/16).

Max *Mechow*: Vom deutschen Soldatenlied der Nachkriegszeit, in: Deutschlands Erneuerung 1927, S. 132ff.

John *Meier*: Das deutsche Soldatenlied im Felde, Straßburg 1916.

John *Meier*: Kunstlieder im Volksmunde. Materialien und Untersuchungen, Halle/Saale 1906.

Othmar *Meisinger*: Gloria Victoria! Aus dem Leben unseres Soldatenliedes, Dortmund 1915.

E. *Mogk*: Zur Geschichte unseres Volks- und Soldatenliedes, in: Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 7 (1917), S. 146f.

K. *Moll*: Der Kehrreim im Soldatenlied des Weltkrieges, München 1922.

Josef *Müller-Blattau*: Das Soldatenlied im Felde, in: Das Reich v. 11.8.1940.

Friedrich *Neumann*: Volkslied und Soldatenlied, in: Zeitschrift für deutsche Bildung 13 (1937), S. 107f.

Rudi *Neumann*: Das deutsche Volkslied im Weltkriege, Leipzig 1942.

Harald *Oldag*: Das Berufslied des deutschen Soldaten, München 1923.

Eberhard *Otto*: Nun singen sie wieder, in: Fränkische Presse (Bayreuth) 6./7.1.1966.

Eberhard *Otto*: Meine Meinung, in: Musikalische Jugend (Regensburg) Februar/März 1966.

Eberhard *Otto*: Seltsames Liederbuch, in: Israel-Forum (Rothenburg o.d.T.) Dezember 1966.

Eberhard *Otto*: Ein garstig Lied – drei, vier! In: Berliner Stimme (West-Berlin) 1.1.1967.
Eberhard *Otto*: Neues Liederbuch für Bundeswehr, in: Der neue Tag (Weiden) 19.7.1967.
Eberhard *Otto*: Sie singen noch immer, in: Der neue Tag (Weiden) 29.11.1969.
Eberhard *Otto*: Und sie singen noch immer, in: Der neue Tag (Weiden) 23.5.1970.
Eberhard *Otto*: Sie singen immer noch..., in: Berliner Stimme (West-Berlin) 30.5.1970.
Eberhard *Otto*: Nun singen sie wieder, in: Bayerische Staatszeitung (München) 30.5.1970.
Eberhard *Otto*: Alles wie gehabt, in: Jugendnachrichten (München) September 1970.
Eberhard *Otto*: Ein neues Liederbuch für die Bundeswehr, in: Neue Musikzeitung (Regensburg), Juni/Juli 1972.
Eberhard *Otto*: Hell klingen unsere Lieder, in: Der neue Tag (Weiden) 1976.
Gerhard *Pallmann*: Das Soldatenlied in der Volksführung, Leipzig 1942.
Gerhard *Pallmann*: Das Soldatenlied im gegenwärtigen Kriege, in: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde Jg. 15 (1940), S. 6-10.
Fr. *Panzer*: Deutsche Soldatenlieder, in: Zeitschrift für deutschen Unterricht, Jg. 29 (1915), S. 11ff.
Leander *Petzold*: Soldatenklage, in: Walter *Hinck* (Hrsg.): Geschichte im Gedicht. Texte und Interpretationen, Frankfurt a.M. 1979.
Fritz *Rumpf*: „Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren". Soldatenlieder, Berlin 1913.
Franz *Schauwecker* und Theodor *Jakobs*: Das Lied der Soldaten, in: Musik in Jugend und Volk 2 (1939), S. 413.
Heinrich *Scherer*: Deutsche Soldatenlieder, Leipzig 1914.
Erich *Schönberg*: Unser Soldat und sein Lied, Berlin 1917.
Heinz *Schrecker*: Die Erotik im Soldatenlied, München 1921.
Erwin *Schröder*: Das historische Volkslied des 30-jährigen Krieges, Marburg 1916.
Wilhelm *Schumacher*: Volkslied und Soldatenlied, Dortmund 1926. (= Festschrift d. phil.-hist. Verbindung Cimbria zu ihrem 50jährigen Bestehen)
Wilhelm *Schumacher*: Leben und Seele unseres Soldatenliedes im Weltkrieg, Frankfurt a.M. 1928.
Erwin *Schwarz-Reiflinger*: Vom Soldatenlied zum Kampflied, in: Deutsche Liederknde (hrsg. v.) Johannes *Krepp*, Potsdam 1939, S. 133-142.
F. *Stege*: Der Siegeswille im Soldatenlied, in: Lied und Heimat 15, Solingen 1939, S. 111.
Hermann *Tardell*: Fremde Einflüsse im deutschen Soldatenlied, in: Die neueren Sprachen 25 (1918), S. 285-297.
Hermann *Tardell*: Das Lied der Feldgrauen, Bremen o.J.
Hermann *Tardell*: Der Gloria-Viktoria-Kehrreim, in: Hessische Blätter für Volkskunde 17 (1918), S. 1-14.
Hermann *Tardell*: Zur Biologie des deutschen Soldatenliedes, in: Gartenlaube-Kalender 1919, S. 115-164.
Albrecht *Wirth*: Aus dem Seelenleben im deutschen Soldatenlied. Beilage zum Jahresbericht der Friedrichs-Oberrealschule zu Dessau, 1925.
Helmut *Wocke*: Das deutsche Soldatenlied der Gegenwart, in: Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 7 (1918), S. 267-276.
Wilhelm *Zentner*: Soldatenlied und Operette, in: Bayrische Hefte für Volkskunde Jg. 4 (1917), S. 136-139.

VI Literatur zur Zeit der Kabinettskriege

I.W. *von Archenholtz*: Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland, 7. Aufl. Berlin 1861.
Max *Braubach*: Vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution. (= Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 10), München 1974.
Thomas *Carlyle*: Friedrich der Große, 2. Aufl. Berlin 1908.
Oscar *Criste*: Österreichischer Erbfolgekrieg, IV. Bd. Wien 1900.
Günter *Dorn* und Joachim *Engelmann*: Die Schlachten Friedrichs des Großen. Führung, Verlauf, Gefechtsszenen, Gliederungen, Karten. Augsburg 1996.
W. *Daniel-Wilson:* Das Goethe-Tabu, Protest und Menschenrechte im klassischen Weimar, München 1999.
G. *Eckert* (Hrsg.): Quellen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 17./18. Jahrhunderts, Braunschweig 1949.
R. *Fester* (Hrsg.): Die Instruktion Friedrich des Großen für seine Generale von 1747, Berlin 1936.
Friedrich der Große: Militärische Schriften, Dresden 1891.
Friedrich *Kapp*: Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, 2. Aufl. Berlin 1874.
H. *Kathe*: Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I., Berlin 1976.
Herbert *Kranz*: Der alte Fritz. Erzählte Geschichte, Stuttgart 1959.

D. *Kerler* (Hrsg.): Tagebuch des Musketiers Dominicus, 1891, Neudruck Osnabrück 1972.

Franz *Kugler*: Die Geschichte Friedrichs des Großen, Bayreuth 1981 (Neubearbeitung der Erstausgabe von 1840 durch Gefion Stier).

Johannes *Kunisch*: Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegsführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges, München/Wien 1978.

Peter *Lahnstein*: Report einer „guten alzen Zeit". Zeugnisse und Berichte 1750-1805, München 1077.

Friedrich Christian *Laukhard*: Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, Leipzig 1955.

Waldemar *Piecha*: Soldaten des Rokoko, Friedrich der Große und seine Armee in Zinn, München 1981.

I.D.E. *Preuß*: Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Vierter Band. Mit einem Urkundenbuch, Berlin 1834.

J.A. *von Retzow*: Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges, Berlin 1802.

Reinhold *Schneider* (Hrsg.): Anekdoten von Friedrich dem Großen, Leipzig 1940.

G.B. *Volz* Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, 3. Bd. Berlin 1901.

A. *von Witzleben*: Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen, Berlin 1851.

VII Literatur zur Zeit der Volkskriege und der Napoleonischen Kriege

Ernst *Aichner*: Das bayerische Heer in den napoleonischen Kriegen, in: Krone und Verfassung (hrsg.v.) Hubert *Glaser*, München 1980, S. 239-253.

Günther *Aßmann*: Clausewitz – ein Patriot im nationalen Befreiungskampf, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes (redig.v.) Siegfried *Dallmann* und Wolfgang *Rösser*, Berlin 1953.

Octave *Aubry*: Die Französische Revolution. Bd. 1: Die Zertrümmerung des Königtums (autor. Übersetzung von Hans *Kanders*, o.J.)

Befreiungskriege. Erläuterungen zur deutschen Literatur, (hrsg.v.) Kollektiv für Literaturgeschichte im Volkseigenen Verlag Volk und Wissen, 6. Aufl. Berlin 1979.

Roux *Bouchez*: Histoire Parlamentaire de la Révolution, Bd. 28 Paris 1834.

Max *Braunbach*: Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß (= Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 14), München 1974.

Rainer *Braun*: Die Bayern in Rußland 1812, in: Krone und Verfassung (hrsg.v.) Hubert *Glaser*, S. 260-271.

Siegfried *Dallmann*: Von Jena nach Leipzig, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953. S. 13-23.

Hans *Delbrück*: Das Leben des Feldmarschall Grafen Neidhard von Gneisenau, 3. Aufl. Berlin 1908.

Der Wiener Kongreß in Augenzeugenberichten (hrsg.u.eingel.v.) Eckart *Kießmann*, München 1977.

Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten (hrsg.u.eingel.v.) Eckart *Kießmann*, München 1973.

Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten (hrsg.u.eingel.v.) Eckart *Kießmann*, München 1973.

Die Französische Revolution in Augenzeugenberichten (hrsg.v.) Georges *Pernoud* und Sabine *Falissier*, München 1976.

Roger *Dufraisse*: Napoleon und Bayern, in: Krone und Verfassung (hrsg.v.) Hubert *Glaser*, S. 221-229.

Walter *Eckermann*: Ferdinand von Schill. Rebell und Patriot, Berlin 1963.

Otto *Elben*: Lebenserinnerungen, o.O. 1840.

Friedrich *Engels*: Deutsche Zustände (Neues Archiv) 1949.

M. *Ewert* (Hrsg.): Erinnerungen von Willibald Alexis, Neue Ausgabe Berlin 1905.

Otto *Fras* (Hrsg.): Quellenbuch zur österreichischen Geschichte, Bd. III Wien 1962.

Eugen von *Frauenholz*: Das Heerwesen des 19. Jahrhunderts (Entwicklungsgeschichte des Deutschen Heerwesens, Bd. 5), München 1941.

Eugen von *Frauenholz* (Hrsg.): Infanterist Deifl. Ein Tagebuch aus napoleonischer Zeit, München 1939.

Wilhelm *Funder*: Freiherr vom Stein – ein Kämpfer für Demokratie und nationale Einheit, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 134-150.

Wilhelm *Funder*: Die Tat Schills, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 151-158.

Wilhelm *Funder*: Das Werk Scharnhorsts – Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes, in: Lehren des nationalen Freiheitskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 159-165.

Wilhelm *Funder*: Fichte – ein deutscher Patriot, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 223-232.

Pierre *Gaxotte*: Die Französische Revolution. Aus dem Französischen von Adolf *Watzke*, 2. Aufl. München 1973.

Adolf *Genius*: Dichter der Freiheitskriege. Für den Schulgebrauch und Privatlektüre bearbeitet, Münster 1904.

Hubert *Glaser* (Hrsg.): Krone und Verfassung. König Max I. Joseph und der neue Staat. Katalog der Ausstellung im Völkerkundemuseum in München 11. Juni – 5. Oktober 1980 (= Wittelsbach und Bayern III/2), München 1980.

Johann Wolfgang *von Goethe*: Campagne in Frankreich 1792.

Grand-Carteret: Napoleon I, in der Caricatur. Übers. von Oskar *Marschall von Bieberstein*, Leipzig o.J.

Oswald *von Gschließer* u.a.: Bergisel-Buch, Innsbruck 1964.

Klaus *Gülker*: Lied und Geschichte. Napoleonlieder in Baden. (= Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien) Freiburg i.Br. 1978.

Tamara *Iwanow-Arden*: Die deutschen Dichter und Denker in der Periode der Befreiungskriege, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 211-222.

Peter *Jaeckel*: Schlacht und Schlachtenbild. Das Beispiel Hanau, in: Krone und Verfassung (hrsg.v.) Hubert *Glaser*, S. 272-279.

Hermann August *Korff*: Geist der Goethezeit, Bd. 4, 6. Aufl. Leipzig 1864.

Hans *Kramer*: Über die Bergisel-Schlachten von 1809, in: Oswald *von Gschließer* u.a.: Bergisel-Buch, S. 55-86.

W. *Krimer*: Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795-1819, Erster Band, 4. Aufl. Stuttgart o.J.

Alois *Lechthaler*: Geschichte Tirols, 2. Aufl. Innsbruck 1948.

Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815 (redigiert v.) Siegfried *Dallmann* und Wolfgang *Rösser*), Berlin 1953.

Leipzig 1813. Die Völkerschlacht im nationalen Befreiungskampf des deutschen Volkes, Leipzig 1953.

Paul *Lewerenz*: Ungerland – ein deutscher Partisan aus den Befreiungskriegen 1806 bis 1815, in Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 257-260.

Franz *Lichtenberger* (Hrsg.): Abenteuerliches Leben von Nettelbeck, von ihm selber aufgezeichnet, o.O. 1944.

Dugué *MacCarthy*: Strategie und Logistik Napoleons im bayerischen Feldzug von 1809, in: Krone und Verfassung (hrsg.v.) Hubert *Glaser*, S. 230-238.

Helmut *Mertins*: Freiherr von Lützow – ein Volksheld des nationalen Befreiungskampfes von 1806 bis 1815, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 241-256.

Helmut *Müller*: Friedrich Ludwig Jahn, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 203-210.

Helmut *Müller*: Ernst Moritz Arndt – ein Dichter und Kämpfer für nationale Einheit, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, Berlin 1953, S. 233-240.

Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten (hrsg.u.eingel.v.) Eckart *Kießmann*, 2. Aufl. München 1982.

Napoleon und seine Zeit, München o.J.

Freiin R. *von Oer*: Die Säkularisation 1803. Vorbereitung-Diskussion-Duchführung. 1970 (= Historische Texte).

Karl *Paulin*: Andreas Hofer und der Tiroler Freiheitskampf 1809. Nach geschichtlichen Quellen mit 16 Dokumentarbildern, Insbruck 1970.

Karl *Paulin*; Berg-Isel im Jahre 1809, in: Die Brennerstraße, Bozen 1961, S. 28-39.

Meinrad *Pizzinini*: Die bayerische Herrschaft in Tirol, in: Krone und Verfassung (hrsg.v.) Hubert *Glaser*, S. 254-259.

Jacques *Presser*: Napoleon. Die Entschlüsselung einer Legende. Aus dem Niederländischen von Christian *Zinsser*, Reinbek 1979.

Regensburg 1809. Studienbehelfe der kuk Kriegsschule, Wien 1911.

Otto *Rühle*: Theodor Körner – Sänger und Kämpfer für die Freiheit, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815 S. 260-267.

Eberhard *Schmitt* und Herbert *Volkmann*: Absolutismus und Französische Revolution, München 1981.

Ch. *Seignobos*: Essai d'une histoire comparée de l'Europe. 1938.

Gustav *Sichelschmidt*: Ernst Moritz Arndt (= Preußische Köpfe 8) Berlin 1981.

Otto *Stolz*: Geschichte des Landes Tirol, 1. Bd. Innsbruck 1955.

Fritz *Straube*: Frühjahrsfeldzug 1813. Die Rolle der russischen Truppen bei der Befreiung Deutschlands vom Napoleonischen Joch, Berlin 1963.

Hellmut *Thomke*: Zeitbewußtsein und Geschichtsauffassung im Werke Uhlands, Bern 1962.

Leo N. *Tolstoi*: Krieg und Frieden.Übersetzt von Michael *Grusemann*, Bamberg 1958.

Julius *Wackenreiter*: Die Erstürmung von Regensburg, Regensburg 1865.

Karl *Wieninger*: Südiroler Gestalten, Bozen 1977.

Albert *Wilczek*: Die Völkerschlacht bei Leipzig, in: Lehren des nationalen Befreiungskampfes 1806 bis 1815, S. 276-281.

VIII Literatur zum Vormärz und der Revolution von 1848/1849

Caesar *von der Ahé*: Die Berichte über die Flucht des Prinzen von Preußen nach England im März 1848, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, H. 4, S. 119-125.

Wilhelm *Blos*: Die Deutsche Revolution, Nachdruck Berlin/Bonn 1978.

Järg *Calliess*: Militär in der Krise. Die bayerische Armee in der Revolution 1848/49 (Militärgeschichtliche Studien Bd. 22). Boppard a. Rhein 1976.

Adelbert *von Chamisso*: Werke in einem Band, Berlin o.J.

Horst *Denkler*: Zwischen Julirevolution und Märzrevolution (1848/49), in: Walter *Hinderer* (Hrsg.): Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland, Stuttgart 1978.

Friedrich *Engels*: Johann Philipp Becker, in: Marx/Engels: Werke Bd. 21, S. 237ff.

Friedrich *Engels*: Revolution und Konterrevolution in Deutschland, in: Marx/Engels: Werke, Bd. 8.

Hartmut *Flechsig*: Revolution und Romantik in Deutschland. Politische und andere Lieder aus der Zeit von 1813 bis 1848, Regensburg 1980 (in Verbindung mit einem Schülerarbeitsheft und einer Kassette).

Eduard *Fuchs*: 1848 in der Caricatur, München 1897.

Eduard *Fuchs*: Ein vormärzliches Tanzidyll. Lola Montez in der Karikatur, Berlin 1904.

Heinrich *Gerstenberg* (Hrsg.): Briefe von Hoffmann von Fallersleben, Berlin 1907.

Heinrich *Gerstenberg* (Hrsg.): Hoffmanns von Fallersleben Gesammelte Werke, Berlin 1890ff.

Karl *Glossy* (Hrsg.): Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz, Teil 2: 1843-1847, Wien 1912.

Günter *Hildebrandt*: Rastatt 1849, in. Illustrierte Historische Hefte 6, Berlin 1976.

Günter *Hofmeyer*: Die Lieder der Revolution 1848 in Deutschland, in: Blätter zur Musikwissenschaft IV, Berlin 1962, S. 245f.

Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/1849 (hrsg.v.) Walter *Schmidt* u.a., 2. durchges. Aufl. Berlin 1975.

Kunst der bürgerlichen Revolution von 1830 bis 1848/49, (hrsg.v.) Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, Berlin 1972.

Karl *Obermann*: Deutschland von 1815-1849. Lehrbuch der deutschen Geschichte, Bd. 6 Berlin 1961.

Ulrich *Otto*: Die historisch-politischen Lieder und Karikaturen des Vormärz und der Revolution von 1848/1849, Köln 1982.

Alexander *Scharff*: 1820-1840. Restauration und Revolution im Ringen um Deutschland und Europa, in: Deutsche Geschichte im Überblick. Ein Handbuch (hrsg.v.) Peter *Rassow*, Stuttgart 1973, S. 443-450.

Walter *Schmidt*: Aus der Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin 1964.

Wolf *Seidl*: Bayern in Griechenland. Die Geburt des griechischen Nationalstaats und die Regierung König Ottos, München 1981.

Rudolf *Stadelmann*: Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, München 1973.

Hartmut *Titze*: Die Politisierung der Erziehung, Frankfurt a.M. 1973.

Veit *Valentin*: Das Hambacher Nationalfest, Frankfurt o.J.

Veit *Valentin*: Geschichte der deutschen Revolution von 1848/1849, 2 Bde Berlin 1930/31.

Karl August *Varnhagen von Ense*: Tagebücher. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense, Bd. 1-15, Leipzig u.a., Nachdruck Bern 1972.

Franz X. *Vollmer*: Die 48er Revolution in Baden, in: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979.

Hermann *Wäscher*: Das illustrierte Flugblatt der Revolution von 1848/49, Dresden 1955/56.

Walter *Wehner*: Weberaufstände und Weberelend in der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts, München 1981.

Sylvia *Wolf*: Politische Karikaturen in Deutschland 1848/49, München 1982.

Wilhelm *Wolff*: Der Aufruhr der Weber in Schlesien. Juni 1844, in: Wissenschaftliche Beilage des „Forum". Organ des Zentralrats der FDJ für die deutschen Studenten, Berlin (DDR) 1952, Jg. 6 Nr. 17.

IX Literatur zur Zeit der Einigungskriege

Johann Chr. *Allmeyer-Beck* u.a.: Die k.u.k. Armee 1848-1914, Gütersloh 1974.

Johann Chr. *Allmeyer-Beck* u.a. 300 Jahre österreichisches Soldatentum in Krieg und Frieden, Wien 1963.

Johann Chr. *Allmeyer-Beck*: Der Feldzug der österreichischen Nord-Armee und Königgrätz, in: Wolfgang *von Groote* und Ursula *von Gersdorf* (Hrsg.): Entscheidung 1866. Der Krieg zwischen Preußen und Österreich, Stuttgart 1966.

Karl Otmar *von Aretin*: 1866, ein Entscheidungsjahr der europäischen Geschichte, in: Die Reichsgründung von 1871 im Urteil der Gegenwart. Versuch einer Bilanz. (Schriftenreihe des Inituts für staatsbürgerliche Bildung in Rheinland-Pfalz, Bd. 21), Mainz o.J., S. 9-18.

Octave *Aubry*: Das zweite Kaiserreich, Zürich o.J.

W. *Bigge*: Feldmarschall Graf Moltke: Ein militärisches Lebensbild, 2 Bde München 1901.

Otto *von Bismarck*: Die gesammelten Werke, 3 Bde, bearbeitet von Wilhelm *Schüßler*, Berlin 1930.

Otto *von Bismarck*: Die gesammelten Werke, 15 Bde Berlin 1924ff.

Otto *von Bismarck*: Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart 1898.

Herbert *von Bismarck* (Hrsg.): Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, Stuttgart 1900.

Bismarck und der Staat, (hrsg. v.) Hans *Rothfels*, Stuttgart 1953.

Bismarcks großes Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergers, (hrsg. v.) Ernst *Feder*, Frankfurt/Main 1932.

Helmut *Böhme* (Hrsg.): Die Reichsgründung, München 1967.

Carl *von Clausewitz*: Vom Kriege, 17. Aufl. 1966, 18. Aufl. Bonn 1973.

Gordon A. *Craig*: Königgrätz. 1866 – Eine Schlacht macht Weltgeschichte, Augsburg 1997.

Eduard *Crankshaw*: Bismarck. Eine Biographie. Aus dem Englischen von Christoph M. *Neumüller*. München 1983 (Originalausgabe London 1981).

Der Deutsch-Dänische Krieg 1864, herausgegeben vom Großen Generalstabe, 3 Bde, Berlin 1887.

Die Gründung des Deutschen Reiches 1880/71 in Augenzeugenberichten (hrsg.v.) Ernst *Deuerlein*, München 1977.

Die Reichsgründung von 1871. Versuch einer kritischen Bilanz. (Schriftenreihe des Instituts für staatsbürgerliche Bildung in Rheinland-Pfalz, Bd. 21) Mainz o.J. (1971).

Die schönsten Bismarck-Karikaturen. Ein Bismarck-Almanach des Kladderadatsch, Berlin 1890 (Nachdruck Hildesheim/Zürich/New York 1981).

Jochen *Dittrich*: Ursachen und Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870/71, in: Theodor *Schieder* und Ernst *Deuerlein* (Hrsg.); Reichsgründung 1870/71.

Theodor *Fontane*: Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864, Berlin 1866, Frankfurt/Berlin/Wien 1973.

Theodor *Fontane*: Der deutsche Krieg von 1866, 2 Bde Berlin 1871/72.

Theodor *Fontane*: Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866, Köln 1978.

Egon von F*rauenholz*: Das Heerwesen des 19. Jahrhunderts (Entwicklungsgeschichte des deutschen Heereswesen Bd. 5), München 1941.

Gerd *Fresser*: Der Weg nach Königgrätz, in: Illustrierte historische Hefte 13, Berlin 1978.

Michael *Freund*: Deutsche Geschichte, München 1979.

Lothar *Gall*: Bismarck, München 1981.

Lothar *Gall*: Bismarck – Die großen Reden, Berlin 1983.

Wolfgang *von Groote* und Ursula *von Gersdorf* (Hrsg.): Entscheidung 1866. Der Krieg zwischen Preußen und Österreich, Stuttgart 1966.

Othmar *Hackl*: Politische Leitung und militärische Führung im Krieg Österreichs und Preußens gegen Dänemark 1864, in: Studien zur Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung, Osnabrück 1977.

Sebastian *Haffner*: Preußen ohne Legende, Hamburg 1979.

Ludwig *Halm* (Hrsg.): Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreichs, Berlin 1871.

Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648-1939, (hrsg.v.) Militärgeschichtlichen Forschungsamt, 6 Bde München 1979/81.

Gerd *Heinrich*: Geschichte Preußens, Frankfurt 1981.

Tony *von Held* (Hrsg.): Napoleon III. auf Wilhelmshöhe 1870/71 nach Aufzeichnungen des Generals der Infanterie Grafen Monts, Berlin 1909.

Heinz *Helmert* und Hansjürgen *Usczeck*: Preußisch-deutsche Kriege von 1864 bis 1871. Militärischer Verlauf, 3. Aufl. Berlin 1975, 4. Aufl. Berlin 1978.

Carl Hans *Hermann*: Deutsche Militärgeschichte, München 1966.

Franz *Herre*: Anno 70/71, Köln 1970.

Hinrich Ewald *Hoff*: Die Kämpfe um Schleswig-Holstein 1863-1866, Kiel 1914.

Von Holzing: von Moltkes Einwirkung auf den strategischen Gang des Krieges gegen Dänemark 1864, in: Beihefte zum Militärwochenblatt 1898, Berlin.

Karl *Holtz*: Politik und Kriegsführung auf deutscher Seite im Deutsch-Dänischen Kriege 1864, Tübingen 1935.

Michael *Howard*: The Franco-Prussian War, New York 1961.

Hermann *Jahnke*: Fürst von Bismarck, Berlin 1903.

Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften (hrsg. v.) Ernst *Berner*, 2 Bde Berlin 1906.

Fritz *Kallenberg*: Die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71, in: Die Reichsgründung von 1871 im Urteil der Gegenwart, S. 45-60.

Herbert *Kranz*: Bismarck und das Reich ohne Krone, Stuttgart 1962.

Susan *Lambert*: The Franco-Prussian War And The Commune in caricature 1870/71, London 1971.

Martin *Lezius*: Zelte, Posten und Werdarufen ... Ruhm und Glanz österreichischer Regimenter, Berlin o.J.

Erich *Ludendorf*: Der totale Krieg, 2. Aufl. München 1936.

Heinrich *Lutz*: Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1820-1866, Berlin 1983.

Golo *Mann*: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt 1958.

Oskar *Meding*: Memoiren zur Zeitgeschichte, 2 Bde Leipzig 1881.

O.A. *Meyer*: Bismarck: Der Mensch und der Staatsmann, Stuttgart 1949.

Werner *Richter*: Bismarck, Frankfurt/Main 1962.

E. *Ruby* und I. *Regnault*: Bazaine coupable ou victime? Paris 1980.

Theodor *Schieder* und Ernst *Deuerlein* (Hrsg.): Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen, Stuttgart 1970.

Hans J. *Schoeps*: Bismarck über Zeitgenossen – Zeitgenossen über Bismarck, Frankfurt 1972.

Klaus *Schrenck* (Hrsg.): Auf den Barrikaden von Paris. Alltag der Pariser Kommune, Berlin 1979.

Wilhelm *Schüssler*: Königgrätz 1866: Bismarcks tragische Trennung von Österreich, München 1958.

H. *Schulthess* und W. *Oncken*: Chronik und geschichtliche Übersicht der denkwürdigen Jahre 1870 und 1871, 2 Bde Nördlingen 1872.

L. *Stache*: Deutsche Geschichte, 2 Bde, Bielefeld/Cupig 1896.

Gerhard *Stolz*: Die Schleswig-Holsteinische Armee 1848/51, in: Jahrbuch 1978 Heimatgemeinschaft Eckernförde.

Franz *Uhle-Wetter*: Höhe- und Wendepunkte deutscher Militärgeschichte, Mainz 1984.

Veit *Valentin*: Illustrierte Weltgeschichte. Bd. 3 München 1959.

Winfried *Vogel*: Entscheidung 1864. Das Gefecht bei Düppel im Deutsch-Dänischen Krieg und seine Bedeutung für die Lösung der deutschen Frage, Bonn 1987, 2. Aufl. 1995.

Wörterbuch zur Deutschen Militärgeschichte, 2 Bde Berlin (Ost) 1986.

X Literatur zur Zeit des Imperialismus und der Militarisierung der Gesellschaft

Willy *Albrecht*: Die Fuchsmühler Ereignisse vom Oktober 1894 und ihre Folgen für die innere Entwicklung Bayerns im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte Bd. 33 H. 1 (1970), S. 237-307.

Winfried *Baumgart*: Deutschland im Zeitalter des Imperialismus (1890-1914), Frankfurt u.a. 1972.

M. *Behmen* (Hrsg.): Quellen zur deutschen Außenpolitik im Zeitalter des Imperialismus 1890-1911, Darmstadt 1977.

Franz *Bergg*: Ein Proletarierleben, Frankfurt o.J.

Max *Böhm*: Über die Entstehung von Volksliedern. Der besondere Fall der Fuchsmühler-Begebenheit, in: Anette *Thoma* (Hrsg.): Das Volkslied in Altbayern und seine Sänger, München 1972, S. 94-103.

Moritz *Bromme*: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters (hrsg.u.eingel.v.) Paul *Göhre*, Jena/Leipzig 1905.

H.A. *Bueck*: Der Centralverband Deutscher Industrieller, Bd. 2 Berlin 1902.

Das Gericht über die Sklavenhändler oder: Das ‚Schauri' in Magona, Schwiebus o.J. (DVA Bl 9452)

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika (hrsg.v.) Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung I. 1. Der Feldzug gegen die Hereros, Berlin 1906.

Die Soldatenmißhandlungen vor dem Deutschen Reichstag. Aus den Verhandlungen des Deutschen Reichstages vom 10. und 21. März 1893.

H.G. *Dikreiter*: Vom Waisenhaus zur Fabrik, Berlin 1914.

Richard H. *Dillon*: Indianerkriege. Große Schlachten und berühmte Krieger in der Geschichte Nordamerikas, München 1994.

Egon von *Frauenholz*: Die Königlich Bayerische Armee von 1867-1914 (Geschichte des Bayerischen Heeres Bd. 8), München 1931.

Eduard *Fuchs*: Der Weltkrieg in der Karikatur, München 1916.

Eduard *Fuchs* u.a.: Süddeutscher Postillon. Reprint (hrsg.u.eingel.v.) Udo *Achten*, Berlin/Bonn 1969.

Helmut *von Gerlach*: Von Rechts nach Links, Hildesheim 1978 (Neudruck)

Karlheinz *Graudenz* und Hanns-Michael *Schindler*: Die deutschen Kolonien. Über 100 Jahre Geschichte in Wort, Bild und Karte, Augsburg 1994.

Handbuch für Sozialdemokratische Wähler, Berlin 1898.

Peter *Hattenkofer*: Regierende und Regierte in der Oberpfalz.

Helga und Ludwig *Helbig*: Mythos Deutsch-Südwest. Namibia und die Deutschen, Weinheim/Basel 1983.

Josef *Hermann*: Vor 60 Jahren: Die Fuchsmühler Bauernschlacht. Eine heimatgeschichtliche Erinnerung, in: Die Oberpfalz (1954), S. 252f.

Josef *Hermann*: Die Fuchsmühler Holzschlacht, in: Alt-Bayerische Heimat. Blätter für Heimatpflege und Unterhaltung Nr. 7 (1974).

Manfred O. *Hinz*: Die Ewe vor 100 Jahren. Ein Beispiel des Afrika der Afrikaner, in: Weiß auf Schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand (hrsg.v.) *Hinz, Palemann, Meier,* Berlin 1984.

Reinhard *Höhn*: Sozialismus und Heer Bd. 3. Der Kampf des Heeres gegen die Sozialdemokratie, Bad Homburg 1969.

Ernst Rudolf *Huber* (Hrsg.): Quellen zum Staatsrecht der Neuzeit 1, Tübingen 1949.

David *Hurst* u.a.: Die Welt der Indianer. Geschichte, Kunst, Kultur von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1994.

E. *Johann* (Hrsg.): Wilhelm II. Reden des Kaisers. Ansprachen, Predigden und Trinksprüche Wilhelms II., 2. Aufl. München 1977.

Hartmut *John*: Das Reserveoffizierskorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914. Ein sozialgeschichtlicher Beitrag zur Untersuchung der gesellschaftlichen Militarisierung im Wilhelminischen Deutschland (Campus Forschungen Bd. 224), Frankfurt a.M./New York 1981.

Marcus *Junkelmann*: Der amerikanische Bürgerkrieg 1861-1865, Augsburg 1993.

Marcus *Junkelmann*: Die Eroberung des Westens. Die USA nach dem Bürgerkrieg 1865-1890, Augsburg 1993.

H. *Knobloch* (Hrsg.): Der Berliner zweifelt immer, Berlin 1979.

Georg *Kotowski* u.a. (Hrsg.): Das Wilhelminische Deutschland. Stimmen der Zeitgenossen, Frankfurt 1985.

Paul H. *Kuntze*: Das Volksbuch unserer Kolonien, Leipzig 1938.

Carsten *Lenk-Alt*: Historisch-politische Lieder in der Oberpfalz: Die „Fuchsmühler Holzschlacht 1894" (= Unveröffentlichte Seminararbeit Universität Regensburg) 1985.

Heinrich *Mann*: Der Untertan, Leipzig/Wien 1918.

Edgar Graf *von Matuschka*: Organisationsgeschichte des Heeres 1890 bis 1918, in: Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648-1939, Bd. 3 Abschnitt V. (hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, München 1983, S. 157-279.

Friedrich *Mayer*: Neu-Ulm. Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben, Barmen 1914.

Armin *Meier*: Die Kolonialprofiteure oder „Der Platz an der Sonne", in: Weiß auf Schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand (hrsg.v.) *Hinz* u.a., Berlin 1984, S. 56-60.

Manfred *Messerschmidt*: Die Armee in Staat und Gesellschaft, in: Michael *Stürmer* (Hrsg.): Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870-1918, Düsseldorf 1970, S. 89-118.

Ch.Th. *Müller*: Begegnungen und Erlebnisse in siebzig Lebensjahren, Berlin 1963.

Walter *Nuhn*: Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand von 1904 – Ein düsteres Kapitel der deutschen kolonialen Vergangenheit Namibias (hrsg. mit Unterstützung des Arbeitskreis für Wehrforschung, Stuttgart), Bonn 1996.

Richard *O'Connor*: Der Boxeraufstand. Chinas blutige Tragödie, München 1980.

Eberhard *Otto*: Eine deutsche Niederlage. Die Zabern-Affäre vor 70 Jahren, in: Oberpfälzer Nachrichten vom 28.10.1983, S. 17f.

Helgard *Patemann*: Der Freiheitskrieg der Herero, in: Weiß auf Schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand (hrsg.v.) *Hinz* u.a., Berlin 1984, S. 100-103.

Robert *Prutz*: Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkauswahl (hrsg.u.komment.v.) Hartmut *Kircher*, Köln 1975.

Franz *Rehbein*: Gesinde und Gesindel. Aus dem Leben eines Landarbeiters im wilheminischen Deutschland, Berlin 1955.

W. *Reimers*: Durch die Drahtverhaue des Lebens, Dresden 1920.

Rosa Luxemburg im Kampf gegen den deutschen Militarismus. Prozeßberichte und Materialien aus den Jahren 1913.1915, Berlin 1960.

H. *Rosner* (Hrsg.): Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen, Stuttgart 1923.

K. *Saul*: Der „Deutsche Kriegerbund". Zur innenpolitischen Funktion eines „nationalen" Verbandes im kaiserlichen Deutschland, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 6 1/1969, S. 135-137.

Theo *Schaumberger*: 1894. Fuchsmühler Holzschlacht, eine Chronik (hrsg.v.d.) Marktgemeinde Fuchsmühl 1984.

Ludwig M. *Schneider*: Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914). Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Münchner Revolution von 1918/1919, München 1975.

Albert *Seaton*: Die Armeen des deutschen Reiches 1870 bis 1888, Bonn 1980.

Karl *von Seeger*: Marschallstab und Kesselpauke. Tradition und Brauchtum in der deutschen und österreichischen Armee, Stuttgart 1941.

Hans Georg *Steltzer*: Die Deutschen und ihr Kolonialreich, Frankfurt 1984.

Walter *Stelzle*: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der bayerischen Oberpfalz um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Der Streit um Fuchsmühl, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 39 (1976), S. 487ff.

Michael *Stürmer* (Hrsg.): Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870-1918, Düsseldorf 1970.

Terre des Hommes, Heft Nr. 2/81.

R. *Tetzlaff*: Koloniale Entwicklung und Ausbeutung. Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas 1885-1914, Berlin 1970.

Uwe *Timm*: „Morenga". Aufstand in Deutsch-Südwest-Afrika, München 1978.

Uwe *Timm*: Deutsche Kolonien, München 1981.

Walter *Transfeld* u.a.: Wort und Brauch im deutschen Heer, 6. Aufl. Hamburg 1967.

Uniformen der alten Armee, München o.J.

Verhandlungen des Reichstages. XIII. Legislaturperiode I. Sezzion. Stenographische Berichte der 90. Sitzung. Bd. 286 Berlin 1913, Bd. 291 Berlin 1914.

J.L. *de Vries*: Mission und Politik 1880-1918, Neukirchen-Vluyn 1980.

Hans-Ulrich *Wehler*: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918, 2. Aufl. Göttingen 1975.

Hans-Ulrich *Wehler*: Krisenherde des Kaiserreiches 1871-1918, Göttingen 1970.

Weiß auf Schwarz. 100 Jahre Einmischung in Afrika. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand (hrsg.v.) *Hinz, Palemann, Meier,* Berlin 1984.

Hendrik *Witbooi*: Afrika den Afrikanern! Aufzeichnungen eines Nama-Häuptlings aus der Zeit der deutschen Eroberung Südwestafrikas 1884-1894 (hrsg.v.) W. *Reinhard*, Bonn 1982.

Willy *Westphal*: Geschichte der deutschen Kolonien, München 1984.

Alfred *Wolfsteiner*: Die Fuchsmühler Holzschlacht 1894. Chronologie eines Skandals. (hrsg.v.d.) Gemeinde Fuchsmühl 1993.

Hugo *Zöller*: Das Togoland und die Sklavenküste, Berlin-Stuttgart 1885.

XI Tonträger

Bei den in der Diskographie vorgestellten Schallplatten/CDs handelt es sich um eine willkürliche Auswahl von im Besitz der Autoren befindlichen Tonträgern, welche Lieder enthalten, die in dem vorliegenden Buch zitiert werden oder wenigstens Erwähnung finden.

- *Anonym*: Ade du schöne Zeit (PTA 333-D216).
- *Fiedel Michel*: Deutsche Folklore (Autogram, ALLP 191).
- Hartmut *Flechsig* (Hrsg.): Revolution und Romantik in Deutschland. Politische und andere Lieder aus der Zeit von 1813-1848, Regensburg 1980. Auch: Kassette der Gruppe *Fortschrott*.
- *Glasbruch 1848* (LP, München Trikont 1984).
- Tom *Kannmacher* und Jürgen *Schöntges*: Wer jetzig Zeiten leben will (Dortmund, Verlag pläne, TK/JS-01/76.
- Tom *Kannmacher* und Jürgen *Schöntges*: Wenn ich mein Schatz nicht rufen darf (Dortmund, Verlag pläne, S 19 F 903).
- *Klampfn Toni*. Alte und neue bairische Lieder (2 CDs, 1996, HH 2108).
- Hein und Oss *Kröher*: Soldatenlieder (Frankfurt, Büchergilde Gutenberg).
- Hein und Oss *Kröher*: Hein und Oss singen Lieder vom Hambacher Fest (Frankfurt, Büchergilde Gutenberg).
- Hein und Oss *Kröher*: Deutsche Lieder 1848/1849 (Songbird, IC 06231 0 126).
- *Liederjan*: Deutsche Volkslieder aus fünf Jahrhunderten – Live aus der Fabrik (Elektra, ELK 52042).
- *Liederjan*: Mädchen, Meister, Mönche (Polydor, 2371 876).
- *Liederjan*: Der Mann mit dem Hut (Philips, 6435 127).
- *Liederjan*: He, ik mak di: Plattdeutsche Lieder (Dortmund, Verlag pläne 1982, LC 0972).
- *Liederjan*: Unsre Klingel ist kaputt (Dortmund, Verlag pläne 1983, 88330).
- Peter *Rohland*: Lieder deutscher Demokraten (Edit. PR T 75 508).
- Dieter *Süverkrüp*: 1848. Lieder der deutschen Revolution (Dortmund, Verlag pläne, S 11 102).
- *Waakirchner Sänger*: Bairisches Spektakulum (BMG-Ariola).
- Hannes *Wader*: Volkssänger (Philips 6305254).
- *Zupfgeigenhansel*: Volkslieder 1 (Dortmund, Verlag pläne 1976, S 19 F 901).
- *Zupfgeigenhansel*: Volkslieder 2 (Dortmund, Verlag pläne 1977, S 19 F 902).
- *Zupfgeigenhansel*: Im Krug zum grünen Kranze. Volkslieder 3 (Dortmund, Verlag pläne 1978, GF 0074).

CD-Verzeichnis

Passepartout GmbH
Deutschfolkgruppe aus Regensburg
„Ich hatt' einen Kameraden". Militär und Kriege in historisch-politischen Liedern in den Jahren von 1740 bis 1914". 2 CD's mit 36 Liedern

CD 1

1. O König von Preußen
2. Soldatenschicksal
3. Die große Hungersnot
4. Der Musketier
5. Zu Straßburg auf der Schanz
6. Schlacht bei Regensburg (1809)
7. Ich hatt' einen Kameraden I (1809)
8. Ich hatt' einen Kameraden II (1902)
9. Ich hatt' einen Kameraden III (1917/18)
10. D'Salzburger Landwehr
11. 's ist Alles lauter Falschheit
12. Man gab uns viele schöne Wort
13. Wir wollen ihn nicht haben
14. Steh' ich in finstrer Mitternacht
15. Nun hütet euch, ihr Fürsten
16. Badisches Wiegenlied
17. Lied des New Ulmer (Minnesota 1862)
18. Die Reise nach Jütland (1848)

CD 2

1. Brandenborschet Landwehrlied 1870
2. Lithauisches Soldatenlied
3. Bei Sedan auf den Höhen
4. Siebz'ger Auszug
5. Wie wir Metz erobern
6. Auf einer Verbandstation 1870
7. So is es zu Kriegeszeeten
8. Ich bin Soldat (2 Fassungen)
9. Zuchthauslied
10. Der Schwalangschér
11. Fuchsmühler Holzschlacht 1894
12. Der Räuber-Hauptmann von Köpenick
13. Der abgerüstete Rekrut
14. Stets in Trauern muß ich leben
15. Bibel und Flinte
16. Nach Südwest hinzugehn war mein Begehr
17. Ich zog zum fernen Afrika
18. Kiautschou Lied

„Passepartout GmbH.":
Uli Otto (Gesang, Thüringische Waldzither, Hamburgische Waldzither, Gitarre, Bass)
Michael Kellner (Gesang, Drehleiern, Dulcimer, Gitarre)
Rainer Hasinger (Gesang, Mandoline, Akkordeon, Gitarre)

Gäste:
Till Otto (Mandoline, Mandola, Violine)
CD 1 No. 2,3,11,12,14,15 – CD 2 No. 14
Nikola Otto (Harfe, Viola)
CD 1 No. 3, 12, 15 – CD 2 No. 14
Eginhard König (Gesang, Gitarre)
CD 1 No. 4, 9, 10 – CD 2 No. 4, 9 10

Aufnahmeleitung und Abmischung: Helmut Köppl
Produktion: Helmut Köppl & Uli Otto

Ich hatt' einen Kameraden

Soldatenlieder aus den Jahren 1740 bis 1914

MSR

Mobil Sound Recording

1999

CD 2

Passepartout gwusht

L:ibrary

UTSP

Alle Urheber- und Leistungs-
schutzrechte vorbehalten

Ich hatt' einen Kameraden
Soldatenlieder aus den Jahren 1740 bis 1914
MSR
Mobil Sound Recording
1999
CD 1
UTSA
Alle Urheber- und Leistungs-
schutzrechte vorbehalten
Library
Passepartout GmbH

Die vorliegende Publikation gleicht ein zur Zeit bestehendes wissenschaftliches Defizit aus: sie ist eine umfassende Auswertung und Edition historisch-politischer Lieder, die sich mit dem Thema Militär und Kriege auseinandersetzen. Das Buch macht aufschlußreiche Quellen des zeitgenössischen Liedes zugänglich und stellt in einer ebenso umfassenden wie treffsicheren Auswahl über 450 Liedbeispiele vor. Diese Auswahl umfaßt den beachtlichen Zeitraum zwischen 1740 und 1914: vom Zeitalter der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des ersten Weltkrieges oder anders von der Epoche Friedrichs des Großen und seiner zahlreichen Kriege über die napoleonische Ära, den Wiener Kongreß, den Vormärz, die erste und zweite französische Revolution und die deutschen Einigungskriege bis zum Imperialismus und Kolonialismus vor dem Ersten Weltkrieg.

Das Material ist sorgfältig recherchiert, weitgehend datiert, teilweise auf den Monat oder Tag genau, und dabei erfreulich informativ kommentiert. In den umfangreichen Einleitungskapiteln zu jedem historischen Abschnitt und in zahlreichen Einzelerläuterungen ist es im sozialen und historischen Kontext gründlich und perspektivreich analysiert, oft sogar noch durch unterschiedlichste parallele Quellen abgestützt.

Die Lieder der Anthologie, die sich durchweg mit Militär und Krieg auseinandersetzen, begegnen ihrem Thema teils affirmativ, teils kritisch und sind dabei in ihrer Thematik und Chronologie ausgewogen und durchaus repräsentativ. So erfährt man, hört man, betrachtet, ja erlebt man eine ereignisreiche, schicksalsschwere Geschichte „von unten", aus der Sicht der Betroffenen. Dies ist ein denkwürdiger Blickwinkel, der manch überraschende Erkenntnisse vermittelt und der in der älteren Geschichtsschreibung und in der Geschichtspädagogik weitgehend ausgespart wurde. Für umfassende und tiefgreifende historische Erkenntnisse ist er jedoch unverzichtbar.

O9-ARU-884

9 783932 581144

CB 1114
ISBN 3-932581-14-8

CombiNo Verlagsgesellschaft mbH